Das

Volksleben in Steiermark

in

Charakter- und Sittenbildern

dargestellt

von

P. K. Rosegger.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Graz, 1875.

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Geleitbrief.

Dieſes Buch iſt mitten im Volke entſtanden, und zwar zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten. Die weſentlichſten Grundzüge desſelben ſind ſchon vor Jahren in meinen „Sittenbildern" zum Ausdrucke gelangt, in welchen ich ein, wenngleich ſkizzenhaftes, ſo doch in ſich und in ihrer Art abgerundetes Ganzes zur Darſtellung bringen wollte.

Vorliegendes Buch hat ſich weitere Kreiſe gezogen und tiefere Behandlung einzelner Gegenſtände zur Aufgabe geſtellt. Allerdings können ähnliche Werke, ob in engerem Kreiſe für ſich abgeſchloſſen, wie die „Sittenbilder", oder weiter ausholend und tiefer eindringend, wie dieſe Schrift, einen Anſpruch auf Vollſtändigkeit nicht machen. Die Volkselemente in ihren unendlichen Verſchiedenheiten und Abwechslungen können niemals erſchöpfend behandelt werden; jeder Verſuch, ſie als Ganzes darzuſtellen, iſt ſtets noch fragmentariſch geblieben.

Meine Aufgabe iſt, von einem kleinen, bislang noch wenig beachteten und kaum aus ſich hervorgetretenen Theil des deutſchen Volkes, von den Bewohnern der Steiermark ein möglichſt anſchauliches Bild zu geben. Dabei iſt zu

berücksichtigen die materielle Existenz, die Stellung, die Beschäftigung, die Seelen- und Gemüthszustände, die Ausdrucksweise, das geistige Leben im Liede, im Schwanke, in der Sitte und Sage und in religiöser Beziehung. Bei einer solchen Stofffülle ist es schwer, sich zu orientiren und gerade das Charakteristische herauszufassen. Typische Gestalten hervorzuheben und in sich abgerundete Lebensbilder zu zeichnen, schien mir in vielen Fällen als am zweckmäßigsten. Ich habe in meinen Schilderungen häufig die Form der Erzählung angenommen und hatte es hierin leicht, Charaktere darzustellen, mit denen ich im persönlichen Verkehre gestanden, Geschichtchen und Auftritte zu erzählen, die thatsächlich vorgefallen sind und vorfallen können. In solcher Weise glaubte ich die wesentlichsten Eigenarten meines Volkes am Besten und plastisch zum Ausdrucke zu bringen.

Meist habe ich mich in der Darstellung nur auf die gegenwärtigen Erscheinungen selbst beschränkt, ohne viel nach dem vereinstigen Ursprunge oder nach der heutigen Ausdehnung derselben zu fragen; das Eine sei dem Culturforscher, das Andere dem Statistiker belassen. Der Poet hat seine eigene Domäne. Leider sieht er in dieser Zeit sein Feld immer mehr und mehr schwinden. Die Ursprünglichkeit des Volksthums ist im Untergehen. Die durch alle Thäler ziehenden Eisenbahnen mit dem, was sie bringen und nehmen, ersticken, wenn auch nicht sofort den Kerncharakter der Bevölkerung, so doch die ungezwungenen Aeußerungen desselben, die alten Sitten und Gebräuche, Lieder und Sagen und schließlich selbst die alte Anschauungs-

weiſe. Manche Zuſtände, wie ich ſie in dieſem, ſtets der alten Sitte Rechnung tragenden Buche darſtelle, ſind ſchon heute verblaßt oder gefälſcht. Vieles derlei zu Grunde Gehende iſt allerdings ſo beſchaffen, daß wir es nicht beklagen wollen; aber damit fällt leider auch Anderes, echt Poetiſches, für das Gemüth Tiefbedeutſames, wofür der Geiſt der ſogenannten „fortſchrittlichen" Zeit keinen Erſatz zu bieten vermag.

Sind gleichwohl nur dieſe eben angedeuteten Factoren und die ſeeliſchen Eigenſchaften des Alpenvolkes die anmuthenden, ſo wird dem Liebhaber des Volksthümlichen und beſonders dem Culturhiſtoriker auch die Darſtellung des Derben, Rauhen und vielleicht ſogar Widrigen nicht unwillkommen ſein dürfen. Hat man es einmal mit den Elementen des Volksthums zu thun, ſo muß man Eines und das Andere nehmen, wie es ſich bietet.

Selbſtverſtändlich ſind für die örtliche Beſchränkung oder Ausdehnung des hier als „ſteiriſch" bezeichneten Volkslebens nicht die politiſchen Grenzpfähle maßgebend. Viele der Erſcheinungen werden durch die Beſchaffenheit und natürlichen Zuſtände des Landes bedingt und werden ſich demnach erſtrecken, ſo weit die natürlichen Verhältniſſe dieſelben ſind, alſo vielleicht mehr oder weniger über den ganzen Alpenzug. Andererſeits wieder iſt die Abſtammung maßgebend oder die Angrenzung an eine fremde Nationalität, die Vermiſchung mit derſelben u. ſ. w.

Ich habe allerdings nur mein engeres Heimatland Steiermark vor Augen, aus welchem ich die Erfahrungen

und Studien gezogen, die in meinen Schriften, besonders in den „Gestalten aus dem Volke“ (bei Gustav Heckenast, Preßburg) und in diesem vorliegenden Buche zum Ausdrucke gelangen.

Mögen denn meine volksthümlichen Schilderungen sich gegenseitig stets ergänzen, dereinst ein volles, poetisch geklärtes Bild geben und somit immerhin ihre guten Wege und Freunde finden!

Graz, im Frühling 1875.

P. K. Rosegger.

Erstes Buch:

Das Haus.

Eingang.

Der Städter hat ſelten Gelegenheit, die Tiefen des Volkslebens kennen zu lernen; er ſieht zumeiſt nur den Abſchaum desſelben. Die Landleute in der Umgebung der Städte ſind des reinen Volksthums völlig verluſtig; wenn auch nicht „angekränkelt von des Gedankens Bläſſe", ſind ſie doch angeſteckt von dem Raffinement, von der Affectation, von der Modeſucht und von ſehr, ſehr vielen anderen Fehlern der „Geſellſchaft", ohne aber deren Vorzüge zu theilen. Die Bauernſchaft in der Umgebung der Städte hat juſt ſo viel von den geſellſchaftlichen Formen und Elementen in ſich aufgenommen, als genug iſt, das Herz zu erſticken, jedoch viel zu wenig, um die Beſtie in ihm zu zähmen.

Eben ſo einſeitige Begriffe bieten uns die Landleute, mit denen wir in unſeren Krankenhäuſern und Gerichtsſälen bekannt werden. Das ſind die aus dem großen Naturganzen ausgeſtoßenen Partikeln. Es ſind faſt durchgehends Sendlinge des Jähzornes, der Völlerei, der böſen Luſt.

Wahrhaftig bösartige Charaktere treten uns in der Regel nur wenige entgegen. Der Gründe zum Falle ſind andere. Die Leute verfügen nicht über geiſtige Waffen, ſo ſchlagen ſie ihre Feinde eben mit den phyſiſchen; ſie kennen

keine geistigen Genüsse, so klammern sie sich an die leiblichen mit der ganzen Energie einer ungezügelten Leidenschaft. Und was entsteht daraus? Das Verbrechen, oder das Siechthum.

Allerdings stoßen wir auf unseren Marktplätzen und Straßen auch auf Verschlagenheit, Bosheit und Dummheit der Landleute; aber diese Eigenschaften sind die Ausnahmen und nicht die Regel — und gerade auf Märkten und Straßen tummeln sich diesmal die Ausnahmen. Es berührt uns ferner der Bauerntrotz unangenehm; wir wollen dem Manne sein Mißtrauen, seinen Eigensinn, seinen Egoismus nicht verzeihen. Aber denken wir einmal nach, was würde aus dem beschränkten und ungewitzigten Arbeiter nur werden, hätte er obige Eigenschaften nicht. Ein Spielzeug wäre er in der Hand eines jeden Narren; unter die Füße getreten würde er von einem jeden Taugenichts. Trotz, Mißtrauen und Zähigkeit sind des ungeschulten Mannes natürliche Waffen.

Allerdings schreckt uns endlich Rohheit und sinnlicher Uebermuth zurück, wenn wir den Fuß in eine Bauernschenke setzen wollen; Bigotterie und Aberglauben grinst uns aus allen Dörfern und Dorfkirchen schon von Weitem entgegen.

Das beobachten wir; nun glauben wir die Leute zu kennen, und flugs ist das drastische Urtheil fertig: „Eilf Ochsen und ein Bauer sind dreizehn Stück Rindvieh."

Doch, Stadt- und Landleben, Idylle und Weltcultur sind durch eine ewig unüberbrückbare Kluft getrennt; und wenn wir nur obige und ähnliche Factoren des Volkes kennen, so mißkennen wir das Volk auf die gröblichste

Weiſe, und haben auch gar keine Ahnung davon, was der Begriff „Volk“ heißt und bedeuten ſoll.

Es geht uns — ſagt Bogumil Golz — mit dem Studium des Volkes, wie mit dem Sternenhimmel. Der iſt uns das Vertrauteſte, das ſcheinbar Nächſte und doch das Geiſterfremdeſte und Entfernteſte. Von jedem Punkte aus bildet das Auge einen ſcheinbaren Horizont um ſich her, der ſich nirgends bewahrheiten will. Eine Grenze gibt es im Weltall ſo wenig, als in der elementaren Natur des Volkes. — Dieſes träumende, dämmernde, hinvegetirende, raſtlos ſchaffende und dann wieder in dumpfe Trägheit verſinkende, dieſes zwiſchen Blödſinn und raſender Begeiſterung jach wechſelnde, allen guten und ſchlimmen Eigenſchaften maß- und rückſichtslos hingegebene Volk, das Alles duldet, Alles erzeugt, und in einem Augenblicke thieriſcher Wuth Alles zerſtört und ſich ſelber zerfleiſcht — iſt die lebendige Fortſetzung der elementaren Gewalten, iſt die menſchgewordene Natur.

Es iſt etwas Heiliges, Unbegreifliches, was da im Volke liegt — ein wandlungsvolles, allgeſtaltiges und ſich doch ewig gleichbleibendes Weſen, ein myſteriöſer Zug, in dem wir den Weltgeiſt wohl ſpüren, aber nicht verſtehen.

Nichts iſt daher ſo ſchwer, als die richtige Beurtheilung des Volkes, beſonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeſchloſſenen, in den verlornen Bergthälern und tiefen Einöden leben. Studiren kann man ſie nicht, man muß ſie mit erleben mit ſeinem eigenen Fleiſch und Blute. Man muß Tag für Tag, Stunde für Stunde mit den Leuten umgehen, um ſie ganz zu verſtehen.

Nur in der Arbeit und Sorge iſt das Volk liebenswürdig, wahrhaft verſtändig und groß. Seine Leiden, ſein

Herzensglück, ſein Gottvertrauen, ſein Ahnen und Hoffen, ſeine Beſtändigkeit, ſeine Schwänke und ſeinen Humor muß man erfahren haben. Nützlich wäre es uns, ſich zuweilen in ſolche Elemente zu verſenken. Der rohen Volksnatur thut die Schule noth; der Gebildete aber ſoll das Natürliche, das Gemeine kennen lernen, ſoll bisweilen untertauchen im elementaren Leben; — das lehrt ihn erſt ganz, die Welt zu verſtehen und ſie zu genießen.

Wer ſollte es glauben, daß der Mann aus dem Volke ein ſo großer Lehrmeiſter iſt! Nur er verſteht es, ſein Leben, ohne zu klagen, in Armuth und Mangel hinzuſchleppen; nur er vermag das Schweigen der Vergeſſenheit zu ertragen; nur der Mann aus dem Volke wird den Ernſt des Lebens gewahr, er kennt die Handarbeit, die nimmer ruhen darf, ſoll er nicht hungern. Er kennt die Entſagung, er weiß, daß die Welt nichts für ihn hat und haben wird, als Arbeit und immer Arbeit, und wenn dieſe nicht, ſo Noth und Elend.

Und dennoch iſt er lebensfreudig!

Gelehrte Philoſophen ſagen es; Naturmenſchen üben es.

Ein großer, wenn auch roher und ungeläuterter, ſittlicher Schatz iſt in der Volksnatur aufgeſpeichert, ein unerſchöpflicher Vorrath der Urkraft, die den Ungeſchulten in ihrem rohen, den Geſchulten in ihrem raffinirten Zuſtande als Lebensmark dient.

Dem Bauersmanne mangelt oft jegliche Erziehung und Schulung, und er wird doch kein Taugenichts. Bildung iſt ihm verdächtig, weil ſie nur allzu oft nachtheilig auf ſeinen Stand wirkt. Bildung hat dem Bauernſtande ſchon ſo manche Kraft entfremdet. Wer was weiß und kann,

der ſtrebt was „Beſſeres" an, als in Gemeinſchaft mit den Rindern das Feld zu düngen, um mit dem Felde ſich und die Rinder zu ernähren. Der Bauernſtand mit ſeinen Beſchwerden, mit der Mißachtung, die er von ſo vielen Seiten heute noch erfährt, trotz der Deviſe: Alles durch das Volk und für das Volk! — er wird nur in unbewußter Weiſe ertragen; oder vielmehr ſeine geiſtige Kurzſichtigkeit bewahrt den Landmann vor Unzufriedenheit und Zerfahrenheit.

Daher die faſt elementare Abneigung gegen Schule und Welt.

Doch nicht allein die Unwiſſenheit, mehr noch die Heimatsliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiöſen und überhaupt zum Conſervativen, ſind die mächtigen Hüter der volksthümlichen Urſprünglichkeit.

Und auf dieſe der Welt gewöhnlich verborgenen Factoren wird vorliegendes Buch beſonders Rückſicht haben. Das conſervative und religiöſe Moment vor Allem muß in einer Charakteriſtik des Volkes Beachtung finden.

Die Tradition iſt des Landmannes Lebensnerv; die Religion iſt ſeine Seele und Seligkeit. Die Religion, ſie ſei ihm entweder aus der Vorzeit überkommen als Erbe der Väter, die in ihren Urwäldern den nordiſchen Göttern geopfert haben, oder ſie ſei aus dem Morgenlande gebracht oder aus der Stadt des Stuhles Petri aufgeladen worden: die Religion iſt des Landmannes, des Bergſohnes Hort, ſein geiſtiges Leben und ſeine — Erholung. Dem Landmanne iſt es gegeben, daß er die Sitten der Heiden mit dem Cultus der Chriſten vereine; der Landmann verehrt nebſt dem Sacramente ſeine Hausgötter und opfert ihnen durch alle Zeiten ſeines Jahres und Lebens.

Aberglauben nennen wir das Treiben, wenn der Landmann seine Felder mit Weihwasser und Weihrauch besegnet, wenn er böse Gewitter mit Metallglöcklein verscheuchen will, wenn er die Osterfeuer anzündet zur mitternächtigen Stunde, wenn er in der Christnacht den Bösen beschwört, wenn er zum Erntefest drei Korngarben verbrennt, wenn er die Stürme mit Mehl und Früchten füttert, um sie zu sättigen und zu beruhigen u. s. w.

Aber wer kann sagen, wo der Gottesdienst endet und der Götzendienst beginnt?

Auch ich habe vor des Landmannes Hausaltären gekniet, ohne heute noch zu wissen, ob ich Gott oder Göttern gedient; ich habe mich geübt in Glauben und Aberglauben; ich habe mit meinen Landsleuten im Gebirge die Hauptmomente des Lebens und die Feste des Jahres gefeiert, habe mit ihnen gebetet, gescherzt, gejauchzt, gestritten, gelitten, gesündigt.

Noch heute ist mein Herz bei den Bewohnern der Berge. Ich bin aus diesem Volke nur hervorgetreten, um euch, meine Leser, die fremden Volksfreunde, in dasselbe einzuführen.

„Gott besegne den Eingang!" steht es geschrieben über der Pforte des Hauses. — Ehe wir jedoch offenen Auges und warmen Herzens in dasselbe treten, sei durch folgendes Bildchen ein Blick auf sein Entstehen gestattet.

Hausſegen.

Der Rigler auf der Höh' baut ſich ein Wohnhaus. Man kann die Hammerſchläge und das Schreien der Arbeiter und das Kollern der Holzſtücke ſchon von weitem hören und der Wald jenſeits der Schlucht macht alles nach. Und der baut doch kein Haus; er ſteht nur da und ſieht zu und verſucht das Kollern und die Hammerſchläge und ſelbſt das Lärmen der Leut', damit er alles kann, wenn an ihn einmal die Reihe kommt, den Menſchen ein Haus zu bauen.

Wir ſind durch den Wald und ſehen nun den neuen Bau. Er iſt ganz von Holz, aber in der Sonne ſieht er golden aus und ſteht gar ſtolz da und auf den Gerüſten eilen Arbeiter hin und her und tragen und ſchieben Balken. Auf dem Dachſtuhle klettern Andere und ſchlagen und hämmern, und ganz oben am Firſte ſteht auch Einer und hält einen grünen Baumwipfel, an welchem bunte Bänder flattern, und ſchwingt ihn und jauchzt auf und ſchießt eine Piſtole ab und — nun wird plötzlich alles ſtill, die Leute legen ihre Werkzeuge aus der Hand und entblößen die Häupter.

Da erhebt Der auf dem Dach in der Rechten feierlich ein volles Weinglas und mit lauter, kräftiger Stimme ſpricht er den Hausſegen:

„Gott beſchütze dieſes Haus!
Glück herein, Unglück hinaus!
Jedem, der vorüber geht,
Das Haus zur Einkehr offen ſteht.

Und wer drinnen, bleibe frisch und gesund
Und stets gesegnet viel Tag und Stund;
Sanct Florian beschütz' euch all',
Das Korn im Kasten, das Vieh im Stall.
Die scheckigen Küh', die braunen Kalben,
Die treibt fein lustig auf die Alpen;
Dort oben gibt es grüne Wasen,
Thun Küh' und Kalben friedlich grasen!
Ich rufe an den heiligen Erhardi,
Den heiligen Patrizi und Medardi,
Und ich lade sie ein ins neue Haus
Und Maria Mutter Gottes auch;
Und die heiligste Dreifaltigkeit
Zum Schutz und Segen in Ewigkeit!"

Und wie der Mann den Spruch zu Ende gesagt, da trinkt er das Glas aus in einem Zuge, schwingt es und schleudert es nieder auf das grüne Erdreich.

Da krachen die Böller, da jauchzt und jubelt Alles drein und der Mann auf dem Firste steckt den bunten Wipfel auf den Giebel.

Und erst, wenn das herabgeworfene Glas ganz geblieben, ist des Jauchzens und Hutschwenkens kein Ende — denn das bedeutet viel, das bedeutet ein ganz besonderes Glück für das neue Haus — etwa eine goldene Hochzeit oder gar eine Priesterweihe!

Das neue Gebäude steht eigentlich auf einer Brandstatt.

Vor einem Jahre noch stand hier das alte Haus mit dunkelbrauner Holzwand und weit vorspringendem Strohdach. Der Vater des Urgroßvaters hat es gebaut, doch es war noch glatt und fest und wäre auch noch gestanden für Enkel und Urenkel. Aber es mußte Geld versteckt gewesen sein unter dem Strohdache; — gerade in der Christnacht war's, nach dem „Rauchen", und die Leute saßen just beim Abendmahle und erzählten sich Geschichten von der „Mettenstund", wie da das Vieh redet

und in den Häusern verborgenes Silbergeld verstorbener Personen zu brennen beginne — da hörten sie oben auf dem Dachboden schnalzen, als ob jemand Späne breche. Die Leute sahen sich starr an und die Löffel blieben ihnen in der Schüssel oder im Munde stecken — das müsse ein Gespenst sein; doch schon springt die Thür auf, der Nachbar stürzt herein: „Jesus Maria, so rührt's euch, das Haus brennt!" Ei freilich rührten sie sich nun, aber nur, daß sie sich selbst retteten; in einigen Stunden war alles vorbei und als draußen im Dorfe unter Musik und Glockenklang der freudenreiche Mitternachtsgottesdienst begann, standen sie beim Rigler auf der Höh' weinend und klagend um den Gluthaufen und hatten nun kein Haus und Heim zum Christfeste.

Aber die schweren Zeiten sind vorübergegangen — und heute steht, wie wir sehen, ein neues Gebäude da, stolzer und größer als das alte, und der wehende Wipfel auf dem First, der bedeutet Hoffnung, frische, reiche, heitere Hoffnung!

Lustig schieben und ziehen und heben und hämmern die Arbeiter, und die Bäuerin backt in der nebenan aufgeschlagenen Bretterhütte das reichliche Mittagsmahl; da schreien Die auf dem Dache plötzlich: „Hallo, Hallo! die Buttertragerin!" und niederklettern sie vom Gerüste, und alle lassen ihre Aexte und Hämmer fallen und steigen zu Boden, eilen in die Hütte, raffen Töpfe, Pfannen, Kübel, Blechwerkzeuge und was sie sonst Klingendes und Schrillendes erwischen können, zusammen und stürzen damit davon.

Einem Weibe eilen sie entgegen, welches langsam mit einem großen verdeckten Korbe auf dem Kopfe des Weges herankommt. Es ist eine Magd aus der Nachbarschaft und

bringt den Bauenden Schmalz und Butter zum Geſchenke und zum Hausſegen.

Wenn nämlich ein Bauer einen neuen Bau aufführt, iſt es Haus oder Stall oder Scheune oder Mühle, ſo ſchickt ihm jeder Nachbar, gleichſam zum Glückwunſche, Schmalz und Butter, um die Arbeiter damit leichter verköſtigen zu können. Deshalb kommen dieſe dem Boten ſo freudig entgegen und geben ihm mit Muſik und Geſang das Geleite bis zur Hütte oder zum Hauſe des Beſchenkten.

Das iſt denn ein ſeltſamer Zug. Voran geht ein Burſche mit der Fahne, welche ohne Stange genau einem Sacktuche gleichen würde; dieſem folgen die Muſikanten mit den erwähnten Inſtrumenten ſchellend, trommelnd und polternd, und zwar mit einer außerordentlichen Friſche und Luſtigkeit und doch ohne alle Noten. Nach dieſen kommen zwei eifrige Straßenkehrer, welche mittelſt Küchenbeſen den Weg ſäubern, und nun folgt die Prieſterin mit dem Allerheiligſten — die Magd mit der Butter. Und iſt wohl gar noch Schuljugend da, ſo beſchließt dieſe jubelnd den Zug. Um nach alldem etwaige, oft nicht zu vermeidende Lücken in der Muſik auszufüllen, finden ſich immer noch ein paar bellende Hunde.

So bewegt ſich der Zug gegen das Haus, und erſt, wenn die Magd des Nachbars die Laſt in die Hände der Bäuerin gelegt hat, verſtummt der Lärm, welcher ſich aber neuerdings erhebt, ſobald die Butterträgerin nach einer eingenommenen Jauſe das Haus wieder verläßt.

Der beſchenkte Theil hat für den „Hausſegen" in einigen Tagen ein Gegengeſchenk zu machen, welches meiſtens in einem Korb Krapfen beſteht.

Auf dieſe Art wird der Bauende von der Nachbarſchaft mit eßbarem Rathe genügend verſorgt, und je öfter den Butterträgerinnen das Geleite zu geben iſt, deſto luſtiger werden die Arbeiter und deſto mehr Glück und Segen wird in die Fugen der Holzwand gezimmert.

Es iſt ein eigenes Treiben, wenn ſie ein Haus bauen; feſtlich geht es dabei her und geheimnißvoll; — und das wiſſen die Stadtbauleute nicht, daß man den erſten Grundſtein eines Hauſes mit keinem Hammerſchlag berühren darf, daß man ihn liegen laſſen muß, wie er zuerſt auf den Boden kommt, auf daß der neue Bau feſtſtehe und kein Griff, kein einzig Werk darin umſonſt gethan werde; — und das wiſſen ſie auch nicht in der Stadt, daß man (wie es in einigen Gegenden gebräuchlich) an den vier Ecken des Hauſes geweihte Weidenzweige einzimmern muß, zum Schutze gegen die vier Elemente. Wer z. B. nur eine der vier Ecken vernachläſſigt, der wird zwar von drei Elementen verſchont, doch dem vierten iſt er ausgeſetzt, entweder dem Feuer, dem Waſſer, dem Sturme oder dem Erdbeben.

Darum wird, von der erſten Grundſteinlegung bis zum Einzug in den neuen Bau, nichts verſäumt, was da ſeit uralten Zeiten beſtanden und hergebracht iſt.

Und nun:

Glück hinein, Unglück hinaus!
Gott beſchütze dieſes Haus!

Haus und Heim.

Ueberſicht.

Wenn uns ſchon der Zuſtand der Dorfkirche maßgebend iſt für die Höhe der Cultur, der ethiſchen und

ästhetischen Entwicklung einer Gemeinde, so ist es uns um so viel mehr das in sich abgeschlossene Gehöfte, die einsame Waldhütte, freilich wohl oft blos durch die Laune des Zufalls und der natürlichen Verhältnisse zusammengewürfelt, zum öftern aber doch aus dem Herzen der Bewohner herausgewachsen und dem Geiste alter Sitten angemessen. Die Wohnungen des Volkes sind oft die treuesten Verkörperungen seiner Seele. Ich bemerke dieses, weil dadurch Manches eine Begründung erfährt, was wir uns in den Zuständen der Wohnungen des Landvolkes gegenüber unseres heutigen Culturzustandes nicht zu erklären vermögen.

Um alle wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Hauses anschaulich zu machen, darf ich keines aus dem Kirchdorfe oder gar aus einem Marktflecken, ebenso wenig aber auch aus dem Flachlande der nichtdeutschen Bevölkerung herausgreifen, sondern ich muß den Leser in ein in sich abgeschlossenes Gehöfte führen, in ein Gehöfte, dessen Zustände und Bewohner sich seit Jahrhunderten gleich geblieben sind, trotz der modernen Cultur, die draußen auf Eisenbahnen und Heeresstraßen stetig neugestaltend durch das Land zieht. Die einzeln stehenden Feld- und Waldgehöfte bilden in Steiermark auch die Mehrzahl und somit den Durchschnitt der Zustände des steierischen Bauernhauses.

Wenn wir durch eines der schönen Thäler Obersteiermarks wandern, so sehen wir zwischen Wiesen und Aeckern über einem Hügel her ein paar alte, hohe, buschige Fichten oder Tannen aufragen. Näher kommend erblicken wir unter diesen Bäumen die schimmernden Bretter- oder Schindeldächer eines Gehöftes. Es steht gewöhnlich auf einer jener hügelartigen Erhöhungen, wie sie durch viele

Jahrhunderte her aus den Schluchten und Gräben der Gebirge hervorgeschwemmt wurden.

Diese Hügel bilden die sichersten Grundfesten und die hier ausmündenden Schluchten sind die besten Wege für Holz und Streu, welches aus dem Gebirge hervorgeholt werden muß. Freilich suchen sie die Ansiedlung der Menschen zuweilen auch mit einer Ueberschwemmung heim, aber das ist schon so im Leben, daß Vortheil und Gefahr sich stets die Hände reichen.

Oft lehnen sich die Gehöfte auch an südliche Berghänge, um vor den schädlichen Nordwinden geschützt zu sein und im Frühjahre den Lenz aus erster Hand von der Sonne zu erhalten, wenn im Thale und an nördlichen Hängen noch lange der Schnee liegt. An der West- oder Nordseite des Gebäudes steht stets ein „Schopf" Bäume, mit mächtigem, verknorrtem, verfilztem Geäste; er dient als Schutzwall gegen Stürme und als Blitzableiter. Solche Bäume sind entweder die letzten Reste des einstigen Urwaldes, welche sich die Ausreuter zum Schutzmantel für Kind und Kindeskind aufbewahrt haben, oder sie sind von späteren Bewohnern des Anwesens für diesen Zweck gepflanzt worden. Unsere Voreltern scheinen die Bedeutung des Baumes besser verstanden zu haben als unsere heutigen Landwirthe; heute fällt es dem Bauer nicht ein, zu Grunde gerichtete oder altershalber absterbende Waldbäume durch junge Sprößlinge zu ersetzen, und die Bemühungen des Ackerbauministeriums, der landwirthschaftlichen Vereine und der mit der Pflege des Waldes sich beschäftigenden Personen haben bisher wenig Erfolg gehabt.

Das Gehöfte ist stets von dem mit einem Holzzaun begrenzten Anger umgeben, an welchen sich die Wiesen, Felder oder der Wald reihen.

Das Gehöfte besteht aus dem Wohnhause, den Stallungen, Scheunen, Wagen- und Werkzeugschupfen und dem Feldkasten.

Diese Gebäude bilden in ihren Stellungen entweder einen „Ringhof", in welchem sie im Kreise einen freien Raum, den „Hof", einschließen, oder die Stallungen und Scheunen stellen einen einzigen Bau dar, in welchem Falle sie dann „Marstadl" genannt werden. Diese letztere Art ist die neuere; Ringhöfe werden nur selten mehr gebaut.

Man sieht es, der Ringhof hat einen mittelalterlichen, burgartigen Charakter, den die Erbauer den Burgen ihrer Lehensherren abgelauscht haben mögen. Zudem war ein solcher Hof seine eigene Schutzmauer gegen die Raubthiere sowie gegen herumstreichendes Gesindel. Ferner entsprach diese Form am besten der inneren Eintheilung solcher Stallungen, auf die wir später zurückkommen werden.

Das Wohnhaus des Landmannes ist in Gebirgsgegenden von ziemlich bedeutendem Umfange; es ist stets aus Holz gezimmert, mit Steinen roh untermauert und mit Brettern, oder, und das gewöhnlich bei Huben, Maierhöfen, die größeren Herrschaften zugehören, mit Schindeln eingedeckt. Das Bauholz ist von Fichten- oder Lärchenstämmen; es ist in den älteren Gebäuden zumeist noch frisch erhalten, während es in neueren verhältnißmäßig viel früher zu morschen beginnt. Der Grund dafür ist, daß man einst reife, kräftig ausgewachsene Baumstämme nahm, während man in unserer Zeit schon den jugendlichen Wald

zu Bauholz niederſchlägt, und die noch nicht genug verhärteten Faſern auch zu wenig austrocknen läßt, bevor man ſie in die Zimmerung bringt.

Die Ecken der Zimmerung, der „Schrott", in welchen die glatt und viereckig gehauenen Bäume ineinander greifen, ſind, beſonders bei älteren Bauten, ſehr genau und zierlich gefalzt und geben ſo der Außenwand einen netten Rahmen.

Die Fenſter der Stube ſind zumeiſt ausgetäfelt, die übrigen, als die Küchen- und Kammerfenſter, aber nicht; erſtere ſind überhaupt zierlicher und größer als letztere.

An den alten Häuſern findet man die Fenſter ſehr klein, ſie laſſen nur das nothdürftige Licht in die Räume; es wurden dadurch die großen Glastafeln und Fenſtergitter erſpart und es hatte Wind und Kälte weniger Zutritt. In den Hütten ſind die Fenſter oft nur mit Papier verklebt.

Mehr Aufmerkſamkeit wendete man ſchon den Thüren zu, obwohl bei vielen noch die hölzernen Klinken belaſſen ſind. Beſonders viel hält der Bauer auf die äußere Thür. Wenn ſie auch bei vielen Häuſern eine roh zuſammengenagelte Bretterwand iſt, ſo hat ſie doch wieder bei anderen eine ganz geſchmackvolle Vertäfelung. An der äußeren Thür findet man häufig den „Hausſegen des heiligen Apoſtels Jakobus" genagelt, oder eine Menge kleiner Holzkreuzchen. Es wird nämlich alljährlich am Kreuzerfindungstage aus Weidenzweigen, die am Palmſonntage geweiht worden, ſo ein Kreuzchen geſchnitzt und an die Thür geheftet; das iſt ein Bannzeichen gegen jegliches Unglück, beſonders gegen die Ungewitter. Das Unglück geht an ſolchen Kreuzchen

vorüber, wie der Würgengel an den mit Blut beſtrichenen Thüren der Iſraeliten vorüber gegangen iſt.

Das Dach hat den Winkel von beiläufig 45 Grade; es ſteht über die Wände weit hinaus und bildet ſo ein Vordach für Geräthe oder Brennholzſtöße, welche als Wintervorrath am Hauſe aufgeſchichtet werden. Am vorderen Giebel bildet das Dach eine Art Schild für den „Gang", der ſich in Form eines Balkons an der Wand hinzieht. Dieſer Gang wird von den Bodenräumen heraus betreten und dient zum Trocknen von Kräutern und der Wäſche. Die Brüſtung iſt meiſtens mit zierlich geſchnitzten, aufrechtſtehenden Brettchen eingelegt und gibt ſo dem Gebäude ein ſchweizerhausartiges Ausſehen. Von dieſem Gang ruft die Bäuerin zu den Mahlzeiten die Leute vom Acker heim.

An der Windkehrſeite des Daches ragt der Rauchfang, meiſt ganz einfach aus vier Brettern zuſammengenagelt, hervor. Er hat eine etwas ſchiefe Richtung, und oben unter ſeinen Dachbrettchen vier halbrunde Lücken. An den Dachgiebeln iſt entweder ein Knopf aus Holz oder ein Kreuz. Der erſte, der dieſe Formen angewendet, hat dabei wohl an die Kuppel oder das Kreuz ſeiner Pfarrkirche gedacht.

Scheunen ſind gewöhnlich ohne ſolche Giebelverzierung.

Noch erwähne ich die weißen Schußſcheiben, welche bei vielen größeren Häuſern mit Kugeln beſpickt oder durchlöchert an der Wand haften. Es wurde in Steiermark in den früheren Jahren viel Scheiben geſchoſſen, jetzt aber ſcheint den Leuten dieſes Vergnügen zu koſtſpielig geworden zu ſein, und ſie begnügen ſich in vielen Gegenden nur mehr mit den Erinnerungszeichen an dieſes vornehme Spiel; die Scheiben an der Wand ſind ſomit ein Zeichen früheren

Wohlstandes. Zuweilen ist auch ein aus Brettern geschnitzter Hirsch an die Wand genagelt; das bedeutet, daß dem betreffenden Hof das Jagdrecht zugetheilt ist, oder war.

Nun treten wir in das Haus. Da kommen wir von dem harten „Antrittstein" gar auf weichen Grund, denn der Fußboden des Vorhauses, die „Lauben", ist oft nur aus braunem Lehm getreten, ein Stein- oder Holzboden ist nur in besseren Häusern. Die Lauben dient in den meisten Höfen auch als Zeugkammer, und man sieht, wie an den Wänden die Hacken, Aexte, Spaten, Hauen, Sägen u. s. w. herumhängen. Gegen die Vorderseite des Hauses haben wir den Eingang zur Gesindestube und zur Küche gegen die Rückseite sind die Thüren zum Keller, zur Mägdekammer und zum Stübel.

Auch befindet sich im Vorhause die Stiege auf den Dachboden. Die Lauben, welche, nebstbei bemerkt, oft nur durch ein einziges Fensterlein ihr spärliches Licht erhält, bisweilen auch blos durch die offene Thür beleuchtet werden muß, ist also das Centrum des Hauses, in welches alle Räume münden.

Die Gesindestube ist der größte Raum des Hauses sie hat zwei Thüren, wovon die eine in die Lauben, die andere in die Küche führt. Sie wird von 5—6 Fenstern erhellt. Beiläufig einen halben Meter über den Fenstern zieht sich an der Wand eine mäßig breite Holzleiste hin, welche als Gestelle für kleine Geräthe dient. Rings an den Wänden sind Bänke angebracht, unter welchen die Knechte ihre Schubladen für Schuhnägel, Hammer, Zange u. s. w. haben. Die Wände, wie auch die Bänke, Stühle u. s. w sind meist weiß gescheuert, oft auch mit einer braunrothen

Farbe überstrichen, um den Holzwurm und die Vermorschung zu verhüten. Der Fußboden oder das „Flötz" ist von dicken Brettern, sowie auch die Bodendecke, die durch den Ruß der Späne und das oftmalige Scheuern mit dem Besen meist eine glänzend schwarze Farbe hat. Auf den Thüren stehen mit Kreide gezeichnet die „heiligen drei Könige", welche jedes Jahr am Dreikönigstage erneuert werden. Und daneben, an dem Thürpfosten, hängt ein thönernes, grünglasirtes Weihwassertöpfchen. Ueber einer der Thüren ist ein Schubfensterchen angebracht, um an Backtagen Dunst und überflüssige Hitze hinauszulassen. Unweit der Thür befindet sich auch der Rollnagel für das „Abwischtuch", welches des Morgens bei der Toilette stets von dem ganzen Gesinde benützt wird.

In der Ecke zwischen den beiden Thüren steht der große, gemauerte und mit grünen Kacheln eingelegte Ofen. Er dient, außer zum Backen des Brotes und im Winter zur Erwärmung der Stube, auch zum Dörren von Getreide, das in die Mühle kommt. Ohne diese Zubereitung ist das Korn gewöhnlich zu feucht, als daß die oft etwas gar einfache Mühle aus demselben ein feines, weißes Mehl zu Stande brächte.

Um den Ofen zieht sich die Ofenbank und das Ofengeländer. Das ist die eigentliche Heimstätte der Großmütter und ihrer Märchen und der traulichste Platz im ganzen Hause. Auf der Ofenmauer steht der Salzstock, oder liegen die Leuchtspäne, auf daß sie gehörig trocknen mögen.

Neben dem Ofen, unmittelbar von der Vorhausthüre hinein, steht ein Bett. Es ist stets hoch geschichtet; die Bäuerin setzt ihren Stolz darein, recht hoch zu schichten.

An der hölzernen Kopflehne iſt der „ſüße Namen" und die Jahreszahl der Zimmerung des Bettes gemalt.

Wenn das Stübel an der Rückſeite des Hauſes zur Mägdekammer verwendet wird, ſo hat der Bauer ſeinen Haupt- und Familienſitz ganz in der großen Stube, und das Lager in derſelben iſt alſo das Ehebett. Unter dieſem Bette iſt ein zweites, in Form einer Schublade bereitetes Bettchen für die Kinder.

Neben dem Bette prangt der braun angeſtrichene Uhrkaſten mit der Schwarzwälderuhr.

Nun ſteht etwa noch ein Kaſten in der Stube, an welchem viele Roſen und rothe Vögel mit grünen Flügeln gemalt ſind.

Dann aber kämen wir zu dem Heiligthume des Hauſes, zum Tiſch und Hausaltar. Mancher Bauer iſt ſtolz auf ſeinen ſchönen, großen, glatten, ſtets rein geſcheuerten Tiſch, der oft ein wahres Tiſchlerkunſtſtück iſt. Er iſt ſtets aus hartem Eſchenholz gearbeitet, und feſt und behäbig ſteht er da auf ſeinen halbrund gebogenen Füßen; er hat ein maſſives Ausſehen, und wenn er irgend einmal nothwendig einen zollbreit bei Seite gerückt werden ſoll, ſo bringt's Einer kaum zu Weg', es müſſen Zwei zuſammenhelfen.

Neben dem Tiſch ſteht die „Siebel", eine altmodiſche ſchmale Truhe mit einer Sitzlehne über der Decke. Und an der Tiſchecke iſt der Hausaltar. Derſelbe beſteht aus Heiligenbildern, bunt, unbehilflich und oft unendlich naiv auf Glas gemalt, mit ſchwarz angeſtrichenen Rahmen. Auf dem Eckbrettchen ſteht ein ſtets ziemlich rußiges Crucifix aus Holz und Pappe, in demſelben ſteckt ein geweihter Weidenzweig vom Palmſonntag her. Von der Herbſtzeit

da das Korn eingeheimst worden, bis zu Weihnachten und länger hinaus, befinden sich auf dem Hausaltare auch drei volle Kornähren, gleichsam der Gottheit zum Dankopfer geweiht. Hat der Bauer Obstbäume, so verehrt er seinen Hausgöttern gerne auch ein Paar Aepfel.

Dann findet man hinter einem der Bilder den nur in Steiermark bekannten „Neuen Bauernkalender" mit seinen originellen Bildern und Hieroglyphen. (Diese Gegenstände werden weiter unten eine eingehendere Behandlung erfahren.)

So treten wir nun hinaus in die Küche. Es ist gerathen, die Thür möglichst rasch zu schließen, denn sonst schlägt, wenn auf dem Herde das Feuer brennt, der Rauch in die Stube. Der Feuerherd sieht aus, wie er vor tausend Jahren ausgesehen haben mag: ein etwas geebneter, mit einem Holzreif umspannter Steinhaufen, auf welchen ein Stößchen Holz gelegt und angezündet wird. Um dieses etwas matte, langsam brennende Feuer werden nun die Häfen und Töpfe gestellt, auf daß die Speisen kochen. Neben der Feuerstätte ist das Ofenloch, welches, wenn kein Feuer im Ofen, mit einem blechernen oder hölzernen Deckel geschlossen wird. Ueber dem Herde hängt der Rauchmantel, der „Feuerhut", ein aus Stroh geflochtener und dicht mit Lehm überzogener Verschlag, der den Rauch in sich sammelt und ihn durch ein Fensterlein über der Thür dem in der Lauben aufsteigenden Rauchfange zuleitet Es ist ein recht natürlicher Weg, den die Flamme durch den meist mit Harzruß überzogenen Feuerhut und Rauchfang nehmen könnte, um hinauszutanzen auf das Bretter- oder Strohdach. In der Nähe des Feuerhutes ist eine „Asen" zur Trockenlegung des Brennholzes angebracht. Unter dem Feuer-

herde, in einer Niſche, befindet ſich der Hühnerſtall, deſſen Bewohner übrigens in der ganzen Küche, ſoweit es der Rauch erlaubt, freien Spielraum haben. Unweit des Herdes iſt der „Saukeſſelofen" zum Abkochen des Schweinefutters.

In der Ecke gegenüber dem Herd ſteht der Backtrog, oder ein Bett, das aber zur Tageszeit mit einer Holzdecke überlegt iſt. Dieſe Holzdecke thut als Nudelbrett gute Dienſte.

Die Wände der Küche ſind ſtets rußig, ſchwarz und die kleinen Fenſterſcheiben meiſt gelblich angelaufen von dem ewigen Rauch.

An der Wand hinter der Thüre befindet ſich der Waſſertrog; in neuerer Zeit ſind die Bauern erfinderiſch geworden, und leiten das Waſſer von dem Brunnen im Hofe mittelſt einer Rinne, zuweilen gar einer Röhre, durch die Wand in die Küche. Bei dem Troge ſteht irgend ein Waſſerſchaff und darüber hängen in maleriſcher Unordnung die Küchengeräthe.

Dann wäre noch der Speiskaſten zu erwähnen, der in einem oder dem andern Winkel ſteht, und die Vorräthe für die nächſten Tage: Mehl, Schmalz, Speck, Fleiſch u. ſ. w. birgt. (Die eigentliche Vorrathskammer iſt der Feldkaſten. Davon weiter unten.)

In den entlegeneren Gegenden, aber auch in den Hügeln der mittleren Steiermark, findet man noch viele alte Häuſer, in welchen Küche und Geſindeſtube ein einziger Raum iſt; das ſind die ſogenannten „Rauchſtuben". Von Reinlichkeit, oder irgend einer Bequemlichkeit kann in ſolchen Häuſern wohl keine Rede ſein; da noch dazu auch der Rauchfang gewöhnlich ſchlecht angebracht iſt, ſo werden die Leute entweder von dem ſtetigen Rauch des Herdfeuers halb „geſelcht", oder wenn ſie Thür und Fenſter in allen

Angein öffnen, ſo haben ſie den Luftzug und im Winter die Kälte in der Stube. In den Bauernhäuſern wird oft auch faſt den ganzen Tag geheizt, da wird außer der gewöhnlichen Kochzeit entweder Brot gebacken, oder Schweinfutter, oder Kälbertränke geſotten, oder es muß der Ofen erhitzt werden, um das für die Mühle beſtimmte Korn zu dörren. So waltet nun ein fortwährender Rauch in der Klauſe, bis in die ſpäte Abendſtunde hinein, und man wundert ſich nur, daß manche Küchenmagd noch ſo friſch und blühend ausſieht.

Solche Rauchſtuben waren eben viel billiger herzuſtellen, als die abgeſonderten Räume; da erſparte man nicht allein die Zwiſchenwand, ſondern auch den Kachelofen und viel Holz, welches ſonſt zur Erwärmung der Stube nothwendig war. Wenn man aber bedenkt, daß an ſolche Rauchſtuben häufig für die „Bauernleut", wie der Hausbeſitzer und ſeine Familie genannt werden, noch ein Nebenſtübel angebaut iſt, welches eigentlich nichts iſt, als eine verkleinerte Stube, wie ſie oben beſchrieben worden, und daher ebenſo viel Herſtellungsarbeit und Brennmaterial koſtet, ſo ſieht man, daß Erſparungsrückſichten für dieſe Eintheilung kein Grund ſind. Sonſt bietet die „Rauchſtube" auch keine Vortheile, wohl aber viele Nachtheile. Zudem muß ſie zumeiſt als Schlafkammer, Krankenſtube u. ſ. w. benützt werden, wozu ſie mit ihrem Rauch und Dunſt, mit ihren offenen Fenſtern und Thüren, mit ihrem Lärm doch ganz ungeeignet iſt. Die meiſten ſolcher Häuſer werden aber ſehr alt, weil die Wände durch den Rauch und den nothwendigen Luftzug vor Fäulniß bewahrt ſind. Heute werden Bauernhäuſer mit Rauchſtuben nicht mehr gebaut.

In dem Keller des oberſteieriſchen Bauers findet ſich oft nicht ein einziges Faß, außer es herrſcht Luxus, dann iſt ein Fäßchen Eſſig in Vorrath, um damit etwa die Bohnen und den Salat zu bereiten, was ſonſt nur mit Milch, Speck und Oel zu geſchehen pflegt. In dem Keller iſt der Vorrath von Erdäpfeln, Gartenrüben, Sauerkraut, Milch, Butter, Schmalz u. ſ. w. Dieſe Dinge müſſen zur Winterszeit oft mit Stroh überdeckt werden, weil der Keller nur ſelten unterirdiſch, und daher der Kälte ausgeſetzt iſt. Der Keller hat wohl gemauerte Wände, aber ſelten eine gewölbte Decke

In der Mägdekammer haben wir eigentlich nichts zu ſuchen; man findet in derſelben außer einigen ziemlich rauhen Betten nicht viel, man müßte ſich denn für die „Bellerpreferln" und andere Heiligenbilder intereſſiren, die über den Betten zum Schutze gegen die „Trud" und unterſchiedliche Anfechtungen aufgehängt ſind. Daß an der Kammerthür das grünglaſirte Weihwaſſertöpfchen nicht fehlt, verſteht ſich von ſelbſt.

Schlafen aber die Mägde in der Küche oder im Stall oder in der Futterkammer, und iſt hier in dem Hintertheile des Hauſes das „Bauernleutſtübel", ſo ſieht es ſchon anders aus. In dem Bauernleutſtübel herrſcht eine gewiſſe Eleganz, da iſt Alles glatt und weiß, da ſind die Wände, die Käſten ungemein reinlich, da findet man ſogar einen Schubladkaſten mit glänzenden Meſſinghenkeln, und auf demſelben häufig auch eine „Stockuhr". In dieſem Stübel ſchlafen dann die Bauernleut, oder die Handwerker, oder etwaige Gäſte.

Auf dem Dachboden iſt eine halbdunkle Oede, da ſieht man ſonſt nichts als die röthlichbraune Verſchalung

und eine Menge von Truhen und Kästen, und einige Betten. Hier haben die Dienstknechte ihre Schlafstätte. Auch gibt es auf dem rückwärtigen Dachboden finstere Winkel, die zu Rumpelkammern benützt werden. Vom Dachboden geht eine Thüre hinaus auf den „Gang".

Die Wirthschaftsgebäude. Die Stallungen und Scheunen schließen entweder in einer kreisförmigen Stellung einen Raum, den Hof, ein, der „Ringhof" heißt, oder sie sind in einem einzigen, viereckigen Bau aufgeführt und tragen den Namen „Marstadl".

In der ersteren Art, dem Ringhof, ist die Stallung in zahlreiche kleinere Räume, gleichsam in Zellen, abgetheilt, in welchen je zwei und zwei Rinder stehen. Mitten in einer solchen, etwa 5—6 Geviertklafter großen Zelle steht die Futterkrippe, die in mehrere Fächer, für verschiedene Futtergattungen abgetheilt ist. Die Rinder stehen nicht an Ketten, sie können frei um die Krippe herumlaufen und vermögen sich also vor einander zu schützen. Ein solcher Raum für zwei Ochsen oder Kühe heißt „Krippenstall". Diese Stallungen sind nicht durch Thüren mit einander verbunden, ihr Ausgang führt direct in den Hof. Für Kälber sind eigene Behälter angelegt. Die übrigen Räume, wie Schaf-, Schweinställe, Scheunen und Futterkammern, haben nichts Eigenartiges. In der Tenne steht der „Schneißstock" zum Auskörnen der Garben, und hängen an den Wänden noch die Dreschflegel, welche indeß immer mehr von den Dreschmaschinen verdrängt werden. Aber allgemeiner als diese sind bereits die Futter- und Krautschneidmaschinen; ferner findet man eine Windmühle nach neuerer Einrichtung fast in jeder Tenne.

Im Hof ſind meiſt Streuſtöße und Düngerhaufen aufgeſchichtet; außerdem dient dieſer Raum als Tummelplatz für die Heerde, für das Einjochen und Anſpannen der Zugochſen u. ſ. w.

In der neueren Art, dem „Marſtadl", iſt der Stallraum ein einziger, großer; da iſt an den Wänden hin der lange Futterbarren, an welchem die Rinder der Reihe nach an Ketten ſtehen. Dieſer Raum hat im Verhältniſſe weniger Oeffnungen für den Zutritt friſcher Luft, als die Krippenſtälle, wovon jeder ſeine Thür in das Freie hat; letztere wären alſo in dieſer Hinſicht vielleicht vortheilhafter. Indeß iſt ein Marſtadl leichter rein zu halten und beſſer zu überwachen, als die Krippenſtälle.

Für die Ueberwachung ſind in einem Winkel auf erhöhten Gerüſten Betten aufgerichtet, in welchen ein Knecht oder eine Magd ſchläft. Zur kalten Winterszeit wählt das Geſinde überhaupt gerne den warmen Stall zur Nachtruhe, und mancher Junge macht gar keine Umſtände, und legt ſich vor der Naſe irgend einer alten Kuh in den Futterbarren hinein.

Die Futterräume befinden ſich in beiden Bauarten auf den Dachgeſchoſſen; die Getreideſcheune iſt auf dem Dachboden der Tenne.

Die Stallung in den Mittelhöfen iſt für circa 20 Rinder eingerichtet. Da man im ſteieriſchen Berglande Ochſen und Kühe als Zugthiere benützt, ſo findet man Pferde nur dort, wo es ein beſtändiges Holz- oder Kohlenfuhrwerk gibt; es ſind daher dieſen Thieren im Durchſchnitte beſondere Stallräume nicht zugeeignet.

Der Marſtadl iſt meiſt gemauert, nur unter dem Dachvorſprunge hat er einen Kranz von Holz, um die Trockenheit der Fütterung zu befördern.

Die Bedachung der Wirthſchaftsgebäude iſt ſehr häufig aus Stroh; nur der Rand, der Firſt oben und der Vorſprung unten beſteht aus Brettern.

In der mittleren und unteren Steiermark, wo mehr Feldwirthſchaft als Waldwirthſchaft getrieben wird, ſind auch die Dächer der Wohnhäuſer aus Stroh, und zwar ohne Holzrand an Firſt und Vorſprung.

Man geht in den Ebenen und Hügelländern, in neuerer Zeit ſogar im Gebirge, den Holzbauten möglichſt aus dem Wege, und in Mittel- und Unterſteiermark iſt die Mehrzahl der Bauernhöfe aus Stein und Ziegeln; bis man in den unteren Gegenden aber ein Bretter- oder gar Schindeldach findet, kann man weit gehen.

Im Allgemeinen wären Holzgebäude mit Strohdächern, ihrer Temperaturregelung und langer Dauerhaftigkeit wegen, vorzuziehen.

In den Schupfen finden wir die gewöhnlichen Wald- und Feldwerkzeuge, von dem Steigeiſen bis zu dem Pflug- und Räderwerk, vom Miſtkarren bis hinauf zu dem Steirerwägelchen.

Ein wenig abſeits von dieſem Gebäude, gewöhnlich unter dem Tannenbuſch, ſteht ein Häuschen ohne Fenſter und mit einer ſtets verſchloſſenen Thür — der Feldkaſten. Er ſteht abſeits, um einer allfälligen Feuersgefahr auszuweichen; er ſteht unter den Tannen, damit er vor Stürmen geſchützt ſei. Denn der Feldkaſten iſt ein

gar wichtiger Bau, er ist die Vorraths- und die Schatzkammer des Bauers. Er ist stets aus Holz, sehr glatt und fest gebaut und mit doppelten Schindeln oder Brettern eingedeckt.

Was der Bauer an Getreide, Schmalz, Fleisch, Flachs, Häuten u. s. w. besitzt, das schichtet er in diesem sorgfältig aufgeführten Bau zusammen.

Die hohen, kräftigen, hundertjährigen Tannen breiten schützend und segnend ihre Arme aus über dieses Schatzkästlein des Landmannes und wahren es treu vor Blitz und wilden Stürmen.

Außer all' diesen dargestellten Gebäuden hat mancher Bauer des steierischen Oberlandes noch eine Mühle, eine Bretterſäge, eine Zeugschmiede, eine Zimmerhütte, einen Weidstadl, in welchem die weidende Heerde Schutz vor Nächten und Stürmen findet, eine Senn- oder Schwaighütte auf der Alm u. s. w. Charakteristisch ist nur noch das „Krautaller", eine mehrere Klafter tiefe, schachtartige, mit dicken Läden ausgetäfelte Grube, in welcher der Bauer das Grubenkraut aufbewahrt. Es wird nämlich der Kohl in manchen Gegenden nicht zu Sauerkraut bereitet, sondern es werden die Kohlköpfe im Herbste durch heißes Wasser eingeweicht, dann in die Grube, das Krautaller, gelegt und mit Steinen beschwert. Auf diese Weise läßt sich der Kohl jahrelang aufbewahren.

Das hier geschilderte Bauerngehöfte ist ein Einzelhof, wie deren in allen Theilen des Landes in Thälern, „Gräben", Berglehnen und Höhen vorkommen. Einzelhöfe sind in unserer Sache die maßgebenden.

Die in Gruppen — Dörfern — beisammenstehenden Häuser sind in ihrem Wesen jenen wohl ähnlich, weichen aber in ihrer äußeren Bauart und Stellung mehr oder weniger von den hier geschilderten Arten ab, indem sie sich schon etwas den modernen Formen der Märkte und selbst der Städte zuneigen.

Es darf hier die Bemerkung nicht unterdrückt werden, daß die Gehöfte der hier beschriebenen Bauart in Steiermark an Zahl nicht die Hälfte der Bauernhöfe des Landes ausmachen. Es kommen Häuser vor, an welchen die Küche gemauert und gewölbt ist, während alles Andere von Holz dasteht; Häuser, die einen Stock hoch sind, bei welchen der Unterbau auch häufig gemauert ist; Häuser, an welchen der „Gang" statt an der Vorderseite, an einer Nebenwand angebracht ist; an welchen der Keller sich gewölbt unter Küche und Gesindestube befindet; Häuser, deren Wände an der Wetterseite mit Brettern oder Schindeln verschlagen sind; Wirthschaftsgebäude, die halb von Holz, halb aus Mauer und in verschiedenste Lagen zum Wohnhause gestellt sind.

Es kommen Häuser vor, die an der hinteren Seite einen Anbau, das „Ausnahmstübel", haben; Häuser, bei welchen dieses für die alten Ausgedinglente bestimmte Ausnahmstübel ein abgesondertes und für sich abgeschlossenes Häuschen mit Stall und Scheune bildet u. s. w. in unzähligen Variationen. Aber keine dieser Arten hat eine so ausgesprochene und charakteristische Form, und keine, sie möge auch in irgend einem Thale die herrschende sein, ist im Lande so allgemein vertreten, als mein beschriebenes Gehöfte, und sollte es neben der Unzahl fremder und gemischter Arten auch nur den vierten Theil betragen.

So iſt alſo der ſteieriſche Bauernhof von Außen und Innen. So wird er aufgebaut und ſo brennt er nieder. Es iſt nur zu wundern, daß ſolche hölzerne Gebäude trotz der Leute Unvorſichtigkeit mit dem Feuer, oft hundert und zweihundert Jahre alt werden, ehe ſie das Schickſal erreicht. Aber ſo ſehr dieſes Schickſal nach den unzähligen Erfahrungen auch vorauszuſehen iſt, ſo findet man doch das Aſſecuranzzeichen äußerſt ſelten über den Thüren. Die Leute mancher Gegenden haben heute noch einen unerklärlichen Widerwillen gegen das „Verſichern“; ſie wollen ſich in der Noth einander ſchon ſelbſt helfen, ſagen ſie. Und da iſt nur die Hauptſache, daß, wenn Haus und Hof in Feuer aufgeht, die Buckelkörbe und Mehlſäcke gerettet werden; damit ziehen die Verunglückten dann in der Gegend umher und ſammeln ihre Brandſteuer. Wenn ſie endlich reich betheilt zurückkommen, bauen ſie ihr Haus wieder auf, und bauen es — aus Stein.

So verſchwinden die alten hölzernen Bauten und ihre Formen mehr und mehr, und mit ihnen das Zierliche, Trauliche und Behagliche, die alte patriarchaliſche Lebensweiſe und die Sitte der Väter.

Ich kann mich an dem Anblick eines modernen, ſteinernen Bauerngehöftes mit den weiten gähnenden Fenſtern und den grellen Ziegeldächern nicht erquicken, ſo praktiſch Alles beſtellt ſein mag; aber ich vermiſſe die Poeſie und gar oft auch den zartſinnigen Geſchmack, ich vermiſſe die Heimlichkeit, und der Geiſt unſerer Voreltern zieht nicht mehr ſegnend durch das Haus.

Weſen und Walten
des ſteieriſchen Landmannes im Allgemeinen.

Schmuck ſieht er aus, der Steirer in ſeiner kleidſamen Tracht, die ſo beſtellt iſt, daß die körperlichen Vorzüge des ſtrammen, muskulöſen Alpenſohnes recht und entſchieden zum Ausdrucke kommen. Wo in aller Welt er ſich damit ſehen laſſen mag, und er kann ſich überall ſehen laſſen — als Steirer wird er erkannt und mit Ehren begrüßt.

Die Tracht des Steirers iſt von der ſeiner Nachbarn ziemlich verſchieden. Im Weſten des Landes, im Ennsthal und im oberen Murthal, ſo wie in der verſchollenen Gegend der Sölker-Alpen hält man noch genau an die alte Form.

Der Mann trägt kurze Lederhoſen, Bundſchuhe und grün- oder blauwollene Strümpfe, über welchen entweder das nackte Knie oder die innere, weiße Linenhoſe hervorguckt. Ferner hat er ſeinen rothen oder dunkelbraunen Bruſtfleck, über welchen der grüne Hoſenträger und das hellrothe Halstuch geſpannt iſt. Eine grün ausgeſchlagene Lodenjacke und ein grüner Alpenhut mit Gemsbart oder Hahnenfeder gibt der ſtämmigen Geſtalt des Aelplers den rechten Charakter.

Rechts an den Lenden hat er ſein Meſſerbeſteck und im Munde ſein kurzes Pfeifchen — damit iſt er's nun ganz, ein Steirer, wie er ſein ſoll.

Für das Unwetter hat er noch ein Stück Loden mit einem Loch in der Mitte, um den Kopf hineinzuſtecken, den Wettermantel.

Die Weiber tragen ziemlich kurze, gewöhnlich rothe oder blaue Kittel, unter welchen niedere Bundſchuhe und ein gutes Stück der weißwollenen Strümpfe hervorlugen. Ueber dem Kittel haben ſie eine blaue oder bunt geblümte Schürze, welche bei den Mädchen nur einen ſchmalen Streifen bildet, bei den älteren Weibern aber ſo breit iſt, daß ſie rückwärts zuſammenlangt. Ueber die Bruſt wölbt ſich ein ziemlich weit ausgeſchnittenes Leibel, über welches an den Feiertagen ein rothſeidenes Halstuch und ein kurzer, ſchwarzer Spenſer mit hoch auswattirten Aermeln kommt. Ein braunes Kopftuch, welches rückwärts zuſammengebunden wird, vollendet den ſchmucken Anzug der Oberſteirerin.

Alte Mütterlein tragen an den Feiertagen auch noch die hochgeſtülpten, ſammt- und goldgebräumten Drahthauben, wie ſie vor vierzig Jahren Mode waren.

So haben auch viele Greiſe noch ihre alten langen Joppen aus grünem Loden und die ſchwarzen hohen Spitzhüte dazu, welche Tracht noch aus dem vorigen Jahrhundert ſtammt.

Ich kenne einen neunzigjährigen Mann, der hat im erſten Jahre dieſes Säculums geheiratet. Sein Weib und ſeine Kinder ſind längſt ſchon todt, er findet nicht einmal mehr ihre Gräber auf dem Kirchhofe, — aber ſeine Brautkleider ſind ihm noch geblieben. Die zieht er dreimal im Jahre an, zu Oſtern, zu Pfingſten und am Jahrestag ſeiner Hochzeit vor ſiebzig Jahren. —

So gerne der Oberländer auf dem Kirchweg und bei Feſten ſchmuck und „ſauber banond“ iſt, ſo ſparſam iſt er in ſeiner Kleidung zu Hauſe.

Da tragen Viele im Winter ſogar noch Holzſchuhe weil ſie viel billiger zu ſtehen kommen und trotzdem ſehr,

warm halten. Zur Verfertigung von Kleidungsstücken werden die Handwerker in's Haus genommen —

Die Nahrung des Oberländers besteht hauptsächlich aus Milchsuppe mit Brot, Gruben- oder Sauerkraut, welches allein ohne alle Zuspeise gegessen wird; ferner aus Knödeln in Brühe mit etwas geselchtem Rindfleisch, dann aus Sterz und Schmalzmus.

Feinere Mehlspeisen, als Krapfen, Schmalznudeln u. dgl., werden nur zu besonderen Gelegenheiten und zu hohen Festtagen bereitet.

Besonders beliebt sind fette Speisen, so daß alles beim Hause erzeugte Schmalz und Fett nicht selten wieder daheim verzehrt wird. Ein Bauer, der Schmalz verkauft, bekommt sehr schwer Dienstboten, weil diese daraus auf die Magerkeit der Kost schließen.

Fleisch wird außer den Festtagen sehr wenig verzehrt; der Bauer schlachtet nebst ein paar Schweinen jährlich ein Stück Rind, was den ganzen Fleischbedarf decken muß.

Es wird in drei Mahlzeiten, vor und nach welchen stets laut gebetet wird, sehr reichlich und langsam gegessen. Meist wird auch noch eine Vor- und Nachmittagsjause gegeben.

Da die Obstzucht theils der klimatischen Verhältnisse (es wird hier wohlgemerkt nur von den Gebirgsgegenden des Oberlandes gesprochen), theils der Nachlässigkeit des Landmannes wegen nicht gedeiht, so dient zum Getränke frisches Wasser; nur an den Festtagen, welche beim Landvolke eine große Rolle spielen, läßt der Bauer zuweilen Obstmost oder gar Wein vom Wirthshause holen. —

Das Familienleben des Oberländers ist ein durchwegs patriarchalisches und inniger, als es erscheint.

Die Ehen werden öfter aus Intereſſe, als aus Neigung geſchloſſen; trotzdem kommen unfriedliche Ehen ſelten vor. Der Steirer im Allgemeinen iſt überhaupt zu kaltblütig, als daß die Liebe in ihm zur Leidenſchaft werden könnte; ſie iſt vielmehr nur eine ruhige und trauliche Zuneigung, die ſich aber ſelbſt als ſolche nicht immer offenbart.

Eine Eigenheit des bäuerlichen Ehepaares iſt, daß es überlaut fortan mit ſich ſchmollt und ſich öffentlich wohl gar kleine Fehler und Gebrechen vorwirft; aber das hat es gerne — es iſt eben nichts anderes, als eine Art Zärtlichkeit.

Die Eheleute ſchlafen gewöhnlich mit den jüngſten Kindern zuſammen, während die älteren Kinder zu den Dienſtleuten geſellt werden.

Von einer geregelten Erziehung der Kinder iſt keine Rede; daß dieſen das Vaterunſer und ein paar andere Gebete gelehrt werden, iſt Alles. Bei entſprechendem Verhalten des Kindes wird dasſelbe gelobt und mit einer Semmel oder mit Lebkuchen, wie man ſie auf dem Markte kauft, beſchenkt; begeht es einen Fehler, ſo wird es mit einer Birkenruthe oder gar mit dem Stocke geſchlagen.

Statt die Kinder mit Eifer in die Schule zu ſchicken, zieht es der Bauer vor, ſie ſchon frühzeitig zu ſchweren Arbeiten anzuhalten — darum ſo viele geiſtig und körperlich verkrüppelte Leute im Volke.

Was der Bauer ſeinem Kinde einzuprägen ſucht, das iſt die äußere Form der Religion, weshalb er auch ſtrenge auf den Kirchenbeſuch hält; ferner iſt der Landmann ſtets bemüht, die Sitten und Gebräuche der Vorfahren auf ſeine Nachkommen zu übertragen.

Arme Leute pflegen ihre Kinder ganz ohne Aufsicht zu lassen, und man kann solchen Wesen auf den Wegen und Straßen begegnen — hungernd, frierend, stumpfsinnig, sittlich verwahrlost, eine düstere Zukunft vor sich — die Aermsten der Menschheit.

Glücklicher sind die Kinder der Dienstboten; wenn auch unehelich, werden sie wie die Kinder des Bauers gepflegt; sie wachsen mit diesen auf, werden zu Viehhütern und später ebenfalls als Dienstboten verwendet.

Die Dienstleute werden überhaupt zur Familie gerechnet und erfahren in Wohnung und Kost mit di-ser die gleiche Behandlung.

Zwischen Eltern und Kindern kann man selten Aeußerungen von Zärtlichkeit bemerken, und doch hegen sie zu einander stets eine stille, gar tiefe Zuneigung. Ein auch nur halbwegs vermögender Vater bietet Alles auf, um seinen Sohn von der Militärpflicht frei zu machen und ihm einen eigenen Herd zu gründen. —

Studiren läßt der Bauer seinen Sohn äußerst selten, und nur wenn er Hoffnung hat, daß ein Priester daraus wird. Advocaten und Beamte sind ihm in der Regel zu tiefst verhaßt, Professoren stehen ihm zu weit ab, Aerzte sind nur in der Noth beliebt. — Der Bub soll Bauer bleiben, oder ein Handwerk lernen, wenn er schon nicht das Glück hat, Geistlicher zu werden.

Bauernsöhne, die studiren, gewinnen selten eine ästhetische Bildung, aber sie zeichnen sich durch Fleiß und Gründlichkeit und durch geradsinnigen Charakter aus; sie lernen etwas. — Manche aber treibt, ehe sie auf der Lehranstalt ihr Ziel erreicht, das Heimweh wieder zurück in die Waldberge.

Das Heimweh iſt eines der mächtigſten Elemente, gegen welches der Aelpler oft vergebens ankämpft. Soldaten unterliegen ihm nicht ſelten, indem ſie deſertiren, oder aus Gram und Herzleid zu Grunde gehen.

Das Heimweh iſt ein entſetzlicher, ſchier dämonenhafter Seelenzuſtand, faſt ſo ſchwer zu erklären, als zu ertragen. Es iſt nicht allein Sehnſucht nach Eltern, Bekannten und Verwandten, oder nach den alten Gewohnheiten, es iſt mehr, es iſt ein unendliches Hinziehen nach den heimatlichen Bergen, nach ihrer Luft, nach ihren Beſchwerden; es iſt ein Aufgehen in der Erinnerung an die Zeiten in der Heimat; es iſt eine tiefe Traurigkeit, die durch jeden Gegenſtand, der an die heimatlichen Verhältniſſe gemahnt, nur noch vergrößert wird, die durch keine Luſt und durch keinen Genuß, von der Fremde geboten, betäubt werden kann.

Der Heimwehkranke hat kein Auge, kein Ohr, kein Herz für die Welt, und wäre ihm dieſe zehnmal günſtiger, als ſeine verlorne Heimat. Er welkt ab, ſein Seelenzuſtand hat nicht ſelten eine ſchwere Krankheit zur Folge, der er dann unterliegt.

Rückkehr in die Heimat iſt das ſicherſte Mittel gegen dieſes furchtbare Herzleiden. Nur wenige Tage in derſelben zugebracht, genügen oft, das Heimweh für immer zu heilen; und mancher Soldat mit unendlicher Sehnſucht heimwärts gekehrt, geht nach abgelaufenem Urlaub heiteren Sinnes wieder zu ſeinem Regimente zurück. —

Wir haben uns mit dem ſtudirenden Bauernſohne ein wenig von unſerem Gegenſtande entfernt.

Kehren wir in den Bauernhof zurück.

Unter den Erwerbszweigen ist im Gebirge Viehzucht und Holzwirthschaft im Sinne der alten patriarchalischen Völker, im Hügellande ist Ackerbau, Obst- und Weincultur vorherrschend.

Die Beschäftigung ist durchwegs eine anstrengende. Hier sei die des Oberländers kurz angedeutet.

Morgens wird in der Regel sehr früh, oft schon um 3 Uhr, aufgestanden und sogleich an die Verrichtungen gegangen. Um 7 Uhr wird gewöhnlich das Frühstück, um 11 Uhr das Mittags- und um 7 Uhr Abends das Nachtmahl genommen. Nach diesem wird, außer in der Zeit des Spinnens, der Rüben- und Spanvesper, zeitlich in's Bett gegangen.

Die Thätigkeit zerfällt für den Jahreslauf etwa in folgende Hauptarbeiten:

Im Januar ist das Dreschen mit Dreschflegeln — wo die Maschinen fehlen — das Holzhacken im Walde für Kohlen und das Spinnen.

Im Februar: Das Düngerführen auf die Felder, wo dieser in Haufen abgelagert wird.

Im März: Waldarbeiten und Ausbessern verschiedener Geräthe.

Im April: Pflügen, Säen, Eggen und Austragen der ausgeackerten Steine von den Feldern, Schafschur.

Im Mai: Zurichten der Kartoffel- und Gemüsegärten, Flachsbau, Weg- und Wiesenarbeiten.

Im Juni: Ausbessern und Anlegen von Feld- und Waldzäunen. Beginn der Almenwirthschaft.

Im Juli: Heuernte, Bearbeitung der Brachfelder, Weizenschnitt.

Im August: Düngen des Winterkornfeldes, Roggen- und Flachsernte, Bearbeitung der Stoppelgründe für Rübenfelder. Ende der Milchwirthschaft auf den Almen.

Im September: Hafer- und Kartoffelernte, Anbau der Winterfrüchte.

Im October: Stren- und Brennholzarbeiten für den Winter, Rübenernte, Einbringen der noch übrigen Gartenfrüchte, Ausbessern der Wohn- und Wirthschaftsgebäude, Schafschur.

Im November: Arbeiten im Hof und in den Scheuern, Zubereitung des Flachses, Brecheln.

Im December: Arbeiten auf der Tenne und verschiedene Verrichtungen im Hause.

An den Samstagen und Festabenden wird gewöhnlich sehr früh Feierabend gemacht, und die darauffolgenden Nächte bringen die Bursche, freilich meistens gegen den Willen des Bauers, außer dem Hause, entweder in Gesellschaft der Nachbarsknechte oder an den Fenstern der Mägde zu.

Der Körperbau des obersteierischen Landmannes ist, wie bei anderen Gebirgsbewohnern, in der Regel kräftig ausgebildet, abgehärtet und ebenmäßig. Besonders ist der Menschenschlag in den nordwestlichen Gegenden des Landes ein sehr schöner.

Das Gemüth des Oberländers ist heiter; wenn es auch einerseits nicht gar zu selten in Uebermuth, Jähzorn und Trotz ausartet, so finden wir doch anderseits tiefe Empfindung und warmes Gefühl. Besonders trifft man überall strenge Religiosität, welche aber beinahe immer mit Aberglauben und Vorurtheil gepaart ist. Aus solcher Mischung, sowie aus den mangelhaften Ueberlieferungen der Vorfahren mögen auch die meisten, oft so charakteristischen Volksgebräuche entstanden sein.

Eine Haupteigenſchaft des Steirers iſt ſeine innige und ſinnige Gemüthlichkeit und ſein urwüchſiger Humor, womit er ſein kümmerliches Daſein verklärt und ſich unzertrennlich an ſeine gewohnten Verhältniſſe feſſelt.

Wie bei allen Gebirgsbewohnern, findet man auch im Oberſteirer eine tiefſinnige Liebe zu ſeiner Heimat und zu Allem, was dieſelbe charakteriſirt und verherrlicht.

Vor Allem liebt er das heimiſche Lied; er hat eine Unzahl Volksgeſänge und kleiner Liedchen, die ſogenannten Vierzeiligen, für alle Gelegenheiten und Gemüthszuſtände. Und er liebt die ſteieriſche Muſik, die in den entlegeneren Gegenden oft nur aus den zwei Saiteninſtrumenten, Zither und Hackbrett, beſteht, und welche er ſtets mit ſeinen Vierzeiligen minnig und ſinnig zu begleiten verſteht.

Recht an's Herz gewachſen iſt ihm auch der ſteieriſche Tanz. — „Gehts loßts mih aus mit enka welliſcha Hupferei", ſagt der Steirer, „is a lonkweilis Zeug überanond. Mir Steira tonzn nit, wia de do entn pfeifn, mir hobn eh ſelber a ſchön Tonz! Und dös geht ſo liab und gmüatli uma noch da Reih, wann da Bua und s'Diandl die Köpferla ſchön liabli zſomhobn — ſeli kunnt ma wern! — Und erſt gar, wann mar ins Scheibn eini kema: Do hagl mar üban Kopf d'Finger ein und loſſn s'Diandl umatonzn, daß s'Kiderl fliagg und d'Liab tonzt ah mit — mir ſchaun uns in d'Aeugerler und mei Herz hupft zan Diandl und kimmt gor neama zrugg. Da Teufl ſul mih huln, wann oana do nit narriſch wurd va lauta Freud!"

Die gebräuchlichſten Spiele des Steiermärkers ſind Kugelſchieben, Schmirakeln (auch ein Kugelſpiel), Eisſchießen

und in wohlhabenderen Kreiſen auch Scheibenſchießen. Allerdings macht auch der Spielkartenfabrikant zu Graz gute Geſchäfte.

So viele der Grundzüge, über welche ſich nun die einzelnen Schilderungen, Skizzen und Bilder erheben mögen.

Da ich vor Allem das geiſtige Moment meiner Landsleute im Auge habe, ſo werde ich für den erſten Abſchnitt in mehreren Kapiteln jene Theile, Geräthe und Einrichtungen des Hauſes, an welchen das Seelenleben beſonders hängt, zum Gegenſtande meiner Betrachtungen machen. Dann möge die Art der geiſtigen Bedürfniſſe und die Befriedigung derſelben beleuchtet werden. Auch ein Blick in die finſteren Ungründe des Gemüthes darf uns nicht zurückſchrecken laſſen, wollen wir den Charakter unſeres Alpenbewohners durch und durch kennen lernen.

Das Schatzkäſtlein.

Das Schatzkäſtlein iſt denn einmal die Hauptſache. Der Landmann verbirgt ſelbes nicht etwa in die verborgenſte Niſche ſeines Hauſes; nein, ſondern er ſtellt es frei in die Luft und in den lichten Sonnenſchein hinaus.

Wen aber ſtellt er darüber zum Hüter auf? Den, unter deſſ' Schutz und Schirm er ſelber ſteht, der ſeine Wälder bevölkert, ſeine Felder bewahrt, ſeine Wieſen bethaut, der ihm Wiege und Brautbett und Sarg baut: den Baum.

Dort — abſeits von Haus und Stall und Scheune ragt die Rieſentanne empor, und tief im Schatten ihres wuchtigen Geäſtes duckt ſich ein kleiner hölzerner Bau.

Der hat eine ſorgfältig gezimmerte Wand mit glatten, zierlichen Eckpfälzen und ein Giebeldach von feinen Schindeln. Der untere Theil des Baues bildet häufig ein Gelaß für Wagen und Ackergeräthe. Zu dem oberen führt eine ſchmale, feſte Stiege. Dort iſt eine enge, niedere Thür aus ſchwerem Ahornholze mit gewaltigen Eiſenbändern und einem mächtigen Stahlſchloſſe. Im ganzen Hofe iſt kein ſo wuchtiges Schloß, als an dieſer kleinen Thür.

Dieſer feſte, niedrige Bau, der „Feldkaſten", iſt eben das Schatzkäſtlein. Da hinein läßt er nur ſein Weib treten und ſeinen älteſten Sohn, und etwa ſeinen Gevatter. Hier iſt das Herz ſeiner Wirthſchaft, von hier aus gibt er dem Kaiſer was des Kaiſers, von hier aus betheilt er den Bettler und den Brandſteuermann. Hieher führt er auch zuerſt ſeinen Eidam, und wäre etwa die Braut zu leicht befunden worden: ein ſchwerer „Feldkaſten" bringt die Angelegenheit unſchwer in Gleichwage.

Zuletzt — wer in des Landmanns Schatzkäſtlein eitel Gold und Edelgeſtein wollt' ſuchen, der wäre arg auf dem Holzweg. Beim fleißigen Landmann findeſt du nicht die Stellvertretung des Nützlichen, ſondern geradewegs das Nützliche ſelbſt.

Im Feldkaſten liegt das Korn aufgeſpeichert zwiſchen hohen Brettern. Und neben dem Speicher ſtehen geräumige Truhen voll feinen Flachſes. Und hinter demſelben ſtehen drei große Körbe mit Schafwolle der reichergiebigen Sommerſchur. Und darüber auf rauchgeſchwärzten, feſten Stangen hängt das Selchfleiſch, hängen Schinken, hängen fettige Schmerlaibe, hängen dicke Speckklumpen, daß man meint, die ſtarken Stangen müßten brechen unter ſolcher Wucht. Und es lehnen ferner an länglichen Flechtgeſtellen rieſige

Laibe von Schwarz- und Weißbrod, und neben an den Eisenhaken der Wände sind die Häute von Rindern und Schafen und Schweinen, wohl gegerbt und gefärbt für Schuhwerk; und daneben stehen im Vorrath neue Schuhe zu Paar und Paar, als gingen sie eben den lieblich geselligen Weg zur Kirche, zum Traualtar. Auf den Bretterleisten liegen gewichtige Lodenbündel und schwere Leinwandrollen, des behendigen Schneiders harrend, und daneben stehen die umfangreichen Schmalzkübel und die bauchigen Buttertöpfe, bis, durch andere abgelöst, sie die weite Fläche des Tisches mit ihrem beliebten Inhalte belasten und besegnen. Und hinter all' diesem im dunkeln, von Spinnenweb verschleierten Winkel steht ein altes Faß mit verbogenem, rostigem Eisengerümpel, staubigem Spulwerke, zerrissenen Brodbackkörben und anderen unbrauchbaren Dingen. Und unter diesen altehrwürdigen Dingen liegen grobe, verblaßte Kotzen und Leinenlappen, ergrautes, zerfressenes Strumpfwerk und dichtes, bepechtes Reisergeflecht. Und unter dem Reisergeflechte liegt eine alte, versteifte Ledertasche und in der Ledertasche steckt — aber das darf nur das Weib und der älteste Sohn und kaum noch der Gevattersmann wissen — altes, schweres Silbergeld.

Warum steht der Bau so abseits vom Wohnhause?

Damit, wenn eine unglückliche Stunde kommt, und die Flammen im Hofe aus den Fenstern schlagen und über das Strohdach hinauswirbeln, so, daß Alles zusammenbrennt und bricht, bis auf den steinernen Herd in der Küche — für diesen Herd noch etwas übrig bleibt zum Kochen.

Und warum steht der Bau so versteckt zwischen hohen Tannen?

Damit, wenn der Wetterſturm heranwogt, das einſchichtige Holzwerk geborgen iſt. Und wenn ein Blitz aus den Wolken ſpringt und umherzuckt, ein Ziel ſuchend, wo es was zu verderben gibt, und endlich niederſchießen will auf den kleinen, reichen Bau — ſo fangen ihn die Tannen mit ihren Armen auf, oder gar mit ihrem Haupte, und der Feldkaſten bleibt bewahrt.

Seht ihr den Baum dort mit dem langen Geäſte und dem kahlen, ſchwarzgebrannten Strunke? Ein ſchönes, ſtolzes Haupt mitſammt der Krone hat er aufgeopfert für den Menſchenbau zu ſeinem Fuße.

Leute, das war eine wüſte Nacht geweſen! Maria Geburt war ſchon vorüber, und die Feldfrüchte eingeheimſt. Die Scheunen waren voll des Ernteſegens, und die Rinder in den Ställen ſtanden fett und ſchwer, und der Feldkaſten war voll und übervoll von der Frucht jahrelangen Mühens.

Seit Wochen hatte die Sonne geſtrahlt. Der Löwenzahn hatte ſich zur Erde gebeugt, und die Wieſengründe waren fahl und gelb geworden. Es war ſchwül und kein Vöglein wollte ſingen, und kein Lüftchen ſich rühren.

Da kam ein Tag, an welchem die Sonne keinen hellen Schein mehr gab, und es ſtand doch kein Wölklein am Himmel. Der Himmel war lichtgrau, und es war ſchwüler als an den früheren Tagen. Als der Mittag vorbei, war die Sonne anzuſehen wie eine milchweiße Scheibe.

Nach bevor es Abend geworden, kamen die Rinder von den Weiden heim, und es hatte ſie doch Niemand herbeigelockt. Endlich war der Himmel bleigrau und die Sonne gar nicht mehr zu ſehen. Hoch über den Wald flog ein

Habicht, und die Haushühner ſchlüpften unter der Thürſchwelle ängſtlich gluckend in die Lauben. Noch immer kein Lüftchen, und doch lenkte der Brunnenſtrahl, der aus einer hohen Röhre floß, zuweilen ab, und ſpritzte über den Trog hinaus.

Die Hauswirthin legte geweihtes Holz auf das Herdfeuer, und der bläuliche Rauch, der dadurch über dem Dache emporſtieg, war beinahe weiß im dunkeln Himmelsgrunde. Auf der Anhöhe neben dem Gehöfte ſtand eine Magd und ein Knabe. Die Magd hielt ein Kruciſix in der Hand und bekreuzte damit die Luft in der Richtung gegen den Himmel, an welchem ſich Wölklein zu ſchichten begannen. Dieſe kleinen Wolken waren bald zahllos und ſahen aus wie Wogen auf bewegter See. Der Knabe hatte ein Metallglöcklein und ſchwang und läutete es zur Vertreibung der böſen Geiſter — ſpähte dabei immer auf den nahen Kirſchbaum, wo ein bunter Nußhäher ſaß.

Der Bauer ging den Steig zwiſchen Haus und Feldkaſten hin und her und hielt die Hände über den Rücken. Zeitweiſe ſtand er ſtill und horchte — es war zuweilen, wie ein leiſes, fernes Donnern.

Nicht des Gewitters wegen allein, der Hausvater hatte auch andere Sorgen. Zehnmal ſchon hatte er das Schloß des Feldkaſtens unterſucht, es war Alles in Ordnung, und der dreifache Riegel fiel feſt in den wuchtigen Eiſenhaken. Das Gitter des einzigen Fenſterleins ſaß feſt wie der Erde Grund, und doch — es war im Feldkaſten ein Dieb verſpürt worden. Ein paar Schinken fehlten und vom Speckklumpen war mit verwegenem Meſſer ein tüchtig Theil getrennt worden.

Der Wahrſcheinlichkeit nach durfte ſich der Dieb bald wieder einfinden. Der Bauer beſchloß bei ſich, in den nächſten Nächten auf einem Tannenaſt über dem Feldkaſten mit geſpannter Flinte Wache zu halten.

Der Gevattersmann kam dahergegangen: „Thuſt wohl eh fleißig wetterläuten laſſen, Nachbar!“

„Das Wetter wird ſchon vorbeigehen, aber Diebe brechen ein“, ſagte der Bauer.

Da ſchüttelte der Gevattersmann ungläubig den Kopf: „In ſo einen Kaſten da einbrechen? Ja, haſt denn kein feſt' Schloß dran? Dem Schloß fehlt nichts, meinſt? Geh, das iſt aber auch närriſch. Weißt, Nachbar, in der heutigen Nacht, wenn das Wetter glücklich vorbei, helf' ich Dir Wachiſtehen beim Kaſten. Den Sakra müſſen wir doch erwiſchen!“

So ward's verabredet; drauf gingen ſie auseinander.

In den Tannen über dem Feldkaſten begann es nun plötzlich zu rauſchen. Mehrere gelbe Ahornblätter hüpften vom Walde heran. Jetzt war es, wie ein ſchwaches Aufleuchten durch die Abenddämmerung, dann tanzten wieder loſe Blätter über den Anger. Der Bauer wendete ſich gegen das Haus; da rollte über ihn ein heftiger Donner dahin, und der Sturm brach los.

Im Walde rauſchte es; die Tannen des Feldkaſtens ſchlugen mit ihren Armen ineinander. Es krachte und die Wipfel bogen ſich tief. Vom Stalldache riß ſich ein Brett los und das tanzte wie ein Papierblättchen in der Luft und ſtürzte endlich nieder auf den Gartenzaun, daß die Splitter flogen.

Die Leute eilten in das Haus und in der Stube knieten ſie um den Tiſch und beteten laut. Eine rothe

Kerze vom heiligen Berg Luschari brannte auf dem Tische und warf flackernd ihren Schein auf die rußigen Wände; es war bereits finster geworden. An den kleinen Fenstern toste der Wind und die Wände ächzten. Plötzlich schwirrte und schnalzte es, und die Scherben einer Fensterscheibe schrillten auf die Bank, und ein Stück Eis, groß wie ein Hühnerei, kollerte über den Tisch. Die Kerze war ausgeloschen. „Das kommt grob!" flüsterten die Leute und machten alle Stubenfenster auf, daß keines mehr zertrümmert werden konnte. Der Wetterwind wogte herein und fachte das Herdfeuer wild auf und peitschte den Rauch. Draußen auf den Dächern und an den Wänden knatterte es und immer schleuderte der Sturm Schloßen durch die Fenster.

Die Leute hockten an den Herd ringsherum und beteten die Litanei von den Heiligen Gottes. Der Bauer hatte die Flinte, die er eben frisch geladen, in den Winkel gelehnt und starrte zu den Fenstern hin.

Begier nach dem Dieb, dessen er vielleicht noch in dieser Nacht im Vereine mit dem Gevattersmann habhaft werden sollte, erfüllte ihn.

Immer noch leuchteten die Blitze und schmetterten die Donner; da plötzlich fiel ein blendendes Licht in die Stube und ein gewaltiger Schlag machte die Wände des Hauses erbeben. Dieser Blitz war nicht mehr ganz erloschen, ein rother Schein war kleben geblieben an den Fenstergesimsen, und der Oberknecht rief aus: „Herr Jesus, der Feldkasten brennt!"

Da stürzen sie aus dem Hause; der Bäuerin prallt ein Stück Eis an die Stirne, daß sie schier wieder zurückwankt in die Stube.

Auf hohem Tannenwipfel loderte das Feuer. Der Feldkasten war unversehrt;. auf dem Dache aber waren einige Schindeln bei Seite geschoben, und drin, mitten im Kornspeicher, lag ein Mann — der Dieb — und war regungslos.

Als die Flamme auf hoher Baumkrone durch den strömenden Regen gedämpft war, als sie hierauf mit Licht kamen und den Dieb wieder aus der Betäubung des Blitzschlags erweckten, fand sich in demselben — der Gevatterssmann.

Seitdem steht der Baum dort mit dem kahlen, schwarzgebrannten Strunk; nackt bis tief hinab ragt sein oben zersplitterter Stamm; ein schneeweißer Streifen, der die Straße des Blitzes bezeichnet, geht nieder bis zur Erde.

Neu eingedeckt steht des Landmanns Schatzkästlein unter dem treuen Baum.

Der Gevatterssmann aber sitzt wohlgeborgen in einem anderen Kästlein. Schade, daß in demselben keine Schindel auszuheben ist, auf dem Dache!

Die Handwerkerbank.

Nun in das Haus, in die große Stube zurück.

Der Hausvater ladet uns sogleich ein zum „Niedersitzen".

Wir wollen uns aber die Bank früher ansehen; wir finden vielleicht die Brandspur eines Biegeleisens, oder etwan gar einige Tröpfchen Schusterpeches daran. Es ist die Handwerkerbank. —

Setzen wir uns einstweilen darauf und unterrichten wir uns des Näheren über die Werkstatt im steierischen Bauernhause.

Ein rechter oberländischer Bauersmann könnte sein Haus und Hof und was dazu gehört getrost mit einer chinesischen Mauer umgeben. Er benöthigt nichts von der Welt herein, hat aber auch nichts für die Welt draußen. Was er für sein und der Seinen Leben braucht, das wächst auf seinem Grund und Boden, in seinem Stall. Der Wald liefert Bauholz und Geräthe, das Feld und der Garten Mehl, Gemüse, Obst, Leinwand, der Viehstand Wolle, Leder, Fleisch, Eier u. s. w. Ein echter und rechter Bauer soll nach altem Grundsatze nichts Fremdes im Hause und am Leibe haben. Leute, die Flachs verschachern, Schafwolle verkaufen und Baumwolle und Seide am Leibe hängen haben, sind keine Bauern, sind — der echte altmodische Landmann zerbeißt vor Zorn sein Pfeifenröhrchen, wenn er nur daran denkt.

Indeß, so ganz kann er eigentlich das Fremde doch nicht missen. Wenn der rechte Bauer auch z. B. sein eigener Schmied, Sattler, Wagner, Tischler und Binder ist, so gibt es doch noch andere Bedürfnisse, deren Erfüllung auf seinem Eigengrunde nicht wächst. Er merkt es gar nicht, wenn er, sein Pfeifchen schmauchend, behäbig durch das Fenster auf seinen wohlbestellten Hof blickt, daß er den Rauch eines weltfremden Krautes saugt, daß er durch ein Blatt guckt, welches auf seinem Kohlgarten nicht gewachsen ist.

Sein Rock aber und sein Stiefel ist im eigenen Hause gemacht worden, vom ersten Faden an bis zum letzten Drahtzug. Und doch ist der Mann kein Schneider,

kein Schuster. Der Bauer gibt seinen Stoff nicht auf eine Minute lang und nicht einen Schritt weit aus dem Hause — hingegen ruft er den Handwerksmann mitsammt seiner Werkstatt in dasselbe herein.

Ist aber ein ernst Beginnen, wenn die Handwerker kommen; der Hausfrau bangt vor den Leuten. Sie hebt schon Tage vorher an, das Geschirr zu scheuern, die Stube zu reinigen, die Vorrathskammern zu füllen. Oben im kühlen lustigen Dachboden wird das Bett neu eingestroht und überzogen, werden die Spinnengewebe zerstört und die Mauselöcher verstopft und die Wespenkrüge vernichtet. Denn die Handwerker, das sind heikliche Leute. Die Hausfrau darf sichs nicht mit ihnen verderben, oder es leidet ihr guter Ruf die empfindlichsten Rippenstöße. Versteht sie es aber, den Handwerker die paar Wochen Aufenthaltes in ihrem Hause zu hegen und zu pflegen mit dem Besten, was Küche und Keller bieten, dann mag sie getrost in die Zukunft blicken — der Handwerker besorgt ihren Ruhm, wohin er kommen mag, und muntert dadurch die übrigen Wirthinnen zugleich auf, ähnliche Ehre und Auszeichnung anzustreben.

Von den Wämsern, Hosen, Stiefeln u. s. w. wollen wir übrigens hier nicht sprechen — wird Alles zur vollsten allseitigen Zufriedenheit hergestellt. Der Handwerker hat außer seiner Kunstfertigkeit noch anderes Bedeutsame an sich. Er ist insonderheit das Zeitungsblatt der Gegend; ein Organ, welches mit bewunderungswürdiger Ausführlichkeit alle Tagesvorfälle zur Notiz bringt, in die dunkelsten Gemeinde- und Familienverhältnisse einzudringen versteht, sie veröffentlicht, Alles einer rücksichtslosen, unbestechlichen Kritik unterzieht und die Tagesfragen des Dorfes auf das

Klarſte und Scharfſinnigſte erörtert und entſcheidet. Daß Politik und Feuilleton gebührende Würdigung erfahren, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Die Eintheilung dieſes lebendigen Zeitungsblattes hinſichtlich der Zeit iſt etwa folgende: Vormittag, wenn die Hausfrau in der Stube anweſend, werden die Neuigkeiten und Tagesvorfälle der Nachbarſchaft auseinandergeſetzt; beim Mittagstiſche, wenn Hausvater und Geſinde zugegen, wird der politiſche Leitartikel losgelaſſen. Am Nachmittag, wenn nur wieder die Hausfrau am Rocken ſitzt, kommen die Gerüchte und Familiengeheimniſſe zur Erörterung — oft ſo pikante Notizen, daß der Spinnerin hell der Faden reißt. Beim Nachtmahle und nach demſelben ſteht das Feuilleton: Geſpenſter- und Räubergeſchichten, daß es gerade gruſelt, und die jungen Leute gar nicht zu einzeln ſchlafen wollen. Somit iſt die Nummer geſchloſſen. Sie iſt ſtempelfrei.

Für das Geſinde ſind die Tage der Handwerker eine gute Zeit — da gibts große Knödeln und fetten Sterz.

Um die Winterszeit ſucht der rationelle Bauer die Handwerker möglichſt zu entbehren, denn, obwohl der Taglohn ſich gleichbleibt, wenn auch wie ſonſt fünf Mal des Tages gegeſſen wird, ſo ſind doch die Tage kurz und will die Arbeit alſo nicht vorwärts. Erſt im Frühjahre ſieht ſich der Bauer nach den Leuten um.

Zuerſt kommt der Weber.

Flachs und Wolle des letzten Jahres ſind den Winter über durch Kamm, Spinnrad und Haſpel umgearbeitet worden und harren des Schiffchens. Kommt alſo der Weber. Der hat in der Nachbarſchaft ſein Häuschen und ſein Weib. Das Häuschen wird am Montag zugeſchloſſen, das Weib geht auf Tagewerk, er ſelber geht ins Weben. Er

iſt ein großer, glatzköpfiger Mann und hat die Gicht. Jeder Weber iſt gichtiſch und galliſch, denn im Handwerk liegt viel Aerger und Verdruß.

Der Webſtuhl ſteht ſchon bei dem Bauer. Das Gerumpel richtet viel Unordnung an in der Stube; alle Betten und Käſten und Stühle werden vorgerückt; zum Glücke bleibt der Ofen unbehelligt. Der Ofen iſt des Webers beſter und wärmſter Freund. Der große Haſpel wird aufgerichtet, um die Strähne auf kleine Spulen abzuſchweifen; dann beginnt die Arbeit am Webſtuhl, es wird angehakt und eingezogen und dann hebt in Gottesnamen das Weben an. Aber ſo ein Schiffchen iſt ein leichtfertig Ding, trotz des Gottesnamens hüpft es nicht ſelten aus dem Netz und reißt den Faden ab, und ſpringt unter das Gebälke hinein in den hinterſten Winkel der Stube — kaum mehr zu finden. Ein bös' Geſicht macht der Weber; der Faden war bauchig, kropfig — die Spinnerin hat die Schuld. Sich ärgern hilft aber nichts; der Weber knüpft ſeine Geduld und den Faden wieder an und neuerdings beginnt die Schifffahrt auf den leinenen Wellen.

Iſt endlich ſolcher Geſtalt der Flachs zur Leinwand geworden, ſo wird die Wolle auf ähnliche Weiſe zum Loden. Bis der Weber mit Allem fertig, iſt er förmlich zum Hausfreunde geworden. Und iſt endlich die letzte Elle über den Rollbaum, ſo backt die Hausfrau das „Fortgehkoch", händigt dem Weber den geringen Wochenſold und den „Sterbrotlaib" ein, ladet ihn für den nächſten Sonntag zum Mittagsmahl und ſagt: „Jetzt behüt' Dich Gott, Weber, nichts für ungut und verred' Dir unſer Haus nicht."

Die Leinwand wird nun zur Bleiche auf die Wieſe gelegt und fleißig begoſſen. Bleiben einzelne Fäden braun, oder haben ſie einen Knollen, ſo heißt es: „Da ſteckt der Weber drein.“

Dieſer aber webt ſchon längſt in einem anderen Hauſe, webt fort und fort, verwebt ſein Leben, und aus all den Fäden von Fleiß und Geduld wird nicht ſelten ein Hungertuch für die alten Tage und zuletzt — Gott tröſte ſeine Seel' — das Bahrtuch.

Im Laufe des Sommers kommen die Schneider, um den Webezeug ſeinen Zwecken zuzuführen.

Das geht aber nicht ſo ſchnell; „ein Schneider ſchickt drei Lugen, bis er ſelber kommt in die Stuben.“ Als er endlich — unverſehens wie der Tod — doch zur Thür hereintritt, erſchreckt die Hausfrau „bis in die Seel' hinein“; ſie hat keinen Zwirn in Bereitſchaft, ſie hat keine Knöpfe daheim, und das Halterbübel, das des defecten Beinkleides wegen ſchon wochenlang im Pelze ſeines Vaters einherwackelt, das iſt heute zu hinterſt im Wald oben; — wie kann der Schneider ſeine Beinchen meſſen?

Aber es kommt alles in Ordnung, und die Schneider ſitzen am Tiſch; Scheere, Biegeleiſen, Nadelpölſterchen, Stemmeiſen und noch ein paar andere Dinge ſind ausgepackt — und die Werkſtatt iſt eingerichtet. Der Meiſter geht mit ſeinem Maßfaden und umarmt alle im Hauſe, Männer und Weiber, die ein Jöpplein beſtellen. Beim Zuſchneiden pfeift der fröhliche Meiſter einen „Landler“, der fährt dem Geſellen arg in die Beine; zu hüpfen hebt das Bürſchchen an und da gibt ihm der Bauer den Rath, er möge ſich das Biegeleiſen an den Leib hängen daß

ihn der Wind nicht vertrüge, und der Halterbub pfeift das Liedchen:

„Dreizehnthalb Schneider
Wieg'n vierzehnthalb Pfund,
Und wenn ſie 's nit wiegen,
So ſein ſ' nit recht g'ſund!"

Der Schäcker, und dann ahmt er das Meckern des Ziegenbockes nach.

Doch, das Handwerk in Ehren! die Küchenthür öffnet ſich, die Hausfrau naht mit einer Schüſſel Krapfen.

Ein rechter Schneider muß ſechsmal des Tages eſſen können. Das Eſſen iſt aber auch ſeine einzige Erholung, abgeſehen von der halbſtündigen „Lichtfeier" in der Abenddämmerung, die der Meiſter ſtets mit einem frommen Gebete auf grünem Anger oder in der Stube zubringt, der Geſelle gerne bei den Mädchen in der Küche oder Futterkammer vertändelt. Alle übrige Zeit, von ſechs Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends wird mit der Nadel geſchafft. So geht es bis zum Feierabend am Samſtag — dann kommt der Abſchied wie beim Weber, und die Schneider fliegen davon. Zur Sonntagsruhe läuft der Schneider meilenweit, denn nur im Laufen raſtet er ſich aus.

Im Herbſte, wenn das Leder gegärbt iſt, was der rationelle Landwirth ſtets ſelbſt beſorgt (hat er doch den Gärbeſtoff in ſeinen Baumrinden) — kommen nun die Schuſter. Auch dieſe verſprechen ihr Kommen gemeiniglich monatelang, ehvor ſie Wort halten; aber der Bauer iſt gewitzigt und wirbt ſchon um einige Monate früher, als er ſie braucht. Wehe aber, wenn ſie kommen, und es iſt Leder oder Drahtgarn nicht fertig! Die Schuſter ſind nicht harmlos; es iſt aus ſolchen Anläſſen geſchehen, daß ſie den Bauer in die halbgegärbte Haut eingenäht haben.

Die Schuſter ſind nun die Herren im Hauſe; ſie wollen täglich ihren Braten und ihren Wein, auch beanſpruchen, ſie gewöhnlich an Allem die größte Reinlichkeit, ein Ding, an dem ſie ſelbſt eben Mangel leiden. Berußt und bepecht — aber meiſt jung noch an Jahren iſt ſo ein Wanderſchuſter. Die Werkſtatt, mitſammt den Leiſten, trägt er in einem Holztrühelchen mit ſich auf dem Rücken; der Dreifuß bleibt im Bauernhauſe zurück und dient das Jahr hindurch — bis die Herren von Drahtzug wiederum kommen — als Betſchemmel.

Im Laufe der Schuſterzeit muß der Hausvater ein wachſames Auge auf ſein weibliches Perſonale haben. Das leidige Anmeſſen iſt unvermeidlich, und nimmt ſo ein Herrchen ſicherlich immer ein viel höheres Maß, als die Schuhe hoch werden ſollen.

Aufathmet das Haus, wenn endlich das letzte Paar Schuhe fertig auf dem Nagel hängt.

Die Hausfrau ſchleppt noch einen ungeheueren Brotlaib herbei und legt ihn dem Meiſter vor, als Dank- und Bittopfer, daß er anderwärtig ihres Hauſes in Gnaden gedenke. —

So läßt der Bauer den Bedarf in ſeinem eigenen Hauſe decken, und die Leute müſſen kommen und ihm dienen. Iſt aber zuweilen und mitunter ein wenig unvorſichtig, ſein Haus ſo zu allerlei Werkſtätten herzugeben. Die Leutchen laſſen häufig nicht zu tilgende Spuren zurück ſei es in der Vorrathskammer, ſei es im Herzen des Haustöchterleins .... Des Weiteren können wir uns nicht einlaſſen. Gott gebe uns für den Winter ein warmes Wamms und ein paar gediegene Stiefel!

Der Tiſch.

Der Herd iſt das Herz des Hauſes, der Tiſch iſt der Kopf desſelben. Der Hausvater hält es ſtets mit dem Kopfe, die Hausfrau mit dem Herde. Zwei unnatürliche Roſafarben weiß ich für des Weibes Angeſicht, die ihm von außen kommen; die eine verachte ich tief, die andere verehre ich hoch. Die Schminke und der Wiederſchein des Herdfeuers.

Brave Frauen färben ſich gern mit dem letztern, und am Herde bleibt nicht allein der Suppentopf warm, ſondern auch das Herz. Meine Großmutter hat ſiebzig Jahre von Tag zu Tag in die Flamme des Herdes geblickt, und in ihrer letzten Stunde, ehe ſie als neunzigjährige Greiſin das Auge ſchloß, glühte in demſelben noch der Wiederſchein, das Feuer eines warmen Gemüthes. — Die Einleitung zum Tiſche iſt ſtets der Herd geweſen, und ſo habe ich in meiner Einfalt dieſe Worte geſagt; und abgeſehen von den eigennützigen Einflüſterungen des Gaumens und Magens, halte ich hoch die Brandopferſtätte der Häuslichkeit und die Prieſterin derſelben.

Und nun lade ich euch zu Tiſche.

Zu Tiſche in mein altes Vaterhaus, das auf hohem Waldberge ſteht. Das iſt ein Tiſch, wie alle Tiſche in Bauernhäuſern ſchon ſind, gebaut aus dichtem, feſtem Eichenholze, mit Grundfeſten, als müßten ſie ein Haus tragen; mit einer Büſtung, unverrückbar glatt gezimmert, von außen aber fein und geſchmackvoll mit eingegrabenen

Zeichen verziert, mit einer Platte ferner, eine Geviertklafter groß und drei bis vier Zoll dick. Unmittelbar unter der Platte iſt ein Gelaß, deſſen Geheimniß man nicht gerne wiſſen läßt. Tiefer als dieſes Gelaß iſt die dickwändige Schublade, in welche der himmliſche Vater das tägliche Brot und die Hausfrau das feingeglättete Tiſchtuch legt, auf daß der Bauer oder der Großknecht Beides hervorthun kann, wenn das Geſinde um den Tiſch herumſteht, das Vaterunſer betet und dieſem noch die Worte beiſetzt: „Was uns geſetzt wird auf den Tiſch, geſegne uns der liebe Vater Herr Jeſu Chriſt; Gott ſpeiſ' uns mit ſeinem göttlichen Wort, auf daß wir ſatt werden hier und dort, in der ewigen Freud und Seligkeit, Amen." Oder ſie machen die alte fromme Einladung: „Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt, geſegne, was du uns beſcheeret haſt."

Nun, das „göttliche Wort" und der Gaſt bleiben freilich zumeiſt aus; und offen geſtanden, für ſie iſt auch gar nicht aufgedeckt worden. Zwar was das Wort Gottes anbelangt, ſo trägt es ſich an Sonntagen, wenn der Hausvater juſt in einer frommen Stimmung iſt, wohl auch zu, daß er den Ziehbuben frägt: „Nu Hanſel, biſt wol fleißig bei der Predigt geweſen. Was hat er denn geſagt?"

„Ja, ſiebzehn ledige (uneheliche) Kinder, hat er geſagt ſind in dem Jahr auf die Welt kommen und ſchon wieder zum Roboten wär's", antwortet der Junge treuherzig, und fährt ununterbrochen mit dem Löffel und macht einen langen Hals, daß er in die Schüſſel mag gucken, wo denn die Brocken allweg herumrennen, daß ihm ſo gar keiner in die Schaufel rutſcht.

Der Hausvater brummt: „Wenn Der ſein Maul aufthut, ſo kommt ſchon gewiß allemal ein Unſinn heraus."

„Ja, das hab ich mir auch denkt", meint der Hanſel.

Da wendet ſich der Bauer gegen den Ziehbuben; ſein Geſicht geht in die Länge und in die Breite: „Narr, Du! Dich hab ich gemeint und nicht den Herrn Pfarrer!"

So weit beiläufig gedeiht auf dem Tiſche das Wort Gottes.

Zuweilen aber, wenn der Hausvater nicht zugegen, kommen ganz andere Redeſtoffe unter den Löffel; die Bauernburſche, denen an der Wiege ſonſt nicht viel von Witz und Spitzfindigkeit geſungen worden, vermögen ſehr geiſtreich zu ſein, wenn jener weltberühmte Gegenſtand zur Sprache kommt, der die Unſchuld mit Roſa färbt. Das Eſſen wird dann bei ſolchen Abhandlungen nur ſo nebenher betrieben; das Grubenkraut und die ſaure Milchſuppe, die Knödeln oder der Sterz wiſſen ihr Anrecht auf den anderartig gereizten Sinn nicht recht zur Geltung zu bringen. Und erſt, während endlich wieder das Kreuz geſchlagen und das Tiſchgebet geſprochen wird: „Himmliſcher Vater, wir ſagen Gott Lob und Dank für alle Speis und Trank, und vergelts Gott, ſpeiſ' Gott, tröſt' Gott alle chriſtgläubigen Seelen im Fegfeuer, Am —" vermögen ſich die gerötheten Wangen der Mägde wieder ein wenig zu kühlen.

Auf der Büſtung des Tiſches in meinem Vaterhauſe ſtand nebſt dem „ſüßen Namen" die Jahreszahl 1843 eingeſchnitten. In demſelben Jahre war meines Vaters Aelteſter geboren worden, und ich hatte alſo fortwährend Anlaß, zu betrachten, daß ich und die Schaar, die nach mir vermuthet wurde, Anſtoß zum Baue eines neuen, umfangreichen Tiſches gegeben haben mochte.

Der neue Tiſch, wie ich ihn fand, war roth „gefirneißt".

Auf der Mitte der Platte aber war eine blaue Runde ebenfalls mit dem „ſüßen Namen" bemalt, denn dieſer iſt allen armen Leuten das Zeichen des Gottesſegens, den mein Vater nicht allein für die Kinderſtube, ſondern und vielmehr noch für den Tiſch brünſtiglich herabflehte.

Um den Tiſch herum, der an der Hausecke unter dem Hausaltare ſtand, waren Bänke, viel weniger zum Sitzen benützt, als zum Knien.

Kennt ihr die vier dunkelrothen, rauhſchuppigen Flecken an den Knien und Elbogen der Bauersleute? Zwei derſelben werden auf der Bank erzeugt, die zwei anderen auf dem Tiſch. Mit wagrechtem Rücken kauern ſie auf dieſen Möbeln und lärmen dem Crucifixe und der brennenden Wachskerze ihren „Roſenkranz" vor. Gleich daneben auf der Wandleiſte liegt das Gebetbuch mit vielen Gebeten und Litaneien, für den Fall die geweihte Kerze nach dem „Roſenkranz" noch nicht herabgebrannt iſt. Und da hat ſichs wohl auch ſchon begeben, daß der Großknecht, wenn er nach dem Gebetbuche langte, ein anderes, das gleich daneben auch liegt, erwiſcht hat. Dieſes andere Buch hat zweiunddreißig Blätter und die Burſchen verrichten aus denſelben, wenn nicht ſchon während des „Roſenkranzes", ſo doch gleich danach ihre Abendandacht. Und der Tiſch, der eben noch ein Altar geweſen, iſt eine Spielbank geworden.

Wenn ein Bauernburſche zu den Soldaten kommt, ſo vergehen die rothen Flecken an Knien und Elbogen bald, und kehrt er zurück, ſo will er vom „Roſenkranz" nichts mehr wiſſen; nichtsdeſtoweniger aber läßt er ſich nachſagen, daß er die Neigung zum Tiſch mit ſeinem

zweiunddreißigblätterigen Buche und all seiner übrigen Segensfülle verloren hätte.

Auch bei uns daheim ist es so gewesen, und lustig haben unsere Knechte die Blätter losgeworfen auf den „süßen Namen“: „Trumpf das Herz! saggra 'nein, g'stochen das Aß!“ Keiner hat den „süßen Namen“ gesehen unter seinen fliegenden Karten und polternden Fäusten, 's ist hell zum Entsetzen gewesen.

Einmal hat unser Tisch eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt. Unsere Magd hatte einen Sohn beim Militär und dem wollte sie schreiben. Das war vielleicht die kühnste Idee, die sie in ihrem ganzen Leben gefaßt und sie mußte dazu ihren ganzen Einfluß aufbieten, den sie auf Menschen je zu üben vermochte. Das war im Vorhinein entschieden, in unserem Hause war Keiner, der schreiben konnte. Meine Mutter verstand wohl das h zu machen, aber mit dem h allein schreibt man keinen Brief an einen Kaiserjäger, der vielleicht nächstes Jahr schon Corporal wird. In unserer Nachbarschaft war auch Keiner, der schreiben konnte; aber hinter dem Wald drüben lag ein Dörfchen, von welchem aus nur eine Stunde Weges mehr war, bis zum Häuslein, in dem der alte, schriftgelehrte Schneider Klepps wohnte. Diesen Mann nun hatte unsere Magd nach dreimaligem Hinübergehen und eindringlichem Bitten gewonnen. Und eines Sonntags Nachmittags war nicht allein aller Staub und Ruß abgescheuert in unserer Stube, sondern auch der Tisch fein gewaschen und die ein wenig zerknitterte Rolle eines Papierbogens lag darauf und eine lange Gansfeder und ein kohlschwarzes Fläschchen dabei. Ich schlich um den Tisch herum und mußte mich auf die Zehen stellen, wollte ich mein Kinn über den Rand desselben empor-

bringen. Die Magd verſcheuchte mich mehrmals und bewachte die Gegenſtände, die ſie aus ihrem Eigenen angeſchafft und heimgetragen hatte. Endlich ging die Thür auf und der Kleppsſchneider trat ein. Als einige Wochen früher mein Vater ſterbenskrank gelegen, iſt der Pfarrer mit dem Sacrament nicht ernſter und würdevoller zur Thüre herein, gegangen, als jetzt der Kleppsſchneider.

Er ſetzte ſich ſofort zum Tiſch, glättete das Papier, ſchnitt die Feder, entkorkte die Tinte und ſah nun die Magd an, was ſie denn ſchreiben laſſe. Dieſe trippelte hin und her, band dreimal ihre Schürze feſter und fünfmal ihr Kopftuch, räuſperte ſich und ſagte endlich, ſie überlaſſe Alles dem Meiſter. Zuletzt jedoch, als er ſie in Anlauf brachte, ließ ſie ſchreiben, daß ſie ihn, den Mathias Schöbereiter grüßen laſſe, daß ſie, Gott ſei Dank, geſund ſei, ſowie ſie auch hoffe, daß ihr Schreiben auch ihn in beſter Geſundheit antreffen werde; daß ſie ihm aber nichts ſchicken könne von dem, wonach er gebeten, weil ſie nichts habe. — Bei dieſem letzten Satz hub ſich das Angeſicht des Kleppsſchneiders dermaßen an zu runzeln, daß ich bei mir dachte, es ſei ein rechtes Unglück, daß er ſein Biegeleiſen nicht mit ſich gebracht. — Als der Brief verſiegelt und überſchrieben war, frug die Magd klopfenden Herzens nach ihrer Schuldigkeit. Da that der Schneider einen entſetzlichen Lacher. „Schuldigkeit! Habt's ja nix!“ Die Magd wollte vor Scham und Herzweh in die Erde ſinken, da kam ſchon meine Mutter von der Küche herein, brachte auf einem grünen Teller ein überzuckertes „Eierſchöberl“ und bevor ſie es vor den Meiſter hinſtellte, ſuchte die Magd noch dadurch ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, daß ſie ihre blaue Schürze herabriß und dieſelbe vor dem

Kleppsſchneider flux als Tiſchtuch breitete. Somit war das Angeſicht wieder geglättet; und vollends, als nach dem Schmaus meine Mutter dem Fortgehenden den Reſt des Eierkuchens in den ſehr tiefen Sack ſchob, da war die erfreulichſte Harmonie wieder hergeſtellt.

Ich verſchmerzte heute den Eierkuchenreſt, der bei ſolchen Gelegenheiten in der Regel ſonſt mir zufiel, leicht; mein ganzes Trachten ging dem Reſt des Papieres, der Tinte und der Feder zu, wie dieſe Dinge noch auf dem Tiſche lagen. Kaum war des ſchriftkundigen Meiſters Sitz noch abgekühlt, als ich auf denſelben kletterte und den erſten Federzug verſuchte. Aber mit meinem erſten Federzuge machte ich meinen erſten Klecks, das Tintentöpfchen kippte um und ſpie ſeinen ganzen Inhalt auf den lieben „ſüßen Namen".

Ich weiß, ihr erlaßt mir gerne die nun folgende Scene, wie ich ſie meiner Mutter gerne erlaſſen hätte. — Es ſind viel Sandwiſche und „Roſenkränze" darüber hingefahren, aber der Flecken auf dem Tiſch iſt heute noch nicht erblaßt.

Als der Mathias zurückkam, war er richtig Corporal; da hat er uns mit Kreide den Feldzugsplan von 1859 auf den Tiſch gezeichnet und der Tintenflecken verſinnlichte das ſchöne Königreich Lombardien.

Ehe ich euch, verehrte Gäſte, bitte, mit dieſem Wenigen vorlieb zu nehmen, will ich noch mit einem ganz kleinen Nachtiſch aufwarten.

Eines Tages kam der Nachbar und wollte mit meinem Vater eines Wieſenraines wegen Streit anheben. Zuerſt legte ihm mein Vater einen Laib Brot auf den Tiſch vor. Er möge ſich davon abſchneiden und dann thäten ſie ſich in aller Gütlichkeit der Wieſe wegen begleichen.

Der Nachbar ſchnitt ſich kein Brot und wollte von einem gütlichen Vergleich nichts wiſſen. Da ſtemmte ſich mein Vater mit aller Gewalt an die Tiſchplatte, dieſe gab nach und ſchob ſich hinweg über das Gelaß. Nun zog mein Vater aus den vielen ſorglich zuſammengebundenen Papieren, die im Gelaſſe waren, ein Blatt hervor, ſah es an und murmelte zu ſich: „Das hat den Fettflecken, das wirds wohl ſein.“ Dann legte er das Papier dem Nachbar vor: „So, Vetter, da iſt die G'ſchrift; der Wieſenrain gehört zu meinem Haus!“

Der Nachbar ging grollend davon. Mein Vater aber that das Papier wieder ins Tiſchgelaß und ſchob die wuchtige Eichenplatte darüber. Und von dem Tag an wußte ich, wo das Archiv des Hauſes war.

Auch mein Taufſchein iſt aus dem Tiſchgelaß hervorgegangen, als unſer Pfarrer den Zweifel aufwarf, ob ich ein Chriſt oder ein Heide ſei.

Der Brotlaib.

Wir wollen uns nicht von dem Tiſche entfernen, ohne von dem Brotlaib, den der Nachbar unberührt ließ, gekoſtet zu haben. Gott beſegne uns den Biſſen! Der Waſſerkrug iſt auch nicht weit.

„Sonſt können wir halt mit nichts aufwarten“, meint der Hausvater. Thut nichts; die Gottesgabe wird munden. Und ich will dieweilen ſchwätzen.

Der alte Oheim Rothmatter iſt ſein Lebtag ein Grübler und Wühler geweſen; der hat in ſeinen böſen Stunden an der ganzen Welt kein gutes Haar gelaſſen,

und zuletzt hat er gar mit dem Herrgott selber, des heiligen Vaterunsers wegen, Händel angefangen. — „Gieb uns heut unser tägliches Brot!“ disputirte er, „was ist das für ein närrisch Wort? Unser tägliches Brot, heißt es, und wer soll da um seine bluteigene Sach' noch des Tages ein paarmal betteln müssen!“

Mir fällt der kritische Oheim oft ein. Der Mann ist nicht allein beim Essen da, der ist auch dabei gewesen, wie sie das Brot gegraben und bereitet haben.

Der Rothmatter hat das Rößlein an den Pflug gespannt: „Hi, Brauner, hi!“ Und das Rößlein schnuppert, möchte das grüne Gras noch abbeißen auf dem Boden, ehe es der Pflug in die Erde vergräbt. „Freilich, freilich, Brauner“, brummt der Rothmatter hinterdrein, „für dich ist das keine gute Sach', du begräbst jetzt deine Heuwiese, und was dir dafür aufwächst, ist Stroh; das Korn daran kriegt wer Anderer. Hi, Brauner!“

Bald darauf steigt ein großmächtiges Beutelthier über das geackerte Feld; der Rothmatter ist's, hat vorne einen weißen, bauchigen Sack hängen, daraus hebt er mit der rechten Hand das schwere, kühle Korn und schleudert es hin über die braune lockere Erde, und hinterdrein gräbt die sechsunddreißigzähnige Egge. — „Wachse, Körnlein, du bist das letzte im Haus gewesen!“ sagt der Säemann. „Und ihr Knechte, führt einen Zaun auf, um das Feld herum; und du Halter, laß mir den Acker von der Herde nicht verderben! und ihr Mägde, geht und steckt mir geweihte Palmzweige auf das Feld, daß Hexerei und Hagel nicht mag schaden; und du himmlischer Vater dort oben, das Weitere steht dir zu!“

Der himmliſche Vater thut allzeit ſeine Schuldigkeit. Laubgrün und ſilbergrau und goldiggelb wird die Saat. Dann aber kommen in weißen Hemdärmeln die heiteren Schnitter. Vom Hofe her klingt das „Tängeln“ der Sicheln; das Haus wird zugeſperrt, Alles iſt auf, um anzugreifen mit beiden Händen, was die Ernte bietet. Burſchen und Mädchen wirken emſig zuſammen; da legt ſich das wogende Kornfeld hin in zahlloſen Garben, und „Kinder!“ ſchreit der Rothmatter, „ſammelt mir fleißig die verſtreuten Halme, die Pfarrarmen müſſen auch was haben!“

Abend wirds; auf den Stoppeln hüpfen Grillen und Heuſchrecken, am Himmel hüpfen die Sternſchnuppen und über die Garben hin hüpfen die Burſchen und die Mädchen, ſpielen „Abfangen“ und laſſen ſich von einander gerne erwiſchen.

„Heißt das Garbentragen, ihr leichtfertig Volk?“ ſchreit der Rothmatter, „iſt euch eine Heuſchreck' unter den Rock hinaufgefahren oder juckt euch gar der böſ' Feind?“

Die Vermuthung trifft ſo weit nicht fehl; ein rechtes Glück, daß bei Zeiten noch der Mond aufgeht, um zu klären und zu ſondern, was Garbe oder Schober oder Burſche oder Magd iſt. —

„Macht das Stadlthor auf! weit auf!“ ruft der Rothmatter. Der Wagen iſt groß und hochgeſchichtet; ächzend rollt er in die Scheune. Die Garben, früher behutſam behandelt, werden jetzt derb auf den Boden geworfen, herumgeſchleudert, daß die Körnlein ſpringen. Da zucken an der Wand ſchon die Dreſchflegeln, bis ſie von kräftigen Händen erfaßt auf die armen Garben niederſauſen Wie heißt doch das Liedchen, welches in ſeinem Doppelſchlag das Klappern einer Sechszahl von Dreſchern verſinnlicht?

„Bän'rin back Krapfen,
Sechs zopfade Zupfen,
Die bunkadn, bauchadn
Körndln thoan hupfn!"

Die Rothmatterin verſteht das Liedchen und ſäumt nicht, demſelben gerecht zu werden. Und dringt von der Küche nur erſt der Krapfengeruch in die Scheune, ſo ſauſen die Flegel doppelt kräftig auf die Garben und kein einzig Korn bleibt in der Aehre. Und zuletzt torkeln aus Fürwitz die Knechte und Mägde gar noch ſelbſt hin auf das Stroh und tief in dasſelbe hinein. Da hat aber der Rothmatter einmal, als er juſt dazukam, Unrecht verſtanden, hat gemurmelt: „Schau in dem Stroh gibts noch Körner!" hat einen Dreſchflegel ergriffen, hat losgeſchlagen auf das Stroh, bis es unter demſelben gar ſehr lebendig geworden iſt.

Aber ſo wenig als die Dreſcher, iſt auch das gedroſchene Korn frei von Spreu und Splitter; darum muß es jetzt durch die Engen und Röthen des Siebes und der Windmühle.

Was dieſe Prüfungen beſteht, das iſt nun das rechte und reine Korn, wie es die Vorfahren waren, die ſeiner Tage in die Erde ſind gelegt worden.

Aber glaubt ihr, die Mühſal ſei nun vorüber?

„Sackfaſſen, Sackfaſſen!" ſchreit der Rothmatter, „und Du, Franzel, biſt ein braver Bub, ſollſt der Mühlеſel ſein!"

Der Franzel findet das ſelbſtverſtändlich und nicht für ſchickſam, ſich der Auszeichnung wegen zu bedanken. Er hopſt den Sack auf die Achſeln, und da kniſtert der Sand wohl ſehr unter ſeinen Füßen.

Scharf ist der Mühlstein, und mit dem lieben Korn gehts nun ans Sterben. — Aber — sagt das Liedchen:

„Aber Flüglein wirst krieg'n,
Wirst weiß wie die Kreid'n,
Und ein Jeder muß sterb'n,
Der ein Englein will sein."

Doch, nur allzuwahr ist es, was die Kirche lehrt: Nach dem Tode kommt das Fegfeuer. Kaum das Mehl aus der Mühle, muß es in den Trog, in den Backofen, und die Rothmatterin hat weit die Aermeln aufgestreift, und glührоth im Gesichte schießt sie herum mit der Feuergabel, mit der Ofenschüssel, und tritt in ihrer Geschäftigkeit Hund und Katze über und über, und läßt gar die zeternden Kinder in der Kammer eingesperrt, und vergißt Alles über das liebe Brot, das sie bereitet, und so in ihrem Schaffen eine lange Kette von Arbeit, Sorge und Mühsal schließt.

Und am Sonntag, da tritt der Gevatter zur Thür herein: „Gelobt sei Jesu Christ, muß ein wenig in Deinen Schatten gehen, Rothmatter!"

„In alle Ewigkeit Amen", sagt dieser, „rast' ab ein Stückel, rast'!" Und dann geht er, bringt einen gewichtigen Laib Brot, legt ihn stets vor den Gevatter auf den Tisch: „Thu' Dir ein Brot abschneiden, Vetter; gesegne Dir's Gott!"

Und der Gevatter sagt: „Dasselb' lass' ich mir nicht zweimal heißen; einen Bissen Brot ißt man gern." Und er nimmt den Laib und macht mit der Spitze des Messers ein dreifaches Kreuz über denselben. Das ist der Segen, der in einem christlichen Hause jedem Brotlaibe widerfährt, ehe er angegänzt wird.

Und der Nachbar setzt nun das Messer an das Brot und schneidet sich ein Stück und sagt sittsam: „Vergelts

Gott, Rothmatter, Du haſt ein ſchönes Brot, ein rechtſchaffen gutes Brot. Mit ſo einem Biſſen kann ich Dir nicht aufwarten, kommſt einmal zu mir."

So, das iſt die Geſchichte vom Brotlaib. Der alte Rothmatter läßt's ja gelten: der himmliſch' Vater gibt Sonnenſchein und Regen. Aber hat er nicht recht, wenn er — in Hinſicht auf des Menſchen Plag und Fleiß und Bedürfniß — im Vaterunſer kecklich betont: „Unſer tägliches Brot gib uns heute!" —?

Das Altarl.

Die beſten Dorfkatholiken ſind nur zu zwei Drittel Chriſten; das übrige Drittel an ihnen iſt der Abſtammung gemäß purer Heidenthum.

Der Giebelhofbauer, der Kirchenvater und Kirchendiener des Ortes, der des Sonntags bei dem „Roſenkranz" über fünfzigmal behauptet, daß das allerheiligſte Sacrament gelobt und gebenedeit ſei; der ſehr beiſtimmend mit dem Haupte nickt, wenn der Pfarrer über das erſte Gebot Gottes predigt: „Du ſollſt Dir neben mir kein geſchnitztes Bild machen" — dieſer Giebelhofbauer ſelber hat daheim ſeine Hausgötter.

Er hat ihnen den Ehrenplaß angewieſen im Winkel über dem Tiſch; dort ſteht der Hausaltar. Der iſt faſt zu heilig, als daß ihn ein weltlicher Menſch beſchreiben dürfte; und die Spinnen legen deßweg einen grauen Schleier über ihn, daß ihn profane Augen nicht ſollten ſehen können.

Indeß, es ſind ja lauter böhmiſche Heilige, ſind von armen Leuten des Erzgebirges auf Fenſterglas gemalt und

mit ſchwarzangeſtrichenen Holzrahmen umgeben worden. Hauſirer haben ſie auf Rückentragen gebracht. Die große heilige Dreifaltigkeit hat nur zwölf Groſchen gekoſtet und iſt der kleine heilige Johannes mit dem Lämmlein noch dreingegeben worden. Für den heiligen Florian mit dem brennenden Hauſe und den rothen Stiefeln hat die Bauersfrau eine Schale Knödelſuppe gegeben. Billiger können die Auserwählten Gottes doch nicht mehr zu haben ſein.

Zehn oder zwölf ſolcher Bildniſſe hängen an der Wand, alle hübſch nahe zuſammengerückt und jedes ein wenig vorgeneigt, zur Hilfe ſtets bereit. Im Winkel, mit den zwei Fußecken an den zwei verſchiedenen Wänden ſtehend, prangt das große Bild der Dreifaltigkeit. Das müſſen wir wohl ein wenig näher betrachten, denn zu ſinnig iſt hier die Dreieinigkeit dargeſtellt. Der Gottvater mit ſeinem dreikronigen Papſthute (gar die armen Bewohner des Erzgebirges wiſſen es, daß Gottvater die Macht vom Papſte hat), und mit dem dreieckigen Heiligenſcheine ſitzt auf dem Throne und hält vor ſich zwiſchen den Beinen das Kreuz ſeines Sohnes; und an den Lenden des Sohnes ſchwebt mit ausgeſtreckten Flügeln der heilige Geiſt. In den Farben iſt viel Roth und Gelb und oben an beiden Seiten des Gottvaterkopfes prangen zwei ungeheuerliche Tulpenblumen.

Ich habe als kleiner Knabe, wenn ich meinen frommen Blick empor zum Hausaltare gerichtet, immer gemeint, in dieſem Winkel habe das Haus und die Welt ein Loch und man ſähe ſchnurgerade in den Himmel hinein. Mir wurde gelehrt, daß Gott ſelber zu ſtreng und gerecht ſei, um jegliche Bitte der kurzſichtigen Menſchen zu erhören, daß man ſich daher zur Erlangung irdiſcher Güter an die

Heiligen wenden müſſe, und daß jeder Heilige ſchon ſein beſonderes Fach und Feld habe, in dem er helfen könne. Ich habe mein Gebet ſtets danach eingerichtet.

Unter den Bildniſſen des Hauſes befindet ſich regelmäßig auch die heilige Bauernpatronin Rothburga. Rothburga, das war eine Dienſtmagd in Tirol, an welcher der Herr folgendes Wunder that.

Rothburga hielt viel auf einen frühzeitigen Feierabend an den Samſtagen. Das war aber nicht das Wunder, ſondern etwas ſehr Selbſtverſtändliches, und an ſolchen Feierabenden wird von den jungen Dorfleuten viel luſtige Narrethei getrieben. Aber ſo ſehr ſteht der Sinn des Schreibers dieſer Zeilen nach Irdiſchem, daß er das Motiv von Rothburga's Feierabendliebe kaum zu erfaſſen vermag. Rothburga verbrachte den Feierabend, um ihre Waſſerlilien zu pflegen und zu beten. Ihr Dienſtherr aber war ein Weltmenſch, wie es deren doch auch in Tirol ſtets Mehrere gegeben hat; der war mit ſolcher Sonnabendfeier nicht einverſtanden, und er ließ ſeine Dienſtmagd gerne bei ihrer Feldarbeit, bis die Sterne leuchteten. Da wurde eines Samſtagabends, es war im Haferſchnitt, Rothburga plötzlich voll des heiligen Geiſtes.

„Du Bauer", ſagte ſie zu ihrem Dienſtherrn, „ich werf' jetzund meine Sichel in die Luft; wenn ſie wieder herabfällt, ſo will ich Dir ſchneiden, bis die helle Sonntagsſonne aufſteigt; bleibt ſie aber in der Luft hängen, ſo iſt es Gotteszeit zum Feierabend."

Und ſie that's und die Sichel blieb hängen in der Luft. Und der Dienſtgeber ließ Feierabend ſein und ehrte ſeine Magd, an der der Herr ſein Wunder gethan.

Die Kirche hat uns ihre Heiligen zum Exempel und zur Nachfolge vorgeführt. Deß gedachte auch Eva, die Magd unſeres Giebelhofbauers. War es denn eines Samſtags zur Zeit der Weizenernte, daß der Giebelhofbauer ſeine Uhr zu Hauſe vergeſſen hatte. Vom Kirchthurme her klang die Feierabendſtunde, aber der Giebelhofbauer hörte ſie nicht, denn es rauſchten die Korngarben. Die Sonne ſank und dem Evchen wurde heiß in der Bruſt vor Entrüſtung. Da ſollte ſie heute noch die Wäſche ihres Liebſten bügeln — denn er kann kommen wie ein Dieb in der Nacht, da man es am Wenigſten vermeinen ſoll. So heißt es ja im Buche und Eva iſt rechtſchaffen beleſen; und da fällt ihr zu dieſer ſpäten Stunde des Tages plötzlich die Geſchichte von der heiligen Rothburga ein. Sie betete im Herzen zu dieſer Heiligen und ihre Bedrängniß war ſo groß, daß ſie keinen Augenblick zweifelte, der Herr würde ſich auch ihrer erbarmen. Sie machte daher einen Satz aus ihrer Reihe, ſtand vor dem Giebelhofbauer und ſagte: „Du, Bauer, los', ich will Dir was ſagen: Lug' auf! Dieſe Sichel ſchmeiß' ich jetzt in die Luft. Wirſt ſehen, ſie bleibt hängen da oben und es iſt Zeit, daß Du Feierabend gibſt, Du Geizhammel!“

Und ſie ſchwang die Sichel und warf ſie in die Luft. Hoch flog ſie, dann ſchnellte ſie über und ſtürzte zu Boden. Ein helles Gelächter erhob ſich; aber die Eva war blaß wie die Wäſche, die ſie heute noch glätten ſollte.

Der Giebelhofbauer hatte über dieſes Zwiſchenſpiel ſeine Sichel langſam in die Garbe geſteckt. Dann ſtellte er ſich vor die ſtörrige Magd, zog ſeine Brieftaſche aus dem Sack, that drei Zehnerbanknoten daraus hervor und ſagte: „Lug', Eva, das iſt Dein Jahrlohn. Den werf ich

jetzt in die Luft; fällt er herab, so bist Du seiner nicht werth."

Mit diesen Worten schleuderte er die Banknoten in die Luft.

Was geschah?

Ein Windhauch zog, die Papierblätter flatterten hin und her und flogen endlich über das Weizenfeld davon.

Da vergaß der Giebelhofbauer auf sein Kornschneiden, wand sich zwischen den prangenden Weizen hin, um sein gutes Geld wieder zu erhaschen.

Die Arbeit war unterbrochen; der Magd war ihr Jahrlohn gesichert, denn er fiel nicht zu Boden, und sie konnte sich sofort an die Wäsche machen, die richtig in derselbigen Nacht noch abgeholt worden sein soll.

Seit jenem Abend stellt Eva an jedem Samstag ein Blumentöpfchen vor das Bildniß der heiligen Rothburga auf das Altarl.

Auf dem Hausaltare wird der Dankbarkeit überhaupt viel Ausdruck verliehen. Ist eine gesegnete Kornernte glücklich vorüber, so steckt der Hausvater drei der schönsten Aehren auf den Altar an der Wand. Ist ein gutes Obstjahr gewesen, so bekommt die Dreieinigkeit mehrere der vollsten rothbackigsten Aepfel zu Lohn.

Zur Weihnachtszeit wird das „Krippel", eine winzige und naive Darstellung der Geburt Christi, auf das weißbedeckte dreieckige Tischbrettchen des Altars gestellt. Für die Ostern ist ein liebliches Osterlämmlein mit der Fahne zur Hand, oder gar ein auferstandener Heiland, mit den Fingern der rechten Hand empor gegen die zarten Weben oder die wurmstichige Decke weisend. Zu Pfingsten hängt von dieser Decke ein halb Fledermaus, halb Schmetterling

ähnliches Ding aus Papier nieder, welches Sachverſtändige als die Taube des heiligen Geiſtes erkennen.

Außer all dieſen Gegenſtänden ſteht zu jeder Zeit und als die Seele und das Allerheiligſte ein Crucifix auf dem Brettchen des Hausaltars. Werden die übrigen Darſtellungen zuweilen auch mit einiger Geringſchätzung behandelt, was ſogar der Dreieinigkeit geſchehen kann, oder mit Gleichgiltigkeit übergangen, bis ſich der heilige Florian etwa durch ein Feuer in der Nachbarſchaft, oder der heilige Leonhard durch eine durchgreifende Viehſeuche Achtung verſchafft — am Crucifix hängen die Hausbewohner ſtets mit Ehrfurcht.

Dieſes rauchgebräunte hölzerne Kreuz auf dem Hausaltare iſt ein erſchütternd Zeichen. Nicht ſo ſehr, weil das Geſinde zum läſtigen Roſenkranzgebete gemahnt wird, ſo oft der Hausvater das Kreuz von dem Altarbrettchen auf den Tiſch herabſtellt und die geweihte Wachskerze vor demſelben anzündet, als vielmehr, weil dieſes Crucifix an die betrübteſten Tage des Hauſes erinnert.

Rollen die Donner in den Lüften und droht ein Hochgewitter die Früchte des Feldes zu vernichten und den Hof zu gefährden, ſo wird das Kreuz auf den Tiſch geſtellt und das Leuchten der Blitze wird ihm zu einem Heiligenſchein. Liegt ein Genoſſe des Hauſes in ſchwerer Krankheit danieder, ſo wird das Kreuz vor ſein Bett geſtellt, auf daß er im Gedenken an die Schmerzen und das Sterben des Erlöſers ſeiner ſelbſt vergeſſe. Und iſt das Krankenlager leer und öde und ſein Stroh verbrannt, ſo ſteht das Kreuz in der finſteren Kammer an der Todtenbahre und der Schein des Oellichtleins flackert ſtill an ſeinen Balken. Dieſes Kreuz iſt vielleicht der letzte Gegen-

ſtand geweſen, in deſſen Angeſicht das Auge des Vaters und Großvaters gebrochen. So muß der Sohn wohl mit Ehrfurcht an dem Zeichen halten. Und der, ihr verehrten Leſer, beginge eine Gewiſſenloſigkeit, ein Verbrechen an dem Herzen ſeines Nebenmenſchen, der dieſem — ſei es in welcher Abſicht immer — ſeines Hauſes Heiligthum ſtürzen wollte.

Der Roſenkranz.

In der Nähe des Hausaltares hängt die Betſchnur. Sie beſteht aus achtzig an eine Schnur gefaßte Kügelchen, dreiundſechzig „Ave Maria" und ſieben „Vaterunſer". Ferner iſt an ihr ein längliches Knöpfchen, der „Glaubengottvater", und endlich das Kreuz. Jedes dieſer Zeichen bedeutet ein Gebet. Und an den Samſtagabenden und Sonntagen ſammelt ſich die Bewohnerſchaft des Hauſes in der Stube, kniet hin an Bänke und an den Tiſch und betet, vom Hausvater oder dem Großknecht dirigirt, den Glaubengottvater (das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß) und die dreiundſechzig Ave Maria, welche durch die ſieben Vaterunſer regelrecht unterbrochen werden. Das iſt der Roſenkranz. Der Leiter dieſes Gebetes handhabt die Betſchnur und zählt an den Kügelchen die einzelnen geſprochenen Gebete ab.

Der Roſenkranz nebſt Anhang währt ſo fein halb Stündchen. Und zuweilen, wenn dem Großknecht die Kniee ſchon ſchmerzen, läßt er häufig bei Einem „Gegraſeiſta" (Ave Maria) wohl zwei Kügelchen durch die Finger gleiten; ein Verfahren, welches die Betſtunde weſentlich abkürzt.

(Näheres über die Art und Weiſe des ſonntägigen Roſenkranzes iſt weiter rückwärts im Kapitel: „Sonntagsruhe“ zu finden.)

Hier dürfte die rechte Stelle ſein, um das Gebet, die Lippenreligion des Landmannes überhaupt ein wenig zu beleuchten. Es iſt zwar ein heikel Beginnen, aber ich hoffe, daß religiöſe Gemüther mich nicht der Spottſucht anklagen wollen, wenn ich eine Thatſache anführe, die allerdings würdig wäre, in der ätzenden Lauge der Satyre recht gründlich verbrüht zu werden.

Die Religion im Munde des Volkes nimmt ſich draſtiſch genug aus.

„Jetzt will ich in Gott'snam aufſteh'n“, ſagt der Oberländer, ſich des Morgens ſchwerfällig aus dem Bette erhebend, und gleich darauf: „Kreuzſackra, iſt heut' die Suppe noch nicht fertig?“

Er kniet hin auf den Schemel und betet ſein Morgengebet; er betet es ſtill, aber die Hände hat er hoch gefaltet und die Lippen ſind in eifrigſter Bewegung — ſie klappern faſt. Dabei denkt er im Herzen: Wenn heut' ſchön Wetter iſt, gehen wir ins Heu, wenn regneriſch, ins Holz. — Ja, wenn der Betende immer an das langwierige Gebet denken müßte, wo käme Einer da hin!

Das Vaterunſer iſt unſtreitig des Chriſten ſchönſtes Gebet; im Volksmunde aber wird es ein mechaniſches Geplapper und nimmt ſich genau ſo aus:

„Ba druns erd bis nim gal werd nam gums rei wilg ſchch niml al ſauf erſcht; gims heit ſte brod gims un ſchul alſa mir vagehn ſchul gern für nit vers an les al nibl amen.“

Aber das ist nicht Volksdialekt, das ist blos ein mechanisches Zungenspiel, das sich bildet durch den Mißbrauch der unzähligen Wiederholungen im „Rosenkranz".

Das Ave Maria sieht um kein Haar besser aus: „Gegra seista maria sul da Gnon der is mit ir is gwen deir an ten weir an gwen deir is die Fru deis leips esas!"

Wenn der Erzengel Gabriel die Jungfrau Maria mit diesen Worten begrüßt, so hätte sie — bei Abrahams Schoß! — kein Wort verstanden und wenn sie noch so gut hebräisch gekonnt.

Die Worte, welche nun noch die Kirche beisetzt, klingen im Volksmunde so: „hali mali muara godas bit franz am sin ez ant indascht ans am stam zam!"

Das wird nun an den Sonn- und Feiertagen oft über eine halbe Stunde hinaus wiederholt; dabei knieen die Leute um den Tisch und an den Bänken herum, denken an alle möglichen Dinge oder an gar nichts, plaudern mit einander, spotten sich, necken sich oder schlafen ein, — wie's Gott will.

Dann kommt es zur Litanei, wobei gewöhnlich die Heiligen Gottes an die Reihe kommen. Sie werden von dem Vorbeter zu einzeln oder in ganzen Gesellschaften genannt und die Anderen stimmen zu Allem: „Bit franz!" das soll heißen: „Bitte für uns!" Und wenn von dem Vorbeter der liebe Gott selbst in Hinsicht seines bitteren Leidens und seiner himmlischen Glorie um eine Gnade angegangen wird, so stimmen die Anderen bei: „Bamidians!" Dieses soll heißen: Erbarme Dich unser! in der obersteierischen Mundart: „Daborm dih über uns!" Aber „Bamidians" lallen sie träge; ja sicher, gegen ein solches Mundwerk ist die Faber'sche Sprechmaschine ein wahrer Cicero.

Sehr viel wird auf den christlichen Gruß gehalten, aber er kommt auch übel weg. Wenn Einer in das Nachbarhaus tritt, so schreit er stolpernd zur Thür hinein: „Glopp seis Kristi!“ und setzt gleich hinzu: „Oes vasluxtn Leut, geht's aussi in d'Sun.“ Die Dankantwort ist: „Jo, sie scheint net gor viel — in Ewigkeit Amen.“

Das „Geltsgad“ (Vergelts Gott) ist ebenfalls nicht viel werth, und zwar um so weniger, als viele Leute mit diesem Worte ihrer Dankespflicht Genüge gethan haben wollen. Und erst die Ablaßgebete, mit denen allerhand Sünden zu tilgen sind! Mit 100 Tage Ablaß für ein „Gelobt sei ꝛc.“ ist wohl so mancher heimliche Schaden zu decken und Sixtus V., der Gründer dieses recht handsam darzustellenden Ablasses, ist als wahrer Wohlthäter zu betrachten. Nun wird wacker darauf losgesündigt, der Kaplan auf nächtlichem Pfade geprügelt, der silberne Kelch von der Sakristei gestohlen; einige „Gelobt sei ꝛc.“ gleichen die Sache schon wieder aus. Sixtas Sixtus!

Hundert dergleichen Beispiele wären anzuführen. Würde der Landmann ein einziges Mal denken, was er sagt, oder vielmehr nicht sagt, er müßte das Ding lächerlich finden. Aber so ist es; der Mann hat das, was er Religion nennt, ganz den Lippen übergeben und das Herz muß verkümmern

Ins Herz hinein mit der göttlichen Lehre von Tugend! sitzt sie da drinnen einmal fest, dann wird sie ihren schönen poetischen Glanz schon verbreiten hinaus in die Gemeinschaft der Menschen, dann wird der heilige Geist auf dem Munde schweben und nicht die schnatternde Elster mehr.

Das Trudenkreuz.

In dieſem Zeichen iſt dein Sieg,—
Du glorreiche Dummheit!

Das Ding iſt an einer Thür, oder an der Wand des Bettes, oder an der Wiege des Kindes irgendwo angebracht. — Es ſchützt vor Hexereien und Teufelsſpuk. Mit beſegnetem Pinſel oder mit einer geweihten Kreide muß es gezeichnet worden ſein, ſoll es thatſächlich vor aller Anfechtung bewahren. Aber die Kreide nimmt keine Weih' an, heißt es, und da iſt's dann freilich kein Wunder, daß trotz des ſiegreichen Zeichens auf Thür und Bett ſo manch' böſe Anfechtung noch ſtattfindet, und daß die Leutchen der Anfechtung nachgerade jedesmal unterliegen.

Des Weichſelbauers Liſe hat ſchier alle Sonntagnächte heftiges Drücken am Magen, das von der Trud herrühren ſoll (Alpdrücken); und der Weidknecht hat ihr doch in einem Jahre drei Trudenkreuze auf die Kammerthür gezeichnet. Der Hunger, meint man, kann ſie doch nicht drücken, denn gerade an den Sonntagen verzehrt die Liſe die meiſten Knödel.

Wir werden in dieſem Buche noch mehrfach Gelegenheit haben, uns an dem Aberglauben des Volkes zu ergötzen und zu betrüben; dennoch aber ſei hier unter dem Banner des obigen Zeichens ein beſonderer Spaziergang gemacht durch das Nebelfeld volksthümlicher Albernheit und — Poeſie.

Und die Sache gründlich genommen, lieber Leſer, biſt du ſelbſt frei von Aberglauben und Vorurtheilen? —

Ja. — Ja? ſiehſt du, ſo hätte ich dich gleich auf einer Art davon ertappt, denn Niemand von Unten bis Oben iſt völlig rein. In dem lichteſten Geiſte liegt irgend ein Punkt dieſes Schattens. Als ob es ſo ſein müßte!

Es müßte aber nicht ſo ſein; wir haben einſt nur zu aufmerkſam den Märchen der Großmutter gelauſcht; und auch ſeither, unſere Seele hat ſich zu innig und zu tief in die größten Dichtungen der Zeiten verſenkt. Die Religion und die Poeſie hat uns entführt in das Reich des Aberglaubens; und wenn wir einen Blick auf unſere Vorzeiten werfen, ſo begegnen wir großartigen Erſcheinungen im weiteren Sinne des Aberglaubens, der Vorurtheile. Der Inder glaubte Gott zu finden in wahnſinniger Kaſteiung ſeines Körpers; der Egyptier betete einen Stier an und glaubte an die Seelenwanderung; die Griechen vermeinten in den prieſterlichen Orakelſprüchen die Stimmen ihrer Götter zu hören, die Römer glaubten ihre Götter durch Kämpfe und Kriege zu ehren; die Chriſten — die Idee ihrer Religion ſtand einſt in Erhabenheit, da kam die Inquiſition, die Hexenverfolgung, der Ablaßhandel, die Unfehlbarkeit.

Auch die Poeſie hat den Aberglauben verherrlicht; träumend verſenken wir uns in das Märchen von dem ewigen Juden, in die Fauſtſage, aber dieſe Bilder haben wir uns zurecht gelegt als Spiegel unſeres eigenen Seins, und wir richten uns daran auf und läutern unſere Seele. Die Poeſie hat es verſtanden, aus den Netzen des Aberglaubens eine Leiter zu flechten zu Gott empor, während ſie auf dem Gebiete der Religion gar oft zu Geiſtesfeſſeln und Fallſtricken — zu Fehlern, zu Laſtern und Verbrechen wurde. —

In dem Gemüthe des Volkes ſind wunderbare Dinge zu finden, beſonders in dem des abgelegenen, ſtillverlornen Gebirgsvolkes, in welchem noch die Seele der Ureltern fortlebt und fortwebt, indem neben dem Kerzenſtrahle des Hoſtienaltares gar noch manches Moderſtümpchen von den längſt zuſammengebrochenen Opfertiſchen des Heidenthumes glitzert. Eine Wanderung durch das dämmerige Reich des Aberglaubens iſt eine Wanderung durch die Seele des Volkes — wir treten ſie an, ſie möge uns zur Erforſchung des Seelenlebens und zu unſerem beſten Nutz' und Frommen ſein.

Ich will hier unterſcheiden den ſittlichen, harmloſen, oft poetiſchen, und den ſchädlichen und verderblichen Aberglauben, und von beiden Arten eine bunte Reihe anführen.

Die Menſchen laſſen ſich wohl ihren Glauben nehmen, nicht aber ihren Aberglauben, ihr Vorurtheil; und oft iſt das gut, oft, wo der Stimme der Vernunft kein Gehör gegeben wird, tritt regelnd und fördernd der Aberglauben ein. Das beiläufig meine ich mit dem ſittlichen und poetiſchen Aberglauben, wovon ich hier Einiges darlege.

Ein jedes „Vergelts Gott", das man für ein Almoſen erhält, tragen die Engel zum Himmel hinauf und kommt als fruchtbarer Regen und Sonnenſchein wieder zur Erde. Eine ſinnige Anciferung zur Wohlthätigkeit.

Die Hand, welche ſich gegen die Eltern vergreift, wächſt dereinſt aus dem Grabe hervor.

Die Schwalben ſoll man nicht verfolgen, ſie bringen Glück in das Haus, in welchem ſie ihre Neſter bauen. Die Schwalben ſind Muttergottesvögel. — Die lieben Vöglein in den Lüften haben keinen kräftigeren Schutzbrief für ihr Leben, als dieſen angeführten Aberglauben. Er

bleibe ihnen ſo lange giltig erhalten, bis ihnen die menſchliche Vernunft einen zweiten begründeteren ſchreibt.

Die Kreuzſpinne bedeutet ebenfalls Glück; dem ſie über die Bruſt gegen das Herz krabbelt, dem bringt ſie eine große Freude.

Wer einen vierblätterigen Klee findet, kann mit Zuverſicht große Unternehmungen machen, ſie werden ihm glücken. Dieſe Anſicht iſt ſehr geeignet, den in den meiſten Fällen löblichen Unternehmungsmuth zu wecken.

Wenn dem Wanderer vor ſeinen Füßen ein Eichhörnchen oder ein Haſe über den Weg läuft, ſo heißt das auch Glück, obwohl jener Handwerksburſche behauptete, das bedeute Unheil; Glück wäre, wenn der Haſe in der Schüſſel läge.

Der Salamander ſchützt vor Schrecken: gereizt oder mißhandelt ſtößt dieſes Thier einen furchtbaren Schrei aus, und wer den gehört, der wird nichts mehr hören ſein Lebtag lang!

Wer Sonntags ungekämmt in die Kirche geht, der bekömmt die Friedhofläuſe; wer ungeſchälte Erdäpfel ißt, der zieht ſich anderes Ungeziefer zu.

Wer ſich nicht jeden Freitag die Fingernägel ſchneidet, der bekömmt Zahnſchmerz.

Wer Oel oder Salz verſchüttet, dem ſteht Verdruß zuvor; desgleichen, dem ſich das Kleid aufſchnäbelt. Dieſes zeigt auch einen Rauſch an, oder einen freienden Witwer.

Ein aufgegangenes Schuh- oder Schürzenband bedeutet Untreue des Liebhabers.

Windeln ſoll der Mond nicht beſcheinen, ſonſt wird das Kind ſchielend oder mondſüchtig.

Gebete mit einem gefundenen Rosenkranz zählen nur für den rechtmäßigen Besitzer desselben. — Möchte der Begriff von Mein und Dein in allen Dingen so klar auseinander gehalten werden!

Wer ein zum Tödten bestimmtes Thier bemitleidet, der macht die Hand des Metzgers unsicher und verzögert und erschwert das Sterben des Opfers.

So viel Schwabenkäfer man in das Feuer wirft, so viel neun Schwabenkäfer fallen demnächst in den Suppentopf.

Wenn auf der Brandstätte eines Hauses eine kreuzweise gelegte, geweihte Kerze angezündet wird, so muß der etwaige Brandleger noch vor Jahresfrist elendiglich verderben. Aehnliche Beschwörungsformeln gibt es, um Diebe zurückzubannen.

Der Freitag ist ein Unglückstag, an dem man nichts unternehmen soll.

Wenn dem Jäger auf seinem Ausgange ein altes Weib begegnet, oder wenn ihm Jemand ein „Gut Glück" zuruft, so mag er ruhig umkehren — er würde an demselben Tage nichts schießen.

Wenn ein Fremder ins Haus kommt, so muß er sich niedersetzen, sonst trägt er den Schlaf davon.

Wenn neben dem Bette ein leerer Stuhl steht, so kann man nicht einschlafen; denn auf den Stuhl setzt sich ein Gespenst.

Wer auf seinem Bette kein „Trudenkreuz" gezeichnet hat, den drückt zuweilen gar die Alp.

Wenn ein Säugling wegen seines gesunden Aussehens, wegen seiner Schönheit und Lieblichkeit gelobt wird, so sagt die Mutter: „Unberufen, unberufen!" sonst wird das Kind krank und verdirbt. Es wird dadurch angedeutet, daß

nur Gott berufen iſt, den Säugling zu ſchützen und gedeihen zu laſſen. (Iſt denn Gott ſo gewiſſenlos ſelbſtſüchtig und unbarmherzig, daß er einen ſolch' kleinen Eingriff in ſeine Rechte von menſchlicher Seite durch ein Liebeswort ſo fürchterlich rächt?)

Wenn am 10. Auguſt, als am Laurentiustage Sternſchnuppen fallen, ſo „weint der heilige Laurentius feurige Thränen". Was Jemand ſich bei dem Falle eines Sternſchnuppen wünſcht, das geht in Erfüllung.

Jeder Menſch hat am Himmel ſeinen Stern, das iſt ſein Glücks- oder Unſtern. Stirbt ein Menſch, ſo fällt ſein Stern vom Himmel; darum ſagen die Leute auch bei dem Falle einer Sternſchnuppe: „Jetzt hat wieder wer fort müſſen, tröſt' Gott ſein' arme Seel'!"

Wenn das Herdfeuer pfeift, ſo winſeln in demſelben die armen Seelen, vnd man muß eine Handvoll Broſamen in die Gluth ſtreuen, daß ſie geſpeiſt werden.

Die Irrlichter auf Moorhaiden ſind die unerlöſten Seelen vor der Taufe verſtorbener Kinder.

In großen Wäldern gibt es Irrwurzeln, wer auf eine ſolche tritt, der verliert den Weg und findet ſich nicht mehr zurecht.

Der Dornſtrauch iſt der Baum des Teufels, aber es liegen oft Schätze unter ihm verborgen. Ein Kranz von rothen Dornröslein verdorrt auf dem Haupte der Jungfrau, bleibt aber friſch auf der Stirne der Gefallenen.

Die Quelle, aus der man nach Sonnenuntergang trinkt, wäſcht das gute Gewiſſen von der Seele; wenn aber ein Flüchtling nach Sonnenuntergang Quellwaſſer mit flacher Hand über ſein Haupt ſchüttet, ſo mögen ihn die Feinde nicht mehr verfolgen.

Der Rauch von geweihten Feldfeuern am Sonnwendtag macht böſe Gewitter unſchädlich. Wenn am Sonnwendabend ein Mägdlein in den Teich guckt, ſo ſieht es darin das Bild ſeines zukünftigen Bräutigams.

Das Bleigießen in der Walpurgis- und Sylveſternacht läßt in die Zukunft ſehen.

Wenn man will, daß die Liebe für Jemanden im Herzen erſterben ſoll, ſo muß man von dem Betreffenden Fingernägel oder Haare unter Waldkreßboden vergraben und — die Liebe ſtirbt ab.

In den kreiſchenden Nachtvögeln ſchreien die verlorenen Seelen der Verſtorbenen den Lebendigen allerhand Mahnungen und Warnungen zu.

Die Heuſchrecke, welche auf dem Grashalme ſitzend ihre Vorderfüße gegen Himmel hebt, iſt die fromme Gottesanbeterin.

Während man von einer Biene geſtochen wird, ſoll man lachen, ſonſt bleibt der Stachel im Fleiſche ſtecken. — Ein ſchöner Wink zur Geduld und Selbſtüberwindung.

Wenn ſich ein Mädchen auf ein Salzgefäß ſetzt, ſo bekömmt es den erwünſchten Bräutigam.

Wo Dreizehn an einem Tiſche ſitzen, da ſtirbt Einer davon. — (Einer nur?)

Ein Mädchen, welches aus einer glimmenden Kohle eine Flamme anzublaſen vermag, iſt noch eine Jungfrau. Ein Burſche, der aus einem randvollen Glaſe trinkt, ohne einen Tropfen zu verſchütten, iſt ein Junggeſelle.

Wenn man etwas verlegt hat, das man den Augenblick nicht findet, ſo ſitzt der Teufel d'rauf.

Wer mit dem Finger gegen das Gewitter zeigt, den erſchlägt leicht der Blitz.

Wer ein Jahr lang seine Träume nicht aussagt, der erlöst eine arme Seele; aber wer einen Geist erlöst, der muß bald sterben.

Wenn sich am Morgen die Katze wäscht, so kommt an demselben Tag ein unverhoffter Gast ins Haus. Wem das Ohr kitzelt, der hört über kurz eine Neuigkeit. Wem die Augen beißen, der wird bald weinen. Wem die Fußsohle juckt, der wird einen fremden Weg gehen. Wer mehrmals hinter einander schlucksen muß, an den denkt eine ferne Person; sobald er diese erräth, hört das Schlucksen auf.

Wenn die Weihnachten weiß, sind die Ostern grün, sind die Pfingsten roth, ist Jakobi todt.

Wer fremdes Brot ißt, wird groß; wer gefundenes Brot ißt, verliert sein Gedächtniß.

Die Erdäpfel muß man bei wachsendem Mond anbauen; die Rüben wachsen nicht früher, als sie den Kornwagen hören. —

Und so fort in allen Arten, auf allen Gebieten und auch in allen Ständen. Man sieht, daß in vielen dieser Glaubensartikel des Aberglaubens ein goldener Kern der Weisheit liegt, eine Art Sittenlehre, die in rohen Menschen nur durch ihr abenteuerliches Kleid; in gemüthvollen Herzen durch ihren poetischen Reiz Aufnahme finden.

Soll hier das Tischrücken erwähnt werden, soll ich auf den berückenden Spuk der Magie hindeuten? Soll noch vom Kartenaufschlagen, Wahrsagen, von Lottogeschichten die Rede sein? Nein, wir müssen auf ein dunkleres Feld übergehen, nämlich auf den *schädlichen* und *verderblichen* Aberglauben.

Wir haben im Obigen zum Theile den Rand dieſes Feldes ſchon betreten, alſo vorwärts — abwärts.

Um die Feindſeligkeiten der Landſtreicher und die Hexereien der Zigeuner unſchädlich zu machen, muß man ihnen geſalzenes Waſchwaſſer nachſchütten, wenn ſie das Haus verlaſſen.

Ein durch den Blitz angezündetes Feuer kann kein Menſch löſchen. — (Es wird alſo auch kein Verſuch dazu gemacht.)

Seinem Schickſale kann man nicht entgehen; wenn das Unglück will, geht auch eine leere Butte los.

Zur Nachtszeit ſpuken die Geſpenſter beſonders in Kirchen, auf Friedhöfen, an Wegkreuzen und Martertaferln, in Ruinen und unbewohnten Häuſern. In letzteren iſt bisweilen zu hören, wie Hafen, Stühle, Beſen und andere Geräthe hin- und hergeworfen werden.

Hexen melken am Pfingſtſonntag die Kühe auf der Weide und verwandeln ſich dabei in Hafen oder Raben.

Auch gibt es ſehr viele „gezauberte" Gewitter, die indeß durch geweihtes Palmſonntagholz, durch Wetterläuten und Wetterſchießen vertrieben werden können. Gezauberte Gewitter ſind durch Haare zu erkennen, welche in den Hagelkörnern eingeſchloſſen gefunden werden. Das ſind Haare von der Hexe, welche ſich nicht ſelten in einen Wettergeier verwandelt; werden die verbrannt, bevor die Hexe noch in ihre menſchliche Geſtalt zurückkehrt, ſo muß ſie ihr Lebtag lang ein Wettergeier bleiben. Von dem Pfarrer verlangt ſogar manche Gemeinde, daß er durch ſeinen Segen (Jakobiſegen, Lukasgebete, Himmelsbriefe u. ſ. w.) das Gewitter vertreibe, iſt er das nicht im Stande, ſo verliert er gar oft das ganze Vertrauen der Leute.

Es gibt auch Hexeneier, und wer ein solches aufschlägt, der wird urplötzlich von einem übelriechenden Nebel umgeben und um ihn hebt es an zu blitzen, zu donnern und zu hageln und er kann von Glück sagen, wenn er mit heiler Haut davon kommt.

In vielen Gemeinden wird am Charsamstag auf dem Friedhofe aus morschen Sargbrettern ein Feuer angemacht; jeder Hausvater sucht von diesem Feuer auf seinen Herd zu bekommen, und ist besorgt, daß es das ganze Jahr hindurch nicht auslischt. Das ist das heilige Feuer, und schützt vor Blitz und Brand und anderem Unglück.

Hier wäre hundert und hunderterlei zu erzählen von geweihtem Feuer und Wasser, von Reliquien aller Orten und aller Zeiten, von kräftigen „Gebettern", von wunderthätigen Amuleten, von himmlischen Schutzbriefen wider den Teufel und wider das Unglück.

Und die Heilung von Krankheiten durch „Sympathiemittel", die unzähligen Arten von Wunderkuren!

Für Rheuma ist gut, sich nackt in einen Ameishaufen zu setzen; die Auszehrung kann durch folgendes Gebetlein, welches aber alle Tage wiederholt werden muß, geheilt werden:

„Gottes Vater, Gottes Sohn,
Und der Geist im höchsten Thron:
Mark und Blut, Fleisch und Bein
Soll von dir gesegnet sein,
Du heiligste Dreifaltigkeit,
Von nun an bis in Ewigkeit."

Und bei diesen Worten müssen alle Theile des Körpers bekreuzt werden.

So ist auch für Hühneraugen das Abbeten das sicherste Mittel. Und wenn du an deinem Körper Warzen hast, so nimm einen am Charfreitag gesponnenen Faden,

mache in demſelben ſo viele Knöpfe, als du Warzen beſitzeſt, begrabe ihn unter den Dachtraufen, und bis der Faden verfault iſt, werden dir alle Warzen vergangen ſein.

Es wird auch geſagt, daß in jeder Apotheke alljährlich ein Menſch zerſtückelt und zur Medicin verwendet, und daß daraus gar manch' geheimnißvolles Mittel erzeugt werde.

Aber all' die heiligen, geheimnißvollen Mittel helfen nichts, wenn der Todtenvogel ſchreit. Eine Eule iſt's, die um das Haus krächzt, ein Uhu iſt's, der auf dem Firſte jauchzt — und Eines von den Hausbewohnern muß fort, da hilft nichts, da iſt das Holen des Doctors überflüſſig, da iſt der Gang zum Todtengräber das Vernünftigſte. Der Todtengräber aber weiß es auch ſchon im Voraus, wenn wer ſtirbt; da beginnen einige Nächte früher an der Wand ſich die Sargſtricke zu ſchlängeln und zu winden, und ſie raſſeln ordentlich — da weiß der Mann ſchon, daß er ein neues Grab zu bereiten habe.

Indeß, friſche Graberde iſt gut für die Lungenſucht!...

Wir ſind am Grabe angelangt. Wir dürfen ſelbſt hier noch nicht umkehren, wir müſſen vollends hinabſteigen in die dunkelſten Gründe des Volksgemüthes.

Steigt doch auch jener unheimliche Mann hinab in das neu aufgeſchaufelte Grab, wühlt die Leiche aus — er gebraucht ſie. Mit Schuhen aus Menſchenhaut will er um ſeine Waldhütte einen Kreis treten, denn ein ſolcher Kreis iſt ein ſicherer Wall gegen alles Unheil. Und er holt das Herz aus der erſtarrten Bruſt, um es zu verzehren, auf daß er Zaubermacht habe gegen die Elemente.

Es iſt noch nicht zu lange her, daß man im Gebirge einen Burſchen hinrichtete, der — du ſträubeſt dich,

liebe Feder, es aufzuschreiben — ein schwangeres Weib umgebracht hatte, um von dem Kinde im Mutterleibe die Fingerchen zu bekommen. Er wollte dieselben bei Diebstählen anzünden, denn er hatte gehört, daß, so lange in einem Hause zur Nachtszeit solche Kerzchen brennen, die Leute nicht aufwachen können.

Und meine Großmutter hat einen Mann baumeln gesehen, der sechs bräutliche Mädchen ermordet hatte, weil die Sage war, daß der Genuß der Herzen von sieben Bräuten unsichtbar mache. Das Scheusal hatte auch schon das siebente Opfer in den Klauen, aber es entkam ihm und brachte den Bösewicht vor den Richterstuhl. —

Ich habe im Geiste gesehen, lieber Freund, wie du auf dieser unserer Wanderung mehrmals den Kopf geschüttelt hast; wohl dem, der ausrufen kann: Es ist unglaublich! und ähnliche Dinge nicht erfahren hat. Ich aber habe einerseits die Poesie und andererseits die Abscheulichkeit gesehen, die in der verwahrlosten Seele des Volkes ruht, und ich habe hier nur ein unendlich flüchtiges Bild davon gegeben.

Der Aberglauben ersterer Art wird wohl nie ganz auszurotten sein; es ist hier nur das Eine zu wünschen, nämlich, daß das Volk an ihm die Form und den Geist unterscheiden lerne. Der Aberglauben letzterer Art, der schädliche und verderbliche Aberglauben muß, muß ausgetilgt werden mit Stumpf und Wurzel. Es ist an dieser Vertilgung in den letzten zwei Jahrhunderten, Gott sei Dank, viel gethan worden, aber noch immer klebt an dem Herzen unseres Volkes von den Abscheulichkeiten solchen Aberglaubens und Vorurtheiles ein erklecklicher Theil.

Durch liebevolle und redliche Leiter auf dem Gebiete der Religion, durch umsichtige und gewissenhafte häusliche Erziehung und durch das heilige Institut der Volksschule muß hier gebessert werden. — Das Trudenkreuz möge uns weiter nicht anfechten; kehren wir zurück zu einem traulicheren Einrichtungsstück des Hauses.

Die Uhr.

Horch! ich höre Schritte. Die Zeit geht durch das Haus; — die Wanduhr tickt. Schon seit Jahrzehnten geht die Wanduhr ihren gewohnten Schritt, und wird, so Gott will, auch noch eine gute Weile gehen, um den Leutchen im einsamen Bauernhause gewissenhaft die Tage zur Mühe und die Nächte zur Ruhe vorzumessen. Der Bauer zieht sie jeden Tag einmal auf, und sie lebt und webt. Ei, denkt sich der Bauer, warum ist nicht auch der Mensch zum Aufziehen eingerichtet? Doch selbst die liebe alte Wanduhr wird müde und ihr Zifferblatt erblindet wie das Gesicht des Großmütterleins, und die Maschine stockt endlich — denn die Rädchen sind von Holz. Aber der Bauer ist auch nicht von Eisen.

Eine gute hölzerne Wanduhr überdauert drei Bauern, und hat sie stets gleiche Wärme und gleiches Gewicht (denn die Mäßigkeit verlängert selbst der Uhr das Leben), überdauert sie wohl auch noch den Vierten. Die Zeiten aber mögen sein wie sie wollen, in Mißjahren, in Krieg und Pest geht die Uhr ihren gleichen Schritt; über Glück und Noth und Sterben schreitet sie ehern dahin. Wenn man's recht bedenkt: Aus des Menschen Hand ist nichts Kühneres

aber auch Entſetzlicheres und Grauenhafteres hervorgegangen, als die Uhr, dieſer geheimnißvolle Maßſtab, mit dem er ſich, unbekümmert um Sonnen- und Mondeskreiſen, von der Ewigkeit gelaſſen ſeine Tage abmißt. Und bricht der Menſch auch plötzlich todt zuſammen, die Uhr geht eine Zeitlang noch über ihn hinaus und läßt ſich immer wieder aufziehen, wenn über dem Todten ſchon längſt des Pfarrers Ziegen weiden auf dem Kirchhofe.

Und weil das ein gar ſo beſtändig Ding iſt, ſo ereignet es ſich auch nur alle zehn oder fünfzehn Jahre einmal, daß jener Mann mit ſeiner an allen Enden klingelnden und ſchrillenden Trage zur Thür hereinſteigt. Ein merkwürdiger Mann! er trägt, wenn man's ſo nehmen will, unberechenbare Zeiten auf dem Rücken; er ſchleppt der jungen Haustochter Hochzeit, der Bäuerin Großmutterſchaft und des Bauers Sterbeſtunde mit herein. Aber das Alles iſt tief verſteckt in den Rädchen und Zeigern und Schlagſtellen der Uhren, welche dereinſt die Stunden der Geſchicke verkünden werden.

Die Trage ſteht auf der Sitzbank, der Träger daneben trocknet ſich das Antlitz. Etwas weiter ab lauert der Bauer; er ſagt, er brauche keine neue Hausuhr, es ſei die alte noch da, und ſchlagen thäte ſie auch. Die Bäuerin hört das Wort und will auffahren — jetzt hat ſie ſchon gemeint, er habe von ihr geſprochen.

Der kleine Bub iſt auch da und beguckt die Trage von allen Seiten, und ſchrickt völlig zurück, wenn eine Metallfeder ſchrillt. Er hat was geſehen; über einem Zifferblatt lugt ein grünrother Kukuk heraus; und ſo oft der Mann die Stunde ſpielen läßt, hüpft der Vogel hervor und ſchreit die Zahl.

Der Junge zupft den Vater beim Hemdzipfel, daß der Vater die Kukuksuhr kaufe. Der Kleine hatte sonst sein Herz bereits an lebendige Vögel, an Lämmer, Kälber und Mundharmoniken gehangen, aber all' das verblaßt nun plötzlich wie die Sterne vor der Morgensonne, und eine ganze neue Welt geht ihm auf in der Kukuksuhr.

Jetzt kommt der junge Knecht des Weges. Der frägt den Krämer heimlich, ob er nicht eine Uhr habe, die in der Nacht langsamer ginge als am Tage; mit der alten rußigen Hausuhr sei es nicht mehr auszuhalten; kaum thue man des Abends die Augen zu, daß man ein wenig ruhe und von den Lotteriennummern träume, so brumme sie schon wieder zum Aufstehen, und da sehe man nur die Boshaftigkeit, um ganze sieben Stunden habe sie den Zeiger vorgeschupft. Dahingegen aber trotte sie am Tage so schlaftrunken dahin und könne nicht weiter, und es könne der Magen zehnmal zum Essen rufen, die Mahlzeit sei kaum zu erwarten. Das sei keine Uhr für ein ordentlich Bauernhaus.

Die alte lahme Einlegerin hinkt herbei, die sagt just das Gegentheil. In der Nacht, wenn alles Andere schliefe, hebt auch die Uhr an zu duseln, und das seien ewig lange Stunden, bis einmal der Hahn anhebe zu krähen.

Die Bäuerin hinwiederum ist schon sieben Jahre im Haus und weiß kaum, daß die Uhr ein Schlagwerk hat. Sie hört kein Schlagen und sie denkt an keine Stunde, sie mißt die Zeit mit ihrer Arbeit. Sie geht ins Bett, wenn sie fertig mit der Küche, sie steht auf, wenn sie ausgeschlafen. Und so pünktlich ist sie hierin, daß sich jede Uhr und jeder Hahn und jeder Morgenstern nach ihr kann richten. Und wenn der Bauer mit den Worten: er brauche keine

neue Uhr, es ſei die alte noch da, wirklich ſein Weib meinte, ſo hätte er nicht Unrecht.

Aber, daß ich nur wahrhaftig bin, der Bauer kümmert ſich um die alte braune Hängeuhr weit mehr, als um ſein ehlich Geſpons, und ſo lange er in ihrem Bereiche iſt, horcht er ſtets wohlgefällig auf ihr Ticken, und wenn ſie ſchlägt, ſo zählt er in jeglicher Lage andächtig die Schläge, und wäre er mitten im Vaterunſer.

Nun ſind noch andere Leute im Hauſe. Die alte Magd kehrt ſich an die Uhr höchſtens, wenn ſie krank iſt; da verſchreibt ihr der Bader: Alle Stund' ein Eplöffel voll!

Der alte Knecht aber ſieht auf die Hausuhr gar nicht an, der hat ſein „Zeugel" mit dem mächtigen Schildkrötengehäuſe an der Magengrube liegen; das iſt ſein Stunden- und Wegweiſer durch dieſes Leben. Hat er ſeine Uhr in der Taſche, ſo iſt er gewappnet und feſt, da weiß er, was er zu thun hat und geht langſam und ſicher ſeiner Wege, und er iſt auch noch niemalen früher hungerig geworden, als es auf ſeiner Uhr Eſſenszeit war. Wenn aber dieſe ſeine Uhr — des Herrn Rathſchluß iſt unerforſchlich und rückt dereinſt auch noch die Weltenuhr aus ihrem Geleiſe — wenn alſo dieſe Sackuhr doch einmal ſtehen bleibt, ſo bleibt der alte Knecht eben auch ſtehen und ſtopft ſich ein Pfeifchen.

Mit der jungen Magd verhält ſich's ſo: wenn ſie auf die alte, braune Hängeuhr ſieht, ſo hat ſie keinen Liebhaber. Hat ſie einen Liebhaber, ſo hat ſie von dieſem auch ihre eigene Sackuhr, auf die ſie ſchaut und vertraut mit getreueſtem Herzen, da mag der Zeiger ſchon ſtehen wie er will.

Auf vertrauteſtem Fuße jedoch mit der alten, rußigen Hängeuhr iſt die junge, hübſche Tochter des Hauſes. Das iſt die Einzige, die dem Kettenhund ihre Hand darf in den Rachen legen, ohne daß er ſie zerfleiſcht, und ſie iſt die Einzige, die auf den Schemmel ſteigen und der alten Brummerin den Zeiger verrücken mag, ohne daß es der Bauer merkt.

Da trifft es ſich zuweilen, etwa ſo nach einer lieblichen Samſtagsnacht, wenn des Nachbars Sohn ſpät noch im Mondenſchein vorüberging und ſich an dem Hausbrunnen einen friſchen Trunk gönnte — trifft es ſich, ſage ich, am Sonntagsmorgen, daß der Hahn wider alle Gewohnheit *vor* drei Uhr kräht und daß der Morgenſtern eher zum Fenſter hereinlugt, als der Hausvater durch dasſelbe hinausſtarrt und die Hausleute vom Schlafe aufpoltert. Die Uhr hat eben auch ihren Feierabend gehabt, hat geſtern Abends, wie der Nachbarsburſche am Brunnen getrunken hat, ein wenig zugehorcht, wie das Waſſer plätſchert — hat ſich um eine ganze Stunde verſpätet. Die junge hübſche Tochter aber hat recht ausgeſchlafen und iſt zufrieden.

Solch' wiederholte Vorkommniſſe von Unverläſſigkeit der alten Uhr ſind es auch, die den Bauer heute länger vor dem Uhrenkrämer ſtehen laſſen, als er es ſonſt vor Hauſirern zu thun pflegt. Der Krämer bindet ſeine Trage auf und legt mehrere Gattungen Uhren mit hellen Zifferblättern, kohlenſchwarzen Ziffern, funkelnden Zeigern und rothen Blumen an der Stirne aus. Alle lächeln ſo hold, als hätten ſie lauter glückſelige Stunden in ſich. Und das Büblein hat mit dem Kukuk ſchon ſo weit Bekanntſchaft

geſchloſſen, daß es ſeinen Finger hinzuhalten wagt, bis der Vogel hervorſpringt und darnach picken will.

Der Bauer hebt zu feilſchen an. Der Krämer betheuert, das ſei ſeine einzige Kukuksuhr und er hätte ſie eigentlich ſchon dem Bürgermeiſter von Bumshöfen verſprochen; wenn er ſie aber doch hier weggäbe, ſo thue er es rein dem Knaben zu lieb, das ſei ſo ein herzig Bübel, und er ſei ſchon ſo, er ſei ein wahrhaftiger Kindernarr. Deßweg verlange er für die Uhr auch nicht einen Pfennig Profit, und er, der Bauer, möge es nur frei ſagen, was er geben wolle.

„Ja mein, ja mein", hebt der Bauer an, „was mag denn ſo ein Zeugl auch werth ſein? Ich denk' — eins — zwei — drei — vieri — fünfi — ſechſi — ſiebeni — achti — neuni —"

„Jeſſes, um acht Gulden geb' ich ſie Euch auch!" ſchrie der Krämer, „von Euch verlang' ich keinen Profit."

„Was habt Ihr denn?" ſagt der Bauer gedehnt, „bei dem Geſchrei kann Einer nicht einmal ordentlich nachzählen, wenn die Uhr ſchlägt. Ich denk — hab' ich ſagen wollen — ein Gulden dreißig Kreuzer iſt häufig genug für den Scherben, häufig genug, gelt, Alte?"

Da verliert der Hauſirer kein Wort mehr; mit ſo einem Menſchen hat er nichts weiter zu reden. Er beginnt ſeine Trage zu binden.

Der kleine Junge merkt Unheil, ſein Mund beginnt ſich zu dehnen, die Unterlippe legt ſich heraus, die Mundwinkel biegen ſich tief abwärts auf beiden Seiten und der Seelenſchmerz löst ſich auf in ein ſchrilles Geheul.

Das iſt der maßgebende Moment. Die Bäuerin tritt vor und erſteht die Kukuksuhr um drei Gulden.

Und die alte Nußige muß fort von ihrem Platz, den ihr des Bauers Großvater in Ehren angewiesen, muß hinaus in die finstere Rumpelkammer. Dort nagen die Mäuse an ihren bepichten Schnüren; der Zeiger steht still und weist immerfort auf X, und das ist das Grabkreuz.

In der Stube aber tickt die neue Uhr, und der Kukuk schreit Sommer und Winter, jahraus, jahrein, und lockt zuletzt dem Jungen — dem jungen Bauer ein Weibchen ins Haus.

Das Weibchen paßt wohl recht zur freundlichen Uhr mit dem heiteren Vöglein und ist wie die gute Stunde.

Der Kalender.

Auf dem Fensterbrett, oder auf dem Altarleistchen liegt der Kalender. Dieses seltsame, steierische Büchlein ist eines näheren Studiums werth; es ist in der ganzen Kalenderliteratur das merkwürdigste Ding.

„Neuer Bauernkalender auf das Jahr — — Mit k. k. Privilegium, bei Strafe 10 Mark löthigen Goldes keinen in Steiermark einzuführen. — Zu haben bei Leykam in Graz." So stehts auf dem Titelblatte.

Dieser Kalender ist einen Bogen stark, hat 1180 Illustrationen, wovon 216 reich colorirt sind, und kostet broschirt und versendet sammt Stempel à 6 kr. Alles in Allem 10 — seit Neuestem 12 — Kreuzer Oesterreicher Währung. Dieser Kalender ist alljährlich in 260.000 Exemplaren verbreitet und für Leute eingerichtet, die — nicht lesen können. In jedem Bauernhof und in jeder Hütte der Steiermark ist er zu finden und der Holzhauer trägt ihn

in seinem Tagwerkbüchel und der Bettelmann in seinem Schnapssack und gar manche Stallmagd trägt ihn sorglich verwahrt an ihrem Busen, wie ein Amulet und thut zuweilen einen andächtigen Blick in die bunte Hieroglyphenschrift.

Das Wort Neuer Bauernkalender ist just nicht ganz buchstäblich zu nehmen, der älteste Jahrgang, den ich davon sah, datirte aus dem Jahre 1808, indeß geht seine Spur zurück bis in die Achtzigerjahre des vorigen Jahrhunderts. Das Aeußere und das Innere dieses wahrhaftigen Volkskalenders aber ist sich gleichgeblieben seit seinem Entstehen bis auf den heutigen Tag; er erschien einst mit den gleichen und denselben 1180 Figuren und mit seinen Farben, mit seinen schwarzen und rothen Hütchen (Werk- und Feiertagen), mit seinen Sonn- und Mondesfinsternissen und Himmelszeichen und Monatbildern und Lostagen und Wetterregeln, wie heute. Er entbehrt aller Reclame und wird in ungeheuren Massen abgesetzt. Der Bauer muß ihn einmal haben, das ist sein Hausbuch, sein Evangelium. Dieser Kalender ist ihm der Begriff der Zeit; zwanzig solche Kalender, da ist noch das erste Viertel und er kann heiraten, sechzig solche Kalender — dann ist Matthäi am Letzten. Es wollen sich viele andere Jahrbücher einschmuggeln, aber der Bauer mag sonst keines; in keinem sonst sind so viele Fasttagkreuze angesetzt, die ihm Sterz und Krapfen verheißen, in keinem sonst sind die Bauernfeiertage so roth gemalt, als in seinem „neuen" Bauernkalender.

Er kann ihn im Spätherbste schier völlig nicht erwarten, und wenn er ihn endlich heimbringt vom Krämer, so fällt gleich Alles darüber her. Die Bäuerin zählt die

Faſttage, die Knechte machen ſich über die feuerrothen Feiertage her und die Mägde wollen vor Allem wiſſen — wie lang der Faſching iſt. — „Wo iſt denn Derſelb, mit der großen Naſen und den langen Hörnern?“ heißt es, denn dieſe Figur bezeichnet die Faſtnacht, und es iſt ein Jubel, wenn ſie gegen Ende des Hornung, oder gar erſt im März ſteht — da gibt es viele Tänze und Hochzeiten und da kommt zuweilen doch Eine oder die Andere dran.

Ein gar verdächtiges Zeichen iſt es, wenn ſich eine Magd zu eigens den Kalender kauft und oft verſtohlen in demſelben blättert. Nicht der Heiligen Gottes wegen thut ſie es, die ſich durch all' die zwölf Monate hin in bunteſter Reihe poſtirt haben, auch nicht der Faſttage und Feiertage und des Faſchings wegen, es ſind ihr ferners die Sonn- und Mondesfinſterniſſe und die Witterungen gleichgiltig, ſie will was Anderes wiſſen, ſie zählt Wochen ab bis zu der zwanzigſten, dreißigſten, vierzigſten und dort macht ſie mit der Stecknadel ein Loch — und das iſt das Zeichen.

Nun ein wenig zu der Einrichtung des Kalenders. Die Zeichenbedeutungen ſind vorne zum Theile wohl erklärt, aber auf die 216 „Heiligen“ iſt nicht genügend Rückſicht genommen. Zu den „Heiligen“ werden nämlich auch die Zeichen der Finſterniſſe und Tageslängen gerechnet, da ſie in dem Kalender mit jenen in gleicher Reihe ſtehen und roth oder gelb bemalt ſind. Vorne auf dem Titelblatte ſind Sonne, Mond und Sterne mit kohlſchwarzen Strahlen. Unter dieſen ſtehen drei Landleute in der Tracht des achtzehnten Jahrhunderts, welche für „Sterngucker“ gehalten werden. Die Sterngucker, das ſind die Kalendermacher,

ſind aber übern.türliche Weſen, denn ein Menſch kann ſich nicht gleich hinſetzen und einen Kalender machen, er weiß ja nicht die Feiertage und die Witterung und wie lang der Faſching und ob in demſelben Jahr nicht etwa der jüngſte Tag iſt!

„Solche Dinge wiſſen die Menſchen wohl zu berechnen", ſagte ich einmal zu einem alten Bauer, „ſonſt könnten ſie ja auch die Sonn- und Mondesfinſterniſſe nicht vorausſagen."

„Sonn- und Mondesfinſterniß vorausſagen", meinte der Bauer, „dasſelb' wird wohl kein Zauberſtückl ſein, ſchaut Eins halt in den Kalender, drin ſtehts."

Die Tageslängen werden in dieſem Kalender durch eine Sanduhr angezeigt, auf welcher eine römiſche Ziffer die Sonnenſtunden des betreffenden Tages bedeutet. Dieſe Figur wird die Uhr genannt. Quatember wird durch einen Stockfiſch verſinnlicht, welcher zwiſchen den „Heiligen" aufrecht ſteht und auch die Farbe und Größe derſelben hat, ſo daß zuweilen unliebſame Verwechslungen vorkommen. Mittfaſten iſt eine große, gezackte Roſe. Die Hundstage werden dargeſtellt durch zwei rieſige blutrothe Hunde, ebenfalls zwiſchen den Heiligen. Kirchweih iſt ein mächtiges Kreuz — das Sterbe- und Grabkreuz für manch jungen Burſchen, der auf dem lauten, tollen Kirchweihfeſte erſchlagen wird. Zu Allerſeelen ſteht das Bild des leibhaftigen Fegfeuers. Als erſter Adventſonntag prangt ein ziegelrothes Kind im Mutterleibe mit zwei durchkreuzten Hörnern; als Chriſttag ein Kindlein, auf einem Polſter liegend. Dieſer Polſter wird von cyniſchen Bauernknechten für den Chriſtkrapfen gehalten. Den Freitag der Schmerzen Mariens bedeutet ein von ſieben Schwertern durchbohrtes Herz; den

Charfreitag ein ſchwarzes, hohes Kreuz; den Oſterſonntag eine rothe Fahne; Kreuz-Erfindung das aufgerichtete Kreuz Chriſti mit den Marterwerkzeugen; Chriſti Himmelfahrt zwei Fußſtapfen auf blutrothem Grasboden; Pfingſtſonntag eine rothe fliegende Taube; Frohnleichnam eine gelbe Monſtranze mit einer blutenden Hoſtie.

Nun zu den Heiligen ſelbſt, welche die Hauptſache ſind. Die heiligen Biſchöfe werden durch ungeheure Biſchofsmützen verſinnlicht, die Päpſte durch dreifache Kreuze und Kronen. Drei verſchiedenfarbige Kronen übereinander bedeuten die heiligen drei Könige; ein rother Mann mit zwei Glöcklein am Stabe bedeutet den heiligen Einſiedler Antonius; ein anderer rother Mann auf dem Pferde, dem in Geſtalt eines orangegelben Fächers das Himmelslicht entgegenſtrahlt, den heiligen Paulus, der ſich eben bekehrt; ein anderer zinnoberrother Mann mit einem rieſigen Schlüſſel den heiligen Petrus. Ein zuſammengedrängtes Häufchen weiterer rother Leute ſtellt die vierzig Märtyrer vor, eine Garnſpule, an welcher zwei Ratten klettern, die heilige Gertrud; ein fliegender Löwe mit einem Buche den heiligen Marcus; ein Knäuel Gedärme um einen Biſchofsſtab gewunden den heiligen Erasmus; ein Lamm mit einer rothen Fahne den heiligen Täufer Johannes (das „Sonnwendlamperl"); ein nackter Mann unter einer Treppe kauernd den heiligen Alexius; ein feuerrothes Weib vor Kreuz und Todtenkopf knieend die heilige Magdalena; zwei übereinandergelegte Hände unter einem Kreuze das Feſt Portiuncula; ein hochrother Prediger auf der Kanzel den heiligen Dominicus; ein nacktes Mädchen in den Flammen die heilige Afra; ein Menſchenkopf auf dem Teller den heiligen Johannes (Enthauptung); und zwei

Jungfrauen, die ihre eigenen Köpfe auf dem Schoße tragen, ſtellen die heilige Felicita und Regina vor. Ferner bedeutet ein Crucifix zwiſchen zwei Hirſchgeweihen den heiligen Euſtachius; ein rother Topf mit Biſchofsſtab den heiligen Rupertus; ein gelber Löwenkopf den heiligen Hieronymus, ein Mann unter dem Galgengerüſte den heiligen Coloman; ein Wolf, der einen Holzklotz trägt, den heiligen Gallus. Von dieſem Wolfe wird geſagt, daß er das Winterholz einträgt, weil Gallus in den October fällt. Eine rothe Menſchenhaut, welche auch für eine — gerupfte Gans ausgegeben wird, verſinnlicht den heiligen Martinus; ein gebrochenes Rad die heilige Katharina; ein Kelch mit der Hoſtie die heilige Barbara; drei Aepfel auf einem Tiſch den heiligen Nikolaus; drei verſchiedenfarbige Steine den heiligen Stephanus; ein Kelch mit der Schlange am Rande den heiligen Evangeliſten Johannes u. ſ. w. u. ſ. w. — Dieſen vorwiegend rothen Coſtümen nach zu ſchließen, gehört die Mehrzahl der Heiligen Gottes zur ſocial-communiſtiſchen Partei.

Von all dieſen Figuren weiſen dünne Striche auf die ſchwarzen oder rothen Hütchen, die unterhalb in einer Reihe ſtehen, die Tage vorſtellen und mit den Himmels- und Witterungszeichen und den Datumsziffern verſehen ſind. Von den Witterungszeichen bedeutet ein Kreis mit einem Punkte in der Mitte: Sonnenſchein; ein Kreis in vier Theile getheilt: hell, temperirt; ein Pfeil: Blitz und Donner; ein Handſchuh: kalt; ein Kamm: Regen; ein Kamm mit Rundbogen: Nebel; ein Stern: anhaltend u. ſ. w.

Sonn- und Mondesfinſterniſſe werden durch gelbe Kugeln mit rother Halb- oder Ganzdeckung dargeſtellt; ſie befinden ſich ebenfalls in der Reihe der Heiligen.

Die zwölf Himmelszeichen dürfen weder als Monatsschild, wo sie sehr reich verziert und colorirt sind, noch bei den einzelnen Tagen fehlen, denn bei Landbau und Viehzucht ist sehr darauf Rücksicht zu nehmen; und gar, wenn ein Mensch geboren wird, was sich denn doch wohl auch zuträgt, ist es unbedingt nothwendig, zu wissen, ob es im Löwen, oder im Krebs, oder im Steinbock, oder im Stier oder gar in den Zwillingen geschieht, weil das auf den Charakter des Neugebornen von großem Einfluß ist. (Unsere Landleute lassen es nicht gelten, daß sie alle miteinander im Krebsen geboren; sie meinen in Zwillingen, weil sie sich gerne paaren, und im Fisch, weil sie gerne trinken. Auch gibt es ehrsame Basen, die in dem Zeichen der Jungfrau das Licht der Welt erblickt.)

Diese Figuren und Zeichen nun muß der Bauer, der nicht lesen kann, auswendig wissen. Er weiß sie auch; da kennt kein Mönch sein Brevier so gut, als der Bauer seinen Kalender. Zudem knüpft sich für ihn an jede Figur eine Erinnerung, ein Wahlspruch, eine Regel, eine Sitte.

Und dieser Kalender ist ihm sein Tagebuch. Hier an den Tagshütchen merkt er sichs an, wann ein Sturmwind, ein Hagel war (was nicht allzeit ganz genau mit den Witterungszeichen übereinstimmt), und er merkt sichs an, wann sich seine Kuh begattet und wann sie gekalbt hatte. Und hier im Kalender bezeichnet er die Geburt seiner Kinder und wann sie zur ersten Communion und zur Firmung gingen, und wann sie heirateten oder zu den Soldaten mußten. Und in diesen Kalender trägt er jegliches Ereigniß, Glück und Unglück ein, so über sein Haus gekommen, und die Krankheiten und Todestage seiner Angehörigen.

Und ist das Jahr um, so wird ein neuer Kalender gekauft und der alte zu all den älteren geheftet. Und so bildet sich ein Familienbuch, eine Chronik des Hauses in Hieroglyphen, allen Nachkommen verständlich und heilig.

So lebt und webt dieses kleine, bunte Büchlein, ungekannt und ungeahnt von der großen Welt, im Verborgenen, in den Geheimnissen des friedlichen Hofes, in dem Allerheiligsten der stillen Hütte und in dem Gemüthe.

Evangelium und Religion, Sitte und Talisman, und Tagebuch und Hauschronik und Kalender dazu, das Alles ist dem steierischen Landmanne dieses kleine, bunte Büchlein. Beim Alten bleibt er, so lange es sein „neuer" Kalender bleibt; wenn es aber in diesem einmal steht, er soll sein Pferd in den Wagen setzen und sich selbst an die Deichsel spannen, so setzt er sein Pferd in den Wagen und spannt sich selbst an die Deichsel. Und wenn zu jedem Neujahr hundert und hundert Kalender erscheinen, wenn dereinst aber dieser einmal ausbleibt, dann rührt der Bauer keine Axt und keinen Pflug mehr an, dann legt er sich auf die Pritschen, denn dann ists aus mit aller Zeit und der Jüngste Tag ist nahe.

Geistige Schätze.

Der Kalender ist durchaus nicht das einzige Buch im Hause. Es gibt auch ABCkundige und belesene Bauern. Und solchen gegenüber kommt die Literatur zu einer eigenartigen Bedeutung; der Landmann pflegt sie aber nicht ihrer selbst wegen, wie das in geschulten, ja selbst in gelehrten Kreisen so oft der Fall ist — sondern seinetwegen.

Er liest nicht, weil das Buch da ist, sondern er verschafft sich das Buch, weil er das Bedürfniß fühlt, sich über die Grenze seiner Welt herein Belehrung, Erbauung oder Erheiterung zu holen. Nicht aber Unterhaltung. Das Wort Unterhaltung ist dem Landmann ein verdächtiger Begriff; — „Unterhaltung, das ist nur so für Leut', die nichts zu thun haben. Ich brauch keinen Zeitvertreib mir ruckt die Zeit auch so früh genug davon."

In seiner Landwirthschaft läßt er sich durch Bücher nicht unterrichten, wie er überhaupt zu Fachschriften wenig Vertrauen hat.

Von belletristischen Werken sagt er gerne, daß sie „ein rechter Fabelhans" geschrieben haben müsse, und selbst der „geistlichen" Literatur setzt er mit den Worten: „Uh mein, 's Papier ist geduldig, da kann man draufdrucken, was man will", sein gelindes Mißtrauen entgegen.

Und dennoch liest er — heißt das, wenn er das Lesen thatsächlich gelernt hat.

Von Schule ist allerdings nicht viel die Rede; sie macht, wird sie nicht gründlich aufgefaßt, den Bauersmann gar oft schlechter, als er in seiner Einfalt ist. Die Schule erzieht auf dem Lande häufig Winkeladvokaten, Hetzer, selbst Taugenichtse. Die erste Anwendung des Verstandes bei gemeinen Leuten besteht in Umgehung der Gesetze.

Die Lectüre des Bauers aber, der thatsächlich g u t e Früchte aus der Schule gezogen hat, besteht in der Bibel, der Landesgeschichte, in Reisebeschreibungen, in Fabeln und Märchen phantastischen Inhaltes.

Ei, wie lange besinnt sich der Bauer, wenn er am Kirchtag vor dem „Büchelkrämerstand" steht, wie unent-

ſchloſſen und unbeholfen blättert er in dem Büchelchen, das er kaufen möchte, oder er frägt gar Pfarrer und Schulmeiſter um Rath. Zuweilen aber wendet er ſich bloß vertrauensvoll an den Krämer: „Hat Er nicht ſo ein Geſchichtenbüchel, oder ſo, wo g'ſpaßige Sachen drin ſtehen, ſo vom Wünſchhütel, vom Rauberhauptmann oder von einer ſchönen Prinzeſſin? — und wenn's nit gar zu theuer wär'?" —

Muſtern wir denn die Literatur in einem Bauernhauſe. In dem maßgebendſten Bereiche des Hausvaters, das iſt in der großen Stube, liegen auf den Wandſtellen, oder auf Käſten und Fenſterbrettern durchräucherte Bücher mit wurmſtichigen Deckeln, Lederklappen und rothem Schnitt. — Was erzählen die närriſch verſchnörkelten Buchſtaben auf dem Titel?

„Großes Leben, Leiden und Sterben unſeres Herrn und Heilandes Jeſu Chriſti und ſeiner hochgebenedeiten Mutter Mariä, mit einem Anhange über die vier letzten Dinge — wohl approbirt durch Ihre Erzbiſchöfliche Gnaden u. ſ. w. von P. P. Kochem."

Ferner die „Lebensgeſchichte der Heiligen Gottes eingerichtet für alle Tage und Feſttage des ganzen Jahres, von M. Vogel".

„Geiſtlicher Hausſchatz des alten und neuen Teſtamentes ꝛc."

„Vieharzneibuch zum Gebrauche für ꝛc. ꝛc."

„Hundertjähriger Kalender."

„Der reumüthige Chriſt, fünfzehn Betrachtungen von der Todſünd und von dem erſchröcklichen Tod des Sünders und der ewigen Höllenpein." — „Betrachte, o chriſtliche Seel", beginnt jedes Kapitel in dieſem Buche, und

die letzten Worte sind: „Ende dieses Büchleins, der Ewigkeit kein Ende."

Das blaue und gelbe „Steuerbüchel" mit „Datum der Schuldigkeit", und „Datum der Abstattung". Sind auch noch die alten Robotverpflichtungen darin enthalten.

„Der Weg zum Himmel, in kräftigen Gebettern und zierlichen Bildnussen dargestellt und gedruckt in diesem Jahre."

„Der große Katechismus mit Beispielen und ergötzlichen Historien für das liebe Landvolk."

„Der daumenlange Hansel mit dem ellenlangen Barte." — Und so weiter.

Die Bücher der Bäuerin:

„Das Zweiundfünfzig-Messenbüchel, enthaltend 52 heilige Messen für alle Sonntage des Jahres."

„Güldener Himmelschlüssel, auch damit das Fegfeuer aufzusperren und die armen Seelen zu erlösen."

„Heilig-Dreikönig-Gebetter, oder morgenländischer Schutzmantel zu Wasser und zu Land, in Feuer und Brand ꝛc." — „Die sieben Schloß, womit sich ein frommer Einsiedler in das Herz Jesu verschlossen hat." Der „Tobiassegen, gegen böse Hexerei und allerhand Anfechtungen zu gebrauchen". — Alles in diesem Jahre zu Znaim gedruckt.

Ferner hat die Bäuerin etwa einen ganz besonderen Schatz, der in doppeltes Schweinsleder gebunden nur für die hohen Festtage bestimmt ist. Der Titel desselben lautet: „Himlisch vnd Erquickende Morgen-Röt/ Das ist: Geistreicher Schatz der wolriechenden Morgen-/ Abendt- vnd Meß-Gebetter/ Bueß-Psalmen ꝛc. Allen in GOTT lebenden Seelen zu Nutz vnd mehreren Eyfer zusamen getragen

vnd mit schönen Bildern geziert. Der Allerheiligsten/ Großmächtigsten vnd Vnüberwindlichsten Fürstin vnd Frawen/ Frawen/ Jungfrawen Mariae/ gekrönten Kayserin deß himlischen Reiches/ Großherrscherin der neun englischen Heerscharren/ Gebohrenen Königin zu Israel/ Großfürstin deß gelobten heiligen Landes/ Fürstin aus Judaea/ triumphirende Zerknirscherin der alten Schlangen/ gewaltigen Widerbringerin der Heyden/ siegreichen Verweiserin der Ketzer/ allmächtigster Fraw der ganzen Welt/ Jungfräwlichen Gesponss vnd Muetter deß Allerhöchsten/ ꝛc. — seiner nach GOTT allergnädigsten Kayserin vnd Frawen/ Frawen/ Allerheiligsten vnd Jungfräwlichen der GOTTES Gebährerin Majestet demütigster Knecht J. J. K. T."

Nach solchem Eingange kann man sich den erhabenen Inhalt des Buches denken.

In dem Buche als Merkzeichen und zum Küssen und Abbeten liegen bunte Heiligenbilder, Missionsgebete, etwa ein Traumbrief und der Bericht von dem „allheilsamen, wunderthätigen Rosenbuschbalsam".

Unter den Büchern des Schulknaben befindet sich ein „Christliches Baumgärtlein, Meß-, Morgen- und Abendgebete mit Litaneien", und „Die schöne Magolona mit dem Grafenpeter".

Die Schulbücher des Jungen tragen auf dem ersten Blatte gewöhnlich folgenden Vers: „Liebes Büchlein, laß dir sagen, wenn dich Jemand weg will tragen, sag': ei, laß mich liegen in Ruh, ich gehöre dem N. N. zu."

Indeß kommt sehr selten Jemand vor, der die Schulbücher „weg will tragen".

Die Magd ferner hat ein „Jubilä-Ablaß-Büchel", und ein sehr schönes „Zeit und Ewigkeit, oder göttlicher

Herzenstroſt", ein Mariazellergeſchenk von ihrem Herzliebſten.

Da iſt es der Guten aber ſchon mehrmals paſſirt, daß ſie in der Kirche das Buch verkehrt gehalten, denn die Buchſtaben — aber ſie denkt in der Kirche ja an die närriſchen Buchſtaben nicht — wenn Eins ins Gebetbuch ſchaut, ſo muß man ans Beten denken und ſonſt ſchon einmal an gar nichts.

Und bei den Buchſtaben — dasſelb muß ſie ſagen bei den Buchſtaben, hat ſie gar keinen einzigen Bekannten, der ihr thät weiſen, wie das Buch zu halten.

Ihre Geſponſin, die andere Magd iſt „gelehrt", die kann ein Betbüchel wohl brauchen. Dieſelbige beſitzt auch die „rührende Hiſtoria von der Pfalzgräfin Genovefa". Sie lieſt bereits im dritten Jahre daran an jedem Sonntag Nachmittag, wenn ſie nicht juſt nothwendig für ſich oder wen Andern zu flicken hat. Der Schmerzenreich iſt ihr Ideal und jede Nacht träumt ſie von der Hirſchkuh. Den Golo hat ſie ſchon tauſendmal in die unterſte Hölle verwünſcht und ſein Bild im Buche iſt vielfach mit Nadelſtichen verletzt. Wo der Böſewicht mit vier Pferden zerriſſen wird, ſo weit iſt ſie noch nicht, denn ſie beſitzt das Buch erſt ſeit wenig Jahren. Sie weiß auch nicht mehr recht, wie der Anfang war und was der Graf Siegfried geſagt, als er fort in den Krieg zog. Aber ſie kennt Einen — den Schulmeiſterbuben, der ſtudirt — derſelb iſt ſo geſcheidt, daß er die ganze Genovefageſchichte auswendig erzählen kann.

Auch haben viele Mägde, wie oben dargethan worden, ihren „Neuen Bauernkalender", weil doch jeder Menſch ſeine Zeit kennen ſoll.

Betagte Knechte beſitzen in ihren Kleidertruhen oft einen wahren, aus den verſchiedenſten Zweigen der Literatur geſammelten Bücherſchatz. Da ſind die „Vier Heimonskinder", „Das Glücksrad", oder die Kunſt, reich zu werden, „Till Eulenſpiegel", „Neueſte Feuerlöſch-Ordnung der Stadt Wien 1828". „Das Leben der heiligen Monika", „Räthſelbuch mit fünfhundert unterhaltlichen Fragen und Antworten", „Die heilige Kreuzwegandacht", „Tête à Tête, oder Louis Philipp und Metternich". „Aegyptiſches Traumbuch", eine „ſchauderhafte, achtfache Mordgeſchichte, welche ſich, u. ſ. w." „Das luſtige Liederbuch", „Joſef II. Leben und Thaten" ꝛc. ꝛc.

All dieſe Werke ſind nicht etwa zufällig da; aus innerem Antriebe ſind ſie gekauft worden und aus innerem Antriebe wird zur Feierabendzeit darin geleſen oder buchſtabirt.

Im Leſen ſelbſt haben die Leute wieder ihre Eigenheiten. Der Eine kann nicht leſen, ohne dabei die Lippen zu bewegen; der Andere nicht, ohne mit dem Finger die Zeilen zu ſchieben; wieder ein Anderer „g'ſchafft gar nichts" ſo nicht und ſo nicht; der iſt wohl einen Winter in die Schul' gegangen — aber hat halt gar Alles wieder vergeſſen."

Indeß iſt es ſo eingerichtet, daß auch Solche, die „ſelber kein Büchel brauchen können", der geiſtigen Schätze theilhaftig werden. Freilich zuvörderſt nur der chriſtlichen, die der Hausvater an den Sonntagen laut vorlieſt, die aber den Predigten und Chriſtenlehren des Pfarrers ſo auf ein Haar ähnlich ſehen, daß Einem dabei die Augen zugehen.

Da iſt es ſchon poſſirlicher, wenn der Knecht ſein literariſches Wiſſen verwerthet und Geſchichten erzählt vom Zauberſchloß und vom verſteinerten Wald, und von dem Meerfräulein, das kein Kittelchen braucht, weil es „unterhalb iſt, wie ein Fiſch". Und wenn er Räthſeln aufgibt: „Voran als wie Holzſchlegl, bei der Mitt' als wie Sagblock, hint' als wie Harreiſten — was iſt das?"

Anregend iſt die Sache und das Denkvermögen mag ſeine ſchwachen Beine einmal ein wenig üben.

Die Bücher im Bauernhauſe, wie ſinnlos zuſammengewürfelt, harmlos oder geheimnißvoll ſie ſein mögen, ſind ein unerſchöpflicher Fond für die unbeholfenen Geiſter, die bei all der dringenden Händearbeit jahraus, jahrein müßig daſtehen und zuletzt verkümmern müßten ganz und gar, wenn ſie nicht zuweilen ſo etwas zu nagen hätten.

Auf den Charakter und die Lebensweiſe der Landleute hat ihre Literatur wenig Einfluß, nur daß zu Zeiten ein Bauer, der ſich zu ſehr in ſeine geiſtlichen Höllenſchwefeleien vertieft, verrückt wird; der vorwitzige Knecht Eulenſpiegelſtückchen treibt, oder ſich ſelbſt neue Märchen und Räthſeln ausdenkt, oder das „Glücksrad" verſucht, oder gar ein Traumausleger wird. Und mancher junge Burſche bildet ſich ein, er ſei der Grafenpeter und ſpäht in allen Nachbarſchaften nach einer ſchönen Magelona.

Vor nicht allzulanger Zeit iſt ein Patent herausgekommen, das unter den bäuerlichen Literaturfreunden nicht geringes Aufſehen erregte. Es kamen durch den Gemeindevorſtand blaue Büchelchen ins Haus, die dem Hausherrn und den Dienſtleuten eine Unzahl neuer Gebote vorſchrieben, wie ſie bisher in keinem Evangelium und Katechismus zu finden geweſen waren. Aeltere, ſehr verläß-

liche Leute meinten, die Büchelchen seien nichts Geringeres, als der Katechismus des Antichrist. Aber jeder Dienstbote mußte eines haben, mußte sich darin auswendig und inwendig beschreiben lassen, wie der Held in einer Geschichte, oder es kam ein „Schandarm", führte ihn davon und hin auf den Fleck, wo er das Licht der Welt erblickt — und wenn die Stätte auch nur mehr ein Steinhaufen war.

Ja, die „Dienstbotenordnung", das war nun eine Weile schier das wichtigste Buch im Bauernhause, bis in unseren Tagen die Kleriker und die Volksbildungsvereine kommen, und das Landvolk mit einer Sündfluth von Papier überschütten und bekehren wollen.

Das Stiftbüchel.

Ehe wir unsere Bücherschau beschließen, wollen wir noch ein literarisches Erzeugniß näher ins Auge fassen. Dasselbe war vor wenigen Jahren (heute wird es zumeist durch lose Briefbögen ersetzt) noch das verbreitetste Buch im Lande, trotzdem es sich keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Der Inhalt war kostbar, denn doch etwas gar zu kostbar. Es gibt Bücher, die schon Manchem arg geschadet haben — aber so viele Existenzen hat noch keines zu Grunde gerichtet, als das Stiftbüchel — das Steuerbüchel.

In Großgehöften freilich vermag das blaue oder gelbe Stiftbüchel so viel Unheil nicht anzustiften. Jedoch kleinere Wirthschaften, die durch dieses Heftchen aufgestiftet worden, werden nur zur oft durch dasselbe auch abgestiftet.

Wie das kommt?

Will verſuchen, es durch nachſtehendes Bildchen aus dem Walde begreiflich zu machen.

Auf den rauhen, knorrigen Tannen- und Fichtenbäumen wächſt auch Brot.

Und wenn das Feld nach all der Arbeit und Plage des Landmannes die Frucht verſagt, und wenn die ſorgſame Pflege der kleinen Heerde im Stall und auf der Weide ſegenlos bleibt; — ſo ſtarrt der Landmann wohl düſter vor ſich hin und kratzt ſeinen ſtruppigen Bart, aber dann nimmt er die Axt auf die Schulter und geht in den Wald hinaus.

Da grünt und blüht und duftet es, da ſchallt Vogelſang und alle Aeſte winken und grüßen und flechten Kränze in aller Lebensfreudigkeit.

Das Brot aber, um das der darbende Landmann gekommen, das wächſt erſt aus den Kohlen, aus der Aſche dieſes ſchönen, herrlichen Waldes empor. —

Vom frühen Morgen bis in die ſpäte Abendſtunde hallt die Axt im Walde. Die Bäume geben dem Holzhauer Schutz und Schatten, noch während dieſer das ſcharfe Beil an ihren Fuß und Lebensnerv ſetzt; ſie haben wohl ſchon eine leiſe Ahnung, was unten an ihnen vorgeht, aber ſie ſchütteln das Haupt — ſie können es nicht glauben vom Menſchen, dem ſie ſo manch' Freundliches und Liebes gethan, daß er die Wohlthaten ſo ſchnöde vergelten ſollte. Aber ſchon fährt ihnen der blitzende Stahl in das Herz und ſie brechen zuſammen.

Geſchäftig eilen die Leute nun hin und her, hauen die Aeſte und ſchneiden die Rinden von den Stämmen, und Andere ſägen und hacken wieder an anderen Bäumen,

und bald liegen vom schönen Wald nur die bleichen, zerbrochenen Glieder da.

Doch, an derlei empfindsame Geschichten denkt der Bauer wohl nicht, wenn er im Geschläge arbeitet; an die fertigen Holzkohlen denkt er und wie viel Geld er wohl dafür einnehmen werde. Das Mehl und Schmalz für das Mißjahr, die Winterkleider für seine Familie, das Schulgeld und die Steuer — das Alles steckt noch da drinnen in den rauhen Baumstrünken. . . . Der Mann sägt und hackt und spaltet, bis ihm Hände und Füße zu zittern anfangen vor Mattigkeit. —

Aber endlich nach Wochen steigt über dem schwarzen Meiler der weiße Rauch auf, der Köhler schürrt aus der Löfche die grauen, mattglänzenden Kohlen hervor, gießt Wasser darauf und wacht Tag und Nacht dabei, daß nicht etwa ein Funken lebendig werde unter dem Haufen. Noch tagelang knistern die Kohlenstücke, aber es ist kein Feuer mehr darin und endlich spannt der Bauer seine Ochsen ein und führt die hochgeschichteten Kohlenwägen stundenweit hinaus gegen das Thal bis zum Eisenhammer.

Und im Eisenhammer sprüht die blaue Flamme — Pflug oder Schwert, die Kohlen glühen für Beides, sind sie doch am Ziele, und die Hauptsache ist nun, daß der Bauer hingeht zum Werksherrn, sein Merkbrett, den „Rosch", zeigt und sagt: „Euer Gnaden, so viel Wägen voll hab' ich gebracht."

Der Werksherr sieht ihn kaum an, nur auf das Merkbrett wirft er einen Blick, dann nimmt er ein Packet Banknoten aus einer Lade und zählt dem Holzbauern davon vor. Es sind dreißig Gulden! Das Bäuerlein schielt

verſtohlen und ein wenig lächelnd auf die Banknoten, ſo viel Geld hat es ſchon lange nicht mehr geſehen.

„Habt gut gemeſſen, Alter“, ſagt der Werksherr und wirft dem Bauer noch einen Gulden hin. „Vergelts Gott zu tauſendmal!“ ruft dieſer aus und will dem reichen Mann die Hand küſſen; aber der Werksherr brummt: „Schon gut!“ und winkt gegen die Thür.

Das iſt denn heute nach ſo vieler Mühe und Plage ein Freudentag für den guten Landmann. Ein Gläschen Wein darf er ſich wohl vergönnen. Er eilt ins Wirthshaus und ſetzt ſich an den hinterſten Tiſch, damit er mit ſeiner Freude allein iſt. Er zählt das Geld; das ſind drei neue, große Banknoten und noch ein kleiner vom guten Herrn extra. Das reicht aus über den ganzen Winter, der vor der Thür iſt, und der Mann braucht jetzt wochenlang nicht mehr zu ſorgen und zu darben. Aber der Wein will ihm gar nicht munden, weil er ſo allein dabei ſitzt, 's iſt beſſer, er nimmt ihn mit heim zu Weib und Kindern. „Herr Vater!“ ruft er dem Wirth zu, „füllt mir eine Maß Wein ein und leiht mir die Flaſche dazu, zum nächſten Samſtag bring' ich's ſchon zurück.“ Auch einige Semmeln ſteckt er noch in die Taſche, dann zahlt er und wandelt ſeinem Berge zu.

Daheim veranſtalten ſie nun ein kleines Feſt. Das Weib kocht einen Erdäpfelſterz, die Kinder decken den Tiſch auf und ſtreiten ſich ſchon um den Platz bei Vater und Mutter, und der Mann legt die Semmeln hin und ſtellt die Flaſche Wein dazu; ſo haben es die Kinder noch nicht geſehen auf ihrem Tiſche! Endlich ſteht die friſche Milchſuppe und der dampfende Sterz da; die Kleinen knieen auf der Bank, weil ſie ſitzend nicht in die Schüſſel

langen könnten, ſchielen aber während des Eſſens immer und immer auf die ſchwitzende Flaſche, bis die Mutter endlich einen kleinen Hafen bringt und Wein in denſelben ſchänkt.

„Gſegn euchs Gott, Kinder! Gſegn dirs Gott, Weib!“ ruft der Mann lächelnd, „Morgen geh' ich ins Dorf um Lebensmittel und die Kleinen kriegen jedes einen Lodenrock.“

„Und ich brauch' eine Fibel, Vater“, ſagt das kleine Mädchen, und Alle drängen ſich nun ſchmeichelnd um den Alten und Jedes braucht ſehr nothwendig etwas Beſonderes für ſich.

„Nur ruhig“, meint der Vater, „Terno hab' ich auch juſt keinen gemacht, aber was nothwendig iſt, werd' ich euch ſchon kaufen.“

Jetzt klopft es an der Thür. Alle ſchweigen und horchen — es hat in ihrem Leben noch Niemand an dieſe Thür geklopft; Alle haben ſich ohne die Höflichkeitsform kurzweg geöffnet, wie es Sitte iſt auf dem Lande. — Wenn's ein Bettler iſt, denkt ſich das Weib, ſo muß ich ihm einen Löffel Sterz aufwarten, ein andersmal, wenn ich keinen hab', kann ich's auch nicht thun.

Nun öffnet ſich die Thür — der Amtsdiener vom Bezirksgericht tritt in die Stube. Einen kalten „guten Tag“, ſagt er, dann hält er dem Bauer einen Zettel und das blaue Büchel hin: „Es iſt zum Steuerzahlen.“

„Iſt ſchon recht“, ſagt der Bauer, „werd' wohl zahlen, wie viel machts denn?“

„Iſt man blind? ſiehts doch da! neunundzwanzig Gulden achtundneunzig Kreuzer machts!“

„Neun — neunundzwanzig, meint ihr?“ verſetzt der Bauer und erhebt ſich langſam, „da laß ich den geſtrengen Herrn wohl um Nachſicht bitten, ſo viel kann ich nicht zahlen. 's wird auch ein Irrthum ſein; die Grundſteuer beträgt bei mir nur zwölf Gulden.“

„Wenn man's nicht verſteht, ſo thut man am Beſten zu ſchweigen; heißts da nicht: Außerordentliche Zuſchläg'!“

„Aber grad heuer, wo mir der Schauer das Korn in die Erde geſchlagen hat und meine beſte Kuh in der Seuche gefallen iſt. Ich weiß mir ja nicht zu helfen!“

„Helf euch Gott! Ich bin um das Geld da; aber wegnehmen werd' ich's euch nicht, — man hat ſchon andere Mittel, die Ausſpfändung.“

„Pfänden?“ ruft der Bauer, „was wollts mir denn pfänden? Etwa die kleinen, halbnackten Würmer da?“

„Reſpect, Alter, oder ich zeig' euch was Anderes! Man hat noch eine Kuh, ein Haus!“

„So? Mein Dach alſo wollt ihr mir wegnehmen; vor die Thür wollt ihr uns ſtoßen, jetzt, zur kalten Winterszeit ... will das der Kaiſer haben? wenn er das will, ſo ...“

„Sei doch ruhig, Mann“, beſchwichtigt ihn das Weib, „und gib ihm, was du haſt, man kanns nicht ändern, es iſt ein Elend!“

— Haſt recht, armes Weib, es iſt ein Elend. Gearbeitet ruhlos, gedarbt in Geduld, gegrämt, gehofft und endlich errungen ein kleines Stück Exiſtenz; — da tritt ein Mann in die Hütte und ruft: „Geld! gib her!“ — und dann hingeben das kleine Stück Exiſtenz. Der Fremde eilt fort mit den blutigen Hellern — und zurück in der

Hütte bleibt die Noth, der Hunger, die Verzweiflung. — Es ist ein Elend!

Ja, wenn es die blutigen Heller draußen den leichtsinnig verschwendeten Millionen erzählen wollten, daß sie von der Arbeit eines ganzen Sommers in der Hütte für den Winter nur ein paar Kreuzer zurückgelassen haben! — aber sie erzählen es nicht, lautlos fallen sie in den grundlosen Schlund, und die arme Familie? — Der helfe Gott!

Die Trottelkammer.

Eine solche haben wir eigentlich nicht, trotzdem sich Steiermark des Ruhmes erfreut, das Land der Cretins und der — Kröpfe zu heißen. Dieser Ruhm ist ein durchaus unverdienter, wie es Erfahrung und Statistik Jedem beweisen, der sich hierin einer Belehrung unterziehen will.

Da aber schon so oft Nachfrage nach diesen „speciell steierischen" Landesproducten gehalten wird, so will ich an der Stelle wohl Einiges über die Sache verlautbaren — denn, über etwelche Kröpfe und Trotteln haben wir immerhin zu verfügen. Früher aber einen ganz kurzen Blick über die Grenze.

Drin im schönen Salzburgerland tragen sie ihre pfundschweren Kröpfe in Tüchern zu Bündeln geformt. In den Armenhäusern Tirols kann man Geschöpfe sehen, auf welche die steierische Bezeichnung „Trottel" gar nicht mehr paßt, weil sie zu armselig sind, um „trotten" (langsam und träge herumholpern) zu können.

Wir finden die Kröpfe als auch die Cretins durch die ganze Alpenkette mit Ausnahme weniger Gegenden bis nach Savoyen hinein. Allerdings sind uns die steierischen hier am nächsten, doch wenn wir in diesem Lande den „Tappeln" und „Gacken" auf den Wegen und in Feld und Wald begegnen, so beweist das nur, daß sie nicht so verkrüppelt und mühselig sind, um stetig auf den Strohsäcken und Bänken des Spitales kauern zu müssen.

Es ist gerade nicht possirlich, von den armen Wesen zu sprechen und dem Aesthetiker zulieb will ich die Leutchen nicht allzu gewissenhaft beschreiben. Es sind verkrüppelte Zwerge mit kurzen, nach einwärts gerichteten Füßen und langen Händen; sie haben dicke Hälse und große Köpfe mit struppigem Haar, die Stirn ist niedrig, die grauen, oft schielenden Augen glotzen matt und ausdruckslos vor sich hin. Die Nase ist platt und der Mund hat stets etwas zu lachen. Im Allgemeinen ist die Menschheit durch den vollständigen Gebrauch ihrer Sinne verteufelt ernsthaft geworden, nur der Seelenstumpfe und Gedankenlose lebt noch in Arkadien und freundlich lächelt und grinst er zu Allem, was er sieht. Dem Dummen gefällt die Welt noch .... und der lachende Cretin wäre also gar nicht zu bedauern?

Doch immer lächelt er nicht. Ich will von den Qualen, die ihm seine körperliche Beschaffenheit verursacht, noch die ihm von seiner zumeist rohen und oft boshaften Umgebung zugefügt werden, nicht sprechen. Aber auf die Gewalt der Leidenschaften will ich hinweisen, welche in diesen sonst so ohnmächtigen Menschen stecken kann. Ich kannte einen Cretin, dem ein ganzes Haus unterthan war; er war der Bruder des Hausbesitzers und mußte bei dem Gute ver-

ſorgt werden. Niemand wagte, ihn irgendwie zu reizen, zu meiſtern, man fürchtete ſeinen Zorn, dem er mit der Stallgabel oder mit der Holzart weſentlichen Ausdruck zu geben verſtand. Er war verſchmitzt und erfinderiſch in ſeiner Rache, er war gefürchtet in der ganzen Gegend.

Einen Andern kannte ich, vor dem ging kein Weib ſicher. Er verſtand ſonſt kaum, Hand und Fuß zu rühren, den Kopf ließ er hängen wie ein Gelähmter. Er kauerte ſtets an dem Kobel des Kettenhundes, ſtarrte im Halbſchlaf vor ſich auf die Erde hin und der Hund beleckte ihm ſein fahles Geſicht. Er war zu keiner Arbeit fähig und ſonſt zu keiner körperlichen Bewegung zu bringen; kam aber eine Frauensperſon in die Nähe, da traten ihm die Augen hervor, grunzend ſprang er auf, und das Weib hatte gute Mühe, ihm zu entkommen. — Es gibt keine unter den ſieben Hauptſünden, deren ein Cretin nicht fähig wäre.

Anders ſteht es natürlich mit den Tugenden, zu deren Uebung eben ſchon Seelenbildung und Geiſtesanlagen nöthig ſind. Trotzdem finden wir bei den Cretins ſchöne Beiſpiele von Eltern- und Geſchwiſterliebe, von Freundſchaft und Treue, von Friedfertigkeit und Geduld. Vor wenigen Jahren erſt war es, daß in einer Kaſerne von Graz ein häßlicher, argverkrüppelter Knirps erſchien, der ſich mit ſeiner ſchweren, lallenden Zunge kaum verſtändlich machen konnte. Endlich brachte man es doch von ihm heraus, er war da, um den Johann Filzmoſer von dem Soldatenleben zu befreien und ſelbſt für den Mann einzuſtehen. Alles lachte laut und der Filzmoſer rief dem Trottel zu: „Ja, weßweg willſt denn juſt mich auslöſen, Luß, mich haſt doch nie leiden mögen.“

„Ich Dich freilich nit, Du Büffel", war die gröhlende Antwort, „aber die Mirzel kreuzigt ſich Deinetwegen zu todt. Und Du mußt heim zu ihr."

„Was geht denn Dich die Mirzel an?"

Der Cretin wollte nicht antworten; er kauerte ſich zuſammen und grub mit ſeiner Fauſt in den Kieſelſteinen des Hofes. Und als man immer wieder frug, was ihn die Mirzel angehe, zog er den Hals ein und ſtotterte: „Gern hab' ich ſie."

Er ſuchte den verhaßten Nebenbuhler zu befreien, um der Geliebten den Erwählten zuzuführen und ſie glücklich zu machen. Iſt in der Geſchichte hochherziger Helden ein Beiſpiel größerer Selbſtloſigkeit verzeichnet?

Viel häufiger als die „Trotteln" ſind die „Halbnarren", die Halbcretins. Dieſe leiden gewöhnlich nur an körperlichen Gebrechen, als Verkrüppelung der Glieder, Schwerhörigkeit, Schwachſinn, doch entbehren ſie durchaus nicht des Denkvermögens. Solche Menſchen, gleichwohl einigermaßen ſtumpfſinnig und nicht weltläufig, ſind oft mit einem gewiſſen Kunſt-Inſtincte begabt. Es gibt z. B. Schnitzer und Mechaniker unter ihnen, die ihr Geſchäft mit großer Fertigkeit und mit Erfolg betreiben. In einem Seitenthale der Mürz ſteht ein Bauernhaus, in welchem es zugeht wie in einer großen Fabrik; in allen Enden und Ecken treiben Räder und Rädchen, klappern Hämmer, bewegen ſich Balken und Möbel wie durch unſichtbare Hand. Die Dreſchmaſchine und die Kornmühle und die Butterrühre und die Wanduhr und die Brodaufſchneide und ſelbſt die Wiege treibt ein Wäſſerchen, das draußen vorüberfließt. In der ſchaukelnden Wiege liegt ein blauäugig Büblein,

das wird allen Anſehens nach gewiß geſcheidter wie ſein Vater, aber ſo findig wird es ſicher nicht.

Wer ſeinen Vater nur des Weges trotten, oder ihn im Wirthshaus ſtumpfſinnig vor ſich hinſtieren ſieht, der nennt ihn einen Halbtrottel; wer ihn näher kennt, mit ihm arbeitet oder andere Geſchäfte hat, der heißt ihn ein „Kreuzköpfel, der ſeine Sach' unter dem Hütel hat". Das Kreuzköpfel hat den ganzen Mechanismus, wie er in ſeinem Hauſe ſpielt und ſpukt, aus ſich ſelber erfunden und dargeſtellt.

Eine andere Species der Halbcretins ſind die Rechenmeiſter, die Zahlen- und Kalendertrotteln. Dieſe haben oft ein faſt unglaublich ſcheinendes Zahlen-, Orts- und Namensgedächtniß. Sie wiſſen alle Heiligen des Kirchenkalenders und ihren Datum. Sie wiſſen faſt niemals den Grund eines Geſchehniſſes, aber ſie wiſſen die Zeit und den Ort desſelben ein- für allemal.

Der Uebergang von den cretinartigen Menſchen zu jenen mit geſunder Vernunft iſt ein allmäliger, und das Aeußere trügt hier oft arg; Jeder iſt kein Narr, der die Kappe trägt. Hingegen weiſt der durchaus uncultivirte Dorf- oder Waldbewohner trotz ſeines ausgebildeten geſunden Körpers oft den Stempel des Cretinismus auf der Stirne.

Den Kreuzmartin hielten ſie im Dorfe für einen Halbnarren ſeines Betragens wegen in der Unglücksſtunde. Eines Tages brach nämlich im Hauſe des Kreuzmartin, das abſeits vom Dorfe auf einem Hügel ſtand, Feuer aus. Die Flammen brachen zum Dach hervor; der Martin ſchrie gegen das Dorf hinab, was er ſchreien konnte: „Helfet, Nachbaren! ſteht mir bei ihr lieben Nachbaren,

mein Haus brennt mir nieder! Kommt mir zu Hilfe, um Jesu Christiwillen, ihr meine Pfarrgenossen, meine Brüder!"

Vergebens schrie er. Die Leute standen auf der Dorfgasse und betrachteten von Weitem das brennende Haus, an dem, wie sie meinten, nichts mehr zu retten war. Und als der Martin sah, sein Bitten sei vergebens, da schlug seine Stimmung um. „Verflucht und vermaledeit sollt Ihr sein, allmiteinand!" rief er, „der Teufel soll Euch holenhinab in die untersten Höllen!"

Seitdem sagt man im Dorfe, der Martin sei ein Narr. Ich aber halte den inständigen Hilferuf und den plötzlichen Zornausbruch des Mannes für echt menschliche Natur.

Wir haben uns von dem eigentlichen Gegenstand ein wenig entfernt. Aber der vernünftige Mensch mag nun wohl fragen: Ja, was ist die Ursache des Cretinismus-warum kommt dieser gerade in den Alpen vor, wie groß ist die Zahl der Unglücklichen und wie könnte die Erscheinung verhütet oder gemildert werden?

Die Hauptursache der cretinischen Anlage dürfte wohl die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens sein. Die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens hängt nicht allein von der Lage, den Höhen und Vertiefungen des Gebirges ab, sondern auch von der Formation desselben. Die derben und festen Gebirgsarten, wie z. B. die quarzig-krystallinischen Urgebirg und Grauwacken-Formationen sind nicht geeignet, die Feuchtigkeit in sich zu saugen, wie dies etwa bei der Kalkformation der Fall ist. Und in der That finden wir nach Macher's Forschungen, daß in den Gegenden des Urgebirgs und der Grauwackenbildung die meisten cretinischen Anlagen vorkommen. Diese Gegenden sind in Steiermark

die Bezirke Murau, Oberwölz, Oberzeiring, Judenburg Knittelfeld u. ſ. w. An den ſüdlichen Abdachungen des Urgebirgs, in den Bezirken Voitsberg und Frohnleiten, erſcheint die cretiniſche Anlage etwas milder; auffallend ſtärker hingegen in den Quellengebieten der Raab und Feiſtritz, beſonders in den Bezirken Weiz und Birkfeld. In der Kalkalpenkette des Ennsthales und in den Niederungen des Unterlandes iſt von dem Cretinismus nicht viel zu ſpüren.

Die ungünſtigen örtlichen Verhältniſſe ſind es jedoch nicht allein, welche die cretiniſche Anlage begründen und nähren. Der Keim derſelben wird häufig ſchon von den Eltern auf die Kinder übertragen und durch Verwahrloſung der Kleinen begünſtigt. Schlechte Nahrung, dumpfige Wohnung, unzweckmäßige, ungenügende Kleidung, Unreinlichkeit, üble Behandlung und allerlei abergläubiſche Mißbräuche ſind es, die den Keim des Cretinismus ſich entwickeln helfen. Kaum ſieben Jahre alt wird das Kind barfuß hinausgeſchickt auf die einſame Weide zum lieben Vieh mit dem es nun jahrelang umgeht. Dazu kömmt der Mangel an Unterricht, an jeder geiſtigen Anregung. Da dürfen uns die häufigen Blödlinge in den Alpengegenden nicht Wunder nehmen. Indeß iſt die Zahl der wirklichen Cretins doch nicht ſehr groß; in Steiermark werden gegenwärtig etwa 300 ſolcher Individuen gezählt und iſt in den letzten zehn Jahren ſogar eine weſentliche Abnahme der Erſcheinung nachweisbar.

Zur Verhütung oder wenigſtens Milderung des Cretinismus wären uns verſchiedene Mittel an die Hand gegeben. Vor Allem ein wachſames Auge auf die Gehirnleiden der Kinder; Gehirnkrankheiten können ja in jedem

Lande und unter allen Verhältniſſen cretinartige Folgen nach ſich ziehen. Der wirkliche Cretin muß auf humane Weiſe verſorgt, der Halbcretin möglichſt unterrichtet und angemeſſen beſchäftigt werden. Steiermark hat zwei Cretinverſorgungs-Stiftungen, die eine in Admont für zwölf, die andere in Graz für ſechs Cretins. Letztere iſt, da ſich keine Cretins vorfinden, mit gebrechlichen Handwerksleuten beſetzt, und in Admont ſind aus derſelben Urſache ebenfalls nur Halbcretins und Blöde verſorgt. Der Landmann gibt ſeine Cretins nicht gerne aus dem Hauſe, denn es herrſcht der Glaube, daß der Trottel ein Hausſegen ſei und den Gottesſegen in die Wirthſchaft bringe. Dieſer Glaube ſchützt die armen Geſchöpfe vor mancher Mißhandlung. Die an und für ſich ſchöne Idee der Erziehungs-Inſtitute für Cretinkinder iſt deshalb nicht zu empfehlen, weil, wie ſchon unter den Erwachſenen bekanntlich ein Narr zehne macht, der Umgang cretiniſcher Kinder mit und untereinander mehr ſchaden als nützen müßte.

Ein Mittel, um das Uebel ſchon in ſeinem Keime auszurotten, wäre Kreuzung der Ehen zwiſchen den Gebirgs-, Thal- und Hügelbewohnern. Bisher hat der Militarismus viel zur Erhaltung des Cretinismus beigetragen. Die körperlich und geiſtig geſunden Männer wurden dem Lande entzogen und zuweilen als Kanonenfutter verwendet; die Krüppel und Blöden blieben daheim mit der Obliegenheit, ihre Gattung fortzupflanzen.

Die glänzendſten Erfolge zur Verhütung und Tilgung der cretiniſchen Anlage müßten Turn- und militäriſche Uebungen haben. Ich weiſe hier hin auf die geſunde Bevölkerung der Schweiz, in welcher die Bedingungen des Cretinismus nicht minder vorhanden, als in den übrigen

Alpenländern, in welcher aber nicht blos das Unterrichts-, sondern auch das Turnwesen völliges Gemeingut des Volkes geworden ist. —

Nun hätten wir aber vorläufig am Bauernhause genug. Unterbrechen wir die Werkeltage; halten wir Sonntag; gehen wir zur Kirche.

Die Kirche.

Das Gotteshaus auf Erden! das ist eine jener zahllosen Ideen, durch welche sich die Staubgebornen emporheben aus dem Staube, gleichwie sich die Rebe rankt an den himmelwärts ragenden Stab. Solche Ideale, sie mögen heißen wie immer, sind göttlich, sobald sie fähig sind, Menschenseelen zu retten aus den unzähligen Schaaren, die, nach dem Rechten strebend, mit den wilden Wogen dieses Lebensmeeres ringen.

Um die wenigen Seligen zu finden, denen die Kirche noch ein Gotteshaus ist, müssen wir auf schlechten Pfaden Gegenden zuwandern, in denen nie noch der Pfiff des Dampfrosses gehallt. Dort klingt die Glocke rein.

Sie klingt weit über die Wälder hin und um den schlanken Thurm der Bergkirche kreisen die Schwalben. Unten um den Hügel herum ist das Dorf gelagert. Es sind Häuserchen und Hütten, so freundlich und idyllisch schier wie jene, von deren Bewohnern ein kindlicher Dichter sang:

Sie spann am Hemd des Glücklichen,
Er saß zu ihren Füßen,
Und zupfte Hanf und zupfte Hanf,
Und wollte nichts sein Leben lang
Als sitzen hier und zupfen.

Beinahe ſo glückſelig ſieht unſer Dörfchen von weitem; wer wollte nur glauben, wie viel Elend und Leidenſchaft und Sünde unter ſo einem niedrigen Bretterdache Raum haben kann?

Oben ragen die wettergrauen Mauern der Kirche; an den Fenſtern bricht ſich der Morgenſonnenſtrahl; der Zeiger an der Uhr weiſt nach abwärts; man weiß es nicht, meint er die ſechſte Stunde oder die ſtillen Gräber, die ſich rings um die Kirche reihen. Oder meint er die ſchmucken Leutchen, die ſich allmälig vor dem Kirchenthore verſammeln. Dieſe ſtehen auf den Hügeln ihrer Vorfahren, ſie ſchäkern mit einander und ſchlagen Tabaksfeuer. Sie gedenken noch ein Pfeifchen zu rauchen, ehvor ſie zum lieben Herrgott in die Kirche gehen. Nur etwa das alt' Weiblein an der Krücke, den braunen Roſenkranz ſchon in der zitternden Hand bereit, ſchleift ſich durch, taucht ſeine dürren Finger tief in den Weihwaſſerkeſſel und torkelt in die Kirche, in welcher der liebe Herrgott beim ewigen Lichte noch völlig allein iſt. Das taugt dem Mütterchen, es will ja ganz allein mit ihm ſprechen, es hat ein Anliegen, es hat eine ſchwere Bitt' — nicht zu ſagen wie ſchwer, es will ſein alt' Herzchen erleichtern.

Auch die Kinder finden ſich bei Zeiten ein; dieſe kommen noch ohne Eigennutz in die Kirche, ſie haben den Herrgott lieb, weil er ein ſo guter Mann iſt. Auch ergötzen ſie ſich an den bildlichen Darſtellungen, an dem Lichterglanz, an der Muſik und ihnen iſt das Gotteshaus ein Luſthaus.

Was die bildlichen Darſtellungen anbelangt, ſo findet man in jeder Dorfkirche etwa drei bis ſieben Altäre mit den betreffenden Pfarr- und Kirchenpatronen, mit ſehr vielen

Engeln und goldenen Wolken, ferner die vierzehn Kreuzwegstationen, die Bildnisse: den heiligen Josef als Sterb-, den heiligen Florian als Feuer-, den heiligen Donati als Wetter-, den heiligen Leonhard als Vieh- und den heiligen Isidor als Bauernpatron. Diese Darstellungen haben ihre Kerzen, Bänder und Blumen. Des Weitern gibt es zahlreiche Kruzifixe und in der Zeit von Frohnleichnam bis Kirchweih- ist der Fahnen und Fähnlein kein Ende. Die schwarze, weißbesäumte Todtenfahne ragt im dunkelsten Winkel der Kirche und kommt nur bei feierlichen Begräbnissen in die freie Luft. — Die Musik betreffend, geht es ohne Pfeifen und Geigen nicht ab; dazu viel Geklingel und Gepauke und so ist das denn für die Kinder eine wahre Lust.

Die Zweck- und Gedankenlosen in der Kirche sind die Erwachsenen in ihrer Alltägigkeit, in ihrem Wohlbefinden. Die sind da, damit sie da sind; „Du sollst an Sonn- und Feiertagen Deine Messe hören" — schon recht, sie ist ja bald vorbei, etwa hängt man seine Wollenhaube in Ermanglung eines Wandnagels an einen Pfeil des heiligen Sebastian und lehnt sich während der Messe ein wenig an die Banklehne, da sitzt man bequem, und bis die Anderen zum Weihwedel (asperges) aufstehen, ist man leicht wieder wach.

Das Lasterhafte aber geschieht hoch oben im Thurm. Kein Mensch ahnt es; der Pfarrer freut sich, daß er endlich dem „Wirthshaussitzen" während des Gottesdienstes gesteuert hat, und daß draußen im Gebüsche keine herumlungernden und allotriatreibenden Jungen mehr zu sehen sind — und hoch oben im Thurm, da sitzen sie, ihrer drei, vier Gesellen beieinander — „Eichel ist Trumpf, zugeben! Herzdam!

Kreuzſakerment nocheinmal! Geſtochen! Aß!" — und mit der Kreide auf der Glocke merken ſie in Strichen und Kreuzen ihren Verluſt an; auf derſelben Glocke, die jetzt durch den niederhängenden Strick anhebt zu ſchwingen und in grellen Schlägen zu klingen, der ganzen Umgegend von der hochheiligen Handlung berichtend — denn unten am Altare hebt der Prieſter das Brot und den Kelch.

Der Hirte draußen auf ſonniger Au hört den Glockenklang, nimmt ſeinen Hut vom Kopf und betet . . .

Wer ſollte ahnen, daß gleichſam auch die an die Glocke gehangenen Spielſchulden mitſchwingen und mitklingen auf dem Thurme!

So treibt mans im Allgemeinen. Ganz andere Bedeutung jedoch erlangt das Gotteshaus zur Zeit der Noth und Drangſal. Erſt wenn ihnen z. B. in Feuersbrünſten das Pſalterbuch und der Roſenkranz verbrannt, können die Leutchen beten.

Dort in der Niſche kauert ein Mann und bebt vor Schluchzen. Er fühlt den Schmerz der Brandflecken an ſeinen Gliedern nicht; ein Liebſtes von den Seinen iſt zugrunde gegangen bei dem Braude ſeines Hauſes, deſſen Stätte noch raucht draußen zwiſchen grünenden Feldern. — „Mußt Dich tröſten, Nachbar", haben die Leute geſagt; „ſchau, das Unglück kann uns Alle treffen, das Haus wirſt ſchon wieder aufbauen nach und nach, und geh' jetzt von der Leich' weg; ſchau, die Seel' iſt im Himmel." So ſchwätzen die Leute und nennen es tröſten. Der unglückliche Mann weiß nicht, wohin er ſich ſollt' wenden in ſeiner Verzweiflung. Er irrt herum, kommt nur zufällig zur Kirchenthür — da will er hinein, daß er doch Ruhe hat vor dem Tröſten der Leute. Da liegt er an der kalten

Mauer und weint, und jetzt jählings fällts ihm ein: Du biſt ja in Deines lieben Herrgotts Haus. — Komm' her zu mir, der du mühſelig biſt und kummervoll! Das hat er ja ſelber geſagt, der ſo viel hat leiden müſſen auf dieſer Welt und der heut' in der Herrlichkeit ſteht und Allen vermag zu helfen. Meine Vorfahren ſind auch in der Drangſal geweſen, haben wohl auch gekniet auf dieſem Stein und es ſind doch wieder Freuden gekommen. Jetzt- und liegen ſie Alle da draußen in der ewigen Ruh und Alles iſt vorbeigegangen; und mit mir wird es auch ſo ſein. Leichter muß mans nehmen . . .

Beruhigter, gefaßter ſteht der Mann auf, freieren, gleichwohl feuchten Blickes noch tritt er hinaus in den Sonnenſchein — und er weiß es nicht einmal, daß er gebetet hat, ſo wie Gott es lehrt, daß Menſchen beten ſollen.

Ferner iſt ein Bettelmann bekannt, den der Herr einſt bei einem Steinſchießen die beiden Arme einbüßen ließ. „Er hat's zugelaſſen, jetzt muß er mich verſorgen", ſagte der Verunglückte, ſtellte ſich an die Kirchenthür, um kleine Gaben zu ſammeln; aber auch zu Zeiten, wenn keine Seele um die Kirche iſt, ſteht er an der Pforte. Geht hin und fragt ihn, was er denn hier ſo allein mache; „der lieb' Herrgott hat mich zum Pförtner beſtellt", wird er antworten. Und das arme gläubige Herz erglüht, wie drinnen das „ewige Licht", für ſeinen Gott, und der Mann iſt glückſelig in dem Gedanken, des Gotteshauſes Pförtner zu ſein.

Es iſt gut beſtellt, daß gerade die Aermſten, von der Welt Verlaſſenſten das Herzenskleinod des lebendigen Glaubens bewahren. Solche finden in der Kirche thatſächlich den Troſt, den ſie ſuchen und bedürfen.

Andere freilich, die kommen in voller Leidenſchaft zum Gotteshauſe heran, möchten am liebſten den Tabernakel erbrechen und rufen: „Hilf mir, Herrgott! Ich hab' dir viel Geld in den Opferſtock geworfen jahraus, jahrein, ich hab' Meſſen gezahlt, ich hab' einen Seitenaltar renoviren laſſen — hat mich ein Heidengeld gekoſtet. Unſereins muß ſich ſeine Kreuzer mit blutigen Händen erwerben, hörſt du? Zahl's ab, allmächtiger Gott, hilf mir!" — Noch gut, wenn ſie ſeinen Beiſtand nicht geradewegs zu Sünd' und Laſter anrufen, wie der Zierlpaul, der zu der goldenen Roſenkranzbruderſchaft gehörte und immer zur Beicht und Communion ging, ſo oft er ſeinem Nachbar ein Schaf oder eine Ziege aus dem Stall ſtehlen wollte. Als er aber bei dieſem Geſchäfte einmal erwiſcht wurde, ſagte er bei ſich: „Entweder hab' ich in unwürdiger Weiſe die Communion empfangen, oder der Allmächtige iſt gekränkt, daß ich ihm von den heimgeführten Schafen nicht die Wolle habe zukommen laſſen." Auch ſolche Koſtgeher hat der liebe Gott.

Leichter zu entſchuldigen iſt immerhin das fünfundzwanzigjährige Mädchen, das nach dem Gottesdienſte noch ein Weilchen in der Kirche bleibt, und wenn endlich alle Leute davon ſind, den lieben Herrgott ganz im Geheimen bittet: „Auf daß den Michel der Bauer nicht derwiſcht, wenn er in der Samstagnacht zu meinem Fenſterl kommt, bet' ich dieſes Vaterunſer, der du biſt im Himmel, geheiliget u. ſ. w."

Um nicht zu ſagen beſſer, ſo doch ſicherer iſt jene Maid daran, die, zur Jungfrauenſchweſterſchaft gehörend, den Herrn, der wahrhaft mit Fleiſch und Blut zugegen, ſelbſt ihren Bräutigam nennen darf. Einer ſolchen Jungfrau

iſt freilich nirgends ſo wohl als in der Kirche, dem Hauſe ihres Geliebten. Merkwürdig iſt nur, daß eine derartige heilige Neigung thatſächlich oft in die Leidenſchaften der irdiſchen Liebe ausartet; Eiferſucht ſpielt hier keine kleine Rolle. Eine überbietet die Andere an Seufzen und Begierden und häufig genug drängen ſich dieſe Jungfrauen ſehnſuchtsvollen Herzens zur Communion, um den Herrn zu genießen.

Das ſind die „Frommen" geheißen; es ſind die himmliſchen Meſſalinnen. Solchen aber iſt die Dorfkirche nicht erbaut, wie ſie auch in jeder nicht zu finden ſind.

Dem Landmanne iſt ſeine Kirche ein ins Dramatiſche überſetzter Kalender. Hier ſpielen ſich die Tageszeiten, die Jahreszeiten, die Feſte ab; ohne Kirche keine Weihnacht, kein Oſtern, kein Ernteſeſt; Alles bringt der Landmann mit der Kirche in Verbindung. Sein ganzes Leben wird erſt in der Kirche zur Geſtalt

Greifen wir aus der Gemeinde einen Mann heraus, wie es deren viele gibt, und nennen wir ihn den langen Auguſtin. Er iſt Nagelſchmied im Dorfe; danach haben wir aber nicht gefragt, uns verlangt nur, ſeine Beziehung zur Kirche zu wiſſen.

Seine erſte Bekanntſchaft, das iſt ſelbſtverſtändlich, machte er mit dem Taufbecken; das ſteht in der Niſche eines Seitenaltars und hat Johannes den Täufer zum Sinnbild. Dann nach ein paar Jahren kam der kleine Auguſtin ſchon zur erſten Beichte und ſteckte ſein rothes Näschen durch das Schubfenſterchen und log in der Eile dem Prieſter ein paar Sünden in den Beichtſtuhl. — Ein halb Stündchen darauf kniete er am „Speiſegitter" und reckte ſein Zünglein hervor, auf das die Hoſtie gelegt

wurde. — Durch die Sacramente begnadet, wurde der Auguſtin Miniſtrant und diente dem Prieſter bei der Meſſe; und dieſes engliſche Amt trug ſogar Geld: für eine gewöhnliche Meſſe einen, für eine bezahlte zwei Kreuzer. Ueber das weiße Miniſtranten-Zöplein hinausgewachſen, wählte der Auguſtin den Strick und läutete die Glocken auf dem Thurme; er läutete zu den Gebetzeiten, zu Todesfällen, zu Gewittern, bei Feuersbrünſten und allen Gelegenheiten, in denen Glockenklang den Menſchen was bedeutet. Spätet kam er auf den Chor und trat dem Organiſten den Blaſebalg. Dann, als ſein Körper eine ganz beſondere Schlankheit gewonnen hatte — der Auguſtin maß ſechs Schuh drei Zoll — eignete er ſich zum Lichteranzünden und Auslöſchen in der Kirche, und inſonderheit für den Klingelbeutel, dem er durch ſeine eigene Länge einen erweiterten Wirkungskreis gab.

Um dieſe Zeit ereignete es ſich, daß der Auguſtin ein Weib nahm. Es geſchah ſo plötzlich, daß der Burſche ſchier ſelbſt darüber erſchrack, als der Pfarrer das Brautpaar von der Kanzel verkündete. Nun wurde er in dieſer ſeiner Kirche getraut. Die Ehe hielt den Auguſtin indeß mit nichten ab, in der Kirche weiter zu fungiren; im Gegentheil, nun blies er auf dem Chore erſt die Flöte, nun wurde er für die Sommer-Proceſſionen erſt Fahnenträger, nicht lange nachher Himmel-(Baldachin-)Halter, und als er der Kindlein fünfe zur Taufe geſchickt hatte, war der Auguſtin für werth befunden, an hohen Feſttagen unter den Erſten der Gemeinde zu glänzen; er wurde nun, als einer der vier Aelteſten, mit dem Purpurmantel bekleidet und war — Windlichtträger.

Nebſtbei beſorgte er zur Weihnachtszeit die Aufſtellung des Krippels, zur Faſten die Vermummung der lieben Heiligen in blaue Tücher, zu Oſtern die Errichtung des heiligen Grabes und zu Pfingſten die Herabkunft des heiligen Geiſtes, der vom Kirchenſchiffe nieder ſtets an einer Schnur tänzeln muß. Man hat nach alldem erwartet, daß der Auguſtin einen ſeiner Söhne zum Prieſter ſtudiren laſſen werde; aber er meinte, das thue er nicht, er ſei ſein Lebtag ſchon allzu viel hinter der Wand geweſen. Den einen Dienſt will der alte wohlhabende Mann der Kirche noch thun, den nämlich, zu ſterben und ſich mit dem großen Conducte begraben zu laſſen.

In ſolchen und ähnlichen Beziehungen ſtehen die Gemeindeglieder zu ihrer Pfarrkirche; dieſen iſt ſie ein Bethaus, Anderen iſt ſie eine Werkſtatt, ein Unterhaltungsort, ein Ruheplatz, eine Bußkammer, ſelbſt eine Sündenbrutſtätte; ein Gotteshaus iſt ſie nur Wenigen.

Denen ſie es aber iſt, die ſind ſelig zu preiſen; ſie haben in ihrer Herzenseinfalt das Höchſte gefunden, wonach der Philoſoph oft vergebens ringt — den Frieden der Seele.

Die Wiege.

Wird uns des Lebens Ungemach und Erbärmlichkeit zu grell, ſo kehren wir an die Wiege zurück.

Das liebe Schaukelbettchen ſteht zwiſchen Ehebett und Ofen. Es iſt ſelten leer; das Eine hütet es, bis das Andere kommt.

Begucken wir uns ein ſolches Kommen ein wenig.

Der Grünhof ſteht in der Morgenſonne. Alles in und um ihm geht d'runter und d'rüber und die ganze Wirthſchaft iſt aus dem Geleiſe gekommen.

Der Bauer ſteht nicht vor der Hausthüre, wie ſonſt zur Morgenſtunde, wo er mit dem Halter ſchreit und dem Großknecht Befehle gibt. In der Küche ſchafft die Magd ſie kocht die Frühſuppe und iſt in großer Sorge, daß dieſelbe die entſprechende Güte bekommt.

Im Bauernſtübel geht die Nachbarin aus und ein und wirthet beim Herd und in den Käſten und Schränken, als ob ſie da zu Hauſe wäre.

Im Bauernſtübel iſt die Hetſchenwaberl — ſind wahrſcheinlich auch noch andere Leute, was weiß ich, man darf ja nicht hinein.

Nur Weiber dürfen in das Stübel, und Weiber kommen mehr und immer mehr, und jedes hat ein geheimnißvolles Geſicht und jedes weiß einen praktiſchen Vorſchlag, einen weiſen Rath und vieles Andere. Die Eine verordnet in der Küche, daß man Ziegel wärme; die Andere will, daß man im Stübel die Fenſter verhänge; eine Dritte gebietet leiſes Auftreten beim Gehen, und eine Vierte kümmert ſich um Faden und Scheere.

Was denn das bedeuten mag? Je nun, der Ofen iſt zuſammengefallen! ſagen ſie. Wir fragen, was das heißt, denn der große Backofen ſteht eben ganz wohlerhalten da, aber die Weiber huſchen an uns vorüber und Keines antwortet auf unſere Frage. Ei doch! Unbekümmert um alle Geheimnißthuereien, ſchreit im Stübel Jemand auf und ſchreit und ſchreit und — jetzt wiſſen wir Alles.

Ein junger Grünhofer erzählt es uns, daß er da iſt und gibt ſeine Forderungen an die Welt und an die

Menſchheit kund. Energiſch verlangt er, daß man ihn kleide in das feinſte Linnen, daß man ihn ſpeiſe mit der ſüßen Muttermilch – und auf den Händen getragen will er auch ſchon ſein. Mittlerweile ſchauen ſich die Nachbarinnen nach dem Kalender um und ſehen, in welchem Zeichen der Kleine geboren iſt, ob der Mond auf- oder abnimmt und genau, zu welcher Jahres- und Tageszeit es iſt; denn das iſt Alles von großer Bedeutung! — Wißt ihr, wann ein Glückskind geboren werden muß? An einem neuen Sonntag, das heißt, an einem Sonntag, an welchem Neumond iſt. Der Wieſentoni hat es getroffen, und richtig, er hat einen Terno in der Lotterie gemacht. — Viele aber behaupten, der Toni müſſe an einem vollen (Vollmond-) Montag geboren ſein, weil er mit ſeinem Terno ſonſt nichts gethan, als ſich vollgetrunken hat.

Iſts, wie immer, wir kehren in unſer Stübel zurück.

Die Bäuerin liegt im Bett und betet und dabei lächelt ſie, als ob ein großes Glück in ihrem Herzen wäre. Dann nimmt ſie den kleinen Weltbürger in die Hände und küßt ihn, und der Hausvater ſteht auch am Bett und möchte den Kleinen ebenfalls herzen; er darf ihn aber nicht anrühren, bis der Kleine nicht erſt gewaſchen und beſegnet iſt.

Die anderen Kinder ſind aufgeſtanden und lärmen nun zur Thür herein, allein eine alte Nachbarin gebietet Ruhe; und als die Kleinen gar das ſeltſame Schreien hören und das winzige Büblein ſehen, da ſind ſie ganz verblüfft und machen große Geſichter. Die Steinleitnerin erklärt hierauf, daß die Hetſchenwaberl ihnen ein Brüderl gebracht habe, und ſie dürften dasſelbe auch ein wenig anſehen, aber ganz friedlich müßten ſie ſein.

Hierauf wird das kleine Weſen gebadet.

Ich gäbe viel darum, wenn ich euch erzählen könnte, wie die Hetſchenwaberl das Bad zubereitet hat, aber das iſt ihr Amtsgeheimniß. Von dieſem Bade hängt eigentlich der ganze Lebenslauf des Neugebornen ab und die Waberl meint, wer beim Zubereiten des Waſſers juſt die rechte Zeit und das rechte Mittel träfe, dem könne es nicht fehlen und das Kind müſſe zeitlebens bewahrt bleiben vor allem Unheil.

Nach dieſem wichtigen Acte folgen die Vorbereitungen zur Taufe. Das Kind wird ſogleich am Tage der Geburt getauft, weil man keinen Heiden im Hauſe haben will. Man läßt das arme Weſen nicht einmal zur Mutterbruſt, bevor es nicht als ſtrenggläubiger katholiſcher Chriſt kommt.

Aber jetzt tritt eine große Frage in den Vordergrund, welche alle hochweiſe Nachbarſchaft oft nur ſchwer zu löſen vermag. Wie ſoll der Neugeborne heißen? Zwar im Grunde genommen bleibt nicht viel Wahl, denn ſo viel ſteht feſt, daß man das Kind nicht „zurücknennen", d. h. nach dem Heiligen eines bereits verfloſſenen Datums benamſen dürfe, weil es ſonſt entweder rückwärts im Krebsgang in den Himmel müſſe, oder gar einen Höcker bekäme, auf welchem der Namensheilige nachreite; und ſo viel ſteht auch feſt, daß kein Heiliger im Kalender, inſoferne er erwünſchten Geſchlechtes iſt, überſprungen werden darf, weil derſelbe anſonſten ſeine Fürbitte verweigern würde. Sohin bleibt nur der laufende und der nächſtfolgende Tag zur Wahl. Nun macht aber der Kalender oft den Streich, an Einem Tag mehrere Namens-Candidaten aufzuführen; denkt euch, wenn er gerade mit den

vierzig Märtyrern oder gar mit den eilftausend Jungfrauen kommt, welch schwieriger Fall! —

Ist nun endlich diese Angelegenheit geschlichtet, so wird zur Taufe gegangen oder gefahren; dazu ist stets die Hebamme und der Pathe oder die Pathin auserlesen. Ist die Taufe vorüber, so verfügen sich die Weiber mit dem neuen Christen von der Kirche in das Wirthshaus, damit es die ganze Gegend sogleich erfahre, daß „ban Greanbarn der Ofn zsommgfoln is — daß die Bäurin von sen rechtschoffnan Haus zu da Taf gschickt hot"!

Unterwegs wird der Kleine gut unter Tücher und Schirme verwahrt, damit ihm die Sonne nicht ins Gesicht scheine, denn in diesem Falle bekommen die Kinder gerne Sommersprossen. Eine gute Vorbedeutung ist es, wenn auf dem Taufgange ein Gewitter überrascht, denn das bedeutet Macht und Stärke dem jungen Weltbürger.

Freudig bringt nun die Gevatterin mit dem Kleinen die Kunde heim: „An Judn hobn ma fuattrogn und an Kristn bringa ma wieda zrugg!" und es gibt viel Heiteres im Hause.

Nach und nach schleichen auch die Dienstmägde in das Stübel, um sich zu überzeugen, ob das Kleine doch nicht etwa ein Muttermal, eine Hasenscharte, an einer Hand sechs Finger oder dergleichen habe — aber ihre Neugierde kann nicht befriedigt werden; der Hebamme und der Pathin liegt es ob, das Kind in den ersten Tagen sorglich zu überwachen, daß es kein fremdes Auge anblicke, denn sonst könnte es „verschaut" werden — manche Leute haben böse Augen!

Da ist vor Jahren, als die Zaunbäuerin in Kindbetten lag, eine Bettlerin zu ihr gekommen und hat das

Kind mit ihren grauen Augen angeſchaut, weil es ſo „a liabs Wuzerl“ geweſen iſt. Was iſt geſchehen? In einigen Wochen darauf iſt das Kind der Zaunbäuerin geſtorben.

Eine erfahrene Hebamme kennt es auch gleich, wenn ein Kind verſchaut worden iſt. Wenn ein Dienſtbote oder ein Fremder im Stübel war, ſo „ſchleckt“ ſie unmittelbar darauf die Stirne des Kindes ab und hat dieſe einen „harben“, bitteren Geſchmack, ſo iſt das Kind verſchaut. Sie benetzt ſofort die Stirne mit ihrem Speichel, denn das iſt das einzige Mittel, den böſen Folgen vorzubeugen.

Nun wird die Wiege hervorgeholt, denn die jungen Steirer wollen in der Regel nicht ruhig ſein, wenn ſie nicht eingelullt und immer gewiegt werden. Auch die Großen und Alten laſſen ſich nur zu oft noch einlullen, und wenn nur das Wieglein wackelt und ein Kindsliedlein tönt, ſo verſchlummern ſie ihre ganze Lebenszeit! —

Einige Tage nach der Geburt kommt von der Gevatterin ein Bote, welcher einen großen gefüllten Kopfkorb trägt. Der bringt der Wöchnerin das „Gabbrot“, kleine Laibchen aus Weizenmehl, mit verſchiedenem Gewürze ausgeſtattet.

Im Korb befindet ſich aber auch noch ein kleines, ſorglich gebundenes Paketchen. In dieſem iſt das Kreſengeſchenk (im Mittelhochdeutſchen: kreſeme oder kriſem, Kriſam, geweihtes Oel, mit welchem der Täufling geſalbt wurde). Das Kreſengeſchenk beſteht gewöhnlich aus Silbergeld nebſt einem geweihten Bildchen, welches den Namenspatron des Kindes vorſtellt.

Die Mutter bewahrt das Geſchenk auf, und wenn das Kind zum Gebrauche ſeiner Vernunft gekommen iſt,

ſo übergibt ſie ihm das Geld mit dem Bildchen und der Eigenthümer muß es nun ſelbſt hüten und wahren; er iſt mit der Uebernahme des Kreſengeſchenkes gleichſam ſelbſtſtändig geworden. Aber er darf es auch nicht vertauſchen und verſchenken, bis er in den Eheſtand getreten iſt — dann erſt mag er es ſeiner erwählten Hälfte hingeben.

Aber ſo weit ſind wir noch nicht im Grünhofe. Hier ſitzt die Bäuerin an der Wiege und ſingt:

„Heidl, nup Heidl,
Greane Stäudl,
Rote Bedl dron,
s Büaberl ſchloft ſchon!"

Aber „s Büaberl" ſchläft noch nicht, das guckt mit ſeinen braunen Aeuglein ſo munter hinter der blauen Decke hervor, daß die Mutter noch ein zweites Lied anſtimmen muß:

„Biga boga Hobalburn,
Zechni Kina ſein geburn;
Liegt da Fiſch
Aufn Tiſch,
Kimmt die Koß,
Frißtn Fiſch,
Kimmt da Meba mit da Toſchn,
Geit da Koß a brave Kloſchn,
Sogt die Koß: Miann!
Wo muaß i mei Häuſerl hinbaun;
Baut ihr Häuſerl in Kerſchbaum auffi,
Da Kerſchbaum hebt on zan brina,
s Kaherl hebt on zan ſpringa!"

Aber nun lächelt das Büblein erſt und die Mutter ſingt ein Anderes:

„Schlof mei Büaberl, ſchlof,
Aufn Ofn obn ſein dSchof,
Die ſchworzn und die weiſſn,
De thaten s Büaberl beiſſn!"

und:

„Schlof mei Büaberl, ſchlof,
Dei Vader is a Grof,

Dei Mnader is a Fee,
De führt dih üban See;
De ſetzt dih auf a hohes Roß
Und führt dih in a Kinigſchloß,
Selm hoſt a guldas Tiſchl glei
Und a Bettl ah dabei.
Schlof mei Büaberl, ſchlof,
Dei Boder is a Grof!" — —

Und ſiehe, das war das rechte Liedlein, das hat den Kleinen hinübergetragen in das goldene Wunderland .... er hat die Aeuglein geſchloſſen.

Aber es gibt Zeiten, wo Niemand daheim bei der Wiege bleiben kann, wo ſie Alle hinausgehen auf die Wieſe und auf das Feld. Da wird das Haus zugeſperrt und die Wiege mit dem Kleinen iſt einſam in dem Stüblein. Und dennoch ſteht ſie nicht ſtill — ſie wieget und wieget, wie von Geiſterhand bewegt. Die Wiege wird nämlich ruckweiſe von einer Schnur geſchüttelt, welche von der Stube durch die Wand in das Freie und zum Hausbrunnen geht, wo ſie durch ein Waſſerrädchen in Bewegung geſetzt iſt.

Dieſen „Wieger" findet man im Oberlande, wo in den meiſten Gehöften kräftige Brunnen ſprudeln, ziemlich häufig; er ſchüttelt die Wiege nicht übermäßig, wie der Halterbub, wenn ihn die Hausfrau dazuſtellt, und er nickt auch nicht dabei ein, wie lieb Großmütterlein — er wiegt ruhig fort und das plätſchernde Waſſerrädchen ſingt auch das „Heidilied" dazu.

Das Fenſterl.

In der gebildeten — ich meine, in der feinen, geſchliffenen Welt gibt es für die Jugend eine ſchreckliche

Zeit. Da geht eine Seuche herum, und die packt den Knaben, und just zur Zeit, wo er zum Jünglinge werden will. Es gibt nichts Erbärmlicheres auf Erden, als Einen, den diese Geisteskrankheit erfaßt hat; er magert ab, legt die Hand ans Herz, sagt nichts als Ach und Weh und ist namenlos unglücklich. Es gibt kein Mittel dagegen; indeß geht die Qual nach abgelaufener Zeit gewöhnlich von selbst wieder zu Ende. Doch es ist auch schon geschehen, daß sie zum Tode geführt.

Im Landvolke herrscht dieser Zustand nicht. Die Bauersleute „lieben" sich eigentlich gar nicht, sie „haben sich nur gern". Wohl findet sich Männlich und Weiblich auch auf dem Lande trefflich zusammen; ich wüßte kaum einen Burschen, der kein Mädchen bekäme, und umgekehrt; indeß wird Eines oder das Andere auch wirklich einmal angeführt, es ist der lieben Abwechslung wegen und man macht beiderseits nicht viel Aufhebens. Und trotzdem hält Alles viel fester.

Besonders unter dem Dienstvolke sieht eine Liebesgeschichte ganz eigen aus.

Der Waldhofer Michel, ein Bursche von zwanzig Jahren, der alle Samstagnächte mit den Anderen auf der Gasse ist, aber sich noch nicht recht zum Fensterl traut, weil er eben noch kein bestimmtes hat, trifft ein paarmal nach einander Sonntags auf der Kirchgasse zufällig die Kathl, welche Kuhmagd beim Sonnleitner ist.

Sie reden vom Wetter zuerst, von der Wirthschaft, von dem und dem Bauer, von den Kleidern, wie man sie jetzt trägt und wie sie am besten stehen, da fragt der Michel auf einmal:

„Wer nagelt dir denn deine Schuh, Kathl?"

„Mein Gott, der Bauer, aber er thuts nicht gern."

„Ich will sie dir nageln, wenn es dir recht ist."

„Geh weiter, was thäten denn die Leute sagen!"

„Gehts wen was an?" sagt der Michel.

Sie führen wieder das gewöhnliche Gespräch fort, aber am nächsten Feierabend kommt der Bursche richtig in den Sonnleitnerhof und bringt Wäsche mit und bittet die Kathl, daß sie ihm wasche. Sie sagt es zu und bringt ihre Schuhe zum Nageln. So geht es nun fort, sie wäscht und flickt für den Michel und er nagelt ihr zu Zeiten ihre Schuhe.

Ihr kennt sie doch, diese Schuhe, wie man sie auf dem Lande trägt; um den Rand der Sohle sind sie mit einem Kreise scharfer Nägel beschlagen, das gibt Festigkeit sowohl für den Schuh, als auch für das Bein an den steilen Hängen. Seht und diese Nägel für den Fuß der Kathl muß nun der Michel besorgen, weil er ihr „Bub" geworden ist.

Auf dem Kirchweg kommen sie jetzt allsonntäglich zusammen und bald gehen sie gar ins Wirthshaus und der Michel zahlt die Zeche. Da stecken zwar anfangs die Leute ihre Köpfe zusammen und munkeln: „Lieber Gott, jetzt gehn Die miteinander!" aber das legt sich.

Nun bleibt der Michel in der Samstagnacht schon gar nicht mehr zu Hause. Er geht mit anderen Burschen aus und jauchzt und singt mit ihnen — er hat eine gute Stimme; — gegen Mitternacht aber schleicht er davon und läßt die Anderen allein singen, so lang sie wollen.

Der Michel eilt dem Sonnleitnerhofe zu, beschwichtigt den Kettenhund und schleicht zum Kammerfenster der Kathl.

Da klopft er leiſe an der Scheibe. Er klopft mehrere Male, endlich hört ſie's und ſagt:

„Was iſt denn das für ein Unfried heut!“

„Der Michel iſt da“, liſpelt er.

„Was will er denn und warum geht er denn ſo herum in der Nacht?“

„Wo wird ih umagehn!
„Dös ſullſt du eh vaſtehn,
Zu dir zan Fenſterl her,
Du ſullſt aufſtehn ba da Nocht;
Klopf ih dan Scheibelein,
Loß mih hinein!“

„Geh weiter, wenn du nicht ſchöner ſingen kannſt, ſo bleib lieber daheim.“

„Kathl!“

„Gib Ruh jetzt, ich laß dich doch nicht herein!“

„Wenn ich dich aber ſchön bitt, Kathl!“

„So leg' ich mich auf die andere Seit' und ſchlaf. Ich lach' dich nur aus, Michel, und ich mag dich nicht.“

Das hört ſich wohl etwas derb an, aber der Michel kennt das, er weiß ſchon, wie es gemeint iſt. Zwar hinein kommt er wirklich nicht in die Kammer, aber durch das Fenſter plaudern ſie lange, halten ſich feſt bei der Hand und — auf Ehre! — er ſteckt den Kopf zu ihr hinein und da hebt es zu ſchnalzen an und will gar nicht mehr aufhören.

Auf einmal ſagt die Kathl:

„Du, Michel, wenn jetzt der Bauer draußen mit dem Ochſenziemer käm' und du brächteſt den Kopf nicht hinaus!“

„So blieb' ich halt ſtecken in meinem Himmelfenſterl!“

„Ja, aber der Buckel iſt draußen und der Ochſenziemer auch und du brächteſt von deinem Himmel ein ganzes blaues Firmament mit in dein Bett!“ —

Indeß, ſo heillos kommt es doch nur ſelten; am Morgen iſt das Fenſterlein wieder fein zu, und man ſieht es ihm nicht an, daß in der Nacht des Michel's Kopf darin geſteckt drei volle Stunden.

Wenn ſich nun der Michel im Laufe des Tages ſeine Wäſche holt, ſo ſagt er:

„Bin doch recht froh, Kathl, daß du mich heute Nacht nicht hineingelaſſen haſt, wer weiß, wie es gekommen wäre; und dich unglücklich machen — nein, das will ich nicht!“

Er entſchuldigt ſich ordentlich, daß er keck war; zur nächſten Samſtagnacht aber kommt er doch wieder und bittet um Einlaß.

Trefflich geht es auf der Kirchweih zu. Da kauft der Michel der Kathl ein ſeidenes Halstuch, oder ſo was zum „Kiata“, und am Abend finden ſich die Beiden im Wirthshauſe zuſammen, und auf dem Tanzboden tönen die Pfeifen und Geigen! Da gibt es aber auch tolle Händel auf dem Tanzboden. Wenn ſich der Hanſel ein Bischen auffallend um die Kathl zu ſchaffen macht — gleich iſt der Michel in Hemdärmeln da und ſchreit:

„Was willſt, Hanſel, was willſt? Wer mit der Kathl tanzen möcht', der hat mich zu fragen, und einmal erlaub' ich's; wer aber mehr möcht', und viel möcht' und allerhand möcht', den ſchlag' ich nieder! Hörſt mich, Hanſel?“

Da ſtürzt der Hanſel auf die nächſte Bank zu, bricht einen Stuhlfuß und ſchwingt ihn:

„Wen ſchlagſt nieder? Mich? Michel, ſchau, daß dich die Mucken nicht umblaſen, du Krautmandl!“

„Himmelſaggera!“ flucht der Michel wild auf; da eilt ſchon die Kathl herbei: „Jeſus Maria, Michel, wirſt doch nicht raufen!“

Und wenn ſie ihn beſchwichtigt hat, ſetzt ſie noch hinzu: „Biſt aber ein rechter Wildling, bringſt Einem kein' Ehr auf der Kirchweih, und mit dir geh' ich nicht mehr, das kannſt dir merken, und ich mag dich nimmer, das kannſt dir auch merken!“

„Und ich lauf, dir nicht nach, der Waldhofer Michel kriegt Andere auch noch!“

Dem entgegnet die Kathl nichts, aber gleich darauf ſagt ſie:

„Nein, was du für ein Reißzuſammen biſt, jetzt iſt dein Hemd ſchon wieder hin unter der Achſel, das mußt du mir morgen gleich bringen, ſonſt wird das Loch noch größer.“

So iſt die Ausſöhnung, und dann wird gegeſſen und getrunken und — heimgegangen wird erſt nach Mitternacht. Aber dieſes Heimgehen iſt das Allergefährlichſte im ganzen Jahre — da gibt es allerhand Wurzeln auf dem finſteren Boden und da iſt ſchon oft Eine gefallen und hat ſich ein Glied oder die Ehre gebrochen und iſt ein Krüppel geblieben für's ganze Leben.

Aber der Michel iſt wachſam und führt die Seine glücklich nach Hauſe.

Iſt der Michel indeß einmal über die Dreißig hinaus, ſo nimmt er's mit der Kirchweih' und mit der Samſtagnacht nicht mehr ſo genau; — allemal muß es ja nicht ſein! Da geht er am Feierabend nach dem Nachtmahle

gleich ins Bett und gähnt und meint zu ſich ſelbſt: „Ja ja, ſo iſt's, und ich bin doch froh, daß ich daheim bin!“ Aber auf dem Kirchweg iſt er ſtets bei der Kathl. Da ſchmollt ſie: „Lieber Gott, Michel, wie ſchauſt denn heut wieder aus, ſo bürſt doch dein Gewand und putz dich z'ſamm — ich ſchäme mich frei mit dir Wie geht's dir denn ſonſt, biſt geſund?“

In der Jugend wird viel geſchmollt, im Alter viel gegrollt, aber Eines kann ohne das Andere nun nicht mehr leben.

Heiraten! — das dürfen ſie nicht, ſo lange ſie nicht ein Gütchen erwirthſchaftet haben, und das gelingt dem Michel nun und nimmermehr; er raucht ein wenig und kann Sonntags ſein Gläschen nicht laſſen. Aber die Kathl ſpart. Sie beſitzt bereits einen Buſchen Flachs in der Truhe und ein Mutterſchaf im Stalle, ferner — ja, drei Frauenbildzwanziger hat ſie auch noch!

Trotz alldem dürfen ſie nicht heiraten. Sie müßten mindeſtens dreihundert Gulden zuſammen haben, ſonſt gibt's die Gemeinde nicht zu. Dreihundert Gulden! — Ja, geſehen haben ſie wohl ſchon ſo viel Geld in ihrem Leben.

Und dennoch laſſen ſie nicht von einander, und wenn ſie ſiebzig Jahre alt ſind, ſo ſieht man ſie noch zuſammen auf der Kirchgaſſe und auf der Kirchweih' im Wirthshaus.

Und wenn gerade einmal eine ſchöne, warme, ſternhelle Herbſtnacht iſt, ſo könnt ihr dem alten Graukopf, dem Michel, wohl gar im Freien begegnen, er muß ein wenig nachſchau'n, wie's der Kathl geht, und klopft ans Fenſterlein. Und ſeht, jetzt läßt ſie ihn auch ein und ſagt: „Nimm den Stuhl, Michel und ſetz' dich an mein Bett, ich muß dir was ſagen. Weißt, Michel, ich bin nicht mehr

jung und auf der Bruſt hat's mich auch — mag nicht mehr recht rennen, wenn ich die Küh' austreib' und da hab' ich ſagen wollen, wenn's mich etwa einmal packen ſollt' — das Schaf gehört dein, Michel, und was in meiner Truhe iſt, auch; — eine heilige Meſſ' zahlſt und ſonſt laß' es gut ſein!" —

Das iſt die Liebe im Volke. So lernen ſie ſich kennen, ſo gehen ſie miteinander durch das Leben, als ob es eben ſo ſein müßte, und ſie haben nicht näher darüber nachgedacht. Kein einziges Mal haben ſie ſich Liebe geſtanden und geſchworen, das Geſchwätz von Sehnſucht und ewiger Treue war ihnen unbekannt — wacker geſcholten haben ſie ſich und es bieder und ehrlich mit einander gemeint. — Das Vorurtheil hat ihnen freilich die Ehe verweigert, aber ſie haben auch nichts gefragt darnach, freiwillig haben ſie an einander gehalten bis zum Tode — ſie ſind ein Ehepaar geweſen, das Gott zuſammengefügt in ſeiner Liebe.

Selbſtverſtändlich gibt es auch hierin zahlloſe Variationen. So ruhig und gelaſſen zumeiſt die Liebesverhältniſſe im Volke ſich abwickeln, ſo können ſie ſich bisweilen auch zu einer dämoniſchen Leidenſchaft erheben, ſobald dem Ziele etwas im Wege ſteht. Begabte Landmädchen haben oft ein glühheißes Blut und auch eine Kuhmagd kann dem Liebesgram erliegen. Selten zwar kommen Romeo und Julie auf dem Dorfe vor, aber gänzlich mangeln ſie nicht.

Indeß bietet ſich die Gelegenheit zum Liebesgenuſſe auf dem Lande ja ſo häufig dar; die ſchweren Folgen daran ſind oft nur die einzigen Sittenrichter, aber wie ſollen dieſe im Fieberdrange der Leidenſchaft gehört werden!

Und trotzdem, ſie werden gehört. Ich traue dem Gebildeten im Allgemeinen nicht die Selbſtbeherrſchung

zu, wie ſie das Bauernmädchen hat, das ſeinem Liebſten zur nächtlichen Stunde die Thür in das Kämmerlein öffnet, demſelben gleichzeitig aber auch einen Stuhl zum Sitzen zurecht rückt, damit er, während ſie ſchwätzen, nicht auf ſeinen Füßen ſtehen müſſe.

Wenn der Pfarrer zu Neujahr aus dem Taufbuche ein Drittel unehelich geborner Kinder herabliest, ſo nimmt es einen Kenner der Zuſtände nur Wunder, daß es nicht — zwei Drittel ſind.

Der Brautſtab.

Jedesmal bleibt es nicht verborgen, was im Geheimen und Finſtern des „Fenſterlns" geplant worden. Oft keimt es auf zu jenem Baum, der den Brautſtab beut und das Wiegenholz.

Heute iſt der Brautſtab nicht mehr recht im Gebrauche; ältere Ehegatten aber haben einen ſolchen noch aufzuweiſen und bewahren ihn als Heiligthum im beſten Schranke ihres Hauſes. Einſt ging der Bräutigam ohne dieſen Stab nicht zum Traualtare.

Es iſt ein etwa vier Fuß hoher Stock mit Knopf und Quaſte; er bedeutet die Würde und wohl auch die Herrſchaft des Mannes über die Frau. Nur bei großen Gelegenheiten, wichtigen Familienfeſten ſieht man den Hausvater mit dieſem Stocke wandeln. Mancher läßt ſich den Stab endlich auch mit in das Grab legen.

Wir jedoch wollen mit dieſem Stabe in der Hand das heitere Bild einer Hochzeit enthüllen.

Eines jungen, ſich liebenden Paares Trauung und Ehrentag, das iſt wie ein heiterer Juniſonntag. Es grünt, es blüht, am höchſten ſteht die Sonne, und es iſt noch keine Schwüle und kein Gewitter. Das iſt des Lebens leuchtender Frühmittag, und was je zur Roſe werden will auf Erden, hier wird es zur Roſe, und was je glücklich werden will auf Erden — hier wird es glücklich.

Trauung und Hochzeit! darum hat das eine ſo abſonderliche Färbung bei allen Völkern, und beſonders iſt es eine gar eigenartige Komödie, die ſich hierin abſpielt in dem Volke unſerer Berge. — Komödie mag man's wohl heißen — endet das Ding doch mit der Hochzeit, obwohl ich einmal behaupten gehört habe, die Antrauung bis zum Tode ſei der würdigſte Schluß für eine Tragödie.

Ob ein Mägdelein je an das Letztere denkt, wenn es zur Sonntagszeit ſich ein Kleidchen zuſammennäht, und es ſchlingelt ſich dabei der Faden? Bedeutet das Schlingeln doch, daß es in dieſem Kleide Hochzeit halten werde. Und wenn ſich dem Burſchen ein Schuhband löſt, ſo geht er auf Freiersfüßen, und er frägt den Kukuk, er frägt das Maßlieb um Weiſung und er meint, die ganze Welt müſſe nun darauf hinweiſen, daß er Hochzeit halten will.

Du ſollſt an verbotenen Zeiten keine Hochzeit halten! ſagt das fünfte Gebot der Kirche. Dieſe verbotenen Zeiten ſind vom erſten Adventſonntag an bis zum Dreikönigstag, und vom Beginn der vierzigtägigen Faſten bis zum Weißſonntag. Auch werden zur Zeit der Hochernte und in der Allerſeelenoctav öffentliche Luſtbarkeiten gemieden.

In dieſer Zeit wird in Steiermark wirklich nicht gehochzeitet und nicht gefreit, aber wer das junge Weibervolk nur ein wenig beobachtet, immer dreht es mit dem

Kalender herum und zerrt an den Blättern — der Tausend, wie lang' doch heuer die Fasten dauert!

Aber gottswegen, die Fasten dauert bei mancher Maid oft schrecklich lang — durchs ganze Leben; — keine Schönheit und kein Geld; und nach dem Herzen in der Brust — wer frägt danach!

Dann und wann aber doch! Es frägt wer danach. Wenn es eben nicht gar beim Fensterln ausgemacht wird, so kommt doch auf einmal ein junger Bursche und ein alter Mann, gewöhnlich der Pathe des ersteren, in den Hof; eine Kuh thäten sie gern kaufen oder ein Kalb — oder so was, und da zögen sie halt so umher. Und wenn sie in den Stall kommen, da sprechen sie viel mit der Magd, und fragen, wie sie's hält mit der Fütterung, mit dem jungen Kälbchen, mit der Milch — wie denn umsichtige Bauersleut' das immer gerne wissen mögen. Dann gehen sie aber fort und reden unterwegs miteinander: „Ich sag', die wär' geschickt, Bub, die thät's."

„Halt ja, die thät mir wohl gefallen, Göd."

„Sie wird eine gute Gattung sein; hat rechtschaffen Holz bei der Hütten!" („Holz bei der Hütten haben" heißt so viel als, sie hat einen schönen vollen Busen.)

„Dasselb hab' ich auch schon gesehen, Göd."

„Ich sag', du beißt an Bub."

„Werd völlig, werd völlig, Göd."

Und in wenigen Tagen nachher kommt der Pathe allein zum Bauernhof, aber offen sagt er's heraus und freit für den Burschen um die Magd.

Sie sitzen lange beisammen im Kuhstall auf dem Barren, er kaut an seinem Pfeiflein, sie kaut an einem Strohhalm und zupft und zerrt allweg an etwas und

blickt zu Boden. Was er auch ſagen und fragen mag, er bekömmt in neun Fällen keine Antwort; ſie ſtarrt nur ſo vor ſich hin. Das Morgenroth glüht ihr auf den Wangen, jetzt ſoll es gar Tag werden für die, die bisher die arme vergeſſene Magd war; ſie kann's kaum faſſen. „Ja, ich weiß es halt nit, und ich weiß es halt nit", ſagt ſie immer, und zuletzt: „Mögen thät ich ihn ſchon!"

Das iſt genug, an dieſes Wort häkelt er an, jetzt hat er ſie am Band, jetzt mag er ſie eine Weile herumführen in der Oeffentlichkeit, zwiſchen hundert heißen Blicken, ſtechenden Worten hindurch bis in die ſtille Kammer des Bräutigams.

Und von dieſem Augenblick an ſieht's anders aus mit der Welt, die Magd iſt Braut, der Pathe iſt „Bidelmann", wie ſie den Brautführer heißen. Der Dienſtherr der Braut kann's auch nicht faſſen: „Willſt mir leicht 's Kuhmenſch aufgabeln? Schau, biſt aber ein Kreuzſchwerenöther, du. Und für den jungen Ringimhof, gelt! Na, wenn's Menſch ihr Glück macht, bin ihr nit im Weg. Ein Frühſtück geb' ich ſchon am Hochzeitstag, 's wird mir ein' Ehr' ſein!"

Und bald hernach können wir den Brautleuten begegnen auf allen Wegen und Stegen. Sie haben ſonſt einfache Kleider an, aber der Braut ſteckt ſo ein kleiner Strauß zwiſchen dem Tüchelchen, das ſie ſittſam in der Hand hält, und auf dem Hute des Bidelmanns flattern großmächtige Bänder. So ziehen ſie herum, um Leute zur Hochzeit zu laden.

Wenn nun die Brautleute von Haus zu Haus wandern, um alle Nachbarsleute zur Hochzeit zu laden, ſo werden ſie überall auf das Zuvorkommendſte empfangen

und bewirthet, und erhalten wohl noch Flachs, Leinwand oder andere Wirthschaftsgegenstände zum Brautgeschenk. Sehr gebräuchlich ist in manchen Gegenden die „Brautschüssel", welche eine Bäuerin den Brautleuten verehrt. Bei der Uebergabe derselben wird der Wunsch ausgesprochen, daß sie stets mit guten Bissen voll sein und daß Jeder, der daraus ißt, gesund bleiben möge.

Ist das Brautpaar noch jung und unerfahren, so begleitet es auf solchen Gängen häufig der „Bidelmann", der sich um Alles, was zur Heirat und Hochzeit gehört, anzunehmen hat. Dieser Mann muß, nebst anderen Eigenschaften, Stellung und Geldbeutel betreffend, den Mund hübsch auf dem rechten Fleck haben.

Der Bidelmann macht zu Zeiten, wenn die Brautleute andere Wege zu wandeln haben, diesen Gang wohl auch allein, dann sagt er, wenn er ein zu den Thüren tritt, den Spruch:

„Braut und Bräutigam schicken mich her und lassen euch schön grüßen, und es ist ihr und mein einfachs Gebitt, ihr möcht' so gut sein und euch zur Freud' und Hochzeit finden ein; und möcht euch zum Montagmorgen in's Haus, wo die Braut thut leben, ja wohl auch zu einem kleinen Frühstück begeben. Nachher möcht's auch so gut sein, und ihnen geben das Geleit über Gassen und Straßen, über Weg und Steg, durch Wald und Hald, über Haid und Land, hin zum Dörflein wohlbekannt, und zu der Pfarrkirche, wo der Herr Jesus thront, und wo im selbigen Haus der heilige Jacobus wohnt. Dort wird sich ja wohl auch ein hochgeweihter Priester einfinden, und wird die christlichen Brautleut' zusammenbinden, daß sie Niemand nicht wird lösen können, als der allmächtige

Gott und der bittere Tod. Nachher werden wir sie ja wohl auch zurück geleiten zum goldschönen Hochzeitshaus, und dort wird aufgesetzt werden ein Ripperl Fleisch und eine Gabel Kraut, ein Glasel Wein und ein Stückel Brot, wie's Gott der Herr in Keller und Kuchel derschaffen hat. Und so lang, daß das Hackbrettl wird klingen, Jung und Alt wird wohl umspringen, werden wir lustig sein und uns g'freuen — und so laßt's einen schlechten Boten für zwei gute sein!"

Wohl andächtig hören sie den Spruch an, dann kommt die Bäuerin und setzt dem Bidelmann ein Gericht vor aus Eiern und Schmalz, und sie bringt noch ein Geschenk für die Brautleute, Wolle etwa, oder feinen Flachs, oder Eßgeschirr, oder andere Geräthe, wie sie nie zu viel sein können in einem Haushalte.

Jedoch ist überall das unvermeidliche, das spottende, beißende, boshafte Gerede und Jedes weiß etwas Nachtheiliges von den jungen Brautleuten zu erzählen. „Willst g'schimpft wer'dn, muaßt heirat'n!" sagt die Großmutter, und es ist richtig!

Dann aber kommt der Hochzeitstag. Das ist ein Böllerschießen und Jauchzen in der Gegend und schon zur frühen Stunde versammeln sich die Geladenen im Hause der Braut. Die Braut aber ist nirgends zu sehen, die hat in ihrem Kämmerlein große Sorge mit dem Hochzeitskleid und mit dem Brautkranz — und sie wird kaum fertig mit der Vorbereitung.

Wie nun der Bidelmann mit seinem langen würdigen Hochzeitsrock und seinem bebänderten Brautführerstock in's Haus tritt, wendet er sich zum Bauer und sagt:

„Wie ich vor drei Wochen bin da geweſen, da hab' ich bei Euch Eine eingeſtallt zum Holzäpfelleſen, Haſelnußſchälen und Federſchleißen, und wie die Verrichtungen ſchon alle heißen. Heut' möcht' ich die gern ſehen, wie's ausſchaut und was mit ihr iſt g'ſchehen; wenn ſie geworden iſt zaunmarterdürr dermalen, ſo will ich kein' Kreuzer Futtergeld zahlen!"

Nun läßt der Bauer alle buckeligen, kropfigen Waid- und Stallmägde vorführen, die er nur auftreiben kann, und frägt den Bidelmann, ob die Seine nicht dabei. Da dieſer wüthend und immer wüthender verneint, ſo tritt endlich die hochzeitlich geſchmückte Braut auf. Der Bräutigam ſieht ſie wohl an von ferne, aber er darf noch nicht recht mit ihr verkehren. Dieſes Recht ſteht heute einzig nur dem Bidelmann zu.

Dann ſetzen ſie ſich zum Frühſtück, welches zum größten Theil aus fetten Speiſen beſteht, damit ſich im Laufe des Tages ein redlicher Durſt einſtelle, für den heute zur Genüge Sorge getragen.

Die Dorfmuſikanten ſind auch da. Alles klingt, Alles iſt geſchmückt, Alles iſt freudig.

Die Sonne ſteht ſchon hoch am Himmel, bis die Pöller endlich ſchweigen, und die Braut und Hochzeitsleute zu Fuß und zu Wagen der oft mehrere Stunden entfernten Pfarrkirche zuziehen. Welch' ein luſtiges Treiben das iſt, über die Auen, durch die Wälder! Kaum das Rehlein ſcheut ſich heut' vor den Menſchen, und die Vögelein hüpfen umher auf allen Aeſten und Zweigen, ſchwingen ſich wonnig auf in die ſtille Himmelsbläue und bauen Neſter in den dickſten Kronen.

Halt doch! Was ſteht der Zug ſo plötzlich ſtill? Ei, er kann ja nicht weiter. Der Waldweg iſt mit Bäumen und Sträuchen verrammelt — ein „Schur", eine Rache von Nichtgeladenen. Aber fort muß das Hinderniß; in's Pech greifen müſſen die ſo ſorgfältig gewaſchenen Hände, während die oft in der Nähe verſteckten Miſſethäter voll boshafter Schadenfreude kichern.

Oder iſt dieſes Wegverrammeln eine wohlgemeinte Warnung, ein vorläufiges Zurückhalten in der Freiheit des Waldes, eh noch der Traualtar für ewige Zeiten bindet? —

Endlich kommt der Hochzeitszug im Pfarrdorfe an. Ei, was doch dort in der Höhe für ein ſchöner, bunter Luftballon ſchwebt! Höher und höher ſteigt er und funkelt in der Sonne — o du herrlicher Vogel, willſt du gar in den Himmel fliegen! Aller Augen verfolgen das ſeltene Ding, doch plötzlich ſchreit der Bidelmann: „Auweh, auweh! die Braut iſt weg!"

Und ſie iſt weg, entführt, verloren, ſo wie es auch in alten Tagen geſchehen iſt, daß man dem Bräutigam die liebliche Braut geraubt von dem Altare weg.

So ernſt wie einſt wirds doch wohl heute nicht mehr gemeint ſein!

Die Rolle des Entführers unternimmt ſtets der flinkeſte und witzigſte Burſche im Dorfe; meiſtens Einer, der nicht zur Hochzeitsgeſellſchaft gehört. Er weiß den Bidelmann, der die Braut führt, zu überliſten, indem er deſſen Aufmerkſamkeit auf irgend etwas Beſonderes lenkt, um derweilen mit der ſchon früher ins Einverſtändniß geſetzten Braut zu entfliehen. Er eilt nun mit ſeinem Raube in ein abgelegenes Wirthshaus, wo er ſich auf

Unkoſten des Bidelmannes gütlich thut, bis ihm dieſer auf die Spur kommt und die Braut mit einigen Gläſern Weines auskaufen muß.

Ein weiteres Hinderniß harrt unmittelbar vor der Kirchenthüre. Die Frau Wirthin, in deren Hauſe die Hochzeit ſtattfinden ſoll, ſtellt ſich hier plötzlich der Braut in den Weg und gebietet dieſer ſtrenge, ſchnell mit ihr ins Haus zu kommen, es müſſe „das Kraut geſalzen werden". Und in der Küche reicht ſie dem Mädchen mit folgenden Worten den Salzlöffel:

„Jungfrau Braut,
Laß dir eine Lehre geben,
Salz' das Kraut,
Aber nicht verſalz' dem Mann
das Leben!"

Und die Braut ſtreut das Salz in den brodelnden Topf.

Reiche Bräute ſalzen das Kraut auch auf eine andere, weit beſſere Art, ſie nehmen eine Handvoll Silberzwanziger aus dem Sack und ſtreuen ſie in den Topf. Das ſei, ſagen die Küchenmägde, ein ſicheres Anzeichen von der Vortrefflichkeit der Braut.

Endlich folgt der Kirchgang zum „Brautamte" und zur Trauung. Dazu wird Wein gebracht, der Prieſter hat den erſten Trunk, dann nippt die Braut, der Bräutigam, dann trinken alle Anderen.

Man ſollte meinen, die Hauptſache ſei nun vorüber. Mit nichten.

Sie verlaſſen die Kirche und ziehen unter Muſik und Pulverknallen ins Wirthshaus. Hier werden vor Allem die Ehrentänze abgehalten; da tanzen der Pfarrer, der Richter, der Bader, kurz, die Beſten der Gemeinde einigemale mit der Braut herum — das iſt der Ehrentanz.

Endlich flüchtet sich die Braut zu ihrem jungen „Alten“, und der tanzt ihr — wie sie sagen — das Kranzel ab.

Und nun geht's zum Essen und zum Trinken, welches stets vom Tanzen unterbrochen, bis spät in die Nacht hinein währt.

Es endet mit dem „Gesundheittrinken“, wobei der Reihe nach Jeder sein Glas zu leeren und ein Liedchen zu singen hat.

„A Bräuterl a jung's,
Und an stoanalt'n Wein,
Und wo wa da Bua,
Der nit lusti kunnt sein!“

Und

„Schneid' Birnbam schneid' Buzbam,
Schneid' biru-buzbam'ni Lad'n,
Und mei Schatz will a buzbamas
Bettstadtl hab'n!“

„Dort sitzt an alt's Weib
Auf'm Schüsselkorb drobn,
Und jetzt is ihr a Heuschreck
In's Maul eini g'flogn.“

„Oan, Zwen, Drei fürcht ih nit,
Sechs und siebn ah noh nit,
Wann gleih da Teufel kam,
Hanat ihn z'sam!“

So gehts durcheinander und dergleichen Liedchen fehlen bei keiner Bauernlustbarkeit und oft kommen sie aus dem Stegreif.

Plötzlich aber wird es still. Der Bibelmann, welcher Kopf und Herz stets am rechten Fleck haben muß, hebt sein Glas empor, und zu den Brautleuten gewendet, ruft er: „Gesundheit, Brautlent, zur Lust und Freud für die Lebenszeit und in Ewigkeit!“

Heisa, da klingen die Pfeifen und die Trommeln und die Gläser drein: „Gesundheit, Brautleut'!"

Da die Hochzeitsgäste die Mahlzeit gewöhnlich selbst zahlen, so wird der Bidelmann von dem Wirthe beauftragt, kundzuthun, wie viel auf jeden Einzelnen zu steuern kommt, und der Bidelmann weiß für das unliebsame Ding ein gar buntes Röcklein und hält nun folgende Rede:

„Meine lieben Männer und Weiber und Buben und Menscher! Ich heb' auf die Höh mein Glaserl Wein: Und wann ich heut kunnt der Herrgott sein! Ich thät schenken ein langes Leben und den Brautleuten eine Butten voll Kinder daneben! Oder wenn ich der Josua kunnt sein, heute ließ ich die Sonne nit abi gehn, sie müßt bis morgen schein'! Ei, 's Essen und 's Trinken und 's Tanzen und 's Scheiben, und erst das andere Hallodritreiben! d'rum frag' ich Euch jetztund: ist der heutig' Tag nicht die gute Stund! So einen Jux gibt's nit aus und ein — nur — der Speisemeister schaut finster drein. Da — da fressen's, hätt' ich bald g'sagt — wie die Haberdrescher, und saufen wie die Bürstenbinder; ja wahrhaftig, meine lieben Kinder! Und auf das Zahlen will Keiner denken! Zwar will uns der Speisemeister schenken das Bratl und den Wein; aber 's Wasser hätt' er gern zahlt und die Bein'. Die Manner und Lumpen, die so sind voll Schulden, denen laßt der Herr Speisemeister den ganzen Schmarn um drei Gulden; — die Weiber aber, die selten im Wirthshaus z'spüren, die will er heut einmal gottslästerlich schnüren, die müssen — 's ist schon beschlossen gar — zahlen dreihundert Kreuzer, und baar! — Und weil wir mit dem nun fertig sein, so laden wir auch noch den Herrn Jesus ein, wie auf der Hochzeit zu

Galiläa, auf daß er uns ſegne Waſſer und Wein, die Hochzeitgäſte und 's Brautpaar; die Spielleut' und die ganze Pfarr, und alle Schmarotzer und Maiſenſchützen, die beim Ofen ſitzen. Amen."

Damit aber iſt noch nicht Alles vorüber. Jetzt geht die Thür in allen Angeln auf, ein alter, buckliger und häßlicher Mann tritt herein und ſpricht:

„Glop ſei s Kriſtas!" Dann ſtellt er ſich vor den Bidelmann: „Oes mei liaba Herr Hausvoda, ih hät wul a ſchöns Gebit, wann ih deafad zwoa oda drei Schriat zu da kriſtlichn Ehtoſl firitretn!"

„Wannſt a rechtſchoffna Goſt bis, kannſt ſcha zuhakemma!"

„Oft is ſcho recht, oft wünſch ih holt in Brautleutn und Hohzatleutn an guadn Obnd, a guads Johr, an guadn Tog, a guade Stund und an guadn Appetit zan Eſſn und Trinkn. Ih wünſch in Brautleutn an ſchön Ehrntog und viel Glück zan heilin Ehſtond! Hops ma nix ſr unguad, wann ih mih in da Red a wenk thua ſtopan (ſtolpern); ſtopad ſih douh oft monis Pferd, und is a hundert Thola werth. Ih bin heunt gor weit und broad umanonda groaſt. Ih bin groaſt in an wildn Wold, do is s gwen ſchiferi und kolt; ih bin groaſt in an grean Wold, do hobn d Vögl gſunga jung und old; ih bin groaſt in an tiafn Grobn, do hätn mih bold gfreſſn d Nodan und d Nobn; ih bin groaſt über a broads Feld, do bin ih kemma zan a Lezoltzelt, und hon einkaft Schiftln und Med, kun ih epper aufwortn damit, Herr Ged? — Oft bin ih keman in a weits Thol, do hon ih ghört a Jubl und Gſcholl; den Jubl bin ih flux zuagrennt und hon mit Freudn dös Haus dakennt. Und wir ih bin

kema zu den Haus, schaun han olle Fenſta d Liachta heraus. Und wir ih hon ghört die Geign klinga, und wir ih hon ghört s Hockbredl ſtimma, do bin ih runt in d Labn einaglouffn, und hon ba da Thür d Muſikantn ontrouffn. Do hon ih mein Bingl hinta die Thür umiglad — ih hon dina ghot lauta Mäus und Rotzn, und hon mih gfürcht, wann is s eahatrogn that, möchtns in Hausvoda d Augn auskrotzn. Und ih bin rund nohaglafn und grennt, und hon meine Augn firi gwendt, und hon glei Oani ba da Toſl dakennt; auf dieſebi that ih mih ſpitzn, wann ih a wenk kunnt zuwiſitzn. — O Jungfrau Braut ſitzt in Roſngoatn; ſchuldiga Weis kimm ih aufzwoatn. Hot s nit geſſn, ſo is s douh gſeſſn; hot s nit trunkn, ſo hot s ma douh mit die Aeugerla gwunkn. Dös Winkn that ma recht gfolln und gfrein, wann s da Bräutigon liaſſad mit mir aufn Tonzboudn gen? auf an Tonz, auf oans, zwoa, drei, wia s holt da Brauch is glei!"

Auf dieſes entgegnet der Bidelmann:

„Ah, wos nit nouh! Wann d Jungfrau Braut tonzn will, ſein nouh Beſſere do!"

„Wann ma da Bräutigon an Tonz that dalabn, ſo that ih n ſchbendirn an Koblwogn mit vier Schimml und an Gutſcha mit Stiefl und Spodn, damit a konn in Kiata (Markt) fodn! — Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn (erlauben), ſo that ihn ſchbendirn an Bam vulla guldani Birn, oft konn er die Birn van Bam oaha ſtirn. Da Bam ſteaht mittn aufn Roan, ghört in Bräutigon nit alloan!"

„Na du, mit ſo an Hondl konnſt di hoamgeigna loſſn; ih hon imma ghört: Viel Rochbarn, viel Hundsfiad!"

„Wann ma da Bräutigon die Braut that vatraun, ſo däafad er die Birn auf mei Seitn ah zſomklaubn: die Birn ſein aufftn vulla Guld und Schein, und gſtott die Kedn ſein Korfunklſtoan drein!“

„Oft friß deine Birn ſelba, daß d an guldan Mogn kriagſt!“

„Wann da Bräutigon mit ſei Braut ſo hoagl will ſein, ſo hät ers gewickelt in a Popierl ein, und häts in Säckl gſchobn ſchön ſtad, und hätn mit Kedan (Ketten) und Droht zuagnaht!“

„Woaßt, mit dein Schimpfn richſt nix aus, wannſt nit gleih okrozſt, ſo ſuachn ma fü di a Hoſlnußſolbn!“

„Wann mas da Bräutigon nit will vatraun, ſo will ih holt auf mein We wieda ſchaun; oba, wann mih da Herr ausn Haus wird vatreibn, ſo wird a nit meh long Richta vableibn!“

„Schau, daß d weita kimmſt und ſog, du warſt dogwen!“

„Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, ſo gab ih n mei Haubn, und is s nouh nit gnua, ſo ſchbendir ih n an Kleibnkas ah nouh dazua!“

„Wannſt nix Gſcheitas woaßt, wia dös Gfras, ſo vaklehn (verklebe) da die Papn ſelba mit den Kas!“

„Heunt will ma da Herr gor nix meh glaubn, und mir ſein douh mitanonder umgangan in Raubn; ſelm hot er mih gor guat kennt, wia mar ollzwen Muregg hobn onbrennt!“

„Geh, geh, für an Rauba ſchauſt ma viel z ledſchad aus!“

„Ih bin von Bruggakreis, da Herr hot gor ſo viel Flöh und L—, wann er ma heunt an Tonz wullt dalaubn, ſo that ih eahm de Thierler ausklaubn!“

„Geh, wannſt ſo a Flöhkromma biſt, ſo ſchau, daß d gleih wieda fuatkimmſt mit deine braun Huſarn!“

„In Boarn und in Sochſn thoan aufn Bama die Diandln wochſn und in den lonkweilin Grobn is gor Koani zkriagn und zhobn! — Wann ma da Bräutigon die Braut that dalabn, und wann er ma mein Ehrlikeit ſelba nit will glabn, ſo wullt ih n drei guati Zeugn aufführn. In erſten vo Fürſtenfeld, der hot an Beidl und ka Geld; in zweitn von Zillakreis, der hot ſo viel Geld wia L--; in drittn von Tradnboch, der laft um an Kreuzer an iadn Bumerl noch.“

„Dös warn ma ſaubere Zeugn, de deafad ma wulſeila vakafn, wia da Judas inſan Herrgoudn!“

„Wann da Herr den Zeugner ah nit will glabn und er ma douh die Braut that dalabn, ſo wullt i ondere drei Zeugn aufführn. Der erſte is da ſankt Flurion mitn groſſn Faun, den kunnt ma die Zeugnſchoft onvatraun; da zweit is da Paul mit ſein Schwert, der wird douh ſein a Zeugnſchoft werth; da dritt is ſankt Peda mit die Himmelſchlüſſl, der wird douh vo da Zeugnſchoft wiſſn!“

„De drei warn ſcho recht, wann da Fluriani aufs Fuir Ochtin gabab, da Paulus die Kriſtn nit vafulgg und da Pedrus inſan Herrgoudn nit valaugnt hät!“

„Wanns da Herr den ah nouh nit will glabn und mir die Braut nouh nit will dalabn, ſo will ih die leßtn drei Zeugn herſtelln. Der erſte is Goud Voda, der ins daſchoffn hot; da zweite Goud Suhn, der ins dalöſt hot; da dritte Goud heiliga Geiſt, der ins gheilig hot! Wann da Herr in den ah nouh an Fahla thuat findn, oft wird er zſommt ſein Hohzatleutn nit in Himmel findn!“

„Gegn fölchte Zeugn hon i nix dagegn, und weils d a guada Krift bift und die Braut gor fo gern zan Tonz führaft; in Goutesnom, fo hon i nix dagegn.“

„Weil ma hiazt fo weit richti fein und bekonnt, fo nimm ih s Glaferl Wein in mei Hond; da Wein is hell und fein, weiß und roth zfommgouffn, fo wia zwoa liabe Herzerln fein zfomgfchlouffn in on Liab und fift koana meh. Der Wein full gwochfn fein bei Sunn- und Maunfchein zwifchn Himmel und Erdn, fo wia ma infa Seel von oubn hobn und in Leib vo der Erdn; und da füaffe guldane Wein full Braut und Bräutigon und olln Hohzatleutn ia Gfundheit fein!“ —

Hierauf nimmt der Mann die Braut an der Hand, führt fie auf den Tanzboden und tanzt mit ihr dreimal herum für Glück und Segn und ein langes Leben. —

Mit diefen Sprüchen und Schwänken wird die Hochzeit befchloffen, der Tanz aber währt fort und es können fich an ihm nun auch ungeladene Gäfte betheiligen.

Vor Zeiten follen nach dem Hochzeitsmahle dramatifche Scenen aufgeführt worden fein, befonders erzählen alte Leute noch gerne von dem „Paradeisfpiel“, in welchem die Erfchaffung der Eva aus der Rippe des Adam, der Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradiefe bildlich dargeftellt wurde.

In manchen Gegenden Steiermarks wird auch noch der zweite Tag mit allerhand Spielen gefeiert. Befonders beliebt ift das „Wiegenholzführen“, bei welchem junge Burfche aus dem nächften Wald einen grünen Baumftamm herbeifchleppen und denfelben mit Sträußen und Bändern fchmücken.

Vor alten Tagen ſollen jungfräuliche Mädchen zu dieſem Werke auserleſen geweſen ſein.

Heute haben dies Geſchäft wie geſagt Junggeſellen übernommen.

Sie ſtellen den grünen Baumſtamm entweder vor dem hochzeitlichen Wirthshauſe auf, oder ſie verrammeln damit die Hausthür des jungen Brautpaares.

Dieſes aber kommt ſchon irgendwo hinein zu ſeinem eigenen Herd. Und vorüber iſt nun das bunte, hochbedeutungsvolle Drama der Vereinigung und es beginnt die Zeit der ſtillen zurückgezogenen Häuslichkeit.

Das Glück kann wohnen im Kämmerlein, das Unheil kann einziehen — aber feſt hält das Band, das da geſchmiedet worden unter dem Takte der luſtigen Klänge; der Tod allein nur iſts, der kommen kann, als Zerſtörer einer ſeligen Zeit oder als Retter aus bedrängten Tagen.

Einſtweilen noch wird jung Weibchen gar roth im Geſicht, wenn es das herbeigeſchleppte Wiegenholz ſieht; — übers Jahr aber ſitzt ſie am Schaukelchen und wieget und wieget.

Das Ausnahmshäuſel.

Wir hören es hier zum erſtenmal, daß der Hausvater in ſeinem eigenen Hauſe nicht daheim iſt. Er iſt in demſelben zwar geboren, hat in dasſelbe ſein Ehgeſpons eingeführt, hat wohl über ein halbes Jahrhundert in dieſem Hauſe gelebt. Aber zu ſterben hofft er — falls der Tod nicht jählings anklopft — unter einem andern Dache.

Da haben viele, in manchen Gegenden die meiſten Grundbeſitzer nebſt ihrem eigentlichen Haus und Hof auch noch

ein kleines Gütchen, ein Häuschen mit Garten und einem Aeckerlein, welches entweder an das Gehöfte sich anschließt oder abseits und vollkommen abgegrenzt steht.

Das ist das Kleingut, das Ausnahmshäusel.

Dieses Gütchen wird mit Vorsorge gehegt und gepflegt und stets in gutem Stande erhalten. Der Bauer als Hausvater, so sicher und fest er auch eine lange Zeit hindurch das Scepter seines Reiches führt, weiß gar wohl, daß es einmal anders wird. — Die Kinder sind schon da und der älteste Bub klettert aus Uebermuth draußen auf den Zäunen umher wie ein Eichhörnchen. Just hat er sich am Höschen ein arges Loch gerissen, so daß die Franzl-Toni-Hiaslbäuerin *) durch das Fenster hinausruft: „Wart', Hansl, ich komm' mit der Ruth', wenn du nicht gleich herabsteigst!"

Ei freilich steigt er gleich herab und schleicht hinter die Stallungen, weil er Strafe fürchtet. —

Aber es kommt eine Zeit, wo der Hansl nicht mehr die Ruthe scheut, wo er fest hintritt vor die Mutter und sagt: „Mutter, ihr habt mich nicht mehr zu züchtigen!" — ihr dann den Birkenzweig aus der Hand reißt und denselben in viele Stücke zerbricht und zerknittet!

Da nimmt die Bäuerin wohl die Schürze vor das Gesicht und schluchzt. Aber der Sohn faßt ihre Hand „Nein, Mutter, so war's nicht gemeint; schaut, es ist mir so gäh gekommen und ich bin halt kein Kind mehr!"

Es ist wieder gut; aber am Abend, wenn die Bäuerin allein bei ihrem Mann im Stübel ist, sagt sie: „Alter,

*) In der östlichen Steiermark werden als Vulgärbezeichnungen eines Hofes die Namen des Besitzers, dessen Vaters und Großvaters beibehalten.

unſer Hansl wird ſcharf! Ich mein', wenn er einmal die Wirthſchaft hat, ſo werden wir Alten recht zum Kuſchen kommen."

„Dann gehen wir ins Ausnahmshäusl, Alte; wir haben ja noch was, und vom Buben laſſen wir uns nicht unter die Füße treten!"

Und gleich den andern Tag ſchickt der Franzl-Toni-Hiaslbauer um den Maurer, den Zimmermann und den Dachdecker und läßt das Häuschen auf dem Kleingute neuerdings prüfen, ob wohl Alles ſeinen guten Stand hat. Dann ſchickt er ein paar Knechte, daß ſie die Zäune herrichten und Dünger auf das kleine Grundſtück führen.

Da kommt wohl der Hansl zum Bauer und ſagt: „Vater, ich kenn' mich nicht aus, was das zu bedeuten hat; mit ſo was hat's ja Zeit. Ihr ſeid noch ſtark und könnt noch allweg der Wirthſchaft vor ſein. Wenn ihr mir ſie dann einmal übergeben wollt, ſo iſt's ſchon recht; aber deswegen bleiben wir noch Alle, wie wir ſind, beiſammen im Hauſe, und ihr könnt ſchaffen und rechten, wie ihr wollt, und der Mutter folg' ich auch. Nein, da bin ich nicht ſo, Vater!"

Der Alte ſteht da, hängt den rechten Daumen an den Hoſenträger, ſtarrt zu Boden und ſchüttelt langſam den Kopf.

„Werden's ſchon ſehen, jetzt können wir noch nichts ſagen", entgegnet er endlich und ſchreitet gegen den Feldkaſten.

So vergeht eine Zeit. Alles iſt ruhig und fügt ſich, aber der Bauer läßt nichtsdeſtoweniger im Ausnahmshäuſel fleißig vorbereiten.

Da ſagt die Bäuerin einmal zu ihrem Mann: „Du Alter, was iſt denn das mit unſerem Hansl, er iſt ja in keiner Nacht daheim!“

Der Bauer beißt ſich in die Lippen, kratzt ein wenig den weißen Kopf und meint: „Der Bub' wird mir doch nichts anfangen!“

Dann geht er in die Futterkammer, wo ſein Sohn Heu miſcht, und ſagt zu dieſem: „Hansl, ich hab' ein wenig was zu reden mit dir — ſchau, du kommſt jetzt ſo in die Jahre — wenn's dich angeht, ſo ſag' mirs. Kannſt ja heiraten; meinetweg ſchon; bin nicht mehr jung, und ich übergeb' dir Haus und Grund, wann du willſt; mein Vater, der Mazl-Franzl-Tonibauer, hat's mit mir auch ſo gemacht.“

Der Hansl miſcht das Heu, daß der Staub fliegt, aber er ſagt kein Wort, er ſieht den Vater gar nicht einmal an.

„Sag' mirs, Hansl, mir iſt's lieber, wie wenn du ſo heimlich mit Einer herumthuſt; — ſchau nur, daß ſie brav iſt und ein wenig was hat!“

„Die Krautſchlager Tochter wär' halt ſo Eine“, bemerkt der Junge und miſcht eifrig das Heu.

„Die Traudl?“ fragt der Alte, „geh', die iſt wohl gar ein wenig zu jung.“

„Nein, Vater, ſie iſt nicht mehr kindiſch und groß iſt ſie mir auch ſchon genug.“

Die Bäuerin hat vom Kuhſtall durch die Bretterwand geguckt. Sie eilt jetzt in das Haus zurück und wie ſie auf dem Herde Feuer macht und das Mittagsmahl kocht, lächelt ſie immer bei ſich und meint: „Die Traudl, die iſt mir ſchon recht!“

Der Bauer läßt ein paar Einrichtungsſtücke in das Ausnahmsſtübel befördern, und wenn er jetzt dem Hansl was befiehlt, ſo ſetzt er immer hinzu: „So, das iſt meine Meinung; kannſt aber thun, wie du willſt.“

Dann kommen auf einmal die „Schatzleut“ (Abſchätzer), und die eſſen und trinken und ſchreiben dann Alles auf, was liegt und ſteht, und fragen zuletzt den alten Mann ernſtlich, ob er nicht ſonſt auch noch was habe? All ſein geheimes Walten muß er jetzt offenbaren, die geheiligten Räume ſeiner Habe, die Frucht jahrelangen Fleißes und Kummers muß er fremden Blicken darlegen und Rechenſchaft geben über Alles — es iſt nicht mehr ſein.

Was ſich der Franzl-Toni-Hiaslbauer vorbehält? Das Ausnahmshäusl mit den dazugehörigen zwei Joch Ackerland auf lebelang, für den Fall, daß das Zuſammenleben mit den jungen Leuten etwa nicht gut ginge.

Ferner jährlich auch noch drei Metzen Korn und zwanzig Pfund Schmalz von der großen Wirthſchaft und die Kleidung wie ſonſt. Das laſſe er nur ſo anmerken, aber er wolle nicht hoffen, daß es ſo weit kommen ſollte; mit ihm und ſeinem Weib ſei es ja leicht auszukommen, und die junge Hauswirthin werde wohl nicht gar ſo ſcharf ſein und der Hansl werde auch nicht ſeiner Eltern vergeſſen.

So wird es geſchrieben und der Hansl ſetzt ſeinen Namen darunter und der alte Bauer und ſein Weib machen mit der Feder nur ſo ein Kreuz auf das Papier, weil ſie nicht ſchreiben können. Von der Zeit an haben die Alten im Hauſe nichts mehr zu ſchaffen; der Hansl iſt Beſitzer und der Hof heißt nun: Beim Toni-Hiasl-Hanslbauer.

Der Hansl ſagt wohl: „Thut nur anſchaffen, Vater, wie ihrs haben wollt“, — wenn es aber an die Sache ſelbſt kommt, ſo thut der Junge doch nach ſeinem eigenen Kopf.

Die Bäuerin fragt ihren Sohn, was ſie für die Mahlzeiten kochen müſſe, und da läßt der junge Bauer den Tiſch gewöhnlich mägerer werden, als es beim alten war.

Und endlich kommt die junge Braut ins Haus. Sie iſt gegen Alle ſehr freundlich und zu den Ausnahmsleuten, wie das alte Ehepaar nun heißt, ſagt ſie: „Grüß euch Gott, Vaterleut', wir werden ſchon auskommen mitſammen; ich fürcht mich gar nicht. Ein wenig geb *ich* nach und ein wenig gebt *ihr* nach, und ſo werden wir ſchon zuſammenziehen.“

Aber gleich am nächſten Tag ſtellt ſie ſich an den Herd und ſagt zu der alten Bäuerin: „So, jetzt probir ichs, wenn ich auch nicht *viel* kann, ein wenig kann ich doch was.“

„Aber nein“, entgegnet die Alte, „das Kochen kann ich doch nicht auslaſſen; du weißt es ja noch nicht, Traudl, wie's bei uns der Brauch iſt.“

„Das macht nichts“, ſagt die Traudl, „ich werd mirs ſchon einrichten, wie's am klügſten iſt — wir ſind juſt nicht ſo reich, als daß wir ſo viel Mehl und Schmalz verpraſſen könnten!“

Das trifft die Alte faſt ins Herz; ſogleich geht ſie zu ihrem Mann: „Du, Hiasl, jetzt haben wirs ſchon; zu wenig Vermögen iſt der Jungen da und jetzt wirft ſie mirs ſchon vor; ſie ſeien nicht reich, meint ſie, und kochen kann ich ihr auch nicht recht! Nein, das hätt ich mir von

der Traudl nicht gedacht — die hat jetzt bei mir schon ausgedient!"

„Laß sie nur gehen, Alte, wir bleiben schön beisammen allzwei, thun sie was sie wollen", beschwichtigt der Ausnehmer; hängt dann aber seinen Daumen an den Hosenträger und starrt zu Boden.

So sind die Ausnahmsleute die längste Zeit mit sich selbst allein, im Hausstübchen.

Aber das ist der Jungen auch nicht recht; „die Vaterleut' sind noch nicht gar so schwach", meint sie „und ein wenig könnten sie schon was arbeiten; da sitzen sie zusammen drin und wollen nichts als essen und gut leben. — Und unser Bett, Hansl", sagt sie dann zu ihrem Mann, „unser Bett oben auf dem Dachboden ist mir auch nicht ganz recht; hab's doch mein Lebtag nicht gesehen, daß die Bauernleut' (der Bauer und sein Weib) auf dem Dachboden schlafen. Wir könnten den Vaterleuten ja in der Küche beim warmen Herd ein Bett herrichten, daß wir in das Stübel kämen. — Die Mutter steht sonst auch allweg am Herd, wenn ich koche, und ich kann ihr schier nichts recht machen. Und dann hält sie gar mit den Dienstboten und schimpft über die Kost und daß ich so schlecht koche. Nein, Hansl, das hätt' ich wohl nicht glaubt, daß deine Mutter so ist, und wenn's nicht anders wird, so halt' ichs gar nicht aus und ich geh dir noch fort!"

Das junge Weib weint heftig und der Hansl geht sogleich ins Stübchen und sagt zu den Ausnahmsleuten: „Habt's auch nicht noth, daß ihr mir die Traudl so schlecht macht! Seid's froh, daß ihr euch um die Wirthschaft nicht mehr zu sorgen braucht und daß ich euch zum Arbeiten nicht zwing'. Ihr habt dieselbe Kost, die wir haben; wenn

ſie für uns Arbeiter gut genug iſt, wird ſie für euch auch nicht zu ſchlecht ſein. Ihr habt ein warmes Stübel und auch ein beſſeres Bett als andere Leut'. Wenn ein Auskommen mit euch geweſen wär', ſo hätt' ich euch das Stübel mit Willen gelaſſen, aber wenn's euch nicht recht iſt, zwingen will ich euch nicht, daß ihr dableibt!"

So hat er geſprochen, der Hansl, und wie er fortgeht, wirft er die Thüre hinter ſich zu, daß das ganze Haus erzittert.

Der alte Ausnehmer erhebt ſich langſam vom Stuhle und ſagt zu ſeinem Weibe: „Alte, wir gehen ins Häusl —"!

So kommt es und das Ausnahmshäusl ſteht nicht umſonſt da.

Das alte Ehepaar beginnt in demſelben nun wieder eine neue Wirthſchaft. Jetzt, in ſeinen alten Tagen, muß es oft ſchwerer arbeiten als je; es hat ja keinen Dienſtboten, der den Spaten führte, und kein Zugvieh, das den Pflug zöge und die ſpärliche Ernte unter die Scheune brächte. Freilich wohl ſollte der junge Bauer die gebrechlichen Leutchen ſtützen; aber der denkt nur an die Nachkommen und nicht mehr an die Vorfahren.

Und die Ausnehmer rechnen ihm das gar nicht an, iſt er doch ihr Kind, und ſie haben ja wieder ein eigenes Heim; der Alte darf ſeinem Weibe wieder befehlen, und dieſes kann für ihren Mann wieder kochen.

So verleben ſie die letzten Lebenstage ruhig und zufrieden in ihrem engen, einſamen Kreiſe.

Sagt die Ausnehmerin eines Tages ganz geheimnißvoll zu ihrem Manne: „Du Alter, ich weiß was — hab' was wahrgenommen: Die Traubl wachſt an!"

„Schau, ſchau!“ meint der Alte, „iſt's doch! Nu, mich hätt's wohl gewundert, wenn's nicht wär!“

Und als nun gar im Stübl des Toni-Hiasl-Hansl-bauer ein kleiner Seperl ſchreit, da wirds der Alten zu einſam in ihrem Häusl, und es läßt ihr keine Ruh am kleinen Herd.

„Gehſt halt den jungen Hiasl-Hansl-Seplbauer angucken!“ ſagt ihr Mann ſchmunzelnd, aber das Mütterlein zupft am Rockärmel und entgegnet: „Geh weiter! meinſt, ich bin auch ſo neugierig wie du? Das gar nicht. Aber hinüber muß ich doch zum Hansl, hab' was vergeſſen beim Einpacken. Meiner ſeligen Mutter Gebetbüchel, das hab' ich ſchön ſauber vergeſſen.“

Sie geht ins Gehöfte, frägt aber nicht nach dem Gebetbüchel, ſondern nach der Wiege; und von der will ſie ſchier gar nicht mehr weg.

Merkstabel und Merktafel.

Auf einer meiner Alpenwanderungen war es, als ich im Hochwalde den Pfad verlor und den Ausweg nicht finden konnte. Ich forſchte hin und her, die großen Schönheiten des Waldes gefielen mir plötzlich gar nicht mehr. Es ging gegen Abend, es gab Moore und Abgründe; das Geſchlecht der Wölfe war auch noch nicht gänzlich ausgerottet.

Ich eignete mir ſchon einen alten Baumſtamm, in deſſen Geäſte ich mich die Nacht über bergen wollte. Da hörte ich plötzlich das Heidegeſtrüppe und den Wildfarren rauſchen; zwei Männer kamen herangeſchritten. Der eine

war alt und grau, der andere jung und braun. Schweigsam gingen sie neben einander her und der Alte wendete sein Haupt nach rechts und links und der Junge blickte zu Boden; ich bemerkte an ihm sogleich die Eigenthümlichkeit, daß seine rechte Wange ein wenig angelaufen und durchaus mehr geröthet war, als seine linke.

„Ihr Männer", sagte ich, „laßt mich mit Euch gehen, ich habe den Weg verloren und ich möchte die Nacht doch gerne in einem Menschenhause verschlafen."

„So geht mit uns!" sagte der Alte. Dann schritten sie, ohne ein weiteres Wort zu sagen, dahin, und ich zog hinter ihnen her.

Wir wandelten nicht die besten Wege; wir zwängten uns durch unwirthliches Dickicht, krochen durch Gefälle, kletterten über Gestein; es schien wie ein zielloses Wandern Irrsinniger.

Der alte Mann that immer, als ob er etwas suche, und als wir endlich in eine wegsamere Gegend kamen, nahm er den Burschen an der Hand und unbekümmert um mich, sagte er demselben folgende Worte: „Halte mir, mein Sohn, im Hause ja die Zucht in Ehren. Thue fürder, wie ich hab gethan, wie Dein Großvater hat gethan und wie Dein Urgroßvater hat gethan. Schaffe Dein Hauswesen recht. Hof und Wald und Feld regiere Du; im Hause aber laß Deinem Weib die Herrschaft, so wird Ordnung sein. Dein Weib halte in Ehren, das wird der einzige Mensch sein, der bei Dir bleibt in aller Freud und in aller Noth. Seid Euch einander zugethan und geht Einen Weg zusammen; ihr werdet Ein Leib sein. Und auch das vergiß mir nicht, mein Sohn, jeden Tag bitte Gott um Weisheit, daß Du Deine Kinder rechtschaffen

magſt erziehen. Merke: das beſte Heilkraut, aber auch die ſchädlichſte Giftpflanze, ſo auf Deinem Grund und Boden wächſt, iſt die Birkenruthe. — Und jetzt, paß auf, da iſt wieder ein Stein. Es iſt der fünfte und da drüben iſt der Gerſtmeiergrund, merk' Dirs!"

Bei dieſen Worten erhob der Alte ſeine Hand und verſetzte dem Burſchen damit einen kräftigen Schlag auf die Wange.

Der Burſche verzog keine Miene dabei, blickte zu Boden und ging wieder ruhig neben ſeinem Vater einher.

„Und thu' mir auch dem Nachbar recht!" fuhr der Alte fort, als wäre die ſeltſame Zwiſchenthat gar nicht begangen worden, „und hüte Dich vor unrechtem Gut. Kind, den alten Spruch, den vergiß mir nimmer:

„Wer ſtiehlt einen Armvoll Stroh,
Dem ſchneidet ab den Daumen;
Und ſtiehlt er ein Bündel Heu,
So nehmt ihm der Daumen zwei.
Und ſtiehlt er neun Aehren am Feldesſaum,
So hängt ihn auf den höchſten Baum.
Und ſtiehlt er dem Nachbar ein Stücklein Brod,
So ſtraf' ihn Gott in der höchſten Noth!"

Der Greis ſchwieg. Als wir jedoch wieder eine Weile fortgegangen waren, ſagte er zu ſeinem Sohne: „Und an der Grenze den Markſtein, den halte unverrückt wie die zehn Gebote Gottes. Du weißt, wer ſich an der Grenzmarke vergreift, der hat dereinſt keine Ruh im Grabe und ſein Geiſt iſt mit neun feurigen Ketten an den Markſtein gefeſſelt ſo lange, bis der Stein wieder auf ſeinem rechten Platz ſteht."

Ich verſuchte ſanft auf den kniſternden Boden zu treten, daß ich keines der merkwürdigen Worte überhört.

So waren wir eine Weile gegangen, als wir plötzlich wieder vor einem eckigen bemoosten Stein ſtanden.

„Das iſt der ſechste und da drüben iſt der Hofbauerngrund. Merk' Dir's!" ſagte der Alte, und that dem Sohne wie zuvor.

„He!" rief ich nun dazwiſchen, „weßweg ſchlagt Ihr ihn denn?"

Ohne eine Antwort zu geben gingen ſie weiter.

Doch kein Wunder, daß der Burſche hell aufjauchzte, als wir gegen das Gehöfte kamen, und als keine Grenzmarke mehr zu ſehen war.

Es war ein ſehr ſtattlicher Hof, aus wuchtigen Stämmen des Waldes gebaut, vor länger denn hundert Jahren aufgeführt, und doch mit friſcher Zimmerung, an der noch kein Wurm und kein Moder nagte. An der Außenſeite des Wohnhauſes über den Thüren und über den Fenſtern waren Bretter verſchiedener Länge und verſchiedener Wetterfarbe an die Wand genagelt. Auf manchen dieſer Bretter waren mit ſchwarzer Farbe Namen und Zahlen gezeichnet, auf anderen ſtanden Kreuzzeichen hinmarkirt, wieder andere waren kahl und glatt und hatten Sonnenriſſe und klapperten im Abendwinde.

Vor dieſen Brettern blieb der Alte wieder ſtehen und ſagte zu ſeinem Sohne: „Du weißt es, mein Kind, das ſind die Todtentafeln unſerer Vorfahren. Es ſind die Bahrbrett·r aller Derer, die in dieſem Hauſe abgeſtorben ſind. Dort der graue Laden iſt das Ruhebett Deines Großvaters geweſen. Dein Großvater hat das Haus erbaut, hat in Arbeitſamkeit und Sitte darin gelebt und iſt deßweg ſehr alt geworden. Und dort auf dem Brett mit der Spalte, die ſchon die Sonne geriſſen hat, iſt ein junger Menſch

in Deinem Alter gelegen. Er war Hirt in unſerm Hauſe und verbrachte die Sommerszeit in den Sennereien. Er führte ein ſehr lockeres Leben, verſchlenderte alle Sonntage in den Kneipen und verſchwärmte die lieben Gottesnächte in allerlei unſittſamen Winkeln. Er ſtarb an der zerriſſenen Lunge."

„Und wem gehört das kleine weiße Brett mit dem rothen Kreuzlein?" fragte der Burſche.

„Darauf iſt das hinterlaſſene Kind des jungen Hirten gelegen", ſagte der Greis. „Und auf dem Brette zur Linken hat mein Bruder drei Tage lang geruht. Er iſt beim Feſtſchießen verunglückt. Es war am Tage, als ich mit Deiner Mutter die Hochzeit hielt. Weiterhin der braune Laden iſt die Ruheſtatt des alten Hauſirers Sebaſtian, der bei dem Brande des Gerſtmeierhofes, da er noch das Wickelkind des Bauers aus dem Feuer rettete, zugrunde gegangen iſt. Daneben ſteht die Tafel des alten Knechtes Michel, den die Berglawine erdrückt hat. Und letztlich das ſchwarze Brett dort mit dem langen Eiſennagel iſt der Bahrbalken des Steinklopfer-Toni, der bei einer Wirthshausſchlägerei todtgeſtochen worden iſt. — Und ſiehſt Du oben unter dem Dachvorſprung den leeren Raum? Dahin ſoll meine Tafel kommen und ſo Gott will, die Deine. Mögeſt Du dereinſtmal in Deinem eigenen Daheim in Frieden ſterben!"

So bewahrte das Haus die Denkmäler ſeiner Todten, wie das in jener Alpengegend Sitte und ſo hatte ſie der greiſe Mann vielleicht wiederholt, aber heute gewiß mit beſonderem Nachdrucke ſeinem Sohne gedeutet. Seine Worte waren kaum zu Ende, als im Innern des Hauſes heller Muſikſchall und luſtiges Jauchzen ertönte. „Lug!

Franzel", sagte der Alte lächelnd, „die Todten haben sie 'raus getragen, die Lebendigen sind noch drin!"

Und von diesen Lebendigen kam jetzt Eines herangehüpft. Ein erwachsenes Mädchen war es, flink und blühend wie das Leben, einen grünen Kranz im blonden Haar, ein süßes Glück im blauen Auge. Sogleich lief es dem Burschen zu, der schon die Arme aufhielt; „Franzel!" rief sie heiter, „Du bist ein geschlagener Mann; wir haben Dir die Merkstabeln bekommen?"

„Puh, die sind bitterlich sauer!" sagte der Bursche.

„Wird sie schon noch gewohnt werden im Ehstand!" lachte der Alte, „nu, jetzt habt Euch und verbeißt Euch nur recht ineinander."

Die beiden jungen Leutchen eilten in das musikdurchklungene Haus. Der Alte wendete sich nun zu mir und sagte: „Da Ihr so weit und so geduldig mit uns gekommen seid, und da Ihr die Nacht in einem Menschenhause verschlafen wollt, so kommt nun mit unter mein Dach. Ihr könnt schlafen oder tanzen, wie Ihr's halten wollt. Mein Bursch, den Ihr jetzt schon kennt, paßt sich heut' ein Weibchen an."

Ich folgte der Einladung und trat in das Haus, in welchem schier die halbe Bevölkerung der Gegend versammelt schien. Die Männer waren in weißen Hemdärmeln, die Weiber trugen Sträuße am Busen, oder gar große Kränze auf dem Haupte. Sie scherzten, sangen und sprangen, und bei dem großen Kachelofen, wo in der Dämmerung just zwei Kerzen angezündet wurden, saßen vier Musikanten, die bliesen aus ihren verschiedenen Pfeifen einen wahren Sturm von Lust und Freude in die Bauernstube.

In einer Nebenkammer ſtanden Körbe mit Schinken, mit Krapfen und anderem Backwerk, ſtanden bauchige Moſtkrüge und zahlloſe Trinkgefäße dabei; denn am Hochzeitstage, da ſchickt es ſich nicht, daß Alle aus Einem Schnabel trinken.

Der alte Mann, der, in das Haus zurückgekehrt, ſeinen ſeltſamen Ernſt in eine faſt ausgelaſſene Heiterkeit umgewandelt hatte, führte mich in dieſe zweite Kammer, und nun huben wir zuſammen an zu eſſen und zu trinken.

Immer von Neuem ſchob er mir den Schinkenteller und den Moſtkrug zu. „Ei ja“, ſagte er, „das freut mich! aber böſ' bin ich, ſchauderlich böſ', wie Ihr heut' wohl habt geſehen! — Eſſet und trinket und beſegne Euch Gott! — Ihr habt mich oben im Wald was gefragt?“

„Ja“, ſagte ich, „und Ihr habt mir keine Antwort gegeben.“

„Darum ſitzen wir jetzt beiſammen“, verſetzte mein Gaſtherr, „Ihr ſeid ein Fremder und ſicherlich von überall her; aber überall kennen ſie den alten Brauch nicht. So mag ich Euch die Sach' gern auslegen; aber vergeſſet mir auf's Trinken nicht; 's iſt Apfelmoſt von meinem Garten. — Es iſt ſo altes Herkommen in unſerem Alpenwinkel, daß der Bauer, wenn er ſeinem Sohne die Wirthſchaft übergibt, den Sohn rings um die Grundbeſitzung führt und ihm bei jedem Grenzmarkzeichen Eins verſetzt. Es iſt das Merkstabel, daß der junge Beſitzer auf die Grenze genau achte und ſie nicht etwa einmal verrücke. So haben es die Alten gethan, ſo halten es auch wir, denn es iſt eine rechtſchaffene Lehr'. Bei Gemeindegrundſtücken, die eben nicht übergeben werden können, kommt dieſer Brauch von zehn zu zehn Jahren vor. Da gehen die

Aelteſten der Gemeinde mit den Jüngeren aus. Und die Jüngſten ſuchen die Markſteine auf, wie ſolche die weitläufigen Gemeindegüter umgeben. Für jeden Markſtein, den der Burſche findet, bekömmt er ſeine Ohrfeige und ſein Silberſtück. So muß ſich das Merks in dieſem wichtigen Ding von den Vorfahren auf die Nachkommen verpflanzen. — Was ich meinem Sohne draußen von den Todtentafeln geſagt habe, das wird dem Bräutigam wohl auch nicht ſchaden; gar zu übermüthig muß der Menſch auch am Hochzeitstag nicht werden; aber wenn ihr jetzt anſtoßen und trinken wollt', etwa auf einen kerngeſunden Enkel über's Jahr — ſo hab' ich nichts dagegen!"

Und ſiehe, als wir keck und luſtig anſtießen, da barſt der Moſtkrug und das köſtliche Naß überſchwemmte den Tiſch.

„Kindstaufe!" rief draußen unter den Tanzenden der Bräutigam; aber die letzte Silbe des Ausrufes wurde ſchmählich erſtickt; haſtig hatte die Braut mit flacher Hand den vorlauten Mund zugedeckt.

Die Todtenbahr.

In der „Lauben" mancher Bauernhäuſer, unter der Bodenſtiege ſteht jahraus jahrein ein etwa klafterlanger Stuhl. Er iſt immer leer, man ſtellt nicht gerne was darauf; noch weniger aber ſetzen ſich die Leute ſelber auf dieſe Bank, es iſt eben die lange Bank, auf die uns das Geſchick zuletzt alle ſchiebt, es iſt — — Ei, damit hat's ja immer noch Zeit, freuen wir uns des Lebens.

Es ist eine herrliche Sommernacht; heiter wandeln einige Burschen Arm in Arm über Wiesen und Felder und singen Lieder, wie sie schon jahrhundertelang in diesen Bergen hallen, immer frisch und sinnig, immer aus dem Herzen.

Endlich nahen sich die Burschen einzelnen Bauernhöfen und singen nun nicht mehr, sie schleichen ganz leise auf Umwegen, sie suchen ja die Fensterlein ihrer Herzliebsten auf. Weit ab durch das ganze Thal ist es noch lebendig, und von den Bergen klingen Lieder, Jodler und Juchezer im Hochlaut und Hochgefühle der Freude.

Das ist die Samstagnacht mit ihrer Lust und Liebe und Glückseligkeit!

Aber plötzlich wird es ruhig, still — grauenhaft fast, und die Burschen wandeln stumm oder nur flüsternd ihren Wohnungen zu. Und doch zirpt die Grille wie früher, und am Himmel fehlt kein einziger der freundlichen Sterne. Was betrübt die guten Menschen? Seht ihr dort am Berge, nahe am Halterhofe, das röthliche Aufleuchten? Man könnte meinen, es brenne das Haus, so hoch und mächtig schlagen die Flammen auf und Funken fliegen empor, wie erlöste Seelen. Das bedeutet, daß im Halterhofe Jemand gestorben ist.

Stirbt nämlich in einem einsamen Bauernhofe Jemand, so wird dessen Bettstroh vor dem Hause verbrannt, zum Zeichen für die Nachbarschaft, damit die Leute kommen und beten und die Leiche segnen mit Weihwasser. Auch verfügt sich sofort ein „Leichenansager" zur Pfarrkirche, um das „Schiedinläutn" (Verscheidenläuten) zu veranstalten. Bei Kindern wird nicht geläutet; für diese

geſchieht es ſchon im Himmel, denn „ſie kommen vom Mund auf in den Himmel und werden ſogleich Engel“!

Drei Tage und drei Nächte liegt der Todte aufgebahrt, gewöhnlich im Vorhauſe hinter der Bodenſtiege. Hier ſteht obenbeſagte Bank, oder es iſt über zwei Holzſchrägen ein Bret gelegt, darauf ruht er und iſt mit einem Leintuch zugedeckt. Zu Häupten flimmert ein Oellichtlein in einer gläſernen Lampe, und dabei ſteht das Crucifix und ein Weihwaſſergefäß.

Es iſt wohl unheimlich, wenn er — der früher mit den Andern in Haus und Hof geſchafft, bei Tiſche geſcherzt und mit rothem Geſichte durch die Thüren aus- und eingegangen — jetzt im dunklen Vorhauſe unter dem weißen Tuche daliegt, drei Tage und drei Nächte lang. Die Hausleute ſchleichen nur ſo vorbei und getrauen ſich nicht recht hinzuſehen auf die Bahre.

Aber wißt ihr, was man thun ſoll, damit man ſich vor den Leichen nicht fürchtet? Man macht über das Antlitz des Todten mit dem eigenen rechten Daumen das Kreuzzeichen, und unmittelbar darauf ſchlagt man mit demſelben Daumen das Kreuzzeichen auch auf ſeiner eigenen Stirne; — das hilft, in ſeinem Leben fürchtet man ſich vor keiner Leiche mehr!

Während der Verſtorbene auf der Bahre liegt, ruht die Wirthſchaft und die Leute beſchäftigen ſich mit Andachtsübungen und mit Vorbereitungen zum Begräbniß.

Auch die Nachbarn unterbrechen die gewohnte Tagesordnung und verſammeln ſich im Hauſe des Verſtorbenen und wachen die drei Nächte hindurch bei Singen und Beten.

Sehr gebräuchlich iſt das alte Volkslied:

„Ich wollt wohl ausgehen
Und weiß nicht wohin,
Kein Menſch kann mir glauben,
Wie krank daß ich bin.
Das Krankſein, das iſt
Wohl gar ein' harte Buß,
Weil man halt nicht weiß,
Wann man ſterben muß.

Heut geh ich noch ein
In mein' Vater ſein Haus,
Morgen in der Früh
Tragen ſ' mich ſchon hinaus.
Sie tragen mich hinaus,
Sie tragen mich herfür,
Sie ſetzen meinen Leib
Wohl zu der Friedhofthür.

Dort graben ſie ein Grubelein,
Sie graben 's gar ſo tief,
Und legen meinen Leib hinein,
Da ſoll er ſchlafen ſüß.
Sie legen ihn hinein,
Sie decken ihn feſt zu,
Sie wünſchen ſeiner armen Seel
Die ewige Ruh.

Die ewige Ruh
Und das ewige Licht;
— So legen ſie den Leib hinein,
Da ſoll er ſchlafen ſüß.
Der Meßner fängt an zu läuten
Den traurigen Glockenton,
Dann gehen meine Freunde
Halt alle herum.

Heute noch bin ich
Ein Röſelein roth;
Morgen in der Früh,
Da bin ich ſchon todt.
Heut iſt's in mir,
Morgen iſt's in dir;
Es iſt halt kein Kräutlein
Gewachſen dafür!"

Es macht einen eigenen Eindruck, wenn man um die Mitternachtsstunde die tiefernsten Töne dieses Liedes hinauszittern hört aus der einsamen Menschenwohnung.

Aber es wird gemüthlicher. Nach Mitternacht kommt Weißbrod, oder wenn der Verstorbene ein leidliches Testament hinterlassen, gar eine Schüssel Fleisch oder ein Korb Krapfen auf den Tisch, und nicht selten noch ein geistiger Trank dazu, denn:

„A Leichnocht, de nit geistern thuat,
De bringt der oamen Seel ka Guat!
Und spuckt da Geist in Glaserl drein,
Ast fohrt die Seel in Himmel ein!"

Ein Todtenmahl um Mitternacht, heiter und gemüthlich oft.

Als der Weberhansl auf der Bahre lag und die Nachbarn fröhlich bei seinem Todtenmahle saßen, äußerte der Halterhiasl: „Na, wir is s heunt douh so lusti! Schod, daß da Webahansl nit do is, oba grod um oan Tog is er zfrüa gstorbn!"

Stets werden bei dieser Gelegenheit Episoden aus dem Leben des Verstorbenen erzählt und die Tugenden und Vorzüge des Todten in das günstigste Licht gestellt, denn ein Volksspruch lautet:

„Willst gschimpft wern,
Muaßt heirats;
Willst globt wern,
Muaßt sterbn!"

Bricht endlich der Begräbnißtag an, so wird der Todte in einen rohgezimmerten Sarg gelegt und mit Rosenkränzen und Heiligenbildern überdeckt. Zuletzt geben sie ihm noch eine Wachskerze in die Hand und Zwer-

ſchwamm dazu, damit er am Tage der Auferſtehung alſogleich Licht zur Hand habe und ſofort ſeine Freunde und Anverwandten aufſuchen könne. Auch die Kerze, die zu Häupten der Bahre brennt, hat eine eigene Bedeutung. Leuchtet ſie rein und ruhig, ſo iſt es ein gutes Zeichen für den Todten und die Lebendigen; flackert ſie aber unſtät, ſo rüttelt der Tod daran, und es ſtirbt bald wieder Jemand in der Gegend! Auch iſt es ein böſes Omen, wenn der Sargdeckel nicht gut klappt, das deutet unrechtmäßig Gut in der Hinterlaſſenſchaft!

Iſt nun der Todte unter Niet und Nagel wohl verwahrt, ſo gehen die Leute noch zu einem Mahle, wobei wieder die Kerze eine Rolle ſpielt. Nachdem nämlich eine Reihe verſchiedener Schmalz- und Mehlſpeiſen den Trauernden tröſtend genaht, reichen die Verwandten des Verſtorbenen jedem Leidtragenden eine Kerze, zum Zeichen, daß nun nichts mehr auf den Tiſch kommt, als das Gebet; und dann rüſtet man ſich zum Aufbruche. Dann ſingen ſie noch ein Abſchiedslied und ſechs kräftige Burſchen heben den Sarg, um ihn zu Zweien und Zweien der Pfarrkirche zuzutragen.

Dieſe iſt oft mehrere Stunden weit entfernt. Da ziehen ſie hin in langer Reihe — die ganze Gemeinde oft — über Feld und durch den Wald, und beten laut. Voran ſchwankt der mit weißer Leinwand, dem „Ueberdon", verhüllte Sarg und dieſem zunächſt folgt das Weib, welches den Todten gewaſchen und ihm die Sterbekleider angezogen hat. Dieſes Weib trägt in einer Laterne die brennende Kerze, denn eine geweihte Flamme muß den Todten begleiten bis zum Grabe, „daß ihm das ewige Licht leuchte"!

In manchen Gegenden wird die Leiche mittelst eines Leiterwagens, welcher von Pferden oder Rindern gezogen wird, zur Kirche befördert. Da wird zum Sarg noch ein Käfig mit einem lebendigen Vöglein gestellt, denn wenn nicht auch ein lebendiges Wesen auf dem Wagen ist, so bringen die Zugthiere den Todten nicht von der Stelle. Indeß das Vöglein, welches eine solche Todtenfahrt mitgemacht hat, lebt auch nicht mehr lange!

Weit bequemer ists bei Kindesleichen; da wird das „Todtentrüherl" ohneweiters mittelst eines Riemens einem flinken Burschen um die Achsel gehangen oder gar auf den Rücken geschnallt, wie ein Felleisen.

Zur Kirche angelangt, findet sofort ein „schwarzes Amt" (die Todtenmesse) statt, bei welchem die Kerzen vom Frühmahle verbrannt werden. Nach demselben wird der Todte mit den üblichen Kirchenceremonien unter Glockengeläute bestattet. Dann wird am Grabe noch gebetet und gesungen, es kommt Weihwasser und Erde auf den Sarg, ein kleines hölzernes Kreuzlein auf den Hügel, und das wunderliche Drama eines Menschenlebens ist aus.

Nicht doch, die Zurückgebliebenen spielen weiter. Die Verwandten des Bestatteten und alle Leidtragenden begeben sich ins Wirthshaus zur „Todtenzehrung", welche oft zwei bis drei Stunden währt und nicht selten die ganze Hinterlassenschaft des Verstorbenen kostet. Der alte Waldbauer, als Geizhals bekannt, fürchtet sich lediglich deshalb vor dem Tode, „weil er gor so viel kost"!

Um 12 Uhr Mittags, während sie Alle ruhsam beim Mahle sitzen, fangen auf dem Thurm noch einmal die Glocken zu klingen an, was mit dreimaliger Unterbrechung oft eine Stunde währt. Das ist das „Leichauseuten".

Nun tritt der Todtengräber zur Thür herein, bringt noch einen Gruß vom Todten und berichtet, „daß er ruhig ſchlafe und kein Leid mehr habe“. Hierauf betet er laut die „fünf Wunden Chriſti“ und greift angelegentlich nach den Gläſern, die man ihm zubringt. So wird wacker gegeſſen und getrunken, bis mit Speiſe und Trank aller Kummer und Gram verzehrt iſt.

Wohl, denen es gelingt! Aber ich habe einmal am Grabe des Beſtatteten eine Waiſe geſehen, die ihr letztes Stücklein Brot für einen Stamm Rosmarin vertauſcht hatte; denſelben pflanzte ſie auf den lockeren Hügel zur letzten Liebesgabe dem treueſten Herzen in der Tiefe.

Inhaltsangabe

des ersten Bandes.

	Seite
Geleitsbrief	III
Eingang	1
Hausſegen	7
Haus und Heim (Ueberſicht)	11
Weſen und Walten des ſteiriſchen Landmannes im Allgemeinen	30
Das Schatzkäſtlein	39
Die Handwerkerbank	46
Der Tiſch	54
Der Brotlaib	61
Das Altarl	66
Der Roſenkranz	72
Das Trudenkreuz	76
Die Uhr	88
Der Kalender	94
Geiſtige Schätze	101
Das Stiftbüchel	109
Die Trotteikammer	115
Die Kirche	123
Die Wiege	131
Das Fenſterl	138
Der Brautſtab	146
Das Aufnahmshäuſel	162
Merktabel und Merktafel	170
Die Todtenbahr	177

In unterzeichnetem Verlage ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Topographisch-statistisches

Lexikon von Steiermark

mit historischen Notizen und Anmerkungen.

Herausgegeben

von

Josef Andr. Janisch.

Dieses Werk erscheint heftweise vom Januar 1875 ab von 6 zu 6 Wochen in circa 20 Heften von je 3 Bogen Lexikon-Format, mit 2 Ansichten in Tondruck, auf das sorgfältigste ausgestattet.

Preis eines jeden Heftes nur 65 kr. ö. W. (Nach Vollendung des Werkes tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.)

Als Prämie erhält jeder Abnehmer des vollständigen Werkes mit dem letzten Hefte eine vortrefflich ausgeführte

Karte von Steiermark

gegen Vergütung der geringen Selbstkosten.

Verlagsbuchhandlung Leykam-Josefsthal

in Graz.

Das

Volksleben in Steiermark

in

Charakter- und Sittenbildern

dargestellt

von

P. K. Rosegger.

In zwei Büchern.

Zweiter Band.

Graz, 1875.

Druck und Verlag von Leykam-Josefsthal.

Zweites Buch:

Das Jahr.

Glückſelig Neujahr!

Die Zeitabſchnitte, wie ſie die Menſchen feſtgeſtellt, haben durch das Zuſammentreffen von den Erinnerungen der Vergangenheit und den Wünſchen und Hoffnungen der Zukunft in denſelben einen ſo geheimnißvollen Anſtrich, daß der Einzelne gerade hier verſucht iſt, mit einem höheren Weſen auf eine, wenn auch übernatürliche Weiſe, anzuknüpfen, um mit Gunſt desſelben einen Blick in die Zukunft zu thun. Nicht blos der ungeſchulte Mann aus dem Volke, auch der gebildete Städter harrt am Sylveſterabend der Mitternachtsſtunde mit einer gewiſſen Erregtheit entgegen, und frägt das Orakel und ſchenkt ihm halb und halb Glauben. Sieht doch ſelbſt der ernſte Gelehrte lächelnd zu, wenn die Haushälterin für ſeine Zukunft Blei gießt, und am Neujahrsmorgen thut er mit allen Menſchen dieſelbe müßige Frage: Was wird in dieſem Jahre kommen?

Nach dem betrachtet, habe ich in Steiermark verhältnißmäßig wenig Sylveſter- und Neujahrsgebräuche gefunden.

Der Bauer geht am Sylveſterabend um neun Uhr zu Bett, ſchläft ſofort auch ein und wenn er erwacht, iſt die Milchſuppe fertig und das neue Jahr. Er ſteht auf, gähnt und ſagt: „Hiazt hon ih lacht a gonzes Johr gſchlofn? No jo, vorigs Johr hon ih mih niedaglegt und heur bin ih erſt aufgſtondn!“ Hat den Witz von ſeinem Urgroßvater her.

Daß die Tochter in der Nacht Blei gegoſſen, weiß er nicht; er weiß es auch nicht, daß ſie vom Tiſche

aus einen Schuh gegen die Thür geworfen hat, und zwar so oft, bis die Spitze einmal gegen die Stube gekehrt war, denn das letztere bedeutet, daß im nächsten Jahre ein Freier zur Thür hereingeht. Aber neugierig wäre der Alte doch, was kommen wird. Es ärgert ihn, daß ihm der liebe Gott das neue Jahr gleich so hingeworfen hat und daß er es jetzt nehmen muß, wie die Katz im Sack, Dem lieben Gott wär's gleich, ob er es Einen wissen ließe, oder nicht, und Unsereiner könnte doch das Kornfeld danach richten.

Das sind so des Landmanns Neujahrsbetrachtungen, dann schreit er aber auch schon:

„Daß ma heunt kan olds Weib ins Haus kimmt, sist is s Gfröt fiati für s gonz Johr! — Wann ober a junga Bua onklopft, so mochts olle Thür und Thor auf und hoaßts n gleih zan Tisch, daß mar in den Johr viel Glück und Segn hobn!"

Und das ist sein Ernst; torkelt aber an diesem Tag eine alte Frau ins Haus, so geräth er in Zorn! Dem Natzbauer ist am Neujahrstag, noch bevor die Sonne aufging, die alte Köhlerlise in die Stube gekommen und noch in derselben Woche hat er sein Haus verkauft, weil nun ohnehin kein Glück und Segen mehr zu hoffen gewesen.

Ein Bursche aber bedeutet gerade das Gegentheil und der Bauer weiß sich stets dankbar zu beweisen, wenn ihm ein Jüngling den Neujahrsgruß bringt. —

Kaum sitzt der Hausvater in seinem festlichen Anzug bei der Morgensuppe, so wird es vor dem Hause lebendig. Die Armen der Gegend haben sich vor seiner Thür versammelt und singen:

„Was ſull mar in Hausherrn dann wünſchn
Zan an neugn Johr?
Mia wern an wünſchn
An guldanan Tiſch,
Auf an iadn Egg
An guldanan Fiſch;
Va da Mitt a Glaſl Wein,
Dös ſull in Hausherrn
Sei Gſundheit ſein!
Dös wünſchn ma mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Was ſull ma da Hausfrau dann wünſchn
Zan an neugn Johr?
A neugs Kriſtkindl
Aufn Hocholdor;
A neugs Kriſtkindl
Is nouh nit gnua;
A guldane Heidl
Wünſchn mar ah dazua;
Mir wünſchn ihr
An guldanan Wogn,
Damit s konn
In Himmel fodn.
Dös wünſchn ma mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Was ſull ma da Tochta dann wünſchn
Zan an neugn Johr?
Mia wünſchn ihr
An Bräutigon
Mit brinnrote Houſn,
Wou in an iadn Säckl
Viel Dugodn louſn.
Dös wünſchn mar ihr mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Was ſull mar in jungen Herrn dann wünſchn
Zan an neugn Johr?
Mia wünſchn eahm
A feindſalige Braut,
De n olle Wochn
Siebn mol haut;
Und wünſchn eahm
An eiſnan Ruggn,
Daß er d Schläg
Konn owi druckn;

Dös wünschn mar eahm mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!

Wos ſull mar in Ondern dann wünſchn
Zan an neugn Johr?
De ma nit kina
Van Nomen nenna,
Wird Gond da Herr
In Himmel dakenna;
Dös wünſchn mar Olln mit Holl und Scholl
Zan an neugn Johr!"

„Is ſcho recht", ſagt der Bauer, „gebts eahnar auſſi wos!" Und die Bäuerin trägt eine Schüſſel Krapfen hinaus und gibt, wenn ſie wohlhabend iſt, jedem Einzelnen der Sänger noch ein Geldſtück. —

Wer geſchickt im Zeichendeuten iſt, der kann übrigens heute ſchon was erfahren. Beſonders ſind die Eiszeichnungen auf den Fenſtern bedeutungsvoll; da hinauf wirft das junge Jahr den Plan der Zukunft.

Die Flammen auf dem Herde müſſen auch beachtet werden, ob ſie hoch aufflackern oder welche Farbe ſie haben. Selbſt die Hühner wiſſen in dieſen Dingen mehr als der Menſch; wenn ſie ſchreien oder in die Höhe flattern, oder ſich in enge Kreiſe verſammeln, Alles hat ſeinen Grund und ſeine Auslegung.

Sogar an ſeinen eigenen Kleidern kann der Menſch heute leſen. Wenn ſich zufällig der Rockkragen aufſtülpt, ſo heißt das viel Verdruß im Jahr; wenn ſich ein Schuhband lockert und von ſelbſt löſt, ſteht eine Hochzeit in Ausſicht. Und ſo könnte ich euch noch Vieles erzählen, wenn's nicht ein wenig langweilig wäre.

Die neuen Dienſtleute, die vor wenigen Tagen erſt ins Haus gekommen ſind, ſehen heute nur auf Eines, nämlich, wie lange zu Mittag die Mahlzeit dauert und

wie viel Gerichte auf den Tisch kommen; das entscheidet fürs Jahr, ob die Hausvaterleute karg oder freigebig sind, und das ist doch eine wichtige Frage für den Dienstboten, den der liebe Gott die wenigen Freuden des irdischen Lebens in der Schüssel zukommen läßt, freilich nur in Gestalt derber Roggenknödel oder eines fetten Heidensterzes.

Doch — ein fein zufrieden Herz,
Und der helle Sonnenschein,
Und dazu ein Heidensterz,
Ist genug zum Glücklichsein!

Und das, wenn's genug, wollt ich auch dem lieben Leser wünschen — mit Hall und Schall — zum neuen Jahr! —

Heiligdreikönig.

Winterszeit! Hartgefroren ist der Schnee auf der weiten, langen Berglehne und die Sonnenstrahlen prallen daran ab, wie an einer Silberplatte. Was sind euch aber die Bauernjungen für Kerle! setzen sich oben auf ein Brett oder gar blos auf den lieben Hintertheil des Beinkleides und fahren drein über die steile Lehne, daß die Luft saust. Wenn schon das Wickelkind seinen Engel hat, so hat der tollwitzige Bauernjunge deren zwei. Behendig wie die Katzen wissen sich die Rangen zu wenden, wenn sie gegen einen wilden Abgrund, oder gegen einen Baum oder einen Felsen rennen. Mit heiler Haut kommen sie davon; was aber mit der Hose geschieht, davon kann hier die Rede nicht sein.

Heute endet dieses Schneefahren weit vor Abend, denn es ist Feierabend, das dritte Weihnachtsfest und der

Michelfranzbub muß ſich vorbereiten, hat gar wichtige Geſchäfte; der Michelfranzbub iſt für morgen ein „Heiligdreikönig".

Dieſen Abend aber iſt es noch Geheimniß.

Der Hausvater ſelbſt weiß nichts davon, der Hausvater geht ganz in der Weihe des Abendes auf. Mögt ihrs glauben oder nicht, die Dreikönigsnacht iſt die wichtigſte unter den heiligen Nächten des ganzen Jahres. Das iſt die letzte der drei Weihnächte, in welcher der Alpenbauer Rundgang hält um Haus und Hof, und es mit Weihrauch und Weihwaſſer beſegnet, daß Gottes Heil ſei im Stall, in der Vorrathskammer, Scheune, und im Hausvatergelaß bei Weib und Kind, und in der Geſindeſtube und inſonderheit in der Kammer, wo die Mägde ſchlafen. Mit der Kreide wird ein dreifaches Kreuz gezeichnet auf jede Thür, und ein „Drudenfuß" auf die Lagerſtätten — wohl ein fürtrefflich Mittel gegen jegliche Hexerei und Anfechtung des Leibes und der Seele.

Wer iſt der beſte Zeichner im Hauſe? Derſelbe komme und zeichne auf die Stubenthür ſchön und zierlich C † M † B †, und die Jahreszahl dazu. Das iſt uralte Sitte, und dieſe „heiligen drei Könige" bleiben ſtehen an der Thüre bis auf nächſte Weihnachten. Bishin iſt nicht blos der Melchior, ſind ſchon alle drei kohlſchwarz vor dem Stubenruß und die Magd ſcheuert ſie mit dem naſſen Lappen weg.

Iſt die Zeichnung fertig, ſo kommt die Zeit zum Eſſen, eine gar ſehr wichtige Zeit. Es heißt die Dreikönigsnacht auch die Dreimahlnacht, weil im Laufe derſelben drei Mahle auf den Tiſch kommen und zur Ehre Gottes und ſeiner Heiligen auch gewiſſenhaft verzehrt werden.

In alten Zeiten ſollen die drei Mahle aus neun „Koch“ (Mus) beſtanden haben, als: Haferkoch, Roggenkoch, Milchkoch, Aepfelkoch u. ſ. w. Heute ziehen ſie doch einen etwas weniger einförmigen Speiſezettel vor. Soll ich ihn nennen? Nein, ich will meinen enthaltſamen Leſer nicht lüſtern machen, ſondern nur darthun, daß der Gebirgsbauer ſagt: in der Dreimahlnacht müſſe ſo viel gegeſſen werden, daß darauf Keiner im Stande ſei, ſich ſelbſt ins Bett zu legen, ſondern daß Einer auf den Andern und der Letzte auf die Ofengabel ſich zu ſtützen genöthigt wäre, um ſo ohne Gefahr für den reichlich verſehenen Bauch auf den Boden zu gelangen.

Das junge, ledige Volk darf es freilich ſo weit nicht treiben; das hat in dieſer wichtigen Nacht noch ein anderes höchſt wichtiges Geſchäft.

Wenn nämlich Eines oder das Andere wiſſen will, ob es in dieſem nächſten Jahre zum Heiraten kommen werde oder nicht — und das will zuletzt Eines oder das Andere immerhin wiſſen — ſo geht es zur Holzaſen wo Fichtenäſte als Brennholz aufgeſchichtet ſind. Von dieſen Aeſten rafft es einen Armvoll auf und eilt damit in die Stube zurück. Hier werden die Aeſte gezählt und da zeigt es ſich. Hat die betreffende Perſon die gerade Zahl erwiſcht, wohl, ſo heiratet ſie im nächſten Jahre; wenn aber die ungerade, ſo — nun, ſo glaubt ſie einfach nicht an derlei „närriſche Geſchichten, die ohnehin purer Aberglauben ſind“.

„Ei, Aberglauben juſt auch nicht“, meint der Kohlenbrenner Thomas. Dieſer hat heute wieder ein anderes wichtiges Geſchäft. Die drei Mahle machen ihm keine Sorge, denn er hat ſie nicht. Den Gedanken an das Heiraten hat ihm ſein Weib ſelbſt aus dem Kopfe

geſchlagen, und zwar mit der flachen Hand. Aber Geld, Geld möchte der Thomas haben. Und ſeht, auch dafür iſt die Dreikönigsnacht die rechte Nacht. Laßt mich nur erzählen.

Man gehe in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg, das heißt auf eine Stelle, wo ſich Wege kreuzen. Dorthin kommt nun um die Mitternachtsſtunde ein buckliges Männlein. Das muß man anſprechen und beſchwören. Das Männlein gibt darauf neun Fragen, welche man ſofort beantworten muß, ohne dabei aber — wohlgemerkt! — die drei Wörtlein „Ja", „Nein" und „ich" auszuſprechen. Trifft man das, ſo bekommt man einen Hut voll Thaler. Trifft man es nicht, ſo — ich ſage ſonſt nichts, als — das bucklige Männlein iſt der Teufel.

Hier ein Geſchichtchen. Sind kaum zehn Jahre um, iſt der alte Strohdecker Urban in der Dreikönigsnacht auf einen Kreuzweg gegangen. Der Urban iſt gar ſchlau und hat ſtets gemeint, er ſei geſcheidter, wie der Teufel.

Kommt denn das unheimliche Männlein richtig herangeſchwänzelt und frägt: „Weißt Du, Urban, wer heut' auf den Kreuzweg geht?"

„Der Teufel", antwortet der Urban.

„Biſt Du denn der Teufel?"

„Bin ein armer Teufel."

„So höre. Wenn Du ein armer Teufel biſt, ſo ſage jetzt ja oder nein, damit ich Dir zwei goldene Stiefeln ſchenke."

„Dann wäre ich ein dummer Teufel."

„Verſpielt! Dumm darfſt Du nicht ſagen."

„Doch, doch, das Wort kann man ſagen."

Und ſo beantwortet der Urban dem Männlein, acht Fragen und glaubte das Spiel ſchon gewonnen zu haben; da frägt plötzlich der Böſe: „Sag' an, um welche drei Worte handelt es ſich?"

„Holt mich der Teufel, wenn ich Dir's ſag'!" ſchreit der Urban.

„So komm' denn!" lacht das Männlein, und der Urban lacht auch, weil er im Lachen den Schuſter Erhard erkennt.

Der Decker Urban mag's nicht recht leiden, wenn man dieſes Geſchichtchen erzählt, aber beim Eſſen in der Dreimahlnacht erzählt man ſich's immer und immer wieder, und zur Erhärtung ſetzt man bei, der Urban trage heute noch den Hut auf dem Kopfe, in welchen der Teufel die Thaler in jener Dreikönigsnacht — hätte hineinſchütten ſollen.

Nach derlei Wunderbarem, Geheimnißvollem und Genußreichem bricht endlich der Feſtmorgen an. Die Sonne geht heute ſchon um ein Hahnenkrähen früher auf, als ſie am Chriſtmorgen aufgegangen war.

Kaum aber rückt die winterlich rothwangige Himmelskönigin über die beſchneiten Waldberge einher, ſo bewegt ſich ein gar ſonderbarer Aufzug durch das Dorf.

Die „heiligen drei Könige" kommen gezogen. Das ſind merkwürdige Gäſte. Voran hüpft ein buntbeflitterter Junge einher und trägt auf einer langen Stange den „goldenen Stern", der vor den Weiſen hergegangen iſt gen Bethlehem. Dem Sterne folgt ſofort die muntere Kinderſchaar, theilweiſe in weißen Hemden und Engelsflügeln, theilweiſe in ihren Lederwämſern. Und endlich kommen die drei großen Herren. Sie haben „goldene Ge-

wänder an und Kronen auf, und Einer iſt ein kohlſchwarzer Mohr".

Ein paar Hirten mit langen Stäben und angeklebten Bärten ſingen vor jeder Thür die alten Verſe:

„Hieſel he, was muß das ſein?
Jetzt kommen die Zigeuner in unſer Land herein.
Ich weiß nit, ſein s'Krawaten, ich kenn' s'noch nit recht:
Es iſt ein ganzer Haufen, daß man s'kaum zählen möcht.
Es iſt ein g'ſtraflig Weſen, ein G'hetz und mächtigs G'ſchrei;
Und wann das unſer Amtmann hört, ſo führt er ſie alle ein.
Sie haben ja ein Packwerk, es iſt ſchier ein Graus;
Man meinet ja, ſie hätten ſchon viel Dörfer plündert aus.
Sie haben rare Mähren und bucklige Roß,
Sie machen hohe Krägen als wie der Franzhos.
Und Einer, der iſt ein kohlſchwarzer Mann dabei,
Juſt wie der ſchwarz Toni in unſerm Kälbergei.
Und Einer, der hat ein ganz Trüherl voll Guld;
Ei, wann er ſich beſinnen that, und mir es ſchenken wullt!
Den Weihrauch, den brauch ich nit, hab ehgeſtern g'raucht;
Und die Myrren ſein mir zu hantig, als ich mir das Maul verderben that!"

Zwei Engel mit weißen Flügeln und rothen Naſen flattern herbei: „Ihr Menſchen allſammt, o, lobet den Herrn, das ſind die drei Könige mit ihrem Stern!"

Und wahrhaftig, da ſtehen ſie ſchon, und vielleicht gar ein Ueberzähliger dabei mit Krone und Scepter; ſo ſind eben vier „Heiligedreikönige", was verſchlägt's!

Nun ſingen ſie den Weihnachtsgruß. Sie ſingen vom falſchen Herodes, von dem Stern, vom holden Jeſukindlein; ſie ſingen von Gold, Weihrauch und Myrren. Das Gold kennen dieſe „Könige" freilich nur dem Namen nach, und nichts ſonſt haben ſie gemein mit den drei Weiſen aus dem Oſten, als die bitteren Myrren. Sie, die da glitzern in Rauſchgold und Sonnenpracht und die da ſingen von Edelgeſtein und goldenen Kronen, ſie ſind nur da, um vor der Thür des Wohlhabenden ein Stücklein Brot,

einen Pfennig zu erſingen; ſie ſind die Aermſten der Gemeinde.

Der Michelfranzbub läßt ſich aber deswegen noch lange kein graues Haar wachſen. Er iſt nur gar ſehr froh, daß er heute einen papierenen Purpur darf tragen, denn ſeines Hösleins Hintertheil weiſt ſolcherlei Spuren von der geſtrigen Schneerutſchpartie, daß der Junge im Geiſt an beſagter Stelle bereits der Mutter greifbare Zurechtweiſung fühlt.

Wahrhaftig, da möchte Einer den rothen Mantel gar nicht ausziehen und ſchier lieber ein Heiligdreikönig bleiben all' ſein Lebtag lang, als unter ſolchen Umſtänden der Michelfranzbub zu ſein.

Es iſt ſonſt nicht meines Amtes, zu ſagen, was ich nicht weiß, aber zur Beruhigung der Leſer verſichere ich: Dem Michelfranzbuben geſchieht nichts, im Namen der heiligen drei Könige wird ihm die Schneerutſche verziehen.

Winterſpiel.

Ei, wären nur recht viele Sonntage dazu! — Was uns Männer und Burſchen ſind, in der Stube bleiben wir nicht. Die Spielkarten heben wir uns auf, bis Thauwetter eintritt. So lange der Bach und der Teich noch gefroren, läßt ſich männiglich treiben.

Schlittſchuhlaufen? Der Unterländer übt es; der Oberländer mag es nicht, iſt ein kindiſch Spiel. Er weiß ſeine Eisflächen zu etwas Anderem zu benützen. Taubenjagd hält er auf derſelben.

Braucht aber kein Pulver und kein Blei dazu, ſein Schuß wird angeſchlagen in der Bruſt und geht aus freier

Hand und ſeine Taube bleibt am Platze, wenn ſie nicht getroffen wird, und wird ſie getroffen, ſo eilt ſie davon.

Das Ding, ein echt oberländiſch Spiel, heißt Eisſchießen und iſt ſo, wie ich es nun erzählen will.

Das erſte Erforderniß zum Eisſchießen iſt nächſt der Eisbahn von 8—12 Klaftern Länge für den Schützen der Eisſtock, und ſind für die ganze Geſellſchaft die ſogenannten Tauben.

Der Eisſtock iſt aus hartem Holze gedreht, meiſt mit Eiſenringen beſchlagen, und gleicht einem rieſigen Petſchaft.

Die glatte Grundfläche desſelben mißt im Durchſchnitte einen Fuß, und wiegt der Eisſtock 10—12, ja für ſtarke Eisſchützen zuweilen 20 Pfund.

Die Tauben, wohl ſo genannt, weil ſie ein Paar ſind und ein Schießziel bilden, ſind zwei viereckige Holzpflöckchen oder Holzkegel, von einem halben bis zwei Schuh hoch. Die eine Taube bezeichnet den Anfang der Bahn, den Standplatz, die andere iſt das Ziel, nach dem geſchoſſen werden muß.

Die Spieler müſſen nun in zwei Mannſchaften oder Helferſchaften getheilt werden und beginnen zu dieſem Zwecke das „Zuſammenſchießen“. Der Eisſtock wird an der Habe mit der Rechten gefaßt, und es kommt nun auf den Schuß, auf den geſchickten und kraftvollen Wurf oder Vorſchub an, daß der Eisſtock auf die Bahnfläche hinausgleite ohne Wanken und Springen und der Taube zunächſt anlange.

Derjenige, der das Ziel am Nächſten erreicht, iſt der „Engmor“, oder das Haupt des erſten Theiles, der zweitnächſte iſt der „Weitmor“, oder das Haupt des zweiten.

Die Anderen werden nach der Reihenfolge der Stöcke in die „Engen" und „Weiten" geheilt heißen Helfer, auch Knechte und haben nach bestimmter Folge zu schießen.

Den ersten Schuß im eigentlichen Spiele hat, um Gleichheit und Gerechtigkeit zu erzielen, der Weitmor, diesem folgt der Engmor und nach dem kommt der erste Helfer des Weiten, und sofort abwechselnd Einer der beiden Theile.

Die Stöcke bleiben unberührt am Orte stehen, wo sie angelangt sind und es hängt von der Geschicklichkeit ab, den Stock eines Gegners wegzuschießen und sich dadurch einen besseren Platz zu erringen oder gar die Taube zu treffen und vorwärts zu schleudern, wodurch natürlich die anderen Alle noch entfernter vom Ziele sind.

Das ist aber nicht leicht.

Jeder schießt nur einmal und sobald er geschossen hat, geht er zum Ziele hinaus. Der Eng- und der Weitmor haben jeder noch einen Schuß, den sie zu beliebiger Zeit anbringen können, wenn ihnen eine Stellung günstig scheint; sie schießen aber meist zuletzt, um für ihre Mannschaft zu entscheiden.

Eigentlich soll das Spiel gewonnen sein, wenn die gesammten Engen oder Weiten voraus sind; da dies aber nur bei einer kleineren Zahl von Spielenden leicht möglich ist, so wird bei größerer Zahl bestimmt, „wieviel" eine Mannschaft haben muß. Geld oder Zeichen ist gleichgiltig und hängt von dem Belieben der Spielenden ab. Erreicht eine Mannschaft die bestimmte Zahl beim ersten Schießen, so hat sie gewonnen und es beginnt das Spiel von Neuem mit abermaligem Zusammenschießen oder Hervorthun eines Eng- und Weitmors. Ist die nöthige Zahl keinerseits erreicht worden, so wird, da die Spielenden sämmtlich beim

früheren Endpunkte ſtehen, die Bahn umgekehrt und das Spiel wird fortgeſetzt, indem der Schuß nun nach der andern Taube geht. Und ſo wird fortgefahren, bis ein Spiel zu Ende iſt.

Bei einer größeren Anzahl Schützen kann auch durch eine kleinere Zahl von Eisſtöcken Genüge geleiſtet werden, indem der Platz, auf dem ein Stock angelangt iſt, bezeichnet wird, der Stock aber nach der Wegnahme anderen Schützen dient.

So iſt dieſes Spiel und ſo geht es an den Sonntagen fort auf der Eisfläche bis in den ſpäten Abend hinein. Und folgt dieſem eine mondhelle Nacht, ſo wird auf das Aufhören vergeſſen; ja es geſchieht zuweilen, daß die Eisſchützen von der Morgenröthe überraſcht werden.

Da iſt's dem Großlechner einmat paſſirt, daß er, nach einem ganznächtigen Spiele plötzlich die Morgenröthe erblickend, ausrief: „Du liebe Zeit, is dann heunt d Sunn ſchon owi (hinab)?"

Luſtige Zeit! Faſtnacht!

Die Volkspoſſen, die ſich im Mittelalter ſo eng an die Jahreszeiten, an regelmäßig wiederkehrende Ereigniſſe, als Taufen, Hochzeiten, kirchliche Feſttage u. ſ. w. und an die religiöſen Ceremonien lehnten, haben ſich beſonders in den Gebirgsländern lange erhalten und ſcheinen erſt in unſeren Tagen nach und nach in Vergeſſenheit zu gerathen. Es iſt aber, als ob in irgend einem Winkel des Volkscharakters dieſe Poſſen noch einmal einer Auferſtehung

entgegenharrten, ſo leicht und luſtig können ſie bei beſonderen Anläſſen wieder hervorbrechen.

Die Zeit des Carnevals bis zu den Oſtern hinaus iſt die ceremonienreichſte, weil hier noch die erhaltenen Sitten des Heidenthums mit den Gebräuchen der Kirche zuſammenfallen.

Zwar die Kirche verhüllt im Angeſichte der Faſtenzeit ſchon vierzehn Tage vor Ende des Faſchings ihr Haupt. Aber gerade, wenn die Altäre der Pfarrkirche in das düſtere Blau gehüllt ſind, deckt das Wirthshaus erſt recht ſeine Freuden und Luſtbarkeiten auf, und macht der Carneval ſeine ausgelaſſenſten Sprünge.

Der Pfarrer predigt bereits eindringlicher als je Buße und Bekehrung, aber die Pfarrkinder, und beſonders die jüngeren denken: damit hat's noch Zeit, bis der Aſchermittwoch kommt; jetzt ſind die Muſikanten wohlauf, und der Wirth hat drei Schweine abgethan, und überall gibts fette Biſſen, und daß Eins ſich jetzt in's finſtere Winkel ducken ſollt, das kann der lieb' Herrgott von einem ordentlichen Chriſten doch nit verlangen! — Und weiters: wenn man auch ein wenig arg hallodriren thut, 's kommt ohnehin die Oſterbeicht', und ein paar dalkerte Sünden mehr rucken zum allgemeinen Vorrath ſchon noch mit.

Im Hofe gibt es juſt keine dringenden Arbeiten, nur daß täglich dreimal das Vieh muß gefüttert werden; die Pferde kriegen mehr Hafer als ſonſt, die Ochſen reichlicheres Heu unter das Stroh, die Kühe bekommen gar Mehltränke, weil ja Faſching iſt. Auf einmal aber merkt die junge Kühmagd, es ſei bei der „Braunen" der Barren verrückt. Allein vermag ſie den großen Holztrog nicht gleichzuſtellen, da ruft ſie den Ochſenbuben, der

ist rechtschaffen stark, der ist schon so gut und hilft ihr den Barren zurechtrücken.

Es muß ein schweres Stück Arbeit sein, denn nach derselben sinkt der Ochsenbub nur so ins Heu; und ein wenig rasten, weil Fasching ist, denkt sich die Magd, wird so arg gefehlt nicht sein.

Und in der Küche ist ein Schmoren und Braten, und im Wirthshaus ist ein tolles Musiciren die ganzen Nächte durch. Und am letzten Fasching-Sonntag kommt gar der Herr Pfarrer auch, und die ganze Nacht bleibt er da und guckt ein wenig in den Winkeln herum, ob denn doch wohl nichts Unrechtes geschieht. Nu, Unrechtes merkt er just nichts, aber vom Bußethun ist schon auch keine Spur.

Der Hausvater hat's nicht gern, wenn seine Leut' zum Tanz gehen, eben des Pfarrers wegen nicht; der setzt sich dann zu seinem Gläschen, nimmt eine Prise und denkt sich: Schau, schau, Der und Der läßt seine Leut' auch zu sündhaften Unterhaltungen gehen! — und das wirft dann viel Schatten auf den Betreffenden.

Damit die Knechte und Mägde lieber daheim bleiben, so läßt sichs der Bauer angelegen sein, daß durch die ganze Faschingszeit hindurch bessere und reichlichere Kost auf den Tisch kommt. Besonders in der letzten Woche, welche die „Foastwochn" heißt, wird viel Schmalz und Fleisch verzehrt. Und vor Allem ist es der „Foastpfingsta, Foastsunta, Frousmonta" und der allerletzte, der „Foschntog", an welchem sich der Bauer erprobt, ob's denn nicht geht:

Olle Tog a Sau und a Kua
Und an Zenggn (Centner) Schmolzknoch dazua.

Es ist um so nothwendiger, an diesen Tagen möglichst viel zu verzehren, da denselben die siebenwöchentliche

Fasten folgt, in welcher ein wahrhaft christlicher Bauer kein Stücklein Fleisch und kein Tröpflein Schweinschmalz über die Zunge lassen soll.

Zwar hat in den letzten Jahren der bischöfliche Hirtenbrief, der am „Foastsunta" immer von der Kanzel verkündet wird, das Schweinschmalz an den Fasttagen erlaubt, aber „in Geistlingau därf mar ah nit olls glabn", meint der Landmann, „da de hebt der andere Krist, (Antichrist) zerscht on, dös hobn die oldn Leut ollaweil gsogg, und s se habn s ah gsogg, wer Somstas a Fleisch oder a Schweinschmolz isst, fü den thuat unsa liabe Frau neama fürbittn und mit den is s aus und is s vabei!"

Daß wir wieder auf unser Faschingsessen kommen — sind die jungen Leut' halt einmal so, sie äßen euch lieber den ganzen Tag nichts, als daß sie zu Hause blieben. Sie gehen am „Foastsunta" oder am „Foschntog" (Faschingdienstag) zum Hausvater und bitten ihn demüthiglich, daß er ihnen erlaube, ein wenig zum Wirth zu gehen. Da sind nun zwei Fälle möglich, entweder der Hausvater erlaubt es, dann gehen sie ins Wirthshaus, oder er erlaubt es nicht, dann gehen sie — auch ins Wirthshaus, aber heimlich, wenn die Hausherrschaft schon schläft.

Da fällt mir das Geschichtchen ein. Es ist ein rechtes Faschingsstücklein. Ob es sich zugetragen, das weiß ich selber nicht, es wird eben erzählt.

Vom Josl und der Rosl.

Es war schier zum Verzweifeln.

Im Dorfe drüben ging's so groß zu und im Wirthshause waren alle Fenster beleuchtet, wie die Kirch in der Christnacht, und alle Geigen und Clarinetten waren dort

beisammen und die Burschen thaten noch Zither spielen und singen dazu, daß die Spatzen auf dem Dache wach wurden und ordentlich zu tanzen anhuben.

Jetzt konnte man gar den Nachbartlbuben hören, wie er sang:

„Und heunt is da Foschtag,
Heunt sauf ich, was ich mag.
Morgn moch ih 's Testament,
's Geld hot an End!"

Und gleich darauf schallte, von Zitherklang begleitet, ein Anderes herüber:

„Zwoa kuhlschworze Kerschtern,
Und 's Diandl hot mih kreuz gern
Und gwoant hots um mih,
Wir ih fratgonga bi!"

Jetzt fielen wieder die Trompeten und Geigen ein und die Clarinetten jauchzten dazu und die Burschen jauchzten auch.

So war's drüben im Dorfwirthshaus. Anders war es im finsteren Kuhstalle des Grabenleitnerhofes.

Dort lehnte am Heubarren ein Mädchen, welches sehr weinte. Es war die Stallmagd des Grabenleitners; die war neunzehn Jahre alt und hieß Rosl. — Ach, es war schier zum Verzweifeln!

Dort drüben ist die Fastnacht und hier ist der Charfreitag; dort drüben singen und tanzen sie und hier röhrt die Kuh und schellt so einfältig mit der Kette!

Und Rosl war ein so fleißige Magd und sie hatte sich schon gar so lang gefreut auf den heutigen Tag — aber da hat der Grabenleitner gerade um eine Woche früher eine unheilvolle Predigt gehört. Die Predigt handelte

vom Tanze, daß er eine Todsünde und der kürzeste Weg ins höllische Feuer sei.

Als der Bauer darauf heimging, schüttelte er ununterbrochen seinen Kopf und redete vor sich hin: „Is gnat, daß ih s woaß; dös war a schöne Gschicht, wann meine Leut zan Tanz gangadn und allmitanander ewirumpladn in d'Höll!"

Und als der Grabenleitner nach Hause kam, verbot er seinem Gesinde, für die Fastnacht den Tanz zu besuchen.

Das traf die lebenslustige Rosl wie ein schwerer Schicksalsschlag und sie ging hin zum Knecht, fiel ihm um den Hals und beschwor ihn, daß er ihr helfe. Und der Josl sagte, er wolle sehen, was sich da machen ließe. Der Bauer war einfältiger, als man meinen sollte, aber der Josl war gescheidter, als er aussah.

Als nun die Fastnacht kam, da trat der Josl hin vor seinen Dienstherrn und fragte Anfangs, ob er nicht etwa die Ochsen einspannen und in die Mühle fahren müsse und dann fragte er noch, was für den nächsten Tag zu thun sei, ob sie in den Wald hinausgehen oder auf der Tenne bleiben sollten. Aber als er darüber Bescheid hatte, blieb er noch stehen vor dem Bauer und zupfte von seinem rothen Brustfleck durch ein Löchlein die Watte heraus.

„Nu, und wos dann nouh?" fragte der Bauer barsch.

Da trat ihm der Bursche noch einen Schritt näher und sagte kleinlaut:

„Gelt Baur, Du host nix dagegn, wann ih d'Rousl heunt auf d Nacht auf a Stündl ins Wirthshaus übri führ und ihr an Meth und a Tanzl zohl?"

Was nun der Grabenleitner auf dieſe treuherzige Rede geantwortet hat? Juſt nichts Erbauliches.

„Aha!“ hat er geſagt, „biſt ſchon do mit deinen Flauſn? Wann ih dih hiazt dan Schopf niimm und beidl dih, ſo muaßt ma donkn, du brauchſt nouh a Zucht. Zan Tonz gehn, zan Tonz! Dös wa ä Wohre! Ih ſog da na ſo viel, Joſl, wer heunt vo mein Haus zan Tonz geht, den ſull in Wirthshaus auf da Stell da Teufl huln!“

Der Joſl hat noch ein Schöppchen Werg aus ſeinem Pruſtlatz gezupft und iſt dann langſam in den Stall gegangen.

Es war am Abend desſelben Tages.

Der Grabenleitner las noch zu ſpäter Nachtſtunde eifrig in der Bibel. Er hatte auch das Kochem'ſche „Leben Chriſti“ vor ſich aufgeſchlagen und las das Kapitel von der Hölle, wie dieſe 50 Meilen lang, 50 Meilen breit und 50 Meilen hoch iſt. Und er ſann darüber nach, wie doch der gute Pater Kochem dieſe Vermeſſungen angefangen haben mochte. Doch, noch zu rechter Zeit mahnte ihn eine Stimme: „Grüble nicht, o Staubgeborner, an den Sätzen der Schrift, denn unerforſchlich ſind Gottes Rathſchlüſſe!“ Demuthsvoll klappte der Bauer das Buch zu. Es ſchlug elf Uhr.

Da, plötzlich fiel es ihm ein, ob ſie wohl daheim nicht etwa heimlich fortgezogen ſeien, nach den Fleiſchtöpfen Aegyptens. Zwar hatten ihm der Joſl und die Roſl ſchon manches Jahr treu gedient und ſtets die Gebote ihres Herrn befolgt, allein ſchwach iſt das Fleiſch und groß die Macht der Hölle!

Der Bauer ſchlich aus ſeiner Stube und in den Stall, wo das Bett der Roſl ſtand. Alles in Ordnung, die Magd lag ruhig unter ihrer Wolldecke und ſchlief den Schlaf des Gerechten. Ganz anders war es, als der Bauer zum Bett des Joſl kam. Das war öde und leer. „O, du ſchlechter Lump du!“ ſprach der Bauer zu ſich ſelbſt, meinte damit aber den Knecht, der abweſend war, „woat, ih wia da nouh zoagn, wer dei Herr is; heunt ba da Nocht nouh ſuach ih dih auf, ziach dih ba die Orwaſchi hoam ins Bett und morgn vajeik ih dih erſt!“

Hinter der Hausthüre lehnte der Mühlſtock; nach dieſem griff der Grabenleitner und machte ſich brummend auf den Weg gegen das beleuchtete und belebte Wirthshaus.

Der Wirth zum „heiligen Florian“ — deſſen Schutzpatron über der Hausthür ſeinen Wachtpoſten hatte — machte groſse Augen, als er den geizigen und bigotten Grabenleitner daherkommen ſah und er ſagte: „Ei der Tauſendſchiapperment, iſt aber das was Seltſams, Herr Nachbar!“

„Na, daß der do is“, flüſterte ein luſtiger Junge ſeinem Nachbar zu, „dös bedeudt wos; entweda kriagn mar an Kriag, oder es geht d'Welt z'Grund!“

Die das gehört hatten, lachten auf.

Aber der Grabenleitner ſah und hörte nicht auf das, ſondern er fuchtelte mit dem Stock in der Luft umher, machte äuſserſt verdächtige Geberden gegen den Schützling des heiligen Florian und gurgelte: „Is er do, oder is er nit do?“

„Er is nit do!“ rief der Nachbarlbub auf gut Glück, ohne zu bedenken, wie höchſt verdächtig dieſes ſchnelle Dreinfahren war. Er lachte und faſste den Bauer

an der Hand. Bald waren auch noch ein paar andere Burschen zur Stelle, und nachdem sie sich gegenseitig ins Ohr geflüstert hatten, nahmen sie den G[illegible]enleitner in ihre Mitte und zogen ihn zu ihrem Tisch, der sich sofort mit Unterländerwein und Oberländerfaschingskrapfen deckte.

Als sie ihm nun von allen Seiten zutranken und ihm sagten, daß er eigentlich ein guter Kerl sei, da legte sich sein Zorn und sein Grollen etwas; er lächelte ein wenig und that endlich Bescheid. Und siehe da, noch weit eher, als es sich die Burschen versahen, schlug der Grabenleitner seine knochige Faust in den Tisch und weinselig lächelnd rief er aus: „Seids scho vaflürte Kampl, ös — ös hobts mih dronkriagt, ih moan, ih kriag an Dusl? He?

„Na, bringts her a Glos Bradl
Und Wein, a Purzion,
Jo, s Essn und s Saufn,
Dös is mei Passion!"

Die Burschen schnalzten dem Alten mit den Fingern zu und sangen dann:

„Und hobn ma glei an Offn,
Wegn den geht Koana schlofn;
Mir trinkn nouh a Glaserl drauf,
Und über an lustin Lumpn,
Do steht amol nix auf!"

„Dös is grechn a lustige Nocht!" meinte der Bauer, als ihm die Leute auf die Achsel klopften und immer wieder ihre Gläser brachten. „Ih bin dös Weinl holt nit recht gwohnt; ih trink sist olleweil a kolts Wossa, wann i dursti bin. Grod an Johanneswein trink ih za Weihnächtn, und vo den kost ih so long und so long ollamol, bis ih 'sGlasl zsomschlog — oftn (dann) is s gmna."

Als hernach auf dem Tanzboden die Musik anhub, machte er allerhand Bewegungen im Tact, und als nun gar ein Altsteierischer kam, schön langsam und gemüthlich und doch voll Lust und Leben, da schrie der Grabenleitner: „Jestl, a Stoansteira! Dös is der, den s ba mein Brauttonz gspielt hobn — Buabn, den moch ih mit!“

Sofort sprang er auf, faßte die Kellnerin an der Hand und eilte mit ihr auf den Tanzboden. Alles wich ihm aus und lachte und wunderte sich gar über den flinken Alten — der tanzte wie ein Mädchen.

„Ih woaß gor nit, wia ma heunt is!“ meinte er nach seinem ersten Tanze, „die gonz Weltkugl möcht ih aufn Bugl nehmen und aufn Sterna damit umahupfn. Oba sogts zu mein Josl und zu mei Rosl niz — und mei Weib, de dürfs ah nit wissn, de is ka guade, wann s bös is!“

Der Nachbarbub entgegnete:

„Wann ih geh, so geh ih gleih,
Geh ih hoam zu mein Weh,
Da mein Mei hots ka Ziel,
Geh ih hoam, wann ih a will!“

„He, auf noah an Steirischn, Spiellent!“ rief der Grabenleitner wieder und warf den Musikanten einen Groschen auf den Tisch; aber just wie die Musik beginnt und der Bauer seine Tänzerin um die Hüfte nehmen will, da — o ihr Ewigen! — erfaßt ihn eine kalte, starre Hand — eine Klaue — am Genick und hinter ihm steht der Böse und grinst ihn an voll unendlichen Hohnes und ladet ihn ein zu einem Tänzchen.

Der Bauer schrie auf und wollte für den ersten Moment entfliehen, aber der wackere Gottfeibeinns hatte

seine Klauen so innig in den Rockkragen des Grabenleitners gebohrt, daß diesem kein anderer Ausweg blieb, als zu Boden zu sinken.

Nun erst ließ der Unheimliche sein Opfer los, hob sein scheußlich Haupt, winkte mit den Hörnern und fletschte die Zähne.

Es herrschte Todtenstille, welche der Böse sofort mit folgender Kündigung unterbrach: „Dem Hans Jörg Schmutzer, vulgo Grabenleitner, hier, Gruß und Handschlag von meinem Principale Luzifer! Mittelst Vollmacht, die uns besagter Hans Jörg verliehen, indem er Jeden von seinem Hause, der heute zum Fastnachtstanze geht, dem Teufel verschwor, sendet mich mein gnädigster Herr und Gebieter . . . .“

Eine Maus hätte man jetzt laufen hören können, so still war's, bis der Alte endlich einen hoffnungslosen Versuch machte, um Gnade zu flehen.

Und siehe da! Man hätte sich das vom Teufel nicht gedacht, er war ungemein großmüthig. Nur eine ganz kleine Bedingung stellte er für sein Opfer: Er wolle billig sein, der Grabenleitner möge aus seinen zwei Dienstboten Josl und Rosl ein Paar machen und es für die Jahre, die sie ihm treu gedient, mit einem kleinen Hausstand ausstatten — dann sei er frei; — es sei ohnehin nicht der Rede werth.

„Und neuhamol full mih da Teufl huln, wann dös nit mei Josl is!“ lachte jetzt der Bauer plötzlich auf und ein schmetternder Tusch fiel ein —

Und zur Fastnacht über's Jahr
Waren der Josl und die Rosl ein Paar!

Faschingbegraben!

Ceremonielles kommt in der Faschingszeit nicht viel vor, Jeder läßt sich gehen, wie er mag, und thut, was ihm taugt. Geeigneter aber für herkömmliche Possen und bildliche Darstellungen ist der plötzliche Uebergang von den übermüthigen Freuden der Fastnacht in die beschauliche Ruhe des Aschermittwochs.

Das Erste ist, daß die Küchenmagd den Fasching hinauswäscht. Sie reiniget nämlich mit der größten Sorgfalt alles Küchengeschirr, alle Gegenstände um den Herd herum, alle Bänke und Stühle in der Stube und besonders den Tisch mit dem Ehzeug, damit ja kein Tröpfchen Fett hängen bleibt und die heilige Fastenzeit entweiht. Die Leute gehen zum Brunnen und spülen sich den Mund aus; knien dann um den Tisch herum und beten den Kreuzweg und die Litanei vom Leiden Christi.

Eines oder das andere Mädchen lehnt wohl gar am Brunnentrog, wäscht sich immer und immer wieder die Augen aus und singt vor sich hin:

„Siba, seit n Foschn her,
Schmeckt ma gar nix, gar nix mehr,
Ollaweil, ollaweil kimmts ma für:
Aus is s mit mir!

Tritt mit dem Ende des Faschings gleichwohl eine gewisse Abspannung ein, und streut auch die Kirche mit ernster Miene der tollen Ausgelassenheit eine Handvoll Asche ins Gesicht, so legen sich übrigens die hohen Wogen doch nicht so bald; ja im Gegentheile, die erregten Sinne suchen nach neuen Schwänken und Lustbarkeiten, welche den Tanz und die Fleischtöpfe ersetzen sollen. Wirft der Hausvater

gleichwohl die Betſchnur aus, die Burſchen wollen nicht ſofort anbeißen.

Am Morgen des Aſchermittwoch, da ſitzen ſie aber ſchier katzenjämmerlich zuſammen im Dorfwirthshauſe. Die Muſikanten ſind eingeſchlafen und ſchnarchen, anſtatt zu blaſen. Die Mädchen ſind verdroſſen heimgegangen zu ihren häuslichen Arbeiten, und unter dem Tiſch nagt der Hund an den übrig gebliebenen Knochen der fetten Tage. In den Spielkarten fehlt der Herzſiebener, das Aß oder der Eichelbub und die Schelldam; im Faſtnachtsgewirre ſind ſie abhanden gekommen, weiß Gott, in welchem Winkel ſie ſtecken. Der Wein iſt blaß und abgehärmt, der hat viel Waſſer trinken müſſen unten im Keller. Das Bier hat wäſſerige Augen, in den Geldbeuteln iſt Einöde und Verlaſſenheit; in den Tabakspfeifen iſt todte, kalte Aſche — Aſchermittwoch.

Da ſchlägt plötzlich ein Burſche die flache Hand auf den Tiſch und ſagt: „Buben, ich weiß was, jetzt gehen wir den Faſching begraben!“

Halloh! da ſind Alle gleich dabei. Zwar, die Meiſten wiſſen es gar nicht, was nun wird, denn das Faſchingbegraben war ſchon ſeit vielen Jahren nicht mehr da geweſen, das hatten nur die alten Leute gern gethan. Aber der „Anſtifter“ leitet Alles. Er ſagt nicht erſt, ſo und ſo und das thun wir nun, und hier greift zu! — gleich den Wirth ruft er: He, den Kellerſchlüſſel her!“ und gleich in die Küche ſchreit er hinaus: „die Sterzpfannen und die Fleiſchtöpfe und die Hafendecken brauchen wir!“ und er gibt Befehl in die Kammer: „Blaue und ſchwarze Tücher herbei, Faſtentücher, Hungertücher, und verhüllt die Fenſter damit, und macht einen Vorhang an die Thür, und brecht

den Bänken und Tiſchen die Füße um, daß ſie niederknien! Wo iſt der Schulmeiſter? in die Kirche kommen wir auch!"

Und nun ſtürmen Alle in den Keller, ſchleppen die leeren Fäſſer hervor, überdecken ſie mit den noch fetten Tiſchtüchern und nageln die leeren Briefſchaften und Geldbeutel darauf. Dann beſchwärzen ſie einander in wildem Balgen die Geſichter mit Kienruß, vielleicht zum Zeichen der Trauer; dann ſchellen ſie mit den Pfannen und Töpfen und Hafendeckeln. Dann laden ſie die Fäſſer auf Bahren und tragen ſie aus dem Hauſe, und dann wallen die Verhüllungen über Fenſter und Thüren, und nun iſt es öde und dunkel im Wirthshauſe — und den Faſching haben ſie hinausgetragen.

Vor Zeiten ſegneten ſie die Bahren in der Kirche förmlich ein, aber eine derartige Concurrenz leidet der Pfarrer denn noch nicht mehr und der Schulmeiſter, reſp. der Mesner ſchließt nicht auf.

So ſchellt und johlt denn der Leichenzug an der Kirche vorüber und abwärts gegen den Wieſenrain, oder aufwärts gegen den Waldhang. Dort werden die leeren Fäſſer und Geldbörſen begraben. Am Grabe wird von dem Mundfertigſten eine ergreifende Leichenrede gehalten, in welcher die Vorzüge und Verdienſte des zu Beklagenden gebührend gewürdigt werden, und welche mit dem Ausdrucke beharrlichen Glaubens an eine freudenreiche Urſtänd ſchließt.

„Er hat uns geſpeiſt, er hat uns getränkt, er hat uns mit laubfriſchen Dirndln beſchenkt; Vielen hat er gar ein Weibel gebracht, Allen die Taſchen leichter gemacht. Bei der Nacht hat er uns nit ſchlafen laſſen, in die Waden hat er uns gezwickt auf allen Gaſſen; und zuletzt hat er's ſoweit getrieben, daß das ganz' Blut angehebt hat zu ſieden.

Gekommen iſt er wie ein Mäuslein geſchlichen, auf Fuchs und Eſel iſt er geritten, und aus unſerer Mitten iſt er wie ein Schelm gewichen. Will ſein Hallodria nichts mehr taugen, ſo ſtreut er uns Aſchen in die Augen. Aſchen, Aſchen in die leeren Taſchen, ſonſt gibts nichts mehr zu naſchen. Alter Geſelle, ſo müſſen wir ſcheiden; dein Denkmal ſteht beim Wirth auf der Thür mit der Kreiden; bis ſie gelöſcht dieſe Inſchrift dein, wirſt du ſchon lang wieder auferſtanden ſein."

Auch viel herbere und derbere Grabreden gibt es; unſeren Frauen zu Lieb ſeien ſie mit dem Faſching begraben.

Der Wirth weiß es wohl zu lohnen, daß ſie in ſeinem Hauſe das Unterſte zu oberſt gekehrt, daß ſie ihm die Geräthe und die Fäſſer davongetragen, ja vielleicht gar zerſchlagen haben. Er trauert ſehr um den begrabenen Gaſt, der der Wohlthäter ſeines Hauſes geweſen war im ſchönſten Sinne. Er ruft die Leidtragenden zuſammen zu einem Todtenmahle; die Tiſche wollen ſich ſchier biegen unter der Laſt der Gerichte — aber in den Schüſſeln iſt viel Sand und eitel Aſche; der Braten iſt zu Staub, das Brot zu Stein geworden. Nur in den Gläſern funkelt goldiger Wein. Wer ſich von der verführeriſchen Farbe verſuchen läßt und das goldige Naß an die Lippen leitet, der ſchleudert Glas und Inhalt wohl gar zur Thür hinaus, oder er geht auf den Schwank ein, und gibt den Becher mit einem Lobſpruch auf Wirth und Wein weiter. Aber der Becher wird geleert von keiner Lippe, es iſt der erſte, bittere Leidenskelch der Faſtenzeit.

Alte Leute erzählen, in ihrer Jugend ſei das Faſchingbegraben an Aſchermittwoch ſehr allgemein und pomphaft

und luſtig geweſen, und ſie freuen ſich, wenn ſie bei ihren Kindern und Enkeln die alten Poſſen wieder ſehen, und gar ſelbſtgefällig fragen ſie: „Gelt's, die alte Welt, die iſt doch die beſte?!“

Die alte, luſtigtolle, übermuthsvolle Welt die beſte? — Mag wohl ſein. Aber die neue zahme, kühl vernünftige, ein wenig blaſirte Welt iſt wie die Faſtenzeit; ſie iſt grau, wie man ſagt, daß die Theorie grau iſt, und die — Aſche.

Und ſeht, Aſche ſtreut die neue Welt unbarmherzig über die alte, ſich ſelbſt aber zuweilen Sand — in die Augen.

Faſten! Kreuzweg!

Arme, geplagte Leute haben ſehr viel Vorliebe für das „Leiden Chriſti“. In dem Zeichen des Kreuzes lebt ja ihre Geduld und ihre Hoffnung.

„Fromme“ Leute aber (ich weiß recht gut, warum ich ihrer Frömmigkeit die Gänſefüßchen anhänge) ſchweigen zur heiligen Faſtenzeit förmlich in dem Genuſſe des „bitteren Leidens und Sterbens“. Jeden Tag ſchreien ſie mit aller Energie ihre Bußgeſänge und Kreuzwegandachten und zu allen Stationen rutſchen ſie auf den Knien, wohl Acht habend, daß ſie dabei das Vortuch und den Unterrock nicht verſchleifen, und mit ungezählten Stoßſeufzern nergeln ſie an Chriſti Wunden. Und des Abends kriechen ſie in ihr Stroh mit dem ſchönen Bewußtſein, unſerm Herrgott wieder einen ganzen Tag leiden geholfen zu haben.

Da gibt es nun zum Troſte der armen geplagten, und zum Vergnügen der „frommen“ Leute überall in unſeren katholiſchen Ländern herum und wohl auch in Steiermark ſogenannte Calvarienberge, Felskegel mit bildlichen Darſtellungen der Leidensgeſchichte. Häufig ſteht auch eine Klauſe und ein Kirchlein dabei. Dieſe Calvarienberge mögen ihren Urſprung in der Zeit der Kreuzzüge haben. Mancher Rittersmann, vom heiligen Lande zurückgekehrt, hat frommen Sinnes den Drang empfunden, in ſeinem heimatlichen Waldthale eine Stätte aufzurichten, ähnlich dem Berge Golgatha und dem Grabe des Herrn im Morgenlande.

Des frommen Ritters Burg ragt heute, eine Ruine, über Waldwipfeln, oder ſie iſt der Erde gleich und über ihren letzten Stein ſpinnt ſich das hellgrüne Moos und der Frieden der Einſamkeit. Der Calvarienberg aber, unter die Huth des gläubigen Volkes geſtellt, prangt in ſeiner ſeltſamen Weiſe und Zier, und mag wohl prangen, ſo lange der Felſen, auf dem die Kreuze ſtehen, nicht in Sand und Staub wird zerbröckelt ſein.

Zur Sommerszeit iſt die Stätte gar verlaſſen; da wuchern Sträuche und wilde Roſen an den Wänden, da ſonnen ſich Eidechſen und Nattern im Geſtein, oder es ſitzt eine Wildtaube auf des Schächers Haupt, oder es brütet eine Amſel in der Kopfhöhlung der Veronika. Oder die arme Häuslerin an der Waldlehne dort thut über Nacht gar ihre Ziegen in die Höhle des heiligen Grabes und kommt mit ihrem Zuber und küßt den Leichnam und melkt das Thier und küßt wieder den Leichnam und torkelt zufrieden an den Steinen hin davon. Und die Ziegen denken: warum ſollen nicht auch wir den Leichnam küſſen? und ſie nagen die Glaſur von der Bruſt und allen Bart vom

Antlitz und jeglichen Blutstropfen von der Seitenwunde des Heilands.

Und wenn zur Abendzeit ein verspäteter Wanderbursche die Straße hinzieht, so blickt er empor zu den Kreuzen auf dem Steinhügel und denkt an den Calvarienberg in seiner Heimat, an die Eltern, die er verloren, an die weite Welt, in die er nun ziehen muß, unerfahren, blutarm und mit wunden Füßen. Er versteht die Leidensstätte; wandelt er doch selbst den Kreuzweg.

Endlich kommt die Winterszeit. Schneestürme brausen um die Bildsäulen und um die ragenden Kreuze und die Judenknechte stehen bis über die mutternackten Knie im Schnee und St. Petrus mit dem Hahn hat eine weiße Schlafhaube auf. Aber es sind Weihnachten, da dreht sich die ganze Frömmigkeit der Gegend um die Krippe; es ist der Fasching, da dreht sich die Frömmigkeit auf dem Tanzboden — wer denkt an den Calvarienberg? — Endlich am Aschermittwoch wenden sich die übersättigten Naturen mit Behagen der Kreuzandacht zu. Ein geheimnißvoller Nimbus dämmert über dem Calvarienberg und das nahe Krähweiler wird zum Jerusalem und der ehrsame Schulze drin wird uns zum Landpfleger Pontius Pilatus, und der würdige Herr Pfarrer zum Hohenpriester Kaiphas. Und an jedem Freitag in der Fastenzeit tönt schon zur frühen Morgenstunde im Bergkirchlein die Glocke. Da kommen sie aus den Wäldern hervor und von den Bergen herab die Armen und die Frommen.

Irgend ein alter beneficirter Priester hält den Gottesdienst und die Menge stimmt das Lied an: „Laß uns, Herr, dein Leiden singen!“ oder betet: „Gebenedeit sei die Frucht deines Leibes Jesu, der für uns Blut geschwitzet

hat!“ Ueber dem Altare kniet der Heiland am Oelberge, und neben ihm ſchlafen die Apoſtel, und im Hintergrunde erwirbt ſich der Judas dreißig Silberlinge. Ein Weiblein, die Spitalthreſel wird es genannt, kniet auf dem Backſteinboden. Die Threſel kann nicht ſingen und nicht beten; in glühenden Haß entbrennt ſie gegen den falſchen Judas; würgen möchte ſie ihn; ſchon ſpannt ſie dazu die Sehnen der Hand, da reißt die Roſenkranzſchnur ab, daß alle fünfzehn Geheimniſſe heillos auf den Boden kollern. Der Judas aber ſteckt ſeine Silberlinge ein, und es gibt keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt.

Ein anderes Mütterlein will ſchon Frühmorgens den Berg beſteigen, aber ſie fühlt ſich völlig zu ſchwach und ſchwer für die ſteilen Treppen. Ei, denkt ſie, muß ſchon vorher in der Kirch' herunten die Beicht ablegen, nachher bin ich leicher und hab' nicht ſo viel zu tragen. Sie thuts, aber ſie vermag noch nicht genugſam anzutauchen, „und der Himmelsweg iſt halt frei ſo viel gah“. Nun probirt das Mütterlein noch Eins, ſie geht in die Taverne und läßt ſich ein Süpplein bringen. Und ſiehe, ein erſtes Süpplein nach der heiligen Beicht, das wirkt, und das Weiblein kommt glücklich empor bis zu der „ſchmerzlichen Geißelung“, allwo ſie zehn Ave betet, dem Gegeißelten die Knie küßt und die Peiniger anſpuckt. Ein zweiter Ruck, da iſt ſie bei der „Dornenkrönung“, wo ſie dieſelbe Andacht wiederholt. Eine dritte Anſtrengung über den ſehr ſteilen Weg befördert die Wallerin bis zur „ſchweren Kreuztragung“. Da findet ſie den blaſſen Heiland, den Simon von Cyrene, die weinenden Töchter von Jeruſalem und eine alte Bekannte, nämlich die heilige Veronika, die ſie daheim in ihrem Stübchen hängen hat und als eine Pa-

tronin gegen böſe Anfechtungen verehrt. Hier raſtet ſie eine Weile und empfindet in ihrer Erſchöpfung doppelt die Laſt des Kreuzes.

Nun kommt die allerſchwerſte Station. Sie hat vierzig oder fünfzig Stufen in Stein gehauen; und das ſchnaufende Weiblein denkt ſich unterwegs, wie wird der arme Dulder, der liebe Herr Jeſus mit ſeinem Kreuz da heraufkommen? Aber da ſie nun auf den Scheitel des Berges gelangt, ſiehe, da iſt er ſchon oben. Auf dem hohen rothen Pfahle hängt er, ſtreckt ſeine Arme aus und neigt ſein ſterbendes Haupt zur Bruſt.

Jetzt haben ſie ihn doch heuer auch wieder gekreuzigt! — Das Mütterlein hebt zu weinen an.

An beiden Seiten ſtehen die rauheren, aber niedrigeren Kreuze der Schächer. Die Schächer, das ſind zwei Räuber geweſen. Und zur Zeit, als Joſef und Maria mit dem Kinde nach Egypten geflohen und unterwegs in einer Wildniß in Räuberhände gefallen waren, hatte das Kind den Räuberhauptmann angelächelt, und darauf hatte dieſer geſagt: „Um des Kindes willen wollen wir die Dreie verſchonen.“ Und dieſer Räuberhauptmann hat die Gnade gehabt, iſt an einem und demſelben Tage mit dem Herrn gekreuzigt worden — zur rechten Seite. Ergeben leidet er den Tod, denn ſeine Liebe iſt der Nazaräer und ſein Glaube das Paradies.

Von dem linken Schächer weiß der Volksmund ſo Erfreuliches nicht zu erzählen. Der Linke verrenkt die Glieder fürchterlich und ſpreizt ſich gewaltig gegen das Kreuz, an das er mit Stricken gebunden iſt. Er ballt die Fäuſte und ſein Grinſen iſt in der ganzen Gegend berüchtigt. Wenn Einer irgendwie das Geſicht verzerrt, ſo heißt

es von ihm: „Er zahnt wie der link Schächer.“ Trotzdem küßt manches Bäuerlein auf dem Calvarienberg in überströmender Frömmigkeit die drei Kreuze sammt und sonders mit Inbrunst; und wenn er dann das Auge erhebt und merkt, daß er auch dem „Linken“ die Ehre erwiesen, so macht er eine Bewegung mit der Hand: „Soll das Bussel behalten; von dem nehm' ich nichts mehr zurück.“

Vor Christi Kreuz steht Maria, hat sieben Schwerter in ihrer Brust. Das dauert unser Mütterlein, mit dem wir die Wallfahrt machen, gar unsäglich; aber siehe, da kommt eine Meise geflogen, die setzt sich auf eines der Schwerter, und singt so übermüthig lustig, daß das Weiblein gar nicht weiß, wie ihm geschieht. Hast du denn gar keine Religion, du böser Vogel? und bist doch auch ein Geschöpf Gottes. Ja, man muß noch froh sein, wenn das Thier mit den heiligen Bildern auf dem Calvarienberg nicht noch Ungebührlicheres treibt. Die Vögel sind heutzutage schon gar zu schlecht; und einst, bei Christi Tod haben sie doch das Singen gelassen.

An der andern Seite des Berges führt der Weg wieder hinab. Bei der Station der Kreuzabnahme ist unser Weiblein in einiger Verlegenheit; ihr „Rosenkranz“ ist abgebetet und hat keine Perlen und kein neues Geheimniß mehr. So betet sie denn für ihr eigenes Anliegen. Scheint sie auch ganz im Leiden Christi aufzugehen, so hat sie doch auch ihre Herzensanliegen. Ihr Mann ist vor Kurzem verstorben; ihr einziger Sohn ist zu weitem Feld bei den Soldaten; ihre Tochter ist von der Liebe betrogen und getraut sich jetzt nicht unter Menschen; ihr Häuschen hat sie in Pacht und den Pacht kann sie nicht zahlen; der Mehlkasten ist leer und im Schmalztopf liegen einige

Eierschalen. — Wie viel Schwerter sind es, die sie im Herzen trägt? Und will kein Vöglein kommen, das sich auf eines derselben setzte und ein lustig Liedchen singe? Wohl, dieses Vöglein ist der Trost und die Zuversicht, so sie in Betrachtung des Leidens und Sterbens ihres Heilands empfindet. Darum preßt sie ihre rindenbraunen runzeligen Hände mit leisem Zittern fest zusammen, darum beugt sie sich so innig vor zu dem Bilde der Schmerzenreichen und betet mit allen Fibern ihres Leibes und mit allen Kräften ihrer Seele.

Und bis sie endlich nieder zur letzten Station kommt, wo unter dem Marmelstein des Gekreuzigten Leichnam im stillen Frieden ruht, da ist auch Frieden und Befriedigung in ihrem Herzen. Das letzte Kupferstück krabbelt sie aus dem Knopfe ihres blauen Handtuchs hervor und läßt es in den hier aufgestellten Opferstock fallen, daß es laut in der Nische widerhallt. Und dann geht sie getröstet nach Hause und den langen Kreuzweg eines armen Lebens immer fort bis zur letzten Station.

Und gleich diesem Weibe wallen viele Hunderte an den Freitagen der Fastenzeit auf den Calvarienberg, holen sich Trost, Seelenruhe und zuweilen auch einen Schnupfen und liegen eine kleine Gabe in den Opferstock, der für die Armen ist. Erst wenn das Fest der Ostern naht, wird es wieder einsam in dem Oelbergkirchlein und auf dem Felshügel, und die weißen Kalkmäuerchen der Kreuze und Capellen blicken still hinaus in die erwachende Landschaft. Von Krähweiler-Jerusalem her aber nahen nun drei Männer dem Calvarienberg. Es ist der Landpfleger Pontius Pilatus, der Hohepriester Kaiphas und der Armenvater, der heute mit dem Schulzen und dem Herrn Pfarrer kommt, um den Opfer-

ſtock in der Grabniſche zu unterſuchen Sie ſind auch rechtſchaffen zufrieden mit der diesjährigen Frömmigkeit, ſie finden, die längſt entwertheten Groſchenſtücke und meſſingenen Hoſenknöpfe nicht mit eingerechnet, die Summe von dreißig Gulden.

„Die Armen haben vorläufig ohnedies auf ein ganzes Jahr vollauf zu eſſen", meint der Armenvater, ein beſonders warmer Verehrer des Calvarienberges, „aber der Jude in der Geißlungsſtation iſt caput ſchon ganz und gar, und die Leute machen ihn mit den Fußtritten, Ohrfeigen und anderen Unfläthigkeiten, die ſie ihm anthun, nicht beſſer. Was meinen die Herren, wenn wir mit den dreißig Gulden den Juden repariren thäten?"

Der Pontius Pilatus und der Hoheprieſter Kaiphas neigen zuſtimmend die Köpfe. Aber die Spitalthreſel, die an den Felſen vorübertorkelt, hat den Vorſchlag gehört. „Nicht für die Armen aber für den abſcheulichen Juden?" murmelt ſie, und ihre beiden Fäuſte gegen den Armenvater geballt: „Du, Du biſt ja der leibhaftige Judas Iſkarioth!"

Oſterzeit!

Oſtern! O Stern, leuchtender Stern über des keimreichen Frühlings Schwelle, in dem chriſtlichen Feſtjahre und in dem wunderlichen Ceremonienecyclus des Volkes!

Auf Oſtern freuen wir uns Alle; ſogar dem trockenen Doctor Fauſt haben die Oſterglocken und Oſtergeſänge das Herz wieder aufgefriſcht. — Darum möchte ich heute ein wenig das Oſterglöcklein läuten — erzählend die Oſterſitten aus dem Dorfe.

Das ist ein geheimnißvolles Vorbereiten allerwärts, wenn Ostern naht. In der Erde hebt es an, lebendig zu werden, aber die vergilbten Blätter und Halme des Vorjahres wollen ihre junge Nachkommenschaft noch nicht gerne herauslassen — dem Märzlüftchen ist gar nicht zu trauen. In der Kirche ist Einem schon gar Alles blau vor den Augen — aber hinter den blauen Vorhängen werden die bausbackigen Engel und die goldenen Heiligenmäntel abgestaubt. Der Magen der Gemeinde wird durch die vierzigtägige Fasten eingerichtet für das Osterbrod und den Festbraten, und die Hühner legen — rothe Eier. Indeß ist es damit nicht abgethan, der gute katholische Christ muß — will er in die Ostern eingehen — eine Eintrittskarte lösen, und zwar um den Preis seiner tiefsten Herzensgeheimnisse — den Beichtzettel.

Der Ostern Verkünder sind die gefärbten Eier. Der Ostern erster bedeutsamer Vorgänger ist der Palmsonntag. Da geht Jeder mit einem prangenden Palmstrauß zur Kirche, weil Christus vorzeinst an diesem Tage mit einem solchen in Jerusalem eingeritten ist. Und so eifrig wird heute die Nachfolge Christi beobachtet, daß — wären der Thiere genug aufzutreiben, — jeder Bauernknecht und Holzhauerbursche auf seiner Eselin in die Kirche ritte.

Bei dem Gottesdienste wird der Umgang um die Kirche mit Kerzen und „Palmen" aufgeführt, wobei dem Schulmeister, respective Meßner, von dem katholischen Ritus unbegreiflicher Weise das Recht eingeräumt ist, dem Herrn Pfarrer, der einige Schritte hinter ihm geht, bei dem Einzuge die Kirchthür vor der Nase zu zuschlagen.

Hierauf entspinnt sich ein lateinisches Zwiegespräch — es werden Psalmen gesungen. — Das Volk sagt: „Der

Pfarrer und der Schulmeiſter ſtreiten gegeneinander, und der Schulmeiſter will Herr in der Kirche ſein."

Zuletzt ſcheint doch der Pfarrer zu ſiegen, denn der Schulmeiſter, reſpective Mehner, muß demüthig öffnen.

Die an dieſem Tage geweihten Palmen haben die vortrefflichſten Eigenſchaften; ſie ſind das ſicherſte Mittel gegen Blitz und Hagel, gegen Peſt und die Blattern (ſie ſind verläßlicher als das Impfen), ferner dient der Rauch von dieſen Zweigen gegen den böſen Feind, gegen Spuk und Hexen — wer noch mehr von den Palmen verlangt, der iſt unbeſcheiden. — Auf der Kanzel wird am Palmſonntag die Paſſion geleſen, aber dieſe wird von der Gemeinde nicht immer mit Paſſion vernommen.

Am Gründonnerstag iſt die Fußwaſchung und das Abendmahl, was die Leute dem Heilande getreulich nachmachen, ohne dabei gerade Blut zu ſchwitzen. Da wäſcht der Bauer allen ſeinen Hausgenoſſen die Füße und wünſcht dabei Jedem etwas Beſonderes. Wenn er bei dieſer Gelegenheit ſeiner älteren Tochter Etwas leiſe ins Ohr ſagt, ſo iſt der Gegenſtand ſeines Wunſches nichts Anderes, als ein baldiger Freier.

Aber die Tochter ſagt wohl gar: „Gehts weida, ih mog jo koan!" erſchrickt jedoch nach dieſen Worten, denn während der Fußwaſchung darf man am Allerwenigſten eine Unwahrheit ſagen!

Nach der Fußwaſchung folgt der „Grünwaſengang". Wenn nämlich auf dem Hausanger ſchon der Schnee weg iſt, ſo muß man ſich Abends während der „Todtenangſtzeit" barfuß hinaus ins Freie auf den grünen Raſen begeben.

Das ist sehr wesentlich, es schützt den ganzen folgenden Sommer hindurch vor dem Blitz. —

Das Abendmahl, bestehend aus Heidenstierz, abgeschmalzenen Brezeln oder gar Germnudeln, ist auch wirklich nicht geeignet, eine Todesangst hervorzubringen, außer es ließen sich nach Tische ungewöhnliche Magenbeschwerden verspüren.

Manche Leute begeben sich gar auf irgend einen Oelberg und bekommen von einander den Judaskuß. Sie befleißen sich, mit Christus gleichen Schritt zu halten bis auf Golgatha, bei der Kreuzigung aber stehen sie bescheiden bei Seite, daß sie nicht geniren, und schleichen still davon.

Als fromme Christen dürften sie sich gar nicht kreuzigen lassen, wie könnten sie ansonsten hernach den Gräberbesuch besorgen!

Schon am Gründonnerstag wird das heilige Grab aufgerichtet. Zwei römische Kriegsknechte aus Holz halten Wache, daß der Begrabene nicht solle auferstehen können. — Aber wie sie auch wachen mögen, auferstehen wird, was auferstehen soll.

Am Gründonnerstag Punkt neun Uhr gehen die Glocken nach Rom. Hinziehen sie mit schnöden Pfennigen gefüllt, zurück mit dem kostbaren päpstlichen Segen. Am Charsamstag kommen sie gerade noch früh genug zurück zum Gloria.

Das ist in den Chartagen überhaupt eine äußerst wohlthuende Abwechslung in der Kirche, und wer als Knabe einmal Ministrant gewesen, der weiß, welch eine unbeschreibliche Lust es ist, anstatt des einförmigen Klingelns

einmal recht herzinnig klappern zu können. Am Charfreitag wird gefastet, „bis der erste Stern am Himmel steht"; heute ist das Fasten auch nicht mehr schwer, denn man hört schon die Fleischtöpfe brodeln für das Fest. Da gibt es aber so gottvergessene Leute in jeder Gemeinde, die da meinen, die Sonne sei der erste Stern am Himmel, und sich schon zur Morgenstunde einen guten Bissen gönnen.

Am Charsamstag ist das Weihfeuer. Es wird gewöhnlich auf dem Kirchhof aus eingeknickten Kreuzen und halbvermoderten Sargbrettern angemacht. Jeder Hausvater läßt davon einen glühenden Strunk nach Hause tragen und verleibt ihn seinem Herdfeuer ein, um dieses damit zu besegnen. Um diese Weihekraft im Hause zu erhalten, darf das Herdfeuer im ganzen Jahre hindurch nicht auslöschen. Was ein geweihtes Herdfeuer bewirkt? Daß es nicht irgend einmal durch den Rauchfang auf das Strohdach hinaushüpft, und daß die darin gebratenen Erdäpfel den Magen nicht aufblähen.

Hernach, etwa um 6 Uhr Abends erschallt in der Dorfkirche die Kunde: der Heiland ist erstanden! Das ist ein Zauberwort. Der Bann ist gelöst. Die durch sieben Wochen verstummten Festweisen erklingen, die Orgel erschallt in all ihren Volltönen, die dunkeln Fenstervorhänge fallen, die untergehende Sonne wirft noch rothglühende Strahlen auf den funkelnden Altar, auf die weißen und rothen Osterfahnen, welche über dem Gedränge der Andächtigen dem Ausgange zuschweben. Ein Umgang unter dem freien, rosig bewölkten Himmel; Festgesang erschallt in hundert Stimmen, die Glocken haben reinen, hellen Klang, die Böller knallen am Hügel. Schon leuchten die Kerzen in der Abenddämmerung. Schüsse knallen auf allen

Wegen und Straßen und von fernen Gehöften her weht ihr Hall über die Wälder. Und bis die tiefe Nacht kommt, leuchtet der Sternenhimmel herunter auf die Erde. Allerwärts Sang und Klang und Strahl.

Das ist eine Nacht, die den freudenreichsten Tag träumt; das ist ein Tag, der sich die Augen zuhält und seine Morgenlieder singt aus dem Stegreife.

Das ganze Hausgesinde verläßt um Mitternacht seine Lagerstätten und eilt ins Freie. Es schließt sich an die Nachbarsleute und nun wandeln sie lustig plaudernd und singend gegen die Kreuzkuppe.

Selbst der Bauer richtet sich im Bette auf, blickt durch die klaren Scheiben hinaus, weckt dann gar sein Weib und sagt:

„Alte, das ist eine wahre Herrlichkeit, was die heute treiben da draußen; schau dir einmal diese Menge Osterfeuer an!“

Er hat wohl recht, es ist eine wahre Herrlichkeit! Da hinter dem Walde leuchtet es auf, als ob ein ganzes Haus in Feuer stünde; unten im Thal flimmern drei rothglühende Pyramiden und jenseits, über den ganzen Hang hinauf, liegt ein riesengroßes, flammendes Kreuz. Und weit hinter den heimischen Höhen, wo sich am Tage der blaue Horizont hinzieht, sieht man's funkeln, wie goldene Sternlein im dunkeln Grunde.

Die Bäuerin blickt lange durch das Fenster, dann sagt sie: „Jetzt mag ich nicht mehr schlafen“, und kniet auf den Betschemmel zum Tisch.

Der Ostermorgen ist eingezogen.

O, kommt mit mir, ihr lieben Menschen, wir eilen gegen die Kreuzkuppe — dort klingt und schallt und flammt Lebenslust und Osterfreude.

Auf der Anhöhe iſt ein ebener Waldanger von düſteren, hohen Tannen umgeben. Mitten auf demſelben ſteht ein rieſiger Holzſtoß, an dem die Burſchen des Dorfes wochenlang gebaut und geſchichtet haben. Reich bekleidet iſt er mit Moos und Reiſig und auf ſeinem Scheitel trägt er einen Kranz von Stroh und Werg und anderen, leicht brennbaren Stoffen.

Um dieſen dunkeln Rieſen ſtehen ſie in weitem Kreiſe und die Mondſcheibe lächelt nieder auf die Waldberge und auf die weißen Nebel im Thale.

Die müßigen Leute, die da ſind, ſprechen und lachen; die Muſikanten ſtimmen ihre Inſtrumente und etwas abſeits kauern mehrere Männer und ſchlagen und ſtoßen mit Hämmern an Eiſen und Geſteine. Sie laden die Pöller.

Wie nun Alles fertig iſt, ſtellt ſich Einer an den Holzſtoß, ſchlägt Feuer, und bald klebt ein Flämmlein an einem Splitter und das greift in das Reiſig, züngelt empor über das Moos, rechts und links an allen Seiten – und jetzt loht es auf und der Kranz oben am Scheitel wird eine rieſige Flammenkrone — und jetzt ſchmettert die Muſik drein, und jetzt knallen die Pöller und jetzt — jetzt bricht in allen Herzen die Freude los. Sie jauchzen und ſingen und umarmen ſich — und all überall, ſo weit man hört und ſo weit man durch das Geäſte der Bäume ſehen kann — all überall Licht und Lied und luſtiges Hallen und Schallen! —

Was war das für eine wunderbare Oſternacht, als ich, ein Knabe von zehn Jahren, am flammenden Holzſtoß mitgejubelt habe!

Friedrich, wie hab' ich dich ſo lieb gehabt! — Ich weiß es noch ſo gut, wie wir beiſammen ſtanden vor dem mächtigen

Opferfeuer; ich legte meinen rechten Arm um seinen Hals und wickelte spielend seine zarten Goldlocken um meinen Finger.

„Wie sie hoch fliegen", sagte er, auf die emporwirbelnden Funken deutend, „sag mir, Peter, wie ist denn das, Alles sonst, was um uns ist, fällt zur Erde, nur die Flammen steigen gegen den Himmel hinauf?"

Weil die Flammen rein sind, hätte ich antworten sollen, aber in dem Augenblick schoß ein Bursche neben uns sein Pistol ab, das zerstreute mich und ich entgegnete nichts auf Fritzens Frage.

Ich bat den Burschen, der geschossen hatte, daß er mir das Ding einmal leihe zum Abdrücken, ich wollte ihm dafür ein rothes Osterei geben; aber er war nicht zu bewegen, und so schlug ich meinen Arm wieder um den Nacken Friedrichs.

Der Holzstoß knisterte und knatterte, und als die Flammen tief in die Scheiter eingefressen hatten, da begann es zu brüllen, wie wenn ein Sturm in dem Feuer wühlte. Weithin waren die Tannen beleuchtet und der Mond war bleich und verlor fast seinen Schein.

Die Weiber und Mädchen schürten am Feuer und einige Männer stellten sich um einen Baumstock zusammen und sangen:

Der Heiland ist erstanden,
Befreit von Todesbanden;
Wie schallt der Engel Siegsgesang
Dem Starken, der den Tod bezwang!
Nun ist der Mensch gerettet,
Der Satan angekettet;
Ich werde durch sein Auferstehn
Gleich ihm aus meinem Grabe gehn!

„Alleluja!" jauchzte Friedrich auf, als der Gesang verklungen war.

Da krachten wieder die Pöller und dazwiſchen knallten die Piſtolen und die Muſikanten ſpielten einen Feſtmarſch. Aber mitten in dieſem Jubel that mein Gefährte einen gräßlichen Schrei und ſtürzte vor mir zu Boden.

„Jeſus Maria! was iſt das, Fritz!“ rief ich und riß den Knaben empor. Da ſah ich's denn, was es war. Ein entſetzliches Unheil war's — Fritz war ins Antlitz geſchoſſen worden.

Noch heute ſehe ich das ſchwarze Geſicht mit den verſengten Haaren. Aus den tiefen Augenhöhlen floß Blut.

„Wer — wer hat es gethan? — daß wir ihn niederſchlagen!“ riefen die Leute durcheinander. — Iſt recht, ſchlagt ſie nieder — die Unvorſichtigkeit hat es gethan.

Jetzt wurde nicht mehr gejauchzt und muſicirt und auch kein Schuß mehr losgelaſſen. Der Holzſtoß brach nach und nach zuſammen; der Mond ſank langſam hinter die Wipfel und die Tannen warfen lange Schatten über den Anger.

Es zog ein leiſes Lüftchen und weiter oben im Walde ſchlug der Auerhahn. Einzelne Vögel begannen zu zwitſchern. Die fernen öſtlichen Berge grenzten ſich ſcharf vom Himmel ab und es ging die Morgenröthe auf.

Da trug man von der Anhöhe eine Leiche in das Thal hinab. — Noch vor wenigen Stunden ſo jung und ſchön und friſch, wie der neu erwachte Frühling, und jetzt —

Iſt recht, ſchlagt ſie nur nieder, die Unvorſichtigkeit.

Vorbei. — Laſſen wir uns den Oſterſonntag geſegnet ſein.

Es steigt die Sonne herauf, heute doppelt so groß und funkelnd, als an gewöhnlichen Tagen. Und in der Sonne sitzt eine Jungfrau und streut Blumen nieder auf die Erde zum himmlischen Ostergruß.

Glückseligen Frühling!

Da sehe ich Körbe und Kübeln mit Osterfleisch und Osterbrod zur Kirche wandeln; Appetit ist da nach dem nächtlichen Wachen und der vierzigtägigen Fasten. Da thäten sie den Herrn Pfarrer wohl bitten, wenn er die heilige Weihe sprechen wollte noch vor dem Hochamte. Er thut's ja gerne, harret doch die Köchin selber schon in der Sacristei mit einem reichbesegneten Korbe. Nach der Weihe seht ihr das ganze Völklein der Gemeinde auf dem Kirchplatze herumlungern und lehnen und kauern; Jedes hält sein saftiges Stück Weihfleisch in der Hand, aber durchaus nicht auf lange Zeit. Es mundet, es ist doch seit sieben Wochen das erste Stück Fleisch. Das ist ein ganz energisches Fasten gewesen, die Zeit her; ohne Schmalznockerln und Sterz und Krapfen könnte so ein Fasten leicht lebensgefährlich werden.

Mancher will sein Osterfleisch gar nicht erst in die Kirche tragen, er setzt sich ohneweiters damit hinaus in die Morgensonne und überläßt das Einweihen seinen guten Zähnen und seinem vortrefflichen Magen. Der Waldschneider, den ich recht gut kenne, hält aber das „Fleischindiekirchetragen" für sehr überflüssig. Der hängt seine Fleischkübel um Sonnenaufgang an einen Tannenbaum. Auf die Frage, warum er das thue, gibt er zur Antwort: „Jo woaßt, weil da heili Voda z Rom in Ostasunntamorgn auf s Pederskirchndoch auffisteigt und mit boad

Händn da gonzn Welt in fleiſchlichn Segn geit. Derowegn därf ma s Fleiſch um die ſe Zeit nar aufn Bam außihenkn und da Segn wirds ſcha findn."

Ei ſchau, ſo gibt es denn doch auch im Dorfe ſo laugläubige Menſchen! Und ich ſelbſt, wie ich denn mein Lebtag ein grobſinniges Geſchöpf geweſen bin, habe den Unterſchied nie herauszufinden vermocht, der zwiſchen einem geweihten und ungeweihten Oſterfleiſche liegt.

Die Knochen bleiben auch vom Weihfleiſche übrig — ſie werden auf das Kornfeld geſtreut; das iſt nicht ſo ſehr, weil man den phosphorſauren Kalk, ſondern vielmehr, weil man die Weihe für ein ganz vorzügliches Düngmittel hält.

In früheren Zeiten iſt zur Oſterfreude auch ein Oſtergelächter üblich geweſen; da hat der Herr Pfarrer auf der Kanzel Schwänke erzählt, etwa von den „ſieben Schwaben", oder vom „daumlangen Hanſel", oder vom „Stangelputzer", und wer dabei ſo viel gelacht, daß ihm die Thränen in die Augen gekommen, der hatte eine arme Seele erlöſt. Dieſe Hilfsquelle iſt heutzutage den armen Fegfeuerbewohnern verſiegt, dafür aber ſind die Meſſen wohlfeiler geworden. —

Oſterglocken, Oſterfreude! Wie ſieht nun unſere Pfarrkirche ſo ganz anders aus als ſonſt, wie ſind die Gemüther ſo fröhlich! Wie wehen die Fahnen, wie ſprießen die Blümlein hervor, wie glitzert das klare Wäſſerlein, wie luſtig und lebendig iſt es auf den Wipfeln des Waldes!

Er iſt denn doch auferſtanden! es läßt ſich nicht leugnen. Wer die Auferſtehung faſſen kann in ihrer Allgemeinheit und unendlichen Bedeutung, der feiere ſie ſtill bewundernd in ſeinem Herzen; weſſen Seele ſich aber ſehnt

nach einem Symbol, der blicke glaubensfreudig auf die Statue mit der Fahne am Altare und laſſe ſich bei ſeinem Feſtmahle die Oſterweihe zur Würze ſein.

Maien.

Statt grünender Au ein dürres Blatt Papier, ſtatt Morgenthau die Tinte hier — da mag der Teufel den Mai beſchreiben. Aber der Teufel kann nicht, der Mai iſt Gottes. So öffne ich jauchzend mein Fenſter. Willkommen, du helles Licht, das auf allen Tropfen und Roſen leuchtet, willkommen du ſüßer Hauch, du froher Sang und Klang! Gottes Hochzeitsfeſt iſt heute, ſeine Vermählung mit der Menſchenſeele!

Vor meinem Fenſter iſt über Nacht ein kirchthurmhoher Baum gewachſen, der blüht in weißen und rothen Seidenbändern. Die Liebe hat ihn gepflanzt, die Liebe treibt in einer einzigen Nacht die größten Bäume. Nicht mir gilt der neue Baum, wohl aber dem ſchönen Töchterlein des Hauſes, in dem ich Wandersmann Nachtherberg hab' genommen. Gott wollte, daß der Mai auch perſönlich und in Menſchengeſtalt auf Erden wandle, und ſo ſchuf er dieſes Mädchen. Heute ſchäumt mein Herz und will, daß ich dieſes Kind beſinge, wie ſo heiß noch kein Achtzehnjähriger ſein Lieb hat beſungen; aber ich fürchte den Wolfberger Franz. Der Wolfberger Franz hat Kraft, hat den Baum allein gefällt oben im Tann, allein herab getragen und mit nur zwei Gehilfen nach altem Brauch aufgeſtellt in dieſer vergangenen Nacht. Könnte er ſchreiben, der Franz, er hätte dem Hannchen einen Liebesbrief geſchrieben. Aber

er weiß nur ein einziges Schriftzeichen zu machen, ein Ausrufungszeichen — den Maibaum. Der Maibaum soll nicht allein dem Mädchen, sondern dem ganzen Thale seine Liebesgluth und Gewalt verkünden.

So ist es Sitte im Lande; der Maibaum ist die Liebeserklärung und der Brautwerberstrauß. Ich habe die Verwirrung und die Glückseligkeit des Mädchens wohl bemerkt, als es seinen hellen Blick empor zu dem wehenden Wipfel schlug.

Aber nicht allein die Liebe, in manchen Gegenden auch die Freundschaft blüht auf an diesem Morgen und es ist eine gar eigenartige alte Sitte, in welcher sich die Menschen am Maitage ihr Wohlwollen ausdrücken.

Zur selben Stunde, als über den weißblühenden Kirschbäumen der Wipfel des Maibaumes zitterte, spielten sie im Dorfe den „Maibuschen" ab.

Da ist das junge Volk auf und hüpft und springt lustig durcheinander. Sie verfolgen sich gegenseitig und peitschen sich mit grünen Zweigen und Sträußen und johlen ihre theils alt hergebrachten, theils zur Stunde dem Stegreif entsprungenen Sprüche.

„Maibuschen, Maibuschen!" ruft eine Magd, ihre Freundin peitschend: „Dir hau' ich achtzig Jahr auf den Buckel!"

„Du sollst gesund sein!" gibt diese mit einem Ruthenschlag zurück.

„Du sollst einen ganzen Beutel voll Geld haben!" sagt ein Kohlenbrenner zum andern, und haut ihm einen Tannenast über die Achsel.

„Und Du sollst einen Schatz haben und eine Wiegen von Gold und Seiden dazu!"

„Du ſollſt auch einen Schatz haben, einen lebzelt'nen Reiter!“ ein ſauſender Birkenzweig gibt den Worten Nachdruck.

„Du ſollſt ein paar geflickte Strümpf' haben — vollgeſteckt mit Dukaten!“

„Du ſollſt vornehme Roß und Wagen haben: ſechs kohlſchwarze Schimmel und eine Heufuhr daran!“

„Du ſollſt haben ein Schloß von lauterem Gold, daran zwölf Thor von Elfenbein und hundert Fenſter von Edelſtein, und ein hoher Thurm von Kryſtall, und oben auf dem Knopf ſitzt ein alt Weib!“—

Und ein junger hübſcher Burſche ſingt:

„Da Mai, da ſchön Mai
Is a gfreuliche Zeit
Is die ganz Welt voll Liab
Und voll Luſtbarkeit.

Im Waſſerl drein glanzt's
Und in Lüften is 's z'hör'n,
Auf'm Bamerl ſtehts g'ſchrieb'n,
Daß Du mein ſollſt wer'n!

Und wann 's in Lüften nit war,
Und im Waſſerl nit drein,
So ſtand's noh wo ander's,
Wem 's Dirndl ſoll ſein!

's is ein' ewige Schrift,
Is ſeit Urzeiten blieb'n,
Der Adam im Paradeis
Hat's unterſchrieb'n!“

Das Lied ſang der Wolfberger Franz. Wie flatterten da die Bänder auf dem Maibaum!

„Maibuſchen, Maibuſchen!“ gings wieder durcheinander, „Tanzen und Singen, Geſundheit und Schläg', daß der Buckel möcht' ſpringen!“

Ein tolles Balgen und Johlen entſtand, die bunten Sträuße flogen zerzauſt in der Luft.

Hannchen war nicht zu ſehen, wie der Franz auch ſpähte. Am Gartenzaun kauerte ein altes mühſelig Männlein, der Soldaten-Raß, ein Bettelmann, den Niemand beachtete. Er hatte einſt arge Schläge ausgeſtanden für das Vaterland, ſo hätte ihn jetztunder ein fröhlicher Schlag mit grünem Zweige als Maiengruß wohl gefreut. Er ſaß allein, die Jugend und der Mai wollten ihn nicht mehr berühren.

Vielleicht aber doch. Flog jetzt plötzlich das Gartenthor auf; Hannchen ſtürzte heraus und mit grünem Maienſtrauß an dem luſtigen Schwarme vorüber und dem alten Soldaten-Raß zu. — „Erſtes Gebot!“ hub ſie den alten Spruch an, und peitſchte wacker auf den Bettelmann los, „erſtes Gebot: ich ſchlag' dir todt alle böſe Noth! — Zweites Gebot: ich ſchlag' dir deine Wangen rund und roth. — Drittes Gebot: ich ſchlag' dir deinen Mund, daß er kann eſſen das feinſte Brot. — Viertes Gebot: ich ſchlag' dir deine Augen, daß ſie den ſchönſten Garten mögen ſchauen, und die Roſen und den Sonnenſchein, und die allerſchönſten Mägdelein. Fünftes Gebot: ich ſchlag' dir deine Ohren, daß ſie hören das lieblichſte Lautenſpiel dir zu Ehren. — Sechſtes Gebot: ich ſchlag' dir deine Händ, daß ſie mögen haben Geld ohne End' und am Herzfinger hold ein Ringlein vom feinſten Gold. — Siebentes Gebot: ich ſchlag' dir deine Füß, daß ſie gehen mögen auf freudenreichen Wegen. — Achtes Gebot: ich ſchlag' dir deinen Rucken, daß ihn die Kümmerniß und Noth nicht ſoll erdrucken. — Neuntes Gebot: ich ſchlage dir deine Bruſt zur Lebensluſt; und ich erſchlage alle tiefen Schmerzen. — Und zehntes Gebot: ich klopfe mit dieſem blühenden Maienſtrauß an's Pförtlein von deinem Herzen!“

Der Alte hatte sich, nachdem er bei den Ruthenschlägen eine Weile herumgeholpert war, unter diesen zehn Geboten nun zusammengekrümmt und gelacht und geweint vor Freuden.

„Aber na, aber Jesses, wenn das mich angeht!“ rief er, „so viel junge saubere Burschen sind da; und dem alten Bettelmann gilt der ehrenhafte Spruch. Mädel, dank dir Gott zu tausendmal, wie gut haben mir diese Prügel gethan! So jung bin ich noch all' mein Lebtag nicht gewesen, wie heut'. So hell klingt heut' die Welt! Der blaue Himmel ist eine großmächtige Glock' und der Mensch ist der Schwenkel dazu!“

Der Wolfberger Franz hatte es gesehen. — Das ist brav von dem Hannchen, dachte er bei sich; dem Armen thut sie die Ehr' an; das ist ein warmes Herz, das wird ein gutes Weib. Maibaum, du sollst zehnmal höher sein, daß sie dich in allen Nachbars-Dörfern könnten sehen. Die ganze Welt sollt' es wissen, was das Hannchen für ein prächtig Mädel! —

Dann ging er hin zu ihr und wollte sie umarmen und recht küssen — da wußte sich der sonst so übermüthige Bursche vor Blödigkeit nicht zu helfen. —

„Hannchen, darf ich den Vater fragen?“ Dieses einzige Wort brachte er heraus. Ihr ging es noch schlechter, sie war stumm ganz und gar; den Maienstrauß ließ sie sinken . . . .

Noch stand die Sonne nicht auf der Mittagshöhe, als der Franz ins Haus trat. Der Hausherr war gut gelaunt, das machte dem Burschen Muth. Er stolperte zwar und das verrieth ihn schon. Eines echten Ramsthalers echter

Hut sitzt hübsch auf dem Kopf, auch in des Nachbars Haus, außer —

„Etwan hast Du die Dummheit gemacht, da draußen?“ lachte Hannchens Vater und wies gegen den Maibaum.

„Der Vetter wird wissen, daß ich Haus und Hof von meinem Vater übernommen habe.“

„Ist mir bekannt.“

„Und daß ich nun heiraten kann.“

„Weiß ich.“

„Und heiraten will.“

„Kann mirs denken.“

Da schwiegen Beide drei ganze Minuten lang. Draußen zwitscherten die Vogelschaaren, die weißen Fenstervorhänge wehten leise in der Bergluft.

„Will mir der Vetter die Tochter geben?“ —

Am ersten Mai ist leicht brautwerben, besonders wenn man ein hübscher, reicher und allerwärts gerngesehener Bursche ist, der seinem Lieb schon den Maibaum vorausgeschickt und sich von der guten Aufnahme desselben überzeugt hat.

Des Weiteren habe ich nichts zu melden, und Geschichten, in denen sich zwei Leute gar so leicht kriegen, soll man eigentlich nicht erzählen. Doch, mir war diesmal nur um Maienblick zu thun; Anderes verlangte ich nicht zu wissen. Schickte mich schon an zum Weiterwandern, da rief mir der Hausvater zu: „Habt ihr Lust, Fremdling so bleibet noch einen Tag; an diesem Abend gibt's Verlobung im Haus.“

Ich bin geblieben, bin bei der Mahlzeit neben dem alten Soldaten-Nap gesessen. Und das ist ein wahres,

menſchenwürdiges Freudenfeſt, zu dem auch der Wanderer und der Bettelmann ſind geladen. Gott beſegne das Haus und das junge Paar und ſchenke ihm Maien bis in das neunzigſte Jahr!

Lieb Pfingſten ein — Hexenſabbath!

So licht und rein es auch ſein mag, das maienliebliche Pfingſtfeſt, ſo klebt an demſelben doch immer noch ein roſtiger Flecken aus alten dunklen Zeiten.

Zwar ſind gegenwärtig auch im Dorfe und im Walde die Hexengeſchichten nicht mehr recht in der Mode, und will das alte Mütterlein beim Rocken zuweilen ſo ein wunderlich Mährlein auftiſchen, ſo ſchlafen die Zuhörer dabei ein. Es ſind ewig dieſelben langweiligen Geſchichten vom Verwünſchen und Verhexen und Teufelholen.

Zu Pfingſten aber iſt im Gebirge Hexenſabbath noch heut zu Tage. Da wird das Andenken an Hexerei und Zauberei wieder lebhaft aufgefriſcht, und die Leute erzählen ſich am Vorabende unter der ſäuſelnden Linde oder kniſternden Tanne gar wunderbare Dinge, die einſt an dieſem Tage in der Gegend geſchehen ſein ſollen.

In der Regel kennt der Aberglaube im Gebirge heut zu Tage noch zwei Gattungen von Hexen: die Wetterhexen und die Butterhexen. Die erſtere Gattung gründet ſich auf Bosheit, die andere auf Habſucht.

Soll's nur verſuchen, der Reithofbauer, ſoll der hinkenden Liſe etwas in den Weg legen — ſoll ihr einmal das Stück Milchbrod verweigern, um welches ſie zuſpricht;

ſoll ein wenig Spott mit ihr treiben und ſie ins Gelächter bringen — wird ſchon ſehen, was geſchieht!

Hat ſie der Bauminger einmal mit einer Kröte geneckt, die er ihr auf den Nacken gelegt, daß ſie vor Schreck fürchterlich aufgeſchrieen. Darüber hat Alles gewaltig gelacht, nur ſie ſelber nicht. Sie hat den Leuten gedroht mit der Fauſt: „Wartet, wartet, ihr ſollt mir denken an die alte Liſe!“

Und darauf am Pfingſtſonntag, als ein fürchterliches Hagelwetter niederging über die Gemeinde, alle Fenſterſcheiben in tauſend Trümmer und die grünende Saat zolltief in den Erdboden ſchlug — da haben ſie gedacht an die alte Liſe! — Die Leute haben die Schloßen unterſucht, haben in denſelben Haare gefunden, graue Haare, wie ſie die Liſe am Kopfe trug. Da bedurfte es keines weiteren Beweiſes mehr — das Wetter war gehext — gehext von der alten Liſe.

Hatte dieſe doch während des Ungewitters aus dem Fenſterchen ihrer Hütte geguckt und gekichert. Freilich war ihr Krautgarten auch verwüſtet, aber ein Narr wäre ſie geweſen, hätte ſie d e n unverſehrt gelaſſen; eigener Verrath; in der erſten Stunde hätte man ſie geſteinigt!

In der zweiten wollte man's auch ſo thun, aber der Kreuzſtindl ſagte: „Steinigen, das iſt keine Sach'; das iſt bei Hexen nicht der Brauch; iſt aber Holz zum Scheiterhaufen vonnöthen; in meinem Wald gibts dürre Bäum' genug. Gib ſie recht gern für die gute Sach.“

„Iſt nichts!“ ſagte hierauf der Herr Pfarrer kopfſchüttelnd, „verbrennen, das thät die Gemeinde wohl in üblen Geruch bringen.“

„Freilich wohl ja", entgegneten Einige darauf, „Hochwürden haben recht, das wär' ein schöner Gestank!?

„Geht mir weg, ihr Narren", rief der Pfarrer, „die alte Lise Wetter machen? Die ist froh, wenn sie all Tag ihr Schöpplein Luft mag schnappen. Ganz wo anders steckt der Haken, Wettermessen zahlt ihr keine jahraus, jahrein! ja, wenn da der Herrgott nicht dreinhaut . . . !"

Dreimal nacheinander ging hierauf die Lise zum Herrn Pfarrer zur Beichte aus Dankbarkeit. —

Aber wenn's schon keine Wetterhexen mehr gibt, so leben doch noch Butterhexen; man weiß es ja, sie leben in der Gegend, im Dorfe, man könnte mit Fingern auf sie zeigen.

Betagte Bäuerinnen sinds gewöhnlich; die wissen ein Gebetlein, mittelst welchem sie die fette Buttermilch aus den Eutern ihrer Nachbarskühe in die Euter ihrer eigenen Kühe zu übertragen vermögen. Ich weiß das Gebetlein, mags aber nicht aufschreiben — ist auch streng verboten. —

Aber von der alten Huberin schreibe ich etwas auf. Die Huberin hat alljährlich drei Centner Rindschmalz verkauft und sie hat doch nur zwei Rinder gehabt, eine Kalbe und einen Stier.

Da sind denn die Leute auf den Gedanken gekommen, die alte Huberin dürfte eine Butterhexe sein. Um sich aber davon gewissenhaft zu überzeugen, haben sie durch eine von der Sonne gezogene Bretterfuge — denn nur durch eine solche kann man Hexerei beobachten — geguckt und gesehen, daß die Huberin nicht bloß die noch jungfräuliche Kalbe, sondern auch den Stier molk. Und sie molk sich einen so gewaltigen Kübel Milch heraus, als wären dazu

die Euter aller Nachbarskühe in Anſpruch genommen werden.

Mein Gott, da war freilich kein Zweifel mehr, daß die alte Huberin eine fürchterliche Butterhexe, um ſo weniger, als zur ſelben Zeit alle Kühe der Nachbarſchaft nur wenig Milch gaben. Gar aus der Futtergabel und dem Beſenſtiel ſoll die Alte die Milch ihrer Nachbarn herausgemolken haben.

Dieſe Abzapfung der Milch von den Kühen der Nachbarn nun geſchieht gewöhnlich am Pfingſtſonntag Morgens, einer Zeit, welche überhaupt den Hexen ſehr günſtig iſt. An dieſem Morgen verwandelt ſich — nach dem Volksglauben — die Hexe in irgend ein fliegendes oder kriechendes Thier und ſaugt als ein ſolches den Kühen auf der Weide die Milch und das Fett aus. So iſt es geſchehen, daß am Pfingſtſonntag ſogar Haſen und Rehe aus dem Walde hervorgekommen ſind und an den Eutern der Kühe ihr Frühſtück getrunken haben.

Aeltere Leute behalten deswegen am Pfingſtſamſtage ihre Rinder ſtets im Stalle. Nur der Waldtoni läßt ſie auf die Weide, hütet ſie aber mit einem Schießgewehr und brennt jeden Haſen nieder, der quer über die Weide läuft.

Wenn ihn der Jäger darob zur Rede ſtellt, ſo erzählt er dieſem die Geſchichte von ſeinem Urgroßvater.

Sein Urgroßvater, der hat einmal am Pfingſtſonntag ſchon zur frühen Morgenſtunde im Walde ſeine Kühe gehütet. Wie er ſo im naſſen Graſe herumſteigt und ſeine Morgenandacht verrichtet, ſieht er plötzlich über ſeinem Haupte hoch einen mächtigen Lämmergeier ſchweben. Iſt ein Raubthier, denkt er ſich, und ſchießt. Getroffen hat er und niederfährt das Thier wie ein Donnerkeil. Wie es aber

am Boden liegt, da ists kein Lämmergeier mehr, sondern — Jesses! die Frau Nachbarin ists, die auf der Stelle verblutet.

Ist eben auch eine Butterhexe gewesen, die Frau Nachbarin — hats abgesehen gehabt auf die Rinder des Hirten — da ist ihre Zeit aus gewesen — hat sie die Kugel getroffen — hat sie der Teufel geholt, wie er Alle holt, denen er früher das oben erwähnte Gebetlein gelehrt hat. —

Solche Geschichten erzählt man sich im Waldhofe zu Dutzenden am freudenreichen Pfingstfeste. Sie müssen geschehen sein, denn die alten Leute haben es gesagt — und sie werden geschehen sein, sonsten hätten es die Alten nicht gesagt. Alle im ganzen Hofe glauben daran, nur der kleine Schulbub nicht; der ist sonst ein guter Bub, aber man weiß es nicht, von wem ers hat — so alte Geschichten lacht er gottlos aus, sammt den Erzählern.

„Oh, man weiß wohl, von wem er's hat!" eifert der Vater, „der Schulmeister verdirbt ihn. Es ist ganz schrecklich, was die jungen Leute heut zu Tage ungläubig werden!"

Dürfte nicht so unrecht haben, der Vater; wenn Einer einmal nicht glaubt, daß in einem Lämmergeier die Frau Nachbarin kann stecken, so hat so Einer keinen großen Schritt mehr, zu läugnen, daß in der weißen Taube, die am Pfingstfeste niederschwebt auf die Gläubigen — der heilige Geist wohnt.

Der Jungfrauen-Tag.

Ein ordentliches Mädchen liebt Frohnleichnam oder einen Junggesellen. Ist Letzteres der Fall, so frägt man nicht mehr viel nach dem Ersteren — darf auch nicht mehr viel danach fragen.

Das Frohnleichnamsfest ist ein wichtig Ding; es ist der Prüfstein für die Tugend junger Mädchen, und jedes, das sich der reinen Jungfräulichkeit noch bewußt, muß davon an diesem Tage Bekenntniß ablegen, vor Gott, der's ohnehin weiß, und vor den Menschen, die's gern wissen möchten.

Nach altem Herkommen hat am Frohnleichnamstage jedes Mädchen die strenge Pflicht, mit einem naturgrünen Kranz auf dem Haupte zur Kirche zu gehen und so vor der ganzen Gemeinde ein erneutes Zeugniß seiner Jungfräulichkeit abzulegen.

Ein naturgrüner Kranz ist seit jeher das Zeichen wahrhafter Reinheit gewesen; es liegt eine gar hohe Weihe in einem solchen Kranze, und wer ihn unbefugt sich auf das Haupt legen würde — der wäre dem Teufel verfallen von demselben Augenblicke an, und der naturgrüne Zweig würde ihm zum ewigen Brautkranze für die Hochzeit mit dem Bösen. — So lautet der Glaube.

Wenn sonach ein Mädchen — und mag bisher sein Wandel noch so ehrbar gewesen sein — am Frohnleichnamsfeste ohne Kranz zur Kirche kommt, so setzt es sich gar sehr dem Arg aus.

Aber daß auf dieser Welt so Manches übel eingerichtet ist, das läßt sich nicht leugnen. So ist leider Frohn-

leichnam der beweglichen Feste letztes im Jahre. Ihm weit voraus zieht der wüste heidnische Fasching. Da hängt die Jungfrau unter berauschender Musik am Arme des Burschen, legt ihr Köpfchen — da braucht kein Kranz darauf zu sitzen — an seine hohe lebenwogende Brust. Er schnalzt mit den Fingern, mit der Zunge, hebt sie, die leichtfüßige Tänzerin, empor zu seinem Munde, noch höher — gar bis zum Himmel.

Dem Fasching folgt das mit Weihschinken, fettem Kuchen und rothen Eiern schwer beladene Ostern; dann kommen die warmen, gedeihlichen Tage der Maien und die still lauschigen, geheimnißreichen Nächte der Pfingsten. Ein Wunder der Vorsehung ist's, wenn über all' das hinaus das Kränzlein frisch mag verbleiben auf den Haaren des Mädchens.

Deswegen erzähle ich, daß zur Zeit des Frohnleichnams gar manch' hübsches Kind in bitterer Bedrängniß ist.

Wie bist du in der Klemme, lieb holdes Gretchen! Hat dich der Herr Pfarrer eingeladen, daß du im weißen Kleide und mit dem grünen Kranze sollst erscheinen vor des Herrn Altar — vor dem göttlichen Bräutigam der Jungfrauen rein.

Hat dir der Vater bereits dazu weiße, feine Schlesinger Leinwand gekauft, und ein Seidenband, so flammend roth, wie das Herz Jesu auf dem Altare. — Hat dir die Mutter den Rosmarin aufgezogen im Garten, bindet jetzt Reseda und Herzenstrost dazu, und die kleine Schwester will Dir den Kranz in die weichen, goldfarbigen Locken heften.

Und Gretchen weiß nicht, woran sie ist. Denn warum? es ist so sonderlich zugegangen in der letzten

Zeit. Der Donnersbacher Hans iſt ihr auch ſo nachgehüpft, ſie hat ihm ſchier nicht auskommen mögen, da iſt ſie geſchlüpft in die Futterkammer hinein, daß er ſie nicht ſollt' erlangen.

Aber wie man in der Angſt ſchon auf Alles vergißt — den Riegel hat ſie nicht vor die Thüre geſchoben, und ſo iſt der Donnersbacher richtig ſchauen gegangen, wie viel ſie Futter haben bei Gretchens Vater. Und wie's ſchon dunkel iſt in ſo einer Kammer, daß ſich Eins gar nicht mehr auskennt, iſt der Schnurbart des Hans halt an Gretchens Näschen ein klein wenig angeſtrichen. Das Mädchen hat ſich wohl gleich mit der Schürze den Mund gewiſcht, aber — kurz, 's iſt eine große Frag', ob der grüne Kranz von Rechtswegen noch auf das Köpfchen gehört.

Laßt ſie den Kranzelgang bleiben, ſo droht der Vater, zankt die Mutter, daß es ein Graus iſt und der Pfarrer zeigt zuletzt gar von der Kanzel mit dem Finger auf ſie, ſo wie er es vor einigen Jahren der Brandner Thereſe, die ohne Kranz in die Kirche kam, gemacht hat; ſagt er vor der ganzen Gemeinde: „Schauts die Theres an, aus einem Röſerl iſt ein Hetſchepetſch geworden!"

Nun, und läßt es Gretchen nicht bleiben, ſondern ſtellt ſich in die Reihen der Jungfrauen vor den Altar, ſo — was wird der junge Donnersbacher denken? — Das iſt eine Saubere, jetzt will ſie unſern Herrgot betrügen, und er hat doch gottswahrhaftig alles ſelbſt geſehen!

Aber Gretchen läßt vor Frohnleichnam von all dem nichts merken; emſig näht und bügelt ſie ihr weißes

Kleid, ziert es mit dem rothen Seidenband, frischt den Rosmarinstamm auf und thut Alles bereit in ihren Kasten.

Und am Frohnleichnamsmorgen, wie die goldene Sonne aufleuchtet und Alle die Festkleider hervorholen — siehe, da hat Margarethe auf einmal den Schlüssel zu ihrem Kasten nicht. Sie muß ihn aus dem Säcklein verloren haben, sie sucht am Herd, sucht am Brunnen, sucht im Stall, in ihrem Bettstroh, im Speisschrank, auf der Salzstelle — wie wenn der bös' Feind drauf thät sitzen, der Schlüssel ist nicht zu finden.

Das ist eine rechte Schererei, jetzt weiß sie die Kleider nicht zu kriegen aus dem Kasten. Dasselb' sagt sie gleich, aufbrechen läßt sie ihn nicht, den schönen Nußbaumnen, nein, da bleibt sie lieber zu Hause. Morgen holt sie den Schlosser.

Ergeben zieht Margarethe ihre Hauskleider an; kommt aber wer in ihre Nähe, so zankt sie laut mit sich selbst: „Gar so unachtsam! Den Schlüssel verlieren! Den Kopf möcht' ich mir herabreißen!" Kaum aber die Kirchleute fort sind, zieht sie lustig den Schlüssel hinter ihrem Busentuch hervor und — die Klippe ist umschifft. —

Bärbchen hingegen hat solche Schliche nicht vonnöthen. Die ist in den Winterabenden, während Andere auf Tanzböden und weiß Gott wo herumgehüpft, hübsch daheim in ihrer Kammer geblieben, und hat gesponnen Fäden und fromme Gedanken.

Und als dann nach der Fastenzeit die anderen jungen Leute mit den hart gesottenen Ostereiern herumscherzten, sich neckten und die Eier aneinander versuchten, welches zuerst breche, dann um dieselben sich balgten, bis die Dingelchen ganz zerdrückt und zerknittert waren, zutiefst in

den Dotter hinein — ſchlug Bärbchen die übrigen am Bettſtufen auf, und aß ſie ruhig und allein. Und an den warmen Maitagen, wenn ihr Burſchen luſtige oder ſpöttiſche Grüße zuwarfen, gab ſie keine Antwort, und wenn irgend Einer gar einmal ſorglich ihr verſchobenes Buſentuch zu ordnen verſuchte, ſo konnte es ſich zutragen, daß aus ihren runden Armen ſchöne friſche Ohrfeigen hervorwuchſen. Und in den ſtillen Pfingſtnächten betete ſie zum heiligen Aloiſius.

Den heiligen Aloiſius, welcher mit ſeinem Lilienzweig über ihrem Bette ſteht, hat ſie vom Kaplan. Ich weiß es nicht, aber der Weidknecht, der ihr zum Bilde den Rahmen gemacht hat, behauptet, das Bildniß ſei das Konterfei vom geiſtlichen Herrn.

Nach einem inbrünſtigen Abendgebete vor dieſem Bilde hat Bärbchen ſüße Träume: ſie iſt die Braut Chriſti und mit der Krone der Unſchuld geziert thront ſie auf goldenen Wolken. Ganz oben ſitzt der liebe Gott, ein klein wenig tiefer ſteht der Herr Kaplan, gleich daneben ſchwebt ſie, die Bärbel, und tief — tief unten erſt ſind die ſündigen Menſchen.

So geht es und ſo kommt der Frohnleichnamstag.

Die Proceſſion zieht mit Fahnen und Kreuzen und hochgehobenen Frauenbildern über die grünende Au; die Muſikanten blaſen und trommeln darein, daß man nicht einmal die Thurmglocken hört und doch ziehen die Schulbuben mit aller Lebenskraft an den Stricken und freuen ſich, daß heute ihr Daſein vor der ganzen Gemeinde einen ſo guten Klang hat.

Den Muſikanten auf dem Fuße folgt der „Himmel“ von vier würdigen Rothmänteln getragen. Der blaue

Himmel da oben ist doch schon gar zu alt und voll Wolkenflecken über und über, und jeder Heide und jeder Jude nennt ihn sein Dach; das ist kein Himmel für Frohnleichnam, und so hat sich die Gemeinde für dieses Fest extra einen angeschafft von rother Seide.

Die kleinen Ministranten haben heute gewaltige Kränze auf den Köpfen; sie stellen die Engel Gottes vor, schellen recht tüchtig mit den Glöckchen und spähen unterwegs in's Gebüsch nach Vogelnestern.

Der Meßner und die Kirchenprobste in bunten kirchlichen Gewändern umkreisen den Herrn Pfarrer und hüllen ihn in Weihrauchnebel ein.

Dafür ladet sie der Herr Pfarrer am Abend zu Tische und benebelt auch sie.

Dann kommt im Zuge zwischen Fahnen das vergoldete Bildniß der unbefleckten Empfängniß auf der blauen Weltkugel; diesem folgt die Schaar der Jungfrauen. Sie betet und singt mit Inbrunst.

Das „Kranzelkleid" des Bärbchens ist nicht nach eitel Mode mit Spitzen und Seidenbändern behangen, ihr Haargeflecht ist nicht geschnörkelt und gekünstelt, wie das der anderen Mädchen: Alles an ihr ist einfach und würdig und ihr däucht, der Rosmarinstamm in ihrem Haare hebe wie durch ein Wunder an zu wachsen und neu zu grünen.

Bärbchen blickt gar Niemanden an; sie schlägt entweder die Augen demuthsvoll zur Erde oder empor zum Himmel, wo ihr Bräutigam thront. Sie freut sich heimlich ihrer frommen Gesinnung und denkt: ich bin die Demüthigste unter Allen.

Den erwachsenen Jungfrauen folgen die unerwachsenen Mädchen von fünf bis zwölf Jahren — diese tragen ihre Kränze mit Recht. Sie gucken umher, ob nicht etwa Jemand auf sie hinsieht, und da das schier keiner thun will, so wenden sie ihre Köpfchen und beschauen sich selbst.

Dann kommen die Männer und die Junggesellen. Warum tragen die Junggesellen keine Kränze? Warum ist es den Junggesellen erlassen, ihre Junggesellenschaft öffentlich zu bekennen?

Gut, daß die Zungen den Rosenkranz auswendig kennen, die Augen und Herzen sind alle um einige Dutzend Schritte voran, bei den erwachsenen Jungfrauen. Gar manche Bemerkungen machen die Burschen zu einander, als wüßten sie über Manche verläßlichere Zeugenschaft abzulegen als das Kränzlein auf dem Haupte.

Nach der männlichen Abtheilung kommen die betagteren Weiber, schleppen ein großes Bild der heiligen Mutter Anna mit sich. An diesen Frauen erweist sich das praktische System des Vor- und Nachbetens als besonders vortheilhaft, da ihnen nach jedem Vaterunser einige Sekunden bleiben, um sich über den Anzug, das Verhalten, die Sittsamkeit und sonstige Zustände der voranziehenden Jungfrauen und Männer zu verständigen. Denn regen Antheil nehmen sie an Allem, die würdigen Frauen.

Ist die lange Reihe zu Ende, so humpelt zuletzt etwa noch ein altes Mütterlein nach. Am Stocke schleppt es sich, ein braunes grobes Kleid hat es an, auf dem weißen Haar liegt ein Kranz von Lärchenreisern. Diesen Lärchenkranz haben ihr gestern die kleinen Urenkel gewunden.

Leicht gefällt unter allen Kränzen des Frohnleichnamsfestes dieser dem lieben Gott am besten.

Die Sonnenwende!

Wie das bürgerliche Jahr doch nur zu seiner unbegründeten Eintheilung gekommen ist! Die eigentlichen Zeitpunkte sind stets nur die Tage der Sonnenwende. Und wo diese Zeitabschnitte aneinander gefügt sind, da läßt es sich nach dem alten Glauben des Volkes ein Bischen durch die Fugen gucken in das Wunderland hinaus, in die Zukunft; und durch diese Fugen dringt manch' magischer Lichtstrahl herein in unser einförmiges Leben.

So eine Fuge ist die Thomasnacht, in der ein altes Weib doppelt sicher Karten aufschlägt, eine „Hexe" doppelt verläßlich wahrsagt und das verliebte Mädchen doppelt angelegen den heiligen Thomas frägt, wo der Gerber ist, der das Leder gerbt, aus welchem der Schuster ihre Brautschuhe machen soll.

Und so eine Fuge ist der Tag Johannes des Täufers an welchem die Sonne nach dem Bauernkalender zuhöchst am Himmel steht, um sich nun zu wenden und den Tag nach und nach wieder kürzer zu machen. Nur bis zu diesem Tage ist die Sonne Jungfrau; was sie bisher zum Grünen und Blühen gebracht, das muß sie nun allmälig reifen; sie lächelt nicht mehr so minnig auf die Blumen, sie wird praktisch und sieht auf die Früchte.

Die Sonnenwende selbst aber, der Moment der Umkehr, in welchem „das „Tagesgestirn übernatürlichen Ein-

fluß auf die ganze Welt übt", iſt ſeit uralten Zeiten im Volksglauben von tiefſter Bedeutung.

In den Alpen können zur Sonnenwende drei wunderliche Dinge gethan werden. Da kann man die Natur beſchwören, in die Zukunft ſehen, und noch etwas, was Gott-Vater im Himmel nicht kann, nämlich, Geſchehenes ungeſchehen machen.

Die Natur beſchwören, das iſt gar nicht einmal ſo ſchwer. Da macht der Landmann am Sonnenwendvorabend auf ſeinem Getreidefelde Feuer an und ſtreut Weihrauch von der Chriſtnacht, und Weihholz vom Palmſonntag hinein. Hierauf überdeckt er das nun auflodernde Feuer hübſch kreuzweiſe, natürlich mit grünem Tannenreiſig, feuchtem Moos und Haidekraut. Dabei wird folgendes Gebet geſprochen:

„O heiliger Johanni und Tonati,
Behütet unſer Feld und unſer Vieh
Vor Blitz und Donner und Schauertoben,
Daß wir euch immer und ewiglich loben. Amen"

Auf dieſe Art und inſonderheit durch die Protection der heiligen Johanni und Tonati wird die Natur ganz ſicherlich beſchworen. Vom Feuer ſteigt ſofort dichter, geweihter Rauch auf, und dieſer verbindet ſich mit den Wolken und macht folglich dieſelben auch geweiht. Daß geweihte Wolken den Feldfrüchten nimmer ſchaden können, liegt wohl auf der Hand.

Recht gut und nützlich iſt auch das Springen über dieſes Sonnenwendfeuer, denn wer es zu Wege bringt, ohne ſich dabei das Kleid zu verſengen, dem kann im ganzen Jahre hindurch kein Fieber beikommen.

Auch pflegt man blauen Ritterſporn in das Feuer zu werfen und dabei den Spruch zu ſagen:

„Brenn', Kränzl, brenn',
Das Unglück ſoll vergeh'n
Heiliger Sanct Veit,
Schick' uns a Scheit.
Heiliger Sanct Florian,
Zünd' uns ein Feuer an,
Dann ſteigt der weiß' Rauch
Zum Himmel hinauf,
Und der weiß' Rauch ſoll verehren
Gott unſern Herrn!"

Vor Zeiten wurde das Sonnenwendfeuer auch im Innern großer Städte angezündet. Im Jahre 1471 auf dem Reichstag zu Regensburg war es, da tanzte König Friedrich mit ſeinen ſchönen Weibern um das auf offenem Markt brennende Johannesfeuer. —

Ein wenig complicirter als das Feueranzünden iſt ſchon das Indiezukunftſehen. Scharfe Brillen ſind nicht genug, es gehört auch ein guter Glaube dazu.

Es gibt auf dieſer Welt wirklich noch Mädchen, die keinen Liebhaber haben, trotzdem aber gerne etwas von ihrem Zukünftigen wiſſen möchten.

So begibt ſich nun das Töchterlein unſerer lieben Mutter Eva zu einem Teich oder See, der eine ruhige Spiegelfläche hat. Und wenn das Mädchen anders den rechten Moment der Sonnenwende trifft, ſo ſieht es aus dem Waſſerſpiegel Niemand Andern herauslächeln, als ihren künftigen Liebes- und Lebensgefährten.

Da hat es die bildſchöne Joſefa Berger eigen getroffen. Der Haberhofer-Toni, ein prächtiger Burſch' um und um, iſt in ſie verliebt geweſen. Durch den Zaun hat er allfort geguckt, aber das Gucken iſt ihm zu wenig geweſen; ſagen hätt' er ihr's mögen, daß ſie vom Fuß bis

zum Kopf sein Mädel werden soll'. Tage und Monate lang hat er sich das vorgenommen; war aber der Schick da, daß er ihr die Erklärung hätte machen können, so fiel ihm immer das Herz in die Hosen hinab. — „Alle zehn Finger hack' ich mir weg, wenn ich es morgen noch nicht sag'!" schwor er sich oft in einsamen Nächten, aber es kam das Morgen, und der Toni sagte noch nichts und er hackte sich keinen Finger weg.

Als nun aber der Sonnenwendtag nahte, fiel dem schlauen Burschen was ein. Die Josefa Berger, denkt er sich, geht zur Sonnenwende gewiß hinaus zum Waldteich um den Künftigen zu sehen. — Bei Gott, da geh' ich auch! — Der Teich ist nur auf einer Seite, wo am Ufer eine alte Linde steht, zugänglich. Schon am frühen Morgen sitzt der Toni auf der Linde und guckt und späht. Zur Mittagszeit, wie es schon heiß und still wird ringsum, sitzt er noch auf der Linde und ißt sein Stück Brot. Und als er das Brot gegessen hat, sitzt er wieder den ganzen Nachmittag auf der Linde und guckt und späht. Aber die Josefa Berger will nicht kommen. Denkt denn Die gar nicht an einen Mann? — Aber als es schon zu dunkeln anhebt, horch, da rauscht es im Gebüsch, da kommt sie. Sie dreht das Köpfchen ängstlich hin, und her, sie eilt wie ein Rehlein flink an das Ufer des Teiches. Der Toni sitzt gerade über ihrem Haupte auf einem weit vorspringenden Ast und sieht in's Wasser. Das Mädchen legt ihre beiden Hände an den Busen, wie wenn ihr das Herz wollte zu hüpfen anheben. Sie sagt leise den Spruch:

„Du Wasserwell', ich tritt Dich,
Du heiliger Johanni, ich bitt' Dich,
Laß mir erscheinen
Den Herzliebsten Meinen!"

Sie blickt in den Waſſerſpiegel — ſieht aber nichts. Der Toni beugt ſich auf ſeinem Aſt weiter vor; ſieht ſie ihn denn noch nicht im Waſſer? Er legt ſich noch weiter hinaus — da kracht der Aſt und der Toni ſtürzt gerade vor den Augen der Joſefa Berger kopfüber in den Teich. Eine weiße Perlengarbe ſpritzt empor, wo er hineingefallen iſt; da zappelt er nun und zappelt ſich mit großer Noth ans Ufer — und das Mädchen iſt erſchrocken bis zum Umſinken. — Das Liebesfeuer des Toni Haberhofer iſt zum Glück im Waſſer nicht gelöſcht worden, und die Joſefa Berger hat in den Wellen richtig ihren zukünftigen Bräutigam geſehen. Sie hat eben den rechten Moment der Sonnenwende getroffen. —

Nun aber das Geſchehene ungeſchehen machen? Iſt's einmal geſchehen, ſo ſchüttelt Gott-Vater ſelber die Achſeln und ſagt: „Läßt ſich nichts machen."

Denn doch! Es geſchieht gar nicht ſelten, daß ſich ein Junge in ſein Mädchen verliebt, daß er von ihr nicht laſſen kann um Alles in der Welt. 's iſt ihm angethan, er will ſie heiraten und 's iſt aus und 's iſt vorbei. Kommen aber die Eltern, und ſie wollen die Heirat nicht, und ſie leiden die Liebſchaft nicht, oder ſie enterben ihn, verfluchen ihn, und 's iſt auch aus und vorbei. Nun muß der Jüngling wählen zwiſchen Entſagung und Elternfluch. Er wählt das Erſtere, aber leicht beginnt er nun zu ſiechen an Leib und Seele. Er müßte hinſterben in Liebesweh, wenn es nicht Mittel gäbe, Geſchehenes ungeſchehen zu machen: Er muß das Mädchen ſein Lebtag nicht geſehen, gekannt, geliebt haben.

Es gibt ein Mittel dafür.

Am Tage Johannes des Täufers, wenn die Sonne schon untergegangen ist, geht der Liebeskranke hinaus in den Wald, nimmt eine Haarlocke, eine verwelkte Blume, oder sonst ein kleines Gedenken, das er vom Liebchen, dem er entsagen will, erhalten hat, wühlt mit einem Sargnagel die Erde auf, und unter dem Spruche:

„Liebe, ich hab' Dich,
Lieb', ich vergrab' Dich,
Vergeh' mir von Herzen
Mit Treuen und Schmerzen!"

gräbt er den theuren Gegenstand in die Erde.

Ist die Liebe auf diese Art echt und recht begraben, so läßt sie das Herz in Ruh, und Jedes kann sich ein anderes Gespons suchen zum Minnen und Freien.

Nicht selten aber wächst im Walde dort, wo die Liebe begraben ist, ein Vergißmeinnicht empor, und das ist nicht gut — dann ist die Liebe schlecht begraben.

Seitdem aber am Sonnenwendtag einmal des Feldmaiers Marie und des Jägers Franz, die sich gar herzlich und gar hoffnungslos gern hatten, gegenseitig ihre Liebe begruben und nach dem Begräbniß im Walde zusammenkamen, weinten, lachten und sich küßten, so sehr küßten, daß es endlich gar offenkundig wurde und die Leutchen doch noch heirateten — seitdem wollen sie im Dorfe nicht mehr an das Liebebegraben glauben, und man nimmt sich allerorts lieber gleich, wie man sich gerne hat. —

Das sind die Geschichten und Geheimnisse des Sonnenwendtages, wie man sie wenigstens erzählt beim fröhlichen Sonnenwendmahle, das unter Anderem in einem riesigen Eierkuchen mit Hollunderblüthen — der Sonnenwendstraube — besteht. Es sind auch noch andere Sonnenwendmärchen,

ſchaudervolle und luſtige, aber ſie kommen immer mehr und mehr in Vergeſſenheit. Heutzutage ereignet ſich nicht mehr viel Wunderbares am Sonnenwendtag; auch wollen die Menſchen, ſeitdem ſie in der Sonne Flecken entdeckt haben, nicht mehr an ihre Wunder glauben.

Almleben im Sommer.

Zu Sanct Veit
Gehts auf die Almweid!
Sanct Roſal'
Treibts wieder ins Thal.

In dieſem Volksſpruche iſt die Zeit des Alpenlebens angedeutet. — Alm und Almleben! wer das kennt! 's iſt allzu ſchön, zu tauſendſchön geweſen; mags nimmermehr vergeſſen, und zu jeder Sommerszeit bin ich oben. Ich bin ein Almbub geweſen, ich bin den Kühen am Schweif gehangen fünf Jahre lang; und wenn ich mir jetzt einen guten Tag anthun will, ſo hänge ich mich wieder daran. Und wenn ich doch tief im Thale bleiben muß und zwiſchen den Wänden ſitzen, die nicht der liebe Gott aufgerichtet hat, ſowie auf ſeinen Felshöhen, ſondern die meine armen Menſchen aus gebackenen Steinen haben geſchichtet, ſo entſchädige ich mich zur Noth dadurch, daß ich mir und Anderen vorſchwatze von Alm und Almleben.

Damals habe ich es nicht gewußt, daß ich ein Nomadenbub war. Ich wars aber. Mein Vater hat fünfhundert Klafter hoch oben eine kleine Sennerei gehabt.

Und was ich dazumal erfahren, das kann ich doch leicht wieder erzählen.

Der Gebirgsbauer wird von seinen Genossen und Nachbarn, von der ganzen Gemeinde nach Rindern geschätzt. Je mehr Rinder, desto angesehener der Bauer. Zwanzig Stück Rindvieher muß Einer gelten, will er in der Ortschaft das rechte Gewicht haben.

Für zwanzig Rinder aber ist im Thale die Sommerweide nicht mehr aufzutreiben, und die Herde muß hinauf in die Hochthäler, an die Lehnen der Kuppen, auf die Almmatten, wo sofort eine tüchtige Milch- und Butterwirthschaft eingerichtet wird. Auch Ziegen, Schafe und selbst Schweine ziehen mit zur Höhe. Mit Kränzen und Schellen reichlich behangen, geht es hinan, und das Jodeln der Schwaigerin (Sennin) und das Jauchzen der Halter klingt in den Felsen.

Die Leutchen freuen sich auf die Höhe; es mag die Sennhütte noch so ärmlich sein, noch so mühevolle Arbeiten und große Sorgen in sich bergen, aber sie bietet ein freies Leben.

Mehl und Salz, ein paar Töpfe und einen dicken Lodenkittel nehmen sie mit hinauf; damit wissen die guten Leute nach ihrem Geschmacke das üppigste Wohlleben zu führen. Die Rinder werden förmlich zur Familie gezählt und oft klagt die junge Brentlerin (oder Schwaigerin) all' ihr Herzwohl und Weh einer Kuh, und findet richtig Beruhigung und Erleichterung, wenn diese sie mit treuen, gutmüthigen Augen anglotzt, und ihr das dargereichte Futter traulich aus der Hand frißt.

Die Frömmigkeit und die Liebe ziehen stets mit auf die Alm und richten sich recht bequem ein in der armen Hütte. Da ist auf dem besten und schicklichsten Platz in

der Tischecke ein förmlicher Altar aufgerichtet, ja nicht selten findet man an der Wand eine wahre Bildergalerie, und es gibt im ganzen Himmelreiche keinen Vieh- und Wetterpatron, dessen Conterfei nicht hier in wahren Flammenfarben auf dem Glase prangte. Diese Heiligen entbehren auch des Opfers nicht. Da finden sich auf der Alpe verschiedene buntfarbige Steine, Tannenzapfen, Blumen, Hagebutten u. s. w., Gegenstände, die den anspruchslosen Gottheiten von jeher willkommen waren. Manche Almerin hat außerdem noch ihren ganz besonderen Patron, dem sie einen bunten Wachsstock oder ein paar rothe Aepfel aus dem Thale mitbringt. Da ist es vor Allem St. Florian mit den hohen, rothen Juchtenstiefeln, der sich der meisten Verehrerinnen erfreut.

So viel von der Liebe zu den Göttern. Was nun die Liebe zu Menschen betrifft, so kann von der hübschen Brentlerin am Ende wohl Jeder ein „Busserl" bekommen, wer aber mehr verlangt, wird derb zurechtgewiesen, und wer wirklich keck werden wollte, der — die Brenntlerinnen haben tüchtige Fäuste!

Indeß, dem einzigen Herzliebsten, dem „Loter", dem die Almerin treu bleibt, ihm wird — wenn er kommt — nichts versagt.

Und er kommt nicht allzuselten. Ist er ein Holzhauer oder ein Jäger, oder ein Bauernsohn aus dem Thale — sein ganzes Denken und Sinnen bleibt die Alm und die Brentlerin. Ist er auch weit von ihr und wäre er in einem fernen „Schlag", oder gar auf einem Holzfloß gegen die Stadt, so geht stets seine Lieb' auf und er singt das Almlied:

Wann da Schnea holt von den Olmen wecka geaht,
Wonn der Auswärt ah scho wieda grean dosteaht,
Frisches Lab und Gros wochst für die Küa und Kolm,
Muaß mar auffi wieder auf die Olm!

Wou holt d Sunn liabäugelt auf da greanan Hold,
Wou holt d Vögerl singen schön in dickn Wold,
Wou da Gugaz aufn hoachn Bam sih meldt,
Is holt s schöanste Platzl auf da Welt!

Wou da Gamsbouck lusti üban Felsn springt,
Wou die Brentlerin ollweil schöane Liadla singt,
Küah und Kolman gumppn (hüpfen) lusti ah dabei,
Is für n Jaga wul die größte Freud!

Kas und Buda bringt mar oft mei Brentlerin gmua,
Brot und Henik, Schmolzkouch gibt s mar ah dazua,
Und nouh s Beste z leßt, — vo den do bin ih still,
A Jeda konn sich denkn, wos er will!

So schickt es sich dann wohl auch, daß manches Mädchen, welches beim „Auftreiben" ein blühendes Kränzlein in die Haare geschlungen hatte, beim „Abtreiben" im Herbst, wenn Alles sonst wieder bekränzt und geschmückt in das Gehöfte zieht, mit einem Strohkranz heimkehren muß. Dann bleibt sie wohl gar mitten im „Haltersegen" stecken, den sie ihren Bauersleuten vorsagen soll. Der Strohkranz hat eine unselige Bedeutung.

Sonst aber ist der Tag, an welchem Menschen und Thiere von der Alm bekränzt und munter in das Thal zurückkehren, ein wahres Fest. Die Krippen in den Ställen werden gefüllt mit dem fettesten Klee und der Tisch mit den auserlesensten Fleisch- und Mehlspeisen für die Heimkehrenden; die Herden kommen bekränzt und bringen viel Butter und Schmalz mit, das sie nicht schon im Laufe des Sommers in den Hof geschickt. Was den Freundschaftsbund zwischen Brentlerin, Kuh und Halter betrifft, so bleibt er auch im Thale fest und treu. Der Winter geht hin unter schönen Erin-

nerungen und Hoffnungen, und im Frühjahre, zur Zeit, wenn die Tannen blühen, ziehen Brentlerin, Kuh und Halter, neu verjüngt, wieder hinauf auf die schöne, grüne Alm. —

Die Sennhütten stehen häufig in Dörfern beisammen, und es herrscht in solchen Kolonien großer Gemeinsinn. In jedem der Senndörfer ist eine Person gewählt und bestellt, die zu sehen hat, daß die Parteien sich nicht gegenseitig an Weideplätze, Heu und Streu u. s. w. benachtheilen; also eine Alpenpolizei. Meist ist das eine ältliche Magd oder ein Mann, der ferner auch noch die Obliegenheit hat, die Bewohner der Hütten zu den Gebetstunden aufzurufen. Da tritt er des Abends zur Zeit, wenn in den entfernten Thälern die Aveglocken klingen, auf einen freien, erhöhten Platz und singt durch einen Milchtrichter, damit es einen entsprechend lauten Ton gibt, ein frommes Liedchen. Darauf kommen sie, besonders an den Sonnabenden Alle zusammen und beten gemeinschaftlich einen Rosenkranz ab.

Unter den Senninen gibt es auch Senner oder Burschen, welche ersteren zur Beihilfe im Milch- und Buttergeschäft, zum Hüten der Rinder u. s. w. beigegeben sind. Zumeist sind das glücklicher Weise noch Knaben; bisweilen aber findet sich doch Einer dabei.

Wann ih geah, geah ih schnell,
Wann ih sing, sing ih hell,
Wann ih jauz, gibts an Holl
Zu mein Diandl in Thol!

Und völli aus is s mir,
Seit ih weg bin von dir;
Seitn kema ma zsomm,
Weil ma gor so weit hom!

singt der Almbursche.

Iſt aber nicht gefährlich; der hat ſein Lieb tief unten im Thal.

Recht trauen wollt' ich ihm aber doch nicht. Alpenwinde ſchlagen jählings um. Schon wankt der Burſche:

I woaß nit, ſul ih auffi, ſul ih owi,
Oda, ſul ih da da Mitt durchi gehn:
Die Diandln ſein obn und ſein untn.
Da da Mittn und überoll ſchön! —

Es iſt wohl gut, wenn der Eigenthümer bisweilen auf ſeine Alm geht, um nachzuſehen. Aber er hat zumeiſt nur Augen für ſeine Rinder, ob dieſe fetter oder magerer geworden, ob ſich ihre Farbe geändert oder auch, wie ſich die Zähne und die Hörner ausgewachſen haben. Der Gebirgsbauer hat ſeine eigene Rinderäſthetik; beſonders hält er viel auf eine falbe matte Farbe (Mürzthaler Raſſe) oder auf ſchwarze, braune, weiß und rothgefleckte Art, wie die der Ennsthaler und Salzburger Gattung. Auch müſſen die Hörner glatt, weiß, aber mit glänzend ſchwarzer Spitze ſein.

Thatſache iſt, daß das Geſchlecht der Rinder im Gebirge eine Portion Intelligenz beſitzt. Die Kühe haben ihre eigenen Namen, bei denen ſie gerufen werden, und jede kennt den ihren.

Gegen Abend ziehen die Senninen aus und rufen den Kuhreigen: „Seh, Koiſſl, ſeh! Kimm, Veilchlo, he do! he do! — Bräulo, Schecklo, Gromlo — he do, he do! Wo biſt denn, mei Gamslo, mei Hirſchlo? he do! he do! Kriagſt an Klee, kriagſt a woache Streu, kriagſt a Federl Heu. Seh, Koiſſl, ſeh, kimm, Koiſſl, hedo!"

Und auf dieſen Ruf kommen ſie mit ihren Glocken und Schellen herangezogen von allen Seiten, ernſt und

behäbig stets, besonders die Glockenträgerinnen, die sich auf diesen ihren Beruf nicht wenig einbilden. Man merkt das ordentlich; eine Glockenkuh beträgt sich stets gemessen und gesetzt, und begeht fast niemals eine Thorheit, wie die Anderen, die hüpfen und blöken, gegen einander mit den Hörnern gaukeln oder sich gar in wilde Zweikämpfe einlassen. Besonders die Stiere sind die Händelführer; zumeist aus Eifersucht geschieht es, daß sie mit ihren mächtigen Köpfen gegeneinanderfahren, sich gegenseitig in den dröhnenden Erdboden drücken oder mit den Hörnern erstechen wollen. Zuweilen fährt bei solchen Kämpfen Einer oder es stürzen Beide über den Abgrund und sind verloren.

Bei Herannahen eines Gewitters — im Hochgebirge thatsächlich ein fürchterlicher Moment — werden die Herden oft scheu; und alle Kraft und Umsicht der Senner und Senninen muß aufgeboten werden, die in Sturm und Hagel wild herumfahrenden Rinder vor Abstürzen zu bewahren und sie in den Gewahrsam des Stalles zu bringen.

Da wir uns denn schon einmal in das Hochgebirge verstiegen haben, so wollen wir auch noch einen Schritt und Blick weiter thun, und zwar über den Kreis dieses Buches hinaus — in die Wildniß hinein.

Wald- und Wildleben.

Das Gebirge zwischen dem oberen Mur- und Ennsthale ist ein verlassenes Stück Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Schönheit. Da findet sich kein gemeinsames Dorfleben und kein freundliches Kornfeld; da liegen ein-

zelne Hütten fernab von einander, zerſtreut in den Wäldern, Geſchlägen und Firnen. Da hört man nicht die luſtigen Lieder klingen, wie an der Mürz und an der Raab, ſondern nur hier und da einen weithinhallenden Schuß und das ewige Rauſchen der Wildbäche, die von den grauen zackigen Felswänden niederſtürzen.

Kein Holzzaun ſcheidet am Waldesſaum das Mein und Dein und keine Straße zieht durch das tiefe Thal; nur ſchmale Fußpfade haben hier einſam wandelnde Menſchen getreten. Hier zieht der ſtämmige Holzhauer mit ſeiner Kraxe und dem ſchwerbeſchlagenen Griesbeil, der berußte Köhler, der kühne Speiker, der gemüthliche Halter, der ſchmucke Gemsjäger und wohl auch der verwegene Wildſchütze.

Da treibt das Töchterlein eines Holzhauers Ziegen über den Hang durch den Wald der Hütte zu. Dieſe iſt ein ſtattlicher Bau, aus rohen Stämmen gezimmert. Weit ſteht ihr flaches, weißes Schindeldach über die Wand hinaus und ſchützt den aus Baumrinden gebauten Ziegenſtall. Die Fugen der Wand ſind mit Moos und Erde belegt und auch das Dach muß glatt und feſt ſein, denn es gibt häufige Stürme — es ſind wenige Monate im Jahre, die nicht ihre Wintertage haben.

Ich habe die Gegend einmal durchwandert.

Auch damals — ich denke mich noch lebhaft in eine ſolche Holzknechtwohnung hinein — war ein unwirthliches Wetter in den Bergen und ich war froh, daß ich ein Obdach hatte und einen Topf mit friſcher Gaismilch. Gegen Abend kamen mehrere Männer in Regenmänteln mit Säge und Axt und anderen Werkzeugen, welche ſie in die Ecken lehnten und dabei über das Unwetter fluchten.

Das waren die Holzknechte. Nachdem ſie ſich bei meiner Wirthin erkundigt hatten, wer ich ſei und was ich wollt, kümmerten ſie ſich nicht mehr um mich. Einige ſchärften an einem Schleifſtein ihre Beile, Andere zogen ihre Bergſchuhe aus und ſchlugen Nägel in die Sohlen, Andere beſſerten ſich Rock und Beinkleid aus, während ein kleines, dickes Männlein auf dem Herd, der mitten in der Hütte ſtand, behend Feuer angemacht hatte. Das Innere der Hütte war ein einziger großer Raum. An den Wänden rings ſtanden der Reihe nach die Pritſchen angebracht, unter welchen die Mehl- und Schmalzbehälter und andere Möbel und Bedürfniſſe ihren Platz hatten. An der Wand hat Jeder ſeinen Nagel mit der Lodenjacke und dem Wettermantel, hinter welchem der Unvorſichtige auch noch ſeine Büchſe verbirgt, denn Wildſchützen ſind ſie alle, die Söhne des Waldes hier.

Die Männer haben nun ihre verſchiedenen Arbeiten beendet und ſtellen ſich ſofort um den Herd auf und ſchüren das Feuer, daß es hoch aufflammt im dunklen Raume und die finſteren, bärtigen Geſichter grellroth beleuchtet. Hierauf ſtellt ſich Jeder an der Gluth ſeinen „Gogg“ (Pfannenhalter) zurecht und ſteckt die Schmalzpfanne an denſelben, bis er brodelt und ziſcht. Inzwiſchen wird Mehlteig bereitet, der nun in die Pfanne kommt; das wird noch gerührt und gebraten und das Brennkoch iſt fertig. Wer Eier hat, der kocht ſich „Spatzen“ oder „Hirſchen“; noch ein Anderer brät ſich auf die Gefahr der Einkehr des Jägers hin einen Rehſchlegel. Indeſſen, der Jäger kehrt wohlweislich ſehr ſelten in die Hütte des Wilddiebes ein — es iſt ſchon Vieles geſchehen und die Gegend birgt manches Grab erſchlagener Waidmänner. Es iſt unheimlich

anzuhören, wenn die wilden, düsteren Gestalten am Abend um den Herd sitzen und von Wilddieberei, Rauferei und noch Aergerem sprechen. In dieser Gesellschaft vermißt man steierische Gemüthlichkeit. Später erfuhr ich von einem Gutsbesitzer, der in jenen Gegenden Wald und Kohlenstätten hat, daß die wenigsten dieser Wildschützen Steirer, sondern eingewanderte Krainer, Tiroler, Italiener ꝛc. sind. Jedenfalls aber müssen sich die Meisten davon schon sehr lange in Steiermark aufhalten, denn die Mundart verräth ihre Abstammung kaum mehr.

Als das Nachtmahl gekocht war, setzten sich Einige mit ihrer Pfanne auf die Pritsche oder auf die Mehlkiste, Andere auf die Thürschwelle oder blieben gar am Herde stehen, um die „Hirschen" und die „Spatzen" gleich an der Stelle ihrer Entstehung zu verzehren. Ein langer, hagerer Bursche aß sein „Brennkoch" nicht allein, sondern in Gesellschaft des Gaismädchens, welches die Tochter des kleinen Dicken und die Geliebte des großen Hageren war. Dieser war in der Hütte aber auch der einzige Glückliche, der heute das Nachtmahl mit der Trauten verzehren konnte. Zwar hat Jeder dieser Gesellen sein „Mensch", nur wohnt es oft weitab draußen im Mur- oder Ennsthale bei einem Bauer; und trotz der schweren, ermüdenden Arbeit die Woche hindurch, läßt sich's der Holzknecht nicht verdrießen, am Sonnabend den oft fünf bis acht Stunden langen Weg zur Auserwählten zu machen. Nur wenige Holzleute haben ihre Mädchen bei sich und leben in ihren Hochwäldern in wilder Ehe und ihre Kinder wachsen auf mit den Thieren. Es war ein merkwürdiges Weilen und Empfinden für mich in jener bedürfnißlosen und doch so unheimlichen Menschenwohnung. —

Heiterer ſieht es in der Hütte des Halters, des Ochſenhirten aus. Zwar hängt auch dort das Gewehr an der Wand, aber der Jäger läßt es ruhig hängen, weiß er doch, daß es nur zum Schutze gegen Raubthiere und ſchlechte Menſchen da iſt. Der Jäger kehrt gern beim Halter ein, hier findet er im ſtürmiſchen Unwetter gaſtliches Dach. Der Halter denkt nicht an das Dieben und Tödten; — luſtig ſingend treibt er ſeine Herde über die ſaftigen Hochweiden und nichts in der ganzen Tonwelt würde wohliger zu ſeinem Geſange ſtimmen, als die hellklingenden Almglocken, welche vor ihm herziehen.

Der Halter hat eine Welt voll Liedern und Gedanken, einen Vorrath von praktiſcher Weisheit und Entſagungskraft in ſich! Es iſt ihm wie angeboren und er muß das haben, denn er kommt oft wochenlang nicht in die Geſellſchaft der Menſchen und muß ſich in der ſtarren Natur allein zu helfen wiſſen. Ihm iſt die Religion unentbehrlicher, als Einem, und er weiß ſich dieſelbe auch ſo eng ſeinen Verhältniſſen anzupaſſen, als ſei ſie einzig nur für den Halter gegründet worden. Gerade der Aberglaube iſt es aber hier, der ſein Weſen und Walten poetiſch verklärt; die Natur unterſtützt ihn hierin durch ihre Erſcheinungen, die er ſich ſtets nur auf dem Wege des Wunderbaren zu erklären weiß. So lebt ſich ſein Gemüth in einen eigenen Anſchauungskreis hinein und im Herbſte, wenn er in das Thal zurückkehrt, iſt er oft ein wahrer Seher und Prophet geworden, und weiß gar geheimnißvoll Alles zu deuten.

Der Halter hat mehr als ein anderer Alpenbewohner zu kämpfen mit den Elementen; in allem Unwetter muß er auf den Höhen ausharren als treuer Hirt ſeiner

Heerde, und manch' ſchreckliche Naturerſcheinung lernt er kennen, welche dem gewöhnlichen Gebirgsbewohner fremd bleibt. Indeß iſt der Alpenbewohner ſtets kalt und fühllos gegen Naturſcenen und Naturſchönheiten, oder er fürchtet ſie, weil er ihren Nutzen nicht einſieht, wohl aber ihre Verderblichkeiten nur zu oft empfindet.

Eben zur Zeit, als ich in jenen Bergen weilte, hatte dort die Macht der Elemente ein ſeltenes Unglück angerichtet. Ueber die Hochwarte (7455 W. Fuß hoch, in den Sölkeralpen) war eines Tages um die Abendzeit ein Wetter im Anzuge und die Rinder flüchteten ſich von ihren Weiden in den „Pfrenger", einen von einer Mauer umgebenen, dachloſen Raum. Der Halter ſah die bleigrauen Nebel ſich heranwälzen, hörte das Getöſe des nahen Sturmes und ſuchte das Vieh noch ſchnell aus dem ſchutzloſen Pfrenger gegen die Halterhütte zu treiben, da lodert ein Blitz auf ... Als der Halter wieder zum Bewußtſein kommt, liegt er an der Umfriedung des Pfrengers und neben ihm liegt eine Anzahl todter Rinder. Ein Nebelmeer hüllt ihn ein, ein Regenſtrom ſauſt nieder auf ſeinen wirren Kopf. Erſt ſpäter gewahrt er zu ſeinem unbeſchreiblichen Schrecken, daß der Blitz aus ſeiner Heerde zwanzig Rinder erſchlagen hatte.

Ich habe den Halter geſehen, er trägt jetzt einen gedörrten, am Palmſonntage geweihten Weidenkranz auf dem Hute — das ſchützt vor dem Einſchlagen des Blitzes. —

Ich hatte auf meiner Wanderung in den Tauern zum Glücke ſehr ungünſtige Witterung; zwiſchen den Felsmauern von dichten, bleiſchweren Wolken eingehüllt, fand ich mich wie in einem Kerker. Zum Glücke! denn

dadurch wurde ich längere Zeit an jene Menſchen zum Studium ihrer Lebensweiſe gefeſſelt, während ich bei heiterem Himmel vielleicht zu bald über jene Gegend hinausgeeilt wäre.

So mußte ich auch eine Nacht wegen heftigen Regens und Schneegeſtöbers in einer Köhlerhütte zubringen. Am Köhler, der mich freundlich und mit einem gewiſſen Humor aufnahm, war ſonſt nichts Weißes, als ſeine Haare unter dem breitkrämpigen Filzhut. Als er mir einen braunen Laib Brot vorgelegt und einen Krug Waſſer dazu gebracht hatte, ſagte er: „Seids froah, daß 's do seids; übers Gamsgebirg war heunt ka Migligkeit, schauts on den stockfinstan Nebl, der war grod recht zan okugln. Na, ma därf sih nit gspoaßln, s' vageaht ka Summa, daß nit wer owolgg (abrutscht) — werds die hülzeran Kreuz scho sehn, wanns übri geahts übers Gamsgebirg. — Na, na, schauts nit so vazogg, so long, bis 's schöan wird, bleibts ba mir do; a Goasmilch, a Brot und aweng a Schmolz hon ih ah, und liegn thuats ba mir in mein Bett, ih gib eng schon a Pfoad, daß engere nit schworz wird."

Nach dergleichen gewiß ſehr liebenswürdigen Anerbietungen verließ er die Hütte und in wenigen Minuten darauf ſah ich durch das Fenſterlein ihn am vorüberrauſchenden Wildbach kauern. Er achtete es nicht, daß ihm die eiskalten Regentropfen in das Geſicht ſchlugen, war dieſes doch bald ſelbſt ſo hart und verwittert, wie die zerklüfteten Felſen oben, an deren Fuße die Tannen im Winde rauſchten. Der Mann beugte ſich nun gar über den Bach und griff mit weit ausgeſtreckten Aermeln in das Waſſer. Bald ſah ich es, er fing Forellen. Sehr heiter kam er mit mehreren Stücken in die Hütte zurück und ſagte, daß er nun ſchon ein rechtes

Nachtmahl für mich bereiten werde. Aber man müſſe bei derlei Zeug auf der Hut ſein, der Teufel führe den Fiſcher oft juſt im ärgſten Unwetter daher und ſo weit könne es leicht kommen, daß er, der Köhler, als Fiſchdieb ſeiner Stelle entſetzt würde!

Der Mann hat auch einen Sohn, der aber Tage lang nicht nach Hauſe kommt. Der, erzählte mir der Alte, klettere oben bei den Gemſen herum und grabe Speik; er lebe gerade nur von Wurzeln und Kräutern. Ich äußerte meine Beſorgniß, daß es in ſolchem Wetter für den Sohn auf den Felſen ja auch gefährlich wäre. „Ah, geahts weida!“ verſetzte hierauf der Köhler: „Wos enk nit einfollt! Glaubt's, weils dan enk nit geaht, geahts dan uns ah nit! Mir ſein mit die Gamſn geburn und aufgwochſn und an Einhoamiſcha kennt ſein Bodn und ſein Steig und ſollt nit. An oanzigsmol hots mih gworfn, in mein Lebn, ſelm aufm heiln (ſchlüpfrigen) Stodtpfloſta, wir ih als Flößer amol z' Graz bin gweſn! Derowegn grimts enk um mein Buabn nit, der is heunt guat oben in ara Klupfn (einer Kluft) und mocht eahm a Fuir. Morgn wird er ſcho kemmen, und wanns wöllts, führt er enk üba d Olm.“

Ich habe den Alten auch gefragt, wozu die Menge von Speik, die auf den Alpen gegraben wird, denn eigentlich verwendet werde? Darauf entgegnete er mir:

„Jo mei, zu wos wird er dann braucht wern! ins Wälliſche und ins Türkiſche geht unſa Speik do holt eini.“

Als es ſchon finſter war und die Forellen bereits luſtig am Herdfeuer kochten, ſprach noch ein großer, bärtiger Mann mit dichtem Lodenmantel und einem umfangreichen Korb auf dem Rücken ein. Er ſtellte den Korb auf

den Boden und machte ſich's auch ſonſt bequem. Der war ein Pecher. Das iſt Einer, der in den Wäldern das Tannen- und Fichtenharz ſammelt und daraus durch eine Art Deſtillation das Pechöl bereitet. Auch der treibt unerlaubtes Gewerbe, denn das Anhacken der Bäume, um daraus das Harz zu gewinnen, iſt verboten, weil dadurch das Wachsthum des Baumes ſehr leidet, ja ſogar das Abſterben desſelben herbeigeführt wird. Pecher, die den Händen der Förſtergehilfen entgehen, werden wohlhabende Leute, ſonſt aber werden ſie als Waldfrevler beſtraft.

Der Mann, welcher noch ſo ſpät in die Hütte gekommen war, hatte dem Köhler mancherlei zu erzählen, unter Anderem auch, daß man oben an der Wand das Gerippe eines Verunglückten gefunden habe.

„Hon mas wul denkt", meinte der Alte darauf, „daß Oana leit (liegt) oben, weils Wetta gor koan Fried geit (gibt). Schaufl'ts 'n ein wes (bald), daß mar a ſchöane Zeit kriagn, der Monn do will ah üba d Olm!"

Es herrſcht dort nämlich der Glaube, daß, ſo lange ein unbegrabener Verunglückter im Gebirge, kein günſtiges Wetter zu erwarten ſei. —

Es gibt viel wilde Leidenſchaft unter den Bewohnern jenes verlornen Gebirges. Die Menſchen leben zwar zuſammen in ihren Hütten, aber ſie lieben ſich nicht. Ihr Weſen iſt rauh; aber Eines lieben ſie in ſchrankenloſer Leidenſchaft und in dem ſind ſie Alle gleich; ihr einzig Sinnen und Sehnen hängt an der Büchſe und an der Gemſe. Wer einen Wildſchützen in der Dämmerſtunde lauern ſieht, wie er kniend, ſeinen „Stutzen" in der Hand, durch das Dickicht ſpäht, der wird das merkwürdige Bild nicht vergeſſen. Es iſt ein Unſtätes in allen Gliedern, ein

Zucken in den rauhen, finsteren Zügen und aus den blitzenden Augen flammt eine Mordluſt — nicht zu beſchreiben!

Jetzt kommt ſein Gegenſtand in die rechte Stellung, er fährt mit dem Stutzen langſam an die Wange — ſein Finger liegt am Hahn, aber noch bevor er abdrückt, kracht ein anderer Schuß und die Gemſe ſtürzt. Er ſpringt auf und ſtößt einen Fluch aus. Hat ihm der Jäger das Wild weggeſchoſſen? Gut denn, ſo gelte es den Jäger — er will nicht umſonſt geladen haben! Aber es war kein Jäger, ein Gefährte war's aus der Hütte. Den mag er nicht tödten, aber haſſen muß er ihn und zu guter Stunde ſich auch noch rächen. Und eben vom Wildern kommen die meiſten Feindſchaften zwiſchen den Holzleuten, Köhlern, und Speikern.

Und dieſe Feindſchaften ſind gar zähe, die halten — wenn ſich die Feinde nicht früher todtſchlagen — bis in die Greiſenzeit feſt. Glüht doch der Greis ſelbſt wieder auf, wenn er an das Wildern denkt, und wenn er ſich zum Todtenbette einen Prieſter herholen läßt, ſo iſt wohl ſeine erſte Frage an denſelben: „Hobs do auffa ka Gamſl nit gſehn?“

Ja, ſie ſagen es keck heraus, ſie machen kein Hehl, daß ſie „ſchießen“. Gott habe das Wild einmal für die armen Leute erſchaffen und nicht für die Großköpfe draußen, die ohnehin im Ueberfluß leben, und die Jäger ſeien nichts anderes als Diebe — die eigentlichen Wilddiebe, und wenn ein Jäger und eine Gemſe nebeneinander ſtünden, ſo ſolle man eigentlich zuerſt den Jäger und dann erſt die Gemſe niederbrennen! — Das iſt ſo die Anſicht dieſer Leute und bei Gott, es iſt ihnen Ernſt damit!

Der Jäger ist ihr Todfeind. Er ist nicht bei ihnen aufgewachsen, sondern kommt gewöhnlich immer von draußen herein. — Alle halten sie zusammen, um ihn zu verfolgen, es sind sogar Preise darauf gesetzt: „Bua", sagt der Vater zu seinem Sohne, „Bua, so long, as d ma kan Jaga durchprügelt host, därfst ma ka Mensch hobn!"

Aber dergleichen muß stets in strengster Vermummung gehalten werden, denn wenn der Jäger einen Wildschützen erkennt, so macht er sofort die Anzeige beim Gutsbesitzer und der Mann wird verhaftet und für Lebenszeit außer Arbeit gesetzt.

Der Jäger des Hochgebirges ist wohl durchaus nicht zu beneiden. Er gehört zwar zu den zahmeren, gebildeteren Menschen draußen im Thale, aber er darf bei ihnen nicht bleiben. Seine Waidtasche wird ihm angestopft mit Speck und Brod und Schnaps, und so muß er fort hinein ins Gebirge auf Tage lang, muß die Hirsche und die Rehe und die Gemse oder den Auerhahn ausspähen und hüten und wahren, — muß für die nächste Hofjagd des Gutsbesitzers sein Leben einsetzen. Ach was! der Jäger hat schon auch seine gehörige Portion Trotz bei sich; wenn er Pulver und Blei in die Waidtasche steckt, so denkt er dabei nicht an das Wild, welches er ohnehin nicht schießen darf, sondern an die Wildschützen! Er weiß gar wohl, daß er in Feindesland zieht und kehrt, mit Ausnahme beim Halter oder bei der Sennerin, in keine Hütte ein. Er hat in den Felsen seine Höhlen und Klüfte, da hinein begibt er sich, wenn die Nacht kommt. Er macht nicht einmal Feuer, denn das könnte ihn verrathen; auf einen Stein setzt er sich, verzehrt ein Stück Brod mit Speck und spricht der Schnapsflasche zu, — da drinnen ist Wärme und Leben, — Alles, was er

sich von den geselligen Menschen mitgenommen hat für dieses einsame Schlafgemach im Gebirge.

Nach solchem Abendbrote greift er noch einmal nach seiner Büchse, ob sie wohl im gehörigen Zustande. Sie ist sein Erstes am Morgen, sein Letztes am Abend, sein Freund und Liebchen; er hält sie noch lang' und fest in den Händen, bevor er einschläft. Dann schlägt er sich tief in seinen Lodenmantel und, das Haupt an den Felsen gelehnt, schlummert er ein. — —

So leben sie, die Menschen dort oben, in ihrer eigenen Welt voll Ursprünglichkeit und düsterer Größe — kalt und abgeschlossen für Alles, was uns erfreut und beseligt.

Eine Wildschützengeschichte.

Mitternacht ist vorüber. Es ist eine Frühlingsnacht, aber über die Alpen zieht eisig kalte Luft und die Hochwartspitze ist in dichten Nebel gehüllt. Man sieht in zweifelhaftem Schimmer einzelner Sterne nichts, als die matten Umrisse der Hochgebirge und hört nichts, als das ferne Rauschen des tief unten strömenden Wildbaches. Aber nun wird es plötzlich in einer Felsenkluft lebendig; ein Mann kriecht hervor und horcht. Noch schlägt der Auerhahn nicht, noch bricht auch der Tag nicht an, aber der Mann nimmt einen Schluck aus seiner Waidflasche, zieht den Ueberrock fester, hängt das Gewehr um und wandelt einen wohlbekannten Fußsteig über seichten, aber gefrorenen Schnee aufwärts.

Das ist der Förstergehilfe Josef. Er geht „auf den Hahn", nicht, um zu schießen, das steht dem Gutsbesitzer

zu, der zu einer großen Hahnenjagd auch bereits Gäste aus der Stadt geladen hat; Josef hat zu bewachen und geht heute eigentlich auf Wildschützen aus. Wohl schläft zu so früher Morgenstunde der Hahn noch, aber der Wildschütze ist schon wach und sicher auch schon irgend auf der Lauer; davon kann der Jäger überzeugt sein. Wildschützen gibt es gar viele in der Gegend und auch solche, die den Jäger mit derselben Kaltblütigkeit niederschießen wie das Wild. Josef passirte eben die Stelle, wo man vor zwei Jahren seinen erschlagenen Kameraden, den Jäger Simon gefunden. Der hatte einen Schuß in der Brust und die Splitter seines Gewehres lagen um ihn herum und steckten theilweise im zerschmetterten Schädel des Unglücklichen Josef stieß hier den Stock etwas fester in den Boden und ging ruhig weiter. Erst ein paar hundert Schritte davon blieb er stehen und horchte. Der Hahn meldete sich noch nicht, aber unten, unten in der Schlucht, da war es wie das Klopfen eines Ladstocks im Rohr. Josef beschloß, hier zu warten — er muß ja kommen. Plötzlich rauschte es über ihm in den Fichten und ganz nahe bei ihm meldete sich der Hahn. Das währt nun eine halbe Stunde, bis der Wildschütze heraufkommt, denn er kann sich nur während des Pfalzens nahen und muß in der Zwischenzeit stillstehen. Währenddem bricht der Tag an, es wird lichter und Josef verbirgt sich hinter einem Baum. Der Hahn pfalzt lustig weiter, der Jäger horcht nur den Schritten, die ihm immer näher kommen — er hört sie — hastig eilt ein großer, stämmiger Mann den Steig herauf und zieht die Büchse von der Achsel. In diesem Augenblick schweigt der Hahn. Josef kann dem Wilderer in das Gesicht sehen — er erkennt ihn, es ist der Köhler Hans. Der Hahn pfalzt wieder;

nun findet es der Jäger an der Zeit, hervorzutreten — plötzlich steht er vor dem Wildschützen und sagt kurz und fest: „Guten Morgen, Hans!“

Der ist etwas überrascht, faßt sich aber im Augenblick und erwidert ebenso kurz und trotzig: „Guten Morgen!“

„Du wirst nicht recht sein da, Hans“, meint der Jäger, „was willst denn hier thun?“

„Den Hahn werde ich mir schießen“, entgegnet der Andere und will langsam weiter.

„Wirst mir aber Deine Büchse geben müssen!“

In dem Augenblick schwieg der Hahn und flog ab.

Der Wilderer hatte seinen Stock zum Schlage gefaßt. Schon will der Jäger an das Gewehr greifen, da fühlt er sich getroffen; er ist wüthend — eine glückliche Wendung, ein fester Griff und niedersaust sein Kolben auf des Wilderers Rücken und Glieder, daß dieser das Gewehr ächzend fallen läßt und zu Boden taumelt.

Da liegt er und windet sich und das Blut fließt auf die Steine.

Josef starrt finster auf sein Opfer. „Hast jetzt genug, Hans!“

Keine Antwort.

— Ist er denn so schuldig, daß man ihn zu Grunde richten darf? — so frug es in ihm. — — Vielleicht hat den Mann die Noth getrieben, er hat viele Kinder zu versorgen. Die werden jetzt erwachen und sich um den Vater und um ein Morgenbrot umsehen, und — „steh' auf, Hans, es wird so arg nicht sein!“ rief der Jäger. Er bedauerte seinen Gegner; er kannte die Leidenschaft des Wilderns auch! War er doch selbst einer der berüchtigsten

Wilddiebe, bis ihn der Gutsverwalter nach aller fruchtlosen Strafe zum Forstgehilfen machte.

„Aber mach' keine blöden Possen, Hans, und geh' — sieh', da hast meine Hand, ich helfe Dir auf die Beine."

„Nein, Josef, das wird wohl genug sein, Du hast mir viel gethan!" preßte der Wilderer heraus und tappte wie ein Halbblinder nach der Dargereichten: „Das geht Alles so herum jetzt — ach, das ist arg — Du hast mir gar den Kopf eingeschlagen."

Der Jäger richtete ihn auf und ließ ihn wieder niedersitzen, daß er das Haupt an einen Rasen lehnen konnte.

„Der Hahn ist schon fort, gelt?" frug Hans, aber seine Stimme bebte.

Josef antwortete nicht, er trocknete das an der Hand hervorströmende Blut und legte Feuerschwamm in die Wunde.

„Ja, das hab ich gar nicht gewußt, daß Du so gut bist, Josef, und einen Schluck Branntwein, gelt, den gibst Du mir auch?"

Der Jäger reichte dem Wilderer seine Flasche, dann verband er ihm die Hand und frug: „Ist Dir nun besser, Hans?"

„Viel besser", murmelte dieser und schloß die Augen. Seine Brust wogte hoch — seine scharfen Mundwinkel zuckten.

Josef netzte die Schläfe des Verwundeten mit Branntwein. Hierauf richtete sich dieser langsam auf. „Aber gar so schlagen, Josef!" sagte er traurig und erfaßte des Jägers Hand: „Das ist wohl beinahe zu viel gewesen und Du kannst mir glauben, wir kommen auf der Hahnenpfalz nicht mehr zusammen."

„Laß das gut sein und geh' jetzt heim; wir haben nicht anders gekonnt und wollen das Heutige vergessen. Nur die Büchse, die mußt Du mir lassen, Hans, es ist meine Pflicht."

„Nein, Jäger, das mußt Du mir nicht anthun, schau und wenn ich Dir's abkaufen muß, ohne den Stutzen da —"

Er griff langsam nach dem Gewehr, sein Arm war noch matt — „Du weißt ja, wie das ist, Josef — ich könnte nicht leben; es ist ein Erbstück und immer meine Freude gewesen — so habe ich Dir — mit diesem Gewehr auch — den Jäger Simon niedergeschossen . . ." In diesem Moment kracht es und mit einem matten Schrei sinkt Josef zur Erde.

„Ha, er stürzt — ein prächtiger Auerhahn — ihr Hunde!" krächzt Hans, der nach dem Jäger geschossen, in wilder Lache auf. — Da knallt ein zweiter Schuß, aber oben im Dickicht — dießmal that Hans den Aufschrei und machte einen hohen Sprung — stürzte dann zu Boden. — Jetzt brauchte er die Ohnmacht nicht zu heucheln — ein dichter Blutstrom quoll aus seinem Schenkel.

Aus dem Dickicht eilte nun ein Mann in Holzhauerkleidung auf den Jäger zu; die Flinte ließ er sinken und riß sein Halstuch zum Verband entzwei. Dem armen Josef war nicht mehr zu helfen — mitten aus dem Herzen sprang der Strahl. — Fort vom Todten, mit einem schweren Fluch zum Sterbenden hin stürzte der Holzhauer. Er hatte Alles vom Dickicht mit angehört. Auch er war Wildschütze und sicher kein Freund des Jägers, aber solchen Frevel mitanzusehen, empörte ihn — sein Rachegefühl wuchs zur wilden Leidenschaft — hoch schwang er den

Kolben und ſchmetterte ihn nieder auf den Schädel des Köhlers.

Den Jäger mit durchſchoſſener Bruſt, den Wilderer mit zerſchmettertem Schädel — ſo hatte man die beiden Leichen im Walde gefunden. Nach Jahren erſt hat jener Holzhauer, als ein zum gemeinen Dieb herabgeſunkenes Individuum eingebracht, vor den Gerichten den wahren Sachbeſtand der Begebenheit geoffenbart.

Nach dieſen Abirrungen in Waldesdunkel nun wieder zurück in das ſonnige Thal und in die Schatten des Dorfes.

Der Feierabend.

Dort auf der Wieſe haben ſie ſich der Reihe nach aufgeſtellt und mähen. Voran die Burſche. Alle ſind in Hemdärmeln, die Röcke liegen weit, weit draußen am Weg unter einem Futterhaufen. Dort haben ſie um vier Uhr Morgens angefangen zu mähen, und ſeitdem ſind dieſe unzähligen Mahdenſtreifen da herein geworden. Nun, und nach den Burſchen kommen die Mädchen, ebenfalls in Hemdärmeln oder auch nicht, denn viele haben die Arme ganz bloß — haben nur ein Mieder und ein Kittelchen an, alles Uebrige haben ſie von ſich geworfen. Mancher Burſche guckt auf die Uhr; borgt ſich nämlich, iſt das Wetter ſchön, immer unſeres Herrgotts Sackuhr aus: Der Himmel iſt ſein Zifferblatt, der Sonnenſtern ſein Stundenzeiger.

Aber der Stundenzeiger iſt heute ein lahmes Ding; die Sonne macht doch gar zu heiß und die Senſe noch heißer. Und wie ſie noch dazu barfuß ſind — es wundert,

daß die Halme nicht zu sehr stechen! — Ei ja, ein blaues Schürzchen haben sie auch um, und da steckt ein Holzkumpf am Band, und in dem ist Wasser und ein Schieferstein. Mit dem Schieferstein wetzen sie zeitweise die Sense. Am Nachmittag und gegen Abend schärfen sie die Sense öfter, als am Vormittag, erstens, weil die Schneide wirklich schon etwas stumpf geworden und zweitens, weil die Mäher müde sind und sich beim Wetzen ein wenig aufrichten und ausschnaufen können, ohne daß es gerade wie ein Rasten aussieht. Die Erntezeit ist eine heilige, wichtige Zeit, wer da nicht wacker Hand anlegt, der ist ein Wicht. Die alte Anna, die ganz hinten nachhinkt, schärft heute schon in Einem fort die Sense. Das Mähen ist eine gar schwere Arbeit und die fünfundsechzig Jahre, die das Annalein mit sich schleppt, sind auch nicht leicht! Doch, es wischt sich den Schweiß von der Stirne und denkt dabei: In Gottesnamen! wird nicht ewig so dauern. Bin ich nur erst im Himmel, so leg' ich mich unter einen Lindenbaum und rast' mich sauber aus. Und hab' ich mich ausgerastet, dann leg' ich mich in's Heu und schlaf' bis zum hellichten Tag.

Anna ist schon sechzig Jahre im Rainhof. Als arme, fünfjährige Waise nahm sie der Bauer ins Haus auf, daß sie die Rinder und die Schafe weide. Im zehnten Jahre kam sie zu den Feldarbeiten und that Verrichtungen wie die andern Mägde. Als sie zwanzig Jahre alt wurde, sagte der Bauer zu ihr: „Anna, für die Erziehung bist du mir nun nichts mehr schuldig; wenn du willst, so kannst du zu einem Nachbar in den Dienst gehen, wenn du aber noch bei mir bleiben willst, so ist es auch recht, ich gebe dir den Lohn wie jeder andern Magd."

Und Anna ſagte: „Vergelt's Gott, Bauer, daß du mir's ſo gut meinſt, wenn es dir recht iſt, ſo bleib' ich da."

Und Anna blieb noch fünfundvierzig Jahre. Als ſie ſchon älter war, und auch bereits ein kleines Erſpartes in ihrer Flachstruhe hatte, kam einmal ein junger Bauernſohn zu ihr und ſagte, daß er ſie heiraten werde.

„Das kannſt du nicht ſagen", gab ſie ihm zur Antwort; „du biſt nur wegen meinen paar Groſchen da und hätteſt dann neben mir noch eine Junge. Ich nehm' dich nicht; ſei nicht böſe, deswegen biſt du ja nicht ſchlechter wie Andere!"

Bis in ihr ſiebzigſtes Jahr will ſie dienen, dann gedenkt ſie ſich in Ruhe zu ſetzen und dem Rainhofer ihren Sparpfennig zu geben, daß er ſie aushalte und verpflege bis zu ihrem Feierabend.

Sie denkt daran, wiſcht ſich den Schweiß und mäht wieder.

„Laßt es heut' gut ſein und macht Feierabend!" ruft es von einem Hügel herab.

Und bald darauf gehen die Leute um ihre Röcke oder was ſie ſonſt in der Arbeit weggeworfen haben, wiſchen die Senſen mit Futter ab und nehmen ſie über die Achſel. So ziehen ſie dann lachend und ſcherzend über den Hügel gegen das Haus.

Ihr kennt ja doch den ſteieriſchen Bauerhof, wie er daliegt breit und feſt und ſtolz mit ſeinen halb wagrechten, weit vorſpringenden Schindeldächern, mit ſeinen braunen Holzwänden und kleinen Fenſtern in denſelben! Vor dem Hauſe ſchießt ein kräftiger Brunnen aus der Röhre in den weiten und langen Holztrog — und der Brunnen rauſcht Tag und Nacht, Winter und Sommer

gleich fort und ist so frisch und klar und beständig und lebendig, wie das steierische Gemüth. — Hinter dem Hofe steht eine Reihe hoher, dichtbeästeter Tannen, damit der Blitz nicht in das Haus schlägt und die Alpenstürme nicht das Dach davontragen — es gibt wüstes Wetter da oben in den Gebirgen.

Aber heute guckt die Sonne durch die Tannenäste und macht die Dächer des Rainhofes silberglänzend und den Brunnen goldig wie Wein aus dem Unterlande. Und es kommt eine Magd und trägt Wasser in das Haus und scheuert damit die Bänke und Stühle und den Tisch und was sonst noch allwöchentlich gereinigt wird. Darauf kommt eine Schüssel mit frischer Kuhmilch auf den Tisch und der Bauer schneidet Brot hinein, und es kommen nun die Leute von der Wiese und setzen sich zur Schüssel. Ei, wie doch das Mähen so gesunde Mägen macht!

Und da die Jause verzehrt ist, knien sie Alle auf Schämmeln um den Tisch oder an die Bänke und der Bauer zündet eine geweihte Kerze an. Sofort machen sie das Kreuz und beten zusammen laut den Rosenkranz. — Es soll nicht sein, aber wer dieses Rosenkranzbeten zum erstenmale sieht und hört, dem wird es so wunderlich um die Milz, daß er fast auflachen muß. Das brummt und summt wie in einem Hummelnest. Einige schlafen zwar regelmäßig, dafür jedoch sind die Wachenden um so viel andächtiger, nur meine ich, dächten sie weniger an das Beten, als an das, was heute sonst noch Alles kommen soll.

Und heute ist Samstagabend, da kommt oft gar viel!

Unmittelbar nach dem Rosenkranz, der mit all seinem Anhange von Heiligengebeten und Litaneien mindestens eine halbe Stunde dauert, wird der Tisch wieder gedeckt,

und das Erſcheinen von Suppe und Sterz bewegt die Leute noch einmal zum Gebet:

„Was uns geſetzt wird auf den Tiſch,
Schickt uns der liebe, gute Herr Jeſu Chriſt:
Und Herr Jeſu Chriſt, ſei unſer Gaſt,
Geſegn', was du uns beſcheret haſt,
Und ſpeiſ' uns mit dem göttlichen Wort,
Daß wir ſatt werden hier und dort
In der ewigen Freud' und Seligkeit, Amen!"

Den älteren Knechten und Mägden ſchmeckt in der ganzen Woche hindurch kein Mahl ſo gut, als das am Feierabend — jetzt kommt wieder ein Tag zu eigen, ein Tag zum Ruhen.

Die Jüngeren aber verſpüren heute nur wenig Appetit zum Sterz und ſie denken auch an keine Ruhe.

Das Nachtmahl iſt vorüber, aber an die öſtlichen Berge ſcheint noch die Sonne und beim Nachbar ſtehen die Burſchen ſchon im Sonntagsſtaate auf dem Anger und ſingen den „Dreiſpannigen"

Der Dreiſpannige, das iſt ein wunderherrlicher Gebirgsjodler, der von drei Stimmen geſungen wird. Es gibt wenige Menſchen, die dieſen Geſang gehört und davon nicht ergriffen und entzückt geweſen wären. Die Geſangsvereine in der Stadt ſingen dieſen Jodler wohl auch; ſie geben ihm einen prächtigen Namen, thun Kunſt dazu, aber das Schönſte iſt weg. Und die Bauernburſchen kennen keine Noten und halten keine Proben. Steht ſo Einer da, dem hüpft plötzlich, er weiß oft ſelbſt nicht warum, das Herz in die Höhe — es iſt eine Freude aufgewacht, und die Freude hebt zu klingen an und es wird ein Jodler daraus. Gleich ſchlägt der Nebenſtehende mit an und ein Dritter noch fällt ein und „ſingt über". Das klingt hinaus durch

das Thal und die Felsen hallen es zurück, und über die Wälder zittert es hin all' das Freudige, das frei geworden im Menschenherzen!

So singen sie auch heute beim Nachbar drüben und die Buben im Rainhofe eilen sogleich auf die Bodenkammer; — nicht lange darauf, so stehen sie auch schon im Feiertag angethan bei den Andern.

Die Mädchen haben wohl länger im Hause und im Stall zu thun, aber sobald sie fertig, machen sie noch in der Dämmerung einen kleinen Ausgang über das Feld. Sie hören den Burschen zu oder singen wohl auch mit diesen um die Wette; nicht Juchhezer und Jodler bloß, auch Lieder — Lieder zum Spott, zum Trotz, zur Liebe.

„Berg auf bin ich a gonga,
Thal o bin ich a grennt,
Und do hot mih mei Diandl
In Juchhazn kennt!"

singt Einer beim Nachbar. „Jeſtl, dös is mei Franzl!" denkt sich die junge Weidmagd, welche gerade ein Maßliebchen erpflückt. Sie sagt nichts darauf, sondern singt:

„Gelt, Buaberl, liebst mih,
Wannst mih liabst, kriagst mih,
Wannst mih treu liabst,
Kannst mih hobn, wannst mih kriagst!"

Diesen Spott läßt sich der Andere drüben nicht gefallen, gleich weiß er eine Entgegnung:

„Host mih vierzehn Tag gliabt,
Host dih drei Wochn gschomt,
Und ih hät a so de kurze Zeit
Ah nit volangt!"

Hinter dem Rainhofe steht eine Linde mit einer Holzbank. Dort sitzt die alte Anna und horcht dem lustigen Sange zu. Es kam ihr heute kein Schlaf, wie sonst nach

dem Essen; sie hätte schier auch ein wenig über die Felder gehen mögen, aber sie setzte sich nur unter den Lindenbaum.

Es gab nicht Ein Liedlein in der Gegend, das Anna nicht wußte, sie hatte dieselben ja auch alle einst gesungen. Sind oft liebliche Feierabende gewesen — der Ferdl hat eine wunderschöne Stimme gehabt. Nein, das schwarze Schnurbärtlein und der rothe Brustfleck steht gar Niemandem so gut, als dem Ferdl. Der sitzt neben ihr und thut eine Frage, und sie legt den Kopf an seine Brust . . .

Anna zuckt auf. — „Jetzt hab' ich schon wieder geträumt", sagt sie zu sich selbst, „du liebe Zeit — just, als ob er dagewesen wäre und mir was gesagt hätte. Er liegt schon vierzig Jahr' im Grab."

Anna legt die Hände übereinander. Es ist ganz dunkel geworden. —

Der Bauer steht an der Hausthür und schreit nach den Mägden, daß es Schlafenszeit sei. Und diese eilen schäkernd zum Hause zurück und in ihre Kammer.

Das Fenster am Bett läßt Jede offen — die Samstagnächte sind auch immer viel wärmer, wie andere. Es kommt heute aber noch Jemand in die Mädchenkammer. Es ist ein alter Mann, der einen jungen Haslinger bei sich hat. Er geht zu jedem Bett und hebt bei einzelnen sogar die Decke etwas auf, macht dann die Fenster zu und geht wieder fort. —

Das war der Bauer, der in seinem Hause über die Sittlichkeit wachen muß, besonders in der Samstagnacht. — Und wenn auch der Bauer noch jung ist, er muß in solchen Nächten in die Mädchenkammer — die Pflicht gebeut es!

Aber für den Leſer ſchickt es ſich nicht, daß er in dieſer Kammer verweile, ich führe ihn alſo wieder in das Freie zu den Burſchen.

Die Sterne oben funkeln und lachen ſich mit ihren glühenden Augen ſo an und rücken zuſammen — iſt denn auch bei Euch die Liebe daheim, ihr holden Steinlein? Im Graſe hüpfen noch die Heupferdchen und ſchreien, und die Grillen geben darauf Antwort und alle Thautropfen ſind lebendig. — Iſt doch das ein heiteres Leben allüberall!

„Hiazt ſchauts amol de Sterndln on,
Wia ſ' gegn oanonda blinzln thoan,
Se kema zſamm, hiazt buſſln ſ' ſchon,
Die Großn kinnen s und die Kloan!"

So ſingt Einer und ein Anderer zieht eine Holzpfeife hervor und bläſt die Arie nach, daß es weit und breit in den Bergen klingt.

„Na, meina Seel, wanns d Engl hörn,
Daß inſa Hanſl Muſi mocht,
So follt a nuhes (bedeutendes) Trinkgeld aus,
Sie tonzn enk die ganze Nocht!"

So wieder ein Anderer und ſchlägt dem Blaſenden auf die Achſel und jauchzt. —

Jetzt ſtehen ſie einmal ruhig und horchen, ob nicht auch auf den andern Bergen Jemand ſingt, denn in der Samſtagnacht ſollen die Burſchen eigentlich alle lebendig ſein, ſonſt — gedeiht das Korn nicht.

Heute aber iſt es vorläufig noch ſtill jenſeits des Thales. Von der Waldſchlucht herauf rauſcht der Bach und in einem jenſeitigen Gehöfte ſchlägt der Kettenhund an. —

Es ist auch schon geschehen, daß die Burschen verschiedener Dörfer oder Gemeinden, wenn sie in der Nacht zusammenkamen, heillos gerauft haben. Wie das zugeht? Ja, das geht anfangs so heiter und gemüthlich hin, sie singen, sie scherzen, sie „heißen einander was"; — plötzlich fordert Einer den Andern heraus, es entsteht ein Streit, sie raffen Knittel auf, brechen Zaunspalten ab und hauen auf einander ein. Und wenn Einer todtgeschlagen ist, so geht der Andere zum Gericht und sagt: „Sperrt mich ein, ich hab' Einen umgebracht."

„Oho! und warum denn?"

„Ja, ich weiß es nicht mehr recht. Er hat halt gesagt, sein Mädl, das wäre schöner als mein Mädl, und das meine wäre nichts werth und —"

„Nun, und was hat er denn noch gesagt?"

„Ja, sonst nichts mehr, weil ich ihn gleich niedergeschlagen habe." —

Weit öfter jedoch dient die Samstagnacht zur sinnigen, und auch oft zur ausgelassenen Freude.

Die sinnige blüht stets am Fensterlein des Liebchens, dessen Geheimnisse nicht verrathen werden dürfen. Die ausgelassene Freude spielt nicht selten Bauernhöfen, an welchen die Nachtschwärmer vorüberziehen, arg mit. Da kehren sie entweder den Brunnentrog um, oder tragen einen Leiterwagen auf das Dach und hängen ihn an den Giebel, oder sie verstehen gar, die Hausthür aus den Angeln zu heben und davonzutragen.

Da haben sie dem Franzbauer einmal was Merkwürdiges angethan. Der that oft groß mit seiner Wachsamkeit, und daß ihm in der Nacht Keiner ins Haus käme. Er sperre zwar nicht zu, das sei ihm zu schmutzig

— ſein Wächter ſei eben der Haslinger und mit dem anzubinden, habe ſich noch Keiner unterfangen. Und richtig, mit dem Haslinger hat auch Niemand angebunden, aber ſich ſelbſt und ſein Bett fand der Franzbauer eines ſchönen Sonntagmorgens unter einer großen Fichte im Breitwalde und die Spatzen flogen um ihn herum und pfiffen ihm allerhand Spott in die Ohren.

Am luſtigſten und lauteſten geht es noch in den Herbſtfeierabenden zu, wenn die Burſchen ihre „Schnalzgeißeln", Knallpeitſchen, hervorholen. Das klappert und knattert in allen Enden und Ecken mit Hallen und Schallen, lebendig, wie in einer Schlacht und doch regelmäßig, wie Glockengeläute. Das iſt eigenthümlich ſchön. So lange aber das Getreide nicht in den Scheuern iſt, darf keine Schnalzgeißel knallen, denn das erſchwert die Wolken und aus jedem Knall und Wiederhall werden neun Schloßenkörner. — (Weiteres über die „Schnalzgeißeln" folgt in einem eigenen Kapitel.)

Erſt wenn der Morgenſtern aufgeht, wird es ſtill und die Burſchen ſuchen ihre Betten auf. Dann ſchlafen ſie, bis die Sonne in die Kammer ſcheint. Bei den Mägden iſt es anders, dieſe müſſen auch an den Feiertagen früh auf, weil ſie die Melkkühe und die Frühſuppe zu beſorgen haben.

Auch der alte Rainhofer iſt kein Siebenſchläfer; es gibt nichts Geſünderes, behauptet er, als ein goldener Sonntagsmorgen. — Und ſo iſt er auch heute ſchon im Freien. Neu, friſch und grün liegen ſeine Felder und Wieſen da und die Schwalben fliegen luſtig zwitſchernd um den Hof.

Dort an der Lindenbank ſitzt ſchon die alte Anna, lehnt ſich an den Baum und betet ihr Morgengebet. Der Bauer tritt hin zu ihr und redet ſie an, aber ſie gibt ihm keine Antwort.

Anna ruht mit geſchloſſenen Augen am Lindenſtamm; ſie hat Feierabend gemacht. —

Sonntagsruhe.

Hei, jetzt will ich euch erzählen, wie im ſteieriſchen Lande die Sonntagsruhe ausſieht.

Ein ſteieriſcher Bauernſonntag.

Die Sonne möcht's ja auch wiſſen und lugt ſo ſchelmiſch herauf über den blauen Zug des Wechſelgebirges, und ſo ſchön röthlich ſcheint ſie hinein durch die kleinen Glasſcheiben in die morgendliche Stube, und legt ihre goldigen Tafeln auf die braune Holzwand, oder auf den Großenleut-Tiſch, oder auf das bereits geſchichtete Bett des Ehpaares. Die Wieſe vor dem Hauſe iſt völlig bläulich vor Thau und da glänzt und glitzert es, als wie wenn alle Hälmlein und Blättlein eitel Silber wären. Gott ſei Lob und Dank, daß es aber nicht wahr iſt. — Die Rinder und die Schafe warten ſchon an der Stallthür und ſehnen ſich nach dem Frühſtücke auf grüner Au, ſie möchten auf die fette Weide — gewürzt und aufgefriſcht durch den liebholden Thau.

Langes Schlafen iſt ſonſt auf dem Land eine große Schande, aber heute am Sonntag mag ſich das arme Vieh lange ſehnen nach der Stallthür, — es will keine

Kuhmagd hervor zum Melken, und der Bub, der Halter — o jerum! der duſelt noch friedlich im Neſt.

Aus iſt er geweſen in der Nacht, der Waſtel der ſchlimme, man ſiehts ja wohl, wie er mit ſammt den Kleidern ſchläft, und mit ſammt den naſſen Schuhen!

Und gefliſſentlich ſag' ich's euch ins Ohr: Der Waſtel iſt nicht allein ausgeweſen — all die andern Burſchen auch. Bis in die Mitternachtsſtunde hinein ſind ſie mitſammen gegangen, und haben geſungen und gejauchzt, daß es lebendig iſt geworden im ſtillen Wald — haben zuletzt ja gar die Bäume und die Felswände geſungen und gejauchzt. Die Bäume gar? Warum denn nicht, ſie ſind ja jung und grün und haben geſpitzte Hüte auf mit großen Federbuſchen; Lieb', dasſeb' iſt freilich wahr, Lieb' haben ſie keine im Herzen. Ei, vielleicht aber doch, das können wir nicht wiſſen.

Um die Mitternachtszeit, da gingen die Burſchen auseinander.

Der eine oder der andere ſang.

„Juchhe, wie iſt die Nacht ſo ſchön!
Bub', haſt a Schneid, kannſt mit mir gehn.
Und haſt ka Schneid, kannſt draußen bleib'n,
Will mir die Zeit allein vertreib'n!"

Und nun — ich ſoll's nicht recht verrathen — ſuchte jeder ſein Fenſterlein auf; nicht das, hinter welchem ſein redlich eigen Bett ſteht, ſondern das, hinter welchem ſo ein holdſelig Mägdelein gucket, weil — — ich denk', wir reden nicht weiter davon.

Aber das Eine nimmt Wunder: Der klein' Halterbub, der zur Winterszeit noch in die Schule geht, ſteigt auch ſchon herum und weiß trotz Nacht und Nebel alle Wege und Stege ganz genau.

's hat ſich ſchon zugetragen, daß hernach ſo ein Burſche ſchier die Zeit verſchlafen hat hinter dem fremden Fenſterlein, und daß der Morgenſtern verwundert durch die Scheibe hineingeluget: Ei der Tauſend, was hat ſich denn die Magd heut für einen ſpaßigen Kopfpolſter genommen!

Es iſt auch unſerem Waſtel nicht viel anders ergangen; juſt, daß ihn der Haushahn noch zur rechten Zeit geweckt, aber er hat ſchon im Morgenroth nach Hauſe gehen müſſen. Deswegen hat er ſich mitſammt den Kleidern und den naſſen Schuhen in ſein Bett gelegt.

Ein heilig Glück, daß heute Sonntag iſt, anſonſten wäre der Hausvater ſchon längſt mit dem Stecken dageweſen; ſo ein zäher, wiſpernder Stecken iſt ein ſicheres Mittel gegen feſten Schlaf.

So laſſen die Knechte und Mägde heute den Hahn krähen und den Morgenſtern gucken, und erſt wenn die helle Sonne die leicht geſchloſſenen Augenlider durchdringt, wachen ſie auf und reiben ſich die Schläfe.

Die Küchenmagd iſt die fleißigſte, die kocht die Morgenſuppe zur gewohnten Stunde. Heute nimmt ſie mehr Milch und macht die Suppe fetter, denn es iſt Sonntag. Nach und nach trödelt wohl auch der Tomerl in der blauen Unterhoſe daher und ſetzt ſich auf den Herd, und die Magd muß ihm gleich, aber gleich ein Hemdknöpflein einhäkeln; wie ſchon oft was reißt, wer kann dafür!

Hernach kommt der Hanſel und der Seppel und es kommen die Andern und ſie gehen hinaus zum friſchen plätſchernden Brunnen und halten ihre Köpfe unter das ſprudelnde Rohr und trocknen dann das Geſicht mit den Hemdärmeln und kämmen die Haare mit den Fingern. Ei, die Jüngeren haben wohl ihre zierlichen Kämme und

glätten damit die Haare schön sorglich über die Stirne herab, bis zu den Brauen, bis zu den Augen — mein Gott, wie weit sie halt langen. Zu allerletzt steigt wohl noch der Wastel hervor, wetzt sich gähnend die Augen und stolpert dabei völlig über einen Streublock, der mitten im Hofe liegt 's ist schier gut, daß er heute nicht in die Kirche geht, sondern an ihm die Reihe ist zum Haushüten.

Die Kirchengeher aber steigen nach der Toilette am Brunnen auf den Dachboden, wo sie ihre „Kleidertruhen" haben, und ziehen sich an. Ein schneeweißes, weitärmeliges Hemd mit blauen Randstreifen, eine enge, kurze Gams lederhose mit grünen Strümpfen und hohen Bundschuhen einen dunkelrothen Brustfleck mit grünen Hosenträgern darüber, ein hellfarbiges seidenes Halstuch — dann darauf den hohen, breitkrämpigen Filzhut mit grünem Band, Gamsbart und Federbusch. Wer eine Uhr mit Schildkrötengehäuse und Packfongkette hat, der hängt sie an; wer ein Messer- oder Gabelbesteck besitzt, der thut es in den dazu gehörigen Scheidensack an der rechten Seite der Lederhose. Und das Geldbeutelchen — voll oder leer — darf heute zum Sonntag nicht daheim bleiben. Hernach ist noch ein allfällig Schnurbärtchen zu wichsen und zu drehen übrig — und der Sonntag ist fertig und der Mann dazu.

Wär' schon recht, von den Burschen wüßten wir's; nun aber die Mädchen und Mägde. Die haben ihre eigene Bodenkammer und lassen sich eine lange Weile nicht sehen; wenn sie hervorkommen, haben sie schon das kurze, bunte und ein wenig gesteifte Kittelchen an. Die Schühlein sind zierlich und niedrig, und — wenn ich's nicht wüßte, so könnt ich's nicht sagen — die Strümpfe sind schneeweiß und haben oben rothe Maschchen. Die Schürze ist blau

und nicht zu lang und nicht zu breit; nur die Alten tragen sie noch in einer Ausdehnung, daß sie hinten zusammensteht. Das Jöpplein ist braun oder schwarz und ist vorne wohliebsam so weit offen, daß man das rothe Mieder und das weiße Hemdchen sieht. Ein wenig weiter oben ist schon das steierische Kröpflein. Die Haupthaare sind glatt nach rückwärts gekämmt und in ein Kränzlein geflochten oder durch ein dunkelfarbiges Kopftuch eingebunden. Wenn ihr leicht noch was wissen wollet, so höret: Nun suchen sie sich aus ihrem Schrank, der inwendig mit Heiligenbildern beklebt ist, das weiße Handtuch, das schwarze Gebetbuch und den braunen Rosenkranz hervor, und jetzt — die Küchenmagd hat ein Spiegelchen, — da thäten sie wohl Alle bitten!

Die Bäuerin geht auch in die Kirche; ihre Tracht unterscheidet sich von der der Mädchen dadurch, daß das Kittelchen ein wenig länger, das Jöpplein ein wenig faltiger und das Kröpflein ein wenig größer ist. Silberne Halsketten tragen die steierischen Gebirgsbäuerinnen nur selten. — der Alpengrund, das ist ein spröder, harter Boden, da wächst nichts dergleichen auf.

Der Hausvater zieht feierlich die lange, schwere, faltige, dunkelgrüne Sonntagsjoppe an, die bis zu den Waden hinabgeht, und von der die Sage ist, daß sie sechsunddreißig Schneider in neun Wochen verfertigt haben und daß, als sie fertig war, ein Aermel herausfiel und sieben Schneider frisch und gesund — mausetodt erschlagen habe.

Nach der Frühsuppe, die Alle gemeinsam und mit gehobener Stimmung verzehren, sagt der Bauer zum Wastel und zur Kathrin, die daheimbleiben: „So Leutl, seid schön

brav beiſammen, that mir fleißig Haus hüten und zur Hochamts-Zeit den Roſenkranz beten!“

Die Bäuerin richtet noch Sterzmehl und Schmalz, daß ſich die Haushüter eine Jauſe kochen können, dann macht ſie mit ihrer Hand ein Kreuz gegen den Herd, daß kein Feuer auskommt, und dann gehen ſie fort in die ſtundenweit entfernte Pfarrkirche.

Nun iſt es völlig leer und ſtill im Hauſe, nur den Brunnen draußen hört man plätſchern; der plätſchert Tag und Nacht, Winter und Sommer, der hat zur Wiege des Großvaters geplätſchert, und der wird es in ſpäten Jahren zum Brautgang des Urenkels thun, da iſt allweg Waſſer auf der Mühle — der Brunnen im Bauernhofe bedeutet ja völlig die Ewigkeit.

Heute geſellt ſich zum Plätſchern auch noch das Schellen der Kuhglocke; die Rinder ziehen auf die Weide und der Halterjunge ſchnalzt luſtig mit der Peitſche und jauchzt und ſingt:

„Juchhe, Buben, bitt' euch ſchön,
Steht's nur bald auf;
Die Uhr hat ſchon ſechs geſchlag'n,
Luſtig friſch auf!

Seid's alle neun ſchon da,
Lauft's nur brav zua,
Urberl, mußt voraus gehn,
Luſtiger Bua!

Schaut's nur, wies funkeln thut,
Schaut's nur, wie's glanzt,
Schaut's nur, wie's Vögerl,
Um den Holzbirnbaum tanzt!

Das iſt die Sonntagsfrüh,
Luſtig friſch auf,
Pfeifet, und thut einen
Juchhezer drauf!

Die Kathrin iſt im Hauſe beſchäftigt und ſchlägt ſich gar eine Weile mit den Hühnern herum, die ihr heute die Eier zu der Hüterjauſe vorenthalten.

Endlich ſchlägt die Hänguhr die neunte Stunde, da wirds, weil in der Kirche jetzt das Hochamt beginnt, Zeit zum Roſenkranzbeten.

Die Kathrin zündet eine geweihte Kerze an; der Waſtel langt den großen, braunen Haus-Roſenkranz von der Wand, der ohne den rieſigen „Glaubengottvater" völlig ein Pfund wiegt und ſonſt nur von dem Hausvater gehandhabt wird. Dann knien die zwei Perſonen zum Großenleut-Tiſch. Er beginnt den Roſenkranz, plaudert alle fünfzehn Geheimniſſe aus und betet vor; ſie betet nach. Das geht gar ernſthaft zu. Sie rückt ein klein wenig näher zu ihm, daß ſie am Roſenkranz auch die Korallen mitzählen kann; er rückt ein klein wenig näher zu ihr, daß ſie keine überſieht. Ich weiß nicht warum, aber jetzt gibt er ihr einen leichten „Pfuff" mit dem Ellbogen; ſie läßt ſich ihre grüne Seite auch nicht umſonſt ſtoßen und thut mit ihren Ellbogen zurück — hernach heben ſie gar all' beide zu kichern an, und irren ſich zuletzt in den Korallen der Betſchnur und jetzt wiſſen ſie wahrhaftig nicht, iſt der Roſenkranz ſchon aus, oder hat er erſt angefangen.

„Geh, du Unend (Schelm)", grollt die Kathrin, „gib Fried und jetzt bet'!"

So fangen ſie denn wieder rechtſchaffen ernſthaft an. Dauert nicht lang, kichert er wieder.

„Du Schlingel du", ſchilt ſie, „wenn du ſonſt nicht ernſthaft ſein kannſt, ſo denk an die armen Seelen, die haben gar nichts zu lachen, die ſind im Feuerofen!"

So ſagt ſie und macht ein völlig trauriges Geſicht, dabei ſtößt ſie auch ſelbſt das Lachen inwendig wie ein junges Böcklein, und ſie meint, ſie kann ihren Mund wahrhaft Gott nicht genugſam zuſammenhalten, daß er nicht gählings auseinanderplatzt.

„Aber jetzt geſcheidt!“ ſagt ſie endlich, „wo ſind wir ſtehen geblieben? Ja richtig, beim heiligen Geiſt geſendet hat.“

Nun beten ſie wieder ſo fromm und ruhig ein hübſches Weilchen fort, ſchau, da hebt ſie an zu kichern und jetzt iſts aus, ſie lacht laut auf. Der Burſch ſtößt die Dirn, die Dirne ſtößt den Burſchen, zuletzt fangen ſie gar zu häckeln und zu ringen an und reißen dabei die Roſenkranzſchnur ab, daß die Korallen alleſammt unter den Tiſch hinabkollern.

„Nu jetzt haſt es!“ ſchreit die Kathrin, „hab' mir's eh denkt, daß du kein' Fried geben wirſt, bis nicht was geſchehen iſt. Jetzt rutſch herum da unten im Winkel und klaub die Dinger zuſamm! Was der Bauer dazu ſagen wird, möcht ich wiſſen! Das Geſcheiteſt iſt, wir hören ganz auf zu beten, nachher können wir uns auslachen und aushupfen wie wir wollen!“

Sie hören wohl auf, aber — 's iſt ein merkwürdig Ding — jetzt iſt alle Lach- und Scherzluſt wie weggeblaſen.

Nun geht die Kathrin zum Herd und kocht — weil mittlerweile eine Henne gnädigſt ein Ei geſpendet — die „Hüterjauſe“, einen vortrefflichen Sterz.

Sie ſetzen ſich zuſammen und eſſen. Der Waſtel haut ein, der Sterz iſt brav geſchmalzen; die Kathrin kocht nicht ſchlecht, das wär' eine tüchtige Hausfrau. Iſts vorbei, ſchickt die Kathrin den Waſtel mit der Reige zum Halterjungen auf die Weide.

Und ſie ſelbſt beſchäftigt ſich wieder beim Herd, um das Mittagsmahl für die Kirchleute vorzubereiten. Dabei ſingt ſie, denn das Liedelſingen, das kann ein ſteieriſches Dirndl nicht laſſen.

Jetzt klopft es an der Thür!

„Herein, herein.

Wird kein Schöner nicht ſein!“

ruft Kathrin: „Jeſſes der Natzl!“ ſchreit ſie dann auf, da ein junger, ſchmucker Burſche zwiſchen die Thür guckt, „geh nur her, Natzl, magſt leicht gar einen Sterz!“

Er bringt ein Bündelchen mit; da hat er ſeine Wäſche drin, die ſoll ihm die Kathrin — wies ſchon der Gebrauch iſt — waſchen und flicken. Der Natzl iſt nicht ihr Bruder und auch kein anderer Verwandter von ihr, er iſt — fragen wir ſie nicht, ſie thät roth dabei werden und ſie ſagts nicht gern. Uebrigens haben ſie wohl ſchon ihre erſparte Sachl. Sie neun Gulden, er fünfundzwanzig Groſchen — da werden ſie ja heiraten.

Die Hänguhr geht über all das ihren gleichen Gang und ſchlägt nun die zwölfte Stunde.

Das Kraut und die Knödeln ſind fertig, da kommen auch ſchon die Kirchleute nach Hauſe. Sie ziehen behäbig ihre Röcke aus, daß man wohl auch die weißen Hemdärmeln ſieht, die ſie geſtern nicht angehabt haben und die ſie morgen nicht anhaben werden.

Sie ſummen und brummen völlig in Wohlklang das Tiſchgebet, aber der muß ſchon ein guter Chriſt ſein, der davon ein Wörtlein verſteht.

Wie ſie ſich zum Tiſch ſetzen, ſagt der Hausvater: „Ei nu, was iſt denn heut mit dem Roſenkranz geſchehen? s hängt ja ſchier keine Koralle daran!“

„Ja die Katz, das Schindvieh!“ ſchreit die Kathrin, „ſchleicht mir, derweil ich die Knödeln mach, in die Stube und beißt richtig die Betſchnur ab!“

Der Waſtel ſchneidet bei dieſen Worten eifrig das Suppenbrot auf — er mag jetzt nicht ſeitwärts lugen. —

Am Herde hat ſchon wieder die Hausfrau das Regiment ergriffen. Wie das Fleiſch kommt, machen die Knechte hellſtrahlende Augen; heut' iſt Sonntag, da kriegt jeder ein gut Stückel mehr, als an den Wochentagen. Den Topf in der Mitte des großen Tiſches, nimmt Jeder ſeinen Theil durch den breiten Holzlöffel gleich geradewegs in den Mund. Das Ganze geht mit einer gewiſſen Feierlichkeit vor ſich; die Leute beſprechen unter einander des Pfarrers heutige Predigt und was auf dem Kirchplatz die Aepfel gekoſtet haben.

Nach dem Eſſen geht der Hausvater ein wenig auf die Felder; die Hausfrau plaudert mit einer Nachbarin, und die Mägde beſſern ſich und den Burſchen die Werktagskleider aus und ſingen dabei oder erzählen ſich Rauber- oder Geiſtergeſchichten.

Die Knechte aber, weiß Gott, die hat ſchon all wieder der Geier. Zum Theile haben ſie ſich hinaus auf das friſche Heu begeben und holen den in der letzten Nacht verſäumten Schlaf nach; zum Theile ſind ſie zu den Nachbarshäuſern gegangen und thun luſtige Spiele untereinander, als Kegelſcheiben oder Schnalzen, oder Ringen, oder Scheibenſchießen u. ſ. w. Und gegen den Abend hin ſchleichen ſie gar ins Wirthshaus,

Und treiben ein luſtig Lumpen
Beim Karten- und beim Gläſerſpiel,
Wenn's Dirndl an der Seite ſitzt
Und mit den Aeuglein blitzt.

Und trinken sie sich Affen,
Sie gehen drum nicht schlafen.
Sie trinken lustig d'rein und d'rauf,
Und über ein lustig Lumpen,
Da steht einmal nichts auf. —
Das Geldl leicht verjugen,
Man lebt ja doch nicht alleweil,
Und kommt einmal der Ripperlhans,
Ist's Lumpen eh vorbei.
— Der Pfarrer, der sagt freilich,
Es thät uns noch der Teufel holn!
Nu, z'wegn dem Bisserl Teufel
Gibts doch kein' Traurigkeit,
Und holt er uns noch diese Nacht,
So trinken wir mit ihm Bruderschaft!"

Zuweilen kommt es auch so weit, daß der Spaß ernst wird, daß sie Stuhlfüße abreißen und dreinhauen.

Traute Geschichtchen, lustige Lieder und Räuschchen gibt es jeden Sonntag, das läßt sich nicht läugnen. Aber nicht jeden Sonntag schlagen sie sich die Rippen ein, da muß schon ein besonderer Festtag sein.

Der Hahnenschlag.

Eine Volksbelustigung von Einst und Jetzt.

Ihr guten, ihr vortrefflichen steirischen Kapaunen! Wie lasset ihr euch's wohl sein, euer Lebtag lang; wie lasset ihr euch förmlich ausstopfen mit allen erdenklichen irdischen Genüssen, bis ihr endlich auf dem Tische des Reichen in silbernen Schüsseln pranget!

Wie ganz anders ist es eueren Voreltern ergangen!

Von Hahnenkämpfen und Turnieren will ich nichts sagen; auch für dieses gefiederte Geschlecht ist die Zeit des Ritterthumes längst vorbei und paart sich heutzutage der

junge Hahn lieber mit der Henne, als ſich mit und gegen ſeinesgleichen an Muth und Körperkraft zu üben.

Weniger fern ſind die Tage grauſamer Verfolgung und Schlächterei, die Tage des Hahnenwurfes.

Die Sache verdient eigentlich ihretwillen nicht aufgeſchrieben zu werden, dazu wäre ſie viel zu niedrig und zu erbärmlich, gleichwohl man ſagt, daß ſie in einzelnen Winkeln unſerer Steiermark heutzutage noch in ihrer urſprünglichen Weiſe geübt werden ſoll. Hingegen verdient der Gegenſtand immerhin als culturhiſtoriſcher Factor öffentliche Beachtung.

Hei, horchet und luget, es iſt ein Feſt im Orte. Iſt Brecheltag, oder Weinleſe, oder Hochzeit, oder gar Primiz? Das freut uns, iſt es was immer, wir wünſchen Glück und viel Vergnügen.

Siehe, dort auf der ebenen Angerfläche verſammeln ſich die Leute, und ſie ſingen und jauchzen und trinken Wein, und die Burſchen ſchäkern mit den Mädchen, denn unſere wackeren Landsleute all — es zeugt von gutem Blut — ſie halten unverbrüchlich feſt an der dreifarbigen Fahne mit dem Wahlſpruch: Wein, Weib und Geſang.

Der behäbige, glattraſirte Mann dort mit den Silberknöpfen über der Bruſt, das iſt der Dorfrichter. Iſt eigentlich ein zweifach Weſen, der Dorfrichter: Als Richter beſchließt er die Ausführung, als Ortspolizei führt er den Beſchluß aus. So commandirt er auch heute, daß ſich die Leute in einem weiten Kreiſe um den Anger herum aufſtellen ſollten und legt ſofort perſönlich ordnende Hand an, bis der Kreis richtig gezogen iſt.

Welch' ein Gackern und Flattern auf einmal! Ein Federvieh wird herbeigeſchleppt, ein fetter Hahn. Ganz in

der Ordnung, zu einem guten Trunke schickt ſich ein guter Biſſen. Gefehlt diesmal. Der Hahn wird nicht kunſtgerecht geſchlachtet, um ſofort in die Bratpfanne zu fallen. Ein haarborſtiger Junge macht ſich dran, knüpft einen langen Strick an ein Bein des Federviehes und befeſtigt das andere Ende des Strickes an einen Pfahl. Hei, wie das jetzt ein Getanze und ein Geflatter iſt in weiter Runde! und was nützen dem Thiere die Flügel, wenn ihm das Bein gefeſſelt iſt! Ach, der arme Hahn, er hat ſie Alle, die um ihn herum nun jubeln und johlen, er hat ſie ſelber geweckt heute zu früher Morgenſtunde mit ſeinem hellen Schrei, hat — zum Unheile ach! auch jenen gelbhaarigen, ſommerſproſſigen Burſchen geweckt, dem ſie dort mit einer blauen Schürze die Augen verbinden, und dem ſie jetzt einen Dreſchflegel in die Hände geben.

So zugerichtet und ausgerüſtet ſteht der Burſche da, und Alle ziehen ſich nun von ihm zurück, und nur er in ſeiner Blindheit und der Hahn in ſeinen Banden ſtehen auf dem weiten Platze.

Die Zuſchauer werden ſtill, ſie liſpeln und flüſtern bloß und tragen ſich in großer Erwartung. Nun gilt es, daß der blinde Burſche mit dem Dreſchflegel das Thier treffe. Er naht, er ſchwingt den Flegel — der Hahn weiß geſchickt auszuweichen und der Schlag dröhnt auf dem leeren Boden. Mehrmals flattert das Thier um den Pfahl, daß die Federchen in der Luft fliegen, wiederholt ſchlägt der Blinde ſeinen Knittel zur Erde, und jeder vergebliche Schlag weckt ein heftiges Geſchrei und Gewieher unter den Zuſchauern. Endlich iſt der Hahn ermüdet, ſind wohl auch ſeine Beine und Flügel verrenkt, da duckt er ſich laut- und regungslos. Auch der Burſche ſteht ſtill und

lauſcht, um die Gegend zu erſpähen, in der das Thier ſich befinden könnte. Wieder ſetzt er ſeinen Hieb und vielleicht gerade in der entgegengeſetzten Richtung vom Thiere, und da bricht das Gelächter und Gejohle der Menge von Neuem los.

Man mag das Spiel ausführlicher nicht beſchreiben, es kann eine lange Weile zur allgemeinen Beluſtigung ſo fortgehen, es löſt wohl auch ein Burſche den andern ab, bis der Hieb endlich doch gelingt.

Der Hahn gehört dem, der ihn erſchlug. Der Held ladet zu dieſem Mahle nach Belieben die Gäſte. — „Das wär' ein Freſſen für den Thierſchutzverein!" hat einmal Einer geſagt.

Dieſes Spiel des Hahnenwurfes, oder vielmehr des Hahnenſchlages wurde vor wenigen Jahrzehnten noch in unſeren Bergen getrieben. Aber auch hier zeigt es ſich wieder, wie die Menſchen gerade in den letzten Decennien ſo ganz andere geworden. Heute ſind gewiß nur ſehr Wenige mehr im Lande, die an einer ſolchen Unterhaltung Gefallen finden. Und dennoch beſteht das Spiel noch fort und wird bei Brechel- und Weinleſefeſten gerne geübt. Der Unterſchied aber iſt, daß die Stelle des angebundenen Hahnes heute ein — alter Topf vertritt. Derſelbe wird auf einen beſtimmten Platz des Angers geſtellt; der Burſche ſelbſt kann ihn ſtellen, wohin er will, bevor ihm die Augen verbunden werden. Hierauf aber wird der Held im Wirbel einigemale um ſich ſelbſt gedreht, dadurch verliert er die Orientirung, und nun kann es wohl ſein, daß er ſeinen Flegel mit aller Gewalt auf eine unſchuldige Erdſcholle im Oſten niederſauſen läßt, während der Topf ſtill und ruhig im Weſten ſteht.

Auf dieſe Art hat das Spiel, ſo albern es ausſehen mag, oft etwas ſehr Poſſirliches, Komiſches, wenngleich der Preis der gelungenen Heldenthat in nichts anderem beſteht, als in den Scherben des zerſchlagenen Topfes.

Und die Hähne? Denen thut man allerdings in rationeller Weiſe heutzutage etwas ganz Anderes an. Man macht ſie — zu Kapaunern.

Der Leuthauftag.

In Steiermark und auch in anderen Alpenländern herrſcht eine Sitte, die ſehr an vergangene Zeiten erinnert. Ehe ich ſie aber darzuſtellen ſuche, ſind einige allgemeine Zuſtände zu erläutern.

Das Perſonal einer Bauernwirthſchaft beſteht aus der Familie des Bauers (Mann, Weib und Kind) und aus dem Geſinde. Das Geſinde hinwiederum beſteht aus Knechten und Mägden, deren Anzahl von der Größe der Bauernwirthſchaft bedingt wird. Solche Dienſtperſonen ſind allerdings auch freigeborne Menſchen, gleichwohl ſie zum großen Theile von anderen Dienſtboten im Zuſtande der Knechtſchaft unehelich in die Welt geſetzt worden, was ihnen ihr Leben lang auch bitter anhängt und nachgetragen wird. Des andern Theiles aber beſteht das Volk der Dienſtleute aus ehelich gebornen Söhnen und Töchtern haus- und grundbeſitzender Bauersleute. Da gibt nämlich ein Bauer, welcher mehrere Kinder hat, ſein Haus entweder dem Erſtgebornen, oder Bravſten, Fleißigſten, zur Wirthſchaft am Geſchickteſten, oder dem, der die beſondere Gunſt der Eltern beſitzt. Die übrigen ſeiner Kinder bekommen

als Erbtheil eine gewiſſe Summe ausbezahlt, welche zumeiſt nichts weniger als den aliquoten Theil beträgt. Es iſt zwar das gegen Satz und Princip, allein die Schätzung des Vermögens bei der Uebergabe der Beſitzung wird ſo geleitet und geſchloſſen, daß Haus und Hof um ein gut Stück zu niedrig in den Calcül kommt, was natürlich die Folge hat, daß der junge Beſitzer ſeinen Geſchwiſtern geringere Theilbeträge auszuzahlen hat.

Die abtretenden Kinder nehmen ihre Gelder in Empfang und von dieſem Augenblicke an iſt ihnen in der Regel die Thür ihres Geburts- und Vaterhauſes verſchloſſen. Die Eltern haben nicht viel mehr drein zu reden und der neue Beſitzer weiß oft nicht einmal die natürlichen Rechte ſeines Vaters, geſchweige ſeiner Geſchwiſter zu reſpectiren. So hat's der Alte gehalten, ſo hält's der Junge, ſo wird's einſt ein noch Jüngerer treiben.

Die abtretenden Kinder aber ſchnüren die Bündel ihrer kleinen Habe und gehen, ſich einen Brotherrn zu ſuchen; oder etwa, ſie bleiben noch eine Zeit in ihrem Geburtshauſe und zwar unter denſelben Bedingungen und Verhältniſſen, wie jeder andere fremde Dienſtbote — er gehört nicht mehr zur Familie, gehört zum Geſinde.

Die Dienſtboten werden gewöhnlich für ein ganzes Jahr gedungen. Dieſes Jahr beginnt regelrecht mit dem erſten Januar. Die Zeit des Dingens und Abmachens aber iſt viel früher, iſt — wenn auch ein neues Geſetz dagegen Einwände macht — dem Herkommen gemäß ſchon im Auguſt des Vorjahres.

Gute Dienſtboten, nach denen viel Nachfrage iſt, werden häufig noch früher, oft ſchon im März durch eine bedeutende Darangabe für ein nächſtes Jahr gebunden

und ſucht ein Grundbeſitzer den andern um ſolche Waare ſtets zu überliſten.

Für Andere aber iſt im Herbſte, inmitten des Einheimſens der Feld- und Gartenfrüchte, der Leutkaufstag. Stets an einem Sonntage und im Kirchdorfe wird er abgehalten, wo ja auch die Jahr- und Viehmärkte ſtatthaben. Da finden ſich denn Käufer und Zukaufende ein, und auch anderes Volk.

Der Bauer hat ſich mit ſeinem Weibe im Vorhinein geeinigt; ſie brauchen für das nächſte Jahr einen neuen Knecht, oder eine Kuhmagd, oder einen „Küchenwaſchel", oder eine andere Dirn. Da iſt insgeheim ſchon Rundſchau gehalten worden im Geſinde der Nachbarſchaft. — Der iſt ſtark, iſt fleißig, nicht wähleriſch in der Koſt. Die hinwiederum iſt recht geſchickt im Haushalte, iſt auch rechtſchaffen, jung und gar nicht uneben. Ei, aber die Bäuerin hat Gründe, die ihr die Jungheit und Sauberkeit der neuen Hausgenoſſin als durchaus überflüſſig erſcheinen laſſen; da zieht ſie ſchon eine Betagtere, Geſetztere vor, die „was verſteht".

Bricht dann der Tag des Leutkaufes an, ſteckt der Bauer ſeine Brieftaſche zu ſich und geht in das Kirchſpiel.

Da gibt es ſchon Leute genug; aber keiner und keines der Burſchen und Mädchen, die da ſind, wollen es anfangs merken laſſen, daß ſie zu haben. Sie ſind nur ſo zufällig da; ſtehen vor der Wirthshausthür, treiben unter einander Tabakpfeifentauſch. Bei dem Semmelladen, bei der Zwetſchkenverkäuferin iſt eine Gruppe von „Weibsbildern", [illegible] durcheinander, feilſcht um Obſt und Kipfeln — kauft aber nichts. Weiterhin ſtehen Einige, die plaudern laut und hell von der Wirthſchaft, vom Kornbau, von der Viehzucht,

auf daß etwa vorübergehende Bauern nur ſehen und hören ſollten, daß ſie auch was verſtänden.

Schleicht dann ein oder der andere Grundbeſitzer herbei, winkt — ſagen wir — mit einer raſchen Handbewegung die Marian bei Seite.

„Was meinſt, Marian, willſt für's nächſt' Jahr meine Stalldirn ſein?"

Sie ſagt nicht nein, ſagt nicht ja; zupft an ihrem braunen Mieder und liſpelt: „Kann dieweilen nichts verſprechen."

Hält er ihr die Hand hin: „Marian, ſag: ja! werden uns gut vertragen. Die Arbeit iſt gar nicht ſtark bei uns, haben ſechs Küh', die kommen im Sommer auf die Alm Die Koſt iſt bei uns nit ſchlecht, dasſelb kannſt Andere fragen. Die Bäuerin iſt auch nicht zuwider und mit mir kommſt gar leicht ab."

Sie ſchaut unentſchloſſen auf ſeine Hand hin; die leere Hand iſt ihr zu wenig.

Das merkt er, zieht eine nagelneue Fünfguldennote aus der Brieftaſch': „Das für heut', das iſt der Leukauf (Leutkauf oder Leibkauf). Fünfundzwanzig Gulden ſollſt als Jahrlohn haben."

„Das Jahr iſt lang, Bauer", ſagt die Marian, „Fünfundzwanzig Gulden ſind mir zu kurz."

„Kann Dir das Geld nicht länger machen," meint der Bauer, „aber das Jahr will ich Dir abkürzen. Hörſt, Marian, den Hanſelhuber Knecht, den krieg' ich für nächſt Jahr auch!"

Wird die Marian ein klein bischen roth. Den Hanſelhuberknecht, den kennt ſie fein — den mag ſie gut leiden. Das weiß der ſchlaue Bauer, und gleichwohl es vom

Pfarrer aus nicht ſein ſoll, daß zwei „Liebesleut" unter Einem Dach wohnen — was verſchlägts! — er, der Bauer erſpart dadurch an Jahrlohn. Verſetzt doch die Marian bereits nachgiebig: „In Gottesnam', Bauer, will Dich nicht drucken; müſſen mir halt fünfundzwanzig Gulden genug ſein."

Der Handel iſt abgemacht; die Marian iſt dem Bauern verſchrieben für das nächſtkommende Jahr. Aber ſie iſt, bigott, auch dem Hanſelhuberknecht verſchrieben.

Nun hat unſer Werber noch den zweiten Theil ſeiner Aufgabe zu erfüllen; er muß erſt den Hanſelhuberknecht gewinnen. Indeß geſchieht das auf den einfachen Hinweis, daß die Marian bereits zugeſagt habe.

Muß aber bemerken, daß nicht Alle dieſem „gegenſeitigen" Verfahren huldigen. Es gibt Bauern, gar viele Bauern bei uns, die auf ſtrenge Sitte halten! Solche ſtreben am Leutkauftag gerade das Entgegengeſetzte an. Weil ſie denn doch einmal ein Geſinde beiderlei Geſchlechtes benöthigen, ſo ſuchen ſie gerade ſolche Burſchen und Mädchen anzuwerben, von denen ſie glauben, daß ſie ſich gegenſeitig nicht gut leiden und reimen werden. So ſchreibt's der Himmel vor. Und mit Recht ſchreibt er's vor, denn das Jahr iſt lang, und ſehr unſelig iſt der Schluß eines Jahres, in welchem das Geſinde einen Kopf mehr zählt, als am Leutkauftage waren angeſchafft worden.

Hat nun an dieſem Tage der Bauer die nöthige Zahl ſeiner zukünftigen Dienſtboten angeworben, ſo führt er ſie ins Wirthshaus. Da geht es hoch her; Muſik gibt es und in der Küche ſchmoren allerlei Braten, und im Keller fließt unverſiegbar der Lebensquell des Weines. Obſtmoſt wird heute nicht getrunken; der Bauer läßt ſchwer Silber-

geld klingen. Seine „neuen" Leute verſammelt er um einen Tiſch und nun will er ihnen zeigen, was ſie an ihm für einen luſtigen, gerngebigen Herrn haben werden.

Wein trinken die Geworbenen, ſtarken Wein, feurigen Wein; der ſchmiedet die Kette feſter. — Zum Tanze führt der Bauer ſeine Erworbenen; luſtig, luſtig kreiſen die Reigen; Keiner denkt heute daran, was dahinter ſteckt — ein langes Jahr voll Mühe und plagenreicher Arbeit. Ein Sklavenjahr für Viele! Sechszehn Stunden jeden Tag hat im Bauernhauſe das Geſinde ſeinem Dienſtherrn zu opfern. Die Sonn- und Feiertage ſind nur zur Hälfte frei, die zwei übrigen Viertel gehören der Kirche und wiederum auch den Dienſtherren. Genau gerechnet bekommt die Marian, welche fünfundzwanzig Gulden Jahrlohn erhält, für die Arbeitsſtunde einen halben Kreuzer. Natürlich wird auch Fleiß und Treue beanſprucht. In den Städten iſt heutzutage ſchon beinahe der Dienſtbote Herr, im Berglande iſt er der Knecht — wie wir arme Menſchen überhaupt die liebe goldene Mittelſtraße nimmer finden können.

In die tiefe Nacht hinein geht der Leutkaufſtanz. Dem Arbeitsſchweiße des nächſten Tages bleibt es anheimgeſtellt, die ſchweren, bedunſteten Köpfe wieder zu erleichtern und zu erhellen. Nun erſt kann ſich's Jeder, Jede ruhig überlegen, wem ſie ſich verkauft. Da gehen Manchem die Augen auf, möchte Mancher den Handel wieder rückgängig machen. Aber allzufeſt iſt der Riegel in's Schloß gefallen; das ganze Kirchſpiel iſt Zeuge des abgeſchloſſenen Geſchäftes. Nun heißt es, gelaſſen der Jahreswende entgegenzuſehen; wird — wenn es hoch geht — Roß und Wagen kommen, und den Verdungenen von ſeinem alten Dienſtplatz auf

den neuen überführen. Dieſes Ueberführen hat auch ſein Beſonderes, wir werden ſeiner Zeit dabei ſein.

Heute hätten wir nur noch zu berechnen, wie hoch ſolch' eines armen Dienſtboten Lebenszeit an den Mann gebracht wird. Dreißig Gulden per Jahr, das iſt ſchon ein gutes Angebot und wird nur für ſehr mannbare Leute gegeben. Bis in das zehnte Lebensjahr, vor welchem der junge Dienſtbote bereits als Hirte, Führmann beim Ackern, als Schickbub u. ſ. w. verwendet wird, kriegt er nichts, als die nothdürftige Koſt und Kleidung und das Bischen Prügel, wenn irgend Jemand im Hauſe auf irgend etwas einen Zorn hat, den er ſich anderswie nicht auszulaſſen weiß. Vom zehnten bis zum fünfzehnten Jahre fallen per Anno zehn, vom fünfzehnten bis zum zwanzigſten Jahre zwanzig Gulden. Vom zwanzigſten bis zum vierzigſten Jahre werden zwölf Monate je mit dreißig Gulden bezahlt; vom vierzigſten bis zum fünfzigſten wieder mit zwanzig, vom fünfzigſten bis zum ſechzigſten mit fünfzehn, vom ſechzigſten bis zum ſiebzigſten Jahre endlich mit zehn Gulden. Dann kommt der alte Krüppel in das Spital und wartet auf den Tod.

Wie hoch an Baargeld wird nun Alles in Allem das Leben eines braven geſunden Dienſtboten an den Mann gebracht?

Für Eintauſendeinhundert Gulden!

Wer gibt mehr? —

Zum erſten! — zum zweiten! — und —

Zum drittenmal! ruft der Tod und ſchlägt mit dem Hammer auf den Sargdeckel.

Kirchweih! Kirchtag!

Dem Bewohner des Gebirges iſt ſeine Dorfkirche der Mittelpunkt der Welt. Was er vom Kirchthurm aus ſieht, das kennt und nennt er ſein Heimatland. Alles Andere iſt ihm Fremde. Die fernen blauen Berge dort, die er täglich vor Augen hat, kann er nicht mehr mit Namen nennen, und weiß nicht, in welchem Lande ſie ſtehen. Zwar, ſein Vater hat einmal geſagt, daß deſſen Großvater geſagt habe, die blauen Berge ſtünden ſchon im Kärntneriſchen oder im Kraineriſchen drin — je nu, ſo wird's wohl ſo ſein. Leicht kann die Welt dort auch ihr Ende haben; wer mag's ergründen!

Indeß — des Dorfbewohners geographiſche Kenntniſſe ſind wie ſein Kirchthurm: ſie gehen nicht in die Breite, ſie gehen in die Höhe. Hallt doch in der Kirche der Unterricht von dem himmliſchen Vaterlande, von dem göttlichen Zion, von dem Hauſe, in welchem viele Wohnungen ſind und — dort oben! ſagt der Thurm, und weiſt mit ſeinem Finger in's Blaue hinein. So kennt der Landmann den Himmel beſſer, als die Erde, und ſeine Dorfkirche iſt ihm auch der Mittelpunkt des Himmelsgedankens.

Demnach iſt es wohl begreiflich, was das für den Dorfbewohner ein wichtiger Tag iſt, der Kirchtag.

Freilich, im Kalender ſteht der Kirchtag nicht immer mit rother Farbe; die Stadtherren — zu denen halt leider auch die Kalendermacher gehören — wollen ja die „Bauernfeiertage" abbringen, dieweilen ſie ſelbſt jeden Tag ihr gut Stück Zeit für Erholung und Luſtbarkeit haben müſſen. Ei, Wetterſtern! und wäre der ganze Kalender und jeder

Tag darin ſchwarz wie der Teufel: der Bauer weiß ſchon, was ſich ſchickt, der weiß, was ſein muß, und er zwickt deßweg ſeinem Kirchenpatron, der jahraus, jahrein auf dem Altar muß ſitzen, den Ehrentag nicht ab.

Der Pfarrpatron ſchützt ja ſo treu Leut' und Vieh und Feld und er hilft ſo oft aus der Noth in Ungewitter und in Feuers- und Waſſergefahr; ſo muß man ſeinen Feſttag doch wohl feierlich begehen. Auch gilt es, vor den Nachbarsgemeinden zu zeigen, daß man mit ſeinem Pfarrpatron — ſagen wir, es iſt Sankt Antoni — gar rechtſchaffen zufrieden iſt, und nicht anſteht, dieſem außer dem täglichen und pflichtſchuldigen Gebet und Geſang noch ein Uebriges zu thun.

Und die Nachbarsgemeinden gehen gleich darauf ein, ziehen heran in Proceſſionen, bringen auch ihre Crucifixe und Pfarrheiligen mit und ſingen und beten, daß es in den Wäldern wiederhallt: „Heilig iſt der Herr Gott Sabaoth!“

Ein zwanzigjährig Mädchen iſt dabei, das läßt es wohl gerne gelten, daß er heilig iſt, der Herr Gott Sabaoth, und es zählt heimlich die Kupferkreuzer im Sack; deren ſind mitſammt dem Silberzehner nicht ſo viel, als der Roſenkranz in der Hand Perlen hat. Am Roſenkranz hängt ein Kreuz, an den Kupferkreuzern hängt auch eines — ein weit größeres noch — denn ſie werden nicht langen für das, was das Mädchen im Sinne hat. Am Roſenkranz hängt ein „Glauben“, an den Kupferkreuzern hängt keiner — hängt vielmehr arger Zweifel.

's iſt noch nicht ſo lange her, daß des Mädchens Gernhaber, der Paul, einmal geäußert hat: „Wenn ich noch einmal auf die Welt komm', ſo werd' ich ein reicher Graf.“

„Ein reicher Graf?“ hatte das Mädchen gesagt, „ja warum denn das?“

„Je, daß ich mir für meinen rothen Sonntagsbrustfleck ein silbern Uhrkettlein kunnt kaufen.“

Dem Mädchen waren dieselbigen Worte gar sehr zu Herzen gegangen, und deßweg — sagen wir das Ding trotz — deßweg geht es heut auf den Kirchtag.

Der Kirchtag ist weit und breit im Land herum bekannt. Schon gar die allerschönsten und wunderlichsten Sachen kommen herbei aus der Fremde. Zwischen den Häusern ist eine ganze Stadt weißer Zelte aufgeschlagen. Und beim Lebzelter liegen sie acht- und zehnfach übereinander, die Herzen und die Reiter und die Kinder — kostet das Stück einen Kreuzer.

„Schöne, saubere Tücheln!“ schreit ein Baumwollenwaarenhändler, „heiraten thut Jede, die so ein Schafwollentüchel trägt!“

„Feigerle, Vox!“ ruft ein Anderer, seine Südfrüchte anbietend, und aus der wogenden Menge entgegnet eine Stimme: „Wer was kauft, ist ein Ochs!“

Nebenan pfeift ein Galanteriewaarenhändler auf einer Mundharmonika ländliche Weisen, daß den jungen Burschen und Mädchen schier die Beine unstät werden.

Eine Procession zieht heran: „Heiliger Antoni, bitt' für uns bei Gott!“ und die wehenden Fahnen verneigen sich vor dem großen Crucifix, so auf dem Platze steht und verneigen sich gar ein wenig auch vor dem Wirthhausschild.

„Wer was zu schleifen hat, der Schleiferfranz ist da!“ kreischt eine Stimme und über den Köpfen sieht man in einer braunen Hand ein Rasirmesser funkeln. Es ist keine

Menſchenmöglichkeit, daß er einen Groſchen erſchreit, der Schleiferfranz, denn daneben lärmt ein Ringelſpiel, und die ſonſt harmloſeſten Leute des Dorfes reiten heute auf Löwen und Hyänen und feuerſpeienden Drachen im Kreiſe, der die Welt bedeutet — und ob da ſo ein Raſirmeſſer ein wenig ſchärfer oder ſtumpfer iſt, keine Seele ſcheert ſich d'rum.

Nur der kleine Bub, der noch keinen Bart hat, empfindet das Bedürfniß nach einem Scheermeſſer. Denn er hat irgendwo in ſeinem Geſicht ein hoffnungsvolles Härchen entdeckt. So ging's denn doch endlich einmal vorwärts, Tabak rauchen thut er auch ſchon; zuvörderſt ſieht er ſich daher heute nach einem Mädchen um, dem er kann ein Krügelchen Meth zahlen, auf daß er ſich ſomit als ganzer und voller Mann legitimire. Aber die Dorfmädchen ſind gar ſo ſchrecklich intereſſirt; denen iſt ein hoffnungsvolles Härchen viel zu wenig, die wollen gleich einen ganzen ſteifen Bart haben.

Drinnen auf dem Kirchhofraſen ſitzt ein Kroate und hat Zwiebeln und Knoblauch feil in ganzen Kränzen, und nebenhin kauert ein bettelnder Krüppel: „Ihr lieben Frauen und Männer, ein Armer thät bitten von Herzen und will beten für alle armen chriſtgläubigen Seelen, und unſere liebe Frau ſoll euch ſchenken den lieben Geſund!“

Der armen chriſtgläubigen Seelen wegen greift allerdings nicht Jeder in den Sack, denn was ihn nicht brennt, meint Mancher, das will er nicht blaſen, und das Fegfeuer hat ihm bislang noch nicht einen Faden verſengt. Aber der „liebe Geſund“ bringt dem Bettelmann ſchon mehr ein. Zwar der kernfriſche Burſche kümmert ſich auch um den lieben Geſund nicht, der fährt hinein mit Saus und

Braus, wo der Lebensgarten am üppigsten blüht; von dem bekäme der Bettler eher was, thät' er seinem Vaterunser die Worte anhängen: „Will fleißig beten, daß unseres Herrgotts Blitz Deinen Nebenbuhler in den Erdboden hineinhaut!"

Weil es aber der Blitz nicht thut, so thut er's, der lebensübermüthige Bursche selber. Und noch an demselbigen Tag. Was wär' denn das für eine Kirchweih, bei der nicht thät' gerauft werden!

Während in der aufgeputzten, stets überfüllten Kirche Lieder schallen und Trompeten klingen, ist das Wirthshaus und die Kegelbahn und der Schießplatz auch just keine Einöde; überall gährt Leben und Heiterkeit. Anfangs gießen die Gäste der Schenke den Wein einem alten Herkommen gemäß in die Gurgel, ein wenig später auf den Brustfleck hinab und endlich über den Tisch hin. Und sind die Gemüther einmal erregt, so versuchen sie gar, welches härter ist, so ein Weinglas, oder so ein Bauernschädel — und wie früher der Wein ist geflossen, so fließt jetzt das Blut.

„Bei meinem Aufwachsen", sagt heute noch gern ein alter Knecht, „da haben wir alle Kirchtäg' so Stuck a drei vieri todtgeschlagen! Das sind noch Zeiten gewesen! Heut' ist's ja, wie wenn alle Hund' wären gestorben auf der Welt und hätten noch kein Grab."

Das ist sein Lob auf die gute alte Zeit und sein Schimpf auf die neue. —

Jetzt sollen wir aber doch nachsehen, wo sich unser Mädchen mit den Kupferkreuzern herumtreibt, mit jenen Kupferkreuzern, an denen das große Kreuz hängt, aber kein Glauben.

Sie ſteht vor einem Kleinwaarenhändler, guckt ſo auf die zahlloſen Pfeifenröhrchen, Taſchenfeitel, Handſpiegel, Hoſenhaftel ꝛc. und legt endlich den Finger hübſch beſcheidentlich auf einen gläſernen Schmuckkaſten: „Thät halt wohl fragen, was ſo ein ſilbernes Kettlein kunnt koſten.“

Da wird es der Krämer zum erſten Mal gewahr, er hat ſilberne Ketten. „Herzerl“, ſagt er, „ſo eine Silberkette koſtet freilich ihr Geld; aber Dir, Schatzerl, laß ich was nach und wir Zwei kommen ſchon auf gleich.“ — Ein Gulden fünfzig Kreuzer für ſo was Sauberes — das ſieht ſie wohl ein — iſt kein Geld. Aber ſie iſt ſich ſchmerzlich bewußt, ſie hat weniger als kein Geld, ſie hat nur neunundſechzig Kreuzer im Sack Den ſiebenzigſten hat ſie gerade einer Bettlerin weggegeben, die verſprach ihr dafür einen braven Mann und das Himmelreich dazu. Billiger kann man eine Sach' doch nicht haben.

Das Mädchen hebt nun um die Silberkette an zu feilſchen. Sie lobt den Krämer und ſie trotzt ihm und ſie weiß ſpitzige Worte und ſie liebäugelt ein wenig dabei, ſo daß der junge Krämer ſchon meint, er könne mit dem Silberkettlein des Mädchens Herz feſſeln. Indeß mag er ſagen, was er will, ſie findet die Kette recht hübſch, behauptet aber kurz und gut, mehr als neunundſechzig Kreuzer ſei ſie nicht werth.

Da will der Krämer ein Chriſtenmenſch ſein und bittet ſich zu den neunundſechzig Kreuzern flüſternd nur noch ein Küſſchen aus.

So ſoll der Paul das Kettchen denn doch bekommen auf den rothen Bruſtfleck — mein Gott, was thut ein treues Mädchen nicht für den Liebſten!

Es zieht juſt wieder eine Proceſſion vorüber, da achtet Alles auf den Zug, ſchaut auf die fliegende Fahne — und dieweilen zahlt das Mädchen die Silberkette aus.

Jetzt hört ſie kein Singen und Beten und kein Glockenklingen mehr; jetzt iſt ſie glückſelig, jetzt kann ſie ihrem Gernhaber ein ſilbernes Kettlein ſchenken und er braucht deßwegen nicht erſt ein reicher Graf zu werden.

Sie birgt den Schmuck an ihrem Herzen — ſchmelzen wird er doch nicht vor der heißen Lieb'!

Unterwegs nach Hauſe geſteht ſie ihrem alten Pathen, der von dem Herzensverhältniß wohl wiſſen darf, was ſie für einen herrlichen „Kirchtag" gekauft habe. Der Alte dreht die Kette eine Weile vor ſeinen Augen herum. „Iſt kein geſund Ding", murmelt er dann, „in ein paar Wochen hat Deine Silberkette die Gelbſucht. Sie iſt ja von Pakfong ganz und gar; kennſt Du das Zeug denn nit? Haſt gewiß zwei Sechſer dafür gegeben? Schad' um's Geld!"

Da iſt das Mädchen wohl all' ſein Lebtag nicht ſo elend, als zu dieſer Stunde. Zurück läuft ſie auf den Markt. Der Krämer packt ſchon ein und ſchmunzelt dabei.

„Er Falſcher, Er hat mich angeſchmiert!" fährt ſie ihn an und wirft ihm das Kettlein vor, „das iſt kein Silber nicht! Mein Geld will ich wieder haben!"

Das Geld gibt er ihr nicht mehr zurück, aber das Küßchen, wenn ſie will.

Sie aber macht ihm rundweg die Erklärung: „Er iſt ein Räuber! Von Stantarn (Gendarmen) laß ich Ihn wegtreiben!"

Und die Gendarmen ſind nicht weit; ſie haben eben dort Einem die Hände kreuzweiſe übereinandergeſchnallt,

weil die zehn Finger von dieſen allfort in fremder Leute Taſchen herumſpaziert ſind.

Juſt kommen zwei Sicherheitsmänner wieder heran, und ihr Rüſtzeug und ihre Bajonnete funkeln. Da will das Mädchen ſeine Drohung ſchon ausführen; allein, denkt es, ein Stantar thut auch nichts umſonſt; ein Stantar führt lieber ſo ein ehrlich Mägdlein mit ſich, als einen ſchlechten Vagabunden. Und der Paul, der iſt heute ohnehin ſchon arg benachtheilt worden.

Ohne Silberkettlein kommt ſie heim, aber ein lebzelten Herz bringt ſie mit für ihren Gernhaber, als Sinnbild, wie ſie ihm ihr eigen Herz ganz und gar hat gegeben.

Und der Paul nimmt ſie um den Hals:

„Du Dirndl, mein, mein,
Möcht ka Graf neama ſein,
Möcht ka guldenes Schloß,
Wann's Du mit wär'ſt drein!"

Und das iſt ihre ſtille Kirchtagsfreude. Die laute Luſt des Feſtes aber ſchallt im Wirthshauſe die ganze Nacht. Und am nächſten Morgen flacht ſich Alles wieder auseinander zum gewöhnlichen Werktag. Auf dem Kirchplatze heben ein paar Knechte die Budenſtangen aus, und die Hühner kommen und kratzen die Löcher zu.

Der Altweiberſommer!

Ich bitt' euch, Leutchen, ſeid nicht ſo albern, wie unſere Jäger! Die kehren um, wenn ihnen des Morgens auf dem Weg in die Pürſch ein altes Weib begegnet, denn das brächte ihnen Unglück, weil den Haſen und

Hirſchen das Gegentheil. Ich bitt euch, wandelt ihn weiter, dieſen kleinen Spazierweg, gleichwohl ein alt Weiblein heiteren Geſichtes heraushumpelt zur Thür. Wie anders, wenn man es müßte heraustragen auf zwei Stangen! aber, Gott Dank, Gott Dank! das Mütterlein hat die böſen Hundstage noch einmal überlebt. — Der Nachbar Klaus hat einen Kettenhund — ein gar poſſirlich Thier, weiß ſo klug zu lugen, ſo freundlich zu grinſen, ſo anhänglich ſchweifzuwedeln, aber kommſt du ihm nur erſt genug in die Nähe — ſchwap, beißt er dich in die Waden. Schier ſo ſind die Hundstage auch. Iſt das ein Sonnenglitzern und Flimmern und Vogelzwitſchern des Morgens, und alle Blumen und Roſen heben die Köpfchen zur Höhe und machen lachende Geſichter — und die Sonne küßt ſie ſo warmherzig, und die Sonne umarmt die Welt mit ſo heißer Liebe; wer wollte da im wohligen Waldſchatten nicht wandeln! — doch ſiehe, plötzlich fahren finſtere Wolken über den Bergeshöhen auf, und kehr die Hand um, iſt Blitz und Donner, Regen und Hagel da.

Das alte Weiblein iſt weiterfahren, das traut ſolchen Tagen nicht, läßt ſich nicht verlocken durch den Sonnenſchein, hätte keine Beine, flink genug, um dem hereinbrechenden Unwetter zu entkommen — bleibt lieber daheim im Stübchen oder im Hausgärtlein und flickt und ſtrickt und — nickt .... es wird Einem ſo träge, ſo taumelig an heißen Tagen.

Aber, iſt erſt Bartelmei vorbei und kommt Maria Geburt in den Gei! — ja, die ſchönſten Blumen ſind da freilich ſchon verblüht, auch die lieben Vöglein ſind heiſer, und die Schwalben ſind gar davon — aber der Himmel iſt redlicher geworden, hält tagsüber ſogar mehr, als er

des Morgens mit nebeltrüben Augen verſpricht — iſt gar ſo mild und treu — und man ſieht ihm bis in's Herz hinein.

Nun erſt iſt der Sommer gekommen, den auch das alte, halblahme Weibchen ſchätzen darf — nun mag es getroſt hinausholpern über die Felder, auf daß es ſeine betagte Seele wieder einmal im lauigen Lichtmeere bade. — Und wer wollte noch fragen, weswegen die liebe Herbſtzeit der Altweiberſommer heißt?

Was verſchlägt's, wenn wir mit dem Weibchen langſam über Feld und Wieſe wandeln? Gebe Gott uns Allen ein hohes Alter und einen freundlichen Nachſommer!

Der Schnitter Sicheln ſind lange ſchon verklungen, das Korn ruht auf der Tenne. Das Feld iſt neu umgeackert und ſaftig grüne Blättchen keimen hervor, ſteigen raſch heraus und ſchießen auf und breiten ſich zuſehends aus — ſie wiſſen es ſchon, ſie haben nicht mehr viel Zeit zu floriren und ihr unterirdiſch verborgenes Gut entſprechend auszubilden. Fragt mich nicht nach dem Namen dieſer guten, nutzreichen Pflanze; Poeten führen ihn weniger gern im Mund, als die Frucht ſelber.

Wir kommen zur Wieſe. Wie iſt das ein gutes Ding. Ein wenig friſch Waſſer hat ſie in den Frühſommertagen verlangt, um ihren Durſt zu ſtillen; dafür nun iſt ſie unerſchöpflich an Dankbarkeit. Faſt keine Pflanze und keine Blume gibt es im Lande, die ſie nicht gehegt und getragen hätte auf ihrer friſchen grünen Matte. Wie oft hat der Poet ihre Maßliebchen und Dotterblümchen und Vergißmeinnichte beſungen, und gar die Thautropfen, die daran hingen. Da kam die Senſe und ſchnitt Alles

nieder, und die beſungenen Weſen liegen in der Scheune und heißen Heu. Da hat es die gute Wieſe noch einmal verſucht, einen neuen Frühling aufzurichten — ſind aber die Grillen und Heuſchrecken ſchon da, und ſchließlich kommt gar der Hirt mit ſeiner Heerde; da iſt es aus. Es iſt ein guter Schmaus auf dem grünen Tiſch für Pferde und Rinder; ſchier beſſer, als auf den Almen, von denen ſie nun niedergezogen ſind, weil oben ſchon täglich der Schnee droht. Und der Hirte trägt behende Reiſig und dürres Geäſte zuſammen — bald lodert das Feuer, daß es eine Freude iſt. Thut der Burſche runde Dingelchen aus dem Sack, ſchiebt ſie in die Gluth. Fragt das herantrottelnde Weibchen: „Bub, ſag' mir, wo haſt denn Du die Erdäpfeln her?"

Wird der Knabe roth wie das Feuer. „Die Erdäpfeln die . . . die . . . hab' ich gefunden."

„Wo denn?"

„Auf der alten Franzmeierin ihren Acker."

Es iſt richtig, der Junge brennt unſeres Weibleins Kartoffeln. „Geſegne Dir ſie Gott!" ſagt ſie; „unſer Herrgott wird ſie Dir zu keiner Sünd' anrechnen, aber ein andermal thu's nimmer. Komm' lieber frei zu mir und laß Dir die Erdäpflein ſchenken."

„Geſchenkte ſchmecken nicht" — ſchreit kecklich der Hirt — „gefundene thun's beſſer, und da iſt das Salz auch ſchon dabei." Aehnlich, glaube ich, lautet auch das Sprichwort.

Dort, wo der Schatten des Waldſaumes auf die Wieſe hinfällt, liegt das matte Silber des Reifes; der brennt die letzten Schafgarben und Sternblumen nieder; gar der wackeren Herbſtzeitloſe thut er weh — Schnee

wäre ihr lieber. Die Närrchen all'! Da haben ſie ſich ſonſt ſo ſtolz geſchmückt mit den Perlenketten des Thaues — nun brennt ſie das in's Herz hinein. Dort auf dem Hügelchen ſteht ein Preißelbeerſtrauch; der hat gut lachen; niemalen hat ihm der Wind die Pracht einer Perlenkette geduldet, dafür ſteht er jetzt trocken und braucht ſich nicht brennen zu laſſen von den gefrorenen Tropfen und von dem böſen Gewiſſen. Und dieſer Strauch, nicht angekränkelt von des Reifes Bläſſe, bleibt friſch und grün und weiß unter der Schneedecke ſeine köſtliche Frucht zu bewahren für die nächſten Maien. Alt Mütterchen kann ſich ganz gut erinnern, daß es als zehnjährig Kind auf dieſem Platz im Frühjahre, als der Schnee wegging, Preißelbeeren gepflückt hatte.

Nun geht gut Weibchen in den Wald hinein. Iſt ſchon lange her, ſeit ſie im Walde geweſen — dazumal als ſie ihren Enkel bis zu demſelben begleitet, da er in die Fremde zog. Iſt ſo ſeltſam heutzutage, die jungen Leute wollen nimmer daheim bleiben; vor Zeiten kamen ſie vom Tiſch bis zum Ofen, heute gehen ſie nach Amerika. Aus Braſilien hat er ſeither geſchrieben; ſieben Wochen lang iſt der Brief gegangen.

Im Walde ſetzt ſich das Mütterchen auf einen Stein. Die Nadelhölzer ſind dunkelbraun, die Laubbäume gelb oder roth. In den Wäldern — hat einmal ein Mann des Waldes geſagt — in den Wäldern iſt der Herbſt buntfarbiger und faſt lieblicher, als der Lenz. Der Frühling iſt ein übermüthiges Glitzern und Schillern, Singen und Jauchzen allerwege; der Nachſommer hingegen iſt wie ein ſtiller, feierlicher Sonntag. Da horcht und gehört nichts mehr der Erde; da lauſcht Alles ahnungsvoll dem Himmel, und der

Athem Gottes säuſelt ſtimmungsvolle Lieder durch die gold'nen Saiten der milden Sonne. Haben nur erſt die Morgennebel ſich gelöſt, ſo ſind alle Wolken aufgezogen und der Himmel iſt wunderſam hell und rein. Die Natur, ſelbſt ein betagtes Weiblein geworden, ſpinnt an unſichtbaren Fäden und nickt dabei ein.

Hoch oben in der Buchenkrone löſet ſich ein müdes Blättchen los, ſinkt nieder von Aſt zu Aſt und tänzelt an zarten, ſchillernden Spinnfäden vorüber und hernieder auf den kühlen, ſchattigen Grund. — Das Mütterchen ſchrickt auf — iſt's ein Brieflein aus Amerika? . . .

Und während das Großmutterherz im ſtillen heimatlichen Walde des Enkels gedenkt, ringt dieſer im heißen Braſilien ruhelos den Kampf um das Gold. Mütterchen würde den herben, bärtigen, ſonnenverbrannten Mann nicht mehr erkennen. Du armer, fried- und glückloſer Goldgräber draußen, hätteſt du das Goldherz daheim lieber niemals verlaſſen!

Ei, ſiehe, dort in den Büſchen huſcht ein Jägersmann, weicht dem alten Weiblein richtig aus. Das war vor fünfzig Jahren ganz anders. Ging das Mädchen durch den Wald, um Brombeeren zu ſammeln, wich ihm kein Jägersmann aus — kein einziger. Im Gegentheile. Und doch oder gerade deßwegen bedeutete es ſchon damals Glück für Haſen und Hirſchen, wenn ſchön Klärchen dem Jäger begegnete.

So ändern ſich die Zeiten und — die Jägersleute.

Großmütterchen will es nicht recht glauben, daß ſie ſchon ſo alt iſt, und doch träumt ſie von vergangenen Tagen und nicht von zukünftigen. Die Jahre thun es nicht immer, die ſind ein ſchlechter Kalender; wollen wir

wiſſen, ob unſer Herz noch jugendlich iſt oder ſchon betagt, ſo haben wir nur darauf zu achten, ob wir in ſtillen Stunden von der Zukunft träumen oder von der Vergangenheit.

Großmütterchen nimmt es nicht wahr, daß die Schatten der Bäume ſich ſtrecken. Es iſt auch gar ſo friedſam und ſtill, nur eine ſpäte Hummel läutet vorüber — läutet die Abendglocke.

Endlich liegt nur mehr auf den höchſten Wipfeln das Sonnengold, aber der Geſichtskreis iſt ſo unendlich klar und rein, und am Waldhang zählt man jeden Baum und an der fernen Felswand jede Ritze, und irr' ich nicht, ſogar ein Rudel Gemſen.

Es iſt ein ſtiller, faſt wehſamer Feierabend des Nachſommers. Noch heben auf dem Boden gelbe Laubblätter zu hüpfen an — es iſt zu ſpät, ſie entkommen dem Verhängniß nimmer. In der Nacht webt es ſich froſtig und ſchwer über das Bergland, und am Morgen, da liegt Schnee auf der Waldwieſe und auf allem Gewipfel und Geäſte der Bäume.

Ei, ſiehe doch, wie wunderlich; jetzt ſitzt das alte Weiblein vom Franzmeierhof noch im Walde auf dem Stein. Es hat ein weißes Mäntelchen über den Achſeln, es hat ein weißes Häubchen auf dem Haupte.

Vorbei mit dem Nachſommer. Leute kommen und tragen die Entſchlafene dem Kirchhofe zu.

Ueber die Waſſer ſchifft ein Blatt Papier, zieht gegen die heißen Zonen Südamerika's. Einem Manne gibt es Nachricht vom fernen Daheim: Großmutter ſei todt gefunden worden im Walde. Kaum eine einzige Thräne zittert an der rauhen Wange, und ſchon iſt ſie aufgeſogen

von der Sonnengluth. Gold und Gold! eines ganzen Lebens ſchnöder Preis. O drückende, verzehrende Hochſommergluth der Mammonsjagd, du tödteſt das Menſchenherz, ehe noch die leidenſchaftloſen Tage des Nachſommers blauen.

Da gehe ich lieber mit dem armen alten Weiblein in den Wald und ſpinne mit der Natur Träume von Lenz und Jugend — ſo ſchlummert ſich's am beſten hinüber.

Das Wintereinläuten.

„Barthelmei iſt der Sommer vorbei!" ſagt der Bergländer, und vergönnt ſich auf dieſen weiſen Spruch einen doppelten Zug aus ſeiner Pfeife. Am Tage des heiligen Bartholomä feiert er den Anfang des Herbſtes.

Wie es in der Legende ſteht, iſt er lebendig geſchunden worden, der heilige Bartholomä. Darum hat der blutarme, viel geplagte und ſteuerüberladene Bergländer dieſen heiligen Schickſals-Genoſſen zu ſeinem Lieblingspatron erwählt.

Iſt ein guter Mann, der heilige Bartholomä. Die unausſtehlich langen Tage zwickt er ein wenig ab und legt das abgezwickte Stück der Nacht zu. Das taugt den Leuten, die ſich ihre harten Arbeitsſtunden von der Sonne müſſen vorſchreiben laſſen und nicht von der Uhr.

Zu Bartholomä ſind die Flitterwochen der Sonne mit der Erde zur Neige, ihre glühende Liebe hat ausgebrannt, das Verhältniß wird ein kühleres. Die Hundstage ſind vorüber; die gefährlichen Märzennebel, die nach hundert Tagen gewitterſchwer losbrechen, längſt verpufft; die Donnerkeile ſind zum größten Theile verſchleudert für ein ganzes Jahr. Die Luft weht aus den Alpen; die Blätter

der Eſchen und Ahorne und Buchen werden falb, und die halblahmen Hummeln machen ſich an die verſpäteten Herbſtblumen und Neſſelgeſträuche. Den Vögeln iſt die Luſt zum Singen vergangen, ſie halten Umſchau in alten hohlen Bäumen. Die Schwalben verſammeln ſich auf dem Kirchthurmdache und kreiſen mitſammen noch mehrmals laut zwitſchernd über dem Dorfe, und plötzlich ſind ſie nicht mehr da und die Katze erklimmt umſonſt das Dachgeſimſe und ſchielt verdrießlich in das leere Neſt. In der Gegend wird es ſtill; die Sonne zieht träge; es wächſt nichts auf, es fällt nichts ab. Es iſt, als habe der liebe Gott vergeſſen, die Welt aufzuziehen, da will ſie ſtehen bleiben. — Ja, die Zeit ſpann Herbſtfäden und iſt beim Rocken eingeſchlafen, hat einmal Einer geſagt.

Es wird aber doch anders, der Sommer mit ſeinen Roſen, mit ſeinem Koſen, mit ſeinem Blühen und Glühen iſt dahin; es naht die kalte, trübe, winterliche Zeit.

Darob grämt ſich nun die Wieſe und das Feld die lange, froſtige Nacht hindurch, und am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, legt keines mehr den funkelnden Diamantenſchmuck des Thaues an — grau ſind alle Halme und Blätter geworden über Nacht, grau vor Gram und Kälte Auf den Wieſen und Haidegründen liegt der Reif.

Und über die Felſenhöhen ſchieben ſich graue, feuchte Nebel und es iſt kein einziger Blitz mehr verborgen in dem ſchweren unendlichen Gewölke des Himmels.

Selbſt das einſame Haferfeld, geſtern noch grünlich und von keinem Schnitter beachtet, hat ſich über Nacht gebleicht und wartet nun der Sichel und ſehnt ſich nach der ſchützenden Scheune.

Aber das Kornfeld bleibt am erſten Herbſttag vereinſamt. „Sichel zu Bartholomä thut dem Mehlſack weh", ſagt der Bauer und nimmt ſich wieder einen doppelten Zug aus der Pfeife und läßt das Korn auf dem Felde, wie es Gott erſchaffen hat, und hält Feiertag mit ſeinem Geſinde.

So ganz Feiertag eigentlich nicht. Ein gut Stück Arbeit iſt heute zu verrichten. Den kräftigen Knechten liegt es ob, den Herbſt einzuſchnalzen, den Winter einzuläuten.

Es iſt eine alte Sitte, man weiß ihren Urſprung kaum; haben ſie den Wolken das Rollen und Krachen und Hallen abgelauſcht, und wollen ſie es zu ihrer Ehre fortſetzen in herbſtlicher Zeit, da die Donner des Hochſommers verſtummt ſind? — Oder wollen ſie mit den Rieſenpeitſchen die böſen Geiſter vertreiben aus den Lüften, damit der Spätſommer vor ihrem ſchädlichen Wirken verſchont ſei?

Heute keines von beiden mehr; in den wenigen Gegenden der Alpen, wo das „Schnalzen" doch noch im Schwunge iſt, geſchieht es der Luſt und der Unterhaltung und des „Hallodrias" wegen. Das ganze Haus iſt auf, und die Alten ſchmunzeln und die Kinder jubeln, wenn die „Schnalzgeißeln" aus der Hinterkammer hervorgeholt und zubereitet werden.

Die Schnalzgeißel iſt eine rieſige Peitſche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen, derben Stiele hängt, oft die Dicke von zwei Zoll hat, ſich aber weiter hinaus immer verkleinert und am andern, ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranſe ausläuft. Dieſe Peitſche iſt nicht ſelten mehrere Klafter lang, und damit

ſie auch die dem Zwecke entſprechende Schwere hat, wird ſie reichlich mit Harz überzogen. Mancher Burſche läßt das Tabakrauchen bleiben, damit er ſich eine Schnalzgeißel kaufen kann. Und wenn der Bauer zur Aufdingzeit von ſeinem neuen Knecht zu wiſſen verlangt, wie ſchwer deſſen Schnalzgeißel iſt, ſo frägt er eigentlich nach nichts Anderem, als nach dem Kraftmaße ſeines künftigen Arbeiters. Und iſt ein Junge ſo weit gediehen, daß er eine ordentliche Schnalzgeißel zu handhaben vermag, ſo wird er nicht blos dem Arbeitgeber intereſſant, ſondern auch dem Weibervolke.

Nun trachten wir, daß wir das Spiel ſelbſt ſehen. Hier iſt weiches Gras und der Schatten eines Kirſchbaumes darüber; der gaſtliche Tannhuberhof iſt nicht weit, hier wollen wir uns ein wenig niederlaſſen, und den drei Burſchen zuſehen, die dort gegen die Anhöhe emporſteigen und ſich auf derſelben in einer gewiſſen Entfernung von einander aufſtellen.

Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand; die kleinſte trägt der Halterbub, die größte handhabt der Großknecht. Dieſer hebt an. Er faßt den derben Stiel feſt in ſeine beiden Hände und beginnt ihn zu ſchwingen. Die Geißel hebt ſich in langſamen Schlangendrehungen vom Boden — ein paar Windungen, ein paar Kreiſe in der Luft über dem Haupte, noch eine Schwingung des Handſtabes und ein piſtolenſchußähnlicher Knall entfährt dem Seile und hallt hundertfach in den Bergen.

Das iſt das erſte Zeichen. Das iſt der Peitſchenhieb auf den Rücken des fliehenden Sommers.

Noch ein zweiter Knall, daß wieder die Wälder gellen und die Felſen; und das iſt der Gruß an den Herbſt, an den Winter.

Hierauf rüſten ſich auch die übrigen Burſchen, und das Schnalzen beginnt.

Den Anfang macht der Halterbub mit der kleinſten Geißel, dieſelbe gibt den hochtönigſten Knall. Nun fällt die mittlere ein und endlich kracht die des Großknechtes dazu. So knattert es nun in langſamem, gleichmäßigem Takte, eine Art Glockenſpiel, oft mehrere Minuten lang in Einem fort, und dazwiſchen rauſcht und verwebt ſich der hundertſtimmige Wiederhall von den Wäldern und Felswänden — wunderlich zu hören.

Wie ſagt der Schriftgelehrte Tannhuber, der artig ſein Sammtkäppchen lüftend ſich zu uns ins Grüne ſetzt?

„Das ſind die Glocken des Pflanzenreiches", ſagt er, während die Schnalzgeißeln knallen. Und nachdem das „Bot" (die Partie) zu Ende iſt und gar auch die Burſchen lächelnd und ſich den Schweiß trocknend zu uns herantreten, fragt der Tannhuber: „Wißt ihr das von den Glocken des Pflanzenreiches? Nicht? nun ſeht, das muß ich euch erzählen. — Da hat das übermüthige Mineralreich einmal zum Pflanzenreiche geſagt: Schäme Dich, Du haſt nicht einmal Glocken zu einem ordentlichen Feſtgeläute. Ja, ja, Deine Glockenblumen! was nützt mich das Duften, wenn ſie nicht klingen, wie mein Metall auf dem Thurme! — Das hat das Pflanzenreich gar ſehr verdroſſen, und da hat es zum Hanf geſagt: Du Hanf, diene nicht mehr dem übermüthigen Metall als Glockenſtrick; werde lieber ſelbſt ein Schwenkel und ſchlage an die liebe Gotteskluft, das wird auch klingen und hallen und das Menſchenherz erfreuen! — Seht ihr, und ſeitdem läutet der Strick und die Glocke mag ſchweigen auf dem Thurme und ſich grämen."

Da ſchauen ſich die Burſchen einander an: wie der Tannhuber ſo eine Sach auslegen kann! Ja 's iſt richtig ſo, die Schnalzgeißel, das iſt der Schwenkel aus Hanf.

Aber nicht bloß am Tage des heiligen Bartholomä allein wird geſchnalzt, durch den ganzen Herbſt hin geht es fort, bis der erſte Schnee fällt. An Sonnabenden und in den heiteren Nächten der Sonntage rotten ſich die Burſchen der Gegend zuſammen und ſchwingen ihre Peitſchen und knallen, daß der gute Mond nur ſo zwinkert mit den Augen. Da werden die Grillen noch einmal wach im Graſe, und gar den Sternſchnuppen gefällt das luſtige Treiben und ſie hüpfen vom Himmel nieder gegen die Erde. Das Schnalzen wird in ſolchen Nächten unterbrochen von heiteren Liedern, von Ringen und Springen und anderen poſſirlichen Spielen. Und da trägt es ſich unter Anderem auch zu, daß ein oder der andere Burſche plötzlich abhanden kommt; er wird gerufen, geſucht, aber nicht gefunden. Ja, der iſt gegangen und hat ſich ein anderes Schnalzen beſtellt. Am mondglitzernden Fenſterchen klopft er in nächtlicher Weil: „Dirndl! Dirndl! paß auf, dein Schnalzer iſt da!“

Es müßte mit üblen Dingen zugehen, wenn ſich jetzt das Mädchen nicht ein wenig wollte erheben von ſeinem Polſter, um das Fenſterchen zu unterſuchen, ob nicht der Wind durchbläſt. Ja freilich bläſt er durch und da iſt ſo eine Scheibe ja hell überflüſſig. Es ſchnalzt — ſchnalzt ein Küßchen.

Und das, o lieber Gott, haſt du gut eingerichtet, daß das Schnalzen ſo eines Küßchens nicht wiederhallt in den Wäldern und in den Felswänden — denn der Hausherr hat auch eine Geißel von zähem Hanf an ſeinem

Bette lehnen, aber die iſt nicht eingerichtet für die alte Sitte des Herbſtſchnalzens, die verſteht nur zu tanzen auf den unglückſeligen Rücken Solcher, die minnig zur nächtlichen Weil' an ein Fenſterlein klopfen. Ja das leidige Schnalzen mit dem Munde, das böſe Läuten mit dem Armenſünderglöcklein des Herzens, das iſt kein frommer Gebrauch zur Vertreibung der böſen Geiſter in der Luft, nein, das iſt eine heidniſche Sitte, die nicht ſo ſehr im Herbſte, als fürnehmlich im Frühlinge des menſchlichen Lebens geübt wird.

Wir enden unſere kurze Betrachtung, neiden Keinem das Schnalzen mit dem Hanfſeil und Keinem das Schnalzen mit dem Munde — ſeien es Frühlings- oder Herbſtſpiele — früh genug kommt für Jeden der erſte Schnee!

Armenbrod.

Ein ſpätherbſtliches Allerheiligenbild.

Sie iſt müde geworden, ſie ſchlummert. Einen ſchönen langen Tag hat ſie gelebt, einen grünenden Morgen, einen blühenden Mittag, einen reichen, fruchtvollen Abend. Jetzt ſchläft ſie und träumt von dem ſchönen vergangenen Tag, und auf der Haide winken die entlaubten Aeſte, daß der Schnee kommen möge mit dichter, weicher Decke — es ſei ſo kalt. O, warte noch ein wenig und ſiehe, wie der ſtille, feuchte Nebel fleißig webt; die Winterdecke wird bald fertig ſein.

Schlafe wohl, du liebe, holde Sommernatur, du biſt ohne Sorgen geborgen; du ſtreckeſt dereinſt neu, jung und

frisch deine Glieder, guckst mit hellen Augen in die Welt hinein und lächelst. Allein — ich weiß Leute, arme Leute — sollte lieber nicht von ihnen reden, aber sie huschen allweg vor meinen Augen umher, und sie sind blaß und tiefäugig, und sie mögen nicht lange auf einem Flecke stillstehen, denn der Spätherbstreif brennt sie in ihre schuhelosen Füße. Sie schauern vor dem scharfen Winde und sie können ihren Mantel nicht gegen den Wind drehen, denn sie haben keinen Mantel. Sie eilen herum und wollen noch ernten, ehe der Schnee kommt, aber sie haben nicht gesäet; — sie konnten nicht säen, sie haben keinen Acker. Nur die Luft haben sie mit allen Menschen gemeinsam, die kalte Luft, aber kein Holz, sie zu erwärmen.

Arme Leute — reiche Leute! Das ist eine schlecht eingerichtete Welt. Den Gott erst bete ich an, der eine Welt voll glücklicher Leute erschaffen wird.

In Steiermark gibt es ein Volkslied, das arme Leute — wenn der Winter naht — gerne singen; reiche Leute aber ungerne hören.

Das Häuserl im Oberland.

Es war ein Häuserl im Oberland,
Maria Mutter Gottes war auch wohl bekannt.
Da war ein armes Weib
Mit ihren drei Kindelein;
Groß Hungersnoth mußten sie leiden!

Sie nahm ihre Kinder wohl unter die Händ'
Und ging zu ihrem Bruder wohl unter die Wänd:
„Bruder bist daheim?
Ich hätt' dich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Für mich und für meine drei Kinderlein roth!"

Die Schwägerin beim Fenster 'raus schaut:
„Mein Mann, der ist heut nicht zu Haus:

Er iſt früh ausg'fahren;
Du haſt mich gebeten um ein klein Laiblein Brot,
Das kann ich dir auch wohl verſagen!"

„Und wenn du verſagſt mir ein klein Laiblein Brot,
So thu' ich mir ſelber den bitteren Tod!"
Das kleinſte Knäblein ſtand ihr daneben:
„Ihr dürft mir kein' Biſſen Brot mehr geben,
Groß Hungersnoth will ich leiden,
Bis der liebe Gott vom Himmel kommt
Und thut mir das Leben abſchneiden!"

Als der Bauer vom Acker heimführt,
Der Tiſch, der war ihm ſchön geziert,
Die erſt Schnitten Brot, die er herabſchnitt —
Das Blut thät gegen ihn ſpritzen!

„O Mann, du grimm' dich nicht ſo ſehr,
Das geht von wegen der Schweſter her;
Wenn ein armer Menſch um ein Almoſen bitt',
Wohl fleißig ſoll man ihm's reichen!"

Der Bauer nimmt Brot wohl unter die Händ,
Und geht zu ſeiner Schweſter wohl unter die Wänd;
„Schweſter, biſt daheim?
Ich hätt' dir gebracht ein klein Laiblein Brot,
Für dich und für deine drei Kindlein roth!"

Das kleinſte Knäblein beim Fenſter 'raus ſchaut:
„Die Mutter iſt heut nicht zu Haus';
Sie iſt früh ausgegangen;
Sie und meine älteſten Brüder allzwei,
Dort drin hängen ſ' auf der Stangen!"

So lautet das Lied. Es ſchneidet wohl tief ins Herz, wenn es von welken, hungernden Lippen geſungen wird. Und der reiche Mann fährt ſich zuerſt über die Stirne und denkt: Man muß doch, man muß doch, ſo langs noch früh genug iſt.

Und dann greift er in den Sack oder in die Kornkammer, oder in den Brotkorb.

Im ſteieriſchen Oberlande herrſcht eine Sitte, vielleicht der zahlreichen alten Sitten beſte. Im ſteieriſchen Oberlande

kommt im Spätherbſte, wenn die Natur ihre Gaben vertheilt hat, der Arme zum Wohlhabenden und bringt einen leeren Sack mit. Da wird das Feſt aller Heiligen auch zum Feſte aller Armen. Es iſt erfreulich zu erzählen.

Schon ein paar Tage vor dem Allerheiligenfeſte geht ein ſonderlicher Geiſt durch Haus und Hof. Es iſt ein eigen Leben und Bewegen. Die Mühle liefert Mehl, die Vorrathskammer gibt Schmalz und Fleiſch und im großen Backofen lodert eine halbe Klafter Holz, und jedes Haus ſchaut aus, wie eine große Bäckerei. Der Bauer ſtreicht durch die Kornkammer, die Bäuerin herrſcht in der Küche mit beſonderer Würde über die Mägde, und ſchafft ſelbſt wacker mit am Kneten und Backen, und der Biſſen des neuen Brotes, welchen ſie zur Probe verzehrt, iſt wohl der einzige im ganzen Tag. Ihr Herz iſt geſättigt vom Brote, das Andere eſſen werden.

Mehrere hundert Brotlaibe werden gebacken und bereitet zum Vertheilen. Selbſt der dürftige Landmann bereitet ſolch ein Brot, oder beſtimmt Gemüſe oder Obſt für die Armen — ja, nicht allzuſelten **mehr**, als der Reiche, der es nicht ſo genau weiß, wie es einem Hungernden zu Muthe iſt.

Am Vorabende des Allerheiligenfeſtes nun ziehen die Armen in ganzen Familien ſchaarenweiſe von Haus zu Haus, von Ort zu Ort, und Jedes hat ſeinen Sack oder ſeinen Korb. Und der Knabe, der unter den Füßen einherzappelt, und ſelbſt das Kind, das die Mutter am Rücken ſchleppt, trägt ſein Säckchen, ſein Körbchen. Sie kommen ans Haus, ſie ſtehen an der Thürſchwelle, ſie grüßen

mit dem vielſtimmigen Rufe: „Bitt gar ſchön um einen Allerheiligenſtrißel!“

Da wird getheilt, und Jedes bekommt ſein Laibchen — das Kind, wie der Mann.

Iſt Gottes Segen geweſen im Hofe, und hat die Hausfrau im letzten Jahre hindurch viel Butter und Schmalz gewonnen auf der Alm, ſo opfert ſie nicht den Göttern, ſondern ihren armen Brüdern und Schweſten. Sie ladet die „Strißelſammler“ zu ihrem Tiſche und ſetzt Sterz und Schmalzmus vor. Die Leutchen laſſen ſich's ſchmecken. Gott geſegne ihnen den fetten Biſſen, ſie haben ihn des Jahres nur einmal.

Es bleibt kein Stäubchen und kein Tröpfchen in der Schlüſſel; nun legen ſie die Hände an den Rand und ſagen den Segensſpruch:

„Schmalzkochbäurin, wir wünſchen dir
Glück und Segen für deine Küah,
Glück und Segen für Haus und Stall
Und für deine Hühner und Kinder all!
Vergelts Gott, Schmalzkochbäurin!

Das iſt ein alter, kräftiger Spruch, der bleibt hängen in der Luft und bringt Gedeihen.

„Vergelts Gott Allerheiligen!“ rufen ſie nochmals und ziehen ab, ziehen zur nächſten Thür. Es iſt eine Freudigkeit in den armen Leuten; die Säcke und Körbe werden ſchwer, geben viel zu ſchnaufen, aber das Herz jauchzt auf und der Magen darf ſich neuen Hoffnungen hingeben für die Zukunft.

Der Bauer reicht dieſes Almoſen gerne, und je mehr „Allerheiligenſtrißelſammler“ betheilt werden können, deſto freudiger leuchtet ſein Auge. Selbſt der „Knicker“, der

Wucherer gibt dieſe Gabe fröhlich, denn es herrſcht der Glaube, daß eine große Anzahl Heiligenſtrißelſammler die Vorboten eines reichgeſegneten Jahres ſeien. Jedes „Vergeltsgott Allerheiligen" — ſagt der Landmann — iſt für das Kornfeld mehr werth, als eine Fuhre Dünger.

O, rüttelt mir an dieſem Glauben nicht, ihr Volksaufklärer; er nährt mehr Arme, als euere Weisheit auf hohem Roß.

Es geſchieht zuweilen, daß aus Mangel an Sammlern von dem reichen Vorrathe etwas übrig bleibt, oder gar, daß wegen Mißliebigkeit eines Bauers deſſen Haus übergangen wird. Das iſt ein Schlag, eine Vehde; das verdirbt dem betreffenden Bauern allen Appetit an dem ſtattlichen Mahle, das er ſich und den Seinen an dieſem Tage vorſetzen läßt.

Ja, der Glaube an dem Segen des Allerheiligen-Almoſens geht in manchen Gegenden ſo weit, daß der Bauer ſelbſt, und wäre er auch wohlhabend, mit Weib und Kind zu den Thoren der Nachbarhöfe geht und um den Strißel bittet. Gegenſeitig betteln ſie ſich an und reichen ſich die beanſpruchten Strißel; wenn ſie auch darüber lachen, aber das Almoſenbrot nehmen ſie doch und tragen es heim und halten es in Ehrn.

Es ſteckt ein tiefer Sinn in dieſer Sitte. Jeder Reiche ſollt' es wiſſen, wie Bettelbrot ſchmeckt, auf daß ihm ſein Hauskuchen um ſo beſſer munde und auf daß er Armen lieber von dieſem Kuchen reiche.

So bringt der Allerheiligenſtrißel Segen für Geber und Nehmer.

Aber nicht blos für Fremde bäckt die Hausfrau Brot, auch das Hausgeſinde, jeder Dienſtbote bekommt an dieſem

Tage extra einen Laib, mit dem er machen kann, was er will. Wie manch' junge Magd hat einen alten Vetter, wie manch' braver Knecht eine kranke Mutter, da hat das Brot Anwerth.

Das junge Volk aber treibt mit dem „Allerheiligenſtrißel" gerne was ganz Beſonderes. Da iſt ein Mägdlein, das bereits anfängt zu ahnen, wo Bartel den Moſt holt. Dem hat geträumt, der Bartel-Bub vom Nachbarshofe brächte den Moſt zu ihm, dem Mägdlein, und dieſes gebe den Laib Allerheiligenbrot dazu und ſo wären ſie Beide fröhlich beim Schmauſe. — Ja, ſo hat dem Mägdlein geträumt hat den Laib wohl ſorgſam verwahrt in ſeinem kleinen Schranke, wo die Sonntagskleider liegen und die neuen Paar Schuhe ſtehen. Und als einmal der junge, friſche Bartel-Bub kommt, bittet ihn das Mägdlein, daß er, in die neuen Schuhe Sohlennägel ſchlage, und auf einmal, wie er juſt fleißig im Nageln iſt, fragt es: „Bartel-Bub, biſt Du etwan hungerig?"

„Juſt mögen thu' ich ſchon was", — ſagt der Bartelbub.

Da gibt es ihm den Allerheiligenſtrißel vor, und wird ganz roth dabei; und er greift an, und ſchnappt ſeinen Taſchenveitel auf, und zieht mit der Spitze ein Kreuz über den Laib, daß der recht ausgeben mag, und ſchneidet ſich ein gut Stück herab; und wie er nun Laib und Meſſer hinlegt, iſt er ſelber glühroth im Geſicht und getraut ſich ſein Auge völlig nicht mehr hinzuwenden zum Mägdlein.

Der Allerheiligenſtrißel iſt angeſchnitten — das Mägdlein und der Bartelbub ſind verlobt, ohne daß ſie ein Wort davon geſprochen haben. Das Hingeben und Angänzen des Allerheiligenſtrißels bedeutet es. Das Mägdlein und der Bub halten jetzt zuſammen, genießen

mitſammen den Strißel, bis er gar wird und bis das nächſte Jahr wieder einen neuen bringt. — Dann, wenn die Sachen glatt gehen, ſo heiraten ſie zuſammen; ſind ſie aber zu arm zum Heiraten, und die Gemeinde will ſo eine Familie nicht erhalten — auch recht, ſo bleiben ſie, wie ſie ſind. Aber das Mägdlein lädt ſein Lebtag keinen Andern mehr zum Strißel ein, als den Bartel-Buben. Und der macht ſtets fromm ſein Kreuz darüber. Und kommt dereinſtmalen die Zeit, daß er das harte Brot nicht mehr vermag zu beißen, und iſt auch kein Moſt mehr da, ſo weiß das Mägdlein, wenn es auch ſchon ſiebzig Jahre zählt, den friſchen Brunnen, und Waſſer weicht das Brot, und Waſſer iſt ein geſundes Trinken.... O, geſegne euch Gott, ihr Leutchen, euer armes, enthaltſames Leben! 's iſt Spätherbſt, und der feuchte Nebel ſpinnt die ſanfte Decke — geht, Leutchen, wie die liebe Sommernatur zur ſtillen Ruh'.

Und wenn — was man ſchon nicht wiſſen kann — ihr dereinſtmalen zum neuen Frühling wieder auf dieſer Welt erwachet, ſo nehmt Euch in Acht, daß ihr keine armen Dienſtleute mehr werdet, die nichts miteinander können theilen und genießen als das herbe Armenbrot.

Allerheiligen und Allerſeelen.

Zu Anfang des Monats November, wenn die Fröſte ſchneiden, wenn die finſteren Nebel lagern über Wald und Thal und wenn die langen ſtürmiſchen Nächte hauſen und immerfort noch wachſen, als wollten ſie uns armen Sterblichen das Beſte, was wir haben, das liebe Tageslicht ent-

rücken ganz und gar — zu dieſer Zeit enthüllt uns die Kirche zwei wunderſame Bilder aus der andern Welt.

So wie Johannes, des Herrn Liebling, ſehen wir den Himmel offen, ſehen Gott auf einem Thron, von vier und zwanzig Aelteſten umgeben, ſehen den Stier und den Löwen und den Adler und das Lamm. Und wir ſehen eine große Schaar, die Niemand zählen kann, aus allen Nationen, Völkern, Stämmen und Sprachen, angethan in weißen Kleidern und mit Palmen in den Händen.

Das ſind die Auserwählten, die Seligen. Auch Bekannte und Verwandte von uns mögen dabei ſein. So zum mindeſten hat es mir meine Großmutter einſt beim herbſtlichen Späneklieben oder beim Rübenſchälen erzählt.

„Ja mein Bübel!“ ſagte ſie, „im Himmel oben da iſt eine großmächtige Kirche und da ſitzen die Heiligen in ihren Stühlen — aber ſie duſeln nicht ein — und die Engelein, die thun Muſik machen und der lieb' Herrgott thut ſelber Meß leſen; predigen aber thun die Blutzeugen und Beichthören die Beichtiger.“

Ich unterbrach die Großmutter: „Beichthören? Wer ſündigt denn da oben noch?“

„Schwätze nicht dazwiſchen! Wer ſagt denn vom Sündigen was? Meinſt Du, es ſind nicht lauter gute Chriſten, die auf das Beichten was halten? — Und jetzt merke weiter! Neben der Kirche ſteht ein großes Haus — iſt aber kein Wirthshaus — iſt der Himmelsſaal. Da drinn ſetzen ſie ſich nachher des Abends zuſammen und und eſſen und trinken was. Und die Engelein fliegen umher und zünden die Lichter an und die Lichter, mein Bübel, die können wir ſehen bei der Nacht, wenn keine Wolken ſind. — Und die Heiligen haben lauter goldene Röcke an, ja,

und der lahme Bettelmann, der letztlich gestorben, ist auch dabei und der sitzt ganz voran an der Seite unserer lieben Frauen, weil er alle Tag fleißig die Frauenlitanei gebetet hat. Und alle Heiligen erweisen ihm Lieb und hohe Ehren, weil er auf dieser Welt so arm und verachtet und elendiglich ist gewesen. Und der heilige David spielt ihm extra auf der Harfe was vor und die heilige Rosalia macht ihm die Beine wieder frisch und gesund, daß er rechtschaffen tanzen mag . . . ."

So ist im einfältigen Gemüthe der Himmel gebaut.

Als aber der Pfarrer einmal gepredigt, im Himmel gebe es nichts als lauter Anbetung Gottes, da hatte er sich sehr empfindlich geschadet. — „Allerweil singen und beten!" rief der Dachelschuster, „der tausend mosthosen, das muß eine saubere Unterhaltung sein! Na, wenn ich am Sonntagsnachmittag nicht ein bißle kugelschieben kann und mein Glasel Most dazu trinken, so pfeif ich drauf!"

Hoffen wir indeß, es wird Jeder das Seine dort finden. Einstweilen sperrt Sanct Peter die Himmelthür wieder zu, denn das Fest aller Heiligen ist zu Ende. Uns flimmert es noch eine Weile vor den Augen; wir wollen uns denn in Gottesnamen dieweilen noch resignirt auf unsern irdischen Strohsack legen. — Da heben jählings alle Glocken an zu klingen.

Feuer! Aus dem Fegfeuer schlagen die Flammen hervor. Wer hat, um Gotteswillen, die Thür offen gelassen?

Die Thür, liebes Kind, hat ein heiliger Engel geöffnet. Denn ein einziger Tag geht auf im Jahre, an welchem die Seelen im Fegfeuer von ihrer Pein befreit sind. Und da ziehen sie aus ihren schrecklichen Flammengründen hervor und da kehrt manche Mutter zurück auf die Erde zu ihrem

Kinde, das in Luſt und in Freuden lebt und ſeiner Gebärerin längſt vergeſſen hat. Und mancher Ehegatte kriecht aus der Gluth und ſucht ſeine noch lebende Gattin auf, die vor wenigen Jahren an ſeiner Bahre ihm ewige Treue geſchworen, heute an der Seite eines Andern flankirt. Und da naht ein Jüngling und klopft an des Liebchens Fenſter, wo er einſt ſo oft und nicht immer vergebens um verbotene Freuden bat.

Und ſo kehren ſie alle die Todten in dieſer Nacht zu ihren Angehörigen zurück und bitten um Gedenken, um ein Almoſen, um ein Vaterunſer, um eine heilige Meſſe. Und ſie bitten ſo kläglich und wollen nicht mehr zurück in die Feuerqual, die nach verfloſſenen vierundzwanzig Stunden wieder beginnt.

Davon nun das Pochen und Klöpfeln an Thüren und Fenſter, das Winſeln und Weinen, wie es in dieſer Allerſeelennacht von ſo Vielen noch gehört wird.

In einigen Gegenden der oberen Enns und wahrſcheinlich weiter gegen Salzburg und Tirol hin herrſcht heute noch die Sitte der „Armenſeelenbegaſtung".

Da ſtellt z. B. die mitleidige Hausmutter am Vorabende Allerſeelen ein Lichtlein auf den Stubentiſch, damit die zuſprechenden Seelen eine Leuchte hätten und allenfalls mit dem Lampenöle ihre böſen Brandwunden einſchmieren möchten. Oder die Hausmutter heizt den Stubenofen wacker, denn unter den armen Seelen gibt es auch ſolche, die an der „kalten Pein" leiden und ſich gerne einmal ein wenig auf die Ofenbank ſetzen, um auf ein paar Stündchen des leidigen Zähneklapperns los zu werden.

Ferner ſchließt die umſichtige Hausmutter ganz richtig, daß die armen „Haſcher" bei wiederkehrendem Wohlbefinden

auch Appetit verſpüren müſſen; ſie ſtellt alſo eine Pfanne ihrer neugebackenen Allerheiligenkuchen auf den Tiſch und auch einen großen Milchtopf dazu. — Ihr lächelt, aber ich ſage Euch, des anderen Morgens fehlt ein guter Theil der Kuchen und der Milch. Und könnte die Hauskatze nur reden, ſie hat die Nacht über zufällig in der Stube ihr Mauſen gehabt und hat die tafelnden Geiſter wohl mit eigenen Augen geſehen.

Es gibt ferner noch andere Rückſichten und Aufmerkſamkeiten, die an dieſem Tage den armen Seelen zugewendet werden. Beſonders fromme, ältliche Jungfrauen ſind es, die hierin Rührendes leiſten. Da wird keine Thür und kein Thor etwan gewaltſam zugeſchlagen, aus Furcht, eine arme Seele zu zerquetſchen. Da wird kein Meſſer auf ſeinem Rücken, kein Rechen mit den Zähnen nach aufwärts liegen gelaſſen, aus Vorſicht, daß nicht irgend eine arme Seele darüber ſtolpere, ſich ritze und ſchneide. Auch darf an dieſem Tage keine leere Pfanne über dem Feuer ſtehen, damit ſich nicht etwa unverſehens eine arme Seele dareinſetze und elendiglich verſchmoren müſſe. Ferner iſt es rathſam, keinem Froſche, keiner Kröte u. ſ. w. etwas zu Leide zu thun, weil man nicht wiſſen kann, ob nicht denn doch eine arme Seele in Geſtalt ſolcher Thiere ſichtbar werde. Manche Sage weiß davon zu berichten.

Wer am Tage Allerſeelen die Gräber des Gottesackers öffnen wollte, er würde die Särge leer finden. Es gibt keine Seele im Fegfeuer und keinen Todten auf dem Kirchhof; alles zieht zerſtreut in der Welt herum und macht Beſuche bei Bekannten und Verwandten. Wenn aber die Stunde der nächſten Mitternacht ſchlägt, ſo müſſen ſie alle zurück ins Grab, reſp. in den Gluthofen des Fegfeuers,

um wieder ein langes Jahr hindurch und weiß Gott wie viele lange Jahre noch, der endlichen Erlösung entgegen zu ſchmachten. Manche aber ſind auch im Laufe des Tages durch gute Werke der Ihren erlöſt worden; ſolche gehen nun ein in die ewigen Freuden des Herrn.

So der Volksglaube in den Alpen, den nicht blos alte Lieder und Sagen unterſtützen, dem auch durch kirchliche Lehren und religiöſe Schriften Vorſchub geleiſtet wird.

In den Städten ſind die Friedhöfe nicht für die Todten, ſondern für die Lebendigen. Für die Todten gibt es gar nichts mehr. Der Lebendige aber feiert das Andenken an ſeine Vorfahren und er feiert ſeine künftige Friedhofsruhe. Für den Lebendigen iſt die Pforte des Gottesackers, die Inſchrift auf dem Grabmale und das Roſenbeet auf dem Hügel. Der Lebendige empfindet in ſeinem Gemüthe die Ruhe, wenn er an den Schläfer denkt, der von des Lebens Drangſal erlöſt iſt. Der Lebendige fühlt das Hinabſinken des Todten, der im Sarge liegt, und der Lebendige hofft für jenen die Auferſtehung. Niemand geht unbelohnt über Friedhofserde; dieſe kühlen Schollen kühlen die Leidenſchaften und erwärmen die Herzen, und nicht allein des Todes Frieden ſteht auf den Hügeln mit Blumen geſchrieben, ſondern auch des Lebens Werth.

Anders ſteht es mit dem Gottesacker im Walddorfe. Der iſt öde, iſt verlaſſen, und die hölzernen Kreuze morſchen und ſinken hin, und die Neſſeln wuchern, und die Waldbewohner feiern das Gedenken ihrer Todten in der Kirche oder daheim in der Hütte.

Wohl ziehen ſie zu Allerſeelen gemeinſam hinaus und tragen die ſchwarze Fahne mit dem Bildniſſe eines Menſchengerippes voran und beten Roſenkränze „für die

armen Seelen im Fegfeuer". Der Kirchhof liegt heutzutage nicht mehr um die Kirche herum, ſondern abſeits vom Dorfe — gar am Waldhange. Er iſt mit einem bemooſten Bretterzaun umgeben, und die Kreuze ſind aus roth angeſtrichenem Holze, und der Regen hat ſchon die meiſten Inſchriften ausgelöſcht; ein paar Jährchen früher oder ſpäter vergeſſen, das ſei ſchon all eins. Mitten auf dem Friedhofe ſteht ein hohes Kreuzbild, das wahrt ſich durch ein breites Blechdach vor dem Regen. Aber die Sommerſonne iſt auch ein Feind des Friedhofes geweſen, die hat über der Bruſt des Gekreuzigten einen klaffenden Riß gezogen. Freilich, meint die alte Jungfer Lori, ſei das gut, ſo dringe das Gebet für die armen Seelen um ſo leichter in unſeres Herrgotts Herz hinein.

Lange aber verweilt die Gemeinde nicht auf dem Friedhofe, und ſie zündet keine Lichter an. Auf dem einſamen Friedhofe ruht ein trübes Sonnenleuchten, oder es brauen die Spätherbſtnebel, und ſpinnen an der Schneedecke; oder es wogen die erſten Winterſtürme über das entlaubte Geſtrüppe. Und dort hüpft ein gelbes Blatt hin über die Hügel, als ſuche es die Jungfrau, die vor wenigen Monden noch von des Blattes Seite ein Röslein hat hinweggepflückt. Damals war das Blatt noch grün und die Roſe roth und die Jungfrau ein junges, freudiges Leben ....

Friede ſei der öden Todtenſtätte draußen am Waldraine!

Der ſchwarze Lucas war zu Lebzeiten ein Kohlenbrenner geweſen. Er war aber auch ſonſt ſchwarz angeſtrichen. Dem Holzmeiſter Luger war in einer Nacht ein Ziegenbock geſtohlen und in der Nähe von der Köhlerhütte war darauf die Haut und das Eingeweide des geſtohlenen

Thieres gefunden worden. So war der Lucas der Dieb. Und wie im Walde ſchon überall die Läſſigkeit herrſcht, ſie klagten den Köhler nicht an, daß er ſich vertheidigen konnte; ſie mieden ihn und munkelten das Arg, wo er ging und ſtand. „Hättet ihr mir meine Hände abgehauen, hättet ihr mir mein Augenlicht genommen, ich hätt' mit den Füßen mein Brod erworben, hätt' mit meinem Herzen die Welt angeſchaut. Aber ihr habt mir meine Ehre geraubt — und jetzt iſts mit mir vorbei." So hatte der Lucas ausgerufen, aber die Leute ſagten: „Mag er ſich winden und wenden wie er will, den Ziegenbock hat er doch geſtohlen." Darüber wurde der arme Lucas närriſch; „die Diebe muß man hängen", murmelte er und eines Tages fand man ihn kauern an einer Rothföhre und das Band von ſeinem Kohlenkorbe, das am Aſte hing, ſchnitt ihm in den Hals.

Selbſtmörder haben ſich von jeher ihr Grab ſelbſt gewählt; wo man ſie findet, dort werden ſie verſcharrt. Auch der ſchwarze Lucas liegt unter den dicken Wurzeln der Föhre.

Nicht gar lange nach des Alten Tod lag ein frommer Kleinhäusler auf dem Sterbelager. Dieſer hatte ſein Lebtag lang viele heilige Meſſen gekauft für die armen Seelen, auf daß er die Gnade haben ſollte, auf ſeinem Todtenbette die Beichte abzulegen. Er hatte dieſe Gnade, bekannte dem Prieſter, daß er dem Holzmeiſter Luger einmal einen Ziegenbock geſtohlen und denſelben im Walde ausgeweidet und in ſein Haus getragen habe. Und bald nach Empfang der heiligen Sterbeſacramente entſchlief der Kleinhäusler in dem Herrn und wurde ehrenvoll begraben mitten auf dem Gottesacker.

Ein Söhnlein hatte der Häusler hinterlaſſen, das war erſt fünf Jahre alt. Es iſt nicht zu beſtimmen, ob der Knabe von dem Unrecht ſeines Vaters ſchon gewußt hatte; aber als Allerſeelen kam, da ging das Kind nicht hinaus auf den Gottesacker, wo ſein Vater lag. Es führte den Kleinen ja Niemand, er war verwahrloſt; über den erſten Schnee hüpfte er hinaus in den Wald und unter einem Baum kauerte er ſich hin und modelte mit den kleinen Händen ein Schneemännchen auf.

Der Baum aber war eine Rothföhre und unter dem ſpielenden Knaben lag der Lucas. —

Von den kirchlichen Ceremonien dieſes Tages zu ſprechen, iſt überflüſſig, ſie ſind in den Alpen dieſelben, wie in allen katholiſchen Ländern, machen aber auf den Landmann verhältnißmäßig nur geringen Eindruck. Faßt er doch, wie wir geſehen, die ganze Angelegenheit diesmal von rein geiſtigem Standpunkte auf. Das Weſentliche iſt, daß am Tage Allerſeelen viel Almoſen gegeben und manch anderes Werk der Nächſtenliebe ausgeführt wird.

Der Pfarrer empfiehlt als kräftigſtes Erlöſungswerk die heilige Meſſe. Sieben Jahre der Feuersqual können nachgelaſſen werden durch ein einzige heilige Meſſe; ſie koſtet nur zweiundfünfzig Kreuzer.

Das müßte doch wahrhaftig ein Geizhals ſein, der die zweiundfünfzig Kreuzer in ſeinem Beutel und die arme Seele noch ſieben Jahre lang im Fegfeuer ließe.

Ach, es weiß Niemand, ob es ihn nicht ſelber einmal trifft. Fromme Leute gibt es allerwege, aber ſo fromm iſt Niemand, daß er nach dem Sterben „vom Mund auf könnt' in den Himmel fahren". Alle müſſen durch die

Feuersgluthen wandern. Und heiß sind diese Gluthen! Viele — so wissen es belesene Leute auszulegen — ein Fünklein dieses Feuers herein in das Erdenleben, es wäre keine Freude mehr in demselben und auch kein ander Leid; die Menschen allzusamm würden nichts mehr empfinden als das ewig lebendige, peinigende Fünklein des Fegfeuers.

Stirbt ein neugeborenes Kind vor der Taufe, so kommt es auf einen Ort, wo keine Freude und kein Leid ist. Stirbt es nach der Taufe, so sollte man meinen, es fahre geradeswegs in den Himmel hinein. Allein, auch das unschuldige Kind muß durch das Fegfeuer wandern, nur führt es sein Schutzengel den kürzesten Weg. Das Kind muß die Pein der Büßer sehen, ehe es zur Seligkeit gelangt, damit es wohl weiß, welcher Noth es durch ein frühes Sterben entgangen.

Zumeist fahren aus den Leibern der Menschen solche Seelen, welche für die Hölle zu gut und für den Himmel zu schlecht sind. Für solche nun ist das Fegfeuer eingerichtet und manche Seele muß hundert und hundert Jahre darin braten, bis das letzte Fetttröpfchen ihrer Sünden herausgeschmort ist. Dann endlich geht die Reise in den lieben Himmel hinein und die Erlöste setzt sich mit den übrigen Heiligen zur Tafel.

Gäbe Gott, wir säßen auch schon dabei!

Das Fest der Hausehre.

Der Landmann, dessen Hof sich eines gewissen Wohlstandes und eines geachteten Rufes in der Gegend erfreut, hat so gut seine Ehrenpflichten, wie z. B. eine

Notabilität in der Stadt. Daß er etwa die Stelle eines Ortsrichters, oder Kirchen- oder Armenvaters vertritt, das allein thut's nicht; daß er den Einleger um ein paar Wochen länger unter seinem Dach behält, als ein unbemittelterer Nachbar, daß er diesem Nachbarn zuweilen mit Aushilfsarbeiten oder einem guten Fuhrwerk beispringt, daß er den Handwerker und Wochenlöhner auch zu seinem Sonntagstisch herbeizieht, das reicht immer noch nicht ganz aus.

Will ein wohlbestellter, weit gekannter und genannter Bauernhof seinen hellklingenden Ruf bewahren, so muß er darauf sehen, daß er von Zeit zu Zeit sein Gastmahl gibt.

Aber der Bauer ist bei all seiner Einfalt viel zu raffinirt, als daß er so einem Gastmahle mit den dazu gehörigen Lustbarkeiten den Charakter einer bloßen Unterhaltung an und für sich beließe, nein, es muß aussehen, als ob das Fest nur Nebensache wäre, und einem anderen Zwecke, als dem der Hausehre, unterliege.

Darum sehen wir im Frühsommer auf den Feldern den blauen See des blühenden Flachses wallen. — Nicht des Leinens und der Leinwand wegen ist es mehr, wie ehedem, als die Baumwolle noch die Sonne nicht verdeckte, und nicht den Busen der Bäuerin, und nicht die Beine des Bauers. Heute sitzt Alles in der Wolle, in der ausländischen Baumwolle, die sowohl unsere Schafwollenindustrie arg geschädigt, als die Leinwanderzeugung völlig erstickt hat. Ein Baumwollenhemd kommt vielfach billiger als eines von Leinwand, welch letzteres schier eine ganze Jahresarbeit in Anspruch nimmt, bis es nach dem sorgfältigen Bereiten des Flachsackers, dem Säen des Leines,

dem Jäten, Ausziehen, Bleichen, Dörren, Brechen, Abkampen, Spinnen, Waschen, Weben, nochmaligem Bleichen endlich durch die Nähterin zum Kleidungsstücke wird. Der Bauer hat es wohl schon eingesehen, daß sich heut zu Tage solche Erzeugnisse im Kleinen nicht mehr verlohnen, und daß alle Leute ihr Hemd des Glücklichen in der Baumwolle suchen.

Und dennoch sehen wir im Frühjahre den blauen See des Flachses wallen. Das aber ist, um das althergebrachte lustige „Brecheln" — Brechen des Flachses — als Anlaß zu dem schon angedeuteten Gastgelage zu benützen.

Es fällt in den Spätherbst, in eine Zeit, wo nach den tausend Sorgen und Mühen des Pflegens und Einheimsens der Erdfrüchte die Leute beruhigt und heiter sind.

Nun gehen plötzlich die Einladungen aus; ein Bub oder ein Mädchen kommt: „Mein Vater (oder mein Bauer) läßt bitten um Brechler!" Von der Abendunterhaltung noch gar keine Rede, nur daß man schon im ganzen Thale den Wohlduft riecht, der aus dem Schornstein des Festgebers aufsteigt. Ein Weib keucht mit einem großen Korbe des Weges vom Flecken heran; es trägt Semmeln, Kaffee, Zucker, süßen Branntwein, Zibeben, Feigen, Nüsse, Aepfel, Birnen und Blumen vom Gärtner, und Bänder, bunte, leuchtende Seidenbänder.

Während sich die Geladenen in der gewöhnlich etwas entlegenen Brechelstube versammelt haben und die Hackscheiter lustig knattern lassen, waltet die Bäuerin, eine Königin, unter der wichtig umherschießenden Mägdeschaar, in der Küche. Sie ordnet an, prüft die Gerichte und speichert die Krapfen und Schmalznudeln auf in der Kammer. Die Brust möchte ihr heute zerspringen vor

Erwartung, vor Furcht des möglichen Mißlingens einer Speiſe, vor Hoffnung einer allſeitigen Befriedigung und des Preiſes, der ihr dann zu Theil wird von der ganzen Gegend. Es ſind wohl lauter gute Bekannte, die heute ihr Haus beherbergen wird, und jeder Einzelne iſt ein Freund des Hauſes, der gewiß Nachſicht hat bei etwaigen Verſtößen — aber heute geht der Einzelne in Alle auf und wird ein Theilchen des fürchterlichen Knäuels, der in ſeinem boshaften Uebermuth, mit ſeinen ſtechenden Witzen und ſchneidenden Zungen jeden geringſten Anlaß erhaſcht, um rückſichtslos die Hausehre zu zertreten. „Die Leut" heißt ſie den fürchterlichen Knäuel; wir in der Welt nennen ihn das Publikum.

Und am Abend, wenn es finſter geworden iſt, nu, da kommen „die Leut". Sie kommen nach und nach, ſie ſind voll Agen und Staub. Es wird vorläufig noch die ſtrengſte Umgangsſitte (wie wir ſie Etikette nennen) beobachtet. Die Männer gehen durch die vordere Thür in die große Stube, wo wohl ſtets die Tiſche weiß gedeckt ſind, aber nicht immer ſchon das Licht brennt. Sie ziehen ihre Röcke aus und ſetzen ſich in Hemdärmeln ruhig auf die Ofenbank und die übrigen Bänke an den Wänden hin, rauchen, die Ellbogen auf die Kniee geſtützt, ihre Pfeifen und führen gleichgiltige Geſpräche, bis etwa ein toller Burſche oder ein ſpaßhaftes altes Männlein mit einem derben Witz die Schranken plötzlich durchbricht.

Das Weibervolk ſondert ſich, trotz des früheren intimen Verkehrs mit den Männern in der Brechelſtube, nun im Hauſe wieder züchtig ab und ſchleicht gerne in die Küche, wo es ſich flüſternd und kichernd in alle Winkel ariegt, bis es die Bäuerin, um ſich von der läſtigen Be-

lagerung zu befreien, höflich einladet: „Thut's nur ein wenig in die Stuben hineingehen, da im Rauchkobel mögt's nit einmal geſcheidt ſitzen!“

Mit dem, wenngleich ſchüchternen Anrücken des Weibervolkes in die Stube nimmt die Unterhaltung eine andere Färbung an. Es iſt auch ein Kerzenlicht auf den Tiſch gekommen, und ſo beginnen, ſo weit die Tiſche Raum laſſen, Geſellſchaftsſpiele, wie z. B. „Schuhſuchen“, „Bandelumtragen“, „Blindemausfangen“, „Eſelreiten“, „Ofenausführen“, „Löffelaustragen“, „Sonnaufziehen“, „Lazarusbegraben“, „Biſchofeinweihen“ u. ſ. w.

Eines der luſtigſten Stücklein iſt das Biſchofeinweihen. In der Geſellſchaft findet ſich immer Einer oder der Andere, der dieſes Biſchofeinweihen noch nicht kennt und ſich alſo durch die Wahl der Anderen ahnungslos herbeiläßt, Biſchof ſein zu wollen. Sofort wird ihm, als langes, weißes Lockenhaar, Werg um den Kopf gewunden und eine papierene Biſchofsmütze aufgeſetzt. Hierauf muß er ſich auf einen Dreifuß niederlaſſen, und nun beginnen Alle mit brennenden Kerzen unter Lobgeſängen um ihn einen Rundgang. Jeder macht vor dem neuen Biſchof eine tiefe Verbeugung, bis plötzlich Einer mit ſeinem Kerzlein hochverrätheriſcher Weiſe die weißen Biſchofslocken mitſammt der Mütze in Brand ſteckt. So hat alle Herrlichkeit auf einmal ein Ende, glückſelig der Gefoppte, wenn er noch ſeine urrigenſten Haare zu retten vermag.

Inzwiſchen aber iſt der Hausvater aus der Küche aviſirt worden, daß die Suppe aufgetragen werde. Nun ſtellt er ſich ſchon gegen den vorderſten Tiſch hin und hält den Daumen an der Stirne in Bereitſchaft, um bei der geringſten Lücke und Ruhe im Spiel mit dem Kreuz drein-

zufahren. So ist der Lärm plötzlich abgeschnitten und sie surren und summen das Tischgebet. Dieses ist bald zu Ende und nun dampfen schon die Suppenschüsseln, in Umfang und Tiefe wahre Schwimmanstalten. Am Rande der Tische liegen schon die beinernen Löffel, wohl anspielend gegen die Schüssel gewendet, aber die Schaufel enthaltsam nach unterwärts gekehrt.

Nun beginnt das Zumtischsitzen, wobei die strengste Etikette herrscht. „Geht's nur zuwi, Leutl", drängt der Hausvater, „setzt's euch zusamm!" Aber da will Keines in den Tischwinkel hin, denn der Tischwinkel unter dem Hausaltar, auf den das Licht gestellt wird, ist der Ehrenplatz. Jeder will bescheiden sein. Jeder drängt sich zurück und schiebt seinen Nachbar gegen die Stelle, es entsteht ein mächtiges Drängen und Drücken, ein förmliches Ringen um den Preis — der Bescheidenheit. Endlich gibt aber doch Einer, der sich insgeheim nicht für den Unwürdigsten hält, nach, und nimmt unter den dazu gehörigen Redensarten den Ehrenplatz ein. Mit dem Ehrenplatze ist ihm ein nicht zu verachtendes Vorrecht zugefallen; er darf, ja er muß sogar der Erste in die Schüssel fahren. Nun heben sie langsam die Löffel, Jeder mit der rechten Hand. Es gäb' keinen größeren Gräuel im Bauernhause, als wenn Einer mit der linken Hand äße; das ist aber auch noch gar nicht vorgekommen, außer es hätte Einer die Rechte auf dem Schlachtfeld oder durch irgend ein anderes Unglück verloren, dann freilich muß er mit der Linken anrücken, das ist ihm aber eine Pein sein Lebtag lang. Den Kindern, kaum sie noch ihren eigenen Mund aufzufinden wissen, wird schon eingeschärft, den Löffel mit dem „schönen Handerl" anzufassen, da sonst „der Himmel-

vater hart würde und ein andermal nichts in die Schüssel thäte".

Und nun beginnt unsere Gesellschaft — Gott gesegne das Nachtmahl! — zu essen. Die Mädchen kichern untereinander und machen Späße über die „breitmächtigen Schaufeln" der Beinlöffel, die schier keine in den Mund zu bringen vermag; und dazu muß gar auch die sonst so stille und seltsame Dorothee einstimmen, sonst käme es heraus, als habe nur sie allein einen so großen Mund. Die Ellbogen sind auf den Tisch gestützt, das ist eine solide Basis und Axe, um die der Löffel stundenlang kreisen kann, ohne daß etwas bricht.

Und er kreist thatsächlich stundenlang. Zwei Küchenmägde kommen und gehen und bringen immer wieder volle Schüsseln. Der Hausvater überwacht sorglich die vollbesetzten Tische, daß nicht irgendwo etwas fehle. Die Hausfrau kommt gar nicht zu Gesichte, die wirthet unablässig in Küche und Kammer, füllt immer neue Schüsseln, gipfelt mit Backwerk die mächtigen Teller, durchfeuchtet die Nudeln mit Schmalz und Branntwein, streut Gewürz und Zucker. Und in die letzte Schüssel thut sie frisches Obst und Nüsse und seltene Gebäcke, und darüber pflanzt sie mit Beihilfe der ältesten Tochter oder der Magd einen Blumenstrauß mit Flitter und seidenen Bändern. So kommt dieses Gericht in mehreren Exemplaren auf die Tische, und kaum es die Leute erblicken, fallen sie mit beiden Händen darüber her, denn hier gilt es für Jeden, von den Nüssen und Blumen und Bändern seinen guten Antheil zu erhaschen. Die Bäuerin hat zu diesem „Gang" wohlweislich eine hölzerne Schüssel gewählt, denn jede andere ginge in Scherben. Es ist ein Gehetz und wildes Gejohle; im

Augenblick ist die Schüssel leer, aber die Finger verhäkeln sich ineinander und zerzausen den Strauß und die Bänder, daß es ein Graus ist, und die Nüsse fliegen in den Lüften und kollern auf dem Boden dahin. Endlich ist der Kampf entschieden und Jeder zählt und mustert seinen errungenen Besitz, aber immer noch Acht gebend, daß nicht ein fremder Arm sich räuberisch in sein Eigenthum mische. Es handelt sich um nicht Geringes, welcher von den Männern die meisten Blumen und Bänder hat, der führt, ist das Mahl vorüber, die Tochter des Hauses zum Tanz. Die Mädchen beschenken mit ihrem Erkämpften solche Burschen, denen sie am meisten gewogen sind.

Nach diesem Blumenkampf öffnet sich zum letzten Mal die Küchenthür, und nun kommt die Hausfrau selbst mit einem großen Topfe, aus welchem würzige, fast betäubende Wohlgerüche emporsteigen. Das ist die Krone des Mahles, das vornehmste, was man in einem wohlbestellten Bauernhause nur immer finden kann — das ist der Kaffee.

Die Leute beugen sich hin gegen den Topf und essen schweigend — fast mit Ehrfurcht.

Endlich ist Alles vorüber und es wird wieder, aber nun sitzend, das Tischgebet gesummt.

Nach dem Mahle ist es gebräuchlich, daß Jeder und Jede hintritt zu dem Hausvater, zur Hausmutter und sagt: „Ja, vergelts Gott, Ihr, ich hab' rechtschaffen gegessen, so viel gut ist Alles gewesen; vergelt's Gott, Ihr!"

Und die Entgegnung ist: „Gesegn' dir's nur Gott, viel hast mit kriegt."

Zum Trank haben sie freilich bloß frisches Wasser gehabt, denn Obstmost und Wein wächst nicht in der Gegend, die ich meine. Aber die Speisen wären nicht alle

aufzuzählen; könnte man Rahmsuppe, Grübenkraut, Heidensterz, Mehlfleckeln, gedünstete Birnen, Tröpfelkoch, Krapfen, Reingerln, Sulzen, Germstrudel, Branntweinnudeln, Schmalzkoch und Kaffee im Vorübergehen auch nennen, der Speisezettel wäre damit noch nicht erschöpft.

Lassen wir das und freuen wir uns, daß sie satt sind. Es naht eine neue Periode. Man weiß kaum, wie die Männer auftauchen, aber plötzlich stehen sie in der Stube mitsammt ihren Pfeifen und Geigen. Die halbe Kirchenmusik ist da! — Jetzt sind auf einmal die Tische nicht recht, auf die undankbarste Weise werden sie hinausgeschafft, da dehnt sich die Stube aus zu einer halben Welt, nein, zu einer ganzen mit Lust und Fröhlichkeit, und einem Himmel darüber, der voll Geigen hängt. Und siehe, wie herrlich die Weltkörper kreisen, wie die Sonnen der Gesichter leuchten, wie die Sterne der Augen funkeln, und Kometen gibt es, Zeichen und Wunder geschehen — Zusammenstöße finden statt — aber die Welt geht nicht unter, die Burschen tanzen mit ihren Mädchen, daß die langen lose gewordenen Locken fliegen.

Beliebt ist unter Anderem auch der „Schwabentanz".

Dieser beginnt mit einem langsamen Rundgang der Paare, welcher aber immer schneller wird und schließlich in ein rasendes Kreisen ausartet.

Dabei wird gesungen:

„Mir tonzn mit die Schwobn,
Mir tonzn mit die Schwobn;
Mir sein zwor nouh nit oß bonond,
Mir müossn nouh van hübn.

Van Untaschwobn, Onbaschwobn
Tonzn sein do;
Wann s wieder amol kemen,
So prügl mn s o!"

Plötzlich aber ändert sich die Scene. Die Stubenthür geht auf. Spiel und Tanz löst sich. Zur Thür herein tritt ein würdiger Kapuziner mit ellenlangem Bart und Rosenkranz. Er streckt segnend die Hände aus und grüßt salbungsvoll:

„Glop sei die ledi Kristi!"

Hierauf bittet er um Nachtherberge und sagt, daß er ein Pilger sei, der in das heilige Kropf- und Knödelland gereist komme, um sich hier, einem Gelübde zufolge, mit Knödel und Krapfen und jungen Weibern zu kasteien. Sofort langt er nach den größten und fettesten Bissen, die man ihm vorgelegt hat, und predigt, so gut es bei vollem Munde geschehen kann, gegen das Laster der Völlerei.

Nach dem Labsal steckt der Kapuziner eine ungeheuere Brille auf die bemalte Kupfernase und beginnt nun die eigentliche Moralpredigt, welche er mit folgendem Evangelium einleitet:

„In der Zeit gingen drei Jungfrauen durch einen Wald spazieren und es begegneten ihnen drei Jäger. Der eine hatte keine Büchse, der andere kein Pulver und der dritte kein Blei, und sie sahen aus wie vacirende Schneider. Hierauf gingen die drei Jungfrauen weiter und kamen in eine Stadt. Vor der Stadt stand ein Thurm und aus demselben gingen heraus drei Leute und ein Schuster. Der eine war blind, der andere lahm, der dritte ohne Kleider. Und der Blinde sah einen Hasen und der Lahme lief ihm nach und der Nackte schob ihn in seine Tasche. — Das", fährt der Prediger fort, „sind die Worte, über die ich heute zu euch reden will. Bevor wir aber darüber etwas Weiteres vernehmen, wollen wir die schecksige Schneidergait um ihren Beistand anrufen!

Geliebte Zuhörer, Zwetschkenröster und Gassenkehrer! Ich will gleich anfangen über die Weibsbilder. Da schaun sie kaum heraus aus der Fatschen, so soll man ihnen schon von den Buben vorquatschen; und ehe ihnen noch thut das Röcklein passen, suchen sie schon Liebhaber auf allen Straßen! Mich wundern nur die Alten, sie sein schon voller Kröpf und Falten, voller Runzeln und Zahnlucken, und doch thut ihnen s Herzl jucken und zucken! Es ist ihnen Keiner zu jung und Keiner zu alt; Keiner zu warm und Keiner zu kalt! Ist Einer krumm oder kropfad, voller Glatzen oder kahlschopfad, hohlwangig und ohne Zähn, schiech oder schön — so heißts: Du kannst mit mir gehn! Und kommt Einer von Schlampampen, so pflegen sie ihm die Wampen. Dann ists gar bös gethan und sie schreins: Was fang' ich an! Sie glauben an keinen Himmel und keine Höll' und kommen vor Liebeln nicht von der Stell; sie hören auf kein Wort und auf keine Lehr', außer sie kommen von lustigen Buben her. Alle Ehr' haben sie verlassen auf Wegen und auf Straßen; sie scherzen im Stall und im Heu und wo nur ein Plätzchen frei! — Vernehmt es mit Geduld und Aufmerksamkeit, meine lieben Zuhörer, Schuhflicker und Kohlenstörer!

Kommt ein Sonn- und Feiertag heran, so ziehen sie sich gar sauber an; da krampeln und schmieren sie das Haar — das Biegeleisen ist ihr Hochaltar. Und kommen sie in die Kirchen, o Graus! im Beten richten sie gar nichts aus. Die größte Andacht haben sie bei Pfeifen und Geigen, da möchten sie die ganze Zeit verbleiben. Tanzen, Liebeln und die Buben verführen, das sind die drei Haupttugenden, die sie gspüren. Falschheit und Heuchelei treiben sie auch dabei; und wenn ein Kirchtag ist, wissen

ſie ſchon allerhand Liſt, mit Schönheit und mit Lügen die Burſchen um's Andenken zu betrügen. Die Sünden und Laſter, die ſie begehen, kann nicht einmal der Teufel alle ſehen! Ja, alles Schlechte, das ſich gar nicht läßt ergründen, kann man bei den Mädeln und Weibern finden. Jetzt will ich aber aufhör'n, ſonſt möchten ſie verdrießlich wer'n, und das hätt' ich doch nicht gern!

Von den Buben kann ich nur das ſagen, ſie haben oft eine ſchwere Leiter zu tragen; nachher haben ſie noch keine Ruh', es kommt oft der Bauer dazu: und der prügelt ſeinen Schwiegerſohn, das iſt für Alles ſein Himmelslohn, Amen.

— Es iſt ein neues Patent herausgekommen, daß ſich kein Bub' unterſteht und in die Meutſcherkammer geht; und wenn er ſchon glaubt, er muß gehn, ſo ſoll es mit großer Vorſicht geſchehn!

— Es wollen ſich Zwei verehlichen: Der Bräutigam heißt Johann Einfirn, hat a Naſn wie a Faußbirn und Füß wie a Nußhäher, hab' in meinem Leben noch kein' ſolchen Menſchen gſehn! Die Braut iſt die tugendſame Genovefa, hat a Geſtalt wie ein Kuchelkäſa. Er iſt von der Veitſch und ſie von der Mur; er iſt ein Lump und ſie — da hab' ich eh ſchon gnua. Vorn iſt das Hausſtübl und hinten der Kuhſtall; ſolche Leut' werden verkündet heut' s erſte und s letztemal!

— Zwiſchen Ratten und Rättenegg iſt eine Heufuhr verloren gegangen; der ehrliche Finder wird gebeten, ſie heute nach dem Amte im Pfarrhofe abzugeben!"

Somit iſt die Predigt zu Ende, allein die Andacht iſt noch nicht aus; der Kapuziner betet nun folgende Litanei, welche die Anderen andächtig erwidern:

„Erbarme dich unſer, du grantiger Dorfrichter!
Du Bauer, der brav aufkochen läßt!
Du Bauer, bei dem die beſten Speckknödel wachſen!
Du Bauer, der die ſchönſte Tochter hat!
Beim Reiterbauer, wo die Bäuerin die Suppe verſalzt!
Beim Stralegger, wo die Ochſen das Korn und die Knechte den Haber eſſen müſſen!
Beim Hubel, wo die Mentſcher dick ſein!
Beim Bruzler, wo ſie den Sterz mit Inſchlittkerzen ſchmalzen!
Beim Lantſchner, wo der Hund begraben liegt!
Du glogner Hartl!
Du fluchender Steffl!
Du abdrahter Stindl!
Du kropfiger Schuſter!
Du ſchiaglender Schneider!
Du krehiger Weber!
Du kraſchinkiger (ſäbelbeiniger) Tiſchler!
Du zugehackter Sepl in Stein!
Du pechiger Toni beim Boch!
Du beangater (krüppelhafter) Waſtl in Eck!
Du anſpeitſchter Michel in Schlag!
Du anbrennter Hiehſl beim Zaun!
Du langſchinkiger Peter auf der Alm!
Du großangiger Jockl in der Freſen!
Ihr alle häufigen Kleinhäusler!
Ihr alle häufigen Wucherer und Schmarotzer!
Ihr alle häufigen Trottel und Fezen!
Ihr alle häufigen Leut', die kein Spaß verſteh!

Schnopp auf und ſchnopp nieda,
Kriß Kopf und ſpei' ſ' wieda,
Schnopp o!"

Recht für uns! Nix für uns! Schnopp o! Schnopp o!

Derlei parodiſtiſche Stücklein aus dem Religiöſen findet man im Volke ziemlich häufig, allein der Landmann beabſichtigt damit nichts weniger, als das Religiöſe zu verhöhnen; nur mit den kirchlichen Ceremonien vertraut, kennt er keine andere Form für ſeinen Witz und zügelloſe Laune.

Sind endlich die Späße unſeres Bußpredigers erſchöpft, ſo legt er ſeine Maske ab. Der Mann iſt gewöhnlich ein Handwerker oder ein Knecht aus der Nachbarſchaft.

Die Unterhaltung dauert indeß noch lange fort und nicht ſelten iſt es der Morgenſtern, der den luſtigen Brechlern heimleuchtet.

Schließlich bekommt jede Brechlerin vom Brechelbauern ein Büſchlein ſeinen Flachſes als Geſchenk, welches ſie in ihrem Schranke wohl verwahrt, ſo daß ſie nach Jahren einen bedeutenden Vorrath davon beiſammen hat. Es heißt: Wenn eine Magd ſo viel Flachs in ihrer Truhe beſitzt, daß ſie davon eine Familie zu bekleiden im Stande iſt, dann kann ſie heiraten.

Nun, das Feſt zu Ende, wird der gewöhnliche Stubentiſch wieder zurechtgeſtellt und mit den Bänken rings umgeben. Die Bäuerin ſammelt die Ueberreſte für arme Weiber und Kinder, die Knechte ſchaffen den gebrechelten Flachs in den Speicher und der Bauer rechnet aus, daß ihm eine Pfaid von Sammt und Seide nicht höher zu ſtehen käme, als ſein Hemd von Leinwand.

Die Krapfengarb'.

Wenn im Herbſt das Getreide, das Heu, das Laubwerk, das Brennholz, die Streu und Alles unter Dach gebracht, und der Schnee um Haus und Hof ſeine hohen Wälle zieht, dann beginnt das Dreſchen.

Aber die Wintertage ſind gar ſo kurz, ſie müſſen angeſtückelt werden und das thut der Bauer mit einigen Kerzen des Morgens und des Abends. Schon um 3 Uhr iſt der Großknecht zur Dreſcherzeit aus ſeinem Bett und geht mit ſeinem „Weckſtock" zu allen Thüren und Schlafſtellen und klopft und klopft, bis er Jeden aus den warmen Leinen hervorgeklopft hat.

In der Tenne wird es lebendig, der Großknecht ſtellt das Licht in das dazu beſtimmte Käſtchen an der Holzwand und bald beginnen vom „Uebagſchiaß" (Uebergeſchoß, Scheune) die Garben hernieder zu fliegen, bis der ganze Boden der Tenne belegt iſt.

„In Gottsnom gehn mas on!" ſagt der Großknecht und hebt ſeinen Flegel vom Nagel und die Anderen thun es auch und das Dreſchen beginnt.

Gewöhnlich geſchieht es mit vier Flegeln, nur der Großbauer, der über ein zahlreicheres Perſonal verfügt, driſcht zu ſechſen. Das iſt nun ein Klopfen auf der Tenne und ein Knurren in den Mägen, und manch ſehnend Auge ſchielt verſtohlen auf die Kerze, ob dieſe denn nicht ſchon herabgebrannt; denn wenn die Kerze gar, wird's zum Suppeneſſen.

Kennt Ihr die ſaure Suppe und das Haferbrot? Die Oberländer wiſſen es gut zuzubereiten; um drei Uhr auf-

stehen und dann drei Stunden nüchtern Garben dreschen, ei, dann schmeckts!

Während des Frühstücks kommt der Tag und dann wird das Dreschen wieder fortgesetzt. Da hält nun der Bauer sehr viel auf den Takt, „'s muaß zsommgehn!" Er hat für alle Gruppen sein Sprüchlein! so versinnlicht folgendes das Dreschen zu Dreien:

„Hund is todt
Hund is todt,
's that uns a
Drescha noth!"

Lustiger geht es zu Vieren:

„Schlogts ma 's Körndl
Lüfti aussn,
Thoan die Drischln
Lusti kleschn,
Sulln die Körndln
Vorweis springen,
Müassn Buabn und
Mentscha dreschn!"

Wenn aber gar die Sechszahl voll ist, dann klappern die Flegel den reinsten Daktylus zusammen und der Großknecht bringt schmunzelnd sein Sprüchlein dazu:

„Bäurin, boch Kropfn,
Sechszipfade Zapfn,
Die beangadn, bauchadn
Körndln thoan hupfn."

Und so geht es fort den Tag hindurch bis in die späte Nacht hinein. Es gibt auch Lust und Heiterkeit dabei und wenn die Buben und Mädchen miteinander ringen und sich in das Stroh werfen, so ist das eben auch so viel als gedroschen: es werden dabei die Halme weich und das Körndl fällt auch heraus. —

Da vier Perſonen des Tages hindurch höchſtens zwölf „Schöber" (zu ſechzig Garben) zu bewältigen vermögen, ſo dauert das Dreſchen oft mehrere Wochen. Gegen Ende dieſer Zeit frägt die Bäurin ſchon das Eine oder das Andere verſtohlen: „Wann werds denn fiati?"

Die Dreſcher wiſſen es gar gut warum ſie frägt und geben zur Antwort: „Oje, dös geht nit ſo reißend, de Wochn hobn ma ſcho nouh z thoan!" Dabei lachen ſie ſich in die Fauſt, weil ſie der Bäuerin einen Bären aufgebunden, daß ſie die Thüre nicht verſchließt, denn — heute ſchon geht das Dreſchen zu Ende und da muß die Küchenthür offen ſein, — es handelt ſich um die Dreſcherkrapfen!

Das geht ſo zu. Iſt die Garbenſcheune leer und die Strohkammer und der Kornkaſten voll, und ſind die Dreſchflegel wieder für ein Jahr auf den Nagel gehangen, ſo nimmt der Weidbub' die letzte, dazu bereitgelaſſene Garbe, birgt ſie hübſch vorſichtig unter der Jacke und ſchleicht damit in die Küche. Da frägt er noch ganz harmlos die Bäuerin um Ein oder das Andere, etwa, ob die Kälber heute ſchon ihren Trank erhalten oder ſo, aber plötzlich zieht er die Garbe hervor und — „ll mei, die Kropfngorb!" kreiſcht die Bäuerin, aber ſchon haut der Waidbub' auf alle Häfen und Schmalzpfannen los, daß die Körnlein ſpritzen, und ſingt dazu!

„Bäurin, hoch Kropfn,
Die Dreſcha ſein do,
Sitt dreſchn ma dih zſammt deina
Pudapfon o."

Wohl verſucht es die Bäuerin mit Hilfe der Küchenmagd, dem Weidbuben die Garbe zu entreißen. Gelingt dieſes, ſo müſſen die Dreſcher für den Abend mit Brot-

ſuppe und Erdäpfel vorlieb nehmen; behauptet der Bub' aber ſeine Garbe, — Halleluja! Dann haben zum Abendmahle ſo viele Krapfen auf dem Tiſch zu erſcheinen, als loſe Körner auf dem Herd in den Pfannen und Häfen gefunden werden.

Eine brave Bäuerin ringt aber ſelten um die Krapfengarb', oder ſie kämpft ſo, daß recht viele Körnlein in die Pfannen ſpritzen, dann erklärt ſie ſich für beſiegt und geht heimlich lachend an das Kochen und Backen; es muß heute wieder einmal gezeigt werden, was eine tüchtige Hausfrau vermag, und die Dreſcher haben es ja verdient.

Das iſt die Krapfengarb', welche aber immer ſeltener wird, ſeitdem die Dreſchmaſchinen in das Land kommen; da braucht der Bauer weniger Knechte, weniger Kerzen und — die Krapfen fallen ganz weg.

Ein Winterabend.

Laßt ſie klopfen, die Geſpenſter
An das Fenſter!
Seht, es iſt ſo winzig klein,
Mag kein böſer Geiſt herein!

Schon um vier Uhr iſt es in der Stube dunkel, und die hohen Schneemaſſen um das Haus, um die Hütte laſſen nicht einmal das Abendglühen durch die Fenſter. Alle Welt iſt nun abgeſchloſſen von des Alplers Daheim; nur das Toſen des Winterſturmes, welches an den hohen Tannen draußen rüttelt, weht noch lockeren Schnee durch die Fenſterfugen. Aber halt, Winter, das iſt ein verbotener Paß, der wird ſorglich verſtopft mit Werg und Moos!

Der Hausvater bringt von der Küche eine Fackel und ſteckt ſie in den eiſernen Spannhaken. Die Dreſcher haben bereits die Tenne geſchloſſen; ſie treten langſam in die Stube, ſetzen ſich der Reihe nach auf die Bank, ſtopfen ein Pfeifchen und plaudern und lachen dabei. Auch der Ochſenknecht iſt fertig, nur hätte er noch einige Strohhalme vom Jöperl zu ſchütteln — doch es verſchlägt nichts. Die Kuhmagd hat nur noch die Milch zu beſorgen, dann kommt auch ſie und der Holzriegel wird vor die Hausthür geſchoben.

Und nun entfaltet ſich die Welt der Häuslichkeit.

Das Nachtmahl iſt verzehrt und nichts davon übrig geblieben als eine Schüſſel voll Erdäpfelhäute. Auch Hund und Katze ſind geſättigt und die Schwarzwälderuhr aufgezogen. Im Ofen wird die Gluth angeſchürt und ein neuer Leuchtſpan in das Eiſen geſteckt. Um denſelben haben die Knechte ihre Bänke zurecht gerückt. Der Bauer ſitzt noch am Tiſch und blättert in der Heiligenlegende oder in einem andern wohl eingeräucherten Hausſchatz; dabei läßt er ſich vom kleinen Buben etwa die Schuhe auflöſen. Die Bäuerin näht an einem winzig kleinen Hemdchen und das übrige Weibervolk ſitzt auf der Ofenbank und ſpinnt.

Die Männer beginnen ihre Holzmeſſer zu ſchärfen und der Großknecht bringt von der Küche geräucherte Kienſcheiter herein, über welche die Knechte ſogleich herfallen, um ſie in dünne Leuchtſpäne zu zerklieben.

Es beginnt die Spanveſper.

Die langen Abende der Winterzeit werden dazu verwendet, um den Vorrath an Kienſpänen für das ganze Jahr zu liefern. Und der Spanvorrath muß ein ſehr

bedeutender ſein, denn er iſt die einzige Leuchte in den düſteren Nächten jener Berge — nicht doch, wöchentlich einmal flackert auf dem Tiſche eine Kerze — am Sonnabend zum Roſenkranz.

Dieſe Spanveſper nun iſt die luſtigſte Arbeit, die man ſich denken kann. Man ſcherzt und lacht und neckt ſich gegenſeitig und wenn Einer den Span, der noch zu dick iſt, nicht geſchickt ſpaltet, und daraus einen abgebrochenen „Spell" macht, ſo lachen Alle und ſagen: „Ei, der hot da Henn in Schwonz grupft!" Dieſe mißrathenen Spalten kommen auf den Herd, während die echten und rechten in Büſchel zuſammengebunden und auf den Dachboden getragen werden.

Am Spanhaken ſitzt der Halter und „leuchtet". Es iſt der brennende Span natürlich einer vom vorigen Jahre und es hängt an ihm manche Bedeutung. Brennt er rauchend oder macht er gar kleine pfeifende, ziſchende Flämmchen ſeitwärts und abwärts, ſo iſt eine heimliche Liebſchaft im Hauſe, und wenn ſich die Kohle „zwieſelt" (ſpaltet), ſo kommt gar Jemand in der Nacht und da muß man im Intereſſe der Mägde den „Zwieſel" geſchwind anſalzen, daß dieſer Jemand das rechte Fenſter trifft und der Bauer nicht wach wird. — Der Halter muß die glühende Kohle des Spanes fleißig „räuſpen", aber mit den bloßen Fingern — der Bauer hält was darauf, er ſagt: „Wer eahm koan glüadin Köhler (Kohle) onzgreifn traut, der traut eahm ah ka Glück onzgreifn: Gluat in da Hond bringt Segn ins Lond!"

Meint der Steirer damit etwa: Wie man's anfaßt, ſo gelingt's, oder der Menſch iſt ſeines Glückes Schmied?

Sind nun alle Hände bei ihrem Geſchäfte, ſo machen ſie's ſchon allein fort und der Gedanke kann inzwiſchen herumlungern, wo er will.

„Geh', dazähl a Gſchicht, Hanſl!" wird einer der Knechte gebeten, der aber thut ſehr beſcheiden und ſagt: „Ih woaß koane."

„Se is dalougn, ih woaß s wul, daß d oane woaßt. Geh Hanſl, moch an Gſcheidtn und dazähl die ſewi von Raubahauptmonn!"

Dieſe hat er wohl ſchon zehnmal erzählt und die Anderen wiſſen ſie bereits beſſer, als der Hanſl ſelber, aber weil ſie's denn wollen, ſo räuſpert er ſich und beginnt möglichſt hochdeutſch, „wia d Herrn redn":

Die Geſchichte vom Räuberhauptmann.

Iſt einmal ein Bauer geweſen. Und der Bauer iſt rechtſchaffen arm geweſen. Da hat er einmal einen Hut voll Thaler heimgebracht und darauf iſt er gar ſo traurig geworden. Da hat ihn die Bäuerin einmal gefragt: „Mann, warum biſt du ſo traurig?"

Er iſt aber ſtill geweſen und hat ihr's nicht geſagt. Gut. Da hat der Bauer einen Sohn bekommen. Und der Sohn iſt gar ein geſcheidtes Bübel geweſen, und wie er größer geworden iſt, da iſt der Bauer noch immer traurig geweſen.

Da iſt der Bub her und hat den Vater gefragt: „Vater, warum ſeid ihr alleweil ſo traurig?"

Hat ihm darauf der Vater geantwortet: „Sei ſtill, du kannſt mir doch nicht helfen!"

Der Bub hat aber nicht nachgegeben und hat alle Tag gefragt: „Vater, warum ſeid ihr alleweil ſo traurig?“

Da hat endlich der Vater geſagt: „Mein Kind, mir iſt nicht mehr zu helfen, ich hab mein' Seel dem Teufel verſchrieben!“

„Ach, Vater, das wird doch nicht ſein, und warum habt ihr denn das gethan?“ hat der Bub gefragt.

„Damit er mir einen Hut voll Thaler gebe“, hat der Bauer darauf geſagt.

Der Bub hat den Kopf geſchüttelt und hat nichts dazu geſagt. Jetzt war's gut.

Der Bub iſt zum Pfarrer gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Pfarrer hat geſagt: „Das geht mich nichts an und ich kann nicht helfen!“

„Herr Pfarrer, ſo gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, du mußt zum Dechant gehen, vielleicht hilft dir der.“

Gut. Der Bub geht zum Dechant und erzählt ihm die Geſchicht von ſeinem Vater. Der Dechant ſagt: „Das geht mich nichts an und ich kann dir nicht helfen!“

„Herr Dechant, ſo gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, du mußt zum Biſchof gehen, vielleicht hilft dir der.“

Gut. Der Bub iſt zum Biſchof gegangen und hat ihm Alles erzählt. Der Biſchof aber hat geſagt: „Das geht mich nichts an, ich kann nicht helfen!“

„Herr Biſchof, ſo gebt mir einen Rath!“

„Mein Sohn, dein Vater wird verloren ſein. Aber vielleicht gibt es noch ein Mittel. Geh' in den blauen Wald, dort lebt ein Einſiedler, der iſt ſehr fromm — ſo fromm iſt er, daß ihm der Engel alle Tag die Speiſ'

vom Himmel bringt. Mag ſein, daß dir der noch helfen kann!"

Jetzt war's gut. Der Bub geht zum Einſiedler und erzählt ihm die Geſchicht von ſeinem Vater.

Der Einſiedler war ein gar heiliger Mann und hat geſagt: „Heb dich weg, was geht mich dein Vater an! Ich will mit Sündern nichts zu thun haben!"

„Herr Einſiedler, ſo gebt mir einen Rath!"

„Mein Sohn, in dieſem Walde lebt ein großer Räuberhauptmann, der iſt mit allen Teufeln bekannt und ſie müſſen ihm dienen; vielleicht kriegt der den Schuldſchein von deines Vaters Seele wieder zurück."

Gut. Der Bub geht zum Räuberhauptmann und dieſer iſt der Bruder vom Einſiedler geweſen. Der Räuberhauptmann fragt gleich: „Was willſt du da, kleiner Knirps!" Darauf hat ihm der Bub Alles erzählt und der Räuberhauptmann hat geſagt: „Gut, werden ſehen, was ſich machen läßt."

Darauf hat er einen lauten Pfiff gethan und auf dieſen Pfiff iſt ein Schock Teufel dahergekommen.

„Ihr Teufel", hat der Räuberhauptmann gefragt, „der Bub da ſucht die Seel' ſeines Vaters, hat ſie Einer von Euch verſchrieben?"

„Nein!" haben Alle geantwortet und ſind wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft noch einmal und es kommt noch ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da ſucht die Seel' ſeines Vaters, hat ſie Einer von Euch verſchrieben?"

„Nein!" und darauf ſind ſie wieder fort.

Der Räuberhauptmann ruft zum drittenmal und es kommt wieder ein Schock Teufel.

„Ihr Teufel, der Bub da ſucht die Seel' ſeines Vaters, hat ſie Einer von Euch verſchrieben?"

„Nein!" haben auch dieſe geantwortet, bis auf Einen, der hat nicht geantwortet.

„Warum antworteſt du nicht, Velzbartl?" hat dieſen der Räuberhauptmann gefragt.

„Weil ich die Seel verſchrieben hab', Herr Hauptmann", hat der Velzbartl darauf geſagt.

Jetzt war's gut. Der Räuberhauptmann hat den Teufel gezwungen und der hat den Seelenſchuldſchein wieder zurückgeben müſſen; aber das hat er ſich ausgenommen, daß der Bub mit ihm in die Höll gehen und das Papier ſelber holen muß.

Gut. Der Bub geht mit in die Höll.

Da ſind alle zwei durch finſtere Löcher gegangen und ſind in die Höllenküche gekommen. Da hat der Bub allerhand ſchreckliche Marterwerkzeuge geſehen. Hat auch eine glühende Fleiſchbank geſehen und zwölf glühende Haken dabei. Da hat der Bauernbub gefragt: „Für wen gehört das?"

„Das gehört für den Räuberhauptmann, wenn die Zeit aus iſt!" hat der Teufel geantwortet. Gut. Die Zwei ſind weiter gegangen und da hat der Bub auch einen großen Keſſel mit ſiedendem Pech geſehen.

„Für wen gehört das?" hat er gefragt.

„Das gehört für den frommen Einſiedler, wenn die Zeit aus iſt", hat der Teufel geantwortet. Gut. Und ſo ſind ſie weiter gegangen und der Bub hat die Gnad' Gottes gehabt, ſonſt wäre er umgefallen vor Angſt und Schrecken in der Höll'.

Aber endlich hat er die Unterschrift von seinem Vater gesehen, und der Teufel hat sie ihm nicht geben wollen, aber wegen des strengen Hauptmanns hat er sie ihm doch gegeben.

Und so ist der Bauernbub wieder zum Räuberhauptmann zurückgekommen und hat sich bedankt von wegen des Beistands.

„Nun, und was hast du gesehen in der Höll'?" hat ihn der Räuberhauptmann gefragt.

„O, gar viele schreckliche Sachen."

„So nenne mir was, Bub!"

„Einen glühenden Kessel mit siedendem Pech für den frommen Einsiedler."

„Gut. Und was hast du noch gesehen?"

„Eine glühende Fleischbank mit zwölf glühenden Haken."

„Für wen, Bub!"

„Ja", hat der Bub zitternd geantwortet, „der Teufel hat gesagt, das sei für den Räuberhauptmann."

Gut. Wie der Räuberhauptmann das gehört, hat er eine große Truhe aufgemacht und da sind lauter scharfe Messer drinnen gewesen. Darauf hat er gesagt: „Bub, jetzt mußt du mir auch einen Gefallen thun."

„[illegible], das will ich von Herzen gern thun Herr Hauptmann."

„So hör' einmal. Mit jedem von diesen Messern da hab' ich einen Mord begangen, und mit jedem dieser Messer mußt du mir nun ein Stück Fleisch aus meinem Körper schneiden! Aber das Herz spare bis zuletzt, und erst, wenn du mich sonst ganz zerstückelt hast, dann schneide mir auch das Herz mitten auseinander."

Auf dieſe Worte hat der arme Bub geſagt: „Das kann ich nicht thun.“

„Aber du mußt, ich hab' dir deinen Vater erlöſen helfen, jetzt hilf du mich erlöſen!“

Gut. Da hat der Bub doch die Meſſer genommen und hat den Räuberhauptmann in Stücke zerſchnitten. Und wie er zuletzt das Herz durchſchneidet, da iſt aus demſelben eine weiße Taube gegen den Himmel geflogen.

Jetzt war's gut. Da iſt am nämlichen Tag beim frommen Einſiedler der Engel mit der Speiſ' ausgeblieben, und da fragt ihn der Einſiedler am nächſten Tag: „Du Engel, warum biſt du geſtern nicht gekommen mit der Speiſ'?“

„Lieber Einſiedler“, hat der Engel darauf geantwortet, „geſtern iſt im Himmel ſo viel zu thun geweſen und ich hab nicht Zeit gehabt. Weißt, es iſt geſtern dein Bruder, der Räuberhauptmann, in den Himmel eingezogen, und da haben wir Alle beiſammen ſein müſſen.“

„Was, der Räuber? Und Alle beiſammen?“ hat der fromme Einſiedler geſchrien, „wie viele Engel müſſen erſt ſein, wenn ich in den Himmel fahre?“

„Bei dir richte ich es allein, mein lieber Einſiedler!“ hat der Engel geantwortet.

Wie der Einſiedler dieſes Wort gehört hat, da iſt er zornig geworden und hat geſchrien: „Eh ich mit einem Engel in den Himmel fahr', eher will ich mit neunundneunzig tauſend Teufel in die Hölle fahren!“

Da hat ſich unter dem heiligen Mann der Boden aufgethan und es ſind gekommen die neunundneunzigtauſend Teufel und haben den Einſiedler hinabgeſtürzt in die

Höll' und gerade hinein in den glühenden Kessel mit siedendem Pech.

Jetzt war's gut. Der Bauernbub ist mit der Unterschrift glücklich heimgekommen und so ist sein Vater erlöst gewesen.

Ich bin fort darauf und weiß nicht, wie es noch weiter gewesen ist." —

„Dös is ober a schöne Gschicht gwen!" versetzen die Zuhörer dankend, nachdem der Hansl geendet hat, „wba hiazt nouh oane, Hansl, a lustige; die sewi van Stanglputza."

Der Hansl schafft bei seinem Pfeifchen etwas, zündet es an und wie Alles dabei in der Ordnung ist, erzählt er noch

Die Geschichte vom Stanglputzer.

Da ist einmal ein Bauer gewesen Der war sehr arm und hatte nichts als eine Hütte und drei Söhne. Die Hütte war schon morsch und wollte einfallen, dafür waren die Söhne hoch und kräftig gewachsen. Aber keiner von den Dreien hat es verstanden, wie man wirthschaftet und so hat sie der Vater in die Fremde geschickt, damit sie was lernen sollten. Gut. Drei Jahre sind die drei Söhne ausgewesen, dann sind sie wieder mitsammen heimgekommen Aber der Jüngere ist nicht zu Fuß gekommen, der ist geritten auf einem hohen Roß. Die älteren Zwei hat der Vater gleich gefragt, was sie gelernt — nun, der Eine war Schuster, der Andere Weber.

Gut, war recht! Wie aber der Alte den stolzen Reiter gesehen, da hat er sein Hütlein unter die Achsel genommen — der muß ein gar großer Herr geworden sein. Aber der Vater hat sich die weißen Haare gekratzt

und hat nicht recht fragen mögen; er hat ſich ja nicht „Du“ zu ſagen getraut. Endlich wagt er aber doch die Rede:

„Nichts für ungut, daß ich frag', aber — was iſt Er denn geworden?“

„Stanglputzer!“ hat der Reiter zur Antwort gegeben und dabei ſeinen Schnurrbart geſtrichen.

Stanglputzer? — Jetzt hat der Alte erſt noch ſo viel gewußt, — was iſt das, ein Stanglputzer? etwas Hohes muß es ſchon ſein — gar kein Zweifel — und ſonſt braucht er derweil auch nichts zu wiſſen.

Jetzt war's gut. Das Bäuerlein iſt in großen Freuden herumgelaufen und hat's Jedem erzählt, daß ſein jüngſter Sohn hoch zu Roß gekommen und ein Stanglputzer geworden iſt. Begegnet ihm einmal der Verwalter aus dem Schloß, hat's ihm der Alte ſogleich geſagt, von wegen dem feinen Reiter und — weil ein Verwalter gar ein hochſtudirter Mann iſt und alles weiß — ſo hat ihn das Bäuerlein auch gefragt, was denn das iſt, ein Stanglputzer, ſo ſein jüngſter Sohn geworden.

Darauf hat der Verwalter nur geſagt: „Alter, das wirſt ſchon noch ſehen; ſag aber deinem Herrn Sohn, er ſoll zu mir kommen“

Gut. Der Alte lauft ſogleich nach Hauſ und ſagt es dem Herrn Sohn. Richtig, der geht ſchön langſam zum Verwalter. Dieſer ſchaut ihn finſter an und ſagt: „Ich weiß, wer du biſt und ſoll dich eigentlich einſperren laſſen, möcht aber doch wiſſen, ob du deine Sach' gut gelernt haſt. Willſt du mir eine Probe ablegen? Wenn nicht, ſo laß ich dich ſogleich in das Gefängniß führen!“

„Gut, will ſchon eine Probe ablegen“, ſagt der Stanglputzer darauf und der Verwalter hat ihm aufge-

tragen: „Hörſt, wenn du dein Handwerk gut gelernt haſt, ſo ſtiehlſt du mir heute Nacht mein Reitpferd aus dem Stall!“

„Gut, Herr Verwalter, das wird geſchehen!“ antwortet der Stanglputzer und geht heim.

Du bekommſt aber mein Roß ſchon lange nicht! denkt ſich der Verwalter und läßt für die Nacht ſechs Wächter zum Pferd ſtellen; zwei beim Schweif, zwei an der Stallthür und zwei vor derſelben und tragt dieſen auf, ſie ſollten wohl Acht geben, daß ihnen der Schimmel nicht wegkäme. Gut. Da hat's in derſelben Nacht ein gräuliches Regenwetter angefangen, daß es im Freien kaum auszuhalten war. Die zwei Wächter vor der Stallthür haben ſich gut in die Mäntel gehüllt und weil ſie bis Mitternacht Niemanden wahrgenommen, haben ſie ſich ſchon in den warmen Stall begeben wollen. Da hören ſie auf einmal kläglich ſeufzen und es hinkt ein gar armes, mühſeliges Männlein daher und bittet, daß man ihm doch erlaube, unter das Bretterdach über der Thür zu gehen, es ſei ihm ſo ſchlecht und er könne es nimmer aushalten in dieſem böſen Wetter.

Warum ſollen wir das dem armen Teufel verſagen? dachten ſich die Wächter und haben es dem Männlein erlaubt, daß es unter's Dach gehe. Gut. Darüber iſt das Männlein ſo froh und vergnügt und kann die Leute nicht genug loben, daß ſie gar ſo gut — aber — es ſei ihm wohl noch ein wenig kalt und er habe das Fieber. Wenn er das Fieber hat, meinten die Zwei, ſo müſſen wir ihn ſchon gar in den Stall hineinthun und dann mag er ſich auf dem trockenen Stroh niederlegen. Richtig, ſie laſſen das Männlein hinein, und das iſt ſo dankbar dafür, daß

es den Branntwein, den es juſt bei ſich hat, brüderlich mit den ſechs Wächtern theilt. Natürlich, die laſſen ſich die warmen Tropfen in der kalten Nacht ſchmecken. Und dann legen ſie ſich auch ein wenig nieder auf's Stroh — kommt ja ſo kein Dieb in ſolchem Unwetter. Aber ſchau, ſie ſchlafen alleſammt bald ein, denn der Branntwein iſt ein Schlaftrunk geweſen und das arme, mühſelige Männlein — der Pferdedieb — der Stanglputzer. Wie der ſieht, daß ſie alle ſchlafen, iſt er nicht mehr alt und mühſelig — huſch, hat er das ſchöne Reitpferd beim Zügel — jetzt ſitzt er ſchon darauf und ſprengt luſtig davon.

Gut, das war ſehr geſchickt angeſtellt. Und den andern Tag iſt der kecke Beſen gleich auf dem geſtohlenen Pferd zum Verwalter geritten und hat dieſen gefragt, ob er keinen Schimmel kaufe.

Da hat nun der Verwalter ſelber lachen müſſen und hat geſagt: „Stanglputzer, das haſt du fein gemacht. Ich ſehe, du haſt was gelernt und man darf dich nicht frei herumgehen laſſen. Ich werfe dich ins Gefängniß, außer du bringſt mir ein zweites Kunſtſtück zuwegen. Alſo: Wenn du in der nächſten Nacht meiner Frau den Trauring vom Finger bekommſt, ſo magſt du frei ſein!"

„Gut, Herr Verwalter, wird geſchehen!" antwortet der Stanglputzer und geht heim.

Und wenn du noch ſo fein biſt, Spitzbub', das gelingt dir nicht; ich ſteh' gut dafür! denkt ſich der Verwalter, verſchließt am Abend das Schlafzimmer, richtet ſich noch ein paar Piſtolen an's Bett und legt ſich zu ſeiner Frau.

War gut; aber er liegt nicht lang — ſieht er ſchon einen Kopf am Fenſter, wie der guckt und in die Schlafkammer ſpäht. „Aha, iſt ſchon da, der Range!" ſagt der

Verwalter still und schiebt zum Fenster hinaus, daß Der draußen gleich sprachlos hinabstürzt. — Gut, jetzt war der Stanglputzer hin. „Aber du sollst ihn doch wegtragen gehen", meint die Frau, „wenn morgen die Leut' vorbeigehen und sie sehen den Todten liegen, so ist das eine dumme Rederei, wir hätten wen umgebracht und so — du weißt ja."

„Hast recht, Alte", sagt der Verwalter und geht hinaus, aber gleich kommt er wieder in das Zimmer zurück und bemerkt der Frau, es wäre doch gut, sie gäbe ihm den Ring, er halte sich mit dem Fortschaffen der Leiche eine Zeit auf und derweil — man könne nicht wissen — solche Leute haben allerhand Gehülfen — Richtig, das ist auch ganz vernünftig, die Frau sieht es ein — und gibt ihrem Manne den Brautring.

Aber schau, kaum ist der fort gewesen, geht er schon wieder herein und schreit: „Du Alte, jetzt denk dir, hab ich den Kerl noch nicht erwischt! liegt dir ein halbverbranntes Strohmandl vor dem Fenster und eine Stange dabei — aber vom Schelm keine Spur. Ich wette, der kommt noch einmal — es ist besser, du gibst für diese Nacht den Ring mir, daß wir sicher sind." „Was, den Ring?" schreit die Frau, „hab' ihn dir ja schon gegeben." „Mir?" Ja, dir, bist nicht vor zwei Minuten dagewesen darum!" „Ich?" „Ja, du!" „Das ist nicht wahr!" — Und so haben sie eine ganze Stunde gestritten und der Stanglputzer — er hat sich den Ring selber geholt, als der Verwalter draußen war — der ist jetzt schon lang daheim im Bett gewesen. Gut.

Den andern Tag, da geht er richtig wieder in das Schloß, fragt nach der Frau Verwalterin und macht ihr einen goldenen Ring zum Geschenk.

„Biſt ſchon ein verfluchter Kerl, du!“ poltert ihn der Verwalter an, „am Ende ſtiehlſt du mir noch das Bett unter dem Leib, ohne daß ich's merk' — aber daß du juſt Alles kannſt, iſt erlogen. Ich geb' dir noch Eines auf, und kannſt du das, dann biſt du mein Leibburſche und meine Tochter geb' ich dir auch noch!“

Denkt ſich der Stanglputzer — was der Tauſend das für eine Aufgabe werden wird, und der Verwalter ſagt: „Stanglputzer, in der nächſten Nacht bringſt du mir in einem Sack den Pfarrer und den Schulmeiſter ins Zimmer!“

Der Stanglputzer ſagt nichts dazu und denkt ein wenig nach; auf einmal ſchreit er: „Schon recht, Herr Verwalter, werd' ſie ſchon beſorgen!“ und geht heim.

Nein, jetzt hat er ſich wohl zu viel vorgenommen, gelt, Hansl, das kannſt du nicht? Aber der Stanglputzer — nu, laßt mich nur auserzählen.

Der Stanglputzer hat am ſelben Tag' gar viel zu thun gehabt. Da hat er zu allererſt den Sack für die Zwei machen müſſen und hat zehn Ellen Leinwand dazu gebraucht. Der Pfarrer hat halt ein hübſches Bäuchlein gehabt. Dann iſt der Stanglputzer in den Wald gegangen und hat Schnecken geſucht. Hernach hat er auf die Schneckenhäuſer Kerzlein befeſtigt, hat ſie ſo in der Nacht auf den Friedhof getragen und angezündet. Er ſelber hat ſich einen weißen Bart angebunden, ein weißes Tuch umgehangen und ſo iſt er hingegangen auf den Kirchplatz und hat geſchrieen mit einer tiefen, feierlichen Stimme:

„Auf, auf, ihr Frommen,
Der jüngſte Tag iſt gekommen,
Wer der Erſte will ſein
In den Himmel hinein,
Der laſſe zurück allen Pack
Und komm' in den göttlichen Sack!“

Zuerſt ſchaut der Schulmeiſter zum Fenſter heraus; „Was iſt denn das für ein Teufelslärm da unten?“ will er ſchreien, da verfällt ihm die Red' — er ſieht auf dem nahen Friedhof die vielen Lichtlein wandeln — ja, ja, die Todten ſtehen auf; und er eilt nur noch zum Pfarrer: „Hochwürden, auf, auf, der jüngſte Tag iſt gekommen, die Todten ſind ſchon alle wach und der Petrus wartet auch ſchon auf uns da unten!“

Mein Gott, Hochwürden haben noch einen kleinen Weinduſel gehabt und die Hoſe nicht geſchwind gefunden; aber wozu? der liebe Gott ſchaut nicht auf das Aeußere — ſo ſind die Zwei herabgewankt über die Stiege — hinum — herum — bis ihnen der Petrus zum Glück entgegenkommt und den weiten Sack der Gebenedeiten offen darhält.

Gut. Und wie ſie darin geweſen, der Herr Pfarrer und der Schulmeiſter, bindet der Stanglputzer fleißig zu und beginnt nun zu ſchleppen und zu zerren, daß ihm ſchon der bitterſte Schweiß über die Stirne rinnt.

Der Weg gegen das Schloß iſt nicht gut und voll Lachen geweſen, und ſo oft die beiden Herren im Sack das Naſſe geſpürt haben, ſind ſie beinahe kritiſch worden und der Schulmeiſter hat fürchterlich über die Menge Regenwolken geflucht, die da zu paſſiren.

Nun richtig. Endlich iſt der Stanglputzer mit ſeiner Laſt doch zum Schloß gekommen, und wie er den Sack über die Stiege hinaufzieht und die zwei Köpfe an den Stufen knattern — da ruft der Schulmeiſter vor Zorn ſchon alle Teufel an zu einer ſolch' halsbrecheriſchen Himmelfahrt, aber der Stanglputzer tröſtet: „Nur Geduld, meine

lieben Auserwählten, das ist schon die Himmelsstiege, wir sind gleich daheim!“

Und so hat er den Sack in den Saal hineingestellt hat den Beiden gesagt, sie möchten sich nur noch ein bischen ruhig verhalten, der Herrgott sei unten mit dem Gericht noch nicht ganz fertig und käme erst zum Frühstück — und ist abgefahren.

Schau, und den Morgen darauf, wie der Verwalter durch den Saal geht, sieht er den Sack. Da fällt ihm der Stangelputzer ein; — geschwind öffnet er und, meiner Six! alle zwei sind sie da, der Pfarrer und der Schulmeister! —

Ich bin dann fort und hab's nimmer gehört, was die beiden Herren gesagt haben und ob sie gut nach Hause gekommen.

Der Stanglputzer aber hat seinen Sack wieder zerschnitten und sich eine gar prächtige „Bettblachen“ daraus gemacht.

Nächstens feiert er seine Hochzeit mit der Verwalterstochter und sein Alter, der legt alleweil den Finger an die Nase und sagt zu sich: „Aha, jetzt kann ich mir's schon denken, was das ist, ein Stanglputzer!“ — — —

Ich möchte nur, daß ich all die Geschichten und Schwänke wüßte, die bei der Spanvesper erzählt werden; ich wollte euch unterhalten eine lange Zeit und ihr müßtet lachen und schaudern zugleich, wenn ich euch vom Wünschhütel, vom Natterkrandel, vom Fünfguldenbeutel, von der Habergais u. s. w. berichtete. Ja, von der Habergais, die in den Mondnächten den Hafer schwarz macht und dem Wanderer auf die Achsel sitzt und ihm den Tod ins Ohr bläst! Und wißt ihr, wie der „Oneweigl“ — Gespenst —

„herumſtromert" auf der ganzen Welt und allerlei ſchreckliche Sachen treibt? Zwiſchen Eilf und Zwölf eilt er gerne über Wald und Feld als Lichtlein. Dem Bauer-Sepp iſt er gar einmal als Schimmel auf die Schultern geſeſſen, ſo, daß ihn der Arme eine ganze Stunde hat tragen müſſen, bis er zu einem Kreuzweg gekommen, wo das Geſpenſt zurückblieb. Der Sepp war in Todesangſt und er iſt ſeit derſelben Nacht nicht mehr recht geſund geworden.

Die Mädchen auf der Ofenbank rücken bei ſolchem Erzählen näher zuſammen und der kleine Bub' hält ſich zitternd an den Hemdärmel des Vaters und weint beinahe, denn er hat ſich bei all den ſchrecklichen Geſchichten das Höschen naß gemacht.

Fragt ihr nun den Bauer, warum er es zugibt, daß man ſeinen Kindern die Furcht vor Geſpenſtern ſo in die Seele legt, ſo weiß er darauf gut Beſcheid: „Dös vaſteht's ös nit," ſagt er: „Hiazt wa's freili leicht rod (überflüſſig), oba, wann meine Buabn amol gröſſa wern, ſo will ihs nit, daß ſie ſih vo nix fürchtn und daß ſ' ba da Nocht in da gonzn Nochbarſchoft umaſtrawanzn. Derowegn ſogt mar eahna von Onewoigl vor, daß ſ' ſchön dahoam in eahnan Bett bleib'n!"

Alſo, als Wächter der Sittlichkeit wird die Geſpenſterfurcht aufgeſtellt; nun, das lohnt ſich allerdings eines naſſen Höschens, aber der Mann ſoll aus Erfahrung wiſſen, daß es eben die Furcht vor Geſpenſtern ſein mag, welche den Jüngling von ſeinem einſamen Lager aufſcheucht, um ſich eine traute Genoſſin zu ſuchen!

Auch davon wird bei der Spanveſper erzählt, doch in ſolcher Form, daß es der kleine Bub' nicht verſteht und der Alte nicht merkt.

Iſt nun auf dieſe Art genug geſchaudert und gelacht, ſo kommt der Geſang an die Reihe. In jedem Hauſe iſt Jemand, der ſingt. Zwar wird das zuerſt gerne aus Beſcheidenheit von Einem auf das Andere geſchoben und: „ih konn nit, mir is da Stimmſtock ſchon umgfolln", iſt der gewöhnliche Vorwand, — aber zum Singen kommt es trotzdem.

Sehr gerne gehört iſt

Das Lied vom falſchen Rittersmann.

Es war einmal ein Rittersmann,
Der ritt wol in ein ſchönes Land,
Er ritt über grünende Auen,
Da thät er ein Fräulein ſchauen.

Er nahm es wol in ſeinen Schooß
Und ſchwang ſich auf ſein hohes Roß;
Sie ritten ſo ſchnell und ſo balde
Wol in einem finſteren Walde.

Sie ritten vor ein' Hollerſtaudn,
Da ſchauten heraus zwei Turtltaubn,
Sie thaten ſo wunderlich girren:
Jungfräuerl, laß dich nicht verführen!

Sie ſtiegen dann vom hohen Roß
Und ſetzten ſich ins weiche Moos:
„Jungfräuerl, thu du mich laufen,
Mein' goldfarben Haare auskraufen!"

Und als ſie d' Haar auseinander that,
Da fangt ſie gleich zu weinen an.
Er ſchaut ihr unter die Augen:
„Jungfräuerl, was thut dich bedauern?

Bedauert dich dein ſtolzer Muth,
Bedauert dich dein' Vaters Gut;
Bedauert dich dein' Treu und dein' Ehre,
Jungfräulein, bekommſt nimmer mehre!"

„Ich bedaure nicht den stolzen Muth,
Ich bedaure nicht mein' Vaters Gut,
Ich bedaure die selbige Tannen,
Wo alle Jungfrauen drauf hangen!"

„Jungfrau, liebs Jungfräuclein,
Das darf dir gar nit fehlsam sein;
Die Zwölfte, die mußt du heut werden,
Im Wald dahier mußt du heut sterben!"

„O Ritter, liebster Ritter mein,
Drei Schrei erlaube mir zu schrei'n!"
„Drei Schrei, die erlaub ich dir gerne,
Ist Niemand im Wald, der dich höret!"

Den ersten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrer Mutter zu:
„Mutter, komm eilends und helfe,
Sonst muß ich jetzt sterben im Walde!"

Den zweiten Schrei, ja, den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Vater zu:
„O Vater, geh eilends gekommen,
Sonst wird mir mein Leben genommen!"

Den dritten Schrei, ja den sie schreit,
Den schreit sie ihrem Bruder zu:
„Bruder, komm eilends zu wenden,
Sonst muß ich mein Leben jetzt enden!"

Ihr Bruder war ein Jägersmann,
Der alle Thierlein schießen kann:
Sein Schwesterlein hörte er schreien,
Sein Hündelein hieße er schweigen.

Er kam und spannte seinen Hahn
Und schoß den schönen Ritter zusamm':
„Hast wollen mein Schwesterlein hangen,
Jetzt hast du den Lohn schon empfangen!"

Dann nahm er sie bei ihrer Hand
Und führte sie ins Vaterland:
„Jetzt Schwester, thu hausen und bauen,
Kein' Ritter dürfst du nicht mehr trauen!"

Großen Beifall erweckt ſtets auch

Das Lied vom erſchoſſenen Soldaten.

Zu Preßburg, zu Preßburg
Stell ich mein Unglück ja wol an,
Da wollt ich deſerier'n
Zu einem andern Herrn,
Sollt aber nit lang währn.

Um ein Uhr bei der Nacht
Haben ſ' mich gefangen eingebracht:
Sie ſtellen mich vor's Haus,
Aweck, mit mir iſts aus,
Was wird werden daraus!

Meine Brüder alle drei
Sind auch wohl alle drei dabei:
Sie ſchießen her auf mich,
Das Blut, das ſpritzt auf ſie,
Und das war meine Bett.

Wann ich erſchoſſen bin,
Legts mich auf Roſen und Marin,
Das Grab von Marmelſtein,
Das Kreuz von Elfenbein,
So ſchlaf ich ruhig d'rein.

„Gehts, hörts mar auf mit enkere traurin Gſanka", greint die Bäuerin, „ſingts a mol a Gſcheits. — Luſti ſein, luſti ſein, muaß d Engl ſelba gfreun!"

Sofort ſchnurren die Räder friſcher und in einer gar heiteren Weiſe erklingt

Das Lied vom Luſtigſein.

Seids fleißi, ſeids fleißi, thuats ſingen und hupfn,
So konn enk da Teufl koa Haxl ausrupfn;
Vogeßts nur aufs Betn und Dabatn nia,
Dös macht enka Herz ja ſo guat und ſo freudi,
Im Leib ah ſo rührt, ſo ſtark und ſo ſchneidi,
Und s Eſſn und s Trinkn, dös ſchmeckt oft ſcho wia!

Und will unsa Herrgott euk immeramol juckn,
So müaßts schön geduldi euk biagn und euk duckn;
A Norr, wer sih über an Uebl beklogt; —
Wer s Schlimme nit kennt, koun ah s Guade nit gniaßn,
Wann ka Nocht nit wa, müassad da Tog Oan vadriaffn; —
Dös hot scho mei Voda, mei Ahndl scho gsogt.

Und kimts oft zan Urlaubnehm, lusti müaßts roasn,
Da heilige Peda thuat ah nouh gern gspoasn,
Und singt nouh und tonzt, daß gor d Engl sih gfreun.
Drum tonzt Oana lusti wul auffi zan Himmel,
Gleih mochn a kreuzlustis Gschall und Getümmel,
Oft loßt er u mit Freudn ba da Himmelsthür ein!

Oba, siacht er an zopfadn, traurign Loppn
Mit henkada Nosn in Himmel zuatoppn,
Den loacht er wul owi ins Louch, dös is gwiß!
Und schleicht eahm an olda Bettbruader in d Nähn,
Lonkweili, mit Auwazn, Sindln und Pfnechn,
Den schmeißt er wul gleih olle Sterner ins Gfriß!"

Drum seids lusti, seids lusti, thuats singen und hupfn u. s. w.

So klingen ernste und lustige Weisen aus dem Herzen heraus und bis in die tiefe Nacht hinein und dabei schnalzen die Späne und schnurren die Spindeln. Und wenn's nun gar an den Spannvespersegen kommt, so klappt selbst der Hausvater seinen Hausschatz zu und stimmt mit ein:

„Laßt sie klopfen, die Gespenster
An das Fenster!
Draußen herrscht die böse Zeit,
Drinnen die Gemüthlichkeit;
Draußen liegt die schwarze Nacht,
Drinnen wird der Span gemacht,
Damit Licht im Hause sei
Und der Segen auch dabei.
Laßt sie klopfen die Gespenster
An das Fenster!
Seht, es ist so winzig klein,
Mag kein böser Geist herein!"

Der Bartl und der Nikla.

Sanct Nikolaus war ein Biſchof, wie es deren wenige gibt.

Da iſt er in den Winterabenden durch die finſteren Gaſſen gegangen und hat den Leuten zu den Fenſtern hineingeguckt, was ſie machen und was ſie haben. Wo es luſtig und hell war in den Häuſern, da ging er vorüber, aber wo es ſtill war in der Stube und nur ein Oellichtlein brannte, da ſah er lange durch die kleinen Scheiben. Hier iſt ein Fenſterlein, durch welches er in eine öde Kammer guckt. An der Wand gerade vor einem Strohlager hängt die Lampe und daneben ſitzt ein Weib und näht an einer weißen Leinwand und die Nadel will nicht recht durch, es ſind die Finger ſo ſteif. Warum ſetzt ſich das Weib nicht an die Ofenbank? Weil der thönerne Ofen kälter iſt, als die Holzwand am Bette. Oder warum ſitzt ſie nicht bequem am Tiſchlein, wie es Nähterinnen geziemt? Weil ein leeres Tiſchlein gar ſo traurig ausſieht Doch ſie denkt ja nicht daran, ſie blickt auf das Strohlager — dort ſchlummert ein Weſen, für das ſie lebt und arbeitet und darbt — ihr Kind. Sanct Nikolaus ſieht es und wirft ein Goldſtück durch das Fenſter.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Da ſieht es nicht mehr ganz ſo einſam aus. Alte Graubärte ſitzen am Tiſch und an den Bänken herum; nebenan lehnen Krücken. Aber am Schranke dort kauert Einer und kann doch nicht gehen, er hat ein paar rührige Hände und kann doch nichts thun — er iſt blind. Und wie ſie Alle heiter ſind! Da erzählen ſie ſich luſtige Geſchichten aus der Jugendzeit, aus dem Soldatenleben

und lachen dazu. Sanct Nikolaus ſieht und hört es und wirft ein Goldſtück durch das Fenſter.

Dann geht er weiter und guckt durch eine andere Scheibe. Hier wohnt eine Familie: Eltern und Tochter und der Unfriede in einer Stube. Der Vater flucht und ſchreit: „Du mußt ihn nehmen, den Großbauer, was ſoll ſonſt aus Deinen alten Eltern werden!“ „Bei Gott im Himmel, ich kann ihn nicht lieben, Vater!“ weint das Mädchen, „glaubt mir, der Tiſchler iſt beſſer und braver und wir werden ſchon arbeiten, um Euch zu ernähren.“ „Beſſer, braver! ein Habenichts iſt er, und weil Dir der lockere Junge beſſer zuſagt als der erfahrene Mann, ſollen wir hungern!“ — Ihr ſollt nicht hungern und das Kind nicht unglücklich werden, denkt Sanct Nikolaus und wirft ein großes Goldſtück durch das Fenſter.

Wieder in einem anderen Stübchen ſitzt noch ſpät in der Nacht ein junger Mann am Arbeitstiſche. Er ſieht recht bleich aus, aber ſeine Augen ſind geröthet. Er darf noch nicht zu Bette gehen, muß arbeiten für ſeine kranke Mutter. Sanct Nikolaus wirft ein Goldſtück durch das Fenſter. —

Und ſo ging der heilige Biſchof herum und blickte durch die Scheiben, und wo die Armuth und die Tugend daheim, da warf er ein Goldſtück durch das Fenſter.

Aber Dank der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe, Sanct Nikolaus wandelt noch heute durch die Welt, er wirft manches Goldſtück in die Wohnungen der Armen; und wer noch klein iſt und im Berglande der Steiermark wohnt, der kann ihn wohl gar auch einmal ſehen, den heiligen Mann im vollen Ornat, mit Stab und Biſchofsmütze, denn der „Niklo“, wie ihn die Städter aus Gebäck

und Tannenzapfen haben, zieht draußen auf dem Lande wirklich und wahrhaftig herum in Fleiſch und Blut! Mit den Großen macht er ſich indeß nicht mehr zu ſchaffen, er iſt ganz Kinderfreund. Gleichwohl iſt aus der urſprünglich ſo ſchönen Sitte ein Zerrbild geworden.

Am Nikolausabend (6. December), da wird der Niklo ſichtbar und geht in die Häuſer und frägt nach den Kindern, ob ſie brav ſind, fleißig beten und etwas lernen. Dieſe haben den Beſuch wohl erwartet und ſind ſchon ſeit einigen Tagen her beſtrebt geweſen, ihre Tugenden in das günſtigſte Licht zu ſtellen; beſonders kommen in der Nikolauswoche unter den Kleinen auffällig wenig Händel vor und auch Kleider und Bücher oder Geräthe werden verhältnißmäßig ſehr geſchont. Es geſchieht das aus wichtigen Gründen, denn der Niklo, wenn er kommt, hat nicht bloß rothe Aepfel, goldene Nüſſe, verzuckerte Zwetſchken u. ſ. w. bei ſich, ſondern auch einen ſchwarzen, ſehr verdächtigen Begleiter! Ich meine den „Bartl", der wie der Teufel ausſieht und von dem man nicht weiß, wie er zum heiligen Biſchof gekommen und mit ihm ſo freundſchaftlich iſt.

So kommen ſie beide am Abende, wenn der Span ſchon angezündet. Der Niklo, der ein gar alter, ehrwürdiger Mann mit ſchneeweißen Haaren und Bart iſt, geht voran und ſagt:

„Da Niklo, da Niklo
Und da Bartl is do.
Und mir ſchaun, wo die Kina
Recht brav ſein und wos kinna;
Die Bravn, de kriagn rothe Aepfelein,
Die Schlimmen, de ſoßn mar in die Buttn ein!"

Und ſiehe, da tritt auch ſchon der Bartl hervor. Der hat einen grauen Pelz an und iſt kohlſchwarz im Geſicht, bis auf die rothe Zunge, die weit heraushängt. Hörner

trägt er auch und am Rücken hat er die unheilvolle Butte und eine große, klirrende Kette daran!

Da müssen nun die Kinder laut beten oder etwas Gelerntes aufsagen und sofort bescheert der Niklo seine Gaben. Der Bartl muß gewöhnlich unverrichteter Dinge abziehen, denn fängt die Situation auch wirklich an, bedenklich zu werden, so führt stets die Mutter ausgleichende Einsprache und die Sache ist geschlichtet. Aber des Bachbauers Hanserl hatte keine Mutter gehabt, die für ihn ein gutes Wort eingelegt hätte; er war ein Waisenknabe, und als der Bartl an dem armen Knaben seinen Muthwillen ausübte, entsetzte sich dieser so sehr, daß er die Fraisen bekam, und noch heute, nachdem er alt geworden, trägt er die Frucht des Nikolausabends mit sich herum — er hat die fallende Sucht!

Da ist's dem Lechner-Buben glücklicher gerathen, der hat den unheimlichen Gesellen, welcher mit dem Niklo gekommen, bei den Hörnern gepackt und ihm dieselben mit sammt der Maske dermaßen herabgerissen, daß nichts übriggeblieben, als das gutmüthige Antlitz des alten Großknechtes.

Wenn nun der Niklo und der Bartl wieder fort sind, ist den Kleinen ein Stein vom Herzen und sie wagen wohl gar im Geheimen die Bemerkung zu machen, daß der Niklo gerade so eine Warze auf der Nase gehabt, wie der Ochsenknecht. Doch gibt dies keinen Anlaß zu irgend einem begründeten Zweifel an der Heiligkeit des Niklo und es wird im Laufe des ganzen übrigen Abends noch die strengste Ruhe und Sittsamkeit beobachtet.

Unmittelbar vor dem Schlafengehen werden erst von Jedem die kleinen Schuhe oder eine Kopfbedeckung an das

Fenſter geſtellt, denn der Niklo geht in der Nacht noch einmal zu allen Häuſern, und weil er es den Schuhen oder Hüten abſieht, ob die betreffenden Eigenthümer brav oder ſchlimm ſind — füllt er dieſelben je im Verhältniſſe mit Obſt, Lebzelten oder wohl auch mit Steinen und Tannenzapfen und legt letzteren obendrein noch eine zierlich geflochtene Birkenruthe bei

Das geht nun für die Kleinen, ſo lange ſie daran glauben, was nicht ſelten über das Kindesalter hinaus geſchieht. Ich habe in meinem zehnten Jahre noch die Schuhe an das Fenſter geſtellt und war ſtets voll des frommen Preiſes für den heiligen Biſchof Nikolaus, wenn ich meine Schuhe vollgepfropft fand mit den verſchiedenſten Süßigkeiten.

Mein jüngerer Bruder aber war denn immer viel ſchlauer als ich; der hatte es einmal bemerkt, wie die Mutter in der Nikolausnacht unſere an das Fenſter geſtellten Schuhe mit Obſt und Lebzelten füllte und der Vater die Birkenruthe dazuſteckte — er theilte mir das ſofort mit, doch ich konnte es ſchier nicht glauben. Von Seite Sanct Nikolaus war es allerdings denkbar, denn ich fand es ohnehin außerordentlich merkwürdig, daß der himmliſche Biſchof in einer Nacht und meiſt bei ſchlechtem Wetter zu allen Häuſern ſo herumkommen konnte; aber geradezu unglaublich fand ich, daß uns die Eltern ſo hintergehen konnten. Doch ließen wir unſeren Zweifel oder vielmehr unſer Wiſſen nicht merken; — wir wollten uns auch im nächſten Jahre wieder ſüßer Niklogeſchenke erfreuen.

Advent.

Die Zeit ſchläft. Sie hat ſich in die Federflaumen des Schnees oder in die Schlafhaube der Decembernebel vermummt und fröſtelt in Fieberträumen. Nur wenige Stunden des Tages ſchlägt ſie die trüben Augen auf, erwartungsvoll ausblickend nach des Verheißenen Ankunft. Advent! So kann's nicht bleiben, anders muß es werden; — aber wer ſoll denn kommen? Der Erlöſer, ſagt der Prediger; der Jahresgehalt, ſagt der Beamte; die Weihnachtsgabe, ſagt der Arme und das Kind; die Feiertage mit den Krapfen und Chriſtbraten, ſagt der Bauernknecht.

Und — Apollo, der Sonnenwender, ſagt die Zeit. Wahrhaftig, die Sonne iſt lahm und ſiech, die vermag gar nicht mehr hoch zu ſteigen; die ſpaziert ihre paar Stündlein des Tages dort über den beſchneiten Berghalden hin und hüllt ſich dicht in Nebelmäntel, daß ſie ſich ja nicht erkälte. Jeder Strauch hat ſich eine weiße Decke über die Ohren gezogen; jeder Baum hat ſich eine weiße Pelzhaube machen laſſen — weiß iſt ſehr in der Mode. Der Teich hat ſich eine tüchtige Winterfenſterſcheibe überfrieren laſſen, der Bach hat ſich einen kryſtallenen Canal gewölbt und der Hanſel hat ſich ein neues Paar Handſchuhe gekauft.

Ei, wäre dem Haushahn der Schnabel verfroren! Aber kaum der Nachtwächter zur Ruh gekommen, hebt der Hahn an zu krähen und das iſt ſchon um drei Uhr, und der Hanſel muß ſein liebes Strohneſt in der Stallkammer verlaſſen. Es iſt diesmal das Dreſchen noch nicht aus; dies Jahr kommt ſie ſpät, die Krapfengarb'. Bald klappern auf

der Tenne vier Dreſchflegel mit dem Hahn um die Wette. Zwei „Legen" Stroh müſſen gedroſchen werden vor Tags und da meint der Hanſel: „Wenn wir uns aufs Stroh thäten hinlegen und tüchtig und mit allem Fleiß darauf losſchlieſen, ob das Zeug nicht auch weich werden wollt?" Er weiß es aber gleichwohl, daß man nicht driſcht, um das Stroh weichzumachen, ſondern um das Korn herauszuſchlagen.

Nach dreiſtündiger Flegelarbeit thut eine gute warme Suppe ſo übel nicht; es muß dazu noch der Kien leuchten, denn die Nacht draußen hebt erſt ein wenig an, blaß zu werden. Nach dem Frühſtück gehen die Knechte hinaus in den Wald; auch eine oder die andere Magd, die höhere Strümpfe hat, als der Schnee tief iſt, muß mit. Sie ſägen Bäume um, glatt am Boden natürlich, aber kommt nur erſt der Sommer, ſo zeigen die mannshohen Strünke, wie tief im Advent der Schnee gelegen iſt. Die Ammerlinge und Häher zwitſchern auf den Wipfeln ihre Winternoth und kratzen Schneeſtaub nieder auf die Holzarbeiter, oder es ſtürzen ganze Stollen herab, ſo daß ſich die Leutchen mühſam aber lachend aus dem Schneeſtaube wühlen müſſen. Und wenns erſt ſtürmt, daß die gefrorenen Stämme winſeln und krachen, dort und da ein Wipfel niederfährt und der ſcharfe Schneeſtaub ſauſt, daß der Hanſel die Kathel nicht mehr ſieht und nach ihr mit den Fingern muß greifen, ob ſie der Wind wohl nicht ſchon davongetragen — ſo iſt das ein „ſaggriſch-verteufeltes" Brennholzſchlagen.

Die daheim haben es beſſer. Die legen das Holz des winterſtürmiſchen Waldes in den Ofen und ſpinnen Garn und ſingen „Frauengeſänge" und erzählen ſich Märchen und

plaudern und kichern, und Jede ſpinnt Fäden zum Hemde des Glücklichen.

Und wie gut ſie verwahrt ſind! An den Scheiben der kleinen Fenſter iſt der Schimmel des Eiſes gewachſen und von den Dachvorſprüngen weben ſich die ſilberweißen Spangen der gefrorenen Falltropfen nieder und hinein in den Schneewall, der das Haus umgibt. Da muß denn freilich bald Nachmittags der Kienſpan wieder glimmen. Und am Abende knarrt die Thüre, da wird draußen im Vorgelaß Schnee von klingenden Schuhen geklöpfelt — Advent! Ankunft! Der Hanſel iſt da; der Hanſel und der Seppel und der Franzl und der Toni. Ihr jungen Weiblein allmitſammt, jetztunder wirds noch luſtiger bei euch in der Spinnſtube.

Lodenwämſer austhun, die klingenden Schuhe gegen „Strohpatſchen" verſetzen, warm Süpplein und „Brennſterz" grüßen, das kommt jetzt dran; dann heißt es die Pfeifen ſtopfen — brennts nur erſt, hebt das Schäkern an, geht das Recken los, und — der Hausvater und die Hausmutter ſind nicht gar allfort zugegen — bis es Schlafenszeit wird, iſt mancher Rocken verzauſt, mancher Faden geriſſen. „Sie thun's nit, und ſie thun's einmal nit zuſamm', die Mandeln und die Weibeln!" hat der alt' Kas-Möſtel geſagt.

Aber Tageslaſt iſt ſchwer geweſen und im Stüblein ſitzt ſichs ſo warm und die Augen ſinken und ſinken — Advent! Ankunft, der Schlaf iſt da! Iſt aber juſt Samſtagnacht, und die Kathel ruht in der einſamen Klauſe und kann nicht ſchlafen, weil die Thür in die Stallkammer hinaus nicht gut verriegelt iſt, ſo trägt ſichs wohl zu, daß inſonderheit auch die Kathel Advent feiert.

Darf nicht gelten. Ankunft des Meſſias! ſagt der Prediger, und die Kirche nimmts ernſthaft. Alltäglich, ehe noch der Morgenſtern aufgeht, zieht der Mehner ein Flämmchen von der rothen Ampel des ewigen Lichts und zündet damit die Altarkerzen an. Und die Glocken läuten, bis von nah und fernem Gebirge die Andächtigen herbeikommen durch Nacht und Nebel und auch ihre Kerzlein anbrennen in der nächtigen Kirche und ein Lied ertönen laſſen, das ihnen ſchon der Prophet Jeſaias vorgeſungen hat: „Thauet, Himmel, den Gerechten!“

Eine rührende Sehnſuchtsklage.

Als ich, ein Knabe noch, mit meinem Vater einmal in die Rorate ging, frug ich ihn unterwegs, was denn das eigentlich heiße: Thauet, Himmel, den Gerechten? Mein Vater ſchwieg eine Weile, dann ſtand er plötzlich ſtill: „Du fragſt ſo närriſch, Bub. Viertauſend Jahre haben ſie gewartet; allerweil und in allen Enden und Winkeln ſind Leut' geboren worden, aber ein ganz Gerechter iſt halt nit dabei geweſen. Wo hernehmen, wenn er aus dem Menſchenvolk nicht aufſteht? Aus der Erden hat er ihn herausſtampfen wollen, der alte Prophetenmann, dem ſchon Angſt iſt worden in der Seel'; aus der Luft hat er ihn wollen herabziehen und in allen Wolken hat er ihn geſucht, und ſo hat er einmal in einer ruhſamen Nacht, da er auf der Heid' iſt geſtanden, die Hände ausgeſtreckt gegen Himmel und hat das Wort gerufen — jetzt, Bub', wenn Du's nicht verſtehſt, anders kann ich Dir es nicht ausdeuten. Laſſ' ich Dich da ſtehen im Wald und geh' Dir davon und ſag': wart', bald komm' ich. Und ich komm' aber nicht, und Du ſtehſt eine Stund' um die andere und frierſt und hörſt die wilden Thiere heulen — und kennſt

keinen Weg und ich komm' noch immer nicht — nachher, Bub', wirſt es wohl verſtehen, wie dem Prophetenmann um's Herz iſt geweſen."

Wir ſind weiter gegangen, und nie habe ich kindlicher die Erwartung des Erlöſers empfunden, als bei derſelbigen Morate.

Die heilige Weihnachtszeit.

Es iſt der Chriſtabend.

In der Stube brennt heute ſtatt des rauchenden Kienſpans eine geweihte Wachskerze. Auf dem weißgeſcheuerten Tiſche iſt aus Amuleten und Heiligenbildern ein Altar aufgerichtet und inmitten ſteht das berußte, hölzerne Crucifix — das iſt ſo heilig, daß man den Ruß und das daran klebende Spinngewebe nicht herabwiſchen darf! In der Stube iſt es feierlich und ſtille, aber draußen in der Nacht bläst der Nordwind und pfeift und poltert in der heiligen Stunde wie ein Heide. Doch auf den Fenſterſcheiben blühen die herrlichſten Blumen und Roſen. Kennt ihr die Geſchichte davon?

Da ſtanden ſie einſt im Mai auf dem Fenſterbrette, die Blumen und Roſen, und ſie waren zart und friſch und blühten und dufteten — denn die Jungfrau pflegte ſie und ſie hatte ihre Freude an den Kindern des Frühlings. Aber da kam der heiße Sommer und die Blüthen wurden welk und es kam der trübe Herbſt und die Blätter wurden bleich und fielen ab — eines nach dem andern. Langſam ſtarb der Blumenſtrauß dahin. Als nun kam jene Nacht des Heiles und der Erlöſung, in welcher die Todten in den Gräbern lebendig werden und die Geiſter ſingen: Ehre

ſei Gott in der Höhe, — da erſchien auch der Geiſt des Blumenſtrauſſes am Fenſter und entfaltete ſich in unzähligen Zweigen und Roſen. Aber ſie ſind bleich und kalt und werden nicht mehr, wie im Mai, weil ſie der Heide geküßt, der draußen klopft und ſtürmt! —

So denkt ſich das Mütterlein, das am Ofen kauert und betet, daß das Jeſukindlein komme. Neben dieſem kniet ein Knäblein, das zittert in Angſt und Erwartung und betet ebenfalls: „Lieb' Jeſukindlein komme!“

Da geht die Thür auf und der Bauer und der Großknecht treten herein. Erſterer trägt ein Kohlengefäß, aus welchem Weihrauchwolken emporqualmen, letzterer einen Topf mit Weihwaſſer und Sprengreiſig.

So ziehen die Beiden in Haus und Hof umher, mit dem geweihten Rauch den böſen Geiſt erſtickend, mit dem Reiſig den Segen Gottes in alle Kiſten und Käſten und Kammern und Ställe ſprengend. Selbſt Rind und Schaf und Schwein wird beräuchert und beſprengt — es iſt wegen den Anfechtungen des Fleiſches. Nicht ſelten wird heute das ganze Grundſtück umgangen und auf dieſe Art eingeſegnet — dabei darf aber kein Wort geſprochen und der Blick nicht nach rückwärts gewendet werden, denn — der Teufel hat um dieſe Zeit freies Spiel!

Dieſes Rauchen und Sprengen wird auch in der Neujahrs- und Dreikönigsnacht wiederholt. Es iſt ſchon geſchehen, daß man in den Strohkammern den Teufel nicht genugſam beſchworen hat, dann iſt über Nacht der ganze Hof weggebrannt, — aber Feuer hat man keines geſtreut!

Im (windiſchen) Unterlande iſt am heiligen Abende die Sitte des Krippenverbrennens üblich. Auf ein-

ſamer Weide werden ſpät Abends drei Krippen in Aſche gelegt und mit dieſer Aſche die Häupter junger Mädchen beſtreut, welche ſich nach einem Manne ſehnen. Nicht geſtillt ſoll dadurch die Sehnſucht werden, wohl aber ſoll ſie in Erfüllung gehen, worauf ſich die Mannſüchtigen allerdings nicht ſelten wieder das Haupt mit Aſche beſtreuen mögen zum Zeichen der — Klage.

Nach dem „Rauchen" wird vor dem Hausaltare der Roſenkranz gebetet, und darauf kommt ein heute beſonders tüchtiges Nachtmahl. Die herrliche Sitte des Chriſtbaumes findet man in den Gebirgen nicht. Der Hausaltar und der Roſenkranz ſoll ihn erſetzen — in Wirklichkeit aber vermags nur der fette Heidenſterz, welchen die Hausfrau zum Nachteſſen auf den Tiſch bringt.

Nach demſelben wird gewaſchen und geputzt und gebürſtet, und ſind die Leute mit Allem fertig, ſo ſetzen ſie ſich zu Tiſche, leſen die drei Evangelien zum Chriſtfeſte oder ſingen Weihnachtslieder.

I.

Juchhe, Buabn, bitt enk ſchöan,
Stehts na bold auf;
d' Uhr hot ſcho zwölfi gſchlogn,
Luſti friſch auf.
Seids olle neune do,
Lafts na brav zua,
Der Uaberl muß vorausgehn,
Is a luſtiga Bua.
Schauts na, wias funkeln thuat,
Schauts na hino,
Fliagn jo wia d Fledamäus
Ueban Doch o;
Sein ſou kloane Kinder und
Kinnen ſcho fliagn;
Joudl (Joſef) topp nochhi,
Wern ma ſchaun, daß ma ſ kriagn.

Miaschtl (Martin) gib Oubocht,
Da Joudl is groub,
Er möcht ins s Kind schreckn,
Dös war ins ka Loub.
Franzerl nimm s Ranzerl
Und bsinn dih nit long,
Stich o a foasts Lamperl
Und woug na den Gong.
Buck dih fein schöan und schöan,
Buck dih fein schöan,
Ruck flux dei Hüaderl,
Wonast eini willst gean.
Kaderl und Regerl,
Des Mentscherla zwoa,
Nehmts in an Zegerl (Körbchen)
An iads a por Oar (Eier);
Douscht in Stoll steht die Kua,
Nehmts a Milch ah dazua,
Gehts na fein gschwind
Zu den gruserkloan (winzigen) Kind.
D Hüat legts auf d Seitn
Und d Steckn auf d Erd,
Daß mar ins bekennen
Vor Goud insan Herrn
Häts jo mei To nit glabt,
Bin douh schon old,
Daß mar an oldn Stoll
Sou schöan ausmolt;
Silber und Guld gibts ja gmua,
Musi dabei,
Daß ma schier moant,
Ma muaß kugln in's Heu.

II.

Hiazt, herzis Kindl, grüaß dih Goud,
Du thuast ma namla gfolln,
Bist nit mit Geld zan zohln,
Ih sog da s truß!
Hon selba ah viel Kina ghobt,
Oba koans hot sou mei Herzl globt,
Glaub, ka Kini auf da Welt
Wird sou an Prinzn zähln,
Der u sou wul that gfolln,
Wia du mei Schoß!
Wos wird dei Voda sogn,
Wann er dih sehn werd,

Sou orm und bloß auf Erd
Vul Noth und Plogn!
Er wird vor Herzload ohnmächti wern,
Wann dih gstott d Leut thoan d Viecha verehrn;
Er wird dih gwiß bitta biwoan (beweinen),
Wannst son viel Schnee und Wind
Da wegn insa Teufelssünd
Leidn muaßt alloan! —
Drum, o Muada, mit dein Kind,
Geh, mach dih eilends auf,
Mit mir mein Haus zualauf,
Busteck dih gschwind.
Ih will mei Weib hoamla stiftn brav on,
Daß s a Schmolzkouch in a Kropfupfonn
Für enk ollzwoa zuarichtn sull,
Dös hobs ba mir olle Tog
Sou viel, as s kloan Schiperl na mog.
Gelts, dös is tull!
Wanns oft wirkli gschehn sullt,
Daß da Herr Boda dein
Dih, o liabs Jesulein,
Zan eahm nehma wullt,
Sou streck aus dei Handl und nimm ins ban Schoupf,
Oba gib Ocht, daß d ins nit wegreißt in Koupf.
Du bist kloan, mächtigsta Goud,
Wannst wulltst, du warst da Ries,
Der ins zan Tuifl schmieß
In die ewi Nout!"

Mittlerweile wird es Zeit zum Mettengang. Festlich angethan stehen die Leute um den Herd und zünden sich eine Fackel an. Diese voraus, eilen sie nun von ihren Bergen in die Thäler, vereinigen sich dort mit Anderen und ziehen hinaus gegen das Dorf zur Pfarrkirche. Viele sind weit von dieser entlegen und kommen oft erst um zwölf Uhr, wenn schon alle Glocken klingen, bei derselben an. Es ist schön, wie von allen Seiten die Lichter herbeikommen, und endlich um das Gotteshaus einen förmlichen Kranz bilden. Aber auch aus den hohen Kirchenfenstern strahlt heller Glanz und die Glöcklein klingen am Altare und die Orgel tönt, — schmetternde Musik erschallt vom

Chore mitten in der Nacht und liebliche Weihnachtslieder wiegen dazwiſchen, jene alten Hirtenlieder, wie ſie unſere Vorfahren in ihrer frommen einfältigen Weiſe und in ihrer Mundart gedichtet haben. In vergangenen Tagen hat ſich auch das Landvolk mit Dichtungen, poetiſchen Spielen und theatraliſchen Darſtellungen befaßt, und ſind dazu gerne Stoffe aus der heiligen Schrift genommen worden. Das „Paradeisg'ſpiel", das „Adam- und Evag'ſpiel", das „Paſſionsg'ſpiel", das Krippelg'ſpiel" u. ſ. w. ſind zumeiſt Gegenſtände draſtiſcher Darſtellung, frommer Bewunderung und heiterer Gemüthlichkeit geweſen. Bald haben ſich dieſe Spiele mit dem kirchlichen Gottesdienſte vermengt mit dem ſie ja, und beſonders in Hinſicht des Theatraliſchen, ſo viel Verwandtes haben. Und in der Kirche haben ſich die bäuerlich verfaßten und dargeſtellten Dichtungen und Scenen auch am längſten erhalten. Die „Krippenlieder", wie ſie heute noch hie und da in entlegeneren Berg- und Waldkirchen geſungen werden, ſind davon beredte Ueberbleibſel. Dieſe alten, anheimelnden Geſänge werden aber wahrſcheinlich bald für immer verklungen ſein; iſt es ja der nüchterne, vernunftſelige Sinn unſerer Zeit, der ſie zu verdrängen ſucht; — warum, das weiß ich nicht. Ich liebe dieſes Erbe unſerer Väter, wenn es auch ein wenig urwüchſig, tollwitzig oder einfältig ausſieht; es liegt der Charakter unſeres Volkes darin; es iſt der unmittelbare Ausdruck des Herzens und der Gottesverehrung. Die lateiniſche Meſſe und den lateiniſchen Chor verſtehen die Bauersleute nicht — zum Glücke nicht! — der ewige „Roſenkranz" wird ihnen ſchließlich auch zu langweilig; was Wunder, wenn ſie ſich ſelbſt eine Art von Gottesdienſt geſchaffen haben, der gleichzeitig aus

ihrem eigenen Fleiſch und Blute iſt! Noch einige Proben davon:

Wir haben uns ein Hirtenleben nach oberländiſcher Art zu denken. Da erzählt denn auf winterlicher Heide ein Hirte dem andern:

„Hr. Jodl, he Bua!
Schau, louſt a wenk zua.
Danahſt is da Mitternocht
Gweſn ka Rua:
Es lieh mih net ſchlofn,
Und tramen a net;
Da hör ih wos ludian
Gor eine ins Bet."

Dann war er verwirrt aufgeſprungen, und:

„Wir ih zu mein Schäflein
Walt auffi auf d' Wocht,
Da ſhur i an Stulpra,
Daß völli hot frocht!
Aft ſchrei ih um an Blos:
Geh, ſchau, wos is dos!
Da Himmel ſteht offn,
As wir a lars Foß.
Die Heilign laffn auffer
Und d'Engerln oll mit;
Ich woaß doh ka Hohzat,
Koan Kiatatonz nit."

Und wie hernach ein „goldener Bua" den Bericht gebracht habe, daß in einem Stall zu Bethlehem unten der Heiland geboren ſei:

„Der Himmel war zbrochn,
Gott lag auf der Erd!" —
„Jo, d' Liab hät dös gmocht,
Daß er daher krocht
Herunter auf Erd
Und häts Heil uns mitbrocht."

Und weiter erzählt der Hirte, wie ſie, die Schäfer, zu Paar und Paar hineingegangen ſeien in den Stall, und:

„Ih bracht eahm a Lampl,
Da Küapl a Henn."

Hernach hätten ſie ein Liedchen geſungen; dann ſeien auch noch Andere dahergerennt:

„Sie ſungen von an Brief auffer; —
Ih hon nig kennt".

In dieſem naiven Geſtändniſſe klingt es ja wie Sehnſucht nach der Schule!

Weiter:

„Wia 's liab Kindelein
Wullt ſchlofn ſchon ein,
Do ſog ih eahm hoamli
Ins Waſcherl hinein:
Loß da nig böß' trama
Wegn unſern Sünd! — — —"

Zuletzt fiel ihm, dem Hirten, noch ein, daß ein Wieglein ſollt' ſein, und nahm ſich ſogleich vor, beim „Uhrkaſtenmacher" eines zu beſtellen. Und beim Abſchiednehmen vom Kinde muß der gute Schäfer wohl an's Sterben und an noch was Aergeres gedacht haben, denn er empfiehlt ſich angelegentlichſt:

„Amol, wann da bös Zankerl
Uns fechtn wullt on,
Schlogn auffi auf d' Schwortn,
Gibn jo kan Pardon!" —

So weit dieſes Weihnachtslied.

Noch toller und derber iſt der Weckruf des Hirten in einem andern Geſang:

„Auf, du fauler Bärenhäuta,
Wos duſtſt dan ſo long im Bett,
Steh doh auf und ziah dih weita,
Wegnwos ſchomſt dan du dih net!
Hörſt nit d' Engl touzn, ſinga
Zithernſchlogn und blofn ah;
So kunts Koana zwegabringa,
Wans da beſte Spielmon wa!"

Oder aus einem dritten Lied:

„Hon in Bartl aufgweckt,
Hot gschlofn stoanfest,
Hon an grupft, hon an gstessn,
Hot d' Hosen vagessn,
Wird munter auf d' Letzt,
Hot d' Augen ausgwetzt."

Und wie lieblich ist in demselben Lied die Charakterisirung der Mutter des Kindes:

„Da Vota stoanolt,
Die Muata bluatjung,
Schön weiß, as wia Kreidn,
Schön mild, as wia Seidn,
A liabli schöns Weib,
Demüati dabei!"

Und wie rührend klingt die Barmherzigkeit und menschliche Theilnahme aus folgenden Strophen:

„Bruada, gehst du ah mit mir?
Nim dein Dudlsock ah mit dir,
Und d' Schalmei dazua!
Wan ma gehn in Stoll hinein,
Grüaß ma gschwind das Kindelein,
Und pfeif' Oans dazua!
Bruada, geh stichs Lamperl ob,
Weil ma holt nix bessers hobn,
Ziahns Pelzl aus!
Hüll ma zua das Kindlein guat,
Daß 's uns nit dafruisn thuat;
Wia wa nit dös a Graus!
Ach, wia gfruist das göttli Kind,
Wia geht nit aus und ein da Wind!
Liegt auf Heu und Stroh!
Wan ih nur se Häuserl hät,
Dös doscht unt im Dörferl steht;
Do nahm ih d' Muata mit dem Kind,
Und trogads in mei Häuserl gschwind,
Wia war ih nit so froh!"

Oder:

„Ruafts ma die Schäflein gschwind zsom,
Hobn ma dabei a foasts Lom;

Hobus kriagt vor ella Togn,
Wölln mas dem Kuhlein wogn,
Deaf ah der olte Tatl
Sih davon broin a Bratl!"

Das iſt ein gemüthliches Wiegen und Jodeln — ſelbſt die älteſten Leute ſingen heute mit. Und während der Wandlung hört man gar den Kukuk und die Nachtigall ... es iſt die liebe, die ſüße Chriſtnacht!

In der Kirche zwiſchen den ernſtdüſteren Tönen der Orgel und bei den lateiniſchen Ausrufen des Prieſters nehmen ſich ähnliche Kundgebungen allerdings ein Bischen komiſch aus; aber trotzdem ſind ſie der gläubigen Schaar ein mächtigerer Born der Andacht und Erbauung, als zehn Kirchenlieder und Gebete mit ausgeſuchten Worten und aufgeſtellten Sätzen. Ja, es wäre ein großes Glück, wenn in unſeren deutſchen Ländern die Urthümlichkeit des deutſchen Volkes endlich auch in der Kirche zur Geltung käme!

Erſcheinen uns die alten Krippenlieder den glatten, hochdeutſchgegebenen Poeſien gegenüber auch trivial — ſie ſind es nicht; ſie ſind der Ausdruck eines heiteren, gläubigen, kindlichen Gemüthes; ſie verdienen dieſelbe Achtung und Pflege, wie wir ſie dem Volksliede im Allgemeinen angedeihen laſſen. Und wir, die wir ja ſo große Ehre daran ſetzen, die toleranten, vorurtheilsloſen Freunde des Volkes zu heißen, wir ſollen dieſes Erbe unſerer Väter auch aus der Kirche nicht verbannen, ſo lange wir nichts Beſſeres dafür hineinzuſtellen haben. So lange Kirchen ſtehen werden, wird und muß Herz und Gemüth in denſelben daheim ſein und zwar unmittelbar verkehrend zwiſchen dieſem freud- und leidvollen Leben und dem Gegenſtande des Glaubens und der Hoffnung. Und

wenn ein liebesſeliger Alpenburſche in ſeine Pfarrkirche kommt, und hier vor dem Tabernakel ſeinem Glücke durch einen wilden Jodler Luft macht — was verſchlägts? — er lobt Gott nach ſeinem Herzen. —

Nun von der Kirche wieder zurück zum ſtillen Gehöfte. Wie wird hier die Chriſtnacht noch des Weiteren begangen?

Wer zu Hauſe bleibt, der hat eine gar wunderſame Stunde zu durchleben. Er denkt heute nicht an den Schlaf, ſondern befleißt ſich des Gebetes und frommer Uebungen. Nun, und zwiſchen eilf und zwölf Uhr iſt die Zeit zum „Loſen". Ja, wohl zum Lauſchen an den Stallthüren und an den Krippen, denn zu dieſer geheimnißvollen Stunde redet das Vieh! Aber mit Weihwaſſer müſſen ſie gut ausgewaſchen werden die Ohren des Lauſchenden, dann kann er es hören und verſtehen, wie ſich die Thiere gegenſeitig in menſchlicher Sprache Freud' und Leid klagen und mitunter auch menſchliche Verhältniſſe beſprechen.

Da hat ſich im „Jougllond"*) einmal ein ganz artiges Geſchichtchen zugetragen.

Der alte Reitbauer hatte nebſt einer jungen Tochter auch einen jungen Knecht, der ſehr fleißig und arbeitſam, aber auch ziemlich genau und ſtreng in ſeinen Forderungen war.

Nun war aber der Reitbauer nicht bloß reich, ſondern auch ein bischen geizig, und er ſann auf Mittel, den Anſprüchen ſeines Knechtes Schranken zu ſetzen. Dazu ſollte ihm nun die Weihnacht und der Aberglauben helfen, und eine „Zauberſtimme", wie ſie aus dem Vieh ſprechen ſollte, brächte er — der Reitbauer — wohl auch noch zuwege. Die Weihnacht kam, der Bauer gab vor, in die Kirche

*) Das Land zwiſchen dem Mürzthal und dem Wechſel.

zu gehen, bewog aber den Sepp, seinen Knecht, in der „Mettenstunde“ um zwölf Uhr „losen“ zu gehen, denn bei ihm redeten alljährlich die Schafe und das geschähe sicher auch heuer wieder. Der Knecht sagte, daß er doch wissen müsse, wie das eigentlich sei und ob er die Thiere denn wirklich auch verstehe. — Sofort ging der Reitbauer vergnügt — wenn auch nicht in die Kirche, so doch in den Schafstall und legte sich in die Heukrippe, um hernach, bei Erscheinen seines Knechtes mit verstellter Stimme das himmelschreiende Unrecht unbilliger Forderungen Seitens der Dienstboten zu rügen und es mit allen zeitlichen und ewigen Strafen zu bedrohen.

Der Sepp wollte nicht kommen, und als man unten im Dorfe schon längst zur Mette geläutet hatte, war er noch immer nicht da. Dem Bauer in der Krippe bekam's schier wie Grauen, und es stieg in ihm der Gedanke auf, daß er eigentlich ein Frevler sei in der heiligen Nacht, indem er — ein armer Sünder — in der Krippe liege, wie einst der menschgewordene Gott! Wenn er nun zur Strafe — Gottes Urtheile sind gerecht — in seinem ganzen Leben kein Wort mehr reden könnte oder gar in ein Schaf verwandelt würde! Das Beste wäre schon, er ginge davon. Halt, das war ... war das nicht ... etwas, dort im Winkel? Und die Schafe werden unruhig — sie beginnen einen förmlichen Umgang um die Krippe, da — schlägt es zwölf Uhr.

„Geht's porweis, geht's porweis!“

Heiliger Gott, wer ist denn da, wer spricht denn da? Ich will verd—ummt sein, wenn das nicht der Widder ist! — Der Bauer in der Krippe fühlt Todesangst, er wagt es kaum, zu athmen; er betet im Herzen, er schließt

einen Contract mit allen Heiligen des Himmels, daß er faſten wolle jeden Samſtag und Almoſen geben von Allem, was er beſitze, wenn ſie ihm beiſtehen in dieſer Stunde.

„Gehts porweis, gehts porweis!“ wiederholte die merkwürdige Stimme.

„Zwe dann porweis, Voda?“

„Weils bol a Hohzat gibt im Haus.“

„Ah, wos d nit ſogſt! Na, gſcheidtaweis, ſul dös wohr a ſein?“

„Vaſteht ſih, oba's woaß 's nouh Neamt, olś wir ih — und dena wirds recht gleih gſchehn. Woaßt, da jung Knecht, da Seppl, der heirat die Tochta von Haus.“

„Ah, geh plauſch nit a Weil, Du virwitziga Widda; da Baur mog in Knecht eh nit leidn, hiazt ſull er eahm lacht ſei Tochter ah nouh gebn? Jo Schneggn, döś gſchiacht nit und döś gſchiacht amol nit!“

„Geh, wos woaßt dann du, wann die jungen Leut halt bſchoffn ſein zſomm, ſo gſchiachts, und bſchoffn ſein ſ' zſomm, ſe is an olde Gſchicht! Wia moanſt, wos wurd dann gſchehn, wann da Baur ſein Wille nit dazua gab?“

„Mei, wos kunt dann ah gſchehn, vajeikn (verjagen) konn er 'n Knecht.“

„Vajeikn moanſt? Na, do wurd ſih gonz wos onders zuatrogn! Ih ſog da's, Lamperl, wann die Zwoa aufs Johr nit ſchon a kloans Büaberl hobn, ſo frißt der old Reitbar in da nächſtn Kriſtnocht Heu und hot ſo longe Ohrwaſchl, wir inſa Mühleſl!“

„Du, döś war a Heß, Widda, oft liaß er gwiß d' Miſthölzl awenk ausklaubn von Heu, daß ma ſih nit gor a ſou ins Maul und in d' Noſn ſtach.“

„Deratwegn gehts porweis und loßts enk d'Wull schön weiß woschn, de kimmt zan an Wiagntuach.“ —

Noch Manches ist davon gesprochen worden und auch Anderes. Der Sepp jedoch ist nicht gekommen.

Als aber im Dorfe die Mette aus war, da hörte der entsetzte Reitbauer nichts mehr, als das Blöken der Schafe wie vor und eh. Und seitdem haben sie nimmer gesprochen.

Aber in drei Monaten darauf, da waren der Sepp und die Tochter vom Hause ein Paar. Der Bauer hatte keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt, je nun — sie sind für einander geschaffen, wer soll sich der ewigen Fürsehung widersetzen! —

Die Schafe haben bei der Winterschur eine ganz besonders reine, weiche Wolle zum Wiegentuch geliefert.

Und über ein Jahr bei der Taufe — die gerade auf den heiligen Abend fiel — wie sie da ganz fröhlich um den Tisch sitzen, der alte und der junge Reitbauer, der Gevatter und Andere, da ruft es plötzlich unter dem Tisch:

„Gehts porweis, gehts porweis!“

Der Alte springt auf, glotzt den Sepp an, wie dieser durch eine Art Bauchrednerkunst jene bekannten Töne vom Schafstalle hervorbringt und brummt dann: „Oba na, d e r hot mih dronkriagt!“ dann bricht er in ein ungeheures Gelächter aus und schreit: „Auf d Leßt hon i denah nouh längere Ohrwaschl, wia mei Mühlesl!“

Seitdem man sich dieses Geschichtchen erzählt, will man nicht mehr recht an das Losen und seine Wunder glauben. . . . Geheimnißvoll bleibt die Christnacht trotzdem und es ist ein banges Wachen in dem einsamen Hause.

Um drei oder vier Uhr Morgens kommen die Leute von der Mette endlich heim. Hier erwartet sie Fleisch und „Kletzenbrot", damit in dieser segensreichen Nacht auch dem Leibe Heil widerfahre!

Stefaniwasser und Johanneswein.

Sanct Stephanus und Johannes sind enge Nachbarn, es liegt nur eine Nacht zwischen ihnen. Aber sie sind nicht gut Freund, sagt man. Johannes und Christus sind von jeher Busenfreunde gewesen und so hat sich auch der Johannestag fest an den Christtag angemacht. Da kam aber der Stefanus und drängte sich zwischen die beiden, und den Braten und die Krapfen, welche der Christtag übrig läßt, bekommt jetzt der Stefanus. Darum ist der Johannes sehr böse auf diesen. Aber der Evangelist sucht seinen Gram im Weinglase zu ersäufen und schlürft hinter dem Rücken des Eindringlings, welcher beim Wasserkruge sitzen muß, seinen Humpen köstlichen Weines.

Und jetzt will ich es näher erklären, wie das ist.

Der Stefanus sitzt beim Wasserkrug. Wenn die Leute am Stefanitag in die Kirche gehen, so stecken sie ein Fläschchen mit frischem Wasser zu sich. Der Hausvater aber, oder der Großknecht hat ein weit größeres Gefäß aus Ton oder Zinn und noch obendrein ein Stück Salz bei sich. Und wenn nun die Predigt mit der Steinigungsgeschichte des Erzmärtyrers vorüber ist, nimmt der Priester ein großes Buch und den „Sprengel" zur Hand und ertheilt im Namen St. Stefani allem in der Kirche vorräthigen Wasser die Weihe. Dieses Stefaniwasser ist ein

ausgezeichnetes Mittel gegen den Teufel. Es wird auch am Charſamſtag Waſſer geweiht, aber das iſt bei Weitem nicht ſo wirkſam, wie das Stefaniwaſſer; um die Charſamſtagweihe ſcheeren ſich die wenigſten der Böſen, aber vor den Stafanitropfen muß jede Hexe fliehen und der Teufel hat bekanntlich gegen nichts eine ſolche Abneigung, als gegen den „Weihbrunn“!

Deshalb werdet ihr in jedem chriſtlichen Haus am Pfoſten der Stubenthüre das Weihwaſſergefäß hängen ſehen. Taucht demüthiglich die Finger ein und benetzt wohl die Stirne, ſonſt — Unbedingt nothwendig iſt das Weihbrunngefäß auch am Bette der Jungfrauen! Vergißt die ehrſame Maid nur ein einzigmal, ſich vor dem Schlafengehen zu beſprengen — ſogleich klopfen die Geſpenſter an das Fenſter, ſteigen gar noch herein in die Kammer —

Die Vorräthe in den Speichern und Scheunen ſollen ſtets — beſonders in den Weihnächten — fleißig beſprengt werden, daß der Segen Gottes dabei bleibe; und vor Allem im Frühjahre, wenn das Vieh zum erſtenmal in das Freie getrieben wird, iſt nicht zu vergeſſen, demſelben ein in Stefaniwaſſer geweihtes Stück Brot und Weihſalz zu verabreichen, ſonſt wikd es im Sommer hindurch krank und rutſcht wohl gar wo ab!

Geradehin unerläßlich iſt das Beſprengen der Kühe am Pfingſtſonntage, denn da kommen ja die Hexen und melken die ungeſprengten Kühe auf der Weide, und dieſe geben dann bis in den Herbſt hinein rothe Milch. Gegen gezauberte Wetter gibt es auch nichts Vorzüglicheres als den Weihbrunn! Und ſo wird das Stefaniwaſſer zu Nutz und Frommen für Haus und Hof.

Deshalb iſt es ſo unverzeihlich gottlos, wenn Einer an ſo was nicht glaubt und Frevel damit treibt, wie 's der Almhofer-Toni einmal gemacht hat. Dem war die volle Zinnflaſche in der Kirche zu unbequem und er hat, um doch noch Weihwaſſer heimzubringen, ſein Gefäß erſt beim Nachhauſegehen am Halterbrunnen angefüllt. Was geſchieht? Neun Monate nach Weihnachten hat des Bauers ledige Tochter „zur Tauf' geſchickt"!

So viel aus dem Waſſerkrug des heiligen Stefanus. Aber nun kommt was Beſſeres, denn hinter den Rücken des Erzmärtyrers ſchlürft Sanct Johannes köſtlichen Wein.

Am Johannistag haben die Leute wieder ihre Gefäße bei ſich, wenn ſie zur Kirche gehen, aber dießmal mit goldfarbigem Inhalte. Zudem ſind die Gefäße auch bedeutend größer; und wenn Viele über das Stefaniwaſſer auch ſündhaft gleichgiltig dahingehen, an den Johanneswein glauben ſie Alle!

Heute hat auch der Pfarrer ſeine Flaſche auf der Kanzel und mit wahrer Innigkeit ſpricht er ſeinen Segen über ſie und über Alle, die da erfüllt ſind vom heil. Geiſte!

Nach dem Gottesdienſte eilen die Leute heim, und bei Tiſche, wenn die Knödel kommen, erhebt der Bauer das Weinglas, ſagt: „G'ſegn Gott, Johannesſeg'n!" und trinkt. Darauf macht das Glas die Runde um den Tiſch und Jeder ruft ſeinem Nachbar zu: „G'ſegn Gott, Johannesſeg'n!"

Der Johanneswein macht die Glieder ſtark, ſchützt vor dem Taubwerden; bei den Kindern fördert er das Wachsthum, bei Mann und Frau heilt er die Gicht, der Greis, der ihn trinkt, bedarf des Stabes nicht!

Das iſt das einzige Mal im Jahre, daß um manchen Bauerntiſch im Oberlande das Weinglas kreiſt. Und es geht gar feierlich dabei zu; das iſt Opferwein, wie man ihn ja auch den Göttern dargebracht einſt in alten Zeiten.

Nach dem Eſſen aber gehen ſie Alle am liebſten aus und das Haus wird zugeſperrt. Der Wirth hat ja auch Johanneswein! Hier geht's nicht mehr ſo ernſt zu, da ſingt man:

„Boron geht da Stefani,
Da wafferi Mann;
Und oft (dann) kimmt da Johanni
Und daſit ſih an!“

Friſch und g'ſund! Kindlauf!

In den Weihnachtsfeiertagen reiſte ich einmal zu meinem Vetter in das Gelände der Feiſtritz. Es war ein heilloſer Schneeſturm und am Abende des Johannestages mußte ich unterwegs bei einem Bauer um Herberge zuſprechen.

Ein altes Mütterlein ſaß am Ofen und hielt die Hand über die Augen und ſagte zu einem Mädchen, welches eben Küchengeſchirr ſcheuerte: „Schau, Kathl, was es mit ihm iſt, und daß er uns etwa nichts anthut!“

Das Mädchen ließ das Geſchirr ins Waſſer ſinken, ſtellte ſich vor mich hin und den naſſen Hadern in der Hand, ſah es mich ſo an. Zuletzt nahm die Kathl noch einen brennenden Span und leuchtete mir unter die Hutkrämpe, dann ſagte ſie zur Alten: „Mich deucht, er wird uns nichts thun, 's iſt noch ein junges Bübel.“

„Dann bleibt nur da, wenn euch nicht zeitlang wird bei uns, die Mannleut' ſind all' beim Johannesſegn.“

So ließ ich mich nieder, machte mich bequem und ſah der Kathl zu, die mir eine Suppe kochte. Es iſt ſündhaft, daß mir alle hübſchen Mädchen gar ſo gefallen, aber ich weiß mir nicht zu helfen, die Kathl gefiel mir. Indeß ſetzte ich mich vor der Hand zur Alten und ſagte: „Müßt nimmer jung ſein, Mutter?“

„Ja wohl nicht,“ antwortete dieſe und deutete auf das Mädchen, „das iſt meine Enkelin und jetzt könnt Ihr Euch's ſchon denken!“

„Ja, ſeht ihr auch ähnlich; ſeid ſicher auch einmal ſo ſchön geweſen.“

Das Mütterlein hielt ſich die Schürze vor das runzlige Geſicht und kicherte:

„Kathl, aber nein, wie der aber ſpaßig iſt! — Und noch was, wenn ein Knödl übrig geblieben von Mittag, ſo wärm' ihm's auf, der Haſcher iſt gewiß recht hungrig. Wißt,“ fuhr ſie zu mir gewendet fort, „unſere Mannleut' ſind all' im Wirthshaus; wo habt denn ihr euern Johannesſegen getrunken?“

„Ich war in keinem Wirthshaus heute; es geht ja auch ohne Johannesſegen!“

„Jeſus Maria, jetzt hat Der noch keinen Johannesſegen! Nein, da können wir euch nicht behalten, daß ihr uns am Ende noch den Böſen ins Haus brächtet? Nein jetzt geht nur gleich! Das wär' ſo das Wahre! Du heiliger Georgi, was es doch heut' zu Tag für Leut' gibt auf der Welt, jetzt nehmen ſie nicht einmal einen Johannesſegen!“

„Großmutter, es iſt noch einer im Glas.“

„Dann bin ich rechtſchaffen froh; trag' ihn gleich her!“

Und jetzt deckte mir die Kathl den Tisch, brachte die Suppe, die Knödl und ein Glas Wein. Dieses erhob sie und sagte: „Gsegn dir Gott den Johannessegn!“

Und ich trank.

„Und jetzt gseg'n auch dir Gott den Johannesseg'n!“ rief ich lachend und hielt ihr das Glas hin.

„Dein dummes Lachen jetzt! Weißt, beim Johanneswein darf man gar nicht lachen, der ist in der Kirche geweiht worden!“ so verwies sie und trank.

„Wenn er gegessen hat,“ meinte die Alte, „dann kannst du ihn ins Handwerkerbett hinausführen, aber gib ihm den Pelz mit!“

Ich sagte der Alten gute Nacht und die Kathl zündete eine Laterne an und führte mich in die Futterkammer hinaus.

Hier stand ein hohes, schneeweißes Bett und das Mädchen drängte, ich soll machen, daß ich ins Nest käme, sie könne mit dem Licht nicht so lang dastehen.

Bald war ich unter Decke und Pelz in der finsteren Kammer allein.

Und jetzt fiel mir ein, ich hätte der Kathl doch die Hand geben sollen, bevor sie fortging mit der Latern. — Das Mädchen ist so freundlich und lieb, ich wette, das hätte mir ein Küßchen gegeben, wenn ich es recht treuherzig darum gebeten!

Mit solchen Gedanken schlief ich ein und träumte — weiß Gott — vom Johannessegen. —

Durch die Fugen der Bretterwand schimmerte schon der Tag, als ich noch tief vergraben unter den Decken im Halbschlummer lag. Da — plötzlich fliegt die Thür auf und die Kathl stürzt herein mit losen Haaren und einer

mächtigen Birkenruthe in der Hand, auf mich zu, reißt mir die Decke ab, ſchwingt die Ruthe und haut nieder auf meine arme Wenigkeit — eins, zwei, dreimal, daß ich entſetzt aufſpringe und in der Kammer umhertanze. Allein, ſie mir nach; „Kindl, Kindl auf! ſchön friſch und g'ſund! Kindl, Kindl auf, ſchön friſch und g'ſund!“ ruft und kichert ſie und ſetzt die Geißlung fort, bis ich wieder mein Bett gewinne, mich unter dem weichen Pelz wohl verwahre.

Erſt jetzt fiel mir ein, daß heute der unſchuldigen Kinder Tag, an welchem man, nach der Volksſitte, alle Siebenſchläfer in obiger Weiſe „aufkindelt“, auf daß ſie ſchön friſch und geſund ſeien durch's ganze Jahr. Nun, ich war ſehr friſch, und auch von der Birkenruthe dürfte beiläufig daſſelbe zu bemerken ſein — wenigſtens, behaupte ich, war ſie eben ganz friſch geſchnitten worden.

Als ich mich in dem gaſtlichen Hauſe beurlaubte, ſagte die Kathl: „Alſo, behüt dich Gott und nur ſchön friſch und g'ſund!“

„Oh, wart', die Ruthe bleib' ich Dir nicht ſchuldig!“ entgegnete ich und eilte davon. —

Das Aufkindeln, wie ich es hier erzählt habe, iſt ziemlich weit verbreitet und wohl auch in manigfaltiger Form.

In vielen Orten laufen am 28. December, als am Gedächtnißtage des herodianiſchen Kindermordes, die Kinder armer Leute, mit Birkenruthen bewaffnet, auf den Gaſſen herum und verſetzen Jedem, der ihnen begegnet, mit den Worten „friſch und gſund, friſch und gſund!“ einige Streiche um die Beine. Selbſt in die Häuſer der Nachbarn eilen ſie und verſchonen weder den Hausherrn noch die Hausfrau, ja ſogar der Dorfrichter und der Pfarrer kriegt ſeine Tracht

Schläge, bis er ſich mit einem Geldſtück von den kleinen Tyrannen loskauft.

Gar ſo peinlich iſt das offene Betteln an den Thüren, darum hält ſich der Arme an dergleichen alt hergebrachten Sitten und Gebräuchen, um ſich durch dieſelben auf möglichſt harmloſe und heitere Art ein paar Heller oder einen erſehnten Feſtkuchen zu erjagen.

Wanderszeit.

Wohl keinem Kreiſe der Geſellſchaft bringt der Jahreswechſel größere Veränderungen, als dem Bauernthum im Alpengebiete. Die Dienſtboten haben mit den Mitgliedern des Hauſes eine Familie gebildet durch den ganzen Jahreslauf und bei all ſeinen Beſchwerden und Nöthen, Freuden und Feſten. Und jetzt kommt die Jahreswende und reißt dieſe Familie auseinander.

Schon im Frühherbſte — damals, als im Kirchdorfe draußen der Leihkaufstag abgehalten wurde, iſt das Schickſal geſchmiedet worden. Nun geht das Jahr zu Ende.

Der Dienſtbote ſteht heute auf, wie jeden Morgen, verrichtet ſein Gebet und ſeine Arbeit, wie jeden Tag, und trägt in Allem eine Gleichmuth zur Schau, als müſſe und werde das immer ſo bleiben.

Plötzlich knallt draußen die Peitſche eines Fuhrmanns, ein Schellengeklingel ſchrillt, ein Schlitten fährt in den Hof. Der Schlitten des Bauers, dem er ſich am Leihkauftage für das nächſte Jahr zugeeignet hat.

Jetzt fällt dem Dienſtboten die Arbeit aus den Händen, die er vor Jahresfriſt vielleicht zu dieſer Stunde

übernommen hat. Das Tagewerk ist aus. Er geht ans Einpacken. Sein kleines Eigenthum ist entweder schon in einem Kasten oder in einer Kiste, oder in einem Korbe versammelt, oder es liegt zerstreut unter den Gegenständen der übrigen Bewohnerschaft des Hauses. Ist aber bald geschlichtet, das Geschäft des Einpackens; ein redlicher Dienstbote vermag in der Regel sein ganzes Eigenthum auf seinem eigenen Rücken zu tragen, außer, er hätte sich ein Rind oder ein Schaf erwirthschaftet. In diesem Falle nimmt er eben in Gemeinschaft mit dem ihm so trauten Thiere Abschied von Haus und Hof.

Weibliche Wanderlinge haben aber bei diesem ihrem Abscheiden eine ganz besondere Sorge. Der Fuhrmann und die Pferde müssen Sträuße und Bänder bekommen und zwar ist das der Umstand, der zur Demonstration benutzt wird.

War das Zusammenleben und Einvernehmen des scheidenden Dienstboten mit den Hausgenossen im abgelaufenen Jahre ein gutes und ersprießliches, so bekommt das Fuhrwerk, welches die Trennung bewirkt, nur ein einzig Sträußchen; haben sich aber Mißharmonien geltend gemacht, so daß der Scheidende schon mit Sehnsucht die Aenderung erwartet, so wird Roß und Fuhrmann mit Kränzen und Bändern völlig überschüttet. Durch die Blume gibt es so der Dienstbote auf öffentlicher Gasse zu verstehen, wie sich's mit dem innern Geiste des eben verlassenen Hauses verhält.

Ist endlich Alles zur Abfahrt fertig, so gehts zur „Wanderjause"; ein Mahl, welches die Hausmutter dem scheidenden Genossen noch vorsetzt. Dieses Mahl ist stets vortrefflich bereitet, um in dem Gemüthe des Dienstboten

möglichſt Bedauern wachzurufen, einen ſo vortrefflichen Tiſch verlaſſen zu haben.

Ein wenig bitterer Beigeſchmack kommt freilich auch dazu. Man weiß es nicht, wer da ſingt im Hofe, aber man hört das Liedchen:

„Mach Binderl, mach Säck',
Muaßt wandern, muaßt weg,
Muaßt Urlaub nehmen,
Därfſt neama kemen."

Es gibt böswillige Leute im Hauſe.

Nach dem Mahle endlich ruft der Hausvater den Scheidenden in ſein Stübchen. Die ausbedungenen Kleidungsſtücke hat der Dienſtbote ſchon im Laufe des Jahres bekommen; nun wird der Lohn ausgezahlt. Das Minimum des Jahrlohnes iſt 3 oder 5, das Maximum 50 Gulden.

Manch Mägdlein zittert ſchier, wenn es das Geld in die Hand nimmt. Geld beſitzt ſie jetzt, Geld! Sie mag nicht zum Kaufmann gehen und ſich das rothe Seidentuch kaufen, das ſie ſchon ſeit Kathrein her jeden Sonntag beguckt hat; ſie mag nicht ins Wirthshaus gehen und ein Gläschen warmen Weines trinken, wie im vergangenen Herbſt bei der Kirchweih ihr ein Schluck iſt aufgewartet worden, ſie mag nicht — aber ſie könnte! ſie könnte, wenn ſie wollte, ſie hat Geld. — Sie könnte jetzt ihre Freundinnen zuſammenladen und eine großmächtige Zecherei anſtellen; ſie könnte dem Krämer alle Schuhbänder abkaufen, die er im Laden hat. Nein, das wäre doch eine wahre Unſinnigkeit, ſo ſchwer verdientes Geld ſo leicht vergeuden. Da weiß ſie was Beſſeres. Die letzte Zeit her hat ihr viel von ihrer verſtorbenen Mutter geträumt; etwan braucht dieſelbe eine Hilf'. Zum Herrn Kaplan will das Mägdlein

gehen und drei Meſſen zahlen für die verſtorbene Mutter. Beſſer kann Eins ſein Geld doch nicht anwenden.

Nach dem Auszahlen des Jahrlohnes kommt nun das „Behütgottnehmen".

Reicht ſofort der ſcheidende Dienſtbote dem Hausvater die Hand: „Und jetzt, vergelts Gott, Bauer, für all mit einand' und halt' mir nichts für Uebel! Und Du auch, Bäuerin, vergelts Gott! Biſt ein rechtſchaffen gutes Weibel geweſen; wie Du haſt kocht, das vergiß ich nit. Manigmal hätts freilich ein biſſel anders ſein mögen; mein Gott, ih bin auch nicht ohne Fehler geweſt. Thu mir nichts für Uebel halten, Bäuerin! — Und jetzt behüt' Gott, ihr alle miteinand'. die Küh' auch und das neu' Kuhmenſch auch, und der Halter auch, der gute Narr; und thuts geſund bleiben, beiſamm — und wohl auch nit auf mich vergeſſen."

Das ganze Jahr hindurch hat der Dienſtbote vielleicht nicht ſo viele Worte auf einmal geſprochen, und nie war das Herz ſo hervorgequollen, als zu dieſer Stunde. Die Thränen bleiben nicht aus; aber der Fuhrmann knallt ſchon mit der Peitſche. Unter ſtillem Weinen oder lautem Jauchzen gehts über das Wald- und Schneegefilde hin der neuen Heimat zu.

Dort iſt der neue Dienſtbote nun etwa der Hahn im Korb. Zu allererſt muß er eſſen, dann kann er ſeine ſieben Sachen bergen; und lauter zuckerſüße Geſichter in allen Winkeln! — Oder auch die arme Magd oder der betagte Knecht kommt ſelbſt, ſeine Habe ſchleppend, in das Haus, tritt ſtill und unbeachtet den neuen Dienſt an; von Neuem ſchwere Müh' und ſchwarzes Brot — immer geplagt, überall gedarbt, nirgends daheim!

Einem ſcheidenden Dienſtboten meint man's niemals gut. Gerne ſchiebt man ihm, während er bei der Wanderjauſe ſitzt, ein paar derbe Steine in den Schlitten oder in den Korb; und der Wandernde wundert ſich unterwegs baß über die Schwere ſeines Eigenthums, bis er beim Auspacken die Beſcheerung findet.

Und nun, ein neues Jahr, ein neuer Platz, ein neuer Tiſch, ein neues Bett. Das Bett, es mag auf dem finſteren Dachboden, oder in der luftigen Scheune oder bei den Hausthieren im Stalle ſein; es mag aus purem Stroh und einigen Leinwandſtreifen nur beſtehen — es iſt des Dienſtboten Daheim, in dem er ganz ſich ſelbſt gehört, ein freier Mann iſt. — Ich habe einen alten Bauernknecht gekannt, der nützte dieſe ſeine Freiheit ganz vortrefflich aus. Dieſer Knecht träumte jede Nacht, er wäre ein reicher Grundbeſitzer, hätte ein Dutzend Pferde, die er nach Belieben an den Meierwagen ſpannte, wenn er in den Wald fuhr, wenn er auf das Feld fuhr, um ſeine reichen Ernten zu überblicken; um ſeine fünfhundert Joch Holz zu bemeſſen; wenn er auf die Alm fuhr, um ſeine achtzig Stück Rinder zu zählen und die Schafe zu ſehen, deren unzählige waren; wenn er endlich in die Stadt fuhr, den ſchweren Geldgurt an die Lenden gebunden. Und ſein Geſinde beſtände aus kräftigen Burſchen und prächtigen Mägden; und ſein betagtes Weib, das wäre ihm ſchon lange geſtorben.

Der Alte war Tags über bei den mühevollſten Arbeiten guter Laune und ließ alle Herbheiten, die über einen Dienſtboten kommen, ruhig über ſich ergehen.

„Ich kann mir's auslegen, wie ich will", ſagte er. „In der Nacht bin ich Gutsbeſitzer und bei Tag bin ich

ein armer Bauernknecht. Etwan ist das Letztere der Traum; wer weiß das denn so genau?"

Heute träumt der Alte schon lange nicht mehr.

Vierundzwanzig Jahre hatte er bei einem und demselben Bauer gedient, ohne den Leihkauftag im Herbst und die Wanderszeit zu Neujahr auch nur ein einziges Mal wahrzunehmen.

Ich habe keinen zufriedeneren Dienstboten gesehen, als diesen Knecht, der thatsächlich auf das Rechte gekommen ist, das Dienstbotenleben in den Alpen erträglich zu finden. — Wenn ich jeden Tag 5—7 Stunden ein reicher Gutsbesitzer bin, der einen schweren Geldgurt, prächtige Knechte und Mägde hat, so will ich die übrige Zeit gerne dienen.

Sylvesternacht und ihre tiefen Geheimnisse.

Sylvester! Da geht ein altes Jahr zu Ende und ein neues beginnt. — Ich hab's auf's Wort geglaubt. Wenn ich zu Sylvester so als Bübel in meines Vaters Lodenwamms auf der beschneiten Berghalde gestanden bin, habe ich mit vieler Theilnahme der untergehenden Sonne nachgeblickt. — Die nimmt jetzt „Behüt' Gott" von dieser Welt und verlischt und läßt sich von dem lieben Gott den Jahreslohn auszahlen. Und wenn der liebe Gott will, es soll aus sein und er hat vollauf genug an der Welt, so kugelt die Sonne in den Himmel hinein. Und wenn es dem lieben Gott gefällt, es solle wieder ein neues Jahr anheben, so rasirt sich die Sonne und wäscht sich flüssig und geht morgen jung und frisch und lustig wieder auf und macht ein neues Frühjahr und einen neuen Sommer

und da werden wohl wieder Kirſchen wachſen auf unſeren Bäumen.

Die untergehende Sonne iſt mir an dieſem Tage ſtets ſehr betrübt vorgekommen und die ganze Gegend hatte mir eine andere Farbe, wie an gewöhnlichen Abenden, und als es erſt gar finſter wurde, da wußte ich mir der Bangniß und Erwartung kein Ende.

Wie nicht recht geſcheidt ging ich herum in Haus und Hof und überall war's ſo ſtill und die Schafe drängten ſich auf einen Haufen zuſammen und blöckten heute nicht und der Hausbrunnen hatte ſich aus Eis eine Röhre gegoſſen, durch welche er ſtille und geheim rieſelte. Unſer Haus ſtand hoch auf dem Berge, und wenn ich ſpät Abends mit meinem Vater den üblichen Rundgang machte im Gehöfte, um demſelben mit Weihrauch und Weihwaſſer noch den Sylveſterſegen zu ſpenden, ſo war mir, als wie wenn die Dachgiebel ſich anfrugen oben bei den hellen Himmelsſternlein, ob ein neues Jahr wohl wieder komme. Und die Sternchen blinzelten: Ja, ja, es kommt ſchon noch eines.

Und wenn wir dann beim Abendeſſen zuſammenſaßen, ſo ſtellte mich die Mutter wohl zehnmal zur Rede, warum ich nicht eſſe? — Wer nur ans Eſſen noch denkt, wenn der alte Knecht Bartl Geſchichten erzählt.

Und der Bartl erzählte Neujahrsnachtsmärchen. Vom Schuhwerfen: Das heiratsluſtige Mädchen wende in ihrer Kammer den Rücken gegen die Thür, ziehe den linken Schuh aus und werfe ihn über den Kopf rücklings der Thüre zu. Und ſieht dann die Schuhſpitze nach auswärts der Thüre zu, ſo — gebe Gott Geduld und Beharrung! Steht aber die Schuhſpitze nach einwärts, dem Mädchen

zu, — ſo geſegne Gott das kommende Jahr! zwei Schuhe werden eintreten durch die Thür und in den Schuhen wird ein Freiersmann ſtecken. — Vom Bleigießen: Wer ſeine Zukunft wiſſen will, das Blei kann ſich formen zum Blumenkranz, zur Dornenkrone, zur Wiege, zum Schwert, zum Todtenkopf. — Vom Bräutigam, der um Mitternacht komme, wenn die Maid allein an einem zweiſitzigen Tiſch harre u. ſ. w.

Wir ließen doch Bartels Märchen ſtets Märchen ſein; nur daß ſie der alte Knecht alljährlich zur Sylveſterfeier vorbrachte.

Bei uns Bauersleuten ging gewöhnlich ein Jahr wie das andere, und ein Sprüchlein ſteht geſchrieben:

Gottes iſt das Geſtern,
Gottes iſt das Heute,
Gottes iſt das Morgen,
Gottes iſt die Ewigkeit.

Und mein Vater ſagte: „Steht was Schlechtes bevor, ſo kommt's noch früh genug; wer ſoll ſich gar eine Weil' davor grämen und fürchten? Und ſteht Gutes bevor, ſo werden wir's wohl ertragen, ohne daß wir uns darauf vorbereiten.“ — Und ein heiratsſüchtig Mädchen hatten wir im ganzen Hofe nicht; hatte doch Jedes ſeinen Mann, wenns darauf ankam.

Aber das Burgfräulein draußen im Schloſſe! Ei, ich ſollte bei dieſer Gelegenheit die Geſchichte erzählen; in ein altes Bergſchloß habe ich den Leſer bisher ohnehin noch nicht geführt.

So ſei es heute, da ſie juſt ſo traut und gemüthlich zuſammenſitzen um den Kamin.

Die ehrenwerthe Geſellſchaft beſteht aus Frauen, von der ſiebzigjährigen Matrone abwärts bis zum Kinde. Und

unter dieſen, auf einem hochragenden gothiſchen Lehnſtuhl ſitzt eine Jungfrau.

Eine Jungfrau, die eine gute Zeit her ſchon einen ſtattlichen Schnurrbart trüge, wenn ein ſolcher überhaupt gedeihlich und zuträglich wäre auf der Oberlippe einer Frau. — Das Mäulchen vermöchten ſie nicht ſo lange ruhig zu behalten, als bis man ſie raſiren könnte, hat ein Schäcker geſagt. — Laſſet den Schäcker, ich erzähle von der Jungfrau. In ihrem großen Auge liegt eine mondloſe Nacht des Weltſchmerzes. Sie rückt zuweilen leiſe an der wuchtigen Lampe, die vor ihr auf dem Tiſche ſteht und auf welche die geharniſchten Ahnen, die auf den grauen Wänden ſtehen, nicht ohne einige Verwunderung niederblicken. Sie blicken auf die Lampe, wir auf die Jungfrau. Ida heißt ſie, altadeligen Geſchlechts iſt ſie und die „Löwenritter" ſind ihre Lectüre. Leider ſind die Löwenritter fortgezogen ins heilige Land und juſt die beſten ſind nicht mehr zurückgekehrt. Ida blickt nicht ſelten träumend durch das vergitterte Fenſter nieder auf die Heeresſtraße, aber ſie ſieht kein rothes Fähnlein und kein weißes Kreuz wallen. Ei, ein rothes Fähnlein doch zuweilen, wenn der Conducteur auf dem brauſenden Dampfwagen mit demſelben ein Signal gibt. Sie, die Jungfrau mit den ſchönen, faſt gothiſch geſchwungenen Augenbrauen allein iſt übrig geblieben von jener ſtolzen Ritterzeit. Und auch der hohe Lehnſtuhl noch, auf dem ſie ſitzt — ach, ſitzt!

Es ſchickt ſich ſchier nicht, daß ich den Ritterroman in meine einfältigen Bauerngeſchichten hinein verflechte, allein da wir ſchon einmal im Schloſſe beim Thee ſind, ſo wollen wir denn auch unſer Sylveſter dort zubringen.

Ueberhören wir nur die Geſchichte der weißlockigen Großmutter nicht.

„Jawohl!“ ſagt dieſe und rückt ein wenig näher zum Kamin, „wahr iſt es wohl doch, wenn auch die Leute heut zu Tag nicht mehr daran glauben. Mein Gemahl ſelig, der iſt mir auch ſo gekommen. Eben fünfzig Jahre iſt es her; nur zum Scherz habe ich es gethan, daß ich mich in der Sylveſternacht einſam in ein ſtilles Zimmer begeben und zu einem Tiſch geſetzt habe, der — wie es zu dieſem Zwecke bereitet werden muß — für zwei Perſonen gedeckt geweſen. Kaum Dreiviertelſtunden ſitze ich bei meinem Beſteck und blicke auf das andere hinüber, da höre ich klopfen, da geht die Thür auf, da tritt ein fremder junger Mann herein und ſetzt ſich zu mir an den Tiſch.“

Alles hebt die Köpfe und thut Augen und Mund auf.

„Jawohl“, fährt die Matrone fort, „und es iſt doch natürlich zugegangen. Ein edler Rittersmann auf der Wanderſchaft iſt es geweſen, hat in ſpäter Nacht keine Herberge gehabt, hat in meinem Cabinete das Licht geſehen, hat's gewagt, iſt eingetreten. Und derſelbe Rittersmann iſt mein ehelicher Gemahl geworden. — Jawohl, und darum ſoll ſich Jemand, der ſeinen künftigen Bräutigam ſehen will, in der Sylveſternacht zwiſchen elf und zwölf im trauten Kämmerlein nur zu einem Tiſch ſetzen, der für zwei Perſonen gedeckt iſt und der Freier wird zur Thür herein treten und ſich an dem Tiſche niederſetzen. — Halb Spaß, halb Ernſt iſt es, wie es ſchon alte Leute geſagt haben.“

So hat die alte Dame erzählt.

Ida blickte auf die Uhr, dann ſaß ſie noch ein wenig auf ihrem gothiſchen Stuhle. Dann entſchuldigte ſie ſich, daß ſie die Geſellſchaft verlaſſen müſſe; ihre Nerven ſeien

ein bischen angegriffen und ſie wolle ſich auf ihr Zimmer zur Ruhe begeben.

Auf ihrem Zimmer zündete ſie ſich ein Oellämpchen an, rückte den Toilettentiſch in die Mitte des Raumes, deckte ihn mit einem weißen Tuche und that zwei Silberteller mit Meſſer und Gabel darauf. Dann ſtellte ſie ganz leiſe huſchend zwei Seſſel herbei und ſetzte ſich auf einen derſelben nieder.

Die Uhr ſchlug elf. — Wie war es ſo ſtill im Gemache, wie brannte die Lampe ſo düſter, wie lag draußen ſo geheimnißvoll die Mondnacht! Die finſteren Tannenwipfel ragten empor zu dem Fenſter; die beſchneiten Wälder, die bleichen Felſen, das glitzernde Himmelsgezelt und die Wolkenbänke über den Waldbergen — Alles wie erſtarrt, und der Zeiger an der Uhr war lahm — als ob die Zeit ſtecken geblieben wäre in der engen Scheidekluft zwiſchen zwei langen, bewegten Jahren.

Und in dem mitternächtig ſtillen Gemach ſaß die Jungfrau. Und ihr gegenüber lag das Eßbeſteck bereit, ſtand der leere Lehnſtuhl.

Ihr Herz ſchlug über hundertmal in einer Minute, und ſie ſtarrte gegen die halbangelehnte Thür. — Vielleicht iſt er zu weiten Wegen, daß er noch nicht da ſein kann. Vielleicht ſitzt er am Spieltiſch, oder ſchlürft mit luſtigen Freunden Punſch oder Schaumwein. Vielleicht ſprengt er hoch zu Roſſe über die Heide. Vielleicht ſchläft er wo, vielleicht pflegt er gar der Minne. — Der Treuloſe! Der Verräther —! oh, ich ſterbe, ſtoße mir ſelbſt den Dolch ins Herz! ... Vielleicht auch — wer kann der Menſchen Geſchicke erforſchen! — liegt der ihr von Gott beſtimmte Gatte bereits im Grabe und er muß jetzt den Deckel des

Sarges ſprengen, den Hügel abwälzen und auferſtehen, und im Leichentuch heranwallen durch die nächtigen Wälder und über die mondbeſchienenen Fluren. Und er zieht ſchwebend den Berg heran, und er ſchreitet mit dröhnendem Schall über die morſche Schloßbrücke und er wankt durch die finſteren Gänge dem Kämmerlein zu, in welchem es weilt, das ſehnende Herz, deſſen wogender Schlag ſeine Grabesruh' zerſtört und ihn hat aufgeweckt zu neuem Leben und Sterben . . .

Siehe — langſam geht jetzt die Thür auf, wie durch Geiſterhand geſchoben, und hereinſtarrt die Nacht des öden Corridors. Niemanden kann der Jungfrau umflortes Auge erblicken und ein eiſiger Grabeshauch wallt herein, und die Thür ſinkt wieder langſam zu. Wie ein leiſes Heranſchreiten gegen den Tiſch, ſo iſt es zu hören, und das Oellämpchen flackert und zuckt, als zittere es vor dem geheimnißvollen, unſichtbaren Weſen, das jetzt das Gemach durchſchreitet. —

Plötzlich fährt Ida empor und thut einen Schrei — von ihren Fußſpitzen aufwärts zu ihrem Schoß ſchmiegt ſich — der große Hauskater.

So habe ich es aus Deinem Tagebuche geleſen, Ida, du edle gothiſche Jungfrau, und ſonſt hat ſich bei Dir Niemand eingeſtellt zur ſelbigen Stunde und bis auf den heutigen Tag.

Für ſie und für uns von der Zukunft hoffend, heben wir den Becher. Ich ſtoße mein Glas an ſowohl mit goldenem Pokale, als auch mit irdenem Kruge. Auf gute Freundſchaft für's nächſte Jahr und allerwege!

Zum Schluſſe.

Der Steinwald Sepp war der reichſte Mann im Dorfe. Er beſaß einen großen Bauernhof, die fruchtbarſten Aecker und Wieſen weit und breit und ein ſteinhartes Herz. Es geht die Sage, daß ſein Herz ſeiner Zeit Wohlthaten gethan habe, aber daß es ſteinhart war, davon wußten ſeine Nachbarn und Andere zu erzählen. Seine Nachbarn waren arme Häusler und arbeiteten im Steinbruch oder im Bergwerk. Die Luſtigſten und Leichtſinnigſten unter ihnen litten zu Zeiten Hunger und kamen dann zum Steinwald Sepp, um ihn um ein Anlehen zu bitten. Der Steinwald Sepp aber ſagte: „Ich will in Fried' und Freundſchaft leben mit meiner Nachbarſchaft", und lieh ihnen nichts. Und wenn doch Einer in wahre Noth kam, ſo ſchenkte er dieſem etwas, ſpähte aber mit Argusaugen, ob ſein Geſchenk wohl auch zum Rechten verwendet werde.

Wenn ein zerlumpter, verkommener Fremder an Sepp's Thür klopfte, ſo öffnete ſie dieſer und ſagte: „Helf euch Gott, wendet euch an *euere* Gemeinde, dieſe wird ſich der Ihrigen ſchon annehmen."

Oder wenn ein Ordensbruder ins Haus kam und um Unterſtützung für ein Kloſter, für einen Dombau oder um einen Peterspfennig bat, ſo hieß ihn der Steinwald Sepp freundlich niederſitzen, legte ihm einen weißen Laib Brot vor: „Nehmt euch ein Stück, Hochwürden, nehmt, mich freut's; — ein recht großes Stück, Hochwürden, daß ihr nicht *umſonſt* zu mir heraufgekommen ſeid."

Nach all dem war der reiche Mann als Geizhals bekannt.

Der Steinwald Sepp zählte ſein Hab nach Tauſenden, trotzdem konnte er um einen Groſchen in Hitze und Schweiß gerathen und jede handbreit Erde ſeiner Beſitzungen ſollte ihm nutzbar ſein. Da war aber zwiſchen ſeinem Haus und dem Dorfe eine Stelle, die ihm nicht nutzbar ſein wollte. Hier ragten zwiſchen dem braunen Moos nur graue Steine hervor und die wenigen Grashalme, die ſich auf der kleinen Heide herauszudrängen verſuchten, trat die lockere Jugend des Dorfes in den Boden zurück. Der Steinanger diente zum Spielplatz für die Kinder. Dieſe tummelten ſich aber auch wacker darauf herum und ſpielten Steinklopfer und Bergmänner; zum Arbeiten ſelbſt waren ſie noch viel zu ſchwach. Sie lagen ſich auch oft in den Haaren, warfen den Nachbarn die Fenſter ein und fürchteten ſich vor Geiſtern. — Die werden jetzt aufwachſen und arbeiten und Hunger leiden; oder ſie werden einfältig, ſchwachſinnig, verachtet und verſpottet ſein, oder ſie können ſelbſtſüchtig werden und einander betrügen und zu Grunde richten; dann werden ſie fortgeführt und fortgetragen in große, graue Gebäude; — auf der Heide fangen ſie an und in Zucht- und Siechenhäuſern hören ſie auf. — Solche Gedanken hatte der Steinwald Sepp, wenn er von ſeiner Stube auf den Steinanger und auf die Kinder hinausſah.

Dann ſagte er einmal zu ſeinen Nachbarn: „Glaubt ihr denn, daß nichts wüchſe da draußen auf dieſen Steinen? 's iſt Schade, wenn der Anger ſo wüſt daliegt und ihr werdet ſehen, ich bau' etwas d'rauf an."

Da lachten die Nachbarn und das ganze Dorf lachte und ſagte: „Unſer Geizfilz will auch die Steine zu Geld und Brot machen, aber da wird ſich der Alte ſchön ver-

beißen; nur daß er den armen Kindern den Spielplatz verdirbt!"

Allein der Steinwald Sepp wußte, was er wollte. „Heuer noch", rief er, „will ich auf dieſem Anger ſäen, und heuer wird es noch aufwachſen. — Bis aber die Frucht reif wird, liegen wir ſchon in den Gruben; ernten werden unſere Kinder nach vierzig Jahren!"

Da ſagten die Leute zu einander: „'s iſt Schad' um den Alten, er hat den Verſtand verloren; das iſt die Strafe für ſeinen Geiz!"

Dann gingen ſie wieder in ihre Steinſchlägereien und in ihre Bergwerke und rangen wieder wochenlang mit dem Hunger und mit dem Tode, und gruben ihr ſpärliches Brot aus den Steinen und aus den finſteren Grüften der Erde. Aber als ſie wieder heimkamen ins Dorf, da ſtand auf dem Anger zwiſchen dem Steinwaldhofe und dem Dorfe ein ſchönes, geräumiges Haus und der Baumeiſter auf dem Dachgiebel ſchwang juſt das Glas auf das Wohl der Gemeinde und der Schuljugend und warf es dann nieder auf die Steine, daß es in tauſend Scherben zerſchellte.

Und das Haus war ein Schulhaus und im Schulhaus lag ein reicher Fondbrief für den Lehrer und für das Fortbeſtehen der Anſtalt, und neben dem Fondbriefe lag die Schenkungsurkunde: Die Schule gehört der Gemeinde, dafür iſt dieſe verpflichtet, ihre Kinder von deren ſechſten bis zwölften Jahr unterrichten zu laſſen, und wer es nicht thut, dem verfällt das Anrecht am Schulhauſe und am Fonde! — So ſtand es in der Urkunde und das war der Anbau des reichen Geizhalſes.

Das Schulhaus ſteht auf dem feſten Grund des Steinangers, wo früher der Spielplatz war, und es wird fleißig beſucht. Die Jungen liegen ſich nicht mehr ſo derb in den Haaren und werfen auch kein Fenſter mehr ein. Der Steinwald Sepp lebt und harret der Ernte, doch die vierzig Jahre ſind noch lange nicht vorbei. —

Es ſind aber bedeutſame Jahre. Schwer und krampfig vollzieht ſich der Uebergang. Die Stürme der Zeiten werden dahinbrauſen. Gott ſchütze meine ſteieriſchen Landsleute, daß ſie von ihrer Urthümlichkeit das Gute und Sittige bewahren, die böſen und ſchädlichen Elemente ausſcheiden, die welterlöſenden Ideen der Menſchheit in ſich aufnehmen.

Deß walte im Lande das Geſetz und im Hauſe die Erziehung!

Ende.

Inhaltsangabe

des zweiten Bandes.

	Seite
Glückſelig Neujahr!	3
Heiligdreikönig	7
Winterſpiel	13
Luſtige Zeit! Faſtnacht!	16
Faſchingbegraben	27
Faſten! Kreuzweg!	31
Oſterzeit!	38
Maien	49
Lieb Pfingſten ein — Hexenſabbath!	55
Der Jungfrauen-Tag	60
Die Sonnenwende!	67
Almleben im Sommer	73
Wald- und Wildleben	79
Eine Wildſchützengeſchichte	90
Der Feierabend	95
Sonntagsruhe	105
Der Hahnenſchlag, eine Volksbeluſtigung von Einſt und Jetzt	115
Der Leutkauftag	119
Kirchweih! Kirchtag!	126
Der Altweiberſommer!	133
Das Wintereinläuten	140
Armenbrot	146
Allerheiligen und Allerſeelen	153
Das Feſt der Hausehre	162
Die Krapfengarb	176
Ein Winterabend	179

Seite

Der Partl und der Kikle 201
Advent 206
Die heilige Weihnachtszeit 210
Stefaniwasser und Johanneswein 224
Frisch und g'sund! Kindlauf! 227
Wanderszeit 231
Sylvesternacht und ihre tiefen Geheimnisse 236
Zum Schlusse 243

Der Gottsucher.

Ein Roman

von

P. K. Rosegger.

Fünfte Auflage.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1888.
(Alle Rechte vorbehalten.)

Erstes Buch:

Der Irrthum.

Der Irrthum.

Der Erzähler, dem Ihr Euch anvertraut, um an seiner Hand eine wilde, schattenschwere und unseren Tagen fremde Welt zu durchwandern, führt zum Anfange auf den Berg des Johannes. Dieser Berg erhebt sich in Form eines Kegels mitten aus einer Wildniß. Die Wildniß kriecht an seinen Hängen hinan; zwischen zerklüfteten Felsenblöcken wuchern der Sauerdorn und die schwarze Erle, und der Schierling, und der rothe Hollunder, und die Einbeere. In den Klüften nistet der Falke, im Grunde ringelt sich die Natter. Der Berg ist nicht so hoch, wie mancher von solchen, die in weiter Runde stehen, aber auf seinem Scheitel weist er eine Stätte mit grauer Erde, auf welcher keine Pflanze wächst. Wenn einst — so kündet es die Sage — nach tausend Frühlingen aus diesem Grunde eine Blume erblühen wird, dann ist allerwärts das Reich Gottes erstanden.

Auf dem sandigen Boden liegt heute der grünliche Schimmel der Algen und inmitten liegt ein großer grauer Stein, von dem man nicht weiß, wächst er in die Erde hinein oder aus derselben heraus; auf der oberen Fläche dieses Steines will manches Auge einen blutrothen Flecken sehen, „den kein Regen löscht und kein Eis tilgt."

Rings um den Berg des Johannes, so weit das Auge fliegt, ist ein Reich von Wäldern, gegen Aufgang der Ritscher, der Birstling, der Tärn. Diese Wälder — es giebt keinen

Baum und keinen Strauch und keinen Halm im nördlichen Halbrund, der nicht darinnen stünde — legen sich wie ein Meer über alle Höhen der Berge, über alle Niederungen, über alle Thäler und über alle Schluchten. Das geht so weit, bis im fernsten Kreise die Glocke des Himmels mit ihrem unergründlichen Blau oder mit ihren gletscherweißen Wolkenzinnen niedersinkt. Nur nach jener Seite hin, die man Mitternacht nennt, baut sich hinter einem weiten, dämmernden Waldkessel, die Trawies genannt, ein Wall von Felsbergen auf, die grau und scharf in den Himmel hineingezackt sind, und die in ihren Schründen schneeweiße Adern haben. Dort hebt ein Gebirge an, dessen Bereich uns fern und fremd ist, so wie es den Menschen nicht bekannt war, die hier voreinst unter dämonischen Schicksalen gestritten haben und vergangen sind. Das Gebirge heißt der Trasank. Zwischen seinen Wänden bricht ein mächtiger Fluß hervor, der in seiner reißenden Wildheit donnernd von den majestätischen Schrecken des Gebirges zu erzählen weiß. Die Trach — das ist der Name des Wassers — gräbt sich nun in den Engthälern und schattenfinsteren Schluchten durch die Wälder hin, nimmt zahllose Bäche und Bächlein und Quellen in sich auf, bis sie nach Stunden in jenes felsige Haideland kommt, das die Gegenden der Trawies weit und breit von aller Welt abschließt.

Ein großer Theil dieser Striche ist Urwald, den sein Eigenthümer, ein reicher Edelmann, der weit unten in einer Stadt am Meere wohnt und die Felsen von Trasank niemals gesehen hat, so in sich zusammenfallen läßt, wie er aus sich herausgewachsen ist. Nur in jenen Niederungen des Trawieskessels ist der Wald in seinen schönsten Mannesjahren; wo er heute steht, dort ist vor nicht allzulanger Zeit eine Gemeinde von Menschen gestanden. Als zur Zeit der Völkerwanderung auch das Volk der Germanen in seinem Grunde aufgewühlt hin und wieder wogte zwischen den Alpen und zwischen der Ostsee, da hat sich ein Häuflein von Menschen in diese Wildniß hierher verschlagen, hat sich angesiedelt an den Gestaden der Trach, hat gerodet und gebaut, hat allmählich Fühlung gefaßt mit seinem sich wieder ruhiger ent-

wickelnden Stamme, hat sich den Satzungen der Allgemeinheit gefügt und hat die Segnungen der Allgemeinheit empfangen. Trawies war eine Berggemeinde, wie so viele andere Berggemeinden es waren. Auf einer felsigen, der Sonne zugänglichen Anhöhe im Thale der Trach, von dichten Büschen umwuchert, ragt heute noch die Ruine des Gotteshauses, in welchem die Menschen von Trawies bis in ihre frühen Vorfahren zurück so oft um des Herrn Gnade gefleht haben mögen, und aus welchem ihnen das gräßliche Verhängniß emporgestiegen ist.

Männiglich meidet die zerfallenen Mauern bis auf den heutigen Tag. Wandern doch die Leute, etwa die verwegenen Jäger ausgenommen, sammt und sonders ungern durch die Wälder von Trawies. Und wer es muß, der thut's mit Hast, denn in jedem Schatten sieht er ein Gespenst, in jedem Schimmer, der durch das Gestämme leuchtet, wittert er das Lagerfeuer einer Räuberbande. Und selbst die Ortschaften draußen fürchten sich vor den Nebeln, die über Trawies aufsteigen, und bekreuzen sich vor den Wettern, die vom Trasank heranziehen. Oft sind auch schon die Gewässer losgebrochen aus jenen berüchtigten Waldstrichen und haben das Land verheert, als wäre doch der Fluch noch nicht gelöset, der vormaleinst in glühendem Zorn geschleudert worden war in das Engthal von Trawies, und der in überreizter Leidenschaft entfacht worden zu dämonischem Brande der Herzen, bis an jenem Tage, da er auf dem Berge des Johannes in reiner Flamme hoch zum Himmel emporgelodert und dann verloschen war ....

* * *

Seit alten Zeiten haben die Leute von Trawies jährlich zur sommerlichen Sonnenwende ein eigenthümliches Fest gefeiert.

Ein Erstes war, daß an diesem Tage keine Kirchenglocke gehört werden durfte. Schon am Vorabende wurden die Stricke emporgezogen und siebenmal um die Glockenschwengel geschwungen, als wolle man solche siebenmal fesseln.

Selbſt der Gottesdienſt am Altare unterblieb an dieſem Tage, denn der Pfarrherr that auch mit, das Feſt der Vorfahren zu begehen.

Zu jener Stunde der Nacht, die wie ein Zugbrücklein von Geſtern auf das Heute führt, ſchritten drei Männer durch das thauſchimmernde Thal der Trach und rieſen folgenden Sang aus:

„Licht Sonnenwenden iſt da!
Der heilige Tag!
Der goldene Tag!
Wacht auf
Zum erſten Stundenſchlag!
Herab von den Himmeln,
Herauf von der Erden
Die lieben Gäſte erſcheinen werden.
Erwachet, erwachet,
Und freut Euch der Sonnen,
Ihr Brüder, und trinkt
Vom lebendigen Bronnen.
Feuer und Licht hat Gott gemacht.
Erwacht! Erwacht!“

Und ſiehe, in den zerſtreuten Häuſern von Trawies wurde es lebendig, die Menſchen traten hervor und verſammelten ſich auf dem grünen, eichenumſtandenen Anger, unter deſſen Raſen ſie ihre Todten zur Ruhe gelegt hatten, und Jeder ſuchte die Schlafſtätte ſeiner Angehörigen und ſagte das Wort: „Mein Vater, ich wecke Dich!“ Oder: „Mein Bruder, ich wecke Dich! die heilige Sonnenwend' iſt da!“ Und all' darüber ſtanden die Sterne des Himmels, und mancher Träumer von Trawies blickte empor, daß er den Arm deſſen ſehe, der heute die Sonne heben wird bis zu ſeiner ewigen Stirn, um ſie dann zurückzuſchleudern in den Abgrund.

Und von der Stätte der Begrabenen ſtiegen ſie hinan zu den Matten, welche die Sonnenwendmatten genannt waren, und Jeder fühlte an ſeiner Seite den geliebten Todten, den er geweckt hatte und geladen, daß er das fröhliche Feſt mit ihm und allen Lebendigen begehe. Auf den Sonnenwendmatten zündeten ſie ein großes Feuer an, deſſen Gluth aus

von Sonnenwendfeuern ältester Tage stammte. Es war nämlich seit jeher Brauch gewesen, daß vor Erlöschen des Festfeuers Einer oder der Andere aus den Aeltesten von Trawies einen Funken des „Ahnfeuers" mit sich nehmen und in seinem Hause hüten mußte, um bei der nächsten Sonnenwende damit neuen Brand zu entzünden. Dieser Feuerwart war im Laufe des Jahres frei von Steuern und Zehnten, und zur Zeit der Seuchen kamen die Leute zu seinem Herde, auf dem die Gluth nicht auslosch, und holten Feuer zum Ausräuchern ihrer Häuser. Zur Zeit dieser Geschichte verwaltete das Feuerwartamt ein Mann, der an der Trach sein Haus hatte, und der auch nie anders als der Feuerwart geheißen wurde. Das war ein Mann, der mit eherner Kraft an der Vorzeit hing, der in diesem Ideale sein Herz geläutert und seinen Willen gestählt hatte. Er war der Mächtigsten Einer in Trawies und hieß mit Namen Gallo Weißbucher. Und im Frühlinge, wenn im Thale der Trach die Saat aus der braunen Erde sproßte, kamen sie und holten Ahnfeuer, und zündeten an den Grenzen ihrer Felder Reisig an, daß der Rauch über den keimenden Acker hinwalle und den Unsegen vertreibe.

Aus solch' heiliger Gluth war das Feuer, das auf der Matte loderte, an welchem nun die Leute Gesänge murmelten, die Anfangs düster waren, allmählich aber in Lebhaftigkeit und Fröhlichkeit übergingen, weiterhin in Uebermuth ausarteten und schließlich, wenn längst die Sonne ihren glorreichen Himmelsbogen vollendet hatte, in wilder Ausgelassenheit vergellten. Denn Meth war da, so zum gebratenen Wildpret getrunken wurde, und Cider aus Wildäpfeln floß in Strömen und entfesselte rasch jene heißen Ströme, die in den Adern junger Menschen rollen. Bald suchten sich Männer und Weiber, Jünglinge und Mädchen und verflochten sich zusammen in Reigen, und weit in der Runde wiederhallten die Wälder von Trawies von dem Jauchzen, Singen und Rufen der Versammlung auf der Sonnenwendmatte. Die geladenen Todten schienen bei solchem Treiben sehr wenig Anrecht zu haben, und zum Schlusse des Festtages, wenn

man nach alter Sitte die Seligen wieder auf ihren ſtillen Ruheanger begleiten ſollte, vergaß manches Pärchen ſeinen Vater oder ſeinen Oheim zurückzuführen, und da ſagte man, daß ſolche Seelen friedlos ein ganzes Jahr die Leichtſinnigen umſchweben müßten.

Das war ſeit alten Tagen das Feſt der Sonnenwende zu Trawies. Verbunden damit auch war eine Rede des jeweiligen Feuerwartes, welche am hohen Mittage unter den Eichen gehalten werden mußte. Dieſe Rede hatte vor allem darzuthun, daß das Feuer im Jahre hindurch mit allem Fleiße bewacht worden war und daß es „Funke aus jenem Funken iſt, den der Urahn einſt in germaniſchem Walde von der weißen Frau überkommen hat." Ferner hielt der Redner eine Rückſchau auf das letztvergangene Jahr, zählte die Verſtorbenen, zählte die Geborenen, zählte die in Zucht und Liebe Verbundenen; zählte auch die hervorragendſten Thaten der Bewohner von Trawies, es mochten dieſelben zum Guten oder zum Böſen ſein. So war dieſer Tag Manchem zur Erhöhung, Manchem zum Gerichte. Schließlich wurde ſtets auch der Bande gedacht, durch welche die Gemeinde mit dem Fürſten des Landes verbunden war, und es wies ſich, daß trotz aller Abgeſchiedenheit die Anhänglichkeit an das Ganze eine treue war, und die Ausübung der allgemeinen Geſetze eine muſterhafte, ſo lange ſolche Geſetze mit den althergebrachten Sitten dieſes Volkes im Walde in Einklang ſtanden.

Nun war aber ein neuer Herr nach Trawies gekommen, Pater Franciscus geheißen. Er bewohnte, wie ſeine Vorgänger, das ſtattliche Haus aus Stein gebaut, welches auf der Felſenhöhe neben der Kirche ſtand. Er ſoll klein und gedrungen von Geſtalt geweſen ſein, aber einen Blick gehabt haben, der den Bewohnern von Trawies ſchon von Anfang nicht gefiel. Er ſoll gern in weltlicher Kleidung gewandelt ſein und in den Häuſern nachgeſehen haben, wie es mit der Habe ſtehe, und ſoll nach ſolchem Augenmaße die Abgaben der Leute erhöht haben. Auch habe er ſich die Gebete um Segen für die Lebendigen und um Troſt für die Verſtorbenen klingend wiegen laſſen, ſei aber zu den Stunden des geiſt-

lichen Opfers häufig an der Trach geſtanden und habe die Angelſchnur in das Waſſer gehalten, oder ſei mit Jagdgenoſſen in den Wäldern herumgegangen, und habe auch verordnet, daß die Leute in den Revieren nicht mehr Holz ſchlagen, oder die Ziegen weiden dürften. Sonſt hatten ſie ihren Feſtbraten häufig ſelbſt im Walde geholt, oder hatten aus dem Wildprete einige Schinderlinge gelöſt. Aber das hatte nun der neue Herr verpönt, und ſchärfer verpönt als alle ſieben Todſünden zuſammen. Die Leute von Trawies hatten es durch die langen, glücklichen Zeiten her völlig vergeſſen, daß ſie an Leib und Seele Hörige waren dem geiſtlichen und weltlichen Herrn, welcher das Einkommen von der Gemeinde theils zur eigenen Nutznießung verwenden durfte, theils an ein weit unten in den hügeligen Landen liegendes Kloſter abgeben mußte. Mit der neuen Herrſchaft war ihnen das aber gar deutlich in's Gedächtniß gerufen worden. Sie ächzten unter der Laſt und fluchten. Das Fluchen war ihnen nicht ausdrücklich verboten, denn der Seelenkenner wußte recht gut, daß Fluchen dem Sklaven das Gemüth erleichtert, den Herrn jedoch nicht verbindet. Aber Waldleute ſind von jeher bewährte Laſtthiere geweſen, und die Leute von Trawies hätten es ertragen. Da hat der neue Herr eine Verordnung erlaſſen: das heidniſche Treiben und Gelage am Sonnenwendtage ſei aufgehoben für ewige Zeiten.

Das traf die Menſchen des Waldes an's Herz. Aber der Feuerwart rief: „So lange als ein Funke des Lebens in mir iſt, ſo lange laſſe ich den Funken des Ahnfeuers nicht ausgehen. Man ſoll einſtmals nicht auf meinen Raſen treten und ſagen können: Bei dem da unten, bei dem iſt das alte, ehrwürdige Feuer ausgeloſchen! Es iſt mir nicht der Zehnten und Abgaben wegen, dieſe will ich ſteuern nach meinen Kräften; jedoch aber, aus dem Ahnfeuer, das in meiner Hut iſt, ſollen ſie zur Stunde, wenn ich in die Ewigkeit muß, meine Sterbekerze anzünden!"

„Traun, das iſt treu geſprochen!" antworteten die Männer. Als ſie jedoch zur nächſten Sonnenwende den Tag damit begannen, daß ſie auf dem Kirchhofe die Todten weckten,

ſtand plötzlich der Herr unter ihnen; nicht mit dem Kreuze wie einſt Bonifacius unter den Heiden ſtand, ſondern mit dem Schußgewehr, den Finger auf den Hahn gelegt. Nicht vor dem Feuerrohr zitterten die Männer, aber dem Gebote ihres Herrn, das ſie ſtets gewohnt waren zu befolgen, wagten ſie ſich doch nicht, weiter zu widerſetzen. Sie gingen auseinander und der Feuerwart nahm die heilige Gluth mit ſich.

„Halt! was trägſt Du dort in jenem Hafen?“ rief ihm der Herr nach. „Auf der Stelle wirf mir die Kohlen in's Waſſer.“

Der Feuerwart fing an zu laufen, der Herr verfolgte ihn mit geſpanntem Gewehre. Der Feuerwart war ein betagter Mann und ſah, er könne dem Verfolger nicht entkommen.

„Du kannſt mich niederbrennen mit Deinem hölliſchen Feuer,“ ſchnaufte er, „aber dieſe Glut wirſt Du nicht vertilgen!“ Sein Haus war in der Nähe, dem floh er zu.

„Um ſo beſſer!“ lachte der Verfolger, „Feuer läßt ſich nicht verſtecken.“

Das wollte Jener auch nicht; als er ſah, er wiſſe das ihm anvertraute Heiligthum nicht mehr anders zu retten, ſprang er in die Scheune und ſchleuderte die Gluth in's Stroh. Als der Pfarrherr nachgeklettert kam, war der Mann verſchwunden, vor ihm ſchlug lichterloh die Flamme auf und er hatte hohe Zeit zu ſehen, daß ihn das Feuer, welches er mit der Schußwaffe verfolgt hatte, nicht verzehre.

Das Haus braunte nieder. Der Feuerwart ſah ſein Eigenthum vergehen in den Gluthen des Ahnfeuers.

Vom Trafank hernieder zog ein wirbelnder Wind, der fachte die Flammen des brennenden Hauſes hoch empor und trug ſie hin in das Geſtämme des nahen Waldes. Da brüllte und praſſelte es auf, und als an dieſem Tage die Morgenſonne ſich erhob, leuchtete ſie roth und trüb durch das Gewölke des Rauches, welches über den brennenden Wald aufwirbelte. Eulen und Habichte flatterten kreiſchend in der Luft. Ganz Trawies war auf und jubelte, arbeitete aber mit Hacken und Spaten, um das Feuer zu bekämpfen.

Und als es Abend war, und die letzten Bäume des glücklich abgegrenzten Waldes sprühend wie in Schwärmen von Johanniswürmchen in sich zusammenbrachen, hatte Jeder einen glühenden Brand mit in sein Haus getragen, denselben auf seinen Herd gelegt, und war solcher Weise ein hundertfaches Ahnfeuer im Vorrath für die Sonnenwende des nächsten Jahres.

Und im nächsten Jahre, wenige Tage vor dem Feste, versammelten sich einige Männer im Hause des Waldhüters Baumhackel, das über eine Stunde von der Kirche entfernt, weit oben in einem kleinen Hochthale stand. Das Hochthal, die Wildwiesen geheißen, ist noch heute an einem Wasserfalle zu erkennen, welcher zwischen ungeheuren Fichtenbäumen von einer Felsenterrasse niederstürzt und zu seinem Fuße einen großen kesselförmigen Dumpf bildet. An diesem Dumpf hin zog sich damals ein freier Platz bis zu dem kleinen Hause des Baumhackel, in welchem die Männer zusammenkamen, um über das Fest der Sonnenwende Rath zu halten.

Einer der Alten nahm das Wort und sprach: „Was wir da bereden werden, Ihr Männer von Trawies, bedenkt es wohl: in den Wolken, die über unser Haupt gehen, ruht der Donnerer und hört uns zu. Mit seiner eisernen Hand erhebt er den Blitz und begehrt das Sonnwendfest, auf daß er nicht in unsere Häuser schlage, nicht unsere Wälder vernichte! Der große Forderer auf dem Donnerwagen, so bespannt ist mit zwei schwarzen Böcken, und das Wahlheer der Todgeweihten, das auf Ebern und feuerschnaubenden Rossen naht, verlangt den Freudentag der Sonnenwende!"

Des uralten Glaubens geheimnißvolle Kunde zündete und Alle riefen: „Ein Sonnwendfest!"

Nachdem beschlossen worden war, diesmal das Fest auf der Wildwiese abzuhalten, nahm Einer das Wort und stellte den Antrag, den Pfarrherrn vom Feste fern zu halten.

„Durch Gewalt?"

„Durch List."

„Ei, zum Donar, Isidor, das hört sich von Dir seltsam."

„Wie sich's hört, das kommt auf Eure Ohren an; ich aber sage, den Herrn brauchen wir nicht dabei!"

„Das sage ich auch!"

„Und ich auch!"

„Und ich ebenso!"

„Gut, so sagen wir's Alle. Was macht das aus?"

„Wenn die Männer von Trawies was wollen und zusammenstehen, soll das nichts sein?"

„Du hast Recht, Isidor. Ich wollte es ihm nicht rathen, daß er uns den Weg verlegt. Es kocht was in Trawies für unsern Herrn!"

„Bei meinem Eid, Männer, nur keine Gewalt! Ein Handschlag, und unser Unglück ist zeitig. Ich sag' Euch's!"

Ein Mann, den sie Wahnfred hießen, neigte sehr beistimmend sein Haupt.

„Ja, Wahnfred, dasmal mußt Du d'ran. Du hast Dein Haus unten am Gestade, zwei oder drei Stunden von der Kirche, in der entgegengesetzten Richtung von der Wildwiesen. Am Sonnenwendtag wird in Deinem Hause Einer auf der Sterb' liegen. Da wird früh morgens nach dem Priester geschickt der muß eilens hinaus. Verstehst mich!"

Auf diese Rede schmunzelten die Männer, der Wahnfred aber dehnte seine breite Brust heraus und sagte: „Wenn Gott uns bewahrt in seinen Gnaden, so geschieht das nicht. In meinem Hause soll kein' Untreu sein."

Das Haupt, welches so sprach, hatte sich fast trotzig über den breiten Schultern aufgerichtet. Das Gesicht war blasser, zarter, als die Farbe der Anderen; das war Keiner, der sein Antlitz viel gegen die Sonne hob. Hingegen trug er die Gluth in seinen großen Augen. Die Backen bedeckte ein leichter, gekräuselter Bart, die Lippen waren roth und kräftig und redeten, auch wenn sie schwiegen. Die Stirne war schmal und hoch, glatt und weiß; rückwärts am Scheitel hing das rothbraune Haar in Mähnen nieder. Der Mann war ganz merkwürdig. Das Eine deutete auf hünenhafte Kraft, das Andere auf kindliche Zartheit; das Eine deutete auf eine Denkerseele, das Andere auf ein überquellendes Gefühls-

leben, aber auch ein Wütherich konnte es sein, ein Löwe, ein Tieger. Es giebt Menschen, deren Charakter allfort wie ein Orakel spricht und nimmer verstanden wird. Selbst in Bezug auf das Alter konnte man sich an ihm um viele Jahre täuschen; jetzt schien es, er habe mehr Winter erlebt, als Sommer, im nächsten Augenblicke wieder konnte Einem einfallen, er habe gar keinen Winter und gar keinen Herbst erfahren, sondern lauter Frühlinge, aber deren eine hohe Zahl. Aehnlich lautet eine Beschreibung, die uns von diesem Manne erhalten worden ist. Sein Kleid war, wie das der Andern: ein grobes Hemd aus Leinwand, das am Halse mit einer schwarzen Binde zusammengebunden war, eine Kniehose aus Fellen von Hirschen oder Rehen, enge Strümpfe aus weißem Garn, ein langer Mantel aus brauner Wolle. Seit unlang trugen die Männer zu Trawies auch Beschuhung aus Leder, während die Weiber in ihrem blauen Leinwandkleide auf ihren glatteren häuslichen Wegen barfuß gingen. Filzhüte mit kleinem kesselförmigem Boden und sehr breiten Krempen trugen sie auf den Häuptern; und die Krempen waren zu beiden Seiten mit einer weißen Schnur nach aufwärts gehangen. Auch hatten sie auf ihren Waldgängen gern ein schweres Messerbesteck an der linken Lende, und lange, eisenbeschlagene Stöcke bei sich, denn der reißenden Thiere gab es manche in der Gegend, und auch manche der Abgründe und Wildwässer, die zu überspringen waren.

So sahen sie aus, die Männer zu Trawies, und so war auch der gekleidet, den sie Wahnfred hießen und der sein Haus unten am Gestade hatte, nahe wo die Trach den Wald verläßt und in das öde, steinige Haideland hinaus rinnt.

„In meinem Hause soll kein' Untreu' sein," hatte er mit gemessener Stimme geantwortet. So sprach hierauf der Baumhackel: „Der Wahnfred ist nicht der Einzige im Gestade. Mein Bruder, der kleine Baumhackel hat dort unten ebenfalls seine Hütte; in derselben wird auch keine Untreu' sein, aber er wird sich doch hergeben für eine Sache, die uns und der frommen alten Weise unserer Voreltern zugute kommt. Ich nehme es gern über mich, daß mein Bruder, der

kleine Baumhackel, am Sonnenwendtage auf den Tod krank liegt."

„Ist freundschaftlich von Dir," sagte Isidor, „und so wird's mit der Allmacht Gottes auch in diesem Jahre ein Sonnwenden geben."

* * *

Nun waren nächtlicher Weile auf allen Steigen, die zur Wildwiesen hinanführten, Männer und Weiber mit schweren Körben und Rücktragen gegangen und der große Baumhackel war vollauf beschäftigt mit Vorbereitungen, denn er hatte im Sinne, daß dieses Fest oben in der Verborgenheit der Wildniß, eben weil es verboten war und heimlich geschehen mußte, großartiger und lustiger ausfallen sollte, als alle, so bisher stattgefunden hatten.

Am Sonntage zuvor hatte jedoch der Pfarrherr Franciscus vom Predigtstuhle aus Folgendes gesagt: „Am Erchtag begeht unsere Kirche und mit ihr der aufrichtige Christ das Fest des heiligen Märtyrers Johannes, der unseren Herrn und Seligmacher Jesus Christus am Flusse Jordan getauft hat. So wird an diesem Tage in unserer Kirche ein feierliches Meßopfer dargebracht und haben die Kinder der Pfarre in möglichster Anzahl dabei zu erscheinen. Während des hohen Amtes wird ein Opfergang um den Altar stattfinden. Ich hoffe, daß Jeder sich dem Herrn bekennen wird. Der heilige Täufer Johannes hat das Himmelreich mit seinem Blut erkauft; auch ich bin als gewissenhafter Seelenhirt entschlossen, die störrigen Schafe, und sei es selbst mit Gewalt, in meines lieben Gottes Schafstall einzuführen."

Und sei es selbst mit Gewalt! wie wunderlich dieses Wort in den Kirchenwänden wiederhallte! Die Leute erschraken und wußten nicht, warum. Ob der Drohung erschraken sie nicht.

Als sie aus der Kirche gingen, sagte ahnungsvoll ein altes Mütterlein: „Grad' einen Stich hat's mir in's Herz geben, wie ich das hab' gehört!"

Und am Tage des Täufers, als das Morgenroth aufging, war der Herr Franciscus wach in seinen Federn, und

freute ſich, daß er wach war, um die Behaglichkeit des warmen, wohl geborgenen Bettes recht empfinden zu können. Es war nicht immer ſo geweſen. Sein Vater, ein barſcher Burgvogt allzufrommen Sinnes hatte ihn von derbluſtiger Knappenwirthſchaft hinweg in's Kloſter gegeben. Da gab's ſchmalen Tiſch und breite Betſtühle und anſtatt der Vogelſchlingen Peitſchen für den menſchlichen Rücken. Spaß gab's wenig, Bußungen viele, denn die Regeln waren ſtrenge und der Guardian noch ſtrenger. Jammerſchade um die ſchönſten Jahre! Endlich ließen ſie ihn frei und ſtellten ihn in die entlegene Waldgemeinde Trawies. Das war ihm recht; jetzt konnte er das Verſäumte einbringen. Hier war er Herr und ſollte es ſein, und wunderte ſich, daß Waldbauern ihre eigenen Herren ſein wollten. Er hatte in ſeinem Leben von freien Menſchen nicht viel gehört; er hatte ſich gedacht, mit den Hörigen und Knechten auf gutem Fuße zu leben, aber die Leute wollten es auch auf guter Hand, und als ſie ſahen, daß er mehr nahm, als ſeine Vorfahren genommen hatten, murrten ſie und wurden trotzig. Und dieſer Trotz weckte den ſeinen; nun wollte er mit Strenge und Gewalt die Einigkeit und den Frieden zwiſchen ſich und ſeinen Pfarrkindern herſtellen. Denn er ſehnte ſich nach dem Frieden und nach einem fröhlichen Leben in Gemeinſamkeit mit den Leuten, aber in ſeiner Kloſterzelle hatte er nicht Menſchenkenntniß genug gelernt, um ſo an's Ziel zu kommen. Die Spannung war in der Gemeinde ſo groß geworden, daß er außerordentliche Mittel ergriff; trotzdem ſtreckte er ſich nun behaglich unter ſeiner Decke und dachte an Wohlleben, das auch andere Herren führten draußen im Lande. Er konnte recht geſellig ſein mit Leuten, die zu ihm ſtanden in Spiel und Waidmannsluſt; die prieſterlichen Handlungen gingen ſo neben her. Ob er ſie zurecht erfüllte! Er fragte nicht danach, hatte man ihn doch ohne ſeinen Willen in die Kutte geſteckt. Die Rechenſchaft, welche er von ſeiner Gemeinde hohen Orts abzulegen hatte, dachte er ſich nicht ſtrenge, maßen er die Steuern und Abgaben mit genauerer Gewiſſenhaftigkeit dahin ablieferte, als es ſeine Vorfahren je zu thun vermochten. So

rechnete er auf ein langes, kurzweiliges Leben im Thale der Trach.

Derlei mochte der Herr Franciscus an diesem Morgen überdacht haben, da pochte unten an der Thüre des Pfarrhofes plötzlich der Hammer. Der Herr blieb liegen, wie er lag, aber die klangvolle Stimme einer Frau fragte zum Fenster herab, was es gebe? Es würde doch nicht schon wieder das heidnische Wesen angehen!

„Das nicht," rief Einer von unten hinauf, „aberst der kleine Baumhackel will versterben, und der Herr möge um des großen Gottes Willen allsogleich mitkommen."

Bald darauf stand der Herr selbst am Fenster und that die Frage, was nur dem jungen Mann zugestoßen sei?

„Vermeinen, das Schlagel wird ihn troffen haben, er liegt ganz dahin; es reckt ihn schon der Tod, würdiger Herr."

„So kann ich auch nichts mehr machen. Ich will den Versterbenden in's Meßopfer schließen. Geh' nur wieder heim."

„Wollt aber doch die Barmherzigkeit haben. Wir wissen es all', 's ist ihm so viel um einen Geistlichen und keine Ordnung ist, kein Testament, um und um nichts. Wissen uns ganz und gar nicht zu helfen, und wenn uns der gute Herr auch will verlassen . . ."

Da hat sich der Herr sauren Gesichts wegfertig gemacht, und das Glöcklein, „welches den Allewigen in Brotsgestalt begleitet," hat mälig dahingeklungen am Ufer der rauschenden Trach. Es war nicht zu verwundern, daß an den Häusern, an welchen der Priester vorüberkam, so wenig Leute knieten, denn es war noch früh am Morgen; und es war auch kein Wunder, daß im Innern der Häuser schon alle Betten leer standen, denn es war schon lange nach Mitternacht.

„Licht Sonnenwenden ist da!
— — — — — — — —
Feuer und Licht hat Gott gemacht.
Erwacht! Erwacht!"

Der Ruf war längst verklungen und die Leute waren davon und hinangestiegen gegen die Wildwiesen. Allerlei

Volk. Da ein vierschrötiger Bursche, der wich dem Kirchhof aus, denn seine alte Base, die wollte er nicht wecken, sie mag sich ausruhen, und der Pathe auch selbander; hingegen was Lebendiges will der Nantel mitnehmen. Und an einem Hause, an welchem er vorüber kam, klopfte er am Fenster der seitwärtigen Wand: „Sonnwenden ist da! Licht ist die Sonnen. Geh', trink vom lebendigen Bronnen!“ So viel von dem alten Spruche war in seinem Kopf verblieben.

Wer drinnen war, der ließ sich nicht so lange bitten, als der Herr im Pfarrhofe. Er kam bald heraus, und es war eine Maid, die ganz keklich den Arm des Burschen erfaßte und mit ihm hinanstieg.

„Hast wohl Feuer bei Dir?“ fragte er.

„Verspar' Dein Spotten sauber auf ein andermal und gieb Achtung, daß ich Dir nicht zu heiß komm'!“

„Mußt erst sehen, welches von uns heißer brennt. Nu sag' ich Dir eins, wenn ich nicht zwei sag': Haben wir beid' das Feuer selber bei uns, was sollen wir uns denn plagen und hinaufsteigen auf die Wildwiesen! Setzen wir uns wo hin und halten Sonnwenden im Kraut!“

„Du, Nantel,“ antwortete sie, „mit so heiligen Sachen treibst kein Gespött mehr! Mußt wissen, ich bin nicht allein.“

Er starrte sie an und über seine Wangen ging eine blasse Farbe.

„Nicht — nicht allein wärst, Josa?“

„Schon gestern spät Abends Stund bin ich auf dem Friedhof gewesen und habe meine Mutter geweckt.“

„Deine Mutter,“ athmete der Nantel auf, „so, so, Deine Mutter selig. Ist schon recht, Josa, weil nur das! ist schon recht.“

Sie kamen glücklich hinauf. —

Einen anderen Fußsteig schritten zwei Gäuche hinan.

„Jetzt probir' ich's aber doch,“ flüsterte der Eine, „und probiren thu' ich's.“

„Wird nichts nutzen,“ meinte der Andere.

„Mir hat's der klein' Baumhackel für gewiß gesagt, ganz für gewiß. Und ich glaub's auch.“

„Gieb her, laß leſen noch einmal."

Sie hielten ein arg zerfahrenes Blatt Papier in den Händen und laſen: „Approbirtes Mittel, daß die Leut' nicht munter werden. Nimm Jungfrauenhaar als zum Tocht und Fetten von einer Kreuzotter als zum Auswendigen; dieſelbige Kerzen alsdann am beſten mit Sonnwendfeuer anzünden, wird der brennenden Kerzen wegen in einem Haus, ſo Du das thuſt, weder Mann noch Weiblein aufwachen."

„Möglich kann's ſein," ſagte nun auch Jener, der anfangs gezweifelt hatte.

„Der Baumhackel ſoll's wundershalber an ſeinen Hausleuten probirt haben."

„Was Du ſagſt!"

„Wiſſe, Roderich, Baumhackels Leut' freſſen ſo viel gern, und hat ſich der Baumhackel vornächſt ſchon um den Pfingſtſonntag kümmert, wo ſie wieder allerhand gut' Sach' haben wollen und mit nichts zufrieden ſind."

„Wenn ſie mit nichts zufrieden ſind, ſo ſind das ja recht beſcheidene Leut'!"

„Du verſtehſt mich nicht, Roderich, ſie ſind nämlich mit nichts nicht zufrieden, heißt das, mit Etwas nicht zufrieden, wie man ſagt, halt: mit nichts etwas zufrieden."

„Strapazir' Dich nicht, Ui, Du meinſt, es gäbe nichts, womit ſie zufrieden wären."

„Oder vielmehr, es giebt Alles, womit ſie nicht zufrieden ſind. Wenn man Dir einmal nicht mehr recht reden kann, ſo geh' Deiner Wege allein."

„Alſo weiter, Sie waren nicht zufrieden."

„Und ſind es nicht, und der Baumhackel hat's gewußt, ſie werden es auch am Pfingſtſonntag nicht ſein. Was thut er?"

„Den Stecken nimmt er und verjagt ſie."

„Laff'! Wozu hätt' er denn hernach die Kerzen mit dem Kreuzotterſchmalz und mit dem Jungfrauenhaar? In der Pfingſtnacht, wie er vermeint, daß Alle gut ſchlafen, zündet er ſie an und läßt ſie brennen über den ganzen Tag und

bis in die nächste Nacht hinein. Kein Ratz ist Dir munter worden und das ganze Essen ist verspart geblieben."

„Das ist viel!"

„Das ist nichts. Wie die Knechte sind munter worden, haben sie Kisten und Kästen ausgeleert, Alles aufgefressen."

„Dem wäre ja abzuhelfen, Uli; man braucht nur, dieweilen die Leut' einen so gesunden Schlaf haben, die Kisten und Kästen selber auszuleeren, so werden sie sich nachher nicht krank essen."

„Das meine ich ja eben. Ruck' an, Bruder, daß wir ein Brandel Sonnenwendfeuer erhaschen."

Und sie kamen glücklich hinauf. —

Wieder einen anderen Weg hinan ging eine größere Gruppe von Männern. Darunter war — er ragte über die Genossen hervor — der Wahnfred aus dem Gestade. Er stieß seinen Stock herb in die Erde hinein und nahm nicht Theil an dem Gespräche, welches die Uebrigen mit Erregung führten. Einer war unter ihnen, der trug ein frischrasirtes Gesicht und einen neuen Hut. Er führte das Gespräch und wußte die Worte wohl zu setzen. Er war etwas, was in damaliger Zeit eine Seltenheit war und was sich nur die Leute von Trawies beigelegt hatten, wenn sie einmal einen Ableger aus dem Kloster erhaschen konnten. Er war der Schullehrer von Trawies und erzeugte die großen Filzhüte, wie sie hier verlangt wurden, also ein Mann für den Kopf.

„Männer," sagte er, mußte aber stehen bleiben, so oft er sprach, weil sein Wort die ganze Lunge zur rechten und linken Seite in Anspruch nahm: „Männer von Trawies! Ich, der alte Lehrer, der zum Theile Euern Kindern und zum Theile Euch selbst freundschaftlich beigebracht hat, was in seinem Können und in seiner Erfahrung gelegen ist — ich wollt' Euch nicht gerathen haben, daß Ihr unsern Herrn reizet! Er ist unser Schirmherr und unser geistlicher Führer, und er ist vom Obersten uns gestellt —"

„Schulmeister, diesmal weiß unsereiner es besser," unterbrach ihn der Gallo Weißbucher, das war der Feuerwart, der ein Jahr früher sein Haus angezündet hatte, um das

Ahnfeuer zu retten, „einmal iſt es nicht redlich geſagt, daß wir den Herrn reizen. Wir thun, was die Trawieſer ſeit hundert Jahren und länger her gethan haben. Es iſt kein Uebel für die Menſchen, wenn ſie das Andenken an ihre Voreltern hoch halten, wenn ſie die Lebensweiſe und die Sitten, in denen die Vorfahren ſtark und ehrenreich geworden ſind, wie ein Erbgut bewahren. Das ſind die Ketten, die uns verbinden mit den Ahnen, ſo für uns geſäet haben und für uns gelitten. Am Leibe liegt es nicht, den wir von ihnen überkommen, an der Seele liegt es, die ſich aus ihren jahrtauſend langen Schickſalen herausgewachſen hat. Dieſe Seele laſſen wir uns nicht wenden und färben, wie Ihr Eure Hüte wendet und färbt, und wie ſie der Herr heute trägt und morgen der Knecht. Der Baum wird ſich ſchon ſelber auswachſen, wie er muß, und will man uns jetzt auf einmal mit Gewalt ändern, ſo iſt das juſt ſo viel, als man will den Baum von ſeinen Wurzeln trennen und als Strunk neuerdings in die Erde ſetzen. Wir ſind dem Herrn Alles zu Willen, was er zu Recht und oft gleichwohl auch zu Unrecht verlangt, jedoch aber!“

„Es handelt ſich auch gar nicht mehr um das vermaledeite Sonnwendfeuer.“

„Schilt, Schulmeiſter, ſchilt! und Du biſt ſchon recht, wenn Du ſagen willſt, es wendet ſich ſchier bald einem Andern zu. Nur das will ich jetzt noch richtig machen: Unſer Schirmherr iſt er nicht, das iſt der Kaiſer. Unſer geiſtlicher Führer iſt er auch nicht, dazu gehabt er ſich viel zu weltlich. Geld! Geld! läuten bei Dem die Glocken auf dem Thurm. Und wenn Ihr zum Schluß ſagt: vom Oberſten wäre er uns geſtellt, ſo ſagt Ihr zum Schluß eine Dummheit, mit Verſtattung. Unſer Oberſter iſt nicht das Kloſter und nicht ſein Patriarch. Sie ſollen ihn zurücknehmen, bei Zeiten zurücknehmen, das rathen wir Alle zum Guten!“

„Gallo Weißbucher,“ ſagte jetzt der Schullehrer, „Ihr ſeid ein alter Mann und brauſet ſo ketzerlich auf. Habt Ihr denn nicht chriſtliche Sanftmuth gelernt?“

„Von unſerem Pfarrherrn nicht.“

„Wollt Ihr denn einen Krieg anheben mit den Gewalthabern des Reiches? Dem Biſchof ſind die Herren Männer von Trawies ſchon lange nicht nach Sinn und er weiß, warum er einen ſolch' geſtrengen Herrn in die Gemeinde geſetzt hat. Ich alter Mann bin ja doch keiner von Jenen, ich bin ein Trawieſer Kind und halte zu Euch meiner Tage lang. Und eben darum rathe ich Euch treu: Ihr ſeid die Schwachen, fügt Euch chriſtlich — dann wird wieder der liebe Frieden ſein in unſeren grünen Wäldern.“

„So möchte ich nur wiſſen, warum Ihr mit Euren alten Füßen ſelber hinaufſteigt zur Wildwieſen.“

„Weil es mir erſt heute zu Ohren gekommen iſt, was die Leute da oben vorhaben, und weil ich ſie nun warnen will — warnen und bitten — daß ſie bei Zeiten ſtill wieder auseinander gehen. Ich ſag' Euch: verfeindet Euch nicht! Wen ein Pfaff beißt, der wird nimmer geſund! Auch darf man Prieſtersſegen nicht verſcherzen.“

„Geht mir! Pfaffen ſegnen ſich ſelber zuerſt.“

„O, mein lieber Gott,“ ſeufzte der Schulmeiſter.

„Was meint Ihr?“

„Ich weiß nichts, aber es liegt mir in der Luft, wie ein großes Unglück!“

Sie redeten noch eine Weile durcheinander. Nur der Wahnfred ſchwieg und wandelte finſter einher und ſtieß ſeinen Stock herb in den Boden.

Sie kamen glücklich hinauf. —

Da war es auch zur Stunde der Morgenröthe, daß an den Ufern der Trach ein Knabe daherkam. Aber das war ein ſchöner Knabe. „Die Sonnen hatte noch nicht zwölf Jahre lang herabgeſchaut, und ſein Haar, ſein weiches, zartes Kräuſelhaar war doch golden geworden; der blaue Himmel und der Morgenſtern ſind gar lieblich zu ſehen, aber ich verſenke meine Blicke in das Auge dieſes Knaben hinein, darin es noch unbeſchreiblich ſchöner iſt. Der weißen Wölklein weißeſtes iſt nicht ſo ſchön, als wie ſeine Stirn und ſein Nacken; die Morgenröthe, ſo ich preiſe all' Morgenſtund',

leuchtet nicht lieblicher, denn die Wangen dieſes Knaben brennen, wenn er in kindlicher Luſt iſt.“ So heißt es von dieſem Knaben in jener Schrift, die dem Erzähler dieſer Begebenheiten in vieler Hinſicht eine Quelle iſt.

Er war vielleicht ſo früh morgens ſchon zur Schule gekommen, oder wollte auf dem Kirchhofe dabei ſein, da ſie den Groß- und den Urgroßvater weckten, mit denen er ſich gern einmal beſprechen mochte, wie es früher in Trawies mit den Adlern geweſen, die jetzo nimmer zu ſehen ſind. Nun war das Schulhaus verſchloſſen und der Kirchhof leer, und ein alter Mann, der ſo früh ſchon unter der Eiche ſaß, ſagte: „Sie ſind ſchon hinauf, Alle hinauf!“

So ging der Knabe wieder dem Bache entlang, aus dem ihm die kühle, feuchte Luft entgegenthaute. Er ſpähte nach Forellen, nach Krebſen, er ſcheuchte die Bachſtelzen von einem Weidenbuſch zum andern. Sein herrliches Auge glühte den Thieren nach. Und mitten in ſolcher Jagdluſt hörte er ein klägliches Wimmern. Er ſchaute nach allen Seiten und das Rauſchen des Waſſers wollte die Stimme erſticken. Da ſah er einen ſchmalen Steg, der über die Trach führte, und mitten auf dieſem Stege lag auf dem Angeſichte ein Kind und umklammerte den Baumſtamm und wimmerte.

Alſogleich ſprang der Knabe auf den Steg und hörte, wie das Weſen — es war ein Mädchen von acht oder neun Jahren — immerfort ſchrie: „Ich fall', ich fall'!“

„Wirſt nicht fallen,“ ſagte der Knabe, „ſteh' auf und halte Dich feſt an mich!“

„Ich fall', ich fall'!“ rief das Kind und klammerte ſich noch feſter an den querüberliegenden Baum, unter welchem die Trach brauſend über Felsblöcke wallte und giſchtete. Dem Knaben ſelbſt hub es vor den Augen an zu kreiſen und er haſchte nach einer Handhabe, die aber nicht da war. Er wendete die Augen vom rollenden Waſſer ab, erfaßte das Kind mit beiden Armen, riß es mit Kraft vom Stegbaum los und ſprang mit ſolcher Beute an's andere Ufer hinüber.

Jetzt, da das Mädchen am Raſen ſaß, erhob es ſein kleines Haupt, ſtrich mit den Händchen die braunen Locken

vom Angeſicht, in dem es nun vor Ueberraſchung und vor Freude fröhlich zu leuchten begann.

„Was haſt denn auf dem Steg gemacht — ſo früh?“ fragte jetzt der Knabe.

„Vor dem Hinabfallen habe ich mich gefürchtet,“ antwortete die Kleine.

„Weshalb biſt Du aber hinaufgeſtiegen?“

„Weil ich meinem Vater nachlaufen will.“

„Wo biſt denn daheim?“

„Dort, wo das Weiße iſt.“ Und ſie ſtreckte den Arm aus und zeigte mit dem Fingerchen nach einem neugebauten Hauſe, das jenſeits des Fluſſes an der Berglehne zwiſchen rothgeſengten Bäumen hervorſchimmerte. Es war der Hof des Feuerwarts Gallo Weißbucher, dem ſie das Haus wieder auferbaut hatten.

„Wo iſt Dein Vater?“ fragte der Knabe weiter und ſein Blick ruhte beſorglich und treuherzig auf dem zarten Weſen, das vor ihm kauerte und recht offen zu ihm aufſah.

„Mein Vater, der iſt hinaufgegangen.“

„Wo denn hinauf?“

„Das weiß ich nicht.“

„Was macht er oben?“

„Das Feuer anzünden.“

„So weiß ich es ſchon. Willſt Du hinaufgehen, ſo gehe ich mit Dir.“

„Kommen wir zu einem Steg?“

„Nein, es geht allweil zu Berg. Warum haſt Du Dich auf dem Steg niedergelegt?“

„Weil es um und um gangen iſt. Und nachher iſt der ganze Steg mit mir geflogen.“

„Jetzt — jetzt kommt ſie! Schau, jetzt kommt ſie!“ flüſterte der Knabe erregt und wendete ſein Angeſicht den fernen Höhen zu, über denen die Scheibe der Sonne aufſtieg. Auf das Thal war plötzlich ein warmes Roth gegoſſen und die Stämme und Gruppen der Bäume legten ſcharfe Schatten auf den goldenen Grund.

Das Mädchen blickte nicht die Sonne an, die war zu licht; das Mädchen blickte in das Angeſicht des Knaben, das that ihrem Auge wohl. Und als ſich nun auch er gegen ſie wendete, um zu ſehen, wie ihr die Sonne gefalle, blieb ſein Blick an ihrem Antlitze ruhen und er ſagte ganz leiſe: „Die Sonnenwendſonne iſt wohl ſchön!“

Ja, ſie war wohl ſchön! Das zarteſte, das ſchönſte Roth der Roſen legte ſie auf das runde Geſichtlein des Mädchens. „Und in dieſem Roſengärtlein ſtanden zwei Violen,“ leſen wir; wie nur kann man ein ſchönes Menſchenauge mit Blumen vergleichen! Dieſes Wunder der Wunder iſt unvergleichlich. Möge der Leſer an die ſchönſten Kindesaugen denken, die er in ſeinem Leben geſehen hat, vielleicht kommen ſie den hellen Sternlein nahe, die „wie Violen in dieſem Roſengärtlein“ leuchteten. Da waren in den Augen zwei gluthrothe Fünklein, der ſich ſpiegelnde Sonnenball und daneben das winzige Lockenhaupt des Knaben, welches nun da im runden Spieglein drinnen anwuchs und die Sonne verdeckte, weil der Knabe ſein Haupt ſo nahe zum Antlitz des Kindes neigte.

Da es jetzt aber war, als klänge etwas durch die Luft, ſo ſagte der Knabe. „Das iſt die Muſik oben auf der Wildwieſen. Friſch auf!“

Und ſie ſtiegen an. Nach einer Weile blieb der Knabe ſtehen und ſagte: „Weißt Du, wie das iſt?“

„Was?“ fragte das Mädchen.

„Daß die Sonnen ſo auf- und niederfliegt. Los einmal zu. Der gute Gott und der böſe Feind, die thun mit einander Ball werfen. Und das iſt der Sonnenball. Einmal fliegt er dem guten Gott in die Hände, da iſt es Tag; nachher fliegt er wieder dem böſen Feind in die Hände und da iſt es Nacht. Und da hat mein Vater geſagt, zu Sonnenwenden thät' der Teufel den Ball am höchſten werfen. Und wenn Gott den Ball einmal nicht mehr auffängt, ſo fällt er hin und nachher wird es nimmer Tag.“

Das Mädchen entgegnete nichts, aber es fürchtete ſich und ſchmiegte ſich an den Knaben. Sie gingen Hand in

Hand und Jedes achtete auf seine Füßchen, und Eines schauzte dem Andern den besseren Theil des schmalen, holperigen Weges zu. Endlich hörte der Weg auf und sie kamen in's hohe Heidekraut; vom Mädchen ragte nicht viel mehr als das kleine Haupt daraus hervor. Der Knabe schritt voraus und trat das Gekräute nieder, so gut es ging, und wo ein reifes Beerchen blaute, so pflückte er es ab und steckte es dem Mädchen in den Mund. Da kam es schlimmer. Sie vergingen sich in ein Dickicht von Wachholdersträuchen; mit Noth wanden sie sich durch und wurden viel gestochen, aber Keines sagte ein Wort. Der Knabe wußte nun wohl, daß er den Weg verfehlt hatte, aber sie wollten ja nicht den Weg, sie wollten die Wildwiesen, und daß sie dieser immer näher kamen, bewies das deutlichere Klingen der Musik. Als er jedoch merkte, daß das Mädchen im wilden, stechenden Strauchwerke verzagt werden wollte, wendete er sich um und sagte: „Du, das ist der Weg zum Himmel!"

„Zum Himmel?" sagte das Kind und blieb vor Verwunderung stehen.

„Ja, weil er so dornig ist."

„Warum ist der Weg zum Himmel denn so dornig?"

„Der ist so dornig, weil — ja, das weiß ich selber nicht. Ich werde meinen Vater fragen. Und weißt Du, daß in den Wachholderstrauch der Blitz nicht einschlägt? Wie unsere liebe Frauen mit dem Kinde in's Egypten gegangen ist, da ist so ein schreckhaftes Donnerwetter gewesen und da ist die liebe Frau unter einem Wachholderstrauch gestanden, und er hat ihr ein Dach gegeben, und seither schlägt kein Blitz mehr in den Strauch."

„Ja," sagte das Mädchen, „wenn wir nur schon beim Vater wären."

Endlich waren sie in die Nähe der Wildwiesen gekommen; sie hörten das Schreien und Singen der Leute und sie hörten den Wasserfall. Sie standen da und horchten. Sie standen ganz nahe beisammen und der Knabe sagte: „Wenn Du Deinen Vater siehst, so wirst Du von mir gehen und ich werde allein sein."

„Dann ſollſt Du mich rufen und ich komme wieder zu Dir," verſetzte das Kind.

„Ich kann Dich nicht rufen, ich weiß Deinen Namen nicht."

„Mein Name iſt Sela."

„Und wenn Du mich rufen willſt, mein Name iſt Erlefried."

Die Kinder gingen auseinander und jedes ſuchte ſeinen Vater.

Die beiden Väter ſtanden unter einer Eiche und kanzelten den kleinen Baumhackel herunter.

Der kleine Baumhackel, der draußen im Geſtade todtkrank im Bette liegen ſollte, der den Pfarrherrn rufen ließ, daß er ihn mit den Mitteln zu einem leichten, irdiſchen Tode und mit den Mitteln zu einem ſchönen ewigen Leben verſehe, der kleine Baumhackel, dem die Hölle heiß zu machen ſich der Pfarrherr ſchon gefreut haben mochte, weil dieſer kleine Baumhackel immer ein Ausbund von Verſchlagenheit und Bosheit geweſen war; der ſtand jetzt da mit ſeinen breiten Achſeln, ſeinen großmächtigen Kinnbacken und ſeinem kegelſpitzen Haupte, auf dem eine zerſchliſſene Wollenhaube ſaß, und fletſchte.

„O Du Wicht!" rief ihm der Feuerwart zu, „Du haſt den Herrn zu Dir kommen heißen, warum liegſt nicht daheim?"

„Weil mir beim Liegen die Zeit iſt lang worden."

„Sieht er, daß er der Genarrte iſt, ſo wird er Dein Haus in den Boden verfluchen und gewiß ſpornſtreichs der Wildwieſen zulaufen. Hernach haben wir den Teufel im Neſt. Wer iſt die Urſache, als wie Deine verdammte Dummheit?"

„Thut's nicht greinen, Feuerwart-Vater," ſagte nun der kleine Baumhackel. „Der alte Pfründner-Lull liegt in meinem Bette, iſt ſo gut und ſtirbt für mich. Der braucht ſich dazu gar keine Gewalt anzuthun; aufrichtig wahr, der Lull liegt ſchon ſeit geſtern in den Zügen."

„Seids ſtill! ſeids ſtill!" winkte jetzt der Waldhüter von ſeinem Hauſe herüber. Man merkte bald, weshalb er

winkte. Der Pfarrherr war da. Plötzlich war er unter den Leuten, hielt ſich aber gar ruhig und fragte nach dem „Feuerwart.“

Sich würdevoll auf den Stock ſtützend, mit ſchwerem Ernſte nahte er dem Weißbucher. Dieſer ging ihm noch einen Schritt entgegen und zog grüßend den Hut vom Haupte.

„Ah, laßt das,“ ſagte der Herr, „weshalb wollet Ihr den Hut abthun vor einem katholiſchen Prieſter? Ihr ſeid ja doch Heiden. Recht ſauber habt Ihr Euch da zuſammengethan zu einem Veitstanz, zu einem Hexenſabath. Tanz und Gelag iſt des Teufels Feiertag. Hei, dort geht's ſchon los!“

Er wies mit dem Stocke auf das Gelage der Zecher, auf den wilden Reigen der Tänzer und Tänzerinnen, die bei dem Gedudel einiger Pfeifen mit fliegenden Haaren und Röcken auf dem Moosboden ſprangen. Sie ſchrien und lärmten, aber bei dem betäubenden Gebrauſe des nahen Waſſerfalles war kein Wort zu verſtehen.

„Ja, ja, Ihr züchtigen Jungfräulein, ſpringt nur zu!“

„Es wird nichts Unrechtes ſein, Herr.“

„Wenn die Keuſchheit tanzt, ſo tanzt ſie auf gläſernen Schuhen. Alſo da auf der Wildwieſen werden Eure Sünden und Laſter ausgekocht!“ verſetzte der Pfarrherr mit verhaltenem Grimm.

„Herr!“ antwortete der Feuerwart, „ſchon ſeit lange iſt es Euch bekannt, daß die Trawieſer Leute von ihrer alten Weiſe nicht abgehen und daß ſie, je mehr Gewalt dagegen gebraucht wird, deſto feſter daran halten.“

„Gut, gut. Es wird ſich bald weiſen, meine lieben Trawieſer, wer von uns der Stärkere iſt. Ihr ſeid ſchlau, ich bin es auch. Noch zu guter Stunde iſt es mir auf dem Wege in's Geſtade zu Sinne gekommen: da oben dürfteſt Du anheute nöthiger ſein, als da unten — und bin umgekehrt. Ich ſetze mich d'ran, Euch zu biegen oder zu brechen. Ich bin Euch der Herr!“

„Tröſte Gott den Herrn, den der Knecht ſoll lehren!“ ſagte der Weißbucher zornig.

„Ihr Verblendeten!“ rief der Pfarrherr. „Danket dem Himmel, daß ich jetzt meiner prieſterlichen Pflicht gedenke!“ Er hatte den Arm gehoben und wieder ſinken laſſen.

Der kleine Baumhackel war ſchon früher zur Seite getreten; nun ſtand der große, der Waldhüter da und war ſo frech zu ſagen: „Eure prieſterliche Pflicht? Herr, das Wort verſtehen wir an Euch nicht. Wer iſt denn heute zu einem Sterbenden gerufen worden hinaus in's Geſtade?“

„Dem Sterbenden iſt wohl. Mich ruft's dorthin, wo die Lebendigen in die Hölle fahren.“

Nach dieſen Worten des Herrn Franciscus trat der Wahnfred vor und ſprach: „Man hat Euch geſagt, daß im Geſtade ein Menſch in Todesnoth liege und Euer begehre?“

„Wer des Prieſters im Leben nicht achtet, der wird desſelben auch im Sterben entrathen können.“

„Ja, Pfarrherr, habt Ihr denn noch nicht gehört von Jeſum Chriſtum, der dem Reuigen verzeiht und den Sünder aufnimmt! Wißt Ihr denn nichts von der Gnade und von der Barmherzigkeit?“

Jetzt bemerkte der Pfarrherr den kleinen Baumhackel, der hinter der Eſche allerlei Geſten machte. „Ei, ei,“ rief er, „da hinten hockt er ja, mein armer Sterbender und treibt Poſſen! Seht Ihr, Geſindel!“

Der Wahnfred ließ ſich nicht irren. „Haſt Du das gewußt, als Du auf dem Wege umgekehrt biſt?“ ſagte er, „nein, geweihter Mann, das haſt Du nicht gewußt und Du ließeſt Einen wahrhaftig verſterben ohne Sacrament! Nun ſehen wir, was Dein Sinn iſt. Wir ehren den Seelenhirten, weil wir in der Noth ſeinen Troſt brauchen, und im Streit ſeine Mittlerſchaft, und in der Sterbſtund ſeinen Beiſtand. Die Sterbſtund iſt kein Spaß. Dieſelbige macht gar oft auch in geſunden Tagen bang; ſie bringt dem Altare manchen Opferpfennig ein. Und Du biſt im Stande, in der Sterbſtund uns zu verlaſſen, und treibſt dort herum, wo Du Unfried ſäen kannſt? Unſer Seelenhirt biſt Du nicht!“

„Davonjagen!“ riefen jetzt mehrere Stimmen, da that der Pfarrherr einen lauten Pfiff. Eine Rotte von Knechten ſtürzte aus dem Dickicht.

„Räuber,“ erſcholl es wild durch die Menge hin, da ſtoben die Zecher und Tänzer auseinander und haſchten nach Steinen, Aeſten, Knitteln; und der Feuerwart nahm ſein Kind. Als jedoch Schüſſe blitzten und Einer unter den Wehrhaften mit grellem Schrei zu Boden ſtürzte, da nahm die Feſtmenge Reißaus und verlor ſich im Walde. Einer aber, der blaſſe Wahnfred war's, ſtand noch am Waſſerfalle, er hatte den blutenden Knaben Erlefried am Arm. Den andern Arm erhob er mit der Fauſt gegen den Pfarrherrn, der von ſeinen Schergen umgeben war, und ſchrie mit heiſerer Stimme: „Pfarrherr, Du haſt mein Kind getroffen. Das bleibt Dir blutig aufgeſchrieben!“

Nun war in Trawies eine ſeltſame Zeit. Es war nicht laut und es war nicht ſtill; es war kein Werktag und es war kein Feiertag. Die Männer arbeiteten nicht, ſondern ſchlichen herum von einem Hauſe zum andern, oder ſtanden in Gruppen beiſammen und redeten in gedämpfter Sprache. Die Kirche war an den Sonntagen faſt leer, und die wenigen Andächtigen, die drinnen ſaßen, mußten es hart entgelten. Die Predigten waren wuchtig, jedes Wort ein Felsblock, das der Prediger auf die Zuhörer niederſtürzte. Griff aber nicht an und der Bauer Iſidor ſagte, es wäre nicht Alles Wort Gottes, was gepredigt würde; Mancher brächte dabei auch ſeine eigene Waare zu Markt, und: Denn lange Predigten wären ihm lange Bratwürſte lieber.

Herr Franciscus ahnte es nicht, was während ſeines Meßopfers ihr Gebet war. Sie flehten zu Gott, daß er dieſen Tyrann von ihnen nehme, daß er wieder einen Echten ſetze nach Trawies, wie ſie ihn einſt gehabt hatten und wie ihn andere Gemeinden hatten. War ihnen doch zu Muthe, als wäre das unblutige Opfer am Altare ein blutiges geworden, als wäre dieſer Pfarrherr der Phariſäer und der

Peiniger und der linke Schächer zugleich. Da war ihr lieber Christus in Brotsgestalt wohl nicht in guten Händen.

Ein Flüstern und Fragen ging von Mund zu Munde, ob denn der Bescheid noch nicht eingelangt sei? Sie hatten Bittschriften verfaßt und abgesandt an die geistlichen und weltlichen Behörden, man möchte doch diesen Pfarrherrn hinwegnehmen; er fülle andere Stellen besser aus, als die zu Trawies. Er sei nicht gut gesinnt gegen die armen Leute der Waldgegend, er sei ein harter Herr. Und gesetzt auch, daß er sich ändere, er habe es schon zu arg getrieben, als daß die Leute zu ihm je einmal Liebe und Vertrauen fassen könnten. Er sei mit Gewalt auf sie losgegangen. Die Trawieser hätten auch ein Rechtsgefühl und hätten auch eine Faust und um Gotteswillen, man möge in Gnaden den Pfarrherrn hinwegthun, sonst wolle man für nichts gutstehen.

Diese Schrift, von den meisten Bewohnern der Waldgegend mit Kreuzen unterzeichnet, mit stillem Gebet begleitet, blieb wochenlang dahin. Man erging sich in allerlei Vermuthungen über den zu erwartenden Bescheid, man sah voraus, daß derselbe rauh und herrisch sein, hoffte aber, daß er im Trawieser Pfarramte eine wohlthätige Aenderung herbeiführen würde. Einstweilen ließ man sich die Härten und Rücksichtslosigkeiten des Pfarrherrn mit Geduld gefallen, und der Mann wurde dadurch nur noch starrer und herber, wie es ja Naturen giebt, die nichts so sehr erbittert als Nachgiebigkeit und Sanftmuth derer, die sie quälen wollen. Seine Unzufriedenheit mit sich selbst ließ er Anderen entgelten, er zerrüttete dort eine Häuslichkeit, zermalmte hier ein gläubiges Herz, verletzte immer wieder neu die Gemüther durch das rohe Niedertreten der angestammten Sitten.

Endlich im Spätsommer, am Tage des Märtyrers Bartholomäus wurde durch den Schullehrer bekannt gegeben, die Gemeinde hätte sich am nächsten Tage zu versammeln in der Kirche, wo ein Bevollmächtigter der Behörden Willen und Gebot verkünden werde.

Seit Jahren war das Gotteshaus zu Trawies nicht mehr so überfüllt gewesen, als zu dieser bestimmten Stunde.

Der Pfarrherr war nirgends zu ſehen. Der Altar ragte finſter in der Niſche auf, kein Kerzenſtrahl erhellte ſeine Bildſäulen.

„Sogar das ewige Licht hat er erlöſchen laſſen in der Ampel," murmelte der Feuerwart. „Das hat ſchlimmes Bedeuten."

Der blaſſe Wahnfred banger Ahnung voll that einen tiefen Athemzug.

Nun hörte man in der Sacriſtei die Thür gehen, welche zur Kanzel führte. Von der Kanzel wird es der Bevollmächtigte verleſen; vielleicht iſt es ſchon der Neue! Aller Augen waren dahin gerichtet, wo einſt ſo troſtvoll das Wort Gottes geſprochen worden war, wo ſeither ſo trotzige Anwürfe, ſo zornige Flüche ausgeſtoßen wurden. Nun wird es bald ein Anderes ſein.

Und auf dieſer Kanzel erſchien der Verhaßte.

Eine dumpfe Unruhe dröhnte durch die Kirche. Der Pfarrherr, heute nicht im Chorhemde, ſondern in dunklem Kleide, ſtand unbeweglich ſtill und ſtarrte minutenlang nieder auf die Verſammlung, harten Blickes, als wollte ſein Auge Schlangen bändigen.

Dann las er mit einer weichen Stimme, die zu dieſer Sache wunderlich ſtand, Folgendes: „Im Namen der von Gott eingeſetzten hohen Obrigkeit! im Namen Seiner Eminenz des Erzbiſchofs! im Namen des hochwürdigen Conſiſtoriums! im Namen der kaiſerlichen Majeſtät hochlöblichen Guberniums! ſei Euch kund und zu wiſſen gethan: die Beſchwerden, die ihr gegen euern Pfarrherrn führt, ſind nicht begründet. Ihr ſeid es ſelbſt, die durch ein unſinniges Zurückgreifen zu einer heidniſchen Lebensweiſe, durch Auflehnung in Sachen der Zehnte, in Außerachtlaſſung der ſchuldigen Ehrerbietigkeit den Unwillen Eures Herrn erregt habt. Euch in dieſen Angelegenheiten Recht geben, hieße euch beſtärken in dem, was wir vermeiden und ſtrafen müſſen. Die Einheit hat ſich der Allgemeinheit, die Gemeinde ſich dem Staate zu fügen. Wer ſich auflehnt, iſt verloren. Wir befehlen Euch unbeſchränkten und unverbrüchlichen Gehorſam gegen Euer Oberhaupt. Wir

bedrohen Euch bei neuerlicher Außerachtlassung Eurer Unterthanenpflicht mit unserem Zorne."

Dann die Namensunterschriften mit den obrigkeitlichen Siegeln, und die Angabe der Residenz und des Datums.

In der Kirche war Aufregung. Mit Murren und Grollen drängten sich die Leute zu den Thüren hinaus. Der Pfarrherr blieb noch stehen und stemmte seine Fäuste auf das Kanzelbrett, und seine Augen rollten den Davoneilenden unheimlich nach. Sein Gesicht hatte eine gelbliche Farbe angenommen, seine Lippen waren zusammengekniffen. Erst als der Letzte von der Gemeinde draußen war, wendete er sich und verließ die Kanzel.

Als er über den Anger dem Pfarrhofe zuschritt, wichen die Leute nach allen Seiten von ihm zurück. Die Greise selbst und die Kinder grüßten ihn unsicher, die Männer versagten ihm jeden Blick und jeden Gruß.

„Wir machen Platz," sagte Einer aus dem Trajankthale. „Heut noch zünde ich meine Hütte an und wandere aus."

„Meine Ahnen haben dieses Thal urbar gemacht," sagte der Feuerwart, „meine Ahnen haben Trawies gegründet. Von meiner Heimat laß ich nicht. Wollen sehen, wer festere Wurzeln hat in Trawies, der Angesessene oder der Fremde!"

Das Volk wollte heute den Kirchplatz nicht verlassen; es wurde immer lauter, es nahte sich immer mehr dem Pfarrhofe. Einer warf einen Stein nach dem Fenster, zertrümmerte es und rief: ob er gutmüthig gehen wolle!

Knechte und Schergen mußten die Leute zerstreuen. Sie zerstreuten sich hier, um sich anderswo wieder zu versammeln.

Weit hinten im Thale, wo der Miesingbach in die Trach stürzt, ist in der Felswand eine Höhle, die Rabenkirche genannt. Es geht die Sage, daß an dieser Höhle alle neunzig Jahre einmal in der Christnacht aus der weiten Waldgegend die Raben zusammenkämen, um sich zu erzählen von todten

Menſchen, die ſie ſeit der letztvergangenen Zuſammenkunft in den Wäldern gefunden hätten. Die Thiere ſollen in menſchlicher Sprache reden, und ein menſchliches Ohr, das ſich von den Schreckniſſen, die zu ſolcher Zeit in der Höhle herrſchten, nicht verſcheuchen laſſe, könne Mancherlei erfahren, was ſonſt für alle Zeit der Welt verborgen bleibe. Mancher wird im Laufe der Zeiten todt auf dem Waldmooſe, oder im Geſelſe gefunden, ohne daß es offenbar iſt, woran er zu Grunde gegangen. Die Raben erzählen es laut, und mancher Mord könnte an's Tageslicht kommen, wenn die Leute das neunzigſte Jahr und die Stunde nicht überſähen, oder wenn ſie den Muth hätten, der Rabenverſammlung in der Höhle beizuwohnen. Haben dann die ſchwarzen Vögel ihre Berichte abgelegt, dann halten ſie Gottesdienſt für jene Todten, die von den Mitmenſchen ohne Gebet und Gedanken geblieben ſind.

Die Männer von Trawies dachten nun wohl nicht an dieſe wunderliche Sage, aber ſie dachten an die Rabenkirche. Und eines Sonntagsmorgens war's, zur Zeit, da die Buchen und die Lärchen ſchon zu gilben begannen, und die Vögel nimmer ihre Lieder jauchzten im Walde, als allerlei Leute herangeſchritten kamen zur Höhle in der Mieſingſchlucht. Sie kamen von Trawies und ſie kamen vom Geſtade, und ſie kamen vom Johannesberg, und ſie kamen vom Tärn und ſie kamen vom hinteren Trajankthale. Wer ſollte meinen, daß es ſo viele Männer gebe in dieſem Walde!

Als die vom Geſtade und vom Tärn und vom Johannesberge an der Kirche vorbeikamen, riefen die Glocken. Sie riefen wie warnend, bittend und flehend! ſie riefen wie die Henne ruft, wenn ſich die Küchlein unkundig der Gefahr von ihr wollen wenden.

Aber die Männer ſchritten finſter vorüber. Die Kirche war ihnen fremd geworden; doch die Kirche mußte wieder gerettet werden. Sie hofften, daß jene Tage bald kommen würden, da ſie wieder mit Freuden der Glocken Stimme folgen könnten.

Unter den Männern war der Feuerwart, und der Jäger vom Trajank, und der Wahnfred und der Waldhüter, und

Uli, der Köhler, und Roderich der Strommer. Jeder hatte in der Hand einen gewichtigen Stock, denn so wie sie dazumal auf der Wildwiesen getroffen wurden, unvorbereitet, wollten sie sich nicht mehr finden lassen. Dem Roderich voran war der kleine Baumhackel des Weges getrottet. Der hatte den Spenser auf der rechten Achsel schlenkern und der war der Einzige, welcher keinen Stock trug. Ohne Waffe ist es weit weniger gefährlich. Wird geschossen, so schießt man zuerst auf den Gerüsteten. Klug war's vom kleinen Baumhackel.

Als der Bursche so dahinschlenderte, halb in der Faulheit und halb in der Sorglosigkeit, fiel aus seinem Spenser ein Papierbüschel zur Erde.

Roderich der Strommer, sah es, hob es auf und verhielt sich still. Es ist so was, wie ein papiernes Geld im Lande; der Baumhackel war gestern mit einem Lärchenkäufer beisammengewesen. Wer weiß! Er untersuchte die Papiere und stieß lachend einen Fluch aus. „Der heilige Erasmus! und überall der heilige Erasmus! Ja freilich," fuhr der Strommer in seinem Selbstgespräch fort, „dem haben sie die Gedärme aus dem Leibe gewunden, ein Blutzeuge! und itzo brauchen ihn die Trawieser Leut' als Beichtzeugen. Hätt's nicht lieber Geld sein können?"

Es war freilich ein Fund zum Aergern.

In der Pfarre Trawies war es Sitte, daß Jeder, der zur Osterbeichte ging, nach der Absolution vom Beichtvater einen Zettel erhielt, den er später als Beweis, daß er der kirchlichen Satzung gerecht geworden, im Pfarrhofe abzugeben hatte. Auf diesem Zettel war das Bild des Trawieser Pfarrpatrons mit der Unterschrift: „heiliger Bischof Erasmus, bitt' für uns bei Gott, behüte uns im Leben, steh' uns bei im Tod!" Darunter: Osterbeicht des Pfarrkindes: dann ein leerer Raum, auf welchem der Priester nach der Lossprechung jedesmal den Namen des Beichtkindes schrieb, und die Jahreszahl. Kam hernach die Zeit, da Jeder seinen Merkzettel wieder ablieferte, so hatte der Seelsorger genaue Uebersicht, ob wohl Alle seines Sprengels die österliche Beichte abgelegt hatten.

Wie kam nun der kleine Baumhackel zu den gesammten Beichtzetteln eines ganzen Jahres?

„He Lümpel (kleiner Lump)! halt still!“ rief Roderich dem Baumhackel nach. Dieser wendete sich um.

„Hast was verloren, kleiner Baumhackel!“

Allsogleich begann der Kleine seine Säcke zu durchsuchen.

„Fehlt Dir nichts?“

„Wüßt' nichts, wenn Du nicht etwa meine verlorene Seel' meinst?“

„Das da! gehört's mir?“

„Wird nicht viel dahinter sein an dem Fund, weil Du ihn aufzeigst,“ sagte der Baumhackel. Da sah er schon die Beichtzettel.

„Soll ich die Sach' richtig noch alleweil im Sack gehabt haben?“ fragte er sich selber.

„Bürschel,“ sagte der Strommer und legte seinen Arm um die Schulter des Baumhackel, „wie kommst denn Du zu so heiligen Sachen?“

„Gestohlen hab' ich sie,“ war die Antwort.

„Gestohlen! Wenn Du in dem Pfarrhofe einbrichst und nichts Besseres findest, als wie Heiligenbilder, dann bist Du ein Tropf.“

„Weißt Du, mein lieber Roderich, für gewöhnlich verlege ich mich nicht auf's Stehlen. Wenn ich's doch einmal probir', so hat's seine eigene Ursach'. Wenn Du stiehlst, so gehst beichten, das gehört sich. Wenn Du einmal nicht beichten gehst, so mußt stehlen.“

„Willst Du etwan stänkern!“ begehrte der Roderich auf „an mir thätest Dich grob irren!“

Fast erschrocken über den plötzlichen Zorn des Strommers stotterte der kleine Baumhackel: „Ich will Dich ja nicht kränken. Weil Du mich gefragt hast, wie ich zu den heiligen Sachen komme, so habe ich es Dir nur sagen wollen, warum ich sie gestohlen hab'. Ich bin zu den vorigen Ostern nicht bei der Beicht gewesen.“

„Du Unchrist!“

„Weil ich was weiß, was der Pfarrherr nicht wissen darf, und was ich ihm hätt' sagen müssen, wollt' ich mir bei der Speisung nicht das Gericht herausgetrunken haben. Gelt, daß ich doch wieder ein Christ bin! Wie aber die österliche Zeit vorüber ist, da komme ich in's Simuliren, was mir geschehen wird, wenn's aufkommt, daß ich schwarz durchgerutscht bin. Und aufkommen muß es, mein Beichtzettel wird fehlen. Da ist mir fürchtig worden, und an dem Tag, wie die Leut' mit ihren Zetteln in den Pfarrhof kommen sind, schleich ich mich zur Abenddämmer in's Haus. Mit der Stubendirn bin ich zusammengespielt, ihretwegen eben geht die Heimlichkeit her; sie ertappt den ganzen Buschen der Beichtzettel und steckt ihn mir zu. Jetzt soll er's nur beweisen, daß mein Zettel fehlt, jetzt fehlen ihm alle. Wenn Du Eins brauchst, Strommer, ich verkauf' auch davon."

„Ich richt' mir's schon selber ein," antwortete Roderich, „ein Jahr, wo ich nicht gar zu arg aufgeladen hab', beicht' ich zweimal und verspar' mir das zweit' Zettel auf ein ander Jahr, wo man nicht gern schwatzt. Die Zahl laßt sich verkratzen."

„Ist auch nicht schlecht." —

Da sie sich an der Miesing allmählich versammelten, machte das jüngere Volk viel Lärm. Es ist ja überall ein Volksfest, wo die übermüthigen Burschen zusammenkommen; sind schon die Mädchen nicht da zum Schäkern und Tanzen, so giebt's deswegen noch keine Langeweil. Klettern, Ringeln, Fingerziehen und allerlei lustiges Gespiel wird getrieben, und es mag die Zeit noch so ernsthaft sein. Die Aeltesten von Trawies, und auch Andere der Selbstständigen und Wortgewichtigen, sonderten sich allmählich von der lustigen Gesellschaft und zogen sich in die Höhle zurück. Während draußen das Volk in fröhlichem Jagen Holz zusammentrug und Feuer machte, daß der blaue Rauch frisch in's Getanne aufwirbelte, während sie Forellen fingen aus der Miesing und aus der Trach, und dieselben ausweideten und brieten, während sie jodelten und sangen und sich ergötzten an tollen Possen in kindlicher Lust, legten drinnen in der düsteren

Felſenkluft die betagten Männer bedachtſam den verhängnißvollen Samen in die Erde für eine ſchreckensreiche Zukunft.

Gallo Weißbucher, der Feuerwart, hatte das Wort ergriffen und ſo geſprochen:

„Männer von Trawies! Ihr wißt, weshalb wir uns hier verſammelt haben.“

„Wir wiſſen es,“ murmelten die Männer.

„Auch wir haben ſonſt miteingeſtimmt in das luſtige Treiben der Jugend; denn in Trawies hat Jeder lang gelebt und Keiner iſt alt geworden. Das hat umgeſchlagen. Seit vielen Tagen ſehe ich auf Euren Geſichtern keine Freude und keine Heiterkeit mehr. Auch mir iſt das Lachen vergangen. Trawies war frei, und jetzt iſt es geknechtet. Und das nicht etwa durch geänderte Geſetze. Unſere geiſtliche und weltliche Regierung iſt dieſelbe geblieben — die war immer ſtarr und hat ſich nie gekümmert um unſer Leben im Walde. Wir haben ihr unſere Pflicht erwieſen und ſind des Weiteren unſere Herren geweſen. Und wie ſteht es jetzt? Unſer Verderben iſt ein einziger Mann, ich nenne ihn nicht, Ihr kennt ihn Alle! Möchte er uns ſo kennen, wie wir ihn! Er kam, ein Fremder, und wir haben ſeither keinen Kaiſer mehr. Er iſt Fürſt, aber nicht fürſtlich, er zehrt von unſerem Mark. D'rum ſei's! An unſerem Mark hat noch Jeder gezehrt. Aber dieſer greift uns mit roher Fauſt an's Herz. Unſer angeſtammtes Recht will er zertreten. Und iſt's nicht wahr, daß er unſere Häuſer plündert?“

„Es iſt wohl wahr!“

„Iſt es nicht wahr, daß er uns von der Sache unſerer Vorfahren trennen will, ſo wie man einen Stamm von ſeiner Wurzel reißt, um ihn hinzuſchleudern, daß er vermodere? Habt Ihr die Büttel nicht geſehen, die er hält, Fanghunde, die uns zerfleiſchen ſollen? Habt Ihr das Pulver nicht gehört knallen oben auf den Wildwieſen?“

„Wir haben es gehört!“

„Das Blei iſt in unſer Fleiſch gefahren. Ein ſchuldloſes Kind iſt getroffen worden, aber Jedem von uns wird heute und immerdar dieſe Kugel im Herzen ſtecken.“

Der blaſſe Wahnfred knirſchte die Zähne zuſammen, er dachte an das friſche Blut, das von den Gliedern ſeines Söhnchens niedergerieſelt war; er dachte an die Schmerzensnächte, die er mit Erlefried durchwacht hatte, bis die Gefahr endlich beſeitigt und der Arm heil geworden.

„Iſt das ein guter Hirt, der die Wölfe auf ſeine Heerde hetzt?“ fuhr der Feuerwart fort.

„Verflucht! Verflucht!“ erſcholl es in der Höhle.

„Bekämpft den Zorn, Ihr Männer von Trawies! Mit Vernunft und Ueberlegung müſſen wir heute berathen, was zu thun ſei, um uns zu ſchützen gegen den Feind. Will Einer Wort haben?“

Es ſchwieg ein Jeder.

„Unſere Bitten an die Behörden ſind, wie Ihr wißt, fruchtlos geblieben. Noch zu Trotz und Schmach hat man den Beſcheid durch ihn uns zugeſchleudert! Nun iſt er frecher, als je, und wir ſind hilflos, wenn wir uns nicht ſelber helfen. Was iſt Eure Meinung?“

„Er muß fort!“ riefen mehrere Stimmen.

„Deß bin ich mit Euch einig, Männer. Ueber Alles zwar haſſe ich die Gewalt. Aber die eben iſt es, die uns empört hat, die wir vertreiben müſſen. Die hohen Herren haben uns ſagen laſſen, die Einheit ſoll ſich der Allgemeinheit fügen. Wir wiſſen das lange und fügen uns dem Reich. Ich füge mich der Gemeinde, und wenn ich es nicht thue, ſo ſollt Ihr mich zertreten. Es iſt ewiges Geſetz, daß ein Einzelnes ausgeſchieden wird, wenn es nicht zum Gedeihen des Ganzen iſt.“

„So muß er fort!“

„Er wird wiederkommen und eine verſtärkte Rotte gegen uns mit ſich führen,“ ſagten Andere.

„Kommt er wieder, ſo ſoll er eine Brandſtatt finden, dort wo der Pfarrhof geſtanden iſt.“

„Ihr werdet den Pfarrhof in Frohndienſt wieder aufbauen. Ein Feind geht fort, mit Hunderten kommt er zurück.“

„Was alſo, was?“

„Macht ihn todt!“

Eine ſchwere Stille. Wer hatte das Wort ausgeſprochen? Aus dem finſteren Hintergrunde war es plötzlich wie eine Eule aufgeflattert, dieſes Wort. Nun war es ſtill. Selbſt draußen hatte ſich das Lärmen verzogen. Ueber den Wipfeln wehte ein Lüftchen und welke Blätter der Buchen flogen vorüber an dem Eingange der Höhle.

Der Feuerwart fragte nun mit einem Tone, der umflort war: „Hat Einer Wort dagegen?“

Keiner.

Die Männer rückten näher zuſammen und noch tiefer dem Hintergrunde zu. Einige flüſterten haſtig; man ſah nicht, wie tief ihre Wangen glühten. Andere ſchwiegen und preßten die Lippen zuſammen; man ſah nicht, wie blaß ſie waren. Allmählich wurden die Worte der Sprechenden lauter und leidenſchaftlicher — die Meinungen entzweiten ſich. Dem Feuerwart gelang es wieder zu ſchlichten, und die Berathung nahm ihren Lauf. Es ſoll von draußen Keiner in die Höhle! Es ſoll von innen Keiner hinaus. Die Glieder des Rathes hoben ihre Arme empor, ſchwer wollte es gelingen, aus der trotzigen Fauſt drei Finger loszulöſen, ſie auszuſtrecken zum Schwure. Wen es trifft, der muß es thun, ohne Einwand und ohne Zögern. So wahr er des großen Gottes freigebornes Kind iſt!

„Trifft es mich, ich thue es ohne Einwand und ohne Zögern, ſo wahr ich des großen Gottes freigeborenes Kind bin!“

So ſchwur ein Jeder. —

Nun trat ein ſchlanker, hagerer Mann, der Bart vom Tärn genannt, aus der Höhle und richtete ſeine Augen auf den Boden, als ob er was ſuche. Manches Steinchen hob er auf und warf es wieder weg; manches Blatt pflückte er ab am Hage, und ließ es fallen, manches Zweiglein faßte er an, und ſchnellte es wieder aus der Hand, daß es eine Weile wiegte und ſchwankte an ſeinem Aſt.

„Was willſt Du?“ fragte Roderich der Strommer, der abſeits von der fröhlichen Geſellſchaft ſtand und das Herumſpähen des Bart bemerkte.

„Ich brauche so Sachen da," sagte der Bart ohne den Strommer anzusehen, „Steinchen, oder Blätter, an die vierzig Stücke. Aber gleich sollen sie sein an Größe und Form."

„So!" antwortete der Strommer „schau, vielleicht kannst Du das brauchen." Er hielt ihm das Päckchen der Beichtzettel vor, welches er früher hinter dem Rücken des kleinen Baumhackel aufgelesen hatte.

Der Bart sah die Zettel an, er fragte nicht erst, wie kommst Du dazu? Er sagte nur: „das thut's!"

„Wozu brauchst sie?" fragte der Strommer.

„Zum Feuermachen," versetzte der Bart, „bleib' Du herausen." Und ging in die Höhle hinein.

Dort wurden die Zettelchen gemustert. Vierzig Männer waren anwesend, vierzig Männer hatten geschworen; vierzig Stücke von den Beichtzetteln der Pfarrkinder wurden ausgewählt, und zwar jene mit den Namen der vierzig Männer.

„Das ist Schickung!" sagte einer der Aeltesten und wies auf das Bild, „Sanct Erasmus unser himmlischer Schutzherr ist mit uns!"

„Amen!" murmelte der Feuerwart und streute die Blättchen in eine Felsenspalte hinab. Dann nahm er den Stock und rührte sie da unten durcheinander. Hierauf wendete er sich zu den Uebrigen und sagte: „In dieser Felsenurne ruht nun das Geschick von Trawies und unsere Zukunft. Bald wird der Bote emporsteigen und einen von uns auffordern zu seiner That. Unser Aller ist das Werk, aber sein ist das Vollbringen. Alle werden mit ihm sein und hilfreich zur That. Und ist sie vollbracht, so werden Alle für ihn stehen und ihn schützen und ehren als den Befreier. Nun streiche ich etwas Harz an meines Stockes Ende. Das Blatt, welches d'ran kleben wird, sei Gottes Stimme. Sollten es mehrere Blätter sein, so hat zwischen denselben neuerdings das Los zu entscheiden. Hier ist der Stock. Wer will ihn nehmen und in die Urne stecken?"

Sie weichen zurück. Sie ahnen, daß jeder Handgriff hier, so lange der ungebundene Wille noch gilt, das Verbrechen ist.

Der Bart vom Tärn nahm endlich den Stab zur Hand und senkte ihn in die Spalte des Felsens.

Die Augen aller Anderen waren starr geheftet auf die Umrisse der schlanken Gestalt, die in der tiefen Dämmerung stand. Nun hob sie den Arm, am Stocke klebte das weiße Blättchen. Er hält es lange unbeweglich, Keiner will es anfassen, da löst es sich los und flattert wieder in die Tiefe. Hoch in der Höhle Wölbung war ein Geräusch, als wäre eine Eule, oder ein Rabe gepflogen. Mancher dachte bei sich: Vielleicht war dieser Zettel der meine gewesen und mein guter Engel hat ihn mit einem Flügelschlag zurück in den Abgrund geweht. Manchem kam das Grauen und er wollte die Höhle verlassen. Der Feuerwart vertrat den Ausgang und erinnerte ernst an den Eid.

Noch einmal tauchte der Bart den Stab in den Felsenspalt, hob mit ihm ein Blatt.

Auf dem Sande lag das Papier: Der Heilige war leicht zu sehen. Der Jäger vom Trasank bückte sich und las: „Heiliger Bischof Erasmus, bitt' für uns bei Gott, behüte uns im Leben, steh' uns bei im Tod! Osterbeichte des Pfarrkindes:" Aber der geschriebene Name war in der Dunkelheit schwer zu lesen. Uli der Köhler schlug Feuer und bei solcher Gluth lasen sie die vom Pfarrherrn eigenhändig geschriebenen Worte „Wahnfred im Gestade."

Wahnfred stand dort an der feuchten Wand und regte sich nicht. Er war noch blasser, als sonst. Seinen Namen hatte er gehört. Die Schleier seiner Träume, in die sich der stille Schwärmer so gern gehüllt hatte, waren gesunken; er sah vor sich einen blutigen Lebensweg.

Am Gestade, wo das Thal der Trach sich weitet und von einem sanfter aufsteigenden Bergrund umschlossen eine Au bildet, auf welcher Wiesen und kleine Aecker liegen, auf welcher zwischen uralten, reisiglosen Tannen und jungen Buchen und Erlen graue Sandhaiden sind, und durch welche die Trach in breitem Bette still dahinrieselt, — auf einer freien Anhöhe, an den Berg gelehnt, steht das Haus, genannt

„am Gestade". Es ist das malerischeste in der ganzen Gegend, es ist aus Holz gebaut und blickt mit seinen großen, hellen Fenstern offen in das Thal hinaus, während die anderen Menschenwohnungen hier mißtrauisch ihre Luglöcher verwahren und verschließen und halb versteckt hingekauert liegen im Gebüsche.

Das Haus am Gestade steht frei und hat einen hohen Dachgiebel, und hat auf diesem Giebel sogar noch ein Thürmchen. Trawies ist zu weit hinten im Thale, man hört daraus keine Glocke klingen. „Darum ist hier aufgestellt ein metallener Mund, der da tönet zum Preise des Herrn, als wie Harfenspiel in Zion." Im Vorgemach des Hauses war zur Zeit eine Zimmer- und Schreinerwerkstatt errichtet, deren Fußboden stets mit Hobelspänen bedeckt war.

Der Fremde, welcher in das Innere des Hauses trat, sah sich wohl zweimal um, bis er dann fragte, ob er wirklich beim Schreiner Wahnfred sei. Da d'rin sah's aus, wie in der Wohnung eines Landpfarrers. Alles blank und rein gescheuert und schneeweiße Vorhänge an den hellen Fensterscheiben. An den Wänden Heiligenbilder, auf den Leisten Bücher mit allerlei geschriebenen und gedruckten Inlagen. Am Thürpfosten war ein Becken aus Thon mit klarem Wasser gefüllt, und darüber an der Holzwand stand geschrieben: „Ich bin das Alpha und Omega. Wen dürstet, dem will ich von dem Quell des Lebenswassers zu trinken geben."

Wenn der Herr des Hauses hinausging in den Wald oder zu fremden Menschen, so tauchte er stets den Finger in das Becken und besprengte mit Wasser seine Stirne und besprengte das Haus. Als ihn einst ein Fremdling fragte, ob das Wasser denn wohl die Kraft habe, ihn und das Haus zu segnen? antwortete Wahnfred: „Das Wasser thut es nicht, aber die gute Meinung thut es. Unser Denken und unser Wollen ist die Kraft, womit Gott Sabaoth die Welt regiert; weil das Denken und das Wollen im Anfange keine Gestalt hat, so müssen wir ihm eine Gestalt geben, die vor uns steht, denn das Auge muß es sehen und das Ohr muß es hören, was das Herz glauben soll."

Iſt das ein Handwerker? Muß der Mann nicht in einer Kloſterſchule oder von einem Denker in der Zelle erzogen worden ſein? — Wahnfred iſt in dieſem Hauſe geboren worden und noch nie weiter über das Haideland hinausgekommen, als bishin, wo die fünf Kiefern ſtehen. Er hatte in der kleinen Schule von Trawies das Leſen und das Schreiben gelernt; der alte Prieſter mit dem weißen Haar auf dem vorgeneigten Haupte und mit dem elfenbeinernen Kreuze auf der Bruſt, der dazumal Herr zu Trawies war, hatte ihm Unterricht gegeben in manchen Dingen der Welt, beſonders aber in den heiligen Schriften und in den göttlichen Offenbarungen. Wie der Greis lehrend zur Erde ſchaute, ſo blickte der Knabe vernehmend und verlangend zur Höhe auf. Und wo die Wolken auseinandergingen und andere Augen nur das Blaue ſehen, erblickte er die Himmel, und die Ewigen der Himmel, und all' jene Zauber und Entzücken der Himmel, welche ein ſchwärmeriſches Menſchengemüth mit einem Glücke erfüllen, desgleichen die Erde nimmer geben kann.

Der alte Prieſter wollte den Knaben in eine geiſtliche Lehranſtalt bringen; da ſtarb er, und das war der Wegzeiger in Wahnfred's Leben. Seiner Anlage nach wäre er ein Gottesgelehrter, vielleicht ein Kirchenfürſt und jedenfalls ſo viele Jahre nach ſeinem Tode heilig geſprochen worden. Aber wie anders der Weg und wie ganz anders das Ziel! — — Wahnfred blieb im Hauſe ſeiner Väter und lernte das Handwerk ſeiner Väter.

Alltäglich aber, wenn die Weiden des Baches und die Wolken der Höhen in der Abendſonne ſchimmerten, ließ der junge Schreiner Axt und Hobel ruhen und aßte ſich an den heiligen Schriften. Hierauf kam eine Zeit, da er Verſe der Bibel nicht mehr ſo auslegte, wie ſie der prieſterliche Greis ausgelegt hatte, ſondern anders. Heiß wurde ihm bei den Worten der Apokalypſe: „Da ſah ich ein Weib auf einem ſcharlachrothen Thiere ſitzen. Sie hielt in ihrer Hand einen goldenen Becher. Auf ihrer Stirn ſtand geſchrieben der Name: Geheimniß. Und ich ſah das Weib trunken vom Blute der Heiligen. Und von dem Luſtwein haben alle Völker

getrunken." — Dann las er, wie Laban um Rachel freite, und eines Tages, da sah er Eine im hintersten Thale des Trasank, die schöner war, als er sich die Rachel hätte denken können. Zur selben Zeit saß er in den Sommernächten vor der Thüre seines Hauses und blickte hinab auf die Buchen und Weiden im stillen Mondenglanze und hörte das Rauschen der Trach. Er dachte nicht an den Wald und an das Rauschen der Trach. — Die Bäume zogen an ihm vorüber mit ihren hohen Häuptern, die Steine stießen an seinen Fuß. Berge bauten sich auf vor seiner Brust und steglose Wasser ergossen sich auf seinen Pfaden. Und da er sich endlich wieder fand, da saß er nicht mehr vor der Thüre seines Hauses am Gestade, da kniete er im hintersten Thale des Trasank vor dem Fenster einer Hütte und horchte den weichen Athemzügen einer Schlummernden. Er horchte so lange, bis der Morgenstern emporstieg über den weiten Wäldern des Ritscher, dann erhob er sich von seinen Knien und ging heim zum Gestade und frisch aus seinem Hobel flogen die Späne.

Und einst, am Tage der Sonnenwende war es, als das Mädchen früh Morgens auf dem Gottesacker stand und über die Gräber rief:

„Meine Mutter, ich wecke Dich! Mein Vater, ich wecke Dich! Mein Bruder und Schwester, ich wecke Dich! Die heilige Sonnenwend' ist da!" hörte es Wahnfred und sagte zum Mädchen: „Deine lieben Leut', hast sie schon alle da unten?"

Sie neigte das Haupt.

„Bist ganz allein auf Erden?"

Sie neigte das Haupt.

Er floh von ihr.

Und in einer der nächsten Nächte kniete er wieder an ihrem Fenster und horchte der weichen Athemzüge drinnen. Schwer und schwül war die Luft. Ueber dem Trasank war zur selben Stunde ein Gewitter aufgestiegen, ein Blitz leuchtete hin und Wahnfred sah bei diesem Scheine das Weib in seiner unbegrenzten Schönheit.

In jenem Augenblicke waren seine Himmel zusammengestürzt. Er floh durch Sturm und Wetter seinem Hause zu,

und die Donner ſchienen zu grollen über den Blick ſeines Auges in das Allerheiligſte des irdiſchen Glückes, dem ja doch die Wolken ſelbſt ihr Licht geliehen hatten.

Für alle Zeiten hatte der Blitz die Lichtgeſtalt fixirt auf dem dämmernden Grund ſeines Herzens. Am Morgen des Gottsleichnamsfeſtes, da die Jungfrau ihre weißen Arme hinter das Haupt hob, um für die Kirche den grünen Zweig zu flechten in ihr Haar, das da ſchimmerte, wie das Kornfeld wenn es reif iſt — ſtürzte Wahnfred lodernden Auges in ihre Kammer und rief: „Küſſe mich mit den Küſſen Deines Mundes, denn köſtlicher iſt Deine Labe als Wein!“

„Was willſt Du, Wahnfred?“ liſpelte ſie und war gar ſehr erſchrocken über den blaſſen Jüngling, aus deſſen nächtigen Zügen Blitze zuckten.

„Wenn Du es nicht weißt, o Du ſchönſtes der Mädchen!“ rief er, ſein Knie ſank auf den Boden hin und ſeine Hände ſtreckten ſich aus, ſie zu umarmen. „Wie ſchön, o Holde, biſt Du! Ein Myrthenſtrauß mir, der an meinem Buſen ruhet!“

Das war die Werbung geweſen. An ſeinem Arm hatte er ſie heimgeführt in's Haus am Geſtade. Sie war ſeine Hausfrau, die ſorgende und liebende. Sie hörte gern zu, wenn er ihr vorlas aus dem Schwanengeſange des weiſen Königs, aber ſie erwiderte ſeine Worte nicht. Sie war wie ein ſtiller See, der immer klar iſt; ſie war ein häusliches Weib, das dem Schwärmer praktiſchen Sinnes die Wirthſchaft aufrecht hielt, ſonſt wußte die Nachbarſchaft nichts von ihr. Im erſten Jahre erſtickte ſie der Mann faſt mit ſeiner Liebesgluth. Sie trug ihr Glück ſtill im friedensvollen Herzen. Im zweiten Jahre hing ſein Auge oft fragend an ihren Lippen. Sie ſah ihn mit mildem Lächeln an und hatte kein Geheimniß. Im dritten Jahre wendete er ſich wieder den heiligen Schriften zu und ſuchte ſich die Pforten der Himmel noch einmal zu öffnen, aus denen voreinſt entzückende Seelenluft auf ihn niedergefloſſen war. Sein Weib ſchwieg und trug ſtill an einem Schmerze, ſie arbeitete und ſie diente ihrem Gatten, und ſie ſtarrte zuweilen gar betrübt in die

Flammen des Herdes hinein, die von den Hobelſpänen genährt waren.

Endlich im vierten Jahre, am Vorabende der Pfingſten, da ſie ruhend unten ſaßen am Waſſer unter dem Frieden der Erlen, ſagte das Weib zum Manne: „Wenn Gott es waltet, mein lieber Mann, ſo werden wir, bis der heilige Chriſt kommt, ein Kind haben.“

Gott hat es gewaltet. Die Freuden desſelben Sommers, die Reize desſelben Herbſtes waren für Wahnfred nicht da. Wie niemals noch dem Frühling, ſo ſehnte er ſich dem Winter entgegen. Als die Schneeflocken niedertanzten, ſchauerte er vor innerer Luſt; als die Kruſte des Eiſes ſich zog über die Trach, da ſagte er zum Weibe: „Die Waſſer rinnen ſtille. Er iſt nah'!“

Und drei Tage vor dem heiligen Chriſt war Erlefried erſchienen.

Wir ſind dem Knaben ſchon begegnet. Er führte das Mädchen des Feuerwart hinauf zur Wildwieſen. Oben traf ihn der Schuß eines Schergen.

Wahnfred hatte damals den blutenden Knaben nach Hauſe gebracht, unterwegs hatte er alle Flüche des alten Teſtamentes, heißgekocht in ſeinem Herzblute, ausgeſtoßen. Das Weib hatte nächtelang kein Auge geſchloſſen, aber dieſes Auge hatte nicht geweint, es hatte nur geſorgt, gewacht über dem kranken Kinde. Ihr Mund hatte keinen Fluch der Vergangenheit zurückgeworfen, er hatte nur Gebet für die Zukunft, für die Geneſung des Kindes.

Und es genas. Die jungen Wangen wurden wieder roth, der helle Geiſt in ihm wieder lebhaft. Aber nie hatte er vom Schuſſe auf der Wildwieſen mehr geſprochen. Und Wahnfred auch nicht; dem jedoch war es zu Troſte, daß die Wunde am Arme eine Narbe zurückgelaſſen hatte — dieſe Narbe iſt der unauslöſchliche Schuldbrief, mit welchem Erlefried einſt, wenn er Mann geworden, einfordern wird.

Da war jener Tag gekommen, an welchem Wahnfred, der Schreiner vom Geſtade, mit Schaudern erfahren mußte, daß die Sühne nicht warten wollte auf die Thatkraft des

Sohnes, daß sie noch vom Vater geübt werden sollte. Dieser Mann, der den Fluch gethan, soll den Fluch nun selbst erfüllen. —

So saß er an einem Spätherbstmorgen vor der Thür seines Hauses und brütete.

Im Thale lag der Reif, und die Ahorne und die Buchen reckten ihre blattlosen Aeste und Zweige in die kalte Luft hinein. Durch den blauenden Nebel schimmerte in der aufgehenden Sonne die Trach wie eine ungeheure Silbernatter. Das war ein anderes Herbsten, als jenes, da das Kind erwartet wurde zum heiligen Christ.

Wahnfred starrte in's Weite, Kalte, Leblose, als wollte er lesen in der ersterbenden Natur, wie man Sterbenmachen lerne. „Wer Blut vergießt, dessen Blut soll auch vergossen werden!" so stand es in der Schrift. Wohl, so ist das Gesetz und so heißen wir es gut. Aber wehe Dem, der aufgerufen wird zu richten! Nöthig ist der Freimann, aber ehrlos ist er doch! — Der Mann, der seiner Tage lang nichts Hartes plante, der in den Worten der heiligen Väter — die ihm wie Musik und Zionsglockenklingen waren — den Ewigen suchte: ihn hat der Zorn des Himmels zum Richtschwert erwählt.

Wohlan, wohlan! So dachte Wahnfred: Heilig ist der Cherub, der mit der Flamme des blinkenden Schwertes den Missethäter austrieb und an der Pforte steht, zu hüten den Baum des Lebens. Auch Trawies, die stille, die liebe Heimat im Schatten des Waldes, ist ein Eden, das gehütet werden muß vor dem Verderber. Auch die Sitten der Väter sind ein Baum des Lebens, an dessen Zweige gute Thaten reifen, unter dessen Schatten ein freies, zufriedenes Geschlecht reigt. Jener, der gestellt war, um den Baum zu schützen, hat seinen Arm freventlich ausgestreckt nach seiner Krone. Er muß dahin. Am Tage, da das Fest der Seelen begangen wird, das Gedächtnißfest für diejenigen, die vor uns waren — soll der Zwingherr uns nimmer bedrohen. Auch auf seinem Grabe wird ja eine Lampe brennen. Böse Menschen segnet man, wenn sie nicht mehr sind.

So war sein Sinnen. Die Sonne schien noch trüb durch den frostigen Morgennebel; sein Auge war nun an sie ge-

bannt, als ſauge er an ihrer rothen Gluth Rath und Kraft für ſein Beginnen.

„Du ſollſt nicht tödten!“ erklang jetzt im Hauſe eine Stimme. Wahnfred fuhr empor; da kam der kleine Erlefried zur Thür heraus, blickte den Vater bittend an und ſagte wieder: „Hilf mir! Du ſollſt nicht tödten!“

„Tödten? wer kann das ſagen?“ ſprach Wahnfred barſch. „Was geht's Dich an? Willſt Du mich meineidig machen?“

Der Knabe blickte befremdet in ſeines Vaters Geſicht. Dann ſchmiegte er ſich an ſeine Knie und fragte leiſe: „Biſt Du böſe? So will ich's wohl allein lernen.“

„Mein Kind!“ Er legte ſeine Hand auf des Knaben Lockenhaupt, „ſage mir, was willſt Du allein lernen?“

„Der Pfarrherr hat uns in der Schule das fünfte Gebot aufgetragen und wer es morgen nicht ſagen kann, der muß auf's Scheit.“

„Dich, Dich ſchon ſollte das fünfte Gebot auf's Scheit bringen? Alberner Junge. Gieb her das Buch, ich will Dir helfen.“

Und er las: „Durch das fünfte Gebot wird verboten, ſich ſelbſt, oder einen anderen zu tödten. Denn ſo ſpricht der Herr: Das Blut eurer Seelen will ich von der Hand des Menſchen fordern. Von der Hand des Mannes und ſeines Bruders will ich die Menſchenſeele fordern. Ich ſage euch, wer ſeinem Bruder zürnt, der ſei des Gerichtes ſchuldig!“

Erlefried ſagte dem Vater die Worte nach und meißelte mit einem Taſchenmeſſer an einem Holzſtäbchen. Er ſchien an die Worte, die er nachſagte, kaum zu denken, ihn beſchäftigte das Stäbchen.

„Du biſt zerſtreut, Kind,“ verwies Wahnfred, „was machſt Du da?“

„Ein Schwert,“ war die Antwort des Knaben . . .

— — — — — — — — — — — — —

Wahnfred hatte laut aber bitter aufgelacht, als er in ſeinem Kinde ſah, wie man im Schmieden des Schwertes das Gebot ſich einprägt: Du ſollſt nicht tödten! Das iſt die Menſchheit, ſo hat ſie es immer getrieben, ſo wird ſie es

immer treiben. Die Hand frevelt und der Mund richtet. Oder iſt es umgekehrt? Frevelt der Mund? Richtet die Hand? — Das ſcheint beſſer zu ſtimmen.

Vom Pfarrherrn kam eine Aufforderung, daß die Leute den Herbſtzehent an Korn, Schmalz, Fleiſch, Wolle und Flachs in den Pfarrhof bringen ſollten. Der Wahnfred hatte ein Schwein geſchlachtet und ſendete dem Herrn ein ſchönes Stück des geräucherten Fleiſches. Das wäre ein Weg, ihm den Tod in's Haus zu ſchicken — ſo war es durch ſein Hirn gefahren wie ein Blitz; — aber nicht wie jener entzückende Strahl, der ihm einſt das Leben gezeigt hatte Wahnfred ſchleuderte den wilden Gedanken raſch von ſich.

Zur ſelben Zeit war in den Wäldern des Tarn eine Hirſchjagd. Die Bauern von Trawies waren als „Treiber" aufgeboten. Etliche von ihnen erhielten Schießgewehre in die Hand; wo ein Wolf oder gar ein Bär ſich zeigte, da durfte er von einem Treiber niedergeſchoſſen werden. Auch Wahnfred vom Geſtade wurde mitgerufen und erhielt ein Feuerſchloß. Etliche Herren aus Oberkloſter waren da, denen zur Seite ſtets der Herr Franciscus ging. Die Leute waren höchlich verwundert, als ſie ſahen, wie freundlich und artig ihr Pfarrherr ſein konnte — wie eine Taube, ſo geſchmeidig. „Wenn er ſeinen Pfarrkindern daheim nur halb ſo gütig wäre, ſie wollten ihn anbeten," ſagte einer der Treiber.

„Der iſt ja viel zu demüthig, als daß er ſich anbeten ließe," ſpottete ein Anderer. „Der will nichts von ſeinen lieben Pfarrkindern, als einmal tüchtig Prügel."

Der ſo ſprach, er wußte nichts von der Verſchwörung in der Rabenkirche.

Um ſo lebhafter dachte Wahnfred daran, als er im Dickicht lauerte und durch das Gezweige ſah, wie dort am Lärchbaum, kaum zwanzig Schritte von ihm der Pfarrherr ſtand. Er war jetzt allein und wartete mit geſpanntem Hahn auf den Rudel von Hirſchen, der jenſeits des Grabens aufgeſtöbert worden war. Der Lärm der Treiber und der Hunde hallte halb verloren durch den Wald. Wahnfred ſah, wie Herr Franciscus vor Begier bebte, und im Auge des Jägers

war wieder dasselbe Feuer, wie dazumal auf der Wildwiesen, als er in das Sonnenwendfest hatte hineinschießen lassen.

Auch dem Wahnfred — er hatte in seinem Leben schon manchen guten Schuß gethan — zuckten die Finger am Feuerschloß. Wenn jetzt die Hirschen kommen, dachte er, so darf ich nicht losbrennen. Auf Edelwild nicht — nur auf Raubthiere. Auf Raubthiere doch? Das hat er selbst erlaubt. Ei, was dort für ein schöner großer Wolf steht? Er ist aber auch ein Fuchs und hat sich in Schafspelz gehüllt und ist ein Schafhirt geworden. Und führte die Schäflein in den Wald und will sie zerreißen. Wart', Unthier, ich schieß dich nieder. Herr Franciscus . . . Dabei fuhr Wahnfred mit dem Schafte seines Gewehres schon an die Wange — was hast uns oft, wenn der Zehent nicht reichlich wollen einlaufen, so tapfer gepredigt vom jüngsten Gericht! In einem Vaterunserlang stehst selber davor. Es wäre mir nicht unlieb, wenn Du das Vaterunser wolltest beten; ich hab's wohl übernommen, daß ich Dich aus der Welt schicke, aber in die unterste Höllen hinab — und Du fährst schnurgerade in die unterste — das ist mir schier zu scharf. Die Ewigkeit nachher, die dauert höllisch lang. Als wie ich das Blut von meinem Knaben hab' gesehen, da hätte ich leicht alle neunundneunzig tausend Teufel auf Dich losgelassen, da wär's mir schon eine helle Freud' gewesen, wenn sie Dich vor meiner in Fetzen zerzaust hätten. Aber in alle Ewigkeit brennen und braten — das . . . Kerl, Du erbarmst mir doch. Ich will Dich schon einmal erwischen, wenn es Deiner Seelen gelegensamer ist . . .

Es knallte der Schuß — des Pfarrherrn. Ein Sechzehnender stürzte nieder — zuerst mit den Vorderfüßen auf die Knie, dann mit dem ganzen Körper auf die Erde, daß der Boden dröhnte.

Wahnfred's Gewehr blieb unentladen. Auf dem Rückzuge, da die Bauern auf Reisigtragen die reiche Beute schleppten, als das Waldhorn erscholl und der Jäger fröhlich Lachen, that der Bart vom Tärn, der neben dem Schreiner schritt, in des letzteren Angesicht einen fragenden Blick.

Der Wahnfred antwortete mit einem Nicken: „Laß Zeit!“ —

An einem der nächſten Tage brachte Erlefried von der Schule die Nachricht nach Hauſe, der Herr habe über das fünfte Gebot noch nicht ausfragen können, er liege krank im Bette. Er habe es von einem Kranken mit heimgebracht; im Trafaulthale herrſche das Nervenfieber.

Das machte den Wahnfred nachdenklich. Wenn der harte Herr als Opfer ſeines Berufes fällt, dann bin ich ja frei, und wir ſind es Alle. Aber, iſt unſer Haß gerecht gegen einen Mann, der in der Erfüllung ſeiner Pflicht zugrunde geht? Nimmer! Nimmermehr, Wahnfred!

Ueber kurz ging die Kunde — die Leute erzählten es ſich ſchier mit freudigem Schauer — im Pfarrhofe wäre die Seuche ausgebrochen. Die Magd ſei ſchon geſtorben, die Haushälterin ſei geflohen — der Herr liege ſchwer danieder.

Die Hand des rächenden Gottes. Mein iſt die Rache! ſpricht der ewige Herr. Doch — ſo dachte Wahnfred — wenn die Magd geſtorben iſt und die Haushälterin geflohen, wer wird in der letzten Stunde bei ihm ſein? Er iſt doch ein armer Menſch, Sterben iſt kein Kinderſpiel. Wer wird ihm die Augen zudrücken?

Da ging er des Weges gegen Trawies. Als er an dem Hauſe des Baumhackel vorbeiging, ſchrie ihm der Baumhackel zu: „Gehſt in's Wirthshaus, Wahnfred?“

Er gab keine Antwort.

„Der geht zur Koſelarztin,“ ſagte die alte Baſe des Baumhackel, „Er ſchaut aus ſo blaß, wie ein Herrgott aus Lehm. Der Wahnfred ſteckt in keiner guten Haut.“

Sie wußten nichts von dem Amte, das er in der Rabenkirche überkommen hatte.

Auf der Brücke, wo der Johannesbach in die Trach fließt, begegnete dem Schreiner vom Geſtade der Firnerhans. Das war Einer von den Aelteſten.

„Wohin ſo eilig?“ fragte er.

Der Wahnfred ſchritt nahe zu ihm und murmelte: „In den Pfarrhof. Dem Herrn die Augen zudrücken.“

Sie schüttelten sich die Hand und Jeder ging seines Weges.

„Der ist gescheit!“ sagte der Firnerhans zu sich, „der nimmt seinen Vortheil wahr. Der Tod ist im Pfarrhofe schon eingekehrt. Jetzt geht der Wahnfred hin und sperrt ihn ein, bis da drinnen der letzte Knochen abgenagt ist.“

Um die Kirche von Trawies, wo sich sonst immer Leute herumzutummeln hatten, war heute kein Mensch zu sehen. Der Küster war nicht daheim. Nur ein Halbcretin aus dem Hause des Firnerhans stand da und seine langen Arme in die Hosentaschen gesteckt, glotzte er stier die Kirche an und den Mann, der daherging. Er schnaufte und pfauchte, denn er hatte zwei große Halsauswüchse, weshalb er von den Leuten auch der dreiköpfige Ösel genannt wurde. Er lächelte nun dem Wahnfred recht freundlich zu, dann deutete er gegen die Fenster des Pfarrhofes, legte seine Wange an die Hand, machte die Miene des Schlafens und schnitt hernach ein gar weinerliches Gesicht. Das war der einzige Hüter des kranken Herrn. Und selbst der schien nicht zu ihm zu können; der Pfarrhof war verschlossen. Wahnfred pochte lange und heftig, aber Niemand kam, um das Thor zu öffnen. Von innen vernahm er nichts als das Ticken einer Wanduhr und — wie ihm scheinen wollte — einmal — zweimal ein angstvolles Aufstöhnen.

„Wenn es so steht, ist der Wahnfred nicht mehr vonnöthen!“ murmelte dieser. „Man hat den menschlichen Beistand von ihm abgesperrt.“

Der Mann wurde noch blasser. Sind das Menschen in Trawies? Dort an der Kirchhofsmauer ragt das Kreuz. Versammeln sie sich nicht zu den Füßen dessen, der gesagt hat: Thuet Gutes Denen, die euch hassen! Es war ein harter Mann, fürwahr. Aber kann denn ein Feind so groß sein auf dieser Erden — wo wir Alle sündigen — kann er so groß sein, daß man im Stande ist, ihm in seiner Todesnoth den letzten Schluck Wasser zu verweigern? Hat ein Bruder wider Dich gesündigt, so gehe hin und verweise es ihm zwischen dir und ihm allein. Ja, ich will es ihm noch sagen, wie schwer er geirrt, daß er als Priester des gütigen Gottes

in unserem Sprengel die Liebe zerstört und den Haß erweckt hat. Und will ihm dann verzeihen.

Seit jener Stunde, da Wahnfred im Dickichte nach dem Herrn gezielt hatte und die Barmherzigkeit in ihn gekommen war, fühlte er nicht mehr jenen finsteren Haß gegen den Mann, als früher. Die Tage, die der Herr Franciscus nun noch leben sollte, waren ein Geschenk vom Wahnfred; so stand dieser wie eine Art von Schutzgeist zu ihm, und aus diesem Verhältnisse entsproß die Theilnahme für den Verhaßten.

Da das Thor nicht zu öffnen war, so ging er um das Haus herum und spähte, wie er in das Innere dringen könne. An der rückwärtigen Seite, wo sich die Stallungen anschlossen, in denen die pflegelos gewordenen Hausthiere röhrten, kletterte er die Wand empor gegen ein offenes Fenster. Er kletterte hastig, wie eine wilde, mordlustige Katze. Als er sich über die Fensterbrüstung hineinschwingen wollte, schauerte er zurück. Der Tod bewachte das Haus. Drinnen im Gange, gerade unter dem Fenster, lag auf langem Brette hingestreckt die verstorbene Magd. Das Antlitz trug Spuren der Seuche, die zu jener Zeit so zahllose Menschenleben hingewürgt hat.

Der Schreiner vom Geströde glaubte in diesem Augenblicke die milde Stimme seines Weibes zu hören: „Wahnfred, kehre um!“ und den Schrei seines Knaben: „Vater, vergiß nicht auf Deinen Erlefried!“ Aber gleichzeitig war ihm, als höre er aus einem nahen Zimmer wieder das klägliche Stöhnen, wie vorhin. Mit einem flinken Satze sprang er über die Leiche hinein auf den Boden und ging in die Zimmer. Zwei derselben waren leer und in zerfahrenem Zustande. Hauspostillen, Spielkartenblätter und Hundspeitschen, Crucifixe und Jagdgewehre, an der Wand Heiligenbilder und Hirschgeweihe. Geistliches und Weltliches, Alles durcheinander. Die zahlreichen Schränke schienen die Habe nicht fassen zu können, denn auch auf den Tischen lagen Ballen von Schafwolle und Leinwand. Auf dem Betpulte standen zwei Weingläser und lag in einer Schüssel Honigfladen und Weißbrot dabei, als hätte das Gespenst der Seuche die Bewohnerschaft des Hauses gerade beim heiteren Vesperbrot überrascht.

Im dritten Gemache endlich fand Wahnfred den Kranken. Kaum erkannte er in diesem den Pfarrherrn. In eine Ecke des Bettes gesunken lag aufgedunsen und fieberroth das Haupt. Der Athem war kurz; der Kranke stöhnte zuweilen. Jetzt that er die Augen auf — sie lagen schreckhaft tief, aber es waren die strengen, gefürchteten Augen — nur unstäter, nur noch glühender.

„Wer denn da?“ fragte er mit heiserem Tone. „Ist ja Alles davon. Habe ich denn — die Pest, daß Alles davon ist?“

„Der Wahnfred vom Gestade kommt zu Euch.“

„Leg' ab — leg' ab! — Du bringst doch was?“

„Ich sehe, daß Euch die Heilmittel fehlen.“

„Heilmittel? Die Zehnten sollst Du mir bringen, Lastthier.“ Gar mühevoll und verwirrt stieß er die Worte heraus.

„Ich verstehe nicht,“ sagte Wahnfred, der sich heute das erstemal dem Herrn überlegen fühlte, „ich verstehe nicht, wie Ihr in Eurem Zustande noch an irdische Dinge denken könnt.“

Der Kranke wendete sein Gesicht gegen den Besucher, versuchte zu lächeln und sagte: „Sterben, meint Ihr? Nein, Trawicjer Leut', den Gefallen thue ich Euch nicht. Muß Euch früher zähmen.“

„Mein lieber Pfarrherr,“ entgegnete Wahnfred, „darüber wollen wir nicht streiten. Des Menschen Leben steht in Gottes Hand und Ihr wisset es so gut als ich, was in der Ewigkeit auf uns wartet. Die Gemeinde Trawies ist christlich, sie wird Euch verzeihen.“

Der Kranke wollte sich jetzt aufrichten. „Verzeihen!“ röchelte er, „wer hat zu verzeihen? Auf den Beichtvater willst Du Dich hinausspielen? Des priesterlichen Amtes spotten? — Heide! — Heide!“ Er sank zurück. Sein Athem ging noch wilder, sein Auge rollte; bald darauf fiel er in einen Schlummer.

Wahnfred stand da und wußte nicht, was zu beginnen war. Er fühlte Mitleid. Nur den Ausbruch des Fieberkranken hatte er vernommen, nicht aber den Sinn der Worte. Er

wußte und er dachte nichts zu dieser Stunde, als daß ein hilfloser Mensch vor ihm liege. Des Kranken Haupt war eingeknickt, so bettete Wahnfred das Kopfkissen flach, daß der Schlummernde freier athmen konnte. Dann legte er eine Decke, die aus dem Bette gefallen war, über ihn; hierauf öffnete er die Fenster, daß frische Luft hereinströme, und schließlich legte er Holz in den großen Ofen und zündete es an, um die Luft entsprechend zu erwärmen.

Als das Feuer fröhlich knisterte und Wahnfred am Bette saß und an seinen Großvater dachte, den in einer stillen Sommernacht der schwarze Tod dahingerafft hatte, und an die schrecklichen Zeiten dachte, da die „große Sterb" das halbe Land entvölkert hatte, faltete er die Hände und murmelte: „Mein Gott, wenn man's betrachtet, diese Welt ist des Unheiles voll! Es verlohnt sich nicht der Mühe, daß man die kleinen Ungerechtigkeiten, die Einem von Mitmenschen zugefügt werden, so ernsthaft nimmt. Was bedeutet eine Wunde am Arm, wenn das Schicksal in Massen schlachtet! Wer das Weltunrecht einst richten wird! O, hüte mich, mein Gott, vor bösem Denken, und gieb nur Eine Gnade! nur Eine gieb uns: daß wir, die gemeinsam leiden, uns gegenseitig beistehn!"

„Wasser!" ächzte der Kranke, ohne die Augen zu öffnen, „einen Schluck Wasser."

Wahnfred erschrak. Er, der in diesem Augenblicke der Herzensregung im Stande gewesen wäre, die Leiden der Menschen mit seinem Blute zu löschen, wenn es gefordert worden wäre, er konnte dem Verschmachtenden nicht einmal einen Trunk frischen Wassers reichen. Sollte er auf dem Wege über die Todte und durch's Fenster zum Brunnen hinabsteigen? Er durchstöberte das Haus, er fand Wein, er fand Milch, er fand den Most, den man aus den Wildäpfeln gepreßt hatte, aber Wasser fand er erst, als er mit Gewalt die Thür aufgebrochen hatte, draußen im Hofe.

Der Kranke trank mit Gier.

„Das — das war gut," stöhnte er dann zurücksinkend, „ich danke Dir, Kunigunde. Und jetzt — thue mir noch den

Gefallen und jage den Schreiner fort. Dieſer Menſch will mir nichts Gutes."

Ihr, die mit ihm geweſen war in ſeinen Tagen der Herrlichkeit und der Freude, und die ihn dann, als ihn die Seuche faßte, verlaſſen hatte, ihr dankte er, und den Schreiner wollte er verjagen! So ſpielt auch in den Fieberträumen der Wahn des Geſunden behendig fort.

Mit offenen Augen, die aber nicht zu ſehen ſchienen, war ſein Geſicht, auf welchem Flammenröthe und Todesbläſſe ſpielten, dem Schreiner zugewendet.

„Nicht wahr," ſprach er nun, „Du bringſt mir das Papier, das dort im Schranke liegt — im Schranke, ja, in der zweiten Lade. Sie werden kommen und plündern. Dieſe Schrift dürfen ſie nicht finden. — So gieb ſie her!"

Die letzten Worte waren in Zorn herausgeſtoßen. Wahnfred öffnete die bezeichnete Lade, dort fand er auf Büchern liegend ein zuſammengefaltetes Blatt, das überreichte er dem Kranken.

„Mir?" fragte dieſer befremdet, „ich brauche es nicht. Dem Gubernium mußt Du es ſchicken, aber ſchnell, ſchnell!"

„Ich werde es thun," antwortete Wahnfred.

Der Pfarrherr verſank wieder in einen bewußtloſen Zuſtand. Wahnfred ſann nach, wie hier am vernünftigſten Beiſtand geſchafft werden könnte. Raſch ſtieg er die Treppe hinab und verließ das Haus. In einem Winkel der nahen Kirchenwand ſtanden mehrere Männer, dieſe huſchten, als ſie den Schreiner aus dem Pfarrhofe treten ſahen, auf ihn zu und flüſterten: „Iſt er hin?"

„Eine Wärterin müſſen wir auftreiben," ſagte Wahnfred, „er braucht Hilfe. Ich ſteige zu der Koſelarztin hinauf, daß ſie Arzenei ſchickt.

Die Männer ſtutzten. Ulli der Köhler war unter ihnen, der trat vor und murmelte dem Schreiner in's Ohr: „Weißt Du nicht, was wir in der Rabenkirche ausgemacht haben?"

„Daran habe ich jetzt nicht gedacht," antwortete Wahnfred. „Der Herr hat die Krankheit von einem Verſehgange mit heimgeholt. Man darf ihm nicht bei, jetzt nicht. Leute, das wäre ſchlecht! Und er geht ohnehin." —

Es war im Allerheiligen-Monat, als Wahnfred Tag für Tag in seiner Werkstatt hobelte und nagelte. Er zimmerte Särge.

Die Seuche hatte sich ausgebreitet und fast jeden Tag legten sie einen Todten in's Grab. Das mußte ohne priesterliche Handlung geschehen; es geschah, und die Leute sagten: „Schau, es thut sich auch so."

Wahnfred hatte schöne, weiße Bretter von Eschenholz in Vorrath; diese bewahrte er für den Pfarrherrn auf. „Er hat seine großen Fehler gehabt, aber der Pfarrherr ist er doch gewesen. Auch die heiligen Weihen muß man ehren."

Vom Pfarrhofe kam aber keine Bestellung.

Da wurde jäh das Wohlwollen des Schreiners arg gedämpft. Wahnfred hatte in seinem Sacke die Schrift gefunden, die er damals am Krankenbette auf den Willen des Fiebernden zu sich stecken mußte. Diese Schrift war an die hohen Behörden adressirt und war mit aller bösen List abgefaßt, die Leute von Trawies als eine verwilderte, aufrührerische und heidnische Rotte zu verklagen und die Vollführung von exemplarischen Strafen zu beantragen. Der Verfasser verlangte eine Anzahl von Soldaten, die beständig in den Häusern von Trawies einquartiert würden; er verlangte die Erlaubniß zur Vorenthaltung des kirchlichen Segens bei Todesfällen, so lange die Gemeinde nicht ganz und gar zum Kreuze kriechen würde; er begehrte schließlich, daß die geheimen Rädelsführer, die er entdeckt zu haben glaube, den Anderen zur Warnung verjagt und ihre Häuser dem Boden gleich gemacht werden sollten. Unter den Rädelsführern nannte er den Gallo Weißbucher, vulgo Feuerwart, den Bart vom Tärn und den Wahnfred vom Gestade.

Wahnfred ballte das Papier in die Faust und schleuderte es in's Feuer seines Herdes. Unwillkürlich hob sich seine Hand nach dem Hobel, um die weißen Eschenbretter zu salzen. — Verjagt! Die Häuser dem Boden gleich gemacht! . . .

An demselben Tage ließ der Küster in der Gemeinde eine Ansage ergehen.

Als Wahnfred den bekannten Boten zu seinem Hause heransteigen sah, lachte ihm das Herz und er blinzelte auf die weißen Eschenbretter hin.

„Gelobt sei unser Herr Jesu Christ!“ grüßte der eintretende Bote mit ernster Miene.

„In Zeit und Ewigkeit, Amen,“ war die Antwort.

„Man hat wohl recht weit da her zu Eurem Hause.“

„Hingegen werdet Ihr auch was Gutes bringen und so lade ich Euch gern zu einer kleinen Labniß ein.“ Wahnfred setzte ihm Schwarzbrod vor und Most aus den wilden Aepfeln.

„Deß dank' ich Euch, Schreiner Wahnfred,“ versetzte der Bote, und langte nach dem Imbiß. „Ich denke auch, daß es Euch wohl gefreuen wird, was ich Euch zu sagen habe. Morgen um die achte Stunde haben sich die Trawieser Leut' in der Pfarrkirchen zu versammeln, zum heiligen Gebete des Pfarrherrn wegen.“

„Ist er doch — dahin?“ fragte der Schreiner, beklommen vor Erwartung.

„Daß es Gott verhüte!“ rief der Bote, „außer Gefahr ist er. Und für seine Genesung ist ein Dankgebet angeordnet.“

„Lügenmaul!“ fuhr Wahnfred auf, „Du bist den Bissen Brot nicht werth, den man Dir vorlegt!“

„Da hast ihn wieder zurück!“ sagte der Bote kleinlaut, und legte den Schnitten, den er eben hatte zu Mund führen wollen, auf den Laib, „so was ist mir auch noch nicht passirt. Leicht wurmt's Dich, Schreiner, daß Du Dich beim Todtentruhengeschäft verrechnet hast.“

„Nimm und iß was, Bot'! Was kannst Du dafür!“ murmelte nun Wahnfred, da sein jäher Zornausbruch gedämpft war. „Wärest Du an meiner Stell', Dir thät' kein Schnitten Brot schmecken. —“

Die Labniß und die Pflege, die der Schreiner dem verlassenen Kranken vermittelt hatte, war des Pfarrherrn Rettung gewesen. Der Eine wußte das nicht und konnte es nicht segnen; der Andere wußte es und verfluchte es. Wahnfred! Das Samaritanspielen ist Dein Verderben geworden.

Aber der Herr ſoll es erfahren, wie der Schreiner vom Geſtade Böſes mit Gutem vergilt. — Herr Franciscus ſaß ſeit der Geneſung oft ſtundenlang brütend in ſeinem Lehnſtuhl. Es war ihm nicht wohl. Eine noch größere Bitterkeit fühlte er gegen die Bewohner von Trawies und gegen ſich ſelbſt. Wie hatte die Feindſeligkeit, welcher er in ſeiner Seele einmal Raum gegeben, ihn verwandelt! Er, dem die kirchlichen Dinge ſo gleichgiltig waren, konnte in denſelben ſo fanatiſch ſein. Er, der Behaglichkeit und fröhlichen Umgang geſucht, konnte ſo ſtarr und tyranniſch ſein. Der Widerſpruchsgeiſt, der Trotz war's; wer in ſich dieſen Dämon einmal aufweckt, der bringt ihn nimmer zur Ruhe. Herr Franciscus kannte ſich ſelbſt nicht mehr. Oft hatte er ſich vorgenommen, es mit Güte zu verſuchen, aber ſobald er wieder einen der herben Waldgeſellen ſah, bäumte ſich ſein Groll auf; er konnte nicht freundlich ſein mit dieſen Leuten, von denen er glaubte, daß ſie ihm übel wollten. Und der Starrſinn wuchs ſo groß, daß er ſelbſt in dem Wohlwollen, welches ihm Mancher doch entgegenbrachte, eine Beleidigung fühlte.

In ſolcher Stimmung war es ihm eine Luſt, wie wenn er nach dem Thiere des Waldes zielte, Jemanden zu verletzen. Dann wieder war's, als müſſe er ſich rächen dafür, daß man ihn zum Prieſter gemacht hatte.

Es wurde ihm hinterbracht, wer während ſeiner Krankheit in ſein Haus gedrungen war, das von böswilliger Seite verſchloſſen geweſen, wer ihm das Kiſſen weich gebettet unter dem fiebernden Haupte, wer ihm den Schluck Waſſer zum Munde geführt, wer ihm eine ſorgſame Pflegerin und Arznei herbeigeſchafft hatte.

„So?“ ſagte der Herr Franciscus, „der Schreiner iſt in meinem Hauſe geweſen? Ja, ja, mir ſchwant ſo etwas. Dann, allerdings, dann kann ich mir mancherlei erklären.“

Sonſt ſagte er nichts, ließ aber den Wahnfred zu ſich in den Pfarrhof rufen. Dieſer kam, ſein Gemüth war ſchon wieder verſöhnlich und weich geſtimmt. Er hoffte, daß die ſchwere Krankheit und was dabei vorging, eine Wandlung

herbeigeführt haben würde, daß der ſtarre Mann endlich zur Ueberzeugung kommen müſſe, hier ſei er ſich und der Gemeinde zum Verderben.

Im Pfarrhofe warteten der Küſter und der Schulmeiſter, und der Dank, den Wahnfred erfuhr, ſah wunderlich aus.

Wahnfred trat höflich ein, blieb aber an der Thür ſtehen und wartete, bis der Herr an ihn herankommen würde. Dieſer ſtand in ſeinem langen Talare am Fenſter und hielt ſich mit einer Hand an die Lehne des Stuhles. Sein Geſicht war hager geworden und noch blaß. Mit ſcharfem Auge blickte er eine Weile auf den Eingetretenen hin. „Na, komm!“ winkte er endlich, als wollte er mit ſeinem Finger dem Vorgerufenen den Weg über die Zimmerdielen beſchreiben, „komm näher! Wirſt mit meiner Stube doch wohl noch bekannt ſein, biſt ja vor Kurzem erſt durch's Fenſter hereingeſtiegen.“

„Die Thür war verſchloſſen und der Herr war todtkrank.“

Und das war die beſte Gelegenheit, mir die Laden auszuplündern, nicht wahr?“

„Jeſus Maria!“ ſtieß Wahnfred heraus und ſprang einen Schritt nach vorwärts.

„Hübſch gemach, Schreiner,“ beſänftigte der Herr, „wir wollen das ganz in Ruhe —“

„Ich habe die Lade geöffnet, weil Ihr darum erſucht habt, und habe Euch die Schrift geholt, weil Ihr es verlangt habt.“

„Ich hätte es verlangt? Das iſt eine Unwahrheit. Ich habe nichts von Dir verlangt.“

„Ich glaube es, daß Ihr Euch d'ran nicht erinnern könnt,“ ſagte Wahnfred, mit Mühe ſich beherrſchend. „Ihr laget im Fieber und ich wußte es wohl, daß Ihr in der Irre waret.“

„Und haſt es doch gethan?“

„Ich wollte Euch beruhigen.“

„Wo iſt die Schrift?“ fragte Herr Franciscus mit grimmigem Blicke.

„Ihr befahlt, daß ich ſie zu mir nähm' und den Behörden ſchicke.“

„Und haſt Du das gethan?“

„Ich nahm die Schrift zu mir, Pfarrherr.“

„Und haſt ſie abgeſandt?“

Wahnfred antwortete: „Was ich über dieſe Schrift weiter zu ſagen habe, das werde ich ein andermal ſagen. Dazu laden wir die Männer von Trawies ein.“

Der Herr Franciscus bäumte ſich langſam auf und legte ſeine Arme über die Bruſt.

„Leute, ich warne Euch!“ ſagte er mit ſehr weicher, aber nachdrucksvoller Stimme.

Wahnfred ſtand vor ihm ſtill und ſtumm wie ein Baum. Sein Auge richtete er trotzig in die zuckenden Züge des Herrn.

„Ich weiß es,“ fuhr dieſer fort, „ich weiß es, was Trawies will; wir ſtehen uns zu einem Kampf auf Leben und Tod gegenüber. Schreiner, Du haſt ſchon lange den Sarg für mich fertig! — Ich fürcht' mich nicht, ich walte meines Amtes und gehe ohne Wanken den geraden Weg meines Rechtes. Wer ſich mir auf dieſem Wege entgegenſtellt, der wird zertreten! Euch warne ich noch einmal. Beugt Ihr Euch nicht vor den Geſetzen, denen die Welt mit ihren Fürſten und Herren unterthan iſt, dann ſeid Ihr zernichtet.“

Wahnfred ſtand vor ihm ſtill und ſtumm wie ein Baum.

„Und Du, mein lieber Schreiner, gehſt heute nicht heim. Ich will Dir in Erfahrung bringen, was bei uns zu Lande mit den Dieben und Einbrechern geſchieht. — Führt ihn ab.“

Sofort waren die beſtellten Knechte zur Hand. Jetzt war Wahnfred erwacht, dem Einen verſetzte er einen Fauſtſchlag in's Geſicht, daß er rücklings taumelte, den Andern ſchleuderte er gegen die Thür hin, den Herrn Franciscus ſtieß er mit gellendem Fluche vom Fenſter zurück und die Scheiben mit Einem Schlage zerſchmetternd ſprang er hinaus in den Schnee.

Er bekämpfte ſich.

Gelassen, als ob nichts geschehen wäre, schritt Wahnfred durch das Dörfchen hinab. Man merkte es nicht, daß hier ein Mann ging, dem einige Minuten früher ein Giftpfahl mitten durch's Herz gestoßen worden war. — „Dieb und Einbrecher!“ murmelte er, „beim allheiligen Gott! ich habe den Schuß nach meinem Kinde ertragen, aber das ertrage ich nicht. —“

Aus den Scheunen pochten die Dreschflegel, aber sie pochten träge und mit Unlust, denn das erste Körnlein, das aus jeder Aehre springt, springt in des Pfarrherrn Sack. Vielleicht übertrieb er ein wenig, der alte Sandhock, wenn er sagte: „Was beklagen wir uns denn! der Herr kriegt ja den Zehent nicht, den dürfen wir behalten. Er nimmt das Uebrige.“ Aber daß der Sack des Herrn Franciscus nicht allzuklein war, erhellt.

Da demnach das Arbeiten grämlich war, so ließen die Leute Dreschflegel und Windmühle am liebsten liegen und stehen, und gingen in's Wirthshaus. Nur war auch dort keine Lust, wie sonst; die Männer saßen und lehnten und murrten mit verglasten Augen herum und die Wirthin war unwirsch, so oft sie eine Stumpe Schnaps zu bringen hatte. „Geht's heim arbeiten, ist gescheiter.“

„Recht hast,“ antwortete ihr der Sandhock, „aber ich mag nicht gescheiter sein.“

„Und Du, Baumhackel, Du kriegst gar keinen mehr, Du zahlst nicht!“

„Daß ich nicht zahl',“ entgegnete dieser, „das missest mir so übel auf, aber daß ich kein Geld hab', das bedenkst gar nicht. Geh', Frau Wirthin, so blümelsauber und so ungerecht!“

Im Ofenwinkel saß Roderich der Stromer. Er schwamm in Bitterkeit irdischer Drangsal. Schnaps sehen und keinen kriegen! In's Gesicht lachte ihm die Wirthin, wenn er um einen bat, denn er mußte eben darum bitten. Er konnte noch froh sein, beim Ofen sitzen zu dürfen. Er brütete wohl über seiner Idee von Kerzen aus Jungfrauenhaar und Kreuz-Otterfett. — Kreuzotterfett wäre schon zu kriegen, aber das Andere!? Der Firnerhans hätt' Eine — kann nicht hoch

über die siebzehn sein — eine laubfrische Dirn, und so viel still und frömmlich. Auf dem Johannesberg wachst sich auch eine aus. Sie ist allein bei ihrer Alten. Wenn ich die kunnt draufkriegen! — Der Wirthin ihre, da draußen in der Küche, der Teufel soll sie holen! Noch ein hundsjung Gansel; da meint man, sie thät' mit dem vierten Gebot noch nicht fertig sein und dieweil ist sie schon lang beim sechsten. Von Der einen Haarfetzen hab' ich leicht derwischt; aber wie Einer da aufsitzen kunnt! Im Jägerhaus oben — ehevor das Rabenvieh noch ordentlich brennend ist, sind die Leut' schon munter worden. Zu hart Kräften, daß ich auskommen bin. Na na, vor so einer sollt' mich Gott bewahren. Aber die Firner Dirn schon, die Firner-Dirn, und die Andere auch, die Andere.

Draußen in der Küche am Herde, wo die Weibsleute geschäftig Wildpret kochten und schmorten, hockte im Winkel Einer, der wisperte: „Pack' ich Eine her und reibe ihr den Schnauzbart in die Wange, so wird das ein katzenhaftes Gelärm und Geschrei sein."

„Ich wag's," meinte ein Anderer daneben, „wenn man die Weibsleute mit so einem Bartwisch abscheuert, so poltern sie wie Katzentritt und schreien mit Fischstimme!"

An der Thür stand ein wildfremder Mensch. Der machte plötzlich einen langen Hals gegen die Wirthin und sagte: „Wie kommt es, daß Du so viel Fleisch hast und ich so viel Hunger?" Er sagte es mit stierem Auge.

„So werdet Ihr wohl den Geldbeutel bei Euch haben," gab die Wirthin zurück, die, aus Erfahrung klug geworden, vorher das Geld suchte, und dann erst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.

„Den Beutel?" versetzte der Fremde. „Auch Ihr Trawieser Leut' fragt nach solchen Dingen? Hab' ich doch gehört, daß die Trawieser — sobald ihnen nur der gestrenge Pfarrherr nicht mehr im Wege stünde — es eintheilen wollen auf: Dein Gut, mein Gut!"

„Das Zeug versteh' ich nicht, macht, daß Ihr mir aus dem Weg kommt!" rief die Wirthin und hegte das Feuer und förderte den Braten.

„Ihr werdet es schon verstehen," sagte der Fremde mit einer Miene, die viel bedeuten sollte, „heute stoßt Ihr den Armen noch aus diesem Haus, morgen treibt Euch er hinaus!" Und er entfernte sich.

Die Männer und Burschen in der Wirthsstube waren mittlerweile laut geworden. Es war ein Streit entbrannt, der gar keine andere Ursache hatte, als die, daß sie streiten wollten.

Sie schleuderten sich gegenseitig Spottnamen zu in der Weise, wie boshafte Buben Ballen spielen — zuerst von Hand zu Hand, dann von Nase zu Nase.

„O Du schlechter Lotter Du!" sagte der Eine und lachte.

„Behalt' Du den schlechten Lotter für Dich selber — ist gescheiter, sonst heißt Du ohnehin nichts."

„Oh, Du brauchst mir schon lang keinen Namen zu scheuken, Du Schelm, schau, daß Deiner besser wird!"

„Wer sagt mir was Schlechtes nach?! Himmel-Herrgotts-Sackerment, wer kann mir was beweisen?"

„Alle sieben Hauptsünden beweise ich Dir, Du Lump! Mit welcher soll ich anfangen?"

„Deine Goschen halt, schlechter Wicht! Du hast die Hauptsünden Dein Lebtag nicht aus dem Katechismus gelernt — bist zu dumm dazu."

„Für einen Spitzbuben just ein Bissel zu dumm, da hast Recht."

Jetzt fuhr der Andere mit seinen Fäusten los. Ein Dritter wollte Frieden stiften — der erhielt die Prügel.

„Wir brauchen keinen Richter!" riefen sie.

„Laßt Zeit, wenn nur erst der Richter von Trawies kommt!"

„Wir kennen keinen Richter von Trawies! Und wir brauchen keinen." Ja, deß waren sie bald Alle einig, sie brauchen keinen Richter.

„Unser Herr ist Gott im Himmel, und sonst keiner!"

Sie wußten es recht gut, daß Gott im Himmel nicht niedersteigt und den Schelm beim Schopf faßt.

„Kann sein," sagte einer der wenigen Sanftmüthigen, die noch im Orte waren, „er wartet, bis der Schelm zu

ihm kommt. Denn einmal ſchleicht der Schelm an und winſelt: Lieber Gott, ich bin auch Dein Kind, ich hab' ſie auch mitgemacht, die harte Welt, jetzt mach', daß ich im Himmel meinen Winkel krieg'. Da wird Gott der Herr ſeine Arme in die Seiten ſtemmen und wird ſagen: So! — Und der Schelm wird weiter winſeln: Schauderlich ſchlecht iſt es mir ergangen auf Erd'. Sündhaft war ich freilich auch, aber ich bereue es und mach' meinen ernſtlichen Vorſatz, denn weißt, ich möcht's nun beſſer haben. — So! wird der Herr wieder ſagen, wie ſchlau Du biſt! Ich aber ſage Dir: Früher haſt Du mich nicht geſehen, jetzt ſehe ich Dich nicht. Geh' weg, wir Zwei ſind fertig!"

„Und wir Zwei ſind's auch!" rief ein ſtämmiger Burſche und ſchob den Prediger zur Thür hinaus. —

Zur ſelben Zeit ging vom Pfarrhofe her Wahnfred am Hauſe vorbei und über den Steg gegen den Hof des Feuerwart. In der Wirthsſtube erhoben ſich einige der älteren Männer und ſchritten ihm nach.

Der Feuerwart ſtand vor dem Brunnen ſeines Hauſes und hatte eine Axt in der Hand.

„Was willſt mit dem Beil?" fragte Wahnfred.

„Haſt es Du vonnöthen?" war das Gegenwort, „ſonſt mache ich damit den Brunnen frei, er iſt vereiſt."

„Ich bin da, Gallo, daß ich Dich frage, ob denn kein Richter mehr iſt in Trawies? Mir iſt Unrecht geſchehen. Du weißt, wie ich dem Herrn in ſeiner Krankheit bin beigeſtanden. Dafür heißt er mich jetzt Dieb und Einbrecher."

„Da iſt Dir Recht geſchehen!" lachte der Feuerwart.

„Wie ſo?"

„Schau her da. Wenn ich meinen Brunnen vom Eis erſticken laſſe und ich verdurſten muß, ſo geſchieht mir auch Recht, warum bin ich zu ſaumſelig geweſen! So Eins gehört!" Er hob die Axt, und mit einem wuchtigen Schlage zertrümmerte er die Säule von Eis, daß die Stücke klingend weithin flogen und der Brunnen frei und friſch in den Trog plätſcherte.

„Verſtehen kann ich Dich wohl," ſagte Wahnfred, nahte dann dem alten Manne, die Hände auf der Bruſt: „Bei

der himmliſchen Seligkeit, ich kann es Dir nicht ſagen, mein Gallo, Du glaubſt es nicht, wie ſchwer das iſt, einen Menſchen umbringen!"

Jetzt nahten die Männer, die dem Schreiner vom Wirthshauſe her gefolgt waren.

„Fleißiger, fleißiger, Wahnfred, Du ſtehſt im hellen Werktag da und richteſt nichts aus!"

Dann ſtellten ſie ſich um ihn in einen Kreis und huben an:

„Weißt Du es noch, Schreiner, wie lange es ſchon her iſt, daß wir in der Rabenkirche beiſammen geweſen?"

„Glaubſt Du, daß ihn bei lebendigem Leib der Teufel holt?"

„Warum?"

„Weil Du ihn nicht angreifſt?"

„Läßt ſich denken, daß es Dir ſauer fällt, aber der Herrgott hat Dir's ja gut meinen wollen, hätteſt Du die Hand nicht zurückgezogen, wie er ſie ausgeſtreckt hat nach ſeinem Hals."

„Hat das Los gewieſen, daß Du bei ihm die Krankenwärterin ſollſt ſein?"

„Sollen wir Dir die Feindſeligkeiten vorzählen, die er ſeit ſeiner Krankheit wieder auf uns geworfen hat? Beim Dankgebet für ſeine Geneſung iſt die Kirche nicht voll geworden, das magſt Dir denken, das hat ihn gar zornig gemacht. Der Freiwildin ihrer Tochter hat er das Kind nicht taufen wollen; die junge Mutter ſoll am Frauentag mit dem Strohkranz durch die Kirchen gehen; wie ſich das arme Dirndl abhärmt! Den Gemeindearmen wird für dieſen Winter das Brennholz geſchmälert, das ſie vom Pfarrwald kriegen ſollten. Oh, gebt Acht, dieſer Herr Franciscus iſt aus demſelben Holze, aus dem man die Hexenverbrenner, die Folterknechte und Kreuziger ſchnitzt!"

„Ich weiß es ja," unterbrach Wahnfred, „ich weiß mehr, als Ihr ſelber." Er dachte an die Schrift, die in ſeine Hand gelangt war und die er in das Feuer geworfen hatte.

„Nun gut, ſo wirſt Du dem Elend ein Ende machen."

„Glaubt Ihr, das Elend wird ein Ende haben, wenn er dahin iſt? Ich glaube es nicht.“

„Schlechter kann's nimmer werden. Die hohen Herren müſſen ſehen, daß die Leute von Trawies ſtark ſind, wie ihre hundertjährigen Bäume. Es wird ein Sturm ſein, aber dem Wald wird er nichts anhaben; nur der Baum, der einzeln ſteht, kann brechen. Wir halten zuſammen und wehren uns um unſere alten Rechte.“

„Und Du, Wahnfred, übe Deine Schuldigkeit!“

„Denk' auf den Schwur! Willſt Du dieſes Tyrannen wegen Gott untreu werden? Hat Dir Deine Mutter niemals die Geſchichte erzählt von jenem Manne, der gezwungen worden iſt vom Haupt ſeines Knaben einen Apfel herunter zu ſchießen?“

„Und weißt Du, wohin er geſchoſſen hat? Auf den Tyrannen!“

„Männer von Trawies! Nur Eins möchte ich Euch fragen,“ ſagte Wahnfred.

„Was haſt Du noch viel zu fragen?“

„Geſchehen wird's — ohne Frage.“

„Wann, wann, Schreiner?“

„Hat's bis Oſtern Zeit?“

„Nimmermehr. Bishin wären wir längſt verrathen und verloren.“

„Es iſt gut,“ ſagte Wahnfred. „Geht heim, Leute, geht heim und laßt mich allein. In acht Tagen von heut' iſt der Frauentag.“

„Iſt richtig.“

„Aber wir gehen in keine Kirchen mehr, mußt wiſſen, am Frauentage wird in der Kirchen zu Trawies kein Gottesdienſt mehr ſein.“

„Das iſt Manneswort, Wahnfred, das iſt Manneswort!“

Wahnfred hob die rechte Hand und rief laut: „Sein Blut komme über Euch und Eure Kinder!“

Dann ſtürzte er davon.

Als er in den Schlittenfurchen des Weges ſo dahinſchritt und in die rothe Sonne blickte, die über dem ſchwarzen

Waldrücken des Johannesberges niedersank, da hörte er hinter sich ein Trappeln.

Das Töchterchen des Feuerwart — Sela war sein Name — lief hinter ihm nach. Er beachtete es nicht und meinte, die Kleine würde in's Dörfchen gehen, um dort irgend etwas zu holen; als der Dorfweg rechts über die Brücke abbog, Wahnfred's Steig gegen das Gestade links dem Wasser entlang zog, trappelte das Kind immer noch hinter ihm her. Es war nicht eben winterlich angezogen, das Näschen war roth angelaufen — die schönen feuchten Aeuglein drohten einzufrieren auf diesem Gange im kalten Winterabend.

Wahnfred wendete sich nun um und fragte barsch: „Wo gehst hin? Was willst?"

Da streckte die Kleine ihre Arme aus nach seinem Haupte, als ob sie dieses zu sich niederziehen, als ob sie ihm etwas Heimliches anvertrauen wollte.

So blieb der Mann stehen und neigte sich gegen das Kind. Und jetzt schlang das Mädchen die kleinen Arme um seinen Hals, rasch und keck drückte es einen Kuß auf seine Wange — und lief davon.

Es lief den Weg zurück, den es gekommen war und Wahnfred blickte ihm nach, so lange er es sehen konnte, und er wußte gar nicht wie ihm war. — So warm in's Herz war ihm dieser Kuß gegangen und seine Seele nahm ihn auf wie eine Offenbarung. — Wen die Kinder küssen, kann der Mörder sein?

Oder sollte es eine Mahnung, eine Warnung . . .? Die Unschuld hatte ihn noch einmal um den Hals genommen und hatte gefleht: „Ach bleib'! Denke an Deiner Kindheit selige Freuden! Denke an das stille Glück Deiner Jugend. Die göttliche Gabe der Unschuld — bis heute hast Du sie in Deiner Brust getragen. Du kennst das Leiden wohl, aber Du kennst das Unglück nicht. Lasse Dich nicht irren; was sie Mannesthaten nennen, das sind zumeist Lieblosigkeiten, Rücksichtslosigkeiten gegen die Mitmenschen. Bleibe Kind. In der Gefahr, und wenn die Leidenschaften drohen, ist das Kind stärker, als der Mann. Durch die heißen, durch die wilden

Wüsten dieser Welt führt zwischen Lilien, Rosen und Myrthen, unter Palmenschatten, ein stiller Weg — es ist der Weg des Herrn. Den wandle Du, er führt weit ab vom Elende der Schuld, dem lieben Herzen Gottes zu."

O, wie diese Gedanken schmeicheln! Hier wäre es freilich leicht, euch zu folgen. Die Tyrannen gewähren lassen? Und meineidig zu sein, wortbrüchig vor Gott und den Mitmenschen, wäre das gut? — Ich habe meine That nicht erwählt, sie ist mir zugefallen. Mich hat Gott gerufen. — Ich komme.

Unter solchem Streite seiner Seele schritt Wahnfred an der Trach dahin, in den Abend hinein. Das Wasser murmelte kaum hörbar unter der Eisdecke, die hin und hin über den Fluß gewachsen war. Eine scharfe Kälte lag in der engen Schlucht und schnitt dem Wandernden in's Gesicht. Er hüllte sich enger in seinen Mantel, er drückte den Hut tiefer in seine Stirn. Der Weg war holperig in seinem gefrornen Schnee, öde und verlassen. Hoch im Gewipfel krächzte bisweilen ein Rabe; er flog mehrmals über dem Haupte des Wandernden hin — er schien ihn gar zu begleiten. War das einer von der Rabenkirche? Hatte er den Schwur gehört? wartete er auf die Erfüllung? . . .

Wahnfred trat auf die Eisdecke des Flußes hinaus, sie war weiß überzogen mit jenem moosartigen Reife, der sich in den vorhergehenden, frostigen Nebeltagen gebildet hatte und welcher zart unter seinem Fuße knisterte. Dieser glatte, ebene Weg, aus welchem nur dort und da ein bereifter Stein hervorragte, führte ja auch in's Gestade hinaus. — „Ist das Verbrechen schwer, so wird ja das Eis brechen unter meinem Fuß — und es hat ein gutes Ende."

Zwischen den hohen Bergen, deren steile, finstere Lehnen mit ihrem Gezacke der Waldwipfel an beiden Seiten steil emporstrebten, leuchtete der Mond nieder. Er war im halben Lichte, auch die dunkle Hälfte war zu erkennen. So weiß und hell sah er nieder aus der tiefen Klarheit des nächtlichen Himmels. Und hinter dem Wanderer auf der Scholle wankte schwarz und ungestaltig der Schatten.

„Bis Ostern hat es nicht mehr Zeit," sagte Wahnfred, „ich hätte es gern gesehen, daß Du früher Deine österliche Beicht abgelegt hättest. Sie wollen Dich weg haben, jetzt auf einmal; wie es mit Deiner Seele steht, danach frägt Keiner. O Gott, wie oft wird es geschehen, daß sie an einem Menschen nur den Leib zu tödten glauben, während sie gleichzeitig auch die Seele, wenn sie nicht im Zustande der Gnade ist, in den ewigen Tod stürzen. Ich bin Christ und will christlich handeln. — Der, welcher mir anheimgefallen ist, soll seine Sünden mit dem Blute seines Leibes löschen und dann eingehen zum ewigen Leben. — O, Mondenlicht, Du steigst zum Himmel auf, sage es unserem Schöpfer, daß mein Herz rein ist vor bösem Willen. — In jenen längstvergangenen Zeiten, da hast Du niedergeleuchtet auf einen Hain von Myrrhen und von Palmen. Es war so still und milde, es war eine Sommernacht und auf den Bäumen waren die Blätter des ersten Frühlings noch nicht gewelkt. Zwei Männer nahen und baden sich in der balsamischen Luft. Der Eine trägt auf dem Haupte einen Kranz von weißen und rothen Rosen, der Andere trägt eine aufwuchernde schwarze Mähne. Der Eine trägt die Lenden verhüllt mit dem Felle der Gazelle, der Andere mit der Haut des Bären, denn die Schönheit des Menschen ist heilig. Sie verletzen den Frieden des schlummernden Gartens nicht; sie kommen vom Altare. Sie hatten geopfert. Der Eine das Fleisch der Gazelle, deren Fell er am Leibe trägt, und die Früchte der Büsche, deren Blüthen er um die Stirn geschlungen hat. Er that's in Liebe und in Demuth und der Herr hat das Opfer in seine Hände genommen und hat gelächelt. Der Andere opferte das Fleisch des Bären, dessen Haut er am Leibe trägt, und er opferte das vom Bären zerrissene Lamm und er hieb den Busch von der Wurzel ab und opferte ihn mitsammt den Blüthen und mitsammt den Früchten und sagte in seinen Gedanken: Herr, siehe, ich gebe Dir mehr, als Der zu meiner Seite steht. Der Herr aber stieß das Opfer von sich und war zornig. — So schreiten sie durch den Hain und können die Ruhe nicht finden. Der Eine ist ruhelos

vor Glück, der Andere ist ruhelos vor Neid. — So gingen sie hin und verletzten den Frieden des schlummernden Gartens nicht. Da kamen sie an einen Cedernbaum, und der Mann mit der Mähne kletterte den Stamm hinan und brach einen kräftigen Ast. — Warum, mein Freund — so fragte der Andere, warum verletzest Du diesen schönen Baum? O, Du frommes Kind, sprach der Mann mit der Mähne, daß Du Mitleid hegst mit dem Holze! Weißt Du es denn nicht, daß ich aus den Blättern und Zweigen, die an diesem Aste hängen, einen Kranz flechten will für Deinen schönen Nacken und für Deine reine Brust, Du Liebling des Herrn! — Und er flocht den Kranz und legte ihn dem Sträubenden auf den schönen Nacken und auf die reine Brust und sagte: Weigere Dich nicht, denn was ich Dir thue, das geschieht zum Lobe Dessen, der Dich so sehr lieb hat. Und als Jener bekränzt war und in Demuth sein junges Auge aufschlug zum funkelnden Sternenreiche, erfaßte der Mann mit der Mähne den entzweigten Ast und schlug ihn mit glühender Kraft über das Haupt des Bekränzten. Still, wie die Nacht rings umher, so still sank der Erschlagene auf das thauende Gras. Der Andere aber breitete mit geschlossenen Fäusten die Arme aus und schrie mit gellender Stimme; Ist Dir dieses Opfer auch nicht gut genug?

„Nein, mein Ewiger!“ fuhr Wahnfred aus seinen Träumen auf, „so opfere ich nicht. Von diesem Mörder, der den Schlag gegen die Liebe geführt hat, die Du Jenem geschenkt, konntest Du den Bruder zurückfordern in Deinem Zorne. Ich bin ohne Haß und Neid, ich sende den, der hier auf Erd' nicht zu Deiner Ehre wirken kann, in's Heimatland, wo Du ihn aufnehmen wirst in Deiner Erbarmung.“

So schritt er hin und die Eiskörnchen knisterten unter seinen Tritten, die Eisdecke aber blieb fest und wankte nicht. Bei einer Wendung des Flusses hatte sich der Mond hinter den Waldrand verborgen; in der Schlucht war es sehr düster und nur auf den Lehnen lag der blasse Schleier des Lichtes.

Wahnfred betete:

„Selig der Mann, der nicht wandelt nach dem Rathe des Böſen, ſondern ſeine Luſt hat an den Geſetzen Jehova's!

„Merke auf die Stimme meines Geſchreies, o mein König und mein Gott, denn Du biſt kein Gott, der Freude hat an der Bosheit.

„Die Frevler beſtehen nicht vor Deinen Augen; o leite mich in Deiner Gerechtigkeit, um meiner Feinde willen, ebne mir den Weg!

„Denn nichts Wahres iſt in ihrem Munde; laß ihre Schuld ſie tragen, o Gott; wegen der Menge ihrer Verbrechen ſtürze ſie.

„Denn es rühmt ſich der Böſe der Gelüſte ſeiner Seele und der Habſüchtige läſtert Jehova!

„Er ſpricht in ſeinem Herzen: ich wanke nicht, denn ich werde nie im Unglück ſein!

„Des Fluches voll iſt ſein Mund, und des Truges und der Bedrückung.

„Auf, Jehova! Gott! erhebe Deine Hand, vergiß nicht der Leidenden!“

„So betete ja auch er,“ fuhr Wahnfred fort, „der Harfenſpieler und der Sänger. Er ſaß zu den Füßen des kranken Königs Saul und erheiterte ihn mit Hirtenliedern aus ſeinen fröhlichen Auen. Da nahten die Feinde und ein Rieſe war unter ihnen, der forderte Einen zum Zweikampf. Sie ſtanden zurück, die Waffengeſchmückten. Da ſtand der kleine Hirt und Sänger auf und ſprach: Wenn ſonſt Keiner iſt, den Frechen zu züchtigen, ſo will ich es ſein! — Sie ſpotteten ſeiner und Andere ſagten: Laßt ihn ziehen, es iſt ja nur ein Hirtenjunge, und kein Verluſt, wenn er fällt, und keine Schmach für uns, wenn er unterliegt. — Der Hirtenknabe ging hin und tödtete den Rieſen. — Wie hat Gott die That belohnt? David wurde König — heute ſitzt er in Zion unter den Heiligſten der Heiligen. Und doch hat er nicht geſorgt für das Seelenheil ſeines Feindes. — Ich will chriſtlicher ſein.“

Da Wahnfred in ſolchem Sinnen über die berückenden Schriften der alten Dichter an zwei Stunden gegangen war

weitete sich das Thal; er sprang an's Ufer und war im Gestade.

Von seinem Hause grüßte ihm aus dem Fenster der rothe Schein des Herdes entgegen. Der Mond hatte einen blassen, milchigen Kreis um sich; von den Bäumen fielen knisternd die zähnigen Eisrindchen und auf der Trach sprangen in derselben Nacht krachend die Schollen.

Am andern Morgen war es schon licht — und wie spät lichtet sich's im December! — als Wahnfred noch im Bette lag. Der Kienspan, den das Weib des Schreiners in den Leuchthaken der Werkstatt gesteckt hatte, weil der Meister zu solcher Jahreszeit auch vor Tags zu arbeiten pflegte — war heute unangezündet geblieben.

Das Weib schlich schon eine Weile besorglich um's Lager herum, und als sie ihren Eheherrn nun erwacht sah, fragte sie ihn, ob er krank sei. Er habe in der Nacht unruhig geschlafen, er habe laut im Traume gesprochen.

„Im Traum? Was habe ich gesprochen?" fragte Wahnfred.

„Das Eis bricht ein! Hast Du ein paarmal aufgeschrien. Es ist ja keine Möglichkeit, daß Du es vom Thale herauf solltest gehört haben. Es hätte recht gekracht, erzählt die Magd, das Wetter hat umgeschlagen und das Eis bricht auf der ganzen Trach."

„Bricht's?" fragte Wahnfred und erhob sich aus dem Kissen. „So schwach war die Scholle! Weib, den ganzen Weg von Trawies her bin ich auf der Trach gegangen."

„Jesus Maria!" rief die Hauswirthin, „jetzt weiß ich's, weswegen mir gestern auf die Nacht so angst und bang war."

„Du Weib," sagte nun Wahnfred und streckte die Hand aus, „auf der Wandstelle dort liegt der Kalender, lange mir ihn herab."

Sie that's, und als sie das Büchlein aufschlug, um ihm den Monat December bereit zu blättern, war sie verwundert und sagte: „Mann, das ist richtig wahr, Du wirst alleweil leichtsinniger in christlichen Sachen. Jetzt hast Du nicht einmal Deinen Osterbeichtzettel im Pfarrhof abgegeben. Schau, da liegt er."

„Ja, ja, ich seh' ihn wohl. Abgegeben hab' ich ihn. Was kann ich denn dafür, wenn der Herr nicht schaut auf die Sachen, die man ihm in die Hand giebt. Mein Zettel ist mir närrisch wieder zugekommen."

„Wo man hinschaut," sagte sie, „es ist überallen ganz anders, als wie sonst."

„Ja, die neuen Zeiten! Wirst Dich noch verwundern, Weib. — Jetzt kannst schon wieder gehen."

Sie verließ zögernd und kopfschüttelnd sein Bett. Wahnfred sah in den Kalender und murmelte bei sich: „Heute ist der erste Adventtag und das Fest des heiligen Bischofs Eligius; der war anfangs Goldschmied, nachher ist er Büßer geworden, hat ein härenes Gewand angezogen und gegen die Ketzer gestritten. Der taugt nicht. Morgen, als am zweiten Tage, begehen wir das Gedächtniß der heiligen Jungfrau Firmina. Sie war eine Römerin von großer Leibesschönheit und als sie der Landpfleger hat umarmen wollen, sind ihm durch Gottes Allmacht beide Arme lahm geworden. Hierauf hat sie der Kaiser Diocletian der Kleider entblößen und mit brennenden Fackeln sengen lassen, bis sie den Geist aufgegeben. Mag wohl sein, daß sie eine große Beisteherin ist in der Noth, bei meiner Sach' hat sie nichts zu thun. — Als am dritten Tage begeht die Kirche das Fest des heiligen Franciscus Xaverius. Der hat die Wilden zum Christenthume bekehrt, ist ein sehr heiliger Mann gewesen und hat sich selbst gegeißelt bis auf's Blut. Das ist sein Namenspatron, der möchte sich wohl seiner zu früh annehmen. — Als am vierten Tage ist das Gedächtniß der heiligen Jungfrau Barbara. Sie ist von den Heiden gemartert und enthauptet worden; sie gehört zu den vierzehn Nothhelfern und ist die Schutzpatronin für Sterbende. — Das ist die Rechte Sie wird ihm beistehen und seine Seele nehmen."

Die Hand mit dem Kalender ließ er sinken, am Kissen lehnte sein Haupt mit geschlossenen Augen — es schien, als schlummere er wieder . . .

Plötzlich erhob er sich und sprach: „Gut, gut, jetzt bin ich fest. Also am vierten Tage im Advent. —"

An demſelben Tage ſprach der Schreiner den Boten an, der von Neubruck bisweilen in die Gegend kam, ob er nach Trawies hineingehe?

„Wohl, wohl, habe ja beim Kirchenamt zu thun.“

„Wollte der Bot' ſo gut ſein und für den Herrn was mitnehmen?“

„Wenn's nicht ſchwer iſt; Ihr ſeht, ich gehe nicht mehr auf meinen erſten Füßen.“

„Es iſt Geldſach'.“

„Nachher kann's nicht ſchwer ſein.“

„Da, im Papier wär's — funfzig Schinderlinge ſind's — daß am Barbaratag eine Rorate geleſen werden ſollt'.“

„Eine Rorate,“ meinte der Bote, „kann nicht herausgeben.“

„Krieg' nichts heraus.“

„Koſtet ja nur zweiunddreißig.“

„Unſerer lieſt ſie nicht unter funfzig.“

„Iſt recht, will's ſchon ausrichten und von wem denn?“

„Kennſt mich nicht? Na, ſo brauchſt es auch nicht zu ſagen, wer das Geld ſchickt. Sag' nur frei: Jemand läßt am Barbartag eine Rorate leſen für eine gewiſſe Perſon, auf die Meinung um eine glückſelige Sterbſtund'.“

„Will's ſchon ausrichten.“ Der Bote ging ſeines Weges.

Wahnfred blieb ſtehen und ſah ihm nach und dachte bei ſich: Mehr kann ich nicht mehr thun. — Wenn er am Altare ſteht und die Meſſe lieſt und das Opfer der Verſöhnung begeht mit ſeinem Gott und wenn er das Brot bricht zum Gedächtniſſe und den Kelch trinkt und auf die Bruſt ſchlägt in Reue und Leid; und wenn er der Todten gedenkt und der Sterbſtunde der gewiſſen Perſon, derentwillen das Meßopfer verrichtet wird; und wenn er ſich noch einmal mit ausgebreiteten Armen zum Volke wendet: Der Herr ſei mit Euch! — ſo wird das wohl der beſte Augenblick ſein, in dem ihn Gott abruft . .

Am zweiten Tage im Advent arbeitete Wahnfred in ſeiner Werkſtatt, wie er es gewohnt war. Daß er ſo blaß war und bei Tiſche nicht eſſen wollte und nicht ſprechen, das bekümmerte ſein Weib. Sie wollte zu der Koſelarztin ſchicken.

„Koſelarztin!“ lachte Wahnfred auf. Dann ſprach er unwirſch: „Wer kann mich zum Eſſen zwingen und zum Schwätzen?“ und ging davon.

Am dritten Tage im Advent rief er den Erlefried. „Ich brauche Dich, Knabe.“

Sie gingen zum Schleifſtein. „Faß' den Webel, Erlefried, Du mußt mir treiben.“

Der Knabe trieb den radförmigen Stein, der auf ſeinem Schragen in einer Mulde voll Waſſer lief. Wahnfred hielt die Schneide eines breiten Beiles an den Stein.

„Gehſt Du Bäume fällen, Vater?“ fragte der Knabe.

Wahnfred ſagte: „Schwatz' nicht und treib'!“ Er preßte die ſchwere Axt ſo feſt auf den Stein, daß die ſchwachen Aermchen des Knaben kaum im Stande waren, ihn zu drehen.

Endlich war die Schneide des Werkzeugs ſcharf, daß ſie wie Silber blinkte. Die Axt, welche nach vorne und nach rückwärts ſich weitaus in zwei ſcharfe Spitzen ſchweifte, hatte einen kurzen Stiel aus Ahornholz, und der Hals, womit ſie an dieſem Stiele ſaß, war aus dickem, ſchwerem Eiſen, welches etwas weiter gegen die Breite hin ein durchbrochenes Kreuz hatte. Durch dieſes Kreuz hing ſie nun Wahnfred hoch an einen Nagel der Wand.

Gegen Abend fettete das Weib ihre Schuhe ein.

„Willſt Du ausgehen?“ fragte Wahnfred im Vorüberſchreiten, „und wohin denn, jetzt mitten in der Wochen?“

„Ich ſehe wohl, Mann, daß Du an gar nichts mehr denkſt,“ antwortete ſie mit leichtem Vorwurfe, „der Chriſtenmenſch ſollte doch auf den heiligen Barbaratag nicht vergeſſen.“

„Der iſt morgen, ich weiß es.“

„So wird wohl Eins müſſen in die Kirchen gehen.“

„Meine gute Ehwirthin,“ ſagte er, „bleib' Du morgen daheim. Du ſiehſt, es ſchneit, und über die Nacht kann's den Weg verwehen.“

„Der Weg zum Himmel iſt niemalen der ſchönſte, muß man ſich denken.“

„Kirchengehen macht nicht ſelig.“

„Aber Kirchenmeiden macht verdammt."

„Iſt wohl richtig. Nur auf das Haushüten muß man nicht vergeſſen."

„Wenn Du daheim biſt, mag Eins wohl ohne Sorg' ſein."

„Ich bin morgen nicht daheim," ſagte er, „ich muß früh fort. Und weil ich nach Trawies hinein muß, ſo kann's wohl ſein, daß ich ſelber in die Meſſ' gehe. — Ich denke, Weib, wenn ich in der Kirchen bin, ſo wird es genug ſein."

„So iſt es mir auch recht."

„Ich ſtelle die Uhr zurecht. Wenn Du wach biſt in der Nacht und Du Eins ſchlagen hörſt, ſo wecke mich."

„Wahnfred, was willſt Du um Mitternacht?"

„Wenn es Eins ſchlägt, ſo wecke mich!"

Auf dem Rockenberge, gegenüber den wilden Wänden des Traſank, ſtand das Haus des Rocken-Paul. Vom Rocken-Paul weiß dieſe Geſchichte zu erzählen, daß er einen bildſchönen, leblustigen Knecht hatte.

Schöne Leute verläßt Gott nicht! Das iſt heute richtig und war damals richtig, und vom Simon iſt zu ſagen, daß ihm ſeine Schönheit und Leblustigkeit den Hals gerettet hat.

Zur Winterszeit, wenn die Tage kurz und die Nächte lang ſind, werden auf dem Rockenberge und auf allen andern Bergen junge Männer übermüthig. Das Winterholz für den Herd iſt in Scheitern aufgeſpeichert um das Haus herum, das wenige Korn iſt aus den Aehren geſchlagen, und ſo wird der Chriſtmonat beſchaulich und thut den Leuten nicht weh. Der Haushahn kräht wie ſonſt des Morgens zum Dreſchen wach; aber der Simon ſagt zu ſich ſelber: „Heute dreſche ich das Stroh mit Menſchenfleiſch!" und ſtrampelt auf dem Schaubbette luſtig ſeine Beine aus.

Der Hahn ſchweigt, da kräht endlich der Hunger. Wenn das iſt, ſo wird der Simon in Gottesnamen aufſtehen. Und huſch läuft er in ſeiner Leinwandhoſe ſchon über den Hof

und in die Küche, wo die Weibsleute — wie es vor Feiertagen der Brauch — mit Waschen und Scheuern und Greinen alle Hände und Mäuler voll zu thun haben.

Ja, da kommt er ihnen just recht, der Simon, daß er ihnen im Weg aufsteht! Für's Erste sieht er: das Frühstück ist noch nicht fertig; im Advent ist dreimal die Woche Fasttag. Hingegen wenn Weihnachten kommt, da ist Faßtag!

Er setzt sich auf den Herd, hält Schweinefett über das Feuer und fettet damit seine Stiefel ein.

„Schaden thät's Dir nicht, Simon," bemerkt von den Weibsleuten eine, „wenn Du Deine auswendigen Hosen einmal wolltest anziehen."

„Zwischen dem Herdfeuer und den Weibsleuten ist's ohnehin schön warm," antwortet der Schalk.

„Soll etwan gar ein Bissel dämpfen? wart!" ruft Eine und spritzt ihren Waschfetzen gegen ihn aus.

„Du, das wird Dir heimzahlt!" lacht der Simon und flüchtet sich, aber nicht weiter, als bis in den Ofenwinkel.

Morgen ist der Barbaratag, da geht man in die Kirche. Nicht uneben, daß es ihm einfällt, weil Zeit dazu ist, so könnte er sich den Bart rasiren. Das nöthige Zeug dazu hat er bald beisammen. Nun bläst er die eingeseiften Backen auf und, um die Haut in ihre nöthige Spannung zu bringen, zerrt er den Mund bis an's Ohr hinüber; ein Auge drückt er zu, mit dem anderen lugt er zu den Weibsleuten hinüber und denkt: Laßt nur Zeit, Eine krieg' ich! Den Schnurrbart läßt er stehen, denn, wenn er zum Liesele kommt, das nagt bisweilen gern ein wenig daran. Die beiden Schöpfe unter den Ohren verbleiben auch, die geben ein rechtes Ansehen, sowohl nach der linken, als auch nach der rechten Seite hin. Nun frägt sich's noch um das Schöpfchen an der Unterlippe. Manche haben es gern, Andere haben den Aberglauben, Männer mit solch' einem Zwickelbart hätten keine „Schneid'". In dem Falle! Er spannt die Unterlippe über die Zähne hinein und — schnucks! ist das Schöpflein weg.

„Bring' mir Eine kaltes Waſſer!" befiehlt nun der Simon. Und bald ſteht vor ihm ein Zuber voll friſchen Brunnenwaſſers, in welchem noch die Eisſtückchen ſchwimmen.

Er entkleidet ſich den Oberkörper und windet das Hemd ſtrickartig um die Hüfte, daß er anzuſehen iſt, wie der „heilige Sanct Veit," der ſolchergeſtalt in der Trawieſer Kirche in einem Keſſel ſitzt.

Was der Burſche für einen prächtigen Bruſtkorb hat! — Ja, ihr Weibsleute, ſolche Körbe flicht Gott der Herr!

Nun beugt ſich der Simon und fährt mit dem Kopfe mitten in's Waſſer hinein. Jetzt hört und ſieht er nichts, und wenn er ſich wieder aufrichtet und das Waſſer von ſeinen Lockenſchlangen niederrieſelt, wollen wir es nicht verrathen, was die Weibsleute mittlerweile gedacht haben, denn die Weibsleute auf dem Rockenberge und auf allen anderen Bergen denken bisweilen laut. Der Burſche packt ſich hierauf an Nacken und Bruſt und wäſcht und reibt mit aller Kraft, daß man bis zu den Scheuerinnen hin ſeine Athemſtöße hört.

Iſt das gethan, ſo ſchafft eine der Mägde das Waſſer wieder davon, kann's aber nicht laſſen, mit dem Finger ein wenig hineinzuſtupfen.

Schier warm iſt es jetzt. Was er für eine Hitze haben muß!

Der Simon fühlt ſich neugeboren, wie Adam vor Zeiten, da er den Lehmſtaub von ſich abgeſchüttelt hatte. Und wie er an die bewußte Rippe denkt, fällt ihm der Spaß des Trawieſer Schulmeiſters ein. Wenn, ſagt der Schulmeiſter, Gott aus einer Rippe ein Weib machen kann, ſo iſt jeder Mann für zwölf Weiber zur rechten Hand und für zwölf Weiber zur linken Hand geſchaffen, denn er hat an jeder Seite ſo viel.

Das ſagt der Trawieſer Schulmeiſter, welcher ſchon der Einen, die er hat, ausweicht.

Und was ſagt der Simon dazu? Na, der will einſtweilen etwas eſſen.

Weil draußen unwirthlich Wetter iſt und im Kachelofen die Scheiter ſo prächtig kniſtern, ſo ſetzen ſich nach dem Eſſen

der Rocken-Paul und sein Knecht zum Kartenspiel. Für jeden ist es leicht zu spielen und schwer zu gewinnen, denn jeder kennt die Karten von vorne und von hinten.

Es wäre ja doch eine Schande, wenn Einer seine besten Bekannten von der Welt nicht auch von rückwärts erkennen sollte!

Sie spielen um Haselnüsse, die sie dann am Abende gemeinsam mit den Weibsleuten aufknacken.

Das Weib des Rocken-Paul hat heute auch noch etwas anderes zu thun. Es ist der Barbara-Abend. Da bricht man draußen am Wildkirschbaume ein Zweiglein und frischt es in der Stube ein. In der Christnacht werden an diesem Zweige schneeweiße Blüthen prangen. Was diese Blüthen bedeuten? Das Weib des Rocken-Paul weiß es wohl . . .

„Wenn morgen die heilige Barbara ist," meinte an diesem Tage nun der Rocken-Paul, „so muß wer in die Kirchen gehen."

„Es ist gar keine Freude jetzt, in die Kirchen zu gehen," sagte die Hausfrau, „wenn ein solcher Mensch beim Altar steht."

„Ich höre, es ist eine Rorate gezahlt für eine selige Sterbstund."

„Gehen will ich schon," sagte der Simon, „aber anders, als wie in einer Hand den Rosenkranz und in der anderen den Schlagring, geh' ich da zu Trawies nicht in die Kirchen."

„Närrisch, wirst doch nicht raufen wollen!"

„Kommt er mir nur einmal unter die Hand! Der schreit mir nimmer!"

Sie wußten, wen er meinte und schwiegen still. Wenn von ihm die Rede war, da konnte selbst der lustige Simon wild werden.

„Mir ist nicht zu trauen!" murmelte er und stand vom Tische auf, „in Glaubenssachen versteh' ich keinen Spaß. Jetzt geh' ich am vorigen Sonntag zu der Adventbeicht und bin nu' schon das drittemal nicht losgesprochen. Kann er's nicht, so soll er sich nicht hineinhocken. Da verstehe ich keinen Spaß. Mir ist nicht zu trauen!"

Am nächsten Morgen pochte der Paul mit der Weckstange an die Kammerthür des Knechtes. Es war noch früh vor Tags und der Simon hatte gerade einen unterhaltsamen Traum angefangen. Fast reute es ihn, daß er den Kirchgang zugesagt hatte, aber, dachte er, eine selige Sterbestunde ist auch nicht zu verschmähen und drunten beim Schummel-Zenz-Häusel trink' ich einen Schnaps. So sprang er aus dem Bette und zog sich flink an. Noch verzehrte er das warme Hafermus, welches für ihn bereitet worden war, und machte sich dann auf den Weg.

Schneegestöber flog ihm an die Wange, als er vor die Thüre trat, und der Weg war verschneit und verweht. Mit Mühe arbeitete er sich hinab zum Rockenbach; dem Wasser entlang unter den dichtästigen Bäumen ging es besser. Nach einer Weile roch er den prickelnden Rauch eines Kohlenmeilers. Es war der Meiler, welcher für die Zeugschmiede in Trawies die Kohlen lieferte. An der Kohlstatt stand das kleine Haus des Schummel-Zenz, der mit seiner Tochter die Köhlerei besorgte. Aus dem Fensterchen schimmerte Licht. „So ist der Zenz schon wach und ich trinke meinen Schnaps."

Er trat in die Vorlauben und machte die Thüre auf. Weiche Wärme wehte ihm entgegen, im Stübchen brannte auch eine Ampel.

„Grüß Dich, Zenz!"

Aber der Zenz ist gar nicht da. Hingegen seine Tochter, die rothlockige Han, steht vor einem blanken Scheibchen und flicht einen Haarzopf. Ihr Nacken ist blos, das weiße Hemd legt sich zart über die Achseln und über den jungen Busen.

Der Simon steht da und taucht sachte die Thür hinter sich zu. Sie wendet sich nicht nach ihm um, sie sieht's im Scheibchen, wer hinter ihr steht. — Wenn sie nicht just vorhin an ihn gedacht hätte?

„Han!" sagte er, „so früh schon auf der Höh'?"

„Das ist gewiß. Früh aufstehen und früh freien, thut Niemand reuen."

„Das sag' ich auch."

„Was willſt denn?“ fragte ſie, hatte aber noch immer keinen Blick für ihn.

„Dein Vater, wenn er da wäre. Einen Schluck Branntwein möchte ich haben.“

„Mein Vater iſt ſchon fort in die Kirchen.“

„So thuſt Du allein haushüten, Han?“

„Freilich. Und der Simon will gewiß auch in die Kirchen gehen; da hat der Simon die höchſte Zeit. Es hat der Hahn ſchon einmal gekräht.“

„Wenn das iſt, bleibt's noch drei Stunden finſter. Und wie es jetzt unſicher iſt in der Nacht, Han, ich laſſe Dich nicht allein.“

„Bedank' mich,“ war die Antwort, „ſo ein Wächter möchte nicht viel anders ſein, als wie wenn man den Fuchs an die Hühnerſteigen wollte ſtellen.“

„Aha! wie Du's gleich merkſt! Um ſo beſſer, iſt das lange Herumreden nicht vonnöthen. Heute bleibe ich da bei Dir und was mir ſchon lange anliegt, das ſage ich Dir. Früh freien thut nit reuen. Haſt es ſelber geſagt.“

„Iſt nur ſo ein Sprichwort.“

„Iſt das meinige. Dirndl, Du mußt meine Liebſte ſein!“ Er nahm ihr Köpfchen zwiſchen ſeine Hände. „Du herziger Schatz, ſo ſchau' mich an!“ Sie ſchaute ihn an, den ſchönen, kecken, leblustigen Burſchen.

„Schlenkere doch Deinen ſchneeigen Janker erſt aus, Du ungeſchickter Bub', Du machſt Eins ja über und über naß!“

„Haſt Recht, den Janker brauche ich nicht am Leib.“ Er warf das Kleid von ſich, daß im Sack die Haſelnüſſe knackelten, die von geſtern noch darin waren.

„Haſt Nüſſen bei Dir?“ frägt ſie.

„Kann wohl ſein, Dirndl. Magſt ihrer?“

„Bin ihnen gerade nicht feind.“

„Iſt mir lieb.“

Er macht ſich bequem, als wenn er daheim wäre.

„Ein Feiner thät' erſt fragen,“ meint ſie.

„Fragen?“ ſagt er.

„Ob er bableiben darf.“

„Auf die Feinen habt ihr Weibsleute kein Geſchatz. Ich bin ſo: um das, was mein gehört, bitte ich nicht lange.“

„Ja, glaubſt Du, daß dieſes Stübel Dein gehört? Ha, da müßte ich lachen! Daß ich Dir's recht ſag', Simon, wenn ich einen Burſchen haben wollte, ſo wäreſt Du nicht der letzte — aber ich brauche keinen.“

„Dirndl, verred's nicht! Verredetes (verſchmähtes) Brot wird viel gegeſſen.“

„O, Närrlein! wenn ich Alle eſſen müßte, die ich mir ſchon verredet hab'! Da möchte mir wohl grauſen.“

„Mehr als Einen möchte ich freilich nicht rathen. Aber Einer tangt. — Gelt ich darf anzünden?“

Er braunte am Ofenfeuer ſeine Pfeife an und murmelte in's Rohr hinein: „Los ſpricht er mich ſo wie ſo nicht, geht's nachher auf Eins.“

Der Hahn krähte das zweitemal.

„Wenn Du ſchon nicht fortgehen willſt,“ ſagte die ſchöne Köhlerin, „ſo mußt mir, dieweilen in der Kirche Rorate iſt, die Litanei beten helfen.“

„Ei freilich, verſteht ſich. Beten, das gehört ſich. Na verſteht ſich.“

„Biſt gleichwohl durch und durch ein liederlicher Burſch', ſo iſt doch wenigſtens Eins an Dir: daß Du ein guter Chriſt biſt.“

„Schon gewiß auch noch! Nur möchte ich Dich fragen, Schatz, thun wir uns vor der Litanei gern haben oder nachher?“

Jetzt wendete ſich die Han zu ihm und während ſie noch die Arme hinter das Haupt erhob, um das Haar — das ſchwere, weiche, rothſchimmernde Haar — zu binden, ſo daß die junge, geſchmeidige Geſtalt in ganzer Schönheit vor ihm ſtand, ſagte ſie folgende Worte: „Mein lieber Simon! Dich hat heute kein guter Geiſt in das Stübel geführt. Wenn Du jetzt gehſt, ſo iſt es noch früh genug. Jetzt biſt dazu noch ſtark genug und jetzt wiſſen wir es noch alle zwei — daß es nicht ſein darf. Schau, die Anderen ſind in der Kirche und beten; und uns kunnt die Gnad' Gottes ver-

laſſen. Jetzt, Simon, ſpielſt noch mit Dir ſelber! Steht nicht lange an, ſo biſt nimmer Herr über Dich. Und nachher magſt nit mehr in der Schummel-Zens-Hütten zuſprechen; wirſt vom Rockenberg bis zur Kirchen hinaus allemal den Umweg über die Wildwieſen machen, weil Du ihr nimmer begegnen magſt, Derſelbigen, die Dich heut' nit hätt' fortgewieſen. Schon morgen, ſchon heut', wenn die lichte Sonnen ſcheint, thäte es Dich gereuen, Simon! Nach mir frage ich nicht und mir wird's zum Verderben ſein, daß ich Dich allzu gern habe. Nur Deinetwegen iſt's, daß ich Dich jetzt recht ſchön bitte: Geh' in die Kirchen!"

O, Du unerfahrenes Herz! Oel in's Feuer waren Deine Worte — für ihn — für Dich. Er hört nur ihrer Stimme Klang. Der Reiz ihrer Geſtalt entfacht von Augenblick zu Augenblick lebhafter das Feuer ſeines Blickes — zuckend ausſtrecken ſich die Muskeln ſeiner Arme und plötzlich reißt er ſie an ſeine Bruſt. Wie Wachs fließt ſie hin vor der Gluth ſeiner Küſſe. Noch einen Moment zuvor, als das Auge ihr vergeht, ſieht ſie draußen einen Schein an's Fenſter ſchlagen. „Der Meiler brennt!" ſie kann es nicht mehr ſtammeln ....

Und im Meiler, der gebaut worden war aus kernigem und harzigem Geſtämme des Waldes, iſt das Feuer losgebrochen. Züngelnd, matt zuerſt, blau wie ein Irrlicht, dann heller und lebendiger ſchlägt die Flamme aus der ſchwarzen Decke, immer weiter im Kreiſe rieſelt die Hülle ein, immer weiter und tiefer wird der glühende Pfuhl und brüllend lodern die Flammen empor. Die umſtehenden Stämme des Waldes ſind roth, die Schneeflocken zi[illegible] wie Roſenblätter nieder und raſch aufwirbelt blauer Rauch mit den ſpringenden Funken.

Das drittemal kräht der Hahn.

„Feuer!"

Der ſchöne Knecht des Rocken-Paul ſtürzt hinaus. Da ſind ſchon zwei Männer aus dem Blockhauſe der Holzer zu Handen, den brennenden Meiler zu dämpfen, mit Schnee und Kohlenſchutt das Feuer wieder in ſein Innerſtes zu verſchließen.

„Ei Du! wer iſt denn da aus der Hütten geſprungen?“ ſchreit einer der Holzer.

„Saureiter will ich heißen, wenn das nicht Einer vom Rockenberg iſt geweſen. Iſt ſicherlich der Alte nicht daheim und ſaß heut' Nacht der Schelm da drinnen warm.“

„Nachher iſt's kein Wunder, daß der Meiler losbrennt.“

„Fangen wir ihn!“

„Es gilt!“

Sie liefen durch Dunkelheit, Wald und Schnee dem Fliehenden nach. Der Simon weiß es wohl, er iſt keine Verantwortung ſchuldig, wenn er da drinnen bei der Köhlerin ein Weilchen raſtet, aber wenn es nicht laut wird, um ſo beſſer. Jetzt — wie ſehr zu ſeinem Glücke! — ſtolperte er über einen niedergebrochenen Baumaſt, ſtürzte und die beiden Holzer erhaſchten ihn. Mit brennendem Schwamm leuchteten ſie ihm in's Geſicht.

„Der Rocken-Paul-Knecht!“ lachten ſie, „haſt Recht. Auf unſer Stillſein kannſt Dich verlaſſen.“

Sie ließen ihn ſtehen. Er ſchüttelt den Schnee aus ſeinen Falten, gewahrt dabei in der Taſche den Roſenkranz und ſagt zu ſich ſelber: „Na, den haſt heute auch vonnöthen gehabt.“

Er ging dem Rockenberge zu; durch das Schneegeſtöber graute der Morgen. —

Wie ganz anders als am Rockenbache hat ſich die Barbara Rorate an der Trach vollzogen!

Aus den Thälern und von den Bergen ſind zur nächtlichen Stunde die Kirchengeher herangekommen — die meiſten ſich den ſtundenlangen Pfad mühſam bahnend, der einige Minuten hinter ihnen wieder verweht war. Um die alten, ſauſenden, krachenden Bäume tanzten die Wirbel des Schneeſtaubes, und auf freier Haide mußten die Leute ſich mit Gewalt anſtemmen gegen den Sturm und ihre Mäntel über das Geſicht werfen, um athmen zu können.

Mancher verlor in dem wirbelnden Grau die Richtung und irrte fluchend oder betend im Schnee umher und Viele haben am Morgen dieſes Barbaratages gemeint, es wäre „ihr letztes Ende.“

Nun ſtanden oder trippelten ſie um die Kirche herum oder kauerten ſich an die Mauer, und um die Ecken pfiff der Wind und von den Dächern flog der Schneeſtaub nieder und aus allen Winkeln tanzte er hervor.

Die Leute ſahen aus wie wandelnde Schneemänner und auf den ſchneeloſen Stellen des Erdbodens klangen ihre gefrornen Stiefel.

Jeder, der huſchend des Weges kam, haſtete der Kirchenthür zu und Jeder drückte vergeblich an der Klinke — ſie gab nicht nach, die Kirche war verſchloſſen. Aus den ſchmalen hohen Fenſtern ſchimmerte flackernd der rothe Schein des „ewigen Lichtes.“

Durch die Thurmfenſter ſauſte der Sturm, ſo daß hörbar die Glocken ſchrillten.

Die Stunde der Rorate war ſchon da, die Leute wurden ungeduldig und ſchlugen dem Küſter das Fenſter ein, daß er aufwache.

„Verdammtes Volk da draußen!“ rief dieſer, „als ob ich nicht ſeit erſtem Hahnenſchrei ſchon wach wäre! Kann ich was dafür, daß der Herr die Kirchenſchlüſſel hat?“

„So hole ſie, Du alter Großnarr. Sind wir deswegen zur Barbara-Meſſ' in Wind und Wetter dahergeſtiegen, daß wir hier vor der Kirchen ſollten ſtarr werden? Schau das Weiblein da! 's iſt ſchon gar nicht mehr bei ſich ſelber, über und über erfroren; wir rennen Dir die Thür ein, Küſter, wenn Du nicht aufmachſt!“

Der Küſter lief in den Pfarrhof.

„Was iſt denn heute los und ledig?“ rief der Herr Franciscus aus ſeinem Zimmer.

„Die Leute wollen in die Kirchen.“

„Was haben die Leut' zur Nachtzeit in der Kirchen zu ſuchen?“

„Herr, es iſt ſchon ſechs.“

„Laßt mich in Ruh' bei ſolchem Höllenwetter. Die Leute ſollen heimgehen; es iſt ſchon gut.“

„Möchte es ihnen wohl ſagen, Herr, aber die Rorate iſt bezahlt.“

„Gieb ihnen den Bettelpfennig zurück. Ich will mir nicht meine erst erlangte Gesundheit wieder untergraben."

„Hört doch, sie schreien schon. Um Gotteswillen, Pfarrherr," bat der Küster, „sie sind so weit hergekommen, sie halten was auf den Barbaratag, der Sterbestunde wegen. Jesus Maria, da ist jetzt ein Stein vorbeigeflogen! Ich bitt' Euch, Pfarrherr, steht auf, sonst kann's was abgeben."

So ist denn Herr Franciscus aufgestanden, und des Unwetters ungewohnt, fröstelnd hinabgegangen, die Rorate zu lesen.

Tief in den Mantel gehüllt, schritt er quer über den Kirchplatz gegen die an die Kirche gebaute Sacristei. Die Leute grüßten ihn kaum, sie murmelten nur, und Einer — im Finstern wurde nicht erkannt, wer es war — sagte halblaut: „Die Trawieser Leut' müssen wohl einen festen Glauben an die Priesterweihe haben, daß sie des Gottesdienstes wegen, den so Einer hält, den weiten Weg machen."

Endlich ging die Kirchenthüre knarrend auf und die Leute drängten hinein. Von den Sankösen herüber waren sogar einige Bergknappen da. Das sind Leute, die im Jahr über nicht viel auf Kirchwegen gesehen werden; wenn sie einmal aus der Erde Nacht hervorkriechen, so wandeln sie lieber im freien Himmelslichte, wo das warme Leben lacht und winkt, als daß sie wieder zwischen düstere Mauern gingen. Nur die heilige Barbara ist ihnen hoch. Sie hält den Kelch in der Hand, den sich wohl Jedermann für seine letzte Stunde von ihr erbitten soll. Die Bergknappen unter dräuenden Massen und Wassern, unter schlagenden Wettern müssen und zu oft fort aus dieser Welt, ohne des Kelches Wegzehrung zu erlangen. Daher ruft sie das Fest der heiligen Barbara aus ihren Werktagsgrüften und versammelt sie zum Gebete.

Der Küster zündete aus der glimmenden Ampel die Kerzen des Altars an. Das vergoldete Crucifix vor dem Tabernakel schimmerte; des Weiteren vermochten die wenigen Lichter das Düstere des nächtlichen Gotteshauses nicht zu zerstreuen. Die Leute hatten in ihren Bänken Platz genommen und gar Mancher hatte zu thun, die vor Frost ersteiften

Finger gelenkig zu machen, bis ihre Thätigkeit mit der Betschnur beginnen konnte.

Endlich schlug das Glöckchen an und aus der Sacristei trat ein Knabe im rothen Mäntlein und der Priester im Ornate. Die Sänger auf dem Chore stimmten den Lobgesang an, Dem, von dessen Herrlichkeit Erd' und Himmel erfüllt sind. Der Priester stieg die Stufen des Altars hinan.

Noch war es vor Tags, wie es nach christlicher Sitte sein muß für die Rorate. Dieser Gottesdienst soll die lange Nacht versinnlichen, in welcher sich einst das Volk Jehova's nach der Ankunft des Messias gesehnt hat.

Die Sänger begannen den Sang des Adventes: „Thauet Himmel den Gerechten, Wolken, regnet ihn herab! — Menschen, betet an im Staube, weh' der Höll' und ihrem Raube, weil der Heiland kommen soll. — Welterlöser, ach erfülle, was Dein Bot' verkündet hat. Komm' und bringe uns den Frieden!"

Der Priester trat an die linke Seite des Altars und verkündete das Evangelium: „Ich bin die Stimme eines Rufenden in der Wüste. Bereitet den Weg des Herrn. Schon stehet Der in Eurer Mitte, den Ihr nicht kennt. Dieser ist es, der nach mir kommen wird, der vor mir gewesen ist und dessen Fußriemen zu lösen ich nicht würdig bin. Wer wird bestehen, wenn er erscheint! Machet eben die Wege, denn nahe ist sein Reich."

Die Gläubigen standen in Andacht da; doch Einer war unter ihnen, der dachte: „Unseliger Mann, das ist Deine eigene Grabrede gewesen."

Die Handlung nahm ihren feierlichen Verlauf und die Sänger sprachen des Propheten Gesang: „Aus Isai's Stamme wird ein Reis entsprossen, aufblühen aus dem Zweig eine Rose. Und Du, Bethlehem Ephrata! Zwar klein bist Du unter den Geschlechtern von Juda, aber aus Dir wird hervorgehen der Herrscher, der aus der Vorzeit, aus den Tagen der Ewigkeit kommt. Nach Gerechtigkeit wird er richten, entscheiden über die Unterdrückten des Landes. Den Frevler

wird er tödten mit dem Hauch seiner Lippen und frohlocken werden die Bewohner von Zion."

Die Sänger schwiegen, es nahte der heilige Augenblick. Der Priester kniete auf der Stufe und faltete die Hände und neigte das Haupt. Aller Stolz, aller Hohn und alle Härte schienen von ihm genommen zu sein, alles Irdische von ihm gewichen zu dieser Stunde, da er in Gebet und Demuth lag vor Dem, dessen welterlösendes Kreuzesopfer er nun begehen soll. Langsam erhob er sich und stieg im Geiste die Felsen des Berges Kalvari empor. Dort in der Dämmerung der Sonnenfinsterniß ragt das Kreuz. Die Hammerschläge klingen. Der Priester beugt seine Knie und mit zitternden Händen hebt er die Hostie.

Die Versammlung liegt im Gebete. In diesem stillen Augenblicke gedenkt Jeder des Liebsten auf Erd' — mag es das Gespons, mag es das Kind, mag er es selbst sein. — Draußen pfeift und winselt der Sturm und die Fenster klirren.

Der Priester hebt den Kelch; die Nerven der Hände eines wahren Priesters fühlen es, wie aus der heiligen Wunde Quell der warme Brunnen in das Gefäß rieselt. Er sieht des Gekreuzigten blasses Antlitz gen Himmel sich richten: Nun ist es vollbracht. Vater, nimm meine Seele!

Die Sänger fuhren fort: „Vom Himmel erschallt die Stimme wie das Rauschen vieler Wasser, wie das Rollen des Donners. Und es erschallt ein Getön wie Harfenklingen — sie singen ein neues Lied, das keines Menschen Ohr versteht O, Du Lamm Gottes, das Du wegnimmst die Sünden!"

Der Priester schlug dreimal an seine Brust, brach dann das heil'ge Brot mitten entzwei und legte es auf seine Zunge. Hernach machte er über den Kelch das Zeichen des Kreuzes und trank daraus. Als das geschehen und unter Gebet der Kelch gereinigt war, deckte er diesen zu in der Form einer Todtenbahre. Und die Sänger riefen im Chore:

„Selig sind die Todten, die im Herrn sterben. Ruhen sollen sie von ihrem Leide und ihre Thaten werden mit ihnen eingehen in die ewigen Ewigkeiten!"

Das Opfer war vollbracht. Der Prieſter wandte ſich an's Volk, breitete die Hände aus und ſprach: „Der Herr ſei mit Euch!“ Dann ſegnete er die Gemeinde, nahm in ſeine Hut das heilige Geräthe und verließ den Altar. Die Gemeinde ſtimmte noch den Geſang an: „O, ſei gegrüßt, Maria, Du lichter Morgenſtern!“ — Da gellte am Thor der Sacriſtei ein gräßlicher Schrei, und zurücktaumelte der Prieſter und hinſtürzte er krachend auf die Stufen des Altares.

Alles ſpringt auf; ſchrill abgeriſſen iſt der Geſang. Mehrere huſchen lautlos dem Ausgange zu, Andere eilen gegen den Altar und erheben ein Jammergeſchrei, daß die Wände hallen. Sie drängen ſich hin mit Schieben und Stoßen, Eines zwiſchen das Andere — und prallen zurück — mit verhaltenem Antlitze ſtöhnend zurück.

„Was, um Jeſu Willen, iſt da geſchehen?“

„Erſchlagen!“

„Platz gemacht! Platz!“

„Seht, das Blut rinnt zu unſeren Füßen! Hinweg!“

Hingeſtreckt vor den Altar, an welchem noch die Opferkerzen brennen, liegt er. An den unterſten Quadern zerſchmettert das Haupt, das geſpaltene, über die Stufen hingeſtreckt die Hand, welche krampfig den Kelch noch umklammert. Abgeworfen an der Pforte der Sacriſtei liegen Barett und Stola und aus dem engen Thore ſelbſt ſtarrt Finſterniß.

„Wer!“ rieſen grelle Stimmen aus angſtbeklommenen Gurgeln.

„Wer birgt ſich drinnen da?“ Sie drangen in die Sacriſtei.

Und ſtetig entrieſelte das Blut der gräßlichen Wunde, die Niemand konnte ſehen, ohne aufzuſchreien vor Entſetzen.

Keiner wagte den Todten zu berühren, das Schreien erſtarb, Viele ſtumm vor Schreck, bewußtlos faſt taumelten ſie aus der Kirche. Auf dem Thurme gellten die Glocken — ſie läuteten Sturm; um die Wände und Bäume brauſten die Winde — ſie bliesen Sturm.

So ging in Trawies dieſer Morgen auf.

Auf allen Wegen liefen Leute um. Rasch, als ob es der Winterſturm hinausgeſchleudert hätte in die Gegend, wurde es in allen Häuſern laut: Der Pfarrherr iſt erſchlagen! —

Der Feuerwart ſaß in ſeiner Kammer allein, ſein Angeſicht war fahl wie die Wand des Ofens, ſein Haupt war weit vorgebeugt — gedankenſchwer.

Da ging die Thür auf und mit ernſten Mienen traten herein der Bart vom Tärn, Ulli, der Köhler, der Firner Hans, der Waldhüter und Andere.

„Feuerwart," ſagte der Bart vom Tärn, „Du wirſt wiſſen, warum wir da ſind. Wir haben zu berathen, was jetzund weiter zu thun iſt."

Der Feuerwart nickte ſchwer mit dem Haupte und murmelte: „Es iſt zu plötzlich gekommen."

„Weiß man, wer?" fragte der Waldhüter.

„Das weiß man."

„Wo weilt er?"

„Er iſt in Sicherheit," ſagte der Feuerwart, „aber nur für heute. Für morgen nicht mehr."

„Männer," ſagte der Bart vom Tärn und ſah ſie an nach der Reihe, „den heutigen Tag haben wir gemacht, wir Alle. Wir ſtehen für ihn ein!"

„Wir ſtehen für ihn ein."

„Heute ſind wir die Freien von Trawies. Nun heißt es mit Kopf und Fauſt auf der Wacht ſein, daß uns die Schläge nicht treffen."

„Kommt," ſagte der Feuerwart und wies ſie mit der Hand von ſich, „kommt am Nachmittage wieder, Ihr Männer von Trawies; jetzt geht, mir zittert das Mark in den Knochen, 's iſt allzuplötzlich geſchehen. —"

Das Wirthshaus konnte heute die Gäſte nicht faſſen. Alles, was wiſſend war, kam, um zu erzählen, und Alles, was nicht wiſſend war, kam, um zu hören und zu ſchaudern.

Mit einer Holzaxt den Kopf geſpalten! Sie beklagten den „guten, braven Herrn," und Jene, die ſonſt am lauteſten über ihn geflucht hatten, klagten am lauteſten. Wer es gethan

hat? Die Kirche und Sacriſtei iſt durchſucht und Niemand gefunden worden. Er iſt entwiſcht. Ein Raubmörder? Nein. Ein Heimiſcher muß es ſein, der Herr hat Feinde gehabt. Vielleicht ſitzt der Mörder hier im Wirthshaus mitten unter uns, und trinkt, und läßt ſich erzählen wie es geweſen iſt.

„Man müßte ihn hängen!“ riefen mehrere.

„Köpfen, rädern, ſteinigen!“ ſchrien Andere.

„Man müßte ihn auf den hinterſten Trafank hinaufjagen, daß ihn die Häſcher nicht finden,“ meinte ein Einzelner. Da ſtutzten die Anderen. Männer waren darunter, die ſaßen ſchweigend da und Mancher ſeufzte in ſich hinein: „Wenn dieſe Tage erſt vorbei wären!“ Was dann wird?! —

Mittlerweile waren an den Stufen des Altares die Kerzen niedergebrannt und verloſchen.

Der Schulmeiſter lag vor Schreck faſt ohnmächtig in ſeiner Stube. Das Fenſter, welches gegen die Kirche ging, hatte er ſich mit Leinwand zweifach verhüllen laſſen. Der Küſter war in allen Weiten und erzählte die Schreckensthat in den Häuſern, und war ganz außer ſich, und ging trotz des tiefen Schnees wie auf Flügeln, und klagte allerwärts: „Er war ſo gut!“ und tröſtete ſich und Andere: „Aber vielleicht kriegen wir jetztund einen noch Beſſeren.“

Um die Mittagszeit kamen die Knechte des Feuerwart und trugen den Todten in den Pfarrhof, um ihn dort aufzubahren. Sie kamen in's Wirthshaus und geſtanden, daß alle Beine gebrochen werden müßten, wenn man ihn ſo aufbahren wolle, wie andere Leute. Er ſei ganz erſtarrt. Ob man glaube, daß ſie „brechen“ dürften.

Da gab Einer den Beſcheid: „Wollt's Euch nicht rathen! Beinbrechen iſt criminaliſtiſch!“

„Heißt das, wenn man verklagt wird,“ warf ein Anderer ein, „aber der Herr Franciscus, und das iſt das Beſte an ihm, verklagt Keinen mehr.“

Keinen mehr?!

Endlich am Nachmittage, da es ſchon zu dunkeln anhub und ſich die Leute in ihre Häuſer zurückzogen, um in denſelben einer Geiſternacht entgegen zu bangen, ver-

ſammelten ſich die Aelteſten von Trawies in der Oberſtube des Feuerwart um einen Eichentiſch, auf dem zwei Kerzen brannten.

„Das Allererſte iſt," hub Gallo Weißbucher, der Feuerwart an, „daß wir ſeinen Leib in die Erde ſchaffen. Ich habe ihn zur Bahre legen laſſen und meine Knechte ſind jetzt auf dem Gottesacker und bereiten das Grab. Es wird wohl Jeder mit mir einverſtanden ſein, wenn ich ſage, der Herr muß in chriſtlichen Ehren beſtattet werden."

„So ſage ich auch," verſetzte der Bart vom Tärn, „und je eher, deſto beſſer, bevor ſich das Gerede noch über die Haide hinauszieht; kommen die Fremden, dann ſind wir nicht mehr Herr im Haus. Warten, ob er etwan wieder munter wird, das iſt bei dem nicht vonnöthen, ſo iſt mein Antwort, daß wir ihn morgen früh in die Erden thun."

„Daß die Eile nur nicht auffallend iſt!" meinte der Firner Hans.

„Sollten wir darüber einmal worlangelaſſen werden, ſo ſagen wir, was wahr iſt: Die Leute wären in einen Aufruhr gerathen, Jeder hätte die ſchreckbare Wunde ſehen wollen und ſie haben vor Erregtheit nicht gewußt, was ſie thun, und iſt das Trawieſer Dörfel nicht mehr ſicher geweſen. Wem liegt es an, als uns, daß wir Ordnung halten!" ſo ſprach Uli der Köhler.

„Es iſt ganz ſchreckbar," ſeufzte der Feuerwart, „ſo was! am Altar, vor aller Leut' Augen. Ungeſchickter hätte er es nimmer machen können. Wir werden arg zu thun haben, meine lieben Männer, daß wir uns aus der Patſche ſchleifen!"

Ob mehrere Trawieſer Leute eine Ahnung hätten, was dahinterſteckt? wurde gefragt.

„Auf unſerem Johannesberg droben," berichtete der Firner Hans, „heißt's allerwegs, ein Raubmörder aus dem Ritſcherwald herüber habe es gethan. Dem ſei um das Silbergeräthe zu thun geweſen und er habe während der Mette in der finſteren Sacriſtei die Laden durchſucht, ſei dann nach der Meſſe vom Pfarrherrn überraſcht worden. Er hätte dem Herrn noch den vergoldeten Kelch wollen aus der Hand

reißen; der Herr Franciscus wollt's aufnehmen mit dem Wicht, sollen miteinander noch Eins gerungen haben und da habe ihm dieser mit einem Hieb den Kopf auseinandergehauen. Der Mörder habe hierauf eilends stiehen und seinen Raub zurücklassen müssen. Am Vormittage darauf soll er noch im hinteren Trasankthale gesehen worden sein, mit der blutigen Axt."

So berichtete der Firner-Haus und setzte noch bei: „Ich habe allen Leuten, mit denen heute davon die Rede war — und es spricht kein Mensch was anderes, als vom Morde — gesagt, es könne wohl nicht anders sein, aber des Verbrechers dürfte bei so unsicheren Zeiten schwer habhaft zu werden sein."

„Daß es so steht," versetzte der Feuerwart, „das ist mir recht lieb."

„Und," meinte der Waldhüter, „der Mensch kann um Mitternacht in die Sacristei gestiegen sein — die Sturmnacht ist ihm gut zu statten gekommen — und — was ich übernehme — ein ausgehobenes Fenstergitter mag sich morgen, wenn man die Sache erst untersuchen wird, leicht finden lassen. — Wir sind hernach ledig."

Jetzt fuhr sich der Bauer vom Tropperhof mit seiner rauhrindigen Hand über das Gesicht und that, als ob er reden wollte.

„Weißt Du auch was, Tropper?" fragte der Feuerwart.

„Was ich gehört habe," sagte nun der Aufgeforderte, „und was mein Knecht, der Nantel, heimgesagt hat, thäten die Leute doch so ihre Köpfe zusammenstecken: man wisse nicht, den guten Herrn Franciscus könne auch ein braver Mann aus der Trawieser Pfarr in den Himmel geschickt haben."

„Auf der Wildwiesen ist dasselbe Gerede."

„Bei der Koselarztin, wo ich heute wegen einer kranken Kuh war," berichtete ein Anderer, „und wo allerhand Leute zusammenkommen, habe ich auch so etwas gehört."

„Das ist schlimm," murmelten sie, „das ist schlimm!"

„Mich nimmt das nicht Wunder," sprach der Bart vom Tarn.

„Es wird doch Keiner unter uns ein Spitzbub' sein gewesen!"

„Davon keine Rede," sagte der Feuerwart, „was das Mundhalten anbelangt, da getraue ich mir meine Seele für Jeden einzusetzen."

„Aber," setzte der Bart vom Tärn bei, „was uns eingefallen ist, kann auch Anderen eingefallen sein — zu Trawies ist ein solcher Gedanke, bei meiner Treu, doch nichts Unmögliches So gut als wir Bauern, könnten sich die Holzer am Rockenbach verschworen haben, oder die Leute im Tärn, oder auch die Knappen aus den Saulöchern. Denken mögen sich's Viele, das glaube ich, aber Name darf keiner genannt werden, sonst sind wir verloren. Zum Glücke, daß der große Schnee die Löcher in die Trawies vermauert hat, sonst hätten wir die Herren von Neubruck und Oberkloster, und weiß Gott von wo her schon morgen am Halse."

„Dem sei Gott vor. Erst muß der Todte unter die Decke, muß den Leuten das Maul gestopft sein, müssen wir die weitere Verwaltung von Trawies geordnet und unserem Stand gegen die Herren beschlossen, müssen den Schreiner in Sicherheit gebracht haben. Dann mögen sie kommen, wir wollen uns vor ihnen nicht fürchten."

„Die Verwaltung von Trawies?"

„Aus Einheimischen und Hausgesessenen wird der Rath gewählt, wie es vor Zeiten war," sagte der Feuerwart und legte seine Hand auf ein graues Blatt von Pergament. „Dieser Rath ist der Herr und das Gericht im Hause und im Walde, in der Kirche und in der Schule, und in allen Gemeindesachen. An Steuern und Abgaben den zehnten Theil führen wir, wie es Gottes Willen ist, ehrlich an die hohe Obrigkeit ab. Und von den streitbaren Männern jeder Siebente, den das Los trifft, wird willig dem Land zu Schutz und Wehr sich stellen, oder allzeit zu finden sein. Von den Weltpriestern des Bisthums, den Caplänen wählen wir nach altem Rechte zwölf; aus diesen zwölfen Einen wird der Erzbischof uns zum Seelsorger bestimmen. So ist das alte Trawieser Gesetz gewesen und so wollen wir es wieder aufrichten."

Sie sprachen noch, als die Stiege herauf ein Gepolter vernehmbar wurde. Fast gleichzeitig ging die Thüre auf.

Der Gerichtsbote und zwei Mann der Landwache traten ein Einige der Männer richteten sich mit Befremdung auf, die anderen blieben scheinbar gelassen sitzen und blickten ernst den Eintretenden entgegen.

„Wir bitten um Verzeihung," sagte der Gerichtsbote und wendete sich gegen den Feuerwart. „Ihr seid, besinne ich mich gut, der Gallo Weißbucher? Wir kommen eilig aus Neubruck."

„Habt Ihr etwas auszurichten?" fragte der Feuerwart.

Der Bote blickte ihn erstaunt an.

„Des Mordes wegen!" sagte er.

„Ah, des Raubmordes wegen," fiel der Bart vom Tärn ein, „ja gut, daß Ihr da seid. Ganz Trawies ist aus Rand und Band. Wir sind, wie Ihr seht, eben beisammen, um zu berathen, was vor allem zu geschehen hat. Schier haben wir selbst den Kopf verloren. Ein solches Unheil, Herr Gerichtsbot'!"

„Zuvörderst hat gar nichts zu geschehen, als das Protokoll aufzunehmen," sagte der Bote im gemessenen Amtstone, sich in seiner wichtigen Mission weidlich streckend, „im Namen des Gerichtes seid Ihr aufgefordert, hierin nach heiligem Wissen und Gewissen unseres Dienstes zu sein. Wir verfügen uns sofort an den Ort der That."

Die Männer standen auf. Der Feuerwart blies eine Kerze aus, mit der anderen leuchtete er die Treppe hinab. Seine Züge waren fast entstellt. Mehrere stahlen sich davon. Von diesen bemerkte Einer: „Hockt uns richtig schon im Nest!"

„Wer?"

„Der Teufel."

„Du meinst des Gerichtsboten wegen. Der schreckt mich aber gar nicht. Wenn es die Herren zu Neubruck nicht einmal der Mühe werth halten, daß von ihnen Einer selbst kommt, sondern nur den Boten schicken, das Protokoll aufzunehmen, nachher denke Dir's, wie groß ihnen die Sache stehen mag."

„Du trau' nicht! Bedenk' den wilden Schnerhaufen jetzt. Wenn Du der Landvogt bist draußen zu Neubruck und es

heißt: den Trawieser Pfarrherrn hätten sie heut' erschlagen, ich stell' mich auf die Wag', daß Du Dir denkst: Bei so einem Höllengestöber jagt man keinen Hund nach Trawies. Ich werde nachschauen, bis der Weg fahrbar ist. Einstweilen schicke ich den Boten voraus. Verlaß Dich d'rauf, er kommt noch selber."

„Nachher geht's uns nicht gut."

Der Bart vom Tärn, der Firner-Hans und der Feuerwart gingen mit den Gerichtspersonen gegen das Dörfchen hinab und zur Kirche hinan.

Sie traten vor den Altar. Bis man mit einer Fackel kommen sollte, sahen sie bei dem rothen Scheine des ewigen Lichtes die erstarrte Blutlache mit den dunklen Bächen über das Pflaster hin.

Der Gerichtsbote blickte suchend um sich und fragte endlich: „Wo ist er denn, der Todte?"

„Den haben wir ja in den Pfarrhof getragen, daß er zu einer würdigen Aufbahrung gekommen ist."

„Wer hat Euch gesagt, daß Ihr den Todten sollter von der Stelle tragen?" fuhr der Bote scharf drein.

„Gesagt?" entgegnete der Feuerwart, „so viel wird Einer doch selber verstehen, daß er da nicht liegen bleiben kann."

„Schon so alt, Weißbucher, und immer noch nicht wissen, daß man an einem Thatort nicht ein Tüpfel ändern darf, bevor die gerichtliche Untersuchung stattgefunden hat."

„Das mag wohl ein Gerichtsbot' wissen," redete der Firner-Hans drein, „Einer, der gleich überall dabei sein muß, wie der Rab' beim Aas. Wir Waldleute können es nicht so genau wissen, was der Brauch ist, wenn Einer abgeschlachtet wird —"

„Das verbiet' ich mir, Du Malefiz-Mensch! Wo ich jetzt steh', da stehe ich im Namen des hohen Gerichtes!"

„Nein, thut Euch nicht erhitzen, Männer," beschwichtigte der Bart vom Tärn. „Ihr habt manches Schöppel getrunken zu Trawies, das Euch nicht in den Beutel gezwickt hat, Bot', so werdet es uns auch nicht so streng aufmessen,

wenn wir in unserer Unwissenheit was Unrechtes gethan haben. Ihr hättet es sehen sollen, wie schreckbar er dagelegen ist, Herr Jesus, den Graus vergeß ich meiner Tage nicht! Die Leute, die ihn gesehen haben, sind schier wahnsinnig worden und haben geschrieen nach einer christlichen Bahre."

„Die Kirche hätte in der ersten Stunde geschlossen werden sollen," belehrte der Gerichtsbote, da sie das Gotteshaus verließen, „mit dem Beten ist's in diesen Mauern nun wohl doch für alle Zeit vorbei. — Was machen denn die Leute dort am Rain?"

„Das Grab machen sie," antwortete der Feuerwart.

„Für wen?"

„Nu eben für —" er wies mit dem Daumen gegen den Pfarrhof.

Der Bote blieb stehen und sagte: „Liebe Leute, wenn Ihr in Allem so eigenmächtig handelt, dann haben die Klagen Eures Pfarrherrn einen guten Grund gehabt. Nicht ein todtgeborenes Kind dürfet Ihr selbstmächtig begraben, und erst ein solcher Fall! Ich hafte dafür und Ihr haftet dafür, daß von diesem Augenblicke an dem Todten nicht ein Haarfaden angerührt werde! Vorerst muß Vieles geschehen, ich sage Euch: Der kommt vor Wochen und Tagen nicht in die Erden!"

Schweigend schritten sie die finstere Treppe hinan zur Wohnung des Pfarrherrn. Aus der offenen Thür leuchtete der Schein vieler Kerzen. Dieselben umstanden ein Gerüste, auf welchem ein Körper lag, der mit einem grauen Tuche ganz bedeckt war. Nur zu Füßen ragten die Stiefelspitzen hervor; zu Häupten stand, fast bis an die Decke der Stube ragend, ein großes Kreuzbild.

Betschemel waren vorgerückt, aber kein Beter war da, das ganze Haus war leer und kalt. Keiner der Männer von Trawies schritt vor, um den Todten zu enthüllen. Der Gerichtsbote selbst mußte es thun, schrak aber mit dem Rufe: „Jesus Maria!" heftig zurück. Selbst die beiden Landwächter waren bleich geworden.

„Für uns ist da jetzund nichts zu thun," sagte nach einer Pause der Gerichtsbote, „löscht die Lichter aus, verschließt das Zimmer und das Haus."

Das Gestöber hatte sich erschöpft, ein kalter Sternenhimmel mit dem aufsteigenden Monde stand über der weißen Berglandschaft. Der Gerichtsbote in Begleitung der Wachen schritt an der Trach dahin. Es begann die Fahnde nach dem Verbrecher.

Ein heiterer Wintermorgen voll Blinken und voll Glitzern. In der Farbe der freudenreichen Unschuld liegt des Winters lilienreiner Mantel über den stillen Thälern und über den Bergen, die in das Blau der Himmelsglocke ragten. Die Mauern von Trawies, die sonst hell im Grünen schimmerten, stehen jetzt wie graue Würfel im lichten Schnee. Aber das Auge des Erzählers kann sich nicht freuen an diesem Glanze, es ist verschleiert von dem Schatten der unseligen Nacht, im Geiste sieht es das Verhängniß, welches mit geschäftigen Fingern aus dieser Nacht zarte, dunkle Fäden spinnt. Durch das Meer des Lichtes ziehen diese Fäden von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, ja, von Baum zu Baum und von Stein zu Stein, und verschlingen und verweben sich zu immer dichteren Schleiern, bis sie die Sonne verdecken und die Zukunft, welcher auch zu Trawies jedes junge Herz entgegenlachen will, mit schwarzem Flor verhüllen.

Nur wenige dieser Fäden spannen sich gleich anfangs so stramm, daß sie reißen und ein gefangenes Menschenkind wieder frei wird. — Doch, an solchem Tage der Unruhe und des inneren Aufruhrs ist keine Zeit für Betrachtungen. Seht die Rotte, die dort aus dem Wirthshause strömt! Der kleine Baumhackel ist in der Klemme, der kleine Baumhackel mit seinen großen Kinnbacken und seinem kegelspitzen Haupte, der kleine Ausbund von Verschlagenheit und Bosheit, der Faun von Trawies mit den kurzen Beinen und den langen Fingern, der behende Zwerg mit den Schafsaugen, mit den Hasenfüßen und mit dem Fuchsschweif, dem so viele Sünden auf der gelben Stirne geschrieben stehen als Platz haben, und dem

nirgends beizukommen gewesen — dieser kleine Baumhackel war jetzt in der Klemme.

Gestern, bis spät in die Nachtstunde hinein, war er im Wirthshause gesessen und hatte mit den Anderen spintisirt über den Mord in der Kirche.

Die Nacht hatte er in der Wirthsstube unter der Ofenbank verschlafen, weil auf derselben ein Anderer lag, den auch das Heimgehen verdrossen hatte. Heute Früh, da sich die Stube wieder füllte, begann das Spintisiren neuerdings. Der kleine Baumhackel war der Lauteste dabei. — Den — den Mörder nämlich — wenn er, der kleine Baumhackel — erwischen thät'! „Aufhängen! Bei den Füßen auf den Kirchthurm hängen! Aus der Haut Riemen schneiden, für den neuen Pfarrherrn Schuhriemen! — Gehört ihm nichts anderes! Geht her und haut Einem den Kopf auseinander! So ein Pölli. Möcht' wissen, wie ihm so was selber thät' taugen. Und noch dazu auf dem heiligen Ort, daß uns die ganz' Kirchen verschandirt ist jetzunter! Erzschurk vermaledeiter!"

Auf solche Entrüstung hinkte der Stoß-Nickel zu Baumhackel's Tisch herbei. Der Stoß-Nickel, Holzriesner aus dem Tärn, war schon seit lange nicht der beste Freund des Baumhackel, sie hatten kein „gerades Zusammensehen"; nicht just, weil der Eine so lächerlich klein war, und der Andere so heidenmäßig lang, als vielmehr, weil sich der kleine Baumhackel einmal um die Holzriesnerarbeit im Tärn beworben hatte. Er hat die Arbeit nicht bekommen, aber hätte er sie bekommen, so wäre der Stoß-Nickel mit seinen Weibern brotlos gewesen.

Dieser heidenmäßig lange Holzriesner — ein rollender Baumstamm hatte ihm den Fuß abgeschlagen — hinkte nun zum kleinen Baumhackel, stützte den Ellbogen auf die Tischecke und sagte so leise, daß es wie eine gütige Anrede aussah, und so laut, daß es alle Umsitzenden hören konnten: „Thu' mir's sagen, Baumhackel, wo bist Du denn gestern früh Morgens gewesen?"

„Ich? Gestern früh Morgens?" entgegnete der Kleine und machte ein krummes Auge, „kümmert's Dich was? Ein ordentlicher Mensch wird wohl in der Kirchen gewesen sein."

„Hast schon Recht," hierauf der Lange, „wenn's nur im Evangeli stünde, daß Du ein ordentlicher Mensch bist!"

Darauf lachten die Leute. Der kleine Baumhackel jedoch blieb ernsthaft, machte einen langen Hals gegen den Langen und sagte: „Wie weißt denn Du das, Stoß-Nickel, daß es nicht im Evangelibuch steht? Du hast Dein Lebtag nicht hineingeschaut."

„Da braucht man auch nur Dich anzuschauen, und das habe ich gestern um's Sonnaufgehen, wie wir uns draußen bei der Trachbrucken begegnet sind. Und da muß ich wohl sagen: wenn Du so andächtig den Rosenkranz gerieben hast, daß dabei Deine Finger sind blutig worden, so mußt Du schon ein höllisch frommer Christ sein."

Wie die Umsitzenden und Umstehenden bisher über den Wortwechsel gelacht hatten, so wurden sie plötzlich still.

Dem Baumhackel quollen die Augen hervor; er machte eine Geste, daß man seine beiden Hände sehen konnte und versetzte dem Stoß-Nickel: „Brauchtest über das Rosenkranzbeten just nicht so zu spötteln."

„Ja, heute hast sie freilich gewaschen, Deine Klauen," sagte der Nickel, „aber die Hirschlederne hast heute nicht an, und ich will nicht selig werden, wenn auf der nicht heute noch die rothen Flecken sind, die ich gestern um's Sonnaufgehen so schön gesehen habe."

Das war genug, die Leute drängten sich lauernd um den kleinen Baumhackel; dieser wurde todtenblaß bis über die Lippen — und das war mehr als genug.

In den nächsten Minuten schon war es ausgeschrieen im Dörfchen: „Der kleine Baumhackel hat ihn umgebracht!"

Es war unglaublich und die besonneneren Männer, der Feuerwart darunter, beruhigten die Leute und suchten sie zu überzeugen, daß dem kleinen Flänk so was nie und nimmer zuzutrauen sei. Aber die alten Weiber: „Geht's weg! Dem schaut so was gerade gleich! Dem habe ich schon lange nicht traut, das ist ein Schlechtling, das! Wie man nur nicht gleich auf den gekommen ist! Gar keine Frag', kein Anderer hat's gethan, wie der! Und schilt vorch selber noch über den Mörder,

wie ein gerupfter Spatz, dieweilen der Lump in seiner eigen Haut steckt. Du elendlicher Spitzbub', Du!"

Als nun der Faun von Trawies inne wurde, hier drehe sich etwas Unbehagliches um seinen eigenen bluteigenen Hals, da goß er rasch den Rest von seinem Kruge durch diesen Hals, stieß den Krug auf den Tisch, daß es schrillte, sprang hart vor die Nase des Stoß-Nickel und schrie:

„Verdächtigen willst mich, Du Wicht, Du Nichtsnutziger! Wo hast an mir Blut gesehen? Leicht ist Dir die Prügelsuppen von Deinen hungerigen Weibern noch im Aug' gewesen. Weil Du Deine Erste zu früh todtgeprügelt hast, so reitet Dir der Teufel jetzt zwei auf einmal zu. Dein Heidenleben ist es gewesen, Du Wildbock, das den Pfarrherrn so gegen die Trawieser Leut' aufgebracht hat, und Deine Red' ist es gewesen, weißt Du, am Sonnwendtag, da beim Bach unten — Deine Red' wie Du gesagt hast: Den da oben — gegen das gemauerte Haus ist Dein Deuten gewesen, man hat sich leicht mögen denken, wen Du gemeint hast — Den da oben sollt' Einer in der Still' wegputzen, hätt' die Narrheit ein End'. — Hast es nicht gesagt, Stoß-Nickel? Leugne es, wenn Du kannst! — Und einen Andern willst einreiten! Leicht hast es Du gethan! — Na, spring her, spring her! Will Dir's nur weisen, daß ich es so gut von Dir kunnt ausschreien, als wie Du von mir. Thu's aber nicht, weil ich gleichwohl weiß, daß Du mir um's Sonnaufgehen, wie ich von der Kirche heimgeh', weit draußen bei der Trachbrucken begegnet bist. Bedenk's Dir, Nickel, ich bin Dein einziger Zeuge, daß Du selb' Stund' vom Tärnwald bist hergegangen! Bedenk's, Holzriesner und sei still!"

Dem kleinen Baumhackl, der sich das Gesicht krebsroth und die Kehle heiser geschrien hatte, wurde bedeutet still zu sein. Daneben standen die Landwächter, fingen jetzt seine Arme auf und legten ihm ein Eisenschloß an die Hände.

So bewegte sich der Auftritt in's Freie und der kleine Baumhackel schrie und beschwor Himmel und Hölle, daß sie ihm zu Hilfe kämen und seine Unschuld bezeugten. Aber es war, als ob die Häscher gar keine Ohren hätten, hingegen

um so stärkere Arme und Ellbogen. Endlich wurde der Kleine in einem Kellergewölbe des Pfarrhofes aufbewahrt, bis am Nachmittage vom Baumhackel Häuschen am Gestade die Untersuchungsmänner zurückkamen und die Bestätigung brachten: an der Hirschhauthose des Baumhackel seien wirkliche Blutspuren zu sehen.

„Jetzt hilft Dir nichts mehr," blinzelte der Sandhock dem Kleinen zu, als dieser zu weiterem Verhöre in's Wirthshaus gezerrt wurde, das heute so voll war, daß die Leute auf Bänken und Tischen stehen mußten.

„Man möchte dem kleinen Kerl so was gar nicht zutrauen."

„Der Große ist gut weg."

„Und der Kleine wird auch gut weg sein. Ist kein Schade."

So flüsterten die Leute.

Etliche waren zugegen, die hätten reden können, aber denen war der Mund versiegelt. Der Waldhüter empfand dieses Siegel am peinlichsten. Jetzt schwieg er noch, aber, deß war er entschlossen, ehevor er den eigenen Bruder hängen läßt . . . !

Mittlerweile war aus Neubruck auch ein Gerichtsbeamter angekommen, der redete dem nun allverzagten Baumhackel ganz gütig zu, er möge auf die Fragen kurz und wahr antworten und Alles offen gestehen, das sei der beste und der kürzeste Weg —

„Zum Galgen!" rief Einer am Ofentische.

Nicht an sein irdisches Los möge der Angeklagte jetzt denken; jedes Menschen Leben stehe in Gottes Hand; aber jener Welt möge er sich erinnern, wo nur der wahrhaft reumüthige Bekenner Erbarmen und Gnade hoffen könne.

Der kleine Baumhackel barg sein Gesicht in den Winkel seines Ellbogens und weinte.

Für's Erste möge er sagen, wo er das Werkzeug habe? mit einer Hacke sei es geschehen.

Hacke hätte er gar keine gehabt, schluchzte der Kleine, nur ein Messer.

Wo das Messer wäre?

Das wäre noch oben in Freiwild's Sommerstadl. Aber an dem Pfarrermord sei er unschuldig, so wahr die heilige Dreifaltigkeit im Himmel säße. Wenn er schon sagen müsse, woher das Blut rühre: dem Freiwild auf der Höhe habe er in der Sturmnacht einen feisten Schöps aus dem Stalle geführt und im Sommerstadl geschlachtet.

„Was redet er von mir?" stand fragend am Nebentisch ein rothbärtiger Mann auf. Der Freiwild war's, der Bauer auf der Höhe.

„Er sagt aus, daß das Blut von einem Schöps herrühre, den er dem Freiwild aus dem Stalle geführt habe. Ist das wahr?"

„Aus meinem Stall — einen Schöpsen?" rief der Rothbärtige, „so schaut's aus! — — meine lieben Herren, da kann ich heute gar nichts sagen, mir ist kein Schöps aus dem Stalle gekommen."

„Lügenmaul, Du!" fuhr der kleine Baumhackel auf, „oder bist Du so reich, daß Du es nicht merkst, wenn Dir Schafe gestohlen werden? Ist gut für Dich und für mich."

„Da müßte ich erst nachschauen," versetzte der Freiwild mit aller Ruhe, „heute kann ich gar nichts sagen."

Das Verhör mußte geschlossen werden. Der Baumhackel wurde in sein Gewölbe zurückgeführt, das für einen einfachen Schafdieb schier etwas zu finster und zu frostig war. Der Freiwild auf der Höhe, der so wohlhabend ist, daß er nicht einmal seine Schafherde zählt, gewann bei Vielen außerordentlich an Respect. Andere jedoch meinten, der ganze Schafdiebstahl sei nichts als eine windige Ausflucht vom Baumhackel, der lieber sitzt als hängt.

Als der Freiwild seines Weges ging, eilte ihm der Sandhock nach und sagte: „Schau, Freiwild, dem armen Teufel könntest Du jetzt aus der Klemme helfen. Man mag's wenden, wie der Will', und Du denkst Dir's selber: ein gutes Werk ist doch geschehen, gestern Früh in der Kirche. — Hilf ihm aus. Laß Dir den Schöps gestohlen sein."

„Lauter Lumpen!“ brummte der Freiwild und hastete davon.

Zur Dämmerung, als es gar öde und einsam war um die Kirche und den Pfarrhof, weil sich Niemand in die Nähe getraute, selbst der Schulmeister und der Küster waren fort, und das Läuten blieb aus und die hölzerne Uhr stand still auf dem Thurme — lauerte der rothbärtige Freiwild am vergitterten Fensterlein und flüsterte in den Keller hinab: „Junger Herr Baumhackel! Bist noch wach? — Wohnst woltern vornehm, jetzund. Das g'freut mich. Aber vermeint hätt' ich's nicht, daß mir mein lieber Nachbar alljährlich die feisten Schafe stichlt.“

„O, Freiwild!“ seufzte der Kleine im Keller.

„Aber als braver Nachbar will ich Deine Ehre retten.“

„Thue es doch gleich — heut' noch, daß ich aus diesem Kotter komme.“

„Ein Schafdieb ist etwas ganz Niederträchtiges, wirst es einsehen, Baumhackel. Es hat mich vor etlich' Wochen, als ich mir auf der Höhe einen Lärchenstamm nahm, Dein Herr Bruder, der Waldhüter, schon einen dreidoppelten Spitzbuben geheißen. Und Dein Vater selig, wie der noch ist Waldhüter gewesen, der hat mich etlicher Arm voll Reisigstreu wegen auf die Bank binden lassen. Schon das hat dem Ehrenmann, als der ich Gott sei Dank immer gewesen bin, nicht wohlbekommen. Jetzt denke Dir erst: ein Schafdieb! Möchtest ja wieder frei werden, aber schwarz bliebest und ein Schurkel bliebest in aller Leut' Augen. Nein, Nachbar, das kannst ich nicht mit ansehen. Schau, da ist Dir ein kecker, blutiger Mörder doch ganz was anderes. Und gar so Einer, wie der gestrige! Der wird respectirt! Sein Ruf geht in alle Welt und nach hundert Jahren noch zeigt der Vater seinem Sohn den Ahornbaum: auf dem ist er gehangen. — Nein, nein, Baumhackel, Schafdieb bist keiner. Mir fehlt kein feister Schöps.“

„Um der heiligen Maria-Linden Willen, Freiwild, thu' mich nicht martern!“ flehte der im Keller.

„Es müßte denn sein,“ sagte der Rothbärtige, „daß Du Dich gescheiter Weis' einmal zu was brauchen lassen wolltest.“

„Was Du willſt, Nachbar, nur des Schöpſes wegen ſage die Wahrheit. Im Sommerſtadl unter dem Schnee iſt ja das Eingeweide und das Meſſer zu finden.“

„Das iſt das Wenigſte, mein lieber Baumhackel, das kann ich heute noch aus dem Wege räumen.“

„Wirſt doch kein Teufel ſein, Freiwild?“

„Wie ich ſage, wenn Du Dich einmal zu etwas brauchen läßt. Aber vorerſt müßte ich Deinen Eidſchwur haben. Ich und ein Zweiter, wir haben was vor, und da brauchen wir auch einen Dritten dazu. Iſt auf Dich zu rechnen?“

Der Kleine ſchwur einen gewaltigen, ſiebenfachen Eid.

„So!“ ſagte der Freiwild, „ſo wären wir auf Eins. Gute Nacht, Schafdieb!“

Am anderen Tage gab der Freiwild auf der Höhe an, wie es ſich herausgeſtellt habe, daß ihm in der Sturmnacht richtig der feiſte Schöps aus dem Stalle geführt, und daß eine Viertelſtunde von ſeinem Hauſe, im Sommerſtadl, davon das Eingeweide gefunden worden ſei.

„Aber,“ ſetzte er bei, „ich verzeihe es dem armen, kleinen Kerl, und ich ſchenke ihm's. Er ſoll meinetwegen nichts zu büßen haben. Ein andermal, wenn er wieder Hunger hat, ſoll er offen zu mir kommen.“

Wie nun die Leute ſtaunten! Der Freiwild war nicht allein reich, er war auch großmüthig.

Der wird noch Richter von Trawies.

Das Verhör mit dem Baumhackel wickelte ſich nun raſch ab; der kleine Fann war wieder frei. —

Beim Rocken-Paul ſaßen ſie vergnüglich beiſammen um den Tiſch, knackten Haſelnüſſe auf und beſprachen die Neuigkeiten aus dem Dorfe.

„Der Pfarrherr liegt noch immer im Pfarrhof und hat kein Licht und kein Gebet. Alle Tage kommen Herren aus Neubruck und Oberkloſter und ſchauen den Todten an und begucken das Blut am Altar, und treiben allerhand wunderliche Sachen, und ſperren hernach Pfarrhof und Kirche immer wieder feſt zu, daß kein anderer Menſch hinein kann. Dies Jahr haben wir Trawieſer keine Chriſtmette.“

„In allen Gräben und auf allen Bergen steigen die Landwächter herum — aber aufgekommen ist noch gar nichts.“

Der kleine Baumhackel soll schon wieder daheim sein. Vor dem muß man sich jetzt in Acht nehmen.“

„Ist's wohl wahr, daß sie gestern den Feuerwart haben forttreiben wollen?“

„Ja, den, als Vormann der Gemeinde wollen sie verantwortlich machen für das Unglück. Was kann denn der dafür?“

„Jetzt ist der Brauch abgekommen. Sonst ist es allzeit der Brauch gewesen zu Trawies, daß die Leute ihrem verstorbenen Pfarrherrn einen Ehrenmantel haben geflochten.“

„Einen Ehrenmantel! Wovon denn? Vielleicht einen aus dem Barte der alten Weiber?“

So redeten sie und auf einmal: „Uh, Dunar, wer ist denn heute draußen?“

Man hörte das Abklopfen des Schnees von Schuhen und Kleidern; dann schritten sie auch schon in die Stube. Der Gerichtsbote und ein Landwächter. Zwei übrige Wächter blieben draußen vor der Schwelle stehen.

Der Rocken-Paul sah etwas befremdet drein. Seit sein Haus stand, waren noch keine solchen Leute zur Thür hereingegangen.

„Hier ist das Rocken-Paul-Haus?“ fragte der Gerichtsbote.

„Ja!?“ antwortete der Bauer, und das Wörtchen endete in einem fragenden Ton.

„Wir suchen einen Simon Hanefer.“

Da stand der Knecht von seinem Platze auf und sagte: „Der Simon Hanefer bin ich. Was wollen die Männer von mir?“

„Im Namen des Gerichtes: Du mußt mit uns gehen.“

„Wer, ich?“ lachte der Simon auf, „möchte doch wissen, wozu ich Euch gut wäre.“

„Das wird sich weisen. Mache Dich fertig!“

Der Knecht richtete sich höher auf — das war ein Mensch, prächtig und stark wie ein junger Tannenbaum —

und ſagte: „Ich laſſe mich nicht forttreiben, wie ein Kalb von der Kuh. Ich will wiſſen warum, dann werde ich freiwillig gehen.“

„Nu, nu,“ verſetzte der Bote, „ich hätte gemeint, Du würdeſt es noch früh genug erfahren, und dürfte Dir — wenn Du's einmal weißt — die Zeit gar lang, vielleicht auch gar kurz werden. Ich habe nicht Befehl, zu reden, ſintemal Du es ſelber leicht viel beſſer weißt, als wir alle miteinander.“

Der Rocken-Paul trat vor den Boten und bedeutete, daß er glaube, er habe hier auch ein Recht, er ſei Herr im Hauſe und für ſeine Leute verantwortlich und er frage ernſtlich, weshalb man ihm den Knecht fortführen wolle.

„Wenn Einer von uns Beiden zu fragen hat, ſo werde ich es ſein,“ verſetzte der Gerichtsbote, „und ſo wird mir der Bauer Wort geben, wo ſein Knecht Simon Haneſer am Vierten in dieſem Monate von ſechs bis ſieben Uhr Morgens geweſen iſt.“

„Ach je, das iſt wieder die Mordgeſchichte. Wenn Ihr Alle faſſen wollt, die bei der Rorate geweſen ſind, werdet Ihr lang' zu thun haben und hat der Schelm Zeit genug, daß er holl geht. — Mein Simon iſt am Barbaratag wohl freilich auch beim Gottesdienſte geweſen.“

„So. Wiſſet Ihr aber auch, Bauer, daß er in der Kirche nicht geſehen worden iſt? daß der Rocken-Paul-Stuhl leer geweſen iſt? Und hat Euer Knecht nicht das Wort fallen laſſen, in der einen Hand den Roſenkranz, in der anderen den Schlagring, anders ginge er zu Trawies nicht in die Kirchen?“

Der Bauer blickte auf ſeinen Knecht; der war etwas gar roth geworden im Geſicht, und dieſe Röthe wollte dem Paul nicht gefallen. „Sollt' mich wundern, Simon, wenn Du damals unredlich geweſen und nach dem Hafermus wieder in's Bett gekrochen wäreſt? Es iſt mir nachher wohl aufgefallen, daß Du nichts von dem Geſchehniſſe erzählt haſt; haſt nur verlautet, Du wäreſt ein wenig vor dem Auswerden fortgegangen, weil Du ſo zeitlich heimgekommen biſt.“

„Iſt verdächtig," meinte der Bote.

„Narrheit!" rief der Bauer, „in ſeinem Neſt wird er gehockt haben."

„Wie Du mir geheißen haſt, Bauer," ſagte der Knecht, „ſo bin ich von Haus aus meines Weg's gegangen."

„So wirſt in der Kirchen geweſen ſein."

Der Simon ſuchte ſein rothes Sacktuch hervor, trocknete ſich damit die heißgewordene Stirne und antwortete dann: „In der Kirchen — wirſt mir nicht übel ſein, Bauer, aber das Schneewetter — ich bin gar nicht nach Trawies gekommen."

„Geht mir weg!" rief der Bote ungeduldig, „das ſind Ausflüchte. Das Gericht fragt nach Zeugenſchaft! — Soldaten, legt ihm das Handeiſen an!"

Der Rocken Paul, ſein Weib, ſeine Mägde, die ſchrien jetzt zu gleicher Zeit auf.

„Ihr werdet doch nicht kindiſch ſein und glauben!" beruhigte ſie der Simon. „Ich gehe mit. Zeugenſchaft zu ſtellen, das wäre mir ein Leichtes; muß ſich aber erſt weiſen, ob ich ſie ſtellen will. — Weg da! binden laß ich mich nicht!"

Sie banden ihn nicht, aber ſie führten ihn mit ſich. Die Leute des Hauſes jammerten ihm nach.

Der Simon ſchlug ſeinen Hut tief in die Stirne und ging raſcher, als es ſeinen vier Begleitern lieb war. Seine Gedanken waren raſch und entſchieden, wie ſeine Schritte.

— Es iſt wahr: Wo der Menſch einen Schritt auf die Seiten thut, gleich hat ihn der Teufel im Spiel. Jetzt wäre es angeſtellt, daß ich Alles verrathen ſollt' und ausſchreien, und noch aufſchreiben und ſiegeln laſſen: Da, auf dieſem Fleck, in dieſer Hütten bin ich geweſen zu derſelbigen Stund'. — Und ihre Ehr' iſt weg, ihr guter Ruf iſt hin — findet ihn nimmer, ihr Lebtag lang nimmer. Das Freien iſt einem armen Knecht verſagt. Die Leute zeigen mit Fingern nach ihr, wo ſie mag gehen und ſtehen: Das iſt Dieſelbige, die — die dem Rocken Paul Knecht ſo gutes Zeugniß hat ablegen können! Ihr Vater ſelber, der vielgeſtrenge Kohlen-

brenner, ist im Stande und jagt sie davon. Und jetzt sollte ich die — just die nämliche, so mir die Liebste ist worden auf der Welt, in's Unglück stürzen? Nein, das thue ich nicht!

Das Letzte, fast rief er es laut in den Wald hin. Er war entschlossen, die Han nicht zu verrathen, und sollten sie ihm noch so heiß machen. Seine Unschuld an der blutigen That müsse sich auch anderswie weisen. Jeder Ast am Baume, jeder Zaunstock am Wege mußte zeugen gegen den falschen Schein und die Wahrheit zu Tage bringen. — So meinte der Bursche, verlangte aber von den Bäumen und von den Zaunstöcken, daß sie die eine Wahrheit laut verkünden und die andere still verschweigen sollten.

— Und wenn sie mich wochenlang in den Pfarrhofskeller sperren, und wenn sie mir Daumschrauben anlegen, die Han verrathe ich nicht.

Das war der Schlußpunkt seiner Gedanken.

Der Gerichtsbote forderte ihn auf, langsamer zu gehen. Der Simon gab ihm zur Antwort, das sei sein gewohnter Schritt, und wer ihm nicht folgen könne, der möge zurückbleiben. Sie folgten ihm doch, nur daß Einer in seinem Aerger murmelte: „Spring', spring', daß Dir der Galgen nicht davonläuft!"

Als sie am Rockenbache gingen und an der Kohlstatt vorbeikamen, schielte der Simon wohl ein wenig unter der Hutkrämpe hervor und gegen die Hütte hin. Die Meiler rauchten still; die Fensterchen blinkten ihn licht an, sonst sah er nichts. Kaum sie aber einige Schritte am Häuschen vorüber waren, hörte er hinter sich den Ruf: „Simon!"

Die Männer wandten sich um, da stand das Mädchen, die schöne Han. Sie war nicht erregt, sondern ganz ruhig in ihren Mienen und in ihren Worten. Sie bat den Gerichtsboten, daß sie einige Worte mit dem Rocken-Paul-Knecht reden dürfe. Der Bote gestattete das um so lieber, als er selbst ein ziemlich lebhaftes Verlangen trug, zu hören, was eine so anmuthsreiche Maid einem so frischlecken Burschen zu sagen haben werde.

Die Han wendete sich denn zum Knecht und sagte: „Ich werde mich nicht weit irren, Simon, wenn es mir vorkommt, daß Du wieder einmal eine große Dummheit begehen willst. Ich weiß die ganze Geschichte, brauchst mir kein Wörtel zu sagen; reden ja die Leute seit gestern nichts mehr anderes, als daß Du den Herrn hättest erschlagen. Ich bin still gewesen und hab's anstehen lassen, bis Du zu mir kommst. Jetzt wär'st aber vorbeigegangen, hättest gemeint, Du dürftest von mir nichts desgleichen thun und hättest Dich in Deiner Leichtsinnigkeit zu Grunde richten können. Denn Einer muß es entgelten zu Trawies, das ist so sicher, als wie dort unter dem schwarzen Meiler das glühheiß' Feuer brennt — ob's der Schuldige oder der Unschuldige ist, nach dem wird zuletzt nimmer gefragt. Du bist der Unschuldige und ich laß Dich nicht hinaus. Es ist nicht Zeit jetzt, daß ich Dich verklage, und es ist nicht Zeit, daß ich Dich lobe deswegen, daß Du eine arme Dirn' nicht willst in Unehren bringen; so sage ich es vor Gott und den Menschen, daß Du am Barbaramorgen vom ersten Hahnenschrei bis zum letzten bei mir in der Hütten bist gewesen."

„Schau, schau," blinzelte der Gerichtsbote, „was man da im grünen Wald für Neuigkeiten kann hören. Es ist nur rechtschaffen schade, daß ein solcher Zeuge nicht gelten kann. Die Weiber wären im Stande und schwätzten dem Teufel alle Männer aus der Hölle, und wenn eine Frag' wäre der Sünden wegen, so thäten sich für allesammt die Weiber bekennen, auf daß sie nur wieder ihre Mannsleute hätten. Ei, das kennen wir!"

Der Simon hatte die Han an beiden Händen gefaßt und rief jetzt: „Ja, Du Dirn, Du mein herziger Schatz! wenn Du um so viel besser bist, als ich von Dir habe gedacht, und daß Dir an mir liederlichem Burschen mehr gelegen ist, als an Dir selber, so weiß ich, was ich zu thun habe. Zeugst Du schon selber für mich und mit dem Besten, was Du hast auf der Welt — was dem hochweisen Herrn und Gerichtsläufer hier zwar noch zu wenig ist — so werde ich mit Gottes Hilfe auch noch ein paar andere Zeugen

finden, die für mich reden. — Ich gehe jetzt ganz lustig nach Trawies, und wenn Du mir einen Gefallen willst erweisen, meine liebste Dirn, so schicke hinauf zum Blockhaus, ich lasse die Holzer Jok und Sepp bitten, daß sie nur gleich sollten kommen nach Trawies; nachher gehen wir miteinander heim, und ich melde mich bei Deiner Hütten an."

„Das wird mich gefreuen," antwortete die Han, „mußt aber deswegen nicht glauben, Du wärest mir was schuldig." Sie ging zurück.

Er blickte ihr nach und jauchzte auf. In diesem Juchschrei lag die Hymne, die er seinem herrlichen Mädchen sang; in diesem Juchschrei klang das Glück auf, das sein Herz auf so ungeahnte Weise plötzlich erfüllt hatte. Dann ging er mit den Häschern und pfiff zum Schritt ein fröhlich Wanderlied.

Als er im Pfarrhofe zum Verhöre kam, waren auch schon die beiden Holzer aus dem Blockhause da, und sie erzählten und beschworen es, daß der Rocken-Paul-Knecht Simon Hauefer am Barbaramorgen zur Stunde des Tagens bei dem Schummel-Zenz-Häuslein gesehen worden sei.

Das Schummel-Zenz-Häuslein stand eine Stunde weit entfernt von der Kirche zu Trawies. Der Simon konnte nach Hause gehen. —

Trotzdem die als des Mordes verdächtig eingezogenen Personen immer wieder freigegeben werden mußten — nicht etwa aus Mangel an Beweisen, sondern auf Grund schlagender Gegenbeweise — so nahm das Gerücht, der Schuldige sei unter den Einheimischen zu suchen, doch stets bestimmtere Gestalt an. Ja endlich munkelte man von einer durch die Gemeinde selbst angestifteten Verschwörung. Die paar Stuben im Wirthshause zu Trawies waren von Gerichtspersonen besetzt; die Zimmer im Pfarrhause waren für Verhöre, ja selbst für peinliche Fragen eingerichtet worden, und auf allen Wegen und Stegen dieser entlegenen Waldgegend gingen schwerbewaffnete Landwächter.

Der Leib des Erschlagenen lag immer noch auf seinem Gerüste und der Gestrenge von Neubruck hatte geschworen,

ihn nicht früher in's Grab legen zu lassen, als bis der Verbrecher verscharrt sei.

Nach den vielen erfolglosen Untersuchungen war nun die Vermuthung auf eine neue Persönlichkeit gelenkt, gegen welche zwar kein anderer Verdachtsgrund vorlag, als der religiöser Schwärmerei. Der Mann war stets verschlossener Natur, und trotzdem seine Verhältnisse recht gut bekannt und bisher weder in seinem Leben noch in seinem Hause etwas Auffälliges bemerkbar gewesen, lag doch über seinem Wesen etwas Dunkles, Geheimnißvolles, etwas Finsteres und Schwermüthiges. Er konnte jetzt Funken sprühen, wie ein Kieselstein, und jetzt weinen wie ein Kind. Oft verschloß er sich bei Tage in seine Werkstatt und ging bei Nacht wie ein Mondsüchtiger durch die Wälder. An den amtlichen Verordnungen, welche an das Kirchenthor geschlagen waren, ging er vorüber, aber die heiligen Schriften und Satzungen der Alten waren ihm bekannt, und diese verflocht er in sein Denken und Träumen. Keiner war zu Trawies, der diesem Manne einmal auf den Grund seiner Seele geblickt hätte; aber Alle wußten von ihm zu sagen, und die Richter lauerten.

Zu solcher Zeit war es, daß der Bart vom Tärn aus dem Hause des Feuerwart ging und rasch der Trach entlang gegen das Gestade hinaus.

Im Hause des Schreiners Wahnfred war Aufregung und Angst. Seit der Nacht vor dem Barbarafeste war der Wahnfred verschwunden. Am ersten Tage fiel seine Abwesenheit nicht auf, denn er war zur Kirche gegangen. Als man von dem schrecklichen Geschehnisse hörte, war sein Ausbleiben um so leichter erklärlich, da ja Alles in Trawies blieb oder nach Trawies eilte und im Wirthshause Wort und Rath halten wollte. Als Wahnfred aber auch am zweiten Tage nicht erschien, wollte sein Weib nachfragen und suchen lassen; wie konnte ihm bei dem Unwetter auf unwirthlichen Wegen leicht was zugestoßen sein! — Da kam an diesem Tage eine Botschaft vom Feuerwart: die Wahnfredin möge nicht nachfragen und nicht suchen lassen, sie möge still sein, ihr Mann sei wohlbehalten und in Hut. Er grüße sein Weib

und sein Kind, und sie sollten tapfer sein. Gott wolle, daß er sich ihnen auf kurze Zeit entziehe, aber nach den bösen Tagen würden sie sich glücklich wiedersehen. Nur auf Gott vertrauen und schweigen!

Da stieg in dem Weibe die Ahnung auf, die gräßliche Ahnung, die ihr nimmer Ruhe ließ. Sie sann bei Tag und betete bei Nacht. Und wenn sie an den entheiligten Altar ihrer Pfarrkirche dachte, da wurde ihre betende Seele lahm.

Nun war auch ein Todter im Hause. Wahnfred hatte seinem Söhnchen einen kleinen Handschlitten gezimmert, auf welchem Erlefried gern über die Schneebahn der Berglehne in das Thal hinabfuhr. So auch am Abende des Barbaratages, als es am Himmel klar geworden war, als hinter dem Johannesberge der kalte Tag verblaßte und über den Wäldern des Tärn der rothe Mond aufging. Und als der Knabe auf seiner fröhlichen, vom Sturme glattgefegten Bahn zum Wege herabgefahren kam, der arg verschneit sich neben dem Flusse hinzog, sah er aus dem Schnee einen dunklen und im scharfen Winde halbverwehten Gegenstand ragen. Es war ein alter, in sich zusammengeschauerter und zusammengekauerter Mann. Es war der Pfründner Lull, der, von Haus zu Haus wankend, seinen Unterhalt suchen mußte. Es war — wir wissen es — derselbe Greis, der an jenem Sonnenwendtage im Hause des kleinen Baumhackel daniederlag und vergebens auf die letzte Wegzehrung wartete. Da der Priester aber anstatt zu seinem Krankenbette zur Wildwiesen hinaufgestiegen war, so sagte der alte Lull: ohne geistlich Hilf' wolle er nicht sterben, und wurde wieder gesund. Nun schien er aber doch nicht mehr länger warten zu können. Man weiß nicht, wann zu Trawies wieder ein Priester sein wird. Auch hat man in allen Häusern auf den Lull vergessen, er ist alt gegen die neunzig Jahre, und der Wind bläst rauh.

„Lull!" rief der Knabe. „Lull!" schrie er dem Alten in's Ohr, „was machst Du denn da?"

Der Pfründner röstelte, blickte starr vor sich hin und murmelte: „Sterben."

Da lief der Kleine, was er konnte, zum Hause hinan und verkündete entsetzt: „Da unten stirbt der Lull! Da unten stirbt der Lull!“

Sie eilten hinab, sie trugen ihn in's Haus und betteten ihn weich, und das Weib flößte ihm warme Brühe ein, und der Knabe stand daneben und blickte mit seinen großen, hellen Augen dem Greise in das fahle Antlitz.

Dieser murmelte müden Mundes und stieren Auges: „Jetzt, Trawieser Leut', jetzt kommt das jüngste Gericht mit Noth und Schrecken.“ Dann tastete er mit seinen mageren Händen gegen das Lockenhaupt des Knaben: „Dich, Du liebes, schönes Kind, hulde der himmlische Herr!“

Das Weib wollte die Nacht bei ihm wachen, aber er bat, daß sie sich schlafen lege. — Am anderen Morgen wurde er todt gefunden.

Die Frau des Wahnfred wollte nun Anstalt treffen, den alten Lull zu bestatten, da erfuhr sie, daß jetzt zu Trawies Keiner begraben werden könne. Es fehle der Priester, es fehle die Weihe der Kirche und des Friedhofes. Es sei kein gesegnetes Grab mehr zu Trawies.

Wie lange denn sollte der kalte Gast im Hause liegen? War das ein Ersatz für Wahnfred? ... Grauenhafte Gedanken durchzogen das Haupt des armen Weibes.

In einer dieser Nächte hub der kleine Erlefried im Schlafe zu schluchzen und zu weinen an. Das hatte er sonst niemals gethan. Die Mutter wollte ihn wecken und fragen, was ihn denn so sehr schmerze; aber er blieb im Schlummer befangen und weinte — weinte.

Da kam der Bart vom Tärn. Sein Gesicht war so ernst, daß es, als er in der Vorkammer die Leiche sah, nicht mehr ernster werden konnte. Das bedrängte Weib bat ihn händeringend um Rath, was zu thun sei, daß der Todte davon und der Lebendige in's Haus käme? Es sei ihr so unsagbar bange um's Herz, sie wisse sich all' das, was jetzt vorgehe, nicht zu deuten. Man möge ihr doch sagen, was das wäre!

„Meine liebe Wahnfredin,“ entgegnete der Bart vom Tärn, „Du willst, daß ich Dir sage, was Du schon weißt.

Dein Mann iſt angeſchuldigt, den Mord begangen zu haben."

Sie hörte es und ſchwieg. Sie ſtützte ſich mit der Hand an die Tiſchecke, ſie ſah dem Mann in's Auge und ſagte gelaſſen und leiſe: „Aber wahr iſt es nicht." Er merkte es nicht, daß die ſo ruhig ſcheinende Antwort eine von Angſt und Pein durchzitterte Frage war.

Der Bart verſetzte: „Heute kann noch nichts geſagt werden. Noch iſt der Wahnfred in Sicherheit, aber man weiß nicht, wie lange."

„Nur wo er iſt, will ich wiſſen!" rief ſie und hob die gefalteten Hände.

„Er iſt in guter Hand, in Freundesſchutz, das magſt glauben. Mehr kann ich nicht ſagen. Sie verfolgen ihn. Schon in der nächſten Stunde können ſie an Deine Hausthür ſchlagen. Wahnfredin, Du und Dein Knabe, Ihr müßt eilends fort, ſonſt ſchleppen ſie Euch in's Elend. Das Gericht iſt nicht mehr das Gericht, es iſt wahnſinnig vor Wuth, es will Trawies zu Grunde richten. Euch würden ſie als Geißeln peinigen, bis er, den ſie ſuchen, ſelbſt hervorſpringt. Wahnfredin, Ihr müßt mit mir hinein zu den Tärnwäldern. In meinem Hauſe will ich Euch verbergen."

„Dort iſt auch Er?" fragte ſie mit heißer Haſt, „nicht wahr, lieber Bart, dort iſt auch Er?"

„Macht Euch nur raſch bereit. Wenn ſie uns treffen, ſo ſind wir Alle verloren."

„O mein Gott, dieſes Haus, dieſes liebe Haus jetzt auf einmal verlaſſen! Sie werden es zerſtören, ſie werden es niederbrennen!"

„Niederbrennen!" verſetzte der Bart vom Tärn und ſeine Stimme hatte plötzlich einen fremden Klang, „niederbrennen! — Wahnfredin, thue das ſelbſt. Das Haus, das die Voreltern Deines Mannes gebaut haben, das Haus, in welchem Ihr Euer Glück habt gelebt — laſſe es nicht von raſenden Feinden zertreten, opfere es ſelbſt, opfere es den Flammen!"

„Wie könnte ich das thun, Ihr Heiligen Gottes!" rief ſie.

„Ja, noch was anderes!“ fuhr der Bart leiser, aber nicht weniger erregt fort. „Wenn das Haus niederbrennt: — natürlich geschah es zufällig, ein Unglück, die Leute entkamen bis auf ihn — den Wahnfred — verstehst Du?“ der Mann deutet auf die Leiche, „dieser wird verkohlt gefunden im Schutte, und morgen geht es um in Trawies und in Neubruck und in Oberkloster: Der Schreiner Wahnfred ist verbrannt! Vielleicht hat er sich's selbst gethan. Sie stellen das Suchen ein und Dein Mann ist gerettet.“

„Es mag ja sein, es mag gut sein, aber weiß Gott: ich thu's nicht, ich kann's nicht thun!“

„Stelle es Dem anheim,“ sagte der Bart und deutete, man wußte nicht, nach dem Himmel oder nach seiner Stirne.

Nach einer Stunde hatte er es so weit gebracht, daß die Wahnfredin und der Knabe Erlefried in ihren Winterkleidern vermummt an der Hausthüre standen. Während er noch auf den Dachboden stieg — vielleicht um von dem Fenster des Thürmchens aus zu sehen, ob nicht schon Verfolger nahten, vielleicht aus anderem Grunde — brach das Weib vor Schmerz an der Schwelle zusammen.

„Wer hätte es vermeint,“ rief sie aus in Klagen, „daß es so sollte kommen! und jäh, wie der Blitz vom Himmel. Jetzt, im kalten Winter fort in den Wald; und wenn er kommt, verfolgt, gehetzt, um sich zu bergen, findet er sein Kind, sein Weib, sein Haus nicht mehr. Nein, ich kann Dich nicht verlassen, Du liebes Dach, das Er mir hat gegeben. Gottes Segen ist gewesen an dieser Thür, an diesem Tische. Hier habe ich ihm das Kind geboren; an diesem Herde, um das Feuer herum sind wir oft gesessen in stillen Freuden und haben nicht gewußt, wie glücklich wir waren. Wie ist's mein Traum gewesen, dereinst in alten Tagen der Ruhe zu pflegen in diesem Hause, neben mir den lieben Mann in weißem Haar, zufrieden und heiter und fromm, und um uns die Kinder unseres Kindes. Dann gehen wir schlafen, und sie leben fort unter ihrer Eltern Dach, von Großeltern, Eltern, Kindern und Enkeln ein einziges langes Leben .... Und jetzt ein Schlag, daß Alles, Alles hin ist, auf einmal!

— O Du mein getreues, mein süßes Haus, an jedem Stein Deiner Festen, an jedem Nagel Deiner Wand hängt mein Leben. Muß ich fort von Dir, du mein getreues, mein liebes Haus!"

„Wahnfredin, gieb Dich drein," sagte der Bart und stand bereit, zu gehen.

Sie fuhr fort: „Die Todten, wenn sie Aschen werden, sie stehen wieder auf. Das Haus, wenn es Aschen wird, sehe ich nimmermehr."

„Gieb Dich drein, Wahnfredin. Es dunkelt schon der Tag und sie kommen noch heute. Denk' an Deinen Mann; das kleinste Zögern noch und es ist sein Verderben. Nicht nach dem Hause wird er fragen, das ist wieder zu gewinnen, nur nach Euch, nach Weib und Kind, und diese will ich retten!"

Er suchte sie mit fortzudrängen. Das Weib tauchte noch ihren Finger in das Wassergefäß, welches am Thürpfosten hing, und sprengte einige Tropfen in die Stube, und sprengte einige Tropfen auf die Leiche des alten Lull und rief: „Du alter, armer, glückseliger Mann, Du bist der Letzte drin. Gott walt's! Gott walt's!"

Sie sprang aus dem Hause. Der kleine Erlefried torkelte ihr nach, er war halb betäubt von dem Jammer der Mutter, so hatte er sie, die stille, die milde Frau, noch niemals gesehen. Sie hatte nie geweint und jetzt rieselten die Thränen heiß und unablässig nieder von ihren langen Wimpern. Der Bart ließ sie still gewähren, er wußte, dieser klagende Schmerz war milder, als der stumme . . .

Rasch schritten die Drei gegen den Fluß hinab, um die Brücke zu erreichen. Unter ihren Füßen knisterte der Schnee, es brach eine kalte Nacht an. Als sie über die Brücke gingen, hielt sich der kleine Erlefried an das Kleid des Bart, deutete in die Trach und flüsterte: „In diesem Wasser da unten rinnt ja Blut!"

Es war der Spiegel des Abendrothes. Das Weib des Wahnfred hielt ihr Kind am Arm und hastete fort und war stumm, und blickte nicht mehr zurück.

Jenseits des Flusses wendeten sie sich einer Bergschlucht zu, durch welche ein armseliger Steig hinaufführte gegen die Wälder des Tärn.

Der Bart blickte mit erwartungsvollem Auge zurück auf das Haus am Gestade. Noch war der Frieden des Todes im schattigen Bau, da erhellte sich plötzlich eines der Dachfenster mit rothem Scheine. Bald erglühte auch das zweite und jetzt brach der flammende Qualm hervor. In lichten Zungen rieselte es hin über das Dach und lohten die Feuerfahnen auf in den abendlichen Himmel. Roth erglühten die Schneefelder ringsum, und die schneeigen Bäume. Und immer voller wurde die Flammengarbe, bis das Haus des Schreiners Wahnfred in einer feurigen Säule stand.

Im Thale war Pferdegewieher und Waffengeklirre. Der Trach entlang von Neubruck her gegen Trawies sprengte ein Trupp von Reitern.

Um Mitternacht ging der Mond auf und der Kirchthurm zu Trawies mit seiner lichten Mauer und dem glänzenden Schindeldache ragte in diesem Scheine wie eine stille Gluthsäule empor über den schlafenden Häusern.

In solchen Stunden sind nur die Wässer laut, und wachsam ist das Ohr in stiller Nacht, da es in die Rechte des Auges tritt.

Außer dem Rieseln der halb eingeeisten Trach knistern im Thale vier wandernde Füße, Sie treten leise auf den Schnee, denn sie fürchten das wachsame Ohr. Zwei Männer, mit Bündeln bepackt, mit Stöcken, Einer auch noch mit einem Schußgewehre bewaffnet, sind aus dem Gehöft des Gallo Weißbucher geschlichen und eilen nun thaleinwärts gegen den Trasank. Erst als die rothe Nadel des Kirchthurmes hinter einer Berglehne verschwunden ist und die letzten Hütten zurückgeblieben sind, bleiben sie ein wenig stehen, stützen die Stöcke unter ihre Rückenbündel; der Eine machte tiefe Athemzüge und sagte: „Mein Gallo, was doch die freie Luft Gottes wohlthut!“

„Das glaube ich," verſetzte der Andere, „und die freie Luft Gottes, die wirſt nun genugſam trinken können."

„Weiß es wohl," ſagte der Eine, „daß ich nun in den Ritſcherwald hinauf muß, aber einmal hättet Ihr mir mein Geſtadehaus noch vergönnen mögen. Ihr wißt es ſo wenig als ich, ob ich es in ſpäterer Zeit noch einmal ſehen werde."

„Dein Geſtadehaus," entgegnete der Gallo, „das wirſt Du — doch mein Rath iſt, wir gehen weiter. Bei der Rabenkirche drinnen mögen wir raſten und dort will ich Dir auch erzählen, was ſich die letzten Tage her draußen im Geſtade zugetragen hat. Es iſt hart für mich, daß ich es Dir ſagen muß. Härter freilich noch für Dich, daß Du es ertragen mußt. Gehen wir."

Und ſie gingen. Der Schlittpfad wurde immer ſchlechter und hörte endlich ganz auf. Nur die einzigen Fußſpuren irgend eines Holzſchlägers zogen ſich noch eine Strecke hin, dann bogen auch dieſe ſeitab, und da blieb der Feuerwart ſtehen und murmelte: „Das iſt mir unlieb, hier dürfen wir nicht weiter. Jetzt bleibt uns nichts anderes übrig, wir müſſen auf dem Waſſer gehen, daß keine Spur bleibt."

Und ſie ſchritten auf der hier gänzlich eisloſen Trach von Stein zu Stein, wie ſie aus dem giſchtenden Waſſer hervorſtanden. Oft mußten ſie ſich mit den Stöcken von Klotz zu Klotz ſchwingen, oft glitten ſie in der Dunkelheit auch zur Tiefe. Das Rauſchen des Bergfluſſes war ſo gewaltig, daß ſie ihre eigenen Tritte nicht vernahmen.

Endlich war die arge Strecke zurückgelegt und ſie ſtanden in der finſteren Felſenhöhle, die Rabenkirche genannt. Hier zündeten ſie Reiſig an, und während die Flammen auf-loderten an dem rauhen klüftigen Gewände, an welchem einſt der Eid der Verſchwörung widerhallt hatte, blickte der Schreiner vom Geſtade mit ſeinem ſchreckbar blaſſen Geſichte fragend auf den Feuerwart.

Und dieſer ſagte: „Mein lieber Wahnfred! Dahier an dieſer Felſenkluft iſt Dein Name hervorgehoben worden, und in dieſe Felſengruft mußt Du Deinen Namen jetzt begraben.

Da unſer Weg an dieſer Höhle vorüberführt, ſo vernimm es hier. Dein Opfer für Trawies iſt ſchwer, aber es wird Dir erſtattet werden. Geſtern Abends iſt draußen am Geſtade das Haus des Schreiners Wahnfred niedergebrannt."

„Was ſagſt Du?" rief der Andere dumpf, „mein Haus?"

„Iſt Aſche. Man baut es wieder."

„Und die Meinen? Feuerwart, die Meinen?"

„Sind glücklich entkommen bis auf ihn — den Wahnfred. Der iſt mit verbrannt."

„Was ſind das für Worte, Gallo?"

„Du verſtehſt ſie bald. Während Du in meinem Keller verborgen warſt, iſt der Satan nicht müßig geblieben; er hat allen Verdacht auf Dich und Dein Haus zuſammengetragen. Wir hätten Dich und Dein Weib und Kind nicht anders zu retten vermocht, als daß wir Dein Haus niedergebrannt haben und die Knochen des Pfründners Lull, die im Schutt gefunden werden, für die Deinen ausgeben."

„Die Knochen des Pfründners? Wer hat ihn umgebracht?"

„Geh, Freund, das Morden wird doch weiter nicht eingeführt in Trawies. Der Lull iſt von ſelber geſtorben. Dein Weib und Kind hat der Bart mit in die Tärnwälder geführt. Zur Sommerszeit kannſt ſie ſehen, aber jetzt nicht. Jetzt mußt Du in die Wildniß kriechen, ſo tief Du kriechen kannſt, daß keine Spur von Dir iſt, bis die Späher wieder all' davon ſind. Deinem Weibe werde ich Nachricht von Dir bringen; ſei unbeſorgt. Ich muß Dich hier verlaſſen, daß ich noch in der Nacht heimkomme. Du bleibe hier bis zum nächſten Abend und verbirg Dich. Und wenn es morgen Abends dämmert, ſo mach' Dich auf, Du brauchſt eine lange Nacht, bis Du zu Deinem neuen Hauſe kommſt, das hinter dem Rücken des Ritſcherwaldes ſteht. Du kennſt die Klauſe am Donnerſtein, wo vor Zeiten Einſiedler haben gelebt. Du biſt ja mit uns geweſen, da wir vor etlich Jahren den Letzten herabgetragen haben auf den Kirchhof. An ſeiner Statt zieh' Du in die Klauſe; Dir iſt das Einſiedeln nöthiger, wie allen

Mönchen auf der Welt. Was Du von dieſen Lebensmitteln tragen kannſt, das trage mit Dir, das Andere verwahre in dieſen Klüften und hole es nach Bedarf; ich will Dir Mancherlei noch hieherſchaffen, was Du nicht entbehren kannſt. Aber richte es ſo ein, daß Du zwei Nächte haſt, eine zum Hergang und eine zum Rückgang. Daß Dich Niemand ſieht, bis Deine Haare lang ſind und Dein Mantel und Deine Geſtalt verändert iſt! Und wenn es Zeit iſt und Du zurückkehren darfſt, ſo wirſt Du in dieſer Felſenſpalte Nachricht finden."

„Wo aber, mein lieber Gallo, wo ſoll ich die Nachricht finden, wenn bis dahin die Felſen verwittert ſein werden?" ſo fragte Wahnfred.

„So hart mußt Du Dir's nicht legen," antwortete der Feuerwart, „bis die Wieſen grün werden, verhoffe ich, Dich hierunten wieder zu ſehen."

„Mann! Hier haſt Du ein Wort geſagt, das Du ſelber nicht glaubſt. Nimm es zurück. Du weißt es, Ihr Alle wißt es, was es mit mir iſt. Die Wieſen werden ſiebenmal grünen und ſiebenmal welken, und die Nachricht wird ſich in dieſer Spalte nicht finden. — Der Wahnfred iſt todt und er wird nimmer lebendig. Ihr habt ihn umgebracht."

„Ich kann mir's wohl denken, wie Dir jetzt ſein muß, und verzeihe Dir das Wort. Nur *das* ſollſt Du nicht vergeſſen: was Dich getroffen hat, das hätte jeden Anderen von uns treffen können. Wohl, ich bin der Zuverſicht, daß — wäre auf mich das Los gefallen — auch Du mich verborgen und gehütet hätteſt in Deinem Hauſe, daß Du mich begleitet hätteſt zur nächtlichen Weil', und mir Lebensbedarf getragen. — Du könnteſt nicht anders hier ſtehen, und nicht anders reden, als wie ich."

„Klage ich denn?! Gleichwohl Ihr ſagt, ſo oft ich es nur hören mag: was ich gethan hätte, das läge auf Eurem Gewiſſen — mag ſein, aber leiden muß *ich* es. Mein Gewiſſen wird nicht geringer, und wenn Ihr zehnmal mitgemordet habt. Ich weiß es, mit mir und meinem Gott habe ich allein fertig zu werden; und ich werde es, ohne daß ich Einen von Euch noch einmal brauche."

„Wahnfred, ſo bitter gehſt Du von mir?“

„Zum Henker hat mich das Los gemacht; aber zum Knecht und Wicht habt Ihr mich gemacht.“

„Ich möchte wiſſen, wie Du das meinſt.“

„Habe ich Euch gebeten, daß Ihr mich im Rübenkeller gefangen halten ſolltet? Habe ich Euch gebeten, daß Ihr mich in die Wildniß ſtoßen möchtet? Aber weil Ihr gefürchtet habt, ich könnte ſelbſt zum Gericht gehen wollen und mich anzeigen und Euch verrathen, ſo habt Ihr mich eingeſperrt wie einen Roßdieb und ſchafft mich jetzt bei Nachtzeit über die Grenze, als wie wenn ich in Trawies mein Lebtag nicht daheim geweſen wäre. Wißt Ihr's denn ſo ſicher, Ihr weiſen Männer zu Trawies, daß mir ein elendes Leben da oben in den Einöden lieber iſt, als der Büßertod? Dann wißt Ihr mehr von mir, als ich ſelber; ich weiß es nicht, ob ich dem Hochgerichte lange ausweichen werde.“

„Und uns Alle zugrunde richten!“ rief der alte Mann in großer Erregung.

„Ha, wie Ihr zittert um Eure Haut!“ lachte der Wahnfred; wie hohl ſein Lachen klang! „Was hilft es aber, wenn ich Euch mit mir reiße? Dann fallen leicht an die vierzig Köpfe in Trawies und ich glaube, der Eine iſt mit Einem vollauf bezahlt?“

„O Gott, Wahnfred, bedenke, ſie werden ſich nicht begnügen, Dich mit einem Streiche zu tödten, ſie werden Dich zu Tode foltern, bis ſie Deinen letzten Tropfen Blut und Dein Sterbenswort haben!“

„So komme, Feuerwart,“ ſagte der Schreiner und zuchte den Mann gegen den Ausgang zu zerren, „komme, und ſtürze mich in die Trach hinab. Dann biſt aller Sorgen ledig.“

„Du biſt von Sinnen! Wahnfred! Im Namen Deines Weibes, im Namen Deines Knaben beſchwöre ich Dich, fliehe und erhalte Dich!“

„Mein Weib! Mein Kind!“ ſo ſchrie der Schreiner auf, ſchlug die beiden Hände an ſeine Stirne und ſtöhnte laut, bis ihm die Thränen über die Wangen rannen.

Das Feuer war in sich zusammengebrochen. Die Kohlen knisterten noch und wanden sich, wie glühende Schlänglein. Der Gallo Weißbucher stand da und rang nach Worten, daß er den Unglücklichen tröste und versöhne. Zutiefst fühlte er es, wie er, wie Trawies diesem Manne in Schulden war. Zwei Verbrechen sammeln sich wucht- und wehevoll auf der Gemeinde Haupt — der Todte dort, der Untergehende hier . . .

Nach einer Weile war Wahnfred ruhig und gefaßt. „Gut, gut, ich will leben," sagte er, „so schwere Schuld sühnt nicht der Tod, nur das Leben . . . Geh' heim, Feuerwart, und Eines: vergessen laß mich sein. Sage es den Anderen: Ich verschreib' Euch keine Schuld, aber vergessen laßt mich sein! Weg von mir, Du fremder Mann, hinweg!"

Mit den Händen abwehrend, sprang er aus der Höhle — und der Feuerwart hat ihn nicht mehr gesehen.

Suchend ging der Gallo lange hin und her. Nichts vernahm er, als das Brausen der Trach, und über der Waldschlucht her schimmerten im Mondlichte die Felsen des Trasank.

Eine Bangniß auf der Seele, die er bisher nicht gekannt hatte, wanderte der betagte Mann die unwirthlichen Wege seinem Hause zu. Müde und gebrochen kam er heim, sich sehnend nach dem Ruhebette. Das jedoch sollte ihm heute nicht gegönnt sein.

Schon in der Ferne vernahm er von seinem Hofe her Lärm und Lichter in den Fenstern. Auch draußen im Dörfchen waren die Leute auf und es war eine ganz seltsame Unruhe im Thal. Pferdegewieher und Waffengeklirre erscholl, wie sonst noch nie zwischen diesen Wäldern. An den Wegen flimmerten Laternen hin und her.

Das Haus des Feuerwart war besetzt von Landsknechten. Andere durchsuchten die Wohnung und das Gehöfte und verlangten von der Hausfrau und von dem Gesinde den Gallo Weißbucher. — Er ist nirgends zu finden, er ist geflohen, er ist mitschuldig.

Zum Glücke kam er und fragte strenge, was man von ihm begehre?

Die Gegenfrage war, wo er sich in der Nacht herumzutreiben hätte?

Er antwortete, darüber sei er keine Rechenschaft schuldig, und wenn er aus sei, um als Vormann der Gemeinde in den Häusern von Trawies nach dem Mörder zu fahnden so sollten sie ihm wohl eher dankbar sein, als auf so grobe Art begegnen. Die Waldgemeinde Trawies sei noch ein Ort, wo ergraute Männer respectirt zu werden pflegten.

Darüber zu verhandeln sei jetzt keine Zeit. Der Gallo Weißbucher müsse mit nach dem Gestade. Dort habe sich der muthmaßliche Verbrecher mitsammt seinem eigenen Hause verbrannt.

Ja, so hieß es allbereits, der Schreiner Wahnfred sei verkohlt bis auf die Knochen aus dem Schutte gezogen worden.

Aber es waren zu viele Herren aus Neubruck und Oberkloster und selbst von weiteren Orten und Städten da. Die Untersuchung ergab, daß die kleinen, vertrockneten Knochen mit den zahnlosen Kiefern nicht die des großen, jugendlichen Mannes sein konnten.

„Dieses Opfer umsonst!" flüsterte der Bart vom Tärn dem Feuerwart zu.

Nun wurde nach dem Schreiner begehrt und seiner Familie.

„Wo sollen wir die Leute finden?" sagte der Firnerhans. „Wenn mir die Hütte niederbrennt, ich besinne mich nicht lange heutzutag', was in Trawies zu machen ist: ich schneide mir einen Hagebuchenen und wandere aus. Viel anders wird's auch der Schreiner nicht gemacht haben. Suchet draußen auf der Landstraßen unter dem Bettelvolk, auf gut Glück vielleicht in einer Zimmer- oder Schreinerwerkstatt zu Neubruck — was weiß ich!"

Da saß auf schwarzem Hengste ein finsterer, bärtiger Reitersmann. Der griff mit der linken Hand an's Schwert, die rechte ballte er zur Faust und knirschte gegen die Männer von Trawies: „Bei den Himmlischen und bei den Höllischen! daß binnen vierundzwanzig Stunden der Mörder mein ist, das bürgen mir Eure Köpfe!"

— — — — — — — — — — — —

„Seit Menschengedenken hat es im Thale der Trach noch nicht so viele Raben gegeben, als in diesem Winter."

„Wie kann es anders sein, seit man zu Trawies die Todten nicht begräbt."

„Was wird das für ein Christfest werden? Trawies ist belagert wie ein Räubernest, das sich nicht überliefern will. Heute steht unter jedem Baum ein Scherge."

„Und morgen hängt auf jedem Baum ein Bauer!"

So sprachen die Leute, die des Weges kamen. Darunter einige der ältesten Männer, die vorgerufen waren „bei Vermeidung der Einbuße von Hab und Gut im Pfarrhofe zu erscheinen."

„Wenn ich vom Pfarrhof höre, steigt mir schon allemal der Graus auf," brummte Uli der Köhler.

„Das hätten wir ganz anders machen sollen," meinte der Firnerhans, „aber sein Lebtag: die gescheiten Gedanken und die krummen Roß' hinken hinten drein. Wir hätten es mit dem Pfarrhof machen sollen, wie draußen mit dem Schreinerhans. Der Herr wäre dabei um's Leben gekommen. Ein Unglück. Wer kann dafür!"

Ein paar Landsknechte mit ausgestreckten Messern traten dazwischen und bedeuteten den Männern, daß sie sich zu zerstreuen hätten.

„Und ich weiß es," sagte der Köhler, „daß wir in den Pfarrhof berufen sind zur Versammlung."

„Auf der Straße ist das Zusammenrotten nicht gestattet! Auseinander!"

Der Firnerhans erhielt einen Stoß mit dem Gewehrkolben, da sprang er mit einem wilden Fluche auf den Häscher los; es entspann sich ein Gebalge zwischen den Bauern und Soldaten und als sie auseinandergestoben, lag der Hans hingestreckt auf dem blutigen Schnee; er raffte sich erst allmählich wieder auf und schleppte sich in das Wirthshaus und befeuerte die Leute zum Kampfe gegen die Tyrannen. Die Uebrigen wurden in den Pfarrhof getrieben, in die große Stube gethan und vielfach bewacht, bis die Herren erschienen.

Die Herren des Gerichtes mit schwarzen Mänteln über der Amtsuniform und den Waffen. Auch Priester waren darunter, und diese schienen den Vorsitz zu führen. Die meisten waren blaß und sahen finster drein, und ihre langer Bärte zuckten bei jeder Bewegung ihres Mundes. Einer war so feist und die Miene seines Angesichtes derart verfettet, daß nicht zu unterscheiden war, ob dieselbe ebenfalls finstre sein oder lächeln wollte. Indes schien die Gluth seiner breiten Wangen und seiner mit schwarzem Käppchen bedeckten Stirne nicht Zornröthe zu sein, sondern eher dankbar von dem Genusse der flüssigen Gabe Gottes herzurühren. Wie bei den Frommen nichts ohne Zweck ist, selbst das Schmeerbäuchlein nicht, so diente dieses hier als Kissen für ein goldenes Kreuz, das an einer goldenen Kette von den Schultern niederhing. Denn der wohlbeleibte Herr war der Prälat von Oberkloster. Er saß hinter dem grünen Tisch auf massivem Lehnsessel. Ihm zur Seite stand ein schlanker jugendlicher Priester ohne Bart und mit kurzgeschnittenem Haar. Seine tiefliegenden Augen waren grau wie ein Nebeltag, in welchem man nicht sehen kann, ob die Sonne im Auf- oder Untergehen ist. Um die Winkel seines Mundes spielten sich die Ringe, die wie ein erzwungenes Lächeln ließen. Diesen Herrn nannten sie den Pater Dominicus. Er saß nicht auf seinem Stuhle, in seinen Bewegungen zuckte die Ungeduld.

Auf dem Tische stand ein Christuskreuz und lagen Papiere. Als nun die Männer versammelt und die Thüren besetzt waren, murmelte der Pater Dominicus die Worte: „Im Namen des dreieinigen Gottes!"

Hierauf nahm eine der Gerichtspersonen die Protokolle und begann zu lesen. Sie las eine Stunde und länger, und den Männern von Trawies zuckten dabei häufig die Augenbrauen und die Fäuste.

Als die Schrift zu Ende war und der Vorleser noch einen eiskalten Blick auf die Bauern geworfen hatte, nahm der weißbärtige Oberrichter von Neubruck das Wort und sagte: „Ihr habt es gehört."

Alles lautlos.

„Ihr habt es gehört, Männer zu Trawies, daß Ihr schuldig seid an dem Tode Eures Seelenhirten. Gottes Stimme hat gesprochen. Das Volk von Trawies ist verhört, jede Aussage streng geprüft worden und es hat sich das erwiesen, was Herr Franciscus, der gottlos Erschlagene, uns so wiederholt mitgetheilt hat und dem wir leider nicht vollsten Glauben schenken wollten, weil wir an den Gehorsam unserer Bauern seit jeher gewöhnt sind. Nun ist es sonnenklar, Ihr seid Rebellen. Ihr habt die Verordnungen Eures Herrn mißachtet, ihm den Gehorsam verweigert in geistlichen und weltlichen Dingen. Ihr habt vielerlei Anstalten getroffen, Euern von hoher Obrigkeit Euch zunächst bestimmten Vorgesetzten zu entfernen, und da dieses nicht gelingen wollte, auf Mittel gesonnen, ihn auf andere Weise aus dem Wege zu schaffen. Heute kann es Keiner mehr leugnen, daß der Mörder unter Euch ist, daß Ihr ihm Vorschub geleistet habt bei seiner That, daß Ihr ihn verborgen haltet. Da die Hausuntersuchungen fruchtlos waren, so ist anzunehmen, daß der Mann frei unter Euch steht." Nun erhob der Oberrichter seine Stimme: „Ihr Aeltesten der Gemeinde! Keiner von Euch kehrt in sein Haus zurück, bevor Ihr den Mörder genannt und ausgeliefert habt!"

„Verrath!" schrie eine Stimme aus den Angeklagten, „vom Gerichte selbst verrathen! Abgefangen wie die herrenlosen Hunde!"

Die blinkenden Spieße der Landsknechte standen zur Thür herein.

Der Richter stand bewegungslos. Als die Ruhe wieder hergestellt war, rief er: „Im Namen der Gerechtigkeit des Himmels und der Erden! Ihr Männer, deren Haare grau geworden sind im Dienste Eurer Gemeinde, beschworen seid Ihr, Eure Heimat nicht selbst treulos zugrunde zu richten. Das Gericht hebt sein Schwert über ganz Trawies. Schützt Euch und Eure Mitgenossen — liefert den Mörder aus!"

Nun drängte sich aus dem Knäuel der Männer der Aelteste hervor, Gallo Weißbucher, genannt der Vormann

und der Feuerwart. Auf seinen Stock gestützt — denn es bebten ihm die Knie — trat er hin vor die Herren und sprach:

„Was bei uns geschehen ist, das — hohes Gericht — bist Du selber Schuld. Wir haben Dich gebeten, den Mann, der nicht für uns war, von uns zu nehmen. Du hast uns zu Hohn den Bescheid durch ihn selbst ertheilt. Wir zu Trawies sind freie Bauern gewesen seit Alters her und lieber, denn wir der Willkür Knechte sind, gehen wir zugrunde. Er hat uns getreten und verschmäht, er hat uns die alten Rechte an Wald und Weide verweigert, er hat unsere Ernten nicht geschont, er hat unsere altehrwürdigen Sitten verletzt. War's aus Trotz, aus Bequemlichkeit, aus Feindseligkeit. Manchem hat er das Sacrament vorenthalten und die Wegzehrung auf dem Todtenbette. Macht auf die Augen! An diesen Wänden steht seine Lebensgeschichte geschrieben: Hirschgeweihe, Hundspeitschen und Eberszähne, Schlagringe und beim Donnerer! — noch vollgespickte Waidtaschen. Wo sonst das Ciborium hing, baumelt jetzt der Hirschfänger. Wo sonst das Evangelium lag, findet Ihr die Spießlarten. Und Der war uns zum Vorbild gestellt! Mit diesem Menschen hätten wir leben und sterben sollen!! Gebt uns einen gerechten Herrn, gebt uns einen Priester, wir sind redliche Unterthanen und gute Christen. Laßt uns frei sein, und wir werden treu sein, — aber das, was geschehen ist, bereuen wir nicht!"

„Das Geständniß läge vor," flüsterte der Pater Dominicus dem Schriftwart zu.

Der Oberrichter sagte: „Ich fordere Euch zum letztenmale auf, liefert den Mörder aus!"

Der Feuerwart stürzte zum Tisch, erfaßte das Crucifix und rief: „So wahr sie unseren Heiland, einen Unschuldigen, an's Kreuz geschlagen haben: wir liefern ihn nicht!"

„Gieb weg das Kreuz," sprach der blasse Pater, sprang einen Schritt vor und wand dem Manne das Crucifix aus der Hand. „Bei diesem heiligen Bilde haben wir geschworen, den Tod unseres Mitbruders an Euch schwer zu büßen. Der Pöbel will übermüthig werden, da ist es hoch an der Zeit, ein Exempel aufzustellen, wie Empörung endet."

„Der Pfaff nimmt uns das Kreuz weg!“ ſchrie ein knorriger Waldmenſch. „Niederſchlagen! Niederſchlagen!“

Einige ſtürzten trotz der Abwehr des Feuerwartes hin auf das Richtercollegium, warfen den Pater zu Boden und brachen in ſeiner Hand das Crucifix entzwei, ehe noch die Landsknechte zur Stelle waren.

„Aus und vorbei iſt's!“ rief der Feuerwart händeringend, während die Kolben krachten, die Spieße ſchrillten und ein Schuß aufblitzte über den Köpfen der ſchreiend und polternd hin- und herwogenden Menge.

„Nieder, nieder mit Allem, was Bauer und Hund iſt!“ rief es im bedrängten Richtercollegium. Und nun hob ein grauſames Gemenge und Gemetzel an. Zu groß war das Gedränge, als daß die Söldner ihre Waffen frei gebrauchen konnten: die Bauern arbeiteten mit den Fäuſten und kurzen Schlagern erfolgreicher. Mancher Wehrmann röchelte durch ſeinen mit knochigen Fingern zugeklemmten Hals, mancher der Häſcher ſtöhnte auf dem Fußboden unter dem Knie eines wüthenden Trawieſers. Als die Bauern inne geworden, daß für ſie nichts mehr zu verlieren war, ließen ſie ihrer Wuth freien Lauf und drängten immer ſtürmiſcher gegen die Richter ein, die nur mit Noth von den Söldnern beſchützt werden konnten.

In denſelben Augenblicken brach auch draußen ein wildes Lärmen los und zu den Fenſtern flogen Steine herein.

„Schließt die Thore ab!“ hörte man den Oberrichter noch ſchreien, während das ſich draußen verſammelnde Volk laut und lauter nach Einlaß verlangte. Der Feuerwart beſchwor ſeine Mitgenoſſen im Zimmer, beſchwor durch das Fenſter die aufgeregten Rotten vor dem Hauſe um Mäßigung. Schier umſonſt. Auf den Fußdielen floß das Blut, der grüne Tiſch war umgeſtürzt, die Schriften wurden von krampfhaften Händen zerfetzt, die Stücke flatterten in der Luft. Pater Dominicus, der anfangs zumeiſt Bedrohte, hatte ſich mit Hilfe zweier Söldner wieder frei zu machen gewußt, nun war er auf einen Wandkaſten geklettert, wo er den Erzengel Michael anrief gegen dieſe hölliſche Meute. Selbſt der Prälat

war behender geworden, als man hätte vermuthen können, er verschanzte sich in einer dunklen Ecke hinter ein Betpult und sein Angesicht war in Schreck und Angst gar ausdrucksvoll geworden. Der weißbärtige Oberrichter von Neubruck blieb unter Allen der Ruhigste. Da er sah, daß die Bauern waffenlos und entwaffnet waren, so warnte er die Soldaten, ohne besondere Noth von ihren Waffen Gebrauch zu machen. „Diese da!" rief er, „dürfen mir nicht gemordet, sie müssen gerichtet werden!"

Morgen, Ihr Waldhunde, liegt Ihr ausgestreckt auf den Folterbänken; da werden wir noch gütig miteinander reden." So der vom Schreck sich wieder erholende Schriftwart.

Da erscholl der Ruf: „Feuer!"

„Der Pfarrhof brennt! In die Holzkammer haben sie Feuer geworfen!"

Als die Thüre aufflog, drang schon der Rauch herein und an's Ohr schlug das Geprassel der brennenden Sparren.

„Keiner hinaus, bevor die Rebellen gefesselt sind!" befahl der Richter.

Da begann das Ringen von Neuem und zwischen Rauch und Flammen haben die Aeltesten von Trawies ihren Rest von Freiheit verloren. Die Arme an den Rücken gebunden, so wurden sie die brennende Treppe herabgezerrt und ihnen folgte, als der Letzte aus diesem Hause — auf der Bahre von Söldnern getragen — der Leichnam des Erschlagenen.

Rings um das brennende Haus johlte die Menge, Männer, Burschen und Jungen der Umgebung, auch zeternde Weiber darunter, auch Gesindel, das überlaut von Befreiung schrie und insgeheim nach Beute spähte.

Plötzlich knallten Schüsse. Eine Dirne stürzte zu Boden mitten in der Rotte, und als die Andern sahen, daß vom Gebäude her, und dort vom Thale herauf, und dort vom Walde herüber Häscher mit gezückten Waffen gesprungen kamen, da wollten sie sich davon machen. Aber sie waren umrungen, bereits eingeschlossen, der niederwirbelnde Rauch

raubte den Blick nach etwaigen Auswegen, da war ein Geschrei und ein Gewinsel und Alles floh der Kirche zu, um sich in ihren Mauern zu verbergen.

„Wohlan," sagte der Oberrichter, „diese Mauern sind fest. Führt mir auch die Gefesselten hinein und verschließt das Thor."

So geschah es. Und als der Abend dämmerte, war ein wunderlich Volk versammelt im Gotteshause zu Trawies. Es schrie, es fluchte, es drohte. Es rief die Bilder der Heiligen an gegen die auf sie hereinbrechende Gewalt. Einer erfaßte den Strick und läutete Sturm. Ein Anderer sprang auf den Blasebalg, sprang auf die Orgel, daß sie in schrillem Tone aufschrie. Und zu den Fenstern leuchtete der Brand des Pfarrhofes herein.

Der Feuerwart stand am Tische der Communion und starrte auf den großen dunklen Flecken des Steinpflasters. Solche Frucht trägt diese Saat! Er ahnte nicht, daß all' das erst der Anfang war, der Anfang von Geschehnissen, an denen Trawies sterben und verderben sollte . . .

Die verhängnißvolle Nacht brach an.

Unter der Linde, die am Friedhofe stand, beriethen die Herren aus Neubruck und Oberkloster und von weiter her, was nun zu thun sei. Der Vorschlag, den hohlen Todtenschädel des Erschlagenen von der Gemeinde dreimal mit Gold füllen zu lassen, wurde nicht angenommen. Mit Geld sich in den Frieden einkaufen, das kann den Leuten zu Trawies nicht gewährt werden. Einer war dabei, der stand auf eines Menschen Grab und hatte eines Teufels Traum. Der sann nach, wie es wäre, wenn jetzt vom brennenden Hause ein Funke hinüberflöge auf die Schindeln des Kirchendaches. Die Anderen waren darüber Eins, daß die Kirche und das weltliche Gericht über diese Frevler, Empörer und Hochverräther die strengsten Strafen verhängen müsse. Hierauf bestimmten sie den Plan; er wurde nicht hier neu erfunden, er wurde nach dem, was anderwärtig geschehen war, wo Frevel und Verbrechen von Einzelnen oder von Verbindungen begangen

worden, aufgestellt. Zu jener Zeit hatte die Obrigkeit ihre Vollmacht nicht von Menschen — so war sie oft auch nicht menschlich; in jenen Tagen behaupteten die Herrscher, ihre Vollmacht von Gott überkommen zu haben und übten sie demnach mit einer Herzlosigkeit, die eines puren Geistes würdig war.

Als die Nacht hereingebrochen war, drangen Söldner in die Kirche, befreiten die Gefesselten von ihren Banden, nahmen Jedem die Waffe ab, die er etwa mit sich führen mochte, und stellten sich dann an beiden Seiten des Altares auf, als gelte es ein Meßopfer in Parade, das zu später Stunde noch gehalten werden sollte. Zwei Lichter wurden angezündet am Altare. Dann ging die Thüre der Sacristei auf und hereinschwankte, von vier Männern getragen, der Leichnam des Priesters. Auf den Stufen, dort, wo er vor Tagen vom Beile getroffen zu Boden gestürzt war, wurde er niedergelassen. Hierauf kam in seinem langen, schwarzen Kleide der Pater Dominicus und brachte einen Kelch, den er zu Haupten des Todten stellte. Und endlich kamen die übrigen Richter und Herren und stellten sich an dem Altare auf.

Die zusammengezwungene Menge war, als sie diese Anstalten gesehen, gar still geworden.

„Was wird da werden?" so flüsterte mancher der Gefangenen dem Nachbar zu.

„Das ist das Gottesgericht!" sagte Einer zum Anderen.

„Das Gottesgericht. Sie suchen den Mörder. Jeder von uns wird hintreten müssen, und den Todten berühren. Wenn der Mörder ihn anrührt, dann wird die Wunde bluten."

„Ein unterhaltsames Schauspiel. Und wenn der Mörder nicht da ist?"

„So wird sie nicht bluten."

„Und wenn sie nicht blutet?"

„So ist der Mörder nicht da. Das heißt man Gottesgericht."

„Wird uns nicht gefährlich."

Das Murmeln unterdrückte sich, denn der Oberrichter ergriff das Wort und sprach:

„Ich bin ein alter Mann und — selbst ein Sünder — grau geworden im Richten, aber niemals ist mir ein Urtheil so hart angekommen, als heute. Ich verschließe mein Ohr vor meiner Zunge, denn diese spreche im Namen der Gerechtigkeit. — Nach dem, wie die Dinge sind, ist es dem Gerichte nicht darum zu thun, das Werkzeug des Verbrechens zu bestrafen — dieses würde die Tortur uns leicht vermitteln — sondern den Verbrecher. Der Verbrecher aber ist hier das Volk von Trawies. Noch strenger aber müßte der Richterspruch lauten, hätten ihn nicht Menschen gemildert. — Männer von Trawies! Ihr werdet heute in langer Reihe das letztemal einen Umgang machen um den Altar Eurer alten Pfarrkirche. Und Jeder, sobald er an diesem Todten vorüberkommt, wird aus dem Kelche, der an seinem Haupte steht, ein mit Papier umhülltes Körnlein ziehen. Die Körner sind weiß und auf Gottes Felde gewachsen; aber zwölf liegen darunter, die sind schwarz. Wer eines von diesen Zwölfen hebt, der wird von heute in drei Tagen durch das Schwert zu seinem ewigen Richter gehen."

Jetzt schrillte ein Schrei aus der Menge auf und die Leute fuhren durcheinander, „als wie die Schafe im Stall, da der Dieb nach seinem Opfer hascht," besagt die Handschrift, „sie sind aufgefahren und haben den himmlischen Herrn gerufen, gerüttelt haben sie an der Pforten, als wann die Vesten sollten wanken, sie sind an die Wand gestoßen und haben wollen ihre Köpfe vergraben in das Gemäuer und haben so grausamblich den höllischen Erbfeind angerufen, das selbsten die Priesterschaft davor erbebet."

Nachdem das Toben soweit abgenommen, daß der Oberrichter mit Mühe wieder zu Worte kommen konnte, fuhr er fort: „Daß Ihr sehet, wie das Gericht der Barmherzigkeit Gottes eine lange Hand gelassen, so wisset, daß weit mehr Körner im Becher liegen, als Eurer Köpfe sind, und es — so Ihr trotz Allem der Schuld frei wäret — wohl möglich kann sein, daß sich Keiner die Verderbniß hebt."

Trat jetzt der Feuerwart vor. Seine Gestalt war hoch aufgerichtet, die grauen Haare sträubten sich auf seinem Haupte, seine Hände waren ausgestreckt gegen die Herren.

„Haltet ein!" rief er und seine Stimme klang hohl vor Grauen, „haltet ein Ihr Männer der Gerechtigkeit, mit solchem Spiel an diesem heiligen Orte! Das ist der Kelch für unseres Heilands rosenfarben Blut. Schüttet die Lose weg! Die Lose weg!"

Er wollte zum Kelch springen, ein Landsknecht stieß ihn zurück.

„Und wollt Ihr," so fuhr er fort, „tödten hier, weil getödtet ist worden: Da, da, faßt den alten Mann, der Gemeinde Vordersten, und löscht mit seinem Blut, was zu löschen ist." Mit gerungenen Händen stürzte er vor die Richter hin: „Ich bitt' Euch um den Tod, aber das Volk laßt frei!"

„Steht auf," versetzte der Oberrichter kalt, „und mischt Euch nicht in's Gottesgericht, alter Mann. Ihr seid des Griffes in den Kelch enthoben. — Wohlan, der Gang beginne. Mit dem die Gnade ist, der mag frei durch das Thor der Sacristei nach Hause gehen."

Ein Wink gegen die Söldner und das Treiben begann. Der Erzähler hätte vergebens nach Farben gesucht, um die Verzweiflung zu malen, von der er die Männer bei diesem Rundgange befallen zu sein wähnte, aber die Urkunde belehrt kurz und trocken: „Alsdann sie gesehen, es kumt nit anders seyn, sind sie gegangen und hat Männiglich erwogen: Trifft es mich, so rait ich es für das Sterben ab."

Schwer und finster wie Einherier schritten sie um den Altar, nahten sich dem Todten und zogen ihre Lose. Mancher sprühte dabei wilde Augengluth auf den Erschlagenen; Mancher auch wendete sich schaudernd ab und fast graute ihm mehr vor dem todten Priester, als vor seinem todbringenden Kelche; Mancher langte mit zitternder Hand in den Becher, Mancher mit keckem Griff, trotzig knirschend, als gelte es, das Geschick am Kragen zu packen. Dann wurde Jeder vor die Richter geleitet, seine kleine Beute ihm aus der Hand genommen und enthüllt. War das Körnchen weiß, so schienen die Richter

ſelbſt aufzunehmen und der Glückliche wurde durch das Pförtchen in's Freie gelaſſen. In der ſtillen, weiten Sternennacht, wie jauchzte er auf, wie ſprang er hin in jugendlicher Leichtfüßigkeit — und war es gleich ein altersgebeugter Mann — wie ſchwur er, von nun an die Kirche von Trawies auf Stundenweite zu meiden und im grünen Walde unter dem lichten Himmel Gottes ſeine Andacht zu verrichten!

Die wenigen Weiber, die mitgefangen worden waren, entſchlüpften ungefährdet; doch ſchlugen ſie die Hände zuſammen über dieſen ſeltſamen Gottesdienſt und über den in Aſche glühenden Pfarrhof und liefen, Gebete murmelnd, davon.

Der Wegmann von der unteren Trach war der Erſte, der in des Richters Hand ein ſchwarzes Korn legte. Als er es ſah, prallte er zurück, als hätte ihm Einer einen Schlag auf die Stirne verſetzt. Dann aber ſtand er feſt, blaß und regungslos, wie ein aufrechtragender Leichnam. Nach ihm kam eine Reihe von Kindern des Lichtes, die, vor Freuden ächzend, hinaustraten in die Sternennacht. Einer war wohl dabei, der ſchritt ſo ernſt und finſter der Freiheit zu, als ginge er in den Tod.

Warum er nicht Gott Lob ſage? wurde er draußen vom Nachbar befragt.

„Wofür?“ murmelte er, „o Freund, wie es jetzt ſein wird, der Tod wäre uns beſſer, als wie das Leben!“

Der zweite Todgeweihte war ein Holzer aus dem Tärn. Er ſtieß ein gellendes Lachen aus.

Nach ihm kam raſch der Dritte, ein alter Knecht aus dem Sandhofhauſe, ein leidenſchaftlicher Kugelſchieber und Kartenſpieler.

„Das habe ich gewußt,“ rief er ärgerlich aus, „wenn's was gilt, verſpiel' ich allemal!“

Die nächſten waren zwei Bauern vom Johannesberge. Sie verzogen zum böſen Spiele keine Miene. Nach einer weiteren Reihe von „Weißen“ kam mit einem ſchwarzen Korn der blutbefleckte Firnerhans.

„Mir ſcheint, vom Johannesberg gehen ſie Alle!“ bemerkte Einer der Rückwärtigen aus dem Traſankthale. Gleich

darauf zog er selbst das Schwarze, so daß ihm der Firnerhans zurief:

„Mir scheint, es gehen auch die Trasankthaler."

Nun kam der Rockenpaul-Knecht, der schon einmal wunderbar gerettete Simon, der sich heute auch unseliger Weise in die Nähe der Kirche gewagt hatte. Er zögerte lange in den Kelch zu greifen. Endlich that er's und langte tief bis auf den Grund. Ohne vor die Richter zu treten, enthüllte er rasch, als wenn er von einer Nuß die Schale löfete, sein Korn und hob es empor. Es war schwarz.

„Ja, meine liebe Hau!" seufzte er auf und stellte sich in die Nische zu den von Schergen umringten Todverlorenen.

Nach ihm wieder ein langer Zug in die Nacht hinaus, in den freien Wald. Wie blickte ihm der Simon so betrübt nach!

„Ihr geht hin, und Ihr schießet die Rehlein im Wald und habt Eure Freuden. Kumm ich mit Euch gehen, jetzt wüßte ich auf's Neu', was das Leben schön ist!"

Noch kamen zu den Todten Leute von der hinteren Trach und darauf ein Hausirer, ein Schwefelmann, der nur nach Trawies gekommen war, um den Leuten Feuerzeug, Rattengift und dergleichen zu vermitteln und Katzen zu erwürgen und deren Bälge mit sich zu nehmen. Wie warf er sich hin vor die Richter und jammerte und erinnerte, daß er unschuldig sei und nicht zu den gottlosen Trawiesern gehöre, daß er täglich seinen Psalter bete, oft wochenlang faste, weil er sich der freiwilligen Armuth begeben habe, daß er den frommen Herren zu Oberkloster das Zündzeug liefere für ihr geweihtes Feuer in Kirche und Küche, daß er ihnen stets das Harz zugetragen habe zum Bepichen der Fässer ihrer Keller, und daß er demnächst selbst in den Orden zu treten gedenke. Es nutzte nichts. Die Herren beriefen sich kalt auf das Gottesgericht, und der Ewige würde wissen, warum er ihn hinwegnehme. Das Männlein wälzte sich auf dem Boden und wand sich im Krampfe, bis es ohnmächtig im Winkel liegen blieb.

Nach diesem kam Einer, bei dem Manche sich eines Auflachens kaum enthalten konnten; Andere sagten: „O mein! Auch Der!“

Es war der Halbcretin aus dem Hause des Firnerhans, der „dreiköpfig' Osel“. Er starrte zuerst eine Weile auf den Todten, hockte sich dann hin vor den Kelch und begann mit den Körnern zu spielen. Endlich hob er ein Stückchen, betrachtete es und hielt es den Richtern hin. Das Korn war schwarz, der Osel lächelte, begehrte es als sein Eigenthum zurück, steckte es in die Tasche und stellte sich mit sichtlichem Selbstgefallen zu den Todgeweihten.

Die Richter blickten sich fragend an. — Sind nicht selig die Armen im Geiste? Ist ein solches Wesen der Sünde fähig? Mit nichten. Als die Letzten der Freien durch das Pförtchen huschten, verlangte es auch den dreiköpfigen Osel hinaus. Und man wehrte es ihm nicht.

So war die Kirche nun leer geworden. Im Kelche lagen nur noch wenige der Körner, kein Schwarzes mehr darunter.

Die Richter traten ab. Die elf Männer, die sich den Tod gezogen hatten, wurden in das Häuschen des Küsters gebracht und dies mit Wachen besetzt.

Aus den Trümmern des Pfarrhofes stieg trüb und träge der Rauch auf und verschleierte die Sterne des Himmels. —

So lagen sie nun auf dem Stroh, der Eine tief vergraben unter dem Schaube, der Andere zusammengekauert im Winkel, der Dritte ausgestreckt auf dem Bauche, der Nächste auf dem Rücken, die Arme als Kissen unter dem Haupte, die Beine weit hingeworfen. Mancher that, als gäbe es keine Sorge auf der Welt. So lagen sie seit vielen Stunden. Wie sie die Nacht über in ihrem neuen Quartier geschlafen haben, sind sie nicht befragt worden. Sie lagen in den Tag hinein „wie die Grafen und Freiherren“.

„Auf was wir nur warten?“ fragte Einer.

„Auf's Köpfen,“ antwortete sein Nachbar.

An Thüren und Fenstern standen die Landsknechte, und ihre Spieße funkelten in der Morgensonne herein durch die Scheiben.

Etliche waren freilich unter den Gefangenen, welche die ganze Nacht gejammert hatten und jetzt erschöpft und im Halbschlummer dalagen. Die Anderen waren leidlich bei Humor.

„Allerweil," so bemerkte jetzt der Holzer aus dem Täru, derselbe, der bei der Losung das gellende Lachen ausgestoßen hatte, „allerweil hat mein Vater gesagt, das Tabakrauchen thäte nicht gesund sein, 's ist richtig, mich hat das Teufelskraut umgebracht."

„Lebst ja noch, Pistel."

„Lieg' so gut in den letzten Zügen als wie Du. Das ganze Jahr komme ich nicht in die Trawieser Kirchen, seit im Täru das Wirthshaus ist. Wie es aber nu den närrischen Schnee macht, daß die alten Weiber nicht in die Mess' mögen, geht mir der Tabak aus, und so ist's, daß ich mich selber auf den Weg mach' in's Trawies. Kleber, daß ich den Tabaksbeutel voll und den Geldbeutel leer hab', geht vor dem Pfarrhof das Spectakel an. Kehr' die Hand um, hat mich der Teufel schon dabei, und hin bin ich. Desweg' sag' ich: nur das Rauchen nicht angewöhnen!"

„Wenn ich nur so gescheit wär' gewesen," meinte der alte Knecht des Sandhof, „daß ich gleich ein paar Bohnen hätt' herausgenommen, wär' doch sicher eine weiße dabeigewest — und die schwarze geschwind weggeworfen. Wenn ich nur so gescheit wär' gewesen!"

„Eh' wahr. Allgemg hast falsch gekartelt Dein Lebtag lang, und just beim Letzten, wo es Deinen Kopf gilt, hast eine Ehrlichkeit, daß es eine Schand' ist."

„Ei, ei, ei!" seufzte der Knecht.

„Mir schwant," sagte der Wegmann von der unteren Trach, „es ist ihnen nicht Ernst."

„Gelt ja!" fuhr ein Anderer vom Stroh empor, „sie wollen uns nur ein Stückel Angst einjagen, nachher lassen sie uns wieder aus."

„Kumnt's ja nimmer glauben, daß uns das Gericht wie eine Mörderbande wollt' umbringen, wo von uns ein Jeder wegen des Pfarrherrn so unschuldig ist, als wie das Lamm Gottes im Himmel."

„Freund," sagte der Firnerhans, „bilde Dir nichts ein. Mußt es ja noch wissen, wie vor etlich Jahren der Postbote von Siebenbaum auf der Straßen ermordet und beraubt ist gefunden worden. Alle Wandersleute sind eingefangen worden auf der selbigen Straßen, und weil den Mord Keiner hat eingestehen wollen, so sind von ihnen drei Köpf' herausgelost und abgehackt worden."

„Wisset Ihr auch von dieser Geschichte?" fragte jetzt in wimmerndem Tone der Schwefelmann.

„Man muß nur die Satzungen kennen," fuhr der Firnerhans fort. „Das Beste ist, daß zu einer Zeit, welche die Vehm- und Gottesgerichte nicht vergessen hat — die noch dann und wann gern ein Hexlein verbrennt, wie wir das dürre Unkraut auf unserem Rübenfeld — daß wir zu solch erfreulicher Zeit nicht die einzigen Unschuldigen sind, die fort müssen. Wir haben nicht eingesehen, wie gut es zu leben war zwischen dem Tärn und dem Trasank; jetzt ist die Welt mit ihren Herrlichkeiten zu uns hereingekommen. Leute, die wir da zusammengesperrt sind wie die feisten Hammel vor dem Schlachten: Das Plärren und Grunzen hilft gar nichts. Das Beste, wir treten ab, als wie Männer, und spucken voreh der Welt noch Eins in's Gesicht!"

Die Meisten schwiegen, Einige grollten.

„Nicht, daß es mir um meinen Kopf leid thäte," simulirte des Rocken-Paul's Knecht, der Simon, „aber um meine Han thut's mir leid." — Ein armselig Schreibzeug verschaffte er sich im Küsterhause und schrieb folgenden Brief:

„Herzallerliebste Han!

Es ist gar zum Lachen, gelt, wie sie mich doch noch d'rankriegt haben! Der Kuh wegen geht's her, die ich bei der Wirthin im Stall hab' stehen. Sie schickt mir Post, das Kalb wär' da und ich sollt's anschauen gehen. Die Arbeit ist nit g'nöthig, itzt im Advent, so bin ich her. 's ist ein ganz ein proper Stierlein und semmelfalb, eigen zum Spennen. Brennt Dir auf einmal der Pfarrhof und ich lauf' löschen. Dieweilen jagen sie uns schon in die Kirchen und suchen

sich unser Zwölf aus zum Köpfen. Heut' steht er mir noch fest auf den Achseln und daß ich Dir schreib', herzliebste Dirn, Du bist mein letzter Gedanken. Die Kuh mit dem Kalb ist Dein. Röhren kannst um mich, wie Du willst, aber es hilft nichts. Daß ich unschuldig bin, weiß Kein's besser, als wie Du, aber was kannst machen, wenn Einen die Herren einmal im Kotter haben. Wenn im Himmel die Geköpften wieder einen auftriegen, so kommen wir leicht zusammen und heiraten.

Dein liebender

Simon Hanefer.

Wann es losgeht, weiß ich itzt nit zu sagen, bleib' daheim und scher' Dich nit d'rum. Die neumelke Kuh will die Wirthin noch bis Petri Stuhlfeier haben. Laß ihr's."

Der Erzähler weiß es: Das heutige Geschlecht will es nicht glauben, daß damals ein junger kerngesunder Bauernbursche so munter aus dem Leben sprang. Das heutige Geschlecht verlästert die Welt mit jedem Athemzug und klammert sich mit allen Fasern angstvoll an dieselbe oder stürzt sich in Verzweiflung unter ihre rollenden Räder. Dem Simon fällt das Eine nicht und das Andere nicht ein. Kann es sein: lustig leben, und muß es sein: lustig sterben! Das ist seine Art. Viel zu philosophiren hat er nicht gelernt.

Der Simon war mit seinem Briefle kaum fertig, als, von Soldaten begleitet, ein Priester zur Thür hereintrat. Er hatte die letzte Wegzehrung bei sich, und als sie den Kelch sahen, rief ihm der Firnerhans entgegen: „Geh' Pfaff, geh'! Deinen Kelch kennen wir!"

Der Priester sprach in milden, gütigen Worten, sprach von der Sündenvergebung durch die Buße, von der Freude, die im Himmel über einen reumüthigen Sünder sei.

„Wenn ich Eins bereue, so ist es, daß ich Dir nicht schon gestern die Gurgel verklemmt hab'!" schrie Einer und wollte, auf den Geistlichen zustürzend, heute sein Vorhaben ausführen. Die Söldner schlenderten ihn zurück, daß er ächzend an die Wand fiel.

Die zwei Bauern vom Johannesberge knieten nieder, sagten, daß, obgleich ihr Gott ihnen untreu geworden wäre, sie ihm treu bleiben wollten, und baten um die Absolution.

Dann kroch der Schwefelmann hin gegen den Priester und bat diesen, bei den Herren vom Gericht etwas auszurichten.

„Ich laß sagen, das Gottesgericht wäre nichts nutz, und würde heut' gerade so die Unschuldigen hinrichten, wie dazumal des Postboten von Siebenbaum wegen. Unter den Enthaupteten wären allerlei Leute gewesen, aber der Mörder nicht. Wenn das hohe Gericht wissen will, wer den Postboten umgebracht hat, so soll es mich fragen."

„Das wird's bleiben lassen," lachte der Firnerhans.

„Ihr seid erbarmungswürdige Menschen," sprach nun der Priester, „Ihr frevelt gegen die Gnade des Himmels, die Euch ausgewählt hat, genug zu thun. Wenn der eingeborne Sohn Gottes es nicht verschmäht hat, unschuldig für die Welt zu sterben, wie wollt Ihr Sünder dagegen murren?"

„Du heiliger Mann," sagte der Firnerhans, „Du bist ja der Stellvertreter des Sohnes Gottes, komm' und tausch' mit mir; wenn der Pfaff' stirbt, thut er mehr für die Welt, als der Bauer, wenn er stirbt."

Jetzt nahm der Holzer vom Tärn das Wort: „Das ist ein närrisches Streiten. Jeder stirbt für sich selber und nachher soll er's Maul halten."

Auf dem Kirchthurm klangen die Glocken.

„Hört Ihr," sagte der Geistliche, „laßt fahren Euren Groll, sinkt auf die Knie und betet. Die Glocken gehen Euch an."

Mancher erblaßte.

„Euch Blutzeugen begleiten sie noch mit christlichem Klange aus dieser Welt. Dann werden sie nicht mehr klingen zu Trawies. Wisset, die heilige Kirche hat über diese Gemeinde das Interdict gelegt und von der Stunde Eures letzten Athemzuges an ist Trawies geächtet und verbannt."

Es kann wohl nicht versucht werden, den Schreck zu beschreiben, der durch die Wälder zitterte. Das Gehaben der

todgeweihten Männer war zu betrachten; aber vor der wilden Verzweiflung der Weiber, Schweſtern, Brüder und Kinder könnte die Feder nicht Stand halten. Man hörte das Jammergeſchrei von Haus zu Haus. Plötzlich verſtummte es, wie in unheilſchwangerer Luft die Wettergüſſe oft plötzlich verſiegen. Sie fragten ſich immer und immer wieder, ob es denn auch wahr ſei, wahr ſein könne. Und als es immer und immer wieder beſtätigt wurde, hub das Klageſchrei von Neuem an.

Hineilten ſie zu den Mauern von Trawies mit Bitten und Beten; nur einmal noch ſehen wollten ſie die Verurtheilten; ſie wurden zurückgeſtoßen. Mit ſcharfem Hausgeräth bewaffnet ſtürzten ſie herbei, die Männer zu befreien, da knallten die Gewehre. Die Unglücklichen, die nicht wußten, was Landsknechtmacht bedeutet! Niedergeworfen wurden ſie, bis ſie in Ohnmacht an die ganze wilde Gewalt glaubten, die unerbittlich auf Trawies wuchtete. Und als die Hände lahm waren vor Bitten und Selbſtwehr, und die Kehlen heiſer, und die Augen verſiegt, da verſanken ſie betäubt in ſtilles Brüten und regten ſich nicht mehr.

Gar beſonders zu Muthe war es dem Bart vom Tärn. Er war nicht dabeigeweſen, als ſie unten gefangen und ausgeloſt wurden. Er hatte aber dabei ſein wollen. Er ſagte es am ſelben Tage zu ſeinem Weibe, die bei der Frau des Wahnfred im Stübchen ſaß und mit ihr plauderte, um ſie, die Haus und Gatten verloren hatte, zu zerſtreuen — „Du,“ ſagte er, „ich gehe in's Trawies hinab.“

„Schon wieder,“ verſetzte ſein Weib, „'s iſt ja heller Werktag heut'!“

„Sie kommen zuſammen zum Rath, 's iſt viel zu ſchaffen jetzt, in der Gemein'.“

Er ſetzte ſeinen breiten Hut auf's Haupt, er nahm ſeinen hagebuchenen Stock zur Hand und ſagte: „Thut's fleißig das Haus zuſperren, 's iſt unſicher jetzt.“ Dann ging er.

Hinter dem Hauſe auf der Schafweide, auf einem Baumſtock, der aus dem Schnee hervorging, ſaß der kleine Erlefried, Wahnfred's Sohn. Er ließ die Füßchen baumeln über den Stock hinab, hielt die Händchen übereinandergeſchlagen

auf der Bruſt und blickte wie träumend über den Schnee hin. Der Kleine war nicht mehr fröhlich, wie er das ſonſt geweſen. Er hatte keine Beſchäftigung und oft fragte er, weshalb er denn nicht mehr in die Schule gehen ſolle? Die Leute des Hofes hatten ihre Arbeit und verſtanden nicht mit Kindern umzugehen. Seine Mutter ſaß in ihrem Stübchen und ſtrickte und weinte ſtill. So trieb er ſich allein herum und dachte an den Vater. Daß etwas Beſonderes mit ihm geſchehen ſein mußte, das ging ihm vor, aber wenn er fragen wollte nach ihm, mit dem er ſo oft fröhlich beſchäftigt geweſen in der Werkſtatt, der mit ihm geſpielt hatte, der mit ihm allerlei Geſpräche geführt hatte, der mit ihm ſo liebevoll geweſen war — wenn er nach ihm fragen wollte, da war ſein Mund verſchloſſen. Er war plötzlich kein Kind mehr; es war, als bange ihm vor der Antwort.

So ſaß er nun auf dem Baumſtocke; und der Bart vom Tärn, als er den Knaben ſo ſitzen ſah, allein und betrübt, mitten im trüben Winter, da erwachte in ihm ein tiefes Mitleid mit dem Kinde. — „Sie haben Dir den Vater genommen und laſſen Dich allein. Du ſchaueſt mit Deinem guten Auge ſo ſtill und ſinnend hin über die Berge und über die Wälder von Trawies, Du ahnſt es nicht, was Du, ſchuldloſes Kind, Deiner Heimat für ein Opfer haſt bringen müſſen."

Der Bart trat hin zum Knaben und rief: „Kleiner Spatz, was lugſt denn?"

Erlefried ſprang vom Baumſtock herab und eilte auf ſeinen neuen Brotvater zu.

„Schau, Knäbel, auf dieſen Stock wollen wir doch einmal einen anderen Heiligen ſtellen. Was iſt's, kannſt Du Schneemänner machen?"

Der Kleine nickte bejahend, er könne wohl, aber es freue ihn nicht.

„Ei geh!" rief der Bart in der Abſicht, den Knaben aufzuheitern, „ſo ein Burſch' da, und nicht freuen! Das wollt' Eins ſehen! Guck, wie ſich der Schnee heute kneten läßt! Möcht' ich doch wiſſen, ob ich's ſelber noch kann. Bin ja auch einmal ſo Einer geweſt, als wie Du, nur noch um

viel herlebiger. Gerauft hab' ich Dir mit den Buben, daß nur die Fetzen sind geflogen. Und sind keine so Buben zu Weg gewest, so hab' ich mir selber etlich' gemacht, aus Schnee. Riesenkerle her, und Roß und Reiter, als wie die Türken. Und wie die ganz' Reih' ist fertig gewest über den Anger her, so bin ich wie der bös' Feind über sie hingefahren und hab' ihnen die Köpf' abgehauen. — So, da steht gleich Einer!"

Unter solchem Geplauder hatte der Bart einen ansehnlichen Schneemann auf den Baumstock postirt. Das regte den Erlefried an und gleich daneben baute er ebenfalls einen auf. Dann machten sie ein Pferd und den Reiter d'rauf, und andere Figuren, eine größer als die andere, vornehm zu schauen. Besonderes Gewicht legte der Bart auf lange Nasen, aber dieses Effectmittel blieb bei dem Knaben ziemlich wirkungslos; Erlefried richtete sein Augenmerk auf breite Brust der Männer und hochgetragene Köpfe der Pferde, und besonders auf große Anzahl der Gestalten. Er griff flink zu, eiferte sich immer mehr in die Arbeit hinein, und seine Wangen rötheten sich und seine Augen leuchteten.

Dem Bart erging es nicht anders. Anfangs nur aus Gutmüthigkeit in den kalten Schnee langend, hatte ihn nun die Knabenluft gepackt. Im Schimmer der weißen Gestalten versank ihm alles ernste und düstere Gebilde seines Lebens, die Kindeszeit war da, die lichte, die heitere; des Ritters Schneeschwert wie des Bischofs possirliche Spitzhaube erweckte in ihm etwas wie Jubelstimmung, der Schnee war nicht mehr kalt und des sonst so ernsthaften Bart Wangen rötheten sich, und seine Augen leuchteten.

Da rief plötzlich sein Weib vom Hofe her, ob das die Rathssitzung wäre zu Trawies?

Wahrhaftig — die Rathssitzung! Auf die hatte der Bart ganz närrischer Weise vergessen. Nun ist es zu spät. Entweder die Leute sind zusammengekommen, dann kommt er just zum Auseinandergehen; oder sie sind nicht zusammengekommen, dann wird auch er sie heute nicht mehr zusammenbringen. Daher ist das Vernünftigste, er bleibt daheim, um mit dem Erlefried die Schneemänner zu köpfen.

Der Knabe arbeitete an einer neuen Gestalt. Abseits von dem Trosse der übrigen Figuren, fast am Rande des Waldes stellte er sie auf. Er legte sie breiter an, als die übrigen, er preßte den Schnee so fest, als es ihm möglich war, zusammen, er baute sie so hoch, als er mit seinen Händen langen konnte. Er war ganz still dabei, aber emsig, und als der Bart in lustigem Spiele Miene machte, die Figuren über den Haufen zu werfen, stellte sich der Knabe schützend vor sein neues Werk und sagte in bittendem Tone: „Den nicht!"

Das Gesichtchen war so ernsthaft und die Bitte so innig, daß der Bart fragte: „Warum just Den nicht?"

Antwortete der Knabe: „Das ist mein Vater."

So spielt das Geschick, das geheimnißvolle, als hätte es bisweilen launige Anwandlungen, sich dem Menschen freundlich, prophetisch zu nahen, während es ihn an einem andern Ort oder zu einer andern Stunde unerbittlich, planlos, seelenlos zermalmt.

Wir wissen, was an jenem Tage, da der Bart vom Tärn und der Knabe Erlefried — Wahnfred's Sohn — auf freier Wintershöhe Schneemänner formten und zerstörten, zu Trawies geschehen ist. —

Wohl ganz anders ging's auf dem Johannesberge, im Hause des Firnerhans zu.

Das Weib des Firnerhans, als es die Kunde von der unerhörten Gefangennehmung in der Kirche vernommen hatte, brach zuerst in Zornesausdrücke gegen ihren Mann aus. Warum lasse er Haus und Wirthschaft im Stich, warum mische er sich in Sachen, die ihn weiters nichts angingen. Ihr Erster — sie hatte das zweitemal gefreit — habe sich keinen Deut um auswärtige Händel gekümmert, sei hübsch daheimgeblieben beim Weib und ein wohlhabender Mann geworden. Was aber der Erste zusammengebracht, das hätte der Zweite wieder verthan. Freilich, den Ersten hätten die Leute nirgends gern dabei gehabt, den Zweiten hingegen hätten sie überall voranschieben mögen, wo Kästen (Kastanien) aus dem Feuer zu holen gewesen wären. Der Dritte werde ihm's sicherlich nicht

nachthun an der Gutheit — es sei ein Jammer! Und dann hub sie so bitterlich zu weinen an, als ob ein Erster niemals dagewesen, ein Dritter nimmer zu erwarten wäre.

Um Mitternacht kam der Osel heim. Er hatte sich unterwegs vielfach verweilt und Jedem, auf den er stieß, seinen schwarzen Kern gezeigt. Viele wußten es noch gar nicht, was das für ein verhängnißvolles Ding war, und schrieben die Freude, die der Osel daran bezeigte, dem Halbnarren zu.

Als er aber auch Roderich dem Stromer begegnete, der von Allem schon wußte, zog dieser sein heute gar seltsam spöttisches Gesicht zu einem ernsten und sagte: „Ja mein lieber Osel, das ist nicht so, daß Du mit diesem Küglein jetzt gleich heimgehen kannst. Bist bei den Zwölfen Du, und wirst geköpft."

Der Osel nickte fröhlich mit seinen drei Köpfen.

„Bei Dir ist's leicht," fuhr der Roderich recht vernehmlich fort — denn der Bursche war schwerhörig — „Du hast ein paar übrig, — nur weiß man nicht, welcher der dümmste ist."

Der Osel bedeutete, das wisse er selber nicht. Hierauf fragte er gröhlend, wann geköpft würde?

„Morgen. Mußt aber früh auf sein, sonst kommst zu spat. Warten werden sie nicht auf Dich."

Deß zeigte sich der Osel etwas nachdenklich und er ging seiner Wege. Um Mitternacht erst kam er zu Bette, ließ aber die Thür der Kammer offen, damit ihn früh der erste Lärm des Hauses wecke. Dann schlief er einen Schlaf, wie ihn noch selten ein Delinquent genoß.

Am Morgen war er mit dem Hahnenschrei wach. Eilig stand er auf und die Leute wunderten sich baß, daß der Osel schon so früh am Brunnentrog stehe und sich mit so großer Emsigkeit wasche.

„Der will in die Kirche gehen und für den Bauer beten, es ist doch ein guter Lapp." So meinten sie.

Der Osel war ein Bursche von zwanzig Jahren, er sah aber jünger aus, und heute erstrahlte sein Gesicht, als wenn er zu einer Hochzeit ginge. Er zog sein Feiertagsgewand an

mit dem kirschrothen Leibel und mit dem flammengelben Halstuch, das sich lässig um die Kröpfe wulstete. Sein falbes Haar, das sonst wie vertrocknetes Riedgras spröde in die Weiten zu stehen pflegte, war heute hübsch glatt über die Stirne herab gekraut bis zu den gelblichen Brauen und Wimpern, unter denen die Aeuglein jetzt mit besonderem Glanze lugten. Auf das graue Hütchen hatte er im Hausgärtlein eine Nelke gesteckt, wie das sonst nur am Gottsleichnamstage in Gebrauch war. Dann ging er in die Stube und verzehrte seine Morgensuppe. Als er damit fertig war, stand er eine Weile an der Thür, als sinne er. Es schien ihm nicht recht einzuleuchten, wie er es mit dem Abschiede zu halten hätte. Da er mit sich nicht in's Reine kam, so schlich er ohne Alles still davon.

Er ging den Berg herab gegen den Johannesbach. Ueber den Kofelwaldrücken flimmerte ihm die Spitze des Kirchthurmes zu. Noch ehe er zur Trach hinauskam, sah er im Geäste der Tannen ein Eichhörnchen hüpfen. Da blieb er stehen und sperrte Mund und Augen auf und abseits vom Wege ging er dann dem flüchtigen Thierchen nach und verlor sich in den Wald. —

Im Thale hatte des Morgens mancher Schuß gehallt; gegen Mittag war es still geworden. Die Sonne hatte sich allmählich verzogen und ein mattes Grau verhüllte den Himmel. Am Nachmittage verdichtete sich das Grau und die tiefen Schatten der Waldberge hoben sich scharf ab, bis langsam und mählich einzelne Flocken niedergetänzelt kamen.

Seit früh Morgens waren bewaffnete Landsknechte von Haus zu Haus gegangen, hatten die Truhen durchsucht nach gesponnenem Garn, hatten die Spulen genommen von den Spinnrädern und die Rocken von den Stäben. Dann hatten sie kund gemacht, daß sich die Leute am Nachmittage zu Trawies an der Dreiwand zu versammeln hätten. Die Dreiwand strebt einige Minuten unterhalb der Kirche, wo der Rockenbach in die Trach sich ergießt, senkrecht aus dem Wasser auf. Der Fluß bildet dort einen tiefen, grünlich finsteren Dumpf und ist ganz still. Seithalb wuchert dichtes Getann

und der Wald erfüllt zu aller Tageszeit die Schlucht mit Dämmerung. Nur in den Monaten der Sommersonnenwende ergießt sich zu Mittag ein paar Stunden der helle Sonnenschein in die Schlucht und verschleiert sie sanft mit blauem Aether.

Unterhalb der Dreiwand, welche an ihrer hohen Brüstung drei balconartige Abstufungen hat, führt über eine Brücke der Weg, der vom Trasaukthale und vom Rockenberge kommt, und schlägt dann zur schmalen Straße, die diesseits des Wassers, der Felswand gegenüber von den Vorgegenden herein nach Trawies führt. So steht es heute noch, und so war es an jenem Tage, da an dieser Stelle das Schicksal von Trawies erfüllt worden ist.

Bald nach der Mittagsstunde begannen die Leute sich hier zu versammeln und am Wege und am Hange, gegenüber der Wand, aufzustellen. Da waren etliche Neugierige, die sich trotz aller Warnung und Gefahr nicht zurückhalten ließen, sondern wissen wollten, was die Dinge für einen Ausgang nehmen würden. Andere waren gekommen in der Absicht, die Gemüther aufzuregen, und wieder Andere in der Absicht, die Gemüther zu besänftigen. Vielleicht gab es noch was zu retten, vielleicht handelte es sich um einen Vergleich, vielleicht auch galt es, anderswie einen weiteren Schlag von der Gemeinde abzulenken. Landsknechte bewachten die Bewegung der Versammelten.

Diese getrauten sich denn auch kein lautes Wort zu reden, flüsterten sich aber insgeheim um so mehr ordnungswidrige Dinge zu.

Die am Bergabhange standen, sahen die Kirche und die Brandstätte des Pfarrhofes.

Von dieser Brandstätte her bewegte sich, jetzt unter dem unendlich traurig klingenden Geläute der Glocken ein Zug von schwarzen Gestalten, von drei Fackeln begleitet. Dieser Zug umging von rückwärts den Felsen und erschien an der ersten Abstufung, hoch über dem Wasser. Es waren die Priester und Richter. Die Fackeln, welche von drei Greisen getragen wurden, legten einen trübrothen Schein in die

Schlucht — und die Schneeflocken zitterten nieder von der Düsterniß des Himmels.

„Ich weiß nicht," flüsterte Einer in der Versammlung, „daß es so grauenvoll ist!"

„Zum Herzabdrücken," meinte ein Anderer, „nur die Schneeflocken thun mir wohl — ich weiß nicht warum."

Schwere Stille herrschte in der Schlucht. Da trat aus den Männern auf der Felswand der Pater Dominicus vor; er hatte in der Hand einen langen, schwarzen Stab, der ein Kreuz trug. Er wendete sich gegen das Volk und sprach mit lauter Stimme:

„Höret, der Herr spricht durch seinen Propheten. Ich habe Euch groß gezogen, Ihr habt gefrevelt wider meinen heiligen Namen. Ihr seid verstockt und ohne Reue. Ihr seid der Baum, der stirbt, das Fleisch, das vermodert. Euer Same sei verflucht. Veröden wird Euer Land, das Feuer wird Eure Häuser verzehren. Auf dem Felde, das Ihr begießt mit Schweiß, wird Unkraut wachsen und Gift, Pest und Feinde werden Euch bedrängen. Ihr werdet beten zu mir. Der Bruder wird den Bruder zerfleischen, der Wahnsinn wird brennen in Eurem Haupte, Ihr werdet beten zu mir. Aber hinwegstoßen will ich Euch vor dem Schemel meiner Füße, denn Ihr habt den Namen des Herrn verachtet und getödtet seinen Diener."

„O je, nur eine Predigt!" zischelte Einer unter den Zuhörern.

Der Priester nahm nun eine Rolle zur Hand und sagte: „Im Namen des dreieinigen Gottes!" Dann begann er aus der Rolle zu lesen in lateinischer Sprache und ging über in folgende Worte, die er mit lauter, feierlicher Stimme sprach:

„Gemeinde von Trawies! Von dieser Stunde an bist Du verstoßen aus dem Frieden! Du bist treulos gewesen den Gesetzen der Kirche und des Kaisers. Du bist verstockt und ohne Reue. Du hast Deinen Priester gemordet. So sollst Du priesterlos sein. Den Altar Deines Gottes hast Du entweiht, so soll das Unkraut wachsen auf demselben und die Raben sollen krächzen in Deinem Tempel, und den

Glocken ſollen die Zungen ausgeriſſen ſein auf dem Thurme. Magſt Du die Kinder begießen mit dem Naſſe des Regens, aber verwehrt ſei dem Brautpaare der Segen der Ehe, dem Sterbenden die Gnade des Abendmahles, dem Todten die geweihte Erde. Wie Michael der Erzengel die hoffärtigen Geiſter hat vertrieben aus den Himmeln, ſo biſt Du ausgeſtoßen, Gemeinde zu Trawies, vom heiligen Frieden des Reiches Gottes. Ehrlos biſt Du und aller chriſtlichen Gemeinſchaft bar. Frei wollteſt Du ſein, frei biſt Du, wie der Vogel in der Luft, wie der Wolf im Walde. Wer eines Deiner Mitglieder aufnimmt in ſein Haus, der wird ſelber der Rechte verluſtig; wer eines Deiner Mitglieder tödtet, der iſt des Gerichtes frei. Umſtrickt werden Deine Grenzen und von einem Flammenring umzogen ſein. Anheimgegeben biſt Du dem Fürſten der Finſterniß, ſo lange Du in der Unbußfertigkeit verharreſt."

Er ſchwieg. Auch das Klingen der Glocken war verſtummt. Die Zuhörer, anfangs ſpottluſtig noch, waren während des Anathemas blaß geworden, Einer nach dem Andern. Wohl Mancher aber war darunter, der knirſchte mit den Zähnen und ballte die Fauſt im Sacke. Wie ein Standbild ragte dort auf dem Felſen die dunkle Geſtalt des Prieſters, von den drei Fackeln beſchienen, die weit über die Wand hin ſeinen Schatten warfen.

Nun hob der Prieſter den ſchwarzen Stab mit dem Kreuze.

„Zunichte ſei Dir das Anrecht an das Kreuz unſeres Erlöſers!" Er rief es, zerbrach den Stab und ſchleuderte die Stücke hinab in das Waſſer. Dann faßte er mit kräftigem Griff eine der Fackeln: „Zunichte ſei Dir der Schutz Gottes des Vaters!" Und ſchleuderte die qualmende Leuchte in das ziſchende Waſſer. Hierauf erfaßte er die zweite: „Zunichte ſei Dir die Liebe Gottes des Sohnes!" und ſchleuderte ſie hinab. Endlich nahm er die dritte der Fackeln, rief: „Zunichte ſei Dir die Gnade Gottes, des heiligen Geiſtes!" und warf ſie in den Abgrund, wo alle drei ziſchend verloſchen.

Jetzt bemächtigte ſich eine wilde Aufregung der Verſammelten und manches Weib warf ſich hin auf den Boden und klagte und ſchrie: „Jetzt iſt's aus, der Himmel iſt hin! Ich ſehe meine verſtorbenen Leut' nimmer! Der Himmel iſt hin! Wir ſind verdammt in die unterſte Höllen! Ewig und aus iſt's!"

Ein erbärmlich Weinen und Klagen ward, ſo in dieſer Schluchten niemalen gehöret worden. Eltern verfluchten ihre Kinder und Kinder ihre Eltern, anzuſehen und zu hören, ſo als nach der Weisſagung Wort beim jüngſten Gerichte die Verdammten raſen werden.

Dieſe Schilderung in der Urkunde erſtreckte ſich nicht auf Alle. Es waren Böcke darunter. Denn ein anderes Blatt erzählt aus derſelben Stunde, daß eine Frau geſchrien habe: „Ich ſehe ſie, ſie kommen ſchon, die ſchwarzen Teufel!" worauf ein Nebenſtehender gefragt habe, ob ſie wohl wiſſe, wovon die Teufel ihre ſchwarze Farbe hätten? und da ſie nicht antwortete, den Beſcheid gab, die hätten ſie von den Pfaffen.

Als nun in der Abenddämmerung das Volk der Geächteten wirr an der Trach auf- und abeilte, Manche mit dem Gefühle, als hätte man ihnen die arme Seele aus dem Leibe geriſſen, Manche dem Wahnſinne nahe, und Andere wieder voll Luſtigkeit und Spottſucht — bewegte ſich von der Kirche her ein zweiter Zug. In feierlicher Proceſſion unter Laternen und Windlichtern trugen die Prieſter die Monſtranz mit dem Heiligſten davon. Tief bogen ſich an beiden Seiten des Weges die Aeſte und die Wipfel der Bäume unter dem Schnee; Ammer und Häher flatterten über den Köpfen des Zuges, als wollten ſie dem Heiland das Geleite geben hinaus in's Land.

„Jetzt geht mein Jeſus fort!" rief ein Weib in der Menge und ſprang hin und ſtürzte vor dem Zuge mitten auf dem Wege zu Boden. „Du darfſt nicht fortgehen! Mein Kind iſt krank, mein Kind liegt daheim auf der Todtenbahr'!"

Still und ernſt gingen ſie an dem wimmernden Weibe vorüber. Das ſtarrte, plötzlich ſtumm geworden, dem Zuge

nach und in ihrem ſtieren Auge glühte der Schein der hinſchwankenden Lichter.

Unten an der Brücke, hinter einem dichtäſtigen Baum, ſtand ein großer, wildbärtiger Mann, der hatte Gluth in den Augen auch ohne Fackelſchein, der hielt ſich ſtill und ließ den Zug mit der Monſtranz vorüberwanken und blickte ihm mit Hohn nach, und knurrte es halb verbiſſen heraus: „Iſt mir lieb, daß Du fortgehſt. Dich hab' ich lange gefürchtet!"

Unweit dort, wo der Johannesbach in den Fluß rauſcht, begegnete der Zug Uli dem Köhler und Roderich dem Stromer.

Sie hatten vorhin weiter draußen den Fackelſtab eines Windlichtes in der Trach ſchwimmen geſehen, ohne zu wiſſen, was das zu bedeuten. Nun ſie den Aufzug ſahen, fragten ſie ſich gegenſeitig.

„Was kommen denn da für Lichter daher?"

„Den todten Pfarrherrn werden ſie nach Oberkloſter tragen," meinte der Stromer, „und haben ganz Recht, auf unſerem Kirchhof gäbe er doch keine Ruh'."

„Er wird noch lange als Geſpenſt umgehen zu Trawics. Ich ſag's."

„Du, lug' einmal, das iſt ja eine ganze Gottsleichnams-Proceſſion. Sie haben das Goldene bei ſich."

„Sollt's doch wahr ſein, was ich heute gehört hab'?"

„Was willſt denn gehört haben?"

„Das Sacrament thäten ſie uns davontragen."

„Iſt mir gleichviel."

„Und die Kirchen ſchließen!"

„Iſt mir gleichviel. Wenn ich nur von der Thür an der auswendigen Seiten bin."

„Und uns in Acht und Bann thun, alle miteinander!"

„Iſt mir gleichviel" ſagte Roderich der Köhler immer wieder. „Weißt Uli, Du haſt was, haſt ein Häuſel und Weib und Kinder drei, und eine Gais, Dir muß ſo was nicht luſtig ſein. Aber wir, was wir freie Leut' ſind und ſo feſt beſtellt, daß uns kein Menſch was wegnehmen kann, weil wir nichts haben, wir lachen jetztund."

„Bedenke, mein lieber Roderich, daß wir jetzt dem Teufel gehören."

„Nachher!" ziſchelte der Stromer dem Köhler in die Ohren, „nachher giebt's Geld ab. Der Teufel — muß ich Dir ſagen — verlangt nichts umſonſt. Bruder, jetzt gefreut mich wieder das Leben."

Mittlerweile war der Zug vorübergewallt. In feierlicher Würde bewegte er ſich hin an dem Ufer der rauſchenden Trach, die lange dunkle Schlucht hinaus gegen das Geſtade und weiter.

Der kleine Baumhackel beſtieg eben die Brandſtätte des Schreinerhauſes und fuchtelte mit einem glimmenden Feuer, ſchwamm auf der Aſche umher, nach Eiſennägeln oder etwaigen anderen Dingelchen ſuchend, die das Feuer übrig gelaſſen. Er hatte ſchon einen Sack voll davon dort an der Herdmauer ſtehen.

Die neueſten Ereigniſſe hatten ihn gelehrt, daß es viel weniger verdächtig und gefährlich iſt, auf heimlichen Raub auszugehen, als ſich in der Kirche zu zeigen. Als nun unten am Wege die ſeltſame Proceſſion vorbeizog, duckte er ſich ein wenig und ſagte bei ſich: „Schau, die Gerichtsherren unterhalten ſich auch. Weil jetzt das Waſſer ſo klein iſt, machen ſie einen Fiſchzug. Werden ſchon was ſtechen. Ei ſchau, Baumhackel, da biſt Du ſchon wieder einmal zu langſam geweſen."

Da die fremden Männer und Herren von Trawies her drei Stunden und länger mit dem Sacrament gewandert waren, zogen ſie nun durch die letzte Schlucht, wo die Trach tief unten in einer finſteren Klamm brauſt und der Weg am Gewände mühſam emporſtieg gegen die Höhe, wo damals die fünf Kiefern ragten und wo die weite Hochfläche des Heidelandes beginnt. Und als ſie unter dieſen Kiefern ſtanden und ihr hohes Gut zur Raſt auf einen ſchneeloſen Stein niederließen, ſanken ſie davor auf die Knie und beteten es an.

Hinterher aber kam ein Trupp von Landsknechten gezogen, und dort, wo der ſchmale Weg die Wand heranlief

und an der unwirthlichsten Stelle kühn über ein Brücklein setzte, zerstörten sie das Brücklein und sprengten das Gestein, daß die Trümmer krachend in den Abgrund stürzten. Und als so das letzte Band abgebrochen war mit Trawies, trugen sie auf der Grenzhöhe der fünf Kiefern Reisig zusammen und zündeten es an. Wanden dann von riesigen Spulen einen Faden ab und zogen ihn hin an der Grenze von Stein zu Stein, von Baum zu Baum. Und da war es, als ob manche junge Fichte ächzte, da man den Strick um sie schlang — den Strick, dessen Hanf im Thale der Trach gewachsen, der am Rocken in den Häusern von Trawies gesponnen worden war.

Und die Verwirrung im Dörfchen währte fort. Unangefochten aber von aller Bedrängniß stand das Wirthshaus. In der Küche schluchzten zwar die Frauen, aber in der Stube tranken die Männer. Und vor dem Hause stand der „dreiköpfig' Osel" umher, hatte die langen Arme in den Hosentaschen und glotzte das Haus an, und glotzte rathlos zur Kirche hinauf und in die nächtige Gegend hinaus. Wo denn geköpft wird? Da ist er schon den halben Tag bereit und nirgends eine Anstalt, als ob was geschehen sollt'. Manchem hielt der arme Junge das schwarze Korn vor, gleichsam auf sein Anrecht weisend. Aber Jeder ließ ihn stehen, wo er stand, kein Mensch wollte sich um ihn kümmern.

Aus den Kirchenfenstern schimmerte ein Schein, der fast zu hell war, als daß er vom ewigen Lichte herrühren konnte. Auf dem Kirchhofe war ein frisches Grab gegraben und ein Leib mit gespaltenem Haupte hineingelegt worden. Das Christusbild, welches mitten auf dem Anger der Todten hoch aufgeragt hatte, lag zusammengebrochen in Trümmern auf dem Schnee. Und über Alles lag eine tiefe Ruh'.

Der Küster kam nun heran. Er hatte sich an jenem Abende, da der Tumult war, und er sah, daß der Pfarrhof zu brennen begann, weit gegen den Trasank hineingeflüchtet. Er hatte sich halb verloren und verirrt herumgetrieben und kam nun, da er glaubte, daß wieder Ruhe sein werde, über pfadlose Gründe von der Wildwiesen niedergestiegen. Das Erste, was einem braven Küster geziemt, er geht der Kirche

zu. Nach dem Scheine aus den Fenstern schließt er, daß Gottesdienst drinnen sei. Das Thor öffnend, bemerkte er, daß die Bänke leer sind. Es ist so graulich still und am Altare brennen die Lichter. Er tritt ein. Aber nicht lange und er stürzt wieder heraus, die Arme ausgebreitet, todtenblaß wie ein Gespenst, mit gräßlich verdrehten Augen und Lippen, die wie im Fieber beben und nicht reden können — so eilt er zu den Häusern hinab, stürzt in die Stube des Wirthshauses und ächzt und stöhnt und deutet gegen die Kirche hin und schlägt die Hände zusammen.

Sie traten zu ihm hin.

„Der nimmt's jetzt erst wahr, daß unser Altar geplündert ist," so sagt Einer.

Aber der Küster streckt beide Arme mit den Fingern weisend jetzt nach dem Fußboden aus, und stammelt unverständliche Worte und starrt mit rollenden Augen hin, so daß Alle ihr Gesicht nach den Dielen wenden, zu sehen, was denn da Schreckliches sei. Wieder nach der Kirche deutet der Küster und stößt einen Schrei aus und schlägt sich die Hände in das Angesicht.

Da erheben sich denn die Leute und verlassen das Haus und steigen den Berg hinan zur Kirche. Am Altar um den leergähnenden Tabernakel brennen die Lichter und an den blutigen Stufen hingeworfen liegen die Körper der Enthaupteten.

— — — — — — — — — — — —

Zur selben Stunde schimmerten von den Grenzhöhen am Heideland, über den Waldzügen des Firner, des Tärn und des Ritscher, von den Warten des Trasank und in der ganzen weiten Runde zahlreiche Gluthsterne herein auf Trawies. Es waren die Markfeuer, einschließend und zeichnend die niedergeworfene, verstoßene Waldgemeinde, ein glühender Grenzwall, der sie abschied von Gott und Menschen, ein Glied aus der feurigen Kette, „die den Drachen fesselt".

Somit waren die Symbole der Verbannung vollzogen.

Zweites Buch:

Die Gottlosen.

Die Gottlosen.

Und zu jener Zeit war's, daß der kleine Erlefried eines Tages herangestiegen kam zur Kirche von Trawies, um in seiner kindlichen Einfalt zur nahenden Weihnacht das Jesukind zu grüßen. Er war im Festtage aus- und inwendig; sein blühender Leib strebte in Lust den Thaten des Lebens zu, seine Seele schwebte in frommer Heiterkeit und Zuversicht und flog gläubig, wie ein Waldkind nur gläubig sein kann, an diesem Tage in die Ewigkeit hinein.

Er, der vom Berge niedersteigt, weiß von Allem noch nichts, man hat's ihm verhüllt — er ist noch in der Gnade. Er weiß wohl, daß etwas Außerordentliches geschehen ist, etwas, das seinen Vater betrifft; wohl ist sein kleines, junges Herz bedrängt, aber er hat gehört, das Beten wäre heilsam, so will er beten. Nicht wie sonst klingen ihm die hellen Kirchenglocken entgegen und als er zur Pforte des Gotteshauses kommt, erschrickt er. Ein Landsknecht steht da mit bloßem Schwerte und zwei Männer vermauern den Eingang.

„O Kind," murmelte ihm einer der Arbeiter zu, „Du willst beten gehen und wir haben keinen Gott mehr. Er hat uns Alle verlassen und sein Tempel ist eine Mördergrube geworden."

Da erhält der Sprechende schon vom Landsknecht einen Seitenstoß, er habe nicht zu schwatzen, er habe zu arbeiten.

Erlefried schleicht davon. Der Sandhock erklärt ihm Alles.

„Suchst Du etwas, Kleiner?"

„Meinen lieben Herrgott suche ich," schluchzt der Knabe.

„O Schäflein Du, was Du da schwätzest! Weißt Du denn nicht, daß sie neuzeit die Dreifaltigkeit ertränkt haben? Seien wir froh, jetzt haben wir frei Ding!"

Gar traurig macht sich Erlefried auf den Heimweg gegen das Haus des Bart. Da kommt es ihm vor, es schwanke der Boden unter seinen Füßen. Es mag ja sein, wie soll denn was feststehen, wenn's Niemand hält! Wenn er nur glücklich nach Hause kommt zur Mutter, zum guten Bart.

Auf dem Wege trifft er mit dem Bauer Isidor zusammen. Der sagt ihm's noch klarer, die Trawieser Leute wären gottlos geworden.

Auf der Freiwildhöhe unter zwei alten Buchen, die ihre Aeste starr in die blaue Winterluft hinausrecken, steht ein Marienbild. Der Knabe, der des Weges kommt, will in seiner Herzensbedrängniß davor beten — wenn schon kein Herrgott mehr ist, so muß man sich schon ganz an unsere liebe Frau halten. Und da es so recht still ist um ihn, im Thale kein Klang, auf den Wipfeln kein Sang, und als Erlefried so kniet auf dem schneefreien Stein, da hört er in der Brust Mariens das Klopfen des Herzens. Zitternd vor Freude steht er auf und küßt das Holzbild, das lebendige, und eilt weiter. — Gottlob, es ist Niemand zugegen, der ihm sagte, daß in dem Holze der Statue ein Klopfkäfer bohrt.

Als der Knabe immer weiter und weiter den Waldweg hinanschreitet und nichts anderes denken kann, als daß, da in Trawies kein Gott mehr ist, auch kein Himmel mehr sein kann — und als er zwischen den Stämmen ein Reh hüpfen sieht, daß das Reisig knistert, fällt es ihm plötzlich bei: Was wird's fürder mit dem Sündigen sein? Besser, denn der Vogt sieht nicht Alles. Ein Eichkätzchen läuft den Baumstamm hinan, steigt einen Ast hinaus und blickt nieder auf den Knaben. Gar höhnisch blickt es nieder, als wollte es sagen: „Armer Schlucker da unten, jetzt bist Du auch nicht besser als ich. Ihr Gotteskinder habt so gern gesagt, wir hätten keinen Heiland, wir hätten blos ein armselig Leben, und nach

diesem Leben habt Ihr uns getrachtet. Jetzt sind wir gleichviel, aber klettern kann ich besser als Du."

Dann hört der Knabe das Rauschen des Waldbaches; wie oft hat er es gehört, aber heute wird ihm angst und bang. Was ist das am Morgen ein anderer Weg gewesen! Es ist die Sonne da, aber sie hat nicht mehr den hellen Schein, die Schatten der Bäume legen sich gespensterhaft über den Pfad und so oft der Knabe auf einen solchen Schatten steigt, ist ihm zu Muthe, als trete er in einen Abgrund hinaus. Dann hört er das Donnern einer niederfahrenden Schneelawine und das Knattern brechender Bäume. Keine allmächtige Hand schützt vor der Gefahr; Raben fliegen über den Wald hin und her und der Gegend zu, wo die Lawine niedergegangen ist, um zu sehen, ob es nicht etwas aufzufressen gäbe.

Als der Junge über den hohen Steg der Freiwildschlucht geht, steht er mitten auf demselben still und starrt in den Abgrund. Er kann seinen Blick nicht wenden von der Tiefe; ist ihm doch der Blick zur Höhe verleidet worden. Es ist, als beginne sich der Steg mit ihm zu drehen, ein paar gute Sprünge retten ihn noch zu rechter Zeit, ehe ihn der Schwindel vollends erfaßt. Als er endlich in das alte Berghaus des Bart tritt, ist er sehr erschöpft.

Seine Mutter hat so blasse Wangen. Sie trägt das Leid der Erde willig, meint sie doch, sie komme zum lieben Gott. Und Alles ist angewiesen auf den lieben Gott. Sie wissen nicht, was Erlefried weiß . .

„Warum läßt denn Du heute die Krautsuppe stehen?" frägt die Mutter, da er das vorgesetzte Mittagsmahl nicht berührt.

Der Knabe antwortet nicht.

„Du bist heute so still."

Der Knabe beginnt zu schluchzen.

„Kind, ist Dir was widerfahren?"

„Mutter," antwortet der Knabe und birgt sein Lockenhaupt an ihre Brust, „ich weiß etwas Fürchterliches."

„Von Deinem Vater," murmelte das Weib.

„Was ganz anderes — gar nicht zu sagen, wie fürchterlich.

„Fasse Dich, Erlefried, dann sage mir, was geschehen ist."

„Es giebt keinen!" stößt der Knabe hervor, „keinen Gott!" Vor Entsetzen vergräbt er sein Gesicht in die Kleider des Weibes.

Dieses richtet sich auf und sagt ruhig: „Du Närrchen, wer hat Dir denn gesagt, daß es so sein mag oder nicht so sein mag? Schau, das ist kindisches Gerede. Wer wird viel Ja oder Nein sagen zu einer Sach', die von Ewigkeit zu Ewigkeit feststeht und nicht anders sein kann."

„Er ist? er ist?" fragte der Knabe freudig.

„Du weißt es, Du lebst. Himmel und Erde ist sein Leib."

Und hierauf fing das Weib, theils um ihre Bangigkeit selbst zu zerstreuen, theils um den traurigen Knaben zu ermuntern, an von Gott und Himmel zu erzählen und that's nach ihrer Weise.

„Im Himmel ist's, wie in der Kirche, nur noch tausendmal schöner. Die Lichter, die brennen, kannst nicht zählen, die Englein die fliegen, kannst nicht zählen. Voran auf goldnen Wolken sitzt die heilige Dreifaltigkeit, gleich neben ihr unsere liebe Frau. Hernach kommen die Apostel und die Blutzeugen und alle Heiligen; sie haben weiße Kleider an, Palmen in den Händen und singen den himmlischen Gesang und der heilige König David spielt dazu die Harfen. D'rauf kommen die Seligen; da sind auch Deine Großeltern darunter und die verstorbenen Bekannten. Sie sitzen in der Seligkeit und haben nasse Augen; Eins thut ihnen weh in ihrer ewigen Freud' — daß sie uns noch in der Gefahr und im Leiden wissen. Jedes hat an seiner Seiten einen Platz leer und hat was d'rauf liegen, daß er ihnen nicht versessen wird. Das, mein Kind, sind die Plätze für ihre Lieben auf Erden. Jetzt, Erlefried, denke Dir eine Mutter; die sitzt dort und wartet auf ihr liebes Kind. Alle kommen nach und nach und setzen sich zu den Verwandten und Freunden, aber ihr Nebenplatz bleibt leer und ihr Kind will nicht kommen. Die Lebenszeit muß schon lange aus sein; Andere, die sich verirrt und verspätet haben, folgen

auch noch und setzen sich, Rosen auf dem Haupt zur heiligen Rast. Die Mutter steht auf, geht um wie ein Schatten und frägt jeden Ankömmling, ob er ihr Kind nicht hätte gesehen. Und Jeder schüttelt das Haupt. Jetzt wankt sie hin zum lieben Gott; er frägt, warum sie denn weint? Sie weiß sich keine Ruh', will fort aus dem Himmel, will wieder auf die Erden und suchen, bis sie ihr Kind gefunden hat. — D'rum thu' ich fortweg sagen: Sich selber und die Seinigen gerettet wissen vor dem Bösen, das ist die Seligkeit. Mein lieber Sohn! Wenn ich einmal nicht mehr bei Dir bin, denke d'ran und thu' meiner nicht vergessen!"

Erlefried wischte sich mit dem Rockärmel das Wasser von den Augen und dann sagte er zu seiner Mutter, wenn Gott nur auch fortan die Sterne leuchten lasse, so würde er den Weg zum Himmel wohl finden.

Guter Knabe. Sterne leuchten viele, aber alle stehen nicht in den Höhen.

Winter im Hochwalde. Das Blühen des klingenden Lenzes liebt der Urgermane, aber wohler fühlt er sich mitten im weiten, kräftigen Winter. Es ist eine stille, ernste, vom Himmel gefallene Welt — das kühle, starre, nordische Nifelheim. Die gedehnten Auen und Wiesen, so mannigfaltig durchzogen sonst von zarten Gewächsen, von Bächlein, Steigen und Steintrümmern sind eins und gleich, darüber hin liegt der hohe Schnee in seinen sanften Wellungen. Und die knorrigen Arme der nordischen Bäume, der Tannen, Lärchen und Kiefern, die sich sonst weithin ausgestreckt hatten, wie zum Segen über das Erdreich, deren Triebe und Zweige alljährlich im jugendlichen Schwunge des Lenzes von Neuem himmelan strebten, um erhaben zu werden, wie die Wipfel ihrer Stämme, sie beugen sich tief unter Lasten. Anfangs spielte das Gezweige mit den zart und leicht wie Blüthenstaub niederwehenden Flocken, und es freute sich, daß die fliegenden Einwanderer von oben sich auf ihr Genadel setzten, wie es sonst die Schmetterlinge gethan hatten, die weißen und die bunten, in sonnigen Tagen. Und sachte wiegten die Zweige ihre Gäste,

zu denen, weil es ihnen auf luftiger Schaukel ja so gut ging, sich immer noch neue gesellten, sich allmählich fester an's Genadel klammernd, ein weiches Nest bauten, sich bauend verbanden mit anderen Zweigen, sich sachte, anmuthig wie Kissen und schwer wie Sand hinlegten und das Astwerk, das starre, tief niederwärts drückten. Und so stehen die Bäume nun da, mit weißen Banden gefesselt, aber trotzig, wie die Söhne des nordischen Waldes in ihrer ganzen Stolzheit, und thun, als ob sie den schweren Hermelinmantel freiwillig trügen auf ihren Schultern; er wärmt, das fühlen sie, ja doch die Glieder und verleiht ein ehrwürdiges Aussehen.

Auf ein ehrwürdiges Aussehen halten sie was, die genadelten Stämme. Die genadelten sind es, während jene dort am Wiesenraine die geadelten heißen. Das ist der wamstige Ahornbaum und der weibisch glatte, flatterhafte Buchenstamm und die sich wie ein Pfauenrad bauschende Eiche, welche deutschen Boden allerwärts gepachtet zu haben glaubt. In die slavischen Wälder gehört sie hinein, wo sich der Bär und der Eber umtreibt. Zu den Schweinen der Pusten hinab — deutscher Erde Kind, der Alpen Felsenburg entstammend, sind wir, die Tannen. Wohin die Esche dort am Angerrande zuständig sei, müßte sich erst weisen, über diesen Baum sagt man nicht gern, was man weiß, geht doch die Mär' heute noch um vom Welteschenbaum, und wie aus dem Moder des hohlen Stammes, Holzwürmern gleich, die Menschenbrut gekrochen sei. — Zur Sommerzeit allerdings, da geben sie es bunt, die geadelten mit dem geschlachten Holze, flattern mit grünem Gefieder, stecken ihre Federn auf und im Herbst, wo es dem Walde geziemt, sich zu bereiten auf die heilige Winters-ruh', prangt der Laubbaum freventlich noch in schreiendem Roth und flunkert voll Uebermuth mit Goldfarbenschein. Der Prahler! Aber das ist sein Letztes. Der erste Athemzug des Winters bläst die ganze Herrlichkeit weg. Wie närrisch flattern und wirbeln die entheimten dürren Blätter auf dem Boden herum, bis der Schnee sie verhüllt. Und durch das armselige Gerippe dieser Edelbäume tanzen höhnisch die Flocken und wollen nichts zu thun haben mit den kahlen, knochigen Armen.

Und sitzt wie ein müder Spatz auch einmal eine auf, sie fliegt doch bald wieder davon. Armsünderlich stehen sie, und da zeigt es sich, wie unbeholfen und fremd sie sind in deutschem Walde. Ja freilich, solchen Schluckern gegenüber thut sich die Tanne im weißen Hermelin auf ihr ehrwürdig Aussehen doppelt viel zu Gute! Obzwar es ihr noch besser stünde, wenn sie groß wäre und demüthig zugleich.

Viele vom Sturme gebrochene Stämme liegen unter dem Schnee und strecken völlig gespensterhaft einzelne Aeste heraus, so wie man sagt, daß manchmal aus dem Grabe der Erschlagenen eine drohende Hand wächst. Daneben steht der Strunk und hat eine Schneemütze über seine Splitter gedrückt. Dort wölbt sich ein rundes Hügelchen, ein Küppelchen auf. Darunter ein Junges, ein kleiner Tannling, träumend die ferne Zeit, da mitten im Winter die jungen Tannlinge auferstehen werden aus dem Schnee, um kindlichen Augen und Herzen zur Lust in einer Flammenkrone zu strahlen. Denn eine Zeit wird sein dereinst in deutschen Landen, in welcher durch die Winternebel nieder die Sterne des Himmels gleiten, in welcher die Lichter, die von Bergen und aus Waldschluchten nächtig der Kirche zueilen, um des lieben Herrn Christi Geburt zu feiern, herbeiflimmern und sich versammeln werden — wie im Frühling die aus sonnigen Strichen kommende Vöglein-schaar — um den grünen Wipfel, der im Heime des Menschen steht.

Um die Quelle, die im Sommer lebendig sprudelte aus moosigem Gestein, haben die Flocken kunstvoll sinnig, wie Bienen Zellen bauen, ein Gewölbe gemauert, ein Brunnenhaus, unter welchem, von grüner Kresse noch umkränzt, kaum hörbar das Wässerlein murmelt.

Und so legt sich das endlose Schneetuch hin über Auen und Wälder und die Tannen stehen in ungezählten weißen, schwarzgesprenkelten Zacken und Spitzen empor, wie ein ungeheurer Dom der Gothen.

In den Thälern ruht das Grau des Nebels, aber hehr über den Höhen leuchtet das weite Rund des Felsengebirges; nicht die Wände leuchten jetzt, sondern die Schneefelder, die

sich heute noch an steilsten Hängen halten, morgen aber von Odins Athemzug gelöst donnernd in den Abgrund fahren.

„Des Winters Leichentuch," dieses Wort haben dankloſe und gedankenloſe Menſchen gemacht. Hätte es denn Keiner noch empfunden, wie erquickend, belebend, verſöhnend und aufmunternd der Gang über eine Winterlandſchaft iſt! Hat denn Keiner den aus kniſterndem Schneegeflocke wehenden kühlen Hauch getrunken, in welchem reiner als aus dem Athem der ſommerlichen Blätter, reiner als aus dem Dufte der Blumen, der Lebensfunke in unſere Nerven übergeht? Hat denn Keiner noch die ſüße Ruhe gefühlt, in welche das kampfmüde Reich der Pflanzen und Thierchen unter der lichtdurchwirkten Schneehülle geſunken iſt? Keiner an die jungen Kräfte gedacht, die ſich unter dieſer Hülle beſtändig entwickeln und ſammeln, um nach wenigen Monden eine Welt voll neuer Herrlichkeit vor uns aufzubauen? Wie eine aus weißer Seide gewobene Decke, ſo hat Mutter Natur den Winter niedergeſenkt auf die Wiege des Frühlings. Kennen die Bewohner jener Gegenden, denen der weiße Winter verſagt iſt, bei denen es ſich vom Großvater vererbt auf den Enkel, wenn die welken Blätter der Pinien eines Morgens mit Schneereif überzogen ſind — kennen ſie die Wonnen des Frühlings in dem Maße, wie der Nordländer, der auf luſtig gleitendem Schlitten den lieblichen Tagen der Blüthe entgegenfährt?

Und wenn in einem der Himmelskörper dort oben ein Auge offen iſt, das ausſpäht nach Licht, und wenn dieſes Auge an ſeinem nächtlichen Himmel die blaſſe Scheibe der Erde betrachtet, aus welchen Strichen ſonſt wird ihm der hellſte Schimmer entgegen grüßen, als aus den winterlichen Zonen! Denn licht iſt unſere Welt, wenn die Sonne ſtrahlt auf das ſchneeumhüllte Land! —

Dergleichen Winterphantaſien ſpielen gern in der träumeriſchen Seele des Germanen. Doch vielleicht nicht ſo an jenem Tage, da Wahnfred, der Mann aus dem Geſtade, auf den Rücken ein ſchweres Bündel und ein Schußgewehr geſchnallt, ſich durch Schnee und Wildſtrupp emporarbeitete aus den Wänden der Rabenkirche, an den Lehnen der Meſſingſchluchten, an dem

felsigen Vorgeschiebe des Trasank bis zu jener Höhung, wo die Gründe von Trawies zu Ende gehen und der Ritscherwald beginnt. Der Ritscher schließt sich an den Birstling und an den Tärnwald, mit dem er auf gleichem Gebirgszuge liegt, hat jedoch eine höhere Lage und breitet sich auf einer weiten Hochebene hin, stets allmählich aufsteigend und emporziehend an das Felsengebirge, bis an diesem die Bäume immer schütterer und verwitterter, die Felsblöcke immer dichter und mächtiger werden, und sich so der ungeheure Wald allmählich verwebt mit dem Gesteine des Hochgebirges. Der Ritscherwald hat nur wenige Gräben und Schluchten, die Wässerlein rinnen in seichten Rinnsalen entlang und scheinen zum großen Theile wieder zu versickern, bevor sie hinab zu Bächen und Flüssen gelangen. Zahlreich ragen zwischen Bäumen und auf sandigen Heidegründen massige Felsblöcke, die vom Hochgebirge herniedergerollt zu sein scheinen und ein gar verwittertes Aussehen zeigen. Heute ist dieser Urwald zum großen Theile hingeschlachtet, sind die Quellen, die einst so zahlreich waren, zum großen Theile versiegt. Zur Zeit dieser Begebenheiten aber führte kein Weg und kein Steg in den so ab- und so hochgelegenen Wald, der Mensch suchte ihn nicht mit Gewinngier, wie heute, er mied ihn, er fürchtete ihn seiner Wildnisse und seiner Raubthiere wegen, und so wucherte in demselben, was wuchern wollte. Das Gestämme der Tannen, der Buchen und Eichen war üppig und wuchtig — ein Riesengeschlecht. Schauerlich wilde Formen, theils dicht umflochten von Reisigmassen, theils erstorben und fahl, ragten auf, und der Specht, der Habicht, der Adler und was eben fähig war zum Streite, das lebte hier und herrschte. Einmal des Jahres brauste das wilde Heer der Klosterjagden durch den Wald und fahndete nach dem Wolf und dem Eber und führte eine reiche Beute von Hirschen heim.

So war das Bereich, in welches Wahnfred nun einzog. Der Mann, wie das damalige Geschlecht, kannte die Naturbetrachtung noch nicht solcher Gestalt, wie wir Heutigen; er fürchtete sich vor den Alpenstürmen, vor den Wildwässern, vor den Lawinen, ihm war die Wildheit, die wir heute Schönheit

nennen, drückend dämonenhaft. So hatte die Natur dazumal keine Seele; erst der Mensch muß die seine in sie hineinlegen und je größer das Herz eines Beschauers ist, desto bedeutungsvoller wird ihm die Außenwelt. Viele sind gewöhnt worden, den sie umgebenden ungeheuren Ring der Welt auf sich selbst zu beziehen, während eine große Seele bereit ist, das Herz opferfreudig in die Außenwelt zu versenken.

Einen ähnlichen aber unbewußten Drang fühlte auch Wahnfred; er sah, er hatte sich selbst verwirkt, so wollte er sich hingeben, nur wußte er nicht, an wen. Jetzt dachte er an nichts, als an Flucht, um sich zu retten für eine freiwillige Sühne.

Hoch aufathmete er, als er mit seiner Last zur Höhe gelangt war, rings um ihn der sonnige Glanz des Winters. Nun blickte er zurück in das Engthal der Trach, das von den Wänden der Trasank sich zweigte und in vielen Windungen zwischen schroffen Waldbergen hinausging, vorüber dort an dem ätherblauenden, kegelförmig aufstrebenden Johannesberge, linksab gegen das Gestade. Da in der Tiefe der Nebel lag, so war es zu schauen wie ein langgestreckter, grauer, welliger See, von steilen Ufern umrahmt, die theils in der Sonne blinkten, theils im dämmernden Blau des Schattens lagen. Schräge gegenüber stand der Rockenberg und die Felswand mit dem Wasserfalle an der Wildwiesen. Ueber den Bäumen strebte ein Bändchen blauen Rauches auf aus dem Hause des Waldhüters. Dort draußen, wo sich der See ein wenig weitete, ragten aus dem Nebel die Zacken einer Wand, der Dreiwand. Dort lag Trawies. Dort, Wahnfred, liegt der starre Mann, der im Tode Dir noch ein größerer Feind ist, als er es im Leben war. . . .

Weit links hin, am Fuße des Firmer, über dem Gestade, schiebt sich der Nebel in dichteren Massen ineinander, zu sehen, als ob darunter auch Wirbel des Rauches wären. Vielleicht! jene Nebel brauen über einer Brandstätte . . .

Noch weiter links, schon an den diesseitigen Bergzug sich schließend, blaut der Tärn. In jener Gegend steht das Haus des Bart und in diesem Hause weilt ein heimatloses Weib, ein vaterloses Kind . . .

In seinen Füßen zuckte es heiß, seine Schuhspitzen waren gegen den Tärn gerichtet; aber er war gewarnt, er wußte, wie dort unten die Häscher Haus um Haus durchstöberten, und daß seine Rückkehr nicht blos ihm, sondern auch seiner Familie, ja der ganzen Gemeinde die größte Gefahr bringen mußte.

Wahnfred bedauerte seine That, sie hatte sein innerstes Wesen aufgewühlt, wie der Ausbruch eines Vulcans den Schoß der Erde — aber er bereute sie nicht. Er war entschlossen, sich nun verborgen zu halten und aufzubewahren für die Zeit, da er ungefährdet in sein Thal zurückkehren durfte. Er war entschlossen, sein Leben ganz der Waldgemeinde Trawies zu weihen. Der erste Theil seiner Aufgabe war gethan; das Verderbliche war niedergerissen. Der zweite Theil blieb ihm noch übrig zu thun: das Gedeihliche aufzubauen.

Nun wendete er sich und ging hinein in die winterliche Wildniß.

Fast eben war der Boden. Zwischen den Bäumen lag hoher Schnee, der den Mann streckenweise trug, streckenweise brach unter der Last, so daß Wahnfred oft bis an die Lenden, mehrmals sogar bis an die Brust einsank und es ihm nur mit großer Mühe gelang, sich wieder herauszuarbeiten. Er kam kaum vorwärts und wurde allmählich so erschöpft, daß er in den Schnee zurücksank. Vor seinen Augen sah er nichts mehr, als das Kreisen buntfarbiger Sternchen, und sein Gedanke war: das also ist mein Ende . . .

Doch erholte er sich wieder und seine Beine fühlten sich gestärkt im Schoße des Schnees, und die Sonne schien so warm über die zackigen Wipfel des Waldes her. Wahnfred sann auf Mittel, um vorwärts zu kommen. Am Abend friert der Schnee, dann dürfte er tragen. Aber wer konnte in der Nacht hier wandern und die Richtung einhalten, die gefunden werden mußte! Oder sollte er sich der Länge nach auf den Boden legen und weiter rollen wie ein voller Sack? Undenkbar. Es blieb ihm nur Eins übrig. Er hieb mit dem Handbeil, das er mit sich trug, Zweige von einem Tannling und

flocht aus denselben zwei Scheiben, die er sich an die Fußsohlen band. Mit solch' breiten Pfoten versuchte er's nun wieder, der Schnee knackte unter den Tritten, aber er brach nicht ein.

So schritt der Mann vom Gestade nun dahin. Er ging über weite Blößen, er brach durch Dickicht und Gefälle, indem er sich Pfad schlug mit dem Handbeil. Er ging durch glatt- und hochstämmigen Wald, der sich so dicht und finster über ihm schloß, daß der Boden schneelos war. Dann wieder ging er über Gesteppe, in welchem die Bäume einzeln und gar zerzaust dastanden, alle die verkrüppelten Aeste nach einer Seite hinneigend, wie sie der Windlauf verkümmert hatte. In die Gegend von Trawies sah er nicht mehr: ein fremder Gesichtskreis voll Wald und Winter, so weit das Auge reichte. Nur einzelne Warten des Trasank ragten goldig leuchtend über der Höhe.

Endlich kam er zu einem Bächlein, das zwischen dem Schnee auf braunem Kieselgrunde, die Wellen in verschobenen Quadratchen glitzernd, heranrieselte. Nun war unser Wanderer auf rechtem Wege; an diesem Wasser mußte er fortgehen, bis er zur Klause des Einsiedlers kam. Auf dem Boden gingen stets Spuren von Hochwild in Kreuz und Krum durcheinander; im Gewipfel flatterte manchmal ein Geier auf, daß der Schnee niederstäubte von Ast zu Ast. Da sah denn Wahnfred, daß er nicht einsam sein werde. Freilich bemerkte er im Schnee mitunter auch so etwas wie Hundspfoten, die aber theilweise durch einen Besen wieder verwischt schienen, als wär' auch da Einer gegangen, der Ursache hatte, hinter sich die Spur zu vertilgen.

Wahnfred kannte den Uebelthäter, es war der Wolf mit dem buschigen Schwanze.

Endlich — die Sonne hatte ihre winterliche Mittagshöhe schon überschritten — setzte sich Wahnfred auf einen frei aus dem Schnee ragenden Stein, um zu rasten und Tisch zu halten. Er holte Etwelches von seinem Mundvorrathe hervor und aß; dann schöpfte er mit hohler Hand Wasser aus dem Bächlein und trank. Hierauf stützte er sein Haupt auf die

Hand und blickte sinnend in's Weite hinaus. — So von den Menschen fern sein, ein einziges Herz zwischen der starren Erde und dem ehernen Himmel — verlassen, vergessen, verloren . . .

Der Stern seiner Augen wendete sich mählich, das Lid sank, er schlummerte.

Dort im Dickicht funkelten die grünlichen Augen eines Fuchses; auf dem Zweig einer Lärche saß ein Schneeammer, flatterte mit den Flügeln und neigte sein Köpfchen schief gegen den Schläfer herab, als käme ihm diese Gestalt hier gar erstaunlich seltsam vor.

Plötzlich zuckte Wahnfred zusammen und sprang vom Steine auf und wendete sein Haupt und starrte umher. Er sah den Fuchs nicht und auch nicht den Ammer, er suchte einen Andern und fürchtete ihn zu sehen. Er hatte eine Stimme gehört im Halbschlummer: Kain! wo ist Dein Bruder?!

— — — — — — — — — — — — —

Wahnfred ging weiter. Die Mühe des Vorwärtskommens beruhigte wieder ein wenig seinen aufgeregten Geist. Er kam zu einer sich weit hinziehenden und ihm quer den Weg abschneidenden Felswand, die aus wagrecht liegenden Steinschichten aufgebaut war, und an welcher der kleine Bach von Stufe zu Stufe rauschend herabsprang. Das armselige, morsche Leitergeflecht, welches die Männer aus Trawies damals, als sie diesen Weg gingen, um den Einsiedler zu begraben, hier gefunden hatten, war nun nicht mehr da. An die Umgehung der langgestreckten Wand, die sich weit in der Wildniß verlor, war kaum zu denken. An dem Wasserfalle hatten sich theils in Orgelpfeifen, theils in Pfeilerform Eismassen angesetzt, und an denselben empor schlug Wahnfred mit dem Beile seinen Pfad und hackte Stufen in das Eis. Die Reifigscheiben mußten hier freilich von den Füßen gelöst werden, dann aber stieg er kühnlich und kam glücklich oben an. Das erste Thauen wird diese Treppe schmelzen, und die Wand wird ihm hüten und schützen vor seinen Verfolgern wie eine feste Burg.

Dann ging es wieder eben, oder sanft ansteigend fort durch Wald oder über Blößen. Mehrmals hörte Wahnfred jenes scharf ausgestoßene und langgezogene Bellen, vor dem in den Wäldern Alles floh, was sich nicht wehrhaft fühlte.

Endlich, als die Kruste des Schnees wieder starr geworden war, als die Sonne glanzlos hinter dem blauenden Wipfelwalle niedergesunken war, sah der Wanderer am Bächlein den dreispitzigen Stein, der ihm zum Wahrzeichen war. Hier bog er vom Wasser links ab, wand sich durch wucherndes Dickicht zu einer Anhöhe hinauf, deren Boden hin und hin mit schneelosen, grünbemooften Steinen bestreut war, ging dann wieder thalwärts in einen weiten Kessel, der hier von Hochwald, dort von Felslehnen umgeben war und in welchem nur wenige Baumgruppen standen. Er war am Fuße einer kahlen, felsigen Kuppe, der Donnerstein genannt. Und nun erblickte Wahnfred sein Ziel.

Es stand noch da, wie damals, unter einigen Tannen, die ihr Geäste undurchdringlich dicht ineinander verschlangen und über diesem Gefilze ihre zersausten Wipfel in die Luft streckten. Eine dieser Tannen war geköpft und ihr kahler Strunk mit den knochenweißen Astresten ragte abenteuerlich empor über die Kronen der anderen.

Unter diesen Bäumen stand das Haus, die Klause des Einsiedlers.

Sie war fest gebaut und kaum einer Klause ähnlich. Die Zimmerbäume waren so massig, daß sie ein Mann kaum hätte zu umspannen vermocht. Auch das giebelsteile Dach war aus dicken Bäumen gezimmert, so daß es weder ein Raubthier durchbrechen, noch ein fallender Baumast durchschlagen konnte. Das rindenlose Holz war klingend hart — ein Holz, wie wir es in unseren Tagen nimmer haben, weil wir den Stämmchen unserer Wälder die Bedingungen ihres Ausreifens nahmen und ihnen keine Ruh' und Zeit geben, um Bäume zu werden.

Der Fensterlein des Hauses waren nur wenige, dieselben waren von innen mit Schub n wohl verschlossen. Den Ein-

gang zu finden, mußte man schier um den Bau herumgehen; ganz rückwärts, wo das finstere Dickicht des niederstrebenden Geästes am üppigsten wucherte, war die schmale, schwere Thür, die noch mit jener Vorrichtung versperrt war, welche die Männer beim Tode des Einsiedlers angelegt hatten.

Wer in dieser Wildniß dieses Haus gebaut hatte, war gar nicht bekannt; es war vor vielen Jahren mitsammt dem Einsiedler vom Feuerwart entdeckt worden. Der Feuerwart war bei einer Klosterjagd als Treiber betheiligt gewesen, und als er — er allein — an den Bau stieß, bat ihn der Einsiedler kniefällig, ihn nicht zu verrathen. Der Feuerwart hatte es ihm versprochen und sein Wort gehalten. Von drei zu drei Jahren aber stieg er hinauf in den Ritscherwald, nach dem Einsiedler zu sehen. Der that, was einem Einsiedler zukam, er aß Wurzeln und Kräuter und betete. Er sah gar wild und bärtig aus und hatte fast das Sprechen verlernt. Der Mann aus Trawies behelligte ihn nicht, und da er sich überzeugt hatte, daß dieses Menschenthier einen Beistand nicht bedurfte oder ihn verschmähte, stieg er stets beruhigt in sein fernes Thal hinab. Einmal, als er wieder hinaufgestiegen kam, fand er den Waldmenschen todt, aber in einer Stellung, vor der er erschrak und die er Niemandem verrathen hatte. Er ließ ihn zu Thale tragen und auf dem Kirchhofe zu Trawies begraben. Das Haus im Ritscherwald jedoch merkte er sich, und da es nun galt, den Wahnfred in Sicherheit zu bringen, wählte er es diesem zum Asyle. Und in dieses Haus trat Wahnfred, der Schreiner aus dem Gestade an der Trach, nun ein. Es graute ihm vor dem Modergeruch, der da hervorwehte, und er riß die Schuber der Fenster auf. Dann machte er Feuer an, und da die Flamme prasselte, der Hertha heiliger Geist, da war ihm wohler.

Der Herd war größer, als man es in der Wohnung eines Wurzel- und Kräuteressers hätte vermuthen mögen, er war gut eingewölbt und hatte sogar eine Vorrichtung für den Abzug des Rauches. Daneben war auf einem Gestelle ein Mooslager, ein Betschemel vor dem Holzkreuze an der Wand, ein Tisch, ein Schrank, und es fand sich auch manch anderes,

welchem sich der Mensch damals schon angelebt hatte. Ja, die mit glatten Tafeln beschlagenen Wände, das Glas in den Fenstern, der gut gedielte Fußboden und anderes waren Dinge, die man sonst in der Einsiedlerklause nicht zu finden pflegte. Wahnfred legte die Nahrungsmittel und andere Dinge aus, die er mitgebracht hatte, das Schußgewehr lehnte er zur steten Bereitschaft an die Ecke der Wand; machte sich dann so bequem als möglich, um nach der mühevollen Wanderung zu rasten.

Als es still wurde und die Flammen verflogen waren, starrte er in die Gluth. Und nun — kaum zwei Stunden nach seinem Einzug in dieses Haus — überkam ihn das Grauen der Einsamkeit, die Sehnsucht nach den Seinen. Denn hier in dieser öden Ruhe das erstemal, als ob es aus der Gluth entstiege, schaute er jene Scene am Altare — das Bild in seiner gräßlichen Lebendigkeit. Im Dunkel der Nacht hatte er sich neben dem eintretenden Pfarrherrn in die Sacristei geschlichen. Im Winkel hinter dem großen Kasten, in welchem die kirchlichen Kleider aufbewahrt sind, stand er wie eine schwarze Säule und kein Strahl der Altarkerzen fiel auf ihn. Als das Glöcklein klang, schlug er mit der Rechten das Kreuz, während seine Linke unter dem Mantel krampfhaft die Axt festhielt. Bei der Aufwandlung, da der Priester die Hostie emporhielt, kam ihm der Gedanke: Laß fahren. Thu's nicht! — Aber da er durch die Fuge der halb offenen Thür den Kelch heben sah, fiel ihm ein: Christi Blut! Blut muß fließen, daß die Welt erlöst sei. Beim Agnus dei schlug er auf seine Brust und betete, daß nicht Haß oder Rachegefühl seinen Arm lenke. Und als er sah, wie der Priester in Demuth sich neigte, um des Herrn Leib aufzunehmen, wärmte sich sein Herz in Mitleid und Liebe, und er freute sich, daß dieser Geist in ihn gekommen war und seine That zu einem edlen Werke weihen wollte. Mit ausgebreiteten Händen wandte sich der Priester gegen das Volk und der Chor sang: „Selig die Todten, die im Herrn sterben. Ruhen sollen sie von ihrem Leide und ihre Thaten werden mit ihnen eingehen in die ewigen Ewigkeiten!" Wahnfred hatte den Ausgang in's Freie

vorbereitet und sich dann in der dunklen Sacristei hingestellt an die Thüre, durch welche vom Altare her der Priester kommen mußte. Dieser hob die heiligen Geräthe, stieg nieder von den Stufen und schritt heran. Wahnfred faßte das Beil mit beiden Händen, trat ein paar Schritte zurück und stürzte dann auf sein Opfer hin ... Einen Schrei stieß Wahnfred aus, da er nun an der knisternden Gluth saß und sein Angesicht verhüllte er mit den Händen, denn er sah den Blick, den der Sterbende auf ihn geworfen, und er sah hinfallen den Leib auf die Stufen und hinfallen die Seele in die Gluthen. Daß er einen Menschen vielleicht in die Hölle hätte geschickt! Als Seelenmörder zitterte und wimmerte er vor der knisternden Gluth.

Tief erschöpft vor Anstrengung und Aufregung sank er endlich in den Schlummer. —

So lebte er nun. Das fröhliche Feuer auf dem Herde, das er nicht verlöschen ließ, war sein einziger Genosse und Freund. Raben umkreisten die Baumgruppe, in welcher der Rauch emporstieg. In den Nächten heulten die Wölfe und nicht selten hörte der schlaflose Wahnfred die Sprünge und das Röhren der draußen durch Raubthiere vorübergejagten Hirsche. Mehrmals des Tages ging er selbst in's Freie, um Holz zu sammeln, oder um in einem roh ausgehöhlten Gefäße, das er vorgefunden hatte, vom Bächlein her Wasser zu holen, oder um die Gegend zu untersuchen, ging auch mit dem Gewehre auf Jagd aus und kam selten ohne Beute zurück. Der sonst so ahnungsreiche Mann, ahnungslos spielte er mit den Kohlen seines Feuers, während unten die Männer zu Trawies verhängnißvolle Körner aus dem Kelche zogen. Er schlief ruhig zu jener Stunde, da unten in der Kirche der Tod, den er zum Altar gesandt hatte, die Opfer heischte. Nur einmal, als er auf dem Blocke vor seinem Hause saß und hinausblickte in das weite, stille Schneegefilde und in den bleigrauen Himmel hinein, war ihm plötzlich, als höre er das Glockengeläute von Trawies. Es klang so wunderlich in der Luft, jede der drei Glocken ganz deutlich zu vernehmen, aber als Wahnfred aufsprang, um zu horchen, war es vorüber. Die alte Schrift

sagt: „Das seynd gewest die Klocken von Trawies, so verbannet worden, gleichsamblich in die Wildnussen entflenchend.“

So nahte die Zeit, in welcher die Christenwelt das Weihnachtsfest begeht. Wahnfred wußte nicht einmal genau den Tag, im Verstecke bei dem Feuerwart und in der Wildniß war ihm die Zeitrechnung abhanden gekommen. Er sehnte sich so sehr danach, in jener Nacht, in welcher alle Christen zum Jesukinde beten, auch miteinzustimmen, wenngleich in der Einsamkeit und Verlassenheit. Auf dem Wege zu Gott treffen ja Alle zusammen und finden sich und umarmen sich geistig im Vaterunser, in diesem hohen Gebete, das allgemein wie Sturmgebraus und Vogelgesang um den Erdball schallt. — Und nun war Wahnfred so sehr in die Einsamkeit verstoßen, daß ihn nicht blos der Raum, daß ihn auch die Zeit von den Menschen trennen wollte. In jenen Tagen noch hielten die Gläubigen das Weihnachtsfest nicht wie heute für den willkürlich angenommenen und festgesetzten, sondern für den wahrhaften Jahrestag der Geburt des Herrn. Und so strenge schlossen sie sich an die Zeit, daß sie selbst in der Winternacht aufstanden, um genau die Stunde zu feiern, die uns den Heiland gebracht hat.

Und diesen Tag und diese Stunde wußte Wahnfred nicht mit jener Bestimmtheit, wie es sein religiöser Sinn verlangte. Nach vielfachen Erwägungen stellte er endlich einen Tag als den heiligen Abend fest. Und an diesem Tage ging er mit kräftigem Stocke bewaffnet aus dem Hause. Die Luft war kalt, der Himmel klar, der Schnee fest gefroren. Er schritt über die weiten Blößen hin, er stieg den felsigen Hang hinan zur Höhe des Donnersteins, von der er weit in's Land sah. Die Trawieser Gegend selbst lag zu tief, nur das Gewände des Trasank baute sich auf, und die Spitze des Johannesberges und ein Waldrücken des Tärn erhoben sich für das Auge. Darüber hinaus blaute das weite Land. Dort stehen die Kirchen und Klöster, die sich vorbereiten zur nächtlichen Feier, dort leben die Menschen, die an Weihegesängen sinnend, freudigen Herzens dem heiligen Feste entgegen gehen. Jedes

Haus wird ein Tempel, jede Familie umschlingt sich heute inniger als sonst.

So war es auch am Gestade gewesen, wo jetzt aus dem Schnee die Brandstätte ragt ...

Sonst war an diesem Tage, wenn die Sonne sich zu neigen begann, eine eigenthümliche Stimmung über die Gegend gebreitet. In den wachsenden Schatten lag ein wundersamer Zauber. Die Bäche unter dem Eise stellten ihr Flüstern ein und aus den Wäldern widerhallte die Stimme des Menschen nicht mehr. Es war, als ob in Erwartung des göttlichen Wiegenfestes die Natur den Finger an den Mund legte: Stille, stille!

Heute aber? Heute war es, wie es zur Winterszeit in den Bergen immer ist. Wahnfred vermißte jene kindliche Stimmung, weil er sich, wie er glaubte, an dem Tage irren mußte.

Es war ihm noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß dem Unglücklichen, dem eine That zur Schuld geworden, das kindliche Himmelreich auf Erden für immer dahin ist.

Während im weiten Lande schon das Meer der Dämmerung herrschte, lag auf der Kuppe, auf welcher Wahnfred stand, noch der lichte Sonnenschein. Da dachte er: Wenn Einer von den Menschen dort jetzt sein Auge erhebt, so wird er wohl im Hochgebirge das Alpenglühen sehen, aber er wird nichts dabei denken und er kann nicht wissen, daß hier in der kalten, leuchtenden Einsamkeit ein Verbannter steht. Daß ich diesem Feste, welches ich nun, wie es einem Einsiedler geziemt, andächtigen Herzens beginne und feiern will, daß ich ihm ein Denkmal setze, einen Altar, so nenne ich den Berg, auf dem ich stehe, den Christtagberg.

Er schrieb mit dem Stocke das Wort in den Schnee und dann stieg er herab zu seinem Hause. In demselben ordnete er seine Geräthe, lichtete und reinigte die Stube so gut es ging und steckte in Ermangelung eines anderen Schmuckes Tannenreisig an das rohgeschnitzte Kreuz. Er wußte nicht recht, was er beginnen sollte, um dem Weihnachtsgefühle Genüge zu thun.

Er legte sich in derselbigen Nacht nicht zu Bette. Stets that er frisches Holz in's Feuer, daß die Flamme lohte und leuchtete. Und dabei dachte er an Weib und Kind. Abseits vom Herde zündete er jetzt auf einem Stein zwei Flämmchen an, das eine seinem Weibe, das andere seinem Kinde. Als sie im Verlöschen waren, wendete er sich ab, er wollte nicht sehen, welches zuerst dahinging. So peinigte ihn selbst die Liebe. Er suchte auch die Bilder von Bethlehem in seinem Gedächtnisse wachzurufen, aber sein Herz blieb heute kalt. Ein anderes Bild, finster und blutig, umgaukelte die lieblichen Idyllen aus dem Morgenlande, und jene Engel, die in den Lüften schwebten und sonst den Menschen Frieden verkündeten, bliesen heute mit Posaunen.

Wahnfred sah, daß er nicht mehr denken und träumen konnte, wie sonst, und nicht mehr selig sein in diesem Träumen. Er sehnte sich nach einem Liede, wie sie sein Weib in dieser Nacht gern gesungen hatte, nach einem Erbauungsbuche, nach seiner Bibel sehnte er sich. Hatte denn der Mann, der vor ihm in dieser Klause gewohnt, keine Seele gehabt? Hatte er denn die ganze Aufgabe seines Lebens darin gesehen, Wurzeln und Kräuter zu kauen, vor dem Kreuze zu knien? Hatte er denn gar keine Spur eines geistigen Lebens hinterlassen?

Wahnfred durchsuchte noch einmal den Schrank, in welchem er sonst nur einen härenen Sack, ein paar Betschnüre und anderlei alltägige Dinge gefunden hatte. Er wühlte heute das vertrocknete Moos auf, das sein Lager bildete, und unter diesem Lager fand er zwischen zwei Holzbrettchen, die mit einer Schnur umwunden waren — Schriften. Nicht ein gedrucktes Buch, sondern ein Packet von Handschriften. Das war was Seltenes. Nicht viele Leute konnten lesen und die Schreibekunst war nur in Klöstern, Schlössern und Städten daheim. Trawies war eine wunderliche Ausnahme. Der Geist der Selbstständigkeit, der in dieser Waldgemeinde seit jeher geherrscht hatte, wußte es wohl, daß die Kunst zu lesen, schreiben und rechnen eine Hauptnothwendigkeit geworden war für Jeden, der sein Stückchen Erde frei beherrschen wollte. Und so stand ein des Lesens Kundiger vor den Schriften.

Wahnfred legte frisches Holz in die Gluth, setzte sich an's Feuer, durchblätterte die grauen Papierstücke und las sie. Der Inhalt zog seine ganze Seele an; sein Auge begann seltsam zu leuchten, bis er plötzlich aufsprang und ausrief: „Das ist die Wahrheit!"

Wörtlich könnte es heute nicht mehr gegeben werden, was in diesen Schriften stand, denn die Blätter sind verbrannt worden. Der sie geschrieben hatte, war ein Phantast gewesen. In selbstverschuldetem Elend untergehend, hatte er Gott und Welt dafür verantwortlich machen wollen, hatte sich aufgelehnt gegen die menschlichen Satzungen und auch gegen jene, welche die göttlichen genannt werden. Und er hatte sich eine eigene Lehre erdichtet, die ihm anfangs zugesagt zu haben schien und an der er schließlich zugrunde gegangen war.

Ueberschrieben war eine Abtheilung der Blätter, die etwas von dem wilden Humor eines zum Tode Verurtheilten in sich hatte, mit den Worten: Offenbarungen eines frommen Einsiedlers. Ihr Inhalt war der Hauptsache nach folgender:

Gott hat den Himmel erschaffen. Deß war der Engel Oberster von Bosheit und Neid geplagt, hat seine Flügel ausgebreitet, hat ein Ei in den Himmel gelegt. Hierauf hat Gott den bösen Engel und sein Ei aus dem Himmel geworfen. Das Ei war groß und schwebte in den Lüften und das Ei war voll von Gluth und Schreckniß und hieß die Hölle. Da das Ei so schwebte, daß sein Aeußeres von der Sonne beschienen wurde, so entstanden darauf allerlei Wesen, als Pflanzen, Thiere und Menschen, und das Aeußere des Eies hieß die Erde. Der böse Engel aber ist Teufel genannt, und sobald von den Wesen der Erde eines gestorben war, warf er dessen arme Seele in die Höllengluth. Dagegen hat sich Gott aufgethan und gerufen: „Es ist Unrecht, schuldlose Geschöpfe in's ewige Feuer zu werfen!" Darauf entgegnete der Teufel: „Was geht das Dich an! Ich habe das Ei gebrütet, es gehört mein! Du hast es mit mir aus dem Himmel geworfen, es gehört mein! Du hast es verflucht, es gehört mein!" Hierauf sprach Gott: „Das Ei gehört

Dein. Aber die Wesen, die auf seiner Oberfläche gewachsen sind, gehören mein, denn meine Sonne hat sie erzeugt und großgezogen, in meinen himmlischen Sternen habe ich zu ihnen gesprochen und sie haben sich meines Lichtes gefreut und meinen Winken gelauscht." Und der Teufel antwortete: „Was? Deine Sonne, die in der Nacht nicht scheint? Deine Sterne, die am Tage nicht leuchten? Die Wärme der inneren Gluth ist durch die Schale gedrungen und hat auf der Oberfläche die Wesen erzeugt und großgezogen. Ihr Blut und ihre Leidenschaften sind Gluth von meiner Gluth. Der Weizen wächst auf meinem Felde, den ernte ich." Gott bedachte, daß der Teufel zum großen Theile Recht hatte und sprach: „Wohlan! Wir wollen theilen. Behalte Du die Pflanzen und die Thiere, ich nehme den Menschen." „Wie Du schlau bist!" rief der Teufel, „nimm Du die Pflanzen und die Thiere, just nach dem Menschen gelüstet's mich." Hierauf sprach Gott: „Mit Dir will ich nicht streiten. Ueberlassen wir die Entscheidung dem Menschen selbst. Er empfindet Deine Höllengluth, er fühlt und sieht mein Sonnenlicht: sein Fuß steht auf der Erde, sein Haupt schaut gegen Himmel. Er soll wählen. Läßt er sich leiten von Deiner Gluth, ergiebt er sich den Früchten Deiner Erde, so sei er Dein. Weist er Dein Feuer zurück, verschmäht er die Güter Deines Reiches, so sei er mein." „Was soll das heißen?" versetzte hierauf der Teufel, „verschmäht er das Feuer, die Güter der Erde, so wird er nicht leben." „Ja," sprach Gott, „er wird sterben. Er wird in die Wildnissen gehen, wo ihm Deine Spur am seltensten begegnet, er wird sein Auge zum Himmel richten und freiwillig sterben. Und je mehr er erfüllt ist vom Hasse gegen Dich und von der Liebe zu mir, mit desto größerer Sehnsucht wird er von der Erde hinweg und mir zutrachten. Und wenn es ihm gelingt, so selbstlos zu sein, daß er mit eigener Hand die blutigen Fesseln zerhackt, die ihn an Dich ketten, so fliegt er jauchzend in meine Arme und jauchzend werde ich ihn empfangen."

* * *

Die zweite Abtheilung der Schrift, welche Wahnfred unter dem Moose seines Lagers aufgefunden hatte, trug die Bezeichnung: Das Bekenntniß des Einsiedlers.

Darin war Folgendes enthalten:

„Wenn ich hier meine Lebensgeschichte aufschreibe, so thue ich es nicht, um sie der Welt als dem Reiche des bösen Feindes zu hinterlassen, sondern mein Wunsch ist, daß sie in die Hand eines Solchen falle, der wie ich, die Erde flieht und dem Himmel zustrebt. Ein Anderer wird ja in dieses Haus der Einsamkeit nicht kommen. Und wenn Keiner kommt, so möge die Schrift vermodern und ich trage mein Geheimniß mit zu Gott, der mich meiner Buße willen in Gnaden richte!

„Meine väterliche Burg steht zwei Tagereisen von hier auf einem Felsen, an dessen Sohle der große Fluß rinnt. Es ist der einzige Felsen in dem fruchtbaren Lande, das, so weit man ihn schaut, der Burg unterthan ist. Wir sind die Grafen von Bechern, unser Urahn reichte am Hofe des römischen Kaisers Karl den Becher. Die Thaten unseres Geschlechtes verschweige ich, sie sind nur groß in den Augen der Welt. Nur meine Missethat bekenne ich und flehe mit jedem Athemzuge meines Mundes zu Gott um Verzeihung.

„Mein Vater hinterließ, als er zur Erde sank, zwei Söhne, meinen Bruder und mich. Mein Bruder war der ältere und der Herr auf Bechern. Er war ein Heißblut und ein Sprühgeist und that, von der Macht des Augenblicks erfaßt, die unglaublichsten Dinge. Seine Leidenschaft war heiß wie Hölle, seine Jugend war reich an Freuden und Sünden, und unter den schönen Weibern der Grafschaft gab es wenige, die nicht für seine Sünden büßten. Zerfahren an Leib und Seele fiel mein Bruder — er war damals im sechsundzwanzigsten Jahre seines Lebens — in eine schwere Krankheit. Aerzte und Priester kamen zu seinem Lager, die Einen um seinen Leib, die Andern um seine Seele zu retten. In wilden Fieberträumen tobte er, darauf lag er dahin, als wäre er schon gestorben, und in einer Nacht, da wir versammelt waren, um ihm die letzte Liebe zu er-

weisen, erhob er sich, streckte die Arme aus und blickte mit leuchtenden Augen gen Himmel. „Mein Gott!" so rief er mit heller Stimme, „mein großer, einziger Gott! Mein lieber Jesus! Meine heiligste schönste Jungfrau Maria! Nehmt mich auf, ich will bei Euch sein! Die schnöde Welt, ich verachte sie! Ich dürste, dürste nach dem Reiche Gottes!" — Und sank hierauf erschöpft zurück auf's Kissen und lag dahin. Am nächsten Tage war die Krankheit gebrochen, mein Bruder schritt der Genesung zu. Aber als er genesen war, wurden seine Wangen nicht mehr so roth, wie sie sonst gewesen waren, sein Auge war noch glühender und er that mir die Absicht dar, seinen Lebenswandel zu ändern, in die Einsamkeit zu gehen und, wie die heiligen Büßer es gethan, Gott zu dienen in Kasteiung und Gebet. Ich hörte es und widersprach ihm nicht. Ich pries die Gnade Gottes, die seine Seele erleuchtet hatte; er verließ die Burg und zog in die tiefste Wildniß, die in unserem Lande ist, und erbaute sich durch mitgeführte Hörige daselbst eine feste Klause. Er richtete sie ein so gut es ging, weil er dachte, in der Behaglichkeit habe der Mensch mehr Lust, Gott zu dienen und den Himmel zu erwerben, als in Elend und Widerwärtigkeiten. Die Arbeiter sandte er zurück, nachdem er ihnen den Eid abgenommen hatte, seinen Aufenthalt keinem Menschen auf der Welt zu verrathen. Und hierauf begann er sein Büßerleben und hatte Verzückungen, in welchen er den Himmel offen sah, in welchen der Heiland seinen Arm vom Kreuze loslöste, um ihn zu umarmen, in welchen die Jungfrau Maria ihm Rosen zuwarf und sich niederbeugte, um ihn zu küssen.

„Ich lobte meinen frommen Bruder und war nun Herr der Burg und der Grafschaft. Auch ich genoß jene Freuden, die mein Bruder genossen hatte, aber ich genoß sie nicht im Rausche, sondern mit Bedachtsamkeit, und ätzte somit auch meine Seele. Ich liebte ein schönes Burgfräulein aus nachbarlichem Gaue, das mich als den Herrn von Bechern erhörte. Wie war es schön, die Huldin an der Seite, mit vier Rappen, oder sechsen, dahinzurollen. Wie war es schön, auf hohem Rosse durch die Gegend zu sprengen und zu sehen, wie Alles

ehrfurchtsvoll den Herrn begrüßt, und in fröhlichem Muthe Einem oder dem Andern mit der Peitſche Eins über den Rücken geben zu können! Alles hatte ich, was der Jugend und dem Ehrgeize wohl thut, und nach Allem trachtete ich, was die Luſt der Jugend und des Ehrgeizes noch erhöhen könnte. Einer, der ſchon von Kindheit auf zur Herrſchaft erzogen und mit dem Gedanken daran vertraut geworden iſt, kann nicht jenes Glück empfinden, das ich als junger Herr auf Bechern empfunden habe. Und das lange Leben, das vor mir lag, wie ſollte es reich und herrlich ſein!

„So war es mondenlang geweſen, da ſtand eines Tages mein Bruder vor mir. Das Leben da d'rin in den Wildniſſen habe ihm doch nicht behagt, es ſei überaus langweilig, auch wären die Wurzeln und Kräuter ſeiner Geſundheit nicht zuträglich, und ſo habe er ſich entſchloſſen, wieder auf ſein Gut zurückzukehren und ſein frommes Leben auf der Burg fortzuführen. Er danke mir freundlich für die Verwaltung der Grafſchaft, die ich während ſeiner Abweſenheit geführt hätte.

„Ich war wie aus Wolken gefallen. Was ich ihm auf ſeine Worte geantwortet habe, weiß ich nicht mehr; was ich aber gefühlt und gedacht habe, beim Himmel, das weiß ich noch. Eher ſterben, als geſtürzt werden!

„Erſt am nächſten Tage beſaß ich ſo viel Sammlung, daß ich hintreten konnte vor Den, der meinem begonnenen Lebensglücke ſo rückſichtslos in den Weg geſprungen war.

„Bruder," ſagte ich, „was ich heute mit Dir zu beſprechen habe, wir wollen es mit Ruhe abthun, wie es Rittern geziemt. Einer von uns Beiden iſt auf dieſem Schloſſe zu viel."

Er verſtand mich wohl und antwortete: „Wenn Du, mein lieber Bruder, in der väterlichen Burg nicht Platz zu haben wähnſt, ſo laß Dir das Deine reichen und ziehe Deiner Wege."

„Das ſteht anders," ſagte ich, „denn der Herr auf Bechern bin ich. Du haſt verzichtet auf die Güter, und ein Ritter bricht ſein Wort nicht."

„Wem habe ich mein Wort gegeben?"

„Mir, stillschweigend aber in der That, indem Du das väterliche Erbe herrenlos und schutzlos im Stiche ließest. Ich habe es bewahrt vor den Händen der Feinde, so ist es zu Rechten mir anheimgefallen. Dem Himmel hast Du laut Dein Wort gegeben, auf diese Welt zu verzichten."

„Bist Du der Anwalt des Himmels?" sagte hierauf mein Bruder, „willst Du mich verantwortlich machen für das, was ich etwa im Fieber gesagt habe?"

„Schurke!" rief ich, „Du bist immer im Fieber."

„Zum mindesten jetzt!" schnaufte er und riß sein Schwert aus der Scheide.

„Ich sprang einen Schritt zurück, erfaßte meinen Degen. Wir kämpften, ich stieß ihn nieder.

„Nun war ich Herr auf Bechern.

„Ich machte mich daran, das begonnene Leben fortzusetzen. Aber das war jetzt anders; die Lust und den Uebermuth mußte ich heucheln, ich fühlte Unlust und Unmuth. An dem Busen der Huldin wollte ich wieder erwarmen, diese aber stieß mich zurück und sagte, Mörder liebe sie nicht.

„Mein Bruder ist im Zweikampfe gefallen!" rief ich ihr zu.

„Wer giebt deß Zeugniß? Wer hat es gesehen? Dir stand er im Wege, Du hattest die Absicht ihn zu tödten, Du hast es gethan!"

„Ich schwieg, denn gegen die Wahrheit habe ich niemals gestritten. Sie rief es laut, was mir mein Gewissen im Innern vorwarf. Ich war Herr auf Bechern, aber die Braut floh mich, verachtete mich. Die Unterthanen grüßten mich kriechend, aber ihr Gruß war wie Hohn, jedem Auge merkte ich's an, daß es an mir den Mörder sah. Die Nächte wurden mir vergällt durch schreckliche Träume und Erscheinungen. Ich kämpfte dagegen; Almosen gab ich, Messen ließ ich beten für meinen Bruder. Vergebens, meine innere Last wurde immer unerträglicher. Das Gemach hatte ich verschließen lassen, in welchem der Bruder gefallen; aber nun graute mir vor der ganzen Burg. Elend war ich, krank war ich, vor Gespenstern bebend, wankte ich selbst wie ein Gespenst umher.

Meinem Schloßcaplan wollte ich das gerade nicht mittheilen, woran ich am schwersten trug, dazu war ich zu stolz, und ich wußte doch, daß er mir nicht vergeben konnte. Ach ja, es reiten so viele unter der Sonne, die finstere Verbrechen auf der Seele haben, und freuen sich doch des Lebens. Ich war zu schwach dazu, vielleicht auch hatte mich Gott noch lieb und ließ das Gewissen nicht schweigen. Ich ertrug es, so lange ich vermochte, dann warf ich es ab. Verwandte und Freunde nahmen meine Güter in Besitz und erklärten mich für einen Narren. Da floh ich. Einen alten Hörigen nahm ich mit auf die Flucht, er fragte: „Wohin?" Ich lachte ihm in's Gesicht. „Von den Menschen weg, von Allen, auch von Dir und von mir selbst!" Da hat mich der Mann traurig angeblickt und hat mir dann mitgetheilt: wie es mit mir stünde, wisse er wohl einen Platz, der für mich passe. „Die Gruft," rief ich. „Die Zelle," sagte er. „In's Kloster, wohin Jeder seine Sünden trägt?"

„Ich habe es," sagte der Mann, „dem Herrn, Eurem Bruder geschworen, daß ich die Klause nicht verrathe, die er in der Wildniß für sich gebaut hat. Aber da der Herr nicht mehr in der Zelle lebt, da er todt ist, so mag ich das Geheimniß auf Euch übertragen."

„Die Zelle, die mein Bruder in der Wildniß gebaut hat? Anfangs graute mir vor diesem Vermächtnisse, aber der Gedanke blieb, und je vertrauter ich mich mit demselben machte, desto leichter und tröstlicher wurde mir zu Muthe. Ja, das ist die Sühne. In jener Klause will ich als Einsiedler leben und büßen und beten, bis der Getödtete versöhnt ist.

„Wohlan, Freund, führt mich! Führt mich hin, versorgt mich mit dem Nöthigsten und dann geht, geht, wohin Ihr wollt, ich geb' Euch frei, aber meinen Aufenthalt dürft Ihr nicht verrathen. Ich will allein sein."

„So hat er mich heraufgeführt in diesen weiten Wald und zu dieser Klause.

„Gott wird meinen Bruder in Gnaden zur Urständ rufen; aber mir ist's mit dem Eremitenleben ernster gewesen als ihm. Ich weiß nicht genau, wie viele Jahre ich schon hier

lebe, ich bin nun alt, das weiß ich. Der Kampf ist groß, den ich gegen der Welt Versuchung geführt habe und ich kann nicht sagen, daß ich mit ihm fertig wäre. Gott hat mich einer Offenbarung gewürdigt, die mein Leitfaden ist, ein Leitfaden, der mich in den Himmel führen wird. Die Flucht vor dem Teufel, die Verachtung dieser Welt, die Abtödtung der Begierden, die Sehnsucht nach Gott, die freiwillige Vernichtung der Fessel .... das ist mein Weg. Es gelang mir fast Alles, aber vor dem letzten stehe ich mit Bangigkeit.

„Oft höre ich himmlische Stimmen, die mich rufen. Ach, wie ich glücklich bin! Bald werde ich selig sein."

— — — — — — — — — — — —

So viel des Hauptsächlichen der Schrift, wie es in dem Gedächtnisse Wahnfred's verblieben war. Darunter fand sich auch allerlei Wunderliches, Unverständliches. Besonders gegen Ende hin war sowohl in der Schreibart eine wachsende Verwilderung, als auch in der Denkweise eine sich steigernde Verwirrung bemerkbar. Die äußere Welt, sowie die Lebensweise des Einsiedlers, seine Schicksale und etwaigen Abenteuer in der langen Reihe von Jahren fanden kaum Erwähnung. Ueberall nur die Laute einer ringenden Seele. Die Klagen und Selbstanklagen waren allmählich verstummt, Zufriedenheit und Glück fanden stets begeisterten Ausdruck; die letzten Seiten waren völlig im Tone der Verzückung geschrieben.

Es wirkte ansteckend, und als Wahnfred, der Mann vom Gestade, all' das gelesen hatte, rief er aus: „Das ist die Wahrheit! —"

Es war lange nach Mitternacht. Das Feuer auf dem Herde war matt geworden. Im Walde heulten die Wölfe, Wahnfred hörte sie nicht. Er war vertieft in die Offenbarung und in das Bekenntniß des Einsiedlers.

Das ist mein Vorbild. Was er gesühnt hat, das habe auch ich zu sühnen, und noch mehr. Mit eigenem Willen und eigener Hand will ich ein Band um das andere zerreißen, das mich an diese Erde knüpft, wo mich der Teufel gelehrt hat, zu sündigen. Was, Gemeinde? Es ist doch nur eine Gemeinschaft zum Genusse irdischer Güter. So viele Opfer

für sie gebracht werden mögen, keines hebt sie zu Gott. Was Familie? Sie muß der Erde entfremdet werden. Wenn ich für sie lebe und sorge, wird sie das nicht. Wenn ich ihr vorausgehe, den Weg weise, wird sie mir nachblicken und folgen. Mein Weib, mein Kind, wie habe ich Euch lieb! Wäre es nur nicht eine Liebe, die mich kettet, die ein Werk des Teufels ist! Diese Kette muß gebrochen werden. Ich will Euch ein Zeichen hinterlassen, daß wir uns im Himmel wiederfinden.

Solche Gedanken hegte der arme Wahnfred, sie reiften zwar nicht zum Entschluß, aber er gab sich ihnen hin.

Wir von heute wenden uns, wenn nicht gar spöttelnd, so doch mit Kopfschütteln von derlei Religionsschwärmereien der Vorfahren ab, der Himmelsucher, die in Drangsal und Herzensnoth zu Gott ihre Zuflucht nahmen. Und doch, wie unvergleichlich elender ist das heutige Geschlecht, welches sich die Ueberzeugung erlügeln will, daß kein Gott lebe, daß ein allmächtiger Helfer und Retter der Menschen weder am Himmel, noch auf Erden zu finden sei, daß der Mensch, ein Spiel des Zufalls, wenn auch nicht am besten, so doch für sich am vernünftigsten handle, sich in einer Art von Galgenlust an den Genüssen dieser Welt zu betäuben, um nicht zutiefst zu empfinden den unbegrenzten Jammer, von dem uns nur der einzige treue und doch gefürchtete Freund, der Tod erlösen kann. Es ist das gleiche Ziel heute wie damals, nur daß in jenen Tagen ein glühender Idealismus seine magischen Strahlen warf auf die dunklen Wege der Erdgebornen.

Aber Wahnfred's neuer Weg war nicht der damals normale. Er hegte jetzt Gedanken des Selbstmordes und träumte sich hinein in das Leben des Grafen von Bechern.

Das ist die Gefahr in der Einsamkeit, daß der Geist wie spielend anfangs aus den regelmäßigen Bahnen entgleist, daß er dann hinrollt über Grund und Ungrund und rasch auch den Körper mit sich zieht.

Wenige Wochen vergingen nach dieser unseligen Weihnacht, und Wahnfred ging ernstlich mit dem Gedanken um, sich das Leben zu nehmen. Oft, wenn ihn das blutige Bild aus der

Kirche zu Trawies beängstigte, fand er in diesem Vorhaben Beruhigung. Blut um Blut, so sagten ja auch die heiligen Schriften.

Nur seinem Erlefried hätte er noch gern die Lehren des Vaters an's Herz, den Segen des Vaters auf's Haupt gelegt. Das konnte zu solcher Zeit nicht sein. Hinaus ging er und schrieb es mit dem Stabe auf den Schnee: „Mein Sohn! Sei liebreich gegen die Menschen und wahr, aber folge ihnen nicht. Ohne Wehmuth zerhaue das Band zwischen ihnen und Dir und wandle den einsamen Pfad durch Noth und Tod hinauf zu Deinem Herrn.“ Wenn dieser Schnee zerrinnt und die Wasser niederbrausen, und wenn Deine Worte Häuser niederreißen und Städte zerstören, was dann?

Er grub mit dem Stabe über die Schrift hin und strich sie aus.

In den ersten Tagen des Februar wurde der Gesichtskreis so rein, daß Wahnfred, wenn er auf dem Donnerstein, dem Christtagberge stand, über die Waldkämme hin das Heideland mit den fünf Kiefern sah und dahinter das Hügelgelände mit den breiten Thälern und den vielen Ortschaften, die ganzen, weiten Gaue mit dem zackigen Bergzug, der in der Ferne durchsichtig wie Glas erschien, und den Wahnfred's Auge bisher noch nie erreicht hatte. Eine laue Luft wehte aus jenen Gegenden her und die letzten Schneeschollen fielen von den Bäumen herab, so daß der Wald und die einzelnen Baumgruppen ganz schwarz dastanden auf dem weißen Grunde. Alle Waldrücken des Ritscher schienen näher geschoben, und es lag mitten im Tage über Allem eine matte Dämmerung. Der Himmel war gleichmäßig grau angelaufen und die Sonne nicht sichtbar. Die Luft war feucht, und wenn Wahnfred über den Schnee ging, so brach er ein bis auf den Grund.

In diesen Tagen ließen die Wölfe das Heulen sein, denn sie litten keinen Hunger. Das Hochwild, das sie jagten, konnte nicht weiter und war leicht zu erjagen. Auch Wahnfred schoß einen großen Hirschen und war nun einige Zeit mit Fleisch versorgt.

Und in einer dieser Nächte war es, daß Wahnfred aus dem Schlafe geweckt wurde. Er hörte ein eigenartiges Tosen, daß davon das Haus erbebte. Er dachte an Waſſer und ſprang auf. Als er die Thür öffnete, um hinaus in's Freie zu ſehen, ging ein vielſtimmiges Pfeifen hin über das Dach. Er trat hinaus, betäubt noch vom Schlafe, da drang es wie ein Ruthenſchlag an ſein Haupt.

„Wer iſt da?“ rief er laut, aber das Brauſen und Pfeifen währte fort, und Wahnfred bekreuzte ſich und ſein Gedanke war: Die wilde Jagd fährt über mein Haus.

Als das Sauſen und Brauſen immer fortwährte, jetzt toſend in den Schutztannen des Hauſes, jetzt rauſchend dort in den Baumgruppen am Waldſaume, da wurde Wahnfred endlich gewahr, daß es der Sturm ſei. Er zog ſich zurück unter das ſchützende Dach und machte Feuer an. Selbſt die ſonſt ſo fröhlichen Flammen zuckten und zitterten, und in Wahnfred wurde die Erinnerung an ſeine That, das Bewußtſein ſeines Elendes von Neuem mächtig aufgerüttelt; in dem Getöſe und Geziſche des Windes hörte er winſelnde Geſpenſter. Vom Trafank hernieder ſchwebten blaſſe Nebelgeſtalten, ſie trugen Lichter, welche keinen Schein gaben, blaue zuckende Flämmlein. Eine der Verſchleierten in den Wolken hielt einen Kelch empor, aus welchem Blut überfloß und vom Sturme hingepeitſcht auf die Erde tropfte. Dann kamen Weſen in ſchwarzen Hüllen, ſie trugen auf hoher Bahre den Erſchlagenen.

Wahnfred ſprang auf. „Ein Ende, ein Ende!“ rief er aus, „ich bin bereit. Wenn es Gottes Wille iſt, er nehme mich. Nur die eigene Hand ſträubt ſich dagegen. O! möchte eine von euch, ihr Tannen, über meinem Haupte niederbrechen! jauchzend wollte ich ſterben. Nur ich ſelbſt kann nicht mehr tödten. — Wohlan, über dem Ritſcherwald ſtürmt jetzt der Tod, ich höre die Aeſte krachen, die Stämme brechen. Ich will einen Spaziergang machen.“

Und als der Morgen graute und ein blaſſes Licht lag über den Blößen und über dem Gebäume, das heute allebendig war, verließ Wahnfred das Haus. Er trug weder Stock, noch Beil, noch andere Wehr mit ſich. Oft brach er tief in den weichen

Schnee, er rang sich wieder heraus und dem Walde zu. Oft wollte ihm der Wind, der lau über das Schneefeld fegte, den Athem verschlagen. Unweit von ihm in einer Gruppe rüttelte der Sturm mit aller Macht, das Geäste schlug wie abwehrend auf und nieder, die Wipfel bogen sich wie ausweichend hin und her, nur Einer stand inmitten, der Größte, der Aelteste, der Ahn; er stand und — brach. Knisternd, schmetternd, krachend, dröhnend stürzte er in den Schnee, der wie Wasser hoch aufflutete und den Stamm in sich begrub. Nur wuchtiges Geäste ragte noch hervor, und an diesem rüttelte und zauste der Sturm.

Ueberall im Walde rauschte es, alle Wipfel wiegten sich beständig hin und her, jetzt mäßiger, gelassener, plötzlich wieder erfaßt zu heftigem Schwunge, sich stemmend dann und bäumend — der eine widerstand, der andere brach. Was war das für ein Aufruhr in der Wildniß! Die Bäume schienen sich gegenseitig zu jagen, zu peitschen. Die kleinen bogen sich leicht und duckten sich, aber die großen schleuderten ihre Aeste auf sie nieder. Besäet mit Sträuchen, Zweigen und Zapfen war der Boden. Manches Rabennest war mit dem Wipfel herabgeflogen und die Thiere flatterten und kreischten zornig oder rathlos darüber hinweg.

Durch diesen Wald schritt nun Wahnfred, der Mann vom Gestade. Sein Haupt war entblößt, harrte willig des Streiches. Er ging nicht langsam, er ging nicht rasch, er ging seinen gleichmäßigen Schritt. Er sprang nicht hin dort, wo ein Baum brach, er wich nicht aus dort, wo ein Strunk stürzte. Oft streifte ihn das Reisig eines niederfahrenden Astes, oft flog ihm der aufspringende Schnee in's Gesicht, aber er blieb unversehrt. Je wilder der Sturm wüthete, desto freudiger brannte sein Auge. Mehrmals war sein Weg verlegt. Mit hochragendem Knie lehnte manch' geknickter Stamm, manch' anderer hing noch an seinem starrenden Strunk, kopfüber den Wipfel in den Schnee gestürzt. Manch' anderer wieder, aus der Höhe niedergebrochen, war hängen geblieben im lustigen Geäste der Niedrigern, die ihn nun mit ihren Armen hielten und trugen wie eine Bahre.

Wahnfred, den Todsucher, hat keiner getroffen.

Er wand sich weiter durch das Gestrüppe und das Gefälle, er kroch darunter und kletterte darüber hin. Dort, wo stürzende Bäume ihre Wurzelscheiben mit sich aufgerissen hatten, daß diese nun wie Bergmassen ragten, war das Weiterkommen am mühsamsten, und wenn auch noch die Grundlosigkeit des Schnees dazukam, in welchen Wahnfred, schon erschöpft und unbehilflich, oft bis an die Brust einsank, und wenn er sich umstrickt sah von dem Gewirre des zerrissenen Waldes und über all' dies hin ungebändigt die Windsbraut raste, so wollte ihn doch das Schaudern des Todes erfassen.

Als er so in den Schneemassen lehnte, als er sich den Schweiß vom Angesichte wischte und mit dem Schweiß eine Thräne über sein unglückliches Leben, stieg auf einem Baumstamme, der vor ihm hingeworfen lag, vorsichtigen Schrittes ein Wolf heran. Ein großes Thier, mager und mit verfilzten Haaren und mit Hungersgier in den grünlich glühenden Augen. Als er den Mann sah, blieb er auf seinem Wege stehen, drehte die gespitzten Ohren nach vorwärts, und aus seiner Schnauze blinkten die Zähne. Lange stand er unbeweglich da mit eingezogenem Schweife und kräftig gestemmten Vorderbeinen, und ließ seine Augen glühen. Als er erwogen haben mochte, wie ganz wehrlos der Mann im Schnee stak, fing er an zu knurren und schon stand er auf dem Sprunge nach seinem Opfer, da rauschte ein buschiger Wipfel hernieder. Erschrocken sprang das Raubthier mit mächtigen Sätzen über das Gefälle dahin.

Wahnfred, durch die Angst vor dem Wolf neu belebt, suchte sich aus seiner Lage allmählich wieder hervorzuarbeiten. Es gelang ihm: er ging weiter, sein Ohr war fast betäubt von dem steten Gebrause. Er hatte einen solchen Sturm noch nie erlebt. Zur Zeit, als er ein siebenjähriger Knabe war, hatte auch ein Sturmwind die Wälder von Trawies verheert. Die Leute hatten damals nach altem Volksglauben gesagt, es müsse sich Jemand erhängt haben, weil sich die Bäume so schüttelten. Und bald darauf erfuhr man es, daß sich im Trasaukthale ein Holzknecht aus Verzweiflung darüber, daß

sein vergrabenes Geld ausgehoben worden war, an einen Baumast geknüpft hatte. Der Knecht kam nicht in geweihte Erde, sondern wurde unter seinem Baum verscharrt. Was hat damals Wahnfred's Großvater, der alte Zimmermann mit der Krücke, für ein Wort ausgesprochen? — Jedes Verbrechen, so sagte der Greis, kann verziehen werden, nur der Selbstmord nicht. Denn der Selbstmord kann nicht mehr gebüßt werden.

Wahnfred blieb stehen und dachte über das Wort seines Vorfahren nach. Die ganze, unmeßbare Liebe, mit welcher einst der Knabe an seinem Großvater gehangen war, erwachte zu dieser Stunde und begann sein Herz zu wärmen. In schmerzlichen Leiden war der alte Mann dahingesiecht, jeden Tag den Tod vor Augen und jeden Tag seinem Gott für das Leben dankend. Wie war die Krankheit qualvoll! verzehrend fraß sie an den Knochen seines linken Beines; und wie war er noch heiter, liebreich gegen seine Umgebung, wie machte er oft noch Scherze über die eigenen Schmerzen! Und in seiner letzten Zeit lag er still auf seinem Bette, preßte die Lippen zusammen, verwand das Zucken seiner Glieder und lächelte mit den Augen. Als sie ihm diese Augen endlich zugedrückt hatten, sagte der Pfarrer: „Ihr wisset es Alle nicht, wie gräßlich er gelitten hat; ich ahne es. Der Dulder fährt vom Mund auf in den Himmel." — Ja, guter Pfarrherr der damaligen Zeit, das ist das rechte Wort gewesen. Dieser Dulder war ein Held. Auf die Freuden der Welt verzichten ist leicht, aber ihrer Leiden spotten, daß ist das Trotzigste, was man dem Teufel entgegenstellen kann.

So dachte Wahnfred, dessen Stimmungen wandelbar waren, wie Luft und Wetter unter den wandelnden Sternen. Da ihn der Himmel an diesem Tage verschonen zu wollen schien, nahm er dies für ein Orakel und war entschlossen, muthig weiter zu leben, sich wieder den Lehren seiner Vorfahren zuzuführen, in denselben Sühne und Rettung zu suchen und die Schriften des Einsiedlers zu verbrennen.

Er wendete sich auf Umwegen, über Lichtungen, wo der Wind den Schnee theils weggefegt, theils geschmolzen hatte, seiner Thalung zu. Da war über die Blöße her plötzlich ein

Schnoben, welches nicht vom Sturme kam; er wendete ſich raſch und ſah den Wolf — es war jener vom Baumſteg — in eiligem Sprunge auf ſich zurafen.

Kaum hatte Wahnfred noch Zeit, einen aus moderndem Strunke hervorragenden Aſt zu brechen. Denſelben mit beiden Armen ſchwingend — barmherziger Gott, wenn jetzt das gräßliche Bild aufſteigt, um ihn zu lähmen! Nein, die funkelnden Augen des Raubthieres hielten ihn geſpannt, er erwartete die Beſtie und hieb mit aller Kraft darauf los, beim erſten Schlage ſchon brach der Aſt entzwei! Auf zu ſeiner Bruſt ſprang das wüthende Thier und lechzte nach warmem Blut, eine einzige Wendung und Wahnfred ſtieß ihm das gebrochene Stück Holz mit ſeinem ſcharfen Splitter tief in den Rachen. Noch bäumte ſich die Beſtie und ſchlug mit den Pfoten an die Schnauze, als wollte ſie den Speer herausziehen, Blut ſchoß hervor und röchelnd wälzte ſich der Wolf auf dem Boden.

Wahnfred ſelbſt ſank erſchöpft auf einen Strunk und ſah dem Thiere zu, bis es verendet hatte. Dann lachte er auf; er lachte über ſich, der ausgegangen war, um zu ſterben. Das war ihm klar, ſelbſt mit dem unerſchütterlichſten Vorſatz, zugrunde zu gehen, hätte er ſich gegen das Raubthier zur Wehr geſetzt. Da iſt keine Zeit zum Denken: willſt du, willſt du nicht? Durch die Glieder fährt ein Blitz, die Arme ringen von ſelbſt; und der ſonſt ſo träumeriſche Mann hatte in dieſem Augenblicke der Todesgefahr, dem Ziel- und Ausgangspunkte all' ſeiner Philoſophie, nichts gedacht, als: Beſtie, ich wehre mich!

Wölfegeheul, das vereint mit dem Brauſen des Windes vom Walde her drang, bewog den Mann zu raſchem Aufbruche. Mit einem ſchweren Aſte bewaffnet eilte er, ſo gut es ging, ſeinem Aſyle zu, und die Arme des Windes hinter ihm drängten, ſchoben ihn vorwärts, bis er unterhalb des Chriſttagberges auf eine Höhung gelangt war. Hier drang ihm Brandgeruch entgegen. In der Mulde zogen ſich Streifen Rauches, und einen Augenblick ſpäter ſah Wahnfred ſeine Klauſe brennen.

Der Sturm hatte eine der Schutztannen gebrochen und niedergeworfen auf das Haus, dessen Dach unter der stürzenden Last geborsten war. Die Trümmer waren auf die Gluth des Heerdes gefallen, der Wind hatte das Feuer entfacht und nun flogen die Flammen hoch auf in das Geäste und Gewipfel der rauschenden Baumgruppe.

Als Wahnfred dieses sah, gerieth er in eine Art von Entzücken.

„Nun weiß ich, o Herr," rief er aus, „Du willst, daß ich leben soll. Während ich ausging, um den Tod zu suchen, hast Du mich vom Tode gerettet."

Nun aber?

Nun **wollte** er leben, und konnte nicht. Sein geringer Nahrungsvorrath war verbrannt, sein Schießgewehr, der Rest seiner Kleider war mitsammt dem Obdache verbrannt. Schutzlos stand er da und im Walde rüttelte der Sturm, heulten die Raubthiere. Ein Meer von weichem Schnee umgab ihn weit und breit und machte das Fortkommen selbst mittelst Fußscheiben unmöglich. Er fühlte sich hungernd und entkräftet und hatte nichts, um sich zu erquicken. Auf einmal betteiarm. Ja, wenn Du das wärest, unseliger Mann, wenn Du betteln könntest! Die Bäume werfen dir mit schwingenden Armen ihre Zapfen zu.

Wie unnöthig, Wahnfred, war Alles was du plantest; der Himmel erhält Dich, verdirbt Dich, wann **er** will. Verdirbt Dich auf eigene Faust. —

Mit Schnee hatte er sich geatzt. Aus der Asche seines Hauses hatte er die halbverkohlten Reste von Hirschfleisch gegraben und sie verzehrt. Die nächste Nacht hatte er schlaflos auf der glosenden Brandstätte zugebracht.

Der Sturm hatte sich gelegt, grausenhaft still lagen die tausend und tausend gebrochenen Stämme. Die laue Luft hatte den Schnee um ein gut Theil zusammengebeizt; wenn nun, wie es den Anschein hatte, wieder Kälte kam und der Schnee fror, so war an ein Entkommen aus diesem nun furchtbar unwirthlich gewordenen Hochthale wohl zu denken.

Wohin? was dann? deß fragte sich Wahnfred heute noch nicht. Vor allem galt es, auf der Brandstätte das Feuer zu wahren und von den verbrannten Nahrungsresten so viel genießbar zu finden, als der Körper in äußerster Noth bedurfte. Der verbrannte Hirsch duftete weithin, und auch die Wölfe rochen den Braten. Lauernd kamen sie heran, in immer engeren Kreisen umschlichen sie die rauchende Stätte. Wahnfred rettete, was zu retten war, mit sich auf eine der dichtästigen Schirmtannen. Und so saß er nun oben im Astgeflechte einen Tag und eine Nacht. Während der Nacht hatte er sich mit einem zähen Zweig an den Stamm gebunden, daß er im Schlafe nicht hinabstürzen konnte. Wie war die Wohnung, deren Asche unten verglimmte, königlich gewesen gegen diesen Wohnsitz im Getanne! Aber Wahnfred war zufrieden, daß ihn der Baum noch schützte. In der Gefahr war seine Lust zum Leben gar wundersam erwacht, und seine Hoffnung, mit sich und den Menschen doch wieder in's Reine zu kommen, neu erstarkt.

Die Nacht war kalt und still. Er hatte aus Reisig einen Mantel um seinen Leib geflochten. Die Füße stellten sich auf einen Ast, aber der Schlaf wollte nicht kommen. Es standen die Sterne am Himmel, und die Ruhe, die über dem weiten Walde lag, war so groß, daß sie in der Seele des Menschen fast Unruhe erzeugte.

Als endlich nach Mitternacht, da sich das Gestirn schon gewendet hatte, die Augen des Baumbewohners sinken wollten, war es, als hätte dort drüben durch den Wald ein Schuß gehallt. Wahnfred fuhr empor. Da aber nichts mehr zu hören war, als das Schweigen der Nacht, da keine Wahrscheinlichkeit gedacht werden konnte, daß wirklich ein Mensch in der Nähe sei, beruhigte sich Wahnfred wieder und sank endlich in Schlaf.

Als im Morgenschimmer schon die Ammern zwitscherten, als die Sonne aufging und ihr Flammengold goß über das Schneeland, schlief Wahnfred noch immer, aber die Füße waren losgerutscht und gängelten zwischen den Aesten frei herab. Die Reisighülle schützte den Schläfer, dem wohl zu

ſein ſchien, wie jenen Thieren, die ſich zur Winterruhe in die Bäume verkriechen, um zur Frühlingszeit wieder fröhlich zu erwachen.

Wahnfred lag in ſeiner erquickenden Ruhe wirklich dahin, wie in einem Winterſchlafe und vielleicht wäre er in den Frühling, in den ewigen hinübergeſchlummert, hätte ihn nicht eine laute Menſchenſtimme aufgeſchreckt.

„O Herrgott!“ rief es unten, „hat ſich Der auch erhenkt?“

„Wer iſt denn hier?“ fragte Wahnfred und ſuchte ſich eilig von ſeinen Banden und Panzern freizumachen.

„Lebſt Du doch?“ hierauf die Stimme von unten. „Aber Schreiner, was haſt Du für eine Wirthſchaft angerichtet?“

Die Stimme des Feuerwart war's.

„Du biſt es, Gallo?“ Mit dieſen Worten kletterte Wahnfred raſch herab und ſprang auf den Boden. Aber als er vor einem gebeugten, weißlockigen und graubärtigen Manne ſtand, meinte er, er habe ſich geirrt.

„Was Du dreinſchauſt wie ein Wildling! Wahnfred, kennſt Du mich nicht mehr?“

„Wie biſt Du grau geworden, Feuerwart, ſeit wir uns das letztemal geſehen haben!“

„Möchte wetten, Du wäreſt es in dieſen zwei Monden ebenfalls geworden an meiner Stelle unten in Trawies. Doch wie ich ſehe, lebſt Du auch nicht am vergnügteſten.“

„Vor zwei Tagen, wie der Sturm war, hat mir dieſer Baum, von dem Du die Brände ſiehſt, das Haus eingeſchlagen und in Brand geſteckt.“

„Willſt es nicht, ſo brauchſt es nimmer.“

„Es iſt weg. Vor allem bitte ich Dich, daß Du mir die Worte vergißt, die ich in der Rabenkirche geſagt habe — es hat mir ſoviel weh' gethan. Und jetzt ſage mir, was Dich heraufführt?“

„Eins, das auch Dich angeht.“

„Mein Weib und Kind?“

„Die leben im Frieden beim Bart am Tärn. Das Haus des Bart liegt ja hoch im Wald.“

„Wie bist Du zu dieser Zeit heraufgekommen?“

„Das werde ich Dir schon erzählen. Jedoch denke ich, wir machen vorher Feuer an und nehmen ein Morgenbrot. Wollte mich wundernehmen, wenn Du schon gefrühstückt hättest.“

„Dazu, mein lieber Gallo, hätte ich wahrlich des Heilands bedurft.“

„Laß Dir nicht bange sein, siehe, ich habe Dir etwas mitgebracht.“ Dabei wies er auf ein Bündel, das er vorher unter den Baum gelegt hatte. „Aber um Gotteswillen, Wahnfred, wenn ich nicht gekommen wäre?“

„Wenn Du herauf kannst, so hätte ich wohl auch hinab können.“

„Greulich ist der Weg von Trawies in den Ritscherwald, das kannst mir glauben, aber, mein Freund, der Weg vom Ritscher nach Trawies ist noch schreckbarer.“

Nach diesen Worten begann er aus dem Reste von Brennholz ein Feuer anzumachen und dann Brot und Branntwein auszupacken.

Sie aßen und schwiegen dabei, als bange Jedem vor dem, was er zu berichten und zu hören habe.

„Warum hast Du den Vorrath in der Rabenkirche nicht geholt?“ fragte endlich Gallo.

„Bevor mir das Gewehr verbrannte, habe ich Nahrung genug gehabt.“

„Etlichemale,“ fuhr der Feuerwart fort, „bin ich gegangen, um nachzuschauen, und da die Sachen immer dort gewesen sind, so habe ich mich aufgemacht, um zu sehen, ob Du wirklich in dieser Klause Deine Zuflucht genommen habest und ob Dir nichts widerfahren sei. Kann wohl sagen, daß ich über dreißig Stunden vom Dürbachgraben her gebraucht habe.“

„Wieso, daß Du vom Dürbachgraben herkommst, Feuerwart?“

„Es ist nicht zu glauben, was dieser Sturmwind angerichtet hat,“ erzählte der Gallo, „die Miesingschlucht schaut aus, wie ein Scheiterhaufen, so liegen darin die zerspaltenen

Bäume. Die Trach ist verlegt und verworfen und das Hochwasser reißt die Stämme mit sich und staut sich an der Klamm, daß der See schon herein bis zur Rabenkirche geht. Auf der Tärnleithen, Du weißt, wo der schöne Wald gestanden ist, die Stämme wie gegossen, kein Wurmstich im Holz und kein welkes Zweiglein, liegt Alles hingestürzt. Vom Hause des Uli hat der Wind das Dach gehoben und es auf dreißig Schritt Weiten hin in den Bach geworfen. Ueber meine Hütte ist ein großmächtiger Baum gestürzt, aber so, daß er an einen andern aufgefallen und daran hängen geblieben ist, und wir unterhalb d'rin hocken und keine Stunde sicher sind vom Erschlagenwerden. Wie es weiter hinten auf dem Tärn aussieht, daß weiß ich selber nicht; ein Schwarm von Krähen ist herübergekommen in den Dürbachgraben, so sind drüben sicherlich ihre Nester zerstört. — Wie ich durch eine solche Zerstörniß heraufgekommen bin, meinst? Ich habe den Umweg über die Birstlingblößen genommen. Habe wohl viel kriechen und klettern müssen und hätte es nicht vermeint, daß es den Ritscherwald, der hoch liegt, und wo die Luft freien Ausweg hat, so arg mitnehmen sollte können. Zum Weiterkommen ist's gewesen bis zur Wand her, wo der Wasserfall ist. Du wirst es wissen, die Leiter ist weg; einen stundenlangen Seitweg habe ich machen müssen, sonst wäre ich gestern Abends schon dagewesen. So hat mich die Nacht übereilt; zum Weitergehen war's in der Finstern nicht, habe mich im Dickicht niederlassen müssen und Feuer anmachen und sonst dazuthun, daß ich nicht angefroren bin. Die Bestien haben mir keine Ruh' lassen wollen, und sind wir sogar ernstlich aneinander gerathen — solltest den Schuß ja gehört haben. Denn weit war's nicht von da, und mich hat's heute noch gewundert, daß ich auf einmal hier auf der Blöße stehe und die Baumgruppen erkenne und die Nacht über so nahe bei Dir gewesen bin. Aber erschrecken kannst Einen, Wahnfred, wie Du vom Baum die Füße herabhängen läßt. Auf der Stelle ist mir durch den Kopf gefahren, Du hättest es auch so gemacht wie Dein Vorgänger, der fromme Einsiedler. Ich habe es dazumal nur nicht sagen wollen, daß er nicht etwan um seine geweihte

Erden gekommen wäre! aber gefunden habe ich den Scheim an der Schnur. Dir wird's auch lieber gewesen sein, Schreiner, daß Du es nicht gewußt, wie sich der Klausner mit der Rosenkranzschnur erdrosselt hat."

„Der Mann ist seinem Grundsatze treu geblieben," murmelte Wahnfried. „Wie, Gallo, wenn Du auch mich so an die Ewigkeit geknüpft gefunden hättest?"

„Heute wäre nicht mehr nöthig, es zu verheimlichen."

„Aus Ehrenpflicht hättest Du es thun mögen."

„Der geweihten Erden wegen thut heute bei uns Keiner das Maul mehr auf."

„Wie meinst Du das?"

„O mein Freund," sagte der Feuerwart, „was ich Dir zu erzählen habe! Als wir damals in der Rabenkirche auseinandergegangen sind, hast Du gegrollt, daß wir Dich in's Unglück gestürzt hätten. Du bist heraufgestiegen in diesen Frieden, der wie ein Himmel ist gegen Trawies, das sie jetzt zur Hölle gemacht haben. Wir haben kein Christfest gehabt in diesem Jahre, haben kein Läuten gehört und keinen Orgelklang seit langer Zeit. Wahnfried, Du bist es nicht Schuld, wir Andern sind es auch nicht, es hat so sein müssen. Nur schreckbar ist, was jetzt über uns gekommen. Das Erdenleben haben sie uns vergällt, den Himmel haben sie uns entrissen, Wahnfried, unsere Heimat ist in Bann gelegt!"

Wahnfried war bei diesen Worten von seinem Strunke aufgesprungen. Nun stand er da, ein blasser, wildbärtiger Mann und grub sein Auge in das Antlitz des unseligen Boten. Endlich murmelte er: „Ich muß Dich doch nicht verstanden haben?"

„Du hast mich wohl verstanden, Wahnfried, ich sehe Dir's an."

„Sage, daß der Sturm jeden Baum gebrochen, jedes Haus zerstört hat in Trawies, daß er die Leute todtgeschlagen oder lebendig begraben hat. Nur das nicht, Feuerwart, nur nicht von Gott verstoßen sein!"

„Wenn es allein der Fluch wäre! Wenn's nur der kirchlichen Dinge wegen wäre — das wollte mich nicht er-

schrecken. Wir gingen zum reinen Christenthum zurück. Aber die Folgen, die Zügellosigkeit! Und es ist gerade, als ob sie zum Bann auch die Acht über uns verhängt hätten. Alles läßt uns im Stich, auch die weltliche Obrigkeit."

„Feuerwart, das mag ein Elend werden!"

„Schon heute, mein Wahnfred, Alles ist aus Rand und Band. Auf der einen Seite die Noth, auf der andern die Willkür. Die Straßen in's Land sind zerstört; es geht kein Fuhrwerk hinaus und kein Geld herein. Die Grenzen sind umstrickt. Da unten, wo der Tärn anhebt, kannst Du den Strick gezogen sehen, soweit ihn der Sturm nicht zerrissen hat. Aber den Bann zerreißt kein Sturm. Der Bursch' vom Schmied in Trawies, der arbeitslos geworden ist, hat wollen auf die Wanderschaft gehen; bei den fünf Kiefern ist er zurückgejagt worden. Der Holzmeister vom Trasankthale wollte nach Neubruck um seine Rait; ehe er noch in die Stadt hineinkommt, haben sie ihn mit Steinen todtgeworfen. — Anfangs sind die Leute gar verzagt gewesen und viele sind auf dem Angesicht gelegen vor der vermauerten Kirchenthür, auf welcher das Interdict angenagelt gewesen. Wenn Du es hättest gelesen, würdest Dich verwundert haben, was die Herren fluchen können! Der Sandhock hat die Schrift aber herabgerissen. Bald ist auch Anderes geschehen. Auf der Höhe, wo man vom Freiwildbach hinübergeht in den Tärn — wirst Du wissen — ist eine Bildsäule gestanden in einer Baumnische, der heilige Nikolaus. Bischof brauchen wir keinen bei uns! haben sie geschrien und haben das Bild zu Boden geworfen. Wenn wir verflucht sein sollen, haben sie wieder geschrien, so kann uns auch kein Heiliger helfen, und haben vom Brückenkreuz an der Trach den heiligen Sebastian, und von der Kapelle, die vor dem Wirthshaus steht, die heilige Katharina gerissen. Und die Wildesten darunter sind gar über die Muttergottesbilder hergefallen und Einen höre ich heute noch, wie er ruft: Wenn wir schon des Teufels sind, so brauchen wir kein Kreuz und keinen Herrgott! — und haben die Crucifixe zerstört. Es waren wohl Leute da, die sich dem Treiben widersetzt haben; mein Gott, die sind

nicht beachtet, sind zurückgestoßen worden. Die Andern sind schon die Stärkern. Streit und Hader giebt es, daß es ein Schreck ist."

„Und bist denn Du kein Mittler geworden?" fragte der entsetzte Wahnfred.

„Schreiner, das sind andere Zeiten gewesen, als sie auf das Wort des Feuerwart gehört haben. Freilich war ich so kindisch und habe Ordnung machen wollen. So! hat es geheißen, der Alte, der uns hineingeritten hat, will auch noch reden? Heut' ist nicht gestern, heut' haben die Jungen und Starken das Wort in der Hand. Althausgesessen! Wir brauchen keinen Althausgesessenen; Jeder soll sich's selber erwerben, was er haben will. Her mit dem Großbauernhof, den wollen wir uns theilen. Um Mitternacht sind sie gekommen — eine Rotte und ein Gesindel, wie ich es zu Trawies nicht vermeint hätte; scheint es doch gerade, als wie wenn alle Galgenstricke von weit und breit zusammenliefen in's vogelfreie Trawies! Um Mitternacht sind sie gekommen mit Hacken, Sensen und Pflugscharen. Meine Knechte und Mägde will ich wecken — ist nicht mehr vonnöthen, sie sind alle schon bei der Rotte und schlagen gegen mich mit meinen eigenen Geräthen. Eine alte Magd, halb blind und halb lahm, ist uns treu geblieben, ist mit uns gewesen, als sie uns hinausgestoßen haben aus dem Feuerwarthof. Die Lahme hat mir geholfen, mein krankes Weib zu schleppen. Das Töchterlein ist noch die Vernünftigste gewesen von uns; der Sela fiel es ein, in der finstern Nacht könnten wir nicht weiter und hat eilig an der Herdgluth die Laterne angezündet. Sonst wäre das Ahnfener auch dahin, ich hätte an nichts mehr gedacht. Weit in den Dürrbachgraben sind wir gerathen, dort haben wir uns in einer verlassenen Holzerhütte eingeheimst, dort leben wir heut' noch, und wir werden von Glück sagen dürfen, wenn sie uns leben lassen."

„Das sind schöne Zeitungen, Feuerwart, die Du mir mit aus dem Thale bringst," versetzte der Wahnfred in der Ironie eines heimlich kochenden Zornes. „Aber die Anderen, regen sie sich denn nicht?".

„Wer?"

„Der Bart vom Tärn, der Firnerhans —"

„Der Firnerhans!" unterbrach Gallo. „Jesus Maria, Schreiner, Du weißt es nicht! — Weißt Du es wirklich noch nicht?"

„Was noch?" fragte Wahnfred.

„Ja, wie solltest Du es denn wissen können! Die Nebel, die aufgestiegen sind aus Trawies zu Dir, sind ja nicht blutig gewesen, die Berge haben ja nicht gebebt, wie das Ungeheuerliche geschehen ist. Der Firnerhans war unter ihnen."

„Feuerwart, ich verstehe Dich nicht."

„Dein Vetter, der Holzer Thom aus dem Tärn, war auch unter ihnen. Elf waren ihrer. Mit elf Köpfen bist Du erkauft, Wahnfred! In der Kirche hingerichtet, enthauptet — o mein Gott, wie gräßlich ist's auf dieser Erden!"

Mit diesem Rufe war der alte Mann zusammengeknickt, hatte das Gesicht verhüllt mit seinem Mantel.

— — — — — — — — — — — —

Wahnfred stand wie eine Bildsäule da in der Morgensonne. Sein Schatten lag hingestreckt über den Schnee. „So dieser Schatten hätt' können aufstehn," sagt die Schrift, „hätte er leichtlich dem Baumschokk bis zum fürnehmsten Wipfel gereicht."

„Feuerwart!" schrie Wahnfred nun plötzlich und stand mit geballten Fäusten drohend vor dem alten Mann: „Warum hast Du mich nicht gerufen?"

„Schlage mich todt," murrte der Gallo Weißbucher, „mir ist es das Liebste. — Dich nicht gerufen! Und hätte ich auch meineidig werden wollen, es wär' dazu keine Zeit mehr gewesen. Du hättest es nicht besser gemacht; Du! verlange Dir auch jetzt nicht nach Trawies!"

Wahnfred schwieg.

„Du nimmst Weib und Kind und suchest Dir unter neuem Namen eine neue Heimat!"

„Thue Du's, wenn Du kannst!" antwortete der Wahnfred und seine Stimme klang fremd.

„Ich kann es nicht. Ich bin auf dem Boden meiner Vorfahren alt geworden, ich gehe mit der Heimat unter. Aber Du bist noch jung genug, um auf fremdem Boden Fuß zu fassen, um die Greuel, die Du doch nicht gesehen hast, zu vergessen, um mit Deiner Hände Geschicklichkeit Dir Brot zu erwerben und wieder ein zufriedenes Leben zu führen."

Da sagte Wahnfred: „Ich gehe hinab nach Trawics!"

„O, wenn Du so hinabsteigen könntest, wie Moses vom Berge Sinai, mit neuen Gesetztafeln!"

Wahnfred sagte: „Ich gehe hinab."

Aus hohen Einöden, wo nur die That der Trägheit herrscht: das Träumen, stiegen die beiden Männer nun nieder.

Ihre Wege waren tausendfach verrammelt, gleichsam, als hätte auch die Natur den Bann gesprochen, oder anders: als wollte ihnen ein guter Geist die Rückkehr in's Thal des Fluches wehren. In den Tiefen rauschten die Wildwässer des sich lösenden Winters, ein warmer Hauch wehte Regenschauer nieder, und die Zacken des Trasank waren in Nebel gehüllt.

Die Männer gingen in langer Wanderung den Wäldern des Tärn zu. Wahnfred sehnte sich nach dem Hause des Bart, zu seinem Weibe und zu seinem Kinde. Als er hinter dem Waldschachen den dünnen blauen Rauch des Hauses aufsteigen sah, rötheten sich seine Wangen und im Auge glühte es, wie dazumal, als er in das hinterste Thal des Trasank ging, um zu freien.

Nun stand er plötzlich still, griff mit beiden Händen an sein zerfahrenes Haar, an seinen wildwuchernden Bart und murmelte: „Gallo, da thät' ein Scheermesser vonnöthen."

„Du mußt Dein Weib noch verwunderlich lieb haben," entgegnete hierauf der Feuerwart, der auch auf ernsten Wegen seinen Schalk mit sich trug, „ganz verwunderlich, daß Du jetzt auf die Glattheit Deines Angesichtes so viel hältst. Aber ich denke, Du wirst ihr auch mit dem langen Bart recht sein,

wenn Du Dir nur sonst keine einsiedlerischen Bräuche angewöhnt hast."

„Feuerwart! ich bin auf einmal wieder ganz anders, als ich da oben war. Ich möchte nimmer zurück auf die Höhe, 's ist mir so sonderbar warm und jung, mein Gallo, 's ist mir wunderlich jung! Wie der Mensch zu Zeiten nur so verfrieren kann! Und wie er so verzagt sein kann und hart gegen die Leute und undankbar gegen Gott! Diese Wässer da unten — Du wirst es inne werden, Feuerwart — sie schwemmen alles Uebel hinweg von Trawies. Frühjahr wird's, im Frieden werden wir wieder unsere Felder pflügen, unsere Wiesen mähen und unsere Heerden weiden. Es wird sein, wie es sonst ist gewesen, bis wir nur wieder die hellängigen Blümlein sehen auf der Au! O, komm', Gallo, komm', mir ist's zum Jauchzen, mir ist so jung!"

In freudiger Aufregung zog er den Gallo Weißbucher mit sich fort gegen das Haus. Da sahen sie, wie ihnen ein Mann entgegeneilte, dieser winkte mit der Hand und rief in einem Tone, der zuhalb ein Schrei und zuhalb ein Flüstern war: „Stehen bleiben! Eilends zurück in den Wald!"

Er kam herbei, der Bart war's, er drängte die Beiden waldeinwärts.

„Was hat das wieder zu bedeuten?" fragte der Feuerwart.

„Die Schergen!" sagte der Bart fast athemlos: „Wahnfred, die Schergen suchen Dich! Du mußt verrathen worden sein. Sie haben es erfahren, daß Deine Leut' bei mir sind und jetzt umlauern sie schon tagelang das Haus und vermeinen ganz richtig, daß Du einmal herfürgehen müßtest und die Deinen aufsuchen. Vom Fußboden bis zum Dachfirst haben sie schon Alles drunter und drüber geworfen und Einer steht fortweg an der Thür und achtet, wer aus- und eingeht."

„Den Weg zu meinem Weib laß ich mir nicht vertreten!" sagte der Wahnfred und wollte gegen das Haus.

„Wahnfred!" murmelte der Feuerwart und hielt ihn zurück, „Du hast monatlang ohne sie gelebt, Du wirst die kurze Zeit auch noch überdauern, sei kein Knabe."

„Mein Weib will ich sehen! Mein Kind will ich haben! Sie sind in Gefahr. Bart vom Tärn, sage es, die Schergen werden sie martern, wegführen, tödten!“

„Das werden sie nicht, weil sie Dich damit ködern wollen. Aber gehe ihnen nicht in die Falle, Schreiner, bedenk's, das wäre Dein und ihr Verderben. Gehe wieder zurück in Deine Wildniß.“

„Nimmermehr!“

„Verbirg Dich, bis die Gefahr vorbei ist und ich Dich rufe. Ich will sie zu täuschen suchen. Gestern ist drüben auf der Karebene das Gerippe eines Mannes gefunden worden; die Wölfe haben es übrig gelassen! so will ich ausſprengen, der Flüchtling wär's gewesen. Vielleicht ziehen die Landsknechte ab.“

„Hätte ich doch geglaubt,“ versetzte der Feuerwart, „sie wollten sich's damit, daß sie uns niedergeworfen und in die Hölle verflucht haben, genug sein lassen und nicht noch mit Fleiß Menschenjagd halten in Trawies. Wir gehören dem Teufel und gehen die Herren nichts mehr an, magst es ihnen sagen, Bart.“

„Wir hätten Recht auf den Schutz der weltlichen Obrigkeit,“ sagte der Bart, „aber der Kirchenbann ist allemal auch eine halbe Acht, die ehbald zu einer ganzen wird. Gerade ausgesagt, es ist nicht anders, meine lieben Leut', wir sind vogelfrei.“

„Das ist mir nichts Neues,“ antwortete der Gallo.

„Auch das Haus haben sie mir schon niederbrennen wollen,“ erzählte der Bart weiter, „da hätten sie ja das Durchsuchen nicht vonnöthen gehabt. Aber des Köders wegen haben sie es noch stehen gelassen. Nur die Vorrathskammer haben sie mir geplündert. Landsknechte heißen sie und sind von unserem Stamme, aber nicht so viel Erbarmen haben sie, als was im Herzen einer Kröte Platz hat. Weil sie uns für Verdammte halten, so spielen sie die Teufel. Der Türke ist mir lieber.“

„Und das sagst wahr? meinen zwei Leuten thun sie nichts zu Leid?“ fragte der Wahnfred.

„Denen, mein Wahnfred, könntest nur Du zum größten Feind werden, wenn Du jetzt zu ihnen gingest, die Häscher thäten Dich niederstechen vor ihren Augen."

„Und warum kommt mir der Knabe nicht mit Dir, Bart? Warum sagst mir nicht, daß es meinen Leuten gut geht? Verschweig' mir nichts, Bart!"

„Kannst mir's glauben, Schreiner, ich will Dir gut. Ich weiß, wie wir Dir zur Schuld sind. So lange ich ein Auge offen hab' in meinem Haus, soll den Deinigen nichts Arges wiederfahren, so weit's an Menschen ist. Was Gott thut, für das kann Keiner von uns Rede stehen."

„Wir wollen uns davonmachen," sagte jetzt der Feuerwart, „dort unten habe ich einen Spieß funkeln sehen. In den Ritscherwald sollst mir nimmer hinauf, dort müßtest Du verkommen. Geh' mit in den Dürbachgraben, in meine Hütte. Ich will Dir zur Wacht sein, so gut ich kann, will Dir Nachricht bringen von Weib und Kind, bis Du sie sehen darfst. Geh' mit mir!"

„Und kann's denn sein, daß meine Füße nicht angewurzelt sind auf diesem Boden, daß ich wieder davon kann gehen, wie ich hergegangen bin? Ihr Leute, ich kann's nicht. Bart vom Tärn, Du gehst jetzt in's Haus und darfst sie sehen. Gieb mir Deine Kleider und lasse mich, wenn es dunkel wird, als der Bart in das Haus gehen!"

Fast jubelnd rief er den Gedanken aus, aber die Beiden warnten ihn vor einem Streich, bei welchem Alles, was er habe und sei, auf dem Spiele stünde.

„So gehe Du! eilends, Bart! gehe Du, und sage ihnen, daß — o Gott, was sollst Du ihnen sagen! Sie sollen denken an ihren Wahnfred! sollen lustig sein! sollen schlafen — den Winter verschlafen, so wie der Wahnfred schläft. Der Winter gießt ja schon zu Thale und das erste Veigelein dieser Frühzeit, das bringe ich ihnen. Gott's Gruß!" Er warf sich schluchzend an die Brust des Bart, „Gott's Gruß meinem Weibe!"

Der wunderliche Mann! Er konnte fast auf sie vergessen, und jetzt auf einmal brach es los. So treiben es Menschen

seines Schlages. Mit Mühe brachte der Feuerwart den Schreiner in seine Hütte.

„Es ist ja nicht immer gut für den Mann," sagte er unterwegs, „wenn Füße und Hände nur dem Herzen folgen. Heute geht er dort hin, wo er morgen nicht sein will, heute thut er das, was er morgen bereut gethan zu haben."

„Sei still, Feuerwart!" versetzte der Wahnfred, „gegen inwendig Weh hilft kein gescheit Reden."

Endlich waren sie hinabgekommen zur Schlucht. Das Wasser, welches aus allen Furchen und Rinnsalen und selbst über Steinhänge niedergoß, war mächtig und laut; braun wie Lehm waren die Fluthen, die in rollenden Bauchungen über die unebenen Gründe schossen, weiß wie Schnee der kochende Schaum, der an Blöcken und Erdschollen aufbrauste. Hier grub es unter gelockerter Baumwurzel ein, dort schlug es an widerstrebender Brüstung empor, da unterwühlte es eine Schneewand, bis die Massen niederbrachen, das Wasser einen Augenblick stauten und dann zerschellt in Stücken und Trümmern davongeschoben wurden. Baumstrünke, denen vom Sturm und Wasser die Arme gebrochen waren, glitten heran, stießen brüllend an's Gestein, wurden hoch aufgeschnellt und stürzten klingend in die Fluth; Erdmassen waren lebendig und mancher Felsblock wälzte sich langsam weiter, mitten im Quirlen, Brausen und Gischten der entfesselten Kräfte. Das ist das wilde Sterben des stillen, weißen Schnees. Muß denn Alles, auch das Mildeste und Zarteste auf Erden sich einmal auflehnen und einmal den heißen Kampf ringen? Wenn im Leben nicht, so im Sterben!

Der Feuerwart ging so rasch, als es im Gewirre des zerschlagenen Waldes möglich war. Er wußte, seine Hütte stand nicht weit vom Wasser, und er traute es den Elementen zu, daß sie dem kirchlichen Fluche Handlangerdienste leisten könnten.

Sie mußten an den Lehnen hinklettern, denn der gebahnte Fußsteig in der Schlucht war nicht mehr da, darüber hin schossen die Fluthen. Ihnen zur Seite rollte manche Schneelawine nieder, Erdreich, Baum und Busch mit sich fortreißend.

Mitten in solchen Wüsten, von Fluthen umbrandet, von gebrochenen Stämmen umlagert, auf einem Felsblocke stand Sela, die kleine Tochter des Feuerwart. Ihr blaues Kleidchen schimmerte durch das triefende Astwerk; der Staub der zerschellenden Wellen hüllte sie wie in einen zarten Nebel. Mit weißem Händchen hielt sie sich an einen Ast und beugte sich vor, um Waldkresse zu pflücken, die am schneelosen Rande wuchs.

Der Feuerwart schrie ihr zu, was sie denn treibe an so gefährlicher Stelle? Sie hörte in dem Gedonner des Wildbaches das menschliche Wort nicht. Ihr Gesichtchen war so blühend, wie an jenem Morgen, da sie mit Erlefried zum Sonnenwendfeste gegangen war; ihre großen klugen Augen schauten so sanft und ruhig, als stünde sie mitten in einem Blumengarten. Die Kresse, die sie pflückte, heimste sie in das halb aufgeschürzte Röcklein. Nachdem sie das letzte Pflänzchen gesammelt hatte, blickte sie auf in die Wildniß, und in's rasende Gewässer. In unabläßigem Brüllen und Krachen trieb das Getrümmer des Waldes heran, aber ihre Augen schauten ruhig.

Die beiden Männer betrachteten das Kind, dann nahm Wahnfred den Feuerwart bei der Hand und sagte: „Wir sind nicht verloren."

Nun bemerkte das Mädchen den Vater, und flink wie ein Gemslein des Trasank, hüpfte sie von Stein zu Stein, bis sie vor ihm stand. In stiller Freude schmiegte sie sich an ihn und reichte ihm hinan bis zur Brust.

„Was willst Du, Sela, mit diesem Kraut?"

„Die Mutter hat heiße Hände," antwortete das Mägdlein, „und hat auch eine heiße Stirn. Da wird ihr das Frische gut sein."

Bald waren sie an der Hütte. Sie war gefährdet am Fuße durch die heranschlagenden Wogen und am Dache durch den querüberhängenden Baumstamm. Das Mädchen ging zur Kranken und flüsterte ihr zu: „Jetzt ist der Vater schon da!" dann legte es die kühle, grüne Kresse mit dem silberigen Schimmer auf die heißen Hände und auf die heiße Stirne, und gab ihr zu trinken, und streichelte ihr die Wangen und

blickte sie mit ihren milden, blauen Augen tiefsinnig an. Und an diesem Blicke, der wie Frühlingshimmel über dem abgehärmten Antlitze des Weibes ruhte, schien sich die Kranke bis in's Innerste ihres Wesens zu erquicken.

Und wenn sie dann einschlief, um in sonnigen Träumen ihres Kindes Zukunft zu schauen, oder sich ein wenig in jenem ewigen Schlummer zu üben, der nichts mehr von Vergangenheit und Zukunft weiß — dann schlich Sela auf den Zehenspitzen davon und war in fröhlicher Emsigkeit bestrebt, im Schrank und am Herde zu ordnen und Dinge zu bereiten, welche der Erwachenden hernach zugute kommen sollten.

Der Feuerwart sagte einmal: „So lange der letzte Engel nicht davon ist, so lange gebe ich Trawies nicht auf."

Ja, alter Mann, wer ein liebes, aufblühendes Kind hat, der kann und darf an der Welt nicht verzweifeln.

Wahnfred blieb wochenlang in der engen Hütte des in die Bergschlucht verbannten Feuerwart. Er sah noch lange das Toben und dann das allmähliche Verlaufen der wilden Fluth. Er sah das Vergehen der letzten Schneemassen, er sah das Aufgrünen des Rasens. Er sah auch das stille Trauern des Feuerwart um sein hinsiechendes Weib; er sah die kleine, behendige Pflegerin, die unerschöpflich war, niemals traurig war, mit ihrem seelenvollen Auge das ganze Haus erhellte. Sie gab nicht zu erkennen, daß sie von der Gefahr wisse, in der die Mutter und in der sie alle schwebten. Der Feuerwart meinte, es sei die Ahnungslosigkeit des Kindes; wie sehr war er daher betroffen, als Sela eines Tages vor der Hütte zu ihm sagte: „Du sollst wieder einmal lachen, Vater, sonst meint die Mutter, daß sie sterben muß."

Er lachte nicht, in Weinen brach er aus, als er dieses Wort seines Kindes gehört hatte. Sela weinte mit ihm, und so heftig und bitterlich, daß ihr ganzer Leib zitterte und zuckte, daß der Strom ihrer Thränen die Brust des Vaters netzte, daß sie sich vergebens bemühte, dem Schluchzen, in welchem all' ihr so lange zurückgedrängtes Weh auf einmal hervorquoll, Einhalt zu thun ....

Sie ging zum Bache, befeuchtete ihr Angesicht mit kaltem Wasser. Sie pflückte das weiße Krönchen eines Maßlieb und trug es in die Hütte und legte es der Mutter an den Busen und sagte: „Eins ist schon da!" — Und sie war wieder so fröhlich, wie sonst, und ihr Auge schaute wieder so ruhig, und der Frieden des Kindes schien wieder in ihrer Seele zu sein.

Wahnfred sah diesem Weibe und diesem Kinde zu und dachte an die Seinen. Er ahnte nicht, daß auch sein Weib so dahinsiechte und sein Kind so liebestreu die Mutter pflegte. Das Weib des Schreiners hatte sich die That, die Flucht und die Gefahr ihres Mannes so tief zu Herzen genommen, daß sie zu welken begann. Sie sagte es mit keinem Worte, wie das Gefühl der Heimatlosigkeit, die Angst um ihren in der Einöde verbannten Gatten an ihrem Leben nagte, aber sie siechte und siechte dahin.

Der Feuerwart wußte es wohl, was da oben im Hause des Bart am Tärn vorging, aber er durfte es nicht sagen, sollte der Schreiner seinem vergehenden Weibe zueilend nicht in's Verderben rennen. Er ging beim Bart aus und ein und brachte immer befriedigende Nachricht heim; bat ihn ja doch auch das Weib des Schreiners, dem Gatten ihr Absterben zu verhehlen, damit er sich halten lasse und den Feinden nicht an's Messer laufe. Denn immer noch umzingelten die Schergen das Haus und wichen nun umsoweniger, da sie annahmen, die Krankheit des Weibes müsse den Mann sicher herbeilocken.

Sie, die Herzlosen, hatten doch die Schlauheit, auf menschliche Regungen bei Anderen zu rechnen. Wenn einmal ein Fremder, ein Hausirer oder Holzer oder Bettelmann in's Haus wollte, so wurde er strenge untersucht und so lange gestoßen und hin- und hergezerrt, bis ihm die Lust, unter dieses Dach zu treten, ein- für allemal verging. Jeder der Schergen hatte sich eine Beschreibung eingeprägt von dem Flüchtling; Einer war da, der kannte den Mann persönlich aus jüngeren Tagen her. Auf Wahnfred's Kopf stand die Freiheit zum Preise; wer ihn einbrachte, der war der Landsknechtschaft ledig auf der Stelle. Scharf bewaffnet war Jeder, sie wußten wohl, daß sie in Feindesland standen. Sie wußten

auch, daß kraft des Kirchenbannes diese Waldleute von allen Seiten verlassen waren.

Und so vermochte denn der heimkehrende Gallo dem Schreiner immer nur zu sagen, daß die Häscher noch beständig um das Haus wären, daß ihn das Weib grüßen lasse und ihn bitten, er solle doch ihret- und des Kindes wegen sich in keine Gefahr begeben. Trotzdem sann Wahnfred auf allerlei List, unerkannt zu den Seinigen zu kommen; ja, er kam sogar auf den Gedanken, in Trawies eine Freischaar zu werben und damit das Haus im Tärn zu stürmen.

„Du hast Dich bisher," so sagte auf solchen Vorschlag der Gallo Weißbucher, „von mir abhalten lassen, nach Trawies zu gehen; Du brauchst es nicht zu bereuen. Du hörst es, welche Nachrichten zu uns in den Dürbachgraben dringen, Du hörst es und kannst Dir doch nicht denken, wie es jetzt mit den Trawieser Leuten bestellt ist. Sie stürmen die Häuser, stürmen die Weiber, aber für eine Sterbende führen sie keinen Schlag."

„Für eine Sterbende!" sagte der Wahnfred und sprang von seinem Blocke auf, „wie verstehst Du das?"

Der Feuerwart wußte den Augenblick kein Wort zu sagen.

„Wie ist das gemeint, Gallo? Eine Sterbende?"

„Du siehst ja doch," brummte der Feuerwart nun, „daß mein Weib im Sterben liegt und wir haben keinen Beistand."

„Du verschweigst mir was, Feuerwart, auf der Stell' will ich wissen, wie es mit meinem Weibe ist!"

„Daß sie nicht lustig sein wird, magst Du Dir denken, Wahnfred. Daß die Bedrängniß, die jetzt so schreckbar über uns gekommen ist, eine weichherzige Frau angreifen muß, das wird Dich nicht wundern."

„Sie ist krank!" rief Wahnfred, „Du weißt mehr, als Du sagen willst. Gallo, sei mir nicht ungetreu! Zu ihr will ich jetzt und wenn es mein Leben kostet, nur wissen will ich's, auf was ich mich gefaßt zu machen hab'."

„Der Mensch muß sich in dieser Welt auf Alles gefaßt machen."

„Sie ist mir gestorben!" schrie Wahnfred auf.

„Was sagst Du, Schreiner? Vom Gestorbensein noch gar keine Rede. Aber so ich Dir's recht soll sagen und weil ich's nicht verantworten möchte, Dich in der Sach' zu hintergehen: Wenn Du sie noch einmal sehen willst, so wirst Du freilich nicht warten können, bis die Schergen abziehen."

„Ich gehe heute noch hinauf," sagte Wahnfred mit Entschlossenheit, „jetzt hält mich nichts mehr zurück. Wenn es sein muß, mit dem Messer will ich mir den Weg frei machen zu meinem kranken Weibe."

„Wir wollen was anderes probiren. Der Bart und ich haben es schon verabredet. Wir tragen einen Strohschaub in's Haus."

„Warum ist das jetzt auf einmal möglich, was Ihr mir niemals habt zugeben wollen? Mich däucht, es ist hohe Zeit! Feuerwart, wenn Du mir's zu lang' verschwiegen hättest, ich wüßt' nicht, ob ich Dir's verzeihen könnte!"

Der Feuerwart ging mit ihm. Sie stiegen den Berg hinan, Wahnfred war dem betagten Manne stets lange Strecken voraus. Er hatte ihr das erste Veilchen bringen wollen und nun vergaß er drauf und trat die jungen Blumen mit Füßen. Er tödtete sie kaum, die blauen Aeuglein der wieder erwachenden Erde, so flüchtig und leicht war sein Schritt; schier flog er mehr, als er ging, und der Feuerwart rief ihm vergebens nach, nicht blindlings in's Verderben zu rennen. Auf der Höhe kam ihm der Bart entgegen.

„Ah, Du kommst schon, Schreiner!" rief er ihm zu.

„Bart," sagte der Wahnfred und faßte ihn an den Händen und wollte ihn rasch mit sich weiter zerren. „Bart, Du wirst es wissen, daß nicht mehr viel Zeit ist. Du hast sie in's Haus genommen und ihretwegen die Schergen erduldet um Deinen Wohnsitz. Du bist uns Freund gewesen, so wirst mir's jetzt auch redlich sagen, was ich finden werde."

„Beim Leben ist sie noch," antwortete der Bart, „und dort im Dickicht ist der Schaub in Bereitschaft."

Es war ein Bund aus den längsten Kornhalmen des vergangenen Sommers. Wahnfred that ihn auseinander und legte sich hinein, und die Männer banden den Schaub über

ihn zusammen. Dann legten sie ihn auf zwei Tragstangen und trugen ihn hin gegen das Haus im Türn.

„Es ist nur ein Glück, daß die Wichte gestern zu einem Schießen gegangen und noch nicht zurückgekehrt sind," sagte der Bart, „bis auf Einen, der noch vor der Hausthür sitzt, und zu seinem Zeitvertreib mit dem Messer allerlei Figuren in die Wand schneidet. Um ihn zu täuschen habe ich schon heute Morgens ein paar Schaube in's Haus tragen lassen. Zu den ersten hat er mit seinem Spieß gestochen und hämisch gefragt, was wir da trügen? Ich habe ihn wiederum gefragt, ob er keinen Strohschaub kenne? Wenn nicht, so möge er zum Nachbar Freiwild gehen, uns das Stroh ausdreschen, die Schaube in's Haus tragen und auf den Dachboden legen helfen. Von Arbeit will er nichts wissen, der Landrab', hat sich auf seine Bank gedrückt, beim zweiten Schaub hat er nicht mehr gefragt."

„Weiß sie, daß ich komme?" fragte der Wahnfred im Strohbunde.

„Sei jetzt still, Schreiner, wir kommen schon an's Haus."

Sie trugen die Last über den Anger, sie trugen dieselbe zwischen der Baumgruppe durch, die als Schutzwart gegen Sturm und Blitz dastand, sie trugen den Schaub über den kleinen Hof, wo der Brunnen rieselte, sie trugen denselben langsam, mit fast trägem Gehaben gegen die Thür.

Der Büttel kauerte auf seiner Bank; er hatte vor sich eine Schüssel mit Butter stehen, die er sich in der Vorrathskammer geholt. Er starrte mit Unwillen auf den Rest seines köstlichen Raubes, denn er wollte noch gern davon genießen und war schon satt. Als er nun die Männer mit dem Strohbunde heranschreiten sah, gedachte er seiner Pflicht, der er nach so fetten Bissen doch wieder einmal nachkommen solle, denn dieser Scherge, das war ein Mensch, der sich sein Essen auch verdienen wollte.

„Ist das wieder Stroh?" fragte er brummig.

„Ja, Herr Soldat," antwortete der Bart; „Du hast ein sauberes Amtel, hältst Schildwache vor lauter Stroh."

„Ist das alles Stroh?“ rief der Scherge und schlug mit dem Spieß auf den Schaub.

Anstatt Angst verspürte der Bart Zorn. „Wenn ich nur wüßt', wie das Thier heißt, das dem Stroh so viel nachstellt?“ versetzte er.

„Ablegen!“ knurrte der Scherge.

„He, Ihr werdet doch Spaß verstehen?“ Mit diesen Worten suchte der Feuerwart zu begütigen.

Aber der Büttel riß den Strohbund von der Trage, zerbrach das Band; die Männer suchten ihn zurückzudrängen, er drohte mit Waffen und grub in den Halmen, und in dem Augenblicke, als der Schaub auseinanderfiel, sprang Wahnfred aus demselben auf und erfaßte den erschreckt zurücktaumelnden Schergen an der Gurgel. „So soll ich mir die letzte Stunde meines Weibes erkämpfen!“ Diese Worte stieß er hervor, würgte den Söldner und schleuderte ihn an die Wand, daß der Schädel klang.

Wahnfred stürzte in das Haus, in die Stube.

Diese war dunkel, die Fensterchen waren verhüllt mit Lappen, auf dem Tisch brannte eine rothe Kerze. Das Weib des Bart hatte vergessen auf den Baumfluch, hatte das Crucifix hervorgeholt, das sie vor den Räubern der Heiligthümer gerettet.

Bei diesem alten Holzkreuze war eine lange Reihe ihrer Voreltern gestorben, dieses Kreuz sollte nun auch der lieben Hausgenossin vor Augen sein, die schon seit vielen Stunden im Sterben lag.

„Mein barmherziger Herr Jesu Christ,“ so betete das Weib des Bart vor dem Crucifix, „wir sind Dein, wir lassen Dich nimmer. Sie wollen uns reißen von Deiner Seiten; wir umfangen Dein dornengekröntes Haupt, wir fliehen zu Deinen heiligen Wunden. O, löse Deinen Arm vom Kreuze los und halte uns fest, uns arme Sünder, für die Du gestorben bist. Laß uns nicht fahren, wenn uns die harten Menschen verstoßen wollen, steh' uns bei, wenn der böse Feind uns will verderben. Hilf uns im Leben, hilf uns im Sterben, hilf uns, mein Jesu!“

Aus dem dunklen Raum vor dem Tische ragten gefaltet zwei kleine weiße Hände empor. Sie gehörten dem Erlefried, der im Schatten kniete, der erschöpft war vom Nachtwachen und Weinen, der nichts mehr für seine Mutter zu thun vermochte, als bebenden und betenden Herzens seine Hände emporzuhalten zu dem Bildnisse Gottes.

Und daneben auf niedrigem Bette lag die Kranke. Ihr Gesicht war weiß wie Wachs, das die Sonne gebleicht hat. Jenes seltsam milde Licht, das wie ein Widerschein der Jugend auf dem Antlitze Sterbender ruht, schwebte um das Haupt. Die Augen waren offen und es schien, als schauten sie gegen die Thür hin. Sie hatte ihn gebeten, daß er nicht komme, und sie hatte doch gehofft, daß er kommen werde. Seit gestern rang sie mit dem Tode. Peinvoll zuckten ihre Glieder, schwer wie unter Verglasten hob sich ihre Brust, kalte Tropfen der Angst standen ihr auf der Stirne, und der Blick, der starre, verlöschende Blick war gegen die Thür gerichtet.

Den Lärm, der sich draußen erhoben hatte, hörte sie nicht, aber als nun die Thür aufging, hub das Auge noch einmal an zu schimmern, bevor sie ihn sah. Er stand erschrocken still. Die Schauer des Todes dämpften sein aufgeregtes Gemüth. Erlefried ging auf ihn zu, zögernd, ängstlich, als erkenne er es nicht recht, ob es der Vater sei oder ein Fremder. Wahnfred legte dem Knaben die Hand auf das Haupt und starrte auf sein Weib hin. Er war wie festgebannt, als ob ihn hier ein anderer Wächter zurückhielte, den er nicht bei Seite zu schleudern vermöge.

Ihr Auge blickte ihn unsäglich wehmuthsvoll an, und sie wollte doch lächeln. Nun bewegten sich ihre Lippen: „Wahnfred! ... Wahnfred, vom Knaben thu' sie weg, diese Hand. Ich bitte Dich!"

Da ging's wie ein Stich durch des Mannes Brust, rasch zog er den Arm zurück, es war ihm, als müsse er fliehen.

Sie bewegte ein wenig ihre Rechte, als winke sie ihm zu bleiben, seine Hand in die ihrige zu legen.

„Ich habe Dich ja geweckt, mein Wahnfred, damals in der Nacht — als es Eins geschlagen. Du bist lange von mir fortgewesen."

„Nimmer!" so entgegnete nun er, und seine Stimme erstickte im Schluchzen, „nimmer gehe ich jetzt von Dir."

„Daß nur nicht ich so früh von Dir müßt' scheiden!" sagte sie. „Möchte wohl gern bei Dir bleiben, weil Du so viel unglücklich geworden bist."

Nun brach er vor ihrem Bette nieder auf die Knie und preßte sein Gesicht an ihre Hand und weinte laut. Ihr Auge ruhte ernst und liebevoll auf seinem Haupte, sie suchte die Linke zu heben, um sie auf seine verwilderten Locken zu legen; da zitterte auch unter ihren Wimpern eine Thräne.

„Daß Du nur weinen kannst, Wahnfred," sagte sie leise, „diese Perlen nehm' ich mit in die Ewigkeit. Sie werden mir leuchten auf dem finsteren Weg. Ich werde den lieben Gott schon finden."

„Nimm mich mit, mein liebes Weib, nimm mich mit Dir!"

„Wahnfred! Du mußt noch auf Erden bleiben. Mußt bleiben, daß Du wieder kannst löschen, was Du hast gethan Nur nicht verzagen darfst. Der Kirchenbann soll Dich nicht irren; nur den Fluch auf Deiner Hand mußt Du löschen. Ich weiß wohl, Du hast den Schwur gethan und hast keinen schlechten Willen gehabt. Du bist gut, mein Wahnfred, Du wirst Dich wieder erlösen. Nur mußt Du nicht vergessen, daß Du es unserm Erlefried sagst: Was böse ist, das bleibt aller Tage böse, und wenn es der Mensch auch des Guten wegen thut, es bleibt aller Tage böse."

„Ich verspreche Dir's, mein Weib; so vielmals als ich Haare auf dem Haupte hab', versprech ich Dir's, daß ich Alles büßen will mit Freuden und gutmachen will, was ich gutmachen kann. Bei diesem Ehring, Maria, verspreche ich Dir noch einmal die Treue."

„Denk' auf's Kind, sonst verlang' ich für mich nichts. Das Trauern um mich laß sein. Zu mir bist Du allezeit lieb gewesen und ich hab' den Himmel gehabt an Deiner Seiten.

Wenn Du Dein Tagwerk gethan haben wirst und Dich zur Ruhe legst, dann komme ich wieder und wir gehen miteinander zu unserem Herrn. — Hörst Du den schönen Gesang?"

Sie horchte; auch er wollte horchen und hörte nichts, als das Klopfen des Holzwurms in der Wand.

— „Die Todtenuhr!" lispelte das Weib des Bart gegen ihren Mann hin, der an der Thüre stand.

„Was sie doch wunderlich singen!" hauchte die Kranke. Das sind die Engelschöre. — Die Fenster sind so schwarz. Wird's denn gar nimmer Tag? Das liebe Licht möchte ich noch einmal sehen . . ."

Sie zogen die Hüllen von den Fenstern, der helle Tag schien in die Stube und auf das weiße Angesicht der Kranken. Sie sah nun starr in dieses Licht hinaus, als sinne sie, ob es wohl das rechte wäre, das sie meinte. — Endlich sanken ihr die Lider, sie schlummerte, und das Weib des Bart schlich herbei, zu horchen, ob sie Athem hole.

Wahnfred kauerte am Bette, hielt seinen Knaben an sich gedrückt und blickte unverwandt auf die Schlummernde hin.

So währte es den Tag über und so währte es am Abend.

Eine alte Magd war im Hause, die vertraute es dem Weibe des Bart, daß ihr der Schreiner bis in's Herz hinein erbarme. Da säße er die ganze Zeit am Krankenbett und er hätte heut' sicherlich noch nichts Warmes im Magen.

Der Tag in den Fenstern war längst verblaßt, ein Oellicht flackerte, sein matter Schein zuckte unstät an den Wänden. Sonst regte sich nichts, die Kranke schlummerte und Wahnfred saß neben ihr und blickte sie an.

Nach Mitternacht zuckte sie plötzlich auf. „Wecken! Wecken!" rief sie hell und deutlich, „es hat Eins geschlagen!"

„Ist Dir besser, Maria?" fragte Wahnfred leise und beugte sich über ihr Gesicht; „Du hast gut geschlafen."

Ihr Auge war offen, aber er wußte nicht, ob sie ihn ansah. Ihr sonst kaum bemerkbarer Athem wurde lebhafter und dann langsam. Das Weib des Bart, das nicht vom Lager wich, zündete mit zitternden Händen die rothe Kerze

an und begann zu beten. Wahnfred sprang auf: „Was ist das? — Erlefried! Erlefried!“

„Laß ihn schlafen,“ sagte die Hausfrau. Und dann gegen das Lager: „Liebe Schwester, fahr' mit Gott! Bitt' für uns im Himmel! — — Es ist vorbei. — — Wahnfred, drücke ihr die Augen zu.“

Das Haus war frei. Der an die Wand geschleuderte Scherge war eine Weile betäubt vor derselben liegen geblieben. Der Bart vom Tärn nahm ihm die Waffen weg, den Spieß, die massive Doppelpistole, und verbarg sie in seinem Hause. Dann betrachtete er die Bilder an der Wand, die der Söldner mit seinem Messer eingegraben hatte. Es war ein laufender Hirsch, von Hunden und Jägern verfolgt. — Noch heute steht ein altes Haus am Tärn, und noch heute ist an der braunen Holzwand desselben ein verwittertes Bild zu sehen, von dem man sagt, daß es die wachhabenden Soldknechte geschnitten hätten in jenen Tagen, da sie auf den geächteten Wahnfred gelauert.

Als der Wächter endlich wieder zum Bewußtsein kam und sich bar seiner Wehr sah, schleppte er sich seitab und davon.

So stand das Haus nun wieder frei auf hoher Au und leuchtete in der Frühlingsmorgensonne weit in die Wälder hinaus.

Auf grünendem Anger, am Rande, wo die Bäume anheben, fast an jener Stelle, wo zur Winterszeit Erlefried aus Schnee seinem Vater ein Denkmal erbaut hatte, standen der Bart und der Wahnfred und maßen ein Plätzchen aus. Auf dem Rasen funkelten Thautropfen, auf den Bäumen jubelten die Vöglein, die einen flüsternd, zwitschernd, die andern in hellen Stimmen wirbelnd und jauchzend. In Niederungen lösten sich eben die Morgennebel zu leichtem, lichtem Flockenhauche, an Bäumen und Bergen empor gegen Himmel steigend und in blauer Luft vergehend; hier auf der Höhe war schon klarer Sonnenschein aus reinstem Himmel. Ein kühler Hauch, leicht durchweht von Düften des neu sprossenden Waldes, der jungen Kräuter und Blümchen, zog mählich durch das sonnenbesprenkelte Gestämme und über die Au.

Der Bart vom Tärn that den ersten Spatenstich. Wahnfred legte seine Hand auf des Andern Werkzeug und sagte: „Den Rasen wollen wir verschonen. Wir wollen ihn so abheben, daß er hernach wie eine Decke darauf gelegt werden kann. Da wächst gleich das Grüne weiter und fremde Leute sollen nicht wissen, wo sie liegt."

„Können es wohl so machen," antwortete der Bart und sie stemmten das Rasenviereck aus und schnitten unterwärts hinein und hoben es wie eine Decke ab. Dann erfaßte auch Wahnfred den Spaten und begann die Erde auszuheben. Sie war dunkelbraun und noch ein wenig feucht von dem zugrunde gesunkenen Winter.

Der Wurzelarm einer nahen Fichte zog sich quer durch das Grab.

„Den müssen wir abhacken," meinte der Bart.

„Ich möchte lieber, daß wir ihn so lassen, wie er ist und neben und unterhalb durchgraben," sagte der Schreiner. „Der Wald soll seinen Arm über sie breiten."

„Wenn Du willst, können wir es so machen," antwortete der Bart.

Dann gruben sie und Keiner sagte ein Wort. Erst nach einer Weile, als sie schon bis an die Brust in der Tiefe standen und als auf der Stirne des Bart schon die Tropfen waren, hielt dieser ein wenig ein, stützte seinen Ellebogen auf den Stab des Spatens und blickte auf den grabenden Wahnfred.

„Laß Dir Zeit," sagte er, „wir werden noch früh genug fertig."

„Ich gunn' sie dieser Welt nimmer länger," murmelte Wahnfred.

„Du mußt Dich nicht selber quälen, Schreiner! In meinem Hause ist ihr nichts zu Leide gethan worden. Ich kann sagen, ich hab' sie so lieb gehabt, wie meine eigene Schwester. Und das will ich Dir auch noch sagen, Wahnfred: Du weißt, wo Du daheim bist, Du und Dein Erlefried. So lang' mein Haus steht, gehörst Du zu uns. Ich denke, jetzt wirst Du sicherer sein. Es mag werden, was will

zu Trawies; wir drei, Du, der Feuerwart und ich, halten zusammen.

Der Wahnfred grub und grub.

„Ein solches Lenzen wie heute," fuhr der Bart vom Tärn fort, „da denkt man, es muß wieder recht werden."

„Wird's auch," versetzte der Schreiner und grub.

„Ich meine, daß wir nun bald sechs Schuh haben werden," sagte der Bart.

„So eine Ruhstatt kann niemals zu tief sein," antwortete Wahnfred und wurde nicht müde zu graben, als sehne er sich in die tiefsten Nächte des Erdengrundes hinab. „Wer weiß, was auf der Welt noch geschieht. Es wird gut sein, wenn man die Unschuldigen mit aller Sorge verbirgt."

Es war schon später Mittag; Wahnfred stand so tief in der Erde, daß die Sonne über den Rand des Grabes hinab kaum mehr sein Haupt beschien. Und er würde fortgewühlt haben in der Grube bis zur gänzlichen Erschöpfung, wenn ihn nicht das helle Wort „Vater" zurückgerufen hätte.

Da oben im Lichte des Tages stand Erlefried. Anfangs starrte er mit Grauen in diese finstere Tiefe hinab, dann richtete er seine Botschaft aus: Die Bartin (das Weib des Bart) lasse sagen, er solle doch auch auf sich selber denken und zum Essen kommen. „Die Andern haben schon gegessen," sagte der Knabe, „aber ich warte auf Dich."

So stieg der Mann herauf, nahm den Knaben an der Hand, und sie gingen in's Haus.

Am andern Morgen war das Begräbniß. Es war Niemand geladen worden aus Trawies und auch Niemand herbeigekommen. Nur die wenigen Leute des Hauses waren zugegen und der Feuerwart war heraufgekommen aus seiner Schlucht. Er hatte unter dem Schutze einer Laterne ein Flämmchen Ahnfeuer mitgebracht, das als Bote aus alten Zeiten die Verstorbene zu Grabe begleiten sollte.

Die Todte lag aufgebahrt in der Stube, in einem langen weißen Kleide, wozu die Hausfrau ihre feinste Leinwand gegeben hatte. Die Hand hielt sie nicht gefaltet über

der Brust, sondern an beiden Seiten ausgestreckt, weil sie ja nicht mehr betete, sondern weil sie ruhte.

Einen Arzt hatten sie nicht, der ihnen sagte, daß sie todt wäre. Der Bart fühlte ihre kalte, erstarrte Hand an und sagte: „Wir mögen sie erheben, wach wird sie nimmer." Einen Priester hatten sie nicht, der über der Todten seinen Segen gesprochen hätte. Der Feuerwart trat hinzu, legte einen Kranz aus Tannengrün auf ihre Stirn und sagte die Worte: „Selig die Todten, die im Herrn sterben, sie sind frei von aller Sünde. Wir werden Dir folgen, geliebte Schwester, wenn wir den Sold entrichtet haben. Wir werden eingehen in's ewige Leben."

Dann legten sie den Leichnam in einen achteckigen Sarg, der rauh war und ungefüg, dem man es anmerkte, daß ihn der Schreiner nicht gemacht hatte.

Der Wahnfred legte noch seine Hand auf die Rechte der Todten und sagte: „Schlaf süß! schlaf süß! Abschied nehme ich nicht."

Sonach legte der Bart den Deckel auf den Sarg und hämmerte ihn fest. Auf das Hämmern lief Erlefried herbei; er hatte Veilchen in der Hand, die er der Mutter auf die Brust legen wollte.

„Es ist zu spät, Kind," sagte der Bart. Und sein Weib fügte bei: „Es ist auch nichts nutz, wenn man einem Todten was mitgiebt, man muß auf solche Gabe so lang Herzweh leiden, bis sie im Grab verfault ist."

„Tragen wir sie jetzt in ihr Bett," sagte der Feuerwart und legte die Hände an die Bahrstangen, „wir wollen weiters keine Ceremonien mehr machen. Wir haben sie gern gehabt, Gott hat sie noch lieber gehabt, so hat er sie genommen. — Heb' auf, Bart!"

Dann trugen sie den Sarg aus dem Hause und über die Au hin. Das Weib des Bart trug das Licht, dessen Glut von den längst heimgegangenen Voreltern als ein flammender Faden so fromm bewahrt und beschützt herübergekommen war, um die Lebendigen stets zu mahnen, dem Gedanken an die Altvordern treu zu bleiben und die Todten

zur letzten Ruhe zu begleiten. Auch der Himmel hat ein Licht bewahrt aus der Väter Zeiten. Die Sonne schien so hell auf den weißen Schrein, der den Glanz wieder zurückstrahlte auf die traurigen Gesichter, so wie der Mond die Nächte unserer Erde beleuchtet.

Als sie zum Grabe kamen, fuhren die Träger, von einem Geräusche erschrocken, zurück. Ein paar kleine aschgraue Vögel flatterten hervor aus der Grube und in's Gestämme hin; zwei junge Ammern waren es, die in der Erde nach Insecten gesucht haben mochten. Es ist kein Grab so tief, daß in ihm nicht wieder Leben wäre.

Sie senkten nun den Sarg hinab; sie machten das so rasch als möglich, sie warfen mit den Händen Erde darauf, wühlten mit den Armen Erde hinab, rührten mit der Schaufel Erde hinab, bis vom Sarge das letzte Stückchen Weiß verdeckt war. Sie füllten das Grab mit Erde und legten endlich noch die Rasendecke darüber, und fegten mit Reisig den Staub hinweg, bis Alles wieder glatt und grün und kaum die Spur des neuen Grabes zu merken war.

Wahnfred wendete sich gegen die Uebrigen und sagte: „Jetzt sind wir fertig, jetzt seid mir bedankt. Ich danke Dir, Bart vom Täru, für die Freundschaft, die Du meinem Weibe unter Deinem Dach und an Deinem Tisch erwiesen hast; ich danke Dir, Hausfrau, für die Liebe, mit der Du sie gepflegt und getröstet hast; ich danke Euch, Hausgenossen, daß Ihr so gut gegen sie gewesen seid und ihr Liebes gethan habt bis zu dieser Stund'! Ich danke Dir, Gallo, daß Du heraufgestiegen bist mit dem Licht und sie mir hast helfen begraben. — Und nun," er ergriff die Hand des Bart, „nun bitte ich Dich, behalte meinen Knaben und sei ihm ein väterlicher Freund, wenn ich nicht bei ihm bin. Ich gehe hinab nach Trawies."

Er schüttelte Allen die Hand, er drückte den Knaben an die Brust. Er trat vom Grabe weg und stieg rasch zu Thale.

Die Leute gingen auseinander, der Feuerwart heimwärts, die Anderen in's leere Haus. Sie blickten traurig auf den

Schragen hin, auf welchem die Bahre geruht hatte, auf das Bett, in welchem die Arme monatelang hingesiecht war, still und ohne Klage. Das Haus war weit und öde. Es war ein Werktag und der Acker bedurfte des Pfluges, aber der Bart hatte angeordnet, daß seine Leute an diesem Tage zum stillen Gedenken an die Heimgegangene ruhen sollten.

Auf dem Grabe war nur ein Mensch zurückgeblieben — Erlefried. Er stand allein da und hatte immer noch das Sträußchen in der Hand, das er seiner Mutter vermeint gehabt. — Warum ließen sie es nicht auf ihre Brust legen? Als ob er nicht ohnehin Herzweh haben werde, weit länger, als bis der Sarg da unten zu Moder geworden sein wird! Und wer hat ihn gefragt, ob er eine Zeit zu erleben wünsche, in welcher er um seine verstorbene Mutter nicht mehr trauern werde!

So dachte der Knabe; er fühlte etwas wie Zorn gegen den Bart und sein Weib und er wollte nicht in das Haus zurück. Auf diesem Rasen stand er nun und sann nach, wie denn das sein könne, daß die Mutter da unten liege, fest eingegraben in die feuchte Erden? — Wie er so dastand, wohl zart am Körperbau, aber schlank, und wie sein üppiges Gelocke das aufrechte Haupt umrankend Schatten legte über sein Gesicht, den Ernst desselben noch erhöhend, da war er kein Kind. Die leichtlebige Behendigkeit des Knaben war weg und in seiner Stirn ging's wie ein neues Ahnen auf — weit vorauseilend den Jahren.

Dieser eine Winter hatte mehr an ihm gethan, als sonst Jahre thun, die im Alltagsschritte an fröhlichen Knaben vorübergehen. Harte Erfahrungen führen den Mann rascherem Altern, und den Knaben rascherer Entwickelung zu. Der Körper bewegt sich nur so lange in jener planlosen, tollenden Ungebundenheit, die wir Kindeslust nennen, als er von dem Geiste noch nicht gebändigt wird. Ist dieser durch Zeit, Zucht oder Erfahrung kräftig genug, den Körper zu beherrschen, ist es der feste Wille, der das Wort führt, dann geht die Mannheit an. Auch bei Mädchen, deren inneres Leben noch weit empfindlicher ist, wirkt heißer Schmerz wie die Gluth

der südlichen Zonen — saugt den Thau der Kindheit auf, entwickelt im Herzen frühzeitig die Ahnung der Jungfrau. Wahnfred sann und brütete; nun hörte er den Gesang der Vögel.

Ihr seid lustig, so dachte er, ja, wenn ich wüßte, was Ihr Euch so viel zu sagen habt! Meine Mutter hat mir wohl erzählt von dem Drachen, dessen Fleisch man berühren muß, um den Gesang der Vögel zu verstehen. Aber der Drache ist ein Ungeheuer und will Jeden, der ihm in die Nähe kommt, verschlingen.

Gemach, Junge, noch ist jener Drache nicht in Deiner Nähe, mit dem die germanische Mythe die sinnliche Leidenschaft symbolisirt hat, und die Vöglein im Gezweige sind vielleicht verwunschene Engel und erzählen sich, wie sie eben vom Himmel geflogen kämen. Dort war heute ein großes Fest. Eine Dulderin, eine liebgetreue Gattin und Mutter, noch in der Jugend Jahren, angethan mit schneeweißem Kleide, ist in den Himmel gezogen. Alle Glockenblumen haben geläutet im himmlischen Garten und der Erzengel hat die Einziehende erwartet an der goldenen Pforte und hat sie zwischen den Jungfrauen und Blutzeugen hindurch zu Maria der himmlischen Königin geführt. Diese hat sie umhalst, hat sie geküßt, hat ihr einen Kranz von Rosen auf das Haupt gelegt, hat ihr den lieblichsten Platz angewiesen zu ihren Füßen.

Wo solche Mär' im kindlichen Haupt wiederspielt, da singen leicht die Vöglein das nämliche Lied. — Ein Rehbock war's, der ihn aus seinen Träumen weckte. Das Thier stand zwischen dem Gestämme und schaute auf den Knaben, der jetzt doch wieder Kind war.

„Warum läufst Du nicht davon?" rief ihm Erlefried fast drohend zu.

„Siehst Du nicht, daß ein Mann hier steht, der Dich todtschießen könnte?"

Das Thier trabte mit seinem hochgehobenen Haupte noch einige Schritte näher; wie herausfordernd winkte es mit seinem Geweih.

„Geh!“ sagte der Knabe und hob die Hand, „Ich thue Dir ja nichts. Heute wollen wir gut sein aufeinander. Siehe, meine Mutter ist gestorben . . .“

Plötzlich wendete sich der Bock und lief durch das knisternde Gestrüppe rasch davon. — Hingegen nahte ein Anderes, welches das Thier verscheucht zu haben schien.

Sela kam herangeschlichen, das kleine Mädchen, das schöne Mädchen. Sie war aber gar nicht mehr klein, sie war nur schön, und an diesem erkannte sie Erlefried wieder.

„Erlefried,“ rief ihm das Kind entgegen. Er hörte es, er sah sie an, aber er wußte nichts zu antworten.

„Erlefried,“ wiederholte das Mädchen und war schon ganz nahe an ihm. „Du hast einmal gesagt, wenn ich Dich wolle, so soll ich Dich rufen. Nun will ich Dich.“

„Soll ich Dich über das Wasser tragen? Nun, da bin ich,“ sagte Erlefried und sah in das frische Angesicht Sela's.

„Ich will Dich nur sehen, Erlefried, dann gehe ich wieder. Ja, ich geh' schon wieder.“

„Magst Du Violen?“ fragte er und hielt ihr den Strauß der Veilchen hin.

Sie nahm den Strauß und sah in das Angesicht Erlefried's und überlegte bei sich, wie sie es nur angehen solle, ihn zu zerstreuen, zu erheitern, heute, da sie seine Mutter begraben hatten.

„Bist Du also nicht auf dem Hirschen geritten?“ fragte sie.

„Ich auf dem Hirschen? Auf welchem?“

„Wie Du jetzt so dastehst — möchte ich es glauben. Was Du trotzig geworden bist, Erlefried! Der Hirsch ist tiefnächtig im Kraut gelegen und hat geschlafen. Du schaust ihn zuerst nur so an, gehst um ihn herum, betrachtest sein Geweih. Er legt den Kopf an seinen Leib hin. Du giebst nicht nach, streichelst ihn, setzest Dich auf das Thier. Ja, ja, Erlefried, ich habe Alles ganz genau gesehen. Der Hirsch rührt sich gar nicht. Du nimmst ihn beim Geweih und schlägst mit den Fersen an seine Seiten — nachher springt er auf. Springt auf und mit Dir davon. Du lachst, ist ein lustiges

Reiten, und der Hirsch hebt zu laufen an hinein in den Wald. Mir wird angst und bang; Du hältst Dich fest an's Geweih und lachst noch immer und rufst um Hilfe. Du reitest durch den ganzen Tärn, Du reitest in die Trasankfelsen hinauf. Das Wild rasset und Du schreist um Hilfe. Ich seh' Alles und hör' Alles und kann mich nicht rühren, und vom Trasank springt der Hirsch über die Wildwiesen in's Trawies herab, just gegen die Wand, wo sie die heilige Dreifaltigkeit in's Wasser geworfen haben — jetzt bin ich Dir auf einmal munter worden."

Wie lebhaft sie das erzählt hatte!

„Geträumt hast Du von mir?"

„Ja in der heutigen Nacht. Jetzt hab' ich kein Gut thun mögen, bis ich gesehen hab', daß Du da bist und Alles nicht wahr ist. Ja, die Violen nehm' ich schon, und gieb Achtung, Erlefried, und reite auf keinem Hirschen."

„Sela!" sagte er.

„Aber eine große Stimme hast bekommen."

„Sela," sagte er, „ich möchte wissen, ob Dein Vater in seinem Haus so Einen brauchen kunnt'?"

„Was für Einen?"

„Ich kann schon Holz spalten, Sela!"

„Das ist wohl brav."

„Kann große Scheiter tragen, und Reisig hacken. Die Kühe füttern, wassern und melken, das kann ich auch. Das Baumsägen ist leicht gelernt. Bretter hobeln kann ich schon lang. Ihr werdet vielleicht Kräuter sammeln und Wurzeln stechen, das kann ich gut. Dein Vater soll mich nur nehmen."

„Mein Vater hat gesagt, Du wirst beim Bart bleiben."

„Ich habe nicht gesagt, daß ich beim Bart bleiben werde. Ich will nicht beim Bart bleiben und weil meine Mutter gestorben ist, so kann ich hingehen, wohin ich will!"

Das Mädchen sah, wie der Junge zornig war und es fragte, was ihm der Bart zu Leide gethan habe.

„Ich bin kein Knabe!" knirschte Erlefried, und die Stimme wollte ihm versagen, „sie haben mich meine Mutter nicht das letztemal schauen lassen."

„Sei froh, wenn Du sie nicht das letztemal gesehen hast," versetzte das Mädchen, „mein Vater hat es uns gesagt, und daß Du deswegen so betrübt gewesen wärest. So bin ich geschwind hinaufgegangen. Aber Du bist zornig, und so gehe ich geschwind wieder hinab."

„Sela, Du mußt bei mir bleiben."

„Und Du mußt es mir nicht für Uebel halten, Erlefried, es ist aber nicht recht, was Du thun willst. Der Bart hat es viel gut mit Deiner Mutter gemeint und Du wolltest jetzt davongehen und in den wilden Wald hinein? Das wäre so, wie auf dem Hirschen."

„Du hast leicht reden," entgegnete nun zögernd Erlefried, „Du hast Dich selber bei Dir."

„Du auch," lachte das Mädchen.

„Mich freut es nicht. Jetzt, weil die Mutter gestorben ist, möchte ich nur bei Dir sein."

„Du kannst oft zu mir hinabgehen und ich werde oft zu Dir heraufgehen. Da auf der Höhe ist's viel lustiger, als unten im Graben. Mußt schön gut sein, Erlefried, und dankbar. Gelt, das wirst sein?"

„Dir zu Lieb' blieb' ich beim Bart," sagte der Knabe, „aber Du mußt dafür alle Nacht von mir träumen."

„Wo haben sie denn Deine Mutter hineingethan?" fragte jetzt Sela.

„Da," sagte er leise.

„Wo?"

„Da, wo wir stehen. Hier unten liegt sie."

Das Mädchen trat erschrocken einige Schritte zurück und legte die Hände zusammen und schaute auf den Boden hin. Es betete. Als Erlefried das sah, faltete auch er seine Hände. Jetzt fiel ihm ein, auf Gräbern müsse man beten. — Und so standen sie eine Weile unbeweglich wie die Bäume, und ein junger Falter war da, der flog im Kreise über den beiden Menschen, die auf dem Grabe standen, auf segenloser Scholle, umlauert vom Verderben — und die jung waren und glücklich werden wollten.

Wahnfred war über den Bergrücken herausgegangen, den man die Höhe nennt, und von welchem man zur Linken die Aussicht in's Heidegelände und zur Rechten das Thal von Trawies und den Trasank hat. Im Hause des Freiwild wollte er zukehren, um zu sehen, ob die neuen Zustände auch hier so wenig zu verspüren wären, als im Hofe des Bart vom Tärn, wo die fleißige Arbeit und die alte Sitte noch fortging, wie sie bisher gegangen war. Aber das Haus des Freiwild war versperrt; auch in der Umgebung war kein Mensch zu bemerken. Im Stalle blökte ein Rind, die einzige Kunde, daß in diesem Hause doch noch Leute wohnten. Als Wahnfred forschend um den Hof herum ging, war es, als wären da oben an der Giebelwand durch das Fensterlein ein paar menschliche Beine hineingezogen worden.

Wahnfred stand eine Weile da und horchte, aber er sah nichts mehr und hörte nichts, als das Blöken des hungerigen Rindes.

Endlich ging er von dannen. Aus einer bewaldeten Engschlucht drang ihm ein prickelnder Geruch entgegen, zwischen den Fichten schwebte Rauch; er stand vor der Schnapsbrennerei der alten Ursula, die eine Schwester des Freiwild war und hier eine armselige Hütte und einen armseligen Erwerb hatte.

Jetzt aber — so viel Wahnfred sah — schien der Erwerb gar nicht armselig zu sein. Fünf Kessel über rohem Ofenbau mit Lehm dicht verschmiert, standen der Reihe nach unter den Bäumen hin, und aus jedem rieselte der helle Faden eines Brünnleins in einen Zuber. Vor einem solchen Zuber kauerte die Ursel, die in ihrem zerfaserten und verblaßten, halb weiblichen und halb männlichen Anzug selbst ganz lehmfarbig aussah, bis auf das stark geröthete Gesicht. Sie hielt jetzt den Finger unter eines der Brünnlein und führte ihn zur Zunge und prüfte die Güte des neuen Gebräues.

Wahnfred sprach sie an; sie erschrak vor ihm, dann fragte sie, was er denn wolle.

„Ich will Dir nur zuschauen, Ursel."

„Kennst mich? Du bist mir auch so — gesehen hab' ich Dich oft, das weiß ich, nur weiß ich jetzt nicht, wo ich Dich geschwind hinthun soll."

„Der Schreiner aus dem Gestade," sagte er.

Sie richtete sich vor ihm auf. „Der bist!" und glotzte ihn an. „Du bist der Schreiner Wahnfred?! — Schau, das hätte ich Dir nicht angesehen."

Er murmelte ein paar herbe Worte.

„Ja, der Schreiner," fuhr sie fort, „der ist freilich nichts, aber daß Du so Pfarrherrn niederschlagen kannst! — Ja, wir wissen Alles. Geh', lügst mich leicht doch an und bist ein Anderer."

„Mich wundert, daß Deine Bremerei so groß geworden."

„Gelt!" machte die Alte und wie sie jetzt grinste, zeigte sie die breite, dicke Zunge zwischen den zahnlosen Kiefern. „Und wenn Du wahrhaftig der Wahnfred bist — aber mein' Seel', was ich mir diesen Menschen anders hab' vorgestellt! — wenn Du es halt doch bist, so muß ich mich bei Dir nur bedanken, daß mein Geschäft so gut geht. Seit daß die Granitz (Grenze) gesperrt ist und sie keinen Wein in's Trawies lassen, trinken die Leut' allerweg Schnaps. Ist auch viel gescheiter. — Du, wart' mir doch einen kurzen Rand (kurze Zeit)," sie hastete in die nahe Hütte und kam recht bald mit einem Plutzer und einem thönernen Töpfchen zurück, welch letzteres sie aus dem ersteren füllte: „Eins mußt mir auskosten, Schreiner! 's ist mein schneidigster, den ich hab'. — Daß aber nicht einmal eine Bank zum Niedersitzen da ist! Thät' Dich frei bitten, Schreiner, wenn Du einmal einen Tag Zeit hättest — etliche Bänk' und ein paar Tisch' möcht' ich haben, da auf dem Anger. 's kommen alleweil Leut' und 's hat bisweil heil keinen Schick, daß sie so auf dem Rasen müssen herumhocken."

„Was kommen denn für Leut'?"

„Närrisch, es kommen den Laster (die Menge)! Manns- und Weibsbilder. Sie thun im Wald umeinand. Ich schenk' mein Tröpfel und kümmere mich nicht weiter. Sollen lustig sein — jetzt ist's eh schon Alles eins."

Nun fragte der Wahnfred: „Dein Bruder, der Freiwild, will denn der dies Jahr nichts anbauen?"

„Wesweg fragst?"

„Weil ich auf seinem Feld keinen Menschen gesehen hab'. Das Haus ist auch versperrt."

„Je, das glaub' ich. Sind ja jetzt all' närrisch worden, die Leut'! Keiner baut was an. Thät' eh nichts mehr wachsen auf der Trawieser Erden, sagen sie — und 's wird auch nicht viel anders sein. Hast Du Winterfrucht gesehen auf der Kirchleuten? Nicht? na, da wirst Dir genug sehen. Kein einziges Halmel geht auf. Und geht eins auf, so ist's im zweiten Tag schon welk. Da wär' der Mensch ein Narr, wenn er noch sein letztes Korn wollt' in die Erden werfen!"

„Was machen denn aber die Leute?" fragte Wahnfred nicht ohne Erregung.

„Na, fürcht' Dich nicht, daß sie sich die Zeit nicht vertreiben! Wenn mein heiß' Tröpfel da nicht wär', ja, dann kunntst fragen. Packt's Dich denn nicht auch immer einmal an?"

„Was denn?"

„Steigt sie Dir denn nicht auch immer einmal auf, die Grauswurzen, von wegen dem, daß wir für Zeit und Ewigkeit hin sind? Gelt, schau, und wenn's Dich anpackt — trinkst nicht?"

„Der Herrgott hüte mich!"

„Der Herrgott?" grinste die Alte, „der dreifältige Herrgott, den sie uns unten in der Trach ertränkt haben? Schau, just deswegen müssen wir unsere armen Seelen auch ertränken. Trink' aus, Schreiner, ich füll' Dir nach."

„Geh' weg mit Deinem Gesöff!" sprach Wahnfred und warf ihr das Krüglein vor die Füße. „Weißt Du, wie die Giftmischerinnen im alten Testament bestraft worden sind?"

„Ja so," entgegnete die Ursel bissig, „weil Du kein Christ nimmer sein kannst, willst leicht ein Jud sein!"

„Tausendmal besser, als wie ein gottloses Thier dahinleben. Der starke jüdische Gott mit den Ruthen, Freiwildin, der ist für uns gut genug!"

Jetzt schritt vom Berghang nieder die halb zersetzte und zerfahrene Gestalt des Stromers Roderich. Er rief mit seiner heiseren Stimme schon von weitem nach Branntwein. Als er jetzt den Wahnfred sah, schlug er die Hände zusammen, stürzte dann auf ihn zu und schrie: „Der Schreiner Der Retter! O Du Heldenmann, komm an mein Herz!“ und wollte ihn umarmen. Wahnfred schob ihn ernst zurück.

„Fang' Du nur mit Dem was an, Roder, das ist ein Sauerampfer,“ so sagte die giftige Urfel zum Stromer.

„Bei Dir, das glaub' ich,“ rief dieser, „im Trawieser Wirthshaus bei den Jüngeren macht er ein anderes Gesicht, das weiß ich gewiß. Wahnfred! Sieger! Drachentödter! Na, da stehst Du ja! So sag' aber, in welchem hohlen Eichenbaum bist denn begraben gelegen über den Winter, daß wir Dich doch gar so umsonst gesucht haben?“

„Wer hat mich gesucht?“

„Wir Trawieser Bürger,“ sagte der Stromer und richtete sich in seinen Lumpen so hoch auf, als es sein verkümmerter Körperbau nur erlauben wollte. „Und weißt Du auch, Schreiner, daß ich heut' Nacht umsonst trink'? Der Erste, der Dich bringt, ist für den Tag gastfrei, so hat's der Rath schon um Lichtmeß beschlossen.“

„Ich möchte wohl wissen, welcher Rath über mich was zu beschließen hat?“ bemerkte Wahnfred.

„Das wirst schon sehen, Held! Komm' nur erst mit. Heut' geb' ich Dir kein Geld, Alte, heut' zech' ich anderswo! Komm', Schreiner. Eh, so geh' mit und wart nicht erst auf einen goldenen Wagen. Im Trawieser Reich ist jetzt Alles gleich, und mußt nur sehen, Bruder, was es seit letztvergangenem Advent bei uns lustig geworden ist. Willst noch was trinken, so trink; ansonst aber komm!“

Wahnfred war daran, die Kameradschaft entschieden abzulehnen; doch besann er sich. Sein Weg führte ja nach Trawies; wenn er nun mit dem redseligen Stromer ging, so konnte er gleich unterwegs Unterricht nehmen über die neuen Zustände seines Heimatsortes. Und so gingen die beiden

Männer mitsammen. Indes erfuhr Wahnfred auf diesem Wege nichts anderes, als daß der Stromer heiterster Laune war.

„Jetzt mein Bruder," rief dieser und legte seinen Arm über die Schulter des Schreiners, „jetzt ist sie einmal da, die Zeit, wo Keinem hart geschieht. Ein Winter ist schon vorbei und im Sommer wird's noch lustiger werden. Nur Eins fürchte ich, daß die Wacht wieder aufgelassen werden kunnt an der Granitz; geschieht das, so ist auf ja und nein alles Uebel wieder in Trawies. Mußt nicht glauben, Schreiner, es gehe so leicht! Es giebt viele verblendete Leut'. Die Sandhockin will Buß' wirken, daß doch die Kirchen wieder sollt' aufgesperrt werden; die Kosekarztin will Buß' wirken, der Schmied-Paul will Buß' wirken, daß der Bann wieder sollt' gelöst werden. Das sind Leut', die das Wohlsein nicht vertragen können. Wahnfred, wir werden zu thun haben, daß wir auf unserem Fuß bleiben jetzund. Etlich Altbauern sind auch noch, die von der neuen Gemein nichts wissen wollen. Na, weil wir nur Dich haben, Bruder, jetzt werden wir schon Ordnung machen."

Und der Stromer legte sich, als sie in Trawies einzogen, recht eng in den Arm seines Begleiters; es that ihm nur leid, daß es schon finster wurde und die Leut' nicht sehen sollten, was er heute für einen Genossen hatte. Sie hätten einmal nachsinnen sollen, ob nicht am Ende auch der Roderich dazumal im Advent hinter dem Spiele gewesen sein konnte, weil er mit dem Schreiner so gut Freund.

Wahnfred that einen kurzen Blick gegen die Kirche hin, die durch die Dunkelheit von der Anhöhe schimmerte. Im Wirthshause, auf das die beiden zugingen, waren alle Fenster beleuchtet. Die Stuben waren voll lärmender Zecher. Der Stromer stieß mit dem Fuß die halb angelehnte Thür auf und zerrte seinen Begleiter mitten in's Gewühle.

„Schaut's auf, Leut', schaut's auf, wen ich da bring'!" so rief er.

„Wahnfred!" schrien sie dem neuen Gast jubelnd entgegen, „Du Himmel-Herrgotts-Mensch, wo streifst denn so lang um und läßt uns allein? Schreiner! Du sacrischer Trawieser Heiland, Du! Na, wie schaust denn aus!"

Von allen Seiten klatschten Willkommschläge auf seine Achseln, und Aller Hände drängten sich stoßend heran, um die seinen zu schütteln. Wahnfred konnte bei der vor Qualm verschleierten Talgkerze kaum eines der ihm zugrinsenden Gesichter erkennen. Es waren halbverkommene, bärtige Gesellen, zu sehen, als wäre jeder eben wie er selbst aus einer Hochwildniß gekommen. Kohlenbrenner, Holzer, Bauernknechte, Wilderer, Bergknappen, Kräutersammler u. s. w. hatten ihre Arbeitsposten verlassen, hatten genommen, was sie gefunden, hatten, weil ihrer die große Mehrzahl war, sich der Herrschaft angemaßt und waren nun die Freien und die Bürger von Trawies. Alsbald war auch das Hausirervolk und alles Gesindel von der Straße mit ihnen und sie hatten sich zur steten Kräftigung der „Gemein" mit diesem Volke verbunden. Es waren aus den Hochwäldern Leute hervorgekommen, denen man auf entlegenen Pfaden niemals gern begegnet wäre; sie wurden aufgenommen in den neuen Verband, dem vor allem daran gelegen sein mußte, aus gleichgesinnten Elementen gebildet, sobald als möglich groß und stark zu werden. Gleichgesinnte Elemente waren auch jene Subjecte, die draußen irgendwo der Kette oder dem Galgen entlaufen waren und sich nach Trawies geflüchtet hatten, so daß aus diesem Exile ein Asyl der Verbrecher werden wollte.

Der Haufe ging von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte, und wer sich nicht anschloß, der lief Gefahr, seine Habe und sein Leben zu verlieren. Im Wirthshause hielten sie Hof, im Wirthshause tagten ihre Berathungen, die nicht selten mit Streit und Gewaltthätigkeiten, öfter aber noch mit tollen Gelagen endeten. So lange Geld da war und gangbar von Hand zu Hand flog, wickelten sich die Geschäfte ziemlich regelmäßig ab, denn „das einand mit Gewalt etwelches wegnehmen ist nicht verstattet," hieß es in einem damaligen Beschluß der „Gemein." Als sich jedoch der Wirth und der Krämer weigerten, Geld anzunehmen, weil sie die Münzen nicht abfließen zu lassen vermochten, drohte ein Aufstand, bis man sich zur Noth dahin einigte, daß die Vorräthe der Trawieser Häuser herbeigeschafft und gleichmäßig an die Leute

vertheilt werden sollten. Die Ursel in der Freiwildhütte war die einzige Person, welche noch Schinderlinge nahm, denn sie hatte noch nicht in Erfahrung gebracht, daß die Münzen keinen Anwerth mehr hatten, da sie die Dinger nicht ausgab, sondern in einen alten Topf zusammenthat und in die Erde grub. Und so war es eingerichtet, daß man zu Trawies um Baargeld nur Schnaps und nichts als Schnaps bekam.

Dem gemäß war im Wirthshause die Stimmung, als Wahnfred eintrat. Auch Weiber waren in der Gesellschaft, je zwischen zwei Männern eines oder zweie, Alle Gluth in den Wangen, Viele auch noch Gluth in den Augen. Sie schauten gar unbefangen auf den schönen, schlanken Mann mit dem blassen Antlitze. Alles war auf. Sie hielten ihm Branntwein zu, sie tranken johlend auf den Befreier von Trawies.

„Jetzt bist unser," riefen sie, „jetzt bleibst unser! Wir brauchen Einen, der so ist wie Du. Was bist denn so blaß, wie ein steinerner Heiliger? Wirst doch nicht glauben, wir verschergen Dich?"

„Da schau, das ist Deine Axt von der Sacristei, die wir in Ehren halten! Ist uns lieber als das Christikreuz!"

Wahnfred schauerte zurück vor dem rostigen Werkzeuge, vor dem harten Stahl, aus welchem der Funke gesprungen war, der in seiner Seele brannte wie höllisches Feuer, der einen unheilvollen Brand entfacht hatte in den Gemüthern zu Trawies. Im Herzen des Mannes war noch die Betrübniß vom Grabe her, er konnte kaum zu Worte kommen. Am liebsten wollte er nach dem, was er heute sah und hörte, fliehen, so weit ihn die Füße trugen. Nun dachte er aber an das Gelöbniß vor dem Sterbebette und an den Entschluß, mit Trawies zu siegen oder zu fallen.

„Ich grüß' Euch Leute," sagte er, „und wenn Ihr mir vertraut, so wird unser Zusammenverbleiben ersprießlich sein."

Heller Jubel brach jetzt los, sie zogen den Schreiner zum vordersten Tisch: „Trink' Brennwasser, Bruder! Du stehst nicht so auf, wie Du Dich hingesetzt hast, merk' was wir gesagt haben!"

Ein Weib, die Frau des Freiwild war's, lief jetzt zur Thür herein und fragte nach ihrem Manne. Beim Ofentische stand derselbe auf und fragte seine Hausgenossin, ob sie wieder da sei um ein Merks, wie letzthin?

Erschrocken fuhr sie mit der Hand an die Wange. „Nein, nein," sagte sie kleinmüthig, „kannst sitzen bleiben und trinken, so lang Du willst; will Dir nur die Post bringen, daß wir ausgeraubt sind worden heute Nachmittag. Speck und Fleisch und Leinwand ist weg, und die groß' Truhen ist erbrochen und Deine neuen Stiefel sind hin."

Der Freiwild sprang auf den Tisch und rief: „Ausgeraubt bin ich, Trawieser Rath, ausgeraubt bin ich worden!"

„Durch das Oberfenster muß er hineingekrochen sein, der Dieb," fuhr das Weib fort, „man sieht an der Wand die Kratzer von den Schuhnägeln."

„Ausgeraubt bin ich worden!" schrie der Freiwild.

„Es muß wo so ein verhöllt' Gesindel umstreichen," sagte jetzt der Stromer Roderich zum Wahnfred gewandt, „alle Augenblicke hört man vom Stehlen und Rauben."

„Kannt's nicht sein, daß Du den Dieb heute gesehen hättest?" fragte ihn der Wahnfred.

„Wesweg? Wie meinst das?" entgegnete der Stromer lauernd.

„Weil Du vorch vom Freiwildhaus herabgekommen bist, da wir uns nachher bei der Branntweinerin getroffen haben."

Ein Anderer stellte sich vor den Freiwild und sprach: Hast denn Du noch Fleisch und Speck im Hause gehabt? Hast nächst' Wochen, wie wir zu Dir gekommen sind, um Vorrath zu sammeln, nicht gesagt, in Deinem Haus wär' Alles gar geworden und Du thätest selber Hunger leiden? Hörst, Schurkel, Dich soll man peitschen, Du betrügst die Gemein'!"

„Was, die Gemein'!" zischelte der Freiwild im Lärme dem Sprecher zu. „Du hast Zorn, weil es Dir ist zu Schaden gewesen. Du lieferst nur das Magere ab an die Gemein'. Soll ich's laut sagen, wo Du die fetten Stücke versteckst?"

„Sag's nicht, wir theilen," raunte jener dem Freiwild in's Ohr; dieser aber entgegnete:

„Wir haben schon getheilt, mein Lieber. In der Roßhöhlen, wo Du Deinen Raub zusammenschleppest, habe ich Speck und Fleisch gefunden, das mir heut' gestohlen worden ist."

Jetzt trat ein kleines Männlein vor, der Holzer Stom aus dem Trasaukthale; man sah ihn gar nicht, er schlüpfte und rieb sich zwischen den Knochen der Anderen herum, aber man hörte seine schrille, gellende Stimme.

„Will was reden!" schrie er.

„Still sein! der Stom will reden," rief es allerwärts.

Da stand der Kleine schon auf dem Stuhl und sprach: „Leut'! wenn es so fort geht in Trawies, so kann's nicht halten. Allerweil stehlen und rauben thun die Löter! Uns selber ausplündern, das ist eine Schand. Daß sich der Brauch aber bald aufhören wird, weil wir Keiner mehr was zu stehlen und zu rauben finden werden in der Gemein', das ist noch eine größere Schand. Arbeiten!"

„Arbeiten mögen wir nicht!" schrie Einer entgegen.

„Hilft auch nichts," fuhr der Stom fort, „ist kein Segen dabei, der Himmel ist vernagelt. Von draußen herein kriegen wir nichts. Das Thier im Walde ist auch so gescheit und lauft uns nicht mehr über die Granitz herein. Uns selber auffressen?"

Ein Gebrumm der Mißbilligung.

„Mit Dir wär' Einer bald fertig," verspottete der Stromer den Redner.

„Du schielender Umherlaufer!" schrie der Redner, „ich denk', mit Dir hab' ich auch nicht lang' zu thun. Du füllst Deinen Magen und legst Dich auf die faul' Haut und machst Deine rostigen Späß', wenn Einer was Ernsthaftes sagt. Du bist ein nichtsnutziger Schmarotzer, wenn nicht noch was anderes. Hinaus! hinaus gehst!"

Mehrere Arme packten den Stromer und zerrten ihn während dieser fortwährend schrie: „Ist das der Dank! Ist das der Dank dafür, daß ich den Schreiner hab' gebracht?" zur Thür hinaus. Vielleicht war das sein Glück; Wahnfred

hatte den Roderich eben in's Verhör nehmen wollen, was er eigentlich an diesem Nachmittage beim Freiwildhause zu thun gehabt habe, und seine Schuhe untersuchen, ob sie an der Wand Kratzer hinterlassen konnten und ob sie Aehnlichkeit hätten mit jenen, die er bei seinem Vorübergehen zum Fenster hineinschlüpfen gesehen zu haben glaubte.

Der Holzer Stom fuhr nun aber in seiner Rede fort: „Weil das Arbeiten nichts nutzt und das Sichselberfressen nichts taugt, alsdann so sage ich: Wenn wir nicht wollen hin sein, so müssen wir uns zusammenthun, daß wir eine Schaar sind und keck hinausfahren zu den Herrenhäusern und zu den Meierhöfen und uns das Recht und die Lebensmittel nehmen, wo wir sie finden."

„Eine Räuberbande?" versetzte Wahnfred und hielt sein Haupt hin, als glaube er, nicht recht verstanden zu haben.

„Von einer Räuberbande habe ich nichts gesagt," fuhr der Redner fort. „Wenn die Ungarn und die Türken einfallen und Häuser und Schlösser niederbrennen, so heißt man das anders. Wenn die Schweden kommen und die Kaiserlichen selber die Höfe ausplündern, und der Salzburger Bischof Aschermittwoch hält das ganze Jahr, weil er Burgen und Dörfer zu Aschen brennt — wer wird denn da Räuberbande sagen? — Trawies ist auch eigenständig geworden jetzund. Trawies hat streitbare Männer. Und wenn uns die da draußen Krieg haben erklärt, werden wir uns feiglings verkriechen, wie der Luchs in's Loch? Giebt's nicht Löwen in der Wildniß? Und sehen wir auf unserem alten Kirchenthor nicht einen Löwenkopf eingemeißelt? Jetzt wird's aufkommen, was der Löw' bedeutet zu Trawies. Männer! Einen Feldzug wollen wir halten!"

„Feldzug! Landkrieg! Herrenerschlagen!" diese Worte wurden nun wild durcheinander gerufen; Einzelne griffen schon zu den Knütteln, zu den Messern, als gelte es zur Stunde. Die Weiber sprangen auf und thaten krächzend dar, sie blieben nicht daheim, sie zögen mit Sensen und Strengabeln und Kohlenhacken aus, und gierig zuckten schon ihre scharf be-

nagelten Finger. Der Stom blinzelte und lächelte vergnügt, als er die Wirkung seiner Rede sah.

„Das geht schon gut," schmunzelte er, „aber vorerst muß ein Feldherr gewählt werden. Der braucht kein Riese zu sein an Leibesgestalt, aber im Kopf muß er's haben und heiß muß er dreingehen, recht teufelmäßig scharf und nichts achten — g'rad hinfahren wie ein brüllender Löw'; — ich wollt ihm's schon zeigen!"

Alsogleich schickten sie sich an zur Wahl. Und wäre es auch nicht für ein Ausbrechen aus Trawies, meinten die Besonneneren, ein Oberhaupt müsse für jeden Fall sein. Ob das Oberhaupt an Leibesgestalt groß oder klein sei, an dem sei allerdings nicht viel gelegen: auch das, ob derselbe das Maul gut brauchen könne oder nicht, sei Nebensache; hausgesessen dürfe er aber nicht sein, das Los der freien, gleichen Bürger müsse das seine sein, daß er nicht etwa zurückneige zu altverrosteten Einrichtungen, die das alte Uebel wieder herbeiführen könnten. Und einen festen Kopf müsse er haben und eine sichere Hand, sei es mit dem Werkzeug oder sei es mit der Waffe, und den Beweis müsse er geliefert haben, daß ihm die Gemein' über Alles gehe, auch über sich selber. Es sei nur Einer im Haus, von dem man das sagen könne, auf den ein Vertrau wäre und der es für Ehren- und Pflichtsache halten müsse, die Wahl anzunehmen.

Da verneigte sich der kleine Stom und er sagte, es freue ihn, er mache sich eine Ehr' daraus und halte es für seine vorderste Pflicht, der Gemein' zu Nutze zu sein.

Jene aber wiederholten, es gebe nur Einen im Hause, den sie zur Wahl vorschlagen könnten, und das wäre der tapfere Befreier der Gemeinde Trawies aus Knechtesbanden, es wäre der thatkräftige Mann — der Schreiner Wahnfred.

Jetzt war ein entfesseltes Geschrei:

„Wahnfred soll unser Oberhaupt sein, unser Feldherr, unser Führer und König!" Die Weiber schrien noch am heftigsten und Jede gab ihm zwei Stimmen, die eine als Bürgerin, die andere als Weib.

Mittlerweile hatte Wahnfred seine stets wieder aufsteigende Entrüstung nach Kräften niedergedämpft; Unmuth und Zorn erfüllten seine Seele. War das wirklich Trawies? Er war gekommen in der Absicht, das mit kirchlichem Fluche belegte und vom Staate verlassene Völklein zu hüten, zu beruhigen, wieder besseren Bahnen zuzuführen. Und nun sollte er dieser Bande von herabgekommenen, rohen Gesellen und Dirnen Oberhaupt sein? Anderseits war es ihm klar, daß er nur auf diesem Wege, auf den sie ihn drängten, Einfluß und Macht über die gesetzlose Rotte gewinnen könne. Wo nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen ist, kommt Wahnfred leicht zum Entschlusse. Er steht auf, stemmt seine Faust auf den Tisch und mit trüber Stimme — aber sie wird allerwärts vernommen — sagt er:

„Wenn ich die Wahl annehme, so fordere ich Eins!"

„Fordere was Du willst!" riefen sie.

„Ich fordere Gehorsam."

„Gehorsam fordert er!" schreit der Holzer Stom, „da seht: er, der den Tyrann hat erschlagen, will es nun selber sein."

„S'ist Einer gegen mich," sagte der Wahnfred.

Den Stom stießen sie mit Fäusten, den Schreiner beschworen sie, daß er ihr Vormann sei.

„Die Freiheit," so redete nun Wahnfred, „kann nur sein, wo Ordnung ist und das Gesetz. Dieser mein Arm, er ist Euer, er soll Euch führen. Ihr kennt ihn. Als er sich erhob mit der Axt, es war zu Eurem Wohl und was er fürder thun wird, es soll zu Eurem Wohl sein. Trawieser Leut'! Gelobt Ihr mir Gehorsam, so bin ich Euer Mann!"

„Gehorsam, Gehorsam dem Hauptmann von Trawies!" so hallte und schallte es im Hause; die Weiber schrien wieder am lautesten. Die paar Unzufriedenen hatten sich davongemacht.

Wahnfred erfaßte mit herbem Faustgriff die schwere Axt und stemmte sie auf den Tisch, daß ihre Spitze sich tief in's Holz grub. Sein Auge blickte finster in die Runde; da lief das Geschrei in ein Gemurmel aus und dieses löste sich in Schweigen. Wonniger Schauer des Beherrschtseins durchrieselte die Knechteseelen.

Wenige Wochen nachdem Wahnfred die Führerschaft über die Einwohner der Waldgegend übernommen hatte und es ihm mit allem Aufwande seiner Schlauheit und Kraft gelang, die Menschen insofern im Zaum zu halten, daß sie sich einstweilen nicht gegenseitig schädigten, wurden die Gemüther durch eine seltsame Erscheinung aufgeregt. Gegen Ende Mai war's, so erzählt die Schrift, in einer schwülen, fast sternlosen Nacht, als vom Sonnenaufgang her über den Waldzügen des Tärn am Himmel ein feuriges Kreuz emporstieg. Es war mit seinen beiden Armen ungeheuer groß und flammte in mattem Roth, als lodere es in einem Nebelschleier. Die Enden zuckten sachte auf und nieder, sonst stand es in gespenstischer Ruhe wohl gegen eine halbe Stunde, bis es allmählich erblaßte und verlosch und wieder die schwarze Himmelsnacht lag über den Wäldern.

Die Furchtsamen hatten sich vor Angst in finstere Winkel verkrochen und dort noch ihr Antlitz mit Tüchern verhüllt, daß dieses Schreckliche nicht mehr in ihr Auge zu dringen vermochte. Die Kühnen waren dagestanden und hatten ernsten Gesichtes auf die Erscheinung hingeschaut; erst als sie schwand, lösten sich die Zungen und Einer sagte zum Andern: „Was ist das gewesen?"

Wahnfred selbst, der im Hause des Feuerwart wohnen mußte und aus seinem Schlummer gerufen worden war, hatte innerlich vor dem Gesichte gezittert. Nun sagte er zu den aufgeregten Leuten Folgendes: „Danket Gott dem Herrn, Ihr Leute von Trawies, daß uns der Himmel seiner Zeichen und Drohungen würdigt, beweist, daß wir noch nicht verloren sind. Harte Menschen nahmen und zertrümmerten uns das Kreuz, der Himmel zeigt es uns wieder. Auch am Tage des Gerichtes wird das Kreuz in den Lüften erscheinen. Aber heute ist die Weissagung nicht erfüllt, die Sterne leuchten noch am Himmel; eher meine ich, der Herr zeigt uns das Kreuz, wie man es einem Sterbenden hinhält. Wir haben Grund zu beben vor den Dingen, die da kommen werden. Wir sind Gotteslästerer, Müßiggänger, Diebe, Ehebrecher. Unsere Laster haben tausend Namen. In diesem

Hause lebte ein braver Mann, der alt geworden war in der Liebe und Arbeit für Trawies — Ihr habt ihn verstoßen."

Da fiel ihm Einer in die Rede:

„Wir haben ihn nicht verstoßen, weil er alt geworden ist in der Liebe und Arbeit für Trawies, wir haben ihn fortgewiesen, weil er sich in den neuen Brauch nicht hat fügen wollen."

„Nennt mir diesen neuen Brauch!" rief Wahnfred. „Nicht? so nenne ich ihn; Gewalt und Zügellosigkeit! Doch sage ich Euch und schwöre es bei dem flammenden Kreuze am Himmel, es muß anders werden."

„So mach' es anders, wenn Du kannst," antwortete ein Trotziger.

„Der Gallo Weißbucher, unser Vormann, soll wieder wohnen in seinem Hause."

„Soll's thun, wenn er eins hat."

„Seht Euch vor! Das brennende Kreuz kann niederfallen vom Himmel auf Trawies!"

„Soll's! Mehr als hin sein können wir nicht."

In Manchem schienen sie seinen Weisungen zu folgen, im Ganzen waren sie nicht zu bewegen, in diesem Frühjahr zu ackern und zu säen. Auf verdammter Erde wachse nichts, war ihr Vorwand.

„Ist dieser Boden verflucht?" rief Wahnfred und wies auf das reich emporsprießende Gekräute, auf den hellen Blumenflor der Matten, auf die blühenden Wildobstbäume, auf den in neuer Schöne prangenden jugendlichen Wald.

Wer sollte aber säen? die zusammengelaufene Rotte hatte weder Acker noch Samenkorn; und die so vielfach schon geplünderten Besitzer von Grund und Boden sahen leicht voraus, wer zur Zeit der Reife für sie ernten würde. Die wenigen alten Ansäßler wollten es darauf ankommen lassen; war kein Brot mehr in Trawies, so würde sich das Gesindel schon wieder verlaufen. Wahnfred besaß an der Brandstätte seines Hauses im Gestade ein Aeckerlein, dieses nützte er und bebaute es mit verschiedenem Gemüse. Der kleine Baumhackel arbeitete nicht.

Einen Tag nach der Nacht, da am Himmel das Kreuz erschienen war, ließ Wahnfred dem Feuerwart Nachricht geben, daß er wieder in seinen Hof an der Trach zurückkehren möge. Der Gallo ließ ihm sagen, er habe im Dürbachgraben neben der Hütte sein Weib zur ewigen Ruhe gelegt, er wolle bei ihr verbleiben. Während aber der Bote aus war, schlich ein Wicht in das hintere Gebäude des Hofes und wollte Feuer legen. Zufällig war Wahnfred in der Nähe, verscheuchte den Missethäter, gewann jedoch von Neuem die Ueberzeugung, wie gefährlich der Boden war, auf dem er stand, wie niederträchtig die „Gemeinde," die ihn zum Oberhaupte gewählt hatte. Täglich kamen zerfahrene Strolche und raublustige Gesellen zu ihm, die ihn drängten, die streitbaren Männer von Trawies zu einer Schaar zu versammeln und einen Zug in die Vorlande zu unternehmen.

Wahnfred lehnte nicht ab, er durfte seinen allerdings zweifelhaften Einfluß auf die Menge und deren freilich ebenso zweifelhaftes Vertrauen zu ihm nicht ganz verscherzen. Er vertröstete sie auf eine dem Unternehmen günstigere Zeit und wies auf die militärischen Bewegungen, die nun im Lande herrschten und einen Ausfall der Waldleute nicht rathsam machten. Dabei sann der Schreiner Tag und Nacht auf Mittel, Ordnung und Sitte wieder herzustellen. Mit dem vertriebenen Vormann berieth er sich; dieser war krank und gebrochen und sagte: „Ihr habt drei Mittel. Entweder Ihr kriecht zum Kreuz und fleht die Kirche um Aufhebung des Interdictes an, oder Ihr wartet auf die Soldknechte, die Euch sprengen und vernichten werden, oder — Ihr thut es selber."

Vom Gallo Weißbucher war das eins der letzten Worte, die er für Trawies sprach. Er zog sich zurück in sein armseliges Haus und war allein mit seinem Feuer und mit seiner Sela.

„Ja," sagte er einmal, als er sein heranblühendes Kind betrachtete, „Du bleibst noch lange in dieser Welt, wie wird es Dir ergehen? Die Menschen sind wahnsinnig ge-

worden. Es ist doch wahr, daß eine Bestie in ihnen steckt. Lange halten sie den Schild Gottes hoch und schauen zu ihm empor mit glänzenden Augen und wachsen himmelwärts. Eine heiße Freude kommt in sie über das, wie hoch sie es gebracht. Und eines Tages ist das Anbild hingeschleudert, zerschlagen, zertreten; Stück um Stück werfen sie von sich, schänden den Tempel, stürzen das Gesetz, verbrennen ihr eigenes Wohnhaus, reißen sich die Kleider vom Leibe, wühlen mit allen Vieren in der Erde, wüster als Hyänen, denn Eins ist ihnen noch vom Menschen geblieben, haben sie dem Thiere voraus — das Laster. Je höher der Stand, von dem sie in den See springen, desto tiefer sinken sie zu Grunde. Aber getrost, mein Kind, die Fluth wirft sie wieder empor, von Neuem entdecken sie das Sonnenlicht, von Neuem beginnen sie sich aufzukämpfen durch Noth und Blut, sich ein Anbild zu machen, das erst nach ungemessenen Zeiten wieder in seiner einstigen Größe vollendet steht. Glückselig der, welcher mit der jubelnden Menschheit auf solchen Höhen wandeln kann, der sterbend sein Geschlecht segnen darf, anstatt, wie ich, ihm und seiner selbst zu fluchen. — Ich kann Dich nicht segnen, meine Sela, aber wie ich das Ahnfeuer bewahre, so hüte ich Dir den Segen der Vorfahren, den Segen all' Derjenigen, die aus Liebe für die kommende Menschheit gelitten und gestritten haben."

Das Mädchen blickte den alten Mann verwundert an; es war ein seltsamer Klang in seinen Worten, ein seltsames Leuchten in seinen Augen.

Dann wieder versank er in sich selbst und murmelte, daß vom hohen Firstling eine Lawine, ein Fels niederfahren und den Eingang in den Dürrbachgraben verschütten möge. Er fürchtete sich vor den Feinden, die von außen den Strick und den Flammenring gezogen hatten; aber noch mehr graute ihm vor dem Ungeheuer, das in diesen Bergen aufstand und das Feuer wildester Leidenschaft entfachte um die preisgegebenen Herzen. Das war ein anderes Feuer, als jenes der Penaten, der heiligen Hertha, welches er vertheidigt und gehütet hatte. Dieser gehütete Funke, welcher vor vielen

hundert, vielleicht vor tausend Jahren in einem Blitzstrahle etwa jenen alten Eichbaum verzehrt hatte, unter welchem die Germanen ihren Göttern geopfert hatten; dieser Funke, der dann die Seele der Vorfahren weiter trug von Geschlecht zu Geschlecht, ein still glühendes Vermächtniß, die Wände des Hauses sanft erwärmend, mild erhellend, aber stets bereit zu mächtigem Auflodern, sei es um zu läutern, sei es um Uebles zu zerstören; dieser Funke, an welchem die Bewohner zu Trawies seit je ihre Freudenfeuer und ihre Trauerfackeln entzündet hatten, und der nun in der Hütte des Feuerwartes weiterglimmte: er war der Verbannte. Er war ein Fremdling geworden im neuen Reiche.

Der alte Weißbucher saß an seinem Herde und blickte in die Gluth. Da beklagte er nicht mehr den Verlust seines Hofes, er war hier daheim. An dieser Herdgluth erwärmte sich sein Herz bisweilen zu einem Gefühle von Genugthuung und Glückseligkeit. Wo auf dieser Welt ist ein Schöneres, ein Geheimnißvolleres, ein Milderes, ein Gewaltigeres, als das Feuer? Das Feuer macht Alles lebendig, das Feuer soll nach heiliger Offenbarung einst Alles zerstören.

Sela legte Strünke und Aeste gestürzter Bäume auf den Herd zur steten Nahrung für dieses lebendige Wesen, das so uralt war und sich in jedem Augenblicke neu gebar. Im Knistern der Gluth schlummerte dann der alte Mann ein, aber sein Schlaf war ein ruheloser, immer wieder schreckte er auf aus Angst, das Feuer könnte verlöschen.

Sela versicherte ihm unzähligemale in jeder Nacht, daß sie wachen würde.

„Dein Wille ist gut," sagte der Feuerwart, „aber Dein Leib ist schwach. Du bist jung, der helle Tag gießt so viel neues Leben in Deine Sinne, Du loderst wie dieses Feuer. Und wenn die Nacht ist, sinken Deine Augen zu und Deine Glieder hin und Du bist schier ohne Leben und weißt nicht, was zu bewachen ist. Ich kann Dir zur nächtlichen Weile nicht vertrauen, Sela, Du meine arme, geliebte Sela!"

Und wenn sie dann wirklich schlief, und auch ihn die Erschöpfung zu übermannen drohte, legte er viel Holz auf

das Feuer, daß es in der Hütte der Schlucht oft um Mitternacht gar unheimlich leuchtete und prasselte, während die zwei Bewohner derselben schlummerten.

Einmal, als der Feuerwart wieder plötzlich aufzuckte, brannten die Querbalken, die als Stützen und zum Aufhängen von Kleidungsstücken durch das Haus gezogen waren. Lustig hüpften die Flammen weiter und strebten dem Dache zu, als wollten sie aus so langer Haft endlich entfliehen. Aber der Feuerwart brach noch zu rechter Zeit die Brücke ab; er war aufgesprungen, hatte mit der Axt die Balken rasch entzwei gehackt, daß die Brände prasselnd niederbrachen auf den Lehmboden und dort an feuchter Erde rauchend verloschen.

„Wo hast Du denn hin gewollt?" fragte der alte Weißbucher das Feuer. „Ich vermeine, Du willst der Trawieser Gegend entfliehen. Auf solche Weis' dächte ich, wir gingen mitsammen. Oder willst Du einen Kampf mit dem Flammenring anheben? Wohlan, wohlan! Flieg' aus, erfasse die Wälder des Tärn, des Ritscher, und schleudere die Brände auf Trawies. Ergreife, schmilz die Wände des Trasank und leite die Feuerbäche durch das Thal der Trach. Verschone auch nicht mein Haus, denn wir sind Mörder. Vernichte das Nest des Lasters, erlöse uns von dem Fluch, den sie auf uns geworfen haben. Und wenn das geschehen ist, dann kehre wieder ein in die friedliche Wohnung besserer Menschen und trage den Segen der Alten hinüber in die fernsten Zeiten!"

Das erwachende Mädchen erschrak, als es den Vater verstört und mit wirren Haaren in der Hütte aufrecht stehen sah, mitten in Rauch und unter glühenden Kohlen — laut Worte sprechend, die es nicht verstand.

Die Stimme des Kindes befreite den Alten aus seiner Ekstase. Er schloß Sela in seine Arme und weinte. —

So ging es eine Zeit fort. Der Feuerwart wurde hinfälliger von Tag zu Tag. Er mochte auch nicht mehr im Freien sein, das Licht des Himmels that seinem Auge weh und er fürchtete auch, es könne, während er da außen der

Sonne nachgehe, daheim das ihm anvertraute Feuer verlöschen. So saß er stets am Herd und wachte, und sann.

Er wußte, daß er sterben würde nach kurzer Zeit. Der Sühne hatte er sich willig ergeben, so fürchtete er sich nicht; der Tod war ihm ein Bekanntes und ein Trautes, eine Gnade Gottes, die Allen gemeinsam ist.

Nach dieser Welt des Unrechtes, der Unruhe und der Leiden ist der Tod eines Jeden Anrecht, ein milder Erlöser, der wieder mit dem Leben versöhnt, weil er sein Unrecht gut macht, seine Unruhe aufhebt, sein Leiden endet. Der Tod giebt das, was wir von dem Leben verlangen; er ist das letzte Band, welches uns loslösend noch einmal mit der Menschheit verbindet, er ist die Pforte, wo wir mit stillem Lächeln Allen begegnen, die für oder wider uns waren auf Erden. Nach den goldenen Tagen der Glücklichen, welch' ein schöneres Ende ist denkbar, als der Schlummer! Nach dem kummervollen Dasein des Armen, was soll denn kommen zum Trost und zum Entgelte, als die tiefe Rast? Soll sich das Elend in Freude und Lust verwandeln, um wieder vor neuem Jammer zu zittern? Diese Erde ist ja so reich an Sonnenlicht und Freuden, aber erst der Hinblick auf den Tod giebt Allem die Weihe. Nur der Tod macht das Leben schön und das Leben macht den Tod gerechtfertigt. Die Natur widerstrebt freilich so lange sie kann; es ist ja ihre Schuldigkeit, zu leben. Die Schuldigkeit unserer Seele aber ist, den Leib, in dem sie diese schöne Welt genossen hat, dankbar und willig hinzulegen zu seiner Ruh'. Unsere Vorfahren haben uns Platz gemacht, haben das, was sie auf Erden errungen, uns zum Erbe hinterlassen. Dasselbe leisten wir den Nachkommen, welche in junger Liebe heute wohl weinen werden um uns, die sie — lebten wir auch nur um fünfzig Jahre länger — von der Erde vertilgen müßten.

Ich bin's so zufrieden. Bereut es mein Gott nicht, mir das irdische Licht auf eine Weile geliehen zu haben: ich habe mich nicht zu beklagen. —

So sann der Feuerwart oftmals; dann fiel sein Auge und sein Herz wieder auf Sela, auf das junge Leben, das

da emporsprosset neben dem morschen, zur Erde sinkenden Stamm, in das Sonnenlicht empor, in die Maienzeit hinein.

Sela läßt bisweilen das Auge länger ruhen auf des alten Mannes Angesicht, als sonst. Dieses Angesicht wird so fremd. Er fühlt es wohl, wie schlaff und leer seine Haut über den Knochen liegt. Ist es doch, als ob die Zeit der Knochen beginne. Die Augen sind tief in die Höhlen gesunken und nur selten lechzt ein Blick noch hervor nach anderem irdischen Lichte als dem Feuer seines Hauses. In seinem Herzen ist es noch warm und hell. Freundlich leuchtet ihm die Gluth von ihrem Herde zu. Dieses Feuer ist nicht thatlos vorübergegangen an den Tempeln fremder Lehren, es ist nicht vorübergegangen an den Zwingburgen der Unterdrücker. Doch hat es tausend- und abertausendmal im Frieden den häuslichen Herd erwärmt.

Immer und immer ist das sein Sinnen, das vom Feuer.

Bei seinem Scheine hat der Enkel des Großvaters Sagen gelauscht von Odin. Bei seinem Scheine hat der Bräutigam der Braut den Ring vertraut; an seiner Gluth ist das Hochzeitsmahl bereitet worden. In seiner Gluth haben sie das Schwert geschmiedet gegen den Feind. In seiner Gluth ist manches Stäubchen Gold und manches Menschenherz geläutert worden. Du liebes, trautes Feuer aus alten Zeiten, du treuer Freund meines Lebens, nun heische ich bald den letzten Dienst von dir.

„Es ist eine Weile," so sagte der Feuerwart einst zu seinem Kinde, „da sie den Menschen mit Steinen werfen und mit Füßen treten; und es ist eine Weile, da sie vor ihm niederknien und ihre Augen senken. Das Erste thun sie, wenn er wandelt und athmet, das Andere thun sie, wenn er ausgestreckt liegt auf dem Laden."

Das Mädchen verstand es nicht. Er setzte noch bei: „Möchtest Du es nie verstehen lernen!"

Und eines Abends, da der volle Mond zwischen den Felsen und über den Baumwipfeln herniederglänzte auf die Hütte, saß der Feuerwart vor derselben und hielt sein Kind auf dem Schoß.

„Meine Sela," sagte er mit leiser Stimme, „Du hast mich lieb."

Das Kind machte ein ernstes Gesicht und neigte den Kopf.

„Und wenn ich Dir heute etwas sage, was Du thun sollst, so wirst Du es thun?"

Das Mädchen neigte sein Haupt.

„Und wirst Du es auch morgen thun?"

„Ja, Vater."

„Und wirst Du es immer thun, auch wenn ich es Dir nicht mehr sagen und wiederholen werde?"

„Was Du willst, das werde ich immer thun."

„Dann, mein Kind, bist Du mir heute und immer lieb; auch dann noch, wenn ich es Dir nicht mehr sagen werde, daß Du mir lieb bist. Denn siehe, meine Sela, es wird eine Zeit sein, da werde ich schlafen. Als die Mutter schlafen ging, warst Du in Deinem Bett, ich habe Dich nicht wecken wollen. Gehe morgen und in den nächsten Tagen nicht viel in die Beeren hinaus. Bleibe hübsch bei mir und flechte. Wenn ich auf der Reisigbank sitze und schlummere, so horche auf mein Athmen. Ich werde schwer Athem holen, so wie es ein Erschöpfter thut, wenn er seine Last hat abgelegt. Dann, Kind, wenn Du diese Athemzüge wahrnimmst, dann zünde am Ahnfeuer die Kerze an, die in der Lade liegt, und gieb mir sie in die Hand. Und sage nichts, sei fein still, denn Du sollst mich nicht wecken. Die schweren Züge werden bald vorüber sein, dann werde ich ganz still und ruhig schlafen. Sollte ich, mein Kind, vor diesem Schlafe vergessen haben, meine Augen zu schließen, so lege Deine Fingerspitzen auf die Lider. Und ist das Alles geschehen, so nimm das Kerzenlicht aus meiner Hand, thu' es in die Laterne, die über dem Bett an der Wand hängt, und gehe damit aus dieser Hütte fort und hin in die Trawies, wo wir gewohnt haben und wo jetzt der Wahnfred sein Haus hat. Dem Wahnfred reiche das Licht und sage: Der Feuerwart übergiebt das Feuer."

— — — — — — — — — — — —

In jener Zeit, da der Schreiner Wahnfred nach Trawies zurückgekehrt und Gallo Weißbucher sich vorbereitet hatte auf sein Ende, verliert sich plötzlich auf lange der Faden der Ereignisse. Wohl windet sich aus der langen Zeit des Bannes die dunkle Tradition von Thaten und Geschehnissen, die durch ihre gleichartige Wildheit und Grauenhaftigkeit als zusammengehörig gekennzeichnet sind. Wir vermuthen durch dieselben, daß mit dem Banne, der auf Trawies gelegt worden, auch eine völlige Acht verbunden gewesen sein muß; wie wäre sonst die Verwirrung, wie wären die Greuel und Verbrechen und die gänzliche Hilflosigkeit und Verzweiflung erklärbar, die wir da finden.

Zu Oberkloster ruht eine Urkunde, welche von einem Walde spricht, aus dem keine Rückkehr ist. Die Verdorbenen und Verstoßenen, die Freundlosen, die Heimlosen, die Gottlosen gehen hin und werden nimmer gesehen. Denn es ist ein brennender Ring gezogen worden um jenen Wald, er ist umstrickt und verflucht. Jeder mag hineingehen, Keiner kann heraus. Eine Mär geht: drinnen ist das Paradies; eine andere Mär geht: drinnen ist die Hölle.

Dieser Bericht bezieht sich wahrscheinlich auf das verbannte, umstrickte Trawies, in welchem allerlei Stromervolk und herrenloses Gesindel zusammenlief, um eine kurze Zeit zügellos zu leben und dann elendiglich umzukommen. Die Behörden, wohl von den kriegerischen Bewegungen im Lande in Anspruch genommen, schienen ihre Hand ganz und gar von der Gegend zurückgezogen zu haben, bewachten nur die Grenzen des unseligen Gebietes und kümmerten sich nicht um das, was innerhalb derselben vorging. Glaubte man, daß sich das Volk von Trawies selbst erdrücken und verzehren würde? Oder war man der Hoffnung, daß es endlich doch zu Kreuze kriechen, feierliche Sühne leisten und flehen würde um Wiederaufnahme in die katholische Kirche und in die Gemeinschaft des Reiches? Man hatte wohl Beides vergebens erwartet, man hatte nicht vermuthet, daß in den Wäldern der Trach eine Macht erstarken würde, deren unheilvolles Treiben Jahre lang die umliegenden Länder heim-

suchen sollte, ohne daß man im Stande gewesen wäre, sie zu brechen. Es wird erzählt von Räuberbanden, die aus den Wäldern der Trach hervordrangen, einzelne Gehöfte, ja ganze Ortschaften überfielen, plünderten und in Brand steckten. Straßenraub und Mord war in weiter Runde um Trawies nichts Seltenes. Bald drangen Soldaten in's Räubernest ein, aber sie wurden zurückgeworfen oder massakrirt. Am Gestade, völlig dort, wo des Schreiners Wahnfred Haus gestanden war, soll sogar eine förmliche Schlacht stattgefunden haben; die Rotten von Trawies siegten, die Krieger schwammen entseelt die Trach heraus und wurden im Heidegelände bei den fünf Kiefern an den Sand geschwemmt. Die daselbst aufragende Felswand heißt noch heute der Leichstein.

Aber auch zwischen den Trawieser Leuten selbst sollen stets Kämpfe, Raubanfälle und Gewaltthaten aller Art stattgefunden haben.

In der Ortschronik zu Neubruck ist die Rede von einer argen Sach- und Weibergemeinschaft, so die „Trachen" unter sich eingeführt und welche ein ersprießliches Mittel gewesen wäre, daß sich die Verbrecher gegenseitig todtgeschlagen hätten. Doch es war Einer unter ihnen, dem es lange gelungen, eine gewisse Ordnung aufrecht zu halten; sonst wäre es nicht denkbar, daß sich diese gott- und menschenverlassene Gemeinschaft hätte behaupten können.

Andere Berichte erzählen von einer wilden Seuche, welche aus den Trawieser Wäldern hervorgekommen sei, um pestähnlich im Lande zahllose Opfer dahinzuraffen.

Im Trasankthale habrn noch vor etwa siebzig Jahren die Leute einen Stein gesehen, auf dem Buchstaben eingegraben gewesen. Dieselben berichteten von einem „großen Sterben" zu Trawies, und daß sich von der Dreiwand an die dreißig Personen aus Verzweiflung in die Trach gestürzt hätten.

Das genügt, um uns das Ungeheure ahnen zu lassen. Der Erzähler, welcher nicht allein in den verstaubten Chroniken, sondern zum Zwecke seiner Forschung auch in den ewigen Urkunden des Menschenherzens zu lesen bestrebt war, er sucht die vor ihm aufsteigenden Bilder der Schrecknisse und Greuel

in dem Schatten der Wälder zu verbergen, er will dieselben nur insoweit berühren, als sie mit den Schicksalen jenes Mannes verflochten sind, von dem das Unheil ausging und in dem er das heiße Bestreben fand, den verlorenen Himmel des Herzens wieder aufzurichten und die unglückliche Gemeinde der Erbarmung und Gnade zuzuführen. —

Wahnfred hatte mancherlei Angelegenheiten zu schlichten, aber der Erfolg war karg.

Es sind einige Beispiele zu erzählen, wie absonderlich dieser Mann war und wirkte.

Eines Tages kam ein Mann aus dem hintern Trasankthale zu ihm, ein schöner, kerngesunder Geselle, der klagte sein Weib an. Das Weib habe einen Ehebruch begangen, halte es heimlich mit dem abgedankten Forstjungen vom unteren Ritscher.

„Weiß sie, daß Du's weißt?" fragte Wahnfred.

„Jetzt noch nicht, aber ich will ihr's heute zu wissen machen," antwortete der Ehemann und unterstützte sein Wort mit einer nicht leicht mißzuverstehenden Handbewegung.

„Thue das nicht," sagte Wahnfred, „sobald über derlei das erste Wort gesprochen, ist's für alle Ewigkeit vorbei."

„Das ist's. Sie hat mich betrogen. Es ist ein schlechtes Weib!"

„Wenn sie Dich betrogen hat, so verdient sie auch nichts anderes zu sein."

„Was soll ich also machen?"

„Still sein und sie verachten."

„Verjagen will ich sie!" rief der Ehemann.

„Dann kommt sie um und Du hast in Deinem Gewissen einen giftigen Stachel. Dulde sie um Dich, lasse sie unbeachtet, aber hasse sie nicht. Ein schlechtes Weib ist nicht werth, daß der Mann sich in solchem Haß das Leben versalze."

„Aber wenn es mir ein Kind auf die Welt bringt?"

„So habe das Kind lieb."

„Auch wenn es nicht mein ist?"

„Habe das Kind lieb."

„Sie wird mich darüber höhnen."

„Mag sein, daß sie über Deine Sanftmuth den gelben Aerger kriegt und es Dir eines Tages vorschreit, Du hättest gar kein Recht, das Kind lieb zu haben. Darauf sage, wenn Du rachsüchtig bist, Folgendes: Du hättest das größte Recht dazu. Denn Du hättest es lieb, weil es so unschuldig und so arm sei, weil es eine falsche, schlechte Mutter habe und einen Vater, der so bübisch sei, daß man ihn gar nicht nennen könne. Einem so unglücklichen Wurm wolltest Du der freiwillige, treue Vater sein."

„Das kann ich nicht! So bin ich nicht! Das kann ich nicht!" rief der Mann aus dem Trasankthale und ging davon.

Wahnfred blickte ihm nach und sagte zu sich: „Ob wohl ich es könnte? Ich glaube, ja. —"

Wahnfred übte sich im Wohlthun. Kein Hungriger ging von seiner Thür; Wahnfred brach für ihn das letzte Stück Brot, und an diesem evangelischen Brotbrechen, diesem größten Wunder der Liebe, erkannte wohl Mancher im Schreiner vom Gestade den Heiland. —

Wahnfred bewohnte längere Zeit das Haus des verjagten Feuerwart an der Trach. Sie nannten ihn den Hauptmann, sie krochen vor ihm, sie gaben ihm Feste und allerlei Ehren, aber sie thaten, was sie wollten. Sein Plan, scheinbar in ihre Absichten einzugehen, sie zu organisiren, um sie dann halten und leiten zu können, war mißlungen. Sie hörten seinen Reden zu, sie stellten sich seinen Anordnungen zurecht, um im nächsten Augenblicke wieder auseinander zu fahren, Jeder seinen Begierden und Leidenschaften nach. Sie waren Kinder ihrer Zeit, sie gaben sich mit allerlei Hocuspocus ab, trieben sogar Hexereien, die aber zumeist mißlangen; übten sich selbst in Teufelsbeschwörungen und Mancher ging mit der Einbildung um, der Böse sei sein Diener. Es war auch gar kein schlechter Einfall, dem Teufel gegen Lieferung von irdischen Schätzen die Seele zu verschreiben, die ihm ohnehin verfallen war. Nebstbei hatten sie das Bedürfniß nach einem Könige und hohen Priester. Sie schworen dem Wahnfred, jeglichen Raubausfall zu unterlassen, um dann nach kurzer Zeit mit

reichen Opfern ihn zu überraschen, die sie auf ihren neuen Zügen erbeutet hatten.

Sie machten ihn zum absoluten Herrn über ihr Leben und Sterben, aber wenn er über Einen das Urtheil der Züchtigung aussprach, so lachten sie ihm in's Gesicht und er hätte seinen Urtheilsspruch wohl selbst vollziehen können, wenn er stärker gewesen wäre, als die ihm plötzlich trotzig und höhnisch entgegenjohlende Rotte.

Wahnfred trug es, verwand es. Er blieb der Mittelpunkt von Trawies und hoffte auf eine Wendung und wäre es auch die, daß eines Tages der Feind einbreche in den verbannten Kreis und die Unseligen allesammt — auch ihn, ihn vor Allen — vernichte.

Aber sie vertheidigten ihre Burg. Die große Zerfahrenheit, die auch draußen herrschte in Aller Herren Länder, die Glaubenskämpfe, die Einfälle der Asiaten, die Pestgefahr nahmen alle Kräfte in Anspruch, man vertheidigte sich eben nur zur Noth gegen die Räuber aus den Trasankbergen, ließ es aber in Trawies gehen, wie es ging. Die Grenze blieb gesperrt, die Bevölkerung selbst hatte die Wacht übernommen und schlug in ihrem Fanatismus gegen die Ausgestoßenen, wie bereits angedeutet, sofort Jeden todt, der sich über die mit Stricken und angekohlten Baumstämmen markirte Linie hinausgewagt hatte.

Mehrmals schon hatte Wahnfred eine Bittschrift abgefaßt, einen erschütternden Schrei an die Menschen um Barmherzigkeit. Und er war die Bewohner von Trawies angegangen um ihre Unterzeichnung.

„Sind wir Kinder, daß wir um die Ruthe betteln sollen?" fuhren sie ihn an, „wir haben kein Verlangen nach Robot und Stock. Hängen thäten sie uns. Das können wir selber, wenn's auf's Letzte geht."

„Ihr habt vergessen, daß es auf der Welt noch Männer giebt," rief Wahnfred einmal, „wenn sie Gnade versprechen, so werden sie Gnade geben."

„Wir brauchen keine. Uns gegen die Türken hetzen, das wäre ihre Gnade."

Da versuchte es Wahnfred mit List. Er ging zu den Aelteren, zu den Eingeborenen von Trawies, in denen er noch Gerechtigkeitsliebe vermuthete, in denen die Sehnsucht nach geregelten Zuständen, nach Gesetzbuch und Evangelium brannte — freilich, Solcher gab es nur mehr wenige — aber zu ihnen ging Wahnfred und ließ sein Bittgesuch um Aufhebung des Anathemas unterschreiben.

„Bereitet Eure Waffen," sagte Einer, „vielleicht werdet Ihr Euren Namenszug mit der Faust schreiben müssen!"

Sie bereiteten ihre Waffen, Werkzeuge des Waldes, des Feldes, der Wiesen, die im Verrosten waren; sie verbargen dieselben in den Winkeln ihrer Häuser und Höhlen, unter ihren Lagerstätten und waren des Aufstandes gewärtig.

Wahnfred aber sammelte Unterschriften und Kreuze, und als Einer zeichnete, so that's auch der Zweite, der Dritte; die Wenigsten konnten ihren Namen schreiben, sie machten Kreuze, und bald war der große Bogen angefüllt mit Unterzeichnungen.

Wahnfred jubelte im Herzen. Er war der Ueberzeugung, daß die Aufhebung des Bannes nicht versagt werden könne, wenn man sehe, die Trawieser Leute wollten sich zur Buße wenden und sich wieder der allgemeinen Ordnung fügen. Er selbst sehnte sich — nach dem Schaffot. Sein Richter hat keinen andern Spruch, als das klingende Beil. Aber bevor Wahnfred die Stufen hinaufsteigt, wird er noch einen Fußfall thun vor dem Papste, vor dem Landesfürsten um Gnade für die durch ihn so elend gewordenen Leute von Trawies.

Wahnfred traf Anstalten, die Abgeordneten mit der Schrift, in der Trawies für alle Zeit Treue gelobte, abzusenden und ihnen über die Grenze ein gutes Geleite mitzugeben, da fragten sie ihn plötzlich, was er denn vorhabe?

Er las ihnen das Bittschreiben noch einmal vor, sie lachten auf. Er berief sich auf ihre Unterschriften.

„Wo?" fragten sie.

Er wies auf die unzähligen Kreuze.

„Das ist ja ein Friedhof!" riefen sie, „und führt d'rauf hin."

„Uns führt kein Wisch mehr auf geweihten Anger," sagte der Bauer Isidor, „wird sich Unsereiner auch nicht darum reißen. Thu' weg das G'schrift, Schreiner."

„Eure Unterschrift!"

„Das Kreuz gilt nichts mehr zu Trawies, Schreiner, das weißt."

Sie zerrissen den Bogen in viele Stücke. —

In einer finsteren Nacht wären für den, der im Schachen hinter dem Sandhockhause gelauscht hätte, zwei flüsternde Stimmen zu hören gewesen.

Die Eine sagte: „Sei ein Kamerad und thu's."

„Thue es selber," versetzte die Andere.

Dann waren sie still.

Und nach einer Weile wieder die erste der Stimmen: „Bin ich der Erste zu Trawies, so sollst Du nicht der Letzte sein."

„Ich will gar nichts sein, aber gut Leben will ich haben."

„Was Dein Herz verlangt, nur der Schreiner muß aus dem Weg."

„So thue es selber," antwortete die zweite Stimme wieder.

„Man soll nicht sagen, der König hätte seine Krone durch eine Gewaltthat gewonnen."

„Und ich soll für Dich morden gehen?"

„Wer sagt was vom Morden, Kind? Aus dem Weg schaffen sollst Du ihn. Dieser Wahnfred ist das Unglück von Trawies, er soll bei uns keinen Platz haben. Ich spreche darüber ungern mit einem Andern, Du wärest mir der Verläßlichste; ich denke, Du läßt Dir die Gelegenheit, gut Leben zu gewinnen, nicht entgehen — wie?"

„Zeit mußt Du mir lassen. Auf Gelegenheit wart' ich. Vermag ich's, so thu ich's."

„Abgemacht."

„Festgenagelt."

Hierauf im Dickicht ein Geräusch und Alles war still. —

Vielleicht in derselben Nacht, da Wahnfred von seinem Hause aus einem Sterne zuschaute, der einen langen Streifen

weit über den Himmel hin in die Richtung gegen das volkreiche Flachland streckte, kam ihm der Gedanke, zu entfliehen. Es würde ihm gelingen, über den Ritscherwald und an den Abhängen des Trasank dem Bereiche von Trawies zu entkommen, um in fremdem Lande ersprießlicher als hier im Dienste der Menschen wirken zu können. Da fiel ihm sein Gelöbniß ein, bei den Unseligen auszuharren, mit ihnen zu siegen oder unterzugehen.

Bisweilen ging Wahnfred hinauf zum Bart vom Tärn, um seinen heranreifenden Sohn zu sehen und ihm Lehren zu geben. Erlefried horchte nur so halb hin, wenn der Vater Worte sprach, schaute ihn dann kalt an und ging davon. Dem Bart hatten die Bürger von Trawies so ziemlich Alles weggetragen, was genießbar und tragbar gewesen war. Sie hatten ihm dabei recht wohlgemuth die Hände geschüttelt, er möge sich daraus nichts machen, es wäre so der neue Brauch und er solle nur mit ihnen kommen und wacker Antheil nehmen an Allem, was sie auf ihren Wegen fänden.

Der Bart ging nicht mit ihnen, stieg gar nicht mehr hinab in's Thal, baute an entlegenen Stellen des Waldes sein Kraut und seine Rüben an, sammelte wilde Früchte und verbarg sie, so gut es ging, vor den Räubern. Die in losen Schwärmen hin- und herfahrenden Gesellen und Gesellinnen verzichteten auch gern auf den alten Mann, hingegen hatten sie im Hause am Tärn einen jungen, flinken Burschen entdeckt, dem sie nachstellten und als kräftigen Streiter und hoffnungsvollen Genossen mit sich führen wollten.

Sie hatten den zum Manne herangewachsenen Erlefried gesehen. Dieser war so wenig wie sein Nährvater gewillt, mit den Rotten zu ziehen und mußte sich mehrmals vor ihren Nachstellungen flüchten. Da ging er freilich am liebsten hinab in den Dürrbachgraben, wo eine liebe Maid so einsam und geduldig ihren hinsiechenden Vater pflegte, und leistete den armen Menschen liebevollen Beistand. Dann war es wieder nöthig, daß er höher in's Gebirge, tiefer in den Ritscherwald floh, denn sein Vater hatte ihm gesagt: „Du bist schuldlos, Du magst Dich entziehen, Du mußt es thun. Gehe in die Wildniß

unter die Wölfe, ehevor Du Dich zu dem Volke von Trawies gesellest!"

Da hat sich mit diesem Burschen einmal eine Geschichte zugetragen, die uns von der Schlauheit der Bewohner des Hauses am Tärn einen guten Beweis giebt, und die eine ungeahnte Ursache war, daß der Sohn des Schreiners für die Zukunft von verschiedenerlei Verfolgungen des Gesindels Ruhe hatte.

Es war zur Zeit des Winters. Das Haus des Bart war von Schneewänden umgeben, die der Wind gebaut hatte. Eine einzige Lücke war ausgeschaufelt, ein enger Fußsteig offen, der hinab gegen das Thal führte.

Das Weib des Bart saß in der dunkelnden Stube und that Garn spinnen — Garn aus dem Flachs, der im vergangenen Sommer auf einem entlegenen Hange in den Birstlingblößen gewachsen war. Sonst saß auch der Bart nicht weit von ihr an seinem Webstuhle, aber heute befand er sich vor dem Hause auf dem freien Plätzchen, das durch einen Bretterverschlag nothdürftig gegen den Schnee geschützt war. Dort schlachteten er und Erlefried ein Ferkel für die nahe Zeit der Weihnachten.

Und als diese vier Bewohner des Berghauses gerade so in bester Arbeit waren, beim Spinnen und Schlachten und das Ferkel beim Versterben — da eilte von der Stoßnickel-Hütte heran ein Knäblein, das wünschte fast athemlos einen guten Nachmittag.

„Guten Nachmittag auch," antwortete der Erlefried und setzte heiter bei: „Geh' her, Katz, ich schneide Dir auch die Ohren weg." Ein Antrag, den er an dem Schweinchen eben vollführte.

Der kleine Katz war von solcher Anrede weder erschrocken noch erbaut, er trippelte ganz nahe vor die blutigen Männer hin und lispelte:

„Sie kommen!"

„Wer?"

„Die Leut' kommen!"

„Was für Leute?"

„Die Trawieser Leut' kommen. Da unten habe ich sie gesehen, ein klein Eichtel Zeit und sie sind heroben."

Erlefried schoß empor. Die Trawieser Leut'! Da galt's zu fliehen, denn er hatte schon vernommen, daß sie ihm mit Ernst nachstellten, um ihn ihrer Streitmacht anzureihen. Das war nicht nach seinem Sinn, er mußte ihnen entkommen. Aber wohin zu solcher Zeit? Der Schnee schloß alle Wege ab — zähneknirschend preßte der Bursche die Finger um den blutigen Griff des Messers. Dem Alten hingegen war der Beitel aus der Hand gefallen, er rief Gott und die Heiligen an.

„O guter alter Narr," rief sein Weib aus dem Hause, „bei solcher Sach' muß man den leidigen Teufel anrufen; nur der richtet bei Diesen was aus. So lauf' doch, Erlefried und verkriech' Dich in's Stroh!"

„Wäre das Dümmste, was er thun könnte," meinte der Bart, „leicht wissen sie, daß er da ist, so stürzen sie das Haus über, bis sie ihn haben. Was meinst, Erlefried, Du vergrübest Dich im Schnee?"

„Wird nicht's nutzen," sagte der Bursche, „wenn ich verschurkt bin, so gehen sie ohne mich nicht fort. Dem Josa-Hannes haben sie ja das Haus angezündet, bis er vor Rauch und Hitze aus seinem Versteck hervorgesprungen ist. Die Höhe hinüberlaufen hilft mir auch nichts, man kann im Schnee nicht weiter und dann die Spur!"

„Eine Schande ist's, Junge, wenn Du diesen Bestien nicht auskommst!" rief das Weib weinend.

„Das sage ich auch so," versetzte Erlefried und stand rathlos da.

„Ich wüßte was, wenn Ihr gescheit genug wäret," sagte das Weib.

Der Bart antwortete: „Ich denk', Alte, so viel Verstand haben wir selbander noch, als wie Du allein."

„Gut für Euch," sagte sie und wendete sich zu dem noch immer kleinmüthig dastehenden Botenknaben. „Natz, Du bist ein ausbündiger (vernünftiger) Bub' und zum nächsten Sonntag komme, da kriegst vom Ferkel die Lümpeln (Nieren).

Jetzt gehe eilens davon, den Steig hinab. Sie begegnen Dir und werden Dich fragen, wo Du gewesen bist, oder wo Du hin willst. Gieb Antwort, es wäre heute beim Bart vom Tärn Einer erschossen worden und müßtest den Todtengräber suchen. D'rauf spring' davon und sei gescheit."

Der Knabe ging, der Bart aber rief seinem Weibe zu: „Du Lappin, was willst denn damit?"

Sie fuhr mit der flachen Hand über die weiße Ofenmauer, fuhr damit dem Burschen über das Gesicht — da war er blaß, wie ein Todter.

„So, Kind, die Farbe hast, und jetzt lege Dich in Gottesnamen auf die Bahre."

Nun hatten sie verstanden.

„Vielleicht haben wir Glück. Zu verlieren ist nichts."

Rasch verabredeten sie noch Manches, thaten dem Burschen Blutstriemen in die Haare, die Kleider trugen ohnehin etwelche Spuren. Und während der Bart draußen das todte Ferkel tief in den Schnee grub, bahrte das Weib in der Stube zwischen Webstuhl und Ofen auf der Lehnbank, wo einst die Mutter Erlefried's gelegen, den Erlefried auf. Dieser streckte seinen schönen, schlanken Leib auf dem Brette aus, legte die Arme kreuzweise über die Brust, ließ das blutige Haupt mit den geschlossenen Augen nach rückwärts hängen, daß die zerrissenen Locken über den Rand der Bank hinabschlungen. Dann steckte ihm das Weib des Bart ein geschnitztes Kreuz in die Hand, wickelte eine Betschnur darüber, that, wie es bei bäuerlichen Leichen zu jener Zeit der Brauch war, getrocknete Blätter des Marienkrautes auf seine Brust, holte dann ein großes Leintuch herbei, hüllte den Burschen damit ein und sagte: „Jetzt rühr' Dich nicht mehr!"

Hierauf stellte sie noch Einiges, was zu einer Todtenbahre gehört, nebenan, auch die brennende Ampel. Als aber das Alles fertig war, stand sie eine Weile vor der Bahre still und flüsterte beklommen: „Melde Dich, Erlefried!"

Der Todte that's, da war die alte Frau beruhigt.

Jetzt eilte schon der Bart herein: „Ist's fertig? Sie steigen schon daher."

Er sah den Erlefried liegen, erschrak und schmunzelte.

Vor dem Hause standen mehrere Männer, verwahrlost, verkommen aussehend und mit ihren stechenden Augen auf den blutigen Schnee starrend, auf welchem vorhin das geschlachtete Thier gelegen war. Schon wollten sie in's Haus treten, da schoß ihnen das Weib des Bart heulend entgegen: „Daß Ihr nur kommt, Leut', daß Ihr nur kommt! Es ist kein Bleiben mehr in dieser Gegend."

„Was geschehen sei? fragten sie.

„Räuber sind dagewesen, haben uns den Burschen erschossen. Thut das Blut weg, Jesus Maria, ich kann es nicht sehen!"

Sie spielte gut. Der Bart saß auf einem Blocke seines Webstuhles zusammengekauert.

Die Männer, die in die Stube getreten waren, blickten unsicheren Auges auf die Bahre hin, an welcher der matte Schein des Aempleins lag. Dann setzten sie sich polternd an den Tisch und verlangten zu essen.

Das Weib brachte wässerige Milch. Sie mußte zuerst selbst davon kosten, denn die Leute trauten einander nicht mehr.

„Habt keine Angst," rief sie, „hätte ich Hüttenrauch (Gift) im Haus, ich wollt' ihn nicht sparen, daselb' mögt Ihr trutz glauben. Auf einer solchen Welt mag ich nicht mehr leben." Und sie weinte, daß es im Hause wiedergellte.

Die Rotte aß Milch und Brod und ein Paar gingen auf die Suche, ob nichts Besseres im Hause wäre.

Das Weib, das sich in der Nähe der Bahre zu thun machte, bemerkte, wie Erlefried gegen ein losbrechendes Niesen kämpfte. Eilens setzte sie sich zum Spinnrade und brachte das klappernde Ding in Bewegung. Der Bart begriff sofort. Langsam erhob er sich. „Was nutzt das Verzweifeltsein," seufzte er, „kein Herrgott kann's mehr ändern. Die Arbeit muß den Menschen halten!" Und er kauerte sich in den Webstuhl und hub an zu webern und zu poltern, daß die Männer am Tische ihr eigenes Wort nicht verstanden, und der Bursche unter dem Bahrtuche konnte niesen und husten nach Herzenslust. Doch that er nicht mehr, als nöthig war.

Die Fremden erhoben sich endlich; Einer von ihnen nahm die Alte am Arme und sagte: „Die Leich' aufdecken!"

„Wem danach gelüstet, der soll's nur selber thun," versetzte das Weib. So ging er zur Bahre, zog das Tuch ein wenig vom Haupt zurück — ein blasses, entstelltes Antlitz.

„Ist schon gut," murmelte der Mann und warf das Tuch wieder über das Haupt. „Es ist der Sohn von unserem Hauptmann."

„Mord um Mord, das ist die Wiedervergeltung!" flüsterte ein Anderer in der Rotte.

Da verließen sie schaudernd das Haus. Als sie fort waren, trocknete sich das Weib den Angstschweiß. Der Bart sagte: „Ich habe ein heißes Gebet gemacht, daß es gut vorbeigehe. Jetzt, Erlefried, stehe auf."

Der Bursche stand auf, reinigte sich und murmelte: „Das thue ich nimmer."

„Wirst es auch Rath haben," sagte das Weib; „Du bist ihnen todt und sie lassen Dich in Ruh'. Und besser werden muß es doch wieder einmal." —

Von dieser Zeit an war keine Frage mehr nach Erlefried, dem Sohne des Schreiners. Ja, Wahnfred selbst war eine Weile im Glauben, sein Kind wäre von Räubern erschossen und auf der Höhe begraben worden. Er hatte keine Klage; er hielt es für ein Gottesgericht und weinte Thränen der Dankbarkeit, daß Erlefried in seinen schuldlosen Jahren der Drangsal entrückt worden sei.

Wahnfred hatte bisweilen das Gefühl der Stumpfheit; er war muthlos. Er ergab sich und hielt sich nur mehr für das Sühnopfer von Trawies, über welches alle Qualen kommen müßten, bis die letzte, tödtende, ihm Ruhe bringen konnte. — Er wußte es aber selbst nicht, daß er noch so thatenkräftig war; sein Leben, das er nach außen abschloß, kehrte sich in sein Inneres. Er suchte in den alten Offenbarungen und in den neuen Träumen eine Leuchte für die grauenvolle Nacht, die ihn und seine Mitgenossen umgab.

Aber die Bibel war ihm verhaßt geworden; sie hatte ihn verführt, sie hatte ihm sozusagen das Mordbeil in die Hand gegeben. Die zornigen Gesetze des alten Bundes, hatten sie ihn nicht geradezu aufgefordert, die That zu vollbringen? Auch in den Schriften des neuen Bundes fand er kein Heil. Aus ihnen, die das Vermächtniß der Liebe genannt werden, war ihm und der Gemeinde dieser gräßliche Fluch geschöpft worden. Das alte Testament gab der Gemeinde Trawies den entmenschten Missethäter, das neue den entmenschten Richter. In heißer Sehnsucht forschte Wahnfred nach einer neuen Offenbarung. Er kam sich vor, wie ein Moses in der Wüste, der sein verlorenes Volk einer besseren Zukunft entgegenführen sollte und nach Wegen und Satzungen sucht, an welchen das Treiben der Irrenden Halt gewinnen möchte.

In einer Nacht nach gramvollem Tage, da er so verlassen in dem weiten Gehöfte des Feuerwart auf seinem Schaube lag, kam ihm ganz plötzlich — als hätte es eine fremde Stimme gerufen — in den Sinn, der Menschen Ringen sei allvergebens, die Welt gehöre dem Teufel. — Stand es nicht auch ähnlich in jenen „Offenbarungen eines frommen Einsiedlers," die er in der Klause des Ritscher vorgefunden? Er hatte den Gedanken von sich gewiesen, aber nun zu Trawies so ungeheuerliche Beweise von der Richtigkeit desselben erfahren, daß er ihn neuerdings aufnahm, daß er ihm nachzuhängen begann Tag und Nacht.

Aber weiter hieß es, daß Gott sprach: Ueberlassen wir die Entscheidung dem Menschen selbst. Er soll wählen zwischen Erdengluth und Sonnenlicht. Entsagt er der Erde, vermag er es, sich seiner selbst zu entäußern, freiwillig zu sterben, so ist er mein.

Wahnfred beschloß, das Haus an der Trach zu verlassen, den Trawieser Leuten, die Verbrechen auf Verbrechen häuften und ihn ihren Hauptmann nannten, zu entfliehen, nicht über den Flammenring hinaus, sondern um in größerer Einsamkeit dieser Wälder der seltsamen Offenbarung nachzuhängen und vielleicht aus derselben dem verworfenen Volke zur Rettung eine neue Lehre zu entwickeln.

Fast auf der Höhe jenes Berges, der Johannesberg genannt wird, nur ein wenig gegen den Hang hin, auf dessen rothbraunen Grund die aufgehende Sonne fällt, wenn die übrigen Höhen noch im Schatten stehen, und von welchem man das waldige Trawies so hoch und weit überblickt — stand zu jener Zeit eine Menschenwohnung. Es war die aus Holz gezimmerte Hütte eines armen Weibes, welches zur Zeit des Sommers die auf dem Berge weidenden Herden der Trawieser Bauern überwacht hatte. Das war die Witwe eines Holzers gewesen und Niemand hatte sich des Weiteren um sie und ihr Kind gekümmert, so wie auch sie wenig danach fragte, was im Thale vorging. Die Aufmerksamkeit der Leute wurde erst erregt, als man durch einen Zufall in Erfahrung gebracht, daß ihr Kind zu einem außerordentlich schönen Mädchen herangewachsen sei. Und eines Tages fand man die Witwe erdrosselt in ihrer Hütte, und das Mädchen war spurlos verschwunden.

Wenige Tage lang besprach man das Ereigniß, welches in dem vielbewegten Trawies aber bald durch neue Seltsamkeiten verdrängt wurde. Niemand ward bewogen, der geheimnißvollen That nachzuspüren; das todte Weib wurde in die Erde gescharrt, die Hütte stand leer und der Wind schlug die Thür derselben ächzend auf und zu.

Dieses Dach fand Wahnfred auf seiner Suche nach einem einsamen Aufenthalte. Er wählte es, um unter demselben als Einsiedler den Spuren der ewigen, rettenden Wahrheit nachzustreben.

Den Trawieser Leuten hatte er gesagt, er gehe nun davon, sie möchten nicht forschen wohin. Er werde ihre Thaten sehen und zu seiner Zeit wieder unter ihnen erscheinen in der Herrlichkeit und in der Gewalt.

Er sah, wie sie da aufhorchten, er sah ihren Hang nach Geheimnißvollem, so wie er in den Verstoßenen schon längst das innere Bedürfniß nach religiösem Cultus wahrgenommen hatte. Insgeheim mochte ihnen doch etwas bange sein, gleichwohl es ein ganz anderes war, was sie wollten, als was Wahnfred suchte. Sie wollten mit allen Sinnen genießen,

Wahnfred suchte den Frieden des Herzens. Sie wollten den Himmel, Wahnfred suchte Gott.

Sie beschworen ihn, daß er fürder ihr Hauptmann bleibe — das war ja ein so bequemes Oberhaupt, eben nicht mehr als ein Zeichen, dessen sie bedurften, das Wahrzeichen des „befreiten und freien Trawies". Was er litt, sie wußten es nicht, was er plante, sie ahnten es nicht, sie waren aus anderem Holze, als das in eines solchen Schreiners Werkstatt ist.

Und Wahnfred lebte nun in der Hütte, die auf dem Berge des Johannes stand. Er grübelte, er träumte. Jene wunderliche „Offenbarung" keimte, wob in ihm fort, gährte, läuterte sich, wurde lebendig. Schließlich war es freilich ein Anderes, was da aus der Seele des Schwärmers hervorstieg. Und da Wahnfred Monde lang verborgen war, fand sich eines Morgens am Fuße der Dreiwand, fast dort, wo man dem Volke von Trawies Kirche und Himmel ausgelöscht hatte, auf den glatten Stein gezeichnet folgende Schrift:

„Eins: Gott schuf die Himmel, und die Engel als Einwohner der Himmel. Der Engel Leben war Hoffart gegen Gott.

Zwei: Gott verstieß die Hoffärtigen, die bösen Geister in eine Oedniß, so die Erde heißt. Da leben sie in Leibern aus Lehm und sind anheimgestellt aller Drangsal. Sie sollen sühnen die Hoffart durch Demuth, die Selbstsucht durch Selbstaufhebung, bevor ihr Leib wieder in Lehm sich löset.

Drei: Denen das gelingt, die steigen auf in die ewigen Himmel; denen es nicht gelingt, sie kehren von Neuem ein in irdischen Leib. Und sie kehren so lange zurück zu Noth und Tod, bis sie klar sind."

Durch die bethauten Bäume flossen Sonnenstrahlen nieder auf den Stein, und die Leute standen dabei und betrachteten die Schrift und wurden aufgeregt, als sie sich deren Sinn zu erklären suchten.

„Ja, ja," sagte der Jäger vom Trasank, „mir schwant allweg, ich bin schon einmal auf der Welt gewesen, und daß ich nicht hab' fertig werden können mit der schmutzigen Wäsch'!"

„Ich bin der Etzel geweſen," prahlte Roderich der Stromer.

„Du biſt der Etzel geweſen," ſpottete der Tropperknecht und ſprach das y wie ſ aus.

„Ich verſpür' vom Herodes noch was in mir," ſagte der kleine Baumhackel, worauf ihm ein Anderer bemerkte: „Da ſchauſt' Du mir eher dem Judas gleich."

„Ich komme mir mit meiner Stuben voll Kinder wie der Abraham vor," meinte der Bauer Iſidor.

„Oho!" rief ein Anderer, „der ſteigt nicht mehr auf der Welt herum, das iſt ja ein Braver geweſen und ſitzt längſt in Abraham's Schoß."

„Wer? Er ſelber?" lachten ſie.

„Im Ernſt auch noch!"

„D'rum ſagt man von einem guten Kerl, der ſich erlöſet hat: So Einer kommt nicht wieder!"

So faßten ſie die neue Offenbarung auf, und als ſie ſich an derſelben ſatt gewitzelt hatten, kehrten ſie ſich nicht mehr weiter d'ran und gingen ihre gewohnten Wege.

Wenn jene wunderliche Lehre meinte, die gefallenen Geiſter müßten ſich ſo lange im Menſchenblute waſchen, bis ſie rein wären, ſo hat ſie auf die Trawieſer Leute nicht gerechnet. Das Blut kochte und ſchäumte und ſie wurden von Tag zu Tag beſteckter.

Wahnfred ſah es, daß die Schrift an der Dreiwand nicht das Rechte war, er ruhte aber nicht, er ſuchte mit dem Kopfe, er ſuchte mit dem Herzen nach einem Retter, nach einem Gott. Ob und wo er ihn finden und wie die Erlöſung vollzogen werden ſollte — ahnte er es? —

Trotz alledem ging noch ein milder Engel durch die Wälder von Trawies.

In einer Seitenſchlucht des Rockenbaches ſtand das Haus der Zirmerleute. Es war eine arme Familie, der Zirmer hatte ſich ſtets mit Holzſchnitzen beſchäftigt, und war dann in's Land hinausgegangen, um mit ſeinen ſchlichten Waaren zu hauſiren und Lebensbedarf für ſeine zahlreiche Familie mitheimzubringen. So war er auch zu jener Zeit, da über Trawies der Bannfluch geſprochen wurde, auf der Wander-

schaft. Als er von dem Elende hörte, das über seine Heimat hereingebrochen war, wendete er sofort den Weg und ging Tag und Nacht, um zu den Seinen zu gelangen. In der letzten Nacht kehrte er noch bei einem Verwandten in Neubruck zu. Der Verwandte suchte ihn zu halten, er möge Gott danken, daß er außerhalb des Feuerringes stehe und er würde jetzt doch nicht heimkehren nach Trawies, wo Alles verflucht und verdammt sei. Ihm stehe noch die Welt offen und das Himmelreich, so möge er nicht als Gottes und der Seele Feind in's Verderben rennen!

Der Zirmer hörte nicht auf solche Vorstellungen, in seinem fiebernden Haupte war nichts als Weib und Kind, in seinem Herzen war Weib und Kind. Entfliehen mußte er dem Verwandten, der den Unsinnigen mit Gewalt festzuhalten suchte. Die Wachtmänner bei den fünf Kiefern grinsten höhnisch, als er an ihnen vorbeieilte. Bei seinem Hause angelangt, fiel er vor Aufregung und Erschöpfung zur Thür herein. Seither lag er krank, siechte armselig hin. Seine erwachsenen Söhne zogen draußen mit den Banden, seine unmündigen Kinder nagten an unreifen Waldfrüchten, sein Weib stand ihm bei in muthvoller Treue, aber wenn sie allein war und ihr Mann schlummerte, da verfiel sie in ein Weinen, daß die Steine sich hätten erbarmen können. — In solcher Noth, in solch' grenzenloser Noth, und keinen Helfer haben auf Erden und im Himmel! Da bist Du sterben heimgekommen, Du guter Mann, und wir haben keinen Heiland für Dich. Aller Jammer dieses Lebens wäre so leicht zu ertragen! Daß die Menschen in der weiten Welt doch inne würden, wie nichtig, wie süß das Erdenleid ist, wenn man in Gottes Gnade der Ewigkeit entgegenhoffen darf. Aber in solchem Elend sein — und keinen Gott haben, verlassen und verloren sein allerwege — allerwege! . . . .

Der kranke Zirmer sagte nichts, als: „Laß mich ableben! laß mich nur still ableben und komm' mir ehzeit nach."

„Wohin denn?" rief sie. „Wenn ich denke, wohin wir müssen, da schaudert mir die Haut. Wir sind gerichtet, wir sind in der Höllen bei lebendigem Leib."

Als nun das Weib des Zimmers von der Schrift hörte, die unten an der Dreiwand gefunden worden wäre und in welcher eine Verheißung liege, that sie einen gellenden Schrei und weinte laut. Sie weinte vor Freude.

„Gott Lob und Dank!“ sprach sie, „Wir verspüren den Herrgott wieder!“

So tief war die Sehnsucht mancher Gemüther der verstoßenen Gemeinde nach dem Troste der Religion. —

Und Wahnfred saß in seiner hochgelegenen Hütte, und sann und sann. Es war in den Maien, ihm war pfingstlich.

Nirgends auf der Welt — so dachte er einmal — kann Pfingsten lieblicher sein, als in unseren Strichen. In jenen heißen Steinbergen, wo einst die Flammen des Geistes niedergesunken sind auf die Häupter der Apostel, dort möchte ich nicht Pfingsten halten; und oben im Nord, wo über die traurigen Kiefernwälder die Nebel der See liegen, wäre es im Monde der Maien nicht pfingstlich genug. Nur um unser harmonisches Herz windet die heilige Taube ein pfingstliches Kleid.

In solchen Stunden fühlte er ein glückliches Sein.

Die zarten Vergißmeinnicht schauten so treuherzig zu ihm auf, als Boten aus der Erde, erstanden zur stillen Mahnung, derer nicht zu vergessen, die liebevoll einst in seinem Lebenskreise gewaltet, nun längst zur Erde gesunken sind.

Vor Kurzem noch hat hier die Maiblume goldenes Körbchen aufgehalten für die Diamanten des Thaues; heute hat sie weißes Haar und das Lüftchen entführt mählich ihr Geklocke. Hoch über dem weiten, klaren Meer der Luft, tief im Himmel drinnen brennt der Sonnenstern und sendet seine Flammen den lichtdurstigen Wesen der Erde. — Pfingsten! Phönix! die Worte haben ja Aehnlichkeit. Das vor etlichen Monaten noch in Moder und Starrniß daliegende Jahr ist neuverjüngt auferstanden, wie der Wundervogel im Wundermärchen.

Ist es denn wahr, daß die Menschen so sehr zum Bösen neigen? Wir stehen aufrecht, unser Fuß wandelt auf Blumen, unser Haupt ist gereift im Lichte des Himmels.

Das Leid des Herzens, was ist es anderes, als Heimweh nach dem Guten und Heiteren!

Und ist es Elend, wenn unser Haupt einmal in Wetternacht gehüllt ist? Wetter haben ihre Blitze, welche oft erleuchten wie feurige Zungen des heiligen Geistes. Gäbe es keine Nacht, wer hätte je in die Tiefen des Sternenhimmels geschaut!

Da kommen sie, die undankbaren Kinder der Welt und schreien: die Mutter ist schlecht! und beweisen es. Ich sage trotz Allem: sie ist gut und brauche es nicht zu beweisen. Und schaut den Lebensweg Dessen, der hier im Waldfrieden ruht. Der Zweifel hat mich an der Brust, der Kummer mich an den Haaren gepackt; der Haß hat mich durchwühlt, die Liebe mich gefoltert; Unrecht habe ich erfahren. Aber tausendmal mehr als das Alles: Unrecht hab' ich gethan! Und dennoch, ich ersehne das Schlafen nicht und bedauere des Morgens das Erwachen nicht. Vernichten kann mich nicht der Schmerz, denn er will geheilt sein, nicht die Schuld, denn sie will gesühnt sein — nur die Stumpfheit, denn sie will — nichts.

Draußen im Lande liegt mancher silbergraue See. Licht und Schatten gleiten im Wechsel darüber hin. Das ist das Kornfeld. Die jungen Aehren horchen der Lerche, heben ihre Häupter zum Himmel und ihr Pfingstgebet geht nach Sonnenschein. Ihre Sehnsucht ist, zu reifen, aber das Reifen ist ihr Verderben; so verstehen es wir Menschen. Das Korn kommt in den Schrein, in die Erde. Und im nächsten Jahr, wenn wieder Pfingsten ist: wieder wallt im Winde der See — und kann zehnmal größer sein, als heut'. Das Leben nimmt nicht ab, es nimmt zu.

Welch' selige Stimmung, Du guter Wahnfred!

Dann wieder blickte er hinab. Der lichte Schleier des Sonnenäthers lag über Berg und Thal; die Wässer der Trach, der Miesing, des Rockenbaches glitzerten wie Silberketten zwischen den grünen Matten, die Mauer der seit lange verschlossenen und verfallenden Kirche schimmerte wie ein Sternchen Schnee.

Wenn ich, ſo dachte Wahnfred einmal, jener Gott wäre, von dem der Glaube ſagt, daß er gerecht und barmherzig iſt, ich würde der Noth da unten noch heute ein Ende machen. Sind nicht die Wuchten des Trajank, die Meere der Wolken, die Feuer der Himmel in meiner Hand! Ueber's Jahr blühten aus der Zerſtörung wieder die Blumen und es wäre gut.

Es wäre gut!

Wenn Einer aus dem Geſchlechte der Menſchen — irgend Einer — plötzlich Allmacht hätte, es wäre beſſer für uns, denn ſo, da ein Etwas über Allem iſt, das nicht verſteht und nicht verſtanden wird, das mit Herzen herzlos ſpielt, das nicht lächelt, wenn wir kurze Luſt haben, nicht weint, wenn wir untergehen. Ein Ungethüm iſt's, falſch, gefährlich, berückend, denn es nennt ſich Gott.

Der gute Gott!

Der liebe, himmliſche Vater, der die Erde mit einem Sternenkranze, die Welt mit einem Sonnenmeere umgiebt, damit ſolch' äußere Pracht ſeinem Auge zum Wohlgefallen ſei. Was drinnen iſt und leidet und verzweifelt, er kehrt ſich nicht daran. Wer auch ſtellt ihn dafür zu Gerichte, er iſt der Stärkere, und um den rohen Gebrauch ſeiner Kraft zu beſchönigen, nennt er ſich den alleinig Weiſen. Nennt er ſich?

Waren es nicht die menſchlichen Knechteſeelen, die aus dem uns unbekannten Etwas einen gütigen, allmächtigen und allweiſen Gott herausgeklügelt haben? O, der Trägheit, die ſich für das, was ſie ſelbſt thun und ſein ſollte, einen Gott beilegt, der es für ſie thut und iſt! Gott hat Menſchengeſtalt angenommen, um die Welt zu erlöſen. Ich habe einen Pfaffen gekannt, der ſo fromm war, ſo feſt im heiligen Glauben, daß er wußte, wie Gott auch dann die Welt erlöſt hätte, wenn er als Kürbis aus der Erde hervorgewachſen wäre. Und ſo viel Vernunft haben ſich es die Leute koſten laſſen, um einen Gott herzuſtellen, der für ſonſt nichts zu brauchen iſt, als zum Schrecken armer Seelen. —

Das war eine der verſchiedenen Stimmungen, welche den armen Mann durchzogen. Zu anderen Stunden dünkte ihm Alles wieder anders.

Wenn es mir blos nach dem Himmel gelüstete, sagte er sich einmal, so erbettle ich ihn nicht von Gott, sondern von den Menschen. Vom Kind die Unschuld, vom Jüngling die Schönheit, vom Manne die Kraft, vom Greise die Güte, das zusammen gäbe den Himmel auf Erden. Der wird mir versagt. In Gottesnamen, so klopfe ich bei mir selber an. In meiner Macht liegt es, daß ich sühne, daß ich im Geiste so werde, wie ich mir gefalle. Das ist der Himmel und Gott in ihm. —

Es war im Hochsommer. Wahnfred strich durch die Wälder. Bisweilen vergaß er auf's Gehen und hörte dem Zirpen eines Vogels zu, der in dichtester Gruppe des Tannichts sein Heim hatte, ein Heim, an dessen Pforten die Spinne ihre Gitter geschmiedet. — Der Mensch versteht in der Regel an fremdem Sange nur das, was er selbst schon erfahren oder empfunden; im wortlosen Liede, in der Musik findet er genau so viel, als er selbst hineinzulegen hat. Und so war Wahnfred, der Gottsucher, auch geneigt, des Vogels helle Stimme für eine Offenbarung zu halten.

Er schritt über grüne Waldwiesen hin, der hohen Bäume blauer Schatten, in Sommertagen nur kurz, besäumt mit seinem Walddufte mild den Rand. Ein Meer von fliegenden Thieren erfüllt die Luft, von der kleinsten Mücke bis zum langspießigen Hornuß, von der klingenden Waldbiene bis zum schillernden Schmetterling, vom hüpfenden Heupferdchen, von der zarten Halmfliege abwärts bis zu jenen ungezählten Insecten, welche die Mücke noch für einen Elephanten halten, und welche des Wanderers Gestalt wie winzige Stäubchen umgaukeln — sie alle zusammen geben wohl den Schleier, welcher an heißen Tagen über der Gegend liegt. Was hat da der seidenfeine Fliegenschnapper für gute Zeiten! So oft er den Schnabel aufthut, verirren sich in denselben ein paar Dingelchen, die am Vormittag geboren werden, zu Mittag Hochzeit halten und Nachmittags verunglücken. Erlebt eins die Stunde, da die Schatten sich dehnen über die Wiesen hin, so fröstelt es in hohem Alter und ist vergangen, ehe noch das Sonnengold von den Wipfeln der Bäume schwindet.

Von solch' kleinen Feinden umsummt lag Wahnfred oft hingestreckt im Grase, niedergedrückt von der Schwüle des Tages und der Schwere der Empfindungen. Träumend richtete er sein Antlitz aufwärts und betrachtete die Traumbilder des Himmels. — Oder wären die Wolken, die phantastischen, ewig mannigfaltigen, die bald in zarten, lichtvollen Gestalten, bald in finsteren Zerrbildern hingegossenen, wallenden, im Werden vergehenden, im Vergehen werdenden Erscheinungen nicht die Träume des Himmels? Sie ziehen von Westen nach Osten — der Himmel träumt vom Morgenlande, von jenem Paradiese, welches er voreinst geschaut hat, liebesinnig mit seinem blauen Auge, welches er mit seinen Strahlen und mit seinem Thau geküßt hat, wie seither keine Braut mehr auf der ganzen, weiten Erde.

O Jugend der Welt! Alles Gestirne geht den ewigen Lauf vom Morgen zum Abend, nur die Wolken ziehen den Weg zurück, ein sehnsuchtsvolles Erinnern nach Dir, vergangene Jugend der Welt . . . .

Auch Wahnfred hatte eine Seele, die lieber nach rückwärts schaute, als nach vorwärts. Häufiger als je dachte er an das am Fuße seines Berges ruhende Gestade. Dort war seine Mutter, dort war sein Weib, dort war er Kind gewesen, dort hatte er ein Kind gehabt. Alles liebliche Glück war dort gekommen und hatte ihn besucht in seiner kleinen Werkstatt. — Alles ist vorbei, und jener heiligen Zeit willen hat er nicht das Recht, der Welt zu fluchen. Er war der redlichsten Freundin des Menschen, der Arbeit untreu geworden, er war grob abgewichen von den Wegen der Friedfertigen — eine gute Weltordnung muß es sein, welche die böse That so strenge sühnt.

Und er hat doch wieder Freude, denn eine Offenbarung geht ihm auf, er beginnt in der Natur die Schönheit zu sehen. O Menschenauge, wie schön giebt sich dir die Erde!

Sein Blick fliegt in das Bergrund hinaus weit über den Flammenring, die Sonne leuchtet dort nicht heller, als hier, der Himmel wölbt sich wie ein schirmend Zelt über Alles. — Reicher Träumer Du! Kennst Du das Herrscher-

paar über die Gegend, so weit das Auge reicht? Deine zwei Augen. Dem Gärtner gehört wohl der Apfel, aber Dir der grüne, säuselnde Baum; ihm gehört vielleicht der Stamm, Dir der weite, blauende Wald. Anderen gehört das Einzelne, Dir das Ganze. Prangt der Garten, hast Du den Genuß; geht er zugrunde, hat ein Anderer den Schaden. Jene nennt man reich, Dich heißt man arm. Jenen zieht die Welt zu ihren Säckeln ein, Dir zu Deinen Sinnen.

Traurig bist Du? Ei laß, so schreit der Uhu. — Hunger hast Du? Geh, so singt der Rabe. — Nach Leben dürstet Dich? Weißt Du, was ein Bergquell ist? Wenige wissen es, Wenige sind werth, es zu wissen.

Alles, was aus den Brüsten der Natur hervorgeht, ist klar und rein. Vielleicht war auch der Quell der Menschheit einst hell und frisch, und der Strom hat sich nur getrübt auf seinem weiten Laufe, da er den Staub der Welt mit sich riß, hat sich in den planlosen Weiten verloren, in steten Wellenkämpfen verbittert, so wie das Wasser des Meeres bitter geworden ist, welches erst wieder zu seiner Reinheit gelangt, bis es in den Wolken gegen Himmel gestiegen, zur Erde gefallen und aus derselben neuerdings hervorgegangen ist . . . .

Erlösung in der Auflösung, und nach dem Hinfalle bessere Urständ', dahin zielten unwillkürlich, wie der Magnet nach dem Norden, all' seine Gedanken. —

Weit hinter den Bergen, im sonnigen Flachland schimmerten gelbe Flächen. „O glückseliges Land, wo die Glocken und die Sicheln klingeln!" rief Wahnfred aus. Ja, dort ist Frieden, dort ziehen die Schnitter zur Ernte, und das Erdreich hat seine Arme, seine Brust geöffnet, bietet all' seine Früchte, sein Blut, sein Herz dar; so dankbar ist es, daß man ihm vertraut hat in den ersten Lenzen, da so Vieles noch starr war und grau, und der Landmann sein Korn in die feuchte Scholle gelegt hat. Mit Kornblumen und mit den Purpurblüthen des wilden Mohn hat sich das Feld für seinen Opfertag geschmückt, mit erdwärts geneigtem Haupte erwartet der Halm die Sichel . . . .

Wann wird zu Trawies wieder Ernte sein? —

Erstarrt sind nun die Traumbilder da oben, als wäre der Himmel in tiefen Schlaf gesunken. Die wandernden Gestalten sind ohnmächtig geworden auf ihrem Wege gegen Morgen hin, noch drängen die hinteren nach und in der Stockung schiebt sich eine in die andere; eine steht der andern vorm Licht und sie erblassen und verdüstern sich und liegen grau und schwer wie heißes Blei am Himmel.

Und wie Alles still ist und selbst die Mücken sich unter die Schirme der Germen und Gentianen bergen, gleichwohl der Sonnenbrand auf Augenblicke sich dämpft, um dann aber noch heißer hervorzubrechen — hört man etwas, als ob in der Ferne ein Wagen über die Brücke der Trach rollte. Er ist bald darüber hinweg, dann wieder Stille, und die Bäume stehen bewegungslos, von der Hitze erschlafft, erstarrt. Ueber den Trasank hat sich eine mattgraue Wand aufgebaut, und so oft deren vorgeschobene Kuppen vor die Sonne wachsen, geht ein fahler Schatten über das Waldland, und wenn die Sonne wieder aus den bewegungslos scheinenden, milchweiß veränderten Wolken hervortritt, ist die Nebelwand um so finsterer, als käme heute die Nacht durch leuchtende Ungeheuer einmal vom Untergang her der Sonne und ihren glorreichen Schaaren feindlich entgegen gezogen.

Wahnfred schließt die Augen, er sinnt, wie es wäre, wenn die Natur einmal in Lähmung verfiele und der Erdball stünde still, und die Sonne stünde auf dem gleichen Flecke und müßte brennen, immer gleichfort brennen. — Drei Nächte nimm hinweg und es ist Alles todt . . . .

Von Neuem rollt der Wagen, er ist näher, die Brücke ist länger.

Wahnfred schlägt die Augen auf, wie ganz anders sieht's jetzt am Himmel aus. Zerrissene, weiße und dunkle Wolkenballen, dahinter gedämpftes Grau, in welchem die Sonne bereits ertrunken ist. Ueber die Zinnen des Trasank wälzen sich schwer und düster ungeheure Wolkenmassen und fahren nieder an dem finster blauenden Gewände und schlagen an die Höhen des Ritscher und der Wildwiesen.

Es murren Donner, der Schall vermag die dichten, rasch in's Thal sinkenden Nebel nicht zu durchdringen und schlägt wie ein halbersticktes Röcheln an's Ohr. Die Blitze zucken nur in schwachem Schimmer durch die Nebel, aus denen hier und dort weißes Geflocke hervorspringt. Die gegenüberliegenden Berge sind nicht mehr zu sehen.

So finster ist es, daß zwischen den Zweigen der Hagebutte zwei Leuchtkäfer schimmern. Noch schreit eine Amsel, man weiß nicht, zur Warnung oder zum Gebete. Ein Geier schießt in's Gewipfel nieder, der hat sich auf seinem Raubzuge in die Nebel verirrt und ist von einem Windstoß bodenwärts geschleudert. Nun fährt's an, von oben her und den Berg heran kommt's in finsteren Haufen, die Bäume pfeifen und rasen, das Gevögel flattert angstvoll auf. Im Heidekraut selbst saust der Sturm und schleudert Sand und Erde empor. Ein blendendes Feuerband schlägt in den Lüften ein ungeheures Trudenkreuz und wo es schmetternd zur Erde fährt, da lodert ein Baumstamm. Ein Meer von Nebel wallt, fliegt zerzaust und zerfetzt zwischen den krachenden Bäumen. Die Wolken brechen und fallen in Fluthen nieder. Jetzt springt Staub, Moos und Reisig empört zur Höhe, jetzt ist es von wuchtigen Eiskörnern tief in den Boden geschlagen und jetzt fährt Alles, Halm und Ast, Stamm und Stein in braunen, brandenden Bächen der Tiefe zu. Wahnfred sieht nichts mehr, als das wirbelnde Grau, von rothen Lichtern durchfahren, hört nichts mehr, als das Brausen wie auf wilder See. Das Rollen der Steine, das Stürzen der Bäume, das Krachen der Blitze, es ist Eins geworden. Wie wenn der Hauch eines Gottes die Schöpfung wieder in ihr ursprüngliches Chaos zerblasen hätte, so wogen die Elemente durcheinander, als sollten sie sich eins im anderen lösen.

Wahnfred ist hingeschleudert worden in junges Dickicht, Hören und Sehen vergeht ihm, aber die Pulsschläge seines Herzens klingen in wundersamer Weise. — Du armes Menschenkind! Du hast auch gehaßt; wie kindisch war Dein Neid, wie ungezogen Dein Zorn, wie kleinlich Deine Bosheit gegen diesen Zorn der ewigen Gewalt, die mit Einem

Schlage Alles rächt, Alles erlöst. — Du hast auch geliebt! welch' wässerige Gefühlsseligkeit, welch ängstliche Eigensüchtelei, welch' schwacher Muth, welch' fadenscheinige Leidenschaft gegen die weltverzehrende Gluth, die Alles vereint und in der Vernichtung Alles gebärt. Deine Leidenschaft ist ein Sturm im Glase — und Du wagst Den, der da in ewiger Größe zürnt und zerschmettert, armseliger, menschlicher Motive zu zeihen! Du wimmerst um sein Erbarmen, oder Du ballst die Faust, um, bevor Du untergehst, seiner Brust einen Schlag zu versetzen. O, du bist kindisch, Du siehst Deinen Feind im niedersausenden Eise und weißt es nicht, wie lange sich die Tropfen gesträubt haben, bis sie der Frost erstarrt, der Sturm hingeworfen hat. Du meinst, der Sturm wolle Dich verderben und denkst nicht daran, wie verzweifelt die ungleichen Wärmeschichten miteinander gerungen haben, bis die wilde Jagd der Lüfte anhub. Und der Lüfte Schlachtenplan, er wird gemacht bei den Sternen. Alles und Alles liebt die Ruhe, wie Du und wird regiert von außen, wie Du und muß der Alleinheit zutrachten, wie Du. Der Alleinige aber vernichtet und baut absichtslos, er will sich nicht nützen und Dir nicht schaden — Du bist ja sein, bist ein zitterndes Härchen an seinen grauen Locken. Du bist ein Blatt im Kartenspiele und wirst auf Deinen Posten gestellt, jetzt gewinnst Du, jetzt unterliegst Du, jetzt wirst Du miteingemischt und bist so viel und so wenig, wie jedes andere. Du bekämpfest scheinbar die übrigen Blätter und sie bekämpfen Dich, aber Ihr gehört zusammen und für das Ganze kann das Spiel nicht verloren sein. Unheilvoll ist nur jene Gefahr, die der Mensch sich selbst bereitet, denn auf solchem Wege begegnet ihm das böse Gewissen. Im Streit der Elemente mag er ruhig sein; in welche der auf- und niederspringenden Wagschalen er auch geworfen wird, er dient dem Gleichgewichte, es wird wieder das Ebenmaß herrschen und das Zünglein friedlich nach aufwärts deuten, wo des Ewigen Hand an der strahlenden Sternenkette die Wage hält . . . . So das Sinnen des gottsuchenden Wahnfred. „O, Du Narr!“ rief er einst zu sich selbst, da er fühlte, wie es in seinem Haupte wirr war.

„Narr?“ fragte er sich dann, „wer? Ist es denn Narrheit, bei Ihm sein zu wollen? Die Mär erzählt, der Alten Gott hätte Donar geheißen. So rufen wir heute noch aus: O, Gott! oder Donar! Und die Leute verstehen: Du Narr; Worte entarten wie Geschlechter. Donar hat Blitze geschleudert — im Feuer sind' ich ihn wieder.“ —

Der Sturm ist vorüber. Die größten Bäume des Waldes sind gebrochen, tief unten über die Wiesenflächen wälzt sich noch der Schutt, brausen noch die braunen Wasser. Hänge sind blaß und kahl, das Blätterwerk ist zu Thale geschwemmt. Der Trasank steht in scharfem Bilde da, leichte Nebelflocken schweben an seinen Wänden und die Luft ist kühl wie Kellerhauch. Das Thal der Trach ist weiß; ein Stück Winter ist krachend hingeworfen worden. Die Berge jenseits stehen in voller Klarheit, keiner ist gestürzt, über den Waldungen steigt da und dort ein blaues Rauchwölklein auf. Leichte Streifen durchziehen den Himmel, die hingehende Sonne lächelt ein „Gute Nacht“ zurück. Fern über das Flachland grollt die Wetternacht dahin und auf ihrem stahlgrauen Grunde, wie aus den gezähmten Flammensplittern der Blitze gebaut, steht das hohe Halbrund des Regenbogens.

Wahnfred geht seiner Hütte zu. Was ist die Luft so rein! Keine einzige Mücke, kein Schmetterling, kein Heupferdchen mehr! Wer die Millionen der kleinen Todten zählen könnte! Da ist ein Weltgericht vorbei.

Nun kommt die ruhsame Nacht. Alles im Frieden, nur aus dem Thale dringt lauter als sonst das Rauschen der Trach. Die Wildwässer haben auch jene Schrift ausgelöscht an der Dreiwand. Aber Wahnfred sitzt ruhelos in seiner Hütte, und sinnt und träumt. Fast will er heute vergessen auf die Vergangenheit; er denkt daran, was werden soll. Er möchte die Bande zerreißen, die ihn an die Vorfahren und ihre Satzungen binden, durch sie geleitet hat er der Gemeinde Trawies die Religion getödtet. Einen neuen Gott muß er ihr suchen . . . .

Tief war es schon in der Nacht, die schlaflosen Augen des Mannes, der vor der Hütte saß, irrten in die Gegend

hinaus. Da sah er unten am Hang zwischen den Stämmen ein Lichtlein flimmern. Es glitt langsam hin und her, es kam näher. Und als es nahe war, trat über dem Flämmchen rosig beleuchtet ein überaus schönes Mädchenangesicht hervor.

Sela trat vor ihn hin und sagte die Worte: „Der Feuerwart übergiebt das Feuer." — — —

Sela war nicht zu bewegen, im Haus auf dem Johannesberge die Stunden der Nacht abzuwarten. Allein, wie sie bergwärts gestiegen war, stieg sie thalwärts. Die hohen Tannen standen so starr und hoben noch höher ihre knorrigen Kronen, seitdem sie wieder einen Strauß mit dem Sturme so glücklich ausgefochten. Zwischen ihrem finsteren Geäste glitt das weiße Mondlicht nieder, wohl eine mangelhafte Leuchte für die Wandrerin, welche ihr Licht auf den Berg getragen hatte und nun in Wald und Nacht still und zitternd zurückschritt. Oft strich ein Mondenstrahl über ihre Gestalt und da leuchtete es wie tropfender Thau auf ihren Wangen.

Sie hatte ihre Aufgabe erfüllt, nun durfte sie ihr eigen sein, nun konnte sie ihr Elend beschauen und darüber weinen.

An diesem Tage, während die Wetter wütheten, war es mit ihrem Vater aus geworden. Vor dem Feuerschein eines Blitzes hatten die Wimpern seines Auges noch gezuckt, dann waren sie starr geblieben.

Nun ging Sela heim, um an der todten Gestalt zu wachen. Als sie an der Berghalde über einen Holzzaun stieg, sah sie die schwarze Gestalt nicht, die neben dem Zaune stand und die jetzt, da sie vorüber war, sich zu bewegen begann und ihr nachging. Sela eilte hastig und immer hastiger abwärts, als hätte sie es geahnt, daß sie verfolgt werde. Aber plötzlich stand sie vor der brausenden Trach und konnte nicht weiter. Das Wildwasser hatte den Steg fortgerissen und die Wellen schlugen zornig über das Ufer hinaus.

Gegen Trawies hin ist das Thal offen, geht der Himmel in einer blaßgrauen Scharte nieder zwischen den schroffen Bergen. In dieser Scharte stand der Mond.

Sela stand still und überlegte, was hier zu beginnen sei. Da nahte ihr die schwarze Gestalt vom Zanne und sagte den Namen: „Sela!"

Sie erschrak nicht, sie kannte die Stimme wohl, konnte es aber doch kaum glauben, daß er nahe sei.

„Sela," sagte er, „fürchte Dich nicht vor mir, ich bin Erlefried."

„Wie kann es sein, daß Du da bist?" war ihre Frage.

„Das ist kein Wunder, ich bin hierher gegangen. Nimm nur meine Hand, ich will Dir's gleich erzählen, aber wir müssen ein wenig in den Wald zurückgehen, hier schreit das Wasser so sehr."

Er führte sie vom Bache hinan und sagte: „Das heutige Gewitter ist so mächtig gewesen, daß mir die Angst gekommen ist, es könnte Eurer Hütte was zustoßen. So bin ich in den Dürbachgraben herabgestiegen und da sehe ich Dich des Wegs mit einem Laternenlicht gehen. Es wird schon dunkel und ich folge Dir. Zu Trawies kann sich keine Maid auf ihren eigenen Schutzengel verlassen. Ich habe gemeint, Dein kranker Vater hätte Dich zur Kofelarztin geschickt, aber Du bist auf den Johannesberg gestiegen und da habe ich Dich erwartet."

„Erlefried," antwortete das Mädchen, „daß Du so zu mir bist — ich dank' Dir's allerwege, nur muß ich's sagen, meine Angst ist jetzt zweifach. Du weißt doch, die Leute dürfen Dich nicht sehen."

„Deswegen gehe ich in der Nacht," versetzte der Jüngling, „und wer mir begegnet, dem erscheine ich als Gespenst. Es ist ja noch ein Glück, daß es Gespenster giebt. Ich wollte für heute nur, wir wären welche, daß wir über dieses Wasser fliegen könnten. Herüben können wir nicht bleiben, wenn wir nicht unten am Gestade, auf dem Steingrunde, wo mein Vaterhaus gestanden ist, übernachten wollen. Nach Trawies dürfen wir nicht hinauf, und da, wo wir stehen, können wir uns nicht zu Schlafe legen."

Da schlug Sela vor: „Wir könnten zum Hause auf dem Johannesberg emporsteigen."

„Ich haſſe die Leute," antwortete Erlefried.

„Da oben wohnt Dein Vater."

„Ich weiß es. Vor meinem Vater fürchte ich mich."

Sela ſchwieg. Sie dachte über das Wort nach, welches ein Sohn hier geſprochen hatte. Er fürchtet ſich vor ſeinem Vater.

„Mich däucht immer," ſagte Erlefried beklommen und brach ſein Wort ab.

„Was meinſt?"

„Mich däucht, in Trawies gehen Leute um, die ſich dem Teufel verſchrieben haben."

„Um Gotteswillen, Du wirſt doch das von Deinem Vater nicht vermeinen!"

„Wenn ich auch juſt das nicht ſagen will; ich kenne Andere, die für ſolche Sach' nicht zu gut ſind."

„Erlefried," entgegnete nach einer kleinen Weile das Mädchen, „daß ein Menſch ſich dem böſen Feind verſchreiben kunnt, ich glaub' nicht recht d'ran."

„Ich glaub's wohl. Wenn Einer nur will. Aber mit Ernſt wollen muß Einer."

„Geh, wer wird denn das wollen!"

„Wer? Leute genug, die es möchten, daß ihnen Alles nach Wunſch ginge. Sie ſelber bringen es nicht zu Weg; der Herrgott, geſetzt, die Trawieſer hätten einen, läßt ſich auch nicht allemal brauchen. Sucht halt der Menſch nachher wen Andern. Wir thäten auch Einen brauchen, der uns über die Trach trüge."

„Du haſt ein ſündhaftes Reden, Erlefried, wir können uns ja einen Steg legen."

Das Steglegen wäre ein unbedacht Beginnen geweſen, denn die Trach war noch immer im Wachſen; jetzt kamen erſt die Waſſer aus den hinterſten Hochſchluchten des Traſank, ſie wälzten Geſtein und Erdreich mit ſich und manches Geräthe aus Häuſern und Scheunen. Aber dort, wo zwei Felſenbänke den Fluß einengen, hatte der Sturm einen alten Lärchenbaum über quer geworfen und das war ein Steg. Das dichte Geäſte bildete einen förmlichen Wald auf dem Stege, durch welchen ſich die beiden jungen Menſchen mit

Gefahr und Mühe winden mußten. Sela schmiegte sich mit dem einen Arm an den Jüngling, während er sich wacker von Ast zu Ast griff und die Gefährtin zu stützen suchte. Wie lange war jener liebliche Sonnenwendmorgen schon vorbei, da Erlefried sie wie heute über die Trach führte! Was war das für eine sonnige Stunde, für eine glückliche Zeit gewesen! Aber jenem Sonnenwendtage entkeimte der Dämon, der heute herrscht zu Trawies im Vereine mit den wilden Mächten der Natur, wüst und zerstörend wie die aus dem Hochgebirge niederfahrenden Fluthen, über welche das junge Paar nun schreiten mußte.

Endlich waren sie am anderen Ufer, und als sie zur Freiwildhöhe hinanstiegen, erzählte Sela von dem Tode ihres Vaters. Erlefried wischte ihr mit seinen schlanken Fingern die Thränen aus den Wimpern. „Ich will Dir Deinen Vater bestatten helfen, so wie Du mit mir warst, da ich meine Mutter begrub. Wir legen ihn im Wald recht tief zur Erde und wälzen Steine auf sein Grab."

Sie schwieg. Wie dieser liebe Mensch so lieblos sein kann! Begraben, begraben!

Dann gingen sie über die Höhe hin.

Der Himmel war wolkenlos geworden, der Mond schien überaus hell und mild und warf schwarze Schatten, sein Schein war fast warm. Kein Thierchen rauschte in den Zweigen, keines zirpte im Grase. Selbst die Füße der zwei Menschen traten leise auf. Erlefried und Sela gingen nahe beisammen und ihr Schatten war wie ein einziges Wesen mit zwei Häuptern. Erlefried fühlte sein junges Leben.

„Ich werde Dich nicht verlassen, Sela," sagte er, „ich werde bei Dir sein in Deinem Hause und Dich hüten, wie Dich Dein Vater gehütet hat, und Dich liebhaben, wie Dich Erlefried bis auf diesen Tag lieb gehabt hat."

„Du wirst bei mir sein," hauchte das Mädchen tief beklommen.

„Ich werde heute bei Dir sein," stieß er kurz und scharf heraus, „ich werde nimmer von Dir gehen. Ich werde in alle Ewigkeit bei Dir sein."

„Heute nicht," flüsterte sie.

„Heute, Sela, heute. Du zündest das Feuer an, ich verschließe das Haus, da gehören wir nicht mehr zu Trawies. Wir fliehen nicht hinaus in's fremde Land, wir fliehen in uns selbst hinein. Wir gehören unser. Sela! Sela!"

Hastig riß er sie an sich und küßte sie auf die Stirne, auf das Auge, auf den Mund wollte er sie küssen, da preßte sie ihre Hand auf seine Lippen und drückte ihn zurück. Er zog sie rasch mit sich fort gegen das Häuschen im Dürbachgraben.

Sela ließ sich ziehen. Einmal, zweimal schlug leise eine Weidenruthe auf ihre Achsel, Zweige der silbern schimmernden Weiden, die auf dem Moorboden standen und dem Paare nachsahen, nachwinkten.

Erlefried und Sela eilten, liefen, rasten dahin und abwärts durch den Wald, wo es naß war und kühl und wo Schutthaufen von Eiskörnern lagen, und wo in der schwarzen Nacht das Mondlicht tropfenweise hing hoch im Gezweige. Sie sagten nichts, die eilenden Füße waren der einzige Ausdruck ihres Fühlens. Sela sehnte sich nach der Leiche ihres Vaters und empfand Angst, je näher sie der Hütte kamen. Der Jüngling, urplötzlich umfangen von dem Flammenringe leidenschaftlicher Liebe, dachte nicht an den Todten. Fest schlang er den starken Arm um ihre Gestalt, er trug sie fast, ihre Füße berührten kaum die Wurzelstränge und die Steine. So glitten sie abwärts und immer vernehmlicher wurde das Rauschen des Dürbaches.

Nun waren sie in der Schlucht, und als sie über das Gefälle und Geschütte dahinkletterten und unsicher auf- und abgingen, schauend, forschend, suchend, blieb Sela plötzlich stehen und rief: „Die Hütte ist nicht mehr da!"

„Wo soll sie sein? Sie wird weiter unten stehen."

„Hier, dahier, gegenüber dem großen Stein muß sie stehen. O Gott, da ist ein neuer Berg, Erlefried, Erlefried! die Hütte ist verschüttet!"

Eine Berglehne war herabgefahren mitsammt Baum und Strauch. Sela warf sich auf den Schutt und wimmernd

grub sie mit den Händen die Erde auf, bis sie Erlefried zurückdrängte und die Worte sprach: „Siehe, Gott ist noch in Trawies, er hat Deinen verstorbenen Vater begraben!"

Dieses mild und sinnig gesprochene Wort des Jünglings öffnete die Schleußen ihres bedrängten Gemüthes, sie weinte heftig. „Gott hat ihn begraben!" Dieser Gedanke that ihr wohl zu solcher Zeit, wo sie davor gezittert hatte, ihren Vater ohne Glockenklang und ohne Segen in die Erde legen zu müssen; wo sie auch gebangt hatte davor, in der finstern Hütte fortzuleben, sei es allein, sei es mit dem Freunde. Jetzt ist Alles vorbei, hier wendet sich ihr Weg.

Sie haben sich hernach auf den großen Stein gesetzt, der neben dem Wasser des Dürbaches aufragte und an dessen Flächen zartes Moos wuchs. Dort saßen sie die Nacht und schauten hin auf den ungeheuren Grabhügel. In Erlefried hatte sich jene Gluth, die ihn vorhin über Berg und Thal gejagt, aufgelöst in die Wärme der Theilnahme und der Andacht.

Er wollte zu ihr sprechen, aber sie hörte seine Worte nicht; die wilden Wasser betäubten rauschend ihre Gefühle. Der Mond sank gegen das Gewipfel der Bäume hin und da gingen zwischen demselben die Schleierstreifen des Lichtes, legten Silber auf die Steine und Funken in die Wellen und die Gesichter der beiden Menschen schienen blutlos zu sein. Ein breites Band ging durch eine Wipfelscharte nieder auf den Schutthügel, aus welchem in weißen Splittern noch die Strünke frischgebrochener Stämme ragten. Ein geheimnißvolles Weben ging und der Mondäther verdichtete sich zu blassen Gestalten, die aufwärts und niederwärts stiegen, wie die Engel auf der Jakobsleiter.

„Sela," sagte Erlefried und legte sein Haupt an das Köpfchen der Jungfrau, so daß seine langen Locken hinabwallten über ihre Stirne, „Sela, siehst Du, wie jetzt die Altvordern herabsteigen zu Deinem Vater, der das Ahnfeuer gewartet hat? Jetzt tragen sie ihn auf der lichten Straße in den Himmel."

— — — — — — — — — — — —

Als über den blauen Wäldern des Tärn die Sonne emporstieg, führte Erlefried die zagende Sela in das Haus des Bart ein.

Er erzählte, was geschehen war und bat den Bart um Unterstand und Schutz für das Mädchen.

„Dein Bitten, Erlefried," entgegnete der Bart, „ich weiß nicht, wie ich es soll deuten. Ja, ich will dem Kinde eine Hut geben, so lange ich selber eine habe. Ich nehme die Sela gern in mein Haus; nur, Erlefried, Du hast es ja erfahren, daß wir oft nicht wissen, was wir essen sollen."

„Ich sammle meine Nahrung im Wald, wie ich es bisher gethan habe," sagte das Mädchen.

„Und wo sie schlafen wird?" meinte der alte Mann.

„In der Scheune auf dem Heu," schlug Erlefried vor.

Das Weib des Bart stand dabei; sie hatte schon ein Weilchen die jungen Leute betrachtet, die so warmlebig und so ahnungslos nebeneinander dastanden.

„In der Scheune mögen die Mannesleute schlafen," sagte sie jetzt, „der Erlefried und meinetwegen auch der Bart; die Maid soll in der Stube sein, ihr Bett neben dem meinen."

Dem Bart war's recht.

Aus derselben Zeit berichtet die Urkunde das Sterben des Tärn.

Der Tärnwald war bis zum Ritscher hin fast eine Geviertmeile groß und lag an schönen Sommertagen wie ein stiller, tiefblauer See unter dem Himmelsgezelte, scheinbar ruhend und schlummernd auf weltfernem Gelände. Das unendliche Leben und Weben in seinen schattenkühlen Gründen sah man nicht. Das millionenfache Entstehen und Vergehen der Wesen, die Lebenslust und das Sterbensweh, die warmen Herzschläge und die heißen Kämpfe all' um das Leben, das nimmer rastende Ineinanderzittern, Auf- und Niedergehen, wie es in dem Webstuhle des Waldes ist, ununterbrochen

bei Tag und Nacht, zu allen Zeiten des Sonnenjahres, wer achtet es?

Und im Tärn, wer wagt es, verlorener Menschen Treiben zu verfolgen? Die Bäume verhüllten es lange mit ihren wuchtigen Aesten. Trawies war scheinbar der Mittelpunkt, dort wickelte sich scheinbar eine Art von Gemeindeleben ab, aber tief in den Wäldern barg sich und wob ein Anderes. Mancher der Alten von Trawies staunte ja, wie sich das von aller Welt herbeiströmende verworfenste Gesindel allmählich von selbst wieder verloren hatte. Sollte es sich zu gut fühlen für Trawies oder sollte es noch Aergeres suchen?

Der Tärn war wie ein gothischer Bau gegen den Rundbogenstyl der Laubwälder draußen im Lande. Der Tärn war eine dröhnende Orgel im Gegensatze zu den säuselnden Büschen der Niederungen; der Sturm zog daran den Blasebalg. Der Tärn war die Nacht, andere Wälder waren die Dämmerung. Der Tärn bestand zumeist aus Fichten, die nicht von Menschen gepflanzt worden waren, die in wilder Zucht dem Samen ihrer Väter entsprossen auf der braunen Erde standen. Seit Menschengedenken und Sagen hatten die Hochwaldungen des Tärn gestanden; Stürme, Schneebrüche, Waldbrände und Holzfäller vermochten diesem Walde nicht viel anzuhaben; alljährlich schlüpften die rothen Kätzchen und die braunen Zäpfchen hervor aus dem Gezweige, wehte der Fruchtstaub durch das harzige Geäste, flogen die beschwingten Samen nieder in das Moos der Gabelzähne und des Widerthrons, und zwischen den Wurzeln der alten keimten junge und die morschenden Stöcke wurden Wiegen für neue Stämme; hoch oben neben den geknickten Kronen wuchsen frische Wipfelchen, und aus jeder Wunde quoll urkräftig neues Leben.

Mancher vom Sturme hingeworfene Baum, dessen filzige Wurzelscheibe hoch gegen Himmel stand, grünte eine Weile noch fort auf seiner Bahre und wollte nicht eher versterben, als bis er aus seinem bemooften Körper neue Sprößlinge in heller Jugendfrische erstehen sah. Andere freilich gingen zugrunde an der Fruchtbarkeit ihres eigenen Bodens,

sie wurden harzlos, herzlos, kernfaul. Wieder andere Bäume hier waren übermüthig und standen auf Stelzen, als wollten sie hoch über die Nachbarn hinausblicken in die weite Welt. Auf alten Stöcken waren sie gewachsen, und als die Stöcke in eitel Erde zergangen waren, da fehlte ihnen der Boden unter den Füßen und sie standen wie auf gespannten Klauen, und unter dem Wurzelgeflechte durch verfolgte das Wiesel die Eidechse und der Wolf den Fuchs.

Der Schmarotzer gab es im Tärn übergenug. Der Fichtenblattsauger stach in die zarten Zweige, daß sie Auswüchse bekamen; der Kreuzschnabel biß die Blüthenzäpfchen ab, das Eichhörnchen that dasselbe; der Rüsselkäfer zernagte die Rinden junger Sprößlinge und ein Falter war, der sich in dunklen Habit hüllte, ein gleißendes Thier, die Nonne geheißen, der fraß die grünen Nadeln, daß die Bäume lungensüchtig wurden; der Kieferspinner fraß in beispiellosem Heißhunger das Genadel der Föhren auf. Der Kieferspinner war ein gefährlicher Feind und gab, um auch die kommende Generation mit Unheil zu versorgen, gern seine unzähligen Eier in die Stämme ab. Da kam aber die Schlupfwespe und legte ihre Eier in die Raupen der Kieferspinner. Wohl gedieh die Schmetterlingsraupe trotz des nagenden Wurmes im Innern bis zur Puppe, dann war's ein Schmetterlingsleib mit einer Wespenseele, der Leib sank bald der Erde zu, die junge Schlupfwespe aber flog lustig empor über die Wipfel der Bäume und die Kiefer war erlöst von ihrem Feinde.

Wohl gab es Bestände, die von Holzern hingeworfen wurden; sagte ja einmal der Feuerwart das Wort: „Den Bäumen geht es wie den Menschen, in ihren besten Jahren müssen sie auf's Schlachtfeld." Aber da kam der unsichtbare Säemann, tauchte seine Hand in die Samen und wehte, streute sie hin über die kahle Lände. So säet der Wind. Und der Tärn stand und wucherte in strotzender Kraft auf seinem Granitgrunde fort. Bäume waren darunter mit vielen hundert Jahren an Alter, mit vielen hundert Fuß an Höhe, zwei Männer vermochten nicht, sie zu umspannen. Von jenen,

die am höchsten standen, waren die verkrüppelten Wipfel und Aeste gegen Morgen hin gebogen, daß es stetig zu sehen war, als fahre ein westlicher Sturm in sie. Aber gerade dieselben bogen sich im Sturm nicht, starr und trotzig standen sie aufrecht und in ihren Kronen nistete der Habicht.

Hie und da stand auch eine Weißtanne, eine freundliche Lärche; aber verwahrlost und wie in der Fremde kümmerten diese Bäume im düsteren Tärn und genossen das Gnadenbrot von den Fichten.

Es führten wenige Wege durch die Waldung und selbst zur Zeit der Ordnung war es in derselben keinem der seltenen Wanderer heimlich. Der Boden war zumeist völlig kahl und nur mit grauem Moosfilz und dürrem Genadel bedeckt, gar selten war darauf der Ducaten eines Sonnenpunktes zu finden. Dort und da ragte ein grauer Stein, zuweilen das Gerippe eines modernden Strunkes. Fast auf der Höhung des sachten Bergrückens, fern von den Pfaden der Menschen, ganz in der Oedniß des Hochwaldschattens stand ein hölzernes Kreuz. Wenige suchten es auf, um davor zu beten, und Niemand wußte recht, warum es stand. Das Kreuz trug weder das Bild des Erlösers, noch ein anderes Zeichen; wie es so ragte in der Einsamkeit, wo über Allem schwere Stille lag, oder der Wind brauste oben in den Wipfeln, da war es schier grauenhaft zu schauen.

Einige meinten, hier sei die Stelle, wo vormaleinst dem heiligen Jäger Eustachius, da derselbe noch ein Heide gewesen, der Hirsch mit dem Crucifix zwischen den Geweihen erschienen sei. Andere behaupteten, das Kreuz sei von selbst aus der Wurzel eines Baumes gesprossen und an Größe und Gestalt genau jenem gleich, an welchem Christus gestorben.

Wieder Andere wußten zu erzählen, dieses Kreuz stamme von dem grünen Wolfgang her. Der grüne Wolfgang war vor dieser Zeit der Schrecken der Förster gewesen im Tärn; er hatte stets Reiser, Blätter und Blüthen vom grünen Wald an seinen Kleidern getragen; auch sein Hut, sein Rock, seine Strümpfe waren grün, sein Haar und Bart war weiß, sein

Ruf war schwarz. Was der grüne Wolfgang war und that, es sah nicht böse aus, und den Wald hegte und pflegte er wie man ein liebes Kind pflegt. Er lebte selbst wie der Baum im Walde, gar frei und frisch, in seinen alten Jahren noch. Aber trotzig war er. Selten stieg er hinab nach Trawies, ging nicht in die Kirche und nicht in's Wirthshaus. Davon kam sein schwarzer Ruf. Sein Haus stand im Walde, sein Mahl holte ihm die Kugel; tausend Ruhekissen waren ihm im Tärn gewachsen. Einst an einem hellen Sommermittage lag er unter dem Zeltdache der Fichten auf sanftem Moose. Die Vögel waren alle verstummt, die Käfer krabbelten träge unter dem Geflechte des Bodens; ein grauer Schmetterling flatterte von Ast zu Ast; der Förster schlief ein.

Eine Weile schlief er süß und Ameisen liefen fröhlich über seine Beine. Allmählich kam eine Unruhe über ihn, er seufzte und stöhnte und als er endlich erwachen konnte, da fand er sich in der Kühle der Abenddämmerung. Der Mann erhob sich rasch, blickte beklommen in's schlanke Gestämme, blickte zu den Wipfeln auf und eilte seinem Hause zu. Und bald nach diesem Tage hat er an der Stelle, wo er geschlafen, das Kreuz setzen lassen.

Der alte Förster lebte hierauf noch eine Weile fort; endlich aber starb er, ohne daß die Leute erfahren hätten, weshalb der Ketzer in dieser Wildniß das hochragende Bild errichten ließ.

Der grüne Mann war der letzte Förster gewesen im Tärn. Nach ihm wucherte der Wald wilder und unumschränkter als je. Nun hatte er keinen Meister mehr. Manch strotzender Baum blickte höhnend nieder auf's Kreuzbild: Du scheinheilig Ding aus dürrem Holz, was willst Du?

Man stellte wohl wieder Leute auf, um den Wald zu hüten, aber denen wollte es in der Einschicht nicht gefallen, denen war der Wirthshausschatten lieber. Männiglich weiß, im Wirthshaus giebt es alten Wein und junge Mädchen und auf dem Fensterbrettlein liegen die Spielkarten. So war's auch zu Trawies gewesen, so lange dort überhaupt noch Wein getrunken wurde. Der Wald draußen, der wächst selber,

aber den Wein müssen die Leute trinken. So hielten es die jungen Hüter des Tärn.

Von den Schneebrüchen und Stürmen, die in dieser Gegend herrschten, haben wir bereits erfahren. So auch im letztvergangenen Frühling. Abwechselndes Thau- und Frostwetter hatte den fallenden Schnee an den Aesten und Wipfeln festgehalten und aufrieren lassen. Eisnadeln und Klumpen hatten sich daran gebildet, die zogen das Geäste nieder, bogen die jungen Stämme, brachen die Wipfel. Und später, als der Schnee zergangen war und die Veilchen wuchsen, da verwunderten sich baß die Finken und die Ammern, daß die sonst so stolzen Stämme so tiefe Bücklinge machten, daß sie die Arme so muthlos niederhängen ließen, während es doch Zeit war zum Auskeimen und Kätzchentreiben; verwunderten sich, daß manche sauber gewachsene Jungfichte auf der faulen Haut lag im hellgrünen Sauerklee, und daß so viele der höchsten und ältesten Bäume den Kopf verloren hatten. Die Verwüstung war groß; dazu noch das verheerende Unwetter, welches wir auf dem Johannesberge miterlebt haben — und so kam die Zeit, da der Tärn zu sterben begann.

Keiner war mehr zu Trawies, der daran gedacht hätte, im Walde das Todte von dem Lebendigen zu sondern. Der Bart freilich, der schüttelte den Kopf, aber es wären viele Hunderte von Holzhauern nöthig gewesen, um das Gefälle und alles Bruchholz fortzuschaffen.

Im nächsten Frühjahr trat der „Waldhüter" einen alten Wurzelgräber an, warum derselbe mit seinem Stecheisen die Baumwurzeln versehre.

„O lieber Gott," antwortete der Alte, „mein Eisen thut nicht viel, aber hier will ich Dir was zeigen, das *mehr* thut!"

Er führte den Hüter zu einem tief im Moose liegenden Baumstrunk, riß mit der Hand ein großes Stück Rinde davon ab, daß der braune Staub flog, der zwischen Borke und Splint in einer dichten Schichte angehäuft war.

„Siehst Du die Buchstaben, die da in's Holz gegraben sind? Kannst sie lesen? Das ist der Todtenschein des Tärn!"

„Dummes Zeug!“ brummte der Hüter; insgeheim erschrak er aber vor den in den Splint gegrabenen Zeichen. Es waren zahllose Canälchen, die von einem Hauptgange auszweigten und von denen runde Löchelchen in das Innere des Stammes führten. Es waren die durch ein Insect genagten Gänge, in welchen hie und da eine graubraune, schwulstige Larve lag und in welchen zuweilen so ein braunes Käferchen herauriefelte, nicht größer, als ein Weizenkorn. „Schau, schau,“ sagte der Hüter schließlich, „nun das ist morsches Holz. Es liegt nichts d'ran.“

Nicht lange hernach gesellte sich der „Waldhüter“ zu einem andern Waldlungerer und sie unterhielten sich von Bubenstreichen aller Art, die in der Gegend wieder verübt worden waren.

„Ich bin dahintergekommen,“ flüsterte der Eine und legte den Arm mit dem zerfetzten Aermel um den Leib des Andern.

„Wem bist dahintergekommen?“

„Dem Fuchs, wo er die Taube versteckt hält.“

„Meinst Du den Stromer?“

„Wen etwa denn sonst?“

„Und das Dirndel vom Johannesberg?“

„Geh', stell' Dich nicht so dumm, die meinst Du selber.“

„Wo ist sie?“

„Ja, glaubst, ich bin der Narr und steck Dir's? Die magst Du lang suchen. Ich sage Dir nur, daß sie der schlechte Kerl noch immer bewacht, wie eine gottverbissene Aebtissin ihr jüngstes Nönnlein. Das goldfarbig Haar wachst ihr und in etlichen Wochen ist wieder Schafschur.“

„Pst!“

Eine durch das Dickicht streichende Gestalt mit beladenem Rücken, unterbrach das Gespräch der Beiden. Bald war der Beladene verschwunden und es waren auch die beiden Lungerer verschwunden. —

Noch immer breitete der Tärn über Alles seine grüne Decke. Sein Bestände war scheinbar fruchtbarer als je und manch er Wipfel brach nieder von der Last der Zapfen.

Sehr viele Spechte waren zu sehen, die in dem faulenden Holze emsig umherpickten; sie fanden der Nahrung übergenug . . .

Da kam die Zeit mit einer außerordentlichen Erscheinung. Die Witterung war mild und feucht, aber viele und viele Bäume im Tärn, jung und mächtig sonst, trieben keine Keime, keine Blüthenkätzchen, und die spröden Zapfen aus dem Vorjahr blieben an den Zweigen hängen. Der Bart schüttelte wieder den Kopf. Aus dem dunkten Grün dieser Bäume war ein mattes Braun geworden und im Hochsommer rieselten die Nadeln nieder auf den Boden.

Der Bart, dessen Haus ja nicht weit vom Walde stand und der im Walde versteckt seine Aecker hatte, untersuchte manchen Stamm. In den Rinden, in den Bastschichten, im Splint und im Kernholz waren die schrecklichen Schriftzeichen, die unzähligen Canälchen des Borkenkäfers, das mene tekel des Tärn.

Das fließende Harz des grünen Holzes hatte die kleinen Ungeheuer nicht erstickt.

„Der Wald ist hin," sagte der Bart zu Erlefried. „Es ist wahrhaftig, als wie wenn der Fluch nichts wollte verschonen. Mir ist angst und bang."

Erlefried hielt seine Antwort an sich. Er war doch auch im Flammenring, wie sie das umstrickte Trawies nannten, aber er spürte nichts an sich von einem Fluche. Ihm war so frisch und freudig. Die holde Sela durfte er anschauen jeden Tag. Wohl zog's ihn näher zu ihr, als auf dem Felde zwei Halme nebeneinanderstehen können, aber der Bart und sein Weib hüteten insgeheim die jungen Herzen.

Zu einer andern Zeit hätte das Hinsiechen des weiten, herrlichen Waldes in Trawies eine große Aufregung verursachen müssen, aber jetzt kehrte man sich nicht viel daran und Manche hielten es für selbstverständlich, daß Alles zugrunde gehe.

Zu Ende des Sommers stand stellenweise fast jeder dritte Baum ohne Nadeln da und reckte sein kahles, verkrüppeltes Gezweige gegen Himmel: die Rinden waren wulstig und zerrissen und hingen stellenweise in Fetzen. Ein starker

Harzduft wehte und endlich schien wieder einmal die Sonne auf den Erdengrund des Tärn. Die Grünspechte und Kreuzschnäbel, die Amseln, Häher und Sperlinge schossen planlos umher, die Wildhühner, Eulen und Fledermäuse flatterten heimatlos geworden im dorrenden Reisig auf und nieder.

Und als die Sonne wieder höher stieg, flog der Borkenkäfer in unendlichen Schwärmen durch das Gestämme, um sich in noch frischem Holze neue Nester für seine Brut zu bauen. Entlegene Theile der Waldung waren bisher noch verschont geblieben, sie wären vielleicht durch Gräben und Feuerdämme zu retten gewesen; nun drang die Pest auch dahin und die Bäume huben an zu vertrocknen.

Der Bart war ob solcher Verwüstung bisweilen wie wahnsinnig. Jetzt fühlte er erst, wie sehr er den Wald geliebt hatte. In seiner Wuth machte er Jagd nach einzelnen Käfern und zerstampfte sie mit den Füßen. Dann, als er sah, daß der Wald verloren war, wollte er in die dürren Bestände Feuer schleudern. So hat auch diesen, sonst so besonnenen Mann, zwar nur vorübergehend, der Wahnsinnsteufel erfaßt, der eine Folge des Fluches war, weil man an den Fluch geglaubt.

Auf dem Boden lag eine dichte Schichte von dürrem Genadel, in welcher allerlei Fußtritte zu verspüren waren, die man sonst in diesem Walde kaum vermuthet hätte.

Und endlich, wenn man auf der Freiwildhöhe stand und hinblickte über den unabsehbaren Wald, da sah man ein mattgraues Meer. Das war der todte Tärn.

All' die Häuser dieser Gegend waren von den urkräftigen Stämmen des Waldes gebaut worden, dieses Waldes, der jetzt in Todtenblässe dalag. An „Wurmtrockniß", sagte man, sei er gestorben. Der Bart schlug vor, daß man in allen Mulden Kohlenstätten anlege; man lachte ihm in's Gesicht. „Was brauchen wir Kohlen, wenn wir keine Schmieden haben!" Sie hatten Recht. Der Weg in's Land hinaus war gebrochen.

Nun begannen die Brunnen zu versiegen und in den Schluchten und Bachbetten grinsten die trockenen Steine.

Als so die Hülle des Waldes gefallen war, da huschte und lief und floh das schattenlos gewordene Gesindel, als unter einem Stein, den man emporhebt, die Käferbrut.

Manche Rauchfahne war sonst emporgeweht über den Bäumen, nun war auch das Feuer blosgelegt, und Alles, was um dieses lag, kroch und lungerte zwischen den dürren Stämmen. Man sah die elenden Hütten und Höhlen, angefüllt mit Raub aller Art. Man sah die hier im Ueberfluß schwelgenden, da in Noth, dort in Neid sich verzehrenden hohläugigen Gestalten. —

Dem Erzähler dieser Ereignisse ist von einem gütigen Geschicke der Pinsel versagt worden, um das Laster zu malen. Aber andeuten muß er, was hier aufgedeckt, nachdem die Hülle des Waldes abgefallen und alles Häßliche und Abscheuliche, so aus wilder Menschenbrust entspringen kann, in das Sonnenlicht gerückt war. Mord und Todtschlag waren nicht die äußersten Auswüchse der Zuchtlosigkeit. Der Gesetzlosigkeit entsprang rasch das Faustrecht, dem Faustrechte die Blutrache. Und immer in denselben alten Kreisen des Verbrechens drehten sich die gar bald stumpf und blöde gewordenen Gesellen. Ein Begabter hätte hier mühelos Außerordentliches vollführen können, freilich nur zum Schlechten.

Von Nachbarlichkeit, Brüderlichkeit oder gar ehelicher Gemeinschaft nach alter Art war kaum ein Rest noch in Trawies. Die Leute verbanden sich, wie es der Zufall heischte, oder wie sie sich brauchten. Die Aelteren, durch Gewohnheit Gebundenen, schleppten sich wohl oder weh auf langbetretenem Pfade dahin. —

In Sachen der Ehe hieß es wieder: Nimm das Weib, so wirst Du sie los. Die alten Betteln und Hausdrachen waren hier nicht fürchterlicher als anderswo. Selbstverständlich waren sogar in „guten Ehen" solche ehrenwerthe Ehefrauen nicht damit zufrieden, daß das Hauswesen nach ihrem Willen ging, sie wollten auch noch, daß der Mann ihnen hierin widerspräche. Nichts kann bekanntlich ein böses Weib in größere Wuth bringen, als ein sanftmüthiger Mann. Bäumt sich dieser aber einmal auf, dann bricht, wenn's

milde abgeht, das Geheul los, das Gewimmer über Tyrannei und Unrecht. Insgeheim ist der trauten Gesponsin ein solches Gebahren gar willkommen, hat sie doch nun wieder neuen Anlauf, der Hausteufel zu sein.

Der Mann weiß, daß der Ehefrieden bei Beiden steht, und daß — es mag Eins sein, wie es will — das Andere doch Anlaß finden kann, den Frieden zu brechen. Das weiß er, meidet sein Haus, wird ein Lungerer, wird ein Lump.

Zu Trawies waren das noch die besten Ehen; nur Wenige führten sie, darunter die beiden Alten, der Tropper und der Sandhock.

„Es ist dreidoppelt erlogen," sagte der Tropper gern, „daß bei uns zu Trawies das Kreuz nimmer steht. In meinem Hause hab' ich ein viel größeres, als vorweg allzeit."

„Alter Schragen," rief ihm einmal der Sandhock zu, „Du sagst meine Gedanken."

Und als die Beiden hierauf einen einschichtigen Weg im dürren Tärn wandelten, sagte der Sandhock: „Ich möchte mir gern einen Spaß machen, Nachbar; aber um's baare Geld kostet er mir zu viel. Etwan meinst auch Du so?"

„Wie so?"

„Daß wir zwei uns einen Gegendienst machen kunnten."

„Wenn's was Rechtes ist, wesweg nicht?"

„Rechtes ist's schon was, aber halt eben auch was Gefährliches."

„Schreckt mich nicht ab."

„Wenn ich," meinte der Sandhock, „wenn ich mein Weib selber salbe, so thut sie mir's siebenfach zurück und ich hab' keine ruhige Stund' mehr. Und gesalbt muß sie werden."

Der Tropper verstand's und entgegnete: „Jetzt sagst wieder Du meine Gedanken."

„Ist recht, so einigen wir uns leicht. Du machst Dich über die Meine und ich thue Dir denselben Gefallen."

„Es gilt!" rief der Tropper und brach in der ersten Begeisterung für das Unternehmen einen Haselstock.

„Geh' weg," sagte der Sandhock, „der ist viel zu klein. Laß Zeit, ich will Dir schon einen herrichten."

„Was die Deine angeht, Sandhock, so schaff' nur an; sollst mit mir zufrieden sein. Für die Meinige suche ich Dir keinen allzugroßen, hingegen zwei zähe aus der Dornhecke. Wird besser sein, Sandhock, ist besser!"

Da waren sie im Walde verschwunden.

Am darauffolgenden Abende soll man in den Häusern des Sandhock und des Tropper ein arges Geschrei gehört haben. In's eine wie in's andere Haus war in Abwesenheit des Hausvaters ein geschwärzter Mann eingebrochen. Und als er wieder davon war und nach einiger Zeit der Gatte nach Hause kam, fand er sein liebes Weib in einem Winkel kauern, nicht keifend und scheltend, sondern herzlich weinend.

Dem Gatten war wohl um's Herz, daß er sein Weib wieder sah.

Nach diesem Bildchen aus dem ehelichen Leben zu Trawies ist noch zu erzählen, wie von nun an der Sandhock und der Tropper unfreiwillig aneinander gefesselt waren. Einer suchte den Andern auszubeuten und wollte sich dieser Andere auflehnen, so wurde ihm sogleich mit der Anzeige gedroht. Vor dieser Anzeige bei der Ehegesponsin zitterte Jeder, aber sie einigten sich doch immer wieder im Frieden, und sinnig sagte einmal der Tropper: „Schau, Nachbar, Jeder von uns ist ein Erzengel Michael und hält den höllischen Drachen des Andern an der Kette. Hältst Du fest, so halte ich auch fest; laßt Du aus, so lasse ich auch aus."

Beide wandelten heimlich grauend ihre Wege. —

Manches Ehepaar hielt sich durch das Sacrament der Ehe nicht mehr für gebunden und konnte doch nicht von einander lassen. Manche Gatten neckten sich, peinigten sich bis zum Hasse. Der Mann verließ die Frau mit dem Wunsche, daß sie ohne ihn verderben solle; die Frau that ihm ein Gleiches. Und sie gingen nach kurzer Trennung doch immer wieder zusammen. Am Miesingbach wohnte ein Mann mit einem jungen Weib und mit einem Zipperlein. Das Weib wollte fort von ihm und einem jungen Jäger zu. Der Gatte ließ sie nicht, suchte aber mit teuflischer Bosheit und Lüstern-

heit eine Gelegenheit herbeizuführen, um sein Weib in den Armen des Geliebten unbemerkt zu beobachten, um sie dann später zur Verantwortung zu ziehen, sich an ihrem Leugnen zu ergötzen und sie dann mit Beweisen niederzuschmettern. Ersteres gelang ihm leicht, bei Letzterem wurde er zu Schanden, denn sie leugnete nicht einen Augenblick.

„Verstoß mich jetzt!" rief sie dann.

„Jetzt gefällst mir erst!" grinste der Alte, sperrte sie in seine Hütte und hielt sie eingeschlossen, bis ihr alle Lust von den Knochen gezehrt war. —

Ein anderer Ehemann lebte im Orte Trawies. Der hatte ein Weib, das immer hinter dem Herde saß und weinte. Oft fragte er sie nach dem Grunde ihrer Thränen, sie gab ihm keine Antwort und schluchzte, wenn sie ihn ansah, noch lebhafter. Er war keiner der Harten und Rohen, und immer wieder fragte er sie mit Sanftmuth, was sie drücke. So gestand sie ihm endlich, daß sie vom Teufel besessen sein müsse, weil sie, seit sie dem jungen Hirten Robin in's brennende Auge geschaut, Tag und Nacht vom jungen Hirten Robin träume!

Der Ehemann meinte, das finde er eben nicht so schlimm, da wäre sie nur vom jungen Hirten Robin besessen. Wenn sie den Robin gern habe, so könne er, der Ehemann, dagegen nichts machen; — sie möge nur zum Hirten gehen und bei ihm sein.

Jetzt fiel das Weib über den Ehemann her: Wenn er ihr ein solches Wort sagen könne, so sehe sie, er sei ihrer überdrüssig. Sie sei die unglücklichste Person auf der Welt.

Und weinte noch heftiger.

Er wollte sich rechtfertigen. Er versicherte ihr, daß es ihm nicht um sich, sondern nur um sie zu thun wäre, und wie sie überzeugt sein müsse, daß er ihr bisher alle Wünsche zu erfüllen getrachtet habe, so wolle er auch diesem nicht im Wege sein. Sie möge mit gutem Gewissen zum Hirten Robin gehen, bei ihm bleiben, so lang's ihr Herz begehre und dann ganz ruhig wieder in sein Haus zurückkehren.

Sie aber rief immer, ihr Mann liebe sie nicht, und von einem Ehemann fordere sie die gehörige Eifersucht und wo sie die nicht finde, da gehe sie ihres Weges.

Und ging zum jungen Hirten Robin. Sie blieb bei ihm eine Zeit, die so lang war, als es vom Vollmond auf den Neumond währt. Dann kam sie wieder zurück, war ihrem Eheherrn ergeben und weinte nicht mehr. —

Ganz abseits von Allem, in einer vielgliederigen Felsenkluft, die kaum zugänglich war, hoch an der Wand des Torsteins, der gegen Morgen schaut und weithin schimmert, hatte Roderich, genannt der Stromer, seine Burg aufgeschlagen.

Roderich war der Stillsten und Gierigsten Einer und hatte nun das Beste und Feinste, was zu Trawies noch auffindbar gewesen, um sich versammelt. An Früchten, Brot, Fett und Branntwein litt er keinen Mangel; gedunsene Ballen von Schafwolle, Garnsträhne, Lodentuch und Leder füllten die seltsamen Räumlichkeiten seiner Wohnung.

Oft kauerte er in der Steinnische, die am Eingange seiner Höhle war, und blickte beseligt über die blauen Höhen hin, wo die Sonne aufging, faltete über das Knie seine dürren Hände und murmelte in dankbarer Rührung: „So gut, wie jetzt, ist es mir noch nie ergangen."

Dann zog er sich zurück, kroch in finsteren Stollen an seinen Vorräthen vorbei, immer tiefer hinein, bis er zur Stelle kam, wo ihm der trübe Schein eines Talglichtes entgegenschimmerte. Die Luft war dumpfig und schwer. Endlich weitete sich der Raum ein wenig und dort war des Stromers Talisman.

Die Höhle war an den Wänden ausgeschlagen mit Moos und Häuten; auf dem Boden waren Lodenteppiche gebreitet; manches handsame Hausgeräthe fand sich aufgestellt, so auch ein niedliches Tischchen mit Heiligenbildern und der Talgkerze. An einer Ecke war ein mit Sorgfalt aus schneeweißer Wolle bereitetes Lager, und auf demselben ruhte ein Mädchen von großer Schönheit. Sie schien erst der Kindheit entwachsen zu sein, und war wohl bläßer, als es das trübrothe Licht gestehen wollte. Ihre Augen waren groß und

braun, wie zwei reifende Kirschen. Es war ein Glanz in ihnen, der eine unheimliche Gluth verrieth. Roderich wähnte, es wäre die Gluth begehrender Liebe und er verwies sie mehrmals des Tages auf die Asceſe der Heiligen, deren Bildniſſe er ihr in den alten Häuſern von Trawies zuſammengeſtohlen hatte.

Der über die Welt jetzt geſchleuderte Fluch, ſagte er dem Mädchen, ſei nur durch ein enthaltſames Eremitenleben lahm zu legen, und er, der alte Roderich, wolle ihr guter, wachſamer Vater ſein.

Freilich war es wohl dem alten Roderich zu danken, daß der ſchönen Jungfrau in dieſer Höhle Asceſe gepredigt wurde.

Nun lag ſie ganz unbeweglich da und verbarg ihr Angeſicht in dem Winkel des nackten Ellbogens; hätte im weißen Arm der Puls nicht leiſe gezuckt, Roderich müßte ſie für todt gehalten haben.

Aber er wußte gut genug, daß ſie lebte. Mit großer Behutſamkeit nahte er ihr, und indem er ſein Geſicht abwandte, als fürchte er einen Schlag von ihrer Hand oder ein Dreinfahren von ihren Fingern, taſtete er nach ihren goldfarbigen Haaren. Dieſelben waren in kurzen Strähnen und ungleich geſchnitten, ſie hingen wie getödtete Schlangen über den weißen Nacken herab.

„Gut," murmelte er, „gut, Bertha, mein Herz, es giebt ſich bald wieder. Morgen ſchneiden wir."

Jetzt ſchoß das Mädchen empor und ſuchte den Roderich mit beiden Händen von ſich zu ſtoßen.

Er ſtand und wich nicht.

„Laß mich in Frieden, Du fürchterliches Geſpenſt!" rief ſie.

„Du biſt es ja ſelbſt, mein Engel, die den Unfrieden macht," grinſte der alte Stromer.

„Wozu brauchſt Du mein Haar?"

„Was nutzt Dein Fragen, wenn Du meiner Antwort nicht glaubſt. Ich vertraue Dir's noch einmal, aus Deinem ſchönen Jungfrauenhaar drehe ich den Strick, den Teufel zu binden, der jetzt in Trawies iſt."

„Du bist selber ein Teufel," rief das Mädchen mit sprühenden Augen. „Du hast meine Mutter umgebracht!"

„Was Dir nicht wieder beikommt, kleiner Narr," versetzte der Alte, gar gleichgiltig lächelnd, „wer hätte dem guten Weibe was zu Leide thun mögen."

„Du hast sie mit einem rothen Tuch erwürgt; hast mir hernach das Tuch in den Mund gesteckt, hast mich fortgeschleppt in diese Hölle her, Du bist der Teufel, der Teufel, der Teufel!"

Er drückte sie mit starkem Arm auf das Lager zurück, er grinste sie an und zischelte: „Weil Du's schon weißt, was soll ich's leugnen. Deine Mutter hat sich erhängt von wegen dem verfluchten Trawies, Du bist vor Schrecken gestorben im verfluchten Trawies, wer soll Dich denn haben, als wie der Teufel?"

„O mein gekreuzigter Heiland," wimmerte das Mädchen und zitterte und rang die Hände, „was habe ich denn gethan, daß Du mich so kannst verlassen!"

„Was Hoffart für eine Sünde ist, das hast Du gewußt," versetzte tiefen Tones der Alte, „der Heiland hat die blutige Dornenkrone getragen auf seinem Haupt, Du hast mit Deinem weichen Haar viel Eitelkeit getrieben; jetzt muß es Dein Haar büßen. Morgen schneiden wir's wieder. Leg' Dich jetzt zur Ruh'; ich wache, daß kein ärgerer Teufel, als ich Dir bin, über Dich komme."

Er ging hinaus, er kroch hinaus, er kletterte hinab zum Wasser — und hat's nicht gesagt, aus welchem Grunde er die Jungfrau hütete, wie der Drache den Schatz, und wozu er ihr Haargesträhne verwenden wollte.

Bertha aber, als sie sich allein wußte, sprang auf, sank hin vor das Tischchen und wollte beten. Ach, aus ihrem Beten wurde ein heftiges Schluchzen, ein gellendes Weinen, das davon die Felswand widerhallte. Sie rief laut nach ihrer Mutter; sie rief, bis ihre Kraft erlahmt war, dann sank sie hin.

Wenn sie wieder erwachte, starrte sie auf ihre Hände, betastete ihr Gesicht.

Das Fleisch war weggefallen, was Wunder aber, daß sich keine Runzeln zeigen wollten! War sie nicht schon uralt? war sie nicht schon hundert Jahre in diesem fürchterlichen Aufenthalt?

Keine Ahnung hatte sie, daß, seit sie dem Tageslicht entrückt worden, erst einmal die Bäume grünten und noch nicht einmal die Blätter der Buchen gilbten.

Nur in den wenigen Minuten seligen Traumes sah sie die lichte Welt, um deren Verlust zu beweinen. Allmählich wurde sie stumpfer; an ihre Verdammniß konnte sie nicht glauben, aber an die Nacht des Wahnsinns glaubte sie, der sie verfallen sei, und der Gedanke war ihr tröstlich, das Leben müsse doch einmal ein Ende haben. So ergab sie sich und in schwersten Stunden flüchtete sie zum Gebete. Von den ihr vorgesetzten Speisen wollte sie nicht genießen, aber immer wieder kam die Zeit, da sich ihre Hände unwillkürlich ausstreckten nach der Nahrung.

Der Alte kam oft zu ihr, war zuthunlich und wollte mit ihr sprechen, und schaffte ihr Bequemlichkeit, wie er konnte. Von Zeit zu Zeit schnitt er ihr mit einem scharfen Messer das Haar vom Haupte und ging damit hinaus und kehrte dann oft in langer Weile nicht zurück.

Und eines Abends verrammelte er wie gewöhnlich mit Sorgfalt den Eingang zur Höhle, kroch dann im Gesteine besonders viel umher, schlich mit noch größerer Hast davon und durch den Wald. Sonst hatte ihn der Wald gedeckt, jetzt mußte er die Nacht wählen. Er eilte dem Hause des Bart zu. Diesen einsamen Hof hatte er noch nicht besucht und doch schwante ihm, als müsse manches Begehrenswerthe darin aufbewahrt sein. Bei sich trug der Roderich das „approbirte Mittel, daß die Leut' nicht munter werden" — die Kerze aus Kreuzotterfett mit Docht aus Jungfrauenhaar. — Viel hat's gekostet, bis der Roderich endlich eine verläßliche Dochtquelle gefunden hat. Aber seither hat ihn die Zauberkerze nicht mehr im Stiche gelassen; freilich gehört auch sonstige Sorgfalt dazu. Man geht tagsüber an den Häusern vorbei, bewundert scheinbar die Blümlein, die am Fenster stehen,

den Jacobisegen, der an der Thüre hängt, die Vogelnester, die an den Wänden und unter den Dächern kleben und schaut sich insgeheim die Stellen aus, wo nächtlicher Weile am besten einzubrechen ist. Dann wählt man die Stunde, wo die Leute im tiefsten Schlaf liegen, man trägt eine Fußbekleidung, die nicht Lärm macht, hat ein sachgemäßes Brechzeug und Schlüsselwerk; und noch am besten, man besucht die Häuser zur Zeit, da die Bewohner derselben selbst auf Diebsfuß aus sind. In Kästen und Truhen ist freilich nichts mehr zu finden, aber unter den Bodendielen und in Kellern muß man nachsehen, auch unter Steinhaufen und oben unter den Dachbrettern oder in dichtem Baumgeäste. Ein Mann, der beim Handwerk alt geworden, kennt die Kunstgriffe, und wenn ein fester Glaube an die Zauberkerze dazukommt, dann kann's gar nicht fehlen.

Unterwegs dachte der alte Strolch oft an das Mädchen, welches er gefangen hielt. Er wußte es zu schätzen. Es that ihm bisweilen leid, daß er sie so tief in den Felsen vergraben, daß er sie ängstigen, ja züchtigen mußte, doch die Kleine war auch allzu störrisch. Das aber dachte der brave Mann: wenn ich das Geschäft aufgebe, dann verheirate ich das Mädel. — Jawohl, Alter, sorgsamer hat noch keiner die Tugend bewacht, als Du an diesem Wesen; es wird schwer halten, Einen zu finden, der Jungfrauenhaar so trefflich zu nutzen weiß, wie Du!

Um Mitternacht schlich sich der Roderich vermittelst einer Strickleiter, die er durch eine Stange am Dachfenster befestigt hatte, in die Bodenkammer des Barthauses. Er machte sich in derselben bequem und zündete seine Kerze an. Sie brannte heute etwas ungleich und knisterte zuweilen. Im Hause schien wohl Alles zu schlafen, und doch war eine gewisse Unruhe, als wenn Mäuse und Ratten umgingen. Dem Roderich war nicht ganz heimlich. — Er hatte ihr, als er letztlich das Haar geschnitten, ein klein wenig das Brusttuch seitab gezogen, der Locken wegen, die hinein verbunden gewesen waren — nur der Strähne wegen — sollte das von Uebel gewesen sein? Nun es ist ja Alles still im Hause, die

alten Schränke stehen so einladend da; eine innere Wärme, wie Jugendgluth, durchrieselt den alten Kerl und er macht sich leuchtenden Auges an sein Geschäft.

Wir wollen uns nicht zu Mitwissern der That machen und kehren in einem anderen Gelasse des Barthauses ein.

In der Scheune auf duftigem Heu liegen zwei Männer. Der Eine davon läßt das Zeichen hören, daß er schläft, da erhebt sich der Andere sachte und schleicht zum Fenster. Der Bart braucht es nicht zu wissen, um nicht noch einmal zu wiederholen, daß der Teufel süß pfeife, ehe man ihm aufsitze. — Eine Todsünde, die schöne Sela mit so Einem zu vergleichen! Aber auch der Teufel, meinte der Bart, sei in seiner Jugend schön gewesen. — Die gute Sela ist ja ein Engel! denkt Erlefried. Macht nichts, sagt der Bart, wenn man dem Teufel auf sein Horn „guter Engel" schriebe, gäbe es Leute genug, die es glaubten. Daher braucht der Alte nichts zu wissen. Wenn der, so rechnet der Jüngling, die Beiden alleweil zusammenthut, so mag's wohl gerathen, daß sich Einer dem Teufel verschreibt . . .

Erlefried schaut hinaus in die Nacht und zu den Fenstern des gegenüberstehenden Wohnhauses.

Im Walde geht eine Mär', daß zwei Leute, die sich lieben, täglich einmal — und wären sie sich noch so ferne — einen Augenblick hätten, in welchem Eins das Andere sehen könne. Dieser Augenblick, er sei bei Tag oder Nacht, währe so lange, als ein Thautropfen falle vom Wipfel eines Lärchbaumes bis zum Erdboden nieder. Wer ihn nicht verpaßte!

Für Erlefried kam dieser Augenblick zur nächtlichen Stunde, wenn der alte Bart neben ihm eingeschlafen war. Und der schöne, aufgeweckte Bursche nahm ihn wahr; er stand auf und blickte zu den Fenstern des Wohnhauses hinüber und sah im Geiste, wie sie ruhte und — seiner gedachte. Stundenlang sah er ihr süßes Bild, denn ein Thautropfen, wie lange braucht er, bis er vom hohen Wipfel des Lärchbaumes, an Zweig und Zweig sich verweilend und verdunstend zur Erde kommt!

Und wie nun heute Erlefried zum Fenſterchen der Scheune hinauslugt, ſieht er im Oberboden, wo Sela ihren Kleiderſchrank hat, ein Licht. — Sie wacht noch? Sie ſitzt da oben und beſſert vielleicht ihr Gewand aus und es wird ihr dabei die Weile lang. — Das Waſſer des Brunnens rieſelt allerwege, da iſt nichts Neues zu hören; des Himmels Sterne funkeln hell, es ſind immerdar die alten. Auch dem Burſchen wird die Weile lang. So will er zu ihr in die Dachkammer ſchleichen und bei ihr ſitzen und ihr das Licht hüten, daß ſie arbeiten kann. Und wenn ſie dann vor dem Schlafengehen die Arme nach rückwärts hebt, um die Haarflechten zu löſen — denn ſie ſchläft gern mit loſem Haar — dann wird ſie ſich nicht wieder mit ihrer Hand die Lippen zudecken können.

Erlefried ſchleicht — er ſucht die Thür, er weiß wie ſie zu öffnen iſt, er ſteigt leiſe die finſtere Stiege hinauf, er ſteht an der Bodenkammer. Da klopft er anfangs und flüſtert ihren Namen, daß ſie nicht erſchrecke.

In demſelben Augenblick iſt drinnen ein Gepolter, und als er eintritt, iſt es in der Kammer finſter und leer; das Fenſter iſt offen und draußen eilt eine Geſtalt davon.

Der Dieb iſt entwiſcht, aber die Schränke ſind noch unverſehrt und Erlefried ſteht da und weiß nicht recht, wie ihm iſt. Diesmal hat er die Zeit des fallenden Thautropfens nicht wahrgenommen. Aber was bedeutet's? Thau fällt ja täglich.

Lange ſaß der Jüngling auf ihrem Schranke, dann, als es ihm zu ſpät wurde, legte er ſich darauf hin und fing zu ſchlafen an.

Am anderen Tage war das Gedächtniß der Erhöhung des Kreuzes.

Wer in dieſen Bergen dachte daran oder wollte daran denken? Manche waren, die hätten das Bedürfniß nach religiöſen Feſtlichkeiten gehabt; ſie hatten ja vielleicht den Glauben, aber ſie hatten die Hoffnung nicht. Im Hauſe des Bart ging es völlig umgekehrt; da hatte man nicht den Glauben an den Fluch, und daß er auch Unſchuldige treffen müſſe,

aber man hatte die Hoffnung auf Gott und sein Reich. Der Bart ließ die Bewohner seines Hauses alle Feste begehen, er selbst beging keines mit; er für seine Person, das wußte er, hatte Theil an dem Fluche.

Zur Feier der Erhöhung des Kreuzes hatten die Leute des Barthauses gern eine Wallfahrt unternommen in den Tärn, zu jenem Kreuze hin, das mitten im Hochwaldschatten stand und so geheimnißvollen Ursprunges war. Dorthin waren sie betend gegangen, dort waren sie gekniet und hatten ihr Herz erhöht, und hatten der fernen Lebendigen gedacht und auch der Todten in den Gräbern oder der im Feuer wimmernden Seelen. Hierauf hatten sie sich niedergesetzt auf das braune Moos, hatten ihr Wanderbrot verzehrt und waren dann still wieder zurückgezogen zu ihrer geborgenen Wohnung.

So sollten sie auch heute gehen. Und schon früh, da die Baumgerippe der Tärnhöhen in die Morgenröthe hineinstarrten, stieg Sela zur Bodenkammer hinauf, um sich für den weiten Weg anzukleiden. Sie that einen Schrei, als sie den Schrank öffnen wollte und auf demselben einen Menschen liegen sah. Erlefried erwachte, sprang auf und wußte wieder nicht, wie ihm geschah.

„Ich frage Dich, Erlefried," redete ihn Sela ernsthaft an, „ich frage Dich, was Du da gemacht hast?"

„Du wirst es besser gesehen haben, als ich selbst," war seine Antwort, „ich habe geschlafen."

„Zum Schlafen hast Du Dein Heu."

„Das ist mir zu hart."

„Und auf der hölzernen Truhen, meinst, wäre es weicher?"

„Es ist Deine Truhen," sagte er trotzig.

„Ich bedanke mich," versetzte sie schneidig.

„Hast Dich auch zu bedanken. Mußt wissen, Sela, heutzutage soll jeder Schrank ein lebendiges Schloß haben."

„Geh' jetzt weg. Ich will mich ankleiden: ich gehe zum Kreuz im Wald."

„Ich gehe mit Dir."

„Ist mir lieber, Du bleibst daheim. Deine Frommheit auf dem Wallfahrtsweg, die kennt man."

„Wo in der Nacht nicht einmal Dein Gewandschrank sicher steht, da wird's nicht von Uebel sein, wenn ich mit Dir durch den Wald gehe. Auf die Frommheit kommt's da nicht an."

„Narr' Dich nicht auf, Erlefried," sagte das Mädchen und legte die Hand auf seine Achsel und blickte ihm innig in's Auge, „Du meinst mir's gut, ich erkenne es, und ich möchte nicht gern in den Tärn gehen ohne Dich."

Da war's den Beiden gut, da war's ihnen sehr gut. Und Erlefried zog rasch sein Sonntagsgewand an und band sich das hellste und bunteste seiner Halstücher um; heute wollte er auch von Außen leuchten, wie es in seiner Seele leuchtete — er ging mit dem lieben Mädchen.

Ihr Weg führte sie anfangs durch grünes, frisches Buchengehege, wo in allen Zweigen Leben war. Die übrigen paar Leute aus dem Barthause, die auch gingen, hatten sich abgesondert, sie kannten nichts Langweiligeres, als mit diesen zwei jungen Menschen zu sein; sie dachten: Vögel mit gleichen Federn fliegen gern mit einander, was geht das uns an! — sie ließen sie ziehen.

Nun sie ganz allein dahinwandelten in der herbstlichen Morgenkühle, sagte Sela: „Erlefried, ich gehe nur mit Dir, wenn Du Frieden giebst und mir unterwegs wieder Geschichten erzählst."

„Geschichten von der schönen Welt?" fragte er.

„Es mag auch vom Himmel sein."

„Kennst Du die von den zwei Säemännern? So los'. Im Himmel droben gehen fort und fort zwei Säemänner um, der Eine säet Segen auf die Welt herab, der Andere Fluch."

„Mir scheint, daß der Erste nicht gar zu fleißig ist," meinte das Mädchen.

„Ei, fleißig wäre er schon, aber der Same wird ihm fort zu wenig, weil er soviel schlechte Ernte hält, mußt Du wissen. Hingegen der Fluch, der geht allemal hundertfältig auf, so kann auch wieder reicher gesäet werden."

„Das ist traurig," sagte Sela.

„Man kann's auch luſtig machen," belehrte der Burſche; „das Gute, das vom Himmel fällt, man nimmt's auf und läßt's wachſen. Wir zwei wollen es auch ſo halten, gelt Sela!"

Dagegen könne man nichts einwenden, war ihre Antwort.

Nun ſchritten ſie eine Weile faſt ſtill neben einander hin. Insgeheim lugte er oftmals auf das Mädchen, wie es doch gar zu ſchön geworden ſei. — Auf ihrem runden Geſichtchen lag das zarte Roth, „und in dieſem Roſengärtlein ſtanden zwei Violen." Ihr lichtes Haar ging am Nacken nieder in zwei Ketten „wie der Fiſcher die Angelſchnur ſenkt," und daran hing untrennbar des Burſchen Lieb' und Verlangen. Beide, die da gingen im Buchenwald, waren jung erwachſen, Beide wurden unruhig, wenn ſich ihre Augen begegneten!

Glücklich fügte es ſich, daß der dichte Laubwald zu Ende ging und das dürre kahle Beſtände des Tärn begann, da mußte Sela ihre Haarketten um das Haupt winden, daß dieſelben nicht hängen blieben an dem ſtarren Gezweige. Auf dem Boden kniſterte bei jedem Schritte das Reiſig und die Sonne ſtieg immer höher und der Schatten des Tärn war wie ein dünner, zerriſſener Schleier. Als Erlefried auf einem Anger eine blaſſe Herbſtzeitloſe ſtehen ſah, fragte er Sela, ob ſie wiſſe, warum dieſe Pflanze giftig ſei? — Sie wußte es nicht. „Nun," erklärte er, „weil ſie die Zeit verſäumt hat und alte Mädchen giften ſich."

„Das mußt Du freilich wiſſen," ſpottete ſie.

Endlich kamen ſie zu einer kleinen Gruppe von Weißtannen, die von der Waldpeſt verſchont und in üppiger Grüne ſtanden. Sie ruhten im Schatten, und Erlefried, der ſinnend in's dichte Aſtwerk ſchaute und dem doch die Gefahr ſeiner Gedanken auffiel, fragte Sela, ob ſie wiſſe, warum bei den Tannen jeder Zweig ein Kreuz bilde?

„Wenn Du's weißt, ſo mußt Du mir's erzählen," bat ſie.

„In alten Zeiten," ſagte er, „ſind am Tannenbaum die Zweige palmartig himmelwärts gewachſen. Seit jenem Tage, da ſie das Kreuz Chriſti aus einem Tannenbaum

gezimmert haben, muß an diesem Baum Alles in's Kreuz wachsen, so wie zu Trawies, wo doch kein Kreuz mehr stehen soll, Alles in's Kreuz wächst."

„In's Kreuz und Elend," versetzte Sela.

„Ich bin auch in's Kreuz gewachsen," sagte der schöne Bursche, da er sich hoch und stramm hinstellte und die Arme wagrecht auseinander spannte. „Willst gekreuzigt werden?"

„Mir gefällt der Lärchenbaum besser als der Tannenbaum," bemerkte das Mädchen und schaute hin in die Lichtung, wo in heller, weicher Grüne eine solche Ceder des nordischen Waldes stand.

„Soll ich Dir auch die Geschichte vom Lärchenbaum erzählen?" fragte sie der Bursche. „Nun schau, mit den Bäumen ist es so, wie mit den Leuten. — Da sind einmal an einem Sonntage die Bäume zusammengestanden, daß sie unter sich einen König wählen. Der Fichtenbaum hat gesagt, ich bin der Schönste; der Tannenbaum hat gesagt, ich bin der Größte; der Kieferbaum hat gesagt, ich bin der Fleißigste und der Nützlichste und hat sogar vom Trasank herab die Legfohre mit sich gebracht, daß dieselbe für ihn stimmen soll. Zuletzt ist noch der Lärchbaum gekommen, der schöne, weiche, kräftige Lärchbaum, da haben die anderen Bäume gedacht: vor dem bestehen wir nicht, der ist der Fürnehmste, und haben die Königswahl auf den Winter verschoben. — Ich denke, Sela, ich verschiebe den andern Theil von dieser Geschichte auch auf den Winter."

„Erzähle nur, erzähle," sagte sie, „wir wissen sonst nichts Gescheites zu reden."

„Du hast Recht, Sela. Wenn ich bei Dir bin, fällt mir zwar allemal die gescheiteste Sach' ein, aber ich bringe sie nicht heraus. — Nun also, wie der Winter gekommen ist und die Nadelbäume wieder zusammengekommen sind in ihrem immerwährenden Grün, da will der Lärchbaum nicht vortreten. Dreimal wird er gerufen, bis er kommt, er hat einen Schneemantel um. Die Anderen schaffen ihm, daß er die Winterpfaid sollt' ablegen; er thut's nicht gern, ist ja nackt

und blos, hat keine grünen Nadeln mehr an seinem Holz wie die Andern. Sie lachen ihn aus, und König ist der Fichtenbaum geworden. — Seither stellt sich der arme Lärchenbaum gern bei Seite, und im Frühjahr wachsen ihm allemal wieder die grünen, weichen Federnbüschel und er vertreibt sich die Zeit besser, als wie der König. Bei der Lärche trifft's auch zu, daß Mann und Weib ein Leib ist."

„Jetzt magst bald aufhören mit Deinen Baumgeschichten."

„Ein Vogel in den Lüften, der heißt auch Lerche, der singt: didlde, didlde, und singt das Brautpaar ein."

„Ich möchte nur wissen, Erlefried, wo Du das Alles her hast?" fragte das Mädchen verwirrt.

„Wer viel im Walde umgeht und Augen hat, der sieht's," antwortete er. „So ist's noch gar nicht lang her, daß ich auf der Freiwildhöhe hab' gesehen, wie der schöne junge Fichtenbaum unter dem das Frauenbild gestanden ist, sich was Feines gesucht hat."

„Du mußt nicht viel an Leut' zu denken haben, weil Du Dich mit dem Holz sogar abgiebst," bemerkte jetzt das Mädchen.

„Ich will nicht fortweg an Leute denken, das ist nicht allemal gesund."

„So, da höre ich was Neues."

„Es ist doch umsonst. Mit Thieren gebe ich mich nicht ab; das dürre Holz ist mir auch verhaßt, so halte ich mich an's grüne. Ich mag mich noch so fest an die Bäume machen, alsogleich bin ich wieder bei Dir. Sie schicken mich ja zurück, zu Dir zurück."

„Daß sie aber so fein sind!"

„Was," sagt jetzt Erlefried, „was thut letztlich der Fichtenbaum auf der Freiwildhöhe? Fällt ihm auch ein, er will sich ein Weib nehmen. In der Nachbarschaft ist dort nicht viel zu holen, lauter kleine verkrüppelte Wesen. Da denkt er, ehe ich so eins meinen Kindern zur Mutter gebe, eher bleibe ich allein. Sonach gewahrt er, es gehe ihm nicht schlechter, als unserem Menschenvater Adam, er hat das Weib in den eigenen Rippen. In rothen Kätzlein haben sie sich

zugelächelt; ein Körnlein aus seinem Herzen läßt er abfliegen, um zu freien, sie ist gescheit gewesen, Sela, sie hat den Freier nicht abgewiesen. Und da habe ich halt wieder an Dich denken müssen."

Er stützte sich vor ihr auf's Knie, und zwar in einer Stellung, in der Keiner lange verharrt.

Das Mädchen drängte zum Aufbruch und machte selbst den Anfang, indem sie rasch aufsprang und weiterging. Der Jüngling folgte ihr wortlos, aber mit Hast. Eine Strecke waren sie dergestalt vorwärts gekommen, als Erlefried rief: „Bleibe stehen, Sela!"

Sie blieb stehen.

„Schau!" sagte er und wies auf einen grünen, niedergebrochenen Fichtenwipfel, der neben einem schönen schlanken Stamme übervoll von Zapfen auf der Erde lag.

Sie schaute hin, sie schaute empor zu dem hauptlosen Baume und versetzte: „Was ist denn da zu sehen?"

Erlefried gab keine Antwort. Sie gingen wieder fürbaß. Der Wipfel war unter der großen Last seiner Samenzapfen gebrochen, der Baum — von der Waldpest so gnädig verschont — zugrunde gegangen an eigener Lebensfülle . . .

Nach all' diesem kamen die beiden Leutchen immer tiefer hinein in den todten Tärn. Bald war kein einziger grüner Baum mehr um sie. Die Sonne glühte nieder, der Sommer hatte den Regen versagt und heftige Winde hatten die letzten Nadelbüschel von den Zweigen gerissen. Die dorrenden Bestände waren heiß und über dem Boden zitterte die Luft. Zwischen den Steinen blitzte da und dort ein Eidechschen hin, sonst fand sich kaum ein Lebendiges in dieser seltsamen Wüste. Selbst die Schwärme des Borkenkäfers waren verschwunden. Schon von Weitem sahen unsere Wallfahrer zwischen den fahlen Stämmen das Kreuz ragen. Niemand war dort, sie schienen heute die Einzigen zu sein, die es besuchten.

Für Erlefried, den schwärmerischen Sohn eines schwärmerischen Vaters, war das Kreuz in diesem Walde stets ein geheimnißreicher Gegenstand gewesen, von dem seine Seele gern träumte. So siegte auch jetzt in ihm das Kreuz über

das Herz — wenn auch, weiß Gott, nur für kurze Zeit. — Still ging er ihm zu, zog das graue Hütlein vom Haupt und kniete nieder. Er gedachte jener Stunde, da er als Knabe ohne Gott und ohne Hoffnung heimgekehrt war zu seiner kranken Mutter. — „Er ist. Du weißt es, Du liebst ihn. Himmel und Erde ist sein Leib!" So hatte sie, die am Thore der Ewigkeit stand, zu ihm gesprochen.

Auch Sela, die Tochter des Feuerwart, hatte Stunden, in welchen das ganze, das furchtbare Elend von Trawies an ihr Herz schlug. Da konnte sie nicht lächeln, nicht hoffen, nicht beten, da wußte sie sich nicht anders zu helfen, als daß sie das Auge ihrer Seele zuthat und Alles aus dem Sinne schlug.

Auch heute war sie zum Kreuze gekommen, ohne recht zu wissen warum. Der verdorrte Wald war nicht danach angethan, ihr Gemüth aufzuschließen. Nun sie aber den geliebten Jüngling so still vor dem Kreuze knien, so andächtig beten sah, kam es auch über sie. Wie kühlender Thau kam es über sie, dann kniete sie hin und konnte beten — beten, wie schon lange nicht mehr. Dabei wurde ihr so weich, so leicht, vor Freude darüber hub sie zu schluchzen an.

Die Herren draußen in der Welt, die den Feuerbrand geschleudert hatten in dieses stille Thal, wenn sie das Paar hier knien gesehen hätten im schattenlosen Hochwald vor dem verlorenen Kreuze, jetzt noch schuldlos, aber von den höllischen Gewalten eines Flammenringes enger und immer enger umlodert!

Keiner hat sie gesehen, auch nicht im Gedanken gesehen. Zu Trawies ist die Empörung, ist das Laster, ist die Hölle, sonst dachten sie nichts. Und Sela und Erlefried, die Kinder der Empörer, sie waren verlassen.

Erlefried stand endlich vom Gebete auf, setzte sich in den Schatten einiger dicken Stämme, that seinen Mundvorrath heraus und bereitete für Sela den Tisch. Sie sind nebeneinander gesessen, haben still das Brot verzehrt, und der Sonnenstern wendete sich abendwärts. Sie ruhten und Erlefried richtete sein Angesicht dem blauen Himmel zu, aber

das dürre Gezweige flocht sich wie ein ungeheueres Spinnengewebe zwischen den beiden Menschen und dem Himmelszelt. Und als Erlefried so dalag, sagte er plötzlich das Wort: „Sela, ich habe Dich immer noch mehr lieb!"

„Wie werden wir heute heimkommen!" sagte das Mädchen.

„Es wird ein schöner Weg sein," versetzte der Jüngling, „die Sonne wird nicht mehr brennen und die Luft wird kühl sein."

„Ich fürchte, wir verirren uns!" Sela sagte es nicht, aber sie dachte es. Ihr war bange, sie wußte nicht, warum. Wieso, daß heute außer ihnen kein Mensch zu diesem Kreuze kommt? Hätte sie das geahnt, sie wäre nicht mit Erlefried gegangen, sie hätte auch ihn nicht gehen lassen. Am liebsten möchte sie jetzt auf dem abendlichen Heimweg anfangen und ihn mit Gespenster- und Räubergeschichten ängstigen, aber dann wird ihr selbst das Grauen kommen, und er wird darüber lachen.

Sie versucht es wirklich, spricht zagend von Strolchen, die den Tärn durchziehen.

„Ja," sagt Erlefried, „darum meine ich, daß wir den Weg meiden und im dichtesten Bestände dahinschleichen sollen, daß wir nicht bemerkt werden können."

„Der bösen Traut und dem Anweil kann man nicht entgehen."

„Gegen solche Gespenster ist das beste Mittel, wenn wir uns nahe zusammenhalten."

Er faßte sie mit einem Arm frisch um den Leib: „Ich bin stark, Sela, mir magst Du vertrauen."

Sie blickte ihn an. Das war ein tiefer, schwerer, ein seltsamer Blick — bittend, vorwurfsvoll, hoffend, bangend, das Alles zugleich. Vor dem Kreuze warf sie sich noch einmal nieder: „Schütze uns! Schütze uns heute!"

Hierauf eilten sie davon, durch den Tärn jenen abendlichen Höhen zu, hinter denen wie ein blaues fernes Dreieck der Kegel des Johannesberges ragte. Dichter Höhenrauch lag über der Gegend und die Luft war schwül. Am Himmel

hatten sich Wolken gebildet, die bald in zahllose Stückchen zerfielen, als hätte sie eine unsichtbare Hand mit dem Hammer zertrümmert. An anderer Stelle zogen sich zarte Streifen hin, von einem lebhaften Winde zeugend, während über dem Walde tiefe Stille lastete.

Als unsere Wanderer zu einem grünen Anger kamen, der in versteckter Thalschlucht lag, um welchen gewaltige Stämme des Urwaldes nackt und knorrig standen, und wo es so lautlos war, als wäre selbst die alte Fädenspinnerin in der Einsamkeit eingeschlummert, da schlug Erlefried ein Rasten vor. Sela sah ihn noch einmal an, trat ein wenig bei Seite und war verschwunden.

Der Bursche ging hin und her, von Stamm zu Stein, von Strupp zu Strauch und suchte. Suchte so lange, bis ihn plötzlich ein heiseres Lachen erschreckte. Was da lachte, es lag ganz in seiner Nähe zwischen zwei Steinen. Eine magere Hand in Fetzen langte hervor, dann das struppige, grinsende Haupt des Stromers Roderich.

„Junger Mann," schnüffelte er jetzt, als Erlefried stehen blieb und finster auf ihn hinschaute, „Dir ist zur unrechten Zeit Dein Schatz davon."

„Geht's Dich was an, alter Tagedieb?" sagte Erlefried trotzig.

„Ein so kernfester Bursch und ein solches Unglück! Es ist unglaublich," versetzte der Stromer. Dann richtete er sich halb auf, daß es aussah, als wollte hier ein Lazarus dem Grabe entsteigen, und fuhr fort: „Mache Dir aber nichts d'raus, schöner Knab', ich will Dir was sagen. Ich habe Dir schon eine Weil zugeschaut und mir gedacht: wie der's angeht, da kommt er nicht vorwärts. Lugst hin und schaust her und frägst an und duckst ab und hast nichts. Willst was haben, so mach's wie Andere, verschreib' Dich dem Teufel."

„Ist mir schon Ein Ding, ich verschreib' mich dem Teufel!" knirschte der vor Aufregung bebende Bursche. Begierde und Zorn verwirrten seine Gedanken und auch er war ein Kind seiner Zeit.

„Willst Du mit mir kommen, so wirst Du noch an diesem Abend Freude haben," sagte der Alte lauernd, „aber Du mußt mich stützen; ich habe heute bösen Tag gehabt. Ich ward von Räubern angefallen, sie haben mir den Fuß zerschlagen; ich liege hier schon den halben Tag und kann nicht weiter. Führst Du mich die Schlucht hinaus bis gegen die Felswand dort, so mache ich Dir eine gute Nacht."

Der Stromer sagte selbstverständlich nicht die Wahrheit. Der böse Fuß war da, das Unvermögen, ohne Stütze weiter zu gehen, war auch da; aber nicht die Räuber hatten ihn angefallen, sondern er selbst war auf seinem Raubzuge verunglückt, hatte sich im Hause des Bart bei dem Sprunge aus dem Fenster den Fuß beschädigt. Bis hierher hatte er sich mühsam geschleppt, weiter konnte er nicht mehr, so suchte er den Burschen an sich zu locken. Erlefried ahnte nicht, daß der Dieb vor ihm kauerte, den er in der vorigen Nacht von dem Kleiderschranke der Sela verscheucht hatte. Ihm war nur klar, daß hier ein samaritisches Werk gethan werden mußte. Und er that's. Er schleppte den alten Gauch die Schlucht entlang und spähte stets nach links und rechts, ob Sela sich nicht doch irgendwo zeigte.

„Du schaust umsonst," sagte ihm Roderich und stützte sich recht tapfer auf den kräftigen Burschen. „Wie ich diese Gattung von Weibsleuten kenne, lassen sie sich im Walde nicht erwischen, laufen der Kirchen zu und auf den Altarstufen erwarten sie den Liebsten. Geheiratet wollen sie sein, nachher geben sie sich zufrieden. Maßen wir itzund aber keine Kirchen haben, so mußt Dir schon anderswo was bereiten. Hat der Herr Vater den Pfarrer erschlagen, so wird's der Sohn auch leicht ohne den Pfarrer richten. Glaubst, Junge, ich kenne Dich nicht? Schau mich nicht so schwarz an, Du Sohn des großen Wahnfred, der das Leutumbringen in Schwung gebracht hat und das Stehlen abbringen will, ich verrathe Dich nimmer. Du versteckst Dich im Türn, wie ich, willst nicht mithalten draußen beim Rauben und Plündern, wie ich. Recht hast, wer für sich ist, dem geht's besser. Nur Schade, daß es auch Andere wissen

werden, der todte Erlefried ist wieder lebendig geworden. Wie Du jetzt d'ran bist — solltest unsichtbar sein: Erwischst Die, welche Du haben willst, kommst Denen aus, die Dich haben wollen. Dich treibt die Noth dazu, Junge, Du mußt Dich dem Teufel verschreiben."

„Gleich soll er mich holen, wenn ich's nicht thu'!" rief Erlefried leidenschaftlich erregt, auch darüber, daß ihn der alte Stromer erkannt hatte.

„Du gefällst mir," murmelte Roderich und hinkte an der Seite des Burschen mühsam weiter. Das, was er in Bosheit dachte und plante, schien ihn die Schmerzen seines Beines fast vergessen zu lassen. „Allemal ist es besser, er holt Dich morgen, als heut' — wenn's auch schon finster wird. Geh' mit!"

„Ich rufe ihn auf der Stelle!" sagte Erlefried und blieb stehen. An ihm war's wahr: Feuer im Herzen giebt Rauch im Kopf.

„Rufe ihn, wenn Du allein bist," entgegnete der Alte, der keine Lust haben mochte, heute mit dem leibhaftigen Teufel zusammen zu treffen. „Achte auf meinen Rath. Den Teufelsstein kennst Du, er liegt auf der Höhe, wo man zu Ulrich, des Köhlers Hütte hinüberkommt, nicht eine Stunde von da. Wirst viele Namen darauf finden, auch bekannte. Jeder ist ein Narr heutzutage, der nicht mit dem höllischen Herrn Bruderschaft macht. Kommst Du hin zum Stein, so ritze an Deiner linken Hand die Herzader auf, tauche einen Halm, der schon verblüht hat, in's Blut und schreibe Deinen Namen auf den Stein. In dem Augenblick wird er vor Dir stehen, wirst Dich gar nicht erschrecken, er schaut nicht so schreckbar aus, als die Leute meinen, die ihn noch niemals gesehen haben. Etwan tritt er Dir als schöner Knab' entgegen, oder als eine junge Maid, oder als ein frisches Reh, oder auch als grüner Baum. Der schwarze Herr hat allerlei Gewand. Gleich trittst ihn an und sagst keck, was Du willst. Daß Du nur nicht auf das Wichtigste vergißt. Die Zeit, wann er Dich nimmt, bestimmst Du selber; nicht daß Du etwa der Narr bist, und bedingst Dir achtzig Jahre, oder

hundert. Das ist zu wenig. Merk' auf, mein schöner Jüngling. Als die Zeit, wo er Dich holen darf, bestimmst Du das Gottsleichnamsfest in Trawies, welches auf einen Neumond fällt."

„Ich verstehe es nicht."

„Du weißt es ja. An diesem Tage mag uns allsammt der Teufel holen."

„Das kann doch bald sein, schon im nächsten oder in wenigen Jahren," bemerkte Erlefried.

„Junge," sagte der Stromer und klammerte sich wie eine Schlange an Erlefried, „wer sich dem Teufel verschreibt, der schaut nicht in den Kalender. Neumond und Gottsleichnam trifft alle hundert Jahr kaum einmal zusammen und wenn auch: Trawies liegt im Kirchenbann, das weißt Du, so wirst auch wissen, daß zu Trawies kein Gottsleichnamsfest sein kann. Und ist keins, so kann es ewig nicht auf Neumond fallen. Mach's wie Du willst und sei bedankt, daß Du mich geführt hast."

Sie waren zur Stelle angelangt, wo sich die graue Felswand erhob, in welcher der Stromer sein Nest hatte. Der Alte hatte es verstanden, den Burschen durch das Gespräch mit sich zu locken, so lange er dessen bedurfte. Hier mußte er ihn verabschieden und versuchen, allein zu seiner Höhle emporzuklettern, wollte er dieselbe nicht verrathen.

Erlefried ging in der Dunkelheit verwirrt davon und suchte Sela und trachtete dem Teufelssteine zu.

Schwül war ihm, die Phantasie hatte ihn übermannt ganz und gar, eng und enger zog sich der Leidenschaft Feuerring um sein zitterndes Herz. Rasch ging er hin und that, was ihm der Stromer gerathen hatte. —

Als er den Arm entblößte, um ihn zu ritzen, sah er an demselben die Narben jenes Schusses, der ihn einst als Knabe auf der Waldwiesen gestreift hatte. Dort stach er hinein . . .

Noch zitterte am Halme das Tröpflein Blut, noch hatte er auf den Lippen den letzten Hauch seines Schwures, als er vom nahen Torstein her einen Ruf vernahm. Wie eine

weibliche Stimme war's. Sollte der neue Genoſſe ſchon ſeines Dienſtes walten? Und ſollte es Sela ſein? — Im Augenblicke als ſein Blut floß, durchrieſelte ihn kalter Schauer. Und nun? Es war plötzlich nicht mehr ſo ſehr das Weib, es war die liebe, ſchützende Freundin, nach der er ſich ſehnte. Der Ruf am Felſen wiederholte ſich. Erlefried ſtieg hinan. —

* * *

Der Stromer ſaß auf Schutt und Sand und ſammelte Kräfte zum Klettern. Gingen zwei mit Knitteln bewaffnete Männer die Schlucht entlang. Der Eine ſchlug Feuer, da ſahen ſie ihn, bevor er ſich noch hinter dürrem Geſtrüppe verbergen konnte.

„Ha, da hockt der Fuchs!" Sie ſetzten ſich zu ihm hin, Einer rechts, der Andere links, und ſagten: „Es iſt uns recht, daß wir Dich finden. Wir haben Dir eine höfliche Frage."

„Wird mich gefreuen," antwortete er und ſein Lächeln war ein Grinſen. Dann folgendes Geſpräch:

„Roderich, wo haſt Du die ſchöne Maid verſteckt?"

„Welche ſchöne Maid?"

„Die Du auf dem Johannesberg gefunden haſt."

„Sie iſt meine Tochter."

„Das geht uns nichts an, wir wollen nur wiſſen, wo Du ſie verſteckt hältſt."

„Das ſage ich nicht. Laßt mich ungeſchoren."

„Laß Du die Maid ungeſchoren, Schelm! Heute hilft Dir nichts, Du ſagſt, wo ſie iſt, oder wir ſchlagen Dich todt."

„Daß ich ſie umſonſt verrathen ſoll, werdet Ihr als billige Männer nicht verlangen," entgegnete kleinlaut der Stromer.

„Gut, wir haben Dir zwölf Schinderlinge, wenn Du ehrlich biſt."

„Ehrlich bin ich, aber die zwölf Schinderlinge ſtehen zu Trawies nicht in Werth. Baargeld — Schlechtgeld jetzund, Ihr wißt es."

„Aber unſere Schinderlinge, lieber Spitzbub', die heißen Baargeld — Gutgeld!"

Sie hielten ihm, beim Scheine des Zunders, in hohler Hand ſchwere Goldmünzen vor. Er blinzelte darauf hin, ſeine Finger geriethen in ein abſonderliches Zucken.

„Gebt her!" ziſchelte der Stromer.

„Sobald wir wiſſen, wo Du Dein Schurſchäflein birgſt."

„Was ſoll ich's nicht ſagen? Am Traſank, in der Rabenkirche wohnt ſie ſeit etlichen Tagen. Gebt her!"

„Ja, glaubſt Du, wir trauen Dir? ha, ha, ſo kindiſch ſollt' der Stromer Roderich nicht ſein. Du gehſt mit uns und wenn wir ſie haben, kriegſt Du Dein Geld."

„Wenn ihr mich tragen wollt? Ich habe mir den Fuß gebrochen und kann nicht weiter."

Er zeigte ihnen das ſtark geſchwollene Bein, dabei gelang es ihm, die Goldmünzen zu erhaſchen. Den ſtundenlangen Weg bis zur Rabenkirche ihn zu tragen, hatten ſie keine Luſt; das Geld ſchloß der Alte in die Fauſt, ſo ſagte Einer: „Das Neſt wiſſen wir, das Geld wollen wir. Ein krüppelhafter Schragen iſt er. Schlagen wir ihn todt."

„Iſt das Vernünftigſte," verſetzte der Andere und warf den Zunder weg.

Da war ein verzweifeltes Aufbäumen und ein Gebrüll, daß es hoch im Felſen wiederhallte.

Das Reiſig leuchtete und zur ſelben Stunde flog die Flamme in den dürren Tärn. . . .

Wahnfred ſaß auf einem Steine des Johannesberges und blickte in die rauchdurchzogenen Thäler und Schluchten von Trawies. Da unten qualmte es träge herum und bisweilen wehte der bläuliche Hauch den Hang heran zwiſchen den Bäumen und brachte prickelnden Brandgeruch. Dort jenſeits der Trach, unter dem Ritſcher hin bis zu den Grenzhöhen des Sehkreiſes, lag der feurige See. Zur Tageszeit waren die Flammenfelder theils verdeckt von den ſchmutzigen Rauchwirbeln und Dunſtſchichten, des Nachts aber leuchtete der Tärn wie ein Höllenpfuhl. Zu Zeiten, wenn die Oſtluft

zog, war auf dem Johannesberge das Knistern krachender Aeste, das Dröhnen stürzender Stämme vernehmbar. Manches fliehende Gethier kam geflattert und suchte neues Heim in den grünen Wäldern diesseits der Trach. Es war schon spät in den Septembertagen, aber das strich warm bei Tag und Nacht und zu Trawies fiel kein Thau mehr. Luftzüge, die über den brennenden Tärn geweht kamen, waren heiß, und hoch am Trasank, wo sie mit kalten Schichten zusammentrafen, bildeten sich Wolken, aus denen nicht selten Blitzscheine zuckten.

Wahnfred saß auf dem Stein und blickte hinab. Was die Leute unten trieben, das konnte er freilich nicht sehen, aber er vermuthete, daß sie thätig sein würden gegen das Feuer und daß die Arbeit und Kämpfe läuternd auf sie wirken müßten. Als in einer Nacht sich ein heftiger Wind erhob und die Gluthfelder des Tärn neuerdings wild aufloderten und das Feuer auseinanderstob, da meinte der Einsiedler auf dem Berge, es würde auch den Ritscher erfassen und die Wälder im Dürbachgraben, an der Miesing und an der Trach, und so das Herz von Trawies verbrennen. Dann wollte er hinabsteigen und den Hingeworfenen im Scheine solcher Herrlichkeit sein Evangelium verkünden. Er hatte gemeint, daß die verhärteten Herzen der Leute von Trawies wie Eisen sind, die erst im Feuer der Noth und des Jammers geglüht werden müssen, bevor sie bildsam werden.

Nun begann es wohl zu brennen an einem Hange des Birstling und hoch oben im Ritscherwalde, aber es verkohlte und es verlosch im Busche und die Flammen gingen über die Grenzen des dürren Tärn nicht hinaus. Und Wahnfred blieb auf dem Berge.

Der Wald aber, welcher an jenem Abende, da die beiden Männer den Stromer Roderich erschlugen, durch ein Ungefähr in Brand gesteckt worden war, loderte und glühte viele Tage lang fort. Keiner hatte auch nur versucht, dem Feuer zu wehren und die Flammen flogen in hellem Hohne die Stämme an, wie sie früherhin die Schwärme des Borken-

käfers angeflogen waren. Und es war, als ob das Feuer nicht von Außen käme, vom Innern der Bäume schlug es plötzlich hervor durch die Risse und Runsen, aus den Höhlungen trockener Rinden, aus den Löchern, die der Wurm gebohrt, der Specht gehackt hatte. Dann tänzelten die Flammen um den Stamm, züngelten gegen den Wipfel auf, hüpften hinaus in das knorpelige, harzige, reisige Astwerk und wirbelten hin, rasch wie die Fluth. Dünn war der aus solch' heftigem Feuer aufgejagte Rauch, nur wenn die Stämme und die Strünke brachen, niederstürzten in's Moos, da erhoben sich die finsteren Wolken und fuhren, noch lange von der Gluth beleuchtet, von Funken durchsprüht über die Wipfel hinweg.

Seltsam war der Zug des fliehenden Gesindels, welches im Walde immer noch seine Nester und Höhlen gehabt hatte. Das war ein Johlen und Höhnen; Mancher rief dem brennenden Walde die tollsten Späße zu, und das wäre gar trefflich, daß die Hölle nach Trawies gekommen wäre, so brauchten die Trawieser nicht mehr in die Hölle zu fahren. Einmal aber verging ihnen das lose Maul. Zur nächtlichen Stunde hatte sich von den breiten Höhen des Ritscher ein Wirbelwind herangewunden. Schon lange war dort das Tosen der Bäume und das Aufstanzen des Waldstaubes hoch in die Luft, bevor in den Niederungen sich noch ein Blättchen regte. Dann kam es. Wie ein unsichtbarer Besen, so fuhr es anfangs drein, daß die Flammen sich wimmernd hinlegten auf den Boden. Plötzlich wurde ein großer Theil der Fläche emporgerissen in einer brausenden, pfeifenden Feuerhose, ein ungeheurer Springbrunnen, daß alle Schatten verzuckten und die tiefsten Schluchten des Gebirges beleuchtet waren.

Und hoch am Himmel war ein Tanz, wie die Berge an der Trach wohl seit Urzeiten keinen ähnlichen gesehen haben. Reisigmassen, von Flammenflügeln getragen, flogen im Kreise und sprühten, fuhren in Rauch hinein, sprangen wieder hervor, wurden wie Raketen aufwärts geschleudert, schossen hin und her und zitterten, lahm geworden, eine Stunde weit im Umkreise als Flammenregen nieder.

Bei diesem Schauspiele waren Manchem die Augen übergegangen und Etlichen brannte solcher Regen die Kleider und die Seele vom Leibe. In weitem Umkreise umschwärmten die Leute den brennenden Tärn, um sich dann allmählich gegen die Trach und ihre Hütten zurückzuziehen. Da gab es manchen Strauß; die Fremden drangen in die Häuser und plünderten und warfen die Bewohner vor die Thür und richteten sich selber ein. Und mancher solchermaßen dachlos Gewordene warf Feuer in sein eigenes Haus; lieber die Brandstätte wollte er sehen, als die Strolche wohnen in seinem Nest.

Der Erdboden von Trawies hatte seine Treue längst bewahrt, als die Leute die ihre. Den wenigen fleißigen Händen, die in ihren entlegenen Winkeln den Acker und die Wiese bearbeiteten, gab der Boden reichlich und oft fast mit Ueppigkeit, als habe er, wie die Urkunde sagt, Erbarmniß gehabt mit den Zähren, die ihn düngten. Und auch dort, wo nichts gearbeitet wurde, wuchsen und reiften die wilden Früchte, welche zu sammeln auch den Arbeitsscheuen die Noth gebot. Die Heerden der Rinder, Ziegen und Schafe strichen halbwild auf den Matten und in den Wäldern umher; mancher Kampf entbrannte um sie zwischen dem Eigenthümer und dem Räuber, aber ganz ausgerottet konnten die Hausthiere nicht werden und sie waren immerhin noch eine Quelle der Nahrung. Auch die Hasen und die Rehe und die Hirsche wollten kein Ende nehmen, trotz der wahnsinnigen Vertilgungsjagden, die nach ihnen gehalten wurden. Die Gemsen des Trasank, die Raubthiere des Ritscher, die Fische der Trach schienen immer von Neuem nachzuwachsen und aus fremden von solchen Thieren übervölkerten Wildnissen und Wassern herbeizukommen. Die geregelte Nahrung und Kleidung war lange schon abgekommen, aber die halbwild gewordenen Trawieser-Leute begnügten sich mit rauhen Hüllen und mit halbwilder Kost, die ihnen theils, sozusagen, in den Mund wuchs. Dazu kam die Beute, die sie von ihren Raubausfällen und Streifzügen von der weiteren Umgegend heimbrachten, und so lebten sie.

Es war aber für jeden Einzelnen ein Leben unter Feinden. Mit schweren Hakenbüchsen bewaffnet strichen die Männer umher; die Weiber, welche gezwungen waren das Haus zu verlassen, gingen mit Sicheln aus, und es war doch keine Schnittzeit gewesen; oder sie hatten andere Messer bei sich und nicht selten geschah es, daß diese Waffen in Gebrauch kamen, und zumeist wieder gegen Weiber. Denn das war die Zeit, da man die Eifersuchtshändel nicht mehr mit Keifen und Kratzen, sondern mit dem scharfen Eisen ausmachen konnte, und da blieb dem Manne von Zweien freilich seltener die Schönste, denn die Stärkste übrig.

Menschenleben waren wohlfeil wie Hasenbälge und Mancher wurde abgethan eines kaum nennenswerthen Gewinnes wegen. Eine der wenigen Ausnahmen machte der Tropper.

Zur Zeit des Waldbrandes war es, daß der Tropper einen fremden Mann aufnahm, weil derselbe die Krautgrube, die hinter dem Hofe zwischen zwei Bäumen schachtartig in die Erde gegraben war, um den Kohl aufzubewahren, ausbessern sollte. Der Mann stieg in den finsteren Schacht hinab und kam lange nicht zurück. Der Tropper rief in die Tiefe, der Arbeiter gab keine Antwort, aber der Bauer hörte ihn kichern. Nun rief er seinen Knecht, daß auch der hinabsteige. Und auch der kam nicht zurück, sondern half in der Grube kichern. Erst als es finster wurde, stiegen Beide herauf und eilten in den Wald. Das wurde dem Tropper verdächtig; er ließ sich selbst in den Schacht hinab und fand unten in Nischen Vorräthe von Fleisch, Speck, zweifach gebackenem Brot, Branntwein und sonst mancherlei Lebensmittel. Jetzt freilich konnte er die stille Heiterkeit der beiden Gesellen begreifen und ihm schwante auch, daß sie in der Nacht mit Genossen zurückkehren würden, um die Grube auszuleeren.

Der Tropper konnte sich zwar nicht vorstellen, wer hier so nahe an seinem Hause Lebensmittel versteckt haben mochte, doch waren sie ihm sehr willkommen. Alsogleich begann er mit Hilfe seines Weibes die Dinge aus dem Schacht empor und in sein Haus zu schaffen, wo er zwei Kammern mit den theilweise freilich schon verschimmelten Schätzen füllte.

Als sie damit fertig waren, wurde jedoch der Tropper nachdenklich und meinte: „Was wird's nutzen? Bald wird der Rudel da sein, wird mich angehen, wo ich das Zeug hingethan hätte? Wer soll sich erwehren, wenn ihrer ein Haufen sind?"

Das Weib sagte nichts darauf, ging in die Küche und begann in den Kesseln Wasser zu sieden.

Er ging ihr nach und fragte, was sie triebe?

„Wir müssen ja doch die Krautköpfe einweichen," gab sie ihm zur Antwort. „Lehne nur die Leiter wieder in die Grube."

Gegen Mitternacht kamen richtig etliche Strolche, darunter auch der Knecht des Bauers, und sie stiegen die Leiter in den Schacht hinab. Nur Einer blieb heroben am Rande stehen, bereit, die heraufgereichten Gegenstände in Empfang zu nehmen.

Jetzt sagte das Weib des Tropper zu ihrem Manne: „Schleiche den Spitzbuben dort an und wirf ihn in den Schacht!"

„Du bist nicht gescheit; sie kommen doch herauf und herren uns."

„Wirf ihn hinab," bezahl sie, „das Wasser ist heiß!"

Jetzt erst wußte er, was sie wollte.

Aber er stellte sich vor sein Weib und sagte: „So weit nit, Alte, so weit nit. Lebendig kochen wollen wir Keinen. Ehevor theile ich mit ihnen die Vorräthe und den Knecht verjage ich."

So geschah es, und das Weib des Tropper kochte in dem für ganz Anderes bestimmten Siedwasser das aufgefundene Fleisch zu einem gemeinsamen Mahle. —

Der alte Bart hatte, während die Strolche aus dem brennenden Tärn flohen, auch zu thun, sich seiner und der Seinen Haut zu erwehren. Vor allem sorgte und bangte er für Sela — das war der größte Schatz im Hause, vielleicht in ganz Trawies. Der Heuboden, wo sonst er mit Erlefried geschlafen hatte, war für ihr Versteck nicht mehr sicher genug; auf diesem Heu nahm das herumstreichende Gesindel Nachtlager, nachdem es das Haus und dessen Vorrathskammer untersucht hatte. Aber unterhalb des Heubodens war zwischen zwei dicken Wänden ein enger, dunkler Raum, der einst in guten Zeiten als Haferkammer für die Pferde gedient hatte.

Seit Jahren hingen nur mehr die grauen Fetzen der Spinngewebe nieder, in welchen sich nichts mehr verfing, als der Staub und dürrer Samen, der zwischen den Fugen rieselte. In dieser Kammer hielt der Bart die Tochter des Feuerwart oft tagelang verwahrt, versorgte sie durch eine kleine Oeffnung mit Speise und hatte sein eigenes Lager im angrenzenden Schafstall — der war ihm ja vollständig geleert worden — um sie bewachen zu können. Neben seinem Bette an der Wand lehnte stets eine scharfe Axt, bereit für Jeden, der in die Haferkammer zu dringen hätte versuchen wollen. Seine alte kränkliche Gattin fühlte sich in der Stube vollkommen sicher; sie bedurfte keiner Axt, es war der Mühe werth kaum mehr was im Hause.

Sela litt in ihrem Gewahrsam unbeschreibliche Qualen. Nicht die dunkle Kammer war's, wo ihr nur Mücken und Spinnen Gesellschaft leisteten; nicht die Furcht war's vor Entdeckung, was ihr das Herz wollte brechen, sondern der Schmerz über den unendlichen Verlust.

Seit jenem Abende, da sie mitten im Tärn ihren Gespielen und Freund verlassen hatte, war er nicht mehr vor ihr erschienen. Sie kam damals nach manchem Irrlaufe glücklich nach Hause, er folgte ihr nicht, er kehrte nicht zurück und Niemand hatte ihn seither gesehen. — Sie war von ihm gegangen und hatte ihn den Gefahren jener Einöden preisgegeben. Und warum? Weil er sie lieb hatte, weil er sie auf den Mund küssen, an sein Herz drücken wollte.

Sela vermochte nicht daran zu denken, ohne sich der Gefahr auszusetzen, plötzlich wahnsinnig zu werden. Aber endlich konnte sie doch auch wieder an nichts anderes denken, als an ihn, und da verging ihr Hören und Sehen.

„Warum ist es in mir," so fragte sie sich selbst, „daß ich den Mann, den ich so sehr lieb habe, nicht mit meinen Armen umfangen darf? Küssen wollt' ich ihn bis die Lippen bluten, und sein Blut auffangen und sein Herz an dem meinen erdrücken! Wer im Himmel und auf Erden hat mir gesagt, daß ich ihn mit meiner Faust von mir stoßen soll, wenn er mich anschaut mit seinem lieben Auge, wenn er mir

den Hauch seines Mundes, nach dem ich mich sehne wie der Fisch nach dem Wasser, nicht versagen will? Wer hat mir's geboten? Meine Mutter? Sie hat jenes Lied gesungen vom falschen Jüngling im grünen Wald. So treu wie Erlefried kann Keiner sein. Ein Anderes ist in mir, das die Faust gegen ihn geschleudert hat. Ich kann's nicht ergründen."

Und sie weinte, und sie träumte und sie fuhr fort: „Vielleicht war's das Sonnenlicht, das noch in den Wolken gebrannt hat. Vielleicht waren es die alten Bäume, die mich umstanden haben. Vielleicht war es der böse Feind, während ich den Schutzengel angerufen habe. — Jetzt ist er hin, und der er sich in Liebe hat vertraut, die hat ihn verlassen. Das thut so weh, wie ein Sterben."

Der alte Bart war ausgegangen, um Erlefried zu suchen; aber es brannten die Stämme des Tärn. Das Feuer hatte sich zu jener Zeit und unweit dort erhoben, wo nach Aussage des Mädchens sie ihm davongelaufen war. —

„Und warum bist ihm davongelaufen, Du unbesinnte Dirn?" so hatte sie der Bart gefragt.

„Warum?" so gab sie zur Antwort, „weil ich mich vor ihm gefürchtet habe, mich hat eine Natter gestochen, ich habe eine Giftbeere gegessen, ich weiß es nicht, aber ich bin irre gewesen und habe ihn nicht erkannt."

Der Bart fragte nicht weiter. Er ging in Rauch und zwischen den kohlenden Stämmen herum und suchte Erlefried, als wäre es sein eigenes Kind. Endlich jedoch blieb darüber kein Zweifel mehr, er mußte verunglückt sein. Der Bart glaubte seinem eigenen Worte nicht, wenn er sagte: „Der Knab' ist schlau, der hat sich noch bei Zeiten in den hohen Trasank hinaufgeflüchtet."

Was ginge den der Trasank an, dachte Sela, der will bei Leuten sein.

Ihr einziger Wunsch war, daß er lebe, und ihr Gebet war, daß er gestorben sein möge. Das ahnte sie, wenn er noch lebte, so stände es nicht gut um ihn.

„Vater Bart," fragte sie einmal, „wann gehen die neunzig Jahre aus?"

„Welche neunzig Jahre?"

„Daß in der Rabenkirche die Raben wieder zusammenkommen und es laut erzählen, wen sie die Zeit her ermordet gefunden haben und wer der Mörder ist? In einer Christnacht soll es sein. Ich will hin und horchen."

„Laß den Aberglauben sein, mein Kind," antwortete der Bart. „Wir stehen in der Hand Gottes. Vergiß es nicht."

„Wir in der Hand Gottes?" fragte Sela.

„Laß Dich nicht anfechten, wenn sie sagen, sie hätten uns den Herrgott weggenommen. So mächtig ist Keiner, daß er das kann, so mächtig bist nur Du selber. Der ewige Herr läßt sich nicht geben und nicht nehmen. Wer ihn haben will, der hat ihn."

Das war keine rechte Antwort auf ihre Frage, aber sie beruhigte sich.

Gedankenvoll blickte sie oft in die Schleier der Spinnen ihrer Kammer, die zur nächtlichen Weile durch den Schein vom Tärn her beleuchtet wurden.

Und einmal, als sie einem Thierchen zuschaute, das von der Decke nieder senkrecht seinen Faden spann, dachte sie: Wenn sie bis zur Erde spinnt, so sehe ich ihn wieder. Das will ich heilig glauben und das wird so sein.

Die Spinne hockte lange auf einem Punkt, dann spann sie bis zur Erde.

Nachdem der Tärn neun Tage und Nächte lang gebrannt hatte, war er verzehrt. Aus der weißen, schwarz gesprenkelten Aschenschichte stand hie und da ein verkohlter Strunk empor. Viele kleine Felswände waren kahl geworden, da und dort gähnte der finstere Eingang zu einer Höhle. Auf dem Höhenzug stand aber noch das Kreuz, jetzt weithin sichtbar. Der Borkenkäfer hatte es verschont, weil es dürr war, die nach Reisig lechzenden Flammen waren hoch darüber hingeflogen, und so war es der einzige übrig gebliebene Baum auf den Gründen des Tärn.

Drittes Buch:

Die Erlösung.

Die Erlösung.

Zur selben Zeit geschah es, daß an einem der späten Herbsttage eine große Verfinsterung die Menschen beunruhigte. Gegen die Mittagsstunde war es, bei heiterem Himmel, daß die Bäume an der Trach ihre Schatten verloren, daß es düster wurde über Berg und Thal und daß die Fledermäuse den Leuten um die Köpfe flogen. Die Sonne war verloschen und hatte nur einen schimmernden Rand. Am Firmamente standen Sternlein. Ganz anders waren diese Sternlein gruppirt und anders sahen sie aus, als man sie zur selben Jahreszeit in der Nacht beobachten konnte.

Einer der Aeltesten zu Trawies hielt die alte Fahne noch aufrecht und erklärte, daß der höllische Drache, der die Sonne stets verfolge, nun mit ihr im Kampfe liege. Man sähe es ja, wie das schwarze Ungeheuer die Scheibe umklammert halte, während die Sonne noch ihren Flammenring über seinen Hals zu werfen trachte. Unterliege sie, so gehe die Welt zugrunde, unterliege sie nicht, so drehe es sich eine Weile noch so fort mit Tag und Nacht, mit Winter und Sommer.

Es drehe sich nicht mehr fort, sagten Andere, die Sonne werde wohl für die weite Welt noch scheinen, aber für Trawies werde sie verlöschen.

„Das ist Firlefanz," rief es drein, „Gott läßt die Sonne scheinen über Gute und Böse."

„Aber nicht über Gute und Verdammte."

„Derohalb keck anpacken, was zu packen ist. Die Zeit ist kurz und in alle Ewigkeit geht es uns nicht mehr so gut als wie jetzt!"

Etliche waren der Meinung, diese Nacht mitten im Tage sei nichts, als eine gewöhnliche Sonnenfinsterniß und eine solche sei unergründlich, gehe vorüber und bedeute garnichts, als daß der Türke komme oder die Pest.

Und so traf es zu.

Die Finsterniß war nach einer Stunde ganz und gar vorbei und die Sonne schien nach wie vor und hatte nicht die geringste Wunde vom Kampf mit dem Drachen an sich. Wenige Tage später aber ging schon die Kunde: „Der Türk' kommt!"

Das war ein Schreckenswort zu jener Zeit, und Trawies hatte aus früheren Tagen manches Denkzeichen aufzuweisen von den Greuelthaten der morgenländischen Horden. Diesmal machte die Kunde kaum einen andern Eindruck, als den der Neugierde und der Genugthuung. Die Türken, das sind ja jetzt Bundesgenossen der Trawieser Leute.

Vom Rocken- und vom Johannesberge aus sah man in den Nächten manch' seltsamen Schein fern über dem Flachland aufsteigen, und vom Trasank brachte ein Mann die Nachricht herab, daß man dort oben deutlich den Brand von Neubruck und Oberkloster sehen könne.

Das war ein Jubel.

„Der Flammenring, den sie um Trawies gezogen haben, der wächst jetzt; der dehnt sich nach außen. Gebt Acht, sie werden noch zu uns kommen, die hohen Herren von Neubruck und von Oberkloster und von Altenziel, und ihre Haut verstecken in unseren Wäldern und Höhlen. Sie werden recht willkommen sein!"

Die Fäuste zuckten ihnen, da sie so sprachen, und in den Fäusten die Messer.

Die Grenzen von Trawies wurden nicht mehr bewacht.

Auf den Stellen, wo sie einst die Feuer des Bannes angezündet hatten, wuchs wieder das Gras. Die Bäume, an welchen der symbolische Strick gespannt war, grünten neu

oder verdorrten auch, wie es eben war. Die umliegenden Ortschaften, so weit viele derselben auch von diesem Waldrande entfernt lagen, hatten an ihrer Markung einen Galgen errichtet als Willkomm für die Besuche aus Trawies. Und das waren nunmehr die einzigen Grenzpfähle. Wohl waren von einsichtsvollerer Seite auch Versuche gemacht worden, mit den Leuten von Trawies eine Art von freundschaftlichem Verkehr zu pflegen, den Bann still zu umgehen und so die Gemeinde allmählich wieder zur Gesellschaft heranzuziehen. Aber die Rotten in den Wäldern waren damit nicht einverstanden. Die wilde Freiheit behagte ihnen und sie trugen gar kein Verlangen nach Steuern und Robot, nach dem Kriegshandwerk, wo der Mann wohl das Leben verlieren, aber nichts gewinnen könne.

Aus Neubruck war nun ein von den Türken verscheuchter Mann vertrauensselig nach Trawies gekommen. Der erzählte, was draußen vorging. Krieg in Ost, und Krieg in West, und Krieg mitten in der Heimat. Heuschrecken hätten die Ernte gefressen, Osmanen hätten die Speicher geleert, die Kirchen geschändet und Städte verbrannt. Der Landesfürst läge mit den Bischöfen in Fehde, die Bischöfe riefen als ihre Verbündeten die Magyaren in's Land, und das wären neue Feinde und an Grausamkeit nicht viel geringer als die Türken. Ferner hätten sich in den letzten Jahren Semiten eingenistet, Hausirhandel getrieben, Kinderblut getrunken und Brunnen vergiftet. Sie seien ausgewiesen worden, aber nicht gegangen und wären nur erst die feindlichen Einfälle überdauert, dann dürfte es ein fröhlich Judenerschlagen abgeben. Trawies sei dazu eingeladen.

Ein Trawieser antwortete: „Was gehen uns die Juden an, wir erschlagen Pfaffen und Herren!"

Aber man müsse bedenken, meinte der Mann aus Neubruck, daß die Semiten eine schreckbare Seuche in's Land geschleppt und in den Brunnen großgezogen hätten. Dort und da fiele Einer um und wäre todt und würde nach kurzer Zeit schwarz und wese. Es wären dieses Sterbens wegen schon angesteckte Häuser verbrannt und ganze Ortschaften

abgesperrt worden. Einen Juden habe man dabei erwischt, da er just Gift in einen Brunen warf; der sei zwischen zwei Hunden aufgeknüpft worden. Einen Andern habe man durch peinliche Fragen zum Geständniß treiben wollen und ihm jede Stunde einen Zahn ausgerissen, bis er endlich mit zerstörtem Kinnbacken bekannt, daß er Hostien entweiht habe.

Mit lustigen Mienen hörten die Leute von Trawies derlei Geschichten, und als der Fremde Alles erzählt hatte, was er wußte, und zur Ergötzung der Zuhörer vielleicht etwas mehr, nahmen sie ihm seinen Geldvorrath ab, seinen Mantel und seine Stiefel und luden ihn ein, mit ihnen auf die Jagd zu gehen.

Er schlich einige Tage im reisigen Waldschatten herum, nährte sich von Kraut und Preißelbeeren, legte sich in eine halbzerstörte Hütte und starb in derselben. Als man ihn fand, war er schwarz angelaufen und hatte am Körper grause Beulen.

„Den rühr' ich nicht an!" sagten die Leute und liefen davon. Und zogen einen weiten Ring um die Hütte, ächteten den Platz, wie sie selbst geächtet waren.

Aber es war vergebens. Der schwarze Tod hatte sein Ei in Trawies gelegt und es begann in den ungezügelten, ausschweifenden Haufen ein böses Sterben.

Aus der unteren Trach kamen anfangs die meisten Nachrichten; bald hieß es, auch im Dürbachgraben sei die Seuche aufgetaucht. Im Trasaulthale liege ebenfalls ein Todter; und von den Häusern des Rockenberges kamen die Bewohner geflohen mit dem Bericht, die Seuche sei auf dem Berge, und noch ärger als im Thale. Von diesen Leuten flohen nun die Andern, aber sie wußten nicht wohin, von allen Seiten kamen ihnen die Berichte und die Spuren der wilden Geißel entgegen.

Medicin hilft nicht, das wußten sie; aber durch Orakelsprüche und Amulette suchte man sich zu schützen.

Doch die Himmlischen erkannten keine fromme Meinung aus Trawies.

Dem Verstorbenen Brot auf den Mund legen, damit sich das Gift in dasselbe ziehe! So lautete ein Rath. O

Gott, wer wollte ſich dem Todten nahen! Mittel gab es übergenug, aber ſie halfen nicht.

„Gegen die Anſteckung nichts beſſer, als Ziegenböcke!“ riethen ſich die Leute und Jeder trachtete im Stalle eines Ziegenbockes zu ſchlafen und zu wohnen; tagsüber ſah man die Leute mit Ziegenböcken herumgehen, und weil dieſer luftreinigenden Thiere zu wenig waren, ſo raubte ſie Einer dem Andern; der Ziegenbock wurde ein Zeichen der Stärke ſeines Herrn, wurde das Pferd der Ritter von Trawies.

Da geſchah es, daß auch von ſolch' minder hohem Roſſe mancher Reiter zur Erde fiel und ſtarb. Und als die Leute ſahen, daß die Seuche ſich ſteigerte, da verfielen Dieſe der Verzweiflung, Andere dem Stumpfſinn; noch Andere meinten, die giftige Luft könne man nur mit giftigem Waſſer beſiegen und thaten nichts als Branntwein trinken. Sie fielen zu Boden, ſie brachen ſich vielleicht den Hals; im Ganzen waren von den Trinkern Wenige, die ſtarben, und Urſula, die Schnapsbrennerin, ſtieg an Anſehen, und das um ſo höher, als Viele ſie des Bundes mit dem „Schwarzen“ ziehen. Ihr Branntwein war ganz danach.

Die Nüchternen trachteten den letzten Reſt von Ordnung noch aufrecht zu halten. Die Häuſer und Hütten, wo Jemand an der Seuche geſtorben war, wurden niedergebrannt oder verrammelt. Die Todten wurden mit langen Haken in die Grube gezerrt. Der Verkehr war faſt ganz aufgehoben; Einer floh den Andern. Unterredungen geſchahen nur über Bäche oder über Feuer. Sie hatten die Erfahrung gemacht, daß das Feuer luftreinigend ſei.

„Wir ſollten noch einen Tärn haben zu verbrennen!“ meinten ſie.

„So zünden wir den Ritſcher an,“ riethen ſie.

„Stürzen wir uns in's Feuer, iſt das beſte Mittel gegen Krankheiten,“ lachten ſie.

„Schon verdammt eng zieht uns der Teufel die Schlinge,“ fluchten ſie.

Und in demſelben Spätherbſte vollzog ſich noch nicht das Aergſte. Vom Winter hoffte man, daß er das Gift in

der Luft zerstören werde; er ging auch vorüber, ohne viele Opfer zu fordern. Aber als die Sonne wieder hoch stand und der Schnee thaute und die Dünste aufstiegen in weißen Frühlingsnebeln, da fing es wieder an. Jetzt rächten sich die Todten, die man im vergangenen Spätherbste nicht begraben hatte. Und als die Sonnenwendnacht kam, die man in glücklichen Tagen zu Trawies so fröhlich begangen hatte, brannten wohl auch diesmal im Thal und auf den Höhen zahlreiche Feuer, aber sie waren vergleichbar den Wachtfeuern auf dem Kriegsfelde. Hier brannte ein Haus, in welchem der letzte Bewohner hingestorben war; dort brannte ein Reisigfeuer zwischen zwei Männern, die sich beriethen; da hatte man einen Holzstoß entzündet, an dessen Gluth sich eine ganze vor Angst bebende Familie drängte. Denn dieser Rath war vom Johannesberge den Leuten wiederholt zugekommen: Nur recht an das Feuer möchten sie sich halten!

„Ja," meinte ein alter Trawieser, es war der Rocken-Paul, „das möchte ich glauben, wenn wir das Ahnfeuer noch hätten! Die Gluth vom Flammeuring ist uns nicht gesund!"

Manche der von der Seuche Befallenen wütheten, beteten fluchten, verzweifelten. Andere wieder geriethen vor dem Tode in eine seltsame Verzückung, riefen aus, sie sähen den Himmel offen und feurige Leitern seien gezogen herab auf Trawies.

Und als das Sterben grassirte, da erzählte der alte Schummelzenz, daß er im Herbste, als noch Alles gesund war, am Rockenbachwege Enzian geschnitten habe. Da sei von der Trach her ein Karren gefahren, worauf ein fremder Mann und ein fremdes Weib gesessen. Der Mann habe eine Sense, das Weib einen Rechen gehabt. Das Weib sprach zum Manne: „Du mähst Trawies, ich werde es rechen." Und das Paar sei Niemand anderer, als die Pest gewesen. —

Die Chronik übermittelt uns aus dieser Schreckenszeit ein einziges Bild, das geeignet ist, unser Herz zu erheben.

Hoch im Trasankthale, hart am Berge zwischen Schutttiefen, stand das Haus des Sand-Nantel. Nantel hatte seine Josa ohne viel Umfragens zum Weibe genommen und sie

ohne viel Umschauens zum Weibe behalten. Sie mischten sich nicht in das Treiben der neuen Gemeinde, sie verstanden sich zu ernähren von dem, was zwischen den Steinen wuchs.

Und nun, eines Tages fiel der Nantel zu Boden. Mit einem Schreckrufe sprang ihm sein Weib bei, er wehrte mit den Händen ab: „Laß mich! rühr' mich nicht an! gehe zu den Kindern!" Und suchte sich selbst aufzuraffen.

„Was ist Dir, Mann? Wo willst Du hin?"

„Dem Wasser zu. Geh' weg. Ich will zum frischen Wasser. Diese schwarzen Flecken — ich will mich waschen."

Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirne und er brach auf der Stelle wieder zusammen.

Die Josa wusch die Beulen mit Wasser, gab ihm Wasser auf seine brennende Zunge, befeuchtete die trüben Augen und wich nicht von ihm.

„Hättest mich lassen," murmelte er, „ich wäre lieber ertrunken, in der Erde erstickt, als so — als so. Und Euch wäre ich nicht zum Gifte geworden."

„Nein, Nantel, Du wirst wieder leben."

Er lachte heiser, dann versetzte er leise: „Ich hoffe, mein liebes Weib, wir werden alle wieder leben. Hast Du mir noch Treu, so gehe jetzt zu den Kindern — ich will schlafen."

Spät in der Nacht war das. Die Josa ging, und als sie nach kurzer Zeit wieder kam, um zu warten, war der Kranke nicht mehr da. Die Thür in's Freie stand offen. Sie lief hinaus, sie rief seinen Namen. Die Felsen riefen es nach. Das war eine Nacht für das arme Weib! Erst am Morgen hat sie ihn gefunden, abseits im Dickicht, in einem tiefen, frischgeschaufelten Grabe, theils mit Erde bedeckt. So hatte der Nantel in vornhinein für einen bösen Fall sich selbst das Grab gegraben und, wie die Spuren zeigten, sich selbst in dasselbe gelegt, um darin zu sterben — damit sein Leib Weib und Kind nicht vergifte.

Als ob die Treue dieses Herzens das Schicksal gerührt hätte, in der Familie des Nantel erkrankte und starb Keines

mehr und sie hatten das Glück, über die Wüsten des Trasank dem unseligen Kreise zu entkommen, nachdem sie das theure Grab noch mit heißen Thränen begossen. —

Gar absonderlich ist das Blatt über den Faun von Trawies.

Ein verkommener Wicht! Die wenigen Kleider, die er auf seinem braunen, haarigen Leibe trug, waren ihm zu weit. Das schlotterte so in Fetzen daher, und darüber saß das narbige, gelbborstige, kegelspitze Haupt mit dem gierigen Mund, mit den gestutzten Ohren und mit den schielenden Aeuglein, die gar unstet hin- und herfuhren. Er wollte rasten und es graute ihm vor der Scholle, auf welcher seine nackten Füße standen; er wollte fliehen und wußte nicht mehr wohin. In dem Schatten des Tärn war er viel herumgeschlichen; als der Wald verdorrte, kroch er in die Höhlen; als es darüber brannte, mußte er auch aus diesen fliehen. Hinaus über die Grenze? O, dort standen die Pfähle. Hinab zur Trach? dort war das wilde Sterben.

Der kleine Baumhackel machte es wie Viele: Er gab an seinem Elende Anderen die Schuld. Und er hatte Grund dazu. Er hatte nicht brandgestiftet und nicht gemordet, aber ihm ging es schlechter, als Solchen, die es gethan. Er war stets bereit gewesen, Jedem zu dienen, und Mancher hatte ihn zum Werkzeug gebraucht, und sich durch ihn bereichert. Er spähte die Beute aus, Andere raubten sie; er war die Brieftaube von einem Versteck zum andern; dort, wo es unsicher war, lauerte er; wo es ein Schelmenstück zu vollführen gab, war er der Gesuchteste und Schlaueste. Vielerlei, was hier verschwiegen bleiben muß, hatte er in Diensten des Freiwild gethan, als dankbare Abstattung für die Zeugenschaft, die Jener ihm dazumal in Sachen des Schafdiebstahles geleistet hatte. Damals hatte den Faun der Schafdiebstahl gerettet, so stahl er noch öfters Schafe, Lämmer und Ziegen; man kann nicht wissen, wozu es gut ist. Die finstersten Kerle wählten ihn für ihre Unternehmungen zum Vertrauten und Helfershelfer. Und hatte er seinen Mann gestellt, so dankten sie ihn ab und wollten von einem Lohn nichts wissen.

Da war es vor allem der Holzer Stom gewesen, der ihn zu seinen Plänen benutzen wollte; der herrische Holzer Stom — er brachte es nicht zu dem, was er wollte — er wurde nicht König von Trawies, aber er verstand es, auf manche Leute einen Druck zu üben. Wahnfred war ihm im Wege, und der ließ sich nicht umgehen, der genoß einen ganz besonderen Respect, einmal, weil er sich vor den Leuten gern in vornehmer Ferne hielt, schroff und strenge war, und geheimnißvoll in seinem Thun und Lassen.

Der Stom hatte sich in einer Nacht mit dem kleinen Baumhackel verabredet. Der Baumhackel sollte den Wahnfred aus dem Wege schaffen. Wir haben damals das Gespräch im Schachen hinter dem Sandhockhause vernommen. Der Faun wartete auf Gelegenheit und umspähte den Schreiner, hatte aber nicht den Muth, ihm zu Leibe zu gehen. Eines Tages fand er an der Trach eine wilde Kleepflanze, die fünf Blätter hatte. Er trug dieselbe heim und legte sie unter das Strohkissen seines Hauptes. In der nächsten Nacht, als der Baumhackel schon eingeschlafen war, kam der Teufel an sein Bett und fragte, warum er ihn durch den Fünfblätterigen gerufen habe? — Der kleine Baumhackel antwortete: „Ich bin ein braver Mann und will kein Mörder werden, darum sollst Du mir den Schreiner Wahnfred aus dem Wege schaffen." — Hierauf der Teufel: „Was soll ich denn mit ihm machen?" — Sonach der Baumhackel: „Das geht mich nichts an. Er ist dahier zu viel." — Sagte der Teufel: „Gut, ich schaffe ihn Euch aus den Augen, und Du verpfändest mir Deine Seele." — „Meine Seele?" entgegnete in Angstschweiß der Faun. „Nein, die kann ich nicht, die gehört meinem lieben Jesus." — „Die gehört schon ihm," sagte der Teufel, „ich will dafür drei Jahre von Deinem Leben." — Sollst sie haben, nur nicht die besten drei." — „Ich will die schlechtesten drei, damit Du siehst, daß ich billig bin." — „Diese kann ich ihm geben," dachte der Baumhackel, „denn sie sind ja schon vorbei und fürder, wenn der Stom Hauptmann ist, wird's mir gut gehen." — Der Teufel verschwand; der kleine Baumhackel erwachte aus seinem

schweren Traume. Und kurze Zeit darauf war der Schreiner Wahnfred verschwunden — und das Haus des Feuerwart stand leer.

Zur selben Zeit war's ja, als sich Wahnfred auf den Berg des Johannes zurückgezogen hatte. Der kleine Baumhackel aber hielt das Verschwinden des Mannes nun wirklich für ein Werk des Bösen, das er selbst verursacht, er ging zum Stom und verlangte sein „gutes Leben".

Die Anstrengungen des Stom, die Herrschaft von Trawies an sich zu reißen, mißlangen schmählich; mit Steinwürfen gaben ihm die Leute zu verstehen, daß der Wolf nicht erschlagen worden war, um einem Wolfe Platz zu machen. Und der Stom schlug in seinem Unmuthe dem lohnbegehrenden Baumhackel die Hand in's rothe Haar und jagte ihn davon.

Da war der Baumhackel tief betrübt. Er hatte drei Jahre von seinem geliebten Leben verpfändet und sollte nichts dafür kriegen? — Dann ging ja das heiße Elend sofort an — vielleicht der Jahre schlechtesten drei, und der Schwarze konnte zu jeder Stunde kommen und das Seine holen. Dann erwachte in dem kleinen Faun der Haß gegen den Stom, er verfolgte ihn, aber er stellte sich nicht vor, sondern hinter ihn. Er hetzte die Leute gegen den Stom auf, durchkreuzte seine Pläne, suchte sogar, als er ihn einmal im entlegenen Busch schlafend fand, ihn zu knebeln und so seinem Schicksale zu überlassen. Er selbst wollte keinen Mord auf dem Gewissen haben, aber der Stom soll verhungern oder von Wölfen vertilgt werden. Als jedoch der Baumhackel eben die Schlinge zog, fuhr der Stom wie ein gereizter Tieger auf, erfaßte den Faun und knirschte zornglühend: „Jetzt, mein feines Baumhacklein, jetzt ist der Teufel um Dich da."

Der kleine Gauch zitterte wie Wildfarrenkraut daneben und flehte mit gerungenen Händen um Barmherzigkeit.

„Du hast mich lange genug geneckt," sagte der Stom, „hast wie ein Wiesel nach mir gebissen, und wie eine Natter nach mir gestochen. Sei doch vernünftig und ächze nicht, keinen Zahn breche ich Dir aus, nicht einmal blenden will

ich Dich. Ich beweise Dir, daß der Stom sich vor dem Baumhackel nicht fürchtet, aber merken will ich Dich, daß ich Dich um so leichter erkenne, wenn wir uns wiedersehen. Komm' nur her da, es geschieht Dir weiter nichts."

Er hob den zappelnden Knirps, setzte ihn zwischen seine Knie, wo er den Hals wie mit einer Zange einklemmte. Der Baumhackel starrte stumm drein, er konnte sich nicht denken, was hier geschehen sollte, als er aber sah, wie der Stom das Messer aus dem Sacke zog —

Nein, das malt sich nicht aus. Es sei nur erzählt, wie der Stom noch sagte: „Ein ärmerer Wicht, als wie Du, ist mir noch nicht vorgekommen. Und ein so königliches Geschenk habe ich noch Keinem gemacht, als ich Dir jetzt mache. Dir schenke ich das Leben. Aber diese Ohren da an Dir sind mir zu lang.

Seit diesem Tage lief der Fanu mit gestutzten Ohren umher, und so sehen wir ihn auch jetzt der Trach entlang rennen, fliehend vor der Seuche. Dem Hause des voreinstigen Waldhüters eilte er zu. Bei seinem Bruder hoffte er den Hunger zu stillen und Rast zu finden. Als er die Thür öffnete, sah er, das Haus war leer und auf der finsteren Erde lag sein Bruder. Er floh entsetzt über die Au. Auf der Au sah er seinen Feind, den Stom dahergehen, er wich ihm aus, huschte in's nahe Dickicht. Der Stom schien auch erschöpft zu sein, er wankte auf seinen gewundenen Stock gestützt dem Hause des Waldhüters zu und trat in dasselbe ein. Das sah der kleine Baumhackel und jetzt fiel es ihm ein, er könne seine drei Jahre und seine zwei Ohren rächen. Mit Hast lief er durch das Gebüsch dem Hause zu, schlug die nach innen offene Thür in die Klinke und zog durch das an der Thür als Handhabe befestigte Holzband eine Stange. Der Ausgang war verschlossen.

Wiehernd vor Befriedigung lief der Baumhackel davon, während von innen des Hauses bald die Stimme der Verzweiflung erscholl und ein Gepolter anhub, das erst nach Stunden ein Ende nahm.

Der Stom wurde nicht mehr gesehen.

Der kleine Baumhackel irrte zwischen Todten und Lebendigen um und endlich trieb ihn die Noth, die immer schwerer auf ihm lastete, zum Gebete. „Wenn auch," so dachte er, „Trawies verdammt ist, ich kann nicht mit gemeint sein. Ich habe es niemals mit den Trawiesern gehalten, ich bin zuerst gar kein Trawieser, denn mein Vater ist von den Sanckösen herüber gekommen. Umgebracht habe ich auch Niemand; in meinem Leben, Gottlob, habe ich keinen Menschen umgebracht. Meine Seele habe ich dem Teufel nicht verschrieben, und die drei Jahre, die des Teufels gewesen, sind vorbei. So stehe ich gut mit meinem himmlischen Vater. Wenn man nur in die Kirche könnte, ich möchte beten."

Aber die Kirche von Trawies war vermauert und vernagelt. Die Fensterstäbe waren verwittert und an ihnen hinan stieg der rothe Heller; an der Wand hatte sich die Tünche losgeschält und das Mauerwerk prickelte allmählich nieder. Das Dach war mit grünen Flechten überzogen, dort und da brachen die morschen Bretter ein. In den Ritzen und Spalten des Thurmdaches keimte Gras und allerlei Gezweige. Um den Bau war eine Wildniß von Schutt, Nesseln und Sträuchern, in welchen an warmen Sommertagen Nattern huschten.

In dem Haupte des kleinen Baumhackels war es so dumpf geworden, daß er kaum mehr wußte, was er that. Verachtet selbst von den Verächtlichen, wie ein räudiger Hund davongejagt, wo er um Unterkunft bat, kroch er jetzt den Berg zur Kirche hinan. An der geweihten Mauer fürchtete er sich nicht mehr vor dem Teufel, nur noch vor Einem, vor dem Stom. Wohl wußte er, der Stom war gefangen bei einem der plötzlich Verstorbenen; aber er fürchtete sich doch noch. Und als er die Mauer hinankletterte, um durch das Fenster in die Kirche zu steigen, war ihm, als klammere sich der Stom an seinen Fuß. —

Und zu jener Zeit der maßlosen Noth war es, daß die Trawieser Leute hinaufstiegen zur Wildwiesen, wo vor Zeiten das Sonnenwendfest begangen worden war.

Nicht zu Rath und Schutz kamen sie zusammen, denn sie waren rathlos und muthlos ganz und gar. Und in Keinem, wie sie da hinaufstiegen, Mann und Weib, Jung und Alt, in Keinem fand sich die Ruhe der Ergebung. In Aller Herzen zitterte die Noth des Lebens und die Angst vor dem Sterben.

Da hieß es, auf den Höhen sei die Luft gesünder. Unweit des Wasserfalls, hart am Felsen, zündeten sie ein großes Feuer an, um das sie sich in einem weiten Halbkreis drängten. Einer wollte dem Andern ausweichen und doch zog die Furcht vor dem Ungeheuerlichen, die Sehnsucht nach einem Freund und Helfer Einen zum Andern hin. Sprach Einer, so verhielt sich der Andere den Mund, oder kaute an einer Enzianwurzel. Wo irgend noch eine Mutter war, sie küßte ihr Kind nicht mehr. Vor dem grauen Hauche, der in kühler Luft aus dem athmenden Munde des Menschen geht, flohen sie. Und doch zog sich der Kreis eng und enger um das knisternde Feuer, denn das Feuer war die einzige Medicin. Wäre es möglich gewesen, sie hätten die Flammen getrunken. Als es in den Abend hineinging und die Felswand zu leuchten begann hinter dem Feuer, saßen und kauerten sie noch immer da wie eine geängstigte, vom Wolf müde gehetzte Schafheerde sich zusammendrängt. Die Meisten wußten auch nicht, wohin sie gehen sollten, sie waren heimatlos, ihr häuslicher Herd hatte kein Dach, er stand zwischen dem grauen Gestein des Trasankthales oder unter verwitterten Schirmtannen.

Jetzt schlich ein Weib herbei, so abgehärmt wie alle Andern, aber in den Augen eine leuchtende Freude. Sie erzählte, daß sie unten am Hang Biberellwurzeln gesucht habe, und dabei wäre plötzlich so ein seltsames Klingen gewesen in der Luft, und sie hätte aufgehorcht und hätte das Läuten der Trawieser Kirchenglocken gehört.

Das Läuten der Trawieser Kirchenglocken? Da fuhren sie auf und stoben über die Höhe hin bis zum Rande, von dem aus man in das Thal sieht. Aber sie hörten nichts, als das Rauschen der Trach. Es war ja auch nicht möglich

und so mußte das Weib wohl zugeben, daß sie sich getäuscht habe.

Etliche gab es dabei, die murrten, daß es hier noch Leute gäbe, die sich von einer Kirchenglocke aufschrecken ließen. Andere freilich und vielleicht die Meisten, senkten ihr Haupt und gedachten jener Zeit, in welcher der Schmerz und die Freude des Menschen vom Thurme gegen Himmel tönte. O glückselig jene Tage, da die Kirche ihre Kinder mit süßem, trostreichem Klange in den ewigen Schlaf sang! Es war ein betrübtes Lebewohl dieser Welt, und es war ein froher Willkommsgruß vom Himmel herab.

Und jetzt, wie gräßlich ist das Sterben, wenn die Erde keinen Trost hat und die Ewigkeit keine Hoffnung! Ein kräftiger Mann, der wildesten einer unter den Waldleuten, streckte jetzt seine Arme aus gegen den funkelnden Sternenhimmel und schrie wild wie ein Untergehender auf der See: „Verlassen hast uns, verlassen, Du fürchterlicher Gott!"

Allmählich versammelten sie sich wieder um das Feuer und brüteten hin und murmelten Flüche und Gebete, und manchmal zuckte Einer auf, als hätte die kalte Hand eines Unsichtbaren seine Achsel berührt. Sie starrten in das Feuer, das stets neu genährt und geschürt wurde und das in Funkengarben und breiten Bändern auflohte. Der glühende Rauch wölbte sich wie ein Dach um die Heimatlosen, wie ein Dom um die Gläubigen. Sie starrten in das Feuer, als wollten sie dahinein all' ihren Jammer vergraben, als wollten sie, wie jener büßende Räuberhauptmann, ihre Herzen darinnen verbrennen, daß die Seele als weiße Taube aufsliege gegen Himmel.

Was ist das, dort in der Gluth? Es steigt wie aus den Flammen auf! Die es zuerst sahen, schraken stöhnend zurück und bedeckten ihr Angesicht. Hinter dem sprühenden Feuer erhob sich, als wüchse sie aus demselben hervor, eine menschliche Gestalt, glühend im Scheine der Flammen. Auf dem Felsen stand sie — es war Wahnfred.

Finster blitzte sein Auge zwischen den langen Haaren des Hauptes und des Bartes, sein Gesicht war wie ein

rothes Dreieck im finsteren Gelocke. Ein langer dunkler Mantel bedeckte die Gestalt und machte sie noch schlanker und unheimlicher. Die Hände waren geballt zu Fäusten, welche sich allmählich lösten.

„Sein Geist! sein Geist!“ flüsterte die Menge und Einer suchte sich hinter dem Andern zu verbergen.

Da rief mit mächtiger Stimme Wahnfred, der von seinem Berge Niedergestiegene und hier wie aus dem Feuer Erstandene:

„Leute von Trawies, fürchtet Euch nicht und trotzet nicht. Ich komme zu Euch und bringe Euch die Gnade Gottes.“

Das Murren und Flüstern und Wimmern verstummte. Erstaunt blickten die Einen, höhnend die Andern über das Feuer gegen den Felsen hin, auf welchem der sonderbare Mann stand. Nichts war vernehmbar, als das Knistern der Gluth und das Rauschen des Wasserfalles, bis Wahnfred jetzt wieder seine Stimme erhob und im Ernste und in der Weihe eines Propheten so zu sprechen begann:

„Trawies! ich habe Gott gefunden. Er, den keines Menschen Segen geben, keines Menschen Fluch rauben kann, sendet mich. Er ist stets bei Euch gewesen, Ihr habt ihn gesehen, aber nicht erkannt. Jede Stunde Eures Lebens ist eine Gnade von ihm; unter dem himmlischen Tage ist keine That, die sein heißer Blick nicht sieht. Ihr seid schlecht geworden, weil Ihr das nicht gewußt habt; die Gegenwart Gottes macht nur den selig, der an sie glaubt, und Euch hat man verdammt, da man Euch diesen Glauben nahm.

„Leute zu Trawies! ich gebe ihn Euch wieder zurück. Es ist der alte, liebende und schreckliche Gott. Er hat Euch aufgeweckt in der Morgensonne, er hat Euch geschlagen im Wetterblitz. In der Sternennacht hat er Euch zugeschaut, von den Ampeln des Altars hat er Euch angelacht. Als Euch die Mächtigen verstoßen, hat er Euch umarmt im Flammenring, und er hat seinen Tempel gebaut im Tärn. Ihr drängt Euch jetzt um ihn und wißt, daß sein warmer Athemhauch Euch beschützt. Er ist überall, auch wo sie ihn

haſſen, er zuckt aus den Wolken, er ſpringt aus dem Stein, er bricht das Eis auf dem Traſank, er weckt die Blumen der Wildwieſen vom Tode auf, er iſt der ewige Schöpfer, Ernährer und Zerſtörer. Er iſt die Kraft und das Licht. Wenn er Euer Auge nicht geblendet hat, Ihr Leute von Trawies, ſo ſeht ihn an, er ſteht vor Euch in ſeinem Glanze, das Feuer iſt ſein Leib! Das Feuer iſt der ſichtbare Gott!"

Es ging wie ein Sturm durch die Menge, ein innerer Frühlingsſturm durch ſtarre winterliche Herzen. Die Flammen loderten ſtill und hoch und verdeckten zeitweiſe die ſchwarze Geſtalt, die hinter denſelben auf dem Felſen ſtand.

Wahnfred ließ die aufgeregten Gemüther austoben und beben, dann hob er ſeinen Arm und fuhr fort:

„Falſche Propheten wollen den Menſchen die Liebe und Dankbarkeit für Gott entreißen und ſagen, das Feuer ſei hölliſch, ſei das Reich des Teufels, ſei die Strafe des Böſen. Einen von dieſen Propheten hat Trawies getödtet, ſo haben ſie uns verdammt, haben uns feſſeln wollen mit dem Ring der Hölle, haben nicht geahnt, daß ſie mit den Flammen ein Reich Gottes umgrenzen, außer welchem die hoffärtige, arge Welt ſich herriſch breitet, in welchem die Armen und Glückloſen durch das Feuer gereinigt werden ſollen.

„Leute von Trawies! Ihr habt die himmliſche Gnade mißkannt. Es giebt einen Weg, der durch Roſen zur Hölle führt, den wandelt die Welt; es giebt einen Weg, der durch Elend und Jammer zur Hölle führt, und den ſeid Ihr gegangen. Wo ſteht Trawies? Es ſteht an der Grenze zwiſchen Erde und Hölle, denn es hat geraubt und gemordet, Unzucht getrieben und Unheil geſtiftet überall. Wer mich heute nach dem Thale der Miſſethaten frägt: ich zeige auf Trawies. Weinend thue ich es und mit zitternder Hand. Man möge mir die Augen blenden, wenn ihre Thränen nicht aus Herzeleid rinnen; man möge mir den Arm abhauen, wenn er ſich nicht ausſtreckt, um Euch zu retten! Der Gott unſerer Väter, der zu uns gekommen iſt in den Funken des Ahnfeuers, der gehütet worden iſt mit Treue und Frömmigkeit, wo iſt er?

den Feuerwart habt Ihr sterben lassen in Elend, sein Haus habt Ihr geschändet, und wenn ich Euch frage: wo ist das Feuer? Was habt Ihr Antwort? Ihr habt es verfolgt und verhöhnt und verlöschen lassen, und wollt nun, daß es Euch schütze. Wenn Ihr sagt, die Welt hätte Euch Gott genommen, so lügt Ihr. Wer, als Ihr selbst hat ihn verbannt aus dem Thale der Trach? In finsterer Nacht, begleitet von einem hilflosen Kind, ist er geflohen in die Wildniß, so wie nach der Schrift das Jesukind vor Herodes floh. Ein einziger Mann hat noch gelebt in der Einsamkeit, hat gebetet und die Gottessehnsucht bewahrt im Herzen, zu diesem kam das heilige Licht, das Ahnfeuer, herangezittert, und er hat es aufgenommen, es ist die Gnade gekommen und er hat es erkannt, hat es gewahrt und angebetet und kommt nun zu Euch mit der Botschaft, daß es lebt und nicht fern ist. Ja, Ihr Leute von Trawies, nun sehe ich Eure Augen leuchten, als wäre Gott in Euch. Aber ich sage Euch, noch ist er es nicht. Er, der Allgegenwärtige ist dort nicht, wo die Herzen kalt sind, wo keine Freude ist und keine Hoffnung und keine Liebe. Er ist dort nicht, wo das Mißtrauen wohnt und die Furcht und die Verzweiflung. Jetzt, da Ihr in den Lüften das Schrillen der Schaufel hört, womit eine unsichtbare Hand das Grab gräbt, jetzt sind Eure Begierden gedämpft. Aber ich fürchte, daß die Flamme, welche über Eurem Haupte den Pesthauch verzehrt, nicht Eure entarteten Herzen erwärmen wird. Denn Ihr seid schlecht geworden. Und so ist es tausendmal besser, o gerechter Gott, Du läßt hinsterben, was nicht leben soll."

„Nein," riefen jetzt Einige der Versammelten, „leben, nur leben!"

„Nur leben!" rief die ganze Menge, und Viele stöhnten und Viele knieten vor dem Feuer nieder und begannen zu beten.

„Jetzt betet Ihr," fuhr Wahnfred fort, und seine Stimme wurde immer heller und gewaltiger, „jetzt, da in den Häusern wo Ihr gesündigt habt, die Leiber mancher Eurer Genossen hingestreckt liegen, wo Ihr dürstend die Quelle flieht und der Waldluft nicht mehr traut, die Ihr athmet, jetzt betet Ihr!"

Sie unterbrachen ihn, sie flehten, von der neuen Erinnerung an die drohende Gefahr zutiefst erregt und erschüttert, um Gnade und Erbarmung, sie schworen, von nun an nach Gottes Willen leben zu wollen.

Nur Einer war darunter, der hagere Wend vom Gestade, der richtete sich auf und sagte: „Ich will auch leben, aber so lang ich nicht weiß, was Gott verlangt, verspreche ich nichts."

Dem entgegnete Wahnfred: „Gott will, daß Du lebest und neben Dir auch Andere. Sei wie das Feuer ist, wenn es Dir behagen soll — sei warm, so wirst Du Dir und Anderen zur Freude sein."

Dir und Anderen zur Freude! das war wie ein Märchenklang aus alten Tagen.

„Nicht allein leben wollen wir," rief aus der Menge eine Stimme, „nicht Anderer wegen ist's uns zu thun, es soll uns auch selber gut sein. Redlich gesagt, es lüstet uns nicht gar so arg nach Gott, aber den Himmel wollen wir haben."

„Ja," riefen sie in Haufen, „das ist es, den Himmel wollen wir haben!"

„Suchet zuerst das Reich Gottes und die Gerechtigkeit," sagte Wahnfred, „dann wird Euch der Himmel von selber zu Theil."

„Sollen wir unter Krieg, Hunger und Pestilenz suchen?" versetzte der Wend mit Hohn.

„Was gehen uns Krieg, Hunger und Seuchen an!" rief Wahnfred und hatte einen Blick, daß man hätte glauben können, er sei dem Wahnsinn verfallen. „So lange wir leben, achten wir nicht darauf, und sind wir todt, wissen wir nichts davon. Was wir sind und haben, es gehört nicht uns, so können wir es nicht verlieren. Wir genießen es, aber es liegt uns nichts d'ran. Unglücklich ist, wer begehrt, was die Welt selten oder nicht gewährt. Unglücklich, der sich selbst nicht genug ist, denn er wird in der Jagd nach Anderem sich selbst verlieren. Selig der Genügsame und der Begierdenlose, er wird Frieden haben und schuldlos bleiben. Was kann

ihm geschehen? Er ist allmächtig, und jeder seiner Wünsche erfüllt, denn er will, was Gott will.

„Geht hin, Ihr Leute von Trawies, kehrt mit diesem himmlischen Frieden zurück in's Thal, und Ihr werdet Euch nicht mehr vor der Seuche fürchten — eher als Ihr glaubt, wird sie vergangen sein. Ihr werdet nichts mehr hassen, nichts verspotten und nichts mehr beweinen. Aber die Augen werden Euch aufgehen, Ihr habt erfahren, was die Erde nehmen kann, und Ihr werdet sehen, was sie geben kann. Ihr werdet nicht verhungern. Ihr werdet wieder reuten und ackern; es werden Schlossen fallen auf die Felder, aber Ihr werdet nicht umkommen. Ihr werdet wieder Häuser bauen; sie können zugrunde gehen, aber Ihr werdet nicht ohne Dach und Heimstätte sein. Ihr werdet dem ewigen Licht wieder ein Gotteshaus errichten und kommen, darin zu beten und Kraft finden zur Geduld. — Das wilde Thier in Euch, an dem alle Flüche haften, an dem alle Laster nagen, nach dem der grimme Tod Jagd hält mit seiner Sense, das Thier schleudert heute von Euch. Menschlich steiget hinab vom Berg, daß Ihr im Thale Menschen findet."

„Wir bleiben im Wald!" riefen jetzt mehrere Stimmen.

„Was wollt Ihr im Walde?" fragte sie Wahnfred und stieg vom Felsen nieder.

„Bleib' oben und rede noch von Gott!" baten Einige.

„Ihr wollt' die Stimme des Predigers wieder hören, die altbekannten, angewohnten und lange entbehrten Töne. Ich aber sage Euch, Gott ist nicht im Worte, Gott ist im Werke, und zu diesem will ich Euch führen."

„So gehst Du mit uns?"

„Nicht ich mit Euch, Trawieser Leute, jedoch Ihr mit mir. Wehe aber," rief Wahnfred mit gewaltiger Stimme und aus seinen finsteren Augen schoß es wie Blitzesstrahlen, so daß auch die wildesten Gesellen davor mit den Wimpern zuckten, „wehe Dem, der mir entgegen! Mit mir ist der Allmächtige. — — Steht auf, zündet die Fackeln an, wir gehen." —

* * *

Und nun lautet der Bericht, daß Wahnfried die Versammlung in das Thal geführt und dort versucht habe, Ordnung, Arbeitsamkeit und Gemeinsinn zu stiften und zu fördern.

Durch seiner Worte Macht, durch die phantastischen Bilder seiner Rede, durch die Verheißungen und Drohungen, womit er auf die krankhaft erregten Nerven wirkte, gelang es ihm, daß die Todten begraben und die Sterbestätten vernichtet wurden. Er selbst war voran und scheute sich nicht, den Erkrankenden zu nahen, den Sterbenden mit Labniß und Trost beizustehen. Er war ruhelos Tag und Nacht, war Jedem Freund, Arzt und Priester — und blieb am Leben.

Für die Verstorbenen hielt Wahnfried im Walde Todtengottesdienste, indem er große Opferfeuer entzünden und an denselben alte Bußlieder singen ließ. Das vermehrte die Wehmuth des Sterbens, aber milderte die Schrecken.

Allmählich wurde die Seuche zahmer, seltener wurden die Sterbefälle, mancher Anfall ging in gewöhnlichere Krankheiten über, forderte mitunter auch noch in solchen sein Opfer, verlief aber häufiger günstig. Endlich verlosch das böse Sterben ganz.

Unter den während der Seuche Verschwundenen war auch der kleine Baumhackel. Erst in späterer Zeit, als man die alte, verfallene Kirche wieder betreten konnte, fand man am Glockenstrick ein menschliches Skelett hängen, welches für den Ueberrest des Fauns von Trawies gehalten wurde. —

Im Thale war es nach dem Verlöschen der Seuche ruhiger geworden, aber nur scheinbar; über die Grenze kamen immer wieder arge Geschichten. Draußen hatten sie noch lange nicht verziehen und jede Pause, die der Weltunfrieden gab, weckte von Neuem den Trotz und den Haß gegen die verbannten Rotten im Walde, die freilich diesen Haß stets von Neuem rechtfertigten. Wieder — und zum letztenmale — versuchte Wahnfried eine Anbahnung des Friedens.

Wie er daran denken könne! warfen ihm die Trawieser vor, ob er nicht wisse, daß die fremden Ketzer seine Lehre

mitsammt dem Propheten und der Gemeinde austilgen würden? Jetzt, an seiner Seite stünden sie auf festem Boden und hätten wieder einen Himmel über sich und einen vor sich — jetzt zum Kreuze kriechen? Weniger, als jemals.

Einige fingen nun an, die Felder, die seit Langem nur mehr als Weiden für Rinder, Ziegen und Schafe gedient hatten, oder gar als Unkrautwildniß dagelegen waren, wieder zu bebauen. Aber es war keine regelmäßige Arbeit möglich, sie stritten sich um die Grenzen, um die Grundstücke endlich, sie stritten sich um die Knechte und um das Samenkorn, das ohnehin auf dunklen Wegen in die Gegend gekommen war. Es fand sich kein Gesetz, das hier Recht geboten hätte, und fand sich eins — sei es auf einem alten Blatte, sei es in dem Haupte eines alten Mannes — so wurde es nur von Dem beachtet, dem es Recht zusprach, von dem Andern aber verlästert und verflucht. Wahnfried, vor dem sie Achtung und eine innere Scheu hatten, war nicht immer und überall zugegen und so entschied schließlich stets das älteste Gesetzbuch — die Faust.

Trotzdem hingen sie mit Wärme, sogar mit Leidenschaft an dem neuen Glauben vom Feuergott. Das Bedürfniß des Volkes nach religiösen Formen ist ja so groß und war zu einer Zeit, da alles Ideale fast nur im Gottesknlt bestand, noch viel größer, als später, da die Köpfe mit anderen Aufgaben beschäftigt wurden. Der religiöse Cultus hing damals eng zusammen mit allerlei Aberglauben, ja selbst mit dem Hexenwesen. Eines trug das Andere. Beides war das tägliche Brot der armen Seelen. Menschen, die man aus der kirchlichen Gemeinschaft stieß oder die sonstwie an derselben nicht theilnehmen konnten, verkamen gar bald, fielen einer Richtung anheim, die ihr Dasein gefährdete, schon darum, weil sie dem Scheiterhaufen zustrebte. Die keinen Gott hatten, ergaben sich dem Teufel.

Wie Wenigen gelang es, auf Grund alter Schriften, die zufällig in ihre Hände fielen, sich ein eigenes System aufzurichten, das im Einklange mit ihrem Wesen war, dem sie heimlich nachleben konnten und das sie erbaute. Aber selbst mit Solchen nahm es oft ein eigenthümliches Ende.

Wahnfred hatte in den Leuten von Trawies den vollen Religionsfanatismus zu wecken gewußt, der nun um so heftiger hervorbrach, je länger er unbefriedigt geblieben war. Sie schwärmten nun für Alles, was leuchtete, von der Sonne bis herab zum Johanneswürmchen. Nun wußten sie, warum das Feuer so wohlthätig und fürchterlich war. Dem Feuer und der Verehrung, die für dasselbe aufgekommen war, dieser Gottesanbetung schrieben sie das Verlöschen der Seuche zu. Wie sie sonst geweihte Kreuzchen und Amulette aller Art unter ihren Kleidern mit sich getragen hatten, so gingen sie jetzt mit Lichtchen oder glimmenden Schwämmchen um. Wie sie sonst in ihren Häusern zum Gebete vor dem Hausaltare gekniet waren, so knieten sie jetzt um den Herd, schürten das Feuer und sangen. Wie sie sich sonst mit geweihtem Wasser besprengt hatten, so führten sie jetzt einen Funken gegen ihr Haupt und hielten sich für besegnet.

Etliche waren den Wahnfred angegangen, daß er an seinem Ahnfeuer ihre Herdflammen entzünden [illegible]; er hatte es ihnen verweigert. So lange sie nur einem Formgottesdienst huldigten und nicht auch ihr Leben danach einrichteten, wären sie des heiligen Feuers nicht werth, und dasselbe sollten sie erst kennen lernen am Tage des Gerichtes, wenn die Welt zu Asche würde verbrennen.

Im waldumschatteten Hause auf dem Johannesberge glimmte fort und fort das Kemplein und Wahnfred wahrte es an geborgenster Stätte und ließ es nicht verlöschen. Er hütete es mit Angst vor Dieben. Gegen jeglichen Windhauch war es geschützt, aber eine Fliege konnte es in das Oel stoßen und dämpfen, ein Schmetterling konnte es mit seinen Flügeln ausblasen. — Sein glühendes Auge, so lange hatte es an diesem Funken getrunken, daß es plötzlich auf der Welt und im Himmel nichts mehr sah, als Feuer. Wie lange hatte er gegrübelt nach der Formel, um das Ungeheuer in Trawies zu beschwören. Und als er sie gefunden und ausgesprochen, war er selber in ihrem Banne. In Nebel versunken waren die Legenden und Evangelien der alten Schrift und über diesen Nebel aufgetaucht war der lodernde Flammenring, seine

Seele hatte wie ein Falter die Flamme so lange umflattert, bis sie plötzlich von ihr erfaßt war . . .

Und die Leute in den Thälern um Trawies, die sich zur Noth in neuen Hütten einzuleben suchten, gingen niedrigen Sinnes, frevelten an sich und Anderen und hielten dann zur Buße den Finger über die Flamme, bis sie vor Schmerz wimmerten.

Wenn die Tage waren, daß Feld und Garten Arbeiter heischten, lagen diese auf dem Bauch um ein Feuer, das sie am Waldrande angezündet hatten, und machten sich weiters keine Sorgen. Wo Mehrere feindlich gegen einander geriethen, da vertheidigte und schlug man sich mit Feuerbränden. Und Einen gab es dabei, der verordnete, daß, wenn er todt geschlagen sei, man ihn nicht begraben, sondern verbrennen möge.

Das waren nicht die Schlechteren. Das ungezählte Gesindel strich und lauerte in der Gegend umher, wie vor und eh, ihr Leben war ein Feuer ohne Wärme und ihre Thaten hat kein Lichtstrahl verklärt.

Im Trasankthale wurde ein altes Weib abgefangen, welches schon lange im Rufe einer Hexe gestanden. Es war die Koselarztin. Sie betete die Krankheiten ab, wendete allerlei geheimnißvolle Mittel an und Viele glaubten durch sie geheilt worden zu sein. Als aber die Seuche kam und ihre Kunst gar nicht mehr anschlug und man oft sah, wie sie geheimnißvolles Wesen trieb, wurde sie verdächtig. Ein Hirt vom Traboden war der Erste, der sie eine Hexe nannte. Derselbe begann zu siechen und abzuwelken, und jetzt war es den Leuten gewiß, daß die Koselarztin „den Teufel brauche."

Man vertheidigte sie: Warum sollte dieses Weib nicht den Teufel brauchen? Alte Weiber sind dazu auf der Welt.

Und gar jetzt, wo ganz Trawies dem Teufel zugehört. Warum soll Eins nicht tapfer darauf loshexen! Man kam zur Alten, um von ihr zu lernen, doch sie sagte, sie nehme ihre Kunst mit in's Grab.

Als nun aber der neue Glauben aufgekommen war und die Leute wieder einen Gott hatten, begannen sie gegen den

Teufel feindselig zu werden. Die Alte bäumte sich noch dazu auf und lästerte den neuen Glauben als eine Ketzerei. Sie verfolgten die Hexe, fingen sie ein und schleppten sie nach Trawies, wo man sie verbrennen wollte.

Schon versammelten sich die Leute zum Spectakel und trugen Holz herbei und eilten um die Wette, den Scheiterhaufen recht hoch zu bauen, während das Weiblein todtenblaß und geknebelt wie ein Ballen an einem Baumstamm kauerte und mit stieren Augen den fleißigen Leuten zuschaute. Da kam Wahnfred herbei. Er meinte anfangs, sie bauten ein Haus und freute sich der Emsigkeit seiner Trawieser. Als er aber sah, was hier geschehen sollte, gerieth er in Zorn und rief: „Ist Euer Hirn dahin? Ist die Koselarztin eine Hexe, was wollt Ihr sie in die Arme Gottes schleudern! Wollt Ihr das Feuer verunreinigen? Laßt die Alte laufen, ist sie des Teufels, so entkommt sie ihm nicht."

Sie sahen es ein, ließen das Weib frei und leisteten dem Feuer Abbitte. —

Wahnfred hatte lange schon auf Mittel gesonnen, die Leute zu beschäftigen, ihnen eine Art von Frohndienst aufzulegen, der sie im Zaume hielt. Ihr Wahn sollte dabei sein Bundesgenosse und Zuchtmeister sein. Nun er sie beim Schichten des Scheiterhaufens gesehen hatte, kam ihm der Gedanke: Ein Tempelbau.

Die Leute von Trawies müssen ihrem Feuergott einen Tempel bauen. Das soll ein Bau werden, wie diese Berge noch keinen gesehen haben, ein festes, gewaltiges Haus, aus Urwaldstämmen gezimmert, eine Burg für den Priester und Herrn, ein Hort der Gemeinde, der Kern des neuen Trawies. Aber nicht im Thale soll dieser Bau stehen, wo die Wässer graben, und wo er von der nächsten Höhe aus beherrscht werden könnte. Das alte Trawies mit seiner Kirche soll verfallen, um die Dreiwand soll eine Wildniß wuchern. Das neue Haus wird auf hohem Berge stehen und in der Sonne leuchten wie eine flammende Gesetztafel.

Eine flammende Gesetztafel! Sollte in dem Haupte des düsteren Wahnfred schon jetzt, da er den Tempel plante, die

Ahnung gedämmert haben von dem, was da oben auf dem Berge des Johannes später geschehen ist?

Voll des Geistes, Trawies seinem Elende zu entreißen, es zu erheben, zu stärken und wieder der menschlichen Gesellschaft gerecht zu machen, stieg Wahnfred auf den Berg. Der Scheitel desselben war eine kleine, felsige Fläche, die nach drei Seiten schroff abfiel. Auf dieser Fläche zeichnete er mit seinem Stabe in Sand und Erde den Grund des Baues.

Ihr blickt den Erzähler fragend an — fragend, welche Wege er Euch nun führen wird müssen —

Es ist tiefe Nacht und zwei Flämmlein sehen wir vor uns dahinflackern. Das sind die Spuren der Gottsucher, der Himmelsucher, diesen müssen wir folgen. Den Propheten des Feuers wissen wir auf dem Berge des Johannes. Aber es ist noch ein Anderer, der seinen Gott und seinen Himmel in einem anderen Feuer sucht — in der Gluth eines liebenden Herzens.

Der Sohn des Wahnfred, den mitten in der Oede seiner Abgeschlossenheit tief innen die Leidenschaft der jungen Lust erfaßt hatte, der lebensfreudige, liebedurstige Erlefried — was ist aus ihm geworden?

Seit jener Abendstunde, da er, einer Stimme folgend, hinangestiegen war gegen die Wände des schründigen Torstein, an dessen Fuße sich zur Zeit der Brand erhob, war Erlefried nicht mehr gesehen worden. Ein einziger Mensch, den er fand, mit dem er war, der sah ihn nicht, denn der war blind.

Bertha, die junge Gefangene in der Felsenhöhle, hatte oft und oft versucht einen Ausgang, eine Erlösung zu finden; aber sie fand sich im Labyrinth der Grotten und Schachte nicht zurecht und war immer noch froh, wenn sie das an die Wand geschmiedete Lämpchen wieder schimmern sah und sie tief erschöpft niedersinken konnte auf ihr weiches Lager. Sie hatte aufgehört zu sinnen und zu grübeln, warum es so mit ihr sei, sie glaubte nicht mehr an das, was sie sah und empfand, hielt Alles für eine Täuschung der Sinne und hatte sich ver-

krank gemacht mit dem Gedanken: Die Nacht des Wahnsinns sei über sie gekommen.

„Du närrische Bertha," so sprach sie häufig mit sich selbst, „was peinigst Du Dich so, Du bist nur krank. Das ist der Johannesberg, und das ist das Haus und die Stube, und das ist nicht der schreckliche Mann, das ist die gute Mutter, die Dir das Bett macht und das Haar flicht. Mußt es mir nicht für Uebel halten, Mutter, daß ich oft so ungeberdig bin, ich bin so viel krank und es kommen mir Sachen vor, daß es ein Grauen ist. Diese Höhle, wenn ich mir nur die einmal aus dem Kopf schlagen kunnt, und wenn ich den fremden Menschen nicht immer an der Seiten hätt', er grinst so, er sagt, er ist der Teufel, ich glaub's schon, ich glaub's. — In Gottesnamen, ich mach' die Augen zu, Mutter, mußt nicht weinen."

Da war's aber doch an jenem Tage, als der Wald zu brennen anhub, als ihr unheimlicher Wirth nicht kommen wollte und sie zu hungern begann, daß sie neuerdings nach einem Auswege spähte. Sie trieb sich fort in den finsteren Löchern, sie kletterte und kroch, und wo der Weg aufhörte, da riß sie lockere Steine von der Wand und grub und grub, als wollte sie sich noch tiefer in den Berg hineingraben. So trieb sie's eine Weile, bis mit einem Male die Wand vor ihr zusammenfiel und ein greller Blitz an ihr Auge schlug. Aber nur ein einziger kurzer Strahl; derselbe Augenblick, der ihr das Tageslicht wieder zeigte, stieß sie in die ewige Nacht — zerstörte ihre in der langen Dunkelheit geschwächten Sehnerven, machte sie blind. Sie fühlte es alsobald, wie das jetzt anders war, sie fühlte das Licht, sie athmete die klare Luft, sie empfand es: die Freiheit war da! und sie konnte nicht sehen. Es war nicht mehr die Nacht mit dem schwarzen Schatten und dem mattrothen Scheine der Lampe, es war das Grau eines undurchdringlichen Nebels, in welchem eine Weile noch bunte Sternchen kreisten und sich der plötzliche Strahl noch nachspielte in mannigfaltigen Formen, bis allmählich Alles verschwamm und Alles verdämmerte und nichts mehr war, als Grau und Grau.

Bertha schmiegte sich an den Felsen, denn sie hatte mit ihrem Fuße einen Abhang getastet, sie klammerte sich an einen Stein und rief um Hilfe.

Das war der Schrei, den Erlefried am Teufelssteine vernommen hatte.

Er glaubte, Sela, die ihn im Walde verlassen, werde ihm nun zugeführt und rufe ihn; er war sehr erstaunt, als er hoch am Felsenhang das fremde, blasse, dürftig gekleidete Mädchen sah. Als sie seine Schritte hörte, rief sie nicht mehr, lauerte bewegungslos da.

Der Abend war schon dunkel und am Himmel glühten Sterne. Erlefried sah nicht empor. Er strebte mit ausgebreiteten Armen dem Weibe zu.

Lange währte es freilich nicht, so wurde ihm klar, welch' ein elendes Wesen ihm wimmernd in die Arme gesunken war. Abgezehrt bis zum Tode, blind, wahnwitzig war sie — so hatte er dieses Mädchen gefunden.

Sie weinte, als sie seine junge, warme Hand empfand, sie klammerte sich an den schlanken, lebendigen Leib, sie betete laut und sie redete von Dingen, die er nicht verstand.

Er geleitete sie mit Mühe den wüsten Steig hinab zu Thale, doch als sie am Bette des Baches standen und er im vertrockneten Sand nach Wasser spähte, um sie zu laben, sah er auf der Wand des Torstein den rothen Schein, der nun Nächte lang auf demselben schimmern sollte, sah die finsteren Wirbel des Rauches himmelan fahren. Fliehen, fliehen! mit Noth entkam er und rettete das Mädchen für den Augenblick. Zwischen den kahlen Stämmen wankten sie fort, Erlefried schleppte sie. Das aufstrebende Feuer warf ihnen durch das Gehölze manches Streiflicht vor die Füße. Aber als der Wald finsterer wurde und ringsum die stille Nacht war, da ließ der junge Mann seine Last auf das Moos gleiten.

Regungslos, athemlos lag sie da. War sie ohnmächtig? War sie todt? — Nun kniete er neben ihr und das heißersehnte Weib lag vor ihm. Wo aber war seine glühende Begierde nach einem Kuß! Eiskalt wehte es ihn an, eiskalt

bis an's Herz. Eine andere Wärme jedoch begann da drinnen, wo Gluth und Kälte gekämpft hatten, zu thauen, und der Thau schimmerte in des Jünglings Auge. Er beugte sich über das Wesen und am Frauenmunde suchte er nun nicht den Kuß, sondern die Spur des Lebens, den Athemzug.

Sie athmete. In den Erl- und Haselnußgebüschen brach er Zweige und hüllte damit die Schlummernde ein. Zwei Schritte von ihr legte auch er sich hin und wachte, und sann nach, bei wem er wohl wache, wie das war und wie das werden sollte. Endlich kam er mit sich überein: „Das ist das Spiel des Bösen; der Teufel hält Wort; aber er ist falsch, nun höhnt er mich. Für solchen Lohn, als da jammervoll und im Bettelgewand liegt, wär' mir meine arme Seele nicht feil gewesen. Gieb mir sie zurück, Höllenhund, meine Seele will ich wieder haben!"

Das Mädchen stöhnte und schlief. Erlefried wollte beten und konnte nicht. Wohl stammelte er die Worte seines Abendsegens, wo aber waren seine Gedanken? beim Teufel. Das Gebet war todt wie ein Gerippe, seelenlos — die Seele war einem Andern verschrieben. — Auf seiner Stirne stand der Schweiß, ein Frosthauch ging durch seinen Leib.

Dann aber wendete sich Erlefried auf die andere Seite und dachte, aber recht für sich und im innersten Winkel des Herzens, daß es der lauernde Satan ja nicht sollte vernehmen können: „Du betrügst mich und ich betrüge Dich wieder. Ich bin noch nicht Dein, das bin ich erst zum Trawieser Gottsleichnamstag, wenn Neumond ist. — Nu, gute Nacht und laß mich in Ruh'." —

Was böses Gewissen! Das junge Blut hatte nichts Böses gethan, es sank bald in einen gesunden Schlaf.

Stundenlang war Frieden, da weckte ihn ein seltsames Krachen und Brausen auf. Erlefried sprang empor, hörte es, sah es: rother, wogender Schein ringsum — das Feuer war da. Es war kaum noch Zeit, das Mädchen aus seinem Schlafe zu reißen; sich zu besinnen aber, ob es nicht besser wäre, dieses Teufelsspiel hier liegen zu lassen und allein zu fliehen, dazu war gar nicht mehr Zeit. Weder an Gott noch

Teufel denkend, zog er die Taumelnde mit sich fort, da über ihren Häuptern die Funken flogen.

Sie entkamen der Gluth, aber nicht der Noth. Tagelang irrte Erlefried rast- und rathlos mit dem blinden Mädchen umher. Hunger bei Tag und Frost bei Nacht waren ihre Genossen. Erlefried sah an dem Mädchen nun nichts anderes mehr, als ein sieches, elendes Wesen, das er nicht verlassen konnte. Wohin aber mit ihr sich wenden? In Trawics durfte er sich nicht zeigen, er wußte auch, daß man dort Alles suchen dürfe, nur nicht Hilfe. Sollte er in's Haus des Bart zurückkehren. Der Bart wird ihn fragen, woher er diese Begleiterin habe, Sela wird ihn fragen, wieso er zu diesem Geschöpfe gekommen sei? Kann er sich verantworten? Wird es nicht auf seiner Stirne stehen, so wie sein Name blutig auf dem Felsklotz in der Wildniß steht, wie weit es mit ihm gekommen ist? Er kann der Geliebten nicht mehr in's Auge blicken, er kann nicht mehr zurück in das Haus seines Nährvaters. Soll er sich im Walde herumtreiben, sich und seine Genossin mit wilden Früchten nähren? Der Wald brennt und alles Lebendige, das noch in ihm ist, flieht. Kann er den Flammring überschreiten und bettelnd durch das Land wanken? Draußen drohen die Pfähle. Und doch, wenn er will, er kann's, nur verlassen kann er das Mädchen nicht, das er auf so seltsame Weise gefunden hat. Es ist ihm eine harte Last, das leuguet er sich nicht.

Mancher, der das Paar schwerfällig dahinwandeln sieht, oder wortlos sitzen auf einem gestürzten Strunk, denkt sich allerlei, nur nicht das Richtige. Daß sie Bruder und Schwester sein könnten, daran denkt Keiner — es wäre ein langweiliger Gedanke.

Das Mädchen hatte den Erlefried gefragt, wer er sei.

„Ich heiße Erlefried und bin des Schreiners Wahnfred Sohn," antwortete der Jüngling rasch und freute sich, daß sie redete.

„Des Schreiners vom Gestade?" lispelte sie nachdenkend, „das ist ja Der, welcher den Pfarrer umgebracht hat. Und Du bist sein Sohn Erlefried?"

„Der bin ich.“

„Bist Du es wirklich?“ Sie befühlte seine Hand, sie betastete seinen Leib. „Bist Du es wirklich?“

„Ich bin's; weshalb sollte ich's nicht sein?“

Hierauf antwortete die Blinde: „Ich habe es ja geahnt, daß ich gestorben bin.“

„Wie?“ versetzte er, „Du lebst ja!“

„Ich lebe, so wie Du lebst — in der andern Welt.“

So sprach sie, dann schwieg sie stundenlang und brütete und ließ sich willenlos von ihm leiten. Er war nun überzeugt, daß sie dem Irrsinne verfallen, und jetzt wuchs sein Mitleid.

In einer verlassenen Hirtenklause des Birstling hatten sie sich niedergelassen und der Jüngling sammelte Brombeeren, Preißelbeeren und andere Waldfrüchte, die er zu kochen wußte.

Als Bertha das Heerdfeuer fühlte, begann sie zu weinen. Auf seine liebevolle Frage nach der Ursache antwortete sie, daß sie an ihre Mutter denke. „Wir müssen ihr ja begegnen, sie ist schon lange da. Wenn Du sie siehst, so führe mich zu ihr.“

Und nach einer Weile fragte sie: „Weißt Du, was mit Deinem Vater geschehen ist?“

„Der lebt auf dem Johannesberg.“

„So!“ rief das Mädchen und richtete sich auf, „dann hat er auch meine Mutter umgebracht. Sie hat auf dem Johannesberg gewohnt. O, Ihr seid Mörderleute. Erlefried, geh' und laß mich allein! Bin ich denn verdammt, daß ich mit Euch muß sein!“

Und einmal, während sie aß, lachte sie auf und rief: „Ich will mich hell verwundern, daß hier Vieles noch so ist, wie es dort gewesen. Hast denn auch Du Hunger? Willst auch Du noch essen und trinken? Schau, und bist lang schon gestorben.“

„Wer hat Dir gesagt, daß ich gestorben bin?“

„Das haben die Trawieser Leut' gesagt, und daß Dich beim Bart im Tärn die Räuber hätten erschlagen.“

Nun freilich war ihm wenigstens ein Theil ihrer wunderlichen Worte klar. Allmählich offenbarte sich ihm diese arme Seele ganz. Ja, sie bildete sich in ihrem Wahne nichts

anderes ein, als daß sie im Fegefeuer sei, und er vermochte es nicht, sie zu erleuchten.

Dann athmete sie doch wieder auf und griff mit ihren Händen in die Luft hinein und murmelte: „Ja, das ist ganz wieder, wie das süße Leben. Wüßte ich nur, ob ich das Sterben noch vor mir habe!"

Er wußte es. Nur das wußte er nicht, ob er sie erfreuen oder betrüben würde, wenn er ihr die Wahrheit sagte. Es weiß auch kein Mensch, wie es besser wäre, den Tod vor oder hinter sich zu haben.

„Du mußt jung und schön sein," hauchte sie ihm einmal zu, „ich möchte wissen, ob dahier in der andern Welt das Liebhaben auch sündig ist."

„Traurig, wenn's keine wär'," bemerkte der Bursche und spielte mit einer Kohle, „nicht sündig — nicht lustig."

„Du hast auf der Welt gewiß eine Liebste gehabt?"

„Kind, ich habe sie noch," antwortete er, „und will sie erst recht haben."

Darauf schwieg sie, schwieg und weinte die ganze Nacht. Erst gegen Morgen wurde sie still und Erlefried, der auf seinem Lager aus Heidekraut eine peinvolle Beklemmung empfunden, konnte nun schlafen.

Als er erwachte, lag die durch die offene Thür fallende Sonnentafel auf seinem Bette. 's ist heller Tag, wie ganz anders schaut jetzt wieder die Welt aus, als in der schweren finsteren Nacht! Die Bangniß ist weg, der Kummer verschwunden.

Des blinden Mädchens Ruhestätte war leer. Hat sie sich hinausgetastet und sitzt auf dem Stein, um im freien Morgen des Leides zu vergessen? — Erlefried erhob sich und trat aus der Hütte. Aber das Mädchen sah er nicht. Im thauigen Grase folgte er den Spuren menschlicher Tritte, sie führten im unregelmäßigen Zickzack zwischen Bäumen hin, an Büschen vorbei und endeten an einem schroffen Abhang.

Tief im Grunde lag sie — auf blutigen Steinen.

* * *

Es iſt nicht offenbar, wie die unglückliche Bertha den Tod gefunden. Hat ſie ihn geſucht? Dann muß ſie an jenem Morgen bei Vernunft geweſen ſein, denn in ihrem Wahne hatte ſie ja ſchon in der anderen Welt gelebt. Wollte ſie, die Blinde, vor Erlefried fliehen, weil ſie ihn haßte oder — liebte? und war auf ihrer Flucht verunglückt?

Erlefried wollte laufen, ſo weit ihn die Füße trugen, ſo unheimlich war es ihm. Als er ſie berührt hatte und ſah, wie ſie ſtarr und kalt war, vermochte er keinen Blick mehr auf ihr Angeſicht zu werfen. Er riß Fichtenäſte ab, im Birſtling waren ſie noch grün und buſchig, und bedeckte mit denſelben den Leichnam, bis nichts mehr zu ſehen war, als ein Hügel von Reiſig auf dem Felsgrund. Dann begann er und trug Steine zuſammen, ſo groß, als er ſie zu ſchleppen vermochte, und baute um den grünen Hügel einen Wall und deckte ihn mit Steinen, bis ein breiter, hoher Kegel daſtand, zu deſſen Spitze er ſelbſt kaum zu reichen vermochte, als er — am dritten Tage ſeiner Arbeit — den letzten Stein darauf legte. Das war ihr Begräbniß. Ein anderes konnte ihr Erlefried nicht geben, denn er hatte weder Spaten noch Hacken, um ihr ein Grab zu graben.

Und als er dieſe Gruft vollendet, ſtreckte er als ſtilles Bekenntniß, daß er weder ſich noch die Todte als verloren betrachtete, ein hölzernes Kreuzlein auf die Pyramide, und der erſte Beter, der vor dieſem Kreuze kniete, war er ſelbſt. Es hatte ſich in die Tiefe ſeines Herzens Angſt eingeniſtet ſeit jenem Abende, da er Blutstropfen auf den grauen Stein fließen ließ; aber das Kreuz war immer noch ſeine Zuverſicht und ſein Vertrauen.

Dann verließ Erlefried die Todtenſtätte im Birſtlingwald und kehrte nie mehr zu ihr zurück. Die jüngſten der Bäume, die damals in dieſem Walde ſproßten, ſind heute als der Urſtämme älteſte im Vermodern, aber unter einem Felshange iſt noch der Steinhügel mit Raſen und Schlingpflanzen überwachſen zu finden, unter welchen eines der unſeligſten, unſchuldigſten Opfer des verworfenen Trawies begraben liegt.

Erlefried wanderte im Walde dahin. Die Rauchschichte über dem Tärn war endlich vergangen. Leute, die ihm begegneten, hatten bestürzte Gesichter und erzählten, daß in Trawies der Spaß jetzt aufgehört habe. Sie erzählten vom großen Sterben.

Ob die Seuche auch auf die Höhen des Bart am Tärn gedrungen sei?

Das Haus des Bart stehe leer, berichtete man ihm, die Inwohner seien geflohen.

Jetzt war das letzte Band gerissen. Erlefried sprang über die Grenze, der Flammenring geheißen, hinaus, ging gelassen an den Henkerpfählen vorbei, die an der Markung der Ortschaften und Schlösser standen, und sprach in den Häusern zu. Er bat um Wegzehrung und fragte überall an, welchen Rath man ihn geben könne in Bezug auf Trawies. Er sei nämlich auf dem Wege nach Trawies.

Was er dort suche?

Er sei von dort gebürtig, sei aber in seiner frühen Kindheit durch einen Vetter, der Priester gewesen, nach Neukloster gebracht worden und die Zeit her dort Laienbruder gewesen. Aber sein unglückseliger Heimatsort, was man von ihm höre, dauere ihn gar sehr, er könne es nicht glauben, daß die Trawieser Leute so sehr entmenscht geworden, und seine Absicht wäre, zu gehen, um die Dinge zu untersuchen und vielleicht eine Vermittlung und Rettung anzubahnen für das, was noch zu retten wäre.

Man rieth ihm entschieden ab. Trawies sei eine Räuber- und Mörderhöhle, da lasse sich gar nichts machen, als auf der Hut zu sein, daß Keiner hervorbreche, des Weiteren aber ruhig abzuwarten, bis sich die Rotten und Banden gegenseitig selbst vertilgt hätten. Vielleicht auch übernehme es ein Größerer, der gottlosen Brut noch eher, als man glaube, ein Ende zu machen.

Mit anscheinendem Widerwillen gab denn der schlaue Bursche seinen Plan, nach Trawies vorzudringen, stets auf, indem er anscheinend den Rückweg antrat, während er doch immer vorwärts kam hinaus in's Land, wo sich die Gefahr,

als Trawieser erkannt und gerichtet zu werden, mit jedem Tag verringerte.

Endlich war er auf der Ebene und die Berge seines Waldlandes standen nun in fernen, blauen Zacken. In einem großen Meierhofe fand er Platz als Knecht und dort verbrachte er den Winter über ein geregeltes, arbeitsames Leben.

Wie oft dachte er an Sela! Und da machte er an sich eine Erfahrung, die ihm viel zu sinnen gab, und gern hätte er wissen mögen, ob es Anderen auch so ergehe. Nur wenn sein Gram schwieg, wenn er sich zufrieden fühlte, konnte er mit heißer Sehnsucht an das Mädchen denken. War ihm weh, flog ihn die Stimmung der Trostlosigkeit an, da wollte ihm Sela's Bild schier vergehen.

Wer frägt, ob das die rechte Liebe ist, dem sei die Antwort: Ja. Die Liebe will nur glücklich machen und Seligkeiten des Herzens verschenken. In Elend und Jammer hat sie keinen Boden und keinen ihr eigenen Wirkungskreis. Sie mag dem Geliebten das Leid ab- und es auf sich nehmen, aber sie wird schwer in ihm einen Mitträger eigenen Schmerzes suchen. Das Glück wird der Liebende dem Geliebten geben; das Harte und Wehe wird er in sich selbst vergraben, wird sich absondern, wird vielleicht nach dem Freunde suchen, der ihm tragen hilft. Die Liebe für sich liegt zu solcher Zeit im Winterschlafe, wie Vöglein den Winter über in hohen, blätterlosen Bäumen schlafen. Und einst, wenn Frühling wird und es wieder Freude zu verschenken giebt, wacht sie auf. — Der Echte sucht sich nur für's Glück Gefährten.

Der Dienstherr war mit dem flinken, fleißigen Burschen wohlzufrieden, aber dieser selbst war es mit sich nicht. Eine Unruhe war in ihm, gerade so, als ob der böse Feind in ihm hause. Erst seit dem letztvergangenen Herbste fühlte er, daß Gott verloren war — für Trawies und für ihn selbst. Allerlei Begierden und Leidenschaften waren wach; er suchte sie nicht mehr zu bekämpfen, denn er wußte, wem er sich verschrieben. Tagsüber verfolgte ihn eine tiefe Bangigkeit, ohne daß er den Grund derselben kannte, und des Nachts

ſchreckte er oft plötzlich vom Schlafe auf, als hätte ſich eine kalte Hand auf ſeine Bruſt gelegt.

Jene ſüßen Träume aus der Kindeszeit am Geſtade, von ſeinen heiteren Spielen, in welchen er eine Welt gefunden, von ſeiner Mutter, welche ihn geleitete wie ein Engel, von ſeinem Vater, in deſſen religiöſen Geſprächen er den Himmel offen geſehen und darin in ewiger Majeſtät ſitzend den großen heiligen Gott — dieſe Träume, die ihn ſonſt faſt jede Nacht heimgeſucht hatten, um dem Jüngling, dem verbannten Sohne eines verbannten Vaters, ſtets ein Stück jener goldenen Zeit wieder zu bringen, ſie waren ſeit dem Tage, da er ſich im Rauſch der Begierde auf den grauen Stein ſchrieb, nicht mehr erſchienen. Die Vergangenheit war ihm ein verſunkenes, verlorenes Paradies. Dafür hatte etwas ganz anderes Beſitz genommen von ſeinen nächtlichen Stunden. Da kauerte an ſeinem Bett der alte Roderich mit den ſtechenden Augen. Anſtatt den Händen hatte er Klauen und mit dieſen Klauen ſchürte er glühende Kohlen auf einen grauen Stein, und aus der Gluth rieſelten Blutstropfen hervor. Dann wieder grinſte der Alte zu Erlefried auf und flüſterte ihm lüſterne Worte zu und ſtäubte aus den Kohlen Funken auf ſeine Glieder, daß dieſe zuckten und der Schläfer erwachte und eine Fiebergluth in ſich empfand, daß er meinte, er müſſe aufſpringen und nach Genoſſen ſuchen, um den Brand zu dämpfen.

Wieder ein andermal lag es wie ein Berg auf ſeiner Bruſt und erwachend hörte er eine laute Stimme: „Thuſt Du, was Du willſt, Du biſt mein!“

Die Leute, mit denen er war, hatten den hübſchen, ſtillen, gutmüthigen Burſchen alle gern: aber zwei Kinder waren im Meierhofe, die ſchloſſen ſich ihm nicht an, ſie fürchteten ſich vor ihm. Sie fühlten es, daß ſeine Heiterkeit eine erzwungene, ſein Spiel mit ihnen ein ſeelenloſes war. Er ſtierte oft ſo wunderlich vor ſich hin, dann lachte er wieder ſo grell auf, dann war er wieder ſo blaß — er war ihnen unheimlich.

Wenn das Geſinde zu Tiſche oder zum Abende laut betete, daß die Stimmen wie Glockenläuten melodiſch inein-

anderklangen, war seine Stimme gedämpft oder übermäßig laut und seine Finger klammerten sich krampfhaft an einander. Aus der Kirche kehrte er jedesmal trübsinniger zurück, als er in dieselbe getreten war. Anfangs that ihm Glockenklang und Orgelton und der in Weihrauch mild verschleierte Kerzenschimmer unsäglich wohl. Er fühlte sich neu geboren und neu getauft. Aber als er einst am heiligen Tische kniete und der Priester auf seine Zunge die Hostie legte, da wurde es dunkel vor seinen Augen, er bedeckte sein Angesicht mit den Händen, wankte und murmelte: „Jetzt habe ich den Tod gegessen."

Am heiligen Ostersonntage war's, da hörte er eine Predigt von dem todten und begrabenen Heiland. „Ihr Menschen, die Ihr ihn mit Eurer Sünde getödtet und begraben habt, Ihr verlaßt die heilige Gruft und geht den Weltfreuden nach. Aber zwischen den Schätzen und der Lust dieser Welt werdet Ihr glücklos irren, werdet hungern und dürsten und nicht gesättigt sein, werdet Euch selbst verzehren, werdet verloren und verdammt sein. Selig, der noch zu seiner Stunde umkehrt, zu seines Heilandes stillem Grab. Die Thränen der Reue werden tönend auf die Felsgruft fallen und den Heiligsten erwecken. Er wird auferstehen und seine Liebe und Gnade dem Menschenkinde wieder schenken. Darum, Du armer, gottloser, gottverlorener Sünder, heute, an diesem glorreichen Tage des Sieges wende Deine Wege, kehre um, und dort suche Deinen Gott, wo Du ihn verloren hast."

Diese Worte des Predigers schlugen tief in das Gemüth des träumerischen Jünglings und er beschloß, zurückzukehren nach Trawies. Er sagte sich, daß er Antheil habe an der Schuld seiner Heimatsgemeinde, und daß er ein treuloser Wicht sei, wenn er sich der Sühne entziehen wolle. Stets gefesselt im Wahne, dem Bösen verfallen zu sein, war er nun entschlossen, sich demselben wieder zu entringen, jenen Namen, den er auf den Stein geschrieben auszulöschen.

Anderseits hatte ihn, das Kind der Berge, Heimweh erfaßt, Heimweh, die dämonische Macht, die schon Manchen

aus besseren Gegenden in die Leiden und das Elend der Heimat zurückgezogen hat. Endlich hatte ihn die Sehnsucht gepackt nach dem Hause des Bart am Tärn und seinen Bewohnern, die Sehnsucht nach Sela, der lieben Verlassenen. Sie muß ihm verzeihen, sie ist sein Engel, in ihre Arme will er sich flüchten . . .

Erlefried trat vor seinen Dienstherrn hin: „Habet Dank für das Gute, das mir in Eurem Haus zu Theil geworden ist. Nun will ich wieder davongehen."

„Ich weiß es wohl," antwortete der Bauer, „aber bis zur Hochzeit wirst Du Dir bei mir doch Zeit lassen."

„Bis zu welcher Hochzeit?"

„So! Du gestehst es heute noch nicht ein? Hätt' mich gefreut, Erlefried, wenn Du mich werth gehalten hättest, daß ich Deine Sach' nicht erst von fremden Leuten hätt' erfahren müssen. Aber so seid Ihr jungen Leut', vermeint weiß was für ein Geheimniß in Euch zu hüten, dieweilen weiß es der ganze Gau. Bigott, 's ist viel von Dir, daß Du alle Anderen ausgestochen hast, 's ist viel! Vermeine schier, das kommt, weil Du im Kloster bist aufgewachsen. Donners-Junge, wie Du dastehst! Nun, ich wünsche Dir Glück, bist jung, bist brav, bist gut genug für sie."

Der Bursche schaute drein. Mit Mühe wurde es ihm klar, was da dahinter stak. Nachbar Erhart hatte eine Tochter, die schöne Trull genannt, des Bauers einziges Kind und heiratsmäßig. Aber stolz! Sie gehörte zu Jenen, die da darauf aus sind, den Männern das Herz zu brechen. Sie wußte Manchen anzuwärmen, um dann plötzlich ihren Spott wie einen eiskalten Sturzbach über ihn zu gießen. Als ihr aber Keiner mehr anbiß, sagte sie ganz laut: In der Gegend gefiele ihr Keiner! Seit Erlefried in der Gegend war, sagte sie es nicht mehr. Sie lauerte dem Burschen nach und that es so auffällig, daß alle Leute es merkten, bis auf Einen: Erlefried merkte es nicht.

Und als es ihm nun laut und deutlich gesagt wurde, die schöne Trull hätte ihn lieb, wollte ihn heiraten! da kam eine wunderliche Freude in sein Herz, er wußte nicht,

was er that, er ließ alsogleich in's Haus des Erhard und fragte der Trull nach.

Der Erhard war nicht mehr jung, empfing den Burschen gar freundlich und konnte nicht genug sagen, wie es ihn freue, daß der junge Knecht des Nachbars, von dem er schon soviel Braves gehört habe, sich endlich einmal in seinem Hause sehen lasse. Ja so, die Trull suche er, na, die würde sich erst recht freuen, sie sei in ihrer Kammer, er möge nur eintreten. Die Trull war nicht mehr in den Jahren, in welchen das Mädchen unwillkürlich erröthet, wenn ein junger Mann eintritt, sie erröthete daher etwas willkürlich, aber deshalb nicht minder reizend. Auch schlug sie die Augen nieder — und schön war sie wirklich. Erlefried müßte nicht vom Teufel besessen gewesen sein, hätte er den guten und braven Gedanken, mit dem er eingetreten war, ganz rein bewahren sollen. Aber noch rechtzeitig dachte er daran, was er sich vorgenommen hatte, und so sagte er: „Es geht, meine liebe Jungfrau Trull, ein Reden um bei den Leuten. Sie wird gewiß auch schon davon gehört haben, und wenn es wahr sollt' sein, daß mich die Jungfrau leiden mag, so müßt' ich mich überaus freuen. Und müßt' mich, meine schätzbare und schöne Jungfrau, bedanken für die gute Meinung und daß ein Mensch wie unsereiner, dem nichts Gutes anliegt, auf dieser lieben Welt noch Anwerth hätt'. Just einem Menschen, wie ich bin, möchte das zu tausendmal gefreuen, daß er gar nicht wüßt', wie er den Dank sollt' abstatten. Ich kunnt nichts Besseres dagegenstellen, als Aufrichtigkeit. Ich wollt' gewiß der Rechte sein und meine Pflicht und Schuldigkeit abstatten — aber ich hab' halt mein Herz schon verschrieben."

Die letzten Worte sagte er gar wehmüthig, man weiß nicht, hat er dabei an Sela gedacht, oder an den grauen Stein im Tärn.

Die schöne Trull war rasch aufgestanden und hatte gesagt: „Was geht mich das an? Ich kenn' Ihn nicht. Ich werde meinen Vater rufen, wenn Er sich nicht alsogleich davontrollt!"

Der alte Erhard wußte nicht, wie ihm geschah, als Erlefried still wieder abzog; und die schöne Trull, die arme

Trutt! Der Chronist hatte unterlassen, zu beschreiben, was sie hat leiden müssen. — —

Und Erlefried wanderte. Eine Weile plagte ihn das Bewußtsein, daß er hier auf dem flachen, sonnigen, fruchtbaren Lande ein Glück und eine Zukunft verscherzt habe, und daß er, weiß Gott, unendlichem Jammer entgegengehe. Aber er ging doch, es zog ihn dahin, rascher und rascher stürzte er der unseligen Heimat zu. Nun fragte er Niemanden mehr, wie man ihm wohl rathe. Innerlich erbebend vernahm er Kunde von dem Graisiren des schwarzen Todes in Trawies, aber er ging unaufhaltsam vorwärts. Trübe und zornig fluteten ihm vom Gebirge her die Frühlingsbäche entgegen, die Bergeshöhen blinkten noch im Schnee, aber darüber lag das unendliche Blau, mit leichten Wolkenschäumen durchzogen, und über dem Haupte des Wanderers zogen die Schwalben gleich ihm den waldigen Bergen zu.

Wohl dehnte sich dort über weite Höhungen hin eine graue, todte Fläche, auf welcher kein Baum stand, sondern hie und da gar gespenstig ein schwarzer Strunk aufragte. Das war der Tärn. Selbst das Kreuz, welches nach dem Sterben des Waldes noch lange auf der einsamen Höhe gestanden war, hatten die Stürme des letzten Winters geknickt, hingeworfen das letzte Zeichen von der christlichen Gemeinde, die einst im Frieden der Berge hier gelebt. Erlefried war manchen Tag und manche Nacht gewandert; die Tage waren lieblich, es war in den Maien; die Nächte waren finster, es war zur Neumondzeit.

Endlich hatte er die Grenze erreicht. Er stand still und schaute noch einmal in die weite Welt hinaus, noch gehörte er ihr, noch war er frei. Es war ihm zu Muthe, wie dem Selbstmörder, der am Rande des Abgrundes steht: noch einmal schaut er in's Sonnenlicht, noch einmal schreit er auf: Ich kann nicht anders! und stürzt sich in die Tiefe.

Als Erlefried die Markung von Trawies übersprungen hatte, stieß er einen Schrei aus, der war wie ein Jauchzen. Mit dem Fuß stampfte er auf die Erde, das war wieder Boden! Heißer rollte in seinen Adern das Blut. Das

bange Gefühl des Verlorenseins war weg; hier wird ihn der Böse nicht mehr tückisch umlauern, im Schlaf überfallen, hier wo der Teufel daheim, mag er ihm ganz offen entgegentreten und das ist besser. Er soll ihn in Ruhe lassen, noch ist in Trawies nicht Gottsleichnam! Und wird niemals sein; so wie Wahnfred neue Wege baut, um Trawies in den Himmel zu führen, so wird's auch sein Sohn. Erlefried will seinem Vater Genosse werden und die neue Straße zu Gott soll nicht mehr über Charfreitag und Frohnleichnam führen.

Als Erlefried vom Bergsattel, das Scharfeck genannt, gegen die Engthäler von Trawies niederstieg, hatte er zur Rechten den in jungen Maien mit üppigem Haselgebüsche überwucherten und weiter hin im dunklen Tannengrün stehenden Birstling, und zur Linken die grauen, muldigen Flächen des Tärn, über welchen das Wildwasser stellenweise tiefe Furchen und Löcher gerissen hatte.

Im Engpasse, wo der Dürbach rieselte, waren Männer, die arbeiteten. In Trawies arbeitende Menschen! Das war ein gutes Bedeuten. Sie räumten einen alten, in den letzten Jahren durch Verschüttung und Ueberwucherung unfahrbar gewordenen Weg aus. Die großen Steine schafften sie seitab, die kleinen zerschlugen sie mit eisernen Schlegeln, krauten dann Erde d'rauf und überlegten Alles mit Moos und Rasen. Sie waren emsig dabei, und dort, wo die Engschlucht endet und eine Wand aufsteigt, und wo hoch am Hange die Bäume überhingen, daß es in der Schlucht schier dunkel war, dort bauten sie aus Steinen eine Art von Tisch.

Einer der Männer hatte sich aber abseits gestohlen und streckte im Gebüsch alle Viere von sich. Diesen bemerkte Erlefried und nahte ihm. Sogleich erhob sich der Faulenzer, aber Erlefried sagte ihm, er möge sich seinetwegen nicht aus der Ruhe bringen lassen, er wolle nur fragen, was man vorhabe, daß in diesem Wildgraben ein so schöner Weg angelegt werde?

„Bist Du kein Dasiger?" fragte der Mann.

„Ich komme von draußen."

„So! Na, da sollt' man Dich eigentlich todtschlagen. Wenn Unsereiner hinausgeht, so geschieht's ihm auch. Aber

neu Zeit haben wir uns Todte genug gesehen, 's ist kein Spaß mehr. Zu essen, wenn Du was hättest? Gieb's willig, ich rath' Dir's!"

Der Jüngling theilte mit dem Gesellen sein Brot, das er im Sacke hatte.

„Ja!" meinte der Buschritter und schluckte die Bissen, ohne sie zu kauen, „wenn wir wieder einmal so ein ordentlich Brot hätten!"

„Wenn man arbeitet, wie ich da seye, so ist man schon auf dem rechten Weg dazu."

„Ha, ha, ha," lachte der Andere, „von dem, der uns da Arbeit anmacht, verhoff' ich mir nicht viel. Was meinst fremder Prinz, für wen wir diesen Weg schlagen? Du rathest gar nicht? Thust ganz gescheit daran, wär' Schad' um die Müh'. Das Possirliche ist nur, daß derselbe, für den wir diesen Weg machen, gar nicht darauf gehen wird."

„Also fahren."

„Das ist Dir gar ein bequemer Herr! Tragen läßt er sich! Da hockt er und flunkert und frißt, frißt fort und fort, frißt unaufhörlich, nicht ein fingerlang Zeit, sag' ich Dir, kann er leben, wenn er nichts zu fressen hat."

„Was das nur für ein wunderlich Thier sein mag!"

„Das ist kein Thier, mein junger Herr, bis Du ihn erst kennst, wirst Du Respect vor ihm haben. Will Dir's sagen: es ist der neue Gott. Ja, Kind, Du großes, der neue, der brennende Herrgott ist's. Ist kürzlich erst aufgebracht worden. Gelt, da weiß man doch wahrhaftig nicht, soll Einer lachen oder winseln."

Erlefried hatte draußen schon vernommen, daß die Trawieser Leute Feueranbeter geworden wären. Er hatte sich anfangs vor dieser Botschaft entsetzt, bei näherem Nachdenken jedoch gefunden: Warum denn nicht? Müssen wir schon von Ihm ein sichtbares Zeichen haben, so ist eins so gut wie das andere. Ja, eins ist sogar besser. Das Wasser thät's auch, aber das Feuer thut's anders. Wenn man sich nur auch den Teufel malen könnt, wie der Will'. — Läßt sich nichts machen.

„Der alte Glaube ist nichts nutz gewesen," bemerkte der Buschritter, „dieweilen das Feuer vorch in der Höll' ist gewesen, thun wir's jetzt in den Himmel. 's ist so besser. Wir richten uns die Höll' ein, wie wir sie brauchen. Versengen läßt sich Keiner gern. Da hat er ganz Recht, unser Schreiner, nächst Zeit, verhoff' ich, bricht er dem Teufel die Hörner ab, daß er nicht stoßen kann."

Wäre mir nicht unlieb, dachte sich Erlefried, doch, wie es jetzt ausschaut, hat er über mich noch lange keine Gewalt.

„Mein Brot hast gegessen," sagte der Bursche, „und ich weiß noch immer nicht, wie Euer neuer Gott zu diesem Wege kommt."

„Kannst Dir's nicht denken?" rief der Buschmann, „für das, daß Du von draußen kommst, hast just nicht gar viel Religion. Habt Ihr Herren von draußen morgen nicht Gottsleichnam? Ich denk' wohl. Und wir herinnen auch. Desweg ist's ja, daß wir einen Herrgott brauchen, daß wir unsere Feiertage und Festbarkeiten haben. Wir thun's aber bei der Nacht, muß ich Dir sagen, denn bei Tag hat unser Herrgott keinen Glanz. In der heutigen Nacht halten wir unser Fest. Dies Jahr trifft sich's gar recht gut, ist die Gottsleichnamsnacht kohlrabenfinster, ganz ohne Mondschein. Der Umgang ist der Brauch, so tragen wir unsern Neuen da in den Berggraben herauf und dort auf dem steinernen Tisch — die Lotter, die faulen, haben ihn noch nicht fertig — zünden wir ihn an, daß er Dir schon brennen wird, wie der Teufel. Die Weiber singen ihm Eins vor und so wird's recht unterhaltlich werden. Du bist sicherlich auch dabei?"

Der arme Erlefried. Bei Neumond Gottsleichnam zu Trawies, und schon in dieser Nacht!

„Nein!" rief er jetzt aus, „das ist Götzendienst, das darf nicht sein!"

Der Andere blickte den aufgeregten Burschen zwinkernd an und murmelte: „O Du Häuflein Menschenfleisch, was willst denn Du mit uns?"

„Ich bin verloren!“ sagte Erlefried und warf sich auf den Erdboden. Vor seiner Seele stand das grauenhafte Wahnbild, das in jenen finsteren Tagen den Menschen so verhängnißvoll angeboren oder angelebt worden war. Er wälzte sich auf dem Boden und winmerte, daß sogar dem faulen Buschritter angst und bange wurde.

„Was hast denn so jäh?“ fragte er, „schier möcht' man vermeinen, die Pest!“

„Die Pest!“ sagte Erlefried, „guter Mann, wenn es weiter nichts wäre, wie wollt' ich meinem Gott danken.“

„O Jesu Christ, kann denn noch was Aergeres sein?“

„Die ewige Pest, die höllische Pest! Laß mich, laß mich fort, Du kannst mir doch nicht helfen.“

Der Andere hielt ihn aber fest am Arm und murmelte zwischen Du Zähnen: „Auslaß ich Dich nicht. Jetzt möcht' ich schon wissen, was hier dahintersteckt.“

„Gut, ich sag' Dir's,“ stieß Erlefried hervor und wischte mit dem Aermel die Tropfen von der Stirne, „'s ist ja weiter kein Geheimniß, gehört zu Eurem Fest. In der heutigen Nacht holt mich der Teufel.“

Der Andere lachte auf, weil er das Wort für nichts weiter, als eine Redensart hielt. Aber Erlefried belehrte ihn bald eines Besseren. Er erzählte dem mit unendlicher Neugierde und auch mit Theilnahme zuhörenden Buschhocker, daß er sich mit Blut auf dem Teufelstein geschrieben, daß er den Bösen seither oft nächtlicher Weile gesehen habe, und daß nach Wort und Schwur am grauen Stein der Teufel an dem Tage, da in Trawies wieder Gottsleichnam gefeiert werde, von ihm Besitz ergreifen könne.

Der Andere faltete seine Hände über das Knie und sagte kopfschüttelnd: „Das ist bös! Das ist sehr bös!“

„Meinst“, fuhr Erlefried fort, „daß die Trawieser Leut' meinetwegen aus Nächstenlieb' die Procession unterlassen würden?“

Jetzt lachte der Buschritter hell auf. „Man merkt es wohl, mein schöner Jüngling, von wannen Du kommst, die Trawieser Leut' kennst Du nicht. Wenn sie wissen, daß es

noch extra ein Spectakel giebt, halten sie die Procession doppelt so gern. So was macht ja die Feierlichkeit noch größer."

„Du kannst mir nicht rathen," sagte der Bursche und wandte sich.

„Wohl nicht, nur will ich mich besinnen —"

„Laß Dein Besinnen, Dich geht's weiter nichts an."

„Daß Du nicht bei Laune bist, junger Mann, das kann ich mir denken, nur mußt ein Freundeswort nicht gleich in den Wind schlagen. Und seit ich weiß, daß Dich der Teufel holen will, bin ich Dein Freund. Wir zwei, wie wir da liegen im Haselbusch, wir sollten dem schwarzen Schelm doch eine Nase drehen. Bei Deiner Jugend müßt's ein Wunder sein, wenn Du nicht etliche Tropfen überflüssiges Blut hättest."

„Was willst sagen?" fragte Erlefried seelenlos.

„Weil ich ein Mittel weiß. Mit Deinem Blut, sagst, hättest Du Dich am Teufelsstein unterschrieben? Ich frag' nicht, warum, das möchte Dich jetzt leicht verdrießen, ich sag' nur: soll die Unterschrift null und nichtig sein, so muß sie wieder mit Blut abgewaschen werden."

„Wäre das wahr?" fragte Erlefried gespannt.

„Ich hab's hundertmal gehört und in der Geschichte vom Räuberhauptmann ist's auch so. Der hat eine ganze Truhen voll Messer gehabt. Und mit jedem von diesen Messern hat er einen Menschen umgebracht. Und wie der Tag kommt, daß ihn der Teufel sollt holen, nimmt er ein Messer um's andere und schneidet sich mit jedem ein Stück vom eigenen Leib, and so lang, bis er todt zusammengefallen ist. In demselben Augenblick ist aus seinem Herzen eine weiße Taube gen Himmel geflogen und der Teufel hat das leere Nachschauen gehabt. Du mein junger Herr, wie Du dastehst, schaust mir nicht aus, als ob Du so viele Leut' aus der Welt gesetzt hättest, das umkehrte Theil schon eher, so wirst auch nicht viel Stück Fleisch von Deinem Leib schuldig sein worden. Nimm Dir einen Finger ab, wirst damit löschen genug."

„Ich weiß, was ich thue," ſagte Erleſried, ſtand auf und ging davon.

Die Gedanken gewannen bei ſeiner phantaſtiſchen Natur raſch Geſtalt. Die Rettung ſeiner Seele ging ihm über Alles. War die Erde auch verloren, ſo wird er doch in einer andern Welt ſeiner Sela wieder begegnen. Hienieden darf er ihr nicht mehr vor Augen treten. Selbſterlöſung aus ſündigen Banden! Das iſt jetzt ſein Gottbekenntniß, ſein Weg zum Himmel. Er eilt durch den Wald, er eilt über die Steppe, er eilt dem grauen Stein zu, wo ſein Name ſteht.

Er will den Namen löſchen mit Blut.

— — — — — — — — — — — —

Auf dem grünen Waldanger liegt der Stein noch heute. Er ragt auf wie ein kleines Haus und hat ſtumpfe Ecken und verwitterte Flächen. Er konnte nicht aus der Erde herausgewachſen ſein, wie ſonſt die Leute ſagen, wenn durch allmähliches Wegſchwemmen des Erdreiches Steine immer mehr bloßgelegt werden. Dieſer ſcheint im Gegentheile immer mehr in den Grund zu wachſen, als müſſe er nach dem Volksworte „vor Schand' neun Klafter tief in die Erde ſinken."

Urſache mag er haben, ſein Leumund iſt danach. Häufig begegnet man in den Alpen der Sage, daß der Teufel, dem für einen Flug in den Himmel die Flügel zu ſehr geſtutzt worden waren, von der Erde bis in's Reich Gottes eine Stiege bauen wollte, um es wieder zu erobern. Dieſe Mär' ging auch hier. Auf die Spitze des Traſank ſoll der Teufel von weit und breit das Baumaterial zuſammengeſchleppt haben. Als er aber baute und mit ſeinem Bau in's Firmament hinaufkam, war's dort ſo feſt gewölbt und die Sonne und die Sterne blendeten den Schwarzen derart, daß er ſein Unternehmen aufgeben mußte. Darüber arg erboſt, ſchlug er mit ſeiner Fauſt ſo heftig in den Bau hinein, daß die Trümmer in alle Enden flogen. Einer dieſer Steine fiel dann in den Wäldern von Trawies zu Boden und wurde der Teufelsſtein genannt, und trägt dieſen Namen bis auf den heutigen Tag. Für Trawies hat dieſer Stein aber noch obendrein grauenhafte Bedeutung gewonnen, da der Wahn

herrschte, daß Jeder, der mit eigenem Blute seinen Namen auf den Stein schreibe, die Erfüllung seiner Wünsche erlangen könne, nach einer bestimmten Zeit jedoch dem Teufel verfallen sei.

Jahrhunderte lang mochte auf dem Felsblocke nichts als Moos zu sehen gewesen sein. Aber zur Zeit der Verbannung schabte man die Flechten los, grub die in den Spalten keimenden Pflanzen aus und legte die Flächen bloß. Bald waren sie bekritzelt von oben bis unten, seltsame Worte und Zeichen prangten in rostiger Farbe. Heute ist bis auf wenige dunkelrothe Spuren, die mancher Waldgänger noch für Menschenblut hält, Alles weggespült.

Diesem Steine nun war unser Erlefried zugeeilt, jetzt wie vor einem Jahre.

Die Waldgegend war schon abendlich. Am Himmel zogen sich leichte Nebelbänke; es war nicht sonnig und es waren auch keine scharfen Schatten. Es war eine stille, ernste Stimmung und die Baumzweige und die Farrenkräuter waren wie versteinert.

Erlefried hatte sich an einen gespaltenen Strunk gelehnt und starrte hinaus in die Welt. Er sah die Spitze des Johannisberges, zu dessen Fuß das liebe Gestade lag. Er sah die Hänge des Trasank, an welchen er als Knabe flink und lustig wie eine Gemse herumgeklettert war. In jenem engen Thalkessel liegt das kleine Trawies, wo er einst heilige Worte von Gott vernommen, und den Glockenklang und den Orgelton. Alles verklungen. Dort sah er die Höhe, hinter welchem das Haus des Bart lag und im Vordergrund ragte die kahle Kuppe, auf welcher das Kreuz gestanden, zu dem er mit Sela im vorigen Herbste gezogen war.

„O, könnte ich es noch einmal haben, mein liebes Leben!“ so schluchzte der junge Mann und verhüllte sein Angesicht. „Alles Leiden vom Gestade an, wo ich Kind gewesen bis zum Kreuz im Tärn, ich wollte es gern noch einmal tragen, ich bin so glücklich gewesen. O Du mein ewiger Herrgott, laß mich noch einmal anfangen, das zweitemal will ich den rechten Weg finden. Da unten kommen sie jetzt

zuſammen, um Dich im Feuer anzubeten. Biſt Du jenes Feuer, das den zu Tode gehetzten Reiher verzehrt und aus der Aſche den jungen Phönix erweckt, ſo bete ich mit ihnen! Ich will noch nicht Erde werden, o heiliger Gott, ich will noch nicht in's unbekannte Land, ich möchte ſo gern leben."

Es war keine Antwort und allmählich ging der Tag in die Dämmerung über.

Erlefried raffte ſich auf: „Es giebt keine Umkehr und keine Wahl, es muß ſein."

Mit einigen Schritten ſtand er vor dem Felsblock.

Er ſtutzte. Auf dem Steine eine Menſchengeſtalt. Ein Mann war's, der hatte flachsgelbe, aus einer weißen Wollenhaube an beiden Seiten des Geſichtes lang herabhängende Haare, gelbe Augenbrauen und waſſerlichte Aeuglein, eine lange ſpitzige Naſe und ein ſpitziges Kinn. Den Mund hatte er zuſammengekniffen und ſchmunzelte ſo in ſich hinein. Dabei ließ er die nackten Füße — das leinene Beinkleid war bis zu den Knien aufgewunden — über den Stein hinabgängeln. Ein Hirte mochte es ſein. Er ſaß auf dem Fels, wo Erlefried's Name war. Der Jüngling ſtand hinter einem Baum und wollte warten, bis ſich der flachsgelbe Menſch entfernen würde. Aber dieſer blieb ſitzen und trillerte ein Liedchen um's andere und ließ die Beine hin- und herbaumeln.

Die verhängnißvolle Nacht zog immer höher herauf und Alles dunkelte. Da war keine Zeit zu verlieren, und, wie oft genug erzählt worden, der Böſe findet ſich genau zur Stunde ein. Wenn er aber ſchon dort ſäße und wartete? In Jäger und Hirten verkleidet er ſich gern.

Der auf dem Steine trillerte:

„Lieber Freund, ich frage Dich.
— Lieber Freund, was fragſt Du mich?
Sag mir, was iſt Eins?
— Eins und Eins iſt Gott allein,
Der da webt und der da ſchwebt
Im Himmel und auf Erden."

Erlefried athmete auf. Der Teufel iſt es nicht. Er trat hin und fragte den Hirten: „Was machſt Du da?“

„Ich ſinge mein Abendgebet,“ antwortete Jener gleichmüthig und trillerte weiter:

„Lieber Freund, ich frage Dich.
— Lieber Freund, was fragſt Du mich?
Sag mir, was iſt Zwei?
— Zwei Tafeln Moſis,
Eins und Eins iſt Gott allein,
Der da lebt und der da ſchwebt
Im Himmel und auf Erden.“

„Biſt Du keiner von den Feueranbetern, daß Du noch das alte Lied haſt?“ fragte Erlefried.

„Doch wohl, doch wohl,“ antwortete der Hirt, „ich nehm's Alles durcheinander, wie's mir juſt einfällt und denk', daß ein doppelter Glauben wohl beſſer wird ſein, als wie ein einfacher Bei dem Lied aber ſollten Zwei ſein. Kannſt mir helfen?“

Erlefried kannte das Lied von ſeiner Mutter her, es heimelte ihn an. Die Mutter hatte geſagt, dieſer Geſang wäre ſo hochheilig, daß wenn er auf Erden geſungen würde, die Sterne am Himmel ſtill ſtünden und wie Altarkerzen leuchteten.

So konnte zu ſolch' gefährlicher Stunde dem Burſchen kaum etwas willkommener ſein, als dieſes Lied.

„Sing' vor,“ ſagte er, „ich thu' mit.“ Der Hirt fuhr fort:

„Lieber Freund, ich frage Dich.“

Erlefried entgegnete: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?“

Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Drei.“

Erlefried: „Drei Patriarchen.“

Beide zuſammen: „Drei Patriarchen, zwei Tafeln Moſis, Eins und Eins iſt Gott allein, der da lebt und der da ſchwebt im Himmel und auf Erden.“

Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage Dich.“

Erlefried: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?“

Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Vier?"
Erlefried: „Vier Evangeliſten."
Beide zuſammen: „Vier Evangeliſten, drei Patriarchen u. ſ. w."
Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage Dich."
Erlefried: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?"
Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Fünf?"
Erlefried: „Fünf Wunden Chriſti."
Beide: „Fünf Wunden Chriſti, vier Evangeliſten u. ſ. w."
Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage Dich."
Erlefried: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?"
Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Sechs?"
Erlefried: „Sechs ſteinern' Waſſerkrüg', fünf Wunden Chriſti u. ſ. w."
Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage Dich."
Erlefried: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?"
Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Sieben?"
Erlefried: „Sieben Sacramente."
Beide: „Sieben Sacramente, ſechs ſteinern' Waſſerkrüg' u. ſ. w."
Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage Dich."
Erlefried: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?"
Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Acht?"
Erlefried: „Acht Seligkeiten."
Beide: „Acht Seligkeiten, ſieben Sacramente u. ſ. w."
Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage Dich."
Erlefried: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?"
Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Neun?"
Erlefried: „Neun Chör' der Engel."
Beide: „Neun Chör' der Engel, acht Seligkeiten u. ſ. w."
Der Hirt: „Lieber Freund, ich frage Dich."
Erlefried: „Lieber Freund, was fragſt Du mich?"
Der Hirt: „Sag' mir, was iſt Zehn?"
Erlefried: „Zehn Gebot Gottes."
Beide zuſammen: „Zehn Gebot Gottes, neun Chör' der Engel, acht Seligkeiten, ſieben Sacramente, ſechs ſteinern' Waſſerkrüg', fünf Wunden Chriſti, vier Evangeliſten, drei

Patriarchen, zwei Tafeln Mosis, Eins und Eins ist Gott allein, der da lebt und der da schwebt im Himmel und auf Erden."

In gläubiger, weihevoller Stimmung hatten sie das alte Lied gesungen. Und nun funkelten am Himmel schon einzelne Sternlein.

„So," sagte der Hirt, „jetzt brauchst Du später Dein Abendgebet nicht zu verrichten. Mußt aber recht fromm sein, weil Du bei dem Gesang nasse Augen 'kriegt hast."

„Guter Freund," versetzte Erlefried, „wenn Du wüßtest, was es mit mir ist, Du möchtest Dich nicht wundern über meine nassen Augen. Frage nicht weiter und geh', Du bist mir da im Weg."

Der Hirte machte einen langen Hals und lispelte dem Jüngling zu: „Aha, Du willst Dich dem Teufel verschreiben."

„Löschen will ich," antwortete Erlefried und jetzt, da er zum letztenmal einen Menschen vor sich sah, stieg ihm das Herz auf die Zunge und er erzählte Alles. Er erzählte, daß er der Sohn des Pfarrertödters sei, daß er, um nicht in das Treiben der Trawieser Leute hineingerissen zu werden, sich für todt habe ausgeben lassen. Und er erzählte von Sela, seiner Liebsten, erzählte von der Wallfahrt zum Kreuz im Tärn, von seinen bösen Wünschen und wie ihm Sela entflohen war, und wie er im Wahnsinne sich dem Teufel verschrieben habe.

Endlich gestand er, was in der heutigen Gottsleichnamsnacht ihm bevorstehe, was er dagegen thun müsse und daß er gekommen sei, um sich an diesem Steine das Leben zu nehmen.

Der Hirt machte während der Erzählung ein Gesicht, als ob er wieder so in sich hineinschmunzele.

„Sind saubere Geschichten, das!" sagte er jetzt, „und hilft Dir Dein Vater nicht?"

„Der weiß von nichts."

„Ist ein heiliger Mann, der kann schon was für Dich thun!"

Der möchte ſich am liebſten ſelber helfen, dachte Erlefried bei ſich. „Ich weiß nur ein Mittel; wenn Du mir beiſtehen willſt, Hirte.“

„Auf mich verlaß Dich,“ rief der Flachsgelbe.

„Ich bin Iſak und Du ſollſt Abraham ſein,“ ſagte Erlefried und ſchaute nachher zu Boden, als wollte er das weggeworfene Wort wieder aufheben.

„Ich verſtehe Dich ſchon,“ meinte der Hirt, „Du verhoffſt, daß ein Engel kommt und mir den Arm fängt.“

„Ich **will** ſterben!“ rief der Burſche. „Ich **muß** ſterben,“ murmelte er tonlos nach.

„Du biſt ein Narr!“ rief der Hirt und ſprang vom Steine herab. Erlefried ſchaute blaſſen Geſichtes hin auf die Fläche. Von ſeinem Namen waren nur wenige Merkmale mehr zu ſehen. „Da ſteht er,“ ſagte er und legte den Finger auf ein paar roſtige Punkte.

„Das da,“ verſetzte der Andere, „Ei, wenn Du nicht **mehr** heißeſt, als das da, ſo heißeſt nicht viel.“

„Aber es iſt Blut!“

„Mach' keine Sachen, guter Freund, ſtelle Dich hin und laß warmes Waſſer d'rauf — beißt Alles weg.“ So rieth der Hirt.

„Du haſt leicht Spaß treiben,“ ſagte der Burſche mit traurigem Blick, „Du weißt nicht, wie mir iſt.“

„Das kann ich mir denken, wie's übel thut, wenn Einen der Teufel holen will. Giebt aber ein gutes Mittel dagegen, wundert mich nur, daß Du darauf noch nicht verfallen biſt.“

„Blut,“ murmelte der Jüngling.

„Haſt ganz Recht, iſt aber ein Unterſchied, wie man's braucht,“ ſagte der Hirt und machte ein wichtiges Geſicht. „Sollteſt Du denn noch nichts gehört haben von jenem Zauberkreis, in dem der Teufel keine Macht hat? — Deine Liebſte, von der Du mir vorhin haſt erzählt, wo iſt ſie denn?“

„Sie ſoll der Seuche wegen mit dem Bart in den Ritſcher geflohen ſein, aber wie ich gehört, leben ſie Alle zurückgekehrt wieder im Haus des Bart.“

„Hast die höchste Zeit," meinte der Flachsgelbe, dann zog er den jungen Mann etwas bei Seite und flüsterte ihm in's Ohr: „Von der Liebsten laß Dich umfangen, das ist der Zauberkreis."

Im Auge des Jünglings zuckte ein Feuer auf, bald aber verlosch es wieder in der Traurigkeit und er machte eine abwehrende Geberde.

„Ganz im Ernst, mein Freund," betheuerte der Hirt und sein Auge war jetzt offen und hell, schalkhaft und treuherzig zugleich; „Du, ich weiß mehr, als daß es im Wald finster ist. In den Armen der Liebsten — aber die einzige und rechte Liebste muß es sein."

„Das bist Du, Sela!" rief Erlefried aus.

„In ihren Armen bist sicher!"

Erlefried soll in demselben Augenblicke ganz erstarrt gewesen sein. Welch ein Ausblick! Ja, jetzt stand's in ihm auf, was er selbst oft vernommen in alten Geschichten: Wer ein treues Lieb hat, in seinen Armen kann ihm der Böse nicht bei. Rasch verbrüderte sich dieser erwachende Glaube mit seinen Sinnen. Er verließ den Stein und den Hirten, und noch eiliger, als er hierhergekommen, lief er davon.

Er verschmähte die sich schlängelnden Steige, er brach durch Gestrüppe, er eilte über Blößen und Heiden, thalab, bergauf, immer gerade aus und hin gegen das Haus des Bart. Es war ja möglich, daß er es noch vor Mitternacht erreichte und ihr zu Füßen liege zur Stunde, wenn die Procession zum Opferstein in der Schlucht gelange.

O, zu ihr, zu ihr, und ihr zurufen: Hilf mir, mich hat das Glück verlassen, Sela, mich hat Gott verlassen! und ihr Alles sagen. Und wenn sie verzeiht, dann ist Alles gut, er weiß es, dann ist er gerettet, er weiß es gewiß!

Der nächtige Himmel war übersäet von funkelnden Sternen; dem Jüngling war, als schauten alle nur auf ihn herab, ihn anfeuernd auf seinem Wettlauf, ihm leuchtend und für ihn zitternd. Die Himmlischen! sie wissen wohl, es handelt sich hier um eine Seele. Eine Sternschnuppe glitt

rasch, als wollte sie ihm Wegweiser sein, in der Richtung gegen das Haus, wo Sela war, dahin.

Als Erlefried auf dem aschigen Boden des Tärn hinanging, sah er draußen in den Wänden des Dürbachgrabens Lichterschein. Nicht lange, und er bemerkte auch die Fackeln. Der Zug war bereits auf dem Wege — die Procession hatte begonnen.

Erlefried beschleunigte seine Schritte und seine Angst steigerte sich. Es schien ihm kaum mehr möglich, das noch ferne Haus zu rechter Zeit zu erreichen. Dort und da standen halbverkohlte Strünke; mancher schien, als bewege er sich. Einer trat aus der Gruppe hervor und ging dem Fliehenden nach. Ganz langsam ging er ihm nach und doch schien er mit dem Eilenden gleichen Schritt zu halten.

Der Fackelzug kam immer weiter die Bergschlucht herauf; voran auf hoher Bahre loderte eine mächtige Flamme, die von zahllosen anderen umtanzt und umzingelt wurde Dann folgte die lange Schaar von Menschen und Fackeln, theils hell schimmernd, theils vom Rauchqualm verschleiert. Weithin im Walde tönte der vielstimmige Gesang; sie sangen phantastische Worte nach alten Weisen. So wallten sie heran und immer näher kamen sie der Schlucht, in welcher der Altar stand. In der vor bösem Glauben und von Angst aufgeregten Phantasie Erlefried's hielt dieser sich für verloren. Er wagte es nicht mehr, umzuschauen, aber er glaubte hinter sich das Traben und Schnauben des höllischen Verfolgers zu vernehmen: Er prallte an Stock und Stein, aber er achtete es nicht, er fiel zu Boden, daß die Asche um ihn stob, er raffte sich wieder auf und oft schien es, als berühre sein Fuß den Boden kaum. Die Flächen dehnten sich weit und weiter, die Gegend, der er zustrebte, lag immer gleichmäßig in einem dunklen Streifen da.

Die Feuerprocession hatte ihr Ziel noch nicht erreicht, aber sie hielt Rast und die Fackeln kreisten in einem weiten Ring um die große Flamme, der man in harzigen Holzspähnen neue Nahrung gab. Erlefried sah einen Strahl von Hoffnung. Wenn sie längere Zeit stillstanden, wenn sie noch mehr-

mals auf ihrem Wege anhielten — wie ja auch die kirchliche Gottsleichnams-Procession viermal Station hält — so konnte er vielleicht sein Ziel erreichen. Des Menschen Wahn ist des Menschen Schicksal, und Erlefried, keines vernünftigen Gedankens mehr fähig, nur von Phantomen umgaukelt, bildete sich ein, daß mit jenem Augenblick, als die Schaar zum Opfertisch in der obersten Engschlucht gelange, er seinem Schicksal verfallen sei.

Er lief mit erneuter Kraft. Nur zu bald bewegte sich unten wieder der Zug und dehnte sich, und das Haus des Bart, wie weit war es noch entfernt! dem Flüchtling graute, als er gewahr wurde, daß er erst auf jener Höhung des Tärn war, wo das Kreuz gestanden. Er mußte über eine Mulde setzen, da kam ihm der Zug unten in der Schlucht aus den Augen, und als er ihn wieder sah, war er nahe dort, wo die jähe Felswand den Enggraben abschließt. Dort stand der steinerne Tisch, er wiederleuchtete schon im Scheine der nahenden Fackeln.

Im lauten Pochen seines eigenen Herzens glaubte Erlefried die Schritte des Verfolgers zu vernehmen; sie kamen ihm näher, seine Füße zitterten, sein Athem wollte ihm versagen. Schon war er daran, hinzustürzen, sich aufzugeben für alle Ewigkeit, da kam ihm noch der Gedanke: das Kreuz! Es ist in der Nähe, fliehe zum Kreuz.

Er lief die Kuppe vollends hinan. Dort lag der morschende Holzpfahl hingestreckt auf dem Boden. Erlefried that einen Angstschrei zum Himmel: „Wenn ich schon sie nicht kann erreichen, o Herrgott Jesu! rette mich an Deinem Kreuzesstamm!“ dann fiel er hin auf's Holz, und dort blieb er mit ausgestreckten Armen bewußtlos liegen.

Ja, bei der nächtlichen Procession, da war Alles dabei, was sich rühren konnte in den Waldthälern von Trawies.

Die begeisterte Lehre des zum Seher und Propheten gewordenen Mannes auf dem Johannesberge hatte Alle hingerissen. Das Feuer ist der Weltschöpfer, der Weltreiniger und der Welterlöser! das leuchtete Allen ein. Das stimmt auch

mit dem alten Glauben und ist doch ein neuer, befriedigt das religiöse Bedürfniß so gut, wie ein anderer, giebt Anlaß zu Festgepränge und ist nicht abhängig von dem Pfaffenthume.

Den Wahnfred hatten sie herabgeholt von seinem Berge, hatten ihm einen langen, rothen Paltrock umgeworfen, und er mußte hinter der Lade, in welcher die heilige Flamme loderte, einhergehen als der hohe Priester. Vor dem Zuge gingen einige Kinder und streuten grüne Blätter und junge Blumen auf den Weg. Darüber hatte sich zu Beginn der Procession ein Streit erhoben. Der Sandhock und der Waldhüter und Andere behaupteten, diesem Zuge streue man nicht Blumen, sondern Asche. Vom Feuer komme Asche.

Aber die Gegner sagten: die Sonne sei auch ein Feuer, und von der kämen die Blumen; diese behielten Recht.

Die Anderen murrten grimmig und meinten, man müsse erst sehen, es würde noch Asche genug geben.

Sie hatten — ach wie ahnungslos — ein Prophetenwort gesprochen. Unter den Mannsleuten gab es viele, die Branntweinplutzer mit sich schleppten, um sich während und nach der Andacht laben zu können. Aus diesen Gefäßen sogen sie ihre Begeisterung für das Feuer. Und es war ihnen wohl dabei.

Da es schon tagelang vorher den Anschein gewonnen hatte, als wäre mit der Aufstellung eines Gottesdienstes wieder ein besseres Denken und Trachten in die Leute gekommen, als stelle sich durch den Einfluß Wahnfred's wieder eine gewisse Ordnung her — so verließ auch der betagte Bart sein entlegenes Berghaus und ging mit den Seinen nach Trawies, um den Gottsleichnamszug mitbegehen zu helfen. Der Alte sehnte sich, wieder einmal öffentlich zu beten und beten zu hören. Er war einer der Männer, die dem Zuge mit entblößten Häuptern folgten.

Und bei den Weibern, aber ganz rückwärts, schlich Sela mit. Ihr gefiel das Wesen nicht, sie hätte sich am liebsten abstehlen und davonschleichen mögen, aber sie fürchtete sich vor der Nacht, ja, nicht einmal die Letzte im Zuge wollte

sie sein, weil es ihr vorkam, als folgte demselben ein ganzes Heer von bösen Geistern. Sie ahnte wohl nicht, daß dort auf den nächtigen Höhen ein Flüchtling von inneren Dämonen gehetzt wurde.

Sela hatte das Herz so voll und konnte nicht beten. Diese ungeberdigen Flammen über ihrem Haupte brannten alle Andacht aus dem Herzen und brannten Wunden hinein. Was suchen sie, daß sie um Mitternacht mit Fackeln ausziehen? O Kind — Sie suchen Einen, der Sinn und Licht in ihr Leben bringt, und wäre es auch ein Wahnsinn, und wäre es auch ein Irrlicht. Ist ihnen doch kaum anders zu Muthe, als dem Mädchen, das wir in der finsteren Felsenhöhle verderben und erblinden sahen. Sie suchen Einen, dem sie grollen können ob dieser elenden Welt, von dem sie Ersatz fordern können für das jammervolle Erdenleben. Sie suchen den, der ihnen einst in drei brennenden Fackeln zum Grunde der Trach geschleudert wurde.

Viele suchen ihn mit dem schmerzlichen Sehnen des Heimwehs, rufen Namen und meinen Ihn. Und der Teufel — sagt ein altes Wort — der mag's wohl leiden, daß Gott über die Zunge geht, wenn er darunter liegt. Wie viele sind dabei, die nicht wünschen, daß sie ihn finden, und auch nicht wünschen, daß er sie finde. Glauben sie ihn nicht, so schweigt ihr Gewissen, müssen sie ihn glauben, so müssen sie auch zittern vor seinem Zorn.

Es scheint denn, sie hätten ihn wirklich noch nicht gefunden, weil sie wie planlos mit Fackeln durch den Wald ziehen.

Mit dem Gotte im Herzen der Jungfrau hatte diese Nacht weiter nichts zu schaffen. Der stand rein und still im Heiligthume. Sela hatte nur den einen Wunsch: Könnte sie diese Fackelträger hinaussenden in die tiefen Wälder, hinaus in die weite Welt, Den zu suchen, den *sie* glaubt.

So fest glaubt sie ihn, daß ihr sein Tod unmöglich dünkt, obgleich er schon viele Monate verschollen ist. Wer wiegt den Kummer, wer zähle die Zähren! In ihrem abgehärmten Antlitz ist die Spur davon zu sehen.

Und wenn ihr allzuwehe ward im Gedenken an den Verlorenen, so betet sie: „Mein Gott, ich lege dieses Anliegen in Deine Hände!“ — Dann ward ihr leichter.

So wollte Sela auch heute beten, aber der seltsame Zug beunruhigte sie. Und als sie endlich zum steinernen Tisch kamen, auf den sie das Feuer stellten, und als ein phantastisches Schreien und Toben begann; als sie unter Johlen und Tollen an die Hänge kletterten, um Holz zu sammeln, und Jeder die Sträuße in das Feuer warf, daß es immer mehr aufsprühte und anwuchs, und als sie sich dann stoßend und schlagend hinzudrängten, um vom geheiligten Feuer Brände zu erhaschen und trotz Wahnfred's Abwehr eine Balgerei entstand, in der man mit brennenden Scheitern auf einander losschlug, da wurde es dem Mädchen zu arg. Sie stimmte nicht ein in das Jammergeschrei der Weiber, sie lief seitab, und hinter einem Felsvorsprung, wohin kein Schein von dem wilden Feste zu fallen vermochte, setzte sie sich nieder und weinte.

Die Procession löste sich auf und ordnungslos verlief sich die Menge. Manche der Gruppen schleppten einen Verstümmelten mit sich. Wahnfred hatte sich das rothe Kleid vom Leibe gerissen. Er ging ganz allein. Das Feuer auf dem Opferherde knatterte noch lange. Auf den Scherben der zerschlagenen Branntweinplutzer flackerten blaue Flämmchen wie Irrwische, die auseinandergeworfenen Brände rauchten träge und verkohlten allmählich im Sande.

Ueber dem Ritscher gingen bereits die drei Sterne auf, welche zur Sommerszeit den Morgen verkünden.

Der sich nach Frieden sehnende Mensch schaut gern nach den Sternen.

Nein, Du Armer, ist in Deinem Herzen nicht Ruh', bei den Sternen wirst Du sie nimmer finden! Das Himmelszelt ist nichts als ein Spiegel Deiner Seele. Bist Du einig mit Dir, dann lese in den Sternen. Siehe, manche dort oben zittern und zucken in heißer Gluth, andere leuchten ruhig. Auf der blassen Straße, die nach Süden führt, wie man sagt gegen die Kirche und das Grab des heiligen Petrus,

ziehen wie auf seinem Sande in Schaaren die Heerden und die Hirten mit flimmernden Laternlein. Jene kleine Reihe wieder wandelt einsam auf finsterem Grunde die Höhen des Zenith hinan. Weiter hin stehen sie groß und klein, in Gruppen zusammen, als hielten sie Rath, und wieder ein anderer stürzt sich, schnell wie der Blitz, in unendliche Tiefen hinab. Den einen Zweck verfolgen sie Alle, die milden und die lodernden, die gezeichneten und die verlorenen Bewohner der Himmelskrone: sie suchen Gott.

Sie suchen das Eine, dem auch Du im stillen Sehnen und heißen Kämpfen entgegenringst. . . .

Der liebe Gottsleichnamsmorgen, der Tag der Fahnen und Rosen und der bekränzten Jungfrauen! Im Herzen Sela's erwachten Erinnerungen aus der Kindeszeit. An diesem Tage tragen die Mädchen zum Bekenntnisse der Jungfrauenreine einen Rosmarinzweig um das gescheitelte Haupt geschlungen, wenn sie in der Procession dem Sacramente folgen, ihm, der da „zugegen ist, als wahrer Gott und Mensch." — So ist's auch heut noch draußen. Zu Trawies war es auch einmal so . . .

Das Mädchen sann, eine unaussprechliche Sehnsucht erfüllte sie nach dem herrlichsten Feste der Christenheit. Einen jungen Lärchenzweig brach sie und wand ihn um ihr Haupt, dann ging sie hinan die Flächen des Tärn. Da war Alles kahl und ausgebrannt. Der Morgen dämmerte, sie ging der Höhe zu, um vor dem Kreuz zu beten. Vor ihren Augen weitete sich die Gegend, die Wände des Trasank standen wie Silber in den jungen Tag hinein und weit herüber vom Berge des Johannes durch Aether schimmerte der entstehende Bau. Als das Mädchen auf der Höhe des Tärn das Kreuz nicht ragen sah, meinte sie, es wäre die Gegend verfehlt; sie schaute umher, aber auf keiner Kuppe der weiten Runde stand ein Kreuz. Plötzlich that sie einen Schrei und sprang entsetzt einige Schritte seitab. Dann blieb sie stehen, rieb sich die Augen und sah zurück — sah es noch einmal, was sie früher gesehen. Das Kreuz lag dort auf dem Boden und am Kreuze, ausgestreckt wie Christus, lag ein Mensch, ein wirklicher Mensch

Ihr erster Gedanke war: da treibt Einer sein Gespött. — Aber als sie immer wieder hinschaute, sah sie: sein Gesicht ist blaß wie Stein. — Ein Verunglückter oder eine heilige Erscheinung? — Verzagt nahte sie dem Kreuz und ihr Grauen wuchs. War es doch fast, als wären Hände und Füße wirklich angeheftet, so stramm spannten sich die Glieder. Das Haupt war hingeneigt zum linken Arm, die Haare legten sich in Strähnen über das Holz. So lag er da und war vom Morgenroth beschienen.

Jetzt brach Sela lautlos zusammen auf ihre Knie. Sie hatte ihn erkannt. Ihn, den sie gesucht seit jenem Tage, da er mit ihr an diesem Kreuze war. „Erlefried!" Sie stürzt auf ihn hin. — — — — — — — — — —

Vor der Erschütterung, vor dem gellenden Schrei war der bis zum Tod Erschöpfte zu sich gekommen, war erwacht.

„Sela!" sagte er leise wie in einem Traum, „meine Sela!" und hob seinen rechten Arm vom Kreuze und umfing ihren Nacken.

Sie war einer Ohnmacht nahe. Er zog ihr Haupt zu sich nieder, er küßte sie mit Gluth, mit Andacht: „Lieber himmlischer Engel! Ich sehe Dich wieder, Du lichte Welt!" Plötzlich aber sprang er empor, mit rollenden Augen blickte er um sich, zog mit einer Hand das Mädchen an sich, schob es mit der anderen hinweg: „Sela!" rief er mit erschütternder Stimme. „Mich hat Gott verlassen."

Sie schmiegte ihre Arme um seinen Hals und sagte mild, da ihre Lippen zitterten: „Ich verlaß Dich nicht."

Tages Licht und Lärm ist vergangen, der Himmel ist schwer umzogen, wir hören nicht mehr das Schreien der Rehe im Wald, nicht mehr das Rauschen des Wildbaches, wir hören das Ticken der ewigen Uhr, die das Leben der Menschen mißt.

Der Erzähler dieser Ereignisse gesteht es: er war der Erste, der vor all' dem, was die Sagen und Aufzeichnungen

über Trawies darthun, tief erstaunte. Doch mußte er sich sagen: die Zeit war damals eine andere, die Menschen waren befallen von ungeheueren Irrthümern.

Wer aber, der mitten in der Menschheit steht, hat das Recht, so zu sprechen? Sind wir heute im Reinen? So wenig wie damals. Wir spotten jener Zeit, da die Leute sich abhetzten und peinigten vor dem Anblicke des leibhaftigen Teufels. Uns plagt nicht mehr der Teufel; die Phantome, von denen wir besessen sind, haben andere Namen. Wir begreifen jene Weltordnung nicht, in welcher die Kirche mit ihrem Fluche Einzelne und Gemeinschaften zerschmettern konnte und zerschmettert hat, ohne daß ihr ein menschliches Gesetz in den Arm gefallen wäre! Sehen wir heute nach — und bei der aufgeklärten Zeit wird's nicht viel Mühe machen — ob von jenen dämonischen Vorurtheilen auch nur eins dahin ist: Religion, Forschung, Socialismus, Politik haben noch immer ihre Pfaffen, Irrlehrer und Henker, denen Hunderttausende von Menschen zum Opfer fallen.

Die menschlichen Wünsche und Leidenschaften sind heute keine anderen, als sie damals waren, nur die Mittel, sie zu befriedigen, sind gewaltiger und raffinirter. Das ist der Sieg. Aber Befriedigung der Wünsche ist nicht Befriedigung der Menschen; ruhelos jagen wir der „Wahrheit" nach und ihr Inhalt ist, daß wir unglücklich sind. Nur die flachen Köpfe sind es, die in Selbstgefälligkeit sich sonnen können an dem Lichte ihrer Zeit; dem Schärferblickenden weitet und vertieft sich mit seiner Erkenntniß das menschliche Elend, er sieht nichts mehr als das unselige, immer tiefer sinkende, trostlos untergehende Geschlecht. Ihm ist zu Muthe, wie dem Schreiner Wahnfred in seinem verbannten Trawies. Noch getragen von seinem nach Leben lechzenden Herzen, von seinem nach Freiheit ringenden Geist kann er's nicht glauben, daß Alles verloren sein soll, er sucht Auswege, sucht Ideale, sucht einen Gott.

Himmelsucher hat es allerwege gegeben; männiglich strebt ihn an mit allen Kräften — und wäre es auch nur der Himmel auf Erden: Alltagsmenschen suchen den Himmel;

Sonntagskinder, die tiefen Herzen und auserwählten Geister suchen Gott. Sie suchen das, was sie über oder hinter dem Materiellen ahnen, sind gequält und beseligt zugleich in diesem Hinstreben zum Idealen.

Unsere Zeit besonders hat ein Volk von Gottsuchern geboren. Zwar bekreuzt sie sich vor dem Worte Gott, wie sich das Mittelalter vor dem Teufel bekreuzt hat; sie giebt ihm andere Namen und sucht ihn; sie mag ihn nicht bekennen und ihn nicht entbehren. Jene Generationen, die zum Bewußtsein gekommen sind, Gott verloren zu haben, sie mögen unglücklich sein, aber sie sind nicht verworfen. Sie sinken nicht mehr, sie steigen aufwärts, denn der Mensch sucht Gott oder was er darunter versteht, nicht in der Tiefe, sondern in der Höhe. Er schafft — es ist ja wahr — Gott nach seinem Ebenbilde; aber dieses Ebenbild ist der denkbar vollendetste Mensch, ein Vorbild, dessen kein Lebender und Strebender entbehren kann.

Irrlichter und Mißverständnisse, ach, wie viele! wer jedoch, dem das eigene Herz im eigenen Widerstreite blutet und verbluten muß, erdreistet sich, hier Richter sein zu wollen! Die Wege der Suchenden sind überaus verschieden, manche sind nicht minder phantastisch, als die Pfade waren, die der Schreiner Wahnfred und sein Sohn in Trawies gewandelt. Mancher thut sich Splitter und Scherben in die Schuhe und wankt büßend und betend am Pilgerstabe. Mancher zieht lachend, singend und tanzend seine breiten Straßen. Mancher wandelt abseits seine Pfade, irrt in den Wildnissen umher, kämpft sich mit steigender Sehnsucht fort im heißen Gestein, bis er mit verzweifeltem Blick nach den Himmelshöhen sterbend zusammenbricht.

Auf allen Straßen und auf allen Wüsten, Du magst Dich gegen Morgen wenden oder gegen Abend, gegen Mittag oder gegen Mitternacht, überall wirst Du der Gottsucher Spuren entdecken, hier ein Rosenbett, dort steinerne Tafeln, hier ein Schwert und dort ein Kreuz. Das Rufen des Derwisch auf der Moschee, das Knarren der Klappern im Wigwam, das Glockenklingen im Dome, es ist der Kinder

des Leides ewiger Nothschrei nach einem göttlichen Retter, es ist die brennende Sehnsucht nach einer Kraft, die das Thier in uns besiegt, den Geist befreit und uns die Vollendung giebt.

Eine große Menge aber ist — und wer widersteht ihrer gewaltigen, schrecklichen Lehre! — die wühlt ihren Weg durch das Thierreich, durch Pflanzen und Moder in die Erde hinein. Das sind nicht Gottsucher, sie verneinen das Ideal, sie suchen das Gegentheil. Sie wollen das Rechte, aber finden es nicht, sie sind auf dem Wege zur Wahrheit — blind geworden. Möge es ihnen niemals ganz gelingen, den Boden zu unterminiren, auf dessen grünem Rasen die Glücklichen wandeln, auf dessen Steppen Andere ruhelos, aber nicht trostlos den Idealen des Guten und Schönen nachjagen!

Und mögen die Gottsucher heute und immerdar ihr ersehntes Anbild, ihre Erlösung an besserem Orte finden, als unser armer, sühnender, des Weges unkundiger Wahnfred sie finden mußte und gefunden hat.

Trawies muß zu Grunde gehen, denn es hat keinen Gott, das heißt hier, es hat kein Vorbild und kein Gesetz. —

Auf dem Berge des Johannes klangen die Hämmer. Sie klangen hinaus in die weiten Wälder, in welchen der Frühling wob. Und in den Wäldern krachten und stürzten die riesigsten Bäume.

Dem Wahnfred war es gelungen, die arbeitsfähigen Leute von Trawies in's Joch zu kriegen. Theils war es der Aberglauben, theils das Gottbedürfniß, weswegen sie so emsig Hand an den Tempelbau legten, theils waren es die phantastischen Worte und Predigten des Schreiners, theils war es der Reiz der geregelten Arbeit selbst.

Endlich glaubten sie sich in dem neuen Bau eine Burg zu gründen, in der sie Halt hätten gegen die Welt da draußen, die sie immer mehr haßten und fürchteten. Lagen doch die Wälder von Trawies mitten im Feindeslande, nur die treuen Wüsten des Trasank waren den Verbannten ein Hort. Ueber den Grenzen verging keine Woche, daß nicht Einer aus den

Waldern geflucht wurde. Mit dem Frieden und der Ordnung, die sich draußen zur Noth wieder hergestellt hatte, war nach einem neuerlichen, aber vergeblichen Versuche, Trawies zu gewinnen, noch schärfere Gewalt gegen die Verstoßenen angeordnet worden. Nun war's offen, man mußte und wollte sie erdrücken, ersticken, in sich selbst zu Grunde gehen lassen.

Das fühlten sie, die Söhne des Waldes, und sie bäumten sich dagegen wahnsinnig auf. Sie überschritten in Rotten den Flammenring und plünderten Höfe aus und mordeten auf den Straßen.

Eines Tages kam eine Schaar von Bauern und Soldaten von der Gegend der fünf Kiefern her in der Absicht, das Räubernest an der Trach zu vertilgen. Aber die Männer von Trawies, so bestialisch sie auch selbst mit einander umzugehen pflegten, fanden sich dem gemeinsamen Feinde gegenüber rasch zusammen, und an der Dreiwand entspann sich ein wildes Gebalge und Gemetzel, in welchem Trawies Sieger blieb.

Eines anderen Tages, zur Zeit als die Seuche noch nicht ganz erloschen war, waren zwei fremde Männer in das Thal der Trach gekommen. Sie trugen lange Lodenmäntel und unter demselben allerlei Werkzeuge, denen es nicht abzusehen war, ob sie Arbeitsgeräthe oder Waffen sein sollten. Für den Nothfall wohl beides. Diese Fremden gaben an, daß sie Aerzte wären, daß sie gehört hätten, an den Hängen des Trasank wachse ein Kräutlein gegen den schwarzen Tod, und daß sie gekommen wären, dieses Kraut zu suchen. Das war den Leuten etwas sehr Interessantes. Sie beipähten die Fremden von allen Seiten, gingen ihnen auch nach und waren zuvorkommend gegen alle Wünsche, welche jene äußerten. Aerzte? Sie konnten ja auch Zauberer sein! Sie hatten ein geheimnißvolles Aussehen. Die Fremden strichen so etliche Tage in den Gräben herum, sprachen in den Wohnungen zu und ließen sich mit Manchem, der des Weges kam, in freundlichen Wortwechsel ein. Endlich erklärten sie, daß sie nicht gern eigenmächtig handeln möchten; sie wollten doch

beim Oberhaupte der Gemeinde anfragen, ob es ihnen wohl gestattet sei, das Kräutlein zu suchen?

Beim Oberhaupte der Gemeinde? Niemand wußte recht, zu wem die Fremden zu weisen wären. Jeder erlaubte das Kraut auf eigene Faust, unter der Bedingung aber, daß er mit den Findern theilen wolle. Weil jedoch die beiden Männer immer wieder den ersten Mann von Trawies zu sprechen verlangten, so leitete man sie endlich auf den Johannesberg zu Wahnfred.

Diesem vertrauten sie nun ihre Mission. Sie wären allerdings Aerzte, aber Aerzte der Seele und seien gesandt von dem guten Hirten, der einst selbst auf Erden gewandelt wäre, um verlorene Schäflein zu suchen. Sie seien Abgesandte der heiligen Kirche, die da nicht wolle den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe. Und sie brächten folgende Botschaft: Die Kirche entbiete den Bewohnern von Trawies noch einmal und das allerletztemal Vergebung ihrer Missethaten. Sie sei bereit, dieselben wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufzunehmen, sowie ihnen auch die Milde des irdischen Gesetzes zu erwirken, wenn sie sieben ihrer größten Missethäter zur Sühne durch den Tod ausliefern wollten.

Wahnfred erwiderte, es dünke ihm wahrlich schon hohe Zeit, daß die Kirche es mit Güte versuche, eine von ihr so willkürlich niedergeworfene Gemeinde armer, im Vorhinein zumeist schuldloser Menschen wieder aufzurichten. Die Auslieferung von sieben Missethätern könne er aber nicht verbürgen, wohingegen er bereit sei, den Urheber all des Unheils, den Mörder des Pfarrherrn zu Trawies der Gerechtigkeit zu überantworten.

Die Gesandten entgegneten, daß dahin ihre Vollmacht nicht laute, daß es sich auch gar nicht mehr um den erschlagenen Pfarrherrn handle, welcher seinerzeit durch zwölf gefallene Häupter gesühnt worden sei, sondern vielmehr um den ungeheuren Frevel, der an Gott und Kirche begangen, und um die unzähligen Uebelthaten, die seither von den Trawieser Leuten verübt worden wären.

Wahnfred wendete ein, daß es eine Ungerechtigkeit sei, von so vielen Verbrechern nur sieben zu bestrafen, daß aber wenn die Strafe an allen Uebelthätern vollzogen werden sollte, in Trawies jetzt kein Mensch mehr übrig bleiben dürfte. Hierauf schilderte der Mann das Elend und den Jammer der letzten Jahre, wie die Leute in die Schuld hineingestürzt worden waren und wie sie hart genug für dieselbe büßen mußten. Dann bat er um Gnade.

Die beiden Fremden schauderten, waren aber auch gerührt von dem, was sie hier aus beredtem Munde zu hören bekamen. Sie fühlten den glühenden Geist des Zornes, der aus diesem Manne sprach, das zitternde Herz, das für unselige Mitmenschen flehte. Aber in seinem finsteren Auge, in den wunderlichen Bildern seiner Rede war etwas, vor dem ihnen graute. In seiner Kammer sahen sie das Lämplein brennen mitten am Tage. Sie fragten, was das bedeute? Er antwortete, das sei das ewige Licht, welches zu Trawies in allen Nächten und Stürmen bis zu diesem Tage bewahrt geblieben sei.

Die priesterlichen Abgesandten dachten an's ewige Licht beim Altarssacramente, lobten den frommen Sinn des Lichtbewahrers als einen Rest der göttlichen Gnade und sprachen die Hoffnung aus, daß vielleicht endlich die heilige Kirche Gnade für Recht ergehen lassen und die armen Sünder wieder in ihre Fürsorge und Liebe aufnehmen würde.

Wahnfred legte seine Hände über die Brust und sein blasses Gesicht röthete sich vor freudiger Aufregung. Er sah im Geiste schon die Erlösung und die Wiederbegründung seiner Heimatsgemeinde im Vereine und unter dem Schutze der Gesellschaft.

Die Besprechung war aber noch nicht geschlossen, als sich vor dem Hause wüster Lärm erhob. Es war nämlich in den Leuten die Vermuthung erwacht, daß unter den langen Mänteln der beiden Fremden etwas anderes stecken müsse, als ein Paar Kräutersammler. Alsogleich war der Argwohn da und Einer theilte denselben dem Anderen mit. Man spürte den Fremden nach und verfolgte sie auf dem Wege

zum Hause des Wahnfred und behorchte dort das Gespräch. Und als sie es merkten, wo hinaus das wollte, brachen sie in's Haus und schrien wie wüthend: Verrathen und verkaufen ließen sie sich nicht und sie wollten eher hängen, als sich einer Herrschaft ergeben, deren Art von Fürsorge Trawies schon einmal erfahren habe.

„Wir wollen keinen Herrn, der uns schon auf Erden die Hölle vorwirft."

„Aber auch den Himmel zu vergeben hat," wendete einer der Fremden ein.

„Sie haben keinen, als den Himmel auf Erden und den behalten sie selber. Und daß sie den von jener Welt hergeben wollen, weist nur, daß ihnen selber nicht viel daran liegen mag."

„Ihr guten Leute," sagte der Fremde, „Euer Sehkreis ist klein. Aber wenn ihr tausend Jahre wandert, alle Straßen der Welt abgeht, in allen Hütten einkehrt, in allen Palästen zusprecht, Ihr werdet Keinen, nicht einen Einzigen finden, der den Himmel auf Erden hat. Manchen würdet Ihr sehen, der im Glanze der Welt lächelnd andere zur Hölle verdammt, während er in seinem eigenen Herzen eine peinvolle Hölle trägt. O, glaubt uns, Ihr Menschen von Trawies, wir überheben uns nicht, besser und größer sein zu wollen, als Ihr seid; aber uns obliegt — ob von Gott, ob von irdischen Gesetzen auferlegt — eine Sendung, das Auge der Menschen von ihrer Armseligkeit ab und auf ein ewiges Anbild und zukünftiges Glück zu lenken, damit sie nicht verzweifeln. Wer unserer Weisung folgt, der sieht den Himmel offen und schon die irdischen Pfade werden ihm vom himmlischen Strahle erhellt. Wer aber sich trotzig von uns wendet und die Lehre verhöhnt, an der sich die ganze Menschheit aufrichten soll, der wird mit Recht das Elend der Ausgestoßenen tragen."

„Stoßt ihm die Faust in's Maul!" schrie Einer aus der gährenden Rotte.

„An Euch selbst sollt Ihr's sehen!" rief der Fremde mit erhöhtem Eifer, „die Kirche hat ihre Hand von Euch

gezogen und was seid Ihr jetzt? Eine Bande von Gotteslästerern, Ehebrechern, Räubern und Mördern!"

Das war des Unglücklichen letztes Wort gewesen. Im nächsten Augenblick schon lag er hingestreckt. Sein Genosse entkam bluttriefend, soll aber die Grenze des Flammenrings nicht überschritten haben. Wahnfred suchte mit Gefahr seines Lebens den wüthenden Haufen zu beruhigen. Und als er in dunkler Nacht auf der Höhe den Fremden begrub, begrub er auch den letzten Rest der Hoffnung. Nun war es ihm gewiß, für Trawies gab es keine Rettung mehr von außen, es blieb verloren.

Um so entschiedener wollte er seinen Einfluß auf die verthierten Trawieser Leute behaupten, um so glühender predigte er den ewigen, furchtbaren Gott, der im Feuer den Menschen erschienen sei, und mit noch größerem Eifer betrieb er den Bau des Bethauses.

In allen Wäldern der Runde hallten die Aexte, an manchem Vielhundertjährigen hieben sie tagelang, bis er fiel. Und dann kroch der Stamm mit hundert Füßen — denn so viele sonst seiner Aeste waren, so viel klebten jetzt Menschen an seinem Leibe — den Berg hinan. Die röthlich schimmernden Wände des Hauses wuchsen immer mehr aus dem Boden. Die Bäume waren nur roh behauen, fest klammerten sie sich an den Ecken ineinander. Gegen Aufgang der Sonne wurde eine schmale Oeffnung zum Eintritte freigelassen, hoch an den Wänden, wohin keines Menschen Haupt zu reichen vermochte, wurden sieben Fensterlein ausgeschnitten, die so klein waren, daß kaum eine Katze durch dieselben hätte schlüpfen können.

Wahnfred war der Baumeister. Im zweiten Jahre des Baues waren sie bei den Gleichen. Die Arbeiter, welche schwer genug zu zügeln waren und fortwährend miteinander in Hader lagen, verlangten nun einen Festtag. Wahnfred gewährte ihn und sie hielten um die zahlreichen Feuer, in denen Wildpret schmorte, ihre Gelage. In solchen Stunden schlossen sie gern einen Bund der Brüderlichkeit, um ihn bald wieder wahnwitzig zu zerstören. Rohheiten, die in Worten

bestanden, galten für Freundschafts-Bezeugungen; weit lieber stahlen sie sich gegenseitig die besten Bissen vom Munde weg, dann kamen sie in's Handgemenge. So war bei diesem Baue Mancher verunglückt. Wo sich das finstere Auge des Wahnfred zeigte, da waren sie still und arbeiteten. Der schlanke, bärtige Mann, wie er nun zwischen den Spänen und neubehauenen Holzstücken dahinschritt, selbst eine blinkende Axt in der Hand, eher geneigt scheinend, mit derselben ein Menschenhaupt, denn einen Baumstrunk zu spalten — er war unheimlich zu sehen.

Es hat ihn Keiner begleitet, wenn er durch die Dickichte des Johannesberges schritt, oft durch die undurchdringlichsten Büsche, als wollte er etwas, das ihm anlag, von sich abstreifen, abfegen lassen. Es hat ihn Keiner gesehen, wenn er auf dem Wildanger stand und hinabstarrte in's Thal, wo zur Rechten das Gestade lag und zur Linken Trawies mit dem blinkenden Mauerwerke der alten Kirche. Auch schaute er hinüber auf die Höhen, wo das Haus des Bart lag — aber nicht oft und nicht mit Befriedigung. Sein Sohn Erlefried war wieder erschienen, den er schon zweimal gestorben sein ließ. Als ihn — wie er hörte — die Räuber erschossen hatten, beweinte er den Sohn, den er für ein glücklicheres Leben geboren wähnte, als er selbst trug. Da es später hieß, bei dem Waldbrande wäre Erlefried zu Grunde gegangen, freute er sich, daß es seinem Kinde gegönnt war, ohne Schuld aus dieser Welt zu gehen. Nun lebte der Junge doch, und lebte einem Tage entgegen, an welchem er mit Trawies die Sühnung zu theilen haben würde. Und vielleicht nun mit Recht . . .

Er hätte seinen Sohn gern wieder gesehen, aber es bangte ihm davor. Er trug in seiner Seele das offene, kindlich-reine Antlitz des geliebten Erlefried, und dieses Bild war ihm stets Labniß und Seligkeit in seinem unseligen Leben gewesen. Nun fürchtete er, ein bleiches, eingefallenes Gesicht sehen zu müssen, auf welchem das Laster und das Elend steht. — Es beunruhigte ihn, daß Erlefried nicht selbst kommen wollte, um seinen Vater zu sehen. Sollte das eine

stille Verurtheilung der That sein? Wohlan, dafür segnet er den Sohn. Es konnte aber auch Mangel an Kindesliebe sein. Dafür segnet er ihn nicht. Ach nein, Wahnfred will nicht segnen und nicht fluchen; leicht könnte der Himmel den Segen eines solchen Mannes verkehren und den Fluch erhören.

Ferner befremdete ihn, daß sich Erlefried nicht an dem Baue des Bethauses betheiligte. Wenn er die Arbeit flieht, was soll ihn denn schützen oder retten?

Von der Höhe des Berges nieder klangen die Beilen des im Aufzuge begriffenen Dachstuhls, das Hämmern der Zimmerleute und das Jauchzen der Holzträger.

Wahnfred horchte freudig den Tönen der Arbeit und Arbeiter, sie waren ihm trostreicher, als Osterglocken. In dieser Richtung allein konnte Zukunft liegen und gelänge es ihm, die Leute regelmäßig zu beschäftigen, daß sie vom Tempelbau sich auch wieder dem Feldbau zuwendeten, dann wäre viel gewonnen. Hätten sie nur erst wieder ein Eigenthum, so würden sie trachten, dieses Eigenthum zu bewahren, Ordnung zu begründen und würden die Nothwendigkeit einsehen, sich wieder der Welt zu fügen und dem Lande anzuschließen.

So wurde der Mann auf dem Johannesberge noch immer zwischen Verzweiflung und Hoffnung hin- und hergeworfen. Rasch folgte er seinen Stimmungen. Er hatte den Segen noch nicht ausgedacht, den ehrliche Arbeit über Trawies bringen könne, und daß Arbeit allein im Stande sei, den Fluch der Kirche von nun an unschädlich und des staatlichen Schutzes sich wieder würdig und theilhaftig zu machen, — als das klingende Spiel oben am Baue plötzlich unterbrochen wurde, hingegen sich ein seltsamer Lärm erhob.

Ueber den Wipfeln junger Fichten leuchtete im blauen Himmelsgrunde scharf gezeichnet das Gebälke des Dachstuhles. Rasch verließen die Arbeiter First und Giebel und stiegen nieder. Schreien, Fluchen und Poltern war vernehmbar, darunter fielen auch mehrere Schüsse. Und schon eilte ein Bote durch das Dickicht und rief nach dem Meister. Bald wußte Wahnfred, was es galt. Es galt den Bau zu

ſchützen; Feinde waren da, ganze Haufen von Strolchen und Wegelagern, ſie wollten die neue Burg anzünden. Der Kampf wurde mit den mannigfaltigſten Waffen geführt mit Kolben, Hacken, Gewehren, Aexten, Steinen und Stangen. Wie früher die Bäume, ſo purzelten jetzt die Menſchen. Den Angreifern gelang es, einen brennenden Strohwiſch in den Bau zu ſchleudern, den Vertheidigern gelang es, den Brand zu erſticken. Das Geſchrei war ſo mächtig, daß der Ruf Wahnfred's ungehört blieb.

„Nieder mit den Schanzen!" war das Feldgeſchrei der Angreifer, „wir brauchen keine Zwingburg!" Aber dieſes Feldgeſchrei wurde immer einſilbiger und verwandelte ſich in Aechzen und Todesröcheln. Ein Theil entkam, ein Häuflein wurde gefangen genommen und vor den Richter geſtellt. Wahnfred befragte die Gefangenen, weshalb ſie gekommen wären, den Bau zu vernichten?

„Weil wir müſſen," knirſchte der Wortführer.

„Wer iſt der Herr, der Euch zwingt?"

„Unſere linke Hand."

„Wir hauen ſie Euch ab."

„Thut es! noch auf dem Raſen wird ſie ihre drei Finger ausſtrecken, mit denen ſie den Schwur gethan hat."

„Welchen Schwur?"

„Alles zu Grund zu richten, was wir zu Grund richten können."

„O Ihr Erbärmlichen, und krümmt Euch jetzt auf der Erde wie ein Wurm, den man zertritt."

„Zertretet uns! Thut es, Ihr gehorcht damit nur unſerem Geſetz. Morgen werdet Ihr zertreten ſein. Wir ſind überall und ſind allmächtig. Wiſſet Ihr, wer wir ſind?"

„Böſewichter! Verbrecher!" rief Wahnfred.

„Ha, das ſind zahme Worte, Koſenamen, mit denen Ihr Euch gegenſeitig ſchmeicheln mögt. Wir ſind die Erlöſer, wir ſind die Kinder des ewigen Todes."

„Wahnwitzige ſeid Ihr."

„In Euren blöden Augen."

„Ihr wisset nicht, was Ihr wollt."

„Wisset Ihr es?" rief der Gefangene. „Ihr wollt leben und seht, daß Alles sterben muß, Ihr wollt Lust haben und thut Alles, daß Euch leid wird. Ihr seid die Wahnwitzigen; wir wissen was wir thun, wir wollen mit dieser Mißgeburt ein End' machen. Alles muß aus werden. Wir haben Feuer in den Türn geworfen, wir haben die Pest nach Trawies getragen. Uns ist die Welt vergällt, Alles muß zu nichte sein!"

Wahnfred wurde todtenblaß. Hier auf einmal stand's vor ihm, das Ungeheuer, großgewachsen und entfesselt. Fürchterlich wahr, fürchterlich klar stand's da, was er bisher wie einen Schatten in der Seele getragen hatte. Von allen Wegen, die er gesucht, soll der der rechte sein! Von allen Evangelien, die er erdacht, soll dieses das größte sein! Das größte und letzte! — Alles vernichten! . . .

Wahnfred lachte. Sein Lachen erscholl in den neuen Wänden des Baues. Sein Haupt war, als wachse es noch höher aus dem Körper empor, seine langen Haare waren wie lebendig, seine hageren Hände streckte er zur Höhe, so stand er da und lachte. Die Trawieser Leute hatten schon manches Unheimliche gesehen, aber so grauenhaft wie jetzt, da ihnen Wahnfred in diesem Bilde erschien, war ihnen kaum jemals zu Muthe gewesen.

Das Lachen war nun verhallt, die Blässe des Mannes war noch schärfer, seine Augengluth noch sprühender, als sonst. Einige verhüllten ihr Gesicht und murmelten: „Ich kann ihn nicht anschauen."

„So wird am jüngsten Tag der Richter sein," flüsterten Andere. Wahnfred hub nun, gegen die Gefangenen gewendet, an zu sprechen: „Ihr seid die Kinder des Todes und seine Henkersknechte, und Ihr seid gekommen, diesen Tempel zu zerstören?"

„Wir werden ihn zerstören," antwortete der Vorderste in finsterem Grolle.

„Dann wißt Ihr nicht, was Ihr thut. Dann wißt Ihr nicht, daß wir diesen Tempel ja eben jener gewaltigen Gott-

heit gebaut haben, die Alles zerstört. Das ist das Haus des Feuers. In diesem Tempel wird sich Trawies versammeln, um den Vernichter und Verzehrer anzubeten und ihm zu opfern. Wir halten es mit Euch, so werdet Ihr mit uns halten. Das Feuer ist die Fahne, zu der wir Alle schwören!"

Die „Kinder des ewigen Todes" verstanden ihn nicht, wie ihn ja Keiner verstehen konnte, aber es gelüstete ihnen weiter zu leben, und sie schworen zur Fahne. Es ist ja bei Allen so, welche „den ewigen Tod" für das Beste halten, sie leben, ach wie gern! Und warum nicht? Sind sie doch nur Eintagsfliegen im Reiche des Lebens, eine solche Gelegenheit zu lachen und zu weinen kommt so bald nicht wieder. Man fühlt sich doch gern einmal als irdisches Fleisch — schon der Eigenart wegen. Schlafen wird man noch genug. Meint Ihr nicht? — Nun, die Trawieser Gemeinde hatte sich durch den Beitritt der „Kinder des ewigen Todes" erklecklich vergrößert und die Arbeiten nahmen ihren weiteren Verlauf.

Wahnfred aber stieg nieder zu seinem Hause, dort nahm er die Lampe, in welcher das Flämmchen des Feuerwart glimmte — nahm sie zur Hand, starrte so scharf in das Lichtlein, daß dieses vor seinem Auge zu zucken und zu zittern schien und sprach: „Alle Sterne sind untergegangen, Du allein bist uns geblieben. —"

Zwei Tage vor der Sonnenwende war das Blockhaus fertig. Sie hießen es das Blockhaus, ohne daß es ein solches eigentlich war. Die Befestigungswerke fehlten; diese sollten, so sagte Wahnfred, später ringsumher entstehen. Bis dahin sollte der neue Bau nichts als ein Tempel sein, der seine Festigkeit mehr nach innen als nach außen bekundete. Er ragte auf dem Berge wie ein Kastell und war weithin sichtbar. Er faßte nicht viel weniger im Raum, als die Kirche zu Trawies. Von ferne sah er glatt und völlig fensterlos aus; das Dach stieg steil empor, die Giebelwände wurden noch erst eifrig geschmückt mit Tannenkränzen. In der Nähe besehen waren die Wände rauh und an den Ecken ragten

die Köpfe der Zimmerbäume ungleichmäßig hinaus. Die Pforte, welche in's Innere führte, war schmal und mit einem wuchtigen Thore versehen, das an beiden Seiten weit vorstand und mit schweren Bändern und Schlössern wie ein Gefängnißpförtlein beschlagen war. Das Doppelschloß hatte der alte Schmied vom Thale geliefert und einen „Himmelsriegel" hineingeschmiedet, dessen Geheimniß ohne den Schlüssel weder Feind noch Bruder lösen konnte. Der Schlüssel lag in der Hand des Wahnfred. Das Innere des Baues war in Dämmerung. Die Sonnenscheiben, welche hoch zu den runden Fensterlein hereinfielen, hingen an den Wänden wie leuchtende Lampen. Der Fußboden war aus behauenen Baumstämmen; an der dem Pförtlein gegenüberstehenden Wand stand ein breiter steinerner Sockel als Altar. Ueber demselben in einer Nische war der Platz für das Heiligthum. Im Gebälke des Daches ähnelte dieser Tempel einer Basilika, doch gingen die wuchtigen Balken viel zahlreicher, unregelmäßiger und formloser durcheinander, es war ein Gewirre von Hölzern, Brettern und Stangen, die bestimmt schienen, das Dach zu halten und zu stützen.

Der Bau war ohne Festgelage und Segensspruch fertig geworden. Die Feier der Einweihung sollte am Sonnenwendtage stattfinden, wozu Alle, die sich Trawieser Leute nannten und die gegen eine Aussöhnung mit Kirche und Statt stimmten, durch Wahnfred beschieden worden waren. Wer an diesem Tage auf dem Johannesberge nicht erscheine, der sei aus Trawies gestoßen. Mehrere Männer waren im Innern des Tempels beschäftigt, mit Reisig und bunten Lappen das Gebälke zu zieren. Sie führten dabei ausgelassene Gespräche; sie freuten sich, wieder eine Kirche zu haben, weil jetzt wohl die großen Kirchweihlustereien noch einmal aufkommen würden.

„Gar nichts kommt mehr auf!" rief Einer trotzig, „bei dem nicht."

„Bei wem?"

„Beim hohen Priester Wahnfred. Der mag keine Lustigkeit leiden. Das ist ein Bitterer. Das ist Einer, vor dem man sich fürchten muß."

„Geh, Narr, wer wird sich fürchten. Wird er uns zu arg, so spalten wir ihm den Schädel. —"

Wahnfred stieg in's Thal hinab und ging der Trach entlang; er wollte seinen Sohn Erlefried sehen. Er ging an der Dreiwand vorbei, er ging über den Platz, wo das Haus des Gallo Weißbucher gestanden war. Er kämpfte gegen Erinnerungen, die wie Nattern sein Herz umzingelten. Im Dürbachgraben sah er plötzlich vor sich auf dem Rasen einen Menschen liegen; der lag regungslos auf dem Bauche, sein Haupt auf den Stein des Bachufers gelegt, seine Hände hingen in's rauschende Wasser. Wahnfred blieb ein paar Schritte vor diesem Körper stehen — es mußte ein noch junger Mann sein, die Füße waren nackt, die Haare waren blond und kraus. Wenn's Erlefried wäre! Wahnfred dachte an den Erschlagenen in der Kirche. Wenn hier die Vergeltung vor ihm stünde! — Er wollte den trauten Namen rufen, er stöhnte ihn nur. In demselben Augenblicke richtete sich der Hingestreckte empor und in seiner Hand schwänzelte eine weißbauchige Forelle.

„Erlefried!" stieß Wahnfred hervor. Er war's. In Kraft und Schönheit stand er da. Ruhig stand er da, nur warf er zum Zeichen, daß er sich des Ernstes dieser Begegnung bewußt war, den Fisch wieder in das Wasser zurück.

„Erlefried," sagte Wahnfred noch einmal. Der Bursche fühlte den Vorwurf, der in diesem Tone lag.

„Suchst Du mich, Vater?" fragte er.

„Der Sohn vergißt des Vaters."

„Ich habe Deiner nicht vergessen, aber ich hätte Dich nicht gesucht."

„Du wirst Dich am Tage der Sonnenwende auf dem Johannesberge zur neuen Gemeinde versammeln," sagte Wahnfred.

„Ich werde fern bleiben," versetzte Erlefried, „ich habe was anderes vor. Es ist mir lieb, Vater, daß ich Dir's sagen kann: ich nehme am Sonnenwendtag ein Weib."

Wahnfried schwieg eine Weile, dann murmelte er: „Ich habe lange geglaubt, Erlefried, Du wärest gestorben."

„Glaube es noch, Vater, es wird Dir beſſer ſein," verſetzte der Jüngling; „Deinen Weg kann ich nicht gehen, ich kann nicht. Ich bete für Dich, daß er Dir der rechte ſei. Aber mich laß im grünen Wald und bei meinen Freuden."

„Die Freuden im Wald, mein Sohn, die ſind gefährlich. Alle, Alle will ich hervorrufen aus den Wäldern und verſammeln im Schafſtall."

„Mich laß, ich will den Wald roden und Feldbau treiben. Der Bart am Tärn hat mir ſein Haus gegeben, da werde ich mit meiner Sela im Frieden leben und ſterben."

Es ſteht nicht geſchrieben, was Wahnfred darauf erwidert hat, auch nicht was er empfunden hat, als er ſo ſeinem Sohne gegenüber ſtand. Der Eine geht ſterben, der Andere geht freien.

„Wir können nicht dafür, daß wir uns fremd geworden ſind," ſagte Erlefried, „im Himmel wird's wohl aufgeſchrieben bleiben, daß wir zuſammengehören. Lebe wohl, Vater!"

„Und Du willſt ihm die Hand verſagen, dem alten, von Gott und Menſchen verlaſſenen Mann!" rief Wahnfred, und mit einem Schrei des Schmerzes fiel er dem Burſchen um den Hals. „O Kind, o mein Kind! haſt denn ganz vergeſſen auf den armen Mann, dem Du einſt ſein Glück auf Erden biſt geweſen! Haſt vergeſſen auf Deine Mutter, die uns Beide ſo oft in den Armen hat gehalten, wie ich Dich jetzt halte, und nimmer laſſen möchte, Du, geliebtes Kind! O, komm' mit mir, Erlefried, Du biſt jung und fromm, Du haſt noch gut ſterben. Der Einzige unter uns Verlornen, der gut ſterben hat. Siehe, Dein Weg führt Dich jetzt ſo nahe an die Himmelsthür, da drinnen warten auf Dich Deine Voreltern, wartet Deine Mutter, da drinnen lebt Dein Gott. O, ſage nicht, Du ſeieſt noch zu jung und wolleſt Dich der ſchönen Welt erfreuen. Kehrſt Du jetzt nicht ein, bald wendet ſich der Weg zur Welt zurück, zur falſchen Welt, führt Dich weit ab, wirſt gehetzt von Deiner Begier; was Dir begegnet, iſt Furcht, Angſt, Schrecken, wo Du Luſt wähnſt, erwartet

Dich der Schmerz. An Gräbern weinen, iſt noch das Süßeſte. Die Untreue mordet Dein Vertrauen, das Elend der Menſchen mordet Deinen Glauben an Gott; Du kannſt nimmer beten, nimmer weinen, Alles was Du thuſt, ob in Lieb', in Haß, ob in Genuß, in Verzweiflung, es wird Dir zur Schuld. Dann wirſt Du wie Einer, den die Nacht überfallen hat, dieſen Weg ſuchen, auf dem Du heute ſtehſt, aber jeder Schritt führt Dich tiefer in's Verderben. Erlefried, denk' an Deine Seele!"

Der junge Mann blickte befremdet auf, bei dem letzten Worte fuhr's wie ein Blitz durch ſein Herz. Sein Dämon fragte ihn, ob die Seele denn gerettet ſei oder noch dem Böſen angehöre? Wahnfred ſah ihn wankend, glühenden Auges fuhr er fort in glühender Rede:

„Und denke an ſie, die Du Dir haſt auserwählt. Bringe Deine Braut, ſie iſt wohl wie eine Blume im Schnee, ſie iſt wie ein Engel unter Verdammten, rette ſie zu Gott. Den Himmel mach' ihr zur Brautgabe, nur im Himmel werden die Ehen geſchloſſen — vergiß das nimmer, Sohn! O, laß Dich nicht bethören, die Welt iſt hin, 's iſt Alles aus. Ich führe Dich, wir gehen miteinander in's himmliſche Reich!"

Erlefried erkannte nun, was aus dem Manne ſprach; gegenüber dem Wahne wurde er vernünftig, er ſuchte ſich dem unheimlichen Schwärmer zu entringen. Wahnfred bebte vor Erregung, mit beiden Armen umfaßte er den Jüngling und rief: „Weich' hinweg! hinweg, Du hölliſcher Teufel! ich will mein Kind haben, ich laß es nicht. O, ſteh' mir bei, Du himmliſches Heer! Ihr Engel Gottes, ſteht mir bei."

Ein Wahnſinniger! Erlefried raffte ſeine volle Kraft zuſammen, ſchleuderte den Raſenden von ſich und floh davon.

Auf der Höhe blieb er ſtehen und blickte zurück. Er ſah ſeinen Vater nicht. Jetzt überkam ihn ein unſägliches Weh, ein herzzermalmendes Mitleid mit dem armen Manne. Er kehrte um, daß er ihn am Bache wieder finde und ihn in ſein Haus begleite. Er fand ihn nicht mehr dort ſtehen.

Traurig schritt Erlefried seines Weges, nahm sich aber vor, dem Vater zu Lieb' zur Einweihung des Blockhauses auf den Johannesberg zu gehen. Und seiner Braut machte er den Vorschlag, ihr Hochzeitsfest mit dieser Feier zu verbinden.

„Dir zu Lieb'," sagte Sela.

„So ist's gut!" sagte er, sie glückselig anblickend, „und jetzt lache und scherze wieder Eins!"

„Ich kann nicht," hauchte sie und legte ihr Haupt an seine Brust, „mein Erlefried, mir ist so bang."

Schluß.

Am Vorabende des Festes war's, als sich Wahnfred allein im Bethause befand. Er hatte sich eingeschlossen, er kauerte am Altartische und schaute mit umflortem Auge in das schwere Gebälke des Daches empor. Bisweilen knisterte, krachte es im frischen Holze, sonst war Alles still. Wahnfred starrte wie ein Träumender — irr und wirr — zu den sieben Rundfensterlein hinauf, von welchen das Tageslicht jetzt in blassen Strömen das Innere durchzog. Er murmelte die Worte: „Siehe, Er kommt aus den Wolken. Sehen werden sie, die ihn durchstochen haben und wehklagen werden die Geschlechter der Erde. Sein Angesicht strahlt wie die Sonne. Seine Augen sind wie Feuerflammen. In seiner Hand hält er sieben Sterne. Aus seinem Munde geht ein zweischneidiges Schwert. Er ist der Anfang und das Ende. Ich fürchte mich nicht, ich habe des Todes und der Hölle Schlüssel . . . ."

Dann stand er auf, kletterte auf Wandsprossen bis zum Gebälke empor, wo er eine Kette aus Stroh befestigte, die er niederhängen ließ bis zum Altare, wie sonst die Ampelschnur niedergeht. Die Kette war breit und leicht geflochten und Wahnfred sagte zu ihr:

„Du bist die heilige Jakobsleiter, auf der wir zum Himmel steigen. — Morgen! — Morgen werden die Siegel

gebrochen ſein, wie ein zugerolltes Buch wird die Erde verſchwinden ....“

Er zuckte zuſammen und erwachte. Es war ihm geweſen, als hätte er einen Ruf vernommen: „Wahnfred, was willſt Du beginnen?“

Er fragte laut: „Hat mich wer gerufen? Die Rechenſchaft gebe ich gern. Wir ſind verworfen. Jeder Athemzug, den wir thun, wird zum Laſter. Niemand, als der große Gott, hemmt unſern Sturz in die Hölle. Gott, ſo umfaſſen wir Dich. Ich habe den Fluch gezeichnet, ich werde ihn löſchen — das ewige Feuer mit irdiſchem löſchen, das Land von uns befreien. — Der Scorpion, den man in einem Feuerringe gefangen hält, tödtet ſich ſelbſt. ... Sie werden ſagen, wir ſind wahnſinnig geworden, aber ſie werden nicht ſagen können, wir wären in der Finſterniß untergegangen. Wir haben erkannt, daß wir das Böſe ſind und haben uns vertilgt. Das iſt unſer Sieg.“

Als er das Blockhaus verließ, war er heiter. Er fühlte den Sommer außer ſich, in ſich. Er war am Ziele, endlich, endlich! Sein müdes Haupt ruhte am Buſen Gottes. —

In der darauffolgenden Nacht, die wie ein Zugbrücklein von Heute auf das Morgen führt, ſchritten drei Männer durch das thauſchimmernde Thal der Trach und riefen folgenden Sang:

„Licht Sonnenwenden iſt da!
Der heilige Tag.
Wacht auf zum erſten Stundenſchlag.
Herab von den Himmeln,
Herauf von der Erden
Die lieben Gäſte erſcheinen werden.
Feuer und Licht hat Gott gemacht,
Erwacht! Erwacht!“

Da wurde es lebendig in den Hütten und Höhlen. Aber ſie konnten ſich nicht mehr wie einſt verſammeln auf dem grünen, eichenumſtandenen Anger, unter deſſen Raſen ihre Todten ruhten. Der Anger war überwuchert von Neſſeln und

Dorngesträuche. In neuen Tagen hatten sie ihre Todten verscharrt zunächst dort, wo sie starben. Wer über Wiesen, Matten und durch die Wälder strich, der konnte manchen Fleck sehen, wo die kahle Erde lag und ein Stab darauf stak. So war Trawies ein großer Friedhof geworden, aber die Gräber verwuchsen rasch, die Stäbe sanken bald in das Gras und die Verstorbenen waren spurlos dahin.

So war jetzt Niemand, der den Ruf that: „Mein Vater, ich wecke Dich, die Sonnenwend' ist da!"

Nach Branntwein aber schrien die aus dem Schlafe geweckten Gesellen, darunter wohl auch der Bauer Isidor, der Jäger von Trasank, der Stoßnickel und Ursula, die Giftmischerin. In Lumpen gehüllte Weiber schleppten sie mit, aber nicht mehr gegen die Wildwiesen, sondern dem Johannesberge zu, wo heute Kirchweih war. Auch Musikanten waren da, doch ihre Instrumente krähten heiser oder schrien grell und schrill; selbst diese Saiten und Pfeifen klagten es, daß alle, alle Harmonie von Trawies gewichen sei. Die Fackeln fuhren im Thale wie Irrlichter hin und her und strebten im Zickzack dem Johannesberge zu.

Wohl fehlte etwas, das sonst diesen Morgen belebt hatte, dessen Abgang jedoch heute kaum bemerkt wurde. Das heitere Völklein der Kinder war nicht da. In Trawies gab es keine Kinder mehr. Die wenigen, die da umherliefen, es waren kleine Strolche.

„Die Kinder," hatte Wahnfred einmal gesagt, „sind ein Geschenk Gottes; aus der Sünde entstehen sie nicht."

Die Wenigen, die geboren wurden, verdarben und starben in ihrem zartesten Alter.

„Ein Zeichen," meinten Einige, „daß der jüngste Tag nicht mehr weit ist."

Und Wahnfred hatte gesagt: „Das ist die göttliche Gerechtigkeit. Sollen die Kinder denn in der Schuld der Väter mit zu Grunde gehen? Daran, daß er zu Trawies die Männer entmannt und die Weiber entweibt, daran erkenne ich Ihn wieder."

Nun gingen sie dem neuen Tempel zu.

„Sonſt ſtoßt uns der finſtere Herr aus Trawies,“ ſpottete der Eine.

„Und die lichten Herren draußen, die ſtoßen uns wieder herein,“ verſetzte der Andere.

„Na höret einmal, es wird ſchon wieder ungemüthlich. Dahier ſoll Eins knien, draußen ſoll Eins hängen, 's iſt ein Teufel wie der andere.“

„Seid froh, daß wir wieder einen Herrgott haben!“

„Der Sackra will nicht brennen!“ rief ein Weiterer und ſchleuderte ſeine rauchende Lunte zu Boden.

„O, er wird Dich ſchon brennen, Du alter Sünder!“

„Ein Sünder, meinſt? Schau, das giebt mir wieder ein rechtes Anſehen. Es war bös die Jahre her, daß es in ganz Trawies keinen Sünder gab.“

„Ich glaub's. Lauter Räuber und Hallunken.“

„Iſt auch ſchöner, aber nur hübſch fromm dabei ſein.“

Aehnliche Geſpräche führten ſie unterwegs.

Einen ſtillen Waldpfad hatte ſich Erlefried erwählt. Er beſtieg mit ſeiner Sela den Berg vom Geſtade aus. Da begegneten ſie Keinem, da waren ſie allein. — Selbſt der Bart war nicht mit ihnen, der hatte ſich zum Sandhock und zum Tropper geſellt, um mit ihnen die Einrichtung des neuen Gottesdienſtes zu beſprechen. So ſehr er anfangs und ſelbſt noch bei dem Gottsleichnamsfeſte der neuen Lehre entgegen war, heute ſtimmte er dafür. Er ſah den günſtigen Einfluß. Die Leute von Trawies gehörten zu jenem Mückengezücht, welches gern die Flammen ſucht und umgaukelt. Und das war ein unendlicher Vortheil, ſie um einen Mittelpunkt zu verſammeln, ſie zu beherrſchen.

Der Bart hatte in der Zeit des Unheils durch Arbeit und Rechtſchaffenheit ſein Gewiſſen zu beſänftigen geſucht. Nun, da er alt wurde, da er in Trawies wieder einen Drang nach Ueberirdiſchem erwachen und ſich ſelbſt davon erfaßt ſah, nun hörte er plötzlich in ſeinem Innern die Stimme: „Bart vom Tärn, Du warſt auch dabei!“ Er war dabei geweſen in der Rabenkirche, da ſie den Mord geplant, er war dabei geweſen im Hauſe des Weißbucher, da ſie den Mörder ver-

leugnet. Er war der Hauptſchuldigen Einer, auch für ihn iſt dazumal in der Kirche ein Kopf vom Rumpfe gefallen.

Als die Leute ſich auf der Höhe um das Haus verſammelten, ging über dem Traſank der Morgenſtern auf. Sie, von ihren Fackeln geblendet, ſahen ihn nicht. Sie johlten wie eine Rotte von wilden Buben und trieben ſich balgend, lachend und fluchend durcheinander. Die ruhigſten unter ihnen waren die Taſchendiebe und von den Feueranbetern die Glühendſten waren jene fahlfarbigen Geſellen, welche den Weibern nachhuſchten. An den Branntweinbänken wurden Ehen geſchloſſen und Todtſchläge geſchworen.

Der Bart verwies Einigen das tolle Trinken.

„Das Brennwaſſer willſt uns neiden!“ ſchrie einer der Wildeſten, „alter Gotteslästerer, man ſoll Dich würgen! Im Branntwein iſt der Herrgott drin, ſiehſt Du?“ Er goß den Zuber auf das Brett aus, warf einen brennenden Span drein und die Flüſſigkeit lohte in blauer Flamme auf.

Die Waaren zahlten ſie durch Tauſch. Für Branntwein: Wildpret, für Vögel: Fiſche, für Kümmel: Eſſig, für Waldnüſſe: Käſe, für Wurzeln: Beeren, für Wolle: Häute, für Bänder: Nägel u. ſ. w. Dabei gab's Zank und Streit in Fülle und Mancher pries die Zeit, da Trawies ſeine Pfarrherrn hatte, nur weil es dazumal auch Schinderlinge gegeben. Es gab deren noch, aber Keiner wollte ſie nehmen, man durchlöcherte die Münzen und trug ſie als Schmuck an den Hälſen, und der Liebende gab als Dank einen Schinderling und die Geliebte ſchleuderte ihm das Geldſtück in's Geſicht und forderte Fleiſch und Branntwein.

Aehnlich trieb ſich's auch heute bei dieſer Kirchweih auf dem Johannesberg, zur Stunde, da das Bethaus im blaſſen Scheine des werdenden Tages ſtand. Da wurde das Treiben plötzlich unterbrochen. Wahnfred, von mehreren alten Männern begleitet, ſtieg von ſeinem Hauſe heran und trug das Heiligthum — das Ahnfeuer.

Alſogleich ſchlug in der Menge die Stimmung um. An die Stelle der Ausgelaſſenheit trat die Bigotterie mit ihren Schwärmereien und fanatiſchen Ausſchreitungen. Man

fiel auf's Angeſicht nieder und ſtreckte die Arme aus. Weiber geriethen in Verzückungen, denn ſie hatten getrunken. Sie kreiſchten dem Feuer Bittgeſänge zu, die im Lärm der Hin- und herwogenden wie der Schrei des Schiffbrüchigen im Orkan erſtickten. — Zwei Männer mit langen Stäben gruben durch die Menge eine Gaſſe und durch dieſelbe zog Wahnfred in Paltrock, an ſeine Bruſt gelehnt das in einer Laterne brennende Aemplein. Der matte Schein desſelben ſtreifte die verwitterten und verwilderten Geſichter der Knienden und kämpfte mit dem Morgenroth. So zog Wahnfred in den Tempel und hinter ihm drängte ſich ſtoßend, ſchlagend, lachend und fluchend die Menge nach, bis der Letzte drinnen war. Und als der Letzte drinnen war, fiel das Pförtlein krachend in's Schloß. An den inneren Wänden zuckte das Roth des Ahnfeuers, das dem Altar zugetragen wurde. In demſelben Augenblicke ſchlug daraus ein Flämmchen an die niederhängende Strohkette ....

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Erlefried und Sela waren durch den Wald und immer durch den Wald gegangen. Sie hatten keine Fackel, ſie führten ſich an der Hand, ſie ſagten kein Wort. Erſt, als ſie auf einen freien Platz gekommen waren, wo der Morgenſtern über ganz andern Baumwipfeln ſtand, als er hätte ſtehen ſollen, bekannte Erlefried, er hätte den Weg verfehlt. Das Mädchen vertraute ihm. Sie dachte an jenen Sonnenwendmorgen vor Jahren, da ſie miteinander als Kinder zur Wildwieſen hinaufſtiegen. Auch damals hatten ſie ſich verirrt und kamen in die Dornen. Damals wußte der kleine Erlefried ſo ſchöne Märchen zu erzählen. Das hat ſich geändert. Je größer und ſchöner, deſto ſchweigſamer iſt er geworden. Heute ſagt er gar nichts mehr.

Viel zu weit links waren ſie gekommen, und zur rechten Hand hatten ſie nur die aufſteigenden Felſen. So dachten ſie nicht mehr an den Johannesberg, ſondern gingen immer weiter, immer vorwärts. — Eines folgte dem Andern, Keines wußte wohin.

Die Bäume ſtanden im Morgenroth, die Vöglein ſangen in heller Luft. Der Pfad zog wieder thalwärts und verlor

ſich allmählich im Struppwerk. Der Jüngling und die Jungfrau waren ganz allein, nur die Vöglein waren mit ihnen überall. Sie ſchritten ſtill zwiſchen dem Geſtämme hin, ſie kamen in's Brombeerlaub, ſie traten auf das Kraut der Einbeere, ſie ſchreckten manche Eidechſe auf unter ihren Füßen. Sie wanden ſich durch Haſelnußgeſträuch, immer üppiger rankte, wölbte ſich das Gebüſch um die zwei jungen Menſchen — endlich vermag unſer Blick ihnen nicht mehr zu folgen. Von dieſem Waldgang ſagt der Chroniſt: „Und ſie dergeſtalt ſelbander geweſt ſeynd, haben ſie nit anders vermeinet, denn ſie wären in der Himmliſchen Freid."

Vergebens horchen wir nach ihren Schritten, warten vergebens auf ihre Umkehr. Und wie wir ſo horchen, da geht was Sonderbares durch die Luft. Es iſt, als wenn Saiten geſpannt wären über die Höhen von Fels zu Wald und plötzlich fahre eine unſichtbare Hand wild in die Saiten. So ſchrillt es lang getragen und gebrochen ſeltſam durch die Luft, dann iſt Alles ſtill. — Ein paar Spechte ſchießen planlos im Gewipfel um und kreiſchen.

Tief in der Schlucht, wo ein bemooſter Weg gegen das Haus des Firnerhans hinausführt, kamen die zwei jungen Menſchen aus dem Dickicht wieder hervor. Ihre Geſichter waren roſig erblüht, ihre Herzen zitterten leiſe, zitterten ſelig nach, als hätten ſie ihn geſehen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ſeinen Kindern die Freude giebt. Sie ſchwiegen noch immer. Sela ſchlug ihre Augen nieder auf das graue Moos; Erlefried hob das ſeine — feucht und glühend, wie es war — gegen den Himmel und wunderte ſich, daß die Sonne ſchon ſo hoch ſtand und daß ſie heute ſo roth war. Ueber dem Gipfel des Johannesberges lag eine finſtere Wolke, die mit ihren rothbraunen Rändern weit über den Himmel hin und als blauender Schleier an der oberen Trach, wo die Kirche ſtand, in das Thal niederſank.

Als ſie weiter unten in die Lichtung gekommen waren, ſahen ſie, daß die Wolke dicht und ſchwer, ſich ſelbſt beſchattend, aus der Spitze des Johannesberges aufſtieg, als wäre dort ein Vulkan ausgebrochen.

Erlefried wurde blaß. Er ſah auf der Höhe kein Haus.

Einer von Allen, die hinaufgeſtiegen waren zum Berge des Johannes, um die Sonnenwende und das Feuerfeſt zu begehen, iſt zurückgekehrt. Im Erzählen deſſen, was er geſchaut, hat ihn der Wahnſinn erfaßt. Seine Spur iſt bald verloren gegangen.

Erlefried und Sela ſind geflohen, ſo weit ſie ihre Füße haben getragen. Auf fernen Auen, wo kein trüber Rauch die Sonne umhüllte, haben ſie ein neues Leben angefangen.

In einer ſchwülen Sommernacht desſelben Jahres kam vom Niedergange her ein mächtiger Sturm. Er wühlte auf dem Berge die Aſche empor und ſtreute ſie hin über die grünen menſchenleeren Wälder von Trawies.

Ed. Reiſer & M. Wertheimer, Wien.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Hackländer's Ausgewählte Werke.

F. W. Hackländer's
Ausgewählte Werke

in 20 Bänden complet. 310 Bogen.

Geheftet 15 fl. = 30 M.; in 8 Leinenbände eleg. gebunden 20 fl. = 40 M.

Auch in 60 Lieferungen à 25 Kr. = 50 Pf.

Inhalt:

Eugen Stillfried. 3 Bände.
Handel und Wandel. 1 Band.
Soldatenleben. 1 Band.
Europäisches Sclavenleben. Roman. 5 Bände.
Wachtstuben-Abenteuer. 2 Bände.
Namenlose Geschichten. 3 Bände.
Der letzte Bombardier. 3 Bände.
Der Roman meines Lebens. 2 Bände.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Schriften von Julius Verne.

Octav-Ausgaben. Jeder Band geheftet 1 fl. 50 kr. ö. W. = 2 M. 70 Pf.
In eleg. rothen Ganzleinwandband jeder Band 2 fl. ö. W. = 3 M. 50 Pf.

I. **Von der Erde zum Mond.** Directe Fahrt in 97 Stunden 20 Minuten.
II. **Reise um den Mond.** (Fortsetzung des Obigen.)
III. **Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.**
IV. V. **Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer.** 2 Bände.
VI. **Reise um die Erde in 80 Tagen.**
VII. VIII. **Reisen und Abenteuer des Kapitän Hatteras.** 2 Bände.
IX. **Fünf Wochen im Ballon.**
X. **Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.**
XI. XII. XIII. **Die Kinder des Kapitän Grant.** 3 Bände.
XIV. XV. XVI. **Die geheimnißvolle Insel.** 3 Bände.
XVII. XVIII. **Das Land der Pelze.** 2 Bände.
XIX. **Eine schwimmende Stadt. — Die Blokade-Brecher.**
XX. **Eine Idee des Doctor Ox. — Meister Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise. — Eine Mont-Blanc-Besteigung.**
XXI. **Der Chancellor.** Tagebuch des Passagier J. R. Kazallon.
XXII. XXIII. **Der Courier des Czar (Michael Strogoff). — Ein Drama in Mexiko.** 2 Bände.
XXIV. **Schwarz-Indien.**
XXV. XXVI. **Reise durch die Sonnenwelt.** 2 Bände.
XXVII. XXVIII. **Ein Kapitän von fünfzehn Jahren.** 2 Bände.
XXIX. XXX. **Die Entdeckung der Erde.** 2 Bände.
XXXI. **Die fünfhundert Millionen der Begum.**
XXXII. **Die Leiden eines Chinesen in China.**
XXXIII. XXXIV. **Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts.** 2 Bände.
XXXV. XXXVI. **Das Dampfhaus.** 2 Bände.
XXXVII. XXXVIII. **Der Triumph des 19. Jahrhunderts.** 2 Bände.
XXXIX. XL. **Die Jangada.** Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrome. 2 Bände.

Jedes Werk ist einzeln zu haben. Preis jedes Bandes geh. 1 fl. 50 kr. ö. W. = 2 M. 70 Pf.
In eleg. rothen Ganzleinwandband mit Goldtitel 2 fl. ö. W. = 3 M. 50 Pf.
Einbanddecken pro Band 30 kr. ö. W. = 60 Pf.

Julius Verne's Schriften.

Illustrirte Prachi-Ausgaben. Quart.

Collectiv-Titel:

„Bekannte und unbekannte Welten".

I. II. Band. (Vereinigt.) **Von der Erde zum Mond. — Reise um den Mond.**
Mit 80 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 Mark. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 Mark.

III. Band. **Reise nach dem Mittelpunkt der Erde.**
Mit 56 Illustrationen. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

IV. V. Band. (Vereinigt.) **Zwanzigtausend Meilen unter'm Meer.**
Mit 114 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 Mark. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 Mark.

VI. Band. **Reise um die Erde in 80 Tagen.**
Mit 55 Illustrationen. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

VII. VIII. Band. (Vereinigt.) **Reisen und Abenteuer des Kapitän Hatteras.**
Mit 237 Illustrationen. Geh. 5 fl. ö. W. = 9 Mark. Prachteinband 6 fl. 50 kr. ö. W. = 12 Mark.

IX. Band. **Fünf Wochen im Ballon.**
Mit 78 Illustrationen. Geh. 3 fl. ö. W. = 5 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 M. 50 Pf.

X. Band. **Abenteuer von drei Russen und drei Engländern in Süd-Afrika.**
Mit 52 Illustrationen. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

XI. XII. XIII. Band. (Vereinigt.) **Die Kinder des Kapitän Grant.**
Mit 174 Illustrationen. Geheftet 8 fl. 50 kr. ö. W. = 13 M. Prachteinband 8 fl. ö. W. = 15 M.

XIV. XV. XVI. Band. (Vereinigt.) **Die geheimnißvolle Insel.**
Mit 152 Illustrationen. Geheftet 6 fl. 50 kr. ö. W. = 12 Mark. Prachteinband 8 fl. ö. W. = 15 Mark.

XVII. XVIII. Band. (Vereinigt.) **Das Land der Pelze.**
Mit 102 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 Mark. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 Mark.

XIX. Band. **Eine schwimmende Stadt. — Die Eisfahr-Brecher.**
Mit 43 Illustrationen. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

XX. Band. **Eine Idee des Doctor Ox. — Meister Zacharius. — Ein Drama in den Lüften. — Eine Ueberwinterung im Eise — Eine Montblanc-Besteigung.**
Mit 63 Illustr. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

XXI. Band. **Der Chancellor.**
Mit 56 Illustr. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

XXII. XXIII. Band. (Vereinigt.) **Der Courier des Czar (Michael Strogoff). — Ein Drama in Mexiko.**
Mit 90 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 M. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 M.

XXIV. Band. **Schwarz-Indien.**
Mit 43 Illustr. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

XXV. XXVI. Band. (Vereinigt.) **Reise durch die Sonnenwelt.**
Mit 97 Illustrationen. Geh. 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 Mark. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 Mark.

XXVII. XXVIII. Band. (Vereinigt.) **Ein Kapitän von fünfzehn Jahren.**
Mit 90 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 M. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 M.

XXIX. XXX. Band. (Vereinigt.) **Die Entdeckung der Erde.**
Mit 112 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 M. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 M.

XXXI. Band. **Die fünfhundert Millionen der Begum.**
Mit 48 Illustr. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 M. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

XXXII. Band. **Die Leiden eines Chinesen in China.**
Mit 58 Illustr. Geh. 2 fl. 50 kr. ö. W. = 4 Mk. 50 Pf. Prachteinband 4 fl. ö. W. = 7 M. 50 Pf.

XXXIII. XXXIV. Band. (Vereinigt.) **Die großen Seefahrer des 18. Jahrhunderts.**
Mit 103 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 M. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 M.

XXXV. XXXVI. Band. (Vereinigt.) **Das Dampfhaus.**
Mit 99 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 M. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 M.

XXXVII. XXXVIII. Band. (Vereinigt.) **Der Triumph des 19. Jahrhunderts.**
Mit 93 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 Mark. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 Mark.

XXXIX. XL. (Vereinigt.) **Die Jangada. 800 Meilen auf dem Amazonenstrom.**
Mit 97 Illustrationen. Geheftet 4 fl. 50 kr. ö. W. = 8 Mark. Prachteinband 6 fl. ö. W. = 11 Mark.

☞ Jedes Werk ist für sich abgeschlossen und einzeln zu haben. ☜

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

P. K. Rosegger's
Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben.

Inhalt von Band 1 bis 20.

Das Buch der Novellen, 1. 2. 3. Band.
Die Schriften des Waldschulmeisters.
Sonderlinge.
Die Reizier.
Volksleben in Steiermark.
Heidepeter's Gabriel.
Waldheimat. 1. 2. Band.
Feierabende.
Am Wanderstabe meines Lebens.
Sonntagsruhe.
Forstsünden.
Meine Ferien.
Der Gottsucher.
Neue Waldgeschichten.
Das Geschichtenbuch des Wanderers, 1. 2. B.
Bergpredigten.

Bezugsweise:

Complet, 20 Bände, geheftet	Preis fl. 25.—	= M.	50.—
Complet, 20 Bände, gebunden	„ „ 37.—	= „	74.—
In einzelnen Bänden, geheftet	à Band „ 1.25	= „	2.50
In einzelnen Bänden, gebunden	„ „ „ 1.85	= „	3.70
In 160 Lieferungen	à —.25	= „	—.50

Jeder Band wird einzeln abgegeben. Bei Bestellungen einzelner Bände bitten wir stets deren Titel genau anzugeben.

(Band 21.)

Höhenfeuer.

Neue Geschichten aus den Alpen.
Von P. K. Rosegger.

28 Bogen. 8. Geh. fl. 2.— = M. 4.—
Elegant gebunden fl. 2.60 = M. 5.20.

(Band 22.)

Allerhand Leute.

Von
P. K. Rosegger.

19 Bogen 8. Geheftet fl. 2.— = M. 4.—
Elegant gebunden fl. 2.60 = M. 5.20.

(Band 23.)

Jakob der Letzte.

(Band 24.)

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von P. K. Rosegger.

24 Bogen. 8. Geheftet fl. 2.— = M. 4.—. Elegant gebunden fl. 2.60 = M. 5.20.
Die Bände 21 bis 23 sind auch als Lieferungen 101 bis 124 (à 25 kr. = 50 Pf.) von Rosegger's Schriften zu beziehen. 23 Einbanddecken zu Rosegger's Schriften, von denen jede nur den Titel, nicht die Bandzahl auf dem Rücken trägt, kosten pro Decke 40 kr. = 80 Pf.

Jugendschriften.

Waldserien.

Ländliche Geschichten für die Jugend gewählt aus den Schriften von

P. K. Rosegger.

Mit 20 Abbildungen.

17 Bogen Octav. In Farbendruck-Umschlag cartonnirt. Preis fl. 2.20 = M. 4.—. Dasselbe, in elegantem Leinwandband mit elegantem Goldschnitt fl. 2.75 = M. 5.—.

Aus dem Walde.

Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend von

P. K. Rosegger.

Mit 25 Illustr. 2. Auflage.

18 Bogen. Groß Octav. In Farbendruck-Umschlag cartonnirt fl. 2.— = M. 3.60. Dasselbe in elegantem Leinwandband mit Goldschnitt fl. 2.50 = M. 4.50.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Stadtbücherei Helmstedt
ungültig

Peter Mayr.

P. S. Rosegger

55,468

Peter Mayr

der Wirt an der Mahr.

Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit

von

P. K. Rosegger.

Wien. Pest. Leipzig
A. Hartleben's Verlag
1893.

Alle Rechte vorbehalten.

Druckerei „Styria“, Graz.

Seinem Freunde

Peter von Reininghaus

in Dankbarkeit und Liebe

der Verfasser.

Inhalt.

Erſter Teil.

	Seite
Herr, bleib bei uns!	1
Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Napoleon Bonaparte!	6
Sei bereit zum Kampfe!	18
Wir Carl der fünffte von Gotes gnaden	27
Ihr geht zum Sandwirt!	33
Bei dem Faulenzen wird man verdammt müde!	45
Zu gratulieren iſt und ich bekomme zwei Groſchen!	57
Ich muß heim nach Tirol!	68
Wo iſt der Hans?	80
Wer kauft Lämmer?	89
Heut' haben wir Schützentanz	96
Im Himmel leuchts, Tiroler!	114
Pfaff, ich weiß was!	128
Mein Schwert hat ein Kreuz	138
Still ſei, Schurk', der du die Menſchheit verläumdeſt!	149
Um Gotteswillen, Schwager, du bringſt ihn doch mit!	165
Hanai, ein Geheimnis: du haſt mich lieb!	176
Kein Weib wollten ſie nehmen, das gelobten ſie dem himmliſchen Vater	186
Wir brauchen euk nit!	209
Peter, du ſollſt kommen und uns regieren helfen!	909
Wo will das hinaus?	218
Die Neuigkeit wißt ihr nicht?!	228

Zweiter Teil.

	Seite
Unrecht leiden iſt ſündig	239
He da! Wir wirken auch Wunder!	249
Peter, du biſt unſer Vertrau! Verlaß uns nicht!	268
Nun liegt er zum Verſchmachten auf einem kühlen Stein	279
Peter, ich hab' deinen Handſchlag!	290
Mein' Freud' iſt auf der grünen Alm!	300
Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit — ab!	310
An deiner Hausthür kannſt es leſen	318
Foppen, foppen, Bayern foppen!	325
Mahrwirt, ich möcht' nit in deiner Haut ſtecken!	342
Was gibt's denn?	351
Das Kriegsgericht Seiner Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen	356
Ich gehe zum General!	370
O edle Frau, ſeid unſere Fürbitterin!	379
Franzoſengeneral, gib uns unſern Vater!	390
Ich will nicht mein Leben durch eine Lüge erkaufen!	397

Erſter Teil.

Herr, bleib bei uns!

Als in der erſten Zeit dieſes Jahrhunderts unſer deutſches Vaterland zerriſſen und zertreten unter der Gewalt des Korſen lag, da wird wohl mancher Deutſche gegen Süden geblickt haben, wo in der Vorzeit die Helden geſtanden und mit unvergänglichem Ruhme bekränzt gefallen ſind. Vielleicht auch du, mein Leſer, würdeſt als Sohn jener Tage einer von denen geweſen ſein, welche ohnmächtigen Grimmes voll die geſchändete Scholle der Heimat verlaſſen haben, flüchtend unter die heldenreifende Sonne Homers. — Und wenn du gewandert wäreſt gegen die ſonnigen Lande, wo in ewiger Schöne die Roſen und die Palmen ſtehen, ſo hätte dich dein Weg vorher durch eine Gegend geführt, in welcher dein Herz entweder geſchauert vor Grauen oder gebebt vor Wonne. Du wäreſt durch ein Gebirgsland gewandert, wie es herrlicher auf Erden nicht zu finden iſt. Schattendämmernde Engſchluchten, an den ſteilen Hängen Urwaldwüſten, dann ſtillheitere Hochthäler mit blühenden Dörfern, Päſſe mit grünen blumigen Almen, ringsum im

Hintergrunde sich aufbauend eine Felsenwelt mit unerhörten Gebilden und leuchtenden Eisschildern, umbraut von Wolken, umkreist von Adlern. Aus der Eiswelt gehen senkrecht und silberweiß und schweigend die Wasser nieder, aber in den Schründen ihnen nähergekommen sind sie grau wie Kalk und schreien seit unmeßbaren Zeiten ihr furchtbares Lied. Und auch weite, freundliche gesonnte Eilande gibt es und sanftere Berge mit fruchtbaren Triften, tauenden Wäldern und schimmernden Seen, in welchen sich oft an gleicher Stelle der Lorbeer und der Gletscher spiegelt. Wie schon gesagt, ringsum eingefriedet ist dieses Land, und wo aus der weiten Welt Straßen einziehen, da drohen die Lawinen, da rauschen die trotzigen Wasser hervor, als wollten sie die Brücken brechen, zurückstoßen und weit von sich schwemmen alles Fremde, das mit List oder Gewalt Eingang heischt.

Und in dieser gewaltigen Felsenburg lebt ein Volk von Bauern und Hirten, arm doch urkräftig, fromm und heiter, strenge und treu, tapfer und menschlich milde, in patriarchalischer Einfachheit und alter Sitte sich selbst genügend.

Tirol! Das schöne Land Tirol!

In jenen Tagen aber leuchteten die im Morgen- oder Abendgolde erglühenden Eisgipfel des Alpenrundes nieder auf ein geknechtetes Volk. Kühn wie seine Gemsen, seine Adler, stolz auf seine wildherrliche Heimat — und geknechtet!

Zu Innsbruck, im Herzen des Landes saß der Feind. Ein unnatürlicher Feind aus deutschem Bruderstamme, der Bayer. Diesem war im politischen Würfelspiele der Großen und durch den Machtspruch des Gewaltmenschen aus Korsika das Land Tirol zugefallen. Die Tiroler waren nicht befragt

worden, ob es ihnen recht sei, so wollten sie unbefragt eine Antwort geben.

Du, der Wanderer, eilest unter Hindernissen dem Brenner zu, hinter welchem die Lüfte des Südens dich grüßen. Noch ein unheimlicher Weg dem schäumenden, rauschenden Eisack entlang durch endlose Schluchten. Allmählich aber bleiben die Schatten zurück, vor dir liegt im goldenen Sonnenschein ein breites Thal mit zahlreichen Menschenstätten, viele von diesen schon nach italienischer Bauart, dazwischen hin von grauen Steinwällen gartenartig eingefriedet die üppigen Rebengelände. Der Sohn des Nordens sieht das erste Mal den Aprikosenbaum, den schwellenden Pfirsich, im Haine den prangenden Sebenbaum. Auf den hohen, kahlen Bergen jedoch, welche in weiter Runde dieses Thales Hüter sind, liegt der Schnee — und es ist in den Tagen des August.

Mitten im Thale, vertrauend hingeschmiegt an den ungebändigten Fluß, ruht die alte Bischofsstadt Brixen mit ihren zahlreichen Klöstern und Türmen. Stattliche Bauernhöfe besäen die Gegend, auf den Hügeln stehen Schlösser und alte Burgen, in den Schluchten heimliche Klausen, an den Hängen, oft hoch an Bergesbrust, weisen der Wallfahrtskirchen spitze Türmchen himmelan. Von den Bergen eingeengt haben die Bewohner dieses Landes gelernt, an Kirchtürme sich rankend wie die Rebe an den Stab, ihren Blick aufwärts zu richten, und mit dem Blicke ihr Herz. Doch fest auf herbem Boden steht ihr Fuß und ob ihrer himmlischen Seelenheimat vergessen sie nicht dessen, was das Ihre ist auf Erden.

Wenn du von Brixen gegen Süden eine halbe Stunde

lang dahin gewandert bist, so steht rechts an der Straße ein Wirtshaus. Knapp hinter demselben steigt eine rostbraune, schründige Felswand auf, die stellenweise berankt ist mit Immergrün. Ueber der breit sich hinziehenden Wand beginnt der steile Bergwald, der hoch hinansteigt bis zu den Almen des Hilm. Dem Hause gegenüber, links an der Heeresstraße, sind die b[illegible] bewachsenen Ufer des Eisack. Hinter dem Wasser li[illegible] wiesenreiche Thal und jenseits desselben sie[illegible]er Gebirgszug des Plossach. Vor dir, n[illegible]use entfernt, kommt rechter Hand ein [illegible]tlpfend herab, und weiterhin auf der [illegible]rchlein des heiligen Jakobus. Das Haus an [illegible] mit den daneben stehenden Wirtschaftsgebäuden ist im Stile südtirolischer Bauernhäuser gebaut, aus rohen Steinen gemauert, einen Stock hoch, mit einer stattlichen Fensterreihe und Erkern; das halbflache Schindeldach ist mit Steinen beschwert. An der Straßenseite sind zwischen den Fenstern auf der Mauer von unbehilflicher Hand und mit kindlichem Sinne zwei Bilder gemalt; das eine stellt die Mutter Gottes dar, wie sie, die Hände gefaltet auf der Weltkugel stehend, der Schlange den Kopf zertritt; das andere den heiligen Martinus, der auf einem Pferde reitend mit dem Schwert seinen Mantel entzweischneidet, um das losgetrennte Stück einem vor ihm knieenden halbnackten Bettelmann zu schenken. Zur Eingangsthür führen ein paar steinerne Stufen hinan, über dem Eingange in dieses Haus steht der evangelische Spruch: „Herr, bleib bei uns, denn es will Abend werden."

Die Ortschaft heißt An der Mahr.

Warum ich diese Stätte so genau beschreibe? Weil

ich glaube, mein Leser, daß du — nach dem Süden wandernd, um Helden zu suchen — hier Halt machen wirst auf längere Zeit. Ist doch schon die Sonne hinter das Gebirge gesunken, so daß sie dort drüben in der Stadt nur noch die goldenen Turmknäufe des Bischofsdomes bestrahlt.

In diesem Lande, in diesem Thale und endlich mit diesem Hause an der Mahr hat sich einst ein Drama abgespielt, wie es ähnlich selten sich ereignen wird auf Erden. Die Historike haben es gewissenhaft aufgezeichnet in seinen Ursachen, in seinen Wirkungen und in seinen Einzelheiten. Tirol war ein österreichisches Land und hielt treu zum Kaiser. Da kam Napoleon der Eroberer und riß das Land von Oesterreich los, um es unter das ihm botmäßige Bayern zu stellen. Des Bergvolkes alte Sitten und Rechte wollte man brechen, seine Eigenart ihm zerstören. Dagegen haben die Tiroler sich empört. Der Heldenkampf war beispiellos und noch größer als ihr Siegen war ihr Fallen.

Diese Historie hat auch der Dichter gelesen und die Botschaft ist seither in ihm nie mehr verklungen, sie drängte fort und fort nach Ausdruck in einem Liede von dem Heldenkampf der Tiroler. Denn es war nicht ein fluchwürdiger Kampf des Angriffes und der Eroberung, es war ein heiliger Kampf der Vertheidigung des Vaterlandes. Und die Helden desselben besiegten nicht bloß den äußern Feind, sie besiegten auch den innern — sie waren stark und gerecht. Germanischer Reckenhaftigkeit und Treue sind sie ein herrliches Bild, ein Vorbild für alle Zeiten. — Doch siehe, als die Dichtung sich entfalten wollte, stand die Historie ihr im Wege. Die Historie ragte so gewaltig und gebieterisch auf und dabei in ihrem politischen Geiste, in ihrer realen Gliederung so

ungefüg, daß der Poet rathlos vor ihr stand. Endlich kam er mit sich dahin ins reine, daß der Dichter — wie bei allen geschichtlichen Stoffen — die profane Historie vergessen müsse, daß er warten müsse, bis die Geschichte zur Sage geworden, dann sei die Zeit gekommen, sie wieder zur Geschichte zu machen.

Ich erzähle die meine schon heute. Es soll manchmal vorkommen, daß der Dichter bei dem revolutionären Stoff selbst revolutionär wird, Berge versetzt, Zeiten verschiebt, Personen und Ereignisse umstellt. Sollte das — was ich aber schon wegen der Poetenunfehlbarkeit bestreiten müßte — irgendwo auch hier der Fall sein, so bedenke man, daß zu jedem Spiele, also wohl auch zu einem Trauerspiele, die Karten gemischt zu werden pflegen.

Unter den Tirolerhelden hat der Erzähler sich einen ganz besonderen ausgewählt und um denselben andre und andres einfach und einfältig gruppiert, vor allem eingedenk der allgemein menschlichen, der poetischen Wahrheit.

Die Erzählung beginnt zur Zeit, da Tirol zum erstenmal an das Königreich Bayern abgetreten und von diesem besetzt worden war.

Heilig, heilig, heilig ist der Herr Napoleon Bonaparte!

Im Wirtshause an der Mahr um einen großen Tisch sind mehrere Männer versammelt. Auf dem Tische liegt ein wuchtiger Laib Brot mit dem dazugehörigen Schnitt-

messer, daneben steht ein großer Zinnkrug. Jedoch die Männer gehaben sich nicht, als wären sie zusammengekommen zum Essen und Trinken. Lauter markige Bauerngestalten sind es in der malerischen Tracht: kurze braune Joppe mit roten oder grauen Aufschlägen, Knielederhosen, weiße Strümpfe, niedrige Bundschuhe. Ueber dem roten Brustfleck der grüne oder braunlederne Hosenträger und um die Mitte ein breiter Ledergurt. Mehrere haben ihre hohen Spitzhüte mit Schnur und Hahnenfeder auf. Die Gesichter sonngebräunt, knochig, bebartet, die Züge derb, die Augen feurig. Die einen sitzen bekümmert gebeugt, die andern trotzig aufrecht. Ein paar haben kurze Tabakspfeifen in der Hand, vergessen aber, sie zum Munde zu heben, denn lebhaft führen sie ein leises Gespräch, und wer mit dem Munde schweigt, der spricht mit den Augen, mit dem Neigen des Hauptes, mit dem Zucken der Hände; ganz und gar ist jeder bei der Sache, die wohl eine sehr wichtige sein muß.

Während die übrigen saßen, stand einer aufrecht und stützte seine Faust an die Ecke des Tisches. Das war ein schlank, stark und schön gebauter Mensch von etwa vierzig Jahren. Sein Gesicht wies starke Wangenknochen und eine breite Stirn. Ueber dieser hingen quer ein paar rötlichblonde Haarlocken herein bis zu den runden, ziemlich tiefliegenden Augen. In diesen braunen Augen glühte ein sanftes, freundliches Feuer, das aber manchmal plötzlich aufzuckte in greller grünlicher Blitzglut. Die Nase sprang aus dem Stirnwinkel kühn hervor und ging dann in gerader Linie nieder bis zur etwas stumpfen Spitze über dem weichen, nach beiden Seiten hinaus gestrichenen Schnurrbart. Wenn er schwieg, war der Mund fest zusammengekniffen,

wenn er ſprach, ſo ſah man die obere Reihe weißer Zähne. Kinn und Wangen waren glatt raſiert, nur unter den Ohren hatte er zwei Bartflöckchen. Die Züge des ſonnengebräunten Geſichtes waren ſo, daß man immer wieder darauf hinblicken mußte. Sein Anzug unterſchied ſich jetzt von dem der Andern dadurch, daß er keine Joppe anhatte, ſondern in bloßen weiten, aber an den Knöcheln enggebundenen Hemdärmeln war. — Vor uns ſteht Peter Mayr, genannt der Wirt an der Mahr.

„Verſchmäht mir Brot und Wein nicht!“ ſagte nun dieſer Mann mit etwas gedämpfter Stimme zu den andern. „Auf Körperkraft müſſen wir auch denken, die werden wir wohl zu brauchen haben.“

Auf ſolches Wort faßte der älteſte unter den Männern den Brotlaib und das Meſſer, machte mit der Spitze des Werkzeugs das Zeichen des Kreuzes auf das Brot und feierlich, als begehe er eine heilige Handlung, ſchnitt er ein Stück ab.

In demſelben Augenblicke ging die Thür auf, und als ſie ſahen, wer da eintrat, war ihr Erſtaunen groß. — Was ſoll das bedeuten? Iſt jetzt eine Zeit für Faſtnachtsſcherze? Und von einem ſolchen Mann?

Der am Tiſche Aufrechtſtehende that langſam ein paar große Schritte gegen den Eintretenden und fragte: „Herr Pfarrer, wie iſt das zu verſtehen?“

Der Angeſprochene war ein Mann mit rundem Geſichte, klugen Augen, glatten Händen und trug am Leibe die Gewandung eines Hirten. An einem Fuße hatte er grobe, durchlöcherte Beſchuhung, am andern war er barfuß; auf dem Rücken ſchleppte er einen Korb mit Kräutern, daraus

ragte der rostige Stiel einer Pfanne hervor, wie solche Hirten zur Bereitung ihrer Kräutersuppe mit sich zu tragen pflegen. In der Hand hatte er einen langen Gebirgsstock.

Der hastig Eingetretene fragte den Wirt leise: „Ist es bei euch sicher, Peter? Gut, dann schließt die Thür ab."

„Das darf ich ja nicht thun," antwortete der Wirt. „Die Kirche kannst du freilich verschließen, Pfarrer, aber das Wirtshaus muß offen bleiben. Ist was auszumachen, so wollen wir in die obere Stube hinaufgehen. Kommt nur mit, Männer."

Da schritten sie hinaus und stiegen die Holzstufen hinan in das obere Gelaß, wo sich einer um den andern hinsetzte auf die Bank.

„Wie sollen wir das deuten?" fragten sie den Pfarrer.

„So weit ist es gekommen," sagte der Ankömmling und legte geräuschlos seine Sachen ab, „so weit unter dieser welsch-bayrischen Herrschaft, daß euer von Papst und Kaiser aufgestellter Pfarrer vermummt wie ein Schelm muß umherschleichen in seiner Gemeinde. Schaut nur einmal, seit heute morgen bin ich vom Freimaurerpapst zu München meines Amtes entkleidet und soll gehen, um mich vor dem Kreisrichter, diesem saubern Herrn, zu verantworten."

„Gehst du?" fragte einer.

„Fällt mir nicht ein. Der Bayer ist nicht mein Herr."

„Verantworten sagst du? Wofür, Pfarrer?"

„Fürs erste, daß wir in unsrer Kirche am fünfundzwanzigsten Juli das Fest des Apostels Jakobus gefeiert haben."

„Wir ſollen unſern Pfarrpatron nicht mehr verehren?“ brauſten mehrere auf.

„Die Feiertage ſind geſetzlich abgeſchafft,“ fuhr der Pfarrer fort, „auch der Kirchenbeſuch an den Werktagen iſt abgeſchafft. Höret mich nur an. Gerade vor einer Stunde iſt der Klauſen-Oswald nach Brixen getrieben worden, weil ihm die fremden Büttel begegnet ſind, wie er im Sonntagsgewand auf dem Kirchweg iſt. Heute iſt, ihr wiſſet es, der Tag des heiligen Oswald, da hat er zu Ehren ſeines Namensheiligen in der Kirche ein paar Vaterunſer beten wollen. Dafür ſitzt er jetzt im Kotter.“

„Steht es ſo?“ ſagte einer der Männer; er flüſterte es faſt und erhob ſich von ſeiner Bank.

„Es iſt wohl noch mehr,“ fuhr der Prieſter fort. „Männer von der Mahr und von Sankt Jakob und von Schalders, ich ſage es euch: Wenn wieder Winter kommt und die Weihnachtszeit, wird uns Tirolern kein Chriſt mehr geboren werden.“

„Wie iſt das zu verſtehen, Pfarrer?“ fragte der Wirt an der Mahr.

Da antwortete der Pfarrer: „Es darf keine Rorate mehr abgehalten werden im Advente, kein Mitternachtsgottesdienſt mehr in der Chriſtnacht. Wegen der nächtlichen Ruhe und Ordnung, heißt es. Aber ich denke, es iſt was andres, die Heiden fürchten ſich vor chriſtlichen Verſammlungen. Aller Glockenklang iſt verboten, aller Orgelton und aller Freudenſang. Totenſtill muß es werden, nur der bayriſche Adler will kreiſchen auf den Türmen und die Freimaurer werden den Antichriſt predigen und der Bonaparte wird das Jeſukind aus der Krippe reißen und töten

lassen, das ist der neue Herodes. Denn der Napoleon will alleiniger König sein im Himmel und auf Erden. Nur der fünfzehnte August soll der einzige große Festtag sein, an welchem alle Völker des Erdkreises auf ihren Knieen und auf ihren Bäuchen liegen müssen."

„Am fünfzehnten August," sagte einer der Bauern nach. „So hält er wenigstens noch etwas auf Unsre Liebe Frau."

„O mein Rampesbauer!" rief der erregte Pfarrer dem Manne zu, „du glaubst, weil am selben Tage das Fest Maria-Himmelfahrt ist! Das ist vorbei, mein Lieber!"

„Der Herr Bonaparte wird doch nicht mir zu Ehren den fünfzehnten August feiern lassen," versetzte jetzt der Mahrwirt mit einiger Schalkheit. „Ich meine halt, weil das gerade mein Geburtstag ist."

„Am Ende seid ihr Zwillingsbrüder, du und der Napoleon!" lachte der Pfarrer überlaut.

„Dafür bin ich fürs erste um ganze zwei Jahre zu alt," sagte der Mahrwirt.

„Und fürs zweite?"

„Hätte der schon im Mutterleib seinen Bruder umgebracht," setzte der Rampesbauer ein.

Der Pfarrer fuhr fort: „Man kann sich's überhaupt nicht vorstellen, wie dieser Tyrann vom Weibe stammen soll. So gar nichts Mildes und nichts Menschliches ist an ihm. Aber geboren wurde er doch. Leider wurde er geboren, und zwar gerade am Himmelfahrtstage. O freuet euch nur auf den nächsten Himmelfahrtstag, da werden die Glocken läuten im ganzen Land. Die fremden Söldner werden uns in die Kirchen geleiten mit aufgesteckten Bajonetten,

auf dem Opfertiſche wird man katholiſche Chriſten ausplündern und die fromme Gemeinde wird vor ſeinem Bildniſſe ſingen: Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Napoleon Bonaparte!"

Während der Pfarrer im glühenden Zorne alſo geſprochen hatte, waren nach und nach alle aufgeſtanden und unruhig geworden. Nur Peter, der Mahrwirt, hatte ſeinen Gleichmut bewahrt.

„Das iſt übertrieben," ſagte er, „geredet wird gar viel. Bis ſo etwas geſchieht in Tirol, rinnt noch gar viel Waſſer hinab den Eiſack. Das neumodiſche Evangeli wird auch noch ſeinen Herrn finden. Wollen erſt einmal hören, was die Biſchöfe ſagen."

„Die Biſchöfe?" fragte ihn der Pfarrer, „welche Biſchöfe? — Glaubt ihr denn wirklich, ich treibe mich aus Uebermut umher wie ein Schalksnarr? Oder es wäre mir Hirn und Herz in die Stiefel gefallen, daß ich gar nicht mehr wüßte, was zu thun iſt, wo ich Beſchwerde führen und Zuflucht finden könnte? Wiſſet doch: die Biſchöfe ſind abgeſetzt, verfolgt. Auch der unſere zu Brixen hat ſich geſtern ins Gebirge geflüchtet. Werden ſie erwiſcht, ſo geht's ihnen wie dem heiligen Vater, den man in den Kerker geworfen hat."

„Den Papſt?"

„'s iſt ihnen keiner zu hoch und keiner zu gering. Was Prieſter iſt, wird vogelfrei."

„Was thun ſie denn, daß man ſie verfolgt?" rief der Rampesbauer.

„Nicht weil ſie thun, was ſie thun, ſondern weil ſie ſind, was ſie ſind. Darum werden ſie gefangen, wenn nicht

gar hingerichtet. Der Bonaparte thut Märtyrer machen, ich ſage es euch!"

„Was iſt das für eine Zeit!" rief der Rampesbauer und ſchlug die Hände ineinander, „was haben wir angeſtellt, daß uns Gott ſo verlaſſen kann?"

„'s iſt nicht Gott allein, der uns verlaſſen hat!" rief einer.

„Gott und der Kaiſer iſt ja doch unſer Erſtes und Letztes!"

„Haus Oeſterreich allein iſt unſer Schutz und Schirm," ſagte der Pfarrer, „ſo wie Tirol Oeſterreichs Herz und Schild iſt. Das gehört zuſammen, ſolange die Berge ſtehen . . ." Hier zuckte er mit der Stimme ab; erwartungsvoll ſchauten die Männer auf ihn. Der Pfarrer ſagte ganz leiſe, aber mit einer heftigen Handbewegung: „Auf! Auf müſſen wir!"

Der Wirt, der ihm ſtramm gegenüberſtand, entgegnete gelaſſen: „Das meine ich auch."

Nun ſchwiegen ſie und ſtanden finſter da. Der Stanker aus Sarns kauerte auf der Bank, ſtützte ſeine Ellbogen auf den Tiſch und über der Stirn faltete er die Hände. „Haben wir ein ſolches Unglück verdient?" murmelte er dann. „In Fried' und Arbeitſamkeit haben wir gelebt zwiſchen unſeren Bergen, den Reiſenden Gaſtrecht gewährt, den Fremden geachtet, verträgliche Nachbarſchaft gehalten mit den Bayern, mit den Welſchen. Und jetzt ſo ſchreckbar niedergeworfen!"

Jäh brauſte nun der Wirt auf: „Dieſer gottverdammte Preßburger Frieden! Es iſt nicht wahr! Es gilt nicht! Denn die Bayern halten's nicht, was ſie verſprochen, ſie

halten's nicht! Männer, sie halten's nicht. — Ihr kennt die Schrift. Was steht geschrieben? Tirol soll alle Titel und Rechte haben wie bisher, und nicht anders. Den Tirolern wird Glauben und Sitte gewahrt wie bisher, ihre alten Freiheiten bleiben ihnen zu eigen wie bisher, und nicht anders. Die Tiroler marschieren nicht in fremdes Land, sie sollen sein zum Schutze ihres eigenen Landes, und nicht anders. Das, ihr Männer, steht drin, das steht in der Schrift! Erlogen ist es, und erlogen, und dreimal erlogen, was sie haben zugesagt . . ."

Plötzlich brach er ab, sein Auge sprühte fast grünliche Funken, aber sein Antlitz war blaß geworden wie Lehm.

„Wir wissen es wohl," sagte nun ein alter Bauer, „sie wollen uns hündisch machen. Schweifwedeln sollen wir vor ihnen und den österreichischen Bruder in die Waden beißen. Ja, wenn wir dumm genug wären!"

„Und schlecht genug!" setzte der Rampesbauer bei. „Das feige Luder möcht' ich kennen!"

„Unsre Freiheiten und Rechte!" lachte der alte Bauer, nicht einmal unseren Namen haben sie uns gelassen. Wir heißen Südbayern. Es gibt kein Tirol mehr!"

Hierauf sagte der Mahrwirt auf einmal wieder ganz ruhig, fast lässig: „Das wollen wir erst sehen, ob's kein Tirol mehr gibt."

„Und für eine so schandvolle Falschheit verlangen sie von uns Treue!" versetzte der Rampesbauer. „Dieser Frieden gilt nicht. Wir sind kaiserlich."

„Und das bleiben wir!" stimmten die andern bei. Nur der Mahrwirt schwieg, schaute finster auf die Diele nieder,

und nach einer Weile murmelte er's noch einmal: „Das wollen wir sehen, ob's kein Tirol mehr gibt."

Da war es gerade in demselben Augenblicke, daß draußen auf der Straße eine dünne schreiende Stimme daherkam.

„Wer kauft, wer kauft?" rief sie. „Schöne Kruzifixelein und Kelche! Neu und sakermentiert! Der Gnadenchristus aus der Josephikapelle um sechsunddreißig Kreuzer! Um dreißig Kreuzer schlechtes Geld! Christen, wer kauft? Und eine Monstranze, drei güldene Pfunde wiegt sie. Für fünfzig Gulden das Santissimum! Für fünfundvierzig Gulden schlechtes Geld! So viel als geschenkt! Mehr als geschenkt. Um diesen Preis — Gott wie bin ich leichtsinnig! — nur die braven Südbayern, vormals Tiroler, sollen es haben um diesen Preis. Die Bayern nicht! Frankreich und Kompanie auch nicht! Kaufet, Christen, kaufet! Was heute nicht weggeht, kommt morgen in den Schmelztiegel! Sünd' und Schade drum! Und sakermentiert! Wer kauft?"

Ein Jüdlein war's, das des Weges herangehuscht kam, im Arm das dunkelgrüne Bündel, aus welchem zwischen Tuchräydern die Hand eines Kruzifixes, die Zackenspitze einer gothischen Monstranze hervorstanden.

Die Bauern in der Stube schauten zu den Fenstern hinaus und einer von ihnen, der Stauker aus Sarns, ein hagerer, gebückter Mann, dem Haupt und Arme vor Aufregung zitterten, packte den Wirt am Gurte und sprach: „Peter, leih mir einen Stutzen! Diesen Wichtling muß ich niederlegen."

„Den Juden?" fragte der Wirt. „Der thut ja nur,

was ſeines Amtes iſt. Was haben ihm Kruzifix und Monſtranz für Bedeutung? Aber die Bayern mußt niederlegen, Stauker von Sarns. Die Bayern haben Tauf' und Chriſam in der Haut und rauben doch die Kirchen aus; nennen ſich katholiſche Chriſten und verkaufen das Kreuz an den Juden. Die Bayern mußt du niederlegen, Stauker von Sarns!"

Sie gingen hinaus und ſchickten ſich an, dem Jüdlein die Sachen abzunehmen. Dieſes erhob ein klägliches Geſchrei und lief die Straße zurück gegen Sankt Jakob, von woher eine Truppe Soldaten kam.

Der Rampesbauer nickte mit dem Kopf: „Sie ſind ſchon wieder da. Hätte mich wohl gewundert, daß der Jud' in ſolchem Handelsgeſchäft ſich ſo weit vorwagen wollt', aber es iſt halt endlich ſein Meſſias gekommen, der Bonaparte, und der ſchickt ihm zu rechter Zeit die braunhoſeten Schutzengel!"

„Säubere Schutzengel, die anſtatt Flügeln lange Meſſer haben hinter den Schultern!"

„Schockel-Franz, ſolche Red' über heilige Sach' ziemt ſich nicht!" verwies ein alter Bauer den, der das obige Wort geſagt.

„Die Bayern ſind mir keine heilige Sach' und der Jud' auch nicht," entgegnete der Schockel.

„Aber der Schutzengel ſoll dir's ſein, wenn du nicht etwa auch ſchon ein Neugläubiſcher biſt."

Das Jüdlein hatte ſich mittlerweile hinter die Soldaten verſchanzt, welche mit ihm allerlei Geſpötte trieben.

Die Bauern zogen ſich wieder in das Haus zurück, denn es ſollten an dieſem Tage noch wichtige Sachen be-

raten und ein Beſchluß gefaßt werden. Jetzt aber kam bei der hinteren Thür der Meßner von Sankt Jakob hereingeſchlichen. Er hatte gehört, es ſei der Herr Pfarrer im Hauſe. Nach dem Herrn Pfarrer ſei Nachfrage.

„Ich glaub's, daß die Bayern ihm nachfragen," ſagte der Schockel-Franz.

„Nicht die Bayern!" begehrte der Meßner auf, „da möchte ich wohl nicht ſo dumm ſein und ihn ſuchen helfen. Daß ich's ſage: Wallfahrer ſind gekommen. Ihrer etliche Frauenzimmer, vom Puſterthal her, glaube ich. Beſſere Leute müſſen es ſein nach dem Ausſehen. Heute zu Mittag ſind ſie angekommen. Habe ſie in die Kirche gelaſſen, beten fleißig; haben auch ſchon was geopfert, glaube ich. Jetzt wollen ſie halt ihre Sünden ausleeren und morgen, ehe ſie wieder fortmachen, die heilige Meſſe hören und darauf nachher abgeſpeiſt werden. Und iſt kein Pfarrer da, wo ſie ſo weit herkommen. Davor müßt ihr euch bei den Bayern bedanken, habe ich geſagt, daß kein Pfarrer da iſt, habe ich geſagt. Dieſe gottverfluchten Bayern! haben ſie zurückgegeben und die Bayern verfluchen, das wäre keine Sünde nicht."

„Das Fluchen hilft nichts," ſprach der Wirt.

„Aber das Beten hilft halt auch nichts, ſonſt müßt's ſchon anders ſein," verſetzte der Rampesbauer. „Was hilft denn nachher?"

„Das Zuſchlagen," ſagte der Wirt.

„Wenn ich ihnen den Herrn Pfarrer könnt' verſchaffen," fuhr der Meßner fort, „ſo wollten ſie ſchon erkenntlich ſein, haben ſie geſagt. Iſt recht, ſage ich, will ihn ſuchen gehen, vielleicht finde ich ihn. Die Gegend um unſre Kirche herum iſt heute frei von Unfrut, glaub' ich."

„Ich wollt' nicht trauen!" gab der Stanker zu bedenken, „just vorhin ist ein Schwarm Bayern vorübergezogen."

Der Pfarrer ging hervor und erklärte sich bereit, hinaufzusteigen zur Kirche. „Wo christgläubige Seelen die heiligen Gnadenmitteln verlangen, da wird der Priester nicht erst fragen, ob's den Fremden recht ist," sagte er, „allsogleich gehe ich hinauf."

„Und sind sie drinnen, er und die Beichtkinder, dann sperre ich ab," beruhigte der Meßner. „Solange ich vorhanden bin, wird unserm geweihten Herrn nichts geschehen."

„Für alle Fälle," sagte der Wirt, „ist oben auf der Mahralm in der hintern Heuhütte Brot und Speck zu finden; auch zwei Stutzen und ein Horn Pulver."

„Vergelt's Gott!" antwortete der Pfarrer. „Ein wenig Gottvertrauen und viel Pulver, nachher wird alles recht werden." Hierauf ging er in seiner abenteuerlichen Tracht mit dem Meßner davon.

Die übrigen Männer blieben noch beisammen im oberen Gelasse des Mahrwirtshauses und durch ihre Berathungen ging der Grundzug: Gottvertrauen und Pulver.

Sei bereit zum Kampfe!

Als die beiden Männer gegen ihren Pfarrort kamen, schlichen sie von hinterwärts durch den Schachen zur Kirche hin und in die Sakristei, wo der Pfarrer sein Hirtengewand gegen die kirchliche Kleidung vertauschen konnte. Der Meßner spähte ringsum in die Gegend aus und da er nichts Ver-

dächtiges bemerkte, ging er in die Taberne, wo bei Brot und Wein die Wallfahrer harrten, und zeigte ihnen an, daß der Pfarrer bereit wäre, die Beichte abzuhören.

Ein alter Mann und drei stattliche Matronen waren es, die, fern aus dem Pusterthale hergekommen, um frommen Sinnes die Wallfahrt zu verrichten bei dem Bildnisse des heiligen Apostels Jakobus. Sie waren in würdiger dunkler Gewandung mit Bündeln und Pilgerstäben und um ihre knochigen, sonnenverbrannten Hände hatten sie den Rosenkranz gewunden. Zwei der Frauen hatten über das Gesicht lange Schleier, wie Klösterinnen. Der alte Mann hatte bei seiner Ankunft die bestaubten Stiefel zusammengebunden über der Achsel getragen, um in barfußem Wandern Sünden abzubüßen. Sie mußten an Seelenlast schwer aufgepackt haben, denn sie waren gar wortkarg und zerknirscht, und als jetzt die Nachricht kam, der Pfarrer sei schon bereit, schlürften sie noch rasch den Rest ihres Trunkes aus und eilten in die Kirche.

Der Priester saß, immer noch ohne ordentliche Fußbedeckung, mit Chorhemd und Stola am Leibe, im Beichtstuhl, dessen offene Vorderseite durch einen blauen Vorhang verhüllt war, und an dessen beiden Nebenseiten die mit gekreuzten Holzflechten vergitterten Fensterchen waren, durch welche das Beichtkind knieend mit dem Gesalbten, der da drinnen anstatt Gottes saß, verkehren konnte. Der Beichtstuhl war mit mancher Zierat versehen und über demselben, an der Kirchenwand, hing das Bild des heiligen Johannes, der einst von der Prager Brücke gestürzt worden war, weil er das Beichtgeheimnis nicht verraten wollte. Die Kirche atmete ihren kühlenden Weihrauchduft und es dämmerte

schon, so daß man die Altäre und die zahlreichen Bildnisse nur in dunkeln Umrissen sah. Die rote Ampel vor dem Hochaltar flackerte ein wenig, weil draußen sich ein Wind erhoben hatte, der vom Etschlande kam und manchmal jetzt durch eine Fensterfuge winselnd hereinpfiff.

Die vier Wallfahrer gingen, vor lauter Demut fast schleichend, in der Kirche zwischen den Sitzstuhlreihen hin bis an den Beichtstuhl; der alte Mann ließ den Frauen den Vortritt. Während die eine Wallfahrerin schon vor dem Gitterfensterchen kniete, flüsterten die übrigen miteinander, als machten sie ihre Bemerkungen über die reiche und kunstvolle Ausstattung der Kirche, über die Darstellungen aus der heiligen Geschichte, die, wenn auch nicht mehr deutlich gesehen, doch immerhin die Bewunderung der Wallfahrer erregen mochten.

Das erste der Beichtkinder war ohne weiteres absolviert worden; es ging mit langsamen Schritten hinweg und kniete nieder vor dem Hochaltare, um im Stande der Gnade nun andächtig zu beten. Beim zweiten Beichtkinde wurde der Beichtvater laut; seine Worte waren weiterhin zu verstehen. — „Ich kann dich nur absolvieren, wenn du als Tiroler den heiligen Glauben hältst, wie es unsre Vorfahren immer gethan haben im Lande Tirol!“ Die Beichtende gab das Versprechen, erhielt den Segen und kniete dann ebenfalls hin vor den Altar.

Ungewöhnlicher ging es beim dritten Beichtkinde her. Da sagte der Pfarrer ein- um das andremal: „Du mußt lauter sprechen, ich verstehe dich nicht.“

Hierauf sprach die Beichtende freilich so laut, daß es auch die andern hören konnten: „Aber mein Gewissen,

Hochwürden! Wie soll ich mich denn zurechtfinden? Die Oesterreicher haben Frieden gemacht und das Tirolerland an Bayern abgetreten und der König von Bayern ist jetzt unsre von Gott eingesetzte Obrigkeit. Und in Tirol heißt's, wir sollen gegen die Bayern aufstehen und sie aus dem Lande vertreiben. Und jetzt sagt mir mein Gewissen: das ist Empörung, der von Gottes und Gesetzes wegen aufgestellten Obrigkeit sollst du unterthan sein. Jetzt, Euer Hochwürden, wie soll ich das halten?"

Darauf antwortete der Priester dann auch so verständlich: „Als die Pharisäer den Herrn versuchten, fragend, ob sie dem Kaiser die Steuer zu zahlen hätten oder nicht, antwortete er: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist. Ist da von einem Könige die Rede? Nein, nur von Kaiser und Gott. Auch in unserem Falle ist die Sache so sonnenklar, daß ein Zweifel dran schon an Gottlosigkeit [illegible]. Der von Gottes [illegible] aufgestellten Obrig[illegible] sein. [illegible] wer aber ist die [illegible] katholische Christen aufgestellte Obrig[illegible] durch den gottlosen Empörer Bonaparte [illegible] Bayernkönig? Nein, es ist Seine [illegible]sche Majestät, des heiligen römischen Reiches Kaiser. Oder wem hast du den Eid geschworen? Dem Bayernkönig? Nein, dem hast du nicht geschworen. Und hättest du es thun müssen, so wäre es ein erzwungener Eid gewesen, und ein solcher gilt nicht vor Gott und gilt nicht vor dem irdischen Gesetz. Den Eid hingegen hast du geschworen bei der heiligen Taufe der katholischen Kirche, die nun von den Bayern verfolgt wird, den Eid hast du wie deine Vorfahren geschworen deinem rechtmäßigen Landesherrn, dem

Kaiser Franz. Was uns Tiroler jetzt von ihm trennt, ist nicht die freie Entschließung, sondern die Gewalt. Wenn der Räuber dir die Herde aus dem Stalle führt, gehört sie deshalb schon ihm? Nimmermehr, sie gehört dein und deine Sache ist es, sie mit Gewalt wieder zurückzunehmen. Ich sage dir: sei bereit zum Kampfe!"

Darauf entgegnete das Beichtkind völlig verzagt: „Ich verstehe es wohl, ich verstehe es, aber wir sind ganz ohnmächtig. Das kleine arme Tirol kann den allmächtigen Franzosen und allen andern großen Völkern, die mit ihm vereinigt sind, nicht widerstehen. Es ist ja lächerlich, wir werden zertreten wie ein Wurm."

„O kleingläubiger Christ!" rief der Beichtvater. „Also kleinmüthig sind auch die Jünger gewesen auf dem Schifflein Petri, als der Sturm war; aber der Herr hat dem Meere geboten. [illegible] dürfen wir die Hände nicht in den Schoß legen. Hilf [illegible] selbst, so hilft dir [illegible]"

„Es [illegible] alles recht, [illegible]

„We[illegible] bist eins und redest [illegible] sagte der [illegible] und setzte leise bei. [illegible] bereitet und wir sind nicht allein. [illegible] Troste, Oesterreich ist mit uns. Der Kaiser Fra[illegible] sagen lassen, wir wären seine lieben Tiroler und würden es bleiben. Kommt's zum Kampf, so wird er da sein. Der Erzherzog Johann ist schon im Anzug mit einer großen Armee; es ist alles verabredet, sobald das Zeichen gegeben wird, geht's los. Da wird jeder Tiroler zum Stutzen greifen und zum Messer. Gott selbst hat uns das Bergland Tirol gebaut als eine unüberwindliche Feste, und wer in diesem heiligen Kampf für Gott, Kaiser und Vaterland

fällt, der kommt vom Mund auf in den Himmel. Weib, wenn du einen Gatten hast, oder Kinder, oder andre, mit denen du schaffen kannst, schicke sie in den Kampf, der Herr wird mit ihnen sein. Geh selber mit, trage ihnen Erfrischung zu, lade die Gewehre, rolle Steine nieder von den Bergen auf die Heeresstraße, wo der Feind marschirt. Keiner und keine bleibe daheim, dieser Streit ist verdienstlicher als alle Wallfahrt und alle Buße. Wer in diesem Streite steht, der hat keine Sünde mehr. Weib, du kniest jetzt als arme Sünderin vor dem Priester und der spricht zu dir im Namen Gottes: Keine andre Buße und Genugthuung als die: sei bereit zum heiligen Kampfe!"

Als der Beichtvater so gesprochen, stand das Beichtkind rasch auf und gleichzeitig erhoben sich auch jene am Altar, kamen herbei und sagten: „Wir haben es gehört. Selbst der Beichtstuhl wird benützt zur Volksaufwiegelung. Was soll es weiter, wir führen den Befehl aus."

Der Pfarrer war nicht wenig überrascht, als er anstatt der Matronen drei wohlgerüstete feindliche Häscher vor sich stehen sah, welche die Vermummung von sich geworfen hatten und nun den Priester aus dem Beichtstuhl rissen.

„Pfaffe, du bist uns in die Falle gegangen!" lachten sie und banden seine Hände, „du sollst es wohl natürlich finden, wenn man dich und deinesgleichen erschießen wird!"

„Ich finde es ganz natürlich," gab der Pfarrer ruhig zur Antwort. „Und ihr müßtet es wohl natürlich finden, wenn wir katholische Priester gegen eine Gewaltherrschaft protestieren, die das christliche Gewissen so grob beleidigt, der nichts und gar nichts mehr heilig ist, die ihre Spione frevlerisch in Kirche und Beichtstuhl schickt, um die Diener

des Herrn zu belauern. Erschießet mich nur. Ihr ohnmächtigen Kriegsknechte, die ihr nur den Leib töten könnt, der Geist wird euch doch besiegen, ich sage es euch."

„Wir werden dich vor den Richter bringen," sagte nun das alte Männlein, „dort wirst du uns alles erzählen, was du von den Vorbereitungen zum Aufstande, von den Oesterreichern und dem Erzherzog Johann weißt."

Auf solches Wort hatte der Pfarrer nichts als ein mitleidiges Lächeln.

„Du wirst scharf befragt werden, Schwarzer!" sagte einer der Häscher.

„Ich kann mir's denken," gab der Priester gleichmütig zur Antwort.

„Lasset das," versetzte nun wieder der Greis. „Der Mann that, was seines Amtes war. In der Kirche, im Beichtstuhl darf er nicht anders sprechen, die fanatischen Tiroler selbst würden ihn steinigen. Außerhalb seines Amtes ist es anders, da ist er Mensch und Staatsbürger, der auch seinen und seines Landes greifbaren Vorteil nicht unterschätzen wird. Unser Herr ist nicht bloß mächtig, er ist auch gütig und großmütig. Der geplante Hochverrat muß aufgedeckt werden. Und der Seelsorger kann seiner Gemeinde keinen christlicheren Dienst erweisen, als wenn er ein Verbrechen vereitelt, das sie im Begriffe ist zu begehen."

Nun hob der Pfarrer erregt die gebundenen Arme gegen den Sprecher und schrie: „Beschimpfe mich nicht! Ich bin ein Tiroler und ihr sollet noch erfahren, was das heißt."

Auf dem Turme schlug die Glocke an in heftigen, unregelmäßigen Schlägen. Der Meßner hatte die Gefahr bemerkt und läutete Sturm. Als die Häscher mit ihrem

Fang zur Kirche hinaus wollten, war das Thor verschlossen. Draußen tobte der Lärm nahender Bauern, denen der Meßner vom Turme herab mittheilte, daß der Pfarrer von Spionen gefangen sei und daß mitsammt dem Pfarrer auch diese in der Kirche glücklich gefangen seien.

Drang ein wildbärtiger Bursche vor und führte mit seinem Knüttel einen Schlag gegen das Kirchenthor. Der Schlag wurde von innen heftig erwidert. Das Thor gab seiner Seite nach und nun entspann sich folgende Verhandlung.

„Macht auf, im Namen des Königs!“ schrieen sie drinnen.

„Aufmachen? Das werden wir schon gewiß nicht thun,“ agten sie draußen.

„Wenn ihr nicht öffnet, so machen wir euern Pfarrer auf der Stelle kalt,“ schrieen sie drinnen.

„Dann werdet ihr die warme Sonne nimmer sehen,“ agten sie draußen. „Wohlfeil geben wir unsern Pfarrer nicht.“

Als die Häscher merkten, es wären ihrer draußen viele und die Gefahr nicht gering, riefen sie: „Wenn ihr das Thor öffnet und ruhig eures Weges geht, so soll der Pfarrer lieber euer sein.“

Und von draußen: „Wir glauben euch nichts. Wer vermaschkeriert wie ein Komödiant in Häuser und Kirchen einschleicht und in Altweiberkittel kriecht, um ehrliche Leut' zu überlisten, das ist ein Schelm und dem glaubt man nichts.“

Hierauf von drinnen: „Das wäre auch was Neues, wenn der Tiroler keinen Spaß verstünd'! Machet nur auf, wir gehen als gute Freunde auseinander.“

Und nun rief von innen der Pfarrer: „Machet nicht auf, Leute, sie haben Waffen und würden euch nieder-

machen. Mir kommt bei dieser Zeit das Sterben nicht sauer an und meine Haut ist jetzt vier Feinde wert."

„Wir werden ihm das Sterben schon sauer machen," setzte drinnen einer der Häscher bei.

„Thut es nur," rief einer von draußen, „wie ihr ihm, so wir euch!"

Mittlerweile hatte der Meßner vom Turmfenster den Schlüssel herabgeworfen. Während einer der Bauern den Schlüssel ins Loch steckte, stellten sich die andern sechs oder sieben mit ihren Knitteln und Hacken hart an die Thür, um sofort einzudringen, die Feinde niederzumachen und den Pfarrer zu befreien. In demselben Augenblick knallte ein Schuß und der bärtige Bauernbursche sank lautlos nieder an der Kirchenwand.

Vom Thale herauf rückten Truppen, da meinten die Bauern, sie wollten sich auf etwas Besseres sparen, als hier niedergepfeffert zu werden, und der Pfarrer hätte doch nichts davon. Sie eilten hinterwärts der Kirche den Berg hinan, nachdem einer noch den Kirchenschlüssel aus dem Schloß gerissen und zu sich gesteckt hatte. Die anrückenden Soldaten schleuderten den Toten beiseite, brachen das Thor auf unter dem Jubel der „frommen Wallfahrer" drinnen, und der würdige Pfarrer, zu halb noch im Hirtenkleide und zu halb im kirchlichen Gewand, wurde davongeschleppt und entgegengeführt dem Gerichte. Der Meßner blickte vom Turmfenster aus dem Zuge nach, dann hub er an zu läuten, als ob es ein Leichenzug wäre . . . .

Wir Carl der fünffte von Gotes gnaden ...

Im Wirtshause an der Mahr war Sonntagsruhe. Peter war nicht mit den andern hinaufgestiegen in das Gebirge, wo in einer versteckten Felsschlucht auf Scheiben geschossen wurde. Jung und alt wollte sich im Schießen üben, allein das war schwer verboten, die Bayern hatten alle Schießstände aufgehoben im Eisackthale und weiter um, hatten alle Schießgewehre weggenommen, die sie an den tirolischen Jägern und in den Häusern gefunden. Was sich aber in den schwer zugänglichen Gebirgswinkeln barg und vorbereitete, das sahen, hörten und ahnten sie nicht.

Peter, der Mahrwirt, brauchte sich im Schießen nicht erst zu üben. Also war er nach dem Nachmittagsgottesdienste heimgegangen in sein Haus und hatte sich dort auf die Familienstube zurückgezogen im ersten Stock. Das Wirtszimmer konnte wohl eine Kellnerin besorgen; der gewöhnliche Straßenverkehr hatte abgenommen, seit es wieder so unruhig ward im Lande.

Draußen sauste ein Gewitterregen nieder. Peter hatte ein viereckiges Kistchen hervorgeholt, stellte es auf den Tisch, setzte sich davor in seinen ledernen Lehnstuhl und sagte mit jenem Tone des Behagens: „Endlich kann man wieder einmal daheim sein. In solchen Zeiten gehört der Mann kaum mehr der Familie, noch weniger sich selber.“

„Ich merke es wohl,“ antwortete sein Weib, das nicht weit von ihm saß und ein Knäblein auf dem Schoß hatte. Es war ein schönes, blondes, noch jugendliches Weib; ihr blondes Gesicht neigte sie nieder auf den Kleinen, ein Menschen-

knöſplein, das gerade im Einſchlummern war. Um ihr Haupt hatte ſie einen geflochtenen Haarkranz ſchlicht geſchlungen. Das einfache Hausgewand, welches ſie anhatte, gewann Licht und Blüte durch ein Buſentuch aus roter Wolle, welches ſie nur an Sonntagen zu tragen pflegte. Zu Füßen der Mutter ſaß ein kleines Mädchen, aus deſſen Blauänglein lauter Träumerei und Sanftmut ſchaute. Es ſaß ruhig da und betrachtete ein Sträußlein von blauen Blumen, die es im Händchen hatte und über welches ein braunes Käferlein lief. Weiterhin auf den weißgeſcheuerten Dielen hockte ein größerer Knabe, eben beſchäftigt, mit Holzſtücken und Schulbüchern eine Feſtung zu bauen. Dieſer blickte auf den Vater hin, und als er ſah, daß derſelbe ſich ein wenig in ſeinen Seſſel zurückgelehnt, fragte er: „Willſt du ſchlafen, Vater, ſo werde ich hinausgehen?“

„Bleib, Hans, und baue weiter an deiner Zwingburg,“ verſetzte Peter, denn er war froh, endlich wieder einmal alle beiſammen zu haben. Wer weiß, wie bald es anders wird. Er lehnte ſich mit geſchloſſenen Augen ein wenig zurück, weil ſein Weib mit ihren Fingern ſanft ſein Haar ſtreichelte, als wollte ſie den Alten einſchläfern, wie ſie es dem Jungen gethan hatte.

Peter hob aber ein bißchen ſein Augenlid und ſagte zu ſeinem Weibe: „Nun, Notburga, wie denkſt du über einen ſolchen Mann? Sollte Kugeln gießen und läßt ſich das Haar ſtrählen wie ein Frauenzimmer.“

„Gönne dir das biſſel Ruhe, Peter,“ antwortete ſie, ohne weiter auf den Scherz einzugehen, „es iſt ja ohnehin ſo ſelten, daß wir dich haben.“

„Von Samſon ſteht zu leſen, daß ſeine Schwäche im

Haar gelegen ist," sagte er und richtete sich auf. Dem Knaben schaute er nun zu bei seinem Festungsbau. Als Hans damit fertig war, und die Bücher und Holze als Mauern zwei- und dreifach dastanden, umgeben von Schanzen und Türmen, stellte er auf die Mauern eine Reihe grauer Steinchen, das waren die Knappen; hinter diesen auf höhern Zinnen eine Reihe weißer Kiesel, das waren die Ritter. In eine Ecke der Festung that er ein glänzendes Stück Küchenruß, das vom Rauchfang herabgefallen war, solches stellte den Burgkaplan dar. Und mitten in die Burg legte der Erbauer eine Pflaume hinein.

„Was soll denn die vorstellen?" fragte der Vater.

„Das ist die Katharina," antwortete der Knabe.

„Wohl vom Herzen kindisch ist er noch," lachte die Mutter.

„Gottlob!" sagte Peter. „Wer lange Kind bleibt, bleibt auch lange Mann. — Nur möchte ich wissen," wandte er sich an den Knaben, „was die Katharina in der Festung zu thun hat."

„Die Katharina Maultasche hat ja in der Burg Tirol gewohnt," antwortete Hans. „Und unser Lehrer hat erzählt, die Bayern hätten sich dazumal Tirol von Oesterreich mit Geld abkaufen lassen. Nachher hat sie's aber gereut und haben das Land wieder zurückhaben wollen. Aber die Katharina hat gesagt: Wer uns für Geld verkauft, der soll die Schläge umsonst haben. Dann hat sie dreingeschlagen und ist österreichisch geblieben."

„Siehst du," sagte Peter leise zu seinem Weibe, „im Spiel ist Wahrheit."

„Nur wird das alte Schloß Tirol nicht mit Schulbüchern erbaut worden sein," meinte Frau Notburga. „Ich denke, Hans, du wirst die Mauern wieder abtragen und aus den Bausteinen deine Schulaufgaben lernen."

Der Knabe machte ein mißmutiges Gesicht. Das Auswendiglernen des Katechismus war so wenig nach seinem Sinn, wie das Sitzen in der Schulbank. Mit hilfesuchenden Augen schaute er auf den Vater hin.

„Ja, ich kann dir aber auch nicht helfen," sagte Peter, „der Mensch ist ein Soldat und der Soldat muß exerzieren. Nicht allein mit Säbel und Gewehr, auch mit Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Bayern und Franzosen wären uns vielleicht nie hereingekommen ins Land, wenn sie nicht besser lesen, schreiben und rechnen könnten, als wir Tiroler. Es stimmt gar nicht so schlecht, wenn man sagt, die Festungen müssen wir mit Schulbüchern aufführen."

Der Knabe nahm eines der Bücher und ging ans Fenster, wo er sich anschickte, seine Aufgabe zu machen. Peter öffnete sein Kästchen. Das war klein, aber aus braunem Holze fest gefügt, hatte ein Stahlschloß und war an den Ecken zierlich mit Messing beschlagen. Es waren Schriften drin, in welchen der Mahrwirt nun anhub zu kramen. Ein vergilbtes Blatt nahm er zuerst hervor, entfaltete es und begann bei sich halblaut zu sagen: „Unter freiem Himmel ein freies Haus. Nicht Feste und doch Burg! die Dachtraufe des Hofes Wall und Graben, den kein Fremder bewaffnet überschreiten darf ...."

„Was liest du dort, Peter?" fragte Frau Notburga.

„Das ist der Ehehaft-Taidling-Brief von meinem Heimatshause, dem Kohlhof auf dem Ritten," antwortete

Peter. „Mein liebes Weib, in Tirol war einmal eine andre Zeit, als heute.“ Er nahm einen zweiten Bogen hervor: „Hier iſt der Adelsbrief derer von Mayr. Er wurde uns ausgeſtellt von Kaiſer Karl dem Fünften, im Jahre 1555, Hans, komm einmal her, kleiner Bauerngraf du! Hier iſt unſer Wappen: Ein Löwe mit der Hellebarde.“

Und in der That war dem Kleinen dieſe Sache von größerem Intereſſe als ſein Schulbuch, er begann den Adelsbrief zu leſen: „Wir Carl der fünffte von Gotes gnaden Römiſcher Kayſer, zu allen Zeiten merer des Reichs, Kinig zu Germanien, zu Hiſpanien, baider Sicilien, Jeruſalem, Hungern ꝛc. — Bekhennen offentlich mit dieſem Brief vnd thuen khund allermeniglich: Wiewol wir aller und jeglicher vnſerer vnd des heiligen Reichs Vndterthanen vnd getreuen Ehre, nuz vnd beſtes zu betrachten vnd zu fürdern genaigt, So ſein wir doch mer bewegt zu denen, die ſich gegen vns vnd dem heiligen Reiche in getreuern, willigern gehorſam halten vnd beweiſen, ſy mit vnſeren Kayſerlichen gnaden zu begaben vnd zu fürſehen; wenn wir nun goettlich angeſehen vnd betracht, ſollich Erbarkhait, Redlichkheit, guet Sitten, tugend vnd vernunfft, damit vnſere vnd des Reichs lieben getreuen Hanns, Melchior vnd Caſpar die Mayr Gebrüder, vor vnſerer Kayſerlichen Majeſtat berüembt werden, ... darumb ſo haben wir mit wohlbedachtem Muet, guetem Rath vnd rechtem wiſſen den ... Mayrn Ihren Elichen Leibs Erben vnd derſelben Erbens Erben, für vnd für ewige Zeiten dies Wappen Clainot verliehen ...“

Die Augen des kleinen Hans leuchteten, als er ſolches verſtändig las, aber auch die des Wahrwirts ſchauten nicht ſchläfrig, als er ſeine Hand nun auf die Achſel des Sohnes legte.

„Jetzt will ich's doch gleich in der Schule dem Lehrer sagen, daß wir von Adel sind!" rief der Kleine.

„Nein, Hans," lachte Peter, „das brauchst du nicht zu sagen — bloß zu beweisen. Und jetzt kannst du wieder zu deinem Buche gehen."

Der Knabe nahm sein Buch und ging hinaus.

Der Mahrwirt hob ein weiteres Blatt aus dem Kästlein. „Notburga," sagte er, selbes seinem Weibe hinhaltend, „kennst du das? — Das ist die schwere Kette, unter der wir zwei gar so hart keuchen," setzte er schalkhaft hinzu, denn es war der Eheschein des Peter Mayr, dazumal Besitzers des Wirtshauses zum weißen Kreuz bei Klausen, und der Notburga Fuchs, eheleiblichen Tochter des kunstreichen Herrn Franz Fuchs, Orgelmachers und Organisten zu Gries.

Als Peter das Blatt umwendete, sagte er: „Mein Gut ist dein Gut."

„Das brauche ich ja nicht alles zu wissen," entgegnete Frau Notburga.

„Du sollst es nicht vergessen," versetzte Peter, weitere Papiere aus dem Kästlein hebend. „Dahier ist der Kaufbrief von unserm Mahrwirtshause. Es ist bis auf den letzten Heller bezahlt. Dahier ist eine Schuld von sechsundzwanzig Gulden an den Pferdehändler Kilian. Er ist in Welschland verstorben, seine Erben weiß ich nicht, aber wenn sie vorkommen, so gebührt ihnen das Geld. Es ist der Rest für ein gekauftes Pferd, welches den Dampf gehabt hat. Wenn der Dampf in Jahresfrist gut wird, habe ich sechsundzwanzig Gulden nachzuzahlen versprochen. Sonst ist keine Schuld."

„Warum kommst denn auf solche Sachen, Peter?" fragte ihn Frau Notburga.

„Weil es gut ist, Weib, wenn du von allem weißt. Die Zeiten sind unsicher. Und da mußt du auch noch herschauen.“ Er nahm ein flaches Ledertäschchen, schlug es auf, und da drin lag eine Tausendguldennote. „Das ist der Notpfennig. Ich will das Täschlein unter einer Dachschindel verstecken und du sollst dabei sein. Das Kästel mit den Papieren werden wir draußen an der Felswand vermauern.“

„Um Gotteswillen, Mann, steht es denn so schlimm?“ fragte erschrocken Frau Notburga.

Peter legte seinen Finger an den Mund und sagte leise: „Vor dem Eheweib machen wir kein Geheimnis mehr. Wir sind bereit, warten nur noch auf einige Botschaften.“

Sie schwieg. Draußen im Bodengelasse war plötzlich ein greller, kurzgebrochener Schrei. Frau Notburga legte das schlummernde Kind in das Bett und ging hinaus. Hanai die Magd stand da und lachte. „Wie ich aber jetzt erschrocken bin!“ rief sie lachend und wies mit beiden Zeigefingern gegen den dunklen Wandwinkel hin. Dort stand, auf einen langen Feuerhaken gestützt, starr und stramm eine Gestalt, welche von den scharfen Augen der Frau Notburga bald erkannt war als der Knabe.

„Was bedeutet das, Hans?“ fragte sie scharf.

Hans gab zur Antwort: „Der Löwe mit der Hellebarde.“

Ihr geht zum Sandwirt!

In denselben Tagen war es, daß eines Abends vor dem Wirtshause an der Mahr neben der Holzplanke, wo die Pferde angehängt zu werden pflegten, ein fremder junger

Menſch ſaß. Er hatte graue, ſtaubige Kleider an und über der Schulter ein Lederläſchchen hängen; die Stiefel machten bei den Zehen ihre Schnäbel auf, wie zwei hungrige Krokodile. Das Geſicht war blaß und eingefallen, den üppigen braunen Haaren und dem Schnurrbärtchen ſah man an, daß ſie gepflegt wurden. Der Fremde ſaß zuſammengekauert auf einem Stein an der Mauer und ſchien ſehr erſchöpft zu ſein.

Die Kellnerin kam heraus und fragte ihn, was er ſchaffe.

Der junge Menſch ſchüttelte müde ſein Haupt — er ſchaffe nichts.

Als ſpäter der Wirt das Hausthor ſchloß, ſaß der Fremde noch immer da. Alſo ging Peter mit der Latekne zu ihm und fragte: „Was iſt's denn mit Euch? Da könnt Ihr doch nicht ſitzen bleiben über Nacht."

Der Fremde war bei dieſer Anrede aus dem Halbſchlummer aufgefahren und ſchaute betroffen auf den Mann, der ihn von dieſer Ruheſtätte verſcheuchen wollte.

„Seid Ihr krank?" fragte ihn der Wirt.

Der Fremde ſchüttelte das Haupt.

„Warum geht Ihr nicht ins Haus? Wir haben ja Betten. Und ſolltet auch was eſſen."

„Ich danke," antwortete der junge Menſch. „Ich kann wohl auch im Freien ſchlafen."

„Im Freien? Es iſt jetzt nicht geſund im Freien, und Ihr ſcheint mir nicht der Stärkſten einer zu ſein. Geht nur mit ins Haus."

Nach einigem Zögern geſtand der Fremde, er hätte nicht viel Geld bei ſich. Da lachte der Wirt, nahm ihn am Arm und führte ihn in die Stube. Dort ließ er ihm etwas zu eſſen und zu trinken vorſetzen; der Gaſt genoß nur wenige

Bissen und dabei fielen ihm schier die Augen zu. Peter brachte ihn in eine kühle Dachkammer, wo ein reines, hochgeschichtetes Bett stand, stellte dort die Kerze auf den Tisch und sagte: „Ruhet Euch nur aus. Gute Nacht.“

Am nächsten Morgen, als der Fremde gefragt wurde, was er zum Frühstück wünsche, begehrte er allein mit dem Wirte sprechen zu können. Er sah heute viel frischer aus als gestern und sagte, als er vor dem Mahrwirte stand: „Geruht hätte ich sehr gut und möchte mich nun wieder auf die Wander machen, aber in einer Verlegenheit bin ich. Bezahlen kann ich jetzt nicht.“

Peter hielt seine Arme über die Brust gekreuzt, wie er gerne that, schaute fast ernsthaft auf den jungen Mann und sagte hernach: „Was glaubt Ihr denn eigentlich von mir? — Um Gottes willen, ist denn das ein Spottwort? Wenn heute der Herr Jesus bei mir einkehrt, daß er sich in der Pilgerfahrt auf Erden ein wenig labe und ausruhe in meinem Haus: wird er beim Fortgehen in seinen Hosensack greifen, den Geldbeutel herausziehen und fragen: Wirt, was bin ich schuldig? Und werde ich mir fünf bayrische Groschen vorzählen lassen? — Seid nicht kindisch.“

Antwortete der Fremde nicht ohne Schalkheit: „Ich bin halt nicht der Herr Jesus und Ihr seid ein Wirt an der Straßen, wo man gewöhnlich alles eher bekommen kann, als eine geschenkte Zeche.“

„Woher und wohin denn die Reise, wenn man fragen darf?“

Der junge Reisende zuckte die Achseln: „Mir geht's halt auch nicht viel besser wie vielen andern.“

„Setzt Euch nur noch einmal nieder und erzählt mir Euer Anliegen. Ich glaube nicht, daß Ihr auf einer Vergnügungsreise seid.“

„Das wahrlich nicht. Mein Name ist Joseph Dörninger, bin ein Student aus Innsbruck. Mein Vater, ein Bürger dort, hat mit den Franzosen Händel gehabt; darauf hat der General Dittfurt unser Vermögen eingezogen, so daß ich meine Studien nicht mehr fortsetzen kann. Meinen Vater wollten sie hängen, aber fast vom Stricke weg hat ihn der Bauer Speckbacher entführt. Jetzt sind sie alle, auch eine Mutter habe ich noch und drei Geschwister, ins hintere Pitzthal geflohen. Ich will ihnen nach.“

„Das ist aber nicht der Weg in das hintere Pitzthal,“ bemerkte der Wirt.

„Ich will jetzt nach Bozen.“

„Was wollt Ihr denn in Bozen?“

Nun zögerte der junge Mann mit der Antwort.

„Ihr wollt mit der Sprache nicht heraus,“ sagte Peter, „da kann ich mir's schon denken. Ihr geht zum Sandwirt!“

Dörninger langte schweigend nach des Wirtes Hand; dieser reichte die Rechte hin und achtete auf die Lage des Mittelfingers. Die beiden Tiroler schauten sich fest ins Auge und verstanden sich.

„Der Sandwirt ist jetzt in Bozen, das hat mir Freund Eisenstecker geschrieben,“ sagte der Mahrwirt. „In Bereitschaft wäre alles, aber die Stunde ist noch nicht gekommen. Bleib ein paar Tage bei mir, daß du dich stärkest. Dann sollst du von hier Botschaften mitnehmen für den Hofer. Und nun wollen wir miteinander frühstücken.“

Und Joseph Dörninger, der verſprengte Student, blieb etliche Tage im Wirtshauſe an der Mahr. Die beiden Männer waren, wenn auch unauffälligerweiſe, viel beiſammen, und es war bald, als hätten ſie ſich lieb gewonnen. Manche Stunde auch ſaßen ſie hinter verſchloſſener Thür und beredeten vieles. Dörninger hatte ſich von ſeiner beſchwerlichen Flucht über das Pfitſchergebirge bald ganz erholt und nun zeigte es ſich, daß er ein hübſcher Junge war. Eines Morgens rief er die Magd Hanai und fragte, wo ſeine Stiefel wären.

„Der Schuſter verklenkt ihnen die Mäuler," antwortete die Magd, „und ich habe Auftrag, daß ich an Euren Strümpfen dasſelbe thu'. Und die Frau hat geſagt, Ihr ſollet dem Wirt ſein Gewand anlegen, daß man Eures derweil wieder feſtmachen kann." Damit raffte ſie die Kleider zuſammen, ſoweit ſie nicht ſchon an ſeinem Leibe hingen, ging damit davon und in wenigen Stunden war alles heil.

Gerne that der junge Mann mit ſeines Gaſtherrn Kindern um, beſonders mit dem klugen, unternehmungsluſtigen Hans. „Wie alt biſt du?" fragte er dieſen einmal.

„Zwanzig!" antwortete der Knabe. Das war um die Hälfte zu hoch gegriffen und vor dem Vater hatte er darob ein herbes Verhör zu beſtehen.

„Hans, warum haſt du's geſagt?"

„Weil ich kein Kind will ſein, weil ich gegen die Fremden will."

„Ich will dir ein Merkzeichen geben!"

„Es war ja nur im Scherz!" wollte Dörninger beſchwichtigen.

„Mit der Wahrheit gibt's keinen Scherz," wies der Wirt zurück. „Daß ich dir's nur sage, Dörninger, du bist auch nicht redlich gewesen. Du wärest auf deinem wichtigen Wege lieber verhungert, als von einem Tiroler Nahrung zu begehren. Das mußt du dir abgewöhnen, Kamerad! Wer fürs Vaterland was thut, der ist in jedes Tirolers Haus daheim. Da hat keiner was für sich allein, da ist alles gemeinsam — verstehst?"

Es kam die Zeit, da Dörninger sein Nänzlein packen mußte zur Weiterreise nach Bozen. Seine Stiefelröhren hatten beim Schuster ein doppeltes Leder bekommen und dazwischen eingenäht staken Briefe. — Da hielt vor dem Mahrwirtshaus eine vornehme Kutsche. Ein Diener und zwei fremdartig gekleidete Frauen stiegen aus, sie sprachen auch ein fremdartiges Deutsch. Die eine war jung, hatte ein sehr blasses Gesicht und ein sehr schwarzes Haar und sehr lebhafte Augen. Die andere war älter, gewöhnlicher, und mochte zu der ersteren in einem abhängigen Verhältnisse stehen. Sie traten rasch ins Haus, sie waren überaus erregt. Das wäre ein unerhörtes Land! riefen beide zu gleicher Zeit, sie seien auf der Reise nach Milano und nun seien sie unterwegs angefallen worden. Angefallen mitten im tiefsten Frieden! Weniger das bißchen Wertsachen wäre in Gefahr gewesen, als vielmehr ihre Fraulichkeiten. Nur zur Not hätten sie sich durch den braven Kutscher und die schnellen Pferde noch retten können vor den hommes dissolus.

„Das sind keine Tiroler gewesen," sagte Peter kurz.

Wer es denn sonst gewesen sein solle mitten im Lande Tirol?

„Fremde führen die Herrschaft."

„Possible!“ Möglich, daß es keine Tiroler gewesen wären, meinte die jüngere Frau, aber nun müsse es sich weisen, ob die Tiroler besser wären und wirklich ein so ritterliches Volk, wie man höre. „Wir sind hilflose Frauen und begehren Schutz!“

„In meinem Hause sollt ihr ihn haben,“ versetzte der Wirt und lüpfte sein braunes Käppchen. „Für die Straßen übernehmen wir keine Verantwortlichkeit, die gehören jetzt den Bayern und Franzosen. Zu einer solchen Zeit sollen Weibsbilder nicht reisen.“

„Im schönsten, tiefsten Frieden!“ sagte die Frau.

Der Wirt zuckte die Achseln.

„Was sollen wir machen? mon Dieu!“ rief die ältere Frau und klammerte die Finger aneinander.

Nun trat Dörninger vor, der versprengte Student aus Innsbruck. Seine Verbeugung machte er und sprach: „Ich reise nach dem Süden. So weit unser gemeinsamer Weg ist, will ich mit Ihnen sein, wenn Sie mir auf dem Wagen einen Platz anweisen wollen. Es soll Ihnen nichts geschehen. Wird das angenommen?“

Die Frauen betrachteten den jungen Mann ein Weilchen und dann sagte die eine: „Bien obligée! Wir werden außerordentlich verbunden sein.“

Das war abgemacht.

Am nächsten Morgen reiste die Gesellschaft ab. Dörninger schied vom Mahrwirtshause wie ein alter Freund, der sich nie wieder lösen wird von diesen Leuten. Im letzten Augenblicke, da die beiden Männer sich gegenüberstanden, sagten sie kein Wort mehr — nur ein fester, langer Händedruck. In der Kutsche war dem Studenten ein ziemlich

bequemer Platz angewiesen worden. Zuerst hatte er sich der älteren Dame gegenübergesetzt, später verordnete die jüngere aus Rücksicht für die größere Bequemlichkeit der Genossin, daß der Mitreisende ihr gegenüber Platz nehme. Dörninger schwieg zumeist, war ernsthaft und die Fahrt ging ruhig vor sich.

Zu Weidbruck beim Adler nahmen sie Nachtherberge. Die Einladung zu Tische nahm der Student von seinen Reisegefährten nicht an. Es war Freitag und er aß für sich eine Fastenspeise. Die Damen wollten Braten haben, zu solchem Wunsche lächelte der Adlerwirt mitleidig, ohne ihn übrigens eines Wortes zu würdigen. Also verzehrten auch sie eine Fastenspeise. Dörningers Bett stand im Nebenzimmer vom Schlafgemache der Frauen. Auf den Nachttisch legte er vor dem Schlafengehen eine geladene Pistole.

Mitten in der Nacht weckte ihn ein Schrei. Eine der Frauen hatte ihn ausgestoßen. Dörninger erfaßte die Waffe und eilte sofort ins Zimmer. Die junge Dame saß halb angekleidet auf ihrem Bette. Sie war verwirrt und gestand, daß sie einen schweren Traum gehabt habe; wieder die Wegelagerer seien ihr vorgekommen. — Sonst war es nichts und der junge Mann ging zurück in seine Kammer.

„Je suis calmée," flüsterte die junge Frau zur älteren, „ich weiß nun, daß er wachsam ist."

Am nächsten Tage auf der Weiterfahrt durch die wilden, endlos langen Schluchten des Eisack, genannt der Kuntersweg, wurde die junge Dame vertraulicher mit dem ritterlichen Reisegenossen. Schon früher hatte sie erwartet, daß er nach dem Zwecke ihrer Reise, nach ihrer Herkunft fragen

werde; da das nicht geschehen war, da der Tiroler sich so gar nicht neugierig zeigte, begann nun sie, ihn auszufragen. Er antwortete kurz. Dann hub sie an, von sich selbst zu sprechen. Es sei die erste große Reise, die sie so allein machen müsse. Sie sei aus Lothringen, einem Lande, das jenseits des Rheines liege und zum glorreichen Frankreich gehöre. Sie entstamme einer Kaufmannsfamilie, die im südlichen Frankreich Güter besitze; sie liebe aber ein außerordentliches Leben und sei mit einem Bruder, der Offizier wäre, in die Hauptstadt des Bayernlandes gekommen. Nun sei ihr Bruder nach dem Norden kommandirt worden, wo es ihr nicht gefalle, so reise sie zu Verwandten nach Milano. Das sei aber gegen den Willen des Bruders, der sie gerne an einen österreichischen General verheiratet hätte. Der General sei ihr aber schon zu ehrwürdig, und darum gehe sie nach Milano. Dort sei der Vicekönig, auch ein Bonaparte. — Als sie den Namen Bonaparte aussprach, begann ihr Auge zu lodern wie ein doppeltes Freudenfeuer. Napoleon sei ein Held, wie ihn die Welt bisher nicht gesehen. „Quel homme! — Un dieu en ciel, un roi sur la terre! Ein Gott im Himmel und ein König auf Erden! Wer hat je ein so stolzes Wort gesprochen? Er erobert die Völker, nicht um sie zu knechten, sondern um sie glücklich zu machen. Darum jubeln ihm, wohin er sich auch wende, die Menschen zu, wie dem Erlöser, und seine Soldaten lieben ihn mit einer Leidenschaft, die keine Grenzen hat. Die wenigen Thoren, die ihm entgegen sind, müssen vernichtet werden; wie gering ist ein solches Opfer im Vergleich zum großen, göttlichen Zeitalter, das eintreten wird. Dann wird es keinen Schlagbaum mehr geben zwischen den Ländern und

keinen Krieg zwiſchen den Völkern. Ein Gott im Himmel, ein König auf Erden und eine glückſelige Menſchheit!"

Erſtaunt blickte Dörninger die glühende Sprecherin an.

„Ach, Napoleon Bonaparte!" flüſterte nun auch die ältere Dame und preßte ihre Hände an die Bruſt. „Wenn dieſer Mann, dieſer einzige Mann um den Erdball ſeinen Siegeszug macht, vraiment! ſo werfe ich mich jubelnd vor die Räder ſeines goldenen Wagens. Il serait un plaisir, de mourir sous ses pieds!"

„Und Sie?" fragte Dörninger die junge Frau, „was würden Sie thun?"

„Unbedenklich dasſelbe, mein Herr!" war ihre Antwort.

Er ſchwieg.

Der Weg war holperig. Der Kutſcher und der Diener auf dem Bock wurden manchmal ein wenig emporgeſchnellt und die Kniee der Inſaſſen ſtießen manchmal unwillkürlich zuſammen, ſo ſehr Dörninger ſich Mühe gab, das zu vermeiden. Die Frauen thaten mißmuthige Aeußerungen über die ſchlechten Straßen und da ſehe man wieder, wie gut es ſei, daß dieſes Tirol endlich einmal den Kulturländern einverleibt werde.

Dörninger ſchwieg.

Wiederholt begegneten ſie auf dem Wege belenden Scharen von Bauersleuten. Dieſe trugen rote Kirchenfahnen voraus, welche ſie vor jedem Kirchlein und vor jeder Kreuzſäule neigten. Sie ſangen Marienlieder, die in ihren ernſten, oft ergreifenden Tönen ſeltſam in den Felſen der Schlucht widerhallten.

Da bemerkte die jüngere Dame einmal: „Ein bigottes Volk, dieſe Tiroler! Ein verächtliches Volk!"

Der junge Mann zuckte nach rückwärts. Ihm war, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen. Ein Weilchen noch war er still, während seine Schutzbefohlenen ihrem Hohne freien Lauf ließen. Endlich unterbrach er sie. Rauh und ungefüg setzte er die Worte, indem sein Auge zu brennen begann: „Verzeihen Sie, daß Sie nicht allein sind im Wagen. Es ist nicht meine Schuld. Ein verächtliches Volk! Bigott, weil es vor Gott kniet und nicht vor einem wahnwitzigen Abenteuerer! Ich sage Ihnen das: Menschen, die betend und singend durch ihr Heimatland ziehen, fallen keinen Wanderer an und keinen Wagen auf der Straße. Aber Fremde thun das, Fremde sind gekommen, Bonapartes Knechte, um fromme Sitten auszurotten und aller Begier zu fröhnen. Diese Tiroler, starr halten sie an ihrem Herkommen, vielleicht an sinnlosem Aberglauben auch, aber die Lüge kennen sie nicht und die Treue brechen sie nicht. Allein, wenn jene hohen Herren, die ihr eigenes Land verraten und verkauft haben an den korsischen Räuberhauptmann, der in höllischem Hochmut aus seinen Grenzen bricht und die Welt mit Not und Greueln überhäuft — wenn jene noch länger blind sind, dann wird auch bei uns die Falschheit angehen; kein Gut wird mehr sicher sein in den Truhen, kein Weib vor dem Wüstling, kein Mensch vor dem Verrate seines Bruders. Hin und verflucht wird alles sein, was uns bisher stark hat gehalten und redlich — und ein Lumpenvolk wird frevlen zwischen diesen ewigen Bergen! — Napoleon! Wie beispiellos hat er Deutschland geschändet! Welch grenzenloses Unglück hat er gebracht über unser armes Tirol!“

Die Kehle krampfte es ihm zusammen, da er also

sprach, die beiden Fäuste schlug er sich ins Angesicht und einen schrilltönigen Schrei stieß er aus. Die beiden Frauen stutzten. Da sprang er plötzlich von seinem Sitze auf, hob die Rechte zur Faust geballt gegen den Himmel und rief: „Bei unserm gekreuzigten Heiland, es kommt die Rache!"

Die Frauen zuckten zusammen und wimmerten: „Nous sommes perdues!"

Als Dörninger sich ein wenig gefaßt hatte, blickte er mit verachtendem Auge und sagte bitter lachend: „Fürchten Sie nichts. Höflich und schmeichelnd, wie es der Welschen Art, kann ich meine Rede nicht setzen. Aber was ich versprochen habe, das soll gehalten sein. Sie sind zwei arme Weiber und in meiner Gegenwart wird Ihnen nichts geschehen."

Da schlugen sie ihre Augen nieder und die jüngere besonders war insgeheim empört über diese Demütigung. Kein Wort sagten sie mehr gegen Land und Volk. Alles schwieg und nichts hörte man, als das Rollen der Räder, das Traben der Pferde und das Rauschen des wilden Wassers. Endlich kamen sie nach Bozen, in die alte Stadt auf dem traubenprangenden Gelände der Etsch, wo in besonntem Verstecke schon der Lorbeer grünt und die Palme. Darob erstaunten die Frauen aus Lothringen, und sie hätten jetzt das Land wahrscheinlich gerne gelobt, wenn es der Trotz gestattet haben würde.

Zu Bozen empfahl Dörninger die weiblichen Reisenden dem Schutze eines tirolischen Pferdehändlers, der mit seinem Wägelein gegen Trient fuhr. In Trient würden die Frauen schon auf Landsleute stoßen, denen sie sich anvertrauen könnten für die weitere Reise.

Kurz und gemessen gab Dörninger diesen Rathschlag. Als er noch am Straßenrande stand, trat die jüngere Dame einen Schritt hin gegen ihn und zögernd flüsterte sie: „Monsieur!“

Er hörte es nicht.

„Mein Herr!“ wiederholte sie.

Er wendete sich um.

Da sagte die Dame in einem fast innigen Tone: „Verzeihen Sie mir! Scheiden Sie freundlicher von uns, denn wir sind Ihnen tausend Dank schuldig.“

„Glück auf die Reise!“ antwortete der junge Mann und schwenkte seinen Hut zum letzten Gruße.

„Na, wollt's mit, so ist's Zeit!“ drängte der dicke Pferdehändler. Er fuhr schon voraus. Die Frauen stiegen in ihren Wagen. Joseph Dörninger hörte ihn davonrollen, aber er blickte nicht hin. Erst als das Rollen verhallt war, schaute er hin, auf der Straße war eine weiße Staubwolke, sonst sah er nichts. Dann lenkte er seine Schritte, um den Sandwirt zu suchen.

Bei dem Faulenzen wird man verdammt müde!

Wieder im lachenden Brixnerthale.

Wie ein Netz war es gezogen über die weite ländliche Fläche hin. In unzähligen Reihen standen Stangen aufrecht, darüber lagen Stangen wagerecht, ein unendliches Gitterwerk; daran rankten sich aufrecht und wagerecht hin die

hellgrünen Reben des Weines. Die Trauben daran begannen ſchon zu blauen.

In den Gründen dieſes ungeheuren Netzes, wo ſonſt die Grillen zirpen, war jetzt das Trillern einer menſchlichen Stimme zu hören, in weichen melodiſchen Tönen ſang ſie, dann ein hell ausgeſtoßenes Jauchzen — dann Stille.

Ueber der Gegend lag heißer, veilchenblauer Hochſommerhimmel, ganz wolkenlos und leblos. Auf den hohen Almen, in den Schründen der blauenden Wände war zu ſolcher Jahreszeit der letzte Reſt von Schnee verſchwunden und die glasblauen Tafeln, die in den Hochmulden lagen, waren ehern wie Geſtein, waren die ewigen Gletſcher, die keine Sonnenglut vermag zu löſen. Die Dörfer, welche an den grünenden Sockeln der Berge klebten, lagen wie ausgeſtorben, die Türme, die ſo ſchlank und ſpitz gegen den Himmel ragten, hatten keinen Glockenklang zu ſolcher Stunde, denn alles war in Ruhe. Es war die grelle heiße Nacht des Hochſommermittags.

Und im grünen Rebennetze ſang doch etwas. Ein gar minnig, ſchallhaft Lied ward vernehmbar, und wenn ſchon der Sang nicht wiedergegeben werden kann, weil der in die weichen Himmelslüfte aufſtieg, das Wort iſt uns doch geblieben:

„Mein Dirndl hat a Kinn,
Wo a Grübabei is drin;
Und ih kann's gar nit ſag'n,
Wia guat ih dir bin,
Wia guat ih, wia guat ih,
Wia guat ih dir bin.

Dein Grübabei, liabs Dirndl,
Das is ſchon a Pracht,
Ih bitt dih, gib nur auf

Dein Grüabei ſchön acht.
Auf dein Grüabei, dein Grüabei,
Dein Grüabei ſchön acht!"

Da will man doch einmal näher hingucken. Ein junger Burſche war's, der im Schatten des Weinlaubes auf dem Raſen lag. Eine weite blaue Leinwandhoſe und ein grobes Hemd, ſonſt hatte er nichts am Leibe. Seine breitgewölbte Bruſt, ſein rundes, noch bartloſes Geſicht war bräunlich gefärbt, wie Wecken, wenn ſie friſch aus dem Ofen kommen; das ſchwarze, wildquellende Haar krauſte ſeine Ringellocken herab über die Stirn, faſt bis an das große weichſelbraune Auge, deſſen Wimpern ſo lang und kräftig waren, daß er mit denſelben die zudringlichen Haarlocken zurückſchlagen konnte. Er blinzelte auch in einemfort während des Geſanges. Die Arme als Kiſſen unter dem Haupte, den linken Fuß ausgeſtreckt, den rechten in einem Knie gegen den Himmel gereckt, ſo lag er da und ſo trillerte er. Neben ſich am Stab hatte er eine Guitarre lehnen, doch ſchien es ihm zu mühſam zu ſein, mit deren Saiten den Sang zu begleiten.

Er wußte wohl, wem ſeine Lockrufe galten. Derſelbigen galten ſie, die dort vom Mahrwirtshauſe herüber am Berghange unter den Kaſtanien ſaß. Sie hatte etwas über das Knie gelegt und an dem that ſie nähen. Wenn ſie ſich ohnehin keine Raſt gönnt an dieſem Sonntage nach dem Gottesdienſt, warum ſoll ſie nicht zu ihm ins Weinlaub kommen!

Jetzt müſſen wir auch dieſelbige näher anſehen, die unter den Kaſtanien ſaß. Auch ſie hatte nicht mehr an als ein blaues Kittelchen und ein weißes Hemd, welches den Buſen leicht umſpannte; aber ſie hatte kein

braunes Gesicht, sondern ein rotblühendes, und hatte kein schwarzes Haar, sondern ein flachsiges rötlich schimmerndes, das glatt gekämmt und gescheitelt war und hinterwärts in einem Knollen ohne viel Zier zusammengebunden. An ihren Augen konnten einem keine Weichseln einfallen, weit eher frische, ganz wasserfrische Vergißmeinnichtblümlein. Der Mund unter der gar nicht zu geringfügigen Stumpfnase hatte schmale Lippen und ließ die obere Zahnreihe ein wenig sehen. Man konnte die Magd Hanai vom Mahrwirtshause gerade nicht schön nennen, aber kernfrisch, und im rundlichen Kinn hatte sie richtig das Grübchen.

Der Bursche unter dem Weinlaub fuhr in seinem Sange fort:

„Hätt' jungst a Heirat kriagt,
Drin in der Stadt,
Aber ih hab's nit mög'n,
Weil's ka Grüabei g'habt hat,
Ka Grüabei, ka Grüabei,
Ka Grüabei g'habt hat."

Der Lotter ist's der Tonele! — dachte sich das Mädchen, als es solchen Gesang vernommen. — Soll sie hinabgehen? Soll sie ihn fragen, ob er denn kein andres Lied wisse zur Sonntagsheiligung? Ein rechtes Elend mit diesem Menschen. Stromert in der Gegend umher und thut nichts, als mit der Klampfen klimpern und Schelmenlieder singen. Und was für Schelmenlieder? gottlose, spottschlechte, daß einem oft der Greuel über den Buckel geht, weit hinab! — Man kann ihm sonst aber nicht feind sein, er hat's halt einmal so. Austreiben sollt' man ihm's. Natürlich, nachlaufen! Nachlaufen wird man ihm! Da kann der Tonele wohl so lang liegen im Wein, bis ihm das Laub über und über

auf dem Buckel wachst. Einmal wird er sie schon kriegen, die Metten, für seine Leichtsinnigkeit, daß er ordentlich wird! — Gott, wenn dieser schöne, lustige Mensch auch noch ordentlich wär! — Da bliebe von ihm wohl nicht viel übrig für unsereine, da thäten ihn die vornehmen Brixner Mädeln auffressen bei Putz und Stingel! Diese Kurse biege ich mir selber, wie ich sie haben will. Singe nur, Tonele! krieg' ich dich erst einmal unter die Hände, ich will dich schon herrichten!

Solche Gedanken hatte sie, die emsige Näherin unter den Kastanien. Das Denken ist ihr freies Belieben, nähen aber muß sie. Der Sonntagnachmittag gehört ihr, daß sie sich das Gewand ausflicke, geflickt trägt man es länger, als neu! Dann hat sie für die Kühe und Schafe im Stall zu sorgen, für die Wiese, und wenn ihr auch für den Garten manchmal ein Stündl Zeit bleibt, so ist es ihr der Frau Notburga wegen lieb, der sie gern überall freiwillig zu Handen ist. Zu Brixen oben hatte man einmal eine Kellnerin machen wollen aus der kleinen Magd Hanai. Solches wäre das Rechte gewesen bei diesen herlebigen Mannsleuten, wenn sie einen Krug zuviel getrunken haben! Daß sie noch Lust haben für so Dummheiten bei der jetzigen Zeit! Sich den Kratzbart ins Gesicht reiben lassen! das mag sie nicht. Wenn sie einmal einen Liebsten hat, Kratzbart darf er keinen haben und im Weinlaub liegen darf er auch nicht.

So schön, jetzt kraucht er hervor. Jetzt steht er auf. Drei ganze Vaterunser könnte eins beten, bis der fertig wird mit dem Aufstehen. Nun, dafür steht er aber jetzt auch und hebt sogar an, gegen die Kastanien zu gehen. Ganz

gelenkig geht er daher, lauft sogar. Wer so flinke Glieder hat, der sollte doch was arbeiten.

„Hanai, Hanai!“ rief er ihr entgegen, der Schwarze der Blonden, „wenn du wüßtest, Hanai, wenn du wüßtest!“

„Was willst denn, was soll ich denn schon wieder wissen?“ fragte die junge Magd.

„Wie gut man unter dem Weinlaub rasten kann!“

„Versteht sich, rasten! Wirst freilich recht müd worden sein über die lange Wochen beim Faulenzen!“

„Du Hanai! glaub mir!“ rief er mit einer munteren Ernsthaftigkeit, „bei dem Umherfaulenzen auf der Welt wird man verdammt müd'!“

„Auch noch fluchen dabei, natürlich! Und bist heute gewiß in keiner Kirchen gewest, weil du deine saubern Meßgesänge unter den Reben singst.“

„O Hanai, Hanai!“ rief er lustig, „kann sie wohl auch unter den Kastanien singen:

Und wenn ih so dürst',
Grad ganz nach mein' Will'n,
So that ih bei Grüabei
Mit Busserln ausfüll'n,
Mit Busserln, mit Busserln,
Mit Busserln ausfüll'n!“

Darauf schwieg die Hanai mäuschenstill und nähte und schaute scharf auf ihr Nähen und als sich der Zwirn knotete, fuhr sie fast zornig mit den Fingern glättend darüber hin.

„Anton!“ sagte sie endlich. Das zweite Mal mußte sie es wiederholen: „Anton!“

„Rufest du mich?“ fragte er.

„Wen denn?“

„Ich bin kein Anton, meine liebeſte Hanai," verſetzte er. „Der Name iſt zu herriſch und zu langweilig für einen Spielmann. Als Anton bin ich einmal ins Waſſer geworfen worden, ſeitdem mag ich ihn nicht mehr. Ich bin der Tonele, der Gurgler-Tonele, der Klampfen-Tonele — wie du willſt."

„Laß einmal ernſterweiſe mit dir reden, Tonele," ſagte die Magd. „Gurgler-Tonele oder Klampfen-Tonele, ich begreife dich nicht. Schau, ein Mannsbild! Wenn ich ein Mannsbild wäre wie du!"

„Nun, was wäre da lauter? Thäten jetzt unter den Kaſtanien zwei Mannsbilder beieinandſitzen — was weiter?"

„Wenn ich ein Mannsbild wäre wie du!"

„Was thäteſt denn nachher? Was wollteſt denn Beſſeres thun als Weiberleut' gern haben!"

„Ja, pfeifen!" ſagte ſie und nadelte.

„Auch Muſikant?"

„Tonele, iſt mit dir denn gar kein geſcheites Wort zu reden! — Haſt es ſchon gehört, daß das Ritterfräulein wieder weint?"

„Was für ein Ritterfräulein?" fragte der Burſche.

„Das Ritterfräulein in dem alten G'ſchloß Stein auf dem Ritten. Allemal um drei Uhr nachmittags, wenn du willſt loſen gehen, kannſt ſie hören, herzbrecheriſch thut ſie weinen."

„Ja, warum denn?" fragte der Tonele.

„Wer kann's wiſſen!" ſagte die Magd, und ſagte es mit einem Seufzer. „Geſchehen wird halt was. Eh vor Zeiten iſt's ſo geweſen, wenn man das Fräulein auf dem Steiner-G'ſchloß hat weinen gehört, da hat ſich nachher alle-

mal was zugetragen. Im Fünferjahr, wie die Franzosen das erste Mal sind gekommen, hat sie auch geweint. Ja, du lachst!"

„Freilich, weil andre Leute auch geweint haben im Fünferjahr."

„Und früher hat sie jahrelang fort geweint, und was geschieht? Der Bonaparte hat den heiligen Vater in Gefangenschaft führen lassen. Ehevor in Frankreich der wilde Aufruhr ist ausgebrochen, wo sie vieltausend Menschenköpfe nur so mit der Köpfmaschine haben abschlagen lassen, da hat das Fräulein auch jämmerlich geweint. Mein Oheim, der Hollerschmied, hat's selber gehört und oftmals davon erzählt. Und jetzt wieder, schon seit einem halben Jahr, und kein Mensch weiß warum. Eine Bedeutung wird's wohl haben, weiß Gott, was geschieht, es ist ganz unheimlich jetzt auf der Welt."

„Da möcht' ich's probieren gehen und dem Schloßfräulein was Lustiges vormachen."

„Ja, probier's nur. Ein Geist läßt mit sich nit spotten."

„Ein Geist wär's!" lispelte der Toncle, „du Heiai, da will ich schon lieber nicht ins G'schloß gehen. Da bleib ich lieber bei dir."

Er legte sich zu ihren Füßen hin und schaute mit gutmüthigen, immerfort blinzelnden Augen zu ihr auf. Da warf sie plötzlich ihr Nähzeug von sich, sprang von ihrem Sitze empor und sagte: „Grausen thut mir! Schämst du dich denn gar nit, Toni! Ist der Feind mitten im Land, und du, ein junger, starker Mensch, lungerst müßig umher,

thust nichts als das Obst von den Bäumen naschen, auf der Klampfen klimpern und an die Weibsbilder denken."

Auf solchen Vorwurf war der Bursche höchlich überrascht. „An was soll man denn sonst denken?" fragte er.

„An die Bayern, du Tropf! An die Franzosen! Da hast du zu denken genug. Und mit der Hand denken, nicht just mit dem Kopf, oder gar mit der Feder, wie die Stadtherren. Besser mußt denken, mit dem Stutzen in der Hand mußt denken."

„Ah freilich, ich werd' Leut' derschießen!" rief der Toncle abwehrend. „Werd' mich hinstellen vor die Bayernkugeln. Thät mir wohl leid um mein junges Leben. Sollen machen, was sie wollen, mich geht's nichts an."

Fast erschrak er über den ingrimmigen Blick, den die Hanai ihm jetzt zugeschleudert. Aber nur einen Augenblick war dieser Blick ingrimmig, dann wurde er mitleidig. — Ihn geht's nichts an. Das Tirolerland richten sie zu schanden und ihn geht's nichts an!

„Das Heimatland!" schrie sie auf, und da gab's ihr Stöße inwendig in der Brust.

Jetzt wurde auch der Bursche ernsthaft, sein Angesicht fast traurig. „Heimatland?" sagte er. „Ich habe keins. Ich hab' als neugebornes Kind schon laufen müssen. Freilich auf der Mutter Füßen — vom Oetzthal herab. Meine Mutter ist an der Kirchenthür zu Sankt Jakob gestorben. Wo es doch so viele Glockentürme gibt in Tirol, wie sie meine Mutter haben in die Gruben geworfen, hat's in keinem geläutet. Dann nachher, dann nachher . . . Ach weg, ich mag nit daran denken. Hanai!" Schier wie drohend sprang er auf und stellte sich mit geballter Faust vor die junge Magd.

„Was gönnst du mir meine Lustigkeit nit! Die einzige Gottesgab', die mein ist. Das bissel Singen und Musicieren! Geh, Hanai, red' nit immer so und laß mir die Freud', schau, hat ja kein Mensch einen Schaden davon. Wo alles jetzt flucht und schreit und weint! Es muß ja doch auch wer sein, der ein Tirolerliedl singt. Gerade beim Singen habe ich das Tirol noch am liebsten."

Sie, die Hanai, haschte jetzt nach seiner Faust, die im Augenblick sich löste zur weichen, offenen Hand, und sie sprach ganz anders, als sonst ihre Art war: „Tonele, so habe ich's nie gesehen, als jetzt. Du armer Mensch! Du armer Mensch! Und so viel höher stehst, als andre. Andre müßten verzagen, wenn sie so arm wären wie du. Keine gute Kindeszeit mußt du gehabt haben. Erzähle mir doch einmal davon."

„Hanai, ich will's dir schon einmal erzählen. Heute nicht, heute ist Sonntag, heut will ich lustig sein. Hanai, laß mir doch mein Lustigsein!"

„Kind Gottes!" rief sie, „das will ich dir ja gern lassen. Kann mir's selber nimmer anders denken, als daß Gott dich recht muß lieb haben, daß er dir ein so leichtes Herz geschenkt und deswegen sollst du ihn auch lieb haben, er wird dir noch einmal was Besseres geben, als was du jetzt hast."

„Und glaubst du, Hanai, daß er mir auch einmal ein liebes Weibel gibt?"

„Das wird er gewiß sehr gern thun," antwortete sie, „den Männern gibt er so was ja ganz gern, mußt halt einer sein. Und mußt für Gott aufstehen. Hast vom Antichrist noch nichts gehört?"

„Was? Wer? der Antichrist? Ah, ich weiß schon, das ist der, der die Kirchen niederreißt und die Christen martert."

„Gut weißt es, brav ist, Tonele, und schau, deswegen gehen dich die Bayern und die Franzosen doch was an. Die sind ja der Antichrist. Weißt doch, wie sie unsern lieben Pfarrer eingefangen und fortgetrieben haben! Wie sie das silberne Kruzifix am Hochaltar dem Juden verkauften! Wie die Franzosen zu Sankt Barbara oben gar mit der heiligen Hostie Schimpf und Spott getrieben haben! Du weißt es ja. Ein Schandmensch, der da zuschauen kann und nit dreinschlagt, die schlechtesten Namen sollte man ihm ins Gesicht spucken. Alles, was Hosen tragt in Tirol, sollte jetzt mit dem Gewehr ausrucken."

Auf solches entgegnete der hartgesottene Tonele: „Ihr Weibsleut' habt leicht reden. Ihr verspürt nicht viel davon, wenn einem Soldaten eine Kugel in den Schädel fliegt oder ein langer Spieß in die Brust gestochen wird."

Kaum hatte der Bursche das Wort gesagt, da packte ihn die junge Magd bei den Brustfalten des Hemdes, rüttelte ihn und sprach: „Toni, schau mich an! Schau mich an! Bin ich ein Mannsbild oder ein Weibsbild?"

„He, he," lachte er und schaute sie schalkhaft an.

„Glaubst du," fuhr sie fort, „daß ich daheim bleibe und mein Haar strähle, dieweilen das Mannsvolk vor dem Feind steht? Wir gehen alle. Und wenn uns Weiberleuten schon kein Schlagprügel und kein Stutzen mehr übrig bleibt, mir ist alles eins, ich ruck' mit der Mistgabel aus. Vor die Kirchenthür stell' ich mich und renn' jedem Welschenhund, der hinein will, auf einmal drei Löcher in den Bauch. Und wenn's ernst wird, Toni, und ich finde dich anstatt auf dem

Schlachtfeld unter dem Weinlaub, nachher — nachher sollst auch du meine Gabel kosten."

„Und wenn ich auf dem Schlachtfeld steh' und Franzosen derschieße? Was krieg' ich nachher zu Lohn?"

„Den Himmel, wenn du gefallen bist."

„Und wenn ich nit gefallen bin?"

„Das Heimatland Tirol."

Also sprachen sie miteinander. Und wie sie so geredet hatten, wurde die Magd wieder ganz weichmütig und sagte:

„Schau, Tonele, du hast keine Heimat, sagst. Und wahr ist's, du hast auch keine. Wie du jetzt bist und nichts nutzest, hast auch keine. Aber paß auf, von dem Tag an, wo du für Tirol deinen Tropfen Blut hast verspritzt, von dem Tag an hast ein Heimatland und glückselig wirst es verspüren und mit Freud und Stolz wirst ein Tiroler sein."

Der Bursche schmiegte sich an die Magd hin und sagte mit ganz leiser, zitternder Stimme: „Schier warm wird einem bei deinem Reden. Der Pfarrer kann's nit so. Du bist eine ganz Besondere, das habe ich mir ja immer gedacht. Hanai, dir zulieb, wenn's ernst wird gegen die Fremden, ich gehe mit."

„Und ernst wird's!"

„Ich gehe mit," sagte der Tonele, „wenn ich nur schon einen Stutzen hätt!"

Die Hanai fuhr sich rasch in den Kittelsack, zog einen ledernen Beutel heraus, nestelte den Bindriemen auseinander und klebelte einige Silbermünzen hervor. „Bayrisch Geld. Gerad gestern hat mir's der Mahrwirt als Leihkauf gegeben fürs nächste Dienstjahr. Ich brauch im Sack kein

bayrisch Geld, ist just gut genug, daß du dir davon einen Kugelstutzen kaufen kannst. Nimm den Bettel."

„Kaufen, meinst? Einen Kugelstutzen? Wenn ich aber nit schießen kann!"

„Auf der Kreuzwirtalm im Eiskar wird scheibengeschossen. Geh hinauf und lern's! Lernst es nit, so wirst es von selber können, wenn du vor dem Feind stehst; schießen ist keine Kunst. — Na, Toni, jetzt kannst schon gehen."

Er blieb immer noch vor ihr stehen und endlich sagte er — gar züchtiglich und schüchtern sagte er's — indem er unverwandt auf ihr Grübchen am Kinn blickte: „Hanai! Nimmst mich nachher?"

Sie antwortete: „Erst zeige, daß du ein Mann bist, nachher kannst wieder anfragen."

Zu gratulieren ist und ich bekomme zwei Groschen!

Vor dem Mahrwirtshause saßen etliche bayrische Offiziere und tranken Wein. Drinnen in der Stube gabs Bauern, so war den Herren die Luft zu schlecht gewesen und sie hatten sich einen Tisch heraustragen lassen unter die Kastanien. Sie waren wohlbewaffnet, hatten nebst den zierlichen Säbeln auch kurze Schießrohre bei sich. Der Wirt saß drinnen bei seinen Landsleuten und berichtete, daß in diesem Herbste ein guter Tirolerwein reifen würde. Allerorts ständen die Reben gut.

„Gott gebe es!“ versetzten die Gäste, denn sie verstanden, was der Mahrwirt meinte.

Da wurde dieser hinausgerufen. Die Herren Offiziere wünschten mit ihm zu sprechen. Peter ging hinaus, lüpfte sein Käpplein und fragte: „Was steht den Herren zu Diensten?“

„Wirt, Er kann ein Geschäft machen,“ redete ihn einer der Herren an.

„Ist mir nicht zuwider,“ antwortete Peter.

„Er hat ein paar große Stuben und einen leidlichen Trunk. Am nächsten Samstag wollen wir in diesem Hause einen Offiziersball abhalten.“

„Am nächsten Samstag — in meinem Hause — einen Offiziersball —?“ wiederholte der Wirt. Das war ihm etwas so Neues, daß er's kaum klar zu denken vermochte.

„Sorge Er für Speise und Trank auf siebzig bis achtzig Personen. Musik ist von uns bestellt. Um sieben Uhr abends erscheinen die Gäste.“

Da sagte Peter: „Am Samstag ein Ball? Meine Herren, das wird halt wohl nicht gehen. Seit dieses Haus steht, ist an einem Samstage darin nicht ein Schritt getanzt worden. Wir katholische Christen halten diesen Tag unsrer lieben Frau zu Ehren. Auch ist Fasttag.“

„Das hat Ihn nicht zu bekümmern,“ schnauzte der Offizier. „Er hat die Sachen zu besorgen, alles andre werden schon wir verantworten.“

Der Mahrwirt fühlte, wie es in ihm zu kochen begann, doch blieb er gelassen.

„Da müssen die Herren schon zu einem andern Wirt gehen,“ sagte er, „muß bedauern, ich kann nicht dienen.“

Die Offiziere ſchauten ihn eine Weile ſprachlos an. „Widerſpenſtig,“ murmelte endlich der Hauptmann, „Teufel hinein, das wollen wir doch ſehen! Wirt! Wenn am nächſten Sonnabend Schlag ſieben nicht alles bereit iſt, ſo raucht am Sonntage dahier eine Brandſtatt!“

Peter zuckte die Achſeln.

Die Straße heran kam ein bayriſcher Briefbote, er ging auf den Wirt los, ſchlug ſeine Ledertaſche auf und zog ein Schreiben hervor: „An Herrn Peter Mayr, Wirt an der Mahr bei Brixen.“

Peter, als er den Brief in Empfang nahm, deutete finſter auf das erbrochene und ungeſchickt wieder verklebte Siegel. Der Bote ſchnipfte eine Schulter. „Zu gratulieren iſt,“ ſagte er, „und ich bekomme zwei Groſchen.“

„Wofür? Der Brief iſt ja in ſeinem Aufgabsorte Bozen bezahlt worden.“

„Ich bekomme zwei Groſchen!“ wiederholte der Bote.

Peter warf ihm zwei bayriſche Groſchen zu und kehrte ſich ab. Der Briefbote haſchte nach dem Gelde, prüfte es auf ſeine Echtheit und trottete ſeines Weges.

Der Hauptmann ſtand auf. „Will doch wiſſen, was der Herr Tiroler für Correſpondenzen hat!“ Mit dieſen Worten riß er dem Wirte das Schreiben aus der Hand. Peter wollte ſich wehren, ſie ſtießen ihn zurück und erklärten ſich, „in Anſehung der häufig vorkommenden heimlichen Umtriebe“ für ermächtigt, Privatbriefe aufzufangen.

„Ein Geſchäftsbrief iſt es in der That nicht,“ ſagte der Hauptmann, als er das Papier entfaltet hatte. Raſch durchflog er das Schreiben. „Sippſchaften. Eine Heirats-

geſchichte," murmelte er in wegwerfendem Tone und das Papier flatterte ſeinem Eigenthümer zu.

Peter ging in das Haus, in die obere Stube, dort las er den Brief. Dabei wurde es auf ſeinem finſtern Geſichte ſeltſam licht und als er zu Ende geleſen, aufmerkſam manche Stellen ſogar wiederholt hatte, ſagte er ſchmunzelnd vor ſich hin: „Der Brief iſt mehr als zwei Groſchen wert."

„Haſt du eine Neuigkeit, Peter?" fragte Frau Notburga, die an der Wäſchlade beſchäftigt war.

„Du ſollſt bald davon hören," antwortete Peter, „jetzt muß ich eilends fort nach Brixen. Sollte der Grieſacher kommen, oder der Eiſenſtecken, oder von den andern einer, ſo ſage, beim Kreuzwirt zu Brixen können ſie mich finden. Sollte ich heute nicht nach Hauſe kommen, ſo paß auf, daß mit Licht niemand in den Keller geht; du weißt, wo das Pulverfaß vergraben iſt. Du wirſt alles erfahren."

Seine Erregung war nicht gering, doch als er zur Thür hinausgetreten war, ſchritt er mit ſeinen gewohnten großen Schritten gelaſſen dahin. An der Eiſackbrücke begegnete ihm ſchon der Knecht des Kreuzwirtes zu Brixen mit der Botſchaft, der Mahrwirt möge eilends kommen, die Männer ſeien verſammelt.

Sie waren verſammelt beim Kreuzwirt in der Geſchirrkammer des Pferdeſtalles. Sie hatten ſchon Wind von dem Briefe des Mahrwirtes, der Kreuzwirt hatte aus Bozen nur die wenigen Worte empfangen: „Näheres beim Mayr, der die Hochzeitsanzeige gleichzeitig empfangen wird."

Das Schreiben, welches Peter Mayr erhalten, war aus Oeſterreich, adreſſiert an den Kaffeeſieder Neſſing in Bozen,

wohl ſehr verſpätet dorthin gelangt und dann vervielfältigt weiter geſchickt in die Thäler des ſüdlichen Tirols. Der Brief lautete alſo:

„Lieber Herr Vetter!

Doch endlich einmal hat ſich der Liebhaber entſchloſſen, in Kürze ſeine Braut abzuholen. Geſtern ging ich zu ihm mit dem betrübten Schreiben der Braut. Er ſprang mir freudig entgegen und fragte, ob der Brautvater nicht hier ſei. Nein, ſagte ich, und gab ihm den Brief. Er las und ſchüttelte wild den Kopf. Was kann ich dafür, ſagte er, daß ich die Erlaubnis zu heiraten bisher nicht erhalten habe! Deſto beſſer wird ſich die Braut nach ſo langem Dulden und Schmachten auf ihre Erlöſung freuen. Der Bräutigam erſuchte mich alſo, dem Vater der Braut ſogleich zu ſchreiben und ihn ſamt ſeinen lieben Brüdern im Etſchland, im Eiſackthal, auch die vom Innthal zu verſtändigen. Herr Vetter, mach deine Sache gut, bereite die Gäſte zur Hochzeit. Dein Kuppelpelz iſt ſchon in der Arbeit. Es iſt die höchſte Zeit. Der Bräutigam wird in kurzem nach Grätz gehen, ſeine Kleinodien zuſammenrichten und nachher ſeine Braut abholen. Auch ſeine Leute wird er mitbringen. Näheres kann der Brautvater, der Bärtige, in Klagenfurt auf der Poſt erfahren. Nur ſo ſchleunig als möglich und alle verſtändigen, daß ſie ihr Tanz-Gewand herrichten. Aufkündung von der Kanzel ſchon in den nächſten Tagen. Neues gibt es hier gar nichts, als daß die Spanier geſchlagen ſein ſollen. Die Franzoſen ſind doch brave, wackere Krieger. Gott gebe unſerm Brautpaar Glück und Segen. Der Frau Muhme,

dem Brautvater, dem Jäger-Peter und allen einen schönen Gruß. Der Jäger-Peter wird Brautführer sein.

In Brüderlichkeit

Joseph Steger.

Villach. Im Erntemonat 1809."

Als dieses Schreiben vorgelesen war, atmeten die Männer auf. Sie hatten es erwartet und verstanden. — Und solchen Brief hatte vor dem Mahrwirtshause drüben der bayrische Offizier gelesen. Wenn dieser hätte wissen können, was das Schreiben bedeutet! Die Braut war das Volk von Tirol; der Bräutigam war Erzherzog Johann von Oesterreich: „seine Leute", das waren die österreichischen Truppen; der Brautvater, der Bärtige, war Hofer der Sandwirt von Passeier; das Hochzeitsgewand war die Rüstung; das Aufkünden von der Kanzel war die Angriffsordre; die Hochzeit war der Sieg gegen die Bayern und Franzosen; die lieben Brüder im Etschland, im Eisack- und Innthal waren die Anführer, und der Jäger-Peter endlich war Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.

Sippschaften! hatte der Bayer gesagt. Zu gratulieren sei und er bekomme zwei Groschen! hatte der Briefbote gehöhnt. Wenn Zeit zum Lachen gewesen wäre, so hätten die Männer jetzt gelacht. Sie blieben ernst, doch alle waren in einer festlichen Stimmung. Obzwar seit Wochen alles insgeheim verständigt worden, waren sie doch nicht sicher gewesen darüber, ob Oesterreich mithalte. Jetzt wußten sie's.

Peter steckte den Brief zu sich und sagte: „Ich bin bereit. In der Mahrschlucht sind dreihundert Gewehre ver-

steckt. Pulver und Blei ist an unterschiedlichen Orten verteilt; für den Anfang finden wir genug in der kluftigen Wand bei den obern Stockhütten. Im ganzen Eisackthal von Sterzing bis Bozen wartet man stündlich auf das Zeichen. Mit den Etschthalern und Vintschgauern wird der Sandwirt ausrücken."

„Der Sandwirt geht morgen über den Jaufen," wußte der Kreuzwirt von Brixen zu berichten. „Es geht vor und hinter dem Brenner gleichzeitig los."

„Wenn nur auch die Pusterthaler fertig sind," gab der Griesacher aus Sarns zu bedenken. „Die gehen allerweil nur auf Wallfahrten um."

„Durchs Pusterthal kommen ja die Oesterreicher," versetzte der Kreuzwirt, „die werden die Wallfahrerscharen schon mitnehmen."

„Ich dank' schön für Kameraden, die anstatt mit dem Stutzen mit der Beten fechten wollen," sagte der Griesacher. „Die Pusterthaler wollen alles mit der Bittfahrt ausrichten."

„Mit dem Beten allein richtet man nichts und mit dem Stutzen allein auch nichts," sagte Peter. „Die Heiligen Gottes und die Tiroler müssen zusammenhalten."

Jetzt entstand drin im Hause Lärm und der Kreuzwirt wurde gerufen. Bald stand dieser in der Schenkstube bei fluchenden Bayern und polternden Tirolern. Es war schon dunkel geworden und der Wirt that, als ob er nur gekommen wäre, die Talglerze anzuzünden.

Streit war ausgebrochen.

„Wenn ein bayrischer Freimaurer auf der Kanzel steht,

da geh' ich nit in die Kirche," hatte ein Bauer gerufen, „und von Bütteln laſſ' ich mich nit hineintreiben!"

Darauf der Meßner von Sankt Jakob: „Wenn ſie unſern Pfarrer umgebracht haben, nachher! nachher!" Er hob die geballten Fäuſte.

Einer der bayriſchen Soldaten faßte ihn am Arm und fragte: „Was nachher? — Mein lieber Kirchenknecht, du wirſt morgen die blau-weiße Fahne auf deinen Kirchturm ſteden!"

„Ich? den bayriſchen Fetzen?" begehrte der Meßner auf. „Bei den heiligen vierzig Märtyrern, eher ſetze ich den rothen Hahn aufs Dach."

„Das ſage ich auch," rief ein Holzknecht drein, „lieber niederbrennen unſre eigenen Kirchen, als den Antichriſt hineinlaſſen!"

Der Soldat riß den Meßner beim Rockkragen nach rückwärts: „He, du wirſt morgen die blau-weiße Fahne auf den Turm ſteden. Wir machen kurzen Prozeß mit den Rebellen, merk dir das!"

„Erſchießts mich!" darauf der Meßner, „erſchießts mich mit der Kugel, dann könnt ihr mir die bayriſche Fahne ins Loch ſteden."

„Meßner," legte ſich ein andrer ins Mittel, den ſie den Maiſer nannten, „warum willſt du die blau-weiße Fahne nicht auf den Turm ſteden? Der Schlampen färbt ja bald ab. Ein tüchtiger Regenguß, und was blau iſt, wird ſchwarz, und was weiß iſt wird gelb — da haſt wieder die öſterreichiſchen Farben."

Die Tiroler lachten, der Soldat aber ſchrieb den Maiſer in ſein Taſchenbuch.

„Maiser," lachte ein halberwachsener Bursche, „schau, was der Spitzel-Spatzel thut! Du wirst schon vorgemerkt für den Galgen."

Ueber derlei Spott und Hänseleien waren die anwesenden Bayern ergrimmt worden; sie griffen an die Waffen, die Tiroler an die Stühle, daß schon die Balken krachten. Da kam der Kreuzwirt herbei und bald schaffte er insoweit Ruhe, daß man seine Worte hören konnte. Diese Worte waren ganz gemütlich.

„Immer streiten und immer streiten!" sagte er, „Leute, ihr seid nicht gescheit. Wollen wir denn nicht lieber verträglich miteinander leben, wie uns Gott zusammengethan hat? Was Bayer, was Tiroler! Landsleute sind wir alle miteinander, zusammenhalten wollen wir, nachher sollen sie nur kommen, die andern!"

Darob grollten etliche Bauern, wurden aber dafür von Nebenstehenden heimlich auf die Zehen getreten.

„Ich frage euch nur," fuhr der Kreuzwirt fort, „was euch jetzt nicht recht ist? Frieden haben wir, Ordnung haben wir, Geld haben wir. Besser ist es uns nie ergangen, als jetzt. Fehlt uns nur die liebe Eintracht und die wollen wir heute bei einem Fassel Wein aufwecken."

„Wacker!" riefen die Bayern und alles löste sich in Fröhlichkeit. Peter, der an der Thür gestanden war, ging mißmutig hinaus und sagte zum Griesacher: „Er geht zu weit. Eine solche Komödie ist mir zu dumm."

„Nahrwirt," versetzte der Griesacher, „das ist sehr gescheit und die Franzosen nennen es Diplomatie."

„Wir brauchen keine Diplomatie, wir haben unsre Fäuste und das langweilige Umziehen steht mir nicht an."

Noch an demselben Abende sollte der Augenblick kommen, in welchem die Tiroler ihre „Diplomatie" wegwerfen konnten.

Zur Stunde war's, als die Leute auf dem Marktplatze verſammelt waren, um vor den heiligen Standbildern das Ave Maria zu beten, als die Straße heran ein Reiter geſprengt kam. Vor dem Kreuzwirtshauſe ſprang er vom Pferde, fragte nach dem Peter Mayr, Wirt an der Mahr, und als er ſich verſichert hatte, daß er vor dieſem ſtand, überreichte er ihm einen Brief.

„Wer biſt?" fragte Peter.

„Unſer ſind viele ausgeſchickt."

„Von wem?

„Vom Sandwirt. — 's iſt Zeit!"

Wenige Minuten ſpäter ſtand jemand an den ſteinernen Stufen des Marktbrunnens und hielt eine lodernde Fackel, deren röllicher Rauch leuchtend aufflog in die Nacht. Und ein andrer las vor der zuſammenſtrömenden Menge mit heller Stimme folgenden Aufruf:

„Herzliebſte Tiroler!

Die Zeit der Erlöſung iſt da. Wir erheben uns gegen den Feind. Die Fremden haben unſre Freiheit vernichtet, unſre heiligſten Rechte mit Füßen getreten. Wir ſtreiten für unſern Herrgott, für unſern Kaiſer Franz, für unſer Vaterland Tirol. Unſer Vaterland iſt alles wert. Alles was Waffen tragen kann, ſoll gehen. So wie unſer Herr Jeſus das Blut vergoſſen hat, ſo wollen auch wir es geben, wenn's ſein muß, bis auf den letzten Tropfen. Mit der Hilf des allerheiligſten Herzens Jeſu und der Fürbitte der Mutter Gottes Maria, morgen geht's los in allen Thälern. Wir werden ſiegen oder ſterben, ein andres gibt's nimmer. Im Namen Gottes!

Andre Hofer,
Sandwirt zu Paſſeier."

Auf dem Marktplatze zu Brixen erhob ſich ein jauchzender Aufruhr. Junge Burſche begannen hell zu jodeln, graubärtige Männer umarmten ſich, Weiber küßten einander auf die Wangen, als wäre ein unerhörtes Glück geſchehen. Bald marſchierten Soldatenkolonnen heran. Kommandierende riefen, das Volk möge ſich zerſtreuen! Aber es wuchs an von Minute zu Minute. Zahlreiche Pechlunten flackerten über den Köpfen der wogenden Menge und in ihrem Schein ſah man die Spieße, Beile, Flinten und andern Werkzeuge, mit denen das Volk auf einmal bewaffnet war. Ein Hauptmann hoch zu Roß kommandierte Feuer, in demſelben Augenblicke fielen aus mehreren Fenſtern Schüſſe, der Hauptmann ſtürzte vom Pferd und die Soldaten machten kehrt gegen das untere Stadtthor in der Abſicht, dort ſich mit Hilfstruppen zu verbinden und den Aufruhr regelrecht niederzuwerfen. Auf allen Türmen läuteten die Glocken. Das Gewoge in den Straßen war voller Jubel, aus allen Häuſern und Hütten drängten bewaffnete Bürger, auf allen Straßen eilten Rotten der Bauern, von allen Bergen, aus allen Schluchten kamen ſie herab, derbe zornige Männer, wilde Geſtalten darunter, mancher in finſterm Grimm, mancher auch in heiterm Sange. Allenthalben rollten Wägen. Ein dumpfes Toſen ging durch das ganze weite Thal.

Der Kreuzwirt rief ſeine Knechte und befahl ihnen: „Gehet eilends hinauf auf den Kuhkogel, auf den Angerberg, auf den Rock, auf den Plofſen und zündet die Holzhaufen an.“

Als es auf dem Domturm zu Brixen Mitternacht ſchlug, kaum gehört in der brandenden Menſchenmenge, gingen über den Höhen der Gebirge in Oſt und in Weſt,

in Süd und in Nord Sterne auf, die kein Himmelskundiger noch verzeichnet hatte. In stiller rotgoldener Glut leuchteten sie bald matter, bald heller. Und zur selben Zeit schlugen auch in den Nebenthälern und Hochthälern die Sturmglocken an und es begann ein seltsamer Tanz im Lande Tirol.

Ich muß heim nach Tirol!

In dieser Nacht fuhr den Kunterweg von Bozen herauf ein ächzender Lastwagen. Er war mit drei schweren Pferden bespannt; der blaukittelige Fuhrmann ging in seinen hohen staubigen Stiefeln schwerfällig nebenher und knallte mit der Peitsche. Im Wagen waren große, vollgerüttelte Säcke übereinander geschichtet und auf einem derselben, unter dem Rohrdache saß ein noch junger Mann in priesterlicher Kleidung. Als die Sonne aufging, waren sie in Klausen.

Bei Klausen am Schlagbaum hielt das Fuhrwerk an und der bayrische Mautner rief dem Fuhrmann zu: „Was führst?"

„Korn," antwortete der Fuhrmann.

Der Mautner hob den Straßenzins ein, dabei fragte er ganz gutmütig: „Kannst mir nicht sagen, Fuhrmann, was sie denn heute so läuten überall, schon seit aller Herrgottsfrüh?"

Der Blaukittel zog sein breites, sonnengebräuntes Gesicht noch mehr in die Breite und gab zur Antwort: „Was sie so läuten? Ja, weil ein großes Fest kommt. Weil die

Weihnachtsmette nicht mehr erlaubt iſt, ſo haben die Tiroler das Feſt auf den Sommer verlegt."

„Aha, der Napoleontag wird gefeiert."

„Der Napoleontag, wird ſchon ſo ſein," ſagte der Fuhrmann. „Und heut geht die Oktav ein."

„Und deswegen, meinſt, thun ſie überall ſo läuten?"

„Freilich, deswegen thun ſie ſo läuten."

„Dank ſchön."

„Gern geſchehen. — Hia, Braune!"

„Laß raſten noch," ſagte der Mautner und griff prüfend an den ſtrotzenden Säcken herum. „Haſt alles Korn?"

„Alles Korn."

„Sag' mir, Fuhrmann, warum heute der Eiſack lauter ſo Sachen daherträgt. Strohbüſchel, Bretter, Baumwipfel und ganz kallig iſt das Waſſer ſtellenweiſe. Und Sägmehl, ſo viel Sägmehl! Schau nur, Menſch!" Er deutete nach dem Fluß, der in der Tiefe rauſchte.

„Es muß im Gebirg ein Gewitter niedergegangen ſein über Nacht," antwortete der Fuhrmann. „Darauf ſchwemmt's immer ſo allerhand daher."

„Himmel Herrgott, was iſt denn das?" rief der Mautner und wies mit beiden Zeigefingern ins Waſſer hinab, wo auf einem vorbeiſchwimmenden Balken ein rotes Fähnlein ſtak.

Der Fuhrmann ſchaute drein und ſagte: „Könnt mir's nit denken. Das iſt merkwürdig. So ein Kinderſpielzeug wird's halt ſein."

„Kann auch ſein," gab der Mautner bei.

„Iſt ſo."

„Dank ſchön."

„Gern geſchehen. — Hia!“

Der Mauteinnehmer ließ aber immer noch nicht weiterfahren. „Thut's denn gar ſo eilen?“ fragte er.

„Das gerade nit,“ entgegnete der Fuhrmann. „Kann ja noch laſſen raſten. Verſäume nichts.“

„Fuhrmann, was haſt denn im Wagen unterhalb drin?“

„Lauter Korn. Aus dem Welſchen.“

„Haſt nichts gehört, auf dem Ritten ſollen Häuſer abgebrannt ſein in dieſer Nacht.“

„Was du nit ſagſt, Mautner!“

„Man hat vom Thal aus das Feuer geſehen.“

„Die Sakra geben mit dem neumodiſchen Schwefelzeug nit acht!“ knurrte der Fuhrmann. „Alle Augenblick hört man von einer Feuersbrunſt, ſeit dieſe verdammte Schwefelzunde aufgekommen iſt.“

„Aus Unvorſichtigkeit?“

„Nicht anders.“

„Dank ſchön.“

„Gern geſchehen. — Hia!“

So bewegte ſich das Fuhrwerk endlich weiter.

Nach einer Weile ſchaute der Fuhrmann um und da der Schlagbaum ſchon außer Sicht war, ſagte er zu dem Geiſtlichen, der auf den Bündeln ſaß: „Da bei dieſer Maut ſind mir die Grausbirn' aufgeſtiegen, du verſchweſelt noch einmal! Dreimal hat er gefragt, was ich in den Säcken führe. Und das Herumgreifen! Hab' ſchon gemeint, er reißt mir einen auf.“

„Haſt ihn ein bißchen belogen?“ fragte der Prieſter.

„Ah beileib, wer wird denn lügen! Korn hab' ich in den Säcken."

„Nun also!"

„Aber —," der Fuhrmann neigte sich flüsternd zum andern hin, „aber zweierlei Korn. In den großen Säcken Weizenkorn. Und mitten in jedem großen Sack ist ein kleiner, und da habe ich Salpeterkorn drin."

„Pulver!"

„Bleib' nur sitzen, junger Heiliger, es geschieht dir nichts. Kannst sogar Tabak rauchen, wenn du willst, es greift nichts durch."

„Wohin fährst du denn mit dem Pulverturm?"

„Auf die Mahr, zum Wirt."

„So laß mich nur sitzen, ich habe einen weiten Weg hinter mir und will auch zum Mahrwirt."

„Hab' mir's wohl gedacht," sagte der Fuhrmann. „Du bist ja der Augustin, der Wirtin ein Bruder."

„Also kennst du mich?"

„O Hergottswetter, und glaubst du denn, ich wollte dir sonst meinen Pulverturm auf die Nase binden?"

Nun da verstanden sie sich.

Der Verkehr auf dieser Straße war heute auffallend gering: ein paar träge Kutschen, ein paar Soldatenwägen mit fluchenden Blauhosen, ein Viehtrieb, sonst begegnete ihnen auf langer Strecke nichts. Bauernfuhrwerke mangelten fast gänzlich, die Höfe und Dörfer des Thales waren wie ausgestorben, um so lebhafter regte es sich auf den Feldwegen, in den Seitenthälern und auf den Gebirgs-

steigen. Das scharfe Auge des Fuhrmannes merkte es wohl und mit vor innerer Gier zitternder Stimme sagte er zum Priester: „Auf diesen Tanz habe ich mich schon lange gefreut. Endlich spielen sie auf!“

Gegen Mittag kam das Kornfuhrwerk an die Mahr. Vor dem Wirtshause wollte es halten, da rief die Wirtin zur Thür heraus: Ihr Mann sei nicht daheim und er lasse sagen, das Korn sei nach Mühlbach zu fahren.

Der Priester stieg hier vom Wagen und fragte: „Was bin ich schuldig fürs Mitfahren?“

„Ein Vaterunser bete einmal für mich,“ antwortete der Fuhrmann, knallte mit der Peitsche und das Gefährte ächzte weiter.

Die Wirthin stand noch an der Thür, legte ihre flache Hand über die Augen und schaute auf den Fremden her, der abgestiegen war und nun mit langsamen Schritten dem Hause nahte.

„Jesu Christi, der Augustin!“ rief sie plötzlich, stand aber wie festgebannt an der Schwelle.

„Gott grüße dich, Schwester!“ Mit diesen Worten trat er an sie hin und gab ihr ruhig die Hand.

„Heißt das in Padua sein?“ rief sie fast lustig. „Oder hat der Bonaparte auch dein Kloster aufgehoben?“

„Er hat es nicht aufgehoben,“ versetzte der junge Priester, „aber Schwester, es ist kein Bleiben in der Fremde bei dieser Zeit. Wie könnte man im Chorstuhle sitzen und Psalmen singen, wenn es daheim so zugeht! Mir hat's keine Ruhe mehr gelassen, ich bin da. Wo ist der Peter?“

„O Auguſtin," ſagte Frau Notburga, „ſeit geſtern abends iſt alles auf. — Komm doch nur mit ins Haus."

Sie führte ihn die Treppe hinauf in die Familienſtube. „Kinder!" ſchrie ſie in den Hof hinab, „kommt eilends her, der geweihte Vetter iſt da!"

Der kleine Hans war eben im Stalle, hatte ſein weißes Lieblingslamm auf den Armen und fand jetzt gar nicht Zeit, es wegzuthun; ſo kam er mit dem Thiere hinauf. Er hatte das Lämmlein zuerſt von Gott und dann noch von ſeinem Vater geſchenkt bekommen und das ſollte nun auch ſehen, was es mit dem geweihten Vetter iſt. Das Marianele war vom Garten hereingekommen und hatte eine Birne in der Hand, an deren Schärte man ihre Zähnlein merkte; mit ihren großen ſanften Augen ſah ſie den ſchönen Geiſtlichen an, der in ſeinem ſchwarzen und weißen Gewande, mit dem braunen kurzgeſchnittenen Haar und dem feinen Geſichte, in welchem gar kein Bart war, ſo ſchlank und freundlich vor dem kleinen Mägdlein ſtand. Sie ſpitzte ſchon den roten Mund, um ihm die Hand zu küſſen, aber er legte ihr ſeine weiche Hand auf das Köpfchen. Das Peterlein ſtrampelte im Bette, ballte die kleine Fauſt, aber nicht, um den Bonaparte damit zu zermalmen, ſondern um mit den paar weißen Zähnlein hineinzubeißen.

„Drei habe ich ihrer ſchon," geſtand die Mutter, „gib ihnen den Segen, Bruder, und ein biſſel einen," ſetzte ſie leiſe bei, „ſpare auch auf das vierte."

„Gott mit uns allen! Wenn ſie nur ſchon groß wären!" ſprach der Prieſter, indem er ſeine Ledertaſche auf die Bank warf, „und jetzt, Notburga, kannſt du mir was zu eſſen bringen. Seit Bozen her habe ich nicht mehr gebettelt."

Da kann für die Hausfrau keine größere Freunde sein als solch einen Gast zu bewirten. Nachdem er sich tapfer gestärkt hatte, stellte Frau Notburga sich vor ihn hin, schaute ihn an vom Kopf bis zum Fuß und sagte: „Na wahrlich, da hätte ich eher vermeint, die Steinwand stürzt nieder auf unser Haus, als daß du heute sitzen solltest an diesem Tisch. Ja, wie kann denn das sein?"

„Mich däucht, Schwester, du nimmst es für ein Unglück."

„Wie kannst du so reden, Augustin! Ich kann's nur gar nicht glauben. Daß du am Ende nicht durchgegangen bist!"

„Das bin ich nicht, Schwester, aber wenn ich's wäre, jetzt würde ich es verantworten," sagte Augustin. „Unser Vater selber, wenn er noch am Leben wäre, hätte mich gerufen. Ja, es ist anders gekommen, als wir alle gedacht haben. Man ist ja so kindisch, solange man noch nichts weiß. Kannst du dich erinnern, Notburga, wie ich am Tage meiner Priesterweihe gesagt habe: ‚Ich will von dieser schnöden Welt nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Ich will auch nicht stehen zur streitenden Kirche, ich will nur leiden mit der leidenden und einst selig sein mit der triumphierenden. Ganz eitel ist die Welt, ich will den Frieden Gottes haben und ich fliehe in eine klösterliche Statt, um ganz bei meinem Gott zu sein.' — Ich weiß es noch recht gut, wie auf solche Worte dein Peter den Kopf geschüttelt und gesagt hat: ‚Es wäre alles recht, Augustin, wenn du nicht schon heute so redetest, sondern erst nach vierzig Jahren'."

„Du bist schon als Kind immer so gewesen," versetzte Frau Notburga, „so traumhaftig, so weltscheu, so absonderlich."

„Mein Verlangen war, los zu sein von allen irdischen Banden," fuhr er fort, gleichsam als wollte er das Vergangene rechtfertigen, oder auch nur entschuldigen. „Daß ich Eltern und Geschwister so lieb gehabt, ist mir vorgekommen wie eine Sünde; wenn solche Ketten sind und um ein junges Menschenherz auch noch leicht andre geschlungen werden können, da kann kein Leben in Gott sein. Also habe ich den Rat eines geistlichen Seelenfreundes befolgt, habe mich losgerissen von der Heimat und in der Fremde, im welschen Lande, meinen Leib willig hingetragen in die Klostermauern des heiligen Antonius, um ihn dort zu begraben. Und ich habe es nicht bereut, Schwester, glaube mir das. Ich bin nicht unglücklich gewesen die drei Jahre her. Ich habe Stunden genossen im Kloster, die voll himmlischer Seligkeit waren. Wenn aus der Ferne manchmal ein schwacher Hall hereindrang in die stillen Mauern, ein Hall des Jammers der Welt, da bin ich mir des heiligen Asyls so recht bewußt geworden und mir ist gewesen, als gehörte ich nicht mehr zu den Sterblichen, sondern vielmehr schon zu den Seligen. Nicht sagen kann ich dir's, meine Schwester, wie süß es ist, im Reiche Gottes zu leben."

„Und je mehr du so redest, desto weniger kann ich es begreifen, daß du da bist," so die Schwester.

„Dann sind Nachrichten gekommen," fuhr Bruder Augustin fort, „die nicht mehr wie ein schwacher Hall verwehen wollten, die wie ein heißer Schrei durch die Mauern kamen und mich weckten wie Posaunenschall. Das Heimatland ist erniedrigt! Dein Volk daheim greift zornig zu den Waffen, um seine uralten Rechte wieder zu erobern! — Jetzt empfand ich, wie mein irdischer Leib lebendig wurde und eine Stimme

rief in mir laut und lauter mit jedem Tag: Heim geh! Bei der Vesper rief sie es, am Altare rief sie es: Heim mußt du! — Immer nach Berichten aus Tirol horchte ich aus und immer beunruhigender wurden die Nachrichten. Und eines Tages, als ich bei der Messe die Hostie emporhob, da hörte ich von dieser Hostie deutlich das Wort: Augustin, gehe heim! — Jetzt war kein Halten mehr, niedergekniet bin ich vor dem Prior: ‚Ich kann nicht anders, ich muß heim nach Tirol!‘ Der Prior legte mir die Hand aufs Haupt: ‚So gehe, mein Sohn. Du bist jung, du gehörst in die streitende Kirche und wirst in derselben Gott und dem heiligen Glauben dienen. Und einst, wenn du müde bist, sollst du ja wieder kommen.‘ — Also bin ich da. Wieder daheim! Ich weiß nicht, wie mir zu Mute ist. Und nun will ich wissen, wo ist dein Mann?“

„Bei der Gewehrvertheilung in der Muhrschlucht.“

„Ich will auch ein Gewehr haben.“

„Draußen in der Scheune unter dem Dach versteckt sind noch zwei Stutzen. Nimm einen. Willst auch ein andres Gewand?“

„Nur Hut und Schuhe; ganz will ich meinen Stand nicht ausziehen.“

Kaum zwei Stunden war der Klosterbruder im Tirolerhause, und schon stand er gerüstet zum Kampf. Nun fiel Frau Notburga ihm um den Hals, umarmte ihn, herzte ihn und lachend, weinend sagte sie es: „August! So gern wie jetzt habe ich dich noch nie gehabt. Daß du uns nicht verlassen hast in der Not! — Aber früher mußt du dich ausruhen. Wenn's dunkel wird, dann gehe ihnen nach. An der Mühlbacherschlucht werden sie sich festsetzen.“

„Daß man keine Soldaten sieht, wundert mich," sagte Bruder Augustin, zum Fenster hinausschauend.

„In der Nacht sind sie abmarschirt, um sich mit den bayrischen und französischen Truppen bei Bruneck und Sterzing zu vereinen. Sie werden nicht lange ausbleiben und ihr werdet sie früh genug sehen. Langweilig wird euch nicht werden. Aber du armer Mensch, wie sollst denn du fechten? Hast dein Lebtag kein Schußgewehr in der Hand gehabt."

„So will ich ein Schwert nehmen," antwortete er. „In solcher Zeit kann's jeder."

„Gottswillkomm noch einmal daheim! Und jetzt geh ein wenig rasten!"

Als Augustin zur kurzen Ruhe sich in die Kammer zurückziehen wollte, kam die junge Stallmagd Hanai herangeschlichen. Zuerst küßte sie an dem Geistlichen den Zipfel des Rocks, dann die Hand und endlich rückte sie heraus, sie hätte eine schöne Bitte. Die heimische Geistlichkeit sei alle verjagt, darum komme sie zu ihm; wenn er gleichwohl noch jung sei, das werde er doch können. Sie habe nämlich etwas weihen zu lassen.

„So bringe es nur her," sagte Augustin, der an ein Heiligenbild oder an einen Rosenkranz dachte. „Ich werde es schon segnen."

Hanai eilte hinweg und kam in sehr kurzer Zeit mit einer schweren dreispießigen Stallgabel zurück.

„Was soll das, was willst denn damit?" fragte der Priester

„Franzosen erstechen. Und ich bitt' dich gar schön, geistlicher Herr, thu' mir sie weihen."

Dabei stellte sich die Magd stramm hin wie ein Soldat und stemmte den Stiel auf den Boden, daß die drei Spießen himmelwärts standen. Der Priester faltete die Hände, sprach ein lateinisches Gebet und setzte deutsch die Worte dazu: „Also sei gesegnet diese Waffe, daß sie Kraft habe gegen den Feind Gottes und Tirols, im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit!"

„Amen!" sagte die Magd. „Vergelt's Gott, geistlicher Herr, jetzt will ich damit schon was Nutzes verrichten." Damit schwang sie die Gabel auf die Achsel und machte kehrt.

Und weil wir schon wieder bei der Hanai sind, so ist zu erzählen, wie sie bald darauf zur Wirtin in die Küche kam und sie bat, einen Rest vom Mittagsmahle hinaustragen zu dürfen zu den Kastanien; dort draußen sei ein Armer, der schon länger als einen Tag nichts zu essen gehabt habe.

„So trage ihm hinaus, was da ist," gestattete Frau Notburga. Und die Magd nahm den Handkorb, that ein Stück Rauchfleisch hinein, einen Teller Kraut, eine große Schnitte Brot und auf Geheiß der Wirtin auch eine kleine Flasche Rotwein. Solches Mahl trug sie hinaus zu den Kastanien.

Dort im Grase saß der schwarzbraune Tonele und rieb mit einem Lappen und feinem Sande das Rohr eines Gewehres. Als er die Hanai nahen sah, hub er an zu jodeln, und als er sah, was sie brachte, that er einen schallenden Juchschrei. Die Magd stürzte auf ihn hin, hielt ihm mit flacher Hand den Mund zu: „Soldaten sind in der Nähe. Was thust denn da?"

„Den Stutzen thu ich schön machen."

„Lapp! Dem kannst du die Seel' herausreiben, so wird er nit glänzend."

„Nit?" entgegnete der Tonele. „wenn er nit glänzt, alsdann mag ich ihn nit. Die bayrischen Gewehre funkeln ja auch so schön."

„Der Tiroler braucht seinen Stutzen zum Schießen und nit zum Prahlen. Da hast was zu essen."

„Durst habe ich," sagte der Bursche und langte nach der Weinflasche.

„Wenn du gleich nur trinken willst, da wirst nit gut treffen, da wirst den Feind alleweil doppelt sehen."

„Einen davon werde ich doch treffen," meinte der Tonele.

„Wird mich g'freuen."

„Willst wissen, daß ich treffe!" rief der Bursche, legte den Gewehrschafft an die Wange und zielte nach einem Geier, der wie ein Silberblättchen hoch im blauen Himmel kreiste. Sie riß ihm zornig die Waffe aus der Hand. „Du wirst mit deinen Thorheiten noch alles verderben. Warte doch, bis ihr bei einander seid. Willst denn heute noch gehenkt sein?"

Er schüttelte den Kopf, dann setzte er sich ruhig hin und begann zu essen, wobei er Messer und Gabel verschmähte, hingegen aber die Finger und die Zähne vortrefflich zu nützen verstand. Die Hanai saß neben ihm und schaute zu, aber sie sagte nichts, wie wohl ihr's that, daß es ihm so mundete. Wenn man so etwas messen könnte: sie hätte an seinem Essen gewiß einen größeren Genuß, als er selbst; er stillte sich nur den Hunger, sie stillte sich das Mitleid. Und als er sich gesättigt hatte, wischte er mit den Hemdärmeln die Lippen ab, schüttelte die schwarzen Mähnen, schaute mit seinen

friſchen freundlichen, ein wenig zwinkernden Augen auf die Magd und ſagte: „Hanai, jetzt weiß ich was. Jetzt, damit du einen großen Reſpekt vor mir bekommſt, erzähle ich dir meine Lebensgeſchichte.“

„Freilich, juſt ſo!“ entgegnete ſie, „jetzt hätten wir Zeit für ſolche Narrheiten. Deine Lebensgeſchichte kannſt erzählen, wenn du alt biſt. In der Jungheit hat der Menſch was anders zu thun.“

„Du Hanai, das iſt wahr!“ ſagte der Burſche ganz leiſe und ſtreckte die Arme aus, um ihren Nacken zu umſchlingen.

„Na, wart' noch ein biſſel!“ ſagte ſie, packte das Geſchirr zuſammen und ging gegen das Haus. Der Tonele blieb ſitzen. Allmählich ſank ſein Oberkörper aufs Gras hin, das Geſicht gähnend gegen die Kronen der Kaſtanienbäume gerichtet ſang er gedämpften Tones das folgende Klagelied:

„'s gibt ka Kurzweil nimmer,
's iſt a dumme Welt,
Na, der neue Brauch, der g'fallt ma nit.
Singen ſoll ma nit,
Schießen ſoll ma nit,
Dirndel buſſeln ſoll ma nit.“

Wo iſt der Hans?

Ein unheimlicher Tag war das geweſen. So lärmend die vorhergehende Nacht verlaufen, ſo ſchweigend verging der Tag. Zu Brixen waren alle Aemter geſchloſſen und nirgends zeigte ſich ein Kanzleimenſch. Nur ein dicker gemütlicher Gerichtsdiener ſaß auf der Bank vor ſeiner Woh-

nung und sagte zu jedem, der vorüberging: „Nun also, jetzt wären wir halt wieder alttirolisch! Mir ist's auch recht.“ Das Thal war fast menschenleer. Merkwürdigerweise hatte sich alles in die Wälder verzogen; mancher Fremde horchte von seinem Verstecke aus, ob in den Wäldern nicht schon das Schießen angehe. Am Abende, als die Dämmerstunde kam, war in der ganzen Gegend kein Hausthor offen. In vielen Höfen waren die Eingänge schwer verrammelt, sogar die Fenster mit Latten und Balken vernagelt, und doch schien kein Mensch in den Häusern zu sein. Die nicht fortgegangen waren, hatten sich wohl gar in die hintersten Gelasse, in die Dachwinkel oder in die Keller versteckt. Die Hunde waren von ihren Ketten losgelassen, die Herden, sowie Kinder und zaghafte Weiber auf die Almen gejagt worden.

Auch das Wirtshaus an der Mahr war zeitlich geschlossen worden; es meldeten sich doch keine Gäste mehr und die wenigen, die auf der Straße waren, eilten hastig vorüber. Das Unheimlichste war fast noch, daß nirgends Soldaten oder bayrische Patrouillen zu sehen waren. Leute, die von der Gegend des Inn kamen, wußten aber zu erzählen, daß große Truppen sich gegen die Klemme und gegen den Brenner vorschoben.

Als es schon finster war, sprang rückwärts von der Felswand her der Mahrwirt und huschte vom Stalle aus durch ein Thürchen ins Haus. Er kam, um, wie er sagte, sein Schußgewehr zu holen.

„Wie steht's?“ fragte ihn sein Weib.

„Es steht gar nicht mehr, es geht schon,“ antwortete Peter. „Da oben an der Wand kannst du das Schießen hören von der Eisackschlucht her. Hinter Mittewald arbeiten

sie schon. Auf dem Sterzinger Moos geht's auch um, dor
steht der Sandwirt mit den Passeiern und Etschthalern
Und Franzosen überall, als ob sie aus der Erde wachs
thäten. In der Nacht soll ein ganzes Regiment durchgezoge
sein, vom Etschthal her. Mit Kanonen. Es kann lusti
werden. Die Brixenthaler stehen fest, die Grödner sind an
schon da, und die Fleimser, und die vom untern Puster
thal. Man möcht's nicht glauben, wie viel es Mannerleu
gibt im Gebirg. Wir stehen an der Mühlbacher Klause, da
wir den Einmarsch der Kaiserlichen decken. Sie müssen ba
da sein. Den ganzen Tag haben wir müssen zurückhalten
die Leute können's schon nimmer erwarten. Ah, diese frisc
Luft, wie sie wohl thut! Gottlob, Gottlob!"

„Die heilige Jungfrau Maria möcht euch beistehen
sagte Frau Notburga und faltete die Hände. „Peter, i
bitte dich, sei nicht tapfer allein, sei auch klug, denke a
deine Kinder, an uns alle . . ."

„Weib," sagte er, „wenn ich jetzt mit der Axt in d
Wald ginge, um den Wildbach zu verhauen, ruhiger könn
ich nicht sein. Ich habe mir's selber anders gedacht. U
dabei so etwas Feierliches, als wie zu einer Fronleichnam
prozession. — Für mich ist keine gegossen. Dein Tagèw
ist nicht geringer, als das meine. Vielleicht größer. We
hüte das Haus, hüte die Kinder. Lasse keins zur Th
hinaus, bis wir zurück sind. Und sonst, das Kistlein ist
die Felswand vermauert, das Geld unter dem Dachfirst,
weißt es ja. Es ist alles geordnet. Alles mit der Hi
Gottes. Die Kinder erziehen in Rechtschaffenheit und Tre
in Wahrhaftigkeit, und niemanden fürchten, als Gott d
Herrn. — Schlafen sie schon?"

Er thut doch, als wollt er Abschied-nehmen, dachte Frau Notburga und verhüllte mit der Schürze das weinende Gesicht. „Sie schlafen schon."

„Daß sie schlafen, ist mir lieb," sagte er und trat in die Stube ein. „Sehen will ich sie doch. Abschied nehmen, das nicht. Aber wie ein Segen ist es, wenn man so in ein unschuldiges Gesichtel schaut."

Die drei Kinder lagen jedes in seinem weißen Bettlein und schlummerten süß. Zuerst ging er zum Hans und machte ihm mit dem Daumen ein Kreuzzeichen über das schöne Gesicht. Die Züge des Knaben waren fast trotzig, als träume er von Kämpfen. Hernach ging Peter zum Kleinsten, der lieblich wie ein Engel in der Wiege lag und im Schlafe ein wenig lächelte. Er neigte sich nieder über das Kind und drückte einen sanften Kuß auf das weiße Stirnchen. Endlich kam Peter zum Mariantein, das mit rosigem, von weichen Haarlocken umwalltem Gesichtchen gar ernsthaft dalag und die Hände wie betend über der Brust faltete. Lange stand der nun zum rauhen Krieger gewordene Vater davor und blickte nieder auf dieses Bild des Friedens. Und da kamen ihm innige Gedanken. — Ihre kleine Seele kniet jetzt vor dem allmächtigen Gott und bittet für den Vater um Schutz und Beistand. — Kinder, auch euch befehle ich seinem Schutz und Schirm! — Als er sich niederbeugte, um das Mädchen zu küssen, hob dieses die Arme im Schlafe, umfing seinen Nacken und rief mit heller Stimme: „Vater! Vater! bleib bei uns!" Und leise lallend setzte sie bei: „Unter dem Palmbaum schlafen?" — Dann sanken die kleinen Arme zurück, das Kind schlummerte weiter.

Schon früher war Augustin geweckt worden. Als er

nun vor dem Schwager stand, war dieser nicht überrascht, er fand es selbstverständlich, daß jedes streitbare Landeskind heimkehre in solchen Tagen. Als die beiden Männer gerüstet dastanden, steckte Frau Notburga dem Gatten noch ein Weihebildchen in den Busen. Sie reichten sich die Hand und dann gingen die Männer ohne weiteren Abschied davon.

Es war schon spät geworden, die wenigen dienstbaren Hausgenossen hatten sich längst verlaufen; alles schien sich der alltäglichen Ordnung zu entwinden und in die große, außerordentliche einzufügen. Nur die Magd Hanai mußte noch im Hause sein, die schlief auf ihrem Stroh wahrscheinlich schon wie eine Ratte. Frau Notburga löschte das Licht aus und wollte sich endlich auch zur Ruhe begeben. Doch sie fand keine auf ihrem Bette, es war ihr so unheimlich zu Mute und sie stand wieder auf. Sie öffnete das Fenster und horchte hinaus. Es war eine schwüle, finstere Nacht, am Himmel kein Stern, auf den Bergen einzelne Feuer. Die Straße öde, nur das ewige Rauschen des Eisack durchzitterte die Luft. — So bange ward ihr, daß sie mit der Laterne hinausschlich in die Stallkammer, um die Hanai zu wecken. Aber die Magd Hanai war nicht da. Ihr Bett stand unberührt, die Kühe im dunstigen Stalle hatten in ihren Krippen frisches Futter; die Tiere saßen mit hingelegten Köpfen da, glotzten stier auf die Laterne und scharrten im Wiederkäuen mit den Zähnen. — Alles ist davon, nur Frau Notburga allein mit ihren Kindern im Straßenhause, von unendlichen Fährlichkeiten umgeben.

Zur Labe in der Angst wollte sie die Kinder sehen. Daher verschloß sie die Fensterbalken, zündete das Licht an und setzte sich hin zwischen die Bettchen. Hans schlief un-

ruhig und hatte über der Decke die beiden Fäuſte geballt. Marianna lallte mehrmals im Traume ein halbverſtändliches Wort. So ruhig und ſtill das Kind ſonſt am Tage war, im Schlafe pflegte es manchmal laut und deutlich zu ſprechen, ſogar auf Fragen zu antworten, die man ihm gab. Am Tage, wenn es ſo ſanft daſaß, ihm alles recht war, wenn es weder etwas Kluges noch etwas Kindiſches ſagte, da hätte man denken können, es ſei in der geiſtigen Entwickelung etwas zurückgeblieben; im Schlafe jedoch ſprach das Mädchen Dinge, die hoch über dem Seelenkreiſe eines fünfjährigen Kindes ſtehen. Träumend ſang ſie Kirchenlieder, ſprach lange Gebete und Sprüche, die ſie nie gehört haben konnte und ſagte manchmal Worte, die wie Weisſagung klangen und doch eigentlich nicht zu verſtehen waren. Alſo kam der Frau Notburga jetzt der Gedanke, ſie könnte das ſchlafende Kind leiſe fragen, was die großen Begebenheiten, die in Tirol anfingen zu geſchehen, für ein Ende nehmen würden. Aber ſie hatte doch nicht den Mut, die Ereigniſſe zu beſchwören und frevelhaft der göttlichen Fürſehung vorzugreifen. Wollte Gott die Wahrheit kund thun; ſo habe er wohl auch andre Mittel, ſie zu enthüllen; der Menſch ſoll ſeinen heiligen Ratſchluß nicht verſuchen.

Draußen war das dumpfe Toſen des unbändigen Fluſſes. Manchmal, wenn wilde Wetter niedergegangen im Gebirge, oder wenn im Lenze der Föhn in den Schnee gefahren, da hat der Eiſack grauſig krachend an die Grundfeſten des Hauſes geſchlagen. Wie ehern und unerbittlich iſt die Natur, und doch wie gleichmütig, wie zornlos im Vergleiche zu wütenden Menſchenmaſſen! Schon eine einzige feindliche Hand kann in dieſen Zeiten der Willkür das Haus an der

Mahr verderben mit ſammt den Bewohnern. Die beſchützenden Männer ſind alle fortgezogen.

Horch! Bewegt ſich jetzt nicht der Mund des ſchlummernden Mädchens! Der Frau Notburga dürſtet nach einem Laut aus Menſchenmunde. Worte flüſtert es, anfangs lallend, undeutlich, dann klar und verſtändlich. In getragenem Tone ſpricht das ſchlafende Kind: „Menſchenherz, du kummervolles, komm zu mir. Birg dich an meine Bruſt. Meine Bruſt iſt voller Gnaden und Liebe. Ich bin der Mächtige, der die Himmel trägt. Ich verlaſſe dich nicht. Erbarmen habe ich den Betrübten, Hilfe den Sinkenden. Deine Feinde, vor denen du heute zitterſt, liegen morgen zerſchmettert zu meinen Füßen. Der Herr bin ich. Nichts beſteht vor mir, als das reine demütige Herz. Laſſe fließen das Waſſer von deinen Augen und vertraue dich mir. Laſſe fließen den Tau auf deine heiße Angſt und ſinke in meinen Arm. Ich bin deine feſte Burg. Ich bin dein gewaltiger Herr und dein treuer Freund. Alles, was du Leides haſt, lege in meine Hand. Alles, was du Liebes haſt, lege an mein Herz. Ich bin dein erbarmender, liebender Gott . . .“

Alſo hatte das Mädchen geſprochen, dann ſchwieg es und ſchlummerte ruhig weiter.

Von der Fülle des Troſtes überwältigt, ſank Frau Notburga auf die Kniee und Frieden ſenkte ſich nieder auf ihren müden Leib.

Als ſie am Bette des Kindes kauernd wieder erwachte, war die Kerze herabgebrannt und zu den Spalten der Fenſterbalken leuchtete heller Tag herein. Im Lichte der geöffneten Fenſter ſchlug zuerſt Hans die Augen auf. Er richtete ſich raſch empor, blickte in der Stube umher und

fragte: „Wo iſt der Vater? Iſt der Vater ſchon fortgegangen?“

Als das die Mutter bejahte, ſchwieg er und kleidete ſich raſch an. Es kam die Morgenſuppe, er aß ſie ſchweigend und raſch. Frau Notburga ſchaute zum Fenſter hinaus. Die bereits hoch am Himmel ſtehende Sonne ſog den leichten Wolkenſchleier auf, ein blauer Dunſt lag über dem Thale. Auf der Straße raſſelte mancher Wagen heran, von ſchnaubenden Pferden gezogen; an einem dieſer Wägen fehlte das vierte Rad, es ſchien nicht Zeit zu ſein, ſelbes zu ſchaffen; auf ſeinem Stroh lag ein Menſchenkörper. Auf andren Wägen waren die Dinge verhüllt mit Reiſig und Moos. Ueber die Auen ſprengten Reiter daher. Von der Ebene bei Brixen herüber ſchimmerte eine wogende Maſſe von Soldaten in allen Farben; Trompetenſtöße zerriſſen die Luft. Ueber den Ortſchaften Neuſtift, Valun und anderen Dörfern lag eine Rauchſchicht und hoch oben bei Sankt Leonhard ſtanden mehrere Höfe in Flammen. In der Luft war manchmal ein Schlag, ähnlich dem, wenn man ein Tuch ausſchlingt, wegen des Waſſerrauſchens konnte man es aber nicht unterſcheiden, ob es Kanonenſchüſſe waren oder anderer Lärm.

Unten am Hausthore pochte es wiederholt und fremde Stimmen verlangten polternd nach Einlaß. Frau Notburga ſchloß wieder den Fenſterladen, zündete eine geweihte Kerze an und ſagte: „Kinder, kniet nieder, wir wollen beten.“

Sie knieten um den Tiſch herum, ſelbſt der kleine Peter faltete ſeine Händchen und lallte mit drein, als ſie anhuben, laut den Roſenkranz zu beten von den „ſchmerzhaften Geheimniſſen“ des Leidens und Sterbens Jeſu. Als der Roſen-

kranz vorüber war, betete Frau Notburga aus dem Buche laut die Litanei für Sterbende. — Sie fallen hin und haben keinen Zuspruch und keine Anrufung, also dachte sie und opferte ihr Bitten und ihre Stoßseufzer für alle auf, „die zu dieser Stund' müssen abscheiden und vor das Gericht Gottes treten". — Wer weiß, für wen sie betet!

Nach vollbrachter Andacht war ihr wieder etwas tröstlicher zu Mute und sie begann ihre häuslichen Arbeiten zu verrichten. Als sie sich hierauf nach dem Hans umschaute, daß er gewaschen und gestrählt werde, sah sie ihn nicht. Schon während des Gebetes, so wußte die kleine Marianna, war der Knabe zur Thür hinausgegangen. Alsogleich stellte ihm die Mutter nach; er war aber nicht im Vorhause, nicht in der Küche, nicht auf dem Dachboden, nicht unten in der heute so öden Gaststube — er war nicht da. Die rückwärtige Thür war aufgeriegelt.

Frau Notburga erschrak schon, allein die Marianna, die auch wachend ihr zum Troste gegeben zu sein schien, sprach die Vermutung aus, der Hans werde hinausgegangen sein zur Hanai in den Stall, um sein weißes Lämmlein zu füttern, wie er es sonst zu thun pflegte. In der That, des Stalles und seiner Bewohner hätte die Hausfrau an solchem Tage schier vergessen. Wer weiß, ob die Magd schon da ist. Das Kind muß daran denken, daß die Thiere ihren guten Appetit sich durch kein Menschenschlachten verkümmern lassen.

Das Stallthor stand halb offen. Die Rinder rasselten schon ungeduldig an ihren Ketten, die Schafe blökten. Allein die Hanai war nicht da und der Hans war auch nicht da.

„Und das weiße Lämmel ist auch nicht da!“ sagte die Marianna, die mit herausgekommen war.

Frau Notburga eilte durch das Hinterthürchen hinaus und um das Haus herum. Sie rief nach dem Knaben, sie rief in den Baumgarten hin, auf die Straße hinaus. Er antwortete nicht und er war nirgends zu sehen. — Sollte er das Lamm in den Wald hinaufgeführt haben, daß es grase? Sollten fremde Leute in den Hof gedrungen sein, Diebe, Räuber . . .?

„Wo ist mein Hans?“ schrie sie grell auf, es war wie ein Hilferuf.

„Er ist dem Vater nach,“ sagte das Mädchen plötzlich.

„Er is dem Atta nach!“ rief auch der kleine Peter, und sein Stimmlein jauchzte.

Dem Vater nach! Die Mutter rang ihre Hände: „Gott im Himmel, welch eine Zeit!“

Wer kauft Lämmer?

Und durch das von Kriegslärm immer lauter wiederhallende Thal wandelte der Knabe mit dem weißen Lamm.

Als er auf der Straße, außer dem Bereiche der Mutter sich befand, war er einen Augenblick still gestanden, um zu horchen. Geschrei, Gerassel, Glockenläuten, Pferdegewieher von allen Seiten. Aus der obern Gegend, wo durch die finsterbewaldete Schlucht der Eisack hervorkam, dröhnten Kanonen. Nach dieser Richtung hin eilte Hans, der kleine Wirtssohn von der Mahr. Von der wildbewegten, staub-

wirbelnden Straße bog er ab und schlug einen Feldweg ein. Auf demselben ging schleppend ein alter Mann hin, der am Rücken in der braunen Holzkraxe eine Ladung von „Herrgötteln“ hatte. Den holte der Knabe bald ein und er betrachtete die neugeschnitzten Kruzifixe; solche waren in verschiedenen Größen für Kirche, wie für Haus und Wegsäulen gemacht und sorgsam bemalt. Ein paar davon hatten um das Haupt sogar vergoldete Glanzstrahlen. Aus dem Pitzthale war der Mann, war friedsam und fromm mit seiner christlichen Ware die weiten Straßen gezogen, einkehrend überall. Denn es steht kein Haus in Tirol, das nicht seine Kruzifixe hat, außerhalb,- innerhalb den Wänden, in der Vorlaube, an der Tischecke, in der Schlafkammer, aber auch an Zäunen und Baumstämmen, an Kreuzwegen, an Brücken, Brunnen und Wegpässen, an Unglücksstellen und schönen Aussichtspunkten — überall das Kreuz. So waren für den „Herrgotteltrager“ aus dem Pitzthale, wo die Bildnisse geschnitzt wurden, auch stets gute Zeiten gewesen — und nun sah er sich plötzlich mitten unter rohen Soldaten. Anstatt zu beten, fluchten sie, anstatt zu loben, daß er mit schönen Herrgötteln daherkäme, höhnten sie ihn, und anstatt etwas zu kaufen, rissen sie ihm einmal die Kraxe auseinander, grausam schimpfend über ein „bigottes Gesindel“, das den hölzernen Christussen vor lauter Frömmigkeit die Zehen wegküsse und meuchlings aus dem Hinterhalte auf Menschen schieße. — Der alte Hausierer verstand zuerst gar nicht, wie das gemeint war; als er aber unweit von sich einen französischen Reiter, der ruhig des Weges getrabt kam, plötzlich vom Pferde fallen sah, nachdem im Gebusch ein Schuß gefallen, verstand er es wohl und mur-

melte in seinen weißen Bart: „Geschieht euch recht. Hat euch wer gerufen ins Tirolerland herein?“

Diesen Alten holte nun der Knabe ein auf dem Feldweg. Gleich rief er ihn an: „Herrgöttelmann, kauf mir mein Lamm ab!“

Der Alte blieb stehen, schaute um und als er den Knaben sah, fragte er: „O Kleiner! Wagst du dich denn aus bei so schlechtem Wetter? Wohin willst denn mit deinem Schafkind?“

„Verkaufen!“

„Schafbraten, jetzt, wo Menschenfleisch so wohlfeil ist? Dumme Zeit. Wieviel willst denn für dein wollenes Rössel?“

„Daß ich mir einen Stutzen kann kaufen,“ sagte der Kleine.

„Du?“ fragte der Alte und lugte so drein, „was brauchst denn du schon so ein Rauchröhrl? Ein Christusfel geb' ich dafür, daß du's deiner Mutter kannst bringen.“

„Ich will einen Stutzen zum Schießen,“ sagte der Knabe mit großer Entschiedenheit und eilte dem Alten voraus.

Dieser schüttelte den Kopf. Das war ihm auch noch nicht vorgekommen im Lande Tirol, daß man den Herrgott vor einem Schußprügel zurücksetzt.

Der Knabe kam bis Neustift, wo er sah, wie man von der Wand eines großen Hauses just den bayrischen Adler herabriß und in eine Pfütze warf. Dem Taubenwirtshause ging er zu, wo er sonst mit seinem Vater schon mehrmals gewesen; es war aber das Hausthor verschlossen und zum Fenster fragte eine alte Frau heraus, was er wolle?

„Wer kauft Lämmer?“

„Hast Hunger?“

„Ein Schußgewehr brauch' ich."

„Kind Gottes, es gibt für die Großen ihrer nicht genug."

Der Knabe ging durch die Feldschranke hinaus und zog weiter. Das Lamm blökte, so stellte er es auf den grünen Rasen, daß es Gras fressen konnte. Das Tier machte sich alsogleich dran mit hastigem Schnäuzlein. „Eile doch nur!" redete ihm der Knabe zu. „Lange kann ich dir nicht Zeit lassen. Mir ist recht leid, daß du fort mußt, aber schau, müssen der Vater und der geweihte Vetter und die andern auch fort. Ja, wenn du ein Löwe wärst, da könnte ich dich schon brauchen, aber du bist ein Lamm. Du bist viel zu gut, mein armes herzliebes Lämmel, du!" Er koste es und dann ging's wieder fürbaß.

Bei Schabs kam er zur Straße und konnte ihr nicht mehr ausweichen. An den Hängen war dichtes Gebüsch. Da holte ihn ein rasselndes Fuhrwerk ein. Vier Pferde und acht Bayern brachten eine Kanone daher. Einer der Soldaten packte den Knaben mit dem Lamm, hub sie empor und mit den Worten: „Das sind die Richtigen!" setzte er sie auf die Kanone, so daß der kleine Hans, das gewaltige Erzrohr zwischen den Beinen, förmlich darauf ritt. — Auch gut! dachte er sich, blieb ruhig sitzen und preßte seinen Liebling mit beiden Armen an die Brust.

„Na, junger Tiroler, reitest du auch gegen die Bayern?" spottete der Soldat.

„Ja," antwortete der Kleine trotzig.

„Wessen Sohn bist du, tapferer Held?"

„Des Mahrwirts."

„Des Mahrwirts? Des Aufrührers? Des Rebellen?“ riefen mehrere der Soldaten zugleich.

Der Knabe ſchwieg und biß ſich in die Lippen. Ein ſchlimmes Wort, das ihm da entſprungen war! Das konnte ein Unglück geben, er war ſich raſch darüber klar; er wußte zu gut, wie ſehr ſein Vater von den Bayern gehaßt war, und ſie ſchienen nicht im Unklaren über ihn zu ſein. Nun werden ſie den Sohn gefangen halten und ſchweres Löſegeld für ihn begehren. Oder gar den Vater zwingen, mit ſeiner Freiheit das Leben des Kindes zu erkaufen. — O nein! ein ſolches Leben brauche ich nicht. Lieber ſtürze ich mich vom Felſen herab.

„Alſo des Mahrwirts Sohn!“ ſagte der Soldat noch einmal. „Da willſt du jetzt deinen Vater ſuchen, nicht wahr? Und ihm einen Lammbraten bringen zum Siegesmahl, wie? Ich kann dich weiſen, dein Vater hat ſich heute früh ſchon bei uns angemeldet, er wird da oben ſein bei den andern Rebellen, da in den Büſchen oben. Wird wohl ſo ſein, nicht wahr? Na, Bürſchel, wir werden ihn ſchon finden. Er wird uns bald entgegenkommen, er will die Bayern ja lebendig ſpießen, nicht wahr? Ein wackerer Mann, dein Vater. Wir wollen ihm auch eine große Ehre anthun. Auf den allerhöchſten Fichtenbaum, nicht wahr? Oder viertheilen, daß ſie in jedem Viertel Tirols ein Stück von von ihm kriegen, wie?“

Der Knabe zuckte bei ſolchem Zuſpruch ein wenig mit den buſchigen Augenwimpern, ſchwieg und blieb ſitzen auf der Kanone, als ob er angegoſſen wäre. Aber kläglich blökte das Lamm. Das ſchwere Geräder holperte ächzend weiter; ſie kamen ſchon gegen die Waldſchlucht, wo aus den Tiefen

und von den Hängen bläulicher Rauch aufstieg. Dort und da konnte man den Rauch wie weiße Springbrunnen hervorschießen sehen und dabei war ein Geknatter zu vernehmen, als brächen im Walde alle Baumstämme nieder.

„Siehst du, Junge, da geht's lustig zu!" sagte der gesprächige Soldat zum Knaben, während er nebenherschritt und gleichwie die übrigen den Wagen rasch weiterzubringen trachtete. Dann zu den Genossen: „Was glaubt ihr, Kameraden, sollen wir den schönen jungen Tiroler, den wir bei uns haben, nicht austrommeln lassen? Die Herren Strauchschützen sollen doch einmal unsere Kanone aufs Korn nehmen. Vielleicht will's der Mahrwirt selber thun, nicht wahr? Der ist ja überall voran."

Wie ein Kätzlein, so sprang der Knabe plötzlich vom Gefährte auf die Straße, beinahe wäre er entkommen, aber der Bayer erhaschte seinen Arm und sagte, ihn festhaltend, ganz gemüthlich: „Oha, junger Herr, wir bleiben noch beisammen."

Das Lamm war von den Rädern zermalmt und sein rotes Blut färbte die staubige Straße. In demselben Augenblicke zuckte der gesprächige Soldat zusammen, fuhr mit beiden Händen an den Kopf und stürzte zu Boden. Der Knabe war frei, aber nur für einen Augenblick, schon faßten ihn zwei andre. Die übrigen der Bedeckung hatten ihre Gewehre von den Schultern gerissen, wußten aber nicht, wohin zielen, denn sie sahen nur Gebüsche, Bäume und Steine, aber keinen Feind. Fast wahnwitzig schossen sie auf das Buschwerk hin, gegen Stellen, wo eben wieder frischer Rauch aufwehte.

Sie waren mitten im Treffen. Aus der Schlucht hervor brachen Bayern und Franzosen. Ein bayrischer Hauptmann

gab die Parole aus: den Mahrwirt fangen! An die Lehnen kletterten sie hinan, viele purzelten zurück in die Tiefe. Auf andre hatten sich aus Verstecken Bauern gestürzt und sie rangen miteinander. Aus einem Strauche hervor sprangen etliche Tirolerschützen zur Straße herab und auf die Kanone los. Roß und Reiter stürzten, da sprengte mit verhängten Zügeln ein Rothmantel heran und spaltete mit dem Säbel einem stattlichen Landjäger, der ihm den Aermel durchschossen hatte, das Haupt.

Der Knabe Hans nutzte die Verwirrung, um den Hang hinanzuklettern, da sah er am Straßenrand den furchtbar zugerichteten Bauernschützen. Einen gellen Schrei stieß er aus, stürzte sich auf die Brust des Toten und rief in heller Verzweiflung: „Mein Vater! Mein Vater!“

Mehrere der feindlichen Männer standen einen Augenblick vor diesem herzzerreißenden Bilde. Endlich sagte einer, auf den Erschlagenen weisend: „Schade, den hätten wir lebendig haben sollen. Es ist der Mahrwirt.“

Bald ging's um unter den Truppen: „Der Rebell ist erschlagen!“

Immer mehr belebte sich der Platz mit Kämpfenden. Zur Rechten war der steile Hang, zur Linken das tiefstürzende Ufer des Wassers. Die Franzosen führten ununterbrochen ein heftiges Geschrei, das von Trompetenstößen schrill durchschnitten wurde. Die Tiroler hinter ihren Verschanzungen zielten ruhig und schweigend, fast bei jedem Schusse purzelte ein Mann. Der Sohn des Mahrwirts war entkommen. Behendig wie eine Wildkatze kletterte er an dem Felsenschrunde hinan gegen die Schützen. Unter finstern

Fichten trat der Kreuzwirt von Brixen auf ihn zu und fragte erregt: „Iſt's wahr, was ſie ſagen? Dein Vater . . .“

„Wo iſt mein Vater?“ rief der Knabe.

„Du ſollſt ihn ja ſelber liegen geſehen haben.“

„Nein,“ antwortete der Knabe, „der iſt es nicht geweſen.“

„Du ſollſt es doch ſelber geſagt haben!“

„Ich habe es nur geſagt. Er iſt es nicht.“

„Hans!“ verſetzte der Kreuzwirt, „warum freveſt du ſo?“

„Ich hab's geſagt,“ entgegnete der Knabe trotzig, „damit ſie meinem Vater nicht mehr nachſtellen.“

Heut' haben wir Schützentanz.

Noch in der dunklen Nacht war Peter mit ſeinen Leuten hinter Mühlbach den Waldhang hinangeſtiegen. Die feindlichen Truppen waren nahe und ſchienen wohlgeordnet die Klauſe und die Eiſackſchlucht beſetzen zu wollen. Als der Morgen graute, fielen die erſten Schüſſe, und da war es, daß Bruder Auguſtin zu ſeinem Schwager ſagte: „Peter, ich habe nur an meiner Rüſtung zu ordnen, ich komme gleich nach.“ Doch war es etwas andres, er konnte nicht weiter. Es zitterten ihm die Glieder und das Eingeweide ſeines Leibes wollte ſich empören. Seine Hände waren kalt wie Lehm, auf ſeiner Stirn ſtanden große Tropfen. Die Todesangſt! — Feige Kanaille! rief er ſich ſelber zu, vorwärts! ich will es! — Der Geiſt kommandierte wohl, aber das Fleiſch wollte nicht gehorchen. Ein bebendes Grauen ging

durch seine Natur. An einem Buchenstamme lehnte er wie angebunden. — Was ist denn das? fragte er sich wieder. Habe ich mich je gefürchtet vor dem Sterben? Habe ich nicht willig verzichtet auf diese Welt, meinen Leib abgetötet und lebendig begraben im Kloster? Und jetzt diese verfluchte Angst! Die lebenslustigen Männer dort, sie haben Weib und Kind — heiter wie zu einem Festschießen gehen sie in die Schlacht. Bist nicht auch du ein Tiroler? Bist du nicht fast hochmüthig dahergekommen, um das Vaterland retten zu helfen?"

„Komm, Kamerad, es geht schon los!" rief ihm ein vorübereilender Bauernbursche zu; durch das Gezweige her prickelte Pulvergeruch.

„Marsch, vorwärts!" schrie Bruder Augustin laut auf und sprang mit gezückter Waffe fast wild in den Pulverdampf hinein.

Entlang der Schlucht, in deren Tiefen gischlend das Wasser grub und brauste, und an den umliegenden Berghängen entbrannte die Schlacht. Die steil den Berg hinan sich klammernde Feste bei Mühlbach war von Franzosen besetzt. Manch ein Tollkühner, der von dem stets unsichtbaren Feinde gereizt in wütender Ungeduld vordrang, purzelte in den Abgrund, der schier finster war und aus dem fortwährend tauender Nebel aufstieg von den an Felsblöcken und Stürzen zerschellten Wellen. Aus den hochgelegenen Wäldern kamen Raben niedergeflogen, welche krächzend über der Schlucht hin- und wiederflatterten, als wüßten sie es, daß zu solcher Zeit die Kugeln für andere Ziele gegossen waren, oder als ahnten sie, daß hier ein üppiger Tisch gedeckt werden würde für die Vögel des Himmels.

Von den Thälern her erhielt der Feind immer neuen Nachtrupp; aber die Reiterei und die großen Geschütze konnten nicht recht einsetzen, letztere mußten vielmehr geborgen werden hinter Felsen, damit sie von den Tirolerkugeln nicht zu sehr Schaden nahmen. Um so tapferer verhielt sich das Fußvolk; das Gewehr an der Achsel, den Säbel im Munde, so kletterten die Soldaten empor von Fels zu Fels, und wenn einer stürzte, kamen stets ihrer zwei nachgerückt. Die Stellung der Bergschützen wurde von Stunde zu Stunde umworbener, so daß auch jene Schützen, denen am Morgen bei der „staden Umbrodlerei" langweilig gewesen, nun aufzuleben begannen.

Am Vormittag hatte es auch für die Tiroler in den andern Hängen noch nicht gar viel zu thun gegeben; der Feind hatte in den Niederungen mehr für die Selbsterhaltung, als für den Angriff zu sorgen gehabt, er war über die Stärke der Gegner noch gänzlich unklar. Mancher Schütze konnte sich behaglich auf einen Stein setzen und, den Stutzen an dem Schenkel, ein Pfeiflein anzünden. Da aß einer oder der andere der bäuerlichen Streiter sein Stück Brot, das er in seinem Zegger mit sich gebracht hatte. Andern brachte man von Höfen her in Zwillingtöpfen Kraut, Specksuppe und Plenten, Speisen, die sie hastig auslöffelten oder hinter einem Busche verbargen, je nachdem knappe Zeit war. Als es auf dem Mühlbacher Turme elf schlug, sagte der Eberstaller, dessen Gehöfte nicht weit entfernt stand, jetzt wolle er heimgehen zum Mittagessen, es gäbe derweil so nichts zu thun. Und er ging auch, nahm sich aber nur Zeit für die Krautsuppe, denn eine bleierne Hummel summte zum Fenster herein. Das Stück Plenten faßte er mit den Fingern und eilte hinaus

Feinde in Maſſen mit klingendem Spiele zogen heran, voll hochmütiger Siegeszuverſicht. Die grünen Wieſen waren ganz blau vor lauter Franzoſen und ein paarmal waren gegen die Erd- und Holzverſchanzungen große Geſchütze losgeknallt worden, welche die ſolchen Getöſes noch ungewohnten Bauern mehr erſchreckt als geſchädigt hatten. Als der Feind nun aber begann ſturmzulaufen und zwiſchen den Waldbäumen auf der Höhe ſchon Blauhoſen hin- und herhuſchten, und als von den Bauern einer um den andern umfiel, da rief ein Jäger aus dem Puſterthale: „Aus iſt's, Leut', alle ſind wir hin! Alle, wenn wir nicht höher ins Gebirg flüchten!"

„Hundsfott!" ſchrie ihm der Stauker von Sarns ins Ohr. „Flieh, wenn du Kuraſch haſt, ins Gebirg! Daß dich die Haſen beißen kunnten!"

Auf ſolchen Schimpf blieb der Jäger ſtehen, wo er ſtand, und ſchoß ruhig weiter, bis der Feind wich.

Ein arg zerflicktes rühriges Männlein war vorhanden, das wollte auch mitthun.

„Was willſt denn du da, Veitel?" fuhr den der Rampeßbauer an. „Du haſt dem Brixner Biſchof von ſeiner Herde die Geiß weggeſtohlen, dich brauchen wir nit."

„Heut' zahl' ich ſie zurück!" antwortete das Männlein und wollte auf einen Soldaten feuern. Der Hahn knackte wohl, aber das alte verroſtete Zeug ging nicht los.

„Ein Dieb iſt's nit wert, daß er mithalt'."

„Deine Chriſtenlehr' brauch' ich nit," gab der Veitel zurück, lief den Hang hinab und wollte mit ſeiner Hackenbüchſe, die nicht losging, einem Bayern den Schädel einſchlagen. Der Bayer ſtach ihn nieder. Der Veitel, das war

ein armer Kleinhäusler gewesen, mit vielen hungrigen Würmeln. Und die entwendete Ziege, die war nun bezahlt.

Zwischen mehreren im Haselgesträuche wohlversteckten Felsblöcken, wie in einer Burg verschanzt, hatten sich ihrer zwölf Schützen aus Bruneck festgesetzt und hatten von da aus manche Verheerung angerichtet. Sie konnten ganz gemächlich laden und sich ihren Mann bedächtig auf die Mücke nehmen. Zwischen Astwerk guckten sie hinab auf eine kahle Ausböschung, wo Bayern auf Schutt und Stein Stellung nehmen wollten. Die Ausböschung war ein Punkt, von welchem aus vielleicht den Tirolern der Vormarsch in die Schlucht abgeschnitten werden konnte. Denn die Eisackschlucht freizuhalten, durch welche aus Sterzing Hilfstruppen kommen mußten, das war hier eine wichtige Aufgabe. Die Brunecker sahen aber da eine gute Gelegenheit, ihre neuen Gewehre einzuschießen.

„Welchen werde ich mir denn jetzt aussuchen?" sagte der eine.

„Ich gunn' mir den Lackel mit dem Geißbart," sagte der andere. Puff!

„Ich nehm' den zerlumpten Kerl, der keine Stiefel mehr an den Füßen hat. Halt ein bissel, talketer Hiesel, auf scharfem Sand geht's nit gut barfuß; marsch in die Ewigkeit!" Puff!

Wieder ein anderer im Versteck sprach: „Dort beim Wassergrabel liegt ein Angeschossener, der windet sich wie ein Regenwurm, der erbarmt mir."

„Lapp, der Angeschossene thut uns nichts mehr. Die Gewunden mußt schwach machen. Das Pulver ist teuer!"

„Wenn wir nit alle ausrotten," sagte der eine, „so hätten wir lieber nit anfangen sollen. Und deswegen nehm' ich mir doch den armen Teufel und schicke ihn heim zum himmlischen Vater." Puff!

Durchs Buschwerk her huschte der Rampesbauer. Der fragte: „Ist der Mahrwirt nit bei euch?"

„Der steht mit sechzig Mann hinter der Klausen und macht dem Feind die Hosen bledern."

„Habt ihr keinen Anführer?"

„Wir brauchen keinen. Jeder weiß, was er zu thun hat: Boarn und Franzosen derschießen."

„Meine lieben Leut'," sagte nun der Rampesbauer, „da oben geht's noch ein bissel anders zu, da oben bei Sterzing! Wer auf dem Kofel steht, der kann das große Geschütz recht gut hören: bum, bum, bum, bum! Schon seit einer Stunde. Es muß ein lustiger Tanz sein. Der Sandwirt ist dabei."

„Wenn sie der Anderl herabjagt, nachher gesegne uns Gott, nachher haben wir den ganzen Krempel."

„Wir wollen sie nit weiterjagen, denke ich. Wenn den Herren unser Tirolerboden gar so wert ist, so wollen wir sie schon hineinstecken."

„Mit Gottes Hilfe!" setzte der Rampesbauer dazu.

So plauderten sie in ihrer Felsenburg und inzwischen pfefferten sie einen um den andern nieder.

In der Schlucht hatte sich ein solcher Rauch entwickelt, daß man kein Schußziel mehr sah. „So, jetzt ist's wieder zum Rasten," meinten sie, „denn der Tiroler schießt nur, wenn er etwas auf dem Korn hat."

„Magst Branntwein, Kamerad?“ fragte einer der Pusterthaler einen heraneilenden Schützen.

„Vergelt's Gott,“ antwortete dieser, „aber Pulver, wenn ihr habt!“

„So viel, daß wir den Plossenberg kunnten in die Luft sprengen.“

„Juchhe, heut' haben wir Schützentanz!“ rief der Bursche, „und wenn's mich gilt, so verlauft's mein G'wand, ich bin im Himmel!“ Dann lud er den Doppelstutzen und ging wieder an die Arbeit. Das Knattern in der weiten Gegend währte so gleichmäßig fort, daß niemand mehr darauf achtete. „Und der Pulverdampf überall macht einen ganz rauschig!“ meinte ein alter Grödenthaler.

Jetzt kam von der andern Seite herüber die Nachricht, auf der Wiese oberhalb der Klause brauche man Leute. Alsogleich machten sich Schützen auf und kletterten an wüsten Wänden gegen den benachbarten Ort hin. Einer hatte sich zwei Gräßinge (junge Fichtenbäumchen) angebunden, einen über der Brust und einen am Rücken, damit auf den kahlen Hängen, die er beschreiten mußte, ihn der Feind nicht sollte bemerken. Der wandelnde Baum kam glücklich hinüber. Ein andrer schrie unterwegs plötzlich laut auf: „Jesus Maria, aus ist's!“ und taumelte auf das Gestein hin. Er wäre den felsigen Hang hinabgekollert, wenn nicht ein Kamerad in keckem Nachsprunge ihn aufgefangen hätte. Sie labten ihn mit Branntwein, fragten noch, ob was auszurichten wäre, beteten ihm einen kurzen Sterbesegen vor, und als es vorbei war, deckten sie ihn mit Reisig zu und eilten weiter.

Hinter der Klause auf der Matte ging es emsig her, dort waren auch schon Weibsleute ausgerückt. Etliche

Bäuerinnen hatten eine hochgeschichtete Heufuhr herbeigezogen; dahinter verschanzte sich nun eine Anzahl Schützen mit einem größeren Pulvervorrat. Denn aus dem Thale drängte sich in immer neuen Haufen der Feind herauf und schoß nach diesem Ziele mit einer Kanone.

„Patsch!" rief allemal eine der Tirolerinnen, so oft die Kugel ins Heu schlug und darin stecken blieb. „Ja, ja, die weichen Schilder thun's immer einmal besser als die harten, wenn sie auch nicht so fürnehm glänzen." Dabei pfiffen die Schützen neben der Heufuhr und unterhalb durch ihre Stutzen los und die Feinde kamen nicht näher. Zwei frische Dirnlein waren hinter der Heuschanze, diese jodelten mit hellen Stimmen einen Almer, und als eine Kartätsche herangesungen kam, schrie eines der Dirnlein hinunter: „Pufft's nur zu, wir fürchten uns nit vor diesen bayrischen Dampfnudeln."

Als ihre Stellung doch ungünstiger wurde, zogen und schoben sie die Heufuhr flink weiter, und hinter derselben immer die Scharfschützen, den Pulvervorrat bergend, dabei stets ladend, zielend und treffend.

Einer vom Ritten war dabei, der sagte: „Ich brauche gar keine Heufuhr, ich habe den Lukasbrief in der Tasche!" und wollte sich unbedeckt den feindlichen Kugeln aussetzen. Die Kameraden hielten ihn zurück. Von Kapuzinern waren nämlich geweihte „Lukasbriefe" (mit Gebeten zum heiligen Lukas und mancherlei Beschwörungen) verteilt worden, welche, wie es ja auch drinnen gedruckt stand, jeden hieb- und schußfest machen sollten, der ein wahres Vertrauen zu ihnen habe.

„Ich glaube nicht daran," sagte einer hinter der Heufuhr, „der Riedesberger Michel hat auch einen Lukasbrief

in der Tasche gehabt, und hat ihm doch ein Kartätschenscherben die Hand weggerissen."

„Wird halt kein wahres Vertrauen gehabt haben," entgegnete der vom Ritten, „ich aber hab's und mir kann nichts geschehen." Riß sich von den Genossen los, sprang hinaus in das freie Feld und schoß auf die Bayern hinab. Nicht eine Minute lang dauerte es und er lag hingestreckt mitsamt seinem Lukasbrief.

„Der Lukasbrief ist gut, aber die Heufuhr ist besser," meinte ein andrer und rächte unterhalb, zwischen den Wagenrädern durch, den gefallenen Kameraden. —

Jenseits der Bergmulde auf dem Felsvorsprung stand ein Schütze, der eine arg geschwollene Wange hatte.

„Hast Zahnweh, Philipp?" redete ihn ein Nachbar an.

„Schußprügelweh!" antwortete er. „Mein alter Doppelhacken, der Sakra, haut mir allemal eine aba, so oft ich ihn losbrenne. Laß mich aber doch lieber ohrfeigen, als einen Franzosen stehen." — Puff!

Gleich neben diesem Wackeren saß ein alter Mann und that ganz gemüthlich mit seinem Gewehr um. „Fertig bin ich," sagte er.

„Wieviel hast denn du schon bleich gemacht, Auer Seppel?" fragte ihn ein Kamerad.

„Ich habe drei Ladknechte mitgebracht, vier Stutzen und sechsundneunzig Kugeln. Und wenn ich öfter als dreimal gefehlt habe, so will ich wohl keinen Theil haben an der himmlischen Seligkeit."

Ein andrer beklagte sich über seine Dummheit, daß er zum „Franzosenderschießen" sein weißes Hemd angezogen habe; jetzt dürfe er die grüne Joppe nicht wegwerfen, denn

das Weiße thäte ihn schnell verraten hinter dem Buschwerk. Es war aber mächtig heiß geworden und der Schweiß rieselte dem Schützen tropfenweise über das braune Gesicht. Wieder ein andrer fluchte darüber, daß eine Kartätschenkugel, die neben ihm in eine Pfütze gefahren war, ihm das Sonntagsgewand mit Morast anspritzte.

„Geschieht dir schon recht!" lachte sein Nächster, „wer mit Welschen zu thun hat, der legt nit 's bessere Gewand an."

Halberwachsene Burschen und Weiber, die kein Gewehr zum Schießen hatten, sammelten verschossene Kugeln, krauten sie aus dem Rasen, stachen sie aus den Baumstämmen und trugen sie den Schützen zu. Etliche Knaben waren beständig auf dem Wege zwischen einer Engschlucht und den Schießständen, um in Thongefäßen und Ledersäcken, selbst in Filzhüten den Kämpfenden Trinkwasser zu bringen.

Auf einmal hörte man von einem Dickicht herab rufen: „Wer Wein will, der soll herkommen!"

Einem Wirte zu Mühlbach, der an der Gicht daniederlag und nicht mitthun konnte, war es eingefallen: Durst werden sie kriegen bei dieser Brathitz! und rief die einzige Person, die noch zu Hause war, eine höckerige Magd.

„Kannst zwanzig Maß tragen?" fragte er.

„Auch vierzig!" sagte sie

„So nimm das Fassel mit vierzig! Hinauf mußt du durch den hintern Wassergraben."

Sie legte das Faß in einen Strick, nahm es, vermittelt durch einen Holzprügel, über die Achsel und schlepple es den Berg hinan. Bald jedoch merkte sie, daß mit dem Fasse kaum durchzukommen sein würde, ohne die Aufmerksamkeit der Feinde zu erregen; daher nahm sie unterwegs in einem

Grasstadl einen Futterkorb, that das Faß hinein, überdeckte es mit frischem Grase und ging dann als Almerin, die einen Korb mit Futter schleppt, hinauf. An einigen bayrischen Soldaten mußte sie vorbei, vor denen hatte sie Angst, deshalb that sie gar harmlos, raßte ab, zog aus dem Kittelsack ein kurzes Pfeiflein und eine Tabaksblase, stopfte das Zeug und bat die Soldaten um Feuer. Sie lachten das alte Moidel aus und ließen es allein. Das alte Moidel hinwiederum lachte die Bayern aus, zündete sich keine an, sondern machte sich mit ihrer Last wieder auf den steilen Weg. Sie kam glücklich hinauf und hörte schon das Jauchzen eines Schützen; es klang, als hätte er auf der Scheibe ins Schwarze getroffen. Unten auf dem Plane purzelte ein französischer Offizier vom Pferde.

Hinter dem Standplatz mehrerer Tiroler that sie ihr Faß aus dem Korbe, da summte eine Bremse an ihrem Kopf vorbei. Es war aber keine Bremse, sondern eine Kugel, und gleich auch eine zweite, und sie schlugen in das Faß, daß der Wein in einem hohen rosigen Bogen hervorsprang. Das Moidel wendete das Gefäß und stopfte alsogleich ihren Finger in ein Loch. So stand sie am Fasse, da ringsum die Kugeln sausten, und so schrie sie: „Wer Wein will, der soll herkommen!"

Etliche kamen herbei und ließen sich den seltsamen Brunnen in den Mund springen. Von der steilen Schutthalde schrie ein Bauer herab: „Möcht' schon auch trinken, aber ich hab' jetzt nit Zeit." Er war eben beschäftigt, mit einem Eisenkrampen einen Stein locker zu machen, um ihn in die Tiefe sausen zu lassen.

Mehrere eilten herbei, um zu helfen und bald rutschte

der Felsblock den Sand hinab, ſchlug über, hub an zu rollen und zu hüpfen, machte einen gewaltigen Bogen über die Baumwipfel des Thales hinaus, fuhr mitten in den Feind hinein und ſtob in tauſend Scherben auseinander.

Schlimm trieben es zwei andre auf der Zinne einer Felswand. Dort rang ein Holzer aus Weidbruck mit einem reckenhaften Franzoſen. So enge hatten ſich die beiden ineinander verſchlungen, daß keiner mehr von ſeiner Waffe Gebrauch machen konnte. Nur die ſchneeweißen Zähne bleckte der Franzoſe gegen das finſtere Geſicht des Aelplers. So fuhren ſie mehrmals hin und her, aber die Füße ſtemmten ſich feſt in den Sandboden; dann hielten ſie einen Augenblick ſtill und ſchnauften, um bald noch wütender einzuſetzen. Der Sand ſtob auf unter den Füßen und die Schuhnägel des Aelplers gaben Funken im Geſtein. Der Franzoſe mit katzenhafter Beweglichkeit ſuchte dem Gegner ein Bein zu ſchlagen, da nahm der Tiroler einen wuchtigen Sprung gegen den Abgrund und mit dem Ausrufe: „Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit!“ ſchleuderte er den Feind mit ſich in die Tiefe.

Die feindlichen Mächte rückten weiter und weiter vor und der Kampf zog ſich immer höher ins Gebirge hinan. Hoch oben, auf einer faſt ebenen Waldblöße, wo ein Chriſtuskreuz ſtand, zu welchem alljährlich am Kreuzerhöhungstage Wallfahrer zu kommen pflegten, hatten ſich heute zwei halberwachſene übermütige Mädchen zuſammengethan, um nach einer Trompete, die tief unten zum Marſchieren blies, auf glattem Raſen ein Tänzlein zu hopſen. Sie waren ſehr guter Dinge und hatten ſich einander juſt geſtanden, daß jedes bei den Schützen einen Schatz habe. Und ſie wetteiferten im

Aufzählen der Vorzüge ihrer Liebſten und wohl auch darin, welcher an dieſem Tage die meiſten Blauhoſen niederlegen werde. Da ſauſte plötzlich eine Kugel durch die Luft und eines der Mädchen ſank zu Boden. Das andre Almdirndel that einen ſchreckbaren Schrei zum gekreuzigten Chriſtus empor, wollte in Verzweiflung den Heiland herabreißen, daß er helfe, rette. Weil das vergebens war, ſo rief ſie der Sterbenden zu: „Bereue deine ſündige Liebſchaft, daß du in den Himmel kommſt!"

„Die Lüge — bereue ich," ſtammelte die Verblutende, „s' iſt nit wahr, ich habe keinen gehabt. Das dumme Prahlen! Thu' beten für mich, Kameradin — ich muß ſchlafen gehen."

„Jeſus, der Krieg! der Krieg!" jammerte das andre Mädchen. „Wenn man's auch nur ſagt, daß man einen Soldaten hat, ſo wird man ſchon erſchoſſen."

Weinend ging ſie herab zu den Schützen: „Könnts mich nit brauchen, Manner?"

„Alles können wir brauchen!" rief der Schützen einer, während ſein Stutzen knallte, „eilends ein Feuer anmachen zum Kugelgießen."

Drüben beim Dorfe Spinges hatten ſich viele Landleute feſtgeſetzt. Sie bargen ſich hinter der Kirchhofsmauer und ſchoſſen herab. Der Anſturm wurde immer mächtiger; von einer Seite jagten Bayern herauf, von zwei Seiten Franzoſen. Der Schmied von Volters, der mit einer Rieſenſenſe da war, rief, als er die vielen blitzenden Bajonette ſah: „Das hölliſche Stechgras muß man mähen!" und fuhr mit ſeiner Senſe wütend drein. Er mähte manchen „Halm", dann fiel er ſelbſt.

„Stehts auf und helfts uns!“ rief ein alter Bauer auf die Grabhügel hin. Aber die Väter ſchliefen und die Söhne blieben im Streite allein. Die Franzoſen kamen in einem weiten Halbkreiſe heran; viele kletterten ſchon über die Friedhofsmauer und als es ſich weniger ums Schießen als ums Stechen handelte, zogen die Tiroler ſich zurück, weiter ins Gehölze. Mit ſchmetterndem Hurra nahmen die Feinde den Kirchhof. „Argenterie!“ wieherte ein Franzoſe, da wollte ſofort ein ganzer Trupp in die Kirche dringen. Doch blieben ſie ſtehen und ſtutzten. An der Kirchthür ſtand ein bleiches Mädchen, das hatte eine dreiſpießige Stallgabel in den Händen und war bereit, den erſten Nahenden niederzuſtechen. Alle andern ihrer Landsleute waren davon, ſie allein ſtand da mit zuſammengekniffenen Lippen und trotzig rollenden Augen. Ihr Haar flatterte im Wind. Bewegungslos aber lauernd, wie ein zum Sprunge bereiter Tiger, ſo ſtand ſie mit ihrer dreiſpießigen Gabel und ſtarrte auf die Krieger. Dieſe ſchauten eine Weile auf ſie hin, dann wendeten ſie ſich kopfſchüttelnd ſeitab.

„Une pucelle d'Orléans tyrolienne;“ ſagte einer von ihnen. Keiner nahte ſich mehr dem Kirchenthore.

Hanai, die Magd von der Mahr — wir haben ſie ja ſogleich erkannt. Als die Beſatzung wieder abgezogen war, um die Schützen zu verfolgen, kniete ſie nieder vor dem geſchloſſenen Thore, betete ein ſtilles Vaterunſer, nahm ihre Gabel auf die Achſel und trachtete den Kampfgenoſſen zu.

Etwas abſeits von dem Platze, wo man in die Luft heute ſchon ſo viele Löcher gemacht hatte, fand ſie einen guten Bekannten. Der Tonele ſaß am Waldrain, trommelte mit der Fauſt auf ſeine Knie und ſang, aber nicht allzulaut:

„Frisch auf, frisch auf, frisch auf
Zum Streit in muligem Lauf!
Kämpft tapfer, das Gewehr zur Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

Verdoppelt, Brüder, euren Schuß,
Und schickt dem Feind den Kugelgruß.
Er flieht, er flieht! Schnell losgebrannt,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

Und dann zurück zu unserm Schatz,
Der ein so süßes Gösicherl hat,
Und geben ihm gleich Kuß und Hand,
Fürs Vaterland!
Für Kaiser und Vaterland!

„Ja, ja, du Held!“ rief die Hanai dem Burschen zu. „Singen können auch die Spatzen. Schießen sollst!“

Stand der Tonele auf und sagte mit schreckbar entschlossener Miene: „Hab' ich nicht geschossen?“

„Den Stutzen hast wohl hingezielt, wie du hinter dem Lärchenbaum gestanden bist. Habe dir von weitem zugeschaut. Alleweil hast hingezielt auf den schwarzbraunen Bayern, der unten beim Brunnen ist gestanden. Aber losdruckt hast nit.“

Hierauf sagte treuherzig der Tonele: „Weißt, Hanele, er hat beim Brunnen just so schön getrunken. Er ist durstig, habe ich mir gedacht, und beim Trinken soll man die Leut' in Ruh' lassen. Und wie er fertig ist und ich schießen will, ist der schlechte Mensch auf einmal nicht mehr dagewest. Den, wenn ich noch einmal derwisch!“ Er ballte die gehobene Faust.

„Wirst ihm doch nichts thun?“ spottete die Hanai.

„Bei den Ohrwascheln nehm' ich ihn und beutl' ihn solang, bis er mir's verspricht, daß sie heimlaufen wollen."

„Ein Tschapperl bist!" sagte die junge Magd und gab ihm mit drei Fingern ein Wangentäschl.

Er schaute sie ganz verzückt an und bettelte: „Du Hanai, das ist gut gewesen. Hast nit noch eins?"

„Verlang' dir's nit, Bübel! Das zweite möcht' ein bissel anders ausfallen!"

„Daß die Leut' gar so gern schlagen, heutzutag. Sollen zithernschlagen," meinte der Bursche. Da zog sie ihn schon am Aermling mit sich fort: „Geh eilends mit mir, dort drüben bei den Sandbachhäusern, hörst es? Dort geht's scharf los. Sie brauchen uns."

Als sie über den Plan eilten, bemerkte die Hanai einen Blauhosen, der aber keine Mütze und kein Gewehr bei sich hatte und der mit Hast und Mühe eine alte Kiefer hinaufkletterte, um sich oben in der dichten Krone zu verstecken. Zwei Schützen verfolgten ihn und der eine rief, auf den Baum weisend: „Da oben sitzt er! Herunterschießen, den gallischen Hahn!"

„Gehts, gehts!" sagte die herbeieilende Magd. „Der macht nichts, da oben. Aber bei den Sandbachhäusern drüben. — Tonele, geh her, das ist eine rechte Arbeit für dich. Stell' dich mit deinem Stutzen da an den Kiefernbaum und schau, daß dir der Franzos nit auskommt. Bis wir zurückkommen, nehmen wir ihn mit. Manner kommts mit mir."

So eilte sie mit den Schützen weiter und der Tonele stand auf der Wacht unterm Baum. Da oben im dichten Astwerk hockte der Schelm und suchte sich mit Gezweige über und über einzuflechten. Dabei fiel ihm ein Lederbeutel herab.

Der Tonele glaubte, es seien Dukaten drin, aber es waren nur Bleikugeln. Anfangs war dem Burschen ein wenig unheimlich, als er jedoch sah, daß der Feind auf dem Baum sich immer dichter ins Netz flocht und nur für seinen Schutz bedacht schien, ward er zutraulicher und rief hinauf: „Franzos, wo hast denn deine Büchsen?"

Der oben antwortete zwar, aber welsch. — Und wenn der Mann nicht deutsch kann, so wird das langweilig werden, bis die Hanai von den Sandbachhäusern zurückkommt. — Allmählich merkte der Tonele, daß er aus dem Welschen — in dem der Franzose fortwährend parlierte — etwelches verstand. Es war so ein bißchen Deutsch dabei und das kam beinahe so heraus, als ob der Franzose daheim in seinem Land Geld hätte, und als ob er das Geld dem jungen Tiroler schicken wollte, wenn dieser ihn jetzt entkomme ließe.

„Freunderl!" rief der Tonele hinauf, „bestechen lassen wir uns nicht. Nicht um Roß und Wagen. Aber totschießen thun wir dich auch nicht. In einen Wolfskäfig thun wir dich hinein und füttern dich mit Bayern-Pflegerspeck. Und wenn du dich totgefressen hast, thun wir dich in Weingeist und stellen dich in Sprugg (Innsbruck) auf die Schul, daß die spätern Tiroler auch wissen, wie ein Franzos ausgeschaut hat."

Es war nur mehr des Zeitvertreibes wegen, daß der Tonele so plauderte, und zu Kriegszeiten müsse der Landjäger schon einmal so grobe Reden thun — insgeheim meinte er es nicht ganz so schlimm. Dort über den Schutt hinab liefen etliche Bayern, man wußte nicht recht, verfolgten sie jemand oder waren sie auf der Flucht. „Mein Gott," dachte der Tonele, „da sollte man auch hinüberzünden. Pah, lassen

wir's bleiben, vielleicht schießt sie ein andrer nieder. Wer mir nichts thut, dem thu' ich auch nichts. Ich stehe ja nur auf der Wacht." Auf einmal, als er sich über die Achsel lugte, ob das Gewehr wohl ordentlich geschultert wäre, sah er, daß sein Rock blutig war.

„Bin ich angeschossen!" kreischte er auf und fast entfiel vor Schreck die Waffe seinem Arm. Endlich merkte er, daß das Blut nicht aus seinem heiligen Leibe rann, sondern vom Baum herabtropfte.

„Tröpfelst du, Franzos?" rief er hinauf. „Thut dir was weh?" Als es oben wimmerte, fuhr der Tonele fort: „Hast was, so steig' herab. Wie ein Schwein ausbluten, da oben, sollst nit!"

Im Baume oben knisterte es und kläglich ächzend kletterte der Mann herunter; als er auf den steinigen Boden kam, sank er nur so hin, und nun sah man es wohl, aus seinem linken Bein quoll das Blut heraus.

„Armer Kerl!" sagte der Tonele, „wart', wir wollen's gleich machen. Bist ja kasweiß im Gesicht. Ein Soldat und kasweiß sein! Nur nit gleich versterben, wir werden's ja verstopfen!"

Mit Emsigkeit riß er das Beinkleid auf, aus seinem Sacke ein Taschentuch und begann die Wunde zu verbinden.

„Toni, was thust denn?" rief es hinter ihm. Und stand richtig wieder die Hanai da. Der hatte etwas geschwant, diesen Menschen dürfe man mit dem Franzosen nicht allein lassen. Der Tonele war erschrocken, aber anstatt sich zu verteidigen, entschloß er sich, zum Angriff überzugehen. „Ist das auch wieder nit recht?", fragte er, „seid ihr denn lauter Bestien worden? Nit einmal ein Loch soll der Mensch mehr verstopfen dürfen!"

„Eine Schand' und ein Spott iſt's, was du für ein Soldat biſt," ſchrie die Hanai, „nit einmal das Einfalſchen kannſt. Geh weg!" Mit dem Ellbogen drängte ſie ihn beiſeite, riß ihr Tuch vom Buſen und verband mit Fleiß und Sorgfalt, aber heftig dabei über die verdammten Blauhoſen ſchimpfend, den Fuß des franzöſiſchen Soldaten.

In Himmel kembts, Tiroler!

Als Bruder Auguſtin am Morgen desſelben Tages nach überwundener Todesangſt in den Pulverdampf hineingerannt war, ohne in dem Augenblicke Freund oder Feind zu ſehen, denn der Wald war dicht, hörte er aus einer nahen Bergrunſe eine weibliche Stimme. Drei kurze gellende Schreie nacheinander — ein Hilferuf. Um den Felſen, und Auguſtin ſah, wie zwei franzöſiſche Soldaten eine Almerin vergewaltigen wollten. Er zielte, ſchoß und einer der Angreifer fiel rücklings in das Bachbett, ſo daß die Wellen weiß giſchtend über ſeinen Kopf dahinrieſelten. Der zweite wollte doch nicht loslaſſen, da ſprang Auguſtin in die Steinſchlucht, denn er hatte nur einen Schuß im Rohre gehabt. Mit dem Schafte wollte er dem welſchen Wüſtling den Schädel einſchlagen, allein dieſer war des Schlages gewärtig, duckte ſich, packte den Gegner um den Leib und nun hub ein wildes Ringen an, Zahn um Zahn. Auguſtin ſtolperte und fiel auf die Steine hin, der Franzoſe über ihn, um ſein Opfer zu würgen. Der junge Prieſter empfahl ſeine Seele Gott, da war ſein Geſicht jählings überſtrömt mit

warmem Blute. Denn die Almerin war von rückwärts her, hatte dem Welschen sein eigenes Messer in den Nacken gestoßen so tief, daß die Spitze am Halse herausstand und der Mann mit einem einzigen Hauche beiseite sank auf den Schutt.

Das war Bruder Augustins Blutlause gewesen. Die Todesangst war einer glühenden Gier gewichen; er suchte die Feinde auf, wo sie am dichtesten waren, und dort stand auch sein Schwager Peter.

Der Mahrwirt war seit frühem Morgen im Feuer gestanden. Er verteidigte den Punkt an der Klause, welcher von den Feinden der umrungenste war, weil er sich hier mit der Besatzung der Burg vereinigen wollte. An sechzig Bauern vom Ritten, aus dem Grödnerthale, ein Trupp Pfeffersberger und einige Bürger aus Brixen waren seine Garde. Andre Abtheilungen wurden vom Kreuzwirt aus Brixen, vom Taubenwirt aus Neustift, vom Rampesbauer und von andern geführt. Im Laufe des Tages kam viel Zuzug und alles wollte sich zum Mahrwirt stellen. Dieser sagte: „Ihr müßts gegen den Eisack hinüber. Dahier richten wir's allein."

Als aber die Franzosen mit Sturm kamen und mehrere große Geschütze anrückten und als die Luft anfing, sehr ungesund zu werden, da konnte ein rotbärtiger Bauer seinen Mund nicht halten. „Der Teufel bleibt da stehen!" rief er mit krächzender Stimme. „Wenn wir uns alle derschießen lassen, so ist morgen Tirol futsch!"

Es war ein gefährlicher Ruf, dem mehr als einer lauschte, da sprang ein junger Krieger, in der Linken den

Stutzen, in der Rechten ein altes Richtschwert, auf die Felswand. Bruder Auguſtin war's, und hoch empor hielt er den Griff des Schwertes, daß dieſer wie ein Kreuz war. Sie erkannten den Prieſter und erhoben ihre Köpfe, er hub an von ſeiner hohen Kanzel aus, und umdonnert von feindlichen Geſchützen, mit lauter Stimme zu ſprechen:

„Aufg'ſchaut, Tiroler! In Himmel kembts! Für Gott, Kaiſer und Vaterland friſch voran! Der Heid iſt's, auf den es losgeht! Der Antichriſt iſt's, auf den es losgeht! Wer in dieſem heiligen Kampfe fällt, dem wird zu teil die Märtyrerkrone im ewigen Leben! Aufg'ſchaut, Tiroler, Kameraden! Keiner hat jetzt Haus und Hof oder andres Gut, es iſt des Vaterlands. Keiner hat Weib und Kind oder andere liebe Leut', ſie ſind Gottes, des Schöpfers und Erlöſers Kinder. Alle ſchützt Gott, wenn ihr ſeinen heiligen Namen ſchützet. Keiner von euch hat eine Sünde zu dieſer Stund', in ſolchem Streite ſind alle vergeben. Tiroler, denkts an Jeſu Blut und Marter am hohen Kreuzſtamm und fahrts drein! — Auch von weltlichen Mächten ſind wir nicht verlaſſen —" In dieſem Augenblick ſchlug eine Kugel in den Gewehrkolben des Predigers. Er merkte es nicht, ſondern fuhr fort: „Der Kaiſer Franz ſchickt uns Hilf' und Beiſtand. Er hat ſchon lange eine große Armee abgeſandt nach Tirol, ſie muß bald da ſein. Der Prinz Johann ruckt von Kärnten her, kann jede Stund' eintreffen mit ſeinen tapfern Soldaten. Das wär' eine Schand', wenn wir früher thäten matt werden! Wehrts euch, Tiroler! Alles gilt's! In Himmel kembts!"

O, was iſt der Krieg doch luſtig! Wird man getroffen, ſo kriegt man den Himmel, wird man gefehlt, ſo kriegt

man die Hanai! Das dachte der Tonele. — So zuversichtlich war's aber nicht allen zu Mute.

Der rotbärtige Bauer schoß seinen Doppelstutzen ab nach ein paar toll heranklettenden Blauhosen. Sie purzelten hinab in das Wasser, der Schütze aber wandte sich gegen den Feldprediger: „Junger Pfarrer, was du vom Himmel sagst, das wissen wir alle schon. Aber von den Oesterreichern sehen wir noch nichts."

„Sie kommen! Sie werden bald da sein!" riefen mehrere. Der Rotbart that einen hohen Sprung; man meinte, es sei ein Freudensprung, weil die Oesterreicher kommen — da ließ er den Stutzen fallen, ballte die Fäuste und brach zusammen.

Während mehrere Kameraden die Leiche bargen und einer plötzlich auf den Toten hinfiel, aus zwei Wunden blutend, kommandierte der Mahrwirt seinen Pfeffersbergern: „Wir müssen weiter hinauf!"

Vom Hochgebirge ging eine breite Schutthalde nieder, auf welcher mächtig große Felsblöcke ragten, theils im Geschütte steckend, teils frisch von den Wänden niedergebrochen an der Oberfläche liegend. Hinter solchen Steinen setzten die Tiroler sich neuerdings fest und feuerten gegen den zerstreut und in Gruppen vordringenden Feind. Einige wollten auch hier wieder Steine niederwälzen, das verbot der Mahrwirt. Denn das Geplänkel auf der Schutthalde sollte nur eine List sein, um den Feind auf die kahle Sandfläche zu locken. Als dieser vordrang, wichen die Landesschützen rasch zurück in die buschigen Lehnen, und von solchem Hinterhalte aus röteten sie den weißen Gebirgsschutt mit Franzosenblut. Aber die Welschen und Bayern wuchsen wie aus der

Erde hervor. Die Tiroler mußten noch weiter zurück und verschanzten sich in den drei Sandbachhäusern, die in einer Gruppe auf dem Bühel standen und mit ihren Nebengebäuden eine weitläufige Burg bildeten. Jetzt waren die Schützen auf einmal Zimmerleute und Maurer, sie verrammelten alle Eingänge und schossen zu den Fenstern heraus, von den Dächern herab. Einer der Bauern wurde vom Dache geschossen und als mehrere Kameraden dem Sterbenden beispringen wollten, wehrte dieser mit der Hand ab und stammelte: „Gehts, gehts! für so was ist jetzt kein' Zeit. Schießen thuts!" Und verschied klaglos unter den Dachtraufen.

Augustin war an der Seite des Mahrwirtes. Keiner lud flinker und schoß sicherer, als der junge Klosterbruder. Es war die Angst weg, es war die Gier weg; wie der Mähder auf der Wiese die Halme hinlegt, wie der Holzer den Verhau baut gegen drohendes Hochwasser, fast so empfand Augustin seine Arbeit. Um den Peter war's ihm manchmal ein wenig bang, der stellte sich oft gar zu schlank und breit zum Ziele aus und mehr als einmal hatte er den Schwager mit dem Ellbogen zurückgetaucht: „Peter, hinten will dich wer!" Bald kam's nun so dick, daß sie keine Zeit hatten zum Laden. Beide, der Mahrwirt und der Feldpater, als welcher Augustin angeredet wurde, beschäftigten zusammen jetzt sieben Ladknechte, worunter auch weibliche waren. Manchmal warf der Peter einen kurzen Befehl hin: „Mehr bei den Stallfenstern hinaus, daß sie uns nicht von hinterwärts kommen! — Das Pulver in die Gruben! — Dort unten beim Rain, den Weißmantel thuts vom Roß! — Der Fenster werden zu wenige. Löcher bohrts

durch die Wand! — Wasserkübel richts her!“ — Augustin rief manchmal laut: „Aushalten! In Himmel lembts!“

Die Stuben, die Kammern, die Ställe der Sandbachhäuser waren so voller Pulverqualm, daß der Rauch zu allen Fenstern und Luken hinauswirbelte und der Feind längere Zeit glaubte, die Gebäude stünden in Brand. Als aber immer nur Rauch und keine Flamme hervorschlug, da ließ der französische Weißmantel, den „vom Rosse zu thun“ nicht gelingen wollte, auf einem Hinterschlich die Häusergruppe anzünden.

Die Tiroler waren etwas verblüfft, als hinter ihnen plötzlich das Feuer prasselte und die Flammen rasch an den Wänden empor, an den Dächern hinleckten.

„So, sauber, jetzt braten sie uns wie Martinigänse!“ rief ein Schütze.

Der Mahrwirt versammelte die Männer rasch im Hofe und mitten unter den brennenden Gebäuden, wo lodernde Strohfetzen in den Lüften flogen und die glosenden Aschen niedersanken auf die schwarzen Spitzhüte, mitten in der zusammenbrechenden Verschanzung entwarf er einen Ausfallsplan. Viele verbargen sich unter Mauerungen, andre stiegen in den Keller hinab, schlugen die Essigfässer ein, um mit Essiglappen, die sie sich übers Gesicht warfen, den Rauchqualm von der Lunge zu halten. Manche waren kaum zu bändigen, wollten hinaus, aber Augustin sagte, auch Selbstbezähmung gehöre zum Kampf und besser sei es, im Feuer zu ersticken, als gefangen zu werden. Schmach dem Tiroler, der lebendig in die Hand des Feindes falle!

Die Franzosen auf den Matten und am Waldraine hatten den brennenden Häusern zugesehen, freche Witze ge-

macht und nur darauf geachtet, daß kein Fliehender entkommen könne. Es zeigte sich aber keiner. Kein Schuß mehr aus den Fenstern; nur ein paar schrille Schreie noch, dann war von der Brandstätte her nichts mehr zu hören, als das krachende Feuer und das dumpfe Dröhnen niederbrechender Dachstühle.

— Sie sind alle verbrannt, im eigenen Neste verkohlt. Jetzt ist's Zeit, daß wir uns niederlassen und an dem Feuer endlich einmal Proviant bereiten. — So meinten es die Welschen.

Und wie sie die Waffen abgelegt hatten, die Mäntel ausbreiteten auf dem Rasen, die Blechbüchsen vornahmen, Eßzeug und Branntweinfläschchen, und sich's bequem machten nach harter Arbeit — siehe, da sprang hinter lohenden Resten, aus Asche und Rauch, plötzlich ein wohlgeordneter Schwarm wütender Schützen hervor, piff, paff! auch mit geschwungenen Kolben auf das Lager los. Die Soldaten hatten gerade noch Zeit, sich zu erheben, wer einen Schuß im Rohre hatte, der brannte ihn los, weiter war nichts mehr zu thun als — laufen. Trotz der grausigsten Flüche des Anführers, trotz der zornigsten Drohungen, die Memmen niederschießen zu lassen, flohen sie thalwärts, hart hinter ihnen her die Tiroler, welche ihre Stutzen nun einmal auf der andern Seite versuchten und mit den schweren Kolben klingend dreinhieben.

Solches war das Entscheidende des Tages. Auf der übrigen Kampflinie, von Mühlbach bis zum Eisack, hatten die Bayern und Welschen zur Not noch stand gehalten. Sie hatten mehrere Höhen eingenommen gehabt, waren aber wieder zurückgedrängt worden und behaupteten noch

mit Mühe und Unluſt Stellungen, die ihnen doch nichts mehr nützten. Sie waren ganz mutlos geworden gegenüber einem Feinde den man nie ſah, aber immer fühlte. Als ſie nun die Fliehenden ſahen, die aus dem Schutzgraben in größter Unordnung der Straße zueilten und nicht einmal Zeit fanden, das ſchwere Geſchütz mit ſich zu nehmen, welches ſie vorhin mit ſo großer Anſtrengung bergwärts geſchafft hatten, da ward auf kein Kommando mehr gehört, alles ging aus Rand und Band, aus allen Schluchten wie entfeſſeltes Wildwaſſer wogte der Feind. Ein kleiner Trupp flüchtete ſich in die Klauſe nächſt der Rienzſchlucht; alles übrige eilte dem flachen Thale zu. —

Allmählich wurde es an den Berghängen ruhiger. Auf dem Waldanger, vor einer hölzernen, über und über bemooſten Kapelle, ließ der Mahrwirt die Hörner blaſen. Da kamen ſie allmählich zuſammen, die Landesverteidiger, die einen von oben herab, die andern von unten herauf, viele von den Seiten her. Still und ernſt traten ſie heran, jeder mit ſeiner Waffe, aber mancher ohne Hut, ohne Jacke oder mit zerriſſenem Kleide. Mancher Blutende war unter ihnen, mancher wurde geſchleppt, mancher ſchleppte ſich ſelbſt und es war, als müßten ſie zuſammenbrechen. Das erſte für ſolche war: Verbinden und Laben. Viele erzählten einander ihre Erlebniſſe, ihre Leiſtungen; andre ſaßen auf dem Raſen erſchöpft und müde, und ſchwiegen.

Vom Gebirge herab kam ein Bote aus der Brennergegend, er hatte Pickel und Seil bei ſich und den Lodenhut ringsum mit Alpenkräutern beſteckt. Sein Weg hatte wohl über das Hochgebirge geführt.

„Wie geht's, Manner? Seids auch brav geweſen?“

Dieſe Frage war ſein Ankunftsgruß. Und dann: „Lebts alle? Iſt der Mahrwirt da? Gehts her und hörts zu. Da bei Sterzing oben! Herrgott im Himmel!“

„Wie ſteht's?“ fragte ungeduldig der vortretende Mahrwirt.

„Gut iſt's,“ ſagte der Bote, „ein' Schnaps, wenn ihr habts, nachher red' ich leichter.“

Da hing ſchon ein ſtrohumflochtener Plutzer an ſeinen Lippen.

„Nun, nun?“ fragten die Männer, ſich um ihn drängend.

Der Bote wiſchte ſich mit dem Aermling den Mund ab, preßte noch den Reſt des Beißers in die Gurgel, wobei er ſeine Augen ſchloß und ſein Geſicht in Runzeln zog, und ſagte hernach: „Der Anderl, der Sandwirt!“

„Was iſt's mit ihm?“

„Das iſt ein Hauptkerl! Auf dem Moos! Viel hundert tote Franzoſen und viel tauſend gefangene!“

„Vivat, mein liebes Oeſterreich!“ erſcholl es aus hundert Kehlen.

„Und jetzt,“ fuhr der Bote fort, „rücken ſie dem zurückweichenden Feind ſchon über den Brenner nach und der Sandwirt hat geſagt, der Schußprügel dürft' nit eher weggelegt werden, als bis Innsbruck ausgeputzt iſt und die alte Ordnung im Land. Kameraden, der heutige Tag, für zehn Jahr' iſt er mir nit feil.“

Mit hellem Freudenſchrei umarmten ſich viele. Und einer fragte den Boten: „Ja, wie weißt denn du ſo viel, wenn du vom Gamsgebirg kommſt?“

„Von dem komm' ich ja gar nit!“ lachte der Bote, bog sich duckend die Kniee aus und klatschte in die Hand, „das mit dem Bergseil ist ja nur Maschkerad, damit sie mich nit zusammenpacken unterwegs. Hab' ja selber mitgethan auf dem Moos, was glaubts denn? — Noch einen Schlucker, wenn's erlaubt ist; mir sind heut' schon die Schaben in den Magen gekommen.“

Der Mahrwirt hob den Arm, sie sollten still sein. Zu Spinges läutete die Abendglocke. Die Männer zogen ihre Hüte vom Kopf, stemmten sich, mancher mit einem Knie, mancher mit beiden, auf den Rasen hin und beteten mit tiefen Stimmen: „Der Engel des Herrn bracht' Maria die Botschaft . . .“

Und in den Bergen dämmerte mählich der Abend. —

Zur selben Stunde aber, da jedes Tirolerherz in Freuden jauchzte, war ein einziges in großen Aengsten. Und es war ein so junges, ein so heißes Tirolerherz: der Knabe Hans, des Mahrwirts Sohn. Er war nicht mehr vom Kreuzwirt gewichen auf der Felsenschanze. Anfangs wollte er schießen, doch jeder andre brauchte seinen Stutzen selber und da mußte er sich dazu bequemen, dem Kreuzwirt Handlangerdienste zu leisten. Ununterbrochen legte er ihm das Ladzeug zurecht, lud, wo für den Augenblick ein Gewehr frei war, teilte an die Schützen Kugeln aus und besorgte sogar mehrmals die Feldpost von einem Trupp zum andern, oder kundschaftete den Feind aus. In den Büschen huschte er wie ein Wiesel und einmal mußte er sogar einem dicken Bayernwebel zwischen den Beinen durch. So verging der Tag und er war immer gutes Muts. Es ging ja so lustig zu! Als nun aber der Kampf beendet war, da wurde er klein-

laut. Den Feind hatte er freilich nicht gefürchtet, jedoch einen andern fürchtete er. Hatte ihm sein Vater nicht streng aufgetragen, sich nicht mit einem Schritte vom Hause daheim zu entfernen? War ihm nicht seit jeher eingeschärft worden, der Mutter allzeit zu gehorchen, nichts gegen ihren Willen zu thun? Und nun war er heimlich davongelaufen. Schon geringen Ungehorsam pflegte der Vater streng zu bestrafen, wie wird's erst jetzt sein? Und die Mutter in Angst und Sorge, sie weiß ja von nichts. Das Lamm ist auch verthan. Was wird werden?

In seiner Bedrängnis begann der Knabe zu schluchzen. Ein so tapferer, junger Soldat, und weinen! Das nahm den Kreuzwirt wunder. Der Knabe vertraute ihm sein Anliegen und da lachte der Kreuzwirt und rief aus: „Hansel, Hansel, du bist ein Prachtbub! Weißt du, was dein Vater sagen wird? Der wird dich herpacken und abbusseln, daß du erstickest, wenn ich dir nicht zu Hilf' komme. Möcht' selber einen haben, einen solchen Schlankel, wie du bist!"

Gar viel Gewicht schien der Knabe auf diese Voraussetzung nicht zu legen, er lugte mit seinen großen feuchten Augen immer noch gar trübe und fast trotzig drein und endlich sagte er: „Vetter, lege ein gutes Wort für mich ein!"

„So komm, Hans, wir wollen selbander zum Vater gehen."

Der Weg zum Vater war just nicht der angenehmste. Unterwegs fanden sie allerlei Dinge, die zu einer andern Zeit großes Erstaunen erregt haben würden, an denen sie aber heute fast achtlos vorüberschritten. Da lag eine leere Ledertasche, dort ein großer spitzer Filzhut, da ein Tornister mit abgerissenem Riemen, hier ein Bayernsäbel, dort ein

verfengter Franzosenmantel, da ein Pulverhorn, hier eine abgesprungene Messerklinge, dort ein mit scharfen Nägeln beschlagener Bauernschuh, da eine Tabakspfeife, hier ein Rosenkranz, dort ein lehmblasser Mensch.

Der Kreuzwirt und der kleine Hans kamen auf den Waldanger, wo die Kapelle stand, gerade in dem Augenblick, als die Männer auf der Erde knieten und beteten. Auch der Kreuzwirt nahm seinen Breitkremper vom Kopf, der Knabe konnte das nicht thun, weil er seinen Hut längst verloren hatte.

Hernach, als der Mahrwirt manchem die Hand gereicht und gesagt hatte, sie möchten jetzt friedsam heimgehen und sich ausschlafen, damit morgen beizeiten das Werk der Barmherzigkeit an den Toten geübt werden könne, trat der Kreuzwirt zu ihm hin und sprach: „Gehst auch nach Haus, Peter?"

„Dazu wird bei mir keine Zeit sein," antwortete der Mahrwirt.

„Wenn du heimgingest, so wüßte ich dir einen Genossen für unterwegs. 's ist ein guter Bekannter." Dabei schob er schon den Knaben vor.

Der Mahrwirt sah seinen Sohn, schaute ihm streng ins Gesicht und sagte mit leiser Stimme: „Hat dich die Mutter hergeschickt?"

Trat der Hans noch weiter vor, machte einen Versuch, bittweise die Hände zu falten, legte aber nur zwei Fäuste aneinander und bekannte, daß er heimlich davongegangen sei, schon am Morgen.

„Was willst du hier?" fragte ihn der Vater.

„Bitt' gar schön, mein Vater, laßt mich mithalten beim Franzosenerschlagen!"

„Er iſt gut zu brauchen," miſchte ſich der Kreuzwirt drein, „hat mir brav geholfen den ganzen Tag. Und ein ſchlauer Kampel iſt er, dein Hans. Ein verdammt ſchlauer! ei, das wohl!"

Peter richtete ſich ſtramm auf und ſagte zu ſeinem Sohn mit einer Stimme, die ſo dumpf war wie ein Lahnenſturz und ſo ſchwer wie ein Eiſenklumpen: „Du biſt heimlich von heim fortgegangen? Mir, der's verboten hat, zum Trutz."

„Nicht zum Trutz!" rief der Knabe.

„Und die Mutter verlaſſen! Und ſie peinigen mit einer Angſt um dich, der du nimmer wert biſt! Hans, höre! Im Fegfeuer gibt es keine ſo große Pein, als du deiner Mutter haſt angethan am heutigen Tag. — Sogleich wendeſt dich und gehſt heim!"

„Wir wollen ja zuſammen gehen," ſagte der Kreuzwirt.

„Den Augenblick gehſt heim, Hans, und vor deiner Mutter knieſt nieder!"

„Laß mich reden, Mahrwirt, du weißt ja nichts," verſetzte der Kreuzwirt von Brixen. „Ich meine, du weißt nicht, was er heute gethan hat. Vielleicht hätten dich die Bayern ſchon. Es war eine ſtarke Nachfrag' nach dir. Und dir ſchon gleim auf der Spur. Wir ſind zur ſelben Stund' nicht ſtark geſtanden. Daß ſie dich nicht ergattert haben, Peter, das haſt du dem zu lohnen! Deinem Hans! Geſoppt hat er ſie gottsprächtig. Irregeführt hat er ſie. Den Haſel-Steff, den ſie erſchoſſen haben —"

„Den Steff? Was iſt's mit dem?"

„Schon alleweil gegen die Klauſen ſind ſie dir nach, Mahrwirt. Da hat dein Sohn den Steff, den manstoten Steff, mit einem Schrei für dich ausgegeben. Zertrauſcht

iſt er geweſen aufs Nichtzumerkennen, und das wär' der Mahrwirt! Auf das hat ein winiger Boar ihm mit dem Kolben die Hirnſchale eingeſchlagen, dem Steff. Der hat ſie heimlich ausgelacht, ha, ha, und ihm thät's nicht mehr weh, er wär' ſchon tot. Das Liebstatſcherl auf der Hirnſchale iſt aber dir vermeint geweſen, mein lieber Peter. Der kleine Kampel hat's verhütet. Schau ihn nur an! Mein himmliſcher Vater, wie möcht' ich dir auch ſo einen prächtigen Buben haben!"

Jetzt ſchauten ihrer viele auf den Peter, was der für ein Geſicht machen würde. Doch des Mahrwirts Geſicht wurde noch erklecklich finſterer.

Er ſtand und ſchwieg, als müſſe er ſich erſt den Zuſammenhang zurechtſtellen. Dann ſagte er zu ſeinem Knaben: „So einer biſt du! Wir ſtreiten mit dem Stutzen und Meſſer, du mit dem Lügen! — Glaubſt du, unſer Herrgott hätt' kein andres Mittel gehabt, um mich zu ſchützen, als deine Lug?"

„Vater!" begehrte der Kleine auf.

„Sei ſtill! Will's nimmer hören, das Wort Vater von einem Lugenmaul!"

„Aber ſei geſcheit, Peter!" beſchwichtigten mehrere, ein biſſel Kriegsliſt wird wohl noch erlaubt ſein. Wir machen's ja alle."

„Was wir machen, das iſt Krieg," ſagte der Mahrwirt. „Den geht's nichts an. Kinder haben da nichts zu thun. Kinder ſollen lernen redlich zu ſein, ſollen wiſſen, daß Lug und Trug das Unglück worden iſt für Tirol. Der Bonaparte hat gelogen, die Bayern haben gelogen, und dieſer tiroler Kindskopf will auch ſchon lügen? Lügen mag

der, der im Unrecht ist. Unsre Sach ist redlich Sach. Gerade die Falschheit noch, und wir sind's wert, daß der Herrgott uns verlaßt. — Und Frevel treiben mit einem Toten, seit wann ist denn das der Brauch? Willst dich versündigen? Wird der Schrei redlicher sein, Hans, wenn er einmal wirklich mich angeht?"

„Vater!" rief der Knabe.

„Geh jetzt, Kind," setzte Peter in milderem Tone bei. „Bis du was Braves gethan hast, dann kannst wieder kommen. Jetzt geh!"

„Na, also Hans!" sagte der Kreuzwirt, „komm, wir gehen miteinander. Wir gehen nach Brixen hinab."

Der Knabe ging mit ihm. So viel man in der Abenddämmerung sehen konnte, waren seine jungen frischen Züge völlig versteinert worden vor der Härte seines Vaters, die er nie so wie heute erfahren hatte. — Die Leute auf dem Waldanger zerstreuten sich. Peter ging mit mehreren Männern gegen Mühlbach hin, um zu erforschen und zu besprechen, wie es stehe und was nun not thue.

Pfaff, ich weiß was!

Im nächtlichen Wald war feuchte Kühle. Die Bäume ragten finster gegen den besternten Himmel. Manchmal krazte ein Ast, manchmal rieselte es in einem der Zweige; in kurzen, grellen Stößen jauchzte ein Käuzchen. In den Schluchten rauschten die Wasser. Das ist die Waldruhe wie sonst. Aber in dieser Ruhe war ein seltsamer Unfrieden.

Im Thale wieherte das Roß, im Grase des Hanges lallte hier jemand ein deutsches Vaterunser, knirschte dort jemand einen welschen Fluch. Und doch, wenn man näher hinhorchte, war es nichts. Gegen Mitternacht ging der Mond auf. Schon fehlte ihm mehr als ein Viertel von seiner Scheibe, und doch warf er scharfe Schatten, und doch weckte er im Heidekraut manches Gefunkel, wenn er einen Säbel oder das Messingblättchen eines Gewehrkolbens beschien. Bisweilen war es, als werde einer der schwarzen Baumschatten lebendig und husche eilig über den Plan.

Vom Waldrain herab ging langsam eine dunkle Gestalt; sie stützte sich auf etwas, ob auf eine Krücke oder auf ein Schwert? Oefter stand sie still, als um zu horchen, dann schritt sie lebhaft querhin, dann wieder beugte sie sich zu Boden und rüttelte an Körpern. Sie waren leblos. Dort an der Felswand, war das nicht ein Stöhnen? Die Gestalt eilte hin, kniete nieder, hub an, mit einem Fläschchen zu laben, mit Worten zu trösten, und doch fühlte der Sterbende vielleicht nichts mehr und hörte nichts mehr. An einem Baumstamm lehnte ein welscher Soldat, der fluchte laut des Namens Napoleon. Als unser Nachtwandler hinkam, war der Mann tot. Dort am Wacholderstrauch wimmerte ein Mensch nach einem Schluck Wasser. Das war sein letztes. Als Augustin hinkam, atmete er nicht mehr.

Ja, Bruder Augustin war's, der allein das Totenfeld beging. Er kam nun auf eine Wiese, auf welcher zerstreut große, fahle Felsblöcke ragten. Hier hatte der Tod dicht gemäht. Ein sterbende Franzose that Stoßgebete zur Madonna. Als er den Mann mit der Waffe nahen sah, scharrte er mit den Zähnen: „Maudit Allemand!“

„Kann ich Euch beistehen?“ fragte ihn Augustin.

„Feind! Feind!“ stöhnte der Franzose, mit der Hand winkend, daß der Nahende sich entferne.

„Ich kenne jetzt keinen Feind,“ sagte der Geistliche, beugte sich nieder, labte den Vergehenden mit Essig und sprach ihm zu mit milden Worten. Noch wollte er ihn ein wenig aufrichten, da entquoll ein Blutstrom dem Munde des Soldaten — dann war auch hier wieder nichts als ein Toter.

Also wandelte Augustin dahin über das Schlachtfeld. Im heißen Streite des Tages hatte er, andre verderbend, sich selbst manche Seelenwunde beigebracht, die er jetzt damit lindern wollte, daß er Trost gab allen, die noch eines Trostes bedurften. Denn das Ungeheuerliche des Menschenschlachtens war ihn angetreten . . .

Auf steinigem Boden, nahe dem Abgrunde, der niederging in die Wasserschlucht, lag ein großer, vollbärtiger Mann, ein Tiroler; dieser wälzte sich her und hin und suchte den Abgrund zu erreichen.

„Was willst denn dort?“ fragte ihn der Priester, nachdem er den Mann ein Weilchen beobachtet hatte.

„Es ist verdammt, ich kann nit sterben!“ knurrte der Bärtige. „Schlecht getroffen. In den Bauch. Den Stutzen hat mir der bayrische Höllsakra weggeraubt.“ Er reckte die Hand auf: „Geh, Schwarzer, hilf mir hin. Du bist ja ein Pfaff, gelt?“

„Dir wird noch zu helfen sein. Ein Verband.“

„Ist schon, ist schon. Was hilft der Fetzen, es blutet in den Darm hinein. Pfui Teufel, das Sterben fürs Vaterland hätt' ich mir schöner gedacht.“

„Je ſchmerzhafter, deſto größer.“

„Meinſt?“ ſagte der Verwundete. „Bei mir ſteht der Satan anders. Sterben fürs Vaterland! Keine Rede davon. Ein Lumpenſterben iſt es, ich ſag' es dir!“

„Biſt denn nicht im Kampf gefallen?“ fragte Bruder Auguſtin.

„Biſt einer oder nit?“ fragte der andre lauernd entgegen. „Ein Schwarzer, mein' ich. In der Nacht ſind alle ſchwarz.“

„Ich bin der Feldpater.“

„Biſt es? Nachher kannſt auch Beicht hören.“

„Ich will's gern thun, wenn du Verlangen haſt.“

„Na, nit deswegen. Verziehen wird mir ja ſein. Nur was du ſagſt dazu, möcht' ich wiſſen. Hock' her. Haſt was im Flaſchel? Eſſig? Laß ſaufen. Wird einem ja frei übel bei dem Bauchweh.“

Der Prieſter reichte ihm ein paar Schluck Branntwein.

„Prrr!“ machte der Verwundete ſich ſchüttelnd. „Das iſt ein Jaufner. Meiner hat mehr Brand gehabt. Solltеſt mich nit kennen, heiliger Pfaff? Der Gauler? Der Branntweinbrenner Gauler? — Und du machſt dir jetzt kein Kreuz über die Naſen? Nachher mußt von weither ſein. Pfaff, ich weiß was!“

„Haſt etwas auf dem Herzen, ſo red',“ ſagte der Prieſter und bettete das borſtige Haupt auf ſeinen Schoß.

„Verziehen iſt mir ſchon und der Teufel iſt um den Braten betrogen,“ knirſchte der Gauler. „Kein Pfarrer hätt's können. Auch kein Biſchof. Nichts als das Vaterland hat's gethan. Deswegen bin ich ja gegangen. Ich wollt' ſonſt der Narr ſein und mich totſchießen laſſen! Da hätt' ihr

lang können warten. Schlecht iſt's eh nit geweſen, auch die Bayern haben mir Branntwein abgekauft, und mehr als die Tiroler. Ob bayriſch, ob öſterreichiſch, das wär' mir Sand geweſen. Aber der Höllteufel ſchreckt mich. In den Himmel will ich kommen. Wer fürs Vaterland fällt, dem ſind alle Sünden vergeben, alle — unbeſchaut. Iſt's nit ſo? Sagſt es auch? Ja, das ſtimmt. Mit der Kugel im Leib kunnt ich gleich noch ein paar Schandthaten dazu thun; auf ein Abwaſchen. Bin aber — nit mehr aufgelegt dazu. — Sag', Schwarzer, iſt der Kronleuchter wohl auch dabei?"

„Fieber wirſt du haben."

„Und die Judengeſchichte auch?"

„Nicht ſo viel reden ſollſt!" ermahnte Auguſtin.

„Der einzige Pfaff, der nit neugierig iſt," fuhr der Gauler fort. „Aber glaub' mir, ein andrer weiß dir das nit, was ich weiß, in den Beichtſtuhl ſagt's keiner hinein. Wollt' ihm's auch nit raten. — Jetzt ſchadet's nimmer."

„Wenn du es ſo weiter machſt, kann ich dich nicht verſtehen," verſetzte der Prieſter.

„Grauſen wird dir, Pfaff! Aber froh ſollſt ſein, daß du keine haben darfſt. Mit den Weibsbildern hebt's allemal an. Dasſelbe kugelrunde Dirndel. Die Finzerl! In der Chriſtmetten dazumal. Und ſteht der Gidel neben ihr, der Wehrſchlager Gidel, von dem ſie eh alleweil einen Ring hat getragen. Sie bringt ihn nit herab, ſagt ſie, und ich hätt' ihr am liebſten den Finger ausgeriſſen. Und in der Chriſtnacht wollen ſie miteinand heimgehen. Die Kirchen voller Leut', und der kecke Kerl ſteht neben ihr und vom eiſernen Kronleuchter trauft das Wachs auf ihr rotes Hals-

tuch. Kratzt er ihr's weg und flauſchelt, ſie ſollt' ſich auf ſeinen Platz ſtellen, er unter den Leuchter, ihm macht's nichts. — Hau, denke ich mir, wenn nur dem das heiß' Wachs ein Loch thät brennen ins falſche Herz! Wenn nur dem was thät paſſieren, ehevor er mit ihr kann heimgehen! Ich denk's, es kommt die Wandlung. Niederknieen, auf die Bruſt ſchlagen — macht's dir einen Kracher und der Kronleuchter liegt auf dem Kirchenpflaſter. Und darunter der Gidel. Der Gidel iſt fertig."

„Ich habe vom Unglück gehört," ſagte Auguſtin, „es war vor Jahren in Sankt Margarethen."

„Ja, mein Lieber, ich kann was!" fuhr der Gauler fort. „Mir iſt nit zu trauen. Hätt's ſelber nie geglaubt, daß mir der Teufel ſo bereitwillig iſt. Aber gefreut hat's mich, wie ich ſehe, daß ich einen hab', der mir meine Wünſche erfüllt."

Der Prieſter wollte aufſtehen.

„Ja, Schwarzer, wenn du jetzt ſchon ſpringſt!" lachte der Gauler heiſer, und dabei wand er ſich auf dem Erdboden wie ein getretener Molch. Dann blieb er wieder ruhig und in ächzend herausgeſtoßenen Gurgeltönen redete er weiter: „Das hätt' ein andrer auch gethan, wenn er's kann. Was thut der Menſch nit alles wegen der Weibsbilder. Jede, die ich mir aufgegabelt, hat ja freilich keinen Kronleuchter gekoſtet, aber hingegen Geld, verſchweſelt viel Geld. Schon ein einfaches Verheiratetſein koſtet Geld, jetzt denk' dir erſt ein fünffaches oder ſiebenfaches, was weiß ich, ſo viel werden ihrer geweſen ſein im Durchſchnitt. Bei etlichen, denen ich's verſprochen, hab' ich's wohl ſo eingerichtet, daß

ſie mir ſelber davongelaufen ſind, aber allemal geht's nicht. Die Kinder wollen eſſen und chriſtlich erzogen werden. Da hat's nachher geheißen: ſtehlen oder den Hörndelbuben rufen. Das Stehlen iſt nit ſchön und die Leut' ſehen's nit gern, und Sünde auch. Und 's ſchlimmſte iſt noch das Erwiſchtwerden. Oft hab' ich's nit gethan, oder ich müßt lügen, Pfaff. Aber der Branntwein allein kann's nit beſtreiten. Weißt es? Wenn's heißt: Geld bringen! Da laßt ſich der hölliſche Schwanzkerl länger bitten, als wie zum Kronleuchterabzwicken. Wenn der Menſch Geld braucht, iſt der Jud' beſſer wie der Teufel. In Bozen unten haben ſie einen gehabt. Ein ſchäbiger Hebräer, aber Geld! Ob er ſo Kirchenſachen kauft? hab' ich gefragt. — Warum denn nit, wenn's einen Wert hat! — Ich glaub's, daß es einen Wert hat, und was ich dir bring', Jud', das bringt dir kein andrer. — Auf den Ritten geh' ich und verkauf' drei Plutzer Branntwein, und bei der Nacht, dieweil ſie dabeiſitzen, und der Küſter auch dabei, raub' ich die Kirche aus. Die heilige Hoſtie bring' ich dem Juden: Ich weiß, wie ihr Israeliten drauf verſeſſen ſeid. Nadelſtiche, Blutausſaugen! Was gebt Ihr? — Jetzt, Pfarrer, denk' dir den Hebräer: Einen Dummkopf heißt er mich — und bei der Thür hinaus. — Unſre liebe Frau!" unterbrach er ſich ſelbſt, „mir wird angſt und bang. Alle Hitzen ſteigen mir auf. Soll das ſchon — ſterben ſein!"

Mit den krampfigen Fingern umklammerte dieſer unerhörte Menſch die Hand des Geiſtlichen, als wollte er ſagen: Bleib' noch bei mir, verlaß mich nicht, ich fürcht' mich vor mir ſelber! — Mit ſeinen Zähnen verbiß er ſich in Auguſtins Kleider und ſo wimmerte er in Krämpfen und

Schmerzen. Der Priester kühlte mit Essig seine Stirn und allmählich ward er wieder ruhiger. — „'s hat nachgelassen," sagte er mit einem erleichternden Seufzer. „Ja, Pfaff, ich weiß noch was."

„So sprich dich aus, sprich dich aus. Und Wahrheit vor Gottes Richterstuhl."

„Heiliger Mann, ich wollt', ich wär' ein Lügner!" seufzte der Mensch auf. Dann fuhr er in seiner unheimlichen Art fort zu erzählen: „Daß dich Gott verdamm, hochmütiger Hebräer! Das Beste, was wir Christen haben, das verachtest du? Bei der Talfererbrücke in Rub, wo das Kreuz steht mit dem weißen Christus, habe ich nachher die Hostie begraben. Ich find' schon noch was, Jud', das du laufen wirst! Ostern sind nit weit, und ich weiß ein Kalkbrennerdirndel, was ich ein Jahr früher in Brixen zur Firmung geführt hab'. Um das kümmert sich keine Menschenseel', wenn's nit der Firmgöd thut. Gern geht es mit mir nach Bozen hinab, weil ich ihm ein Blaudruckjöppel hab' verheißen. — Na, Jud', was sagst zu dieser War'? Frischer Osterbrunnen! Unter vierzig Bayrische ist keine Red'! — Dreißig! sagt der Jud', um dreißig hat doch auch der Judas euren Herrn verkauft. Die Antwort ist mir gleich verdächtig und erst gar, wie er sagt, ich sollt' ein bissel warten, er müßt' erst wechseln lassen. Dieweil schickt der falsche Fant um die Büttel; zur Not, daß ich noch ein Loch find', hinaus, und fort ins Gebirg. Seither trau' ich keinem Hebräer mehr und ich hab' gar nimmer unter die Leut' mögen. — Aber schau, Pfaff, von der Zeit an hat's bei der Nacht was gehabt. Wie ich oft just im besten Schlaf bin, macht's einen kalten Blaser über mein Gesicht. Und

wenn die alte Wanduhr Mitternacht ſchlagen ſoll, hebt ſie an zu raſſeln: verloren, verloren, verloren! — Darauf bin ich ins Innthal hinüber und zur heiligen Beicht gegangen. Hat nichts geholfen, die Uhr ſchreit um Mitternacht alleweil: verloren, verloren! bis ich einmal aufſpring vom Bett und ſie mit der Hack' in Scherben ſchlag'. — Wenn 's Beichten einmal nichts mehr nutzt, Herr Pfarrer!"

„Haſt damals wohl auch alles freimütig bekannt?" fragte Auguſtin.

„Wenn ich das will, geh' ich doch lieber gleich zum Gericht," lachte der Gauler auf; ein wahnſinniges Lachen war's. An allen Gliedern hub er an zu beben, wie er es jetzt hinausſchrie in die ruhſame Nacht: „Jeſus nein! Verworfen und verloren auf der Welt und in Ewigkeit! Schlaf und keine Raſt habe ich mehr mögen finden. Und da iſt's einmal, daß ich nächtig Stund im Talferertbal vorbei muß an der Brücke und wo das Kreuz ſteht mit dem weißen Chriſtus. Eine ſchöne Mondſcheinnacht iſt geweſen und alles ſo ſtill und gottesfriedlich. Da geht mir 's Herz auf und ich denk', heut' iſt eine Gnadennacht und heut' ſchau, daß du auf gleich kommſt mit deinem Herrgott. Und knie' nieder und rutſch' auf den Knieen über den Sand hin zum Kreuzſtamm. Und wie ich den Stamm mit beiden Armen umſchling' und meinen Kopf aufricht', daß ich die Füße kunnt küſſen, da" — die Stimme wurde hohl und ſtöhnend, als der Gauler das ſagte — „da ſeh' ich, wie der Herr Jeſu Chriſt zuerſt die rechte Hand loslöſt vom Kreuz, und nachher die linke, und die heiligen Füß', und herabſteigt und langſam davongeht über die Brücke und wie er drüben auf der mondblaſſen Wieſe verſchwindet."

Stöhnend, mit beiden Händen suchte sich der Mann emporzuranken an die Brust des schaudernden Priesters: „Magst du mich denn auch nimmer, Menschenbruder, wie mich Jesus Christus nit mag?“

Augustin zog ihn sanft an seine Brust.

„O!“ hauchte der Gauler, „da ist's warm. Da möcht' ich rasten.“ Und es war, als wollte er schlummern. — Nach einem Weilchen hob er das Haupt und fragte wie ein Kind: „Nicht wahr, Pfarrer, ich bin gerettet? Ich bin — ja in den Krieg gegangen fürs Vaterland. Da steht uns der Himmel offen. Du sagst es auch! — So tröste mich doch, Pfaff! So sage mir doch: in einer Stund', wo werd' ich sein?“

Der Priester labte ihn mit milden Worten. Da begann der Gauler sich wieder zu winden, begann zu röcheln, mit beiden Händen hielt er sich krampfhaft fest an Augustins Kleid. Plötzlich schrie er wie unter Hohnlachen auf: „O, verdammter Tod . . .!“

Während Augustin laut betete, bäumte der Sterbende sich starr auf, hoch, in die ganze Höhe des Mannes — dann knickte er ein, sank stumm hin und leblos, wie die Steine und Strünke ringsum, so lag er ausgestreckt auf dem Boden.

Unseliges Menschenwesen du! so sann Augustin an der Leiche. Hat auch dich das Blut erlöst? Gott, es wird doch nicht Vermessenheit sein, wenn der Feldpater jedem zuruft auf dem Felde: In den Himmel kembts! — Er hat wenig Böses gethan, aber viel Böses gewollt.

Mein Schwert hat ein Kreuz.

Auguſtin ſchritt weiter. Er ging nun durch einen Wald, deſſen Stämme bis gegen den Wipfel hinauf entäſtet waren, der Schatten dieſer Bäume ſpielte ſich auf dem Boden wie nebeneinander laufende Gräben, und in einem derſelben lagen zwei welſche Soldaten, die noch im Tode ſich feſt umſchlungen hielten.

Daneben im Mondenſchein rang einer, der Kaufmann Stelzer aus Brixen war's, mit dem Tode und der Verzweiflung. „Nur nit ſterben! Nur nit ſterben in ſo jungen Jahren!“ ächzte er. Doch war er ſo arg zu ſchanden gerichtet, daß Auguſtin ſah, auf dieſer Welt gibt's für den kein Heil. Den muß man ſanft loslöſen.

„Bruder,“ ſagte er während unausgeſetzten Beſtrebens, dem Sterbenden die Qual zu lindern. „An deiner Stelle möcht' ich ſein. Dieſes unermeßliche Elend, du haſt es hinter dir. Schau' das Leben an, an dem du ſo hängſt, wie es dich ſchmerzt; ſchau' die Menſchen an, die du ſo liebſt, wie ſie ſich morden. Ob unterliegen, ob ſiegen, es iſt kein Heil. Willſt als Krüppel leiden und betteln und verachtet ſein bis ins Alter? Jetzt biſt ſchon faſt übers Thor hinaus und willſt wieder zurück? Wie wollte ich an deiner Stelle Gott preiſen, daß ich mit Ehren losköme von dieſer falſchen Welt!“

„O Auguſtin, es iſt ſo hart, was du redeſt,“ gab der Sterbende zur Antwort. „Ich weiß ja, daß es aus iſt, und dennoch möcht ich's hören: Du ſtirbſt nit, du wirſt wieder heil! Sage mir doch dieſen Troſt, ich bitte dich!“

Und während Auguſtin ihm von Geneſung ſprach, ſchlief er ein. — Junge Leute müſſen alles erſt lernen,

auch das Zusprechen von Trost. Und selbst dem Gequältesten ist eine Ewigkeit Himmel weniger Trost, als ein Jahr Erde.

Jetzt bemerkte Augustin, wie hier die kahlen Baumstämme so rot waren. Rot wie glühende Stangen, ganz hinauf. Als er sich umwendete, sah er wohl, was die Ursache war. Unten in der Tiefe, wo die Schluchten der Rienz lagen, stieg hoch und breit eine Feuersäule auf. Kein Luftzug bog sie, kaum ein sichtbarer Rauch umdunkelte sie — in großer, lautloser Ruhe stieg die Lohe zum Himmel auf.

Anfangs dachte Augustin an Mühlbach oder an ein andres Dorf, in das der abziehende Feind Feuer geworfen. Allmählich fand er sich zurecht; die Klause stand in Flammen, die von den Franzosen tagsüber so erfolgreich verteidigt worden war und in welche ein Theil des Feindes sich am Abende zurückgezogen hatte. — Der Priester schüttelte den Kopf. Nach dem Aveläuten sollte keine Feindschaft sein. Die Nacht ist des Herrn.

Augustin stand lange still und horchte, ob denn kein Lärm zu vernehmen sei von der brennenden Klause heran. Nein, feierlich still strebte die Flamme empor.

Dann trat er auf einen freien Plan hinaus; mitten auf demselben wär etwas, das einen Schatten warf über die fahle Fläche. Auf moderigem Baumstrunk saß ein Mann, der vorgeneigt das Gesicht mit den Händen verdeckte. So unbeweglich saß er da, daß nicht zu erkennen war, ob er wache oder träume. Ueppige Locken quollen über die Finger herab, welche die Stirn umklammerten. Ein französischer Soldat war's.

Als Augustin eine Meile hinter ihm gestanden war,

legte er leicht ſeine Hand auf die Achſel des Raſtenden und fragte: „Was iſt es mit Euch?“

Der andre fuhr erſchrocken auf und langte nach der Waffe.

„Ich komme niemandem als Feind,“ ſagte Auguſtin.

„Ihr habt ein Schwert in der Hand!“ entgegnete der Soldat in ziemlich gutem Deutſch.

„Mein Schwert hat ein Kreuz,“ antwortete der Prieſter ruhigen Ernſtes.

„Gehet nur vorbei,“ ſagte der andre, „von denen, die Ihr ſuchet, bin ich keiner.“

„Ich ſuche Menſchen,“ verſetzte Auguſtin mit ſanfter Stimme, „Menſchen, die eines Beiſtandes bedürfen.“

„Ich bin ja ein Feind,“ ſagte der ſitzende Soldat. „Seht mich nur an, ich bin einer von denen, die ſo viel Elend gebracht haben über Euer Tirol.“

„Kommt nur mit,“ entgegnete Auguſtin, „dieſer Sumpf iſt kein Aufenthalt.“

„Nein,“ ſagte der andre zögernd, „ich muß hier bleiben. Ich kann nicht fort.“

„Seid Ihr verwundet?“

„Am Fuße. Und ich habe den Fuß in dieſen kühlen Lehm vergraben, daß er nicht bluten kann und nicht ſchmerzen. Mir iſt ganz wohl, ich will nur raſten.“

Es war in der That ſo. Der Mann hatte den rechten Fuß tief in den Moorgrund gebohrt und die lehmige Erde rings herum feſt angedrückt, ſo daß es ausſah, als wäre er wie ein Birkenſtamm aus dem Boden herausgewachſen. Wie der Mond ihm jetzt ins Geſicht ſchien, ſah Auguſtin, daß es ein ſchöner, bartloſer, lichthaariger Jüngling war,

mit großen Augen, die sehr traurig hinausschauten in den weiten, nächtigen Wald.

„Kann ich Euch einen Dienst erweisen?“ fragte Augustin.

„Seid Ihr nicht selbst im Feuer gestanden?“ fragte der andre entgegen.

„Ich habe ein wenig mitgeholfen.“

„Da oben am Rain, gegen die Abendstunde?“

„Ja freilich, da oben?“

„Dann habt Ihr mich erschossen,“ sagte der Soldat. „Ja, ich kenne Euch wohl. Ich habe auch Euer schwarzes Gewand aufs Korn genommen, da hat der Schuß versagt und Ihr schicktet mir etwas in den Fuß. Es ist recht so, wir haben es wohl verdient. Wir haben Unglück gebracht über Euch. Wir, aber nicht ich. Glaubt mir, ich wäre lieber daheim geblieben.“

„Das glaube ich Euch gern. Welcher Mensch, der eine Vernunft hat und an einen Gott glaubt, wird freiwillig in ein fremdes Land ziehen und ein friedliches Volk bekriegen, das ihm nichts gethan hat!“

„Wir haben müssen. Wir sind ja selber Deutsche, im Elsaß. Aber wir haben müssen,“ murmelte der Soldat und schien zu versinken in Erschöpfung und Traum.

„Lieber Freund,“ sagte Augustin, „ich lasse Euch nicht allein. Ihr seid in Feindesland, aber nicht unter Barbaren.“

Der andre entgegnete darauf nichts, doch seine Achseln huben an krampfhaft zu zucken, sein Atem zu stoßen. — Wenn ein Krieger weint!

„So weit — so weit von heim!“ ſchluchzte er. „So wiet von heim zu ſterben! Meine Mutter! Mein Weib!“

„Ihr ſeid aus deutſchem Land?“

„Ueber den Rhein bin ich gekommen,“ antwortete der Soldat. „Drei Stunden hinter der Stadt Straßburg iſt mein Dorf. In einem Hügelland, und Weinberge, Wald.“

„Hüllet den Mantel um, es iſt kühl.“

„Es iſt heiß. Laſſet mich nur. Ach, daß ich wieder ſchlafen könnte! Ich habe vorhin mein Daheim geſehen.“

„Im Traume! Freund, träumet wachend fort. Erzählt mir von Euer Mutter, von Eurem Weibe.“ Alſo ſprach Auguſtin, denn ſein Beſtreben war, den armen verzagten Menſchen aufzurichten. Die Feldflaſche bot er ihm, aus welcher der Elſäſſer trank.

„Ihr ſeid gut,“ ſagte dieſer dankend, „ich habe wohl gehört, daß die Tiroler gut ſind. So will ich Euch bitten, daß Ihr heimſchreibt ins Elſaß, an mein Weib, daß ſie wiſſen, wie ich geſtorben bin.“

„Recht gern will ich ſchreiben, aber nicht, wie Ihr geſtorben ſeid, ſondern wie Ihr nach Hauſe kehren werdet. Schmerzt Euch das Bein?“

„Laſſet den Fuß in der kühlen Erde. Dahin gehört er, und ſchmerzt nicht. Aber nach Hauſe kehren? Das weiß ich beſſer.“

„So raſtet nur,“ ſagte Auguſtin voll milder Teilnahme.

„Habt denn nicht auch Ihr ſelbſt ein Herz voller Anliegen?“ fragte der Soldat aus dem Elſaß. „Habt Ihr denn noch Zeit für andre in dieſen traurigen Tagen?“

„Ich für mich habe kein Anliegen. Ich bin Prieſter. Daß ein ſchwerer Krieg iſt zwiſchen Eurem und meinem

Land, das soll jetzt ganz vergessen sein. Wir sind einander Brüder. Ich will mich zu dir setzen auf diesen Strunk und dich nicht verlassen, also will es auch unsere Religion."

„Die Religion," entgegnete der Soldat, seine Stimme war unsicher. „Ich mag Euch aber nicht täuschen. Ihr in Tirol seid streng katholische Leute. Ich bin der evangelischen Kirche . . ."

„Christus streckt am Kreuze zwei Arme aus," sagte Augustin.

„Einen für euch und einen für uns?" fragte der Soldat wie träumend und sein Haupt wollte sinken.

„Lehne dich an meine Brust und schlafe."

Der Elsässer ermannte sich wieder: „Schlafen! Dazu wird keine Zeit mehr sein. — Daheim, da werden sie jetzt freilich schlafen und nicht ahnen, wie es mit mir steht."

„Mich deucht, das Heimweh thut dir schlimmer, als das Blei im Beine."

„O, Herr, es ist kein Mensch so aus seiner Heimat gerissen worden, wie ich!" sagte der Elsässer in tiefer Traurigkeit. Und wie in halbem Selbstgespräche fuhr er fort: „Heute vor vier Wochen. Ach, wie bin ich da noch in Freuden gewesen!"

„Lehne dich nur an mich, Bruder, und erzähle."

„Mein Vater, der ist frühzeitig fort," sprach der Elsässer, „der schläft im Aegyptenland. Meine Mutter hat die Wirthschaft geführt, eine Winzerei, wo man arbeitet und lebt. Sie war selber schon mühselig und hat mit Schmerzen die Zeit erwartet, da sie mir die Wirthschaft übergeben konnte. Und jetzt — ich erzähle schon alles — habe ich es meiner Braut eingestehen dürfen. Dieses liebe Mädel!

Das glaubt mir niemand. Eine gar ſonderbare Geſchichte war's. Ein Großpächter hat ſie nehmen wollen, einer von der Loire her — ſpricht nicht deutſch. Gertrud hat ihre arme Familie verſorgen wollen und ich habe geſagt: Wenn du kannſt, Gertrud, ſo thu's. Für Vater und Mutter würde ſie es wohl müſſen können, iſt die Antwort und verſpricht ſich dem Pächter. Das ganze Dorf ſchickt ſich an zum Hochzeitsfeſte, der Pächter iſt ein reicher Mann und Gertrud geht ihrem Glück mit Demut entgegen. Mich hat's gewundert, aber dann denke ich, es wird ja doch nicht ſo ſchwer ſein, einen armen Knaben laufen zu laſſen und in ein Schloß hineinzuſitzen, wo ſo viel Ueberfluß und Ehre iſt. — In denſelben Tagen hätte mich der Bonaparte rufen ſollen!"

„Hernach erzähle weiter," unterbrach ihn Auguſtin, „jetzt müſſen wir uns nach dem wunden Beine umſehen."

„So laßt es doch ſchlafen, es ſchmerzt ja nicht!" rief der Soldat. „Die Erde iſt heilſam, das habe ich oft gehört. Glaubt Ihr doch, daß es wieder gut wird?"

Es konnte ja ſein, daß der ſeltſame Lehmverband günſtig wirkte; der junge Geiſtliche hatte in ſolche Sachen keine Erfahrung.

„Habt Ihr noch Geduld?" fragte der junge Elſäſſer. „Ihr müßt ja alles wiſſen, wenn Ihr das ganze Unglück begreifen wollt. Aber es wird ſchon Tag!"

„Das iſt nicht der Tag, Freund, das iſt eine Feuersbrunſt."

„O, der Krieg!" ſchauderte der junge Elſäſſer.

Der Prieſter ſchlug um ihn enger den Mantel und der Soldat fuhr fort: „Der Pächter? Iſt ſie noch bei ihm?

— Eines Abends, kurz vor ihrer Hochzeit — in der Weinlaube, da ſteht ſie vor mir. Wie ich erſchrecke, Ihr könnt Euch's denken. Fritz, ſagt ſie und fällt nur gleich ſo vor mir zu Boden, Fritz, es iſt ganz unmöglich. Ich kann in den Steinbruch gehen und für meine Eltern arbeiten — den Pächter kann ich nicht heiraten. Ich habe es ihm geſchrieben, es iſt ſchon aus. — Wir haben auch weiter kein Wort mehr geredet und am nächſten Tage gehen wir miteinander zum Vorſtand. Vornehm iſt die Hochzeit nicht geweſen. In unſrem Baumgarten haben wir das Mahl gehalten, ein paar Verwandte und Freunde und einer mit der Guitarre. Meine Mutter im Glücke, auch Gertrudens Eltern ſind froh geweſen. Wenn es Gott will, ſo wird er ja auch ſeinen Segen geben, das war ihr erſtes und ihr letztes Wort. Und ich? Und mein junges, ſanftes Weib? Dieſe Geſtalt im Myrtenkranz ſei bei mir im letzten Augenblick! Einen andern Kranz flicht ſie aus Weinlaub und ſetzt ihn ſchäkernd auf mein Haupt. Zwei Lichter werden auf den Tiſch geſtellt, weil es ſchon dunkelt. Auf das Brautpaar wird ein Spruch geſagt und mit vollen Gläſern angeſtoßen. Und mitten in ſolcher Fröhlichkeit fällt mir meine alte Muhme ein, von der Mutter eine Schweſter. Seit Jahren liegt ſie ſiech in ihrem Stüblein. Die würde ſich eines freuen, wenn jetzt der Bräutigam mit dem Glas an ihr Krankenlager käme und es ihr auf ein langes Leben brächte. Auch die Alten und Siechen leben noch gern!"

Der Erzähler ſchwieg ein wenig; als er ſeine Bewegung bemeiſtert hatte, fuhr er fort: „Auch meine Braut wollte mit. Der Weg iſt gleichwohl nicht weit, aber finſter und ſteinig, und ſie ſollte lieber morgen im Tageslichte zu

ihr gehen. So laſſen ſie mich allein fort und in zehn Minuten bin ich wieder bei dir, mein Schatz! Wenn ich komm', wenn ich komm', wenn ich wiederum komm', bleib' ich, mein Schatz, bei dir! So ſingend eile ich durch den Baumgarten gegen das kleine Haus hin, wo die Muhme wohnt. Wie ich über die Straße will, marſchiert mit klingendem Spiel eine Kompagnie Soldaten vorbei. Ihre Fackeln flattern wie Kriegsfahnen. Es geht ja wieder ins Feld, höre ich. Dabei iſt ein Bekannter von mir, ein Schulgenoſſe, den habe ich immer gern gehabt, und jetzt muß der arme Teufel auch fort. Ich ſpringe hin zu ihm, reiche mein Glas: ‚Trink', Giovan!' Er hebt das Glas, ſchwingt es: ‚Der Kaiſer der Franzoſen lebe!' und trinkt, und ich trinke auch: ‚Der Kaiſer der Franzoſen lebe!' — ‚Bravo, bravo!' ſchreit alles, daß es gellt in der Nacht; zwei Soldaten faſſen mich an den Armen, nehmen mich in ihre Mitte und fort, fort geht's in ſchnellem Marſche. Anfangs meine ich, es wäre Spaß und ſage, ſie ſollten mich loslaſſen, ich wollte zurück zu meiner Hochzeitsgeſellſchaft. Da lachen ſie ſchrecklich auf, und meinen Hochzeitstanz, den könnte ich in Deutſchland halten, und ſeine Bräutlein gebe es überall. — Was ſoll ich denn weiter noch ſagen, mir drückt's das Herz ab. Gefangen bin ich geweſen, ein Soldat in des Kaiſers Armee. Auch andern iſt es ſo ergangen wie mir, ſind unterwegs gewaltſam mitgenommen worden. Der Bonaparte iſt ein gar ungeduldiger Herr und noch in derſelben Nacht ſind wir über den Rhein marſchiert. Bis Stuttgart habe ich mein Hochzeitskleid am Leibe gehabt, voller Straßenſtaub, feucht vor Schweiß. Nun hat man mich in die Uniform geſteckt und alles iſt vorbei. — Mein

lieber Tiroler, kennt Ihr Euch das denken? Mir iſt, als müßten ſie heute, zu dieſer Stunde noch ſitzen an der Tafel im Baumgarten und auf mich warten."

„Du haſt den Deinigen wohl geſchrieben?" fragte Auguſtin.

„Die Briefe werden nicht beſtellt. Mein Weib, meine Mutter, ſie wiſſen nicht, was mit mir geſchehen iſt, ſie ſitzen noch bei der Tafel und warten . . ."

„Ihre Trauer wird in Freude verwandelt werden," ſagte der Prieſter.

„Vielleicht dort drüben. Auf Erden nicht mehr." Der junge Soldat verdeckte mit beiden Händen ſein Geſicht.

„Willſt du, armer Freund," verſetzte Auguſtin, voller Herzinnigkeit ihm die Locken ſtreichelnd, „willſt du nicht auch dem großen Gott eine Sorge überlaſſen? Er iſt ſtärker als du, er trägt ſie leichter."

„Er wird auch tüchtig zu thun haben, um das Unheil, welches dieſer Bluthund anrichtet, wieder gut zu machen," antwortete der Elſäſſer. Hierauf fuhr er ſich mit einer Hand über die andere und murmelte: „Wie ſonderbar mir doch zu Mute iſt! Wird denn alles Blei? Was iſt denn das?" Durch ſeinen Körper ging ein leiſes Beben. „Es iſt ja weiter nichts mehr zu ſagen," ſetzte er tonlos bei. „Ich bitte Euch, ſchreibt nur das: Als Soldat die Pflicht gethan. Im Tirolerland gefallen auf dem Felde. Im Frieden geſtorben. Und das, das ſchreibt ihnen auch: Einen guten Menſchen zur Seiten gehabt beim Sterben . . . Wenn ich komm', wenn ich wiederum komm' . . ."

Er ſchlummerte. Er lehnte in Auguſtins Arm und ſchlummerte.

Als die Morgendämmerung aufging, bemerkte der Feldpater, wie rings um den eingegrabenen Fuß Blut hervorſprudelte aus dem Moore. Er legte den Schlummernden ſanft an den Holzſtrunk, an welchem er vorhin gelehnt, er hob ſachte das Bein aus dem Grunde; die Quellen aus der Doppelwunde verſiegten ſchon. Und als das Frührot leuchtete, wurden die Wangen des Kriegers nimmer roſig. Und als über den Alpengipfel des Großvenedigers die Sonne emporſtieg, ſtarrten ſeine Augen ruhig in ſie hinein — denn dieſe Augen waren ſchon gebrochen.

Und im Lichte des Tages ſah Auguſtin nun die ganze Schönheit des jungen Mannes, die der Tod nicht verlöſchte, ſondern nur weihte. — Der Prieſter kniete vor der Leiche nieder und verrichtete ein Gebet. Vom Turme zu Mühlbach klang die Morgenglocke.

Dann war es Zeit, ans neue Tagewerk zu gehen — zur Beſtattung der Toten. Er ſtieg, daß er Arbeitsgenoſſen finde, hinab gegen das Thal, in welchem noch blauer Schatten lag. An halber Höhe der Berge ſchwebte hin und hin eine dunſtige Rauchbank, aus dem Getrümmer der Klauſe ſtieg ein dünnes, wolkiges Säulchen auf, in der Luft war ein ſeltſam ſtechender Geruch. Wo Auguſtin in den Hohlweg einbog, begegnete ihm ein alter Hirte. Der mochte froh ſein, einen lebendigen Menſchen zu ſehen; alsbald nahm er den Schlapphut ab und küßte dem Prieſter die Hand.

„Was ſagſt denn dazu, geweihter Bua," redete er ungefüg heraus, „die haben ſich ihre Höll' beizeiten angeheizt!"

„Was meinſt du?" fragte Auguſtin.

„Wer alt wird, der erlebt viel," antwortete der Hirt.

„Mein Leblag hätt' ich's nit vermeint, daß auch die Gräber brennen. — Die Franzosen. Hast es noch nit gehört? Ehe sie sind abgezogen, haben sie ihre Toten zusammengetragen in die Klausen und angezündet. — Mensch, zugeht's jetzt auf der Welt! Nimm dir Zeit!"

Still sei, Schurk', der du die Menschheit verläumdest!

Zur Zeit, als dies geschah, hatten sie zu Brixen keinen Arrest. So mußte man den Menschen auf den Friedhof treiben und in die Totenkammer sperren. Es war ein ganz verkommener Bursche, sein Gewand aus grauem Linnen mit zerfransten Löchern, lehmig, schmutzig dort, wo die Fäden noch zusammenhielten. Das Beinkleid hing nur mit zwei Knöpfen an dem rissigen Hosenträger, das gelbgraue Hemd war vorn offen, so daß man die rindenfarbige Brust sah bis zur Magengrube hinab. Die plumpen Füße ohne Schuhe, mit Erdkrusten zwischen den Zehen. Die Glieder schlank und mager, das knochige Gesicht völlig bartlos, eingefallen, lehmblaß, sommersprossig; die Lippen wulstig, die Nase flach, mit dreieckigen Nüstern, die Augen klein, tückisch lauernd, ohne Wimpern und Brauen, der Kopf mit dem fuchsbraunen, filzigen Haar zwischen den Achselknochen eingeklemmt. Die Arme waren jetzt auf den Rücken gebunden. Dieser Mensch war überall gesehen und nirgends daheim. Eine arme Häuslerin im Grödnerthal hatte sich einst aus dem Welschen herauf ein Findelkind geholt. Bei der Taufe

war der Rampesbauer Pate gestanden. Das bißchen Mitgabe war bald verbraucht, die Häuslerin starb, der Knabe verdarb. Der Rampesbauer hatte ihn als Halter auf seine Alm genommen, der Junge entlief. Im Etschland draußen nahm er irgendwo ein Fischernetz, richtete dasselbe in den Gebüschen auf. Wenn dann im Herbste die nach dem Süden ziehenden Vögel kamen, verstand er es, durch nachgeahmte Vogelrufe die Thierchen herbeizulocken und ins Netz zu jagen. Dann tötete und verzehrte er sie. Als der Winter kam, stahl er eines Tages einem Landpfarrer ein Paar Stiefel, wurde dabei erwischt und nach Bozen in den Arrest gethan. Im Arreste fand er einen älteren Genossen, der belehrte den Burschen, das Stehlen sei nicht anständig, der Mensch müsse sich sein Brot auf redliche Weise verdienen; er lehrte ihn das Kartenspielen und wie man es durch Kunstgriffe angehen müsse, dabei das Glück zu verbessern. Auch mancherlei Taschenspielerstückchen lernte der Fabian im Arrest, mit welchen man sich auf Jahrmärkten was erwerben kann. Als der Bursche frei wurde, übte er derlei schöne Dinge manches Jahr lang, zeitweilig war er verschollen; wenn er dann doch wieder in die Gegend kam, bei seinem Paten, dem Rampesbauer, zusprach und dieser ihn fragte, wo er gewesen, brachte er immer schöne Grüße aus der Schweiz mit, oder aus Italien oder gar aus Ungarn. Mit den Namen dieser schönen Länder meinte er aber die verschiedenen Kerkern, in denen er eingesperrt gewesen zu Sterzing, zu Bozen und zu Brunneck. Hernach trieb er sich auf Almen und in den Wäldern um, unter dem Lodenrock ein zerlegtes Gewehr bergend; die Jäger machten Jagd nach ihm, wie nach einem Raubtiere. Nun war er ertappt worden auf

dem Schlachtfelde, wie er eben im Begriffe gewesen, einem toten Soldaten den Ring vom Finger zu ziehen. Als man ihn festnahm, wehrte er sich, begehrte auf, ob es denn recht sei, daß man so wertvolle Sachen mit in die Grube werfe! Er murrte darüber, daß man ihn wahrscheinlich wieder auf eine ganze Woche einsperren werde, und war nun etwas arg verblüfft, als nicht vom Einsperren, sondern vom Aufhängen die Rede war.

Die Aeltesten waren zusammengekommen unter der Eiche, um zu beraten, was mit dem Wichte zu geschehen habe. Es war ein im Lande unerhörter Fall, man riet hin und her, welchem Gerichte der arme Sünder einzuliefern sei, und man konnte nicht schlüssig werden. Den Rampesbauer hatte man zu dieser Berathung nicht beigezogen, man wollte es ihm ersparen, sein Patenkind als Leichenschänder zu sehen. Der Rampesbauer aber kam des Weges, trat zur Eiche hin und sagte: „Des Fabians wegen seid ihr beisammen."

„Ja, ja," entgegnete der Stauker, „es ist hart, du kannst nichts dafür."

„Ich habe gethan, was sein konnte, daß Taufwasser und Chrisam nicht verloren ist," sagte der Rampesbauer, „es wird wohl so sein, wie Pater Cöleſtin einmal gesagt hat: dem Menschen wird seine Lebensstraßen nicht angetauft, sondern angeboren."

„Gebüßt muß es werden," sprach der Stauker.

„Das meine ich selber," sagte der Rampesbauer, „und in diesem Fall ist es wohl nicht schwer, ein gerechter Richter zu sein."

„Wie wäre dein Dafürhalten, Rampesbauer?"

„Mein Dafürhalten iſt," antwortete dieſer, „daß, wo ſo viele Unſchuldige erſchoſſen worden ſind, man mit dem Schuldigen kurzen Prozeß machen ſoll."

„Alſo zum Tode?"

„Die heiligen Sterbeſakramente ſoll man ihm früher reichen, damit ſeiner Seligkeit von der Seiten nichts im Weg ſteht."

„Und wann das?"

„Auf was ſoll er warten? Viel Kürzung der Todesangſt möchte ich für ihn erbitten. In einer Stunde kann's ja wohl vorbei ſein."

„So meinen wir auch," ſagten ſie alle und die Sache war damit abgethan. —

Hernach gingen die Männer in den Dom, wo ein feierlicher Dankgottesdienſt abgehalten wurde wegen des errungenen Sieges. Der Rampesbauer konnte dabei zu keiner rechten Andacht kommen, er mußte immer denken, wie das doch wunderlich zugehen kann auf der Welt, daß der Pate ſein Patenkind zum Tode verurteilen muß. Aber iſt denn jetzt ein Richter im Lande? Die Bayern ſind verjagt, die Oeſterreicher noch immer nicht da. Wer ſoll denn Ordnung halten in Tirol, als der Tiroler ſelbſt!

Nach dem Gottesdienſte waren mehrere Führer und Streiter bei den Kapuzinern auf einen Krug Wein geladen. Es ſollte das weniger eine Siegesfeier ſein, als eine Ratsverſammlung darüber, was nun weiter zu thun ſei. Denn daß die Kämpfe am Eiſack und an der Rienz nicht das Ende waren, ſondern vielmehr der Anfang, das war wohl allen klar. Daß der unbändige Welteroberer ſich nicht von einer Handvoll Bauern würde aufhalten laſſen in ſeinem

ungeheuerlichen Werke, das wußte jeder. Der Bonaparte stampft über Nacht neue Armeen aus dem Erdboden; er gebietet über den Erdkreis. — Aber die Tiroler hofften auf Gott und auf die Oesterreicher.

Ein loses Maul verlautete allerdings, und zwar gerade auf dem Wege zum Kloster: „Die Oesterreicher möge man wohl lieben, aber hoffen solle man auf Gott allein — es wäre sicherer."

Das lose Maul gehörte dem Häusler Thomas.

„Au!" rief der Griesacher, „wenn wir zum Wein gehen, ist der Thomas auch dabei."

„Warum denn nit! Ein Tröpfel Wein ist eine gute Nachfüll'."

„Im Stutzenfeuer hat er sich nicht sehen lassen."

„Wer?"

„Der Thomas."

„Ich? Ich nit im Feuer?" begehrte der Häusler auf. „Bin ich nit beim Bimsteich gestanden von früh bis mittag und hab' hinübergepfeffert! Nachher haben die Lümmel angefangen, Kartätschen zu schmeißen, und pfitsch! in den Teich hinein, daß der Morast abscheulich umspritzt und mir mein ganzes Sonntagsgewand wild macht. Da hab' ich mir gedacht: Hol's der Ganggerl, mein schönes Gewand laß ich mir nit verwüsten, der Boarn kaufen mir kein neues! Und bin heim zu."

„'s ist wahr, er ist dabei gewesen," bestätigten mehrere.

„Und die sechzehn, die ich niedergelegt hab', werden einen Krug Wein wohl wert sein," sagte der Thomas, während er auf ein blaues Sacktuch wies, welches um den

Knöchel seiner linken Hand gewunden war. „Wenn's da herausrinnt, muß da" — auf den Mund deutend — „nachgefüllt werden!"

„Ist in Ordnung, Thomas, geh' nur mit uns."

Hernach saßen sie im Refektorium des Klosters durcheinander: die Kapuziner in braunen Kutten und langen Bärten, die Bauern, die Bürger und die Wirte der Umgebung. Die meisten waren frischen Mutes, aber übermütig war keiner. Auch Peter Mayr war da, der Wirt an der Mahr. Vielerlei war in den letzten Tagen an ihn herangekommen, daß er rate, ordne, leite, und die Toten machten kaum weniger Sorgen als die Lebendigen. Seit der Schlacht war er nicht mehr nach Hause gekommen. Daß er gesund sei, hatte er seinem Weibe durch einen Halter sagen lassen. Daß sein Schwager Augustin wieder zu Hause war, beruhigte ihn auch. Er selbst gehörte zur Regierung. Die Leichen mußten begraben werden, die Verwundeten mußten unter Dach und Fach gebracht werden, die zerstörten Brücken mußten zur Not hergestellt, den Leuten der niedergebrannten Häuser mußten Hütten geschafft werden. Wenn Peter von der Ferne manchmal hinausblickte auf das schimmernde Dach seines Mahrwirtshauses, da dachte er: sie stehen in Gottes Hut, und hier bin ich nötiger als dort.

Der Schockel-Franz von Leilach war ebenfalls zugegen bei den Kapuzinern, aber recht abgemattet und kleinlaut, was sonst nicht in dem Wesen des flinken, schneidigen Mannes lag. Er war fortgewesen, um Oesterreicher zu suchen und hatte keine gefunden. Das halbe Pusterthal hatte er durchlaufen bis Toblach hinauf. Zu Welsberg hatte man ihm gesagt, der österreichische General Casteller

habe in Lienz und Silian schon Quartier bestellt, aber in Villach sei es auch schön und die Villacher Frauen wollten ihn nicht loslassen. Hingegen, so erzählte der Schockel-Franz, habe er unterwegs von einem anderen gehört, der Brunecker Steuereinnehmer sei wieder im Land.

„Der Kulber?" fragten mehrere zu gleicher Zeit. „Der ist ja ins Salzburgische und Steirische hinüber-gegangen, um Beistand zu suchen!"

„Ist schon wieder zurück."

„Was mag er ausgerichtet haben?"

„Er wird's schon sagen."

„Es hat ja auch geheißen, daß er nach Schärding bei Passau gehen will, wo jetzt der aus Wien versprengte öster-reichische Hofschatz aufbewahrt sein soll. Geld will er fassen für Tirol."

„Kein zuwiderers Geschäft," meinte der Häusler Thomas. „Mit Gold und Silber thut sich's alleweil ein bissel ge-müthlicher um, wie mit Pulver und Blei. So Herren können sich's halt anschicken."

„Es ist ein Ding," redete der Griesacher drein, „wenn wir kein Pulver haben, sind wir derschossen, und wenn wir kein Geld haben, sind wir auch derschossen."

Der Bruder Pförtner kam herein und berichtete, daß eben ein bayrischer Reiter in den Hof gesprengt sei. Rasch erhoben sich die Männer von ihren Sitzen.

„Schwenkt er eine weiße Fahne?" fragte der Kreuzwirt.

„Schwenken thut er nichts, aber die Treppe klapst er herauf," sagte der Pförtner.

„Der kommt Frieden anzubieten."

„Geben wir ihn?"

„Wenn sie das Land räumen bis auf den letzten bayrischen Hufnagel, so geben wir ihn, anders nicht." Dieses Wort sagte Peter Mayr.

Da sprang die Thür auf und der bayrische Reiter trat rasch herein. Finster blickten ihn die Männer an, da rief er mit ausgebreiteten Armen: „Nun?"

„Kulber!" schrieen sie auf.

„Der Kulber-Sepp, der Steuereinnehmer von Bruneck," sagte der Ankömmling, „ja freilich, da bin ich wieder."

„Und wie kommst du in diese Haut?" fragte der Kreuzwirt von Brixen.

Kulber schob mit dem Finger auf seiner linken Brust eine bayrische Medaille beiseite, da sah man im Tuch eine zerrissene Stelle. „Seht ihr! Bei diesem Loch bin ich hereingekommen in die bayrische Montur."

„Wie soll das gemeint sein?" fragte der Kreuzwirt.

„Laßt es euch erzählen, Männer," entgegnete Kulber sich niederlassend. „Am Paß Strub, ihr habt ja gehört. Dort bin ich vorhanden gewesen beim großen Scharmützel. Ist aber all zu spät. Unser sind auch viel zu wenig gewesen. Dort, beim Strubloch sind sie uns hereingekommen, ihrer in hellen Haufen, wie die Heuschrecken des Königs Pharao. Ich sitze im Busch und warte auf den Nachtrab und suche mir von weitem einen feurigen Rappen aus. Wie es dunkelt und der Reiter gerade an einer Tränke hält, schieße ich ihn herab. Alsdann thue ich meinen Tirolerkittel aus, schlupfe in des Reiters Montur, auf den Rappen und trab, trab den Bayern nach, mit ihnen marschiert, Proviant gefaßt, bayrischer Lumpenkerl gewesen — zwei Tage lang."

„Und nicht entlarvt worden? Das ist viel."

„Die Bayern," fuhr Kulber fort, „habe ich nicht gefürchtet. Die sind vor lauter Siegesgier und Uebermut in einem Jubelrausch gewesen, daß sie schon gar nichts mehr recht gesehen und gehört haben. Aber die Tirolerkugeln, vor denen habe ich Respekt gehabt in meinem Bayernrock. Durch das Achenthal und Innthal her und bis Hall, alle Augenblick pfeift vom Fels oder Strauch her eine Kugel. Daß so ein Stückel Blei auf bayrisch Tuch losgeht, das verstehe ich, aber es wird vor der tirolischen Haut, die dahinter steckt, kaum Halt machen. Ich dank' schön! habe ich mir gedacht, nichts auf der Welt so gefährlich, als jetzt ein Bayer sein in Tirol!"

Gar seltsam nahm er sich aus zwischen den Bauern und Mönchen, der kleine, blasse, schwarzäugige Kulber in der bayrischen Uniform, die ihm zu groß war. Die hastig zuckenden Bewegungen der Arme, des Hauptes, das heiße Augensprühen nach allen Seiten hin, das ganze wieselhaft erregsame Wesen des Mannes hatte gerade nicht viel Recken-haftes, verriet aber eine listige, leidenschaftliche Seele. Es war ein bißchen welsches Blut in dem Manne und doch, wer ihn sah und hörte, der mußte sagen: einen begeisterteren Tiroler gibt's nicht, als den Kulber-Sepp. Manchmal schien es aber, als ob sein Haß gegen die Bayern größer wäre, als seine Liebe zu den Tirolern. In früherer Zeit hatte er sich in Bayern aufgehalten, soll sich dort in politische Händel gemischt haben und deshalb des Landes verwiesen worden sein. Dann ward er Steuereinnehmer zu Bruneck, als solcher hernach von den Bayern wieder entsetzt, und seither widmete er sich ganz der Befreiung des Landes. Manche heikle Mission

wurde ihm anvertraut und auch jetzt kam er, wie wir hörten, von einer solchen zurück.

„Nun trinke, und nachher pack aus mit dem Geld!" rief ihm der Kreuzwirt zu.

„Mit welchem Geld?" fragte Kulber.

„Das du vom österreichischen Staatsschatz zu Schärding geholt hast, du hast doch einen Sack voll mitgebracht?"

„Das Geld," berichtete Kulber, „kommt über Steiermark und Kärnten herein, der Castelier wird's bringen mit seinem Regiment, in hundertsechsunddreißig Eisenkisten."

„Auf das Geld glaube ich nicht recht," sagte der Prior und schenkte dem Ankömmling den Krug voll, „trinke nur Wein und rede Wahrheit."

Peter, der Mahrwirt, hatte sich an Kulbers Seite gerückt: „Also, wie steht's drüben?"

Hierauf antwortete Kulber: „Freilich wohl schlimm, mein lieber Mahrwirt! Hinter Innsbruck draußen verflucht schlimm. All miteinander könnt ihr euch's nicht vorstellen, wie schlimm!"

„Du erschreckst mich!"

„Glaubet nicht, Männer, daß wir fertig sind. Ihr mit eurem Sieg habt denen da drüben alles Unglück zugeworfen. — Zu Innsbruck, da passiert's, da habe ich mich unterhalten. Haben bei meinem Durchmarsch gerade den Dittfurt erschossen."

„Den General? Vivat!"

„Hat's lange genug getrieben."

„Vor dem Kriegsgericht?"

„Vor dem Volksgericht. Mitten in der Stadt bei der Brücke, im Gefecht. Von drei Kugeln durchlöchert."

„Vivat, Innsbrucker!"

„Ja, den Innsbruckern, denen ginge es jetzt schlecht, wenn der Anderl nicht wäre. Die Bayern und Franzosen fürchten den Sandwirt. Der rückt gegen die Hauptstadt wie ein Gericht Gottes. Auf dem Brenner habe ich ihn begegnet mit seinen Leuten. Es sind ihrer ein höllischer Haufen. Er läßt euch grüßen, die Ordre kommt morgen und ihr sollet bis auf weiteres in Bereitschaft sein."

„Das sind wir," sagte der Mahrwirt. „Ich bring' dir's, Kulber, für die gute Botschaft!" Damit trank er ihm zu.

„Bringen kannst mir's, Mahrwirt, trinken kannst auch," sagte Kulber. „Ich bin halt noch nicht fertig."

Die Männer schauten ihn schweigend an.

Kulber fuhr fort: „Daß uns bei Paß Strub so viele Feinde hereingekommen sind, habe ich euch gesagt."

„Wir werden ihnen mit Gottes Hilfe schon wieder hinaushelfen."

„Habt ihr vom Etzel schon einmal was gehört?" fragte Kulber und schaute mit flammenden Augen in die Runde, „oder vom blutdürstigen Soliman etwas, wie er in Steiermark und in Krain und im Ungarlande gewirtschaftet hat? Männer, ich sage euch, das waren Dörcher, gutmütige Dörcher im Vergleich zu unsern Feinden! — Vom Paß Strub bis zum Inn herein steht kein Dorf, das nicht gebrandschatzt wurde, kein Hof, der unversehrt wäre. Habt ihr denn kein Nordlicht gesehen in den Nächten? Herrgott, wie hoch müssen die Berge sein, die zwischen dem Inn stehen und dem Eisack! Nächtelang hat man es auf allen Kirchenuhren im Achenthal und im unteren Innthal sehen können, wie viel es an der Zeit ist! So viele und so große Feu-

denfeuer hat noch kein siegreicher Feldherr gemacht, als diese Schergen des Bonaparte. Wo die sind gezogen, da stehen heute lauter rostbraune Brandstätten. Die Thäler sind wie ausgestorben; wehe dem, der nicht ins Hochgebirge floh."

„Eingefangen?"

„Kindereien!"

„Niedergemacht?"

„Heiliger Gott, wenn sie die Wehrlosen einfach niedergemacht hätten, wie großmütig! Wie barmherzig! — Geschunden, geschleift, gebraten haben sie. Geschändet, zu Tode gejuckt, gewürgt das Kind im Mutterleib. Kann ich's denn sagen? Da muß einer kommen, der erst die Sprache erfindet für das, was dieser Feind gethan hat in unsrem Tirol! Die Männer bei den Füßen auf die Bäume gehängt, die Weiber bei den Haaren hoch auf die Kirchenwände. Zu Rattenberg haben sie einen zehnjährigen Knaben nackt ausgezogen und auf den Schlagbaum der Maut gebunden — weil die Buben ja gern schaukeln! Bei Kitzbühel haben sie einer alten Frau die Zunge aus dem Leib gerissen, weil sie die Mordbrenner Schinderknechte geheißen hat. Bei Wörgl haben sie einem Fuhrmann, der sich um seine Fracht wehren wollte, die Hände mit einem eisernen Dachnagel auf den Kopf genagelt —"

„Still sei, Schurk, der du die Menschheit verläumdest!" schrie der Mahrwirt aufspringend und die Faust gegen den Erzähler erhebend. Dieser schwieg dann und schaute verblüfft in die Runde, ob er sich so etwas gefallen lassen müsse.

„Wenn das wahr ist!" sagte der Kreuzwirt und faltete die Hände.

„Auch gut," sagte Kulber und machte Miene fortzugehen.

Der Prior nahm ihn bei der Hand: So nicht, so ist's nicht gemeint. Du sagst, was geschehen ist, dafür bist du dort gewesen."

„Und dafür heißest du Kulber," suchte der Griesacher zu beschwichtigen.

„Ich will nicht mehr weiter reden," murmelte Kulber.

„Als ob du noch mehr wüßtest?" fragte der Rampesbauer bange.

„Du mußt mir schon verzeihen, Freund," bat der Mahrwirt. „Schau, ich hab' halt gemeint, das Herz dreht's mir um. Erzähle in Gottesnamen weiter."

Jener schob den Lehnstuhl, daß es klirrte, setzte sich nieder, trank, stieß den Krug heftig auf den Tisch und fuhr also fort zu sagen: „Die Stadt Schwaz am Inn —"

„Ah, Schwaz, das ist eine schöne Stadt," unterbrach der Häusler Thomas, „bin schon einmal dort gewesen."

„Sie steht nimmer," sagte Kulber. „Zwei Tage und drei Nächte lang hat sie gebrannt."

„Die Bayern?"

„Der Schulthausen ist ein Kirchhof. Liegen gar viele Leute darunter begraben. Und in der altehrwürdigen Pfarrkirche, die Greuel! Die Freveltaten! In der Nebenkapelle ist eine heilige Magdalena, auf ihre Brust haben sie geschossen, wie auf Scheiben. Unsre liebe Frau auf dem Hochaltar —"

Jetzt legte der Prior dem Erzähler die Hand auf den Arm und sprach: „Gedenke dieser Klostermauern! So etwas haben sie noch nie vernommen und sollen es auch nie ver-

nehmen. Ich kann's nicht hören, nicht fassen. Gott der Herr hat alles gesehen! Der allmächtige Rächer!"

Also hat Kulber nicht weiter erzählt.

Jetzt aber neigte der Thomas sich vor mit langem Halse weit über den Tisch und sagte: „Ich habe gehört, daß drin in der Eisackschlucht fünf Bayern gefangen worden sind."

„Ist so," antwortete der Kreuzwirt.

„Wo habt ihr sie denn?"

„Im oberen Stadtkeller sitzen sie."

„Im Keller die Bayern?"

„Im trockenen. Rüben und Krennwurzeln, wenn sie beißen wollen."

„So, so."

„Was sagst, Thomas?"

„So, so, hab' ich gesagt. Verhungern lassen müßt ihr sie nit. Ich denk', wir heben sie für was andres auf."

„Was meinst denn, Thomas?"

„Ich denk' dran, was uns der Steuereinnehmer hat erzählt. Kameraden! Sollten wir Tiroler jetzt nicht ein bissel Herrgott spielen?"

„Verstehe schon," nickte Kulber.

„Herrgott spielen ist nicht leicht," sagte der Prior.

„Ein klein Stückel Allmacht, denke ich, hätten wir jetzt doch in der Hand. Gott sei die Ehr'!"

„So zieh' nit eine Weil um, Thomas, und red'!" rief der Griesacher.

„Abzahlen!"

„Rächen?"

„Rächen!" sagte der Thomas.

„Leben sollst, Mensch!" rief ihm Kulber zu und trank.

Einer, der bisher geschwiegen hatte, der alte Stauker, begann jetzt mit dem Kopf zu wackeln, dabei murmelte er vor sich hin in den Krug: „Wohl, wohl, an denen soll's vergolten sein. Auf diese fünf Bayern laden wir die Buß', so viel Platz hat. Für Schwaz lebendig rösten; für das Scheibenschießen mit Ochsen zerreißen — nix, nix. Zu dumm ist man sich. Der Mensch ist zu dumm, sage ich, daß er die Marter ausdenkt, die da gehört."

Stemmte sich jetzt Peter auf und redete gegen den Stauker hin: „Laß gut sein, Kamerad, so Großes hat der Mensch nimmer zu richten. Wir sind zu klein, um zu belohnen, und sind zu klein, um zu bestrafen. Wir sind arme Sünder. Ueberlassen wir die Rache dem, der die Ewigkeit hat."

„Wahrwirt, vergelt' dir's Gott, so ist's christlich," sprach der Prior.

„Und weiters," fuhr Peter fort, „ist wohl auch noch die Frage, ob unsre fünf Bayern für die Unthaten der andern Verantwortung haben? — Draußen in Krain haust, wie man hört, ein schreckbarer Raubmörder. Ihr habt ja gehört von dieser Bestie, die sogar Friedhofsgräber aufwühlt, um toten Mädchen das Herz aus der Brust zu schneiden. Ein Tiroler soll es sein, ein gebürtiger. Sind wir andern Tiroler für dieses Scheusal verantwortlich? Stauker, oder du, Thomas, laßt ihr euch hängen für den Landsmann?"

„Was wolltest du thun mit den fünf gefangenen Bayern?" fragte ihn Kulber, seine Erregung nur mühsam bemeisternd.

„Ich weiß eine andre Rache. Die fünf Bayern, die bei uns ſitzen, ſollen ſich ſchämen.“

„Was ſollen ſie?“ kreiſchte Kulber drein.

„Wir wollen ſie ſo behandeln, daß ſie ſich bis in die Knochen hin . . ſchämen ſollen vor uns Tiroler, für ſich und für ihr ganzes Vaterland. Es ſind gefangene Soldaten, wir pflegen ſie, wie man Bettler pflegt, und zum Friedensſchluß liefern wir ſie aus mit geraden Gliedern, und dann ſoll das Bayernland nachdenken. — Das iſt meine Meinung.“

„Es ſtimmt nit!“ rief der Thomas. „Peter, Peter, deine Meinung iſt gut, aber die Bayern ſind ſchlecht. Es ſtimmt nit.“

Ein Weilchen ſtill war's, da ſetzte der Prior ruhig bei: „Es wird wohl doch ſtimmen. Hört ihr, jetzt läutet es zwölf Uhr. Jetzt beten tauſend und tauſend Chriſten: Vater unſer, vergib uns unſre Schulden, als wie auch wir vergeben . . .“

Sie beteten ſtill. Hernach aber beim Nachhauſegehen murmelte Kulber dem Geſinnungsgenoſſen Thomas zu: Es iſt leicht reden und es iſt leicht verzeihen, wenn einem ſelber nichts geſchehen iſt und wer nichts geſehen hat!“

„Das ſag' ich auch,“ flüſterte der Thomas.

„Da möchte ich doch zum Spaß etliche kernfeſte Burſche zuſammen ſuchen, die uns helfen, daß wir dieſe Bayern nachtſchlafender Stund beim Kellerfenſter herausangeln. Die Leute im Zillerthal und die Stadt Schwaz werden wir doch beſtätigen müſſen, wir von dem Eiſack. Ich will dafür ſorgen.“

Um Gotteswillen, Schwager, du bringst ihn doch mit!

Tagelang von Haus zu Ha[illegible] gegangen im
Brixenthal. [illegible]ehmer Kulber und Peter, der
Mahrwirt [illegible]erall die Greuelthaten des Feindes
erzählt [illegible].ahen Ankunft der Oesterreicher ge-
spre [illegible].erreicher haben bei Salzburg einen
g[illegible] [illegible].gen. Die große kaiserliche Armee steht
[illegible] zum Schutze Tirols!" Solche Botschaften
[illegible].ber.

[illegible] schaute ihm oftmals dabei ins Gesicht und fragte:
„D[illegible].[illegible] denn bei Trost? Es ist ja nicht wahr!"

„Bei Trost müssen wir alle sein," antwortete da der andre, „wir müssen die Leute aufrühren, sonst schlafen sie ein. Wir müssen ihnen Muth machen. Und warum soll's denn nicht wahr sein? Weißt du es anders? Sei froh, daß ich furche, wenn du säen willst."

Das letztere war nämlich so gemeint, daß Kulber den Bitten des Mahrwirtes die Herzen öffnen wollte. Der Mahrwirt ging von Haus zu Haus, um Lebensmittel, Kleider, Waffen und auch Geld zu sammeln für Beraubte, Verunglückte und für künftige Tage. Er hatte Glück und schwere Wagen ächzten die Wege entlang, viele zur nächtlichen Stunde geheimen Magazinen zu in Bergesverstecken.

Erst als solcherlei in vollem Gange war, konnte Peter an eine Heimkehr denken in sein Mahrwirtshaus. Also ging er unter drückender Sonnenglut die Straße dahin seinem Hause zu. Ueber der Gegend lastete es wie Ruhe nach

dem Sturm. War es die Ruhe des Friedens, war es die Ruhe der Ermattung? Die wenigen bayrischen Beamten, die noch dageblieben waren, werkelten weiter und thaten, als ob nichts geschehen wäre. Doch waren sie wesentlich artiger und nachsichtiger, und gaben keine Vorschrift heraus, die die Bevölkerung reizen konnte. Unter den heimischen Führern war verabredet worden, daß in vorgeschriebenen Amtssachen sich keiner gegen die Aemter auflehnen dürfe, denen komme man nicht von unten, sonder[illegible] oben bei. Und wenn erst die Streiter mit dem Stutzen im ganzen Lande entschieden, würden die politischen Leute schon umsatteln.

An derlei dachte Peter, als er mit Weidtasche und Gewehr dahinschritt im Thale, um endlich seine Familie wieder zu sehen und nach so wilden Tagen wieder einmal zu rasten im Frieden des Heims. Schon von weitem sah er die Giebel seines Hauses ragen unter der roten Wand. Als er, von der Straße abbiegend, den Fußsteig über die grüne Wiese hin einschlug, begegnete ihm dort sein Schwager Augustin. Der hatte jetzt alles Kriegerische abgelegt und war wieder in dem schlichten Gewande des Priesters.

Peter schüttelte ihm die Hand und fragte, ob zu Hause alles gut wäre.

„So gut, daß, wenn du eine böse Frau hättest, sie dir bedeuten würde, du könntest schon noch fortbleiben, in einem ordentlichen Haushalt sei der Mann überflüssig," sagte Augustin in munterer Weise. „Aber die deinige," setzte er bei, „schaut seit drei Tagen alle Minuten zum Fenster heraus, ob sie nicht endlich heimkommen."

„Wer denn sie? Ist ihr einer zu wenig?" fragte Peter froh entgegen.

Augustin schaute auf die Straße hin und sagte: „Ist er noch hinten? Auf einem Wagen? Oder in der Stadt?"

„Wer?"

„Der Hans."

„Unser Hans? Wieso?"

„Um den Willen Gottes, Schwager, du bringst ihn doch mit?"

„Von wem redest du?" fragte Peter und sein Atem zitterte in der Kehle.

Augustin blieb noch stehen, hielt ihn an der Hand und sagte: „Peter, wenn du ohne den Knaben heimkämest! Wenn ein Unglück geschehen wäre! Die Notburga! Ich wollt's nicht mit ansehen!"

„Der Hans ist ja daheim!" entgegnete Peter, „seit Tagen daheim. Du weißt es doch selber, wie ich ihn nach Hause gewiesen habe."

Augustin antwortete: „Dann wirst du erschrecken. Der Knabe ist nicht nach Hause gekommen."

Da schaute der Mahrwirt sprachlos drein.

„Ich habe schon nach ihm umgefragt und nichts erfahren," berichtete Augustin. „Er müßte ja bei dir sein, hat's geheißen, und der Schiffschneider von Zinggen hat mir's gerade für gewiß gesagt, er wäre bei dir in Mühlbach gewesen und auch in der Stadt."

„Und das Kind wäre nicht daheim?" hauchte Peter auf. Jetzt kam auch schon Frau Notburga herbeigeeilt, beide Arme nach ihm ausstreckend.

„Peter!" jubelte sie ihm entgegen. „Heute kriegst einen! Aber schon einen schnalzenden Schmatz, du lieber,

braver Kerl!" Und umarmte ihn und herzte ihn und küßte ihn und lachte dabei und weinte.

Er, ruhig und ernst, wie es heimkehrenden Kriegern geziemt, nahm sie am Arm und geleitete sie dem Hause zu. Aber Frau Notburga wendete mehrmals den Kopf, schaute um, wurde unruhig und fragte endlich: „Der Hansel?"

„Der — der ist noch nicht da" — antwortete Peter. Sie stutzte, sie erkannte es nicht recht, war das eine Antwort oder eine Frage. — Noch nicht da? — Augustin ging hinterdrein und sagte nichts.

Frau Notburga blieb stehen, schaute dem Gatten starr ins Gesicht und fragte: „Wo ist der Knabe?"

— Notburga, das könnte ich dich fragen; habe ich ihn nicht bei dir daheim gelassen? — Dieses Wort kam ihm in den Sinn, dieses herzlose, dieses unredliche Wort. Er hat es nicht ausgesprochen.

„Du weißt ja, daß er mir davongegangen ist," sagte sie. „Er ist dir nachgegangen, du weißt es ja. Aber, Peter, ich bitte dich, der Hans ist doch bei dir?"

Er sah die bebende Angst des Weibes, er sah, wie sie mit kreideblassem Gesichte und gefalteten Händen vor ihm stand, gleichsam bittend um ihr Kind. Da war ihm schlimm zu Mute, und da sagte er: „Wenn er nicht schon voraus ist, so wird er nachkommen. Er wird sich in der Stadt verweilen bei Spielgenossen. Ich will sogleich umkehren und ihn suchen."

„Aber wenn es so ist, dann kommt er ja!" rief sie, „geh nur hinein, geh nur ins Haus, Mann, du mußt was essen."

Jetzt lief auch schon die kleine Marianna herbei, umfaßte seine Kniee und rief: „Vater! Vater! Vater! Hast sie erschossen? Hat der Hans auch einen erschossen? Sind sie alle tot?“

Und in der Stube, da riß er den kleinen Peter aus der Wiege; der schrie erschrocken auf, es half ihm aber nichts, der Vater preßte ihn ganz vandalisch an die Brust, küßte ihn ab oben und unten, rieb seinen Bart ins zarte Wänglein, ins weiße Nacklein hinein, man kann es nicht besser sagen, als: sein Herz war losgekommen von der Kette, an der er es so beklommen zurückgehalten hatte. Aber nachher winkte er allen ab — wollte allein sein.

Als er allein war, schritt er die Stube auf und ab, schaute alle Wände des Hauses an, als ob er sie fragen wollte: Wo ist der Knabe? Vor das Bild der Mutter Gottes trat er hin: „Heiligste Mutter Jesu, bitte für uns! Es wird doch kein Unglück sein. In den Häusern, wo ich gewesen bin, habe ich nichts von ihm gehört. Ei ja, der Kreuzwirt wird's wissen. Den Feinden in die Hände gefallen? Der nicht, den erwischen sie nicht. Natürlich würden sie sich rächen an dem unschuldigen Kinde. Wenn sie es erst hätten! Hat nicht auch der Steuereinnehmer so etwas erzählt? Zu Rattenberg hätten sie einen zehnjährigen Knaben nackt und bloß auf den Maulbaum gehangen. Rattenberg, das ist weit von da. Wird gerade nach Rattenberg laufen! Zehnjährige Knaben gibt's mehr. Der Schlingel, wenn er heimkommt! Nach Hause getraut er sich nicht, natürlich. Weiß er es denn auch so gewiß, daß er gestraft wird? Weiß er's denn so gewiß? Der Kreuzwirt hat ihm schon damals, beim Gefecht, die Stange gehalten. Dem will ich's

auch sagen! Was hat er mir mein Kind zu verstecken! — Selige Jungfrau Maria, lasse mich nicht so in Angst sein!"

Es war ein wunderliches Gebet, das der Mahrwirt dem Bildnisse zudachte. Dann zog er die Juchtenstiefel an, die er eben vorhin von den Füßen gestreift hatte. Mantel und Hut nahm er wieder von der Wand und auch das Gewehr. Nach der Hinterthür schlich er, leise wollte er davongehen nach Brixen zu seinen Freunden. Beim Kreuzwirt muß sich ja alles klären.

Vom Hofe aus trat er noch in den Stall, wo Hanai bei den Kühen beschäftigt war.

„Hanai," redete er sie an, „du bist ja auch oben gewesen."

Sie wußte gleich, was er meinte, und gab zur Antwort: „Hab' ja müssen, was glaubst denn, Wirt? Wenn sie Kirchen plündern wollen!"

„Brav bist gewesen," sagte Peter. „Du wirst wohl auch nichts wissen vom Hansel?"

„Mein Gott, was soll ich denn von ihm wissen!"

„Du, Hanai," sprach er, „wenn die Wirtin nach mir fragen sollte, sage ihr, ich hätte eilends wieder in die Stadt müssen."

„Ich kann mir's wohl denken, den Knaben gehst suchen," entgegnete die Magd. „Mußt mir's schon nit für übel halten, mich hat's eh wunder genommen, was du gesagt hast. Für das, was du selber treibst, bist auf den Hansel schier zu streng."

„Was sagst?"

„Jetzt kannst dich auch selber davonjagen, Wirt."

„Hanai, du redest so rar!"

„Den Kleinen hast davongejagt, weil er die Bayern hat angeplauscht. Jetzt gehst du selber her und lügst die Wirtin an.“

Eine Kartätsche, die neben dem Mahrwirt eingeschlagen, hätte ihn nicht so erschrecken können, als dieses Wort der einfältigen Magd.

„Du weißt es recht gut,“ redete sie weiter, „daß der Knabe sich jetzt nit mit Spielkameraden umtreibt in der Stadt. Ein so kluges Kind, das so viel an Vater und Mutter hängt, wird tagelang mit Spielkameraden umlaufen! Da hat's schon was anders, Gott verhüt's! Mir ist eh schon heimlich was zu Sinn 'gangen, daß er nit heimkommt. Hast wohl recht, Wirt, geh nur suchen. Nimm Leut' auf dazu. Wenn ich im Stall fertig bin, komm' ich auch nach. — 's ist doch närrisch, jetzt verjagt er mit den Bayern auch das bluteigene Kind!“

Peter taumelte an der Felswand hin und der Straße zu. Jetzt hatte er zu denken. — Ja, so geht's! Der Mensch soll demütig sein. Wehe dem, den Gott beim Wort nimmt!

Sein erster Weg in Brixen war zum Kreuzwirt, der in seiner Kammer rastete. Peter ließ ihn wecken.

„Was ist los?“ fuhr der Kreuzwirt aus dem Schlafe empor, „sind sie wieder da?“

„Kamerad,“ sagte Peter, „sei nicht böse, daß ich dich habe aufgeschreckt. Ich weiß mir nicht zu helfen, mein Knabe ist nicht daheim.“

„Dein Hans?“

„Nicht mehr heimgekommen seit der Schlacht.“

Der Kreuzwirt horchte auf.

„Ist er damals, vom Waldanger aus, nicht mit dir gegangen?“ fragte Peter.

„Er ist mit mir gegangen bis zur Eisackbrücke,“ erzählte der Kreuzwirt. „Dort hat er mir gute Nacht gesagt und er wolle den kürzeren Weg gehen. Ich habe ihm noch vorgestellt, daß er mit mir kommen und in meinem Hause schlafen solle. Darauf die Antwort, er sei nicht müde. So schärfe ich ihm ein, nicht auf der Straße zu gehen, sondern auf dem Feldwege. Seine Antwort, er fürchte sich nicht. Hat überhaupt unterwegs nicht zehn Worte gesprochen, er muß sich's recht zu Herzen genommen haben, was du ihm gesagt hast. Ich habe ihn noch aufmuntern wollen, da hat er einmal einen Lacher gemacht, der hat mir gar nicht gefallen. Wohl um die Mutter wird ihm sein, habe ich gemeint, weil er so heim eilt. Und jetzt wäre er nicht dort? Ist das dein Ernst, Peter?“

„Und sonst weißt du nichts von ihm?“ fragte der Mahrwirt eindringlich.

„Wie soll ich sonst noch was von ihm wissen. Er ist über den Feldweg hin, habe ihn in der Dunkelheit bald nicht mehr gesehen.“

„Sie haben ihn umgebracht,“ sagte der Mahrwirt.

„Jesus Maria, das weißt du?“

„Warum habt ihr es mir verheimlicht?“

„Wer hat dir's gesagt?“

„Ich kann mir's wohl denken.“

„Ah so, du denkst dir's bloß!“ lachte der Kreuzwirt auf. „Geh, laß das sein, es ist ja nicht.“

„Oder noch schlimmer — gefangen!“

„Auch das glaube ich nicht," entgegnete der Kreuzwirt. „Mir kommt es wahrscheinlicher vor, daß er selber was angefangen hat. Der Junge hat Ehre im Leib. Weißt du noch, was du ihm gesagt hast, damals auf dem Waldanger? Weißt du es noch, Mahrwirt?"

„Ich habe gesagt, wie er der Mutter die Angst hat anthun können und fortlaufen!"

„Du hast ihm gesagt, er solle gehen, zur Strafe wegen dem, daß er Unwahrheit geredet. Und erst bis er etwas Braves gethan, dürfe er wieder kommen. — Peter, vielleicht hat er sich das gemerkt."

Der Mahrwirt hatte sich freier aufgerichtet. „Du erinnerst mich. Ich habe so etwas gesagt. Und du gibst mir jetzt mein Leben wieder, Kamerad. Der Knabe hat sich mein zorniges Wort zu Herzen genommen. Er wird sich in der Gegend wo umtreiben und sich nicht nach Hause wagen. Er ist auch so kindisch. Aber den Trost habe ich jetzt, daß er nicht in Feindesgewalt ist, Gott Lob und Dank! Was Braves thun! Freilich, was Braves thun! Bin ich wirklich so herb gewesen, Mensch?"

„Du bist arg herb gewesen. Ich hab's nicht verstanden, wie du so fein kannst auf den Jungen."

„Warte nur, er soll noch zufrieden sein mit mir," entgegnete ganz kleinlaut der Mahrwirt. „'s ist ja wahr, ich bin hart gewesen. Daß er nur nicht krank wird auf der freien Weite. Die Nächte sind schon kühl. — Gelt, Kreuzwirt, du bist so gut und erlaubst mir ein paar Knechte, daß sie suchen helfen."

Der Kreuzwirt war während dieses Gespräches auf-

gestanden und hatte sich angekleidet. Nun nahm er Stock und Stutzen und sagte: „Komm, Peter, wir gehen."

Am Abende, als es zu dunkeln begann, war halb Brixen aufgeboten, und auch die Bewohnerschaft der umliegenden Höfe und Dörfer, um den Knaben zu suchen. Denn bald war es laut in der Gegend: dem Mahrwirt ein Kind dahin! Nicht gestorben, nicht begraben — verloren! Verloren! wer das fassen kann: ein liebes lebendiges Kind verloren! — Hundert Todte, die da gefallen waren in der Schlacht, sie ließen viel Leid zurück, aber nichts und gar nichts ist das, eine Gnade Gottes ist das im Vergleiche zur unermeßlichen Pein: sein lebendiges Kind verloren! — In welchen Gefahren! in welchen Händen! — Muß sie denn nicht wahnsinnig werden, die arme Frau Notburga?

Die Mahrwirtin wußte es noch nicht.

Da Peter so plötzlich wieder fortgegangen, hatte sie es freilich gleich gemerkt, es wäre etwas. Besonders, es wäre etwas mit dem Knaben. Sie ging zu Augustin; der wäre ihr am liebsten ausgewichen, da sprach sie ihn schon an: „Bruder, du weißt was! Es ist was geschehen! Mein Mann ist sonst nicht so. Ich bitte dich, spannt mich nicht so schreckbar auf die Folter mit eurer Schonung. Ich brauche keine Schonung. Ich will's wissen!"

„Du hast oftmals gesagt, Schwester, daß Kinder eine zitternde Freude sind."

„Laß das gut sein und probier's, was ein Weib tragen kann!" Fast hart und trotzig klang es, als sie so sprach.

Augustin aber sagte nun: „Es ist vielleicht schlimmer, als er dir gestanden hat, aber es ist gewiß nicht so schlimm,

als du dir einbildest.' — Der Hans, wir wissen nicht — seit ein paar Tagen wissen wir nicht, wo er ist."

„Da hat man's," antwortete sie. „In Verlust geraten. Bei der jetzigen Zeit. Mehr braucht's ja nicht." Ganz ruhig. fast unheimlich kühl waren diese Worte gesagt.

„Wenn du deinem Manne eine Schuld geben wollt'st! versetzte Augustin. „Er trägt schwer genug, er zeigt's nur nicht."

„Ich gebe keinem Menschen eine Schuld. Nur mir selber. Mir hat er die Kinder anvertraut."

„Er ist allein fort und er wird allein wiederkommen," so suchte Augustin zu beruhigen. „Die Bayern! Lieber Gott, es gibt Hunderte von Kindern, die auf den Gassen und auf den Almen umhergehen. Der Hans hat von seinem Vater einen harten Verweis bekommen und jetzt wird er sich nicht heim wagen. Vielleicht ist auch ein bissel Trutz dabei. Das vergeht und am Samstag zur Vesperzeit ist er wieder da. Wirst es sehen, Schwester."

Ob er's selber glaubte, was er da sprach? Und ob es so nötig war, sie zu trösten? Frau Notburga war ganz gefaßt. Sie traf im Hause Anordnungen, stellte über die Gastwirthschaft die Kellnerin Theresa zur Verantwortlichkeit, schärfte der Magd Hanni Vorsicht wegen der zwei Kinder ein, diese selbst empfahl sie Gott. Dann ließ sie vom einzigen Knecht, der noch vorhanden war, das Pferd einspannen und fuhr davon.

Hanai, ein Geheimnis: du haſt mich lieb!

Im Wirtshauſe an der Mahr ging es nun gar nicht langweilig her. Etliche luſtige Burſche aus dem Gebirge waren da, auch ein paar bayriſche Schreiber aus Brixen.

Anfangs vertrugen ſie ſich leidlich, denn ſie ſchauten einander nicht an. Die Almer ſprachen von Hochwild und Schützenluſt und tranken Rotwein. Die Bayern unterhielten ſich faſt beſcheiden leiſe mit politiſchen Angelegenheiten, und wer früher in der biſchöflichen Reſidenz zu Brixen hofhalten werde, der Caſteller oder Lefebvre, der Franzoſengeneral. Dabei tranken ſie ebenfalls Rotwein. Aber gerade dieſer gleiche Geſchmack im Wein führte nicht zur Einigung, ſondern zur Entzweiung. Denn bald hub der Tirolerwein an, in einem der Bergburſchen folgenderweiſe zu ſingen:

„O weh, o weh,
Die bayriſche Armee
Iſt von Bauern totgeſchlagen
Und mit Muſik eingegraben.
O weh!

O je, o je!
Sie laufen wie ein Reh,
Sie laufen aus Tirol hinaus,
Sie laufen zu der Mutter z'Haus —
O je!"

Anfangs thaten die bayriſchen Schreiber, als hörten ſie es nicht, und huben auch an, eins zu johlen, und zwar ganz harmlos von den drei Burſchen, die über den Rhein zogen. Jetzt traten die Tiroler mit ihren groben Bundſchuhen etwas kräftiger auf den Fußboden. Dabei kam einer einem Schreiber aufs Hühneraug. Auweh! empfand der

Bayer, rief es aber nicht aus, ſondern ſtülpte ſeinen Hut tief in die Stirn und trank Wein. Der Tiroler Rote iſt einer, der es mit ſeinem Verehrer nicht übel meint, auch wenn's ein Bayer iſt, und ſo ſtand es nicht lange an, daß der Bayer alles doppelt ſah. Und weil er nun meinte, anſtatt zwei Bayern wären ihrer vier vorhanden und ihrer vier könnten es ſchon wagen, da begann auch er Stimmung zu machen. Die einen ſtichelten hin, die andern her, die Augen leuchteten immer blitzartiger, die Geſichter wurden immer röter, die Stirnadern ſchwollen immer üppiger, die Arme zuckten immer lebhafter, die Hälſe ſtreckten ſich immer länger über den Tiſch, und ſo gab es ſich ganz folgerichtig, daß ſie aufeinander platzten — mit Fäuſten und mit Krügen; als die ſchönen Worte aufgehört hatten, huben die Thatſachen an und das ging faſt lautlos und gleichmäßig über die Köpfe und Rücken her, daß draußen Vormuten können, in der Gaſtſtube beim Wirt an der Mahr übergehende an dem dumpfen Lärm höchſtens hätten verpolterte ein Webſtuhl. Doch, was da gewoben wurde, das war der Kellnerin Thereſa nicht fein genug, ſie rief mit einem hellen Zetergeſchrei alle Heiligen an. Dieſe ſchienen ſich aber in polizeiliche Dinge nicht einmiſchen zu wollen und ließen ruhig raufen. Als jedoch einer der Schreiber das Meſſer aus der Taſche zog, da kreiſchte die Kellnerin hinaus in den Stall nach der Hanai. Währte nicht lange und die Hanai ſtand mitten in der Stube, in den Händen auf Halbmaſt geſenkt die dreiſpießige Stallgabel.

„Hau, ſakra!“ rief ſie, faſt männlich volltönend und ſchneidig, „wer mir noch einen Finger rührt auf den andern, den ſtech' ich nieder. Iſt mir alles eins!“

„Heißa, da iſt ja die Heilige mit der Miſtgabel!“ ſpottete der Schreiber. Im Augenblicke ſtach ſie ihm den Hut von Kopf und ſchleuderte ſelben mit der Gabel zur Thür hinaus. „Noch ein Wort, Federfuchs, und du fliegſt grad ſo nach!“

Der Schreiber hatte nichts Wichtiges mehr zu ſagen. Auf ihre Plätze duckten ſie ſich und murmelten. Spott- und Hohnwörter murmelten ſie, aber ja nicht ſo laut, daß dieſelben verſtanden werden konnten.

„Iſt's einem nit recht, der ſoll's ſagen!“ rief die Hanai. „Nichts wird mehr eingeſchenkt, habts gezecht genug. Heim gehts!“

Da huben ſie ſachte an und verzogen ſich, die Tirolerburſchen wie die Bayern. Die Hanai ſperrte alle Thüren zu, ſah nach den ſchlummernden Kindern und ob das zur Pflege aufgeſtellte Weiblein ſeines Amtes walte, und ging auch ſchlafen.

Was die Almburſchen machten, kann man ſich denken, ſie gingen ihres Weges und lachten. Die beiden Schreiber führten auf ihrer breiten Straße folgendes Geſpräch:

„Jetzt wurmt's mich erſt.“

„Meiner Seel, mich auch.“

„Sich von einem Weibsbild ins Bockshorn jagen zu laſſen!“

„Ja, die Furie ſticht dich nieder, wie der Fleiſcherknecht das Kalb.“

„Eiskalt über den Rücken iſt's mir gegangen, wie die mich hat angeſchaut. Das iſt ein abſcheuliches Weibsbild!“

„Oben in Spinges ſoll ſie ja die Kirche verteidigt haben, ganz allein gegen die Franzoſen.“

„Wenn eine ſo ausſchaut, wie die, da glaub' ich's.“

„Vor ihrem Ausgeſchau möchte ich mich nit ſchrecken. Aber die Gabel!“

„Wenn ſchon einmal Stalldirnen mit der Gabel gehen!“

„Freund, ich ſage dir, ich habe genug. Es iſt nit mehr luſtig in Tirol.“

„Das ſind wilde Leute!“

„Aber recht haben ſie . . .“

Nach einem Weilchen flüſterte der andre: „Das ſagſt du gleich ſo hin? Gib acht, Freund, das darf man ſich nur denken, aber nit ſagen.“

„Paß auf, man wird's auch bald ſagen dürfen.“

Weiter ſprachen ſie nicht und trotteten träge hin. Nach einer Weile huben ſie wieder an:

„Eine heimtückiſche Bande, eigentlich. Immer nur aus dem Hinterhalte hervorſchießen.“

„Wie ſollen ſie es denn machen? Die Handvoll Bauern auf offenem Felde gegen den Bonaparte!“

„Der Teufel ſoll ihn holen!“

„Wen? den — ?“

„Den Großen! Ein Unglück für die ganze Welt, daß keiner die Courage hat! Bei den vielen Kugeln, die heutzutage gegoſſen werden!“

„Laß ihm du eine zukommen.“

„Ich mag nit gehenkt werden.“

„Es wäre ein Heldentod, mein Lieber!“

„Soll dir vergönnt ſein.“

„Der Heldentod? Freund, ich mag halt auch nit gehenkt werden.“

„Weil wir Memmen ſind, alle miteinander, drum verdienen wir ihn, dieſen Raubers—"

Alſo ſprachen miteinander die bayriſchen Krieger; es war wohlgethan vom Eiſack, daß er ſo laut rauſchte, als wollte er warnend: Pſt! Pſt! ſagen. Sie ſchritten über die Brücke. —

Am nächſten Morgen, noch ehe in Sankt Jakob die Aveglocke klang, war die Magd Hanai ſchon wieder im Stall; die Handlaterne mit dem brennenden Kerzlein drin hing ſie an den dazu beſtimmten Haken und dann ſchickte ſie ſich an, den Rindern Futter in den Trog zu thun. Und als das grüne Gras im Troge lag, wurde es dort lebendig und hub an in Fetzen gegen die Decke zu fliegen, emporgeſchnellt von zwei menſchlichen Beinen. Im Futtertroge lag der ſchöne Toni.

Die Hanai begehrte ſcharf auf, was er da zu ſuchen habe!

„Nichts," antwortete der Burſche gähnend, „ich ſuche ja auch nichts."

„Ein Faulenzer biſt!" rief ſie.

„Weil ich zu nachtſchlafender Stund' im Bett liege? Aber Dirndel, ſchau, ſolche Faulenzer gibt's viele."

„Ein Mannsbild auf der Bärenhaut, jetzund wo es ſo viel zu thun gibt auf der Welt."

„Aber Engelein, ich werd' doch einmal ein biſſel raſten dürfen!"

„Natürlich, wie du dich angeſtrengt haſt bei der Schlacht!"

„Das will ich meinen!" ſagte der Tonele luſtig. „Andre prahlen ſich ſchon, wenn ſie an einem Tag fünfzig,

ſechzig Franzoſen niederlegen. Was ſoll erſt ich ſagen, der ich an einem Tag ihrer viele Tauſend hab' laufen laſſen!"

„So ſteh doch jetzt auf, daß die Kühe ihr Gras freſſen können."

„Ja ſo, die Kühe," murmelte er, „Hanai, ja die Kühe. Du haſt halt das dumme Vieh lieber wie den armen Spielmann."

„Zum wenigſten macht es ſich nützlicher."

Der Burſche that eine mißmutige Gebärde und ſprach gar traurig: „Hanai, meiner Seel, du Hanai! Denkſt denn an gar nichts? Wie ich jetzt ſo dalieg im engen Trog, ſo werd' ich einmal in der Truhen liegen. Nachher wird's dich gereuen, daß du ſo hart biſt geweſen, nachher wirſt weinen. — Ja, ja, jetzt lachſt noch, aber dann wirſt du weinen. Denn — geh her," er richtete ſich im Troge ein wenig auf, „Hanai, ich will dir was ſagen. Noch näher. Das muß ich dir ins Ohr hinein ſagen, kein Menſch darf's hören, auch kein Vieh. Denke, dir, Hanai, ein Geheimnis: du — du haſt mich lieb . . ."

„Dummheiten!" rief ſie aus.

„Mag wohl ſein," fuhr der Burſche mit den Augen zwinkernd fort, „ganz dumm wirſt du darüber, wie du mich lieb haſt. Du, Hanai, 's Laternthürl mach zu, ſonſt blaſt der Wind 's Licht aus. — Ja, was will ich denn ſagen? Kannſt machen was du willſt, denkſt doch alleweil an nichts anderes, als an den Muſikanten-Tonele. Biſt beim Vieh, ſo denkſt immer: Wenn er nur nit ſo faul wär'! Biſt oben bei Spinges, ſo denkſt: Wenn doch auch der Tonele tapfer thät ſchießen, dann wär's aus mit dem Feind, aus und vorbei! Biſt beim Eſſen, ſo denkſt: Wird der

Tonele auch was haben? Und wenn du thuſt ſchlafen, ſo träumt dir: der liebe Tonele, wenn er neben meiner thät ſein!"

„Wie weißt du denn das?" fuhr ſie ihn heftig an.

„Das iſt leicht wiſſen," gab er zur Antwort und legte ſich wieder um.

„Wie weißt das, lecker Menſch?"

„Ich weiß es halt von mir ſelber."

„Toni, du irrſt dich!" ſagte die Magd und raffte die verſchleuderten Futterſetzen zuſammen. „Mögen thu' ich ſchon einen, ich. Iſt ja wahr, daß ich einen mag. Aber ich will einen haben, der im Krieg brav ſchießen und im Frieden fleißig arbeiten kann."

„Arbeiten!" ſchrie der Burſche auf. „Hanai, wie kommſt du bei mir auf ſolche Gedanken? Ich weiß nit, was die Leut' alleweil haben mit ihrem Arbeiten. Arbeiten iſt die unnützeſt Beſchäftigung, die ich mir vorſtellen kann. Im Sommer Holz hacken, daß man muß ſchwitzen, und im Winter Holz verbrennen, daß man wieder muß ſchwitzen. Was haſt davon? Schwitzen mußt und ſonſt nichts. — Aber du, Hanai," ſetzte er hinzu, auf das grüne Futter deutend, „ſo gib der Kuh doch Heu in den Trog, ſonſt frißt ſie mir die Hoſen vom Leib."

„Heu!" kreiſchte die Magd auf, ſo grell, daß man meinen konnte, es hätte ſie etwas geſtochen. „Heu," ſagt er! Jetzt weiß der nit einmal, was Heu iſt! Das iſt Gras, mein Herr Faulenzer, und nit Heu"

„Gras oder Heu, wegen ſo was will ich nit ſtreiten. Das iſt ein Diskurs fürs Vieh."

Die Hanai wußte nun einmal gar nicht, ſollte ſie weinen vor Aerger oder lachen vor Vergnügen, daß dieſer Menſch gar ſo herzig und dumm war.

„Toni, du biſt ein Taugenichts!“ rief ſie zornig. „Vom Schragen heb dich weg!“

Er blieb aber ruhig liegen und ſagte: „Meine Hanai. Am meiſten gefreut mich auf dieſer Welt, daß du auf mich ſo gut biſt. Wenn du ſo mit mir plauderſt, ſchau, da bin ich wie im Himmel. — Weißt, wie weit ich's bringen möcht? Weißt, wie weit?“

„Wirſt gewiß König von Tirol werden wollen,“ ſpottete ſie.

„Ein Dörcherwagerl und voran ein Halbeſerl dran, auf dem man reiten kann. Ein fein ausgeflicktes Leinwanddach drüber. Und im Kobel meine Hanai, und kleine Kinder — eine Menge kleine Kinder. Und ich Rittersmann auf dem Halbeſerl, luſtig mit der Klampfen, und vor den Häuſern überall eins aufſpielen und eins ſingen. Und Kreuzer in den Hut, von rechts und von links und von oben. Dirndel, das wär' ein Leben! — So weit möcht' ich's bringen.“

Jetzt ging ihr aber die Faſſung aus. „Schämen ſollſt dich — Bettelbub!“

Auf ſolchen Zuruf hob er den ſchwarzlockigen Kopf, ſchaute ſie mit ſeinen großen, friſchen Augen treuherzig an und ſagte: „Was gibt's denn Beſſeres, als betteln? Wer was kriegt, der kann davon leben, und wer was gibt, der kommt dafür in den Himmel.“

„An meiner Thür kriegſt nichts, das merke dir!“ rief ſie, „verhungern ſollſt! verſterben ſollſt!“

Er ſchwieg eine Weile und blinzelte ſie an. Sie begann ein Geſpräch mit der Kuh, ſetzte ſich darunter auf einen Einfuß und begann zu melken. Derweil ſang er alſo:

„Wann ich amal ſtirb, ſtirb, ſtirb,
Schlagts auf die Trahen drauf,
Dann ſteh' ich wieder auf.
Alleweil fidel, fidel,
Traurig ſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!

Bin ich amal tot, tot, tot,
Soll'n mich Tiroler trag'n
Und dabei Zithern ſchlag'n,
Alleweil fidel, fidel,
Traurig ſein mag ich nit,
Na, meiner Seel!"

Das Rieſeln der Milch in den Zuber war nachgerade eine liebliche Begleitung zu dieſem Geſange und es iſt nicht ganz unmöglich, daß die Magd Hanai die Zitzen ein wenig nach dem Takte des Liedes ſtrich. Dann aber gab ſie ihm folgende Rede: „Mein Gott, Tonele, du biſt wohl ein laſterhafter Menſch! In dieſem Haus das große Unglück, und du ſo ausgelaſſen ſingen!"

„Was für ein Unglück?" fragte der Burſche und richtete ſich im Troge halb auf.

„Du weißt nichts davon, daß unſer kleiner Bub in Verluſt geraten iſt?"

„Der Hanſel? Das goldhaarige Büberl? Das mit dem kugelrunden Geſichtel?"

„Wirt und Wirtin ſind davon, alle Leut' aus, ihn zu ſuchen. Gott weiß es! Seit der Schlacht iſt er nimmer

heimgekommen. Bei den Bayern ſagen ſie, oder bei den Franzoſen. Abgefangen, ſagen ſie."

Jetzt war der Tonele aus dem Troge geſprungen mit beiden Füßen zugleich. Haſtig riß er die Laterne vom Haken und leuchtete in den dunklen Winkeln umher.

„Was willſt denn?" fragte ſie.

„Meinen Stutzen!"

„Daß er dich nit beißt!"

„Ah, da lehnt er ja. Gut iſt's. Behüt' dich Gott, Hanai!"

Ohne ein weiteres Wort, die Jackenflügel über der Bruſt ineinandergeknöpft, den löcherigen Filzhut auf den Kopf geſtülpt, das Gewehr über die Achſel geworfen und fort. — Die Hanai ſchaut ihm nach und war völlig ſtarr vor Verwunderung. — Was wäre das für ein lieber Kerl, dachte ſie, aber halt verrückt! Gottlos verrückt! Und iſt's denn ein Wunder? Wenn's einem halt alleweil ſo ganz anders geht, wie andern, da wird er freilich ein ganz andrer, wie andre! Von Rechts wegen ſollte der Toni nicht auf der Welt ſein. —

Und während ſie daſaß auf dem Einfuß und alſo nachſann über die wunderlichen Reden, die er ihr heute gethan, und über ſein Jugendleben, welches er ihr ſelber einmal eingeſtanden — da rann dieweilen unbemerkt aus dem Zuber das weiße laue Brünnlein auf die Streu hinab.

Wenn des Tonele halber ſchon einmal die Milch ausrinnt, da möchten wir's doch ſelber wiſſen, was es mit dieſem Menſchen iſt. Gar nicht auf der Welt ſollte er ſein, von Rechts wegen! Wie geht das zu? Sind wohl wir andern von Rechts wegen auf der Welt? Ich kenne manchen,

der dagegen klagbar wird. Weil wir schon einmal so weit sind, muß die Geschichte gründlich erzählt werden. Vorher wollen wir noch die Magd aus ihren Träumen wecken: Hanai! Hanai! die Milch! Natürlich, du hast ihn gar nicht lieb, er ist dir ganz gleichgültig, er könnte deinetwegen verhungern, versterben! — Hanai, die Milch!

Kein Weib wollten sie nehmen, das gelobten sie dem himmlischen Vater.

Zu hinterst im Oetzthale, fast oben bei den Gletschern, liegt das Dorf Gurgl. Schon die größeren Bauern hatten dort zeitweilig nicht viel zu beißen, und erst die kleinen! Ein Elend ist's, wenn in der Familie mehrere Kinder sind. Und deren sind immer mehrere. Manchmal vergißt das Vaterland dessen, daß Kinder, besonders Knaben, sein größter Reichtum sind; in Zeiten, wie um das Jahr Achtzehnhundertneun, erinnerte es sich daran. Sonst hatte man dieses alte Bauerndorf Gurgl immer liegen lassen ganz hinten im Hochthale, wo die Ferner herabhängen, und die Gurglerburschen hätte man wahrscheinlich ebenfalls liegen lassen, wenn sie liegen geblieben wären. Diese sind aber allemal schon vor Sonnenaufgang aufgestanden, um auf ihren Sumpfhalden und an ihren Berglehnen als echte Adamssöhne im Schweiße ihres Angesichtes das karge Brot zu graben.

Und weil die Burschen von Gurgl echte Adamssöhne

waren, so steckten ihnen die Eva — zwar nicht in den Rippen — jedoch aber im Kopf, und aus diesem Gelasse ist sie denn einmal sehr schwer herauszubringen. Verging doch selten ein Monat, da nicht ein Pärchen ganz bescheidentlich anklopfte beim Pfarrer, mit der schönen Bitte, er möchte sie halt zusammenthun. Der Pfarrer sah von kirchlicher Seite kein Hindernis, mußte sie noch loben, daß sie aus der Not eine Tugend, aus der Liebe ein Sakrament machen wollten, und that sie in Gottesnamen zusammen. Aber wie es denn mit den wirtschaftlichen Zuständen immer schlechter wurde, wie aus jedem Bauerngute seltsamer Weise drei Kleingütler geworden waren und aus jedem alten Paar drei Paar Junge, oder noch mehr — da kam es dem guten alten Pfarrer bedenklich war.

Und eines Tages bei der Christenlehre, als er schon Amen gesprochen, sagte er zu seiner Gemeinde noch die folgenden Worte: „Und jetzt hätte ich freilich wohl noch ein Anliegen, meine lieben Kinder. Das liegt mir schon lange schwer und ich muß es euch doch einmal sagen, so hart es mir ankommt. Schaut, da kommt ihr immerfort zu mir um die heilige Ehe, und ihr habt auch das Recht dazu und es freut mich, daß ihr euch ehrsam wollet paaren, und ich gebe gern den Segen dazu. Aber das kann ich euch schon sagen, halten thut es nicht mehr lang. Wenn wir uns so fleißig multipliziren, ja meine lieben Leute, da werden wir bald nichts mehr zu essen haben. Ueberall kleine Kinder, daß man den Kirchplatz damit könnte pflastern. Aber sie kommen gar nicht her. Aus den Ringgräben ist seit Herbst keins mehr in der Kirche gewesen, weil sie kein Gewand anzulegen haben und sich daheim ins Strohnest

vergraben müssen. In der Windwang sind ihrer vorig Woche zwei kleine Würmlein an der Auszehrung gestorben; der Bader sagt, sie wären zu schlecht ernährt worden. Man kann auch den Eltern keine Schuld geben, sind ja alle Bettler, seit über die Wiesen die Schuttlahn niedergegangen ist. Die Schleifermarie ist mit ihren Kindern — sie hat deren schon sieben — ins Innthal hinaus hausieren gegangen, hat aber keins angebracht, hat sie aus Verzweiflung wollen ins Wasser werfen. Die zwei größeren habe ich ihr derweil abgenommen, weil man der Person wahrlich nicht trauen darf. Sie ist oft arg verwirrt. Die Bübelen wären zum Viehhüten schon zu brauchen, wer sie nehmen wollte."

„O heiliges Kreuz!" riefen die Bauern drein. „Kinder! Wir haben selber genug und mehr als wir brauchen. Wir wissen uns selber nit zu helfen mit dem vielen Gottessegen."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte der Pfarrer, „und doch kommen sie alleweil wieder, die jungen Leute, und wollen heiraten. Ich bitte euch, das ist zum Verrücktwerden! Was soll man nur sagen, wenn sie's schon einmal gar nit g'raten können! Frei auswandern müssen sie und in der Fremde ihr Fortkommen suchen; daheim ist keine Menschenmöglichkeit, daß es so weiter geht, ich sage es euch! Wenn wir noch betteln gehen könnten zu einander, aber das thut's auch nicht, weil keiner was hat. Und die armen Kinder, die Gott vom Himmel gibt, müssen bei uns in Gurgl verkommen und versterben oder in der Seele verderben und wir sind für ihr zeitliches und ewiges Unglück verantwortlich. Es ist ein rechtes Kreuz, meine lieben Leute!"

Die Hände hatte der Pfarrer gefaltet, während er so sprach, die Finger aneinander geklammert, und die Zuhörer thaten, einer wie der andere, seufzen. Weiter konnten sie nichts thun. Standen dann schwerfällig auf und gingen mürrisch heim. — Und also ist es beschaffen gewesen in manchem Hochthal von Tirol, die Jahre vorher, als der Feind kam.

Doch weiter. Nach dieser Christenlehre zu Gurgl im Oetzthale war es, daß an mehreren Sonntagen die Burschen des Thales zusammenkamen und sich besprachen. Aber nicht im Wirtshause machten sie Stelldichein, sondern in ihren Hütten oder auf freiem Anger unter den jungtreibenden Lärchen, denn es war Frühling. Drei Söhne vom Hammerhof, einem uralten, freien Bauerngute, waren dabei: es waren Bursche von vierundzwanzig bis dreißig Jahren, stramm wie Tannenbäume, aber auch des Wortes mächtig, da sie einst die Schule besucht hatten und schon ein wenig herumgekommen waren in der „Welt," wie sie das Innthal und das Vintschgau und die Eisackgegend nannten. Also daß ihre Rede Gewicht hatte bei den Nachbarn, so unerhört das auch war, was sie nun sagten.

Auswandern, sagten die drei Hammerbuben, auswandern wollten sie nicht, da wollten sie lieber im Heimatsthale noch einmal so hart arbeiten und noch einmal so mager leben. Heiraten möchten sie freilich wohl, aber wenn es sei, daß sie daheim eine Familie nicht versorgen könnten, also daß die Kinder an Leib und Seele zu Grunde gehen müßten, dann wollten sie's lieber bleiben lassen und gar nicht heiraten. Um das Weib wollten sie die Heimat doch nicht vertauschen. Im Junggesellenstande wollten sie ehrsam leben und auf dem

Erdenfleck bleiben, wo sie angestammt wären, und recht fleißig sein, bis Gott bessere Zeiten schicke — dann sei es immer noch früh genug.

So sprachen sie. Andre waren zuerst über solche Gesinnung empört. Die Hammerbuben lachten dazu und lachten sehr bitter. „Uns macht's gewiß auch keine Freude, daß es so ist!" riefen sie, „und wer einen besseren Rat weiß, der soll ihn sagen."

Es sagte ihn keiner. Zwei oder drei heiratslustige Bursche entschlossen sich fürs Auswandern, aber als es dazu kommen sollte, meinten sie, es wäre doch gescheiter, daheim zu bleiben und mit den Weibsleuten zu warten, bis es besser werde. Was die Dirnlein dazu gesagt haben, soll man wahrscheinlich nicht wissen, denn es ist dem Manne, der diese Geschichte zu berichten hat, nicht hinterbracht worden.

Und eines Tages geschah denn etwas im Dorfe zu Gurgl, wie solches nicht oft geschehen sein wird, seit die Welt steht.

In ihrem Feiertagsgewande waren sie erschienen, die ledigen Buben zu zwanzig, zu dreißig, zu fünfzig Jahren, auch noch ältere. Steinbrech- und Rautensträußlein hatten sie auf ihren hohen Spitzhüten; wortkarg und ernsthaft waren sie, als hätten sie heute einen Richterspruch zu fällen über Leben und Tod. So schritten sie zu Paar und Paar den Platz hinauf zur Kirche; fast feindselig marschierten sie an den Weibsleuten vorbei, welche an der Kirchhofsmauer so herumstanden und den unheimlichen Zug betrachteten. Und stramm und stolz gingen sie zum Thore hinein. Schritten voran bis zum Hochaltare und stellten sich dort auf. Und als der Gottesdienst vorüber war und das Orglein aufgehört

hatte zu blasen, empfingen sie die Kommunion. Dann erhoben diese Männer, einer wie jeder, ihren rechten Arm und thaten laut und einstimmig ein Gelöbnis. — Die Heimat wollten sie nicht verlassen in ihrer Not. Kein Weib wollten sie nehmen, solange die schlechten Zeiten dauerten, keins sehen und keins rufen und keins erkennen, dazu seien sie entschlossen und das gelobten sie dem himmlischen Vater, dem Sohne und dem heiligen Geist! —

Der Pfarrer im Chorhemde stand an des Altares Stufen und segnete diesen Bund, doch — wie er später frei eingestand — mit Zögern und Bangen.

Einige Weiber, die nicht erregt davongeeilt, sondern in den Kirchenstühlen noch sitzen geblieben waren, weinten in ihre roten Tüchlein hinein, und ob nicht eine oder die andre auf der Bank saß, der es schon versprochen war, was hier am Altare so grausam feierlich abgeschworen wurde, das kann man nicht erfahren. Zwar wollten einige sich damit trösten, daß die schlechten Zeiten nun ja bald aufhören würden, wo dann dieses unbegreifliche Gelöbnis seine Gültigkeit verliert. Es wird nun aber noch erzählt, daß sich hierauf auch die Jungfrauen von Gurgl zusammengethan hätten und einen Schwur ausgestoßen: Nachher, wenn *sie* wollen, werden *wir* nicht wollen! Denn sie fühlten sich verraten und verleugnet, unritterlich zurückgesetzt in der Zeiten Not.

Es hat sich also in diesem Hochthal ein großer Zwiespalt erhoben zwischen den Jünglingen und Jungfrauen, so daß kein Zusammensehen war, geschweige ein Zusammengehen. Unter den jüngeren Männern hatte keiner mehr die rote Schnur um den „Sternstecher," die auf den Ehebund gedeutet hätte; jeder trug dreimal um den Hut gewunden

die grüne Schnur, das Junggesellenzeichen. Demnach hatte auch die Weibsleute nicht rote, sondern grüne Schürzenbänder, und so war zu Gurgl Immergrün im Winter wi im Sommer, aber anders zu verstehen, als jenes im warme Süden. In den Häusern hatte es sich so geordnet, daß i dem einen lauter Männer, in dem andern lauter Weibe wohnten, und so hoch steigerte sich der Widerwille, daß a den Festtagen der Heiligen männlichen Geschlechtes das Weiber volk nicht in die Kirche kam, was die Buben dann ihrerseits an den Frauentagen wettmachten.

Was der Pfarrer zu Gurgl gefürchtet, ist lange nich eingetroffen. Kein ungerufenes Kind hat man ihm zum Taufbecken gebracht. Und da hat er gedacht: Wie das doch brav ist von den Gurglerleuten — ganz heldenhaft brav. Hätt's ihnen nicht zugetraut, daß sie es im stande sind. Da könnte sich mancher ein Beispiel dran nehmen, der alleweil glaubt, Kinder in die Welt rufen, wäre sein gutes Recht, auch wenn er sie nicht ernähren kann. — Das meinte der Herr Pfarrer. Nach etlichen Jahren war es schon zu merken, daß weniger halbverkommene Menschenwürmlein umherkrochen im Thale und deren noch weniger in die Gräber verscharrt wurden. Die Männer schienen auch völlig stolz darauf zu sein und die Weiber warteten vergebens auf einen Umschwung. Der Pfarrer aber, sei es nun von der Kanzel oder vom Beichtstuhl, lugte manchmal darauf aus, wie es ihnen bekomme. Er sah ihnen gerade nichts an, sie waren schwerfällig, ernsthaft wie sonst, fast ein wenig trüb gestimmt und nicht mehr ganz so aufgeweckt wie früher.

Nun trug es sich aber zu, daß eine junge Magd im

Unterhuberhause — eine eingewanderte Italienerin — das Erstaunen der Leute weckte. Seit drei Jahren schon war sie da im Dienste und seit dieser Zeit nicht fortgewesen. Nun stand es so mit ihr, daß die Rede umging, man müsse ihr einen Strohkranz aufs Haupt setzen und sie mit dieser Zier am Sonntag durch die Kirche führen. Der Dorfrichter ließ sie zu sich kommen und that in ernstem die Frage, welcher von den Buben zu Gurgl an ihr das Gelöbnis gebrochen habe.

„Ja freilich, das werde ich dir just sagen!“ lachte die Magd auf.

Und weil sie ihm so frech ins Gesicht gelacht hatte, drohte er, sie in die Totenkammer sperren zu lassen. Statt zu lachen begann sie nun zu weinen, doch den, welchen der Richter wissen wollte, verriet sie nicht.

Nun hörte es der Ferdinand Wildauer, ein junger Häusler auf der Windwang, daß der Dorfrichter seine schwere Hand legen wollte auf die Magd Sanna und daß sich der ganze Gemeindezorn zusammenziehe über die arme Dirn, weil sie nichts verraten wollte. So ging er trutzig hin und gab an, er wäre es. — Mehr brauchte er nicht zu sagen. Der Richter sprach nur: „Ich gunn dir nichts Schlechtes, Ferdinand, aber du wirst an dieser Suppe, die du dir eingebrockt hast, lang zu löffeln haben!“ Er kannte den harten Bauernschlag, der da nahe dem Eise wuchs. In wenigen Tagen merkte es der Ferdinand schon, daß die Nachbarn sich von ihm zurückzogen, nicht mehr Gemeinsamkeit mit ihm hielten in Arbeit und Umgang, nicht mehr fragten, wie es ihm gehe, nicht mehr lachten, wenn er im Begegnen einen seiner heiteren Späße sagte. Denen er

schuldig war, die forderten ihre Sache, die er um Beistand anging, zuckten ihre Achseln. Kein einziger machte ihm offenen Vorwurf, daß er das Gelöbnis gebrochen, jeder ging an ihm vorüber. Nun sah er, daß er allein war. Mit seiner Wirtschaft war's ohnehin schlecht genug, das Häuslein stand windschief und nicht ein Nagel in der Wand gehörte mehr sein. Das Arbeiten und Haushalten war seine starke Seite nie gewesen. Um diese Zeit starb sein alter Vater; die Nachbarn kamen nicht, um wie üblich an der Leiche zu wachen; sie weigerten sich, den Sarg zu tragen, so daß der Ferdinand denselben mit einem Schlitten zum Kirchhofe schleifen mußte. Ein paar alte Weiber umstanden die Grube, sonst war niemand da. Als das Grab zugescharrt war, ging der Ferdinand zum Pfarrer und gab an, daß es ihm im Oetzthale zu kalt geworden sei, daß er sein Gütel liegen und stehen lassen wolle, wie es liege und stehe, daß er die Sanna zusammenpacken und mit ihr in die Fremde gehen werde, daß er aber noch früher, daheim in der Pfarrkirche, mit der Seinigen christlich verbunden werden möchte.

Der Pfarrer dachte: 's ist schade um ihn! Um den thut's mir leid. Aber was soll er machen auf seinem abgewirtschafteten Häuslein, wenn ihm niemand helfen will! Mehr als zu Grunde gehen kann er auch draußen nicht. Und die Trauung soll er haben; lieber wäre es mir freilich gewesen, er hätte sie um etliche Monate früher verlangt.

Drei Tage später sind sie davongezogen. Was der Ferdinand Wildauer auf einer Kraxe tragen konnte an Gewand, Einrichtung und Werkzeug, das nahm er mit; es brauchte ihm nicht das Herz weh zu thun um das, was zurückblieb. Was die Sanna in einem Armbündel schleppen

konnte, das war ihr Eigentum. Mit solchen Gütern wollten sie ein neues Leben anfangen in der Fremde. Ein rotes Hündlein winselte den beiden hinten nach, ein etwas schäbiges Köterlein, der letzte Hausgenosse des Ferdinand. Seine hängenden Ohrlappen waren ganz zerfranst von den Bissen der Nachbarshunde. Vielleicht hatte auch der etwas angestellt, daß sie ihn nicht dulden wollten zu Gurgl. Anfangs ging's heiter fürbaß. Von Innsbruck hatten sie gehört, der schönen, großen Stadt, viel größer als Imst oder Landeck; also nahmen sie ihren Weg gegen Innsbruck. Die Straße war steinig, der Ferdinand pfiff ein Liedel.

Daheim zu Gurgl wurde wenig gepfiffen und gar nichts gesungen zur selbigen Zeit, so daß der Pfarrer einmal zu seinem Freunde, dem Kurschmied, sagte: „Ich weiß nicht, wie sie mir vorkommen. So la la."

„Die Musik geht ihnen ab," antwortete der Kurschmied: „Sie haben schon lange keinen Hochzeitsmarsch und keinen Brautlanz mehr gehört. Und wenn die Imster Herren bei uns Soldaten ausheben, so schäme ich mich. Drüben im Pitzthal, im Stubai, im Passeyer die schönsten Landjäger, bei uns nichts."

„Haben wir nicht auch Buben!" meinte der Pfarrer.

„Schau ihnen einmal in die Augen, Pfarrer. Mir will's nicht gefallen. Ich denke, du sollst derweil nicht mehr gegen den Ehestand predigen."

„O Doktor, das thue ich schon lange nicht mehr!" sagte der Seelsorger, „ich sehe es wohl schon selber. Der Ehestand wäre bald abgebracht, auf das gingen sie gleich ein. Wir müssen umlenken. Schaut auch wirtschaftlich nichts heraus, wie es jetzt ist. Die Armut hat sie verzagt ge-

macht; keiner thut mehr, als er zu harter Not muß. Manch gutes Aeckerlein liegt brach, von den Wiesen tragen sie die Steine nicht mehr fort. Verkaufen wollen sie ihr Anwesen, Kinder hätten sie keine. Also bestreben sie sich nicht mehr. Früher haben sie auswandern wollen, weil zu viele, jetzt weil zu wenig Kinder sind. Ohne Kinder kein Heimatsgefühl, ich sehe es wohl ein, Kurschmied."

„So wird der Wildauer Ferdel doch recht gehabt haben," bemerkte der andre.

„Ich wage nicht zu sagen: nein," antwortete der Pfarrer. „Aber kommen hätte er sollen."

„Wir müssen ihnen ein gutes Beispiel geben," meinte der Kurschmied, „müssen halt selber heiraten."

„Du hast es ja schon gethan, Kurschmied."

„Aber du noch nicht, Pfarrer."

„Laß das gut sein."

„Ich will doch den Anfang machen," sagte hierauf der Kurschmied. „Mein Sohn, der Franzel, ist im vorigen Jahr Meister geworden. Dem gefällt schon lange, aber ganz heimlich, das Kogelbimsmoidle. Will trachten, daß er mich um Erlaubnis fragt, und mich nicht lange bitten lassen. Du kannst im Beichtstuhl nachhelfen, Pfarrer. Mit Gottes Hilfe wird's schon wieder gehen."

So haben sie sich verabredet. Da gab es zu Gurgl im Oetzthale seit langem wieder einmal Hochzeit. Brautführer war der Richter, geladen war das ganze junge Volk und so lustig ging's dabei her, daß sich die Burschen und Dirndeln zu Dutzenden miteinander versprachen.

Seither ging es dort wieder, wie es überall geht. Ein frischer Menschenschlag stand auf, und als nachher der

Sandwirt aus Passeyer kam, um Schützen zu suchen, nirgends fand er mehr und nirgends frischere, als zu Gurgl im Oetzthal.

Der Ferdinand Wildauer und sein Weib, die Sanna, sind nicht mehr heimgekommen. In einem Steinbruch bei Innsbruck bekamen sie ein kleines Kind. Auf den schönen Namen Anton ließen sie es taufen. Wenn man diesen Anton später fragte, wie er seine Kindheit und erste Jugend zugebracht hätte, da wußte er viel Possierliches zu erzählen. Seit im Steinbruch ein Felsblock dem Vater beide Arme abgeschlagen, gab es Musik, nichts als Musik. Der Vater konnte so wunderschön pfeifen, das hatte er auch die Mutter gelehrt, und so gingen sie nun in der weiten Welt herum und pfiffen zu zweien vor den Hausthüren allerhand Weisen. Der Kleine sammelte die Kreuzer. Zwei Gattungen Zuhörer gab es, die eine lachte sie aus und schenkte einen Kreuzer, die andre seufzte über das Elend und gab auch einen Kreuzer. Dann hatten sie einmal eine Lustreise gemacht durch das Oetzthal hinauf bis in den hintersten Winkel. Gurgl stand, wie es gestanden war. Der Ferdinand ging hinein in die Windwang und stand dort lange vor einem braungeräucherten Mäuerlein, an welchem roter Holler wuchs. Dann ging er wieder fort. Der kleine Anton trieb sich am Bache um, wo mehrere Burschen Forellen angelten, wollte mit ihnen Bekanntschaft machen und sagte, daß er eigentlich auch ein Gurglerbub sei. Sie fragten ihn, wie er heiße.

„Anton heiße ich!“ antwortete er.

Darauf riefen die Burschen: „Antoni, Limoni, nix konn i, L . . . hon i!“ — packten ihn und warfen ihn in den Bach.

Mit Mühe kroch er wieder ans Trockene, schüttelte sich ab wie ein nasser Pudel und lief davon. Bald wanderten die dreie wieder wegshin, und das war ihr Besuch in der Heimat gewesen. Weil der Knabe von dem heimatlichen Wasser her noch über und über feucht war, so hüllte ihn des Nachts auf dem Strohstadel der Vater mit seinem eigenen Gewande zu, denn es strich durch die Fugen eine kalte Luft. Das war aber auch gefehlt. Bei Imst war es, daß sie den Vater Ferdinand ins Spital trugen. Die Mutter Sanna wollte ohne seiner nicht weiterziehen, sie blieb im Spitalhofe und spaltete Holz, damit man sie dulde und sie täglich einmal den kranken Mann sehen lasse. Der kleine Tonele — er wollte seit dem Wasser von Gurgl nicht mehr Anton heiß — hielt sich viel in der Stube des alten Pförtners auf. Der hatte eine Laute, verstand ein wenig darauf zu spielen und lehrte diese Kunst den aufgeweckten Knaben. Als der Junge schon besser spielte wie der Alte, sagte dieser: „Ein Kampel bist!“ zwickte ihn beim Ohr und schenkte ihm das Instrument.

Als der Vater unter der Erde war, zogen sie weiter, die Mutter und der Sohn. Mit dem Pfeifen war's bei ihr aus. Zwischen dem großen wachsgelben Tuche, das sie um ihren Oberkörper gewunden hatte, sah ein abgehärmtes Gesicht hervor mit traurigen Augen und weißen Zähnen, die von Tag zu Tag mehr herauszuquellen schienen aus dem verfallenden Fleische. Der Toni spielte auf der Laute und sang dazu Lieder, wie er sie von seinem Vater gelernt hatte. So bettelten sie sich einmal über den Brenner und hinab bis ins Brixnerthal. Dort, auf der Steintreppe vor der Kirchenthür zu Sankt Jakob, thaten sie rasten.

„Tonele," sagte die Mutter zum Knaben, „willst mir nit das Lied singen: Jetzt gang i ans Brünnele."

Setzte sich der Kleine auf einen Birkenast, daß er dabei schaukeln konnte, und hub an mit seiner zarten Stimme die wundersame Weise zu singen:

„Jetzt gang i ans Brünnele,
Trink aber net.
Da such i mein herzlausigen Schatz,
Find 'n aber net.

Da laß i meine Aeugelein
Um und um gehn,
Da seh i mein herzlausigen Schatz
Bei ein' andern stehn.

Und bei ein' andern stehn sehn,
Ach, das thut weh!
Jetzt b'hüt dich Gott, herzlausiger Schatz,
Dich sieh i nimmermeh —"

Und dieweilen der Knabe dieses Lied mit der wundersamen Weise gesungen hatte, war ihm seine Mutter gestorben auf den steinernen Stufen von der Kirchenthür. An ihrer Grube kein andrer Klang, als sein Saitenspiel: „Jetzt b'hüt dich Gott, herzlausiger Schatz, dich sieh i nimmermeh!"

Damals war der Tonele alt gewesen an die neun Jahre. Und jetzt allein auf der weiten Welt!

Allein? Wieso? — Leute genug, nur angebettelt müssen sie werden.

Und so sang, bettelte, lungerte und hungerte er sich durch, bis heran zum keckmütigen Burschen, der nicht Krieg führen wollte, hingegen aber seinen Mut dadurch bewies, daß er um die Magd Hanai warb, und der jetzt auch die Magd Hanai im Stiche gelassen hatte, um auf die Suche zu gehen nach dem vermißten Sohn des Mahrwirtes.

Mir brauchen enk nit!

Von denen, die ausgezogen waren, um den Knaben zu suchen, kamen am nächsten Tage manche zurück: sie hätten nichts gefunden. Andre kehrten am zweiten Tage heim: sie hätten nichts gesehen. Etliche kamen am dritten Tage und wußten zu sagen von allerlei Spuren und Anzeichen und Mutmaßungen, wo der Sohn des Mahrwirtes sich befinden könne, aber endlich kam es heraus, daß auch diese nichts wußten und ganz umsonst herumgegangen waren.

Heimgekehrt war auch Frau Notburga. Ihr war unterwegs manchmal zu Mute gewesen: während du den einen suchest, gehen dir die übrigen verloren. Und als nun die Leute erschienen, in der Absicht, ihr Trost zuzusprechen, fanden sie, daß die Wirtin nicht weinte und nicht klagte. Wenn von ihrem Hans die Rede war, so sagte sie nichts als: „Wie es Gottes Willen ist!“ — Des Abends dann, wenn alle Arbeit verrichtet war, wenn sie mit ihren beiden Kindern auch das heilige Schlaflied gesungen hatte: „Es sangen drei Engel einen süßen Gesang,“ da kniete sie noch mit der kleinen Marianna hin vor den Hausaltar und betete ein Vaterunser „für unsern lieben Hans, von dem wir nit wissen, wo er ist, ob er beim grimmigen Feind hart muß leiden und still weinen nach Vater, Mutter und Geschwister, oder ob sein armes Leiblein ganz zerschlagen in einem Abgrunde liegt, oder in der kühlen Erde schläft, und die unschuldige Seel' bei Jesum Christum im Himmelreich!“

Solches Gebet sprachen sie zu eigenem Herzleid und zu eigenem Troste, und die kleine Marianna hob ihre

falteten Händchen empor und ihr ſanftes glaubendes Auge zum Bilde Gottes. Und ſelbſt, als das Gebet ſchon aus war, kniete ſie noch lange ſo, ſchier wie in Verzückung, und einmal lallte das Mädchen in ſolchen Augenblicken die Worte: „Ich habe gegrü-det die Grundfeſten der Erde und die Sonne angezündet in den unendlichen Himmeln. Der Sturm, der die Felſen bricht, iſt mein Atemhauch, das Rauſchen der Meere mein Lied. Ich habe aufgeweckt die Völker des Erdkreiſes wie Blumen im Mai; ein heißer Blick meines Auges, und ſie vergehen wie Tau. Was iſt dein Leiden, Menſchenherz, vor dem Wehe der Welt? Es iſt nichts. Einzig nur rührt mich das Weinen der Mutter ums Kind. Ich komm' zu dir. Vertrau' auf mich, ich will dir helfen ..."

So ſprach das Kind. Das Lallen ging in ein Flüſtern über, das Flüſtern in ein Hauchen, dann ſank das Köpfchen nach vorn auf den Tiſch und Marianna ſchlummerte.

Einer, ein einziger war noch aus auf der Suche nach dem Knaben — Peter der Wirt. Er ging thalauf, er ging thalab, er fragte in allen Häuſern zu, er ſtieg in die Schluchten, er durchzog die Wälder, er wagte ſich ſogar in feindliche Kreiſe, die allmählich ſich wieder bemerkbar machten. Der Knabe aber war nirgends und niemand wußte von ihm.

Eines Tages befand er ſich in der Schlucht bei Weidbruck plötzlich unter Franzoſen. Er wußte nicht, wieſo das ſein konnte. Doch that er arglos und beſprach ſich mit einem Offiziere wegen ſeines Knaben. Der Franzoſe gab ihm folgenden Beſcheid: Wenn das Kind von franzöſiſchen Soldaten aufgegriffen werden ſollte, ſo würde es dem Vater zugeführt, ohne ihm ein Haar zu krümmen, darauf parole d'honneur! Aber bei einer nächſten Affaire dem Wahrwirt die heiße Kugel!

Als von dieſem Manne weg Peter wieder ſeine Straßen ging, wunderte er ſich baß darüber, daß er noch frei die Straße gehe. Ja, war er denn nicht mitten unter Franzoſen geweſen? Hatten ſie ihn denn nicht erkannt? Sind ſie denn nicht voller Wut gegen die tiroliſchen Häuptlinge? Und ſie ließen ihn frei von hinnen gehen? Der ritterliche Hauptmann hatte in ihm nicht den Gegner, ſondern den troſtloſen Vater geſehen. — Faſt mit Schmerz bedachte es der Mahrwirt, daß ſolch ehrenhafte Männer die Feinde ſeines Vaterlandes ſein müſſen.

Endlich kam auch Peter heim in ſein Haus an der Mahr, aber nur um zu neuem Streite zu rüſten, der größer zu werden verſprach, als der erſte an dem Eiſack und an der Rienz. Die bayriſche Regierung ſammelte ſich wieder, war aber noch ſchwankend und mutlos, ſie ließ zu dieſer Zeit in Tirol einen ſchmeichelhaften Aufruf anſchlagen: Was ihnen denn nicht recht wäre, den Tirolern? Sie ſollten es doch offen ſagen, man würde ja gern Abhilfe ſchaffen, man würde ihnen alle billigen Wünſche erfüllen, man achte dieſes Volk, welches ſich von jeher ausgezeichnet habe durch Redlichkeit und Treue!

„Eben, weil wir treu ſind, darum auf gegen die Bayern!“ ſo lautete dem Lockrufe entgegen ein Stichwort, das der Kulber ausgegeben hatte.

Hofer, der Sandwirt, hatte vom Brenner her Eilboten geſchickt, zwei an einem Tage, mit der dringenden Aufforderung, ihm zu Hilfe zu kommen. In Innsbruck habe der Feind ſich neuerdings feſtgeſetzt, das ganze untere Innthal wimmele von Bayern und Franzoſen. Aber von allen Bergen herab und aus allen Gräben heraus kämen die

Bauern und zögen sich zusammen um die Vorhöhen von Innsbruck. Alles solle kommen, alles, was den Stutzen und das Messer tragen könne. Es sei die endliche Entscheidung da, ob die Tiroler in Zukunft ohne Gott und Vaterland Bayernknechte sein, oder als freie Männer leben wollten in der ehrwürdigen Heimat. Ihr Feldherr sei die heilige Jungfrau Maria.

Wie wurde es da neuerdings lebendig im Thale von Brixen! Gewaltiger als das erstemal wogte es auf. Der Kreuzwirt zog rasch mit einem Trupp freiwilliger Kämpfer den Eisack entlang gegen Sterzing. Der Mahrwirt eilte in die Gegend des unteren Eisack und ins Grödnerthal, um Streiter zu werben. Feindliche Soldaten sah man jetzt nirgends, alles schien sich zur Hauptarmee zu schlagen. Selbst die bayrischen Beamten, die insgeheim schon thätig gewesen waren, für den nahen Maria-Himmelfahrtstag ein großes Napoleonsfest zu veranstalten, waren auf einmal nicht mehr da. Es geschah noch nichts, aber es war alles so seltsam, so unerhört anders als sonst. Es war, als ob der Schall nicht mehr erstickte in der Luft, sondern ungeschwächt in die Ferne dringe; so hörte und wußte jeder an jedem Orte eins und alles. Es schien, als ob die Menschen Flügel bekommen hätten, so waren sie überall; und als ob die Vorfahren aus den Gräbern aufstünden, so viele waren ihrer. Ununterbrochene Ströme von Streitern kamen vom Pusterthale herüber, vom Etschthale herauf, vom Ritten herab, von allen Hochthälern gezogen. Jung und alt, mit allen denkbaren Werkzeugen und Geräten bewaffnet, mit Hauen, Hacken, Spießen, Morgensternen, Feuerstangen, Hämmern, mit rostigen Schwertern und

blinkenden Sensen, mit wuchtigen Keulen und eisernen Stäben aus Hochöfen und Schmieden; auch Wurf- und Schleuderwerkzeuge mit Strängen und Bogen, nicht ungeschickt hergestellt. Und über diesem Gewoge von befederten Hüten und aneinanderklirrenden Waffen wehten rote Kirchenfahnen mit im Winde flatternden Fransen und Bändern. Bündel, Körbe, Kraxen, Säcke, Kübel, Fässer mit Lebensmitteln schleppten sie mit sich und ließen sie durch Ochsen auf Bauernwägen, Postkutschen und Holzkarren hinterdrein führen. Mancher hatte an seiner Lodenjoppe, die er über der Achsel hängend trug, die Aermel zugebunden und sich so Säcke für Lebensmittel geschaffen. Auch Zimmer- und Schmiedewerkzeuge, Leitern, Winden und Ambosse wurden mitgeschleift. Viele der Ausziehenden ritten auf schweren Lastpferden, andre jagten Kälber hinterher, und immer noch brachten Weiber aus den Häusern Dinge hervor zur Wehr und Nähr.

Auch der Rampesbauer hatte sein Fähnlein, doch er sollte zu Hause noch etwelches in Ordnung bringen. Im Mahrwirtshause fand er sich ein: Ob der Peter noch da sei? — Nein, der sei vom Grödnerthale noch nicht zurück. — Er, der Rampesbauer, wolle guten Rat, er wisse sich nicht zu helfen. Er habe im oberen Stadtkeller bisher die gefangenen fünf Bayern zu bewachen und zu atzen gehabt, was solle jetzt mit ihnen geschehen? Es werde immer schwerer. So oft er mit seinen Knechten die Kost hineintrage, sammelten sich vor dem Thore allerhand Leute an und verlangten mit Geschrei die Auslieferung der Gefangenen. Besonders der Schwarze, der Steuereinnehmer von Bruneck, der sei eben auf den Stein gesprungen und habe eine Brand-

und Blutrede gehalten: Wenn jeder der fünf gefangenen Bayern zehn Köpfe hätte, so müßten sie alle abgeschlagen werden! Man spreche vom Morgenrote der Freiheit, das seien so leere Redensarten, das richtige tirolische Morgenrot der Freiheit sei Bayernblut, das den Eisack färbt! — Und die Leute hätten zu solch wilder Rede wie wahnsinnig geschrieen: das sei gut gesprochen, so müsse es geschehen. — Was denn nun da zu machen sei, um den Aufruhr zu dämpfen?

Zugegen war des Mahrwirts Schwager, der Priester Augustin. Der sagte, er wolle es versuchen. Nach Peters Sinn würde es zwar nicht sein.

Er ging hinauf, und bei der nächsten Fütterung, als sich wieder einmal viel Volk vor dem Stadtkeller versammelt hatte, hielt er eine Rede. Weil ein bißchen Predigerton dabei war, so horchten sie gleich auf. Feindesblut, sagte er, sei etwas sehr Kostbares. Man dürfe es nicht verschwenden zum nächstbesten Wohlgefallen, man müsse eine festliche Gelegenheit abwarten, um es zu opfern. Diese Gelegenheit würde bald kommen, wenn die Sieger heimkehrten. Zum Dankopfer für die Befreiung Tirols sollten dann die Gefangenen hingerichtet werden.

Da schrieen die Leute wieder, das sei gut gesprochen, so müsse es geschehen.

Wenn die Sieger heimkehren! Augustin flehte im Herzen seinen Gott um Gnade an für das frevlerische Wort, welches der Fürsehung vorgriff. Wenn die Sieger heimkehren, dann soll keine Rache sein, der Mahrwirt, der Kreuzwirt, der Sandwirt, wenn sie da sind, werden dafür sorgen. Also war wieder einmal eine Unwahrheit gesagt worden,

die Peter verurtheilt hätten würde. Allein, so dachte Bruder Augustin, um eine große Sünde zu verhüten, kann man eine kleine schon begehen.

Das Marienfest war gekommen, es wurde in den Kirchen und Klöstern nach alter Sitte begangen. Die verjagten Priester waren größtentheils wieder zurückgekehrt, aber die Gotteshäuser blieben halb leer; es waren der Leute allzuviele gegen den Brenner gezogen. Kein Büttel war da, der den Bischöfen und Dechanten den Festtag und die Feier gestört hätte. „Maria, Jungfrau reine im hohen Himmelsthron," sangen die christlichen-Beter, aber diesmal kamen sie zu keiner Samstag. Ihre Gedanken waren in den Gegenden der Mitternacht, wohin die Männer und Jünglinge geeilt. Ganz eigenthümliche Gerüchte gingen um, hielten sogar vor den Kirchenthüren nicht an, drangen hinein und von Mund zu Ohr. Zu Innsbruck auf dem Berge Isel sei das Weltgericht. Es sei keine Schlacht, es sei ein Schlachten. Auf der Plossenalpe könne man bei richtigem Luftzuge die Kanonen hören. Gott gnade den Sterbenden!

Mittlerweile war der Mahrwirt umhergestiegen in Thal und Gebirge. In Bauernhöfen und in Holzknechthäusern und in Halterhütten hatte er zugesprochen, selbst in geruhsamer Nacht die Leute geweckt und ihnen zugerufen: „Auf, Manner! Los geht's wieder! Alle müßts mit!" Viele erkannten ihn schon an der Stimme: „Ah, der Mahrwirt ist's!" Dem Manne wollten sie gern folgen, sie machten sich bereit. Bis ans Sellajoch war Peter hinaufgekommen. Dort zwischen den starren Felsen fand er ein Menschenpaar, das im Wurzelgraben aus war, mit dem Eisen zwischen dem Gestein herumstach und sich dabei gegenseitig mit harten

Worten Schimpf und Schmach zuschrie. Der rotbärtige Wurzner Zanggl war's und sein schwarzhaariges Weib. Die feurigsten Namen fielen dem Weibe ein, es war ganz unerhört, wie dieses Wesen diesen Mann hassen mußte. Und als Peter nun zum Zanggl ging und ihn anwarb, hub das Weib jämmerlich an zu klagen, und ihren guten Mann ließe sie nicht fort und ihren lieben Mann ließe sie nicht erschießen. Der Zanggl mußte lachen und zum Mahrwirt sagte er: „Du kannst dir's denken, wie hart ich fortgeh'! Aber ich bin halt den Feind schon gewohnt." Einen schnalzenden Schmatz gab er seinem Weibe, dann ließ er sie stehen zwischen den wilden Bergen und ging „Boarnderschießen". Als sie weit unten waren, schon bei den ersten Häusern von Sankt Maria, schaute der Wurzner einmal um und that leise die Bemerkung: „Wenn sie nur mitgegangen wär'! Von der hätt' auch der Franzos Grugl und Graus kriegt!"

Ernst und wortlos war der Abschied andrer. Viele küßten Weib und Kind nicht, sagten nicht „Behüt Gott!" aus Furcht, weich zu werden. Als ob es in den Holzschlag ginge, so schritten sie davon und schauten nicht mehr um.

Im Kirchlein zu Sankt Peter an der Gröden wohnte am Maria-Himmelfahrtstage der Mahrwirt einer Messe bei. Es war sein Geburtstag, er hatte den gleichen mit dem Bonaparte. Sein Gebet war ein leidenschaftliches. Ueber dem Altare stand geschrieben: „Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" Der Mahrwirt sah flüchtig den Vers, blickte aber nicht mehr hin. Gott könnte wollen, daß Tirol wieder bayrisch werde. Der Tiroler will das nicht, und eher sterben! „Herrgott!" betete Peter, während seine ge-

hobenen und gefalteten Hände bebten, „um deines Namens willen, verlaß uns nicht, hilf uns siegen, vernichte den Feind, unser ist das Recht. O Herr der Heerscharen, ich bitte dich um deines heiligen Kreuzes willen!“ — Aber es war keine glückliche Stunde, auf einmal fiel ihm ein: auch im Bayernlande gibt es noch Kirchen, auch dort knieen Soldaten, ihre Weiber und ihre Kinder vor dem Altare und richten an den Herrn der Heerscharen das gleiche Gebet: laß uns siegen, vernichte den Feind! — Und des Herren sind sie hüben und drüben. — Fast unmutig trat der Mahrwirth aus dem Kirchlein. Kurz und herb rief er seinen Männern zu, die um das Wirtshaus herum ein wenig gelagert hatten, sie müßten weiter.

Mit einem eisenfesten Trupp kräftiger und waghalsiger Männer kam der Mahrwirt im Brixnerthale an. Die vom Grödnerthale, das sind Kerle wie von Stahl und Stein. In Eilmärschen wollte er mit ihnen zu Hilfe eilen gegen die Hauptstadt. An der Brücke bei Mittewald begegnete ihnen ein rasch reitender Sendbote vom Sandwirt.

„Ist der Mahrwirt unter euch?“ rief dieser in die Truppe hinein.

„Der steht da, was willst von ihm?“ fragte Peter.

„Umkehren könnts,“ stieß der Bote hervor. „Aus ist's. Der Anderl laßt sagen: Mir brauchen euk nit.“

Und weiter sprengte der Bote auf schnaubendem Roß.

Peter, du sollst kommen und uns regieren helfen!

„Mir brauchen enk nit! Aus ist's!" Was bedeutet das? Ist alles hin? Oder ein großer Sieg? Friedensschluß? Oder nur ein trotziges Ablehnen, weil sie so spät gekommen? Das Grödnerthal liegt fernab, seine Berge sind hoch. Ein harter Marsch war's gewesen für den Mahrwirt. Und nun abgewiesen? — nach langem Zögern, und nachdem er von mehreren fliegenden Boten das Gleiche gehört, kehrte er unmuthig um und zurück an die Mahr. Abgelehnt bei dem großen Ringen ums Heimatland! Peter Mayr hatte in diesen Tagen freilich noch keine Ahnung davon, daß er mit seiner Person noch einen viel gewaltigeren Heldenkampf werde auszuringen haben. — Nun diesmal war's vorbei, seine Leute aber hielt er beisammen.

Da kamen schon Nachrichten. Die Leute waren fast atemlos vor Freude. Sie wußten Unglaubliches zu berichten. Voller Kraft und Frische kamen die meisten zurück, voller Fröhlichkeit auch solche, die verwundet auf dem Strohkarren lagen. Peter schaute nur so drein und hörte zu, und wenn sie besonders Großes erzählten, da murmelte er: „Und ich nicht dabei gewesen!"

Kaum war er allein, so machte er sich Vorwürfe seines eitlen Denkens wegen. — Sei doch froh, sagte er zu sich selbst, daß es geschehen ist, ohne daß du noch einmal deine Hände mit Blut beflecken mußtest! Oder werden die Siege erfochten, damit die Helden sich prahlen können? Nein, des Vaterlandes wegen werden sie errungen und jeder

ſoll ſeinem Gott in Demut danken, der ohne Streiten zum Frieden kommt.

Frau Notburga horchte auf jedes Wort, das da in der Wirtsſtube geſprochen wurde; voller Herzensjubel war ſie, und doch dürſtete ſie nach einer Botſchaft, die nicht kam. Alles ſprach von Sieg und Sieg; von einem Knaben, der aufgefunden worden und etwa auch bei den Helden geweſen, ſprach niemand. Die Freude theilte ſie redlich mit allen, mit dem Leide mußte ſie allein fertig werden. Der Name Hans kam nicht mehr von ihren Lippen.

Drei nach Klauſen heimkehrende Schützen ſprachen beim Mahrwirte zu. Der eine hatte einen verbundenen Arm, der andre einen durchſchoſſenen Hut, der dritte hatte nichts, als einen großen Durſt. Dieſer ſprach zum Wirte, er hätte ein Schreiben zu übergeben.

„An wen?“

„An den Mahrwirt Peter Mayr.“

„Von woher?“

„Aus Innsbruck.“

„Das nimmt mich wunder,“ ſagte Peter.

„Vom Miniſter,“ verſetzte der Bote und zog aus der Bruſttaſche langſam und bedächtig einen Brief.

„Vom Miniſter? Geh, ſoppe deinesgleichen, zu Innsbruck gibt es gerade Miniſter!“

„Lies halt einmal.“

Das Schreiben lautete klar: „Zu Handen des Peter Mayr, des Wirtes an der Mahr bei Brixen,“ und war von Joſef Dörninger. — „Ah, der Dörninger! Der läßt

auch einmal von ſich hören! Der iſt jetzt zu Innsbruck! — Darf ich wohl ein biſſel Botenlohn bringen?“ fragte der Wirt die Eingekehrten.

„Ei freilich! Eine Maß wird der Brief ſchon wert ſein.“

Dieweilen ſie bei Tiſche ſaßen und wohlgemut dem Kruge zuſprachen, war Peter in ſeine Stube gegangen, um dort den Brief mit Ruhe zu leſen.

Das Schreiben lautete alſo:

„Lieber Kamerad!

„Du magſt mich für undankbar halten, daß ich Dir nicht geſchrieben habe ſeit Wochen, als wir auseinander gegangen ſind vor Deiner Hausthür. Und haſt mir dazumal in meiner Verlegenheit doch ſo viel Gutes erwieſen, wie es ein Bruder dem andern nicht beſſer thun kann, obwohl ich Dir fremd geweſen und Du es nicht haſt wiſſen können, mit wem Du es zu thun haſt.

„Ich meine aber, Du wirſt das Säumen entſchuldigen, weil Du recht gut weißt, daß jetzt keine Zeit zum Schreiben iſt; wir haben etwas andres zu thun. Jetzt muß es doch ſein und ich will Dir danken, lieber Peter, wie noch kein Menſch gedankt hat zu Innsbruck über den Brenner hinüber in Dein freundliches Haus an der Mahr.

„Freund! wer hätte das gedacht! Noch heute kann ich es nicht glauben und fürchte von Stunde zu Stunde das plötzliche Erwachen aus dieſem wunderſamen Traum. Daß wir geſiegt, wirſt Du freilich gehört haben, haſt ja ſelber ſtark dazu beigetragen. Aber wie groß der Gewinn iſt, das kannſt Du noch nicht wiſſen, das wiſſen auch hier noch die wenigſten und der Andreas Hofer hat ſelbſt keine Ahnung

davon, was er geleiſtet hat, was er heute bedeutet. Andreas Hofer! Dieſer Name wird mit unauslöſchlicher Schrift ſtehen, ſolange es ein Tirol gibt, und ein Tirol wird es geben, ſolange die Welt ſteht, das darf man feierlich ſagen vor dem, was dieſes Volk jetzt geleiſtet hat.

„Die Schlacht kann ich Dir nicht beſchreiben, die mußt Du Dir erzählen laſſen mit heißen Worten, von einem, der dabei geweſen iſt und Dir ins Geſicht ſchauen kann, während er's ſagt. Faſt drei Tage hat es gedauert, halb Tirol war beiſammen auf dem Berge Iſel, und die andre Hälfte war im Anrücken von allen Seiten. Pulver und Blei im Ueberfluß, nichts hat uns gefehlt, am wenigſten Kurasche. Jeder einzelne Menſch war ein Held, ich hätte es nie geglaubt, daß ein einfältig Bauernvolk ſich ſo begeiſtern kann für Vaterland und Freiheit. Für den heiligen Glauben! Das haben ſie wohl am lauteſten gerufen. Die allergrößte Kraft ſteckt im Glauben, das hat ſich jetzt wieder bewieſen.

„Anfangs war's ein Angriff aus dem Hinterhalt geweſen auf den Feind, der in hellen Haufen in der Stadt und um die Stadt gelagert hatte. Aber er wollte nicht recht dran, das wurde endlich langweilig, und ſo brachen die Leute mit Geſchrei und Jauchzen hervor aus Büſchen und Wäldern, ſtürzten ſich in die offene Schlacht, ins Handgemenge. Wir erſchraken zuerſt, den ungelenken Bauersmann mit dem geſchulten Soldaten im offenen Gefecht zu ſehen, aber unſere Leute rangen wie die Löwen. Es war auch keine Ordnung aufgeſtellt für die Feldſchlacht. Jeder that was er wollte und erſchlug Bayern und Franzoſen, ſo lange bis der Feind wich, oder er ſelber tot war. Der Feind machte einen großen Lärm, aber eine bayriſche

Kanone that nicht viel mehr, als ein tirolischer Stutzen. Viele Hundert Tiroler müssen wir beklagen, aber vieler Tausend gefallener Feinde dürfen wir uns rühmen. Des Welteroberers ruhmreiche Soldaten gegen ein simples Naturvolk, es ist beispiellos. Eines aber war, mein Freund! Mitten unter uns standen drei herrliche Männer! Ja, nur diese drei Merkwürdigsten nenne ich. Du kennst sie alle drei. Der Josef Speckbacher, der Bauer am Judenstein bei Hall — er sagt, er kennt Dich — listig ist Dir der wie ein Fuchs und wild wie ein Tiger. Man hat gemeint, ein Recke aus der alten Germanenzeit wäre aufgestanden, wie er mit dem Gewehrkolben dreinsaust. Und hat Dir der einen Feldherrnkopf! Aber das Anführen allein ist dem nicht genug gewesen, überall selber hat er mitgethan; ein Bauer muß selber sein bester Knecht sein, hat er gesagt, und nur so dreingedroschen auf die Bayern- und Franzosenschädel. Zweimal habe ich es selber gesehen, wie er mitten in einem Knäuel Blauhosen ist; gute Nacht, Seppel, mit dir ist's aus! hab' ich mir gedacht, da ist er Dir schon durch, aber nicht nach hinten, sondern nach vorn. Der Speckbacher bleibt auch stehen in Tirol. Dann der Haspinger! Kannst Du dir diesen kleinen Kapuziner anderswo gut denken, als auf der Kanzel? Freund, auf dem Streitroß macht sich der noch besser! In der einen Hand das Kreuz, in der andern das Schwert, inmitten der Streiter zündende Gottesworte rufend, so in den Kampf hinein, wo er am heißesten entbrennt. Und endlich der dritte, der Passeier Sandwirt, der Anderl! Das ist ein Erzmensch! Sie folgen ihm, wohin er will. So fest, so gescheit und dabei einfältig wie ein Kind. Ihm vor allem ist es zu verdanken, seiner klugen

Vorbereitung seit Monaten, seinen Verbindungen und still getroffenen Anordnungen, seinem unerschütterlichen Glauben an das Recht Tirols und an den ewigen Anwalt des Rechtes im Himmel. O, was ein einziger Mann zu leisten vermag mit starkem Willen und treuem Herzen! Die Männer, mitten im Schlachten, in der Gefahr des Unterliegens und in dem Jubel des Sieges, zum Anderl blickten sie auf, wie zu einem Gott. Man konnte glauben, der Erzengel Michael habe in ihm Gestalt angenommen. Dabei ist er voller Demut und sagt, er sei nur ein unwürdiges Werkzeug Gottes. Am Himmelfahrtstag, als der Feind zurückgeworfen, geschlagen und vernichtet war — die Stunde wird keiner vergessen, der dabei gewesen —, ist der Hofer niedergekniet, an seiner Seite der Haspinger und der Speckbacher, und haben laut ein Vaterunser gebetet. Die hohen Berge ringsum, zu unsern Füßen die befreite Hauptstadt, über unsern Häuptern der blaue Sonnenhimmel — so ist das Heldenvolk in Demut auf den Knieen gelegen vor dem Herrn der Heerscharen. Selbst gefangene Feinde, darunter Lutheraner und Heiden, sind zur Erde gesunken und haben mitgebetet, so ist's über sie gekommen. Von den Feinden waren nur die Gefangenen, Verwundeten und Toten unter uns, alles andre in wilder Flucht das Innthal hinab gegen Bayern. — Und dann der Einzug in die Stadt! Unter dem Geläute aller Glocken, unter Kriegsmusik und Alpenschwegelpfeifen, unter Jauchzen und Vivatgeschrei sind wir ins schöne Innsbruck eingezogen. Dieser Freudenlärm der Bewohner, dieser Jubel aus den Fenstern! Dieser bunte Blumengruß, dieses Umarmen und laute Lachen und Aufweinen! o Freund, das war ein Fest! So haben wir den Napoleonstag gefeiert!

„Den Hofer wollen sie hineinführen in die kaiserliche Burg, aber er reißt aus. Das gebührt nicht! sagt er und kehrt bei seinem Stammwirtshaus ‚Zum Adler' ein. Vom Fenster aus hat er dann etliche Worte gesprochen vor dem versammelten Volke, weil es ihn immer wieder zu sehen verlangt hat. Nachher ist ein grenzenloser Jubel gewesen und überall hat man gehört, und nicht etwa im Spaß, ganz im vollen Ernste: Der Anderl muß Graf von Tirol werden! Der muß uns regieren, weil sich die Oesterreicher eh nit um uns kümmern. Und der Anderl muß in die Burg! Ich sage es Dir, mit Gewalt haben sie ihn vom Gasthofe weg ins Kaiserschloß geführt, diesen Dorfwirt, diesen Roßhändler aus dem Passeierthal. Jetzt sind die abgedankten österreichischen Beamten da und die sagen es auch, der Hofer wäre der Mann dazu, der wieder Ordnung machen könnte im Land und er solle sich einstweilen nur getrost obenan stellen. So sehr hat alles auf ihn eingedrängt, daß er heimlich fliehen hat wollen, bis ihn der Pater Haspinger und der Speckbacher und andere Kameraden frisch aufgefordert: So eine Demütigkeit solle der und jener holen, und jetzt, da er die fremden Herren hinausgejagt, sei es seine Pflicht und Schuldigkeit, daß er selber Ordnung mache im Land. Und er solle jetzt keine Letzeigen sein. Da hat er mit der flachen Hand auf den Tisch geschlagen: ‚Sakra seids! So will ich kommandiren!'

„So ist es hergegangen und jetzt sitzen wir auf der Burg. Ich bin ja auch dabei. 's ist schon hübsch ausgemacht, was jeder von uns zu thun hat. Genau stimmt es wohl nicht, aber beiläufig, wenn ich sage: der Anderl ist Fürst, der Kapuziner ist Minister für Kirche und Schule, der

Speckbacher ist Kriegsminister, andre Köpfe haben auch ihre hohen Stellen, und ich — wenn Du mich schon den Kanzler von Tirol nicht nennen willst, so thust Du mir doch wenigstens mit einem ‚Landessekretarius' nicht zu viel Ehre an. In Wahrheit bin ich des Kommandanten Schreiber, denn bei ihm selber geht's wirklich nicht so recht in dieser Kunst.

„Mit Zeit und Weil werden doch die Oesterreicher kommen und uns ablösen, bishin aber müssen wir regieren und da hilft uns alles nichts. Und da brauchen wir ihrer noch mehr und der Hofer will derweil die verläßlichsten Männer des Landes beisammen haben. Also komme ich endlich zur Hauptsache dieses Schreibens. Andreas Hofer, der Kommandant von Tirol, läßt Dich, den Peter Mayr, Wirt an der Mahr, durch mich auffordern, daß Du nach Innsbruck sollst kommen, Peter. Deine Wirtschaft sollst derweil liegen und stehen lassen, wie es ja auch die andern so machen, und sollst bedenken, daß jetzt jeder dem Land gehört, und sonst niemandem. Und Du mußt kommen, Peter, und uns regieren helfen. Wir haben die Suppen eingebrockt, sagt der Hofer, wir müssen sie auch auseſſen. Wir müssen jetzt feststehen. Wenn sie uns noch einmal hereinkämen, nachher — nein, mit Gottes Hilfe werden wir uns halten, und endlich werden sie sich ja doch einmal anschauen lassen, die Schwarzgelben.

„Komm also fein bald, alles Weitere wirst da dann hier selber hören und sehen. Ich schließe dieses Schreiben mit Gott, der unser Beistand sei. Und in Dankbarkeit grüßt Dich, Deine Ehewirtin und Deine Kinder

Dein treuer Freund
Josef Döringer.

Innsbruck, August 1809."

Als Peter diesen Brief gelesen hatte, ging er etlichemal in der Stube auf und ab. Alle Fasern und alle Nerven zitterten in ihm, aber was nun seine Person selber betraf, da brauchte es kein langes Bedenken. Gerade so viel Zeit, als man braucht, um mit einem Taschenmesser den Gänsekiel zu spitzen und zu versuchen, ob die Tinte nicht eingetrocknet ist, bedurfte er zur Ueberlegung, was er da antworten sollte. Und er antwortete folgendes, genau im Wortlaute wiedergegeben:

„An den Herrn Josef Dörninger, derzeit bedienstet beim Herrn Andreas Hofer, Kommandanten von Tirol, in Innsbruck.

„Lieber Josef Dörninger!

„Im Anfang meines Schreibens muß ich Gott dem Allmächtigen Dank sagen, daß es so gekommen ist. Die rechten Worte kann ich freilich nicht finden, wie es mir ums Herz ist, und im Schreiben geht's mir nicht viel besser, wie unsrem Kommandanten zu Sprugg, den ich schön grüßen lasse. Was mir wohl bis zum Totenbett leid thun wird, das ist, daß ich nicht dabei gewesen bin auf dem Berg Isel. Ich habe von Gröden nicht früher zurückkommen können mit den Schützen, wir sind wohl eh schon auf dem Weg gewesen zu euch, da heißt's, wir wären nimmer von nöten und haben zurück müssen. Jetzo hab' ich in Innsbruck nichts mehr zu thun und regieren helfen kann ich nicht. Der Anderl hätt's auch nicht annehmen sollen, aber er wird's schon recht machen. In unsrem Thal sind die Bayern und Franzosen wie weggeblasen und wieder alles beim alten, Gott sei Dank. Jetzt kommen von Kärnten her auch die Oesterreicher angerückt, wie man hört. Wenn der Hofer das

jetzt den Oesterreichern sagen lassen möcht', was er mir und den Grödnern Poss geschickt hat! Hat uns wohl recht gekränkt. Aber gottlob, daß es so gekommen ist, wir dürfen uns nicht versündigen.

„In meiner Familie hat sich ein Unglücksfall zugetragen, der uns recht nahe geht, obgleich er nichts ist im Vergleich zu dem, was bei jetziger Zeit so viele Leute erdulden müssen. Mein Gott, viele Eltern haben ihre hoffnungsvollen Söhne verloren im Krieg. Nach dem Gefecht bei Mühlbach ist uns mein ältester Sohn Hans, mit dem Du immer Bolzen geschossen hast, verloren gegangen und nicht mehr zu finden. Wenn wir nur fürs wenigste Gewißheit hätten, daß er tot ist. Aber so in der Vorstellung: wer weiß wie's ihm geht, was er leiden muß! Das ist das Allerärgste. Nun in dem großen Glück, das unsrem Tirol widerfahren ist, wollen wir den Schmerz Gott zu lieb aufopfern. Aber meine Familie verlasse ich jetzt nicht, ihr werdet schon Bessere finden und mich leicht graten (entbehren). Lieber Josef, wir gefreuen uns recht über Dich und lassen Dich alle schön grüßen.

Dein aufrichtig gesinnter Freund
Peter Mayr.

Ar der Mahr im August 1809."

Wo will das hinaus?

In den Wolken kam der Wagen herangezogen. Aber es waren nur Staubwolken der Straße und es war ein kümmerlicher Bettelwagen. Die Straße von Klausen kam

er dahergeklappert; bespannt war er mit einem schiefwinkeligen Esel und einem rotborstigen Manne, der fast zu einem rechten Winkel abgebrochen schien, weil er den Oberkörper wagrecht vorstemmen mußte, um mit Hilfe des grauen Kameraden das Fahrzeug weiter zu bringen. Der Wagen hatte zwei Räder mit recht dünnen Speichen und ohne Eisenreifen, er war überspannt mit einer viel beflickten, verwitterten Plache. Im Kobel kauerte, auf den Beinen hockend, ein sonnengebräuntes Weib, das weder angezogen noch nackt war. Eine feigengrüne Bettdecke hatte sie nicht unmalerisch um den Leib gewunden. Um dieses Weib, unter Lappen und Maisstroh, regten sich allerlei Wesen, als kleine Kinder, fuchsrote Dachshunde und ein langschweifiger Affe, welcher sich mit den Kindern unterhielt, dergestalt, daß er sie bei den struppigen Haaren zauste und sie ihn mit Gekrächze am Schweife hin und her zerrten.

Als solches Fuhrwerk gegen das Wirtshaus an der Mahr kam und von der Magd Hanai bemerkt wurde, rief diese aus: „Hui, jetzt sollt' der Tonele dasein! Das wär' was für den Tonele! Ein solches G'schloß will er ja alleweil haben." Ihre Futtersichel warf sie weg, wischte sich mit der Schürze die feuchten Grasblättchen von den Händen, nestelte in den Kittelsäcken herum, fand aber nichts, als eine halb eingedorrte Brotrinde. Damit ging sie zum Wagen, aus dem sich ihr schon alle Hände entgegenstreckten, und sagte: „Ich hab' halt nichts, ihr armen Leut'. Wenn ihr mit diesem Brotkrumel zufrieden sein wolltet!" Sie warf das Stück hinein und im Nest erhob sich darüber ein heftiges Gebalge; der Affe erwischte das Brot, hüpfte damit auf das Plachendach, wo er schaukelnd es mit mancherlei

Mätzchen verzehrte. Die Kinder im Neſte wimmerten, die auf ihre Pfoten getretenen Hunde heulten, das braune Weib keifte und die beiden ungleichen Röſſer vorn am Wagen troffen vor Schweiß und zogen vergeblich an.

— Mein Gott! dachte die Hanai bei ſich, und ſo möcht's der Tonele auch haben!

Das Weib war aus dem Wagen behendig auf die Straße geſprungen, wobei der Deckenzipf im Staube ſtrich; barfuß wie ſie war, hatte ſie ein paar große Sprünge gemacht gegen die Magd hin und haſchte nun nach ihrer Hand.

„Was willſt denn noch?“ fragte die Hanai.

Das Weib verſicherte, es könne unmöglich vorüberfahren, ohne ihr das Glück zu ſagen, das ihr höchſt wahrſcheinlich bevorſtünde.

„Mir ein Glück?“ lachte die Magd, „wüßt' nit, zu was ich ein Glück thät brauchen, mir geht's eh gut. Dummheiten!“ Aber ſchon im nächſten Augenblick war ſie willfährig, man müſſe alles probieren auf der Welt.

„Sag mir halt wahr. Aber geſchwind, lang hab' ich nit Zeit.“

„Ho holt, alter Bär!“ ſchrie die Vagabundin dem Rotbärtigen zu, da blieb das Gefährte ganz ſtehen.

„Welche denn?“ fragte die Hanai, ihre Hände hebend.

„Biſt verheiratet, ſo iſt's die Rechte.“

Die Magd reichte die Linke.

An dieſer begann das Dörcherweib auf der innern Fläche nun die Linien zu betrachten.

„Es iſt eine deutliche Schrift,“ murmelte ſie dabei. „gegen den Zeigefinger neigt ſie ſich ſtark und zwieſelt ab,

zwieſelt zweimal ab. Nicht bald wird man eine ſolche Herzlinie ſehen!"

„Steht's 'leicht nit gut?" fragte die Magd nicht ganz ohne Spannung.

„Gott ja, häufig gut ſteht's, häufig gut," verſicherte das Weib mit haſtig hervorgefauchten Worten. „Das klein biſſel Verdruß da, das löſchen wir." Mit ihrer fleiſchigen Hand ſtrich ſie mehrmals darüber hin. „In Geldſachen wird's ſein. Du haſt wohl recht viel?"

„Geld hab' ich gar keins," lachte die Hanai.

„Dann iſt's die Liebe," ſagte die Vagabundin wichtigthueriſch. „Eine Kümmernis ſteht dir bevor. Dein Herzliebſter!"

„Na,. was iſt's mit denk?" fragte die Magd luſtig.

„In einer Gefahr iſt er."

Nun horchte die Hanai auf. „In einer Gefahr? In welcher Gefahr?"

„Kann ich nicht recht erkennen. Es lauft die Leberlinie dazwiſchen. Ein gutes Herz haſt du. Zweimal zwieſelt ſie ab. In kurzer Zeit wirſt du eine große Freude erleben."

„Was du alles weißt! Was denn für eine?"

„Vom Herzliebſten!"

„Wenn du ſchon alleweil vom Herzliebſten redeſt, ſo ſag mir doch auch einmal, wo er iſt, dieſer Herzliebſte?"

„Schau her da!" murmelte das Dörcherweib, dieweilen fuhr es mit dem Zeigefinger auf der Handfläche herum, wie es Leute machen, die beim Leſen die Zeilen mit dem Finger ſchieben, „ſchau her da, gerade auf die Daumenwurzel ſticht dieſe Linie. Er kann nicht weit von dir ſein. Mit ſeinen Gedanken bei dir."

„Ich möcht' nur wissen, wo er sonst ist?"

„Das ist im Nebel," antwortete die Vagabundin. „Da müssen wir einen Liebfrauenthaler darauf legen, daß es klarer wird."

„Ist schon recht", sagte die Hanai, „wenn ich nur wüßt', was ich dir jetzt schenken sollt'."

Das Weib tupfte mit dem Finger auf das rote Busentuch Hanais: „Das da. Für die Würmeln. Husch, 's ist schon kalt bei der Nacht."

— Ein gutes Herz, das stimmte. Die Magd zog rasch das Tuch von der Achsel und gab es der Bettlerin. Dann ging sie wieder zu ihrer Futterarbeit auf dem Wiesenrain.

— So ein Wahrsagen, dachte sie ins Gras hinein, ist doch auch zu etwas gut. Jetzt hat sie mein Tuch. Soll den Würmeln vergunnt sein. Gegen die Daumenwurzel sticht die Linie, und der Strolch ist nit zu finden. Auf der ganzen Hand nit. Wohin er sich denn verlaufen hat! Suchen ist er gegangen; jetzt kann man ihn suchen gehen. Das heißt, wer ihn haben will. Ich nicht, wegen meiner mag er umzeggern, wo er will. Die Franzosen thun ihm nichts, dem nit. So lang ist er schon lang nit mehr ausgeblieben. Daß er wo abgewalgen ist im Gebirg, und liegen geblieben! Dumm genug wär' er dazu. Den Hansel will er suchen! zum Lachen ist's. Ein kleines Kind das andre. Mein himmlischer Vater, wie ein Wickelkind, so notwendig braucht dieser Mensch wen, der auf ihn acht gibt. Manchmal thut's mir leid, daß ich ihm so scharf muß zusetzen. Wie ich vorher den Bettelwagen kommen seh, hab' ich heilig geglaubt, er ist drangespannt oder sitzt drin. Dann wollten wir's einmal gesehen haben, dann hätt' ich ihm wahrgesagt, und

schon auch mit der flachen Hand! Ei ja, vielleicht fahren wir alle noch einmal auf dem Vagabundenkarren. Wer weiß, wie es wird auf der Welt; es thut alleweil brandeln, mir will's gar nit gefallen. Wenn nur der Tonele da wär'! Heißt das, nit der Tonele, was geht mich der dalkete Bursch an! Der Hans, wenn er daheim wär'! Der Wirtin blutet 's Herz aus und sie sagt nichts. Daß er denn gar nit fürkommt, der Hansel! . . .

Solche Sachen dachte die Hanai ins grüne Gras hinein.

Aus der Hauptstadt und aus andern Gegenden des Landes kam mittlerweile eine gute Botschaft um die andre, es kamen die Leute zurück von den Schlachtfeldern und es kamen die Leute zurück aus den Verstecken. Selbst der Pfarrer von Sankt Jakob saß wieder auf der Pfründe und erzählte von seiner Gefangenschaft, bei welcher er auf das „Gehenktwerden" wartete, manch drolliges Stücklein. — So gut sei es ihm sein Lebtag nicht ergangen, als in diesen letzten Wochen. Der bayrische Oberst Hoisel sei ein wahrer Wüterich, der habe alle katholischen Priester, deren er habhaft werden konnte, zusammenfangen und in ein Kloster unterhalb Trient stecken lassen. Natürlich dreifach eingeschlossen und sechsfach bewacht. Und fast an jedem Abende sei der Oberst gekommen, um sich persönlich zu überzeugen, ob die strengen Maßregeln wohl auch scharf eingehalten würden. Mit seinem Schleppsäbel habe er einen höllischen Lärm geschlagen auf dem Steinpflaster, sein graues Auge habe er furchtbar wild umherrollen lassen, seinen martialischen Schnauzbart habe er mit beiden Händen nur so zornig auseinandergeworfen, dann habe er sich klirrend und polternd

zu den Gefangenen gesetzt und die halbe Nacht scharf mit ihnen gezecht. Landpfarrer wissen allerhand lustige Geschichtlein, der Oberst ließ sich erzählen und gröhlte vor Lachen, brachte dann auch selber eins ums andre vor, wobei er aber nicht selten die Leiter verlor und fast immer das Türmlein, das ist den Schlager, vergaß, so daß die armen Gefangenen nicht recht wußten, wann gelacht werden solle, bis er endlich doch allemal selber durch einen heiseren Lachschrei dazu das Zeichen gab. Dabei rauchte er aus plumper Pfeife ein elendes Kraut und alle mußten mitrauchen, was eine Begünstigung sein sollte, was aber die Gefangenen wie eine Verschärfung ihres Arrestes empfanden. Und eines Abends nach heißem Tage, als sie sich wieder so recht leidlich erquickten, teilte der Oberst den Priestern mit, daß Hoffnung sei auf baldige Erlösung. Es würde in der Armee nämlich der Befehl erwartet, daß alle Hochverräter, die hochwürdige Priesterschaft (damit verneigte er sich) natürlich voran, gehenkt werden sollen. Da hätten wohl die geistlichen Herren etwas unsicher dreingeguckt. Der Oberst Hoisel habe jedoch seine Grausamkeit noch gesteigert. Die geweihten Männer, habe er gesagt, kämen als Märtyrer ja vom Mund auf in den Himmel. Aber den verdienten sie gar nicht, sie guckten allzugern tief in den Krug, von den zwei Gottesgaben Sauerkraut und Rauchfleisch hätten sie das letztere verzehrt und das erstere großenteils stehen gelassen. Auch andre Geständnisse hätte er ihnen abgelauscht, kurz, er könne sie nicht für würdig erachten, den Märtyrertod zu sterben, und deshalb hätte er sie zusammenbringen lassen in die festen Klostermauern, damit ihnen später doch die Gelegenheit nicht benommen sei, sich zu bessern oder als alte, womöglich sehr

alte Sünder zu sterben. Die Gefangenen fanden, daß solches der beste Witz war, den der Oberst je gemacht. — Und als dann die Siege der Tiroler laut wurden, lachte der alte Haudegen sich in die Faust und bevor er selbst mit seinen Truppen abzog, verjagte er — wie einst Kaiser Josef, aber nur viel stürmischer — die Priester aus dem Kloster, ballte ihnen auf offener Straße die Faust nach und knurrte: „Pfaffen, ihr sollt noch an mich denken!“ Die also Verjagten kehrten auf ihre Pfarreien zurück und werden — so schloß der Pfarrer von Sankt Jakob seine Erzählung — den alten Obristen Hoisel mit seinen schlechten Witzen und seinem guten Herzen wohl in ihrem Leben nie vergessen.

Um die Zeit, als es anhub, zu herbsteln, kam aus Innsbruck ein zweiter Brief an Peter Mayr. Wieder war er vom Leibschreiber des Kommandanten von Tirol, und sein Inhalt lautete also:

„Lieber Kamerad!

„Wir sind von dem vielen Blutvergießen zwar ein wenig abgehärtet, wie Du Dir denken kannst, aber das Unglück mit Deinem Sohn ist uns doch zu Herzen gegangen, und der Kommandant hat auf der Stelle Befehl gegeben an alle Aemter und Patrouillen, nach dem Knaben zu forschen.

Daß Du jetzt nicht zu uns kommen willst, ist fürs erste ein Unding. Du hast die Not und Gefahr mit uns geteilt, Du solltest auch die Ehre mit uns haben. Denn Ehre gibt es hier in Ueberfluß, haben aber nicht viel Zeit dafür. Arbeiten müssen wir wie die O— hätte ich bald gesagt. Regierungsgeschäfte, und Du siehst ja, daß ich nur mehr per ‚wir‘ schreibe, wie die hohen Herren. Du solltest es

aber nur einmal sehen, wie die Herren Minister und anderem Höflinge in der Kaiserburg zwischen Gold, Marmor und Seide herumstapfen in ihren blodrigen Knielederhosen und Bergschuhen. Und wenn hoher Rat ist, da sitzen sie um dem grünen Tisch herum in ihren rupfenen Hemdärmeln, unterm Schnauzbart das Pfeifel; die Reden sind zwar bisweilen ein wenig ungefüg, aber im Grunde so klug wie bei dem Studierten. Haben sie Zeit, so wird Karten gespielt, gejodelt oder gerangelt, wobei gerade die Stärksten fallen, weil der glatte Boden, der schon viele Kratzer hat, so falsch ist. Ein paar sind, die wollen heim, wir brauchen sie aber. Es ist unglaublich, was die bayrische Wirtschaft überall angerichtet hat, viel wird's brauchen, bis wir wieder ganz in Ordnung sind. Der Anderl bleibt sich gleich, nicht bloß das Licht, auch die Nase putzt er sich noch mit der Hand. Des Abends sitzen wir auf Holzstühlen beisammen, die der Hofer aus dem Gasthause hat holen lassen, weil die pfühligen Samtsessel nicht zu brauchen sind; plaudern von dem und dem, erzählen uns Geistergeschichten und eh wir schlafen gehen, wird der Rosenkranz gebetet oder ein geistliches Lied gesungen, wobei Gott wahrscheinlich nicht so sehr auf die Stimme als auf die Meinung achtet. Den Kommandanten wollte man in eine österreichische Generalsuniform stecken, er ist aber aus seinem Leder nicht herauszukriegen. Er geht ins Wirtshaus essen und sein ganzer Hofstaat kostet dem Land des Tages keinen ganzen Gulden. Das Regieren aber kann er Dir, daß es eine Freude ist und wirst wohl auch schon einen ‚Sandwirtzwanziger' gesehen haben. Der Hofer sagt, das wären Dummheiten, er wolle nicht sein Bild, sondern den Kaiseradler drauf haben. Alle Angelegenheiten

kommen geradeswegs zu ihm, er braucht nicht viel Umzieherei und Schreiberei, thut's kurz ab. Gestreng ist er gegen Liederlichkeit und Vergnügungssucht, die in der Stadt einreißen will, und die Innsbrucker schimpfen schon über die ‚Roßhändlerdynastie'; sie dürfen nicht Theater spielen und keine Bälle abhalten; der Hofer sagt, für so was wäre jetzt kein Wetter; gescheiter brav arbeiten und sparen und fleißig beten. Kann wohl sein, daß er recht hat. Alte österreichische Beamte, die noch da herumsitzen, möchten auch gern spotten über den ‚Roßhändlerkönig', trauen sich aber nicht recht. Kritisieren ist halt leichter, wie selber machen.

Muß Dir auch schreiben, daß jetzt meine Eltern aus dem Oetzthale, wo sie sich kümmerlich aufgehalten, heimgekehrt sind auf ihr angestammtes Bürgerhaus in Innsbruck, so daß ich wieder meine Lieben und mein altes Heim habe. Alle kommen jetzt wieder zurück, auch solche, die uns in der Not verlassen haben und nach Kärnten, Steiermark und Wien gegangen sind, um, wie sie sagten, nachzuschauen, ob nicht endlich die Oesterreicher schon bald erscheinen. Jetzt, weil's uns gut geht, finden sie ihr Heimatland accurat wieder an. Die Oesterreicher sind nun wirklich gekommen. Zwei seidene Herren in einem schönen Wagen! Sie haben dem Hofer eine goldene Kette gebracht, zum Umhängen. Der Kaiser Franz hat sie geschickt. Aber nichts weiter dazu sagen lassen, was Oesterreich in Zukunft mit uns thun will. Kein Wörtel. Der Hofer ist daher über das Geschenk eher verstimmt als erfreut und fragt: ‚Wo will das hinaus?' Es gibt auch Leute, die ihm schlechten Rat geben und sagen: den Oesterreichern scheine an Tirol nicht mehr viel zu liegen, so sollten wir die Lostrennung doch bewilligen und den

Hofer zum erblichen Fürsten des Landes machen. Derlei Reden können ihn schauderhaft wild machen, also sagte er gestern: ‚Der Kaiser Franz kann schlecht berichtet sein, aber gern hat er uns und verlassen thut er uns nit, und wenn mir noch einer vom Lostrennen redet, so laß ich ihn niederschießen!‘ — Wir hoffen immer, die Verwaltung recht bald in die Hände Oesterreichs zurücklegen zu können, daß jeder wieder kann heimkehren an seinen Herd und als friedlicher Bürger leben. Immer einmal, wenn ich ins Nachdenken komme, wird mir aber doch ein bissel bang.

Ein andres Mal mehr. Bishin ade, ihr herzlieben Leute bei einander, haltet in gutem Andenken euern

Josef Dörninger,
Leibschreiber des Kommandanten
von Tirol.“

Die Neuigkeit wißt ihr nicht?!

Der kleine schwarze Mann war immer noch zu sehen in und um Brixen; es gab auch gar keine Eile, nach Bruneck heimzukehren, die Steuerämter hatten in diesen Tagen seltsam wenig zu thun. Um so wichtiger konnte seine Gegenwart im Thale des Eisack sein.

An einem Sonntagmorgen, als der Mahrwirt hinaufging zur Jakobskirche, schloß Kulber sich ihm an und fragte: „Hast du gehört, was sie dem bayrischen Rentmeister zu Hall angethan haben?“

„Von Hall her ist ein weiter Weg,“ sagte Peter.

„Du weißt es nicht. Dieser saubere Rentmeister hat früher alleweil herumgeschrieen: die Tiroler, wenn sie die Wohlthaten der bayrischen Regierung nicht wollten erkennen, wären Rinder und würden noch Heu fressen."

„Heu fressen thut der Tiroler nicht," entgegnete Peter gelassen.

„Aber der Bayer frißt's!" lachte Kulber und klatschte in die Hände. „Den besagten Rentmeister haben sie vorige Woche in einen Stall eingesperrt, neben einem Esel an den Trog gebunden und Heu vorgeschüttet."

„Kein schlechter Spaß," meinte der Mahrwirt.

„Spaß ist's aber gar keiner," rief der Steuereinnehmer „spaßen thun wir mit denen Bayern nicht. Er that mit der Zeit auch recht schön bitten, der Herr Rentmeister, bis ihm ein mitleidiger Stallknecht das Heu mit Essig und Oel zubereitet hat."

„Da muß er lange an der Kette gewesen sein."

„Vielleicht noch alleweil nicht so lange, als ihr ehrwürdigen Oberhäupter die fünf Bayern mästet im oberen Stadtkeller." Also Kulber. Der Mahrwirt schwieg.

„Sage mir, Mayr," fuhr der Schwarze fort, „was denkst du denn?"

„Beim Heutrog!"

„Zieh nicht um. Du weißt recht gut, von wem die Rede ist. Man muß ein Merks aufstecken. Die fünf gefangenen Bayern, was wollen wir mit ihnen anfangen?"

„Auslassen und heimjagen," antwortete Peter.

Kulber blieb stehen, schaute den Wirt an und sagte ganz weich: „Bist nit gescheit, Wirt. Auslassen! Heimjagen, als ob's ein paar hungrige Aepfeldiebe wären!" Da Peter

weiter wollte, faßte ihn Kulber am Jackenflügel: „Auf ein Wort, Peter! Eine Freude wirst du den Leuten doch gönnen als Genugthuung für die unerhörten Opfer, die das Land wegen dieser gottverdammten Bayern gebracht hat. Eine Freude, eine einzige! — Nein, Mahrwirt, ausliefern werden wir diese Gefangenen nicht; wollen mit ihnen auch nichts einlösen, wir werden auch so alles kriegen."

„Vielleicht wäre doch ein braver Tiroler dafür zu haben."

„Wir werden auch so alles kriegen, ich sage dir's."

„Also was soll man mit ihnen anfangen?"

Kulber sagte darauf nichts, fuhr sich aber mit der linken Hand rasch um den Hals. Peter that, als ob er nicht verstände, entblößte das Haupt, wischte sich das Haar glatt über die Stirn herab, machte mit dem Daumen das Kreuz und trat in die Kirche. Auch Kulber trat ein und stellte sich nahe dem Hochaltare auf.

Der Mahrwirt konnte aber heute nicht beten, und fast mitten im Hochamte langte er vom Nagel den Hut und sich hinter andre duckend schlich er hinaus. Geradeswegs nach Brixen eilte er zum Kreuzwirt, bei dem mehrere der Aeltesten und Führer in dieser Zeit fast immer beisammen waren. „Ist denn schon wieder Unruhe!" rief der Kreuzwirt dem Erregten entgegen. „Der Brand ist doch gelöscht!"

„Ja, er ist gelöscht," meinte der Mahrwirt, „aber das Zündeln muß aufhören, sonst gibt's doch noch ein Unglück."

„Wie ist das zu verstehen, Peter?"

„Ist der Feind geschlagen, so wollen wir keinen Haß mehr züchten, wollen Frieden haben. Die Gefangenen, ich meine, daß wir sie heimschicken."

„Wirst ihnen auch Bedeckung mitgeben müssen, sonst werden sie unterwegs erschlagen," sagte der Griesacher.

„Ist schon gesorgt," sprach der Mahrwirt, „Tiroler Bauerngewand sollen sie anziehen, wird ihnen nichts geschehen."

Damit zeigten sie sich einverstanden. Und also gingen sie, während das Volk noch beim Gottesdienste war, mit Bedeckung hinauf in den Stadtkeller.

Die fünf gefangenen Soldaten sahen nicht eben sehr verhungert aus, nur ihr Bart, blond und rot, wucherte grauenhaft auf den gutmütigen deutschen Gesichtern. Sie hatten sich weislich eingeteilt in die Pflichten und Rechte des Hauses. Der eine war Ordner, welcher am Morgen die Strohsäcke in Richtigkeit zu bringen hatte; der andre war Speisewart, der die gebrachte Krautsuppe und die Löffel in Bereitschaft zu stellen hatte: der dritte war Unterhaltungsmeister, der mit Geschichten, Späßen, Rätseln und Gesellschaftsspielen die Zeit zu vertreiben hatte; der vierte mußte Kalender sein, das heißt aufpassen, wieviel Tage und Wochen sie saßen und wann Sonntag war. Denn an diesem Tage, das hatten sie sich vorgenommen, wollten sie nicht fluchen. Nun war es aber merkwürdig, daß im Kotter die Woche keinen Sonntag hatte. Zum Trost meinte aber der Kalender: Gott würde als gescheiter Mann zwischen Fluchen und Beten hoffentlich keinen großen Unterschied machen, das Fluchen sei eben das Gebet der Fuhrleute und Soldaten. Der fünfte endlich hatte an jedem Morgen und auch tagsüber Verrichtungen zu besorgen, die nicht in solcher Art vorkämen, wenn der Mensch frei umherlaufen dürfte.

Man sagt, die Bayern hätten sich in ihrem Kerker so

ſchlecht nicht unterhalten; man hörte, wie ſie Vierzeilige ſangen — ſie haben draußen an der Iſar und am Lech ja genau dieſelben, wie hier am Inn und Eiſack — man hörte, wie ſie zum Singen mit ihren Fäuſten auf den leeren Fäſſern Takt ſchlugen. Daß dieſe Fäſſer einen gar ſo ſchönen tiefen Ton gaben, war ihr Leidweſen, und das war die einzige Grauſamkeit der Tiroler, daß ſie den Bayern leere Bierfäſſer vor Augen geſtellt hatten. Um ſo väterlicher wollte man für ihr Seelenheil ſorgen. Ein Gebet- und Erbauungsbuch hatte man ihnen gegeben, damit wußten die Gefangenen aber nichts Rechtes anzufangen, bis einer, wahrſcheinlich der Unterhaltungsmeiſter, auf den Gedanken kam, das Buch in loſe Blätter auseinander zu thun und mit Kohlenmerkungen Spielkarten daraus zu machen. Alſo litten ſie inſofern keine Seelennot. Auch jetzt hockten ſie eben beiſammen um ein aufgeſtülptes Faß und machten ein Spielchen.

Die Männer traten ein und ſchauten finſter auf dieſen Zeitvertreib.

„Iſt das euer Gottesdienſt?“ fragte der Griesacher.

„Iſt heut am Ende Sonntag?“ riefen die Bayern und ſchleuderten die Karten entſetzt von ſich. „Wie ſich der Chriſtenmenſch irren kann im Kotter, du verdammtes Zeug!“

„Laßt es gut ſein,“ ſagte der Griesacher. „Euch iſt für eure Gottloſigkeit kein Tag zu gut und keiner zu ſchlecht.“

Der Ernſt, mit welchem die Männer daſtanden, ſchien den Gefangenen ein wenig unheimlich, ſie ſchwiegen daher. Da trat der kernige Kreuzwirt vor und ſprach leiſe und langſam zu den Gefangenen: „Wenn es jetzt zum Sterben wäre!“

Diese Ansprache konnte die unheimliche Stimmung nicht vermindern. Ein paar waren aufgesprungen und hatten bleiche Gesichter bekommen.

Der Mahrwirt stellte sich hin und sprach: „Ihr werdet es wissen, wie eure Landes- und Kriegsgenossen haben gewirtschaftet in Tirol. Ihr werdet wohl selber nicht viel Gutes erwarten bei uns. Schon manchen Feind hat dieses Land gesehen, aber wie ihr Bayern, so hat's keiner getrieben."

Aus den fünfen traten jetzt zwei flachshaarige Recken hervor und einer davon sprach mit feiner, hastiger Stimme: „Herr Jesses, wir sind Sie doch keine Bayern nicht, hören Se doch, Gutester, wir zweie sind aus dem Sachsenland. Wenn Se mal nach Dräsden kommen, sa haben Se doch die Güte und fragen gefälligst nach dem Böttchermeister Herrn Gotthold Gräse, Friedrichsstraße, die Ecke links, zwei Treppen hoch. Jedes Kind kann's Ihnen sagen, und der da, mein lieber Kamerad —"

„Ihr seid Sachsen!" unterbrach ihn Peter der Mahrwirt, „dann möcht' ich doch wissen, was euch Tirol angeht? Was haben euch Sachsen die Tiroler gethan, daß ihr mit unsrem grimmigsten Feind im Bunde über uns hereinbrecht? — Schweigt! — Und geht jetzt. Geht alle miteinander und erzählet daheim von dem wilden Volk der Berge, dem ihr alles habt zerstören und ausrotten wollen, was es seit Urzeiten her an Ehr' und Eigen besessen. Dieses Volkes Gefangene seid ihr gewesen in jenen Tagen, während anderswo in demselben Lande eure Genossen unerhörte Grausamkeiten haben verübt. Und die Tiroler haben euch nicht hinaus geführt, nicht auf die höchsten Bäume ihrer Wälder geknüpft, nein, sie haben euch freigegeben und Schutz gewährt zur

Heimkehr. — Das einfache Kleid desselben Volkes, welches ihr so hart habt verfolgt, soll euch sicher machen. In ein paar Stunden wird das Gewand da sein und heute abend, wenn es finster wird, soll das Thor offen stehen. Wir wollen im Frieden scheiden, wollen euch zum Abschied noch einen Rat geben: denket an eure Vorfahren und lasset euch von dem korsischen Bösewicht nicht mehr wie Hunde hetzen gegen euren eigenen Stammen. Jetzt sind wir fertig, behüt' euch Gott!"

So hatte der Mahrwirt gesprochen und dann waren die Männer, ernsthaft wie sie gekommen, ihres Weges gegangen, wohl hinter sich noch einmal das Thor verschließend.

„Das vom eigenen Stammen hätteſt nicht sagen sollen," bemerkte unterwegs der Kreuzwirt zum Peter, „mag wohl in der Neuzeitung so stehen, aber wahr ist's nit und die Bayern und die Tiroler sind nimmermehr eines Stammens."

„Eines Stammens wären sie beiläufig schon," sagte jetzt der Rampesbauer, „aber eines Sinnes sind sie nicht. Ich höre, daß die Bayern sogar auch den katholischen Glauben haben sollen."

„O Narr!" rief der Griesacher, „Glauben hin, Glauben her! Der Bonaparte hat auch den katholischen Glauben und sperrt doch den Papst ein und schlachtet doch die Völker ab. Der Glauben ohne die Werke ist tot und der Bruderstamm ohne Brudersinn ist ein Unsinn — Gott verzeih' mir's!"

„Leute," mahnte nun der Mahrwirt, „thut jetzt nicht so viel reden und denkt nach, was zu thun ist. Mir kommt's schon wieder nicht recht für."

Die Gefangenen sind an demselben Abende davongeschlichen, auf einsamsten, unwirtlichsten Wegen ihrem fernen

Vaterlande zu. Ob sie alle es glücklich erreicht haben, das kann nicht gesagt werden, denn es hat sich weiter niemand um sie gekümmert. Nur Kulber hatte an der „Flucht" der Bayern etwas wie Hochverrat finden wollen. Es war aber keine Zeit, diesem Ereignisse nachzuhängen, es gab andres zu thun. Eines Tages, während Kulber wachsam auf Gassen und Straßen war, stets auslauernd, ob nicht endlich öſterreichisches Militär angerückt käme, versammelten sich die Aeltesten im Domhofe, gleichsam um den mächtigen Schutzherrn, den himmlischen Vater.

„Es wird etwas kommen und wir müssen Gott bitten, um seinen Beistand," meinte der Rampesbauer.

Darauf antwortete ein Domherr: „Bevor wir ihn bitten für das Künftige, geziemt es sich, daß wir ihm danken für das Vergangene."

Und nun wurde beschlossen, ein großes Kirchenfest zu begehen. Dasselbe solle stattfinden am Tage der Heiligen; ein Dankfest für die Befreiung des Landes aus verhaßter Knechtschaft der Bayern. Ein hochfeierlicher Gottesdienst solle abgehalten werden mit dem größten Glanze, den Kirche und Volk vermögen. Alle Glocken, die mitgeschrieen hatten zum Aufruhr, sollen nun in weihevollen Friedenstönen klingen; alle Fahnen, die den Streitern vorausgegangen und von Kugeln durchbohrt worden waren, sollen nun über den Häuptern der betenden Scharen wehen, und das Pulver, welches noch übriggeblieben war, solle nun aus Mörsern und aus Böllern krachen.

„Das Pulver sollen wir nicht verpuffen!" sagte der Mahrwirt. Da schauten ihn mehrere so von der Seite an. Verpuffen nennt er das, wenn es zur größeren Ehre Gottes soll krachen! — Der schier frohgestimmten Männer Fest-

plan lautete weiter: Der Hauptort des Festes, obzwar es im ganzen Lande stattfindet, soll Brixen sein, die Bischofsstadt. Sie soll in ihren Blumen und Fahnen zu schönen sein wie ein ungeheurer Rosenstrauß voller Bänder. Der weite Weg, den die Prozession nimmt, soll hin und hin mit frischen Fichtenbrettern belegt werden. An beiden Seiten endlose Reihen der in die Erde gesteckten Tannen- und Lärchenwipfel, mit ihrem Harzdufte die Luft würzend. An verschiedenen Stellen der Matten und Felder sollen hohe Altäre errichtet werden, mit Statuen und Gemälden, mit Teppichen und Vorhängen, mit zahlreichen Lichtern und alles umschlingenden Kränzen, und der Platz um je einen Altar soll ein Meer von Rosen sein, die der Süden noch liefert in späten Tagen. Der Fürstbischof wird auf solchem Wege das Allerheiligste tragen von Altar zu Altar und an denselben aufstellen, daß das Volk davor knie und bete. Gesang und Musik soll erklingen im ganzen Thale und alles soll freudig, freudig, freudig sein. Und auch der darauffolgende Allerseelentag soll zu einem Ruhmesfeste werden für die gefallenen Helden. Da sollen auf den Hochzinnen der Berge große Weihefeuer brennen, und jeder soll über den Gräbern fröhlich sein in Gott, und keiner soll im Lande darben oder ungetröstet sein an diesem Tage. Wie man einst die zum Aufstande rufenden Kreuthzeichen hinabrinnen ließ auf dem Eisack, so sollen am Allerseelentage auf bekränzten Schifflein Pechkunten und flimmernde Ampeln dahinwallen zur nächtlichen Stunde, auf daß gleich den Menschen Feuer und Wasser Gott lobe.

Jeder der Männer schlug etwas Besonderes vor für das Fest. Der Steuler kam sogar mit dem auf offenem

Markte gebratenen Ochsen und mit der am Marktbrunnen sprudelnden Weinquelle. Die alten Adelsgeschlechter Tirols hätten es auch so gehalten bei besonders festlichen Anlässen, aber ein solcher Anlaß, ein solch grenzenlos freudiger Anlaß, wie diesmal, sei noch gar nie gewesen.

Die Festplanmacher wurden ein wenig unterbrochen. Während draußen ein Bote rasch vorbeiritt, rief zum offenen Fenster plötzlich eine schrille Stimme herein, ob sie nicht schon bald fertig wären mit ihrem Dank- und Jubelfeiertag? Wenn ja, dann würde ein andrer kommen und ums Wort bitten. Der schwarze Steuereinnehmer war's, welcher mit ausgespreizten Beinen, die Arme auf dem Rücken, da draußen auf dem Sande stand und mit einem merkwürdig verzerrten Gesichte zum Fenster heraufsah.

„Ihr seid ja Stümper im Festmachen!" rief Kulber. „Das muß höher hergehen! Den Schiern oder den Ortler, aber so einen wollen wir an der steilsten, weitausblickenden Seite glatt schleifen, daß er vom Fuße bis zum Gipfel wie eine Marmorwand ist. Und wisset, was wir auf diese Marmorwand schreiben? Auf diese Wand wollen wir mit goldenen Buchstaben, deren einer tausend Klafter hoch ist, den heiligen Namen Napoleon schreiben!"

Die Festräte im Saal schauten einander an. Was soll denn das bedeuten? Hat er den Verstand verloren?

Da kam Kulber schon die Stufen herauf und zur Thür herein. Immer noch die Hände hinter dem Rücken und den breiten Hut auf dem Haupte, so trat er ein. Keinen grüßte er, auch nicht den anwesenden Fürstbischof. Sein Antlitz war fahl, ganz unheimlich loderte sein kleines Auge.

„Die Neuigkeit!“ ſtieß er mühſam wie in einem Lungenkrampf heraus, „die Neuigkeit wißt ihr nicht!“

„Neuigkeit? Was für eine Neuigkeit?“

„Frieden!“ rief Kulber.

„Gottlob!“ ſagte der Fürſtbiſchof.

Kulber zog die Hand mit einem Verordnungsblatte vom Rücken: — „Friedensſchluß!“

„Endlich!“

„Zwiſchen Oeſterreich und Bayern!“

„Gott, der Allmächtige ſei gelobt!“ ſagten mehrere der Männer und ſchlugen die Hände zuſammen. „So iſt die Zeit der Prüfung vorüber. Vivat unſer Kaiſer Franz!“

Der ſchwarze Steuereinzieher ſchrie nicht mit. Starr wie ein Baumſtrunk, den das Feuer des Blitzes übriggelaſſen, ſtand er mitten im Saale. Und als es ruhiger geworden war, ſagte er ganz gelaſſen und faſt leiſe: „Tirol iſt von Oeſterreich auf ewige Zeiten an Bayern abgetreten!“

Jetzt horchten ſie hin, was er da ſage.

Kulber las vom Blatte: „Im Namen Seiner Majeſtät des Kaiſers Franz des Erſten von Oeſterreich und im Namen Seiner Majeſtät des Königs Maximilian Joſef des Erſten von Bayern: Tirol iſt von Oeſterreich auf ewige Zeiten an Bayern abgetreten.“

Die Männer, welche noch geſeſſen, erhoben ſich langſam Starr, ſprachlos, totenblaß wie aufrechte Leichen, ſo ſtanden ſie da. — — — Peter der Mahrwirt wankte endlich tappend gegen ein Fenſter, als ſtrebe er nach Halt, nach Luft, nach Licht. Denn dunkel ward es, ein Gewirre von Funken kreiſte vor ſeinen Augen.

Zweiter Teil.

Unrecht leiden iſt ſündig.

„Gut iſt's,“ ſagte der Totengräber und warf die letzten Schaufeln Erde auf ein Grab. „Da drinnen ſteckt wieder einer. Mehr Leute als Regenwürmer — unter dieſem Raſen. Und was für Leute! Lauter junge, ſtarke Männer. Stark, wohl, ſtark! Jetzt ſchon gar, jetzt kann ihnen der Bonaparte nicht mehr an. Aber ſchade iſt's um die ſchönen Leut'! Jeden Tag einer, der draufgeht an der Bleſſur. Als ob ſie vergiftet wären, dieſe welſchen Bleikugelbeſtien. Wer weiß es! Kann's nit wiſſen. Und alles wegen dieſem gottvermaledeiten Landkrieg. Soll ihnen's laſſen, den Bayern, dieſes Tirol, iſt eh ſchon ein alter Scherben, wo droben und drunten ein Trum fehlt. Sollen ſich ſattfreſſen an den Steinfelskuödeln, die überall umeinand liegen, daß eh nichts Rechtes mehr wachſen will. Wegen ſo einer Bergkrippen da Leut' umbringen! Iſt mir auch das dümmſte. — So, 's letzte Liebstatſcherl drauf! So!“ Dabei klatſchte er mit der flachen Schaufel ein paarmal auf den Erdhügel.

Hinter dem Kirchhofzaun lehnte ein alter Hirt. Auf dem Rücken ein Bündel, im Ellbogenwinkel einen langen Stab, im Munde eine kurze Pfeife, die längſt nicht mehr

zu brennen ſchien und nur aus Vergeßlichkeit drin ſtecken geblieben war. Um den ſehr breitkrempigen Hut hatte er einen bauſchigen Kranz aus blauem Enzian und andern Alpenkräutern gewunden, denn er war eben beim Heimtriebe ſeiner Herde von der Alm. Die buntſcheckigen Rinder trotteten mit ihren Blechglocken ruhig wegshin. Der Hirt hatte ſich mit der Bruſt an den Zaun gelehnt, um zu fragen, wen der Totengräber wieder in die Wiegen Gottes gelegt habe.

Als Antwort gab der Schaufler die obigen Worte, die aber keine Antwort waren.

„Biſt du denn kein Tiroler?“ fragte der alte Hirt.

„Ich? Wieſo? Wer denn ſonſt?“

„Weil du den Bayern unſre Steinknödeln laſſen willſt, und den ganzen alten Scherben Tirol.“

„Geht mir weg,“ ſchnarrte der Totengräber. „Es hat uns auch bei den Bayern nichts gefehlt. Mehr Geld, wie unter den Oeſterreichern!“

„Vielleicht für dich. Weil ſie mehr Leut' umgebracht haben.“

„Wenn uns die Bayern ſo gern haben, und die Oeſterreicher mögen uns nit.“

„Wer ſagt denn das!“

„Haben ſie uns nit im Stich gelaſſen? Haben wir nit alles allein machen müſſen? Und wie wir alles haben gemacht gehabt, haben ſie uns verſchenkt. Und ſolchen Leuten ſollen wir uns an die Rockſchöſſeln hängen? Ich ſag' allweil nur, s' iſt ſchad' um die Leut'.“

„Laß nur Zeit, die Oeſterreicher werden uns ja zu Hilf' kommen. Hab' erſt wieder gehört, daß der Kaiſerer ſchon ſechsſpannig durchs Puſterthal herabfährt.“

„Ja mit ſechs Schnecken leicht! Zu Brunek ſind ſie

ſchon geweſen, dort haben ſie die Kaſſen mitgehen laſſen und ſind wieder umgekehrt."

„Geh, geh," verwies der Hirt, „es wird nit alles ſo ſein, wie du dir denkſt. Es wird viel geredet, was nit wahr iſt, und daß wir alles glauben, das iſt ja unſer Unglück."

„Menſch, du wirſt mir den Zaun noch niederdrucken mit deiner Stierbruſt!" ſchnauzte der Totengräber. „Du, der juſt vom Gebirg kommt, wirſt es gewiß beſſer wiſſen. Iſt wohl auch nit wahr, daß die Bayern wieder da ſind und alleweil ihrer noch mehr anrucken in die Aemter herein, in die Schlöſſer und Klöſter; iſt wohl auch nit wahr, daß Innsbruck ſchon wieder bayriſch und franzöſiſch iſt! Gelt, Almjodel, daß iſt alles nit wahr!"

„Leider Gottes, daß es wahr iſt!"

„Iſt ja gar nit wahr, daß unſre Führer und Schützen alle verjagt ſind; daß der Landeskommandant ſich hat flüchten müſſen, ich glaube, gar ins Eisgebirg' hinauf, und der Speckbacher auch, und die andern, und daß dem Sandwirt ſein Kopf beſſer bezahlt wird, wie zwei Paar Pinsgauer Hengſte, wer ihn bringt, auf dem Rumpf oder im Sack, iſt alles eins. Na, na, iſt ja nit wahr."

Eine höhniſche Gebärde, dann ſtieß er die Schaufel in den Boden, daß ſie aufrecht ſtehen blieb, hernach nahm er vom Rückengurt herüber den Tabaksbeutel und ſteckte ſich daraus einen Knaſten in den Mund.

„Hörſt, Totengräber, unterhaltlich iſt's bei dir nit," ſagte der Hirt völlig kleinlaut. „Nit weil du Leut' eingrabſt, wohl aber, weil du Tirol eingrabſt."

„Ich Tirol eingraben? Was du ſpaßig daherredeſt!"

„Wenn du verzweifelſt, das iſt ſo viel als eingraben.

Daß der Feind wieder kommt mit Haufen, ſieht man freilich wohl. Daß die Helden auf der Flucht ſind, hört man. Aber ſchrecken thut uns das ſchon lang nit! Was du vorch geſagt haſt, iſt doch verlogen, der Tiroler laßt ſich nit verſchenken und nit verſchachern. Wir wehren uns, mein Lieber!"

„Noch einmal?"

„Noch einmal. Brauchen uns andre nit, um ſo beſſer — ſo gehören wir uns ſelber. Wir nehmen uns ſelber wieder zurück, paß einmal auf! Das erſtemal haben wir ſie hinausgejagt, aber jetzt, wenn's wieder losgeht, jetzt kriegſt alle du, alle! Siebenundſechzig Jahre hab' ich auf dem Buckel, mein Lieber, aber ich thu' auch mit. Den Stutzen kann ich noch tragen."

„Thu du, was du willſt," entgegnete der Gräber, „ob Oeſterreicher, ob Bayer, am Ende gehört ihr doch mir — alle miteinander." —

Wie dieſer Totengräber und dieſer Hirt, ſo war nun, nach dem unſeligen Friedensſchluſſe, ganz Tirol uneinig. Es ſtanden zwei Parteien gegeneinander: die Totengräberpartei, die ſich dumpf und ſtumpf fügen wollte, und die Hirtenpartei, die bereit war zu neuem Kampf bis auf den letzten Blutstropfen. Dieſe Partei war anfangs die kleinere geweſen, wuchs nun aber Tag für Tag. Die zu ihr gehörigen arbeiteten ohne Unterlaß, aber heimlich. Während ſie ſich für den Tag äußerlich zu fügen ſchienen, während ſogar von den Kanzeln überlaut die Unterthanenpflicht gegen die „rechtmäßige Regierung" gepredigt wurde, kochte in den Herzen ein wütender Mut, der ſich nur ſchwer bändigen ließ.

Raſtlos war Kalber. In den Bergwirtshäuſern machte

er die Bauernburſchen betrunken und warb ſie zu Landesverteidigern. Er bildete ſich heimlich eine Garde, er verſtand es, überall Waffen und andere Kriegsgeräte vorzubereiten und ſein erſtes wie ſein letztes Wort war: Oeſterreich will es! Oeſterreich kommt uns zu Hilfe.

Mittlerweile fluteten in Nordtirol zu allen Päſſen Feinde herein, mehr und immer mehr und allerorts wurde von Amts wegen nach den „Rebellen“ gefahndet. Im Innthale hatte man ein paar Bauernführer bereits ergriffen, die waren ſofort kriegsrechtlich erſchoſſen worden. Von Speckbacher erzählte man, daß er ſich in einer Felſenhöhle der Zillerthaler Alpen verſteckt halte; Hofers Spur war eine Zeit lang ganz verloren, dann hörte man, er halte ſich im Oetzthaler Hochgebirge auf. Von Haſpinger, Dörninger und andern wußte man gar nichts. Waren ſie auf der Flucht? Oder in Gefangenſchaft? Oder tot?

Der Kreuzwirt von Brixen, der Kampesbauer, der Grieſacher machten ſich in dieſer Zeit viel auf ihren Namen zu thun, obſchon es da oben winterlich zu werden begann. Auch dem Mahrwirt legte man nahe, nicht in ſeinem weitberufenen Hauſe an der Straße ſitzen zu bleiben, ſondern einſtweilen eine entlegenere Gegend aufzuſuchen.

„Warum denn?“ hatte Peter auf ſolchen Vorſchlag geantwortet. „Ich habe nichts Unrechtes gethan. So lang der offene Krieg war, hab' ich mich gewehrt, und wenn Fried' iſt, ſo werde auch ich Fried' geben. Was geſchehen iſt, bedauere ich und des Kaiſers Willen achte ich jetzt wie vorher. Will mich um die Weltſhändel weiter nicht mehr kümmern.“

„Aber ſie werden ſich um dich kümmern, mein Lieber!“

gab der vorſichtige Nachbar zu bedenken, „ſie werden dich niederlegen!“

„Meinetwegen,“ brauſte Peter auf, „gibt's kein Tirol mehr, braucht's auch keinen Tiroler.“

Eines Tages, als ſie gerade beim Mittagsmahl ſaßen im Mahrwirtshauſe, der Peter, ſein Weib und die kleine Marianna, trat Kulber ein.

„Rauchfleiſch und Pienten, wenn du magſt!“ Mit dieſen Worten lud Peter den Ankömmling ein und rückte ihm am Tiſche einen Platz.

„Schön Dank,“ ſagte Kulber, „wie man jetzt noch ans Eſſen denken kann, verſtehe ich nicht.“

„Mein Gott!“ verſetzte Frau Notburga. „was will man denn machen! Eſſen muß der Menſch ja doch was.“

„Ich habe keinen Appetit,“ murmelte der ſchwarze Steuereinnehmer. „Eine ſolche Veränderung in kurzer Zeit!“

„Wirſt wohl doch nicht geglaubt haben, daß die Bauern ſitzen bleiben werden in der Innsbruder Kaiſerburg?“ ſprach Peter, ein Stück Pienten aus der Schüſſel ſtechend.

„Aber daß ſie vor einer Lüge davonlaufen!“ ſchrie Kulber. „Oder glaubſt auch du's, daß der Frieden geſchloſſen iſt, daß wir Tiroler von Oeſterreich den Bayern zugeworfen ſind?“

Peter legte die Gabel aus der Hand und entgegnete leiſe: „Kulber, du haſt es ja ſelber geſagt.“

„Vom Papier habe ich's geleſen und die Bayern haben es hinaufgedruckt und es iſt alles falſch!“

„Haſt du nicht geſehen, daß auch in der Stadt drin die kaiſerliche Kundmachung angeſchlagen iſt?“

„Auch gefälſcht. Alles erlogen! erlogen! erlogen! Hölliſch verraten ſind wir, mein lieber Mahrwirt!“

Peter ſchob den Holzlöffel von ſich, nun war auch ihm der Appetit vergangen.

„Jetzt heißt's noch einmal dran, auf Leben und Sterben!“ ſagte Kulber.

Der Mahrwirt verdeckte ſein Geſicht mit beiden Händen: „O Gott im Himmel, was ſind das für Zeiten!“

„Peter, ich bin um dich da!“

„Laß mich in Fried,“ antwortete der Wirt und wendete ſich ab. „Ich will nichts mehr hören und ſehen davon. Das ſchreckliche Brennen und Morden! Jeſus, Maria! Lieber alles Unrecht leiden, als noch einmal anfangen.“

Kulber ſchwieg ein Weilchen, dann legte er dem Mahrwirt die Hand auf die Achſel: „Peter, ich kenne dich gar nicht mehr. Unrecht leiden! Weißt du, Kamerad, Unrecht leiden iſt ſündig! Unrecht muß man tapfer zurückſchlagen, und wenn man gleich dabei ſelber zu Grunde geht. — Wir müſſen aufſtehen, und du mußt voran, Peter!“

„Nein!“ ſchrie der Wirt und ſprang auf.

„Du mußt voran,“ wiederholte Kulber gelaſſen. „Da hilft dir nichts, du biſt der Mann dazu. Du haſt das Herz und du haſt das Vertrauen. Auf deinen Ruf ſtehen in ein paar Tagen tauſend Schützen da. Alſo Mahrwirt, ſei ein Tiroler!“

Peter ſtand ſchweigend da. — Unrecht leiden iſt ſündig! Ein Tiroler! — — Der Mahrwirt hob ſchon ſeine Hand. In demſelben Augenblicke ſtieß die kleine Marianna einen gellenden Schrei aus.

„Kind, was iſt dir, was iſt dir!“ fuhr die Mutter auf.

„Der Schuß!“ ſchrie das Mädchen.

„Der Schuß? Was für ein Schuß? Was kommt dir vor, Marianna?“

Das Kind ſtrebte dem Vater zu, umſchlang mit beiden Armen ſeinen Hals, barg das blonde Köpflein an ſeiner Bruſt und ſchluchzte: „Vater, bleib bei uns!“

„Es geht ihr nicht anders als uns,“ ſagte Frau Notburga, „das viele Schießen alleweil hat uns ganz ſchreckig gemacht.“

„Alſo!“ drängte Kulber mit der noch immer hingehaltenen Hand.

Jetzt winkte Peter heftig ab und rief: „Macht ihr, was ihr wollt, ich bleib' daheim!“

„Dieſe Antwort nehme ich nicht.“

„Willſt ſonſt noch was? Nicht? Dann iſt's mir lieber, du gehſt.“

Alſo der Mahrwirt und Kulber ging, ohne noch ein einziges Wort zu ſagen, zum Hauſe hinaus.

Peter atmete auf. So war's vorbei. Seinen Mann hatte er geſtellt. Auf der Welt kann man es einmal nicht machen, wie man will. Und für ſeine Familie leben, das iſt auch eine Pflicht. Sie ſollen es ſein laſſen, es iſt alles umſonſt. — So wehe war ſein Herz geworden.

Es ſtärkte ſich aber noch an demſelben Nachmittage. Drei franzöſiſche Ordonnanzen kamen geritten. Sie hielten vor dem Mahrwirtshauſe, ſtiegen aber nicht vom Pferde, ſondern ließen den Wirt vor ſich rufen. Die Roſſe ſtampften auf dem Boden und ſchnoben, die Reiter thaten nicht weniger unwirſch, der eine ſprudelte allerhand Wüſtes hervor, man verſtand's aber nicht. Nur ein einziges Wort ver-

ſtand Peter, obzwar es auch nicht deutſch war, er hatte es nur ſchon ſo oft gehört: Kontribution!' Der andre Reiter redete ſchon deutlicher. Der Mahrwirt Peter Mayr, als einer der Angeſehenen in der Gegend, habe binnen drei Tagen zweihundert Fuder Heu und achtzig Stück Schlachtvieh zu liefern, widrigenfalls es ſeinen Kopf koſte.

Der Wirt verneigte ſich ganz ruhig, gleichſam als wäre die Forderung eine Kleinigkeit. Dann trabten ſie davon, daß der Staub ſprühte unter den klingenden Hufen. Peter ſchaute ihnen nach und dachte: Es koſtet ja bloß den Kopf. Wer wird jetzt den Welſchen Lebensmittel liefern! Und ſelbſt wenn ſolche in Ueberfluß da wären, die Herren kriegen keinen Halm und keinen Biſſen, ſie kriegen nichts und gar nichts als den Kopf und damit Punktum!

Am Abende desſelben Tages war eine Verſammlung im Saale des Domhofes. Sie entwarfen einen neuen Erhebungsplan. Der Mahrwirt erſchien nicht, man beklagte ſich über die einreißende Mutloſigkeit.

„Den Mut werden wir ſchon wieder wecken," ſagte ein Domherr.

Draußen erſchollen Trompetenſtöße. Ein bayriſcher Offizier forderte auf offenem Markte die Auslieferung aller Waffen.

„Aller Waffen!" redete ein Bauer unbedacht zum Fenſter hinaus. „Nehmt die Felsblöcke von ganz Tirol, nehmt ſie nur!"

„Wer dem Befehle Seiner Majeſtät des Königs nicht auf der Stelle nachkommt," ſo rief jener draußen, „der wird als Rebell behandelt! Was das heißt, weiß jeder."

„Das ſollen wir uns gefallen laſſen!“ ſchrien mehrere im Saale und drängten mit geballten Fäuſten zu den Fenſtern. Mit Mühe konnten die Hitzigen von den Beſonneneren zurückgehalten werden.

„Tollkühnheit iſt ſo ſchlimm wie Mutloſigkeit,“ ſagte der Domherr. „Beten wir um die Gabe des heiligen Geiſtes. Mit Mut werden kleine Siege gemacht, die größern erringt man mit Klugheit, die größten mit Geduld. Liefert ihnen das Gewehr aus, aber behaltet das Kreuz. In drei Tagen halten wir die Bittprozeſſion. Gehet hin und rufet alle dazu auf.“ —

Und an dem Morgen, als das Volk zuſammenſtrömte auf den weiten Domplatz zum großen Bittgange, meldeten ſich beim Mahrwirt die Franzoſen.

Die Magd Hanai trat herfür und fragte ſcharf, was ſie wollten.

Ob der Wirt zu Hauſe wäre?

„O du liebe Zeit, der Wirt!“ rief die Hanai. „Wie kann der Wirt denn zu Hauſe ſein, wenn er ins Elſchland gefahren iſt, Wein kaufen!“

Ob ſie die Wirtin wäre?

„Na freilich, die bin ich. Was ſchaffen S' denn?“

Wo die Kontribution wäre?

„Welliſch verſteh ich nit.“

Wo das Heu und das Schlachtvieh wäre?

„Das Heu iſt gleich da draußen auf der Wieſen und das Vieh laufi eh überall um, thut's halt zuſammenfangen.“

Ob ſie wiſſe, daß der Wirt den Kopf verliere?

„Mein Gott, wer verliert denn nit den Kopf jetzund!“

Die Herren ſchauten einander an. Da wird nicht viel zu machen ſein, das Haus iſt leer und die Weibsperſon iſt ſchrecklich dumm. — Zum Glücke war die Kontribution nicht allzu dringend, weil die Truppen nach einer neuen Wendung der Ereigniſſe nicht an dem Eiſack heraufkamen, ſondern den Weg gegen Meran und über den Jaufen nehmen wollten. Vielleicht hing die Gnädigkeit der Exekution auch mit einem merkwürdigen Gerüchte zuſammen. Es hieß, daß Bonaparte den Tirolern hätte ſagen laſſen: wenn die Tiroler ſchon nicht bayriſch ſein wollten, ſo ſollten ſie ſich den ſüdlichen Nachbarn, den Italienern, anſchließen und franzöſiſch werden. Alſo war gegen das Volk eine gewiſſe Milde geboten. Kurz, die Exekution zog ruhig ab, nachdem ſich die Herren vorher einen Krug Wein hatten geben laſſen. Zur Verwunderung der Magd bezahlten ſie den Wein. Sie rührte das blinkende Silbergeld nicht an, ließ es liegen auf dem Tiſch, bis Frau Notburga mit den Kindern heimkam von der Kirche.

He da! Wir wirken auch Wunder!

Weit oben im Firnbachthal auf waſſerumrauſchtem Hügel ſtand zur Zeit eine Wallfahrtskirche; wir nennen ſie zum Heiligen Kreuz. Dieſe Kirche leuchtete mit ihren hohen Giebelmauern und ihren zwei Thürmen hinaus in das Alpenthal, ſie war weit berufen im Lande und beſucht als ein hoher Ort der Gnaden. Die Wände der Kirche, der Sakriſtei und der Vorhalle waren behangen mit Tafel-

bildern, darſtellend die Wunder, welche an Preſthaften und Schwerkranken, an Verunglückten und an Perſonen in Todesgefahr durch die Kraft des heiligen Kreuzes geſchehen waren.

In einer eigenen Kammer, die ſchwervergitterte Fenſter und eine eiſerne Thür hatte, befand ſich eine Sammlung alter Waffen, Schußgewehre, verroſtete Schwerter und Speere und dergleichen, welche ſiegreiche Krieger hierher geopfert hatten aus Dankbarkeit und zum ewigen Angedenken. Im Laufe der Zeit war die Kammer alſo eine Art Zeughaus geworden. Die Kirche war in ihrem Innern nicht nach landläufiger Art überladen mit Altären, Statuen, Fahnen und Flitterwerk. Außer den erwähnten Erinnerungstafeln ragten nur die Bildſäulen der zwölf Apoſtel auf; in einer Seitenkapelle war ein uraltes, faſt ſchwarzes Gemälde auf Goldgrund, die Himmelskönigin darſtellend, und auf dem Hochaltare eine Statue der heiligen Kaiſerin Helena. Ueber dem Altartiſche, in einem Käſtlein aus Marmorſtein, ſtand ein einfaches Kreuz aus ſchwarzem Holze. Inmitten dieſes Kreuzes war ein ſchmales, kaum zollanges, ſcheinbar faſt verwittertes Partikelchen eingelegt — ein Splitter des wirklichen Kreuzes, an welchem Jeſus Chriſtus auf Golgatha geſtorben war. Das mit einem vergoldeten Gitter verſehene Marmorkäſtchen blieb zumeiſt verſchloſſen, aber damit nicht auch der Gnadenquell; gläubige Herzen, die in Liebe und Hoffnung kamen, gingen von ihren Leiden geheilt oder wenigſtens getröſtet von hinnen. Zu hohen Feſttagen wurde das heilige Kleinod dem Volke ausgeſtellt; aber es ergab ſich, daß die Beſeligung der Gläubigen eine reinere war, wenn ſie die Reliquie nicht mit leiblichen Augen ſchauten, ſondern mit jenen des Herzens.

Besonders in allgemeinen Nöten, in Seuchen, Ueberschwemmungen und Feindesgefahr nahm das Volk seine Zuflucht zum heiligen Kreuze. Weil der Ort vor allem in Kriegszeiten gesucht war und weil an demselben mancher Bund zu Schutz und Trutz geschlossen worden, so hatte man schon in früheren Jahren über dem Haupteingang dieser Gnadenkirche die Worte geschrieben: Gott, Kaiser und Vaterland!

Auf dieses Gotteshaus spielte der Domherr zu Brixen an, als er sagte, sie sollten dem Feinde das Gewehr nur ausliefern, sie hätten noch das Kreuz. Und zu diesem Gotteshause wurde nun im Thale des Eisack und weiter umher, selbst vom Inn her und von der Etsch, eine Buß- und Bittprozession angeordnet. Sonst zogen solche Züge unter Böllerkrachen aus, diesmal gingen sie ganz still von Brixen fort und jeder anstoßende Weg brachte neue Scharen, die sich mit dem Hauptzuge vereinigten. Es war eine Beterschar, wie das Land kaum eine je gesehen. Müßige Leute, welche die Zahl der Wallfahrer schätzten, rieten so herum zwischen sechs- und zehntausend! Die Straße war viel zu schmal, der Menschenstrom ergoß sich breit aus über Wiesen und Fluren. In Engen und über Brücken staute er sich, so daß Hunderte ihren Weg an steilen Hängen hin, oder barfuß durch das Wasser nahmen. Jede der betheiligten Pfarreien hatte eine Kirchenfahne mitgeschickt, die auf hoher Stange über den Häuptern flatterte. Der Priester waren ungezählte, vom Gesellpriester im fadenscheinigen Talar an bis zum Prälaten mit der goldenen Kette. Die Weiber trugen dunkles Bußgewand, die jungen Mädchen sahen aus wie Schäferinnen im Märchen, sie waren größtenteils in

weißen Kleidern, hatten frische Rosmarinkränze ins Haar geflochten, und es steht zu vermuten, daß manche junge Maid unter der geschmeidigen Leinwand einen kratzenden Bußgürtel getragen, wie es alte Sitte vorschrieb. Die leiblichen Freuden standen nicht hoch im Werte zu solcher Zeit, der Leib war da zur Abhärtung und zum Kampfe. Auffiel bei dieser Kreuzschar die große Zahl der Männer, die mit langen Stäben, Nahrungsbündel an den Rücken, ernsthaft dahinschritten. Den bayrischen Behörden, die sich überall wieder an die Posten begeben hatten, war eine solche Zusammenrottung schier bedenklich erschienen, allein da sie keine Waffen sahen und da sie Auftrag erhalten hatten, dem Volke gegenüber in religiösen Dingen duldsamer zu sein, als vor dem Aufstande, so ließen sie gewähren. Zudem lagerte nächst Brixen, auf der Klödelau, eine Abteilung französischer Soldaten. Die gaben den Behörden das nötige Selbstvertrauen.

Peter, der Mahrwirt, und Bruder Augustin hatten sich beim Stollkreuz außerhalb der Stadt von Weib und Schwester verabschiedet. Wohlgemut kehrte Frau Rothegg an die Mahr zurück, denn sie hatte das Vertrauen auf Gott, und daß dieser Wallfahrtszug eine besondere Bedeutung hatte, das wußte sie. War er ein Bittgang oder eine Flucht oder etwas andres, Peter mußte mit, denn daß Gefahr drohte, das lag in der Luft.

Also wogte das betende Heer hin durch die langgestreckten Thäler gegen den fernen Gnadenort, wo jedes in seinem Anliegen Trost und Rat zu finden hoffte. Einer der eifrigsten Ordner des Zuges war Kulber, der Steuereinnehmer, mit treffenden Worten wußte er unterwegs das

Volksbewußtsein der Tiroler zu stärken und den Haß gegen die fremden Eindringlinge zu entflammen. Er verglich diese Wallfahrt mit den Kreuzzügen des Mittelalters und es könnte sich wohl ereignen, daß sie mit dem Kreuze auszögen und mit dem Schwerte zurückkehrten!

Die Priester hatten sich nicht abgesondert, sondern gingen verteilt in der Menge, Erbauung und Mut zusprechend, wo es not that. Manche, deren Füße unter Tags wund geworden, deren Kraft und Begeisterung bei der Mühsal der Reise erlahmen wollte, beklagten sich über den weiten Weg. Ob man denn nicht eine andre, näherliegende Wallfahrtskirche hätte wählen können? Es sei die Mutter Gottes zu den drei Brunnen, es sei Unsre liebe Frau auf dem grünen Anger, es sei die Gnadenkirche des heiligen Franziskus, es sei die Wunderkapelle zum rosenfarbenen Blut, es sei die Kirche zum Landespatron Josef — diese alle und viele andre stünden näher und hätten Mirakel über Mirakel aufzuweisen; warum gerade die weite, beschwerliche, kostspielige Reise nach der Kreuzkirche!

Augustin, der solche Klagen hörte, sprach: „Je weiter der Weg, desto größer die Gnade."

Ja, sogar über die Kostspieligkeit murrten viele, die bereit waren, dem Vaterlande ihr Leben zu opfern und die es schon aufs Spiel gesetzt hatten. Der Bauer gibt lieber sein Blut als sein Geld. Aber wieviel Geld wird nötig sein für das, was die Führer planten! Wenn die Leute den Beutel ausleeren sollen bis auf den letzten Groschen, da muß freilich ein besonderes Wunder geschehen.

Peter, der Mahrwirt, ging mit seinem langen Stabe und mit seinem schweren Bündel — er trug auch die

Lebensmittel für seinen Schwager und für eine alte Muhme, die hinterdrein humpelte — stets ein wenig abseits vom Troß und hatte den breitkrempigen Hut tief über das Gesicht gezogen. Man wußte nicht, war er in Andacht versunken oder wollte er sonst ungestört sein; aber er selbst wußte es wohl. Andacht hatte er keine, es kam ihm so absonderlich vor, ihm war angst und bang. Da sangen und beteten sie hell, er konnte nicht beten. Wir sind keine Tiroler, wir sind an Bayern verthan! Diesen Gedanken brachte er nicht aus dem Kopf. Es war kein Zorn mehr da, nur unendliche Bitterkeit, und die that weher als der frische, heiße Zorn. Was war denn übriggeblieben von allem Festhalten und Opfern und Streiten, als diese Wallfahrt nach dem heiligen Kreuz, um Gottes Schutz zu erbitten für die Kameraden, die auf gefährlicher Flucht waren! Kehrten sie zurück, dann wollten sie sich zusammenthun, aber nicht mehr, um den Feind zu vertreiben, sondern um selbst fortzuwandern und in der weiten Welt eine neue Heimat zu suchen.

— Unrecht leiden ist sündig!

Peter wendete sich rasch um. Hatte hinter ihm nicht jemand so gerufen? Es war aber doch niemand da; nur ein altes Männlein mit langen weißen Haaren, die im Winde flatterten, weil der alte Filzhut an einer Schnur hinten am Nacken hing, dieses humpelte ihm eilig nach und rief mit dünner, kurzatmiger Stimme: „Laß Zeit, laß Zeit, Mahrwirt, ich will auch mit. Aufs Boarnderschlagen richten wir uns wieder zusamm', gelt! Und du wirst unser Hauptmann, gelt?"

„Dummheiten," brummte Peter, „denk' jetzt aufs Beten!"

„Freilich wirst es, Mahrwirt! Und lustig wird's wieder, wir sind alle bereit."

Der Mahrwirt wendete ſich ſeitab und that, als ob er einen loſe gewordenen Schuhriemen binden müſſe. Der Alte wollte auf ihn warten, da ſagte er: „Geh nur voran, Seppel, ich werd' ſchon nachkommen.“

Der Alte ging freilich voran, ſtatt deſſen aber kam nun ein andrer des Weges, der ſchwarze Kulber. Der hatte auf dieſem Wallfahrtswege auch ein ſchwarzes Gewand an und eine weiße Halsbinde um, ſo daß man ihn für einen Geiſtlichen hätte halten können. Auch war er glatt raſiert, ſo daß ſeine Augen noch dunkler braunten in dem blaſſen Geſichte.

„Verſteck' dich, wie du willſt, ich erlang' dich doch!“ alſo redete er den Mahrwirt an.

„Wer verſteckt ſich?“ entgegnete dieſer. „Wer mich braucht, der wird mich immer zu finden wiſſen.“

„Manchmal ſchickeſt aber einen, der dich braucht, doch bei der Thür hinaus!“ ſagte Kulber, anſpielend auf ſeinen Beſuch im Mahrwirtshauſe. „Und deswegen, Peter, gehe ich dich auf der offenen Straße an, da kannſt du mich nicht hinausſchicken.“

„Die Straße gehört jedermann,“ antwortete jener.

„Und ſie führt nach der Kirche zum heiligen Kreuz,“ ſagte Kulber leiſe. „Du weißt doch alles? Du weißt doch, weshalb wir alle zum heiligen Kreuz wandern.“

„Weil wir dort beten wollen.“

„Beten können wir auch, aber das iſt nicht die Hauptſache,“ ſagte Kulber, indem er den Mahrwirt am Arm nahm und auf der Straße mit ihm voranſchritt, langſam, daß ſie den Troß nicht einholten. „Ja, Mahrwirt, wir werden uns auch die ſchönen Stutzen und guten Brazen

anschauen, die sie dort hingeopfert haben. Und auch die andern Waffen. Du weißt wohl, daß unterhalb der Kirche weite Gewölbe sind, ich glaube, man hat sie für Begräbnisstätten gebaut. Jetzt sind sie ganz voll mit Gewehren, Spießen und Messern, und was man halt so braucht. Für mehrere tausend Mann soll's reichen. Diese Sachen werden wir abholen. Und darum gehen wir hin."

Peter riß seinen Arm los und sprach: „Was redest denn da?"

„Und du wirst dir den feinsten Offizierssäbel nehmen."

„Ich rühr' nichts an!" rief Peter. „Ich sag' dir's zum letztenmal, Kulber, mich laß in Fried'!"

Der andre sagte: „Peter, du bist feig geworden."

„Ich will kein Verräter sein!"

„Verräter bist du, wenn du nicht mithust."

Der Mahrwirt blieb stehen, schaute starr auf Kulber und sagte: „Ich werde nicht mithun."

So gingen die beiden Männer auseinander. Kulber mischte sich wieder unter die Menge, Peter hielt sich abseits und sein Herz war ungestüm. Er dachte an die Umkehr, wollte aber doch die Wallfahrt nicht unterbrechen, und er hoffte Trost und Erleuchtung an der Gnadenstätte. —

Wo die Kreuzschar an einer Kirche vorüberkam, da pflegte sie anzuhalten und derselben ihren Gruß darzubringen. Eines Abends erreichten sie die Waldkirche des heiligen Franziskus. Diese stand einsam in einem waldigen Thalgrunde; hinter ihr und mit Mauern verbunden war ein Klostergebäude, still und halb verfallen; zu den Fenstern dieser Mauern wuchsen Erlstauden heraus. In einer der noch erhaltenen Kammern entdeckten umherspähende Wall-

fahrer einen dünnen, blassen Franziskaner. Der war da, um die Kirche zu versorgen und alles um ihn schaute kümmerlich aus. Von der Kirchenwand löste sich stellenweise der Mörtel so, daß die ungefügen verwitterten Steine hervorstarrten; an der Mittagsseite waren die Ziffern einer Sonnenuhr gemalt, aber es fehlte der Zeiger. An den Antrittsteinen des Einganges wuchs zwischen den Fugen grünes Moos hervor. Ueber dem Spitzbogen des Thores stand verbleicht und stark verwaschen der Spruch: „Mensch, deine Heimat ist im Himmel."

Weiterhin am finsteren Berghange standen etliche Häuser und Scheunen. Davor war ein weiter Anger, auf welchem die Wallfahrer sich niederließen. Denn hier gedachten sie zu nächtigen. Am nächsten Frühmorgen sollte es dann weiter gehen, um am Abende endlich am Ziele zu sein bei dem Kreuze des Erlösers. Es war von dort zwar durch einen Fuhrmann schlimme Nachricht gekommen. Bayern sollten an der Kirche ein Fenster erbrochen und die angesammelten Waffen weggenommen haben. Als Kulber das hörte, rief er aus: „Das ist nicht wahr!" und der Fuhrmann antwortete darauf gelassen: „Nun, so ist es nicht wahr. Ich hab's ja auch nur so gehört." Es war weiter nicht davon die Rede und sie begannen auf dem Anger sich niederzulassen.

Der Franziskaner hatte, als auf der Straße die ersten Wallfahrer sichtbar geworden, sofort das windschiefe Kirchenthor sperrangelweit aufgemacht, am dämmernden Altare das „Ewige Licht" angezündet, den hölzernen, mit Eisen beschlagenen Opferstock an das Eingangsthor gerückt und angefangen, das Glöcklein zu läuten. Als etliche der Wallfahrer nahe kamen, eilte er durch ein Hinterpförtchen

in seine Zelle, wo er sich, vor einem Totenschädel knieend, finden ließ.

Die Kirche war nach wenigen Minuten voller Leute, und der Platz vor derselben und den Anger hinab bis zur Straße war voller Leute, die einen Teile beteten laut, die andern sangen, so daß ein Gewirr von Hall und Schall war, daß kein Mensch hätte etwas verstehen können. Es war ja aber auch nicht für Menschen berechnet. An die Kirchenwand, an die Klosterruine, an die Bäume lehnten sie ihre Fahnen hin und viele schickten sich sofort an zur Rast auf dem Anger. Es dämmerte schon der Abend, da begannen jüngere Leute auf dem Platze Holz zusammenzutragen, um Feuer anzuzünden. Dann machten sie Fackeln und Lunten und zogen mit denselben in langer Reihe zur Kirche hinauf, deren Mauer bei so seltsamen Lichtern in trüber Glut leuchtete.

„Da ist's wohl auch schön," sagten etliche Leute zu einander, „da ist's wohl auch schön. Ich gehe nit mehr weiter, beten kann man auch da."

Die zur Kirche des heiligen Franziskus hinauf zogen, hoben gemeinsam ihre hellen Stimmen zu folgendem Gesange:

„Der Tag ist vergangen,
Die Nacht ist schon hier,
Gute Nacht, o Maria,
Bleib ewig bei mir.

O Mutter des Sohnes,
O reinste Jungfrau,
Vom Hort deines Thrones
Auf uns niederschau.

Wir sind arme Sünder,
Wir weinen zu dir.
Laß, Mutter, dich finden
Und ruhen dahier.

Der Tag ist vergangen,
Die Nacht kommt herzu,
Gib auch den Verstorb'nen
Die ewige Ruh."

Die schwermüthigen Töne dieses Liedes waren kaum verhallt, als auf dem Söller des Klosters der Franziskaner sichtbar wurde. Er war jetzt nicht mehr blaß, sein hageres Gesicht glühte fast bläulich rot bis zur hohen, oben in einer Glatze zugespitzten Stirn. Er hob die beiden Arme und hub im Predigertone an so zu sprechen:

„Liebe katholische Christen!
Gelobt sei das heiligste Herz Jesu und Maria!"

Die Menge wurde aufmerksam, einer flüsterte dem andern zu, still zu sein und der Mönch fuhr fort:

„Brüder in Christo!

Ihr pilgert den weiten Weg hinauf nach der Kirche, genannt zum Heiligen Kreuz, um dort fürs Vaterland zu beten. Ich aber sage euch: Menschen, euer Vaterland ist im Himmel. Kümmert euch nicht um irdisch Gut und Ehr, denn das alles ist eitel. Vergießet keines Bruders Blut für die nichtige Scholle, die ihr auf Erden eure Heimat nennt. Menschen, eure Heimat ist der Himmel. Alles Leid und alles Unrecht, das durch Gottes Zulassung euch böse Leute anthun, leidet es mit Geduld und Demut, damit ihr gekrönt werdet mit der Krone des ewigen Lebens. Die Rettung des Landes Tirol, stellet sie Gott anheim, rettet eure Seele, das jüngste Gericht ist nicht mehr weit! Der Herr hat es gefügt, daß ihr auf eurer Reise in die Ewigkeit rastet an diesem heiligen Orte, so wie Jakob gerastet hat zu Bethel. Auch unser kreuztragender Heiland hat gerastet

hier an dieser Kirche, die dem heiligen Franziskus geweiht ist. Lasset euch, ihr lieben Christen, bevor der Schlummer euer Auge schließt, ein Wunder erzählen, was an dieser Stätte geschehen ist."

Einige Pilger waren während dieser Worte des Franziskaners unruhig geworden, besonders Kulber wollte schon aufschreien und den Redner unterbrechen. Aber das Tiroler Volk unterbricht keinen katholischen Prediger, er mag sagen, was er will. Und der Franziskaner sagte doch nichts Neues, nur mit größerem Feuer sprach er, als andre es thun, und ein Wunder wollte er nun erzählen! Die Menge drängte sich dem Redner näher, und dieser fuhr, mit den Armen lebhaft seine Worte begleitend, also fort:

„Als vor mehreren Jahrhunderten die Kreuzritter aus dem heiligen Lande die Partikel des Kreuzes Christi nach Rom mitgebracht, damit sie alldort vom heiligen Vater geweiht werde, hat ein frommer Graf von Tirol diese heilige Partikel vom Papst ausgebeten und für seine besonderen Verdienste sie auch erhalten. Hierauf hat der Graf weit oben im Firnbachthal, wo sein Stammschloß gestanden, eine prunkvolle Kirche bauen lassen, in welcher die Reliquie, als da ist das Holz vom Kreuze, beigesetzt werden sollte. Drei Priester haben hernach die Reliquie in unser Land hereingetragen und der neuen Kirche zu, weit oben im Firnbachthale. In der letzten Nacht der Reise haben die drei Priester hier geruht, hier im Kloster des heiligen Franziskus, der an seinen Händen die drei Wundmale Christi hat. Aber sehet, liebe Christen, wie sie nächsten Tages hinauf sind gekommen zur neuen Kirche, haben sie die heilige Partikel nicht bei sich gehabt. Voll großer Angst sind sie eilig um-

gekehrt, der Meinung, daß sie dieselbe hier vergessen haben könnten, und richtig, die Partikel ist in dem Tabernakel des Hochaltares in unserer Kirche gewesen. Dort haben sie solche feierlich gehoben und wohl mit Fleiß zur neuen Kirche hinauf getragen. Jedoch, o Wunder über Wunder! am nächsten Morgen haben sie das Heiligthum dort wieder nicht gefunden, sondern es ist in unsrer Franziskanerkirche gewesen, im Tabernakel. Also ist es dreimal geschehen. Und als sie sich davon wohl überzeugt hatten, daß die Partikel in der neuen prunkhaften Kirche nicht bleiben wolle, sondern unsre Kirche, diese Kirche, die hier steht, zu ihrem gebenedeiten Wohnsitz erkoren hatte, haben sie selbst ein Kreuz gemacht, in dasselbe ein Stücklein Holz aus Alpenzirm hineingelegt und es geheißen den Splitter aus dem Kreuze unsres Herrn Jesu Christi . . ."

„Schweigen sollst du!" rief jetzt eine kräftige Stimme aus der Menge, „du lästerst Gott!"

Der Franziskaner ließ sich durch den unerhörten Zwischenruf nicht irre machen, er beugte sich weit vor und schrie mit aller Kraft: „Das wahrhafte Kreuzholz ist bei uns in der Franziskanerkirche!"

„Gott verzeihe es dir!" rief die Stimme aus der Menge; die Leute wußten sich vor Staunen kaum zu fassen.

„Armseliger Laie da unten!" schrie der Mönch, „das wahrhaftige Kreuzholz ist bei uns, und es ist bei uns, und es ist dreimal und es ist ewig bei uns!"

Jetzt trat, mit den Ellbogen sich durcharbeitend, der junge Pater Augustin vor, und zum eifernden Franziskaner gewendet, sagte er in schwerem Ernste: „Kein Laie ist es, der jetzt vor dir steht und von dir Rechenschaft fordert,

sondern ein katholischer Priester, dessen Würde du entehrest. In geifernder Eifersucht verleumdest du die Kirche zum Heiligen Kreuz und ihre Reliquie, deren Echtheit durch zahllose Wunder bewiesen ist."

„Wir wirken auch Wunder!" entgegnete der Mönch auf dem Klosterstöller, „und gerade so gute Wunder, als anderswo, und vielleicht bessere Wunder! He da! Wenn sie nur erst nicht vorübergehen an uns, die Wallfahrer, und wenn sie nur zukehren bei uns und fleißig beten und ihre frommen Opfer bringen, wie sie es anderswo thun, dann werden sie schon sehen! Machet doch einmal die Augen auf, liebe Christen, und sehet, wie bettelhaft es bei uns hergeht: die ehrwürdigen Brüder davon, das Kloster zerfallen, die Kirche verlottert, und ich der einzige, der da sitzen bleiben muß, lebe von milden Gaben, die oft lumpig genug sind. Wie sollen da Wunder geschehen? Ja, pfeifen wird man euch was, und die heilige Partikel . . ."

„Führt ihn herab!" befahl jetzt ein Domherr aus Brixen, „führt in schnell herab, er ist krank, er redet Aberwitz."

„Besoffen ist er!" riefen mehrere Stimmen und lachten.

Da sagte Augustin: „Er ist weder krank noch besoffen. Aus ihm spricht die Selbstsucht."

Der Franziskaner, den man von seinem Söller nicht herabzukriegen wußte, stieß mit den Fäusten in die Luft hinein und schrie: „Ist Gott nicht überall? Ja? Also warum soll er hier nicht sein? Just hier in der Kirche des heiligen Franziskus nicht? Heiden, die ihr seid! Und wenn er da ist, warum soll er da nicht ebenso Wunder wirken, als an Orten, wo man Lärm schlägt! An euch ist die

Schuld, wenn nichts geschieht. Der Glaube fehlt euch, und wenn ihr wähnt, da oben allein wäre der Richtige und dahier beim heiligen Franziskus wäre er nicht, so seid ihr verfluchte Heiden!"

Jetzt gixte ihm die Stimme um, daß er nicht mehr weiter sprechen konnte. So sagte nun Augustin: „Wehe, wenn es mit der Religion so weit kommt, daß man die heiligsten Dinge zu Geschäftssachen macht! Dann hat Gott uns verlassen!"

Nun war auch der schwarze Kulber da, der stellte sich im Scheine der Fackeln mit ausgebreiteten Armen auf den Plan und rief: „Recht ist's! Gut ist's! Gott soll uns verlassen, damit wir uns selber helfen müssen! Ich sage es euch, wenn es so steht, kommt uns vom Kreuzpartikel kein Heil. Ich weiß ein anderes Kreuz, Tiroler, ein Kreuz, das uns rettet in unsrer furchtbaren Not. Das Kreuz am Schwert! Lasset jetzt das Streiten um die Wunder und macht euch nicht weich mit Beten. Die Weiber sollen beten. Die Männer müssen vor den Feind. In der Kirche zum Heiligen Kreuz sind die Waffen. Auf, Männer, für uns gibt's jetzt keine Rast!"

Diese Worte des Kulber waren so leidenschaftlich wild herausgestoßen, daß eine unheimliche Erregung und Bewegung entstand. Die einen murrten noch über den Bruder Augustin, daß er so derb gegen den ehrwürdigen Franziskaner dreingefahren war. Die andern standen gegen den Steuereinnehmer, der wie ein Freimaurer gesprochen hätte. Wieder andre meinten, jetzt sei es gerade am besten, Pilgerstab und Rosenkranz wegzuschmeißen und heimzugehen, die Andacht sei ohnehin beim Teufel, alle miteinander. Aber Männer von

oben und unten rotteten sich rasch zusammen und waren darüber einig: Recht hat der Kulber!

Also erhob sich in der Menge ein Streiten und Schelten, ein Anspötteln und Zurückgreinen, und weil viele Müdlinge darunter waren und solche, denen das weite Umherziehen für ihr gutes Geld nicht behagte, so gewann die Partei des Franziskaners an Ausdehnung. Sie mußte sich darob von der Schwertpartei manches schlimme Wort gefallen lassen, bis zum „falschen Judas" hinauf, sie machte sich ihrerseits aber nichts daraus, sondern sagte, sie litten das geduldig des heiligen Glaubens willen. Und bei solch unerbaulicher Gärung ging in der Menge der Küster mit dem Klingelbeutel um. Die Franziskanerpartei gab den Gegnern zu Trutz zwiefach; die Gegner wollten zeigen, daß sie sich der paar Groschen wegen nicht lumpen ließen und gaben auch zwiefach. Der Küster betete schmunzelnd in seinem frommen Herzen: „Franziskus, Franziskus, jetzt bist wohl brav. Wunder wirken thust!" —

Kulber hatte aus der Wallfahrerschar eine Anzahl kräftiger Männer geworben, mit diesen zog er am nächsten Morgen hinauf gen die Kreuzkirche. Unterwegs kehrten sie in Dörfern und Höfen zu und bewaffneten sich mit Stutzen und Flinten. Das Gerücht bestätigte sich, die Kreuzkirche war belagert von bayrischen Soldaten. Als die Bauern nahten, schossen die Soldaten zu den Fenstern heraus und von den Thurmlöchern herab.

Die Bauern zogen sich rasch in den nahen Schachen zurück und dort hielten sie Kriegsrat.

„Niederbrennen die Kirche!" sagte Kulber.

Die Männer stutzten. Dann entgegnete der Rampes-

bauer: „Dieses Gotteshaus anzünden, mein lieber Steuereinnehmer, das thun wir nit. Der paar Mandeln wegen das heilige Kreuzpartikel verbrennen, das wär' schon das dümmste, was wir thun könnten. Unser Herrgott muß unser bester Kamerad sein, den auch noch beleidigen? Das thun wir schon gar nit!"

Kulber blieb dabei: den Feind in die Kirche einschließen und anzünden.

„Einverstanden!" sprach der Stauker, „wenn wir früher das Kreuzpartikel herauskriegen."

Und bald darauf entspann sich zwischen einem Tiroler, der vor der Kirche stand, und einem Bayern, der zum Fenster herausschaute, die Verhandlung. Die Besatzung der Kirche solle gestatten, daß ein Priester hineingehe, das Allerheiligste vom Altare nehme und es davontrage, dann wollten die Bauern abziehen; sonst aber nicht, denn das Gotteshaus zu einer Kriegsburg machen, das könne ihnen nicht gleichgültig sein. Das Heiligste möchten sie heraus haben, nachher könnten die andern mit der Kirche machen, was sie wollten.

Die Bayern waren damit einverstanden, doch müßten die Bauern in geziemender Entfernung bleiben.

Während aus allen Fenstern die Gewehrläufe strotzten, ging ein Priester, begleitet vom Stauker, der in einer Laterne das Licht trug, zur Kirche hin. Das Thor öffnete sich, sie schritten zwischen den Soldaten hindurch bis zum Altare, nahmen die heiligen Reliquien heraus und trugen sie feierlich davon. Mehrere Krieger knieten nieder, als das Heiligste an ihnen vorüberkam; andre spotteten über die „Pfafferei".

Der Prieſter ſchritt mit ſeinem hohen Gute zum Thore hinaus.

Schon während der Verſtändigung hatte der Pelzerwaſtel im Schachen durch eine lange Stange Sproſſeln gebohrt, und nachher, während die Aufmerkſamkeit der Bayern auf den Geiſtlichen gerichtet war, huſchte er rückwärts durch Hollerbüſche zur Kirche hin, lehnte im fenſterloſen Winkel, wo die Sakriſtei an die Kirche ſtieß, ſeine Leiter an, kletterte hinauf und ſteckte in die Dachſchindeln einen Zunder. Die Beſatzung in der Kirche bemerkte das Feuer auf dem Dache erſt, als der roſtbraune Rauch niederſtrich vor den Fenſtern, ſo daß drinnen über die weißen Wände die Schatten flogen. Die Bayern drängten fluchend zum Thore hinaus. Kulber kommandierte, daß vom Schachen aus durch Schießen der Feind in die Kirche zurückgeſcheucht werden ſollte, dem widerſetzten ſich die Bauern — das Gotteshaus wollten ſie zu keiner Mörderhöhle machen. Die Bayern waren froh, mit heiler Haut zu entkommen, das Kirchendach ſtürzte praſſelnd ein, das Waffengewölbe blieb unverſehrt in den Händen der Tiroler.

Noch lange in die Nacht hinein brannten die Turmhelme wie zwei Rieſenfackeln und der Stauker meinte, eine ſo abſonderliche Wallfahrt habe er auch ſein Leblag nicht gemacht. Anſtatt Ablaß brachten ſie Gewehre, Schläger, Säbel und Spieße mit heim und Kulber rüſtete zu einem friſchen Tanze.

Mittlerweile hatte der Anhang des Franziskaners unten in der alten Kloſterkirche die Wallfahrt verrichtet. Der Pater hielt zu Ehren der Gäſte am Morgen eine ſehr lange Meſſe, ſprach eine ſehr r...ſame Predigt, war beim Beichthören

gar mild und versöhnlich und trachtete auf jede Weise, den Ort ins beste Licht zu stellen.

Diese Bekehrten waren auf dem Heimwege einstimmig der Meinung: Ob wir kaiserlich sind oder königlich, das alles ist eitel; wenn wir nur in den Himmel kommen.

Als alle schon heimgekehrt waren in ihre Häuser und Hütten, um in gewohnter Alltäglichkeit nun weiter zu leben unter der Fremdherrschaft; als auch jene Männer sich scheinbar fügten, die wirklich oben bei der Kreuzkirche gewesen — war der Mahrwirt nicht da. Das letztemal war er gesehen worden am tollen Abend vor der Franziskanerkirche. Seither wußte niemand von ihm. Der Kreuzwirt zu Brixen hatte eine tröstliche Mutmaßung. Dem Peter dürfte die Geschichte zu dumm geworden sein und er würde sich zur nachtschlafenden Stunde aufgemacht haben nach Kärnten, um die Oesterreicher zu suchen. Nach wenigen Tagen würde er mit der Armee anrücken und dann sollten die Bayern nur wieder einmal sehen, daß das Loch hinaus noch leichter zu finden sei, als herein.

Die bayrischen Beamten, denen solche Redereien zu Ohren kamen, lachten darüber und meinten, der tirolische Löwe hätte Hasenfüße bekommen.

Mahrwirts Magd Hanai hatte auch ihre Gedanken und eines Tages, als sie am Brunnen stand und wartete, bis der Kübel voll war, und als in diesem Augenblicke die Wirtin vorüberging, redete sie diese an: „Du Frau, was meinst denn? Was ist denn das in unsrem Haus? Alle Mannerleut gehen fort und keiner kommt zurück!“

Und Frau Notburga gab zur Antwort: „Ich schau zum Beten, was ich nur kann. Jetzund wird's mir schon

frei zu viel, was alles auf mich niedergeht. Gut wird's wohl eh ſein, daß er ſich verſteckt hat."

„Nit verzagt ſein, Frau!" ſprach die Magd raſch. „Sie kommen ſchon wieder. Alle drei kommen ſie wieder heim."

„Alle drei?"

„Alle zwei, will ich ſagen, Wirtin, der Große und der Kleine. Thun wir nur recht zum Beten ſchauen. Der Roſenkranz und die Miſtgabel! Kannſt dich darauf verlaſſen, wie auf ein Mannsbild."

Und ſtapfte mit ihrem Waſſerkübel in den Stall. — Und wenn's Innsbruck koſtet, ich ſchwatz drauf los, dachte die Hanai, aufheitern muß man ſie, in ihren jetzigen Umſtänden ſoll ſie nit ſo viel Herzleid haben. O Gott, o Gott, dieſe Mannsbilder!

Peter, du biſt unſer Vertrau! Verlaß uns nicht!

Daß Peter auf dem Wallfahrtsweg zum Heiligen Kreuz ein ſchweres Herz hatte, das wiſſen wir ſchon. Und daß es durch den Wortwechſel mit Kulber nicht leichter geworden war, das wiſſen wir auch. Und daß der Auftritt vor der Franziskanerkirche die Sache noch ſchlimmer gemacht hatte, können wir uns denken. Sein Weh ward ſo heiß und wild, daß er hineinlief in den nächtigen Wald und dort ſeine beiden Fäuſte ſich an die Stirn ſchlug: Es iſt ja nicht möglich! — Im Beten hatte er Troſt ſuchen wollen,

jetzt war ihm auch das zerſtört. Nach Waffen zuckten ſeine Arme, doch er durfte kein Hochverräter werden. Er hatte gekämpft, aber dieſe zweckloſen Kämpfe waren dann ja ebenfalls Rebellion und Mord geweſen! Wie? — Der arme Wirt an der Mahr mußte es erfahren, daß eine ſtarke That und ein zartes Gewiſſen miteinander keine Gemeinſchaft haben können. — Seit der Friede im Lande geſchloſſen war, hatte er den Krieg in ſeinem Herzen.

Bisher in dieſen ſchweren Tagen hatte er die Prieſter als Verkünder der Kaiſertreue, der Vaterlandsliebe und des Kampfesmutes um Gotteswillen angeſehen. Und jetzt hatte er eine Stimme gehört, daß man des Irdiſchen wegen keine Hand rühren ſolle, daß man fremder Tyrannen geduldiger Knecht ſein müſſe, nichts und gar nichts im Sinne, als ein beſſeres Jenſeits. Jetzt kam er zu ſich, jetzt war es ihm klar: Wenn dieſer Geiſt Verbreitung findet, dann iſt alles verloren. —

Gehetzt von ſolchen Gedanken eilte er tiefer in die Waldungen hinein. Zwiſchen Felshängen eine finſtere Schlucht war's, durch die er hinaufging. Der Mond am Himmel wurde mit Wolkenfetzen verhüllt oder vom Walde verdeckt. In den alten Baumkronen zauſte und brauſte der Wind; die Tannen und Fichten ſtanden ſtarr, aber die jungen Lärchen bogen ſich rauſchend nieder und ihre dürren Nadeln flogen dem Wanderer an die heißen Wangen. Wohin wollte er? Daran dachte er nicht, nur immer weiter und aufwärts ins Gebirge. Er ging über blaſſes rauhes Geſtein, er wand ſich zwiſchen Buſch und Knieholz, er kletterte an Runſen empor und alſo trieb er's die ganze Nacht. Müde ward er nicht. Doch als in einer hohen

Felswüste die Morgensonne über ihn kam, blieb er stehen, fuhr mit der Hand über die nasse Stirn und fragte sich: Was ist das? — Eine Art Beschämung war in ihm darüber, daß er so planlos und unsinnig umherirre, und siehe, ganz plötzlich war ein vernünftiger Grund da: Er sucht den Hofer, oder den Speckbacher, oder irgend einen der Flüchtlinge, vielleicht kann er ihnen nützen. — Also ging er weiter und weiter und schaute nicht um, und er ging über Schutt und über Schnee und über Eis, und er stieg in ganz fremder Gegend nieder, dann wieder bergwärts auf eine Alm, wankte einer öden, verfallenden Hütte zu, dort auf Stroh und Moos sank er um.

— — — — — — — — — — — —

Als Peter wach wurde, wußte er weder, wie lange er geschlafen hatte, noch wo er war, noch was er wollte. Vor der Hütte stand er lange und starr wie ein Strunk. Erst besann er sich, daß er der Mahrwirt sei bei Brixen. Oder war er ein Bandenhäuptling? War er vor den Bayern geflohen? — Nein, das ist nicht, das ist nicht, vor meinen eigenen Landsleuten bin ich geflohen. Was will ich nun da? Die Bergspitzen ringsum tragen Schnee, es ist ja späte Herbstzeit. Zwar scheint die warme Sonne, aber der Reif hat alle Rasen versengt zwischen den Steinen. Reif liegt in allen Schatten, Eiskrusten hat der Quell. — Wie wird es dem Sandwirt ergehen? Ich wollte was geben drum, wenn ich wüßte, in welchem Gebirge ich bin. Von allen Bergen, die da sind, habe ich noch keinen gesehen. Aus tiefen Gräben schaut ein Wald herauf, blau vor lauter Ferne. Wo sind denn die großen Thäler, daß man keines sieht? — Daß es gar so tot sein kann in solchem Birg!

Mein Weib, meine Kinder unten in der falschen Welt. Wären sie da heroben, ich wollte ihnen Wurzeln graben aus dem Schnee, Raben schießen aus der Luft. Nur daß sie diesen Lügenhunden nicht unterthan wären! — Sollte das der Schlern sein, der dort so starr und finster aufsteigt aus weiten Almen! O Landsmann, wenn ich dich lebendig machen könnte, daß du dieses Gezücht zermalmtest, das fremde und das — andre. Und dort! Weite Eisfelder! Sollten das die Stubaier sein? Oder Oetzthaler Ferner? Mein Lebtag, wie ist das schön! Fernerland, ureigenes Land Tirol, dich erobern sie nimmer. Wir flüchten zu dir hinauf, lieber im Eis, als da unten . . .

So jagten sich die Gedanken im Haupte des weltflüchtigen Mannes, den die Ereignisse der nächsten Vergangenheit so unheimlich erregt hatten. Nun saß er auf einem Stein, blickte hinaus ins sonnige Alpenland, so groß und schön, wie seinesgleichen nimmer zu finden. — Er weinte. — Dann ward ihm leichter. Er dachte nicht daran, ob er dableiben, und nicht ob er weitergehen werde, ganz gedankenlos machte er sich die Hütte zurecht, daß man zur Noth darin wohnen konnte. Er bereitete aus dürrem Zirm Brennholz, er schlug Feuer mit Stahl und Stein, er that aus seinem Wallfahrerbündel die Nahrung hervor, die auf mehrere Tage reichen konnte.

Also blieb Peter in der Alpenhütte. Das Wetter war mild und lau und am folgenden Morgen hatte sich Nebel niedergesenkt mit feinem, weichem Regen, als wäre hochsommerliche Zeit. Da hatte sich aller starre Reif gelöst und zwischen den moosgrauen stumpfkantigen Steinen sproßte junges Gras. Der Mahrwirt strich zwischen Felsblöcken,

Wänden und Knieholzbeständen umher, kam hier an einen Abgrund, wo er nicht weiter konnte, weil sich der Absturz in bodenlosen Nebel verlor, kam dort an eine Wand, wo er auch nicht weiter konnte, weil sie senkrecht aufstieg in den spinnenden Nebel. Eine sich sachte niedersenkende Matte war da, über die ging er nicht, denn von dort war er gekommen. Dann kam wieder der frühe Abend, er kehrte in die Hütte zurück, machte Feuer, hing schweren Gedanken nach und wußte nicht, was er wollte und sollte.

Denn einer, der sein bisheriges Leben als Wirt an belebter Straße verbracht, ist in einsamem Fürsichhindenken gar unbeholfen; bei solchen Leuten wird der Gedanke erst klar und brauchbar in dem Augenblicke, wo er für Zuhörer in Worte gesetzt werden kann. Ohne den Körper des Wortes sind ihre Gedanken gleichsam Gespenster, die arg irre führen können. Ein Mensch, der rührige Arbeit gewohnt ist, soll nicht grübeln.

Manchmal las er in seinem Gebetbuche Stellen aus der Heiligen Schrift, die ihn anmuteten wie Klänge aus der Jugendzeit, da er in Schule und Kirche solche Sprüche sagen und singen mußte.

Eines langen Abends, während draußen der Regen rieselte und an vielen Stellen die Tropfen niederklatschten in der verwitterten Alpenhütte, dachte Peter: Oft habe ich gemeint, ins heilige Land möchte ich einmal reisen. Jetzt thäte ich's. Dieser verschwefelte Franziskaner hat mir meinen Glauben höllisch in Fetzen gepredigt, ich muß ihn wieder ausflicken. Im heiligen Stall zu Bethlehem, beim Flusse Jordan, auf dem Berge Tabor und auf dem Berg Calvari möcht's wohl wieder besser werden. Und wenn's

richtig ist, daß jeder Mensch sich beim Grabe unsres Herrn eine Gnade erbitten könnte ... für Tirol wollte ich beten ...

Und in der darauffolgenden Nacht war seine Seele eine Pilgerin nach dem Morgenlande. Nicht die heidnischen Stätten der Griechen, der Römer, der Aegypter berührte er, wie es andre Reisende zu thun pflegen; auf blauen sonnigen Wässern fuhr er schnurgerade der Küste zu, hinter welcher der Libanon steht. Er fand im bethlehemitischen Stalle die Krippe, in welcher das Jesuskind gelegen war. Der Mahrwirt sank auf die Knie und begann so inbrünstig zu beten, so selig zu schluchzen — — daß der Mann, welcher jetzt in der Alpenhütte vor dem Schlafenden stand, nicht wußte, was da vorging.

Kulber! Der war nicht zufrieden gewesen mit seinen neuen Erfolgen unten im Thale, der hatte den Mahrwirt gesucht und so lange gesucht, bis er nun vor ihm stand; da in diesem öden Gebirge, unter zerrissenem Dache lag der Vermißte erschöpft, im Schlummer noch erregt und schluchzend. Als Kulber am Abende zuvor unten vom Bergjoche aus durch den Regenschleier das Licht gesehen, hatte er seine Schritte heraufgelenkt. Mit einem Freudenschrei wollte der leidenschaftliche Mann den Gefundenen wecken, besann sich aber doch, und bei dem Scheine der verglimmenden Herdglut blickte er still auf ihn hin. Aber dieses scharfe Hinblicken weckte den Schlummernden auf, er öffnete die Augen, richtete sich empor, und stieß im Schreck mit heiserer Stimme die Worte aus: „Wer ist da? Wer ist da?“

„Mahrwirt,“ sagte Kulber in traulichem Tone, nach dessen Hand langend. „Ich bin's, dein Freund Kulber, kennst du mich nicht?“

Peter erhob sich schweigend vom Lager, schaute zur halb offenen Thür hinaus in die Nacht, rieb sich die Stirn, trat dann zur Herdglut, um an derselben einen Leuchtspan anzublasen.

„Kulber," murmelte er endlich und rieb sich immer wieder die Stirn. „Was willst von mir? Du weißt es ja, du weißt es ja!"

Anstatt darauf zu antworten, fragte der Genannte: „Haben sie dich verfolgt, daß man dich da heroben in der Wildnis suchen muß?"

„Wer hat mich denn zu suchen?" sagte Peter, den Span in der zitternden Hand haltend. — „Ach, Freund," setzte er in weicherem Tone bei, „ich bin herb, sei mir nicht böse. Nur zu einer andern Stunde hättest du kommen sollen. All mein Lebtag ist mir nicht so wohl gewesen, als zu dieser Stund', und du verdirbst mir alles."

„Hast du so süß geschlafen?"

„O Gott, dieser Traum!"

„Bist du just etwa dabei gewesen, wie sie den Bonaparte zu Innsbruck auf den Rathausturm hängen? Bei dieser Belustigung möchte ich dich freilich nicht gern gestört haben."

„Mensch, was weißt du," sagte nun Peter, „ich gehe ins heilige Land."

„Ah, was du da schwatzest! Unser heiliges Land ist Tirol."

„Ich kann mir nicht helfen, ich muß fort," sagte Peter. „Erstens das große Unglück, und zweitens dieser Franziskaner."

Da lachte Kulber auf: „Dieser verrückte Mönch! Wer wird solche Sachen so ernst nehmen!"

„Nimmst du die Religion nicht ernst? Ich sage dir's, ich habe gerade genug. Ich reise ins heilige Land."

„Was willst du denn dort?" lachte Kulber. „Nein, nein, Kamerad, ich lache nicht über deinen Glauben, ich lache nur über deine Einfalt. Der Franziskaner, sagst du. Ich sage dir, das heilige Land thut mehr, als der Franziskaner. Wenn du deine kindlichen Vorstellungen aus der Heiligen Schrift zu Grunde richten willst, so gehe eilends in das heilige Land. Anstatt Christi Spuren findest du feilschende Heiden und zankende Sekten dort. Alles Schmutz, Selbstsucht, Schacher, das Land kahl, öde, räuberisch, alles und jedes anders, als du dir's nach der Bibel denkst; erst vor kurzem hörte ich es von einem Kapuziner zu Bozen, der dort gewesen. Geh' nur hin, Peter, bettelarm bis ins blutige Herz hinein kommst du wieder heim."

Der Mahrwirt wendete sich ab, dann wieder zum Genossen und sprach: „Kulber, du bist schlecht. Weißt du es so sicher, so rede mir die Reise anderswie aus. Brauchst schon du keinen christlichen Trost, so braucht ihn vielleicht ein andrer. Warum alles so grausam zerstören, das ist ein Teufelsgeschäft, daß du's weißt!"

„Mahrwirt," sagte hierauf Kulber: „Betrüge dich nicht selbst, du bist es ja nicht, was du jetzt sein willst, du bist es von Natur aus nicht, nur aus Verzagtheit kommt's dir so vor, aber du bist keiner, du bist kein Bethruder!"

„Das nicht," murmelte Peter, „so einer bin ich nicht."

„Also sei wieder der vernünftige Mensch, der du warst und höre mir zu. Umsonst will ich dir nicht nachgestiegen sein in dieses wilde Birg. Vielleicht ist's doch auch was Christliches, was mich wieder zu dir führt, und du magst

mich von dir weisen wie du willst, es ist für Gott, Kaiser und Vaterland, da weiche ich nicht. Du bist ein Vorbild gewesen an Klugheit und Tapferkeit im Kampf und hast den großen Sieg mit errungen. Und du willst dem Herrgott und dem Vaterlande und uns allen wirklich untreu werden? Nein, nein, Peter, das darf nicht sein, sie rufen dich, die Brixner, die Grödner, die Sterzinger, alle rufen sie dich!" Er packte ihn am Arm: „Peter, du mußt mit mir!"

„Laß das gut sein," sagte der Mahrwirt, sich frei zu machen suchend. „Ich habe meinen Mann gestellt und es ist alles aus."

„Aus? Wer sagt denn das? O Freund, jetzt hebt's erst an!" rief Kulber; seine Arme zuckten, in seinen Augen glühten rote und grüne Funken. „Bei der Kreuzkirche ist's neu beschlossen worden. Wärst du doch dabei gewesen, wie wir die Bayern dort verjagt haben. Ein guter Anfang, alles ist begeistert. Es geht, Kamerad, es geht besser als das erstemal. Der Hofer kommt auch, der Speckbacher hat uns dasselbe sagen lassen. Der Johann Gruber, der Eisenstecken, der Thalguter mit ihren Leuten, sie sind alle bereit. Nur die unsrigen warten noch auf dich."

„Der Hofer auch?" fragte Peter, „es hat geheißen, daß er im wilden Birg ist."

„Hast du gehört, daß er bald in die Hände der Franzosen gekommen wäre?"

„Na, wär' nicht übel!"

„Verraten ist er worden, von einem Bauernknecht."

„Das ist nicht wahr!" rief der Mahrwirt, „den Sandwirt zeigt kein Tiroler an."

„Auf dem Dürnjoch. Ein Hirtenknabe, heißt es, soll ihn im letzten Augenblick noch gerettet haben. Und jetzt kommt er hinab und thut wieder mit. Und du kommst auch, du mußt, Peter, du mußt! Ich laß deine Hand nimmer aus, du bist unser aller Vertrau, verlaß uns nicht! Schau, die Pusterthaler sind alle auf, die Kärntner rücken an und haben bei Lienz eine siegreiche Schlacht geliefert. Große Kriegsbeute. Im obern Innthal haben die Bauern ein bayrisches Regiment zurückgeworfen und an zweitausend Mann sind von den Bauern gefangen worden. Dann muß ich dir noch was sagen, auch die Schweizer und die Spanier haben sich melden lassen, daß sie kommen. Im Zillerthal auf einer Alm ist einem Hirtenmädel die Muttergottes erschienen, dreimal nacheinander, und hat gesagt: Ehe sieben Samstage vergehen, ist mein liebes Land Tirol wieder frei. — Es geht, Kamerad, es geht!“

„Hunger wirst haben,“ sagte Peter, auf Brotreste deutend, „nimm halt fürlieb.“

„Ich laß deine Hand nimmer aus.“

„Zusetzen kannst einem du! Schon höllisch zusetzen,“ entgegnete der Mahrwirt. „Aber mit gehe ich jetzt nicht. Ich will mir's noch überlegen, will noch einmal darüber schlafen.“

„Noch einmal schlafen?“ rief Kulber fast aufgebracht. „Wie lange willst denn noch schlafen? Wo oben am Inn alles voll Feinde ist. Alle Tage rückt ein neues Regiment herauf von Kufstein. Der Löw Beser will schon über den Brenner.“

„Der Löw Beser? Wer ist denn der?“

„Das ist der französische General, der gesagt hat, die

Straßen müßten für die französische Reiterei mit geknebelten Tirolern gepflastert werden! Ja, mein Mensch, das ist derselbe. Und du willst schlafen!"

„Morgen früh wollen wir noch davon reden. Leg dich jetzt aufs Stroh." Also der Mahrwirt, und weiter sagte er nichts mehr. Er warf sich auf das Lager. Dem andern blieb nichts übrig, als sich auch hinzulegen, und nun lagen sie nebeneinander auf dem morschen Stroh, jeder schwieg, keiner schlief.

Als es ein wenig zu dämmern begann, stand Kulber schon aufrecht und öffnete die Thür ins Freie. Es war ein klarer Morgen und in rotem Golde stieg der Tag auf über den fernen Hochzacken der Tauern.

„Mahrwirt, es ist Zeit!" rief Kulber.

„So geh hinab. Ich will heute noch einmal mit mir Rat halten. Ich will mir selber zureden, kann es sein, so komme ich morgen nach."

„Deine Hand drauf, Kamerad!"

Der Mahrwirt reichte ihm die Hand.

„Richtig ist's," sagte Kulber mit kräftigem Handschlag, „Peter Mayr, wir sind bereit und warten nur auf dich!" —

Kurze Zeit später und der Mahrwirt war wieder allein auf der öden Alp.

Nun liegt er zum Verschmachten auf einem kühlen Stein ...

Als Peter sah, daß er wieder allein war, wurde ihm leicht und frei um die Brust. Er ging hinaus und wunderte sich über den heiteren mildwarmen Tag, der das weite Gebirgsbild in einen durchsilberten Lichtschleier legte, wie mitten im Sommer. Nur auf dem Stubaier Ferner lag blauender Schatten, denn darüber stand ein Wolkenungetüm, zu schauen wie ein rostbrauner Drache mit ungeheuren Fledermausflügeln. Der Einsiedler horchte einmal, ob denn gar nichts zu hören wäre. Es strich kein Lufthauch, es pfiff kein Vogel, es rieselte kein Steinchen im Gerölle, es pochte kein Hall eines Schusses, es klang kein Menschen- und kein Tierlaut und von den tausend Kirchtürmen im Lande wehte kein Glockenton herauf in diese hohe Wüste. — Und wenn schon die Menschen nicht, Gott hat den Frieden geschlossen. Der Drache hatte sich allmählich gegen die Oetzthaleralpen hingezogen und war ein andres geworden. Die Wolke sah jetzt aus wie Roß und Reiter, und der Reiter hatte einen Helm mit goldenen Rändern. Peter dachte an den heiligen Ritter Georg, auch an den heiligen Reitersmann Martinus, dessen Bild an der Wand seines Hauses war, und der verehrt wurde als Schutzpatron gegen den Feind. — Nun spielte es sich in den Lüften, als ob aus dem Haupte des Reiters ein schimmernder Punkt hervorgesprungen wäre; der hob sich langsam in einem weiten Bogen, stand dann eine Weile bewegungslos im Firmament

und schwamm endlich hernieder gegen ein großes steiles Kar, welches an beiden Seiten von starren Felszacken bestanden und welches angefüllt war mit Schnee und Eis und Schutt. Ein Adler konnte es gewesen sein, doch im Kare war der Vogel nicht mehr zu sehen. Aber ein ganz leises Knistern war zu vernehmen durch die dünne Luft herüber, als ob Sand riesele.

Peter horchte hin, das Rieseln wurde deutlicher, lebhafter, fast zu vernehmen wie der Wiederhall eines rauschenden Baches. Nun sah der Beobachter mit wirklichem Auge, wie im Kare Schutt- und Schneehalde in langsame Bewegung geriet. Die Schneetafeln rissen auseinander, über die Eismassen zuckten schwarze Linien hin in Zickzack, sie barsten, die Steinschütten kreiselten wie Wellen auf einem See und nun wurde alles, alles lebendig und floß träge und schwer den Tiefen zu. Der Steingrund, auf dem Peter stand, bebte vor dem dumpfen Dröhnen, als die unermeßlichen Massen des Kares so in den Abgrund fuhren. Aufwirbelte aus dem kräuselnden Strome der Schnee der Sand, mächtige Eis- und Felsstücke wurden in die Lüfte geschleudert, wo sie unter Feuererscheinungen aneinanderschlugen; fast als wären all die Massen flüssig geworden, so quirlten und schäumten sie, so brandeten sie niederwärts bis in die dämmernde Schlucht, in welche ihnen das Auge nicht mehr folgen konnte. Noch lange und gar grausig donnerte es in den Wänden und aus den Tiefen stiegen Staubwolken auf. Durch die Lüfte schossen fremdartige Vögel, anprallend an die Lehnen, auf dem Boden mit den Flügeln vergebens flatternd, angstvoll pfeifend, bis sie regungslos liegen blieben. — Endlich war alles wieder

still geworden und im Kar, wo die Schütten gelegen, starrte eine braune ungeheure Bruchfläche.

Peter hatte eine Mahre niederfahren gesehen, wie solche in den Alpen nach Schneeschmelzen oder Regentagen bisweilen sich loslösen, Felstürme sprengen, unten an den Ausböschungen riesige Flächen des Waldes wegfegen, weite Gräben verschütten, so daß die Wässer andern Lauf nehmen oder sich stauen zu einem See — Gnade Gott den Wesen, die jetzt in der Schlucht waren, dachte Peter, sie sind gestorben und begraben; wehe, wenn das letztere vor dem erstern ist! — Dann sann er weiter: Auch mein Haus steht an einem solchen Schutthügel, der vom Pfeffersberg herabgekommen und der, jetzt gleichwohl schön begrünt und bewaldet, die Mahr heißt bis auf den heutigen Tag. So eine Mahr! Am rechten Orte und zu rechter Zeit thäte so eine Mahr viel! Sie thäte mehr als hundert Schützen! ...

Und als Peter Mayr also dastand in der öden Einsamkeit, in der unheimlichen Wildheit der Natur, da hörte er ganz plötzlich und nahe hinter sich eine helle Menschenstimme. Von einem Felswändlein kam sie herab, und dort stand ein Bursche, die Hände in den Taschen der schlotternden Hose, munter sich auf den weit ausgespreiteten Beinen schaukelnd von einem zum andern. Er trillerte und er sang ein altes Lied:

„Wie lustig ist's im Sommer
Wohl auf der grünen Weid,
Wenn alle Vöglein singen
In heller Herzensfreud.
Wenn alle Hahnlein pfalzen,
Und alle Kuckuck schrein,
Und alle Mägdlein laden
Die Knaben zu sich ein.

Wie lustig ist's im Winter,
Wenn's auf der Alm wird still,
Und nur ein einziger Hirte
Noch Sennin suchen will.
Dem werd' ich gleichwohl sagen:
Die Sennin ist nit hier.
Doch bin von einem Knaben
Ich hergeschickt zu dir."

Nun sprang der Junge vom Felsen herab, ging näher an den Mahrwirt, so nahe, daß dieser das Weiße in seinen Augen sah und ihn auch zu erkennen glaubte. Und hier gab er, als wie zu Ehren des Zuhörers, noch ein B'sätzel dazu:

„Es ist ein schöner Knabe,
Es ist ein braver Mann,
Er hat dem Freund schon Liebes,
Dem Feind schon Leid's gethan.
Nun liegt er zum Verschmachten
Auf einem kühlen Stein,
Und läßt durch mich dich laden,
Ein Helfer ihm zu sein."

Jetzt schwieg der Sänger und stand ruhig da, als ob er warten wollte, was der Mann thun würde.

Der Mahrwirt sah ihn an und sagte: „Du bist ja der Spielmann, der Gurgler-Toni!"

„Ei freilich!" nickte der Bursche mit dem braunen Gesicht und dem schwarzen Haargelocke.

„— Von dem die Leute sagen, daß er ein Taugenichts ist!"

„Ei freilich!" sagte der Bursche.

„Wie kommst denn du jetzt auf diesen Berg?"

„Wahrscheinlich so wie du."

„Was willst aber nur da heroben?"

„Ich? Betteln."

„Bei den unbewohnten Hütten?"

„Und bei den reichen Wirten, die dahier auf der Alm so herum stehen."

„Das wird sich schier nicht auszahlen," versetzte der Mahrwirt.

„Es ist auch in etlichen Hütten noch wer drin," sprach der Tonele, dieweilen er das rechte Bein in die Höhe hob und mit dem linken ein par Hupfer that. „Zum Beispiel, da unten in der Mooshütten sitzen drei versprengte Bayern. Die trauen sich nit hinab und wissen alleweil noch nichts davon, daß sie wieder Herren sind im Land, und ich hab's ihnen auch nit gesagt. Die haben mir was geschenkt. Und du mußt uns auch was schenken."

„Was kann denn ich dir geben?" fragte der Mahrwirt.

„Was du willst, Wirt, uns ist alles recht, und noch am liebsten wäre uns eine alte Joppe, weil's kalt ist. Mein kranker Kamerad hat keine Decke."

„Dein kranker Kamerad?"

„Freilich."

„Wo ist er denn?"

„Ja, mein Lieber, den hab' ich gut versteckt!" schmunzelte der Tonele, „aber wenn du brav bist, Herr Wirt, so will ich dir ihn verraten. Höre mir einmal fein sauber zu!" Und dann begann der Bursche mit solcher Beschreibung: „Wenn du da hinten rückwärts hinübergehst über den Wall, wo die grauen Steine sind, und wenn du hinabgehst zwischen dem Knieholz, bis du nit weiter kannst, weil du

an einem Abgrund stehst, so kannst stehen bleiben. Wenn du aber nit stehen bleiben willst, sondern lieber links hingehst bis zum Steig und an demselben niedersteigst, so kommst du auf eine Alm hinab, die um und um von Kuppen und von Wänden umgeben ist. Dort ist es sehr schön. Dort stehen auch zwei Hütten, wo im Sommer Senninnen sind. Die eine Hütte ist jetzt fest zugesperrt, bei der andern haben wir die Thür aufgebrochen und alles, was drin ist, eigenmächtig an uns geraubt."

„Geh mir mit solchen Sachen!"

„Schreckliche Räuber, mein lieber Mahrwirt. Aber wir haben halt müssen, sonst wär' er mir gestorben."

„Wer?"

„Mein Kamerad. Weil er so grob gefallen ist, wie ihn die Franzosen über den Steinbühel hinabgeworfen haben."

Nun wendete der Mahrwirt sich gar angelegentlich dem Burschen zu und sagte: „Deine Reden verstehe ich nicht."

„So könntest ja mitgehen und schauen," meinte der Tonele. „Wir sind ohnehin hübsch verlassen all zwei und wenn er nit bald stark genug wird zum Hinabgehen, so deckt uns der Schnee zu. Nachher im Frühjahr zwei mausetote Leichen."

Auf solcherlei Reden ward dem Mahrwirt unheimlich, er trat in seine arme Hütte, nahm den Rest der Nahrung zu sich und ging mit dem Burschen. Sie nahmen genau den Weg, welchen der Tonele beschrieben hatte, und nach einer Weile kamen sie richtig hinab in den Almkessel zu den zwei Hütten.

Als sie etwa noch fünfzig Schritte von der einen entfernt waren, stand der Tonele still und sagte zu seinem

Begleiter: „Du darfſt aber jetzt nit hinein, er kunnt ſich arg erſchrecken. Nit, daß er vor dem Feind ſchreckig wär', das nit; ich glaub', wenn's wieder um den Hofer ging', mit den Zähnen zerriſſe er die Franzoſen."

„Hofer?" fragte Peter, „vom Sandwirt iſt was?"

„Freilich vom Sandwirt. Den hätten ſie ſchon im Schnappſack, wenn er nit ins Mittel geſprungen wär'."

„Er? Was denn für einer? So rede doch deutlich!"

„Na, halt er," antwortete der Burſche, „er, der da drinnen liegt. Iſt auch ſo einer, ein Vagabund. Ueberall dabei, wo es losgeht und überall den Herren Soldaten unter den Beinen durch und nur nit heim. Nachher ſchön ſauber das Unglück mit dem Frieden und der Hofer kriegt's Laufen. Wir laufen auch, im Hochgebirge ſoll's auf einmal ſo nett ſein. Kommt unterwegs der, von dem ich red' und der jetzt da drinnen liegt, der nämliche, ins Wirtshaus auf dem Dürnjoch. Hau, da geht's luſtig zu, da gibt's Franzoſen! Aber ſo ein rothaariger Satan iſt da, einer von der Gegend, der ſich auskennt. Der laßt ſich Dukaten auf die Hand zählen und wiſpelt den Welſchen was zu, und mein Kamerad hört, daß vom Sandwirt die Red' iſt. Er hockt hinten im Ofenwinkel, er, derſelb, von dem ich red' — ſchnitzelt an ſeinem Stecken herum und thut nichts desgleichen und ſpitzt doch die Ohrwaſchel auf das, was der Rothaarige ſagt. Der Hofer wär' voreh im Wirtshaus geweſen und keine Viertelſtund nachher durch den Lärchenwald hinauf. Dahinter eine Köhlerei und da müßt' er ſich niedergelaſſen haben, denn er wär', hätt' er geſagt, ſeit zwei Tagen und Nächten ohne Schlaf und ohne einen Biſſen Brot. Das hat der Rote ſo brummig hingeſagt und

darauf zahlen die Franzosen ihre Zeche und richten sich zum Fortgehen. Aber der im Ofenwinkel wie ein Wiesel bei der hintern Thür hinaus und hinauf durch den Wald, dem Kohlenrauch zu, und ist bald bei der Hütte, wo der Sandwirt sich just auf den Schaub legen will. — Kommandant, die Franzosen kommen! Der Hofer das hören, nichts vergessen, davon."

„Ist er doch entkommen?" fragte der Mahrwirt.

„Freilich."

„Gott Lob und Dank!"

„Hat nit lang gedauert, sind die Welschen da und halten die Spieße bei der Hüttenthüre hinein. Der, von dem ich red', er ist ja noch hübsch jung und klein, will ihnen zwischen durch die Beine; da nehmen sie ihn beim Kragen und wo der Andreas Hofer wär'? — Ja, der ist halt nit da. — Ob er ihn verscheucht? — Mag schon sein. — Auf das haben sie den, von dem ich red', bei den Füßen genommen, haben ihn hingeschleift, durch den Wald hinab, haben ihn über eine Felswand geworfen. Dort unten ist er liegen geblieben, Mahrwirt, und jetzt weißt es."

„Liegen geblieben?"

„Ja freilich, wohl liegen geblieben," antwortete der Bursche. Dann fuhr er in seiner Erzählung fort: „Wenn ich am selbigen Tag einen Groschen Geld im Sack hab', so ist's ein Unglück. Dann gehe ich ins Wirtshaus am Joch und esse was, und nit hinauf in den Wald Brombeeren suchen. Weil ich aber kein Geld hab', so gehe ich Brombeeren suchen. Und jetzt finde ich ihn liegen, ganz zerschlagen auf dem Sand, und will just versterben. Ich kenne ihn gleich

auf den ersten Blick — und seit der Stund' sind wir bei einander. Zuerst im Wirtshaus verbunden und gelabt, nachher wollen über das Gebirg in unser Thal hinüber, unterwegs ist er mir wieder schwach worden. Hab' mit ihm umkehren wollen zum Jochwirtshaus, sehe aber schon den Rauch aufsteigen und wie's brennt; die Franzosen haben's angezündet. Jetzt was kann der arme Wirt dafür! Bei der Brandstatt haben wir nichts zu thun, und sind halt weiter, hab' mich mit dem Kranken verirrt im Gebirg und wohl schon alle Engel singen gehört. Mahrwirt, die können's noch besser wie der Gurgler-Tonele! Zuletzt haben wir diese Lucken da gefunden und sind hier verblieben. — Ich werde jetzt hineingehen da in unsre Residenz; du kommst bald nach, mußt dich aber nit zu groß verwundern, es gibt noch schönre Schlösser auf der Welt."

Was sind das für Geschichten! dachte der Mahrwirt, als er so vor der halb in die Erde versunkenen Sennhütte stand auf der bergumfriedeten Alm. Wunderlicherweise ahnte er noch immer nichts; an den Sandwirt dachte er. Das glaube ich, daß sie nach ihm spähen, die Blauhosen. Nun, vielleicht kommt er ihnen noch einmal von selber entgegen, aber so, daß zur Abwechselung sie wieder einmal laufen.

Jetzt könnte er ja hineinkommen! rief der Tonele zur Hüttenthür hinaus. Peter trat zögernd ein und fand — in trockenes Heu größtentheils vergraben — seinen Knaben Hans. — Er war's! Er war's! Das liebe Gesichtlein. Aber gar schmal und blaß und auf der Stirn eine Schramme.

Vater und Sohn schauten sich nur so an, stumm und ernst. Peter rieb sich zuerst die Augen, weil er meinte, vom

grellen Licht plötzlich in den dunklen Raum getreten, sei er sonnenblind geworden und es spotte ihn ein Trugbild.

Der Tonele trat mit steifer Würde dazwischen: „Mahrwirt, die Geschichte weißt du, und da ist der Held dazu!"

Der Mahrwirt war immer noch stumm und welcher nun zwischen Vater und Sohn das erste Wort sprach, das war der letztere.

„Ich wollte jetzt schon gekommen sein, Vater," sagte er ganz gelassen, „wenn ich nur nicht so müde geworden wäre. Wie geht es der Mutter?"

Freilich konnte sich Peter jetzt nicht mehr halten, beugte sich hin über den Knaben, nahm den Blondkopf zwischen seine Hände und küßte ihm mit einer fast zornigen Leidenschaft die Wangen. Der Knabe ließ das ruhig geschehen, dann that er einen tiefen Atemzug und sagte in bittendem Tone: „Vater! — Nicht wahr, jetzt bist du wieder gut auf mich? ..."

„Kind!" rief der Mahrwirt aus, „du weißt es nicht, du weißt es nicht, welche Pein du uns bereitet hast! Du böses, hartes Kind!"

„Ja, ja, ganz recht, die Franzosen mögen ihn auch nicht!" bemerkte der Tonele.

„Dem Hofer? Dem Sandwirt hättest du ausgeholfen?" also der Vater. „Du wärest derselbige, du? Gott der Allmächtige soll dich segnen, du mein tapferes, mein treues Kind!"

Er wußte sich nicht zu fassen. Der Knabe zog aus dem Heu seine Hand hervor, sie war verbunden mit einer alten Zipfelmütze, streichelte das Haupt des Vaters und sagte: „Jetzt bin ich schon gesund, jetzt gehen wir bald heim."

So einfach ging das zwar nicht, denn als der kleine Hans sich erheben wollte, krachten die Knochen und er sank mit einem Seufzer wieder zurück auf das Lager.

Der Mahrwirt mußte die beiden Kameraden allein zurücklassen im hohen Gebirge. Er selber eilte, so rasch als seine Füße ihn trugen, dem Eisackthale zu. Er wanderte einen Tag und eine Nacht und konnte unterwegs nichts denken als: o Wunder, jetzt haben wir den Hans wieder! Dieser Spielmann! Kein gutes Wort habe ich ihm gesagt, und er hat's doch so brav gehalten mit dem Knaben.

Schon gegen Morgen war's, als der Mahrwirt zu seinem Hause gelangte. Um Frau Notburga in seinem kaum zu bändigenden Ungestüm der Freude nicht zu erschrecken, klopfte er an die Thüre des Stalles. Erst auf ein zweites Klopfen hörte er drinnen die Hanai sagen: „Christi Heiland, jetzt ist gewiß der Taugenichts da!"

Der Wirt ahnte gleich, wen sie meinen konnte, daher sprach er: „Gedulde dich, Hanai, er kommt morgen. Heute bin ich es und du sollst so gut sein und mein Weib aufwecken, aber ganz leise."

„Leise?" lachte die Magd, „da wird sie ja nit munter."

„Ich meine nicht zu heftig, daß sie nicht erschreckt. Und sollst ihr sagen, sie möchte sich richten, es thäten ein paar gute Bekannte anrücken. Hanai! Unser Hans ist wieder fürgekommen. Denke dir, der kleine Kampel hat den Andreas Hofer auf der Flucht vor den Franzosen gerettet. Und der Toni, der Musikant, der Taugenichts —"

„Na, na, Wirt, derfang' dich, derfang' dich!"

„Der hat wieder den Hans gerettet, es ist wie eine Mähr, es nicht zu glauben."

Er wußte gar nicht, wie er mit wenigen Worten alles sagen konnte. Die Hanai schlüpfte vor Freude wimmernd in ihr Gewand, lief aus dem Stall zum Hausthor und begann mit aller Macht zu rütteln und zu schreien, um der Frau Notburga „ganz leise und ohne sie zu erschrecken", die Botschaft beizubringen.

Und also hub nach langer Trauer ein dreifacher Freudentag an im Hause an der Mahr. Zwei Stunden kaum gönnte Peter sich Ruhe, dann machte er sich mit noch ein paar kräftigen Männern der Nachbarschaft auf nach den Berghöhen, um den Knaben und seinen treuen Genossen zu holen und in das heimatliche Thal zu bringen.

Peter, ich hab' deinen Handschlag!

Im Wirtshause an der Mahr waren keinerlei Anstalten getroffen, um zur glücklichen Heimkehr der Vermißten ein Freudenfest zu feiern, es feierte sich ganz von selbst. Alle Nachbarn und Freunde waren herbeigekammen, so daß das Haus die Gäste schier nicht fassen konnte. Heute tranken sie gemeinsam aus großen Krügen den rothen Tirolerwein, der um diese Jahreszeit am besten ist, und Peter saß frisch aufrecht unter ihnen. Er wußte keine Zeit, wo ihm so wohlgemut gewesen war, als heute, und wieder nahm er sich vor, von jetzt an ganz seinem Hause zu leben. Sein Plan war, die Wirtschaft an der Straße aufzugeben, oben auf dem

Ritten, ſeiner alten Heimat, ein Bauerngut zu kaufen, zu pflanzen, zu ackern, Vieh zu züchten und feſtſtändig zu werden auf der Väter Scholle. — Vielleicht, daß er heute das letztemal frohe Kameradſchaft hielt im Wirtshauſe.

Dem kleinen Hans mußten ſie ins Bett hinein die Herzensworte ſagen, die ſich denn einmal nicht zurückhalten ließen. Der Held, der den Hofer gerettet hat! Der ſeinen jungen, geſunden Leib hat müſſen opfern für den Vater von Tirol! — Die Frauen waren gar nicht abzuhalten, ihn zu herzen und zu koſen, bis er mit den Armen eine ſehr unwillige Bewegung machte: Sie ſollten ihn in Ruh' laſſen!

Frau Notburga ſaß neben ihm und ſchaute ihn an mit einem Geſichte voller Stolz und voller Sorgen und wies die größten Lobpreiſungen demüthig zurück. Der Arzt hatte verſichert, die Hauptſache werde ſich bald wieder geben, ſo daß der Knabe wenigſtens am Stocke würde gehen können. Es war eben einer mehr der Krüppel aus dem Befreiungskampfe, und ein gar junger!

In einer ganz andern Glorie ſchwamm bei dem Feſte der ſchöne ſchwarzlockige Gurgler-Tonele. Der aß und trank fürs erſte weidlich, fürs zweite hatte er ſeine „Klampfen" zur Hand, und ſo oft ſie anhuben, ſeine Bravheit zu loben, hub er an zu klimpern. Zum fröhlichen Saitenſpiel munterer Geſang und dieweilen ſchweiften ſeine ſchwarzen Augen in der Stube umher und ſuchten etwas.

Dasſelbige aber, was die ſchwarzen Augen ſuchten, lugte vom Vorhaus durch die Thürfuge herein. Die Magd Hanai allein hatte an dieſem Tage bei ſich ſo viele himmliſche Freuden, als alle andern zuſammen. Nur der einen Sache

wegen wollte sie sich tief in den Erdboden hinein schämen. Alle Anwesenden hatten ihr Halbfeiertagsgewand am Leibe und waren ordentlich hergestiefelt; der Tonele saß in seinem lehmgrauen und verschlissenen Röckel da und hatte nicht einmal Schuhwerk an den Füßen. Er schaute wahrhaftig aus, als wäre er von seinem Ideal, dem Bettelkarren, herabgesprungen. Und doch hat er die Keckheit, mit seinem roten Gesichtel jeden und jede anzulachen! Aber das sollte er sich schon noch abgewöhnen, der müsse noch ordentlich gebürstet werden, bis man sich mit ihm auf den Kirchplatz wagen könne. Unerhört, was er jetzt wieder für eins herauszwickt.

Der Tonele ließ seine Augen blinzeln und sang:

„A so ein fesch Kerndl,
Als wie mein süaß Deandl
Gibt's auf der ganzen Welt nit mehr.
Und das liabe Täuberl
Wird bald mein brav Weiberl,
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her!
- Schrum schrum, zidi zum —
Ich gib's um Leib und Leb'n nit her!"

Das war hübsch, aber es wäre gewiß noch hübscher gekommen, wenn der Gesang nicht derb unterbrochen worden wäre. Mehrere Männer traten rasch in die Stube, darunter auch der schwarze Steuereinnehmer.

„Ist Faschingszeit jetzt?" rief Kulber mit den Augen den Wirt fassend, „Mahrwirt, schicke die Spielleute und die Weibsbilder fort, wir verlangen es!"

Peter stand von seinem Sitze auf und entgegnete: „Das Recht wird mir zustehen."

„Peter Mayr!" sagte Kulber, „willst du dich zu Schanden machen lassen von deinem zehnjährigen Sohn?"

„Wieso?“

„Der kann Wort halten.“

„Wort halten wird unsereiner auch noch können,“ antwortete der Mahrwirt.

„Du hast mir dein Wort nicht gehalten!“ sprach Kulber leise, aber mit schwerem Nachdruck.

„Kulber!“ rief der Wirt und richtete sich starr empor.

„Wir haben dich gerufen in der Not, du sitzest beim Zechkrug und bist nicht gekommen, wie du mir's versprochen hast.“

„Ich habe dir nichts versprochen!“

„Oben im Gebirg! Peter, ich habe deinen Handschlag!“ sagte Kulber.

„Davon weiß ich nichts. Beim Abschied habe ich dir freilich die Hand gegeben,“ entgegnete Peter.

„Du hast mir sie darauf gegeben, daß du kommst!“

„Wenn es sein kann, habe ich gesagt.“

„Nicht, wenn es sein kann!“ rief Kulber leidenschaftlich, „davon habe ich nichts gehört. Du hast mir die Hand darauf gegeben, daß du kommst und mit uns in den Kampf gehst!“

Alles war still und schaute auf den Mahrwirt. Dieser that die Arme auseinander in eine halb wagerechte Lage und sagte: „So wahr Gott im Himmel ist, ich weiß nichts davon. Aber ich habe seither viel Aufregung erlebt, man kann's vergessen. Sagst du's, Kamerad, so glaub' ich's. Wenn ich's versprochen habe, so halte ich's, und wenn ihr jetzt um mich da seid, so gehe ich mit euch.“

„Gott sei Dank,“ sagten die Männer zu einander, „er geht mit uns.“ Sie drängten sich an ihn, um seine

Hand zu fassen: „Wir haben es ja gewußt, Mahrwirt, daß du uns nicht verlassen wirst. Unser Kommandant mußt sein!"

„Ich gehe mit, weil ich muß, aber Kommandant will ich nimmer sein," entgegnete Peter.

„Unser Kommandant mußt sein. Die Verantwortung tragen wir alle, aber folgen wollen wir nur dir allein. Die andern sagen auch so. Du bist schon gewählt, da kannst dich nicht mehr weigern. Peter, denk' an die Klausen, damals! Mit dir und neben deiner werden wir die höllischen Sakra schon wieder hinauswerfen. Es ist aber die höchste Zeit, hinter dem Brenner herauf ist schon alles voll, mehr Franzosen als Graßbäume. Der Löw Beser strotzt sich auf wie die Katz' vor dem Sprung. Es ist die höchste Zeit."

Peter wendete sich gegen die Tische hin: „Trinkts aus, Männer. Wer mit will — wir gehen!"

Kulber war vergnügt und dachte: Mit der plumpen Wahrheit richte ich das ganze Jahr nicht so viel aus, wie mit ein bissel Politik in einer halben Stund. Jetzt kann's losgehen.

Eine Viertelstunde später war es leer und still im Wirtshause an der Mahr. Frau Notburga saß nachdenklich unter ihren Kindern. Der Hans versicherte, daß weder an Händen noch an Füßen, noch an andern wunden Stellen Schmerzen vorhanden wären und daß er mit dabei sein wolle gegen die Franzosen. Indessen ging es ihm nicht viel besser, als oben im Gebirg: als er sich aufrichten wollte, sank er mit einem Hauch des Schmerzes wieder zurück. Dann knirschte er über den schlechten Arzt, der ihn noch nicht gesund gemacht hätte. Schwesterlein Marianna ging

gar nicht von seinem Bette fort, sie hatte für ihn sanftmütigen Zuspruch und streichelte mit den weichen Händchen sein blondes Haar und schaute dabei ganz ehrfurchtsvoll auf den wiedergefundenen Hans, der so große Stücke ausgeführt und so viele Fährlichkeiten bestanden hatte. Er war ihr jetzt weit lieber, als das ganz kleine Peterlein, das noch nichts Nennenswertes geleistet hatte außer Milchtrinken und Fingernutschen.

In der darauffolgenden Nacht ereignete es sich, daß an der Stallthür des Mahrwirtshauses jemand hübsch beharrlich klopfte und wisperte und endlich auch seufzte, und daß drinnen sich beharrlich niemand meldete. Als das eine Weile so gewesen, wurde es vor der Thür still, jedoch rückwärts draußen, wo ein Fensterlein war, hub eine gar ängstliche und gedrückte Männerstimme an, sanft also zu singen:

„Ich hab' dich so g'liabt,
Und ich hab' dich wollen werb'n,
Und jetzt soll ich traurig
Mit meiner Liab sterb'n.
Das kann doch nit sein,
Hab' dich gliabt treu und rein,
War ja immer bei dir,
Wann du weit weg von mir.

Und wann d' noch so hart bist,
Ich hab' dich doch gern,
Wie keiner auf der Welt dich
So liab'n kann und ehr'n.
Und daß ich dich g'habt hätt'
Mein Dirndl so gern,
Das wirst, wann ich g'storb'n bin,
Erst inne noch wern."

Ah — nun ging das Fenster auf. In leise grollendem Tone sprach die Magd heraus: „Still sei! Die dummen

G'fangeln alleweil! — Wo du sie nur hernimmst, möcht' ich wissen!"

„Das weiß ich halt selber nit," meinte der Sänger, „mir fallen sie nur alleweil so ein."

„Und ist's dir richtig ernst mit so was?" fragte sie.

„Ah beileib," antwortete er, „man thut halt nur so singen."

„Daß du aber schon gar keinen Fried' geben kannst bei der Nacht!"

„Ja, das ist mir schon selber zu dumm," sagte der Tonele, — natürlich war es der — „dasmal ist's aber was Wichtiges. Ich will von dir Abschied nehmen." Er lehnte an der Wand und hielt seine Hand hinein zum Fenster.

„Aber bist ja erst gekommen," flüsterte die Hanai, „das heißt, du willst mit den Männern fort und da hast schon recht. Aufs Schlachtfeld, du tapferer Ritter, damit du wieder einen Franzosen — trinken lassen kannst am Brunnen."

„Fangst schon wieder an," murmelte er jetzt wirklich verzagt, „kaum daß ich bei dir bin, fangst an. Gescheiter, ich geh' fort und mich g'freut nichts mehr."

„Toni, ja warum denn?"

„Na, halt so."

„Lapp, du wirst doch wissen, warum!"

„Wissen thu' ich's schon."

„Magst mir's nit sagen?"

„Du weißt es eh selber."

„Und wenn der Kuhschweif Kirchenglocken läutet, nichts weiß ich."

„So kannst dir's denken."

„Ich bin nit so gescheit, als wie du."

„Und ich bin nit so tapfer, als wie du," sagte der Bursche bitter, „ich hab' keine Leut' derschossen, hab' mit der Mistgabel keine Franzosen versprengt, nit einmal den Bonaparte hab' ich gefangen und auch nit dem Sandwirt geholfen auf der Flucht."

„Nau, und was weiter?"

„Und darum magst mich nit."

Jetzt, das hatte die Hanai gehört und verstanden. Sie kratzte mit dem Fingernagel ein wenig am Fensterrahmen, als ob dort etwas Ungehöriges klebte, und hernach murmelte sie in den Holzpfosten hinein: „Das muß ich schon sagen, schön ist's just nit, daß du nit um einen Groschen was ausgerichtet hast bei der jetzigen Zeit, wo sogar die Schulbuben ihr Heldenstückel aufzuweisen haben. Nur, daß man es dir nit so schwer aufmessen kann. Und das, wie du den kleinen Hans hast aufgesucht —"

„Was meinst, Hanai?"

„Narr, geh' her näher, wenn du sonst nichts verstehst!"

Er war ohnehin nicht weit, nun duckte er sich und steckte den Kopf zum Fenster hinein.

„Was glaubst denn eigentlich?" fragte ihn die Hanai. „Du nichts haben, ich nichts haben — auf was sollen denn wir zusammen heiraten?"

Der Bursche stutzte. Davon spricht sie? Selber hebt sie davon an? Gut ist's.

„Freilich wohl, wenn wir nichts haben," antwortete er beklommen, „aber schau, wenn wir *nit* zusammen heiraten, so haben wir halt auch nichts."

„Sie *lassen* uns gar nit heiraten!" Unwirsch stieß die Magd dieses Wort hervor.

„Wegen dem," antwortete hierauf der Bursche gelassen, „wegen dem, daß sie uns nit heiraten lassen, wollt' ich noch g'rad nit ins Wasser gehen; wenn wir uns all zwei miteinand gern haben, bin ich schon zufrieden."

„Gern haben? Wie meinst du das?"

„Na ja, gern haben. Halt so gern haben, wie zwei verliebte Leut' sich halt gern haben."

„Mensch!" begehrte die Hanai auf, „du bist doch grundverdorben. Wart', ich will dir helfen!" Zornig packte sie ihn bei den Haaren, der Bursche ächzte, wimmerte, gab dem Zerren ihrer Hand erklecklich nach, ruck, ruck, durchs Fenster — und plumps! liegt er drinnen auf der Stallstreu zu ihren Füßen.

Im ersten Augenblicke vermochte er sich vor Ueberraschung ob dieser unvorhergesehenen Schicksalswendung nicht zu fassen. Finster war es auch. Sie aber wußte ihn trotzdem zu finden, um diesen leichtfertigen Loter einmal recht exemplarisch zu strafen. Ihn an beiden Ohren fassend, mit den Fäusten seinen Kopf walkend, pfauchte sie: „Ja, mein sauberes Spitzbuberl! So hätte ich dich schon lang gern unter meinen Fäusten gehabt! Wie du es hast getrieben, das ist schon ein bissel gar zu arg gewesen. Herumklimpern vor allen Häusern und betteln, weiß Gott, um was alles! Nachher wieder herumliegen unter Stauden und Heuhaufen bei der Nacht! Nachher wieder fort, nichts' hören lassen, nachher mit den zernichten Gewandfetzen im Wirtshaus sitzen und sich die Augen auslegeln auf allerlei Weibsbilder hin, daß es eine Schand und ein Spott ist . . .!"

„Au, au, au!" jammerte der arme Tonle, denn sie war ihm auf die Zehen getreten.

„Ja, au, au, wirst du dir noch genug winseln, wenn du einmal in der Höll' bist!" knirschte sie, „dieweilen aber! Dieweilen! Wart' nur, du sollst dir's merken!" Damit riß sie ihn an sich, „du schlechter Mensch, du! Du! Du! sündhafter sauberer lieber Kerl, du! Dem Hansel ein so braver Kamerad sein! Sei's meiner auch, Toni, herzlausiger Schatz, sei's auch meiner! Mein bist! Mein bist ganz!" Und drückte seinen Kopf mit beiden Händen an ihren Busen und preßte ihn mit aller Macht an sich, daß ihm und ihr der Atem verging. —

So schauderhaft ist der junge Spielmann bestraft worden für seine Missethaten. — Ob es ein sehr abschreckendes Beispiel war? Aber gemerkt hat er sich's.

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, saß der Bursche auf einer Pappel, wie sie an der Landstraße stehen, und trillerte ein solches:

„Sie hat ein Haar, als wie von Seiden,
Und ein' Hals, so weiß wie Kreiden,
Und 's frische, helle Aeugerl lacht,
Als wär's von Luft und Himmel g'macht.
Und Wangerln hat's wie Morgenröt,
Wann auf der Alm die Sonn' aufgeht.
Wann's lacht, so legt sich halt der Mund
In d' Wangerln eini, kugelrund,
Daß überall ein Grübaberl steht,
Als wann man ihr's ausdrachselt hätt'.
Und hat ein Brüsterl rund und rein,
Als wie ein weißer Marmelstein.
Und hat ein Herzel heiß und voll,
Daß ihr schier 's Mieder springen soll.
Und wann ich mir's so zuwaziach,
Und ihre weißen Zahnerln siach,
Und 's Zungenspitzl guckt herfür,
Da ist's frei aus und g'fahlt mit mir.
Da ließ' ich Himmelreich und Leb'n
Wann ich ihr kunnt a Busserl geb'n."

So hat er geſungen hoch oben auf der Pappel, die an der Straße ſtand. Kann ſich einer denn ſo viele Wiſſenſchaft aneignen in einer einzigen Nacht?

Mein' Freud' iſt auf der grünen Alm!

Auf dem Marktplatze zu Brixen hatte ein bayriſcher Kommiſſär bekannt machen laſſen: Keine Zuſammenrottung! Nach fünf Uhr abends kein offenes Wirtshaus! Abzuliefern die letzten Waffen, nicht ausgenommen das Taſchenmeſſer aus der Lederſcheiden! —

Die Antwort darauf war, daß Kulber von der Anhöhe herab ein paar Kanonenkugeln knallen ließ auf das Haus, in welchem die bayriſche Behörde war. Da ſchwieg dieſe und die Tiroler machten kein Geheimnis mehr.

Südtirol ſtand bereit zu neuem Kampfe. Bald bewegte ſich Schar um Schar gegen die Engſchluchten des oberen Eiſack. Die Jungen voraus, die Alten hinterdrein. „Ein Eichtel richten wir auch noch was aus," ſagte von den letzteren einer, „wenn unſer genug ſind. Zwei Alte machen ſo viel wie ein Junger."

In mehreren Gärten des Thales huben zu dieſen ſpäten Tagen die Sträucher an zu grünen, wie einſt im Mai. Ein Lilienſtamm ſtand auf und entfaltete ſeinen weißen Kelch. Gar ſeltſame Anzeichen, die Großes bedeuten konnten. Oben am Schlern in den Saiſerfeldern huben die Glocken wieder an zu läuten; es waren die unterirdiſchen Glocken einer dort in alten Zeiten verſunkenen Stadt, die allemal

läuteten, wenn ein großes Ereignis bevorſtand. Auf unzugänglichen Felſen hörte man Pferdegetrab und Gewieher. Vom Himmel fielen da und dort helle Blutstropfen herab. In einer Kirche auf dem Rilten ſah man Heiligenbilder weinen. In einer Nacht ſtieg vom Kirchturm zum heiligen Jakob eine hohe bläuliche Flammenſäule auf, ſich oben ſpitzend wie ein rieſiges Feuerſchwert. Auf den Gräbern erſchlagener Tiroler zuckten manchmal rote Flämmlein und im Walde bei Mühlbach wollte ein Hirte geſehen haben, wie aus Moos und Raſen fleiſchloſe Arme mit krallenartigen Fingern hervorwühlten und ſich ihm entgegenſtreckten.

Derlei Erſcheinungen und Gerüchte, die beſonders Kulber mit Fleiß in Umlauf zu bringen wußte, verſetzten die Bevölkerung in eine unbeſchreibliche Aufregung und alles, was nur Waffen tragen konnte, kam hervor und ſtellte ſich zum Streite. Und es zeigte ſich wieder, wie dieſes Land unerſchöpflich war an Kämpfern und Waffen. Das klang und knarrte und ſchrillte wieder durch die Thäler und von den bayriſchen Beamten und Landwächtern wagte ſich keiner hervor.

Peter Mayr befehligte die ſeltſamen Truppen. Kein Wort war weiter darüber geſprochen worden, er gab Anordnungen und alles gehorche ihm — dem Sieger von Mühlbach.

„Schützen," hatte er nun, als die Bewegung ins Rollen kam, geſagt. „Schützen werden wir vorderhand wenige brauchen, heißt das, wenn wir flink ſind und das warme Wetter anhält. Aber Zimmerleute, Weidenbinder, Seiler ſollen herbei, ſo viele ihrer zu haben ſind, und Holzleute mit Beilen und Erdarbeiter mit Krampen, je mehr, deſto beſſer!"

Sie verſtanden den Kommandanten nicht, ſollten ihn aber bald verſtehen.

Gegen den Brenner hinauf hinter Oberau zieht ſich durch das Gebirge in Schlangenwindungen eine ſtundenlange ſchauerliche Engſchlucht. Der Eiſack gräbt ſich ſauſend und brauſend durch, hoch hinan die braunen Felſen beſpritzend mit ſeinen weißen Giſchten. Wuchtige Steinblöcke, die niedergebrochen oder von den Fluten herangewälzt ſind, liegen im Waſſer, umraſt von den wütenden, grabenden, ſchreienden Wellen. Manches übermütige Bäumchen hat in den mooſigen Spalten Stand gefaßt auf dem leiſe bebenden Fels, ängſtlich krallt es ſeine Wurzeln aus und ins Waſſer hinab, kein Sonnenſtrahl wird ihm zu teil, weder im Winter, noch im Sommer, und bald ſteht es nur mehr als entrindeter, knochenfarbiger Strunk mitten im tobenden Elemente. Vom Hange ſind Urwaldſtämme niedergebrochen und modern am Uferrande, ihr ſtarres Aſtgewirre vom Waſſer beſpült. Neben dem Eiſack muß ſich an Wand und Wildnis die Straße forthelfen, welche den Norden mit dem Süden verbinden ſoll. Wie muß ſie ſich winden und ducken, beſcheiden dem wilden Strome ausweichen und doch wieder ſänftiglich ſchmeichelnd an ihn ſich ſchmiegen, um nur weiter zu kommen. Stellenweiſe hat ſie ſich aus dem Felsgrunde ihr gutes Recht herausgehauen und dasſelbe mit wuchtigen Pälzen und Pfeilern geſichert; an andern Stellen hat ſie mit rieſigen Quadern ihren Boden dem Fluſſe abgerungen, ihn mit Vorwällen und Geländern geſchützt! aber das alles iſt nur von heute auf morgen. Kommt der Eiſack eines Tages hochgewölbt und gepanzert mit Stämmen, Strünken und Felsklötzen, dann bricht das Menſchenwerk krachend zuſammen

und die Wellen verwischen und verwaschen alle Spuren jahrelanger Arbeit in wenigen Minuten.

An beiden Seiten der Engschlucht steigen teils senkrecht oder terrassenförmig die Felsen, teils die bebuschten, kümmerlich bewaldeten steilen Hänge, teils in wüsten Karen die Schuttschichten empor, sich hebend und bauend bis zu den höchsten Alpenkuppen fast im Bereiche der Gletscherregion. Nicht allein vor dem Wasser hat die Straße sich zu schützen, das an ihren Grundfesten nagt, wohl auch vor den Sandströmen, Lawinen und Bergstürzen, die hoch oben drohend hängen. Wenn der Eisack einmal seinen lauten Atem einhalten und horchen wollte, er würde wohl das Rieseln und Bröckeln hören oben in den Hängen. Nicht allein der von der Gemse losgetretene Stein springt herab, sondern auch der vom Eise gelockerte Fels! nicht allein die durch Schnee und Regen durchweichten Schuttmassen können ins Rutschen kommen, auch das durch Morschen der Wurzeln abgestorbener Bäume und Sträucher haltlos gewordene Erdreich. Am Wege hin und hin, an Wänden, Baumstämmen und Pfählen sind sie geheftet, die Erinnerungstafeln an Unglück und Tod, so den Wanderer zur Stelle plötzlich angetreten.

Und durch diese Wildnisse zieht die Straße von Nord- ins Südtirol, die Straße von Deutschland nach dem Lande, wo die Zitronen blühen, welchem auf gleichem Wege einst Heere und Kauffahrer, Fürsten und Dichter zugewandert waren. Es war das einzige Schluchtenthor weitum und diese Straße mußte nun gewärtig sein der feindlichen Truppen, die jeden Tag in vernichtender Uebermacht herabströmen konnten vom Brennerpasse.

Das zu ſolcher Jahreszeit faſt unheimlich ſchöne und laue Wetter hielt an. Peter Mayr hatte ſeine Leute in die Engſchluchten des Eiſack geführt, nach vielem Umherſteigen ſie dort verteilt an den Hängen und Felsterraſſen und ſie ganz ſeltſamlich befehligt. Nicht daß ſie hinter Büſchen mit geladenen Stutzen lauern ſollten auf die bald anrückenden Truppen, nicht daß ſie Felsblöcke oder Baumſtämme vorbereiten ſollten zum Hinabwälzen auf die bald vorübermarſchierenden Soldaten; wohl auch ſolche Arbeiten gab es ſtellenweiſe, doch die Hauptſache war diesmal etwas andres.

Dort, wo gegenüber einer vorhängenden Wand hart am linken zerriſſenen Felſenufer des Eiſack die Straße ſich eine längere Strecke hinzieht unter einem turmdachſteilen, ſpärlich mit Erlen bewachſenen Hange und einer ſchmalen Brücke zu, dort, wo hoch über dieſem Hange klüftige Wände ragen, Wände, in deren Runſen Schutthalden und Steintrümmer lagern, auf kümmerlichem Erdreiche auch einzelne Bäume ſtehen — dort rief der Mahrwirt ſeine Männer zur Arbeit. Dort hoch oben mußten ſie Bäume fällen und ſpalten, dieſelben quer am Hange hinlegen, mit Weidengewinden an den Enden aneinander binden, als ſollte ein Steg hergeſtellt werden entlang der ſteilen Lehne. Mit Seilen wurde dieſer viele Klafter lange Steg ſo befeſtigt, daß er wie eine Hängebrücke war. Höher oben in den Klüften waren die Tragſeile an beſtimmten Stellen ſorgfältig befeſtigt und zu je einem nun ſtrammgeſpannten Seile ein Mann mit dem Beile verordnet. Das war das erſte, und die weiteren Anordnungen des Mahrwirtes verſtanden ſie ſchon beſſer.

Peter befahl, daß man beginne, den langen Hängeſteg mit Schutt und Steinen und Felsblöcken vorſichtig zu

belaſten. Und ſo huben ihrer ſiebzig Mann an, da oben zu graben, zu wühlen, zu lockern und die Maſſen aufzuſchichten über dem Stege. Sie arbeiteten haſtig Tag und Nacht, unten bemerkte man nichts, denn die Büſche verdeckten das Werk und das Waſſer überſchrie alles andre Geräuſch. Mit großer Emſigkeit arbeitete jeder, denn Kulber, der oben bei Mittewald Wache hielt, ſandte fort und fort Boten: der Feind ſei ſchon in Sterzing und rücke immer näher. Der Kreuzwirt von Brixen, der Rampesbauer, der Griesacher, der Stauker ordneten immer die Linie. Auch ſelbſt handhabten ſie Hauen und Krampen. Der Griesacher und der Schockelfranz hatten ſonſt kein rechtes Zuſammenſehen; ein Grenzſtreit hatte ſie entzweit vor vielen Jahren, der Streit war längſt gerichtlich geſchlichtet, aber ſie konnten ihn nicht vergeſſen und hegten insgeheim gegeneinander Feindſchaft. Nun es fürs Vaterland ging, arbeiteten ſie einträchtig nebeneinander, und als jetzt der Griesacher den Franz bei der Lockerung eines Felsblockes unterſtützt hatte, hielt der Schockelfranz ihm die rechte Hand hin und ſagte: „Nachbar, wir wollen gut ſein miteinander, wenn's dir recht iſt, von heut' an wollen wir miteinander wieder gut ſein."

So oft die Männer von ihrer Arbeit aufſchauten, war ihr Blick in die Schluchten hin gerichtet; es war dort noch nichts wahrzunehmen, und ſo konnte der Mahrwirt fortfahren, immer mehr Maſſen über der Hochbrücke auftürmen zu laſſen, ſo daß ſie ſtellenweiſe ſchon hinangingen bis zu den ſenkrechten Wänden. — Und endlich war es ſo weit, daß er zu ſeinem Schwager Auguſtin, der im Bauernkittel neben ihm grub und ſchaufelte, die Worte ſprach: „Jetzt können ſie kommen."

Augustin hatte seinen Priesterrock abgelegt und auch das Kreuz. Jetzt bedurfte keiner mehr eines Zuspruchs, einer Aneiferung, jetzt wußte jeder, was zu thun war und um was es sich handelte. Augustin antwortete nur: „Wenn Kulber nicht wieder übertreibt, so werden wir nicht lange zu warten haben."

Peter blickte beobachtend zum Himmel auf und sagte leise: „Wenn das Wetter klar bleibt, dann wird's kalt in der Nacht."

Augustin entgegnete: „Mir ist so warm in der Brust, daß ich Rock und Leibel wegwerfen möchte."

„Nur jetzt kein Frost!" setzte Peter bei. „Auf zehn Jahre lang mögen Maifröste den Weinstock versengen in Tirol, nur jetzt kein Frost!"

Und als es gegen Abend ging, begann der weiche lockere Schutt sich zu härten, daß er klang, wenn man mit dem Schuh oder Spaten an ihn stieß. Nun erst verstand Augustin Peters Angst vor dem Frost. Doch am nächsten Tage war wieder die warme Sonne da und vom Mitten her zog ein lauer feuchter Wind.

Der Mahrwirt war Feldherr und nichts als das. Nicht mehr gezwungen war er's, sondern aus freiem Willen, in Lust und Begier. Man hörte kein andres Wort von ihm, als was des Kampfes und der Wehr war. In der Nacht, wenn er in seinem Loden eingeschlagen zwischen Steinblöcken, mit Reisig überdeckt, lag, sann er neue Pläne aus, um in Verbindung mit Naturmächten den Feind zu schwächen oder zu vernichten. Graute der Tag, so stieg er schon wieder in den Hängen umher, um nachzusehen, ob alles seine Richtigkeit habe. Besonders auf die zahlreichen, scharf-

geſpannten Seile richtete er ſein Augenmerk, und den Männern, die in gewiſſer Entfernung voneinander abwechslungsweiſe Tag und Nacht angeſtellt waren oben bei den Verankerungen, ſchärfte er immer wieder ein, bei dem beſtimmten Zeichen alle zugleich ihr Seil durchzuhauen. Das Zeichen ſei folgendes: zuerſt vom Felsvorſprunge her mit der Schwegelpfeife den Anfang der Melodie: „Mein' Freud' iſt auf der grünen Alm!“ das bedeute volle Bereitſchaft. Dann nach einer kleinen Weile drei raſch aufeinanderfolgende Flintenſchüſſe und der laute Ruf: „Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit!“

Alſo waren ſie fertig und lauerten.

Und eines Morgens, als der liebliche Sonnenſchein die Berghäupter verklärte und in den Schluchten der feuchte bläuliche Duft lag und ein mildes herbſtliches Spinnen durch die ganze Natur ging, da huben auf der Lehne die letzten blühenden Enzianen leiſe an zu zittern. Und da haſtete ein Mann herauf aus der Tiefe, der ſchrie flüſternd: „Sie kommen!“

Einen Augenblick ſchien es, als wollten die Sträucher und Steine lebendig werden hoch am Berghange, hie und da huſchte eine Geſtalt, hie und da ein halberſtickter Laut — dann war es wieder ſtill, öde und ſtarr ſtand der Berg da, wie er immer geſtanden. In der Tiefe rauſchte das Waſſer. —

Weit oben, wo die Eiſackſchlucht ſich krümmt, hinter der Böſchung des Berges ſtieg Rauch auf. In Mittewald brannten Häuſer. Zu gleicher Zeit, als man das bemerkte, wurden die erſten Reiter ſichtbar auf der weißen Straße. Sie ſchienen im gemächlichen Tempo zu reiten, wahrſcheinlich

ſich hübſch Zeit gönnend zur Betrachtung der romantiſchen Gegend. Oder wollten ſie in Erinnerung an die landesübliche Kampfweiſe lieber in großen geſchloſſenen Trupps die Schlucht paſſieren und alſo vor derſelben ſich ſammeln? Den Reitern folgen auch bald dichtere Maſſen, die, ſo weit die Straße zu überſehen war, endlos nachſtrömten. Wo ein Sonnenſtrahl auf die Truppen fiel, da leuchtete ein buntes Farbenſpiel von Blau, Rot, Gelb und Weiß und die Waffen blitzten in blendenden Funken. Zu hören war noch nichts, als das ewige dumpfe Sauſen des Waſſers, und auf der Straßenſtrecke, die unterhalb der verborgenen Hängebrücke hinging, zog kein Wanderer und kein Fuhrwerk.

Doch ſiehe, ein kleiner Karren mit dem üblichen Blachenkobel, einer von der Art, wie ſich ihn der junge Spielmann Tonele gewünſcht, kollerte munter daher die Richtung vom Brenner gen Brixen. In der Gabel trabte ein Mauleſel unbekümmert fürbaß und hinten lief ein ſchwarzes Hündlein hin und her und vertrieb ſich die Zeit, die es übrig hatte, mit den wedelnden Fächern der Germen, die am Wege ſtanden und nach denen es manchmal ſchnappte oder ihnen etwas andres anthat. Daß dieſe Dinger ſo hübſch fächelten, wenn das Tier ſie mit der Pfote fangen wollte, ſchien ihm kein ſchlechter Spaß zu ſein. Dieſes Gefährt that gerade nicht, als ob es auf wilder Flucht wäre vor dem anrückenden Feind. Ja, im Blachenkobel erhob ſich jetzt ſogar eine helle Muſik von zwei Klarinetten, deren Klang froh in den Felſen wiederhallte. Fahrende Muſikanten, welche im Glück ihrer Sache, die ſie auf nichts geſtellt, nicht unterlaſſen konnten, an dieſem ſo lieblichen Herbſtmorgen Gott und der ſchönen Welt zu Ehren ein Liedel zu pfeifen.

Peter ſchaute von ſeinem hohen Poſten herab auf dieſe fahrenden Leute, die ſo ahnungslos und fröhlich des Weges zogen. — An der Wand einer Dorfkapelle hatte er einmal ein Bild geſehen, auf welchem ſtolz zu Roſſe, mit dem Schwerte umgürtet, mit Helmen, Kronen und Biſchofshauben geziert, eitel Totengerippe ritten. Schöne, verführeriſche Frauen, ſchäumende Becher kredenzend, Zwerge mit Goldſäcken und allerhand andre Ergötzung folgten dem Zuge, und ganz hinten eine verhüllte Geſtalt, die Miene machte, alle Herrlichkeit mit dem Beſen wegzufegen wie Spinnengewebe. Dem Todtenzuge voran aber gingen tanzende Muſikanten, welche ihn an einen mit Roſen verhüllten Abgrund lockten. — An das Bild mußte Peter jetzt denken.

Der Dörcherkarren hatte dort unten um den Felsvorſprung gebogen hinaus gegen das Thal. In demſelben Augenblick wurden in der Schlucht die erſten Truppen ſichtbar, Fußvolk und Reiterei und Geſpann mit ſchwerem Geſchütz. So viel ſchon zu ſehen, waren es Franzoſen, denen ſich eng auch ein Trupp von Bayern und Sachſen anſchloß. Es war ein erſchreckend großer Haufen. Manchmal wirbelten Trommeln, dazwiſchen grelle Trompetenſtöße. Auch Pferdegewieher und Wagengeraſſel war ſchon zu vernehmen. Ueber dem Zuge, auf faſt unſichtbaren Stangen wehte manches Fähnlein.

Ziemlich raſch kam das herangezogen. Der Mahrwirt ſtand hoch auf ſeiner Felswand, ſo feſt und ſtarr wie eine Erzgeſtalt. Nur noch einmal hatte er ſein Haupt nach beiden Seiten hin gewendet, ein letzter prüfender Blick nach der hängenden Rieſenbrücke, nach den Männern, die auf ihren

Posten standen. — Kein Flintenschuß hat an diesem Morgen noch geknallt in der Gegend. In voller Zuversicht marschiert der Feind heran und schon sind die Truppen auf der Straßenstrecke, die unter dem Bereiche der hängenden Brücke liegt.

Peter Mayr zieht aus seiner inwendigen Joppentasche eine Holzpfeife, wie sie Hirten haben, setzt sie an den Mund und bläst das Lied: „Mein' Freud' ist auf der grünen Alm!"

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!

Ein bayrischer Offizier, der mit seinem Fähnlein aus den Donauländern nach Tirol gerufen worden war und sich am Brenner den Franzosen angeschlossen hatte, um mit ihnen nach dem Süden zu marschieren, hat von diesem Morgen in den Eisackschluchten einen Bericht gegeben.

Es war ein fröhlich Wandern — so erzählt er —, anfangs vom Quartiere ab fast mehr handwerksburschenartig als soldatisch. Später ließ der General etwas wie: Habt acht! kommandieren. Das verstand ich nicht. Ich fand die Tiroler gar nicht so schlimm, als sie geschildert worden waren; von Kufstein bis hierher an den Eisack hatte ich kaum einen Flintenschuß gehört. Sonst sollen sie aus dem Hinterhalt auf arglose Soldaten gefeuert haben, was ja die Grausamkeiten meiner Landsleute, wenn auch nicht entschuldigen, so doch erklären ließ. Dieses Bergvolk glaubte freilich Kaiser

und Papst im Rücken zu haben; der Friedensschluß hat es eines Bessern belehrt, nun ist es ruhig und ergibt sich und wird erkennen, daß wir nicht als Feind ins Land gekommen, sondern als Freund. Wer möchte auch als Feind einrücken in dieses einzig schöne Land! — Meinen Burschen hatte ich mit dem Pferde vorausgehen lassen, ich war von dem Trupp etwas zurückgeblieben, um mich der Betrachtung dieser unbeschreiblich großartigen Gegend hinzugeben. Ich hatte so etwas bisher noch nie gesehen. Diese ungeheuern Bergmassen, dieses krystallklare tobende Wasser und diese breite, glatte, mit voller Sicherheit durch die Wildnis hinziehende Straße!

In einen stilleren Grund gekommen, wo die Schlucht sich weitete, der Fluß flacher auf braunem Sande hinwallte, hörte ich hoch über mir in dem Gewände eine Flöte spielen; eine überaus liebliche Melodie war es, daß ich hätte die Mütze lüpfen mögen, um den Aelpler, der so spielte, den ich aber nicht sah, zu grüßen. Dann stand ich still, ließ an mir noch Fußvolk und Reiter vorübertraben, bis ich der letzte war und in aller Ruhe die idyllische Stimmung so recht genießen konnte. — Und so dastehend hörte ich oben am Berge einen Menschen ganz deutlich rufen: „Steffel! darf ich noch nit abhacken?“ Und eine andere Stimme weiterhin gab Antwort: „Nein.“ Da ward mir auf einmal etwas unheimlich und ich hub an zu marschieren, dem Truppe nach, der dicht aneinandergedrängt in der sich wieder verengenden Schlucht dahinzog. Plötzlich hoch oben drei Schüsse und ein gellender Schrei: „Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit — ab!“ — — — Und jetzt geschah etwas, das mich bis ins Mark hinein schaudern macht, so oft ich dran denke.

Der ganze steile Berghang vor mir wurde lebendig. von unten bis oben löste sich eine ungeheure Lawine und fuhr unter unbeschreiblichem Donnern und Krachen herab. Steine, Schutt, Baumstämme, Erdreich, eine wüste, in allen ihren Theilen wirbelnde, Splitter, Trümmer emporschnellende, grausig lebendige Masse kam herab. Und dazwischen und darüber und darunter hausgroße Felsblöcke, zuerst mit der Lawine träg rutschend, dann sich überschlagend und in hohen Bogensprüngen zur Tiefe sausend. Alles das sehe ich heute noch, dann verging mir das Auge; ein unauslöschliches Prasseln, Knattern und Krachen überall, als stürzten die Berge ein — dann nichts mehr.

Als ich — so berichtet der bayrische Offizier — wieder zu mir kam, war es totenstill, nicht einmal das Wasser rauschte; es stand da wie ein langer, schwarzer Tümpel. Vor mir, wo die Lawine niedergefahren war, stieg eine Wolke von Staub auf. Als diese allmählig sich löste, sah ich mehrere Krieger händeringend, sprachlos vor Schreck zurückeilen. Die andern aber, die tausend andern! — Der ganze große Trupp war verschwunden, verschüttet, unter Trümmern begraben. Denn es war keine Straße mehr und es war kein Fluß mehr; ein ungeheuerer Schutthügel lag da in starrer Ruhe, als wäre er seit Weltschöpfung so gelegen. Aus demselben standen Felsblöcke hervor, und die weißen Spalten gebrochener Bäume. Am Rande dieser Muhre, zwischen dem Gewirr von Trümmern — zuckende Menschenglieder, stöhnende Soldaten, röchelnde Pferde, deren Beine teilweise noch zappelnd sich krumm gen Himmel reckten. Einige wenige Kameraden konnten wir herausgraben, hervorzerren, aber sie starben uns unter den Händen. Höher stieg

das sich stauende Wasser und in demselben war ein Gewuste von Steinen, Baumstämmen, Aesten, verknorrten Wurzeln, und zwischen darin verklemmt und verspießt Soldatenmäntel, Stiefel, Tornister, Pferdezeug, Pferdeköpfe, losgetrennte Arme, Beine und ganze Körper, teilweise in dem Geknorre hängend, teilweise im mit Blutsträhnen durchzogenen Tümpel sachte auf und nieder gleitend. — Unser waren alte Krieger, welche in heißen Schlachten gestanden und die Zerstörung mancher Feste miterlebt — aber so etwas Gräßliches, so unerhört Gräßliches als hier hatte keiner noch geschaut.

Als wir soweit zur Fassung gekommen waren, um dem Unglücke auch nur ins Antlitz sehen zu können, wurden unter uns alsbald Vermutungen laut, dieser Bergsturz sei Menschenwerk. All die grauenhaften Tirolerthaten der vergangenen Monate standen auf in unsrem Gedächtnisse, und alle wiederholt und vereint in dieser Muhre, in diesem tausendfachen Morde. Ja, an anderthalbtausend tapferer Soldaten, die des Friedens sich endlich erfreuend, arglos dahin marschiert waren, Männer liebender Gattinnen, Söhne bekümmerter Mütter! Wie ein eherner Krampf ging es durch mein Wesen, daß die Fingernägel der Faust sich in das eigene Fleisch gruben vor Rachebegier, diesen beispiellosen Würgerbanden es würdig zu vergelten.

Ein paar scharfe Augen wollten hoch oben an den Wänden Männer dahinhuschen gesehen haben; ich sah keinen, gedachte aber der geheimnisvollen Zeichen und Rufe, die ich unmittelbar vor dem Ereignisse vernommen hatte. Im ganzen war es leicht einzusehen, daß wir Uebriggebliebenen hier nichts mehr zu thun hatten. Nicht einmal die Toten

konnten begraben werden. Noch sahen wir, wie der eingedämmte Eisack sich befreite, wie er die Muhre durchbrach, so daß unter seinem Brausen und Wirbeln alles noch einmal lebendig wurde, nur die Toten nicht, wie alles sich stemmend, aufbäumend, überstürzend voranbewegte — ein fahrender Friedhof, wie die Welt noch keinen gesehen.

Wir beschlossen, so rasch als möglich zur Hauptstadt zurückzueilen. Sterzing, Gossensaß, wir rasteten nicht in diesen Ortschaften, wir sahen an ihnen, wie an allen Menschenwohnungen unterwegs, nichts als Mörderhöhlen. Wo wir uns in Uebermacht fühlten, nahmen wir, was wir brauchten. Gerade zu rauben hatte ich keine Lust, aber durstig war ich geworden unten an dem Eisack, durstig nach Tirolerblut.

Hinter der Höhe des Brenners stießen wir auf französische und bayrische Truppen und drei Generäle. Wir erzählten, was in den Eisackschluchten geschehen war und daß unter den Toten viele Offiziere seien, darunter auch der Marschall Lefebvre, hier zu Lande geheißen der Löw Beser.

Also offene Rebellion! Ein großer Kriegsrat wurde gehalten auf den Alpmatten unter dem freien Himmel. Einstimmig war der Schwur: Dieses Volk muß niedergeworfen werden zur gänzlichen Ohnmacht. Ein hoher Preis wird gesetzt auf die Köpfe der Häuptlinge, und alle Führer müssen sterben.

Unselige Welt! also schließt die Aufschreibung des bayrischen Offiziers. Wenn man die Erdkugel anbohren wollte auf Blutquellen, überall würden helle Bächlein hervorsprudeln, in diesem Tirol aber ein blutiger Springbrunnen bis an die Wolken! — — —

Die Freiheitskämpfer hatten kaum eine Ahnung davon, was sie mit ihrer unerhörten That in den Eisackschluchten angerichtet. Sie waren nachgerade selbst erschrocken, als der Erfolg ihres Werkes so grauenhaft herrlich vor ihren Augen lag. Viele vermochten aber kaum den Jubel zurückzudämpfen, denn sie glaubten, mit diesen vernichteten Truppen sei die Macht des Feindes gebrochen und sie selbst seien wieder Herren im Lande. Der Mahrwirt stieg ganz allein und seltsamlich in den Wänden um. Als der Griesacher ihm von weitem zurief: „Na, Peter, was sagst dazu? Das ist a Freud!“ machte er mit der Hand eine abwehrende Bewegung und sagte nichts. Sein sonst dunkelgebräuntes Gesicht war blaß. „Sie sollen heimgehen!“ ließ er den Leuten sagen und dann trachtete auch er fortzukommen aus dieser schauerlichen Gegend.

Fast früher, als die Kämpen zurücklehrten in das Thal von Brixen, wußten die Leute dort, was oben geschehen. Am Vormittag bei heiterem Himmel hatte man von den Eisackschluchten her ein lang anhaltendes Donnern gehört. Es war nicht wie das Krachen von Schwergeschütz, nicht wie das Platzen eines Pulverfasses, es war wie das Niederrollen einer großen „Mahr“. Um Mittag herum wurde das Wasser des Eisack seicht und dünn, so daß die Forellen auf eitel Sand herumschwänzelten und dann mit ihren weißen Bäuchen darauf liegen blieben. Plötzlich aber schwoll der Fluß wieder an, trübe schlammige Fluten kamen, Gestämme und Wurzelwerk trug es heran, und Rüstzeug und Gewandstücke und tote Bayern und Franzosen.

Die Leute schauten sich an und sagten: „Das ist dem Mahrwirt sein Tagewerk!“

Und als die Männer mit ihren Krampen und Hauen zurückkamen aus den Schluchten, beſtätigten ſie es und ſetzten bei: „Jetzt wird Ruh' ſein."

In den Dickichten aber huſchten Geſtalten um, die wohl Urſache hatten, den erregten Söhnen des Landes auszuweichen. Sie ſuchten aus der Gegend zu entkommen und wo ihrer mehrere unterwegs etwa einen einzelnen Tiroler trafen, da machten ſie ihm den Garaus.

Peter war ſeines Weges ganz allein gegangen. Als er gegen Abend am bewaldeten Berghange hinſchritt, der vom Dorfe Bahrn einem Stangenzaune entlang ſich gegen die Mahr zieht, kam er zu einer Kreuzſäule. Sie ſtand an einem den Zaun umwuchernden Hagedornſtrauch, ſie trug ein Bildnis, darſtellend die Krönung der Himmelskönigin. Oben ſchwebt die Taube des heiligen Geiſtes, an beiden Seiten, auf Wolken thronend, Gott Vater mit der Weltkugel und Gott Sohn mit dem Kreuze. Zwiſchen ihnen die heilige Jungfrau, der ſie, jeder mit einer Hand, die Krone über dem Haupte halten. Das Bild der Jungfrau, welche auf dem Mondkipfel ſteht und demütig die Hände faltet, iſt voll heiliger Anmut. — Peter blieb davor ſtehen, dann ließ er ſeine Wehr, Stutzen und Beil, zu Boden gleiten und kniete hin vor das Bildnis. Mit gerungenen Händen, mit bebender Stimme ſagte er faſt laut die Worte: „Maria, Maria! du ſchaueſt doch noch gütig auf mich herab. Bitte für ſie. Gib ihnen die ewige Seligkeit, allen, die heut. ſchlafen gegangen ſind. Barmherzige Mutter, es hat ſein müſſen! Nicht zu ſchnödem Nutzen iſt es geſchehen, nicht aus Rachgier. Schreckliche Notwehr, du weißt es. Sie haben uns das Heimatland wollen nehmen und den Glauben,

aber nicht aus ihrem eigenen Willen, die geſtorben ſind. Bitte für ſie. Und für mich, du göttliche Mutter Jeſu, nimm von meiner Seele dieſe Laſt. Im Namen der allerheiligſten Dreifaltigkeit, die ich hab' gerufen! So wie ich jetzt vor euch am Bildnis knie, Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt, ſo werde ich einſt vor eurem Gerichte ſtehen. O heiliger, ſtarker, ewiger Gott, thu' mich nicht verdammen!"

Nach ſolchem Gebete erhob der Mahrwirt ſich wieder. Es war ſchon in der Abenddämmerung. Da, wie er ſich wenden will, fällt ſein Blick plötzlich auf ein Menſchenhaupt, welches zwiſchen Kreuz und Dornſtrauch auf ihn herübergrinſt. Ein blaſſes Menſchenhaupt mit ſchwarzem Haar und Bart und ſtierem Auge.

„Kulber!" rief der Mahrwirt.

Aber der Kopf bewegte ſich nicht, die Züge blieben ſtarr, und das Haupt war ohne Rumpf und ſtak auf einem von Blut überronnenen Zaunſtecken.

So hatte Peter ſeinen Genoſſen, Werber und Dränger wiedergeſehen. Stöhnend vor Schreck und Grauſen taumelte er wegshin. — Später, als er ſchon den Fenſterſchein von ſeinem Hauſe ſah, blieb er ſtehen, daß ſeine tobende Bruſt zu Atem komme, und fragte ſich: Weshalb biſt du denn vor dieſem einen Toten ſo entſetzt? Du haſt ja viele hundert geſehen am heutigen Tag! —

Dann trat er ins Haus, lehnte das Beil in den Winkel, hing das Gewehr an die Wand. Frau Notburga ſtand beklommen vor ihm und ſchaute ihn an.

„So!" ſagte er zu ihr, „Weib, jetzt iſt Feierabend. Jetzt iſt's genug."

An deiner Hausthür kannst es lesen . . .

Wenige Tage später war es Winter geworden. Alle Auen voller Schnee, alle Dächer und Aeste bedeckt mit Schnee, und unaufhörlich sank es in zarten Flocken nieder vom grauen Himmel. Die Büsche am Eisack, von Schnee belastet und gebogen, hingen wie Trauerweiden über dem Wasser. Peter konnte nicht hinschauen. Er konnte den Fluß nicht mehr sehen und zur Nachtzeit verschloß er die Fensterläden, damit er das Rauschen nicht sollte hören können. Einmal sprang er aus dem Schlafe auf, weckte mit hellem Schrei Frau Notburga, riß die Kinder aus ihren Betten und rief: „Hinaus, hinaus! Die Mahr kommt! Hört ihr nicht das Krachen? Die Mahr kommt!“

Die Gattin zog ihn zurück, strich ihm mit warmer Hand das wirre Haar aus der Stirn und beruhigte ihn. Es war doch so still im Hause und über demselben.

Peter sagte nichts weiter und legte sich wieder hin.

Im Thale war's winterlich öde. Die Leute gingen ihren gewöhnlichen Beschäftigungen nach, allein der endgültige Friede, den sie in den Eisackschluchten zu sichern geglaubt hatten, stellte sich noch nicht ein. Vor allem war er nicht in ihnen selbst, jeder hatte Ahnungen, unheimliche Erscheinungen, aber sie sprachen nicht davon. Es war die Straße durch die Schluchten wiederhergestellt; die Einheimischen hatten es nicht gethan. Es verkehrten wieder Reisende und Postwägen, wenn auch nicht so regelmäßig wie sonst. Ein Postwagen aus dem Süden brachte zwei Briefe an den Mahrwirt. Der eine war von einem Freunde

aus Bozen mit der Aufforderung, sich unverzüglich durch die Flucht zu retten. Das verstand Peter nicht. Fliehen? Vor wem? — Der zweite Brief trug den Stempel Meran, war aber ganz wo anders geschrieben. Wenn der erste zur Flucht mahnte, so berichtet der zweite, wie es auf der Flucht hergeht. Dieser Brief war von keinem andern, als von dem „Landessekretär" Dörninger. Er war mit Bleistift auf schlechtem Papier geschrieben und lautete also:

„Lieber Kamerad!

„Was ist geschehen, seit ich dir nicht mehr geschrieben? Alles vorbei, alles umsonst gewesen! Wir sind Flüchtlinge und leben wie die gehetzten Tiere. In einer mit Eis austapezierten Felsenkluft schreibe ich diese Zeilen; wie die Oertlichkeit heißt, darf ich dem Brief gar nicht anvertrauen. Wie froststarr die Finger sind, zeigt die Schrift. Morgen werden wir wieder anderswo sein, wo, das weiß ich nicht, weiß der Hofer nicht, weiß Gott allein. Einmal hätten sie den Anderl bei einem Haar schon gehabt. Auf dem Dürnjoch. Ein Bauernbübel hat's ihm noch rechtzeitig gesteckt, daß er den Bütteln entwischt ist. Auch seine Familie ist ihm jetzt nachgekommen. Was wir seit Innsbruck durchgemacht haben, ist nicht zu sagen. Das Körperliche wäre noch das wenigste. Aber diese Trauer vom Sandwirt! Daß alles und alles verloren sein soll! Es heißt, sie wollen wieder anfangen, aber Hofer sagt, er thut nicht mehr mit. Anfangs hat er's nicht glauben wollen, daß wir verraten sind und ist mit den Passeiern dreingefahren. Wieder einen Schippel Leut' hat's gekostet und wie der Speckbacher die Friedensurkund' gebracht hat, da hat der Hofer geweint wie

ein Kind. Jetzt glaubt er's und läßt dir sagen, du sollst dich ja nicht verleiten lassen, um noch einmal zu den Waffen zu greifen, es ist alles Lug und Trug und der ganze Bettel ist nicht eines braven Tirolers Blutstropfen wert. Er läßt's auch den andern schreiben. Daß auf Hofers Kopf ein Blutpreis von 1500 goldenen Gulden gesetzt ist, wirst wohl schon wissen. Wir andern sind billiger angeschlagen, aber immerhin noch respektabel. Das hilft ihnen nichts, uns ist jetzt so heiß, daß wir es hoch oben in den Fernern recht gut aushalten. Im Passeierthal haben wir Freunde, die uns mit dem Nothwendigsten versorgen.

„Das muß ich dir noch sagen, daß ich letztens als Grödner Schaftreiber verkleidet in Welschland drinnen gewesen bin, um zu kundschaften, was der Flüchtlinge wegen für Aussichten sind. Bonapartes Bruder, der zu Mailand sitzt, hat was dreinzureden und in Italien heißt's überall: die tirolischen Anführer werden ohne Barmherzigkeit erschossen. Als Kuriosum, daß ich dort unten die schöne Französin wieder gesehen, die ich im Sommer, wenn du dich noch erinnerst, durch den Kuntersweg begleitet habe. In einem Garten zu Verona war's, sie hat mich erkannt und gleich brühwarm auf mich zu, weil sie geglaubt hat, ich wäre in solcher Verkleidung ihr nachgelaufen. Ich habe sie bei dieser Meinung gelassen und durch sie manche Wissenschaft gesammelt, wie schlecht es mit uns steht. Dann wieder davon. Und seitdem habe ich dir ein dummes Herzweh.

„Der Sandwirt läßt dich grüßen und du sollst gescheit sein und dich nimmer einmischen und dich auch um uns nicht kümmern. Es wird geschehen, wie's Gott will, aber

ich sage, es kann noch einen schauderhaften Tanz setzen. In Glück und Leiden herzgetreu Josef Dörninger."

Der Mahrwirt schob den Brief, als er ihn gelesen hatte, langsam in seine Tasche und murmelte: „Sie wissen noch nichts."

Um jene Zeit faßte Peter den Entschluß, nach Neujahr sein Wirtshaus zu sperren: er wollte keine Leute mehr sehen. Das Geschäftliche ließ er Frau Notburga besorgen, er saß am liebsten in der Oberstube bei seinen Kindern. Das Poltern und Lachen der Kinder that ihm wohl, ihr Geplauder war ihm wie Balsam, und doch hörte er nicht auf das, was sie plauderten, seine Gedanken waren anderswo. Hans war soweit heil, daß er mit zwei Krücklein in der Stube umhergehen konnte, aber er spielte nicht mit den Geschwistern, er war schweigsam wie der Vater. Doch während in Peters Auge Kummer lag, zuckte in dem Blicke des Knaben Mut und Trotz.

Den Mahrwirt schien es zu beruhigen und zu erfrischen, wenn er hinausschaute in das winterliche Gestöber, in das lebhafte Schneetreiben, eine seltsame Sache in diesem Thale. Quer über die Straße häuften sich die Massen zu Hügeln und scharfkantigen Graten, so daß die Fuhrwerke stecken zu bleiben drohten. Der Winter ist auch ein guter Kamerad, dachte Peter.

Aber er täuschte sich. Der Schnee hatte nichts aufgehalten. Das Thal, die Nebenthäler und alle Gegenden, von denen man Nachricht erhielt, waren schon wieder besetzt von Franzosen und Bayern. In Unmassen waren sie wieder gekommen von allen Seiten; alle Festen, Pässe, Kirchplätze, Aemter, Straßen, Höfe, Brücken, Mauten waren besetzt mit schwer-

bewaffneten Soldaten. Fast über Nacht hatte sich das vollzogen, das Schneegestöber hatte ihr Anrücken nicht verhindert, nur verhüllt. Nun ließ endlich auch Oesterreich von sich hören, es ließ durch Ausrufer verkünden, daß Tirol zum Königreich Bayern gehöre und sich seinem rechtmäßigen Regenten zu unterwerfen habe. — Alles war traurig über die Maßen.

Und jetzt legte es Bruder Augustin, der wieder sein priesterliches Kleid trug und dessen Wort was galt, seinem Schwager nahe, sich zurückzuziehen auf einen sicheren Platz.

„Du meinst, ich soll fliehen," sagte der Mahrwirt.

„Ja, Peter, das sollst du," antwortete Augustin. „Wären sie nicht irregeführt worden, weil sie dich mit Kulber verwechselt, so hätten sie dich schon. Glaube mir, es ist eine Jagd durchs ganze Land nach den Anführern in den Eisackschluchten. Der Kreuzwirt, der Staucker und die andern sind alle fort; aber die größte Nachfrage ist nach dir. Vor etlichen Tagen waren es eintausend goldene Gulden, die sie für deinen Kopf boten, heute sind es schon zweitausend. Zu Brixen ist es angeschlagen, zu Klausen, zu Mühlbach, an allen Kirchthürmen und Posthäusern des Eisackthales, überall bist du schon ausgeschrieben. Die Leute reden all davon!"

„Die Leute reden gar viel," entgegnete Peter, „so arg wird's ja nicht sein."

Da kam der Hans auf seinen Krücken hereingestolpert und rief: „Vater, an der Hausthür draußen haben sie ein rotes Papier angenagelt. Zweitausend Gulden für den Häuptling von den Eisackschluchten!"

„Das ist es schon," sagte Augustin, „Peter, auf deiner Hausthür kannst es lesen, wie teuer du den Bayern bist!"

„Also wird's doch ernst um mich?" fragte der Mahrwirt auf.

„Du mußt dem Hofer nach," entgegnete der Schwager lebhaft. „Dieweilen ist unter dem Schrotthorn, drin in der Steinwänd, ein Sommerstadel für dich hergerichtet. Eine halbe Stunde vom Steinwändbauer hinauf im Walde. Der Steinwändbauer weiß schon davon und wird dich versorgen. Nachher, sobald es das Wetter thut, mußt du übers Gebirg."

„Und mein Weib? Meine Kinder?"

„Schwager," sagte Augustin und faßte seine Hand, „wenn ich auch priesterlich Kleid trage, ein bissel Mann bin ich doch noch. Ins Kloster kehre ich erst zurück, bis alles in Ordnung ist, so oder so. Ich bleibe in deinem Hause und werde die Deinigen hüten, so gut das ein Mensch nur kann, das meiste wird freilich der Herrgott thun müssen. Und sie sind sicherer, wenn du fort bist, glaube mir das. Aber gehen mußt auf der Stell', ich sag' dir's!"

Es war der Abend da und als Peter es seinem Weibe mitteilen wollte, daß er fort müsse, kam dieses ihm schon entgegen mit Mantel, Rucksack, Stock und Stutzen. Sie hatte schon alles bereitet, redete ihm liebreich zu, er solle auch jetzt noch Held sein, wo es gelte, sich selber für die Seinen zu retten.

Peter schaute sie an und sagte leise: „Wenn deine Zeit kommt?"

„Mensch!" rief sie, „bishin bist du längst wieder da! Die Bayern werden schon kühler werden, sonst ist für sie

kein Leben dahier, das werden sie bald sehen. Und denke doch an den Kaiser. Glaubst du, er wird seine treuen Männer verlassen? Wir haben so lange Geduld gehabt, so wollen wir sie fürs letzte Eichtel Zeit auch noch nicht aufgeben. Wenn's aufs schlimmste sollt' kommen, es komm! aber nicht so weit, ich sage nur, dann ist dir der Pardon so sicher wie dem Sandwirt. Christi Heiland, sie müßten ja alle Männer erschießen im ganzen Land. Und das thun sie nicht und nachher gehst herfür und nachher haben wir uns wieder und nachher schiert uns kein Weltlauf mehr. So machen wir's, Peter, und jetzt geh in Gottesnamen. Das Abschiednehmen bei den Kindern laß sein, es zahlt sich nicht aus der paar Tage wegen. Gib nur Achtung auf deine Gesundheit. Feuerzeug und alles findest schon im Rucksack. Geh jetzt, mein Peter. Schau, ein Kreuz muß ich dir noch machen!"

Mit dem Daumen der rechten Hand zog sie über sein Gesicht das Kreuzzeichen. Dann schauten sie einander noch einmal in die Augen und dann ging er davon — ganz allein. Draußen war eine stürmische Nacht.

Als der Mahrwirt fort war, lehnte Frau Notburga ihr Haupt an die Brust des Bruders und hauchte: „Augustin, ich kann dir nicht sagen, wie mir ist!" und ließ ihrem lange zurückgedämmten Weinen freien Lauf. —

Im Thale begann das Verhängnis sich zu vollziehen.

Tagelang waren Soldaten beschäftigt gewesen, aus dem Eisack tote Kameraden oder Teile derselben hervorzuholen und zu bestatten. Oben an der Ausmündung der Schlucht wurde eine große Trauerfeierlichkeit veranstaltet, welcher wohl jeder Tiroler meilenweit aus dem Wege

ging. Es war die Leichenfeier des Marschalls, der in den Schluchten mit zu Grunde gegangen, sie wurde sehr festlich begangen. In den Thälern, auf den Bergen, so weit das Auge reichte, brannten die Dörfer, die Höfe und Hütten. Ueber der Stadt Brixen stiegen zwei große Feuersäulen auf, die Dezembernacht war ein rosenroter Tag geworden. Halb wahnsinnig irrten die Leute auf den Gassen um und jede Brust fühlte auf sich eine feindliche Flinte gerichtet.

Ununterbrochen Tag und Nacht fahndeten Häscher nach dem Anstifter der gräßlichen Mahre in den Schluchten. Nun hieß es, der eigentliche Rädelsführer sei ein stattlicher Mann mit gelbrotem Haar, er sei, wie fast alle Häuptlinge der Empörung, ein Bauernwirt und würde von der Bevölkerung geheim gehalten.

Auch das Mahrwirtshaus hatte in der roten Nacht zu brennen angefangen rückwärts am Stalle, aber die Magd Hanai war schon mit einem Wasserkübel da und mit dem Ausruf: „Ich brauch' kein Nachtlicht, schlafen und den Buckel kratzen kann der Mensch auch im Finstern!" dämpfte sie das aufzuckende Feuerlein.

Foppen, foppen, Bayern foppen!

In der Nikolainacht wurden die Leute im Wirtshaus an der Mahr unhold aus dem Schlafe geweckt. Unter dröhnendem Pochen ans Thor begehrte man Einlaß. Der gassenseitige, wie der hofseitige Eingang war mit Soldaten besetzt. Den Einlaßheischenden wurde das Thor sogleich

geöffnet, sie drangen in die Gaststube, in die Küche, in die oberen Zimmer und Kammern, in die Keller und in die Bodenräume, sie drangen mit qualmenden Lunten in alle Stallgelasse, durchstöberten Truhen und Kästen, stachen mit ihren Spießen in den Futtervorräten umher, rissen im Hofraume die Brennholzstöße auseinander, daß die Scheiter auf dem gefrornen Boden weithin kollerten, kurz, sie kehrten das Unterste zu oberst. Alle Räume waren voller Rauch von den Fackeln. Die Hausbewohner waren in die Gerätekammer neben der Küche zusammengesperrt und dort bewacht worden. Die Kinder schrieen und weinten, die Magd Hanai rief in einemfort, wenn sie nur ihre Stallgabel hätte, sie würde den Schelmen schon an den Bauch schreiben, daß man friedsame Menschen nächtiger Weil' in Ruhe läßt! Bruder Augustin suchte zu beruhigen; es sei ja ganz natürlich, sagte er laut, daß man es draußen hören konnte, es sei ganz selbstverständlich, daß auch das Mahrwirtshaus durchstöbert werde; für diese unseligen Empörer müsse nun ja leider jedes Haus büßen in Tirol, und wenn man die Uebelthäter doch endlich nur einmal hätte, damit Ruhe wäre! — Frau Notburga war gefaßt; sie saß auf einem Schemel, im Schoß den kleinen wimmernden Peter, und im Herzen hatte sie ein Dankgebet, weil der, dem sie so wüst nachstellten, in Sicherheit war.

Nach einer Stunde, als die Eindringlinge die Erfolglosigkeit ihres Ueberfalls eingesehen hatten, zerrten ihrer drei bayrische Häscher die Magd Hanai hervor und fragten sie scharf: „Wo ist der Wirt?"

„Ja, just so!" gab die Magd keck zur Antwort.

„Du weißt es, wo er ist!"

„Na, freilich weiß ich's."

„Wo ist der Wirt?"

„In seiner Haut."

„Erstochen wirst auf der Stell', wenn du nicht sagst, wo er ist!"

„Narren!" lachte die Magd, „wenn's schon die lebendige Hanai nit sagt, die tote sagt's noch weniger."

„Dumme Trull!" knurrten sie, gaben ihr einen Stoß, daß sie an die Wand taumelte, und gingen polternd und fluchend davon.

„Einfältige Leut'," lachte die Magd nun auf, „ich werde den Wirt verraten! Ein Schimpf ist's. Am liebsten wollt' ich ihnen jetzt noch nachlaufen mit der Gabel!"

Die Bewohner des Hauses hatten bis am Morgen über und über zu thun, um den angerichteten Wirrwarr zur Not zu schlichten. Die Magd durchsuchte alle Futterräume, ob nicht irgend ein Abfall der Lunten weiter glose und Unheil bringen könne.

Und an dem darauffolgenden Sonntagnachmittage saß die Hanai in ihrer dunkelnden Futterkammer und nähte. Es war da etwas frostig, Frau Notburga hatte ihr auch sagen lassen, sie solle mit ihrem Nähkorb doch in die warme Stube hereinkommen. Die Magd aber blieb draußen. Mannskleider waren es, an denen sie herumflickte, und das Fragen, für welchen Bruder sie nur so fürsorglich thätig sei, konnte erspart bleiben. Zudem war in der Futterkammer der Tonele vorhanden. Bloß sein keckes Haupt mit dem wirren Haare sah man, alles andre stak tief im Heu, und blieb drin auch noch stecken, als auf dem Beinkleide die Flicken längst festsaßen.

„Jetzt wirst mir acht geben darauf, jetzt ist's wieder neu!" sagte die Hanai und warf ihm die allerseits verbesserte Hose hin.

Heute sang der Spielmann nicht, er war ganz kleinlaut, fast betrübt, so daß die Magd dachte: Heut' ist ihm was, heut' muß ich schon gut mit ihm umgehen. Dann suchte sie aus ihrem Korb Schere und Kamm hervor und sagte: „Jetzt hab' ich just Zeit zum Schafscheren. Auf die Weihnachtszeit muß man dir doch deinen Schauber stutzen."

„Oha!" entgegnete der Bursche, „meine Königskron', die laß ich mir nit wegnehmen. Oder kaufst mir eine andre Pelzhauben, jetzt für den Winter?"

„Das ist wahr," antwortete sie, „es kunnt dir dein Hirn einfrieren, das wär' ein Jammer! Na, halt' her, ausstrählen will ich dir's wenigstens einmal, dein rabenfarbenes Haar."

„Warum willst mir's denn ausstrählen, mein rabenfarbenes Haar?"

„Weil es, mein schöner Knab', so viel vermudelt ist, dein rabenfarbenes Haar. Und wenn du jetzt ein neues Gewand anhast und eine weiß gewaschene Plaid, so mußt auch sauber gestrählt sein. Nachher kannst schon unter die Leut' gehen."

„Damit ich halt die schönen Dirndln leichter krieg', gelt?" entgegnete er so nebenhin.

„Freilich deswegen, du Falot, du schlechter!"

„Thu' mit den Fingern nur so herum im Haar, das hab' ich gern," sagte der Tonele und schloß vor lauter Wohlbehagen die Augen, während sie in seinen Locken wühlte und in schwere Versuchung kam, die Finger zu

krümmen und anzureißen. Anstatt dessen sagte sie ihm den Spott: „Aber den Schnurrbart muß man dir doch stutzen!“ Denn er hatte noch gar keinen.

Auf das Haarwerk ließ er sich aber heute weiter nicht ein, hingegen that er plötzlich die Frage: „Du Hanai, ist's wahr, daß ich im Schlaf reden thu'?“

„Im Schlaf reden? Lapp, wie soll ich denn das wissen?“

„Ja so, freilich nit. Du hast mich nie schlafen gesehen. Und ich hab' mich auch nie schlafen gesehen. Aber andre sagen es. Laut reden thät ich im Schlaf, sagen sie, und allerhand Sachen fürbringen, und es wär' oft ein Spaß, sagen sie, was ich thät ausschwatzen. Und das dümmste ist, ich weiß nichts davon.“

„Wird halt nit mehr alles Platz haben, drin.“ meinte die Hanai. „Weil du beim Tag deine Falschheiten verschweigst, so müssen sie halt bei der Nacht heraus.“

„Das ist's ja!“ setzte der Bursche rasch ein. „und jetzt getrau' ich mir nit mehr zu schlafen. Allein schon gar nit mehr.“

„Ich bitt' dich gar schön, Toni, laß dein Dummreden jetzt einmal sein. Allemal ist man nit aufgelegt dazu.“

„Dasmal nit so wie du meinst, Hanai,“ sagte der Lonele fast herb, „zum Dummreden bin ich auch nit aufgelegt und dein Frotzeln alleweil, das brauch' ich nit. Laß mich ausreden einmal! Was weißt denn du! Auf den Stadlen und Strohtennen, wo ich herumschlaf'! Wie leicht ist's geschehen, daß mir wer zuhört!“

Als er schwieg, fragte sie ihn: „Hast jetzt ausgeredet? Na, das war der Müh' wert.“

Ohne auf ihren Spott zu achten, lag er mit halbgeschlossenen Augen da und gab sich scheinbar dem Wohlgefühle des Strählens hin. Auf einmal sagte er: „Was sagst du zu dem großen roten Brief, der draußen an der Hausthür hängt?“

„Wo die zweitausend goldenen Gulden darauf stehen?“

Sachte setzte Tonele bei: „Die goldenen Gulden kunnt' ich mir verdienen.“

Der Kopf, der auf ihrem Schoße gelegen war, flog jetzt aufs Heu hin, so heftig hatte sie ihn von sich geschleudert. Ganz starr war sie vor Entsetzen. Er blieb ruhig liegen auf dem Heu und redete leise weiter: „Dazumal, wie der Wirt fort ist, hat ihm's der geistliche Herr gesagt, wohin er gehen und wo er sich verstecken soll, daß sie ihn nit finden, und ich bin hinter der Thür im Dachwinkel gestanden, weil es so viel gestürmt hat —“

„Gehorcht hast?“ schrie sie auf.

„Aber Jesses, ich kann ja nichts dafür, daß ich die paar Wort gehört hab', mit einem Stoppelzieher wollt' ich sie mir aus den Ohren ziehen lassen.“

Jetzt erst reimte sich's die Magd.

„Du weißt, wo der Wirt sich versteckt hat?“ fragte sie.

„Hanai, ich kann nichts dafür!“

„Und du thust im Schlaf reden?“

„Da kann ich auch nichts dafür!“

„Nachher muß man dich totschlagen.“

Dagegen schien der Spielmann keine Einwendung zu haben, erst nach einer Weile that er ganz bescheidentlich die Bemerkung: „Ich wüßt' wohl noch ein andres Mittel.“

„Daß du auf der Stell' ins Amerika auswanderſt, wo dich kein Menſch verſteht."

„Das thu' ich nit."

„Oder gar nimmer ſchlafſt!"

„Hanai, das will ich probieren," ſprach er bereitwillig. „Solang' es geht, will ich's aushalten. Wenn's auf Zeit und Weil' aber nit ſollt' gehen, und wenn ich's halt nimmer ſollt' aushalten können, ſchon gar nimmer und um Gottes willen nimmer, nachher —"

„Mein Gott, was wirſt nachher machen?"

„Nachher — gelt, nachher kann ich herkommen da in den Stall und mich ein biſſel hinlegen aufs Heu und ſchlafen. Und wenn ich alsdann anheb' zu ſchwatzen, gibſt mir geſchwind eins auf die Pappen."

Sie dachte eine Weile nach, zauſte an einem Büſchel Heu und dachte nach, langte dann nach dem hingeworfenen Beinkleid, wendete es über und über, als wollte ſie ſich noch einmal überzeugen, daß kein Schaden mehr dran ſei, that endlich einen Seufzer und ſagte: „Es iſt wohl ein rechtes Kreuz! Was mit euch Mannsleuten für ein Kreuz iſt, das kann man gar nit ſagen. — Natürlich, wenn kein andres Mittel iſt, daß du da im Stall wirſt ſchlafen."

„Es wird wohl das geſcheiteſte ſein," meinte er. „Und daß du bei den unſicheren Zeiten ein Mannsbild in der Nahend haſt."

„Das laß nur gut ſein, Tonele. Es wird dir nichts geſchehen. Komm halt, wenn du rechtſchaffen ſchläfrig biſt. Ich ſperr' dich gut in den Stall, geh' zu der Wirtin hinein, dort auf der Bank lieg' ich, und morgens, wenn du

dich bei der Kuh ausgeschlafen und ausgeschwatzt hast, laß ich dich wieder laufen."

„Ich werd' halt kommen," meinte der Bursche, „wir werden's nachher schon sehen." —

An einem der nächsten Tage schritt der schöne Spielmann, seine Klampfen am grünen Bande über der Achsel, die Straße entlang. Herlebig war er, stramm, aufrecht stapfte er hin. So prächtig war er schon lange nicht mehr aufgebaut gewesen, vom Fuß bis zum Kopf, wie jetzt. Sogar Schuhe hatte er an den Pfoten; daß es Weiberschuhe waren, spürte niemand, als seine Zehen, die, der Freiheit gewohnt, sich diesen drückenden Verhältnissen sofort wieder entwunden hätten, wenn nicht der Schnee so höllisch kalt gewesen wäre. Die säuberlich geflickte Joppe, es war eine schon vor Jahr und Tag erklimperte, hatte nun auch einen sicher gegründeten Sack bekommen, in welchem ein Stück Brot stak. Hinten hatte diese Joppe zwei Schößeln, die bei jedem Schritte die Rundung streichelten, welche mit ihren verschiedenfarbigen Flicken zu schauen war, wie die östliche Halbkugel auf dem Globus im Brixner Bischofspalaste. In der schwarzen Pelzmütze — es war richtig die dem Spielmann angeborene Königskrone — stak eine Rabenfeder kühn gegen den Himmel stehend, und das winterlich gerötete Gesicht war fast bis zur Nase mit dem aufgestülpten Joppenkragen bedeckt. Das hatte die im Mahrwirtshause so angeordnet: „Nur fein den Mund zudecken, Tonele! Es ist jetzt eine ungesunde Luft!"

Der junge Spielmann wollte ins Alfersthal hinein zu einem Vetter, dem die Franzosen das Haus niedergebrannt hatten; ein Liedel vom „Gottvertrauen und Selberbauen"

hatte er im Kopfe, vielleicht wollte es der Vetter freundlich aufnehmen; eine andre Brandsteuer konnte der Tonele nicht geben.

Als er, schon ein wenig hinkend, hinan gegen das Dorf Albeins kam, das so gemütlich drüben am Berghange liegt und vor den Brandschätzern noch großenteils verschont geblieben war, ging bei der obern Schenke, links am Weg, ein Fensterflügel auf und der rote Wirtskopf rief heraus: „Wohin, Musikant? Nit ein bissel rasten und uns eins aufspielen?“

Das ließ der lustige Bursche sich nicht zweimal sagen; ein Krügel Roter wird auch nicht schaden für den weiten Weg. Er trampelte an der Thürschwelle den Schnee von den Schuhen und trat in die Zechstube. Da gab's fröhliches Volk und beißenden Tabaksrauch. Der Spielmann hatte noch die Thürklinke in der Hand, als er schon wieder umkehren wollte, denn in der Stube saßen ihm zu viele Bayern; Amtsleute und sogar Soldaten. Aber der Wirt war schon mit dem Kruge da und ein lustiger Rotbart zog ihn hin zum nächsten Tisch. Ein Spielmann! Und einer, der so allerlei Schelmenliedeln weiß! Man kannte ihn ja schon und der Wirt mochte denken: Wenn sie ein süßes Gesangel hören, trinken sie mir auch den sauren Wein. Der Tonele lehnte seine Klampfen mit fast zärtlicher Fürsorglichkeit an die Wandbank neben dem Ofen und setzte sich ohne weiteres hin. Trinken, das wollte er ja, aber spielen und singen, das wollt er solchen Gästen nicht.

Als er jedoch getrunken hatte, einmal, zweimal und in Spielmannszügen, und als sie gar so zuthunlich waren und ihn umschmeichelten, etwas zum besten zu geben, da besann er sich, langte nach seinem Instrument, zupfte und schraubte

die Saiten ſtimmend eine Weile herum, räuſperte ſich und hub in einer Kindermelodie an folgendes zu ſingen:

„Finſter, finſter, fürikappen,
Bei der Nacht hat d'Sonn' a Kappen,
Und beim Tag a Nebelhaub'n,
Weil ſie mag kein Bayern ſchau'n,
Kein Bayern."

Die Bayern klatſchten in die Hände und meinten, er ſolle jetzt friſch eins dreingeben über die Tiroler. Der Sänger fuhr fort:

„Windel, Windel auffiblaſen,
Kommt der Mai, wird grün der Waſen,
Und kein Grashalm wachſt nit auf,
Wo ein Bayer g'ſtanden drauf,
Ein Bayer!"

Dem Wirt mochte um die Gemütlichkeit bangen, denn er war einer von denen, die zum böſen Spiel eine gute Miene machen, was nicht allein weiſe, ſondern auch klug iſt; er machte daher den Spielmann aufmerkſam, daß dieſer etwas heiſer ſei und doch lieber trinken möge, als ſingen.

Der Tonele blieb richtig ſitzen und als es zu dämmern begann, zogen ſich die Gäſte in das Extraſtübchen hinein. Einer der bayriſchen Amtmänner machte ſich in der Nähe des Muſikanten zu ſchaffen, legte ihm ſeinen Arm ungelenk um den Nacken, rieb ihm ſeinen Bartwiſch in die Wange und ſagte rülpſend: „Herzbrüderl, du bleibſt bei uns, du mußt uns was ſingen von deinem Schatz."

„Hat er einen?" fragte ein andrer drein, ein zwinkerndes Einäugel, ſeinen kleinen, kurzgeſchorenen Blondkopf herüberreckend gegen den Spielmann.

Der eine ſtreckte ſeinen Arm mit der flachen Hand aus

gleichſam als wollte er den bildhübſchen Burſchen aufzeigen: „Und ſo was ſoll keinen Schatz haben!“

„Vielleicht iſt er ihm erfroren, der Schatz, weil er ſo froſtig dreinſchaut.“

„Glaub' nit,“ wieder ein andrer, „auf der Mahr drüben ſcheint die Sonne wärmer, als herüben auf der Schattſeite.“

„Laß ſie plauſchen,“ lachte nun ein dicker blondbärtiger Herr in wohlwollendem Tone; der war auch ſchon leicht angeſtochen und lud den Tonele ein, neben ſeiner am warmen Ofen hinzuſitzen. „Was ſoll denn 's Reden, wird wohl jeder ſeinen Schatz haben dürfen, nicht?“

„Denk's wohl auch,“ antwortete der Tonele und ſetzte ſich zum freundlichen Herrn. Es ging ihm, wie manch andrem auch, wenn er einmal beim Schöppel ſaß. Es trug ſich auch ſelten genug zu.

„Du haſt dir ja ein extra braves und reſches Mädchen ausgeſucht, weiß es wohl,“ ſagte der Blondbärtige, ihm nahe rückend. „Hab' mir's erzählen laſſen, wie ſie bei Spinges oben mit der Stallgabel geſtanden iſt. Alle Achtung! Sapperment, das iſt eine Schneidige, die ſollten wir rekrutiren, gleich zum Korporal, oder gar zum Feldweibel. Alle Achtung! Eine, die ſo zum Heimatland ſteht! Da fait ſich nix! Vor jedem tapfern Tiroler Reſpekt, und erſt vor ſo einer Tirolerin! Alle Achtung! Jeder Held iſt mir heilig, da kenne ich keinen Unterſchied, ob er nun Andreas Hofer heißt oder Joſef Speckbacher oder anders, da mach' ich keinen Unterſchied. — Eintrocknen ſollſt nicht laſſen, Spielmann!“ So redete der bärtige Bayer und ſchob ihm den Krug unter die Naſe. „Trinken ſollſt! Auf ihre Geſundheit! Auf meine auch,

wenn du willst. Du kennst mich doch? Der neue Stadtrichter zu Brixen! Alle Achtung! Nicht so schlimm, wie sein Amt. Wenn ihr mich auf Eure Hochzeit wollet laden, ich schau' mir die sauberen Bräutlein gern an. Da mach' ich keinen Unterschied."

„Heiraten thun wir nit," entgegnete der Tonele.

„Au! Französischer Brauch in Tirol! Alle Achtung! Da fait sich nix."

„Sonst schon," verbesserte der Spielmann rasch, „aber der Mahrwirt sagt halt alleweil: Zum Kriegführen und zum Heiraten gehört Geld dazu."

Der Stadtrichter, wie er sich nannte, lachte hell auf, hieb dem Burschen die Hand auf's Knie und rief: „Du bist ein Mordskerl!"

„Und ich sag' halt doch," setzte der Tonele jetzt munter bei, „wir haben ohne Geld Krieg geführt und wir können ohne Geld heiraten. 'Leicht wag ich's!"

„Na freilich," sprach der Stadtrichter und seine Art war wieder ernsthaft und recht wohlwollend. „Was kann denn ein Mensch dafür, daß er kein Geld hat! Soll er deswegen auch keine Freude haben? Wär' zu dumm. Soll er sich deswegen vom erstbesten Lümmel das Mädel wegfischen lassen? Wär' zu dumm. Leben sollst, junger Mann!"

Er hob den Krug. Der Tonele hob auch den seinen, aber gar nicht hoch, denn schier verzagt war das Wort, welches er jetzt sprach: „Sie will halt nit ohne Geld."

Die beiden stießen an und tranken sehr gründlich. Als der Stadtrichter den Krug weggestellt hatte und mit beiden Händen seinen Schnurrbart trocknete, rief er schnarrend aus: „Das wär' nicht schlecht! So ein Kapitalbursch'

da, und kein Geld! Greif zu! Geld genug, auf der Straße liegt's! Da fait sich nix!"

„Es ist wahr, für mich liegt's auf der Straßen."

„Ganz im Ernst auch!"

Mehrere Zecher hatten mit gröhlenden Stimmen ein Loblied auf Tirol angestimmt, „aufs neue Vaterland!" und wurden dabei ganz begeistert.

„Siehst du," sagte der Stadtrichter zum Tonele, „schau dir diese Bayern just einmal an, ob sie so schlimm sind!"

„Und ich sing' wieder lieber das Lied vom alten Vaterland," entgegnete der Bursche treuherzig. „Gott, was sind dabei oft die Kreuzer geflogen auf der Straßen."

Für dieses sinnige Wort hatte er des Richters breite Hand auf der Achsel: „Mordsjunge, du gefallst mir! Wie? Toni heißt du? Hörst, Toni, wenn ich der Mahrwirt wäre, dich wollte ich glücklich machen. Dich und sie, dieselbige! Gelt, daß ich's weiß, bei wem sie steht! Da fait sich nix! Soll euch ausstatten, der Mahrwirt; geh' ihn nur an drum, wenn er vom Weinkaufen heimkommt."

„Vom Weinkaufen der Mahrwirt?" fragte der Bursche rasch, zuckte aber ein und sagte: „Ei, wohl, wohl. Weinkaufen."

Jetzt fuchtelte der bärtige Bayer mit schier krampfigen Fingern den Burschen am Arm und sagte ihm die Worte ins Ohr: „Nein, mein Freund, weinkaufen ist der Mahrwirt nicht gegangen."

„Ich weiß es nit," antwortete der Tonele.

Der Stadtrichter drohte schallend mit dem Finger: „Spitzbub, du weißt es wohl!"

„Was geht mich der Mahrwirt an!"

„Du gehst in seinem Hause aus und ein."

„Weil's ein Wirtshaus iſt."

„Iſt hinterwärts in der Strohkammer auch eins?" fragte der Bayer. „Geh, Schlaucherl, ſtelle dich nicht ſo dumm und ſei geſcheit. Was ſollſt du das ſchöne Geld einen andern einſtecken laſſen! Auf kommt's doch. Und wenn die Mahrwirtsleute und du mit ihnen eure Mäuler mit ſieben Siegeln verpetſchiert, in drei Tagen iſt's laut, da fait ſich nix! Aber der arme Menſch kann bis dahin in ſeinem Verſteckwinkel erfroren ſein. Geh' Spielmann, denk auf deinen Vorteil und ſei geſcheit."

„Ich bin eh geſcheit!" verſetzte der Tonele und machte ein einfältiges Geſicht.

„Alſo nimm die zweitauſend goldenen Gulden und laß den Mahrwirt nicht erfrieren."

„Geſcheiter erfrieren, als wie erſticken," meinte der Tonele und deutete mit einer Handbewegung den Strick um den Hals an.

„Wieſo?" fuhr der Stadtrichter auf, „wer ſagt das? — Du ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß nach dem neueſten Dekret aus München der König die Tirolerhelden auszeichnen will. Und hat recht. Waren ſie dem Kaiſer treu und tapfer, werden ſie's auch dem König ſein. Hat ganz recht, Held iſt Held. Alle Achtung! Da fait ſich nix. Und ſo gut der Andreas Hofer, der ſich ſelber geſtellt, heute bayriſcher Major iſt, ſo gut wird der Mahrwirt in etlichen Tagen Oberſt oder Oberſtlieutenant ſein."

„Der Hofer hätt' ſich ſelber geſtellt?" fragte der Spielmann.

„Kameraden!" rief der neue Stadtrichter von Brixen

gegen die andern Zecher hin. „Major Hofer steht wohl gegenwärtig in Innsbruck?“

„Nein,“ schrie der Einäugige herüber, „Major Hofer rückt mit zwei Kompagnien den Eisack herab, um den Mahrwirt zu fangen.“

„Hörst du's!“ pfauchte der Stadtrichter dem Burschen zu und rückte ihm womöglich noch näher. „Gescheit sei, Tonele, und schau mich an. Schau mich einmal ordentlich an, daß du auch weißt, wie dein bester Freund aussieht.“

Der Spielmann machte seine großen Augen sehr weit auf, schaute den bärtigen, verschmitzt schmunzelnden Dickwanst an und sagte dann ganz gelassen: „Dank schön, jetzt weiß ich's.“

„Heb's auf! Heb's auf!“ fuhr der Bayer am Ohre des Burschen leise und lebhaft fort. „Der König hat ohnehin Geld genug, laß ihn's nicht wieder einstecken. Wär' zu dumm! Du kannst es besser brauchen, heb's auf! — Der Mahrwirt, der Peter Mayr! Seinetwegen, deinetwegen, Toni, sei ein braver Tiroler und sag's, wo er ist.“

Der schlaue Tonele hatte sich schon lange ergötzt an der Komödie, die sie ihm da vorspielten. Aber daß sie ihn für gar so dumm hielten, das verdroß ihn. Freilich hatten sie getrunken, aber getrunken hatte auch er und nun wollte er doch einmal sehen, wo es liegt, im Wein oder im Kopf. Anlaufen wollte er sie lassen, über und über blau anlaufen. Dem Mahrwirt fragen sie nach. Dank der Nachfrag', der Mahrwirt ist im hohen Birg. — Der heilige Schutzengel soll ihn hüten unterm Schrotthorn in der Steinwänd! Und die Herren Bayern sollen derweil in der entgegengesetzten Richtung einen Gebirgsmarsch machen, sollen ein

bissel hinter den Hochkofel hinübergucken. — So dachte insgeheim der Tonele.

„Besinne dich nicht lange und sei gescheit!“ sagte der Bayer, die breite Hand hinhaltend.

„Meinetwegen!“ stieß der Spielmann hervor und schupfte seine Klampfen verächtlich über die Bank hin, gleichsam, als ob er solchen Bettelzeugs nun überdrüssig sei. „Wenn heutzutag schon jeder auf seinen Vortheil schaut, was soll ich allein der Narr sein. Ich sag's.“

„Ein Bussel kriegst, Prachtmensch, lieber Kerl!“ rief der Stadtrichter und umschlang ihn mit beiden Armen. Und wie des dicken Bayern Ohr so ganz nahe an des jungen Tirolers Mund war, flüsterte dieser in jenes: „Der Mahrwirt ist drüben hinter dem Hochkofel, in der Roßhöhl'.“

Der Bayer zog den Kopf zurück und fragte auf einmal fast streng: „Kannst uns weisen?“

„Den Weg weiß ich selber nit,“ antwortete der Spielmann mit verdammt ernsthafter Gelassenheit. „Ich glaub', unten bei Nasen hinein und über St. Magdalena. Mehr kann ich nit sagen, weil ich nie dort gewesen bin. Ich weiß nur, daß er sich in der Roßhöhle aufhält, hinter dem Hochkofel.“

„Du wirst mit uns gehen, Spielmann!“

„Warum denn nit?“ versetzte der Tonele, „wenns mich tragen wollts! Weil ich die Gicht im Fuß hab', schon seit einer Woche. Habt's ja gesehen, wie ich hinken muß!“ Und bei sich: Vergelt's Gott, Hanai, daß mich dein Schuh so viel zwickt! Wie kunnt der Mensch sonst auf eine so schöne Lug kommen!

Der dicke Bayer stand auf, fast gelenkiger, als man es ihm zugetraut hätte, knöpfte seinen Mantel zusammen, und die übrigen Gäste machten es ihm hastig nach. In wenigen Minuten war die Wirtsstube leer, nur der arme, gichtische Spielmann saß noch im Ofenwinkel und hielt sich die Hand vor das schmunzelnde Gesicht. Vor ihm stand der Wirt, ein kleiner dicker Mann mit rotem glattrasiertem Rundgesicht und einem ganz kleinen Näschen drin. Graue Aeuglein hatte er, mit diesen starrte er jetzt schreckbar wild auf den Burschen und dabei ballte er die dicken Fäuste.

„Spielmann!“ sagte er endlich in seiner dünnen Fistelstimme, und dabei wackelte er mit dem Kopf, „Spielmann! Was hast du jetzt angestellt? — Wenn du jetzt was angestellt hättest, lebendig kämest du mir nit aus dieser Stuben!“

Griff der Tonele sachte zu seiner Klampfen, hub an zu klimpern und sang:

„Foppen, foppen, Bayern foppen,
Faß anbeulen, Hühner schoppen.
Krazeln auf dem Kosel um,
Stoßen sich die Schädel dumm,
Die Bayern!“

Jetzt begriff der Wirt, und wer draußen vorübergegangen wäre in diesem Augenblick, der hätte im Wirtshaus das heftige Gegacker einer Henne hören können. Es war jedoch das Gelächter des Wirtes.

„Was aber du!“ stieß er zwischen dem Lachen heraus, „was aber du für ein Feiner bist, Toni! Dir hätt' ich's nit angesehen, dir! Gar nit wahr ist's, was du ihnen auf die Nasen gebunden hast? Hauptspitzbub, der du bist! Magst

noch ein' Wein, Spielmann? Dableiben kannſt heut', wenn du willſt, und eſſen und trinken, ſo viel du magſt. Aber gewiß nit, Toni? Iſt er gewiß nit droben in der Roßhöhl?"

„Fallt ihm nit ein."

„Herentgegen?"

„Ja, ſchmeck's!"

„Mir möchteſt es juſt anvertrauen!"

„Nit ums Kopfabſchneiden."

„Recht haſt, Spielmann."

„Was zu eſſen, wenn du haſt, Wirt, das mag ich."

„Kommt gleich, kommt gleich. Gut werden wir uns unterhalten, heut' miteinand. Heben uns nachher ein feines Tröpfel aus dem Faß."

„Aber dableiben mag ich nit."

„Der Tauſendſapper, warum denn nit?"

„Ja, ich dank' recht ſchön," ſprach der junge Spielmann. „Ins Alfersthal thu' ich heut' freilich nimmer. Heim geh' ich. Mußt wiſſen, ich hab' jetzt meine eigene Schlafſtatt." Sagte es und klimperte auf der Klampfen.

Mahrwirt, ich möcht' nit in deiner Haut ſtecken!

Der Mahrwirt auf der Flucht hatte in Nacht und Nebel die Steinwänd glücklich erreicht. Der Stadel, welcher zwiſchen den Felſen im kleinen bewaldeten und tiefverſchneiten Hochthale ſtand, war in der Eile von den Bauern ſo hergerichtet worden, daß ein Menſch zur Not ein paar Wochen

drin leben konnte. Es fehlte nicht an einem rohgemauerten Kochherde, nicht an Brennholz, nicht an Brot und Wildfleisch, nicht an Heu, um sich zu bergen. Sogar mehrere Eschenholzklötze waren vorhanden und Schnitzwerkzeuge dabei, damit der Flüchtling sich mit etwas beschäftigen konnte. Tags über war es recht frostig in dem dunkeln Raume, denn heizen und kochen durfte der Einsiedler erst, wenn es Abend ward und der aufsteigende Rauch nicht zum Verräter werden konnte.

Aber trotz aller Vorsicht sollte des Verbleibens an diesem versteckten Orte nicht lange sein. Schon in der vierten Nacht seines Aufenthaltes im Stadel bemerkte Peter, daß unten bei dem etwa eine halbe Stunde entfernten Steinwändhäusler der Kettenhund ununterbrochen bellte, was in den vorhergehenden Nächten nicht so gewesen. Bald nach Mitternacht waren dort ein paar Flintenschüsse abgefeuert worden. Der Mahrwirt ahnte nichts Gutes, eilends machte er sich fertig, band Schneereifen unter seine Sohlen, hing den Rucksack über und den Stutzen und flüchtete hinan ins hohe Gebirg. Anfangs ging es leidlich über den Schnee; als der Morgen anbrach, war er schon auf den Steinböden. Hier über gefrorenem Schnee war bei einiger Achtsamkeit auch ein leichteres Vorwärtskommen als im Sommer über das klobige Gestein. Peter dachte an die Hütte, in welcher er etliche Wochen früher Zuflucht gefunden hatte. Aber wie sollte er dahin kommen?

Um die Mittagszeit, als er rastete und hinausschaute in die blendende Schneelandschaft der hohen Berge, und hinab in die Thäler, die mit rostbraunem Nebel vollgestopft waren, bemerkte er zu seinem Schreck eine schwarze Kugel,

welche aus den Tiefen über die Schneefelder sich gegen ihn heranbewegte. Peter eilte weiter und erreichte einige Stunden später das Plankhornkar, eine Gegend, die er von früher her kannte und wo mehrere Alpenhütten gestanden waren. Diese Hütten standen jetzt nicht mehr, aber die feuergebräunte Mauer eines Kochherdes ragte aus dem Schnee hervor. Abgebrannt. Der Mahrwirt wanderte weiter, trotzdem seine Kraft fast erschöpft war, er mußte zu den Hütten der Oberthalalm gelangen. Aber auch hier fand er nur Brandstätten.

— So heißt es hier umkommen, weiter kann ich nicht mehr. Mit diesem Gedanken ließ der Flüchtling sich nieder auf den Schnee. Da kam die Lehne heran jene schwarze Kugel ganz langsam auf ihn zugeschwebt. — In Gottesnamen, sie sollen mich haben! so gab er sich drein. Aber bald zeigte es sich, daß die schwarze Kugel kein Verfolger war, sondern daß unter derselben ein alter kleiner Tiroler Bauer herankeuchte. Ein großer Ballen war es, den der kleine Alte trug und der ihn vorhin auch völlig verdeckt hatte, so daß es schien, er gleite auf der Schneefläche ganz allein daher. Ein Kleinhäusler aus Schalders mit einem breitkrempigen Rundhute und einem mageren Maulwurfsgesichtlein; er war genannt der Möselgugu und als ein höchst freimütiger Mann bekannt.

„Auff — auff — auff — Warum willst denn du mich umbringen, Mahrwirt?" rief der Alte schnaufend dem Flüchtlinge zu. „Alleweil hab' ich geschrieen: Wart, Wirt, ich komm' dir nit mehr nach! Aber rennen wie ein Berghas. Daß du vor den Bütteln laufst, die richtig schon in der Steinwänd sind, muß man dir wohl verzeihen, aber daß

dir vor mir altem Hascherl 's Herz in die Hosen rutscht, das ist wild. Auff — auff! — Kotzen und Speck hab' ich da."

„Bist mir nachgeschickt, Mösel? Vergelt' dir's Gott!" So der Mahrwirt, sonst sprach er wenig.

Weil's nun schon dumper wurde über den weiten Schneehöhen, so gingen die beiden Männer gegen die Felswand, suchten Unterschlupf und krochen in eine Spalte, die der Schnee mit einem Vorwall fast verschlossen hatte. Dort verbrachten sie die Nacht.

Am nächsten Morgen hielten sie Rat, was nun zu beginnen sei. Der kleine Möselgugu mußte dabei immer so steil zum großen Mahrwirt aufschauen, daß er deswegen ganz mißmutig wurde und anhub, den großen Menschen von oben herab zu behandeln. „So groß sein, das ist auch nit schön!" schnauzte der Möselgugu, „achten hab' ich dich immer müssen, weil du soweit ein braver Mensch bist, Mahrwirt, aber extra gern hab' ich dich nie gehabt. Jetzt spielen sie dich gar, was weiß ich, auf einen Heldenmann aus. Andre haben auch was geleistet, kümmert sich keine Katz' um sie. Aber halt der Mahrwirt! Bitt' dich schon um Verzeihung, ich bin aufrichtig."

Ja, das wußte Peter schon lange, daß der Möselgugu immer darauf aus war, den Leuten Unangenehmes ins Gesicht zu sagen, was aber nicht hinderte, daß er im Rufe stand, es mit jedermann im Grunde gut zu meinen.

„Mahrwirt, ich möcht nit in deiner Haut stecken," fuhr der Möselgugu in etwas träger Redeweise fort zu sprechen, „du wirst nimmer viel Gutes haben auf der Welt. So ein Gewissen! Hast doch viel Leut' umgebracht. Die armen Seelen derer von den Eisackschluchten werden dir

auch zusetzen, na ich glaub's. Will schon beten für dich, wirst es nötig haben."

„Trösten kannst einen du aber schon sehr gut!" lachte der Mahrwirt etwas unglatt auf.

„Mußt verzeihen, ich red' halt, wie ich mir denk'."

„Daß du mir mit Pelz und Loden nachgekommen bist, werd' ich dir nie vergessen," sagte der Mahrwirt.

„Glaubst du, daß ich's gern gethan hab'?" schrie der Alte mit scharfem Stimmlein in die Luft hinaus, „so weit geht die Nächstenlieb' nit, daß ich den Flüchtlingen meinen Speck nachtrage. Vom Steinwändhäusler und den andern bin ich geschickt. Haben mich ja zum Aufpasser gemacht, die Racker, unten beim Stadl, daß die Schergen nit haben können anschleichen. Gefroren dabei wie ein Eiszapfen. Als ob unsereines Leben weniger wert wär', als das eines andern. Aber ich brauch' halt einen Verdienst. Und du mußt jetzt ins Passeier hinüber, daß ich wieder heimgehen kann."

Ins Passeier hinüber. Das war ein weiter, im Winter kaum passierbarer Weg, um so sicherer jedoch vor den Verfolgern. Der Mahrwirt band die Sachen zusammen, um sich auf die Wander zu machen. Dabei fragte er den Möselgugu, ob er keine Nachricht vom Mahrwirtshause habe.

„Nix!" rief der Alte. „Wird viel sein, wenn's noch steht, dein Haus. Gestern hat's wieder recht viel Rauch gegeben unten bei Brixen herum. Gewisses weiß ich nit. — Aber mach, mach, Mensch, daß du weiter kommst."

„Du kannst schon heimgehen, Mösel," sagte der Mahrwirt. „Ich werde schon auch allein weiterkommen. Nimm dir ein Stückel Speck mit auf den Rückweg."

„Behalt' du deinen Speck nur selber, wirst ihn schon

brauchen, biſt eh hundsmager." So der Alte und dann machte er ſich davon.

Der Mahrwirt atmete faſt auf, als er wieder allein war. Dieſer Möſelgugu, dachte er, iſt doch ein biſſel ſtark aufrichtig. Bei dem ſeiner Wahrheitsliebe möchte ich für nichts gutſtehen, wenn ihn die Büttel nach dem Mahrwirt fragen. Und wenn man's nimmt, er hat recht; für einen armen Teufel gibt's ſelten Gelegenheit, was zu verdienen. Aber ich will mich lieber ſicherſtellen. Den Feinden jetzt in die Hände zu fallen, das wäre ſo das Richtige! Möchten nachher dem Lande alles Mögliche mit mir herauspreſſen wollen. Den Spaß machen wir ihnen nicht.

Als der Möſelgugu aus ſeinem Geſichtskreiſe verſchwunden war, änderte Peter die Richtung. Nicht dem Jaufnerjoche und nicht dem Paſſeiergebirge ſtrebte er zu, ſondern links über die weiten Höhen hin wanderte er gegen den Ritten hinaus. Beſonders beunruhigt hatte ihn das vom Rauch in der Brixner Gegend. Ein heftiges Verlangen, wenn auch nur aus der Ferne ſein Haus zu ſehen, kam über ihn. Er wanderte unter mannigfaltigen Beſchwerden über das Gebirge hinaus und niederwärts, bis er vom waldigen Pfeffersberg hinabſehen konnte auf die Mahr. Sein Haus ſtand friedlich unter der Felswand.

In ſeiner Rocktaſche hatte er mehrere Schriftſachen ſtecken gehabt, die ihn ängſtigten und die er auch nicht gerne vertilgen wollte. Es waren Briefe von andern Bauernführern, darunter auch einer von Dörninger. Nun er der Gefahr näher kam, war es unaufſchiebbar, dieſelben zu verbrennen, was er in einer Holzerhütte auch that. Dann ſtieg er thalwärts. Oberhalb der Ortſchaft Velthurns ſtand ein unbe-

wohntes Kleinhäuſel, deſſen eine Dachſeite ſchon ſo zerriſſen war, daß überall die Sparren des Dachſtuhls bloßlagen. Bei einer ſolchen Lücke kroch Peter hinein und durch ein mit Lappen ſchlecht verſtopftes Fenſterchen guckte er hinaus, gegen die Mahr hin. Um zum Fenſter hinauszuſchauen, mußte er auf einen Strohhaufen knieen, der an der Wand lag, und dabei ſpürte er unter demſelben etwas wie einen lebendigen Körper. Im Augenblick bohrte aus dem Stroh ein ſtruppiger Bauernkopf hervor: „Mahrwirt, du biſt es? Um aller Heiligen willen bitt' ich dich, verrat' mich nit!"

„Das iſt ja der Kerſchbaumer!" ſagte Peter, „ſuchen ſie auch dich?"

„Schon ſeit zwei Tagen lieg' ich in dieſem Streuhaufen. Oben in Schnauders hab' ich einen Welſchen erſchlagen, der juſt beim Brandlegen geweſen. Jetzt das iſt den Herren nit recht und wollen mich ein biſſel henken. Geſtern hat einer bei der Dachlucken hereingeſchaut. Ins Talfererthal wollt' ich hinüber, aber der ganze Ritten ſoll voller Schergen ſein."

„Helf Gott. Ein Stück Brod und ein Trum-Speck kann ich dir dalaſſen. Weiter muß ich auf mich ſelber ſchauen," ſo der Mahrwirt, und bald darauf eilte er draußen durch den Wald gegen Klauſen hinab. Wenn der Ritten beſetzt iſt, ſo muß er auf die andre Seite hinüber, dem Ampezzo zu, von dort iſt Kärnten erreichbar. — Das war nun ſein Reiſeplan. Auf einmal ſah er ſich in der Nähe franzöſiſcher Soldaten, welche in den Wäldern ſtreiften. Der Mahrwirt ließ ſein Bündel, das er ſeit dem Möſelgugu zu ſchleppen hatte, ſachte zur Erde gleiten, ſtand in ſeinem braunen Gewande zwiſchen braunen Kieferſtämmen und blieb

unbeweglich dort stehen bis zur Abenddämmerung. Mehrmals waren die Büttel nur wenige hundert Schritt von ihm entfernt, sie spähten immer durch das Gestämme, bemerkten ihn aber nicht, denn er stand still wie ein Baumstrunk.

Als die Dunkelheit eingetreten war, übersetzte er nächst der Klamm den Eisack und ging durch das enge Villnößerthal hinauf gegen das wilde Gebirge. Die wenigen Waldleute, die ihm begegneten, konnten ihn für einen übersiedelnden Taglöhner halten. Wo der ausgetretene Pfad aufhörte, verwischte er mit einem Fichtenaste, den er hinter sich nachzog, die Spuren seiner Füße im Schnee, damit es aussah, als habe ein Bauer Reisig vom Berg herabgezogen. Er hatte Zuversicht, denn weit und breit war hier nichts als die Wildnis und der öde Winter. War er nur erst drüben in den weißen Bergen, dann konnte er hoffen, Innerösterreich zu erreichen.

Tagsüber lag er in irgend einer Wald- oder Alpenhütte, in den sternhellen Nächten wanderte er. Eines Tages, bevor er noch das Uebergangsjoch erreicht hatte, kam Peter in ein Felsenkar, das eingeschlossen war von Wänden und nirgends eine Stätte zum Rasten zu bieten schien. Er kletterte das terrassenförmige, theilweise schneefreie Gewände hinan, um sich in einer Felsenspalte niederzulassen. Da fand er eine Kluft in den Berg, eine größere Höhle, deren Eingang mit Eiszapfen vergittert war. Peter brach mit dem Gewehrkolben dieses Gitter, daß er sich hineinzwängen konnte. Da drinnen war es ziemlich trocken, aber ganz finster und die Fußtritte widerhallten wie in einem großen Gewölbe. Der Boden war rauh und spießig, allein die Luft war nicht so kalt wie draußen, daher beschloß

Peter, in dieser Höhle die folgende Nacht zuzubringen. Nach seiner Berechnung war es die Weihnacht. Er zündete mit Mühe den Rest einer Talgkerze an und holte etwas Nahrung hervor aus seinem Rucksack, der schon bedenklich zusammengeschrumpft war. Während des Mahles betrachtete er die Steingebilde, welche im Halbdunkel gespenstisch aufragten und niederhingen und hinter welchen manchmal ein Geräusch war, als husche und flattere manches Gethier umher. Der Flüchtling bereitete sich in einer niedrigen Nische ein Lager, that ein Gebet zum Kinde Jesu, dessen Geburt zur Stunde gefeiert wurde in allen Kirchen des Landes, dann sank er nach den vielfachen Strapazen in einen tiefen Schlaf. Kaum eine Stunde hatte dieser gedauert, als Peter jählings emporfuhr. — War nicht eine Muhre niedergegangen? Nein, ein Traum ist's gewesen. — Aber er konnte nicht mehr recht zur Ruhe kommen. Du sollst aufstehen, so fiel es ihm ein, du sollst heute noch über das Joch. — Er blieb doch liegen und betete ein Vaterunser für die armen Seelen im Fegefeuer. Denn er hatte oft gehört, wer in seinem Bette nicht einschlafen könne, der solle der armen Seelen gedenken. Auch das war vergebens. Da sah er plötzlich einen zuckenden Lichtschein, der im Eisvorhange Regenbogenfarben spielte. War das auch ein Traum? — Peter sprang von seinem Lager auf, wollte hinaus, da krachte das brechende Eis und sie standen vor ihm.

Was gibt's denn?

Am heiligen Chriſttage war's, nach dem Gottesdienſt. Die kleine Familie des Mahrwirtes ſaß in der Oberſtube beim Feſtmahl. Der Platz, wo ſonſt der Hausvater zu ſitzen pflegte, war leer; hingegen ſaß neben der Magd Hanai, die ja auch zur Familie gezählt wurde, jemand, dem dieſes Mahl und dieſer Platz ſehr wohlthat. Der Spielmann, der Gurglertoni! Und zwar heute ſo nett herausgeputzt, daß er, wie es der Magd vorkam, recht appetitlich anzuſehen war.

Das Mahl wurde auch in dieſem Jahre aufgetragen und abgehalten nach altem Brauch: neun Schüſſeln mit Fleiſch, Krapfen, Sulzen und andern leckeren Gerichten. Die Stimmung war eine dem heiligen Feſte angemeſſene, faſt fröhliche, und die Kinder führten ein heiteres Geklapper mit Löffel und Gabel. Die Erwachſenen ſprachen über den Gottesdienſt, den die neue Regierung nun doch nach alter Sitte geſtattet hatte. Selbſt die feierliche Mitternachtsmette war abgehalten worden in der Stadt und in den umliegenden Kirchen. Nur begegneten die Kirchengeher überall bewaffnetem Militär; das ſollte, wie es hieß, die Ordnung aufrecht erhalten und im Falle einer Feuersbrunſt, denn die Kirchleute von den Bergen her hatten lodernde Fackeln bei ſich, ſogleich rettend zur Stelle ſein.

„Es iſt erbaulich, wie ſie jetzt auf einmal den heiligen Florian ſpielen, und vor kurzer Zeit haben ſie ſelber die Häu'er angezündet," ſo bemerkte Bruder Auguſtin.

Ferner war bei Tiſche davon die Rede, daß die Fran-

zosen unten in Bozen ihr Hauptquartier aufgeschlagen hätten, und daß ihr General ein seltsamer Mann sein solle. Er sei überaus streng, und doch hätten sogar die Bozner vor ihm Achtung, denn er wäre stets auch gerecht. Er habe schon mehrere seiner eigenen Soldaten auf offenem Platz erschießen lassen, die in den entlegenen Höfen geplündert hätten. Aber auch einen Terlaner Schänker hätte er auf der Stelle an den Nußbaum knüpfen lassen, weil derselbe einigen Franzosen ein ungutes Tränklein gemischt.

„Es ist ja alles gut," sagte Frau Notburga. „Nur kein Unrecht. Das ist das Schrecklichste auf der Welt."

Derlei wurde bei Tische gesprochen. Dazwischen keifte die Hanai manchmal ein wenig mit dem Tonele, ließ sich aber nicht wiederholt mahnen, als Frau Notburga sie aufforderte, beim Zugreifen in die Schüssel auch ihres Nachbars nicht zu vergessen.

„O nein, Frau Wirtin, die vergißt nit!" fiel der Bursche drein, da hatte er eins unten an den Beinen; sie trug leider etwas grobgenagelte Schuhe.

Die kleine Marianna wollte statt der unheimlichen Soldatengeschichten lieber vom krauslockigen Christkinde etwas hören, ein Wunsch, welchem der geistliche Herr Vetter recht gern Bescheid that. Der Hans war ernsthaft und schweigsam; vielleicht hätte er es doch lieber mit den Kriegssachen gehalten als mit dem holdseligen Jesus. Für diesmal begnügte er sich, mit Messer und Gabel das Lämmerne auseinanderzureißen.

Als der Schweinsbraten mit den bräunlich geschmorten Speckschwarten kam und in Zimmtwein gebeizte Semmel-

schnitten zur Zuspeise erschienen, sagte der Knabe: „Was wird der Vater jetzt essen?"

Darauf entgegnete keines ein Wort, Frau Notburga legte sachte die Gabel aus der Hand und ging in die Nebenstube.

Um doch etwas zu sagen, sprach nun die Magd: „Das ist wohl ein unglückseliges Jahr gewesen. Wie wird's sein, bis wieder der Christtag kommt?"

„Da wird's schon wieder lustiger sein," meinte der Tonele und berührte mit seiner Fußspitze ein wenig ihren Schuh.

„Gott geb's!" sagte sie und versetzte ihm einen erklecklichen Tritt auf die Zehen.

Die übrigen merkten nichts von den kleinen Scharmützeln, die sich unter dem Tische abspielten, und Bruder Augustin sprach fromm die Zuversicht aus, für die Länge könne der allmächtige Gott seine Tiroler nicht verlassen.

Als das Mahl vorüber und das gemeinsame Tischgebet gesprochen war, ging jedes hinein zu Frau Notburga, um nach der Sitte Vergeltsgott zu sagen für die christliche Mahlzeit. Die letzten waren die Hanai und der Tonele. Als sie wieder heraus wollten, winkte die Wirtin mit der Hand und sagte: „Bleibet noch ein wenig da, ihr zwei, ich habe ein paar Worte mit euch zu reden."

Dabei machte sie die Thür zu und trat gegen den Tisch hin. Die zwei Leute standen unbeweglich da und die Hanai schaute mit schreckbar feindseliger Miene auf den Burschen.

„Ich weiß es, meine lieben Leute, wie es mit euch steht," begann Frau Notburga. „und ist ja auch weiter kein Unglück. Wenn sich zwei junge Leute gern haben, so

sollen sie treu und brav zusammenhalten und trachten nach dem heiligen Ehestand. Jedes fleißig und arbeitsam, das muß wohl sein; nun, die Hanai kenne ich dafür und sie hat auch Lidlohn bei uns liegen; und der Musikantenstand wird wohl auch just nichts Unbraves sein."

„Vergelt's Gott, Frau Mutter!" unterbrach sie der Tonele, glücklich darüber, daß endlich sein Treiben einmal ein gutes Wort fand.

„Jeder Stand ist ehrenwert," fuhr die Wirtin fort, „wenn er nur brav und redlich gehalten wird. Weil das Spielmannsgeschäft aufs Heiraten nicht langt, so mag man's nur nebenbei betreiben. Soweit alles recht. Aber was anders ist nicht recht, meine Leut'! Daß ihr jetzt alleweil im Stall draußen Zusammenkunft habt, das kann ich nicht leiden, das darf nicht sein, das darf mir von heut' an nimmer geschehen, ich sag's euch!"

Die Hanai zuckte am ganzen Leibe ein und knurrte etwas, als hätte der Tonele angefangen. Dieser stand ganz demütig da und schaute auf die Dielen, auf denen nichts zu sehen, als daß sie sehr blank und rein waren.

„Ist gleichwohl der Herr nicht daheim," sagte Frau Notburga, „das Haus bleibt in Ehren, dafür stehe ich gut. Ihr habt nachher noch Zeit und Weil' genug zum Zusammenkommen und werdet es wohl erwarten, denke ich! Gar lange wird's ja mit Gottes Hilfe nicht mehr dauern. Drin in Bahrn ist, habe ich gehört, ein Angütel ledig, das könnt ihr ja wohl pachten. All zwei brav schaffen, braucht keine Dienstleut', und wenn der Toni zur Faschingzeit einmal mit der Klampfen ausgeht, so wird deswegen wohl auch der Himmel nicht herabfallen. Ein Groschen Neben-

verdienst wird im Haus gut zu brauchen sein. Später das Gütel mit Fleiß und Gottessegen zu eigen erwerben wird wohl auch keine Unmöglichkeit sein."

Nachdem die Wirtin so gesprochen hatte, hob die Hanai natürlich ihren Schürzenzipf ein wenig und versetzte in gar bescheidener Weise: „Gesagt ist das leicht, meine liebe Frau Mutter, das Gütel pachten! Wüßt' heilig nit, wie sich das sollt' schicken."

Frau Notburga machte die Tischlade auf, nahm ein in Leder gebundenes Gebetbuch heraus und zog aus demselben ein beschriebenes Blatt Papier hervor.

„Der Toni," sagte sie nun leise, „hat eine kleine Sach'. Wenn's auch nicht viel ist, so wird gewiß der Gottessegen dabei sein. — Wegen dessen, daß er im Hochgebirg so brav und herzgetreu zu unsrem armen Haus gestanden ist, wo das Kind sonst wohl hätt' verderben müssen, hat mein Mann dem Toni ein kleines Stück Geld verschrieben. Zweihundert Gulden sind's, damit, meine ich, läßt sich was anfangen."

Jetzt war's zum Handküssen, beide drängten sich dazu, aber Frau Notburga entzog die Hände rasch und setzte bei: „Wenn wir auch nicht reich sind, so geht's uns doch nicht schlecht, und ihr könnt die Sach' mit gutem Gewissen nehmen, zumal uns auch du, Hanai, seit sieben Jahren arbeitsam gedient hast. — Das Geld könnt ihr haben, sobald ihr anfangt, und anfangen könnet ihr, sobald ihr wollt; nur ein paar Wochen früher wissen muß ich's, von wegen einer andern Magd."

„Frau Mutter," sagte darauf der Tonele, „ich denk',

die Frau Mutter schaut sich gleich um eine andre um, wir fangen geschwind an."

Die Hanai wollte schon mit einer schicklicheren Rede dazwischen fahren, da sprach noch die Wirtin: „Ich wünsche euch für den Ehestand kein andres Glück, als was ich selber hab' gefunden mit meinem Mann. Mehr kann ich nicht sagen. Der allmächtige Gott führe mir ihn glückselig wieder heim."

Diese Worte waren kaum gesprochen, als draußen auf der Straße sich eine seltsame Unruhe erhob. Ein gedämpfter Lärm, ein Ab- und Zulaufen von Leuten, ein Hinrecken aller Köpfe nach der Richtung gegen die Brücke. Frau Notburga öffnete ein Fenster, um zu sehen, was es gebe. Die Leute flüsterten und wichen zurück.

„Was gibt's denn?" fragte die Wirtin hinab.

„Derwischt haben sie wieder einen!" antwortete jemand herauf: Und eine grelle Stimme schrie es hin: „Sie haben ihn! Den Mahrwirt haben sie!"

Das Kriegsgericht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen.

Fast die ganze Nacht und einen halben Tag lang waren sie mit ihm auf dem Wege gewesen herab vom Gebirge. Der rauschenden Alfers entlang hatten sie ihren Weg genommen, und, endlich ins Thal gelangt, rechts gegen Brixen hin. Unterwegs bei den Ortschaften hatte sich auch

Besatzungsmannschaft dem Zuge angeschlossen, um einem etwaigen Aufruhr in der Bauerschaft vorzubeugen. Das bayrische Gericht zu Brixen hatte noch festgestellt, daß der gefangene Flüchtling richtig Peter Mayr, der Wirt an der Mahr ist, welcher die Muhre in den Eisackschluchten gemacht hat. Also eilends fort mit ihm nach Bozen.

So mußte der Zug am Mahrwirtshause vorüber. Von diesem aus sah man zuerst den Trupp schwer bewaffneter Soldaten, mindestens an sechzig Mann, die raschen Trabes die Straße herankamen. Voran auf hohem Roß ein Offizier. Als dieser den aufgeregten Volkshaufen sah, der vor dem Wirtshause sich zusammengewirbelt hatte, rief er schmetternd: „Platz da! Platz für den Rebellen!“

Die Gewehre rasselten, die Säbel funkelten, die Leute wichen zurück. Nun zogen sie heran und mitten unter ihnen der Mahrwirt. Er ragte fast über die Söldner hervor, obzwar er gebeugten Hauptes ging. Der spitze, verwitterte Filzhut saß ihm so windschief, daß man wohl merkte, er hätte sich ihn nicht selber auf den Kopf gestülpt. Haar und Bart waren lang und verwildert, Eis und geflocktes Blut hingen dran. Das Angesicht des sonst so frischen und kräftigen Mannes war eingefallen und blaß zum Herzbrechen. Einmal, zweimal war sein Blick hingezuckt an das Haus, an welchem sie vorbeimarschierten. Dann schaute er zu Boden, nicht trotzig, sondern ergeben. Seine Hände, auf den Rücken gebunden, waren vor Kälte und der strammen Fesselung ganz blau angelaufen. Um den breiten Ledergurt, sowie auch um den Hals waren ihm Stricke gelegt, an denen ihn zwei Mann führten und deren Schlingen jeden Augenblick zusammengezogen werden konnten. Die kurze

braune Joppe war an mehreren Stellen zerrissen, ein Aermel blutig, Zeichen, daß er sich freiwillig nicht ergeben hatte.

Die umstehenden Leute flüsterten nun erschreckt und zaghaft untereinander. „Wohin schleppen sie ihn?“ — „Nach Bozen.“ — „Dann ist es aus mit ihm.“ Auch ergingen sie sich in Mutmaßungen, wo und unter welchen Umständen er denn aufgegriffen worden sein mochte. Auf einmal wurde es laut: „Hinter dem Hochkofel haben sie ihn ertappt, in der Roßhöhlen haben sie ihn abgefangen!“

Das hörte der Spielmann, der an der Hausthür stand. Er hörte es und wurde leichenblaß.

„Was? Was haben sie gesagt?“ Den Nebenstehenden fragte er in einem Tone, als würde ihm die Kehle zugeschnürt.

„Ah, da steht er ja, der ihn verraten hat!“ riefen jetzt mehrere und zeigten mit ausgestreckten Fingern auf den Tonele. „Der hat's gethan!“

Nun eilte Frau Notburga herbei, warf sich vor dem Offizier auf die Kniee und bat, daß man den Gefangenen eine Stunde rasten lasse in seinem Hause.

„Nehmt Abschied von ihm!“ Das war der Bescheid.

Das Weib stürzte sich an die Brust des Gefesselten und voll des Jammers rief sie aus: „So sehen wir uns wieder!“ Das Busentuch riß sie sich herab und reinigte damit sein Angesicht. „Du armer Mensch!“ sagte sie im Tone innigster Milde und Zärtlichkeit, wie man zu einem Kinde oder zu einem Sterbenden spricht. „Du mein armer Mensch! Wie hat denn das können sein?“

„In's Kärntnerische wollte ich hinüber," gab er zur Antwort. „Am Hochkofel oben, in einer Höhlen habe ich wollen rasten — dort haben sie mich abgefangen."

„Daß wir so unglücklich müssen werden!" klagte Frau Notburga, in helles Weinen ausbrechend. „Was hast du denn gethan, als was nicht deine Pflicht ist gewesen und die andern all nicht auch gethan haben! Was wollen sie denn mit dir? Jesus, was wollen sie denn mit dir?"

Peter sagte kein Wort darauf. Voll unendlicher Betrübnis schaute er sie an. Sie war zu Boden gesunken und krampfhaft umspannte sie seine Kniee. Da rief der Mahrwirt: „Weib, zu dem schau auf!" Sein Auge leuchtete gen Himmel.

Die Leute stöhnten vor Mitleid, selbst die Soldaten waren bewegt, die Pferde trabten ungeduldig auf der klingharten Straße. Peter wendete sein Haupt gegen das Haus hin; die er suchte — sie waren nicht zu sehen.

Er beugte sich nieder: „Notburga lebe wohl. Und die Kinder. . ."

Das Wort, er vermochte es kaum hervorzubringen.

„Vorwärts!" kommandierte der Hauptmann. In demselben Augenblicke sprang in wilden Sätzen der junge Spielmann aus der Menge heran und mit einem markdurchdringenden Schrei warf er sich hin vor den Mahrwirt.

„Tritt mich tot!" rief er kreischend, „wie einen Giftwurm tritt mich tot!"

„Toni!" sagte der Mahrwirt, „sei nicht kindisch."

„Ich hab' dich verraten!"

„Was sagst du?"

„Ich hab' dich verraten!"

Peter lachte traurig auf: „Das wäre nicht leicht möglich. Kein Mensch hat's gewußt, wo ich umgeh'. Gott allein hat es gesehen."

„Hör' mich, Mahrwirt, hör' mich!" rief der Bursche mit vor Aufregung bebenden Lippen. „Im Wirtshaus zu Albeins. Sie haben mich gefragt und gefragt, und ich müßt's wissen und ich sollt's sagen. Da denk' ich: Er ist in der Steinwänd, aber sie lassen mir eher keine Ruh', ich muß sie anfoppen. Der Hochkofel fällt mir ein und die Roßhöhlen, und dort ist er, sag' ich. — Jesus, himmlischer Vater, und dort bist gewesen!"

Wimmernd preßte der Bursche sein Angesicht in den Schnee.

Da sagte der Gefangene herb: „Toni, hättest du geschwiegen davon, was du nicht weißt, oder die Wahrheit gesagt nach deinem Wissen — ich ginge jetzt nicht diesen Weg."

„Vorwärts!" donnerte das Commando. Der Gefesselte wurde von den Bütteln vorangezerrt und weiter ging's den Marsch gegen Bozen.

Der arme Spielmann blieb liegen am Straßenrand; einer aus der Menge sprang hin und versetzte ihm Fußtritte an Haupt und Rücken, der Tonele ließ es geschehen und blieb liegen. —

Als der Trupp mit dem Gefangenen gegen Klausen kam, war es schon finster und Peter erschöpft zum Umsinken. Der größte Theil der Begleitung verlor sich hier, vier oder sechs Soldaten und der Hauptmann walteten ihres Amtes. In der Ortschaft nahmen sie einen Bauernwagen, warfen den Gefesselten hinauf, banden ihn fest an den eisernen

Ringen, deckten ihn zu mit einem alten Lodenmantel, und also fuhr Peter Mayr, der Bauernhäuptling, dahin den schauerigen Kuntersweg. Er lag auf dem Rücken, so daß sein Gesicht dem Sternenhimmel zugekehrt war. An beiden Seiten ragten die finstern Schroffen auf, in der Tiefe toste der Eisack. — Dieses Wasser erinnerte ihn an mancherlei. An das Weidenflechten und Fischfangen in der Kindheit; an das Hirtenleben in den Auen; an das Mädel, welches einmal am Eisackufer gesessen ist, die Füße ins Wasser gehalten und mit emsiger Hand die nußfarbenen Zöpfe geflochten hat um das Haupt. Als er plötzlich hinter ihr stand, der junge Mensch, war sie so sehr erschrocken, daß sie aufsprang und durch den Fluß lief gegen das andre Ufer. Mitten im Wasser glitschte sie aus, fiel hin und wallte davon. Der junge Mensch sprang nach, zog sie ans Ufer — und aus diesem Mädel ist später die Frau Notburga geworden. Das war bei den Auen gewesen, wo der Eisack in die Etsch rinnt. — Aber noch andres rauschte dieses wilde Wasser. Von der Muhre und von den anderthalbtausend Menschen... Hier waren sie ja herabgeronnen, die Todten, so wie jetzt der Wagen dahinrollte, der Stadt Bozen zu — dem Kriegsgerichte.

Die Felszacken des Rosengartens leuchteten kalt und rot in der aufgehenden Sonne, als der Wagen, stets umgeben von den wachsamen Bütteln, durch das Stadtthor rasselte und zwischen den Lauben der hohen Häuser hin die engen Gassen. Sprachlos blieben die Leute stehen, als sie hörten: das wäre der Peter Mayr, der Mahrwirt bei Brixen, der die große Muhre gemacht in den Eisackschluchten. Peter grub sein Gesicht ins Stroh, er wollte nicht hinschauen

auf die Leute, er hatte in dieser Stadt manchen guten Bekannten. Er hörte es, wie jemand sagte: „Gott, der Mensch ist ja schon tot!“

Der Wagen rollte voran und endlich in den düsteren Hof eines burgähnlichen Hauses. Die Mauern waren klafterdick, die Fenster schwer vergittert, die Thore mit Eisen beschlagen, und überall Soldatenwache mit aufgesteckten Spießen. Das war die alte Fronfeste Sankt Afra. Peter wurde vom Wagen gehoben, durch lange Gänge hin in ein kellerartiges Gemach geführt und dort seiner Fesseln entlastet. Er spürte keine Hand mehr an seinen Armen, die Finger waren steif und dunkelblau und wie abgestorben, die Beine waren wie aus Holz und er konnte kaum aufrecht stehen auf dem Pflaster. Man setzte ihm Speise vor und ein Krüglein Wein, er rührte nichts an, sondern legte sich auf den Strohbund und sank bald in Schlaf.

Aus holdem Traume, wie er daheim im blühenden Garten mit den Kindern scherzt, ward er unwirsch aufgerüttelt. Er möge sich bereit machen, er würde vor den General geführt.

Peter zuckte die Achseln, er war ja bereit. Er wußte recht gut, was das bedeutete: vor den General. Es war der französische Graf Baraguay, von dem es hieß, daß er in sein Wappen den Spruch habe schreiben lassen: „Gerechtes Gericht, und wenn Himmel und Erde bricht!“ Und Verbrecher in den Augen der Franzosen waren ja die aufständischen Tiroler alle.

Als Peter über den Platz dem Gerichte zugeführt wurde, läutete auf dem Turme der Stadtpfarrkirche die Glocke. Marktleute entblößten ihre Häupter, der Gefesselte

konnte seinen Hut nicht abziehen, doch betete er still für sich das Ave Maria.

Ein Herrenhaus war es, in welches der Wahrwirt geführt wurde. Die breite Steintreppe war an beiden Seiten bestanden mit rötlichgesprenkelten Marmorbrüstungen und schneeweißen Steingestalten aus dem alten Heidentume. Die Flügelthür, die jetzt aufging, war freundlich weiß angestrichen und ebenso weiß auch die Wände des lichten und geräumigen Saales, in den der Gefangene eintreten mußte. Die Fensternischen, die Gesimse und die Wandeinfassungen waren mit goldenen Leisten und schelmisch geschlungenen Schnörkeln üppig geschmückt. Die Decke war bemalt: bunte Jünglings-, Frauen- und Engelsgestalten, mit Rosenranken spielend in heiterem Reigen. Aus den Wänden standen goldene Armleuchter hervor, untenhin standen rotseidene Ruhebänke und Sessel, dann lichtfarbige Tische mit gebogenen Füßen und darauf große Blumenvasen, in welchen sogar frische rote und weiße Rosen staken. Die Täfelung des Fußbodens war so glatt und glänzend, daß man in derselben alle Gestalten des Saales sich spiegelnd nach abwärts stehen sah. — Also war der Raum, in welchem der arme Bauernwirt nun sein Schicksal erwartete.

Im Saale waren viele französische Offiziere anwesend, alle in voller Uniform: die meisten mit hohen Stiefeln, weißen Hosen und Röcken, die blauen Schärpen leicht um den Leib geschlungen; an der Seite den Degen mit zierlichem Griff, an den Achseln schwere goldene Quasten. Aber auch andre Uniformen waren da, und mancher trug an der Brust ein Kreuz, ein funkelndes Sternlein. Die Häupter hatten sie entblößt. Es waren Greise darunter mit buschigen

Eisbärten und kahlen Schädeln, es waren stattliche Männer mit feingedrehten Schnurrbärten. Und einer war unter ihnen von nicht großer aber gedrungener Gestalt, wohlgenährtem bartlosem Gesichte, welches durch die gebogene Nase und das rundlich hervortretende Kinn auffiel. Unter den sehr buschigen Brauen blitzten ein Paar graue Augen, mit denen er lebhaft um sich schaute. Die noch dunklen Haare des Hinterhauptes waren nach vorn gelegt. Die ganze Erscheinung war würdevoll und jugendlich zugleich. An der Brust hatte dieser Mann zahlreiche Ehrenzeichen, darunter einen großen Stern.

Das war der Obergeneral, Graf Baraguay, der wegen seiner Strenge in Tirol der „welsche Löwe" genannt wurde. Doch gab es Leute, die wissen wollten, daß dieser Löwe nicht jeden zerreiße, den er anknurre, und man erzählte von ihm manchen Zug menschlicher Güte.

Als der Wahrwirt in den Saal geführt wurde, trat ihm der General rasch einige Schritte entgegen und blickte ihn forschend an. Dann wendete er sich um, trat zurück zu den übrigen Offizieren und sagte in französischer Sprache: „Das wäre also das Ungeheuer? Den Mann habe ich mir anders gedacht."

Ohne eine Entgegnung abzuwarten, schritt er einmal, die Hände auf dem Rücken, quer durch den Saal und wieder zurück, dann gegen die Offiziere: „Meine Herren, ist es dringend?"

Einer antwortete, daß keine Zeit zu verlieren sei.

Der General befahl mit leisen raschen Worten, daß man dem Gefangenen die Fesseln abnehme. Als das geschehen war, konnte Peter erst seinen Hut vom Kopfe ziehen; er

that's und wischte sich mit der flachen Hand das Haar über die Stirn herab; das that er mit gelassener Ehrerbietung, als stünde er vor seinem Pfarrer. Alsbald begann der General selbst in deutscher Sprache das Verhör. Die Worte sagte er in ruhigem, aber scharf entschiedenem Tone.

„Wer sind Sie? Wie heißen Sie?"

Peter stand aufrecht, nur mit etwas vorgeneigtem Haupte da, blickte dem Herrn offen ins Gesicht und antwortete nicht laut aber deutlich, ohne sichtbare Erregung und ohne Trotz: „Ich heiße Peter Mayr, bin der Wirt an der Mahr — bei Brixen."

„Wie alt?"

„Zweiunddierzig Jahre."

Der General machte wieder seinen Marsch durch den Saal und murmelte: „Das ist jung, mon Dieu, das ist noch jung!" Dann zum Gefangenen: „Haben Sie Familie?"

„Ein Weib und drei Kinder."

Wieder ein Gang durch den Saal. Dann vor dem Mahrwirt stramm stehen bleibend: „Sie waren schon während des Sommeraufstandes unter den Rebellen?"

„Herr," antwortete Peter, „Rebellen sind wir nicht. Es war Krieg, wir sind für unsern Kaiser, für unser Land gestanden."

„Bien. Ich gebe das zu. Damals. Sie haben bei der Mühlbacher Klause ein Gefecht geliefert?"

„Ja."

„Und sich tapfer dabei gehalten. Ich achte den Mann auch im Feinde. — Was aber später?"

Der Gefangene schwieg.

„Später folgte der definitive Friedensschluß und das

Land war neuerdings besetzt von dem rechtmäßigen Herrn, Seiner Majestät dem Bayernkönig. Die Empörer waren geflüchtet, das Land kam zur Ruhe, nicht wahr?"

Peter schwieg.

„Hernach eines Tages," fuhr der Feldherr fort, „als vom Norden französische und bayrische Truppen herabmarschierten gegen Italien, ging in dem Engthale, genannt die Eisackschluchten, eine große Muhre nieder und tötete gegen eintausendfünfhundert Mann!"

Peter stand ruhig und schwieg.

„Eintausendfünfhundert Mann!" wiederholte der General nachdrücklich. „Brave Soldaten! Auch Familienväter! Nicht als Feind zogen sie durch, sondern als Freund und Beschützer. Vom Hinterhalte her tückisch getötet!"

Mit durchdringendem Blick schaute er auf den Angeklagten. Dieser zuckte nicht mit den Wimpern.

„Mehr als einen Freund," fuhr der General fort, „habe ich verloren bei diesem beispiellosen Meuchelmorde. — Sie schweigen. Wissen Sie von der Sache?"

„Ja," sagte Peter.

„Was glauben Sie, ist die Muhre zufällig niedergegangen?"

Nach einigem Zögern antwortete der Mahrwirt: „Das glaube ich nicht."

„Rebellen haben sie vorbereitet! Diesmal werden Sie mir die Rebellen verzeihen! — Peter Mayr! Wußten Sie um die Vorbereitung?"

„Ja," antwortete Peter.

„Waren Sie mit dabei?"

„Ja."

„Haben Sie mit Hand angelegt?“

„Ja.“

„Waren Sie einer der Rädelsführer?“

„Ich kann es nicht leugnen.“

„Wohl gar der Hauptanführer?“ —

Peter schwieg.

„Wissen Sie, wer anfangs den Plan für eine solche Mühre gefaßt hat? Und ganz besonders für diese Mühre, mit der Absicht, viele Hunderte von Menschen meuchlings zu töten? — Sprechen Sie, wer hat den Plan gemacht, geleitet, ausgeführt?“

Peter stand unbeweglich da und schwieg.

Der Feldherr nahm einem nebenstehenden Offiziere Schriften aus der Hand: „Hier steht alles geschrieben. Wir haben zehnfache Zeugenschaft.“

„Sie ist nicht nötig,“ sagte Peter.

„Also gestehen Sie es ein, Peter Mayr, daß Sie die Mühre ausgedacht haben und ausführen ließen?“

Jetzt hob Peter langsam sein Haupt und sagte: „Ja.“

Unter den Offizieren, die das Verhör aufmerksam verfolgt hatten, entstand eine Bewegung. Der General schritt wieder durch den Saal, noch schärfer als vorhin. Plötzlich wieder zum Angeklagten mit lauter Stimme: „Und als Sie das thaten, haben Sie die Folgen bedacht?“

Peter nickte mit dem Haupte.

„Geben Sie acht auf das, was Sie sprechen. Haben Sie die Verheerung in ihrer ganzen Größe wirklich im vorhinein bedacht?“

Nun antwortete Peter: „Ich habe sie wohl bedacht, gewünscht und erwartet.“

Zornig stieß der General seinen Fuß auf den Boden, daß es dröhnte.

Nach einer Weile, da es still gewesen war, that der französische Feldherr einen tiefen Atemzug, dann sprach er, und leise zitterte seine Stimme: „Peter Mayr! Sie haben auch ein menschliches Herz in der Brust. Sie haben ja Weib und Kind und wohl noch andre Menschen, die Ihnen nahe stehen. Haben Sie nie um einen gebangt, wenn er in Gefahr war? Als Sie durch Ihre That so namenloses Leid verursachen sollten, hat sich da Ihr Herz nicht geregt?"

„Wohl doch, wohl doch!" murmelte Peter.

„War dieses Herz denn ein verfluchter Kieselstein in jenen Tagen?"

„Herr, der Krieg!" versetzte der Gefangene.

„Zum Henker, der Krieg!" rief der General, wieder den schweren Fuß auf die Dielen stampfend. „Friede war! Von den Völkern ersehnter, von Kaiser und König unterzeichneter Friede. Gesegnete Zeiten sollten wieder kommen. Der Bayernkönig begann dem Lande seine Huld zuzuwenden, es sollten auch die alten Sitten und Gesetze eurer Grafschaft wieder zu Rechte kommen. Eure alten Freiheiten waren neuerdings gewährleistet, eurer Väter Glauben war geschützt, für die Aufständischen eine allgemeine Amnestie in Aussicht gestellt, überall und überall keimte der liebe goldene Frieden, den ich, ein alter Soldat, nach allem Elende, weiß Gott, selbst mit Freuden begrüßte. — Da geschah diese unerhörte That. Alles ist wieder aus Rand und Band und mit einem einzigen Schlage von eigenen Landeskindern das arme Land Tirol unvergleichlich tiefer ins Verderben gestürzt, als es je durch einen Feind geschah.

— Peter Mayr! Sie stehen vor uns als die verkörperte Empörung. Wohl kaum einen Schimmer von Hoffnung haben Sie mit hereingetragen in dieses Haus."

Gesenkten Hauptes stand der Angeklagte da.

Der General sagte: „Tirol müßte Sie langsam zu Tode steinigen. Wir wollen es gnädiger machen."

Und Peter stand immer unbeweglich da. Mehrere der anwesenden Offiziere haben es später erzählt, daß sie eine seltsame Beklemmung gefühlt, als der Tiroler Bauer so hilflos und so reuelos und so ungebrochen vor ihnen gestanden.

Der General fragte nun gemessen und fast gedämpft: „Angeklagter, haben Sie noch etwas vorzubringen?"

Der Gefangene schüttelte das Haupt.

„Sie haben nichts zu sagen. Gut."

Der General wendete sich zu den Offizieren. Einer derselben schien die Aufgabe gehabt zu haben, den Angeklagten rechtlich zu vertreten, denn er sagte: „Nach dem, was wir gehört, ist jede Verteidigung nutzlos. Der Angeklagte verzichtet wohl selbst darauf."

Hierauf redete der General eine ganz kurze Zeit in französischer Sprache mit den Offizieren, dann traten diese zurück. Der General Graf Baraguay blieb mitten im Saale stehen, zog seinen Degen, und diesen blank auf den Fußboden stemmend, sprach er mit lauter und feierlicher Stimme: „Peter Mayr, Gastwirt an der Mahr bei Brixen in Tirol, ist überführt und geständig, nach vollzogenem Friedensschlusse mit Vorbedacht und Absicht die Bergmuhre in den Eisackschluchten, wobei eintausendfünfhundert Soldaten ums

Leben kamen, veranlaßt und ausgeführt zu haben. Das Kriegsgericht Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen verurteilt den Rebellen Peter Mayr zum Tode durch Pulver und Blei."

Ich gehe zum General!

Also war es geschehen zur Weihnachtszeit im Lande Tirol. Aber was zu Bozen geschah, das war noch unbekannt an der Mahr.

An demselben Christtage, als sie den Mahrwirt vorübergeführt hatten bei seinem Hause, lag der junge Spielmann am Straßenrande im Schnee. Und als die Leute längst sich verzogen hatten, um in ihren Häusern das neue Ereignis zu besprechen, und als es dunkel geworden war und die Winterdünste im Thale blauten, lag der Tonele noch immer am Straßenrande im Schnee.

Aus dem Hause, das in tiefster Trauer war, kam nun die Hanai, um ihn hereinzuführen. Zwei Schritt vor ihm blieb sie stehen, machte einen langen Hals und schaute hin. Die Hände und der Kopf waren in den Schnee hineingebohrt. — Wenn er tot wäre! dachte sie. Wenn er so viel Glück gehabt hätte, daß er jetzt gestorben wäre! — Dann packte sie ihn an den Armen, riß ihn empor und schleppte ihn in den Stall. Dort, wo es warm war, wo er zugedeckt war mit ihrem Bettgewande, hub er an zu frösteln. Am ganzen Körper schüttelte es ihn, die Fäuste ballte er, die Zähne scharrte er aneinander und die Worte stieß er her-

vor: „Hanai, warum haſt du mich nit liegen laſſen? Für mich gibt's nix mehr!“

Die Magd, als ſie gehört hatte, der Spielmann habe den Aufenthalt des Mahrwirtes verraten, war wohl gleich darüber im reinen geweſen: Das iſt aus Dummheit geſchehen! Schlecht iſt er nicht. — Aber die Dummheit, das hatte ſie ſich vorgenommen, die wollte ſie ihm jetzt ordentlich einſalzen! Ein Liedel wollte ſie ihm ins Ohr ſingen, desgleichen kein Spielmann je geſungen und kein Tonele je gehört hat! Sie wollte thun, als ob ſie glaube und überzeugt davon wäre, daß er den Verrat wegen der zweitauſend goldenen Gulden ausgeführt hätte; ſie wollte ihn einen Judas und Herodes nennen und ihm ins Geſicht ſchreien, daß alle Bayern und Franzoſen zuſammengenommen nicht ſo ſumpflacken ſchlecht wären, wie dieſes grundfalſche Spielmandel mit dem Heuchlergeſicht. — Nun aber, da der Burſche vor ihr lag, gebrochen und ohnmächtig, und in ſeinen todblaſſen Zügen die grauſe Seelenpein zuckte, da vergaß ſie freilich all der ſchönen Vorſätze, kein einziges Wort brachte ſie hervor. Geduldig und ſchweigend begann ſie ihn zu pflegen.

Aber ſchon um Mitternacht ſtand der Tonele auf von dem ihm angewieſenen Bette, und ohne ein Wort zu ſagen, kletterte er die Leiter hinan in den Dachraum, wo er ſich hinwarf auf ſprödes Stroh. Hatte er ſich daran erinnert, daß Frau Noturga das Zuſammenſein im Stalle verboten? Oder hielt er ſich nicht mehr für würdig, in der Nähe der Hanai zu ſein?

Am nächſten Morgen, als die Magd nachſehen ging, wie es mit ihm ſtehe, ſchlief er ruhig. Sie ſtand neben

ihm im dunkeln Gelaß, erwog, ob ein Menſch mit böſem Gewiſſen ſo ſchlummern könne, legte dann ihre Hände zuſammen und betete ein Vaterunſer auf die Meinung, daß ſein Schutzengel im Traum ihn tröſten möge. Daß ſie ſelber dieſer Engel ſein konnte — wann fiele das einem trutzigen Weibe ein? Als der Burſche aufwachte und traurig um ſich ſchaute, war ſie herb und ſagte ihm kein gutes Wort.

Er aber ſagte eins: „Hanai,“ ſagte er und hob ein wenig die ſchmale Hand, als ob er bei einigem Entgegenkommen ſie ihr reichen möchte. „Hanai, du biſt gut auf mich geweſen in dieſer kurzen Lebenszeit. Aber jetzt mußt du mich ganz vergeſſen. Nit fluchen ſollſt du meiner, Hanai, nur vergeſſen, als ob alle Waſſer über mich wären hingeronnen!“

Sie langte nicht nach ſeiner Hand, ſie warf zornig die Strohſchaube hin und her, als ob ſie notwendig Ordnung machen müſſe in der Scheuer.

„Wenn ich dir gefolgt hätte, Hanai,“ fuhr der Burſche völlig tonlos fort, „und wenn ich fleißig gearbeitet hätte, und nit ſo in den Wirtshäuſern herum — ſo hätt's nit können geſchehen. Und daß der Teufel ſo mit mir ſein Spiel hat gehabt!“

Sie that, als ginge ſie dem Burſchen ſein Reden gar nichts an und warf die Strohſchaube durcheinander. Ihm war's doch darum zu thun, ihre Stimme noch einmal zu hören. „Hanai,“ ſagte er ganz geſchmeidig, „ſind ſie nit ſchon dageweſen? Haben ſie nit ſchon gefragt nach mir? — Nit? — Nachher geh' ich ihnen entgegen.“ Er ſtand raſch auf, ſchleuderte die Strohhalme von ſeinem Gewand.

„Wem willſt du entgegengehen?“ fragte ſie ſcharf.

„Den Tiroler Schützen. Vielleicht hat doch einer gleich die Barmherzigkeit . . .“

Rasch flieg er die Leiter hinab in den Stall. Unten an der Thür stand ein Amtsbote und klirrte mit seinem bayrischen Säbel.

„Sie haben mich schon,“ murmelte der Tonele und blieb stehen mitten im Stalle.

„Ich such' den Spielmann Toni,“ schnarrte der Bote unter seinem Bartwisch hervor.

„Mach keine Umständ', da bin ich,“ antwortete der Bursche und trat ihm entgegen.

„Ja, ja,“ knurrte der Bote, den Toni mit mißtrauischem Blicke musternd, „da bin ich! Das ist leicht gesagt und das könnt jeder sagen. Muß schon um die Aufweisung bitten!“

„Uh Narr!“ rief die Hanai, die auch schon herabgekommen war, „Aufweisung, das ist doch zum Lachen.“

„Ich muß die Aufweisung haben, sonst ist's nichts.“

„Wenn er sagt, er ist's,“ rief sie vom Futtertroge her, „so wird's wohl richtig sein. Für den Spielmann Toni gibt sich jetzt wohl gewiß keiner aus, der's nit ist!“

„Wer weiß!“ meinte der Bote, mit einem Auge zwinkernd. „Wenn's Geld gibt! — Mit dem Botenlohn, hoff' ich, wirst mir nit zu sparsam sein, Spielmann. So eine Post bringt dir nit so bald wieder einer. Außer du sagst uns auch den Andre Hofer. Wenn du wahrhaftig der Spielmann bist —“

„Ich will dir gleich eins aufspielen!“ rief der plötzlich herlebig werdende Bursche. „Was willst denn?“

„Zum Gericht sollst!“ sagte der Bursche.

„Dazu brauch' ich dich nit."

„Dein Geld holen."

„Was für ein Geld?"

„Die zweitausend goldenen Gulden."

Das Wort zu hören, und der Bursche wurde rasend; durch den Stall schoß er von einem Winkel zum andern; an der Wand lehnte die dreispießige Gabel mit dem langen Stiel, er faßte sie und lief damit gegen den Amtsboten. Dieser, als er in den Händen des wutschäumenden Menschen den gezückten Dreispitz sah, eilte so schnell, als ihn die Füße trugen, über den Hof, die Gabel sauste ihm nach und fuhr in den Zaunpflock, wo sie stecken blieb. Der Bote lief auf die Straße hinaus und derselben entlang gegen das schützende Brixen.

Die Hanai hatte solchem Auftritte vom Hinterhalt her zugesehen. Nun der Tonele regungslos vor Wut wie ein Baum dastand, genau noch in der Stellung, wie er die Gabel geschleudert hatte, trat sie hervor und die Arme in die Seiten gestemmt, sprach sie: „Jetzt hab' ich gesehen, daß auch du die Mistgabel brauchen kannst."

Der Bursche wußte sich noch immer nicht zu fassen. Kein Franzose hatte ihn je so in Aufregung gebracht, als dieser allergrößte Feind — der Judaslohn.

„Toni," sagte die Hanai, „ist's wie der Will, wir wollen jetzt miteinand gute Kameraden sein. —"

Das Mahrwirtshaus, welches knapp vor seiner Sperre stand, war an diesen Tagen vom Morgen bis zum Abend besetzt mit Gästen. Von der ganzen Umgebung kamen die Leute zusammen, um bei einem Krüglein Wein stundenlang dazusitzen und zu rauchen! sie hofften etwas zu erfahren

über den Wirt, aber es scheute sich jeder, davon zu reden. Frau Notburga war gar nicht zu sehen. Der geistliche Herr Augustin zeigte sich manchmal und erging sich unter leisen Gesprächen mit den Nachbarn in Mutmaßungen, was geschehen würde.

„Wenn's der Sandwirt wäre," meinte da der Stauker einmal. „ja da möcht' ich nit einen Hosenknopf wetten! Aber der Peter kommt wieder. Erstens können sie's ihm nit beweisen, und zweitens ist's für den Kaiser geschehen, und drittens soll überhaupt ein Patent herausgekommen sein, daß keiner mehr hingerichtet wird."

„Wenn's wahr ist!" versetzte der Rampesbauer zweifelnd. „Ich fürcht', der französische General zu Bozen wird sich seinen Kameraden, den Löw Beser, gut bezahlen lassen."

„In aller Weis," sagte der Stauker, „wollen wir derweil auf seine Wirtschaft schauen, daß nichts fehl geht dahier. Und sollt er länger aus sein, seine Familie verlassen wir nit."

Frau Notburga besorgte die Küche, wartete die Kinder, gebot Ordnung unter ihren Leuten. In ihrem Gemüte neben dem düsteren Kummer stand die helle fröhliche Hoffnung. — Was können sie ihm den machen? Wenn man einen Menschen, der im Krieg Leute getötet hat, hinrichten wollte, da müßte man auch den Bonaparte hinrichten. Der Peter hat nur seine Pflicht gethan. — Dabei blieb sie.

Da war es, als Bruder Augustin einmal von seiner Messe zurückkam, die er im Dome der Stadt zu lesen pflegte, daß er gar verstört umging und seiner Schwester auswich. Ihr fiel das gleich auf, und als er in seine Kammer trat, ging sie ihm nach.

„Du, Auguſtin," ſagte ſie, „du kommſt mir heut nicht recht für. Es iſt was, du weißt was!"

Der Prieſter wehrte mit der Hand unwillig ab: „Man ſollte gar nicht darauf hören, es ſind halt Gerüchte."

„Bruder," ſagte Frau Notburga und preßte ihre Hände an die Bruſt. „Weißt etwas von ihm, ſo ſag's."

Auguſtin hatte ſich an den Tiſch hingeſetzt, den einen Ellbogen ſtützte er darauf, mit der andern Hand faßte er die Ecke an, als ob er ſie umbiegen wollte. Der Tiſch zitterte ein wenig.

„Der General Baragnay ſoll ſtreng geweſen ſein," murmelte er.

Frau Notburga wankte nicht.

„Das Urteil — ſoll ausgeſprochen ſein," ſagte der Bruder ganz plötzlich. „Es iſt gewiß nicht wahr, wenn auch die Leute drinnen in der Stadt von nichts andrem reden." Er griff mit beiden Händen an die Halsbinde, als ob er ſie lockern wollte: „Es iſt beſſer, Notburga, du hörſt es von mir, als von andern, die es immer noch mehr entſtellen und aus einer Lüge neun machen. — Sie ſagen zum Tode . . ."

„Das iſt freilich nicht wahr! lachte Frau Notburga überlaut auf. Dann aber war ſie ſtill. Sie ging in ihre Stube und nach kurzer Zeit kam ſie, in Sonntagsgewand gekleidet, wieder heraus.

„Was thuſt du, Schweſter?"

„Ich reiſe nach Bozen."

Nun kamen ſchon die Leute. Es kam der Kreuzwirt aus Brixen, es kam der Moſer vom Bergl, es kam mancher Flüchtling aus ſeinem Unterſchlupf hervor, es kam der

Pfarrer von Sankt Jakob, es kamen andre Geistliche, sogar Beamte aus der Stadt, um mit Frau Notburga des Rates zu pflegen.

Rat brauche sie freilich wohl keinen, meinte die Wirtin, sie wisse recht gut, was zu thun sei. Sie reise nach Bozen und werfe sich dem General zu Füßen.

Das sei unmöglich, sagten mehrere, eher lasse der heilige Petrus den Luzifär in den Himmel, als der welsche Löwe einen bittenden Tiroler vorlasse.

Sie antwortete: „Ich gehe zum General!"

Nun räusperte sich der Forstamtsschreiber, ein Bayer, und der brachte folgendes vor: „Ich kenne ihn nicht näher, den General Baraguay, aber was man so von ihm hört, von den schlechtesten soll's keiner sein. Ich weiß nur, daß seine Gemahlin eine Deutsche ist, eine deutsche Edelfrau, die er sehr brav behandeln soll, wie man hört. Und ein Mensch, der sein Weib gut hält, ist auch sonst kein Spitzbub'. Seine Frau soll ja bei ihm sein, in Bozen, und da hätte ich gemeint, wenn die Mahrwirtin mit dieser Frau wollt' reden, das wäre vielleicht das Gescheiteste."

„Das ist eine Red'!" sagten die Bauern und nickten mit den Köpfen.

Der Pfarrer von Sankt Jakob brachte auch etwas vor. Der war mit einer Frau von Giovanelli bekannt, und von der wußte er, daß sie eine gute Freundin der Frau Generalin sei, und von der müsse die Mahrwirtin ein Empfehlungsbriefel haben, daß sie vorgelassen werde. „Bei so einem Nebenthürl kommt man hinein."

So wurde beraten und Frau Notburga war ganz frisch und munter geworden. Ihr Peter wird ja bald wieder

daheim sein. Gegen Abend desselben Tages hatte der Pfarrer auch schon das Empfehlungsschreiben der unweit Klausen wohnenden Frau von Giovanelli zu Handen und des Kreuzwirtes Pferde standen mit der Kutsche vor dem Wirtshaus.

Notburga war fertig. Das Wirtshaus hatte sie gesperrt, das übrige kleine Hauswesen der Hanai übergeben. Den kleinen Peter auf dem Schoß, neben ihr die Marianna und der Hans, ihr gegenüber der treue Bruder Augustin, alle wohlverwahrt in Loden und Kotzen, so saßen sie in der geschlossenen Kutsche, und so fuhren sie mit einem aufseufzenden „In Gottesnamen" davon.

Zur selben Stunde hatte es auch der Tonele erfahren, wie es mit dem Mahrwirte stand, und daß die Frau mit den Kindern nach Bozen fahre, um für den Verurteilten einen Fußfall zu thun. Zwar hatte ihm der Achel-Schuster zu verstehen gegeben, ein Toter könne nicht mehr lebendig gemacht werden und ein solcher von den Franzosen Verurteilter sei so viel als tot. Diesem schrecklichen Schuster schleuderte der Spielmann den Stock vor die Füße. Dann hub er ihn aber wieder auf und lief gegen das Mahrwirtshaus.

„Ich muß mit nach Bozen!" rief er, zur Thür hineinstolpernd.

„Der Wagen ist schon davongefahren," hieß es.

„Und wenn ich mir die Füße ablaufe bis auf die Knie, ich will auch zum General!"

Hatte schon die Wirtin wenig Vorbereitungen gemacht für die Reise, der Tonele machte gar keine. Seine surrende Klampfen an der Seite, einen Stock in der Hand —, da war er's. Wieder flink und frisch, als ginge es zu einer

Hochzeit, wanderte der junge Spielmann die Straße entlang gegen Bozen.

Fast bis zur Erstarrung verblüfft war die Magd Hanai. Jetzt, da er etwa ein bißchen den Herrn hätte spielen können im Hause unter ihrer Botmäßigkeit, jetzt rennt er fort. Und keine Wegzehrung von ihr und kein „Behüt' Gott" für sie — gerade, als ob er für sich allein jemand wäre! Sie wünscht ihm nichts Schlechtes, aber wenn er unterwegs verhungert und erfriert und bei stockfinsterer Nacht in den reißenden Eisack fällt, so geschieht ihm recht!

O edle Frau, seid unsere Fürbitterin!

Wie lang war der Weg und wie lang war die Nacht! Der Wagen holperte und klirrte, die Kinder schlummerten. Wenn von einem vorbeistreichenden Hause ein Lichtstrahl hereinzuckte in den Wagen, sah man die friedlichen Gesichtlein. Frau Notburga betrachtete sie und sagte zu Augustin: „Lieber Gott, wieviel Gnade haben die Kinder! Sie schlafen."

„Diese Kinder sind mein Trost," entgegnete der Priester. „Wenn ich auf die Kinder blicke, da wird mir ganz hoffnungsreich, da weiß ich's gewiß, daß wir Glück haben werden."

Weil sie selbst keinen Schlaf finden konnten, so führten sie bisweilen kleine vorbereitende Gespräche, oder der Geistliche sagte manchen Spruch aus der heiligen Schrift, der das bange Herz kräftigen sollte.

Nach einer kleinen Ewigkeit — und doch wie kurz war alles, wenn's vorbei ist! — langten unsre Reisenden in Bozen an. Es war ein nebeliger Vormittag, allein die Luft wehte fast frühlingsweich und Frau Notburga mußte sich wundern, als sie nach langer Zeit an muldigen Felshängen den immergrünen Lorbeer sah. In diesem einst heimatlichen und jetzt so fremden Thale hatte Notburga ihren Peter das erste Mal gesehen, wie wird jetzt das Wiedersehen sein?

In den Straßen der Stadt konnte der Wagen kaum vorwärts, es gab lebhafte Bewegung, die Leute strömten mit Hast nach einer Richtung hin. Auch Trupps französischer Soldaten trabten drein, die Menge durchbrechend. „Rebell! Rebell!" mehrmals hörte man aus dem dumpfen Murmeln des Volkes diesen grellen Schrei.

„Was bedeutet das?" fragte Notburga erblassend. Bruder Augustin bog seinen Kopf zum Wagenschlag hinaus: „Was ist da los?"

„Der Rebell wird hingeführt," hieß es. „Endlich haben sie ihn. Hoch oben im Passeiergebirge hat er seine Residenz gehabt, der Herr Kommandant von Tirol! Nun geht's nach Welschland auf die Festung!"

Vom Hofer war die Rede? Und Tiroler waren es, die so redeten? Nein, es sind Ausländer, es müssen Ausländer sein! In so einer Stadt gibt's allerhand Leute.

Der Hans war schon lange wach gewesen. Als es nun hieß, den Hofer führen sie ein, da sprang er aus dem Wagen und schrie hell nach einem Stutzen. Mit Mühe konnte er beruhigt werden, zur Not brachte Augustin dem Knaben bei, daß hier kein Dürnjoch sei, daß Hofer von

einem ganzen Regiment Soldaten umgeben und gehütet würde, und daß die Rettung in Gottes Hand stehe.

Als sie in den Gasthof einfuhren und im Hofe abstiegen, führten zwei Männer, die am Thore standen, das folgende Gespräch:

„Das ist ein Spektakel!"

„Wenn es jetzt schon eine solche Aufregung gibt in der Stadt, wo man den einen bloß durchführt im geschlossenen Wagen, wie wird's erst morgen sein?"

„Gilt's den Mahrwirt schon morgen?"

Augustin hörte das und hub sofort mit dem Hausknecht ein heftiges Geschrei an. Der Bruder wollte wegen der Schwester nur das Gespräch überläuben.

Erschöpft kam Frau Notburga auf das ihnen angewiesene Zimmer, aber sie gönnte sich keine Ruhe. Die Wohnung des französischen Obergenerals, Grafen Baraguay, war bald erfragt, und kaum daß die Wirtin den Kindern warme Suppe gereicht und selbst davon ein paar Löffel genossen hatte, machten sie sich auf, um ihr Werk zu beginnen. —

Vor der äußeren Pforte des Palastes ging ein französischer Soldat mit aufgepflanztem Gewehre auf und ab. Der war mit seinem fuchsfalben, borstigen Bart, mit seiner kupfernen Nase und mit seinen unwirsch rollenden Glotzaugen ein gar ruppiger Geselle. Die kübelartige Kopfbedeckung mit der Napoleonrose und das Waffenzeug, welches er rings um sich hängen hatte, sowie die eckige und steife Körpergestalt gaben dem Manne ein martialisches Aussehen.

„Wir möchten gebeten haben," so redete Augustin den Schildwächter höflich, aber in ganz ungeschickter Weise an,

„wenn wir bei der gnädigen Frau Gräfin Paraguay angemeldet werden könnten.“

„Wer da?“ schrie der Soldat.

„Eine unglückliche Familie. Wir lassen bitten um Gotteswillen.“

„Zurrrück!“ schnarrte der Soldat in schlechtem Deutsch.

„Wir haben ein Empfehlungsschreiben an die Frau Gräfin.“

„Geht mich nix an!“

„So möge doch einem Priester der Eintritt nicht verwehrt werden!“

„Zurrrück!“

„Und Erbarmen mit diesen armen Kindern sein!“

Jetzt hub der Soldat ein höllenmäßiges Gerassel an mit seinem Säbel und von der Schulter riß er das Gewehr. Die kleine Marianna barg des Schreckens voll das Gesicht in der Mutter Gewand: der Hans aber stand da wie ein eisernes Figürlein, nicht übel gesinnt mit dem Ungeheuer anzubinden. Sie zogen sich trostlos unter eine Kastaniengruppe und berieten, was zu machen wäre.

Als sie zurückwankten gegen ihren Gasthof, um den Kaffesieder Nessing zu erfragen, der ein guter Bekannter Peters war und diesem beim Aufstande manche wichtige Nachricht vermittelt hatte — begegnete ihnen mitten auf der Gasse der Tonele. Auf einem Esel trabte er daher, im Haar eine Rabenfeder und an der Seite die Klampfen. Er machte ein munteres Gesicht.

„Spielmann!“ rief Augustin, „wie kommst du daher?“

„Auf dem da!“ antwortete der Bursche und gab dem Grauen einen Ritterschlag mit der flachen Hand.

„Wieſo biſt du zu dem Tier gekommen?“

„Ausgeliehen. Vor einem Haus zu Schrambach an einen Bettelwagen geſpannt beim Trog geſtanden, vor Froſt gezittert und die Angehörigen drinnen in der Stube. Wart Eſelein, ich mach' dir warm! Abgeneſtelt, aufgeritten — trab, trab, der ſchönen Stadt Bozen zu. Jetzt wollen wir zum General Bara-Gei'r miteinand. Wo iſt denn ſein Haus?“

„Das dort mit dem Eckturm. Du kommſt nicht hinein.“

„Geweihter Herr,“ ſagte der Tonele, „ich komm' ſchon hinein, ich weiß ein ſchönes Lied vom Bonaparte.“

„Ich bitte dich, Toni, verdirb uns nicht alles!“ jammerte Frau Notburga.

„Frau Wirtin!“ entgegnete der Reiter auf dem Eſel, „vertrau auf Gott und die Muſikanten.“

„Verſuche es einmal dort mit dem Schildwächter,“ riet Auguſtin.

„Den dudeln wir an!“ antwortete der Spielmann und trabte fürbaß bis gegen das Thor. Zehn Schritt vor dem Ungeheuer hielt er an, nahm von der Seite ſein Inſtrument und klimperte eins. — Jetzt guckte der grimmige Soldat drein, was das für ein ſonderbarer Rittersmann wäre. Und als er ſo ein wenig dreinguckte, fing er an und guckte noch mehr drein, und rieb ſich die Augen und guckte ganz grimmig drein und gurgelte endlich in ſeinen zerfetzten Schnurrbart: „Diable, ſoll das nicht ſein der junge Mann von der Kiefer bei Mühlbach, der mir hat verbunden das bleſſierte Bein? — Sind wir's, junger Herr?“ rief er hin.

Der Tonele lachte darüber, daß er jetzt auf einmal wieder welliſch verſtünde. „Was? Iſt das ein ſchlechter Franzos oder kein guter Deutſcher?“

„Von jedem ein halber," entgegnete der Soldat und pustete. „Einer aus Elsaß. Und du bist der brave Kerl, der mich hat pardonniert bei der Mühlbacher Bataille?"

„Wenn du derselbige bist, den ich bei der Mühlbacher Bataille laufen hab' lassen, nachher stimmt's."

„Retter! Vom Esel herab! Sollst haben un baiser!"

„Brauch' keinen, Herr Schildwache," sagte der Spielmann, „aber einen andern Gefallen kannst mir thun. Schau, dort unten steht ein geistlicher Herr und eine Frau mit drei Kindern. Brave Leut! Die sollst zu der gnädigen Frau Gräfin hineinlassen."

„Meinetwegen," brummte der Soldat, „wenn sie die Schildwache hineinläßt."

„Aber die bist ja du!"

„Ach non", antwortete der Elsäßer. „Die Schildwache steht da drinnen im Hof. Ich stehe nur zum Plaisir Wacht, weil ich hab' großen Respect vor dem General."

Der Spielmann winkte seinen Leuten. Sie kamen eilig heran und gingen hinein. Ueber ihre Köpfe hin rief der Elsässer durch das Thor in den Hof: „Bon ami! Passiert!" Und unsre Mahrwirtsleute stiegen unangefochten die Treppe hinan.

Der Tonele war nicht hineingeritten. Vorerst wollte er einmal sehen, was sie ausrichteten. Richten sie nichts aus, dann rückt er vor.

Die Bittsteller irrten eine Weile in den langen Gängen des Gebäudes umher. Frau Notburga trug den jüngsten Knaben am Arm, die Marianna hielt sich an ihrer Rockfalte fest, der Hans hinkte neben dem Oheim einher. Keines sagte ein Wort. Endlich kamen sie in einen lichten Raum,

wo auf breitem Herde ein Feuer prasselte und mehrere Weibsleute emsig beschäftigt waren, mit Holzschlägeln rohes Fleisch zu klopfen, Geflügel zu rupfen und Grünzeug zu waschen.

Ob sie nicht die Gnade haben könnten, bei der gnädigen Frau vorgelassen zu werden?

Wenn sie Hühner, Fische, oder sonst was zu verkaufen hätten!

„In Geschäften sind wir nicht da," sprach der Geistliche, „etwas Wichtiges. Auch einen Brief hätten wir abzugeben."

Jetzt war schon eine schöne, stattliche Frau da; aus einer Nebenkammer tretend, hatte sie die kleine Unterredung gehört. Sie war in einem schwarzen, einfach, aber vornehm geschnittenen Kleide, das außer einer funkelnden Nadel am Halse keinen Schmuck aufwies. Die nußbraunen Haare trug sie glatt gescheitelt, das Gesicht war ein wenig blaß; freundlich fragte sie den Priester, womit sie zu Diensten sein könne. Es war die Gräfin.

„An die gnädige Gräfin Varagnay haben wir dieses Schreiben zu übergeben," mit diesen Worten überreichte Augustin sich verneigend den Brief.

„Ah, von meiner lieben Giovanelli!" rief die Gräfin freudig überrascht aus, als sie die Schriftzüge sah.

Als das Schreiben gelesen war, blickte sie auf Frau Notburga und die Kinder.

„Kommt mit mir, ihr armen Leute," sagte sie dann und ihre Stimme hatte nicht mehr den fröhlichen Klang Sie führte die Ankömmlinge in ein helles Zimmer, das mit blauen Vorhängen geschmückt und mit bunten Teppichen belegt war. Frau Notburga konnte sich nicht mehr halten,

einige Schritt wankte sie nach vorn mit dem Kinde, und schluchzend sank sie vor der Dame nieder auf die Kniee.

„Mein Gott, nein!“ wehrte diese ab, bestrebt, die Weinende aufzurichten. „Knien nur vor Gott allein!“

„Zu Euch bin ich gekommen — weit her — als meiner einzigen Hoffnung!“ stammelte Frau Notburga.

„Ach, dieser schreckliche Krieg!“ seufzte die Gräfin und rang die Hände, „dieser schreckliche Krieg!“

„Meinen Mann — —!“

„Ich weiß es, Frau, meine Freundin hat mir alles geschrieben.“

„Er ist ja nicht schuldig, o Gott im Himmel, er ist ja nicht schuldig!“ schrie Frau Notburga laut auf.

Die Kinder huben an zu weinen. Den kleinen Peter schaukelte sie: „Sei gut, Kindel, sei gut, es geschieht dir nichts.“

„Das sind seine Kinder?“ fragte die Gräfin. „Wie viele habt ihr?“

„Diese drei, und das vierte —“

Die Gräfin verstand. Sie wendete sich ab und ging in ein Nebengemach. Im Zimmer war es ganz still, die Kinder horchten einer Soldatenmusik, die draußen vorbeizog. Als die Dame wieder aus dem Nebengemache trat, waren ihre milden Augen gerötet. Die Leute mußten sich hinsetzen auf blauseidene Sessel; die Gräfin setzte sich der Frau Notburga gegenüber und begann mit ihr ruhig und liebevoll zu sprechen. Alles ließ sie sich berichten, und die Mahrwirtin erzählte von den Ereignissen im Eisackthale, von ihrem Manne, und verschwieg nicht sein Zögern vor Uebernahme der Führerschaft, nicht den Zwang, der ihm angethan wurde, nicht die verzweifelten Vorbereitungen und nicht die

That in den Schluchten. Sie redete von seiner Flucht und Gefangennahme, von den Gerüchten, daß er zum Tode verurteilt sei und wie sie sich entschlossen habe, die Reise zu machen, um für ihn Gnade zu erflehen, und wie sie nur auf zwei Helferinnen noch baue, auf die Mutter Gottes und auf die gnädige Frau Gräfin.

Diese reichte ihr beide Hände hin: „Was kann ich für Euch thun?"

„Alles, Frau, alles. Es steht in der Macht Eures Herrn Gemahls."

„Ach, das wird leider nicht mehr sein, liebe Frau," sagte die Gräfin.

„Ja, es ist!" sprach Frau Notburga leidenschaftlich. „Auf den Herrn General kommt es an, ganz auf ihn allein, das hat man mir alles gesagt. Er kann ihn töten, er kann ihn freigeben."

„Ja, allerdings hätte mein Mann viel machen können, noch vor wenigen Tagen. Aber jetzt hat, glaube ich" — sie zögerte das Wort auszusprechen und sagte es leise — „das Kriegsgericht schon gesprochen."

„Der General kann's ändern!" sagte Frau Notburga, die Augen voll Thränen. „Und er thut's, wenn nur eine Fürbitt' ist. — Wenn meines Mannes wegen wer schuld ist, so bin ich's, ich habe ihn gedrängt zur Wehr, mein Gott, wenn halt der Feind kommt! 's ist so um unsern heiligen Glauben gegangen, und daß wir unsern Kindern die freie Heimat verlieren sollten! Ein schlechter Mann, habe ich gesagt, wer sich da nicht wehrt! — Und deswegen hingerichtet werden wie ein Schelm!" — Wieder aufs Knie sank sie: „O edle Frau! Ihr seid gut und wir

brauchen alle miteinander einen barmherzigen Vater im Himmel! Seid unſre Fürbitterin bei Eurem ſtrengen Herrn! Er iſt ja auch Soldat und der Krieg iſt eine rollende Kugel, der Herrgott ſoll ihn beſchützen, daß nicht einmal ebenſo gezielt wird nach ſeiner Bruſt —"

„Schweig!" unterbrach ſie die Gräfin.

„Bitte um Verzeihung, ich bin ſo voller Angſt, ich weiß nimmer, was ich ſage."

Die Gräfin ſtarrte vor ſich hin, als ſinne ſie nach, wie denn ein Ausweg könnte gefunden werden. Der kleine Peter zeigte mit dem Fingerlein auf Porträts, die in goldenen Rahmen an der Wand hingen, und lallte: „Ata! Ata!" Die Marianna hatte ihren Finger im Munde und ſchaute betrachtend auf das lange Seidenkleid der fremden Frau, und Hans zerkrat einen gelben Tigerkopf, der in den Fußteppich eingewirkt war.

„Verzeihen!" ſagte die Gräfin vor ſich hin. „Wir haben einander nichts zu verzeihen! Oder wohl doch? Eher Ihr uns, als wir Euch. Ihr Tiroler habt ihn nicht angefangen, dieſen entſetzlichen Krieg, den ich ſchon tauſendmal verwünſcht habe. Gott im Himmel verhüte es, daß ein Tropfen Blut vergoſſen werde, wo ich's verhindern kann. — Liebe Frau, was in meiner Macht ſteht, das ſoll geſchehen; wenn es menſchenmöglich iſt ihn zu retten, ſo ſollt ihr ihn wieder haben. — Schweſter," ſetzte ſie leiſe bei, „du biſt ja jetzt meine Schweſter. Ich bin — in denſelben Umſtänden wie du . . ."

„Gott wird's vergelten, hohe Frau, an Euch, an Eurem Mann, an Euern Kindern!"

„Vielleicht doch," ſagte die Gräfin ſich erhebend. „Wer

ein solches Vertrauen hat, der soll nicht zu Schanden werden. Du mußt selber mit dem General sprechen, ich will's vermitteln. Vielleicht doch, daß ihr in kurzer Zeit all' miteinander glücklich werdet heimkehren können. Jetzt Mut, Schwester. Seid froh, Kinder, nun soll euch das Mittagsmahl munden!"

Bald nach dieser Unterredung saßen unsre Leute aus dem Mahrwirtshause in einem freundlich durchwärmten Stübchen desselben Hauses und labten sich an Speise und Trank, so die Gräfin ihnen auftragen ließ. Zur Frau Notburga hatte sie noch gesagt: „Bereit halten kannst du dich, vielleicht daß du später mit den Kindern zu uns hereinkommen mußt!" Die Kleinen langten lebhaft zu und der Hans zeigte seine Tapferkeit stets auch mit Messer und Gabel. Den Kindern war ja gesagt worden, sie würden bald den Vater sehen. Augustin hatte den kleinen Peter auf seinen Schoß in Pflege und Atzung genommen. Nachdem er bei der Audienz so ganz überflüssig gewesen war, wollte er sich wenigstens also nützlich machen. Insgeheim konnte er die große Zuversicht der Frauen nicht teilen, warum, das wußte er selbst nicht recht.

Frau Notburga genoß fast nichts, sie war satt vor lauter Seligkeit. Die Hände faltete sie auf ihrem Schoß und ein- um das andremal sagte sie: „Daß es doch noch so gute Menschen gibt auf Erden!"

Unten vor dem Fenster schrillte eine Klampfen, klang ein frischer Gesang vom „Helden Napoleon Bonaparte".

„Der Tonele!" sagte Bruder Augustin lächelnd. „Der hat just kein großes Glück. Erstens ist er am unrechten Fenster, zweitens hat er nichts zu essen."

Franzoſengeneral, gib uns unſern Vater!

Als an demſelben Tage General Graf Baraguay nach Hauſe kam, war er übel gelaunt. „Dieſes verdammte Kriegshandwerk!“ weiter ſagte er nichts, verzehrte ſchweigend und mürriſch die Speiſen. Seine Gemahlin war eifrig darauf bedacht, daß ſein Trinkbecher nicht leer ſtand. Roten Magdalenerer, wie er oberhalb Bozen an den ſonnigen Berghängen gedeiht, trank der General gern, und von dieſem vertilgte er heute — ohne es eigentlich ſelbſt zu merken — eine ganze Flaſche. Das ſtimmte ihn ſachte ein wenig gemüthlicher und die Gräfin that auch ſo unbefangen heiter, daß die finſtere Soldatenſtirn nach und nach ſich entwölkte. Nach dem Mahle zog er den Rock aus und in puren Hemdärmeln legte er ſich auf die Polſterbank.

Seine Frau bereitete ihm wie gewöhnlich eigenhändig das mit Silber beſchlagene Tabakspfeifchen vor, brannte es an, wobei ſie ſelbſt die erſten Züge daraus that und ſteckte es ihm in den Mund. Hernach ſetzte ſie ſich ihm zu Häupten auf einen Seſſel und begann mit zarten Fingern ſein Haupt zu ſtreicheln, was ihm allemal ſehr wohl behagte. Soldatenleben iſt hart und rauh, wie wohl thut da die milde Frauenhand auf der heißen Stirn, hinter welcher ſich immer nur Belagerungen, Eilmärſche, Ueberfälle und Schlachten planen.

„Iſt es denn noch nicht bald zu Ende?“ fragte die Gräfin wie nebenhin.

„Mit Tirol ſind wir fertig,“ antwortete der General.

„Ein paar Rebellen sind noch abzuthun und dann punktum.“

„Immer noch?“ fragte sie, „immer noch?“

„Entschuldige, Elisabeth, das ist keine Unterhaltung für dich. Du sollst jetzt fröhlich sein.“

„Fröhlich sein!“ entgegnete sie und that einen Seufzer. „Wie kann man fröhlich sein, wenn man nichts mehr hört, als Pulver knallen.“

„Was sagst du doch, Liebste? Du bist hier ja ganz geschützt vor jedem Lärm!“

„Ich höre es Tag und Nacht,“ sagte sie, „Louis, du weißt nicht, was ich leide.“

Der General setzte sich rasch auf und blickte sie besorgt an.

„Du schläfst so gut in der Nacht,“ fuhr sie fort, „und ich danke Gott, daß kein grauses Bild dich beunruhigt. Aber ich —“

„Du erschreckst mich, Weib, bist du krank?“

Da fiel sie ihm um den Hals und laut schluchzend rief sie: „Nur dich nie verlieren, du mein Alles!“

„Elisabeth, was soll das? Wie kommst du auf derlei? Nein, nur erregt bist du — dein Zustand. — Diese Unruhen werden endlich ja vorübergehen, dann, du weißt es, dann danke ich ab und wir gehen auf unser Landgut. Ich will auch noch einmal im Frieden mein Leben genießen.“

„Wenn du wüßtest?“ schluchzte Gräfin Elisabeth.

„Was wissen? was, was?“

„Daß sie dich hinausführen. Daß sie dich Nacht für Nacht hinausführen auf den Richtplatz — vor meinen Augen. Gefesselt, geschlagen stehst du auf dem Sande. Die

Trommeln wirbeln. Du blickeſt noch auf mich, auf unſer Kind . . .“ Sie barg ihr Haupt an ſeiner Bruſt, umſchlang ihn heftig: „Nein, mein Louis, nur das nicht, nur nicht ſterben.“

Er ſuchte ſie zu beruhigen.

„Ich weiß es wohl,“ fuhr ſie fort, „du biſt unſchuldig, du hatteſt nur deine Pflicht als Soldat gethan, deines Kaiſers wegen und um dein Vaterland zu ſchützen, und deine Familie. Du hatteſt viele Feinde vernichtet, endlich wurdeſt du gefangen und auf der Stelle zum Tode verurteilt.“

Der General ſtutzte. „Sprichſt du von mir, Weib?“ fragte er, „oder von — von dieſem Bauernwirt aus Brixen, der —“

„Der erſchoſſen werden ſoll. Ja, mein Herz, ich weiß von ihm, er geht mir in der Seele um Tag und Nacht. und es mag wohl dieſer Menſch ſein, der mir die quälenden Träume verurſacht. — Louis! — Muß er denn ſterben?“

Der General ſtand auf, ſchritt raſch über den Boden hin und ſagte: „Der Mann iſt ein Rebell. Er hat den Frieden gebrochen.“

„Er hat ein Weib — drei Kinder . . .“

„Ich weiß es, ich weiß es.“

„Sie ſind aus Brixen gekommen. Sie wollen zu dir, ſie wollen dich bitten um ſein Leben.“

„Ich will ſie nicht ſehen.“

Ein wenig wartete ſie jetzt, bis ſie fortfuhr: „Mein lieber Mann. Denke nach, Tauſende, die ſchuldig geworden

sind in dieser Zeit, sie leben. Warum soll der Unschuldige sterben?"

Darauf entgegnete der General: „Tausende, die unschuldig waren, haben ihr Leben lassen müssen in dieser Zeit, und der Schuldige soll frei ausgehen?"

„Ich glaube," sprach die Gräfin leise, „nur Gott kann es sehen, wer schuldig ist, und wer unschuldig im Kriege."

„Er hat den Frieden gebrochen," sagte der General kurz und hart.

„Das mag ja sein, aber wir, das heißt, der Feind, der in Tirol eingefallen ist, hat ihn zuerst gebrochen."

„Ich bitte dich, Elisabeth, mache mich nicht unsicher!" rief der General aufgeregt, „mich selbst dauert der Mann. Ich gestehe, er ist ein sympathischer Mensch, ich habe noch keinen gesehen, der sein Geschick so stolz ertragen hätte, wie dieser Peter Mayr. Nicht einen Zoll knickte er ein, als ihm das Urteil verkündet wurde. Aufrecht und würdevoll, als ob e r der Richter wäre, und wir die Verurteilten, so schritt er aus dem Saale. — Wer ändert's. Es ist geschehen."

Das war nicht übel berechnet. Die Gräfin hatte schon früher ein Zeichen für ihre Kammerzofe gegeben und nun kam Frau Notburga mit den Kindern zur Thür herein und warf sich vor den General auf die Kniee. Sie konnte kein Wort hervorbringen, in den Armen das Kind, faltete sie die Hände und bebte am ganzen Leib. Das Mädchen schaute mit seinen großen Augen voll Kindlichkeit auf zu dem gewaltigen Herrn; der Knabe stand trotzig da, als wollte er sagen: Franzosengeneral, gib uns unsern Vater!

Eine Weile schaute der Feldherr sprachlos auf diese Gruppe, dann sagte er mit harter Stimme: „Kann es sein, so soll's geschehen. Geht hinaus."

Ohne ein einziges Wort gesprochen zu haben, wankte Frau Notburga zur Thür hinaus. Der General war unwirsch. Er ging schweigend im Zimmer auf und ab. Er hatte sich überrumpeln lassen. Nicht einmal auf ihre Bitte hatte er gewartet, so sehr war in ihm der Gnadenspruch schon locker gewesen. Aber nun sagte er zu seiner Frau: „Elisabeth, das hättest du mir ersparen können, du weißt, daß ich kein weinendes Weib sehen kann. Ich könnte ein Wortbrüchiger werden, solcher Leute willen. Habe ich etwas gesagt? Ich will nichts gesagt haben."

Bittend stand sie vor ihm: „Louis, du hast ein gutes Herz. Des lieben Friedens willen, den auch wir von Gott erflehen für unser Kind — gib ihn frei!"

„Des Friedens willen den Friedensbrecher begnadigen!" lachte der Graf ärgerlich über seinen unzeitigen Weichmut.

„Aber immer und immer das! Dieser Bauer, hat er's denn wissen können, daß zu Wien der Frieden geschlossen worden war?"

Der General wendete sich rasch zu ihr: „Was sagst du? Nicht wissen können? Nicht wissen können? — Weib, das ist ein Gedanke. Peter Mayr kann gerettet werden."

— — — — — — — — — — — —

Die Mayrwirtin genoß an demselben Nachmittage die glücklichsten Stunden ihres Lebens. Die Gräfin hatte ihr sogleich mitteilen lassen, sie möge getrost sein — es sei so viel als gewonnen. Sie würde ihren Mann schon am nächsten Morgen sehen können.

An dem Glücke theil nahm auch ein alter Bekannter, den sie auf der Gasse begegnet hatten, Josef Dörninger. Er war abgemagert bis auf die Knochen und was er zu erzählen hatte, war ein schwerer Schatten neben dem süßen Lichte, das in dem Herzen der Mahrwirtin leuchtete. Dörninger erzählte die Leiden der Flüchtlinge und Hofers Gefangennahme. Hoch oben im Gebirge in einer schlechten Hütte hatten sie gelebt wochenlang. Dann waren sie von einem geldgierigen Menschen verrathen worden und von den Franzosen überfallen. „Kein Bitten von Hofers Weib und Kindern hat geholfen, der Anderl hat ihrem Jammern noch mit der Hand abgewunken und sich geduldig ergeben. Ins Welschland hat er fortmüssen und es schaut schlecht aus. Auf den Kaiser hofft es noch immer, das alte Kind." — Solches und vieles erzählte Dörninger, auch wie sie ihn bis Meran mit herabgetrieben, sich dort aber weiter nicht mehr um ihn gekümmert hätten. So irre er nun herum ohne Ruh' und Rast und glaube, er müsse dem Anderl nach ins Wälschland.

In Hinblick auf Hofers Schicksal fühlte Frau Notburga die Wendung ihrer Angelegenheit doppelt tief, sie ging in die Kirche, die auf dem großen Platze steht, und weinte ihren Dank aus. —

Wenn nun diese schon so fröhlich war, wie sollte es erst der Tonele nicht sein! Zu essen und zu trinken hatte er ja auch bekommen, er und sein andrer Teil, der Esel. Mit diesem empfand er sich eins. Den prächtigen Trab von Schrambach her konnte er ihm nicht vergessen: der Reiter hatte unterwegs sogar eine Weile geschlafen auf dem Rücken des Grauen, dieser marschierte unverdrossen voran; nur an

Wassertrögen, die seine Wirtshäuser waren, gab es manchmal ganz bescheidenen Aufenthalt.

„Mein herzallerliebster Gespons, dich laß ich nimmer!“ flüsterte ihm der Bursche einmal ins schöne Ohr, den Hals des Tieres umschlingend; da fiel es ihm jäh ein, der graue Freund gehöre gar nicht ihm, der sei nur ausgeliehen, aus eigenem Antriebe vom Karren gelöst und mitgenommen worden, genau betrachtet, eigentlich ein bißchen gestohlen.

Darum sagte er nun zum Grauen: „Bruder, laß dich nit lumpen! So weit ist es mit dir noch nit gekommen, daß du dich stehlen ließest. Ich will mich um deine Ehre bekümmern. Du sollst kein gestohlenes Rabenvieh sein. Ich will dich redlich kaufen. Ich habe ja Geld, nur muß ich's erst kriegen. Jetzt, weil ich endlich doch mit meiner Klampfen dem Franzosengeneral das Tigerherz weich gesungen habe, daß er den Mahrwirt wieder laufen laßt, jetzt geht es mir nachher gut. Alsdann kaufe ich dich wie ein Graf das arabische Reitpferd, damit ich zu meiner Hanai kann reiten. Du, die Hanai! Das ist eine, wenn du die wirst kennen lernen!

„Ein gar, ein gar ein feins Dirndel,
Ein gar ein lieber Schatz,
Ein gar, ein gar ein rotes Wangerl,
Ein weiches Handerl hat's.
Ein gar, ein gar ein frommes Lamperl,
Ein heitres Temp'rament!
Und keiner weiß, was ein Engel ist,
Der mein Schatzerl nit kennt.“

Der Esel schrie grell auf. Das war ihm denn doch zu stark. Er war auch nicht ganz fremd in der Gegend bei Brixen herum.

Ich will nicht mein Leben durch eine Lüge erkaufen!

Das Gelaß war eine weißgetünchte Stube mit wurmstichigem Holzboden und zwei tiefen, vergitterten Fenstern, die hinausschauten in einen winterlich kahlen Garten. Ein grüner Kachelofen, in dem das Feuer prasselte, ein Strohbett mit blauer Decke, ein Tisch, auf welchem Schreibzeug, ein Krug Wein stand und ein Erbauungsbuch lag, dann eine altmodisch getäfelte Thür, die versperrt war. Ein allzuhartes Gefängnis schien es gerade nicht zu sein, in welches der Mahrwirt an diesem Tage gebracht worden war. Draußen vor der Thür standen freilich ein paar baumstarke Kerle, die manchmal mit den Säbeln rasselten und ihre Gewehrkolben derb auf den Boden stießen.

Peter Mayr saß am Tische und schrieb einen Brief. Und als der Brief fertig geschrieben, gefaltet, gesiegelt war und mit der Adresse versehen: An die ehrsame Frau Notburga Mayrin, Wirtin an der Mahr bei Brixen — that der Mann einen tiefen Atemzug: „Gottlob, mit der Welt wär' ich fertig."

Sein Gesicht hatte einen tiefernsten Zug, aber eigentlich traurig waren weder die Züge, noch sein sonstiges Gehaben. Sein Haar und Bart war mit einer gewissen Sorgfalt gekämmt, sein bäuerlicher Anzug in guter Ordnung. In Hemdärmeln befand er sich, denn der Ofen strömte reichliche Wärme aus. An der Wand zwischen den Fenstern hing ein kleines hölzernes Kruzifix. Peter ging zu ihm hin und fragte

es leise: „Nicht wahr, mein Jesu, du wirst mir beistehen bis zum letzten Augenblick?“

Jetzt schloß jemand von außen die Thür auf, sie rasselte und sie knarrte nicht sonderlich. Als Peter den Kerkermeister sah, sagte er: „Ist recht, daß du kommst. Sei mir doch so gut, und sorge, daß dieser Brief aufs Postamt kommt, mir ist viel daran gelegen.“

„Das wird schon geschehen,“ antwortete der Gefängniswärter. „Ein Herr ist da, der will mit dir sprechen.“

Vor der Thür stand ein städtisch gekleideter Mann mit grauem, kurzgeschnittenem Bart, der hielt die Arme auseinander und rief: „Nun, Mahrwirt, kennst du mich noch?“

Peter trat vor und schüttelte verneinend das Haupt.

„Und sind so oft beisammen in lustiger Gesellschaft gesessen zu Klausen, zu Brixen, auch an der Mahr!“

„Ich erinnere mich schon,“ versetzte Peter gleichmütig, „du wirst der Doctor Voltolini sein.“

Der Angekommene trat in das Gelaß; nachdem der Kerkermeister hinausgegangen war und hinter sich sorgfältig zugesperrt hatte, setzte er sich ohne Umstände an den Tisch und sagte zum Gefangenen: „Ja Mahrwirt, wir beide sind in Fröhlichkeit beisammen gewesen und es ist auch nichts Trauriges, was mich heute zu dir führt.“

Peter schaute ihn an und dann sprach er: „Mein lieber Freund, wo ich heute bin, da gibt's nichts Fröhliches und nichts Trauriges mehr. Du weißt ja doch, wie es steht.“

„Das Urteil kann aufgehoben werden,“ sagte Doktor Voltolini. „Laß mich ruhig sprechen. Es ist bei deiner

Aburteilung ein Formfehler vorgekommen; auch bedarf es noch weiterer Erhebungen. Du wirst noch einmal vor den Tisch gestellt. Es steht günstiger um dich, als du glaubst, Mahrwirt, es steht viel günstiger."

Peter horchte auf.

„Du hast Freunde, von denen du nichts weißt," fuhr der Doktor fort. „Ich bin berufen worden, daß ich deine Sache vertrete und komme dir anzuzeigen, daß du morgen früh nochmals verhört werden wirst. Man hat zu wenig beachtet, daß dir bei der Geschichte in den Eisackschluchten die Thatsache, daß der Frieden geschlossen worden war, vollkommen unbekannt gewesen ist."

„Das ist nicht so," antwortete Peter, „mir ist der Friedensschluß wohlbekannt gewesen."

„Oder unbekannt gewesen sein konnte," fuhr der Doktor fort. „Es haben damals ja gar viele Leute im Lande von den verschiedenen Bekanntmachungen nichts gewußt, oder an den Frieden wenigstens nicht geglaubt. Noch heute gibt es Leute, die daran zweifeln."

„Es ist an allen Mauerecken angeschlagen worden," sagte Peter. „Glauben hat man's freilich nicht können, aber die Verordnungen hat man gesehen und gehört und gelesen."

„Kurz und gut, du wirst morgen befragt werden, ob dir bei deiner inkriminierten That der Abschluß aller Feindseligkeiten und die Uebergabe Tirols bekannt gewesen ist oder nicht."

„Die Umständlichkeit verstehe ich nicht."

„Hast du davon keine Kenntnis gehabt, warst du der Meinung, du verteidigest noch das Recht Oesterreichs und

Tirols, so wie bei den früheren Kämpfen, so wird die Sache anders stehen. Dann wirst du nicht als Rebell behandelt."

Peter schaute dem Doktor mit Befremdung ins Gesicht.

„Du wirst also," fuhr der Doktor fort, „morgen bei Gericht ruhig angeben, vom Friedensschluß und seinen Folgen hättest du nichts gewußt, seiest zur Zeit im Gebirge gewesen, hättest nur gehört, es käme wieder der Feind und hältest dich eben mit den Waffen, die ein armes Bergvolk besitzt, neuerdings zur Wehr gesetzt. Und dir hätte es gar nicht einfallen können, daß in deinem patriotischen Werke ein Verbrechen liege. Wenn du so sprichst, bist du gerettet."

Nun fragte der Mahrwirt: „Wer mischt sich denn da drein? Wer schickt dich her? Wer thut mir den Schimpf an noch in meiner letzten Stund' und verlangt, daß ich ein Lügner werden soll?"

„Aber guter Freund, so sei doch klug," sprach der Advokat. „Lügner, wieso denn? Du hast es ja doch wahrlich nicht wissen können, was die hohen Herren zu Wien beschlossen; wissen wir's denn heute, ob Frieden bedeutet, was die Diplomaten so nennen?"

Peter stellte sich stramm hin vor den Doktor und sagte: „Das sind Spitzfindigkeiten. Doktor Voltolini, ich sage dir: Ich habe es gewußt."

Der Advokat stand auf, machte ein paar Schritt durch die Stube, setzte sich dann wieder hin, zuckte mit den Armen, mit den Fingern und sprach in sehr erzwungener Gelassenheit: „Peter, du verstehst mich nicht. Gewußt oder bei dir gedacht kannst es ja haben, oder geglaubt, daß du es

wüßtest; mein Gott, was weiß der Mensch denn eigentlich! Er glaubt gar viel zu wissen, was er nicht weiß. Sie werden dich darauf auch keinen Eid ablegen lassen, sie werden dich einfach fragen: Peter Mayr, hast du es gewußt? Und du wirst einfach Antwort geben: Nein, ich habe es nicht gewußt."

„Und das werde ich nicht Antwort geben," sprach Peter, „ich sage die Wahrheit."

„Ein Thor bist du!" rief jener aufspringend. „Ist der Feind wahr gewesen gegen uns? Im Kriege, mein Lieber, gilt nicht die Wahrheit, sondern die List. War nicht dein eigenes Führen und Thaten eine Kette von List, vom Kampf bei Mühlbach an bis zur Eisackmuhre?"

„Das ist kein Vergleich," antwortete Peter. „Damals war Krieg, jetzt ist Frieden. Damals hat's fürs Land gegolten, heute gilt's nur für mich allein und heute muß ich's mit mir selber ausmachen. Und ob es du bist, Doktor, oder ein anderer, der mir die große Güte will zuwenden, ich danke dafür, ich danke tausendmal, aber annehmen kann ich sie nicht."

„Das wäre undankbar. Das wäre empörend undankbar!" rief der Doktor.

Darauf Peter: „Fragt mich, ob ich es als Irrtum erkenne, was ich gethan, ich werde ja sagen. Fragt mich, ob ich es bereue, ich werde es zugeben. Fragt mich, ob ich jetzt unsrem neuen Herrn unterthan sein wolle und die Unthat sühnen nach meinen Kräften, ich werde vielleicht ja sagen. Aber nur das verlangt nicht von mir, daß ich lügen soll. Ich kann es nicht und ich will es nicht! Durch eine Lüge will ich mein Leben nicht erkaufen."

Nun sagte der Doktor nichts mehr, sondern dachte: Er ist erregt, ich will ihn allein lassen und später wieder kommen. Sieht er nur erst sein Weib, seine Kinder wieder, da wird er seine Meinung schon ändern. Das Sterben ist bitterer, als er heute noch weiß.

„Mahrwirt," sagte er nur noch, „also willst du wirklich dich selber zu Grunde richten?"

„Mir ist es am liebsten, du gehst," antwortete Peter. Hierauf hat Dr. Bottolini an die Thür geklopft, bis sie aufging, und er trat hinaus in den freien Tag.

Er ging in den Gasthof, wo die Familie des Mahrwirtes eingekehrt war. Angemeldet, als der vom General bestellte Anwalt Peters, hatte er sich schon früher.

Die Leute aus dem Mahrwirtshause hatten eine dämmerige Dachkammer angewiesen bekommen, denn der Gasthof war voll von Fremden, darunter auch Leute, die angekommen waren, um eine Hinrichtung mitanzusehen.

Als Frau Notburga den Doktor kommen sah, rief sie ihm schon entgegen: „Wie habt Ihr ihn gefunden? Ist er gesund? Wie sieht er aus? War er recht erfreut?"

„Es geht schwerer, als man denken sollte," sprach der Doktor. „Sagt mir einmal, Mahrwirtin, ist Euer Mann nicht manchmal ein bißchen eigensinnig?"

„Eigensinnig? Wie meint Ihr das?" fragte die Frau zurück. „Wenn er einmal was für richtig erkannt hat, ja, da hat er seinen Willen, von dem er nicht leicht abgeht. Wenn das Eigensinn ist! Wo es sich um Billigkeit handelt, da glaube ich nicht, daß es einen nachgiebigeren Menschen geben kann, als meinen Mann. Oft habe ich ihm gesagt:

Peter, zu viel läßt du dir gefallen, deinen Kopf setz' besser auf."

„Heute hat er ihn gut auf, Frau Wirtin," sagte der Doktor.

„Wie ist das?" fragte sie.

„Er nimmt's nicht an."

„Er nimmt's nicht an?"

„Er sagt, durch eine Lüge wolle er das Leben nicht erkaufen."

Frau Notburga schrak ein wenig zusammen.

„Ich habe erwirkt, daß Ihr schon heute zu ihm dürfet," sprach der Doktor. „Ich glaube, Ihr geht sogleich und redet ihm zu, daß er um Gottes willen klug sein soll."

„Kinder!" rief Frau Notburga. „Wir gehen zum Vater!"

Eine Viertelstunde später waren sie bei ihm. Es war schon dunkel. Peter erkannte die Eintretenden nicht sogleich, da ging zuerst die kleine Marianne schüchtern auf ihn zu, hielt ihm das Händchen hin und sagte mit ihrem zarten Stimmlein: „Grüß dich Gott, Vater, jetzt sind wir schon da um dich."

Als er nun sah, wer gekommen war, da huben seine Kniee an zu zittern, aber was in ihm vorging, das merkte man nicht in dem, wie er jetzt ganz gemessen sagte: „Ihr seid hergereist? Den weiten Weg?"

„Peter!" rief Frau Notburga und flog ihm an die Brust. „Du bist noch unser, wir verlassen dich nicht."

„Es wäre doch besser gewesen —"

„Du gehst mit uns heim!" sagte sie, „morgen wirst frei, siehst du, ich weiß alles. Schau doch deine Kinder an.

ſchau, wie Gott uns wieder zuſammenführt. Es hätte anders kommen können, du armer Mann, wie haſt du viel gelitten! — Peter, warum ſprichſt du nicht?"

Da ſagte er: „Ich war ſchon mit allem fertig und ich habe euch ſchon geſchrieben. Ich habe dich eingeladen, mein treues Weib, auch in der andern Welt mit mir zu ſein. Was braucht's ſo viel Urlaubnehmen von einander."

„Haſt noch ſolche Gedanken, Mann, und weißt doch, daß alles gut wird," ſprach ſie. „Die paar Worte ſagſt halt."

„Welche paar Worte?"

„Daß du nichts gewußt haſt."

In ihm zuckte es auf. „Du auch!" murmelte er.

„Ich verantworte es!" rief ſie.

Peter ſchaute ſie an.

„Notburga," ſagte er. „Du weißt gar nicht, was die Lüge iſt, und willſt ſie verantworten. Aber den Kindern ſage es: Die Lüge iſt ein falſcher Freund; wen ſie heute ſcheinbar rettet, den bringt ſie morgen um. Nichts haſſe ich ſo wild. Von der hölliſchen Lüge der Schlange im Paradies bis zur kindiſchen des Spielmann-Toni im Wirtshaus zu Albeins hat ſie nichts als Unglück gebracht. Wer hat denn unſer Tirol in ſolchen Jammer geſtürzt? Der Bonaparte hat gelogen, die Bayern haben gelogen, unſer eigenes Schutzreich hat ſein Wort nicht gehalten, hat uns verlaſſen in der größten Not. An den Waffen ſind wir nicht zu Grunde gegangen, an der Lüge ſind wir zu Grunde gegangen. Und ich ſoll ſie jetzt anerkennen, mit Blut und Leben heiligen, vor Gott und Welt ſagen: ſeht, ich halte es mit der Lüge? — Nein, mein Weib, meine

Kinder, ihr seid mein Alles, mein Alles auf Erden, aber um diesen Preis kann ich nicht bei euch bleiben. Ich sage es euch, ich will lieber mit der Wahrheit sterben, als mit der Lüge leben."

Ein wundersames Leuchten war in seinem Auge, als er so sprach, eine Herrlichkeit war in seinem Wesen, vor welcher Frau Notburga schauerte und von der sie entzückt war.

Dennoch sagte sie nun zu den Kindern: „Kniet nieder vor eurem Vater und bittet ihn, daß er bei uns bleibe!"

Da antwortete Hans: „Mutter! Wenn der Vater nicht lügen will!"

Peter drückte mit beiden Armen die Kinder an seine Brust: „Ich danke euch doch, daß ihr gekommen seid. Ich segne euch. Ich schreibe es euch ins Herz zu dieser Stunde: Liebet die Wahrheit. — Vielleicht wird man euch einmal sagen: Seid nicht thöricht, die Wahrheit hat euren Vater getötet. Darauf antwortet nur: Besser der Tod als die Lüge. Denkt daran, wer's euch gesagt hat."

Dann küßte er die Kinder, preßte sie heftig an die Brust, dann schob er sie von sich und sagte: „Nun lasset mich allein und geht eure Lebensstraßen."

„So nicht, Peter!" rief Frau Notburga heftig. „morgen sehen wir uns wieder und gehen miteinander heim. Du thust es, ich weiß es gewiß."

Dann sind sie von ihm gegangen.

Die ganze darauffolgende Nacht hatte Frau Notburga gebetet. Die Kinder schliefen auch in dieser Nacht den süßen Kinderschlaf, nur Marianne redete einmal im Traum. „Wo

der Palmbaum steht . . .!" lallte sie zweimal, und als die Mutter hinhorchte, war sie still.

Am nächsten Morgen befand sich die Mahrwirtin durch die Vermittelung der Frau Generalin schon zeitlich in einem Nebengemach des Saales, der für das letzte Verhör ihres Mannes bestimmt war. Am Eingange hatte ihr Gräfin Elisabeth zugeflüstert: Sei guten Muts, Schwester, es wird ihm leicht gemacht."

Der Saal belebte sich, Offiziere, darunter der Obergeneral, einige Herren vom Zivilgerichte und Doktor Bottolini waren erschienen und endlich wurde der Gefangene vorgeführt.

Sie fingen an zu sprechen. Zuerst wurde aufs feierlichste erklärt, daß das Urteil, welches über den Rebellen gefällt worden, aufrecht bleibe. Dann wurde dargethan, daß es aber nicht ausgemacht sei, ob man es hier mit einem Rebellen zu thun habe, und daß deshalb eine neue Untersuchung eingeleitet worden wäre. Der General sprach gar nicht, ein andrer französischer Offizier hingegen führte Beschwerde gegen das bayrische Regiment in Tirol, und that dar, daß die Aufständischen vielfach im Rechte gewesen wären und daß es für Südtirol eigentlich jetzt am klügsten sei, um den Bayern zu entkommen, sich im Vereine mit den Italienern der großen Nation anzuschließen, die alle Völker brüderlich in die Arme nehme, und zu Wohlstand, Macht und Ruhm führe.

Mit den Italienern? — Was war das für ein Geläute? — Peter that, als höre er es gar nicht. Und nun trat Doktor Bottolini vor. Er hielt eine Rede, die fast leidenschaftlich war und darauf berechnet zu sein schien, nicht so sehr die

Richter umzustimmen, als vielmehr den Angeklagten. Er fragte, wieso Kavaliere, welche die Herren Offiziere doch wären, über einen Mann so leichthin aburteilen könnten, der für sein Vaterland ein Held im wahren Sinne des Wortes gewesen sei? Und ob sie denn nicht auch an seine Familie gedacht hätten, an das schutzlose Weib, an die unversorgten Kinder, die verkommen, schlecht werden, zu Grunde gehen können, wenn der Familienvater hingerichtet wird? Ob sie nicht gedacht hätten an die Schande und Schmach, wenn diese lieben, unschuldigen Kinder einst hören müßten: Euer Vater hat als Rebell auf dem Hochgerichte geendet? — „Als Rebell!" rief der Verteidiger aus. „Wer hat denn untersucht, ob Peter Mayr als Rebell gehandelt hat? Er ist unschuldiger, als er selber glaubt. Er hat von nichts gewußt. — Meine Herren! Wenn ihr mich heute fragt: Ist der Friede wirklich geschlossen, gehört Tirol rechtmäßig zu Bayern und ist es der Wille Oesterreichs, so muß ich antworten: Ich weiß es nicht. Und wenn ihr vor meinen Augen die Kundmachung entrollt und ich die Unterschriften sehe, so werde ich sagen müssen: Ich kann es nicht glauben und ich weiß es nicht. Nach all dem, was geschehen ist, was versprochen wurde, was das Land geleistet hat, ist die plötzliche Preisgebung desselben ganz undenkbar. Es kann, ich bitte sehr um Entschuldigung, alles nur eine List des Feindes sein — ich glaube nicht daran und weiß es nicht. Und selbst wenn ich sehen sollte, wie das Land geräumt und übergeben wird, so müßte ich mir die Faust vor die Stirn schlagen und ausrufen: Es ist Selbsttäuschung, in meinem ob des Unglücks so schrecklich erhitzten Gehirn haben sich krankhafte Vorstellungen gebildet, in der That aber

glaube ich nichts und ich weiß nichts, und ich kann nichts wissen. Ich bin ein einfacher Mensch, der von Politik nichts versteht, und was ich gethan, ich habe es niemand zu Trotz und Haß gethan, nur allein für die Freiheit Tirols, und wenn ich mir selber einreden wollte, ich hätte es verstanden und ich hätte es gewußt, so wäre ich unwahr gegen meine Richter und mich selbst. — So, meine Herren, müßte ich an Stelle des Angeklagten sprechen und andres kann mit gutem Gewissen auch Peter Mayr nicht sagen."

Nachdem der Verteidiger also geredet hatte, trat der Obergeneral vor und sprach laut: „Angeklagter! Geben Sie sich keiner Täuschung hin, ich erinnere, es handelt sich um Ihr Leben, um das Wohl Ihrer Familie. Ich stelle nun an Sie die entscheidende Frage: Haben Sie zur Zeit Ihrer That in den Eisackschluchten gehandelt nur im guten Glauben an Ihr Recht?"

„Ja."

„Haben Sie geglaubt, daß noch Krieg ist."

Peter schwieg.

„Und haben nicht gewußt, daß der Frieden schon geschlossen war?"

Peter erhob langsam sein Haupt und sprach: „Ich habe es gewußt, das ist die Wahrheit und anders kann ich nicht reden."

Da war im Nebengemach ein gellender Schrei.

Der Verurteilte wurde abgeführt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abende desselben Tages, als Peter wieder in dem Gefängnisse saß, verlangte er nach seinem Schwager.

Auguſtin erſchien zögernd, denn es bangte ihm vor einem ſolchen Wiederſehen des geliebten Menſchen, der am nächſten Tage hingerichtet werden ſollte. Als er eintrat, kam ihm Peter ganz unbefangen entgegen und erkundigte ſich nach Notburga. Auguſtin verſchwieg, daß ſie ſeit ihrem Zuſammenbrechen bei Gericht in einem ohnmachtähnlichen Schlaf liege, er ſagte nur, ſie müßten ſich nun rüſten zur Heimreiſe.

„Thut das, Auguſtin, thut das," ſagte Peter. „Reiſet heute noch. Morgen habt ihr nichts zu thun in Bozen."

Auguſtin ſaß vor ihm ſchier wie verloren da. „Peter," ſagte er endlich, mit Mühe den Ton aus der Kehle preſſend, „am liebſten möchte ich mit dir gehen. Nicht etwa, als ob's auch mir gebührte als ebenſolchem Rebellen, nein, nur von dieſer Welt möchte ich fort, einen ſo ſchönen Tod möchte ich ſterben — für die Wahrheit ſterben . . ."

„Lebe für ſie," antwortete Peter. „Du haſt die Kanzel, den Beichtſtuhl, das Bett des Sterbenden. Dann brauchen wir uns jetzt nicht zu verabſchieden. Nur das eine," ſetzte er bei, „das möchte ich noch wiſſen, wie es den andern geht."

Von den meiſten weiß man noch nichts," antwortete Auguſtin. „Und von denen man etwas weiß, da iſt es nichts Gutes. Den Sandwirt haben ſie vor etlichen Tagen nach Welſchland getrieben. Man hört, das Urtheil ſoll ſchon geſprochen ſein."

„Und welches?"

„Es geht ihm wie dir," ſagte der junge Prieſter.

„Gut, ſo habe ich gleich Geſellſchaft auf dem Weg in die Ewigkeit."

„Peter, es wird eine ganze Prozeſſion ſein," ſagte

Auguſtin. „Und ich denke, du wirſt vor Gott der erſte und der größte ſein.“

„Gott ſei mir gnädig, ich büße für meine Sünden. Ich ſterbe, weil ich getötet habe. — Mein lieber Bruder Auguſtin, ſei bedankt für alles, was du mir und den Meinen geweſen biſt. Auch meinen andern Freunden ſage es, und wenn ich jemand Leids gethan habe, ich bitte um Verzeihung. — Und nun laß mich allein, ich will in dieſer Nacht noch ein wenig nachdenken über das Elend auf dieſer Erden, damit mir das Sterben noch leichter ankommt. — Nur eins verſprich mir zum Troſt, Auguſtin. Morgen — erſpare es dir. Bleibe bei ihnen. — Gehet heim . . .“

Der Prieſter war vor Peter auf das Knie geſunken und wollte ihm die Hand küſſen; Peter wendete ſich heftig ab und ſagte kein Wort mehr.

In der darauffolgenden Nacht legte der Verurteilte ſich nicht mehr auf ſein Stroh. Er ſaß am Tiſche, las im trüben Scheine einer Ampel eine Weile aus dem Erbauungsbuche. Dann hub er an ſtarr vor ſich hin zu blicken. Mehrmals ſchreckte er auf und ſchaute gegen das Fenſter, als wollte er ſehen, ob es ſchon tage.

Plötzlich vernahm er draußen vor dem Fenſter ein zartes Klingen. Ein Saitenſpiel war's wie auf einer Laute, und eine jugendliche, tief wehmütige Männerſtimme ſang:

„O Wahrwirt an der Straßen,
Nun lebe ewig wohl,
Mein Herz kann's nimmer faſſen,
Daß es dich laſſen ſoll.
Den Heldentod, den herben,
Für Wahrheit willſt du ſterben
Im treuen Land Tirol.“

Da kam ein Morgen mit kaltem, winterlichem Lichte. Es ſtand keine Wolke am Himmel und es war auch nicht ſonnenklar; ein trübblauer Nebelſchleier lag im Thale, in welchem die Gebäude und die Büſche und die Ruinen und die Berge verſchwommen daſtanden. Draußen hinter der Stadt Bozen, aus dem Engthale der Talfer geht eine mächtig breite Schutt- und Sandhalde nieder. Mitten im feinen weißen Sande liegen ſtumpfkantige Steine und Felsblöcke.

Auf dem Schuttfelde gingen jetzt mehrere franzöſiſche Offiziere hin und her, als ob ſie den Boden prüfen oder eine beſtimmte Stelle ſuchen wollten. Einer derſelben hatte einen ſchwarzen Stab in der Hand, und dort oben, wo zwiſchen Felsblöcken eine ebene Sandfläche war, ſteckte er den Stab in den Boden. Dann entfernten ſie ſich.

Die Stadt war ſchon ſeit frühem Morgen ungewöhnlich belebt; die Leute hatten nicht ihren behäbigen Schritt, ſie eilten, ſie haſteten. Manche liefen ſogar, ohne vielleicht recht zu wiſſen, wohin. Unter dem Stadtthore gegen die Talferbrücke hinaus ſtanden zwei Bürger. Auch dieſe wären kaum ſtehen geblieben, wenn ſich nicht jeder von ihnen an der Bude ein Gläschen Branntwein hätte einſchenken laſſen, „zum Magenwärmen“ ſagte der eine, „zum Herzſtärken“ ſagte der andre.

Bei dieſem Thore hatten an jenem Morgen die Leute Neigung, ſich feſtzuſtellen, wenn die Soldatenwache nicht von Zeit zu Zeit die Anſammlung mit großem Geſchrei auseinandergetrieben hätte. Von unſeren zwei Bürgern aber hatte einer der Wache ein paar Gläschen Schnaps zugethan, „zum Stimmſtärken“, und ſo blieben ſie unbehelligt auf ihrem Standplatze.

Einer der Bürger schaute auf die Turmuhr hinüber und sagte: „Acht Uhr. Jetzt muß er ja schon bald kommen."

„Wenn ihn der General noch in der letzten Stunde pardonniert?"

„Ich wünsch' ihm's. Aber leid thät's mir, wenn ich umsonst so früh aus dem warmen Bett gestiegen wäre."

„Vielleicht ist es ihm doch endlich eingefallen, daß er's nicht gewußt hat. Ich hätte ihn überhaupt für klüger gehalten."

„Nur Geduld, Freund! Wenn er erst draußen steht und die schwarzen Röhrle auf sich gerichtet sieht, da wird er schon anders reden. Ja, mein Lieber, das Sterben ist sauer!"

„Wie oft ist der Meister denn schon gestorben?" redete ein Nebenstehender drein und klopfte dem Sprecher auf die Achsel, „wie oft denn, daß Er's so gut weiß?"

„Du wirst mir's nit lernen!" begehrte jener auf. „Lern du das Hosenmachen ordentlich, wenn du ein Tailleur sein willst! Franzosenkraucher!" Händel hätte es vielleicht gegeben, da rief plötzlich jemand aus: „Die Oesterreicher sind da! Die Oesterreicher sind da!"

Alles wirbelte auf und reckte die Köpfe nach einem Seitengäßchen, wo eine Bande von herumziehenden Kroaten und Slowaken mit Geigen und Dudelsack Musik machte. Der, welcher den Ausruf gethan, mußte sich eilends flüchten, sonst wäre es ihm schlecht ergangen für seinen schnöden Witz. — Nun hub auf dem Turm ein Glöcklein an zu läuten.

„Hau, der Totenvogel singt schon!" zischelte einer, „jetzt werden sie bald da sein mit ihm."

Alles kam in neue Bewegung. Die lange schmale Gasse her drängte eine aufgeregte Menschenmenge. Dumpfes Trommelgewirbel wurde hörbar und kam näher; ein Trupp welscher Soldaten marschierte heran und mitten in demselben der arme Sünder.

Er war in seinem Tirolergewand, das Haupt entblößt. Die ihn früher gesehen, erkannten ihn sogleich wieder; gar nicht war er verändert. Er schritt aufrecht und blickte geradeaus vor sich auf den Weg, nur ein-, zweimal war zu bemerken, wie sein Auge zuckte. Sein Gesicht war blaß und ruhig, die Lippen unter dem blonden Schnurrbart hatte er geschlossen. Die Hände waren mit einem schwarzen Riemen gebunden und an diesem Riemen hielt ihn ein Soldat, der zur Linken ging. Ihm zur Rechten schritt ein Kapuziner in brauner Kutte mit langem schwarzem Bart und dem Käppchen auf dem geschorenen Haupte. Dieser hielt in der Hand ein hölzernes Kruzifix und sprach leise Gebete. So wurde Peter Mayr auf den Richtplatz geführt. Er ragte über seine beiden Nebenmänner empor. Als die Leute diese Gestalt sahen, verstummte jeder Laut in ihrem Munde. Viele erblaßten und wichen ehrfurchtsvoll zurück.

Der Zug ging durch das Stadtthor hinaus. Als die freie weite Gegend von keiner Mauer verdeckt dalag mit ihren blauen Bergen, als durch den dünnen Nebel sogar ein sonniger Schimmer ging, da hob Peter einmal seinen Blick und schaute hin. Das Glöcklein läutete beständig, die Trommeln rollten ununterbrochen. Der Zug marschierte immer noch fürbaß, fast bis zur Brücke hin. Da erscholl das Kommando: „Rechts ab!“ Der Zug verließ die Straße und bewegte sich über den rauhen Schutt quer hinan. Die

Volksmenge wollte nachströmen, wurde aber von Soldaten, die da in einer langen Reihe aufgestellt waren, zurückgehalten.

Dort oben zwischen zwei Felsblöcken auf weißem Sande ragte ein schwarzer Stab. Peter erblickte ihn, seine Füße fingen an zu zittern — er wankte. Man blieb stehen und ließ ihn auf einen Stein niedersitzen. Auf seiner Stirn standen große Tropfen, man labte ihn mit Essig, er schlug seine Augen auf gegen den Priester — es war ein Blick voll unendlicher Todesangst.

Der Kapuziner gab ihm das Kruzifix in die Hand und sagte: „Denk an Jesum, deinen Erlöser."

Peter nahm das Kreuz, drückte es an den Mund. Dann nickte er, es wäre schon besser und erhob sich.

Jetzt rüstig und vollkommen aufrecht ging er hinan. Soldaten stolperten in dem Geschütte, Peter schritt sicher und wankte nicht mehr. Sie führten ihn der Stelle zu, wo der Stab stak, dort angekommen machten sie Halt. Die Trommeln hatten ihr Wirbeln eingestellt, die Soldaten bildeten ein großes Halbrund und in demselben stellten sich zwölf Mann auf mit gesenkten Flinten.

Der Soldat, der an seiner Seite gegangen war, löste den Riemen und trat zurück, so daß der arme Sünder und der Kapuziner völlig allein standen im Halbrund auf dem Plan. Ein Offizier verlas noch einmal das Urteil, zerbrach den Stab und warf die Stücke vor die Füße des Verurteilten. Peter stand ruhig, der Priester betete leise. — Als nun alle Anstalten getroffen waren, daß zum Vollzuge kommandiert werden sollte, wendete Peter sich an den Geistlichen, um diesem das Kruzifix zurückzugeben.

Der Kapuziner nahm es nicht sondern sprach: „Du sollst es in der Hand behalten, das Bildnis unsres Herrn."

„Sie könnten es treffen," sagte Peter, gab das Kreuz hin und der Priester nahm es an sich.

Als man ihm die Augen verbinden wollte, machte er eine bittende Gebärde, es nicht zu thun, sie standen davon ab. Er hob seinen Blick zu den Spitzen der Berge, senkte ihn wieder und schaute nun fest und finster auf die Soldaten hin, die etwa fünfzehn Schritt vor ihm mit ihren Gewehren in Bereitschaft standen. Der Priester küßte ihn und trat zurück. Das alles geschah lautlos.

Der Offizier wandte sein schnaubendes Pferd und kommandirte zum Anschlag. Die Gewehre hoben sich rasselnd und standen wagerecht gegen den Verurteilten. Dieser stand da wie eine eherne Säule.

„Feuer!"

Die Rohre blitzten, knallten, der Rauch flog in die Luft. Peter Mayr brach zusammen auf ein Knie, in dieser Stellung verharrte er ein paar Augenblicke und es war, als wollte er eine Hand heben gegen die Brust — dann sank er hin auf den weißen Sand.

Als es so geschehen war, kam auf hohem Schimmel ein Reiter angesprengt. Es war der Obergeneral. Er stieg vom Pferde, schritt hin zum Todten und hüllte ihn zu mit seinem eigenen Mantel. Dann wendete er sich zu den Offizieren und gab folgenden Befehl: „Zwei Mann Wache hier, bis zu Sonnenuntergang. Dann tragt ihn hinauf an den Rand des Berges, wo der Palmbaum steht. Dort übergebt ihn der Erde seines Vaterlandes."

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben. Band 1 bis 20.

Eleganteste Ausstattung. Preis geheftet 25 fl. = 50 Mark. In charakteristischem Original-Prachtband (in grüner oder rother Farbe.) Preis 37 fl. = 74 Mark.

Inhalt.

Das Buch der Novellen. 1. 2. 3. Band. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** — **Die Kelpler.** — **Volksleben in Steiermark.** — **Heidepeter's Gabriel.** — **Waldheimat.** 1. 2. Band. **Feierabende:** Sommerabende, Winterabende. — **Am Wanderstabe.** — **Sonntagsruhe.** — **Dorfsünden.** — **Meine Ferien.** — **Der Gottsucher.** — **Neue Waldgeschichten.** — **Geschichtenbuch des Wanderers.** 1. 2. Band. — **Bergpredigten.**

Bezugsweise:

Complet, 20 Bände, geheftet . . . . . Preis: 25 fl. = 50 Mark.
Complet, 20 Bände, gebunden . . . . . Preis: 37 fl. = 74 Mark.
In einzelnen Bänden, geheftet . . . . . 5 Band: 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
In einzelnen Bänden, gebunden . . . . . 5 Band: 1 fl. 85 kr. = 3 M. 70 Pf.

Jeder Band wird einzeln abgegeben. Bei Bestellung aparter Bände bitten wir stets deren Titel genau anzugeben, da die Werke in anderer Reihenfolge als oben nach und nach ausgegeben wurden.

Einbanddecken zu Rosegger's Schriften, von denen jede nur den Titel, nicht die Bandzahl auf dem Rücken trägt, kosten pro Decke 40 kr. = 80 Pf.

Band 21 bis 29.

Band 21. **Höhenfeuer.**

Neue Geschichten aus den Alpen.

27 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 21 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 22. **Allerhand Leute.**

20 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 22 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 23. **Jakob der Letzte.**

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

24 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 23 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 24. **Martin der Mann.**

Eine Erzählung.

23 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 24 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 25. 26. **Der Schelm aus den Alpen.**

Allerhand Geschichten u. Gestalten Schwänke und Schnurren.

Zwei Bände. 53 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 25 u. 26 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 4 fl. = 8 Mark. Elegant gebunden 5 fl. 20 kr. = 10 M. 40 Pf.

Band 27. **Hoch vom Dachstein.**

Geschichten und Schildereien aus Steiermark.

30 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 27 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 28. **Allerlei Menschliches.**

30 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 28 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5. M. 20 Pf.

Band 29. **Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.**

27 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 29 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig

P. K. Rosegger's Ausgewählte Schriften.

Octav-Ausgaben. Band 1 bis 20.

Eleganteste Ausstattung. Preis geheftet 25 fl. = 50 Mark. In charakteristischem Original-Prachtband (in grüner oder rother Farbe.) Preis 37 fl. = 74 Mark.

Inhalt.

Das Buch der Novellen. 1. 2. 3. Band. — **Die Schriften des Waldschulmeisters.** — **Sonderlinge aus dem Volke der Alpen.** — **Die Reimpichler.** — **Volksleben in Steiermark.** — **Heidepeter's Gabriel.** — **Waldheimat.** 1. 2. Band. **Feierabende: Sommerabende. Winterabende.** — **Auf Wanderstabe.** — **Sonntagsruhe.** — **Dorfsünden.** — **Meine Ferien.** — **Der Gottsucher.** — **Neue Waldgeschichten.** — **Geschichtenbuch des Wanderers.** 1. 2. Band. — **Bergpredigten.**

Bezugsweise:

Komplet, 20 Bände, geheftet . . . . . Preis: 25 fl. = 50 Mark.
Komplet, 20 Bände gebunden . . . . . Preis: 37 fl. = 74 Mark.
An einzelnen Bänden, geheftet . . . . 1 Band: 1 fl. 25 kr. = 2 M. 50 Pf.
An einzelnen Bänden, gebunden . . . 1 Band: 1 fl. 85 kr. = 3 M. 70 Pf.

Jeder Band wird einzeln abgegeben. Bei Bestellung apparter Bände bitten wir stets den Titel genau anzugeben, da die Werke in anderer Reihenfolge als oben nach und nach ausgegeben wurden.

Einbanddecken zu Rosegger's Schriften, von denen jede nur den Titel, nicht die Bandzahl auf dem Rücken trägt, kosten pro Decke 30 kr. = 60 Pf.

Band 21 bis 29.

Band 21.

Höhenfeuer.

Neue Geschichten aus den Alpen.

27 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 21 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 22.

Allerhand Leute.

29 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 22 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 23.

Jakob der Lehte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.

24 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 23 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 24.

Martin der Mann.

Eine Erzählung.

23 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 24 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 25. 26.

Der Schelm aus den Alpen.

Allerhand erschütternde Gestalten, Schwänke und Schnurren.

Zwei Bände. 53 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 25 u. 26 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 4 fl. = 8 Mark. Elegant gebunden 5 fl. 20 kr. = 10 M. 40 Pf.

Band 27.

Hoch vom Dachstein.

Geschichten und Schildereien aus Steiermark.

30 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 27 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 28.

Allerlei Menschliches.

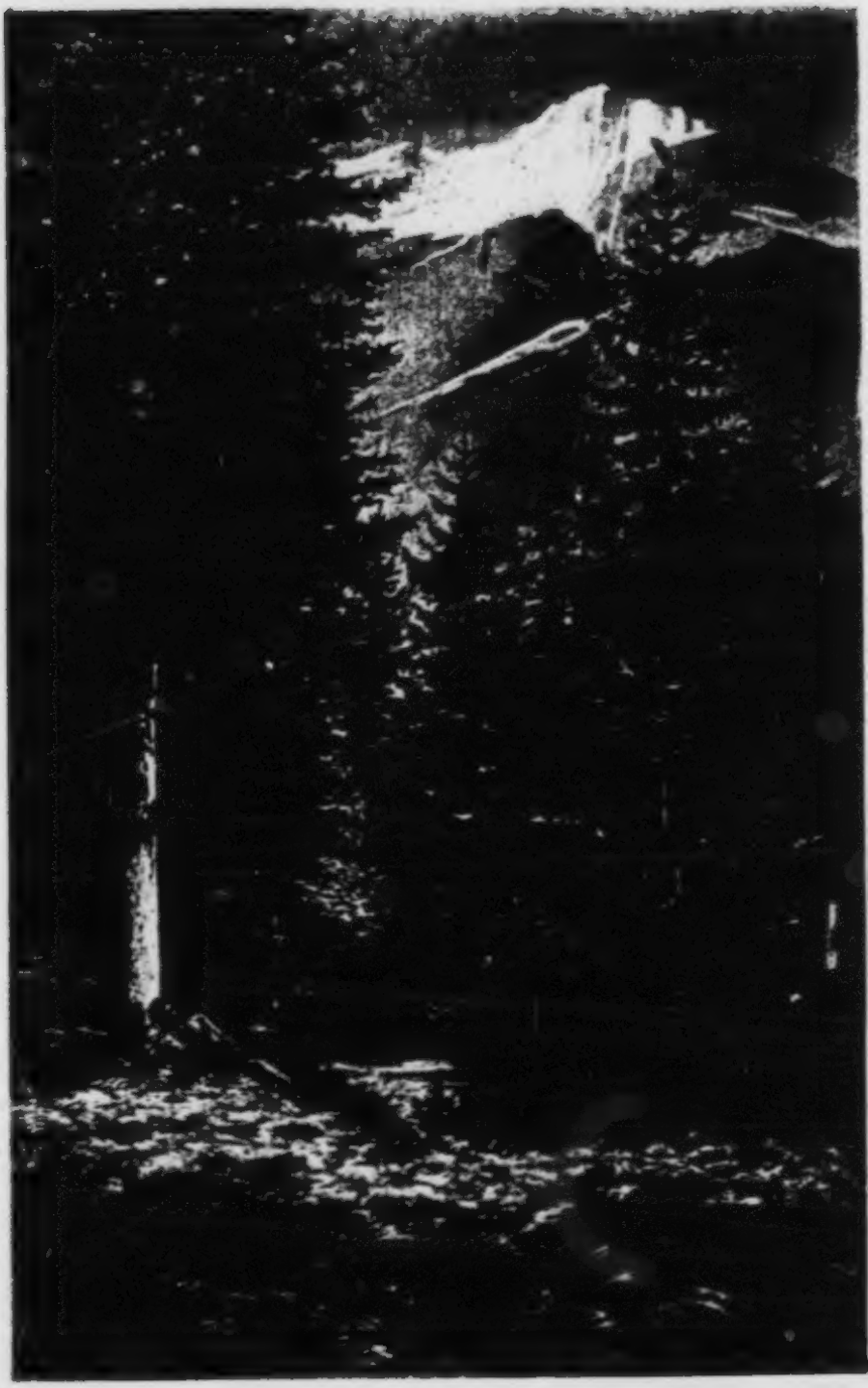
30 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 28 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

Band 29.

Peter Mayr, der Wirt an der Mahr.

27 Bogen. Octav. Geheftet (als Band 29 der „Ausgewählten Schriften" oder in Separat-Umschlag) 2 fl. = 4 M. Elegant gebunden 2 fl. 60 kr. = 5 M. 20 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig



Der Waldvogel.

Neue Geschichten aus Berg und Thal

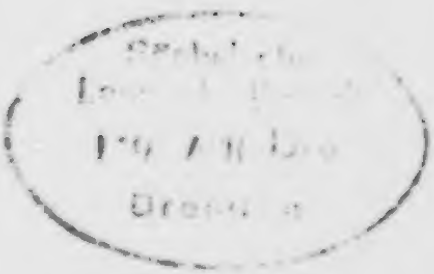
von

Peter Rosegger.

Mit einem Titelbilde von Alfred Mailick.

Leipzig,
Verlag von L. Staackmann
1896.

Alle Rechte vorbehalten.



Was der Waldvogel ſingt.

Der Winter iſt lang, die Stadt groß, das Weltgift herzverbrennend. Und wenn endlich die weißen Sommerwölklein am Himmel ſtehen, die grellen Mauern unſer Auge blenden und heißer Staub durch die Gaſſen wirbelt, da zieht ein weltmüder Mann hinaus in die Bergthäler, wo einſam die klaren Wäſſer rauſchen, wo der unermeßlichen Wälder kühler, würziger Odem weht. Seelenlahm ſinkt er hin auf mooſigen Stein. Nichts will er, nichts ſonſt für alle Ewigkeit, als ruhen ....

So ſtill iſt's, daß man die Äſte hört ächzen in den alten Bäumen. Düſterer Waldesgrund ringsum, auf dem Mooſe die Kreuzlein und Herzen der durch das Aſtwerk brechenden Sonnenſtrahlen. — Hörſt du's? Hoch oben auf dem Wipfel! Ein Vogel ſingt. Ganz leiſe, ganz zart, als rede er träumend zu ſich ſelber. Aber er redet nicht zu ſich ſelber, ſachte hüpft er niederwärts von Zweig zu Zweig, von Aſt zu Aſt. Dann dreht er ſein Köpflein ein wenig ſchief, guckt mit runden Äuglein auf den müden Wanderer und ſchlägt ein paarmal mit den Flügeln. — Schläft der Mann? Iſt er geſtorben? — In Weltgift liegt er dahin, betrübt bis zum Vergehen. — Jetzt piepſt der Vogel, jetzt

zwitschert er. Mit klingendem Stimmlein hebt er an zu sprechen:

Zi zi wii! Mensch, was machst du hie?

„Laß mich in Ruhe!" murrt der Wanderer.

Ruhe? Die wirst du noch genug haben. Eine Ewigkeit lang. Jetzt heißt's leben, lieben, leiden, lachen. Steh' auf, sei tapfer! So zerrissen und gespalten wie ein Baum, den der Sturm hingeworfen hat. Und das will ein Poet sein! Den ätzenden Weltstaub mußt du dir wegschwemmen am Waldbrunnen. Und dann wieder frisch fabulieren. Wie, du wüßtest nichts? Der wilde Kampf der Zeit hätte dir das Mark aus dem Schädel geschmort? — Ah pah! Höre mir zu. Was ich für Geschichten weiß! Herzwarme, pudelnärrische Geschichten — zi zi wii, zi zi wii! Vom Förstertöchterlein und dem feinen Studenten. Von den zwei Verliebten, die sich nicht leiden mögen, zi zi! Vom lustigen Andredl, der aus seiner eigenen Totentruhe hervorgekrabbelt und davongeflogen ist. Oder von dem armen Pechbrenner mit den fünfzigtausend Gulden. Oder vom grauenhaften Bauernkrieg ums Wärzlein des sauberen Almdirndels. Oder vom unheimlichen Exekutionssoldaten, weißt du? Oder vom Liebhaber, der sich am Turmstrick herabspinnt auf den süßen Erdboden, zi zi wii! Und wollte ich dir noch absonderliche Geheimnisse ins Ohr tuscheln davon, wie teuer dem herlebigen Burschen ein zerbrochenes Fenstergitter zu stehen kommt, merkst du? Oder vom geistlichen Herrn, dem die Taufe mißlingt, oder vom Wallfahrer, der ein lebendiges Kreuz zur Kirche hinaufträgt, zi zi wii, zi zi wii! Auch wäre der Wastl mit den drei Füßen und seiner Herrgottskameradschaft nicht schlecht, und der linke Schächer, dem sie den Kopf weg-

schneiden, fast noch besser. Und schon gar etwas Nares ist der schöne Burgkaplan, der das Edelfräulein entführt und auf einmal glücklich vermählt ist mit Kaiser Karl des Großen leiblichem Töchterlein, zi, zi! —

So hat er gesungen, der Waldvogel, und dann ist er still gewesen. Der Wanderer aber hat sich langsam aufgerichtet. Die Vogelsprache! Schon als Kind hatte er sie ein wenig verstanden. Allmählich warm wird's ihm hinterm Brustfleck, in alle Glieder rieselt's hinaus, wie Funken zuckt's durch seinen Kopf, und nun frägt er leise: „Weißt du noch was, Vogel?"

O Mensch, ich weiß noch viel! Wenn auf allen grünen Wipfeln dieses großen Waldes ein Vöglein thät sitzen, und jedes wollt' singen und sagen tausend Jahre lang, so könnten sie noch lange nicht alles berichten, was ich weiß. Im heimlichen Walde, da verhüllen und verstellen sich die Menschen nicht, da geben sie sich dar, wie sie sind, ich höre, was sie sagen, ich sehe, was sie treiben, ich errate, was sie meinen — ich weiß viel. — Was ich dir in diesem Schatten oft vorgesungen, du wißbegieriger Menschenmann, du hast manches davon aufgeschrieben, aber es ist nicht mehr, wie ein einziger Zweig vom Baum, der immer treibt und grünt, es ist nicht mehr wie ein einziger warmer Blutstropfen im Menschenherzen, im unerschöpflichen. Willst du, daß ich dir berichte vom Wald- und Alpenleben der Heißen und der Kalten? Vom Leben der Starken, der Klugen, der Tückischen, der Zuchtlosen, der Genügsamen, der Heiteren? Willst du, daß ich die Flügel hebe und dich blicken lasse ins Storchnest, wo die Kindlein wohnen?

Und jetzt hat im Wanderer eine frische Freude an-

gefangen zu geschehen. Eine Tafel zieht er hervor, mit feuchtem Waldmoose fährt er darüber hin, als wäre etwas zu löschen. Dann beginnt er zu schreiben, was der Waldvogel singt. —

Dieser Waldvogel ist ein Wandervogel, der mancher Herren Länder gesehen hat und von manchem Ereignisse zu sagen weiß; er ist ein Spottvogel, der die lieben Thorheiten gerne ein bischen herfürzeigt und peitscht; er ist ein Spaßvogel, der stumpfe Seelen munter macht; er ist ein Singvogel, der am liebsten prächtige Menschen und erfreuliche Thaten besingt. Eines hat er aber vor gewissen anderen Vögeln voraus, er betrachtet die Welt nicht aus der Vogelperspektive, er sieht die Menschen menschlich; schneller schlägt sein Vogelherz bei ihren Leidenschaften, er kennt die sieben Teufel in einer zuckenden Brust, ist er doch selber schon auf Leimspindeln gesessen, mit flatternden Flügeln ein Gefangener . . . .

In der stillen und doch ewig lebendigen Vergeinsamkeit ist der Wanderer genesen, an den Geschichten des Waldvogels hat er sich gesund geschrieben. In seinem Buche ist ein Theil des Gebirgs- und Waldlebens also gleichsam als Waldvogel verkörpert, und dieser mag nun hinausfliegen in die weite Welt.

Vielleicht daß er einem strebegierigen Mann, einem blassen Stadtsessling, einem verbitterten Sonderling zuruft: Laß ab, Freund, und horche einmal, was der Vogel singt! Vielleicht daß er sich auf das Nachttischchen einer schönen Frau setzt, um vor ihrem Einschlafen noch etwas zu zwitschern von heimlichen Herzenssachen. Schöne Frauen sind solchen Dingen nicht abhold, gottlob! Vielleicht auch, daß der Waldvogel, welcher herabkommt von den

hohen Wipfeln des Alpenforstes, sich in die Zweige des Weihnachtsbaumes setzt, um dem deutschen Hause mitten im Winter etwelches vom sonnigen Natur- und Herzensfrühlinge zu singen. — Zi zi wii, zi zi wii, Mensch, was machst du hie? Leben, lieben, leiden — lachen . . . .

Krieglach, im Sommer 1895.

Peter Rosegger.

Adam das Dirndel.

In einem entlegenen und reichbewaldeten Thale des Gebirges stand ein Försterhaus. Es stand in einer grünen Wiesenscheibe auf sachtem Hügel, so daß man von seinen Fenstern aus über die schwarzen Tannen- und Fichtenwipfel des Thales hinblicken konnte bis zu den Wäldern, die an den Berghängen blauten und bis zu dem Felsengebirge, das in einer langgezogenen duftgrauen Bank im Hintergrunde stand. Am Fuße des Hügels, zwischen Wiese und Wald rauschte emsig ein Bach dahin, dessen Ufer dünne Eiskrustchen hatten, manchmal auch zur Zeit, als am Bachrande die großblätterigen Germen standen und die Ahornbäume blühten. In dem Thale strich eine herbe Luft, welche alle weichlichen Gewächse frühzeitig tötete, die kräftigen hingegen umso stärker und starrer machte.

Das Försterhaus, hinter welchem drei große Linden standen, war uralt; wenn man an seine rötlich braunen Wände pochte, gab es einen fast klingenden Ton, so kernig und hart waren die Lärchbäume noch, aus denen es vor Jahrhunderten gezimmert worden. Einst in unsicheren Zeiten hatte es ganz kleine Fensterchen gehabt, die noch

obendrein vergittert gewesen waren; als es aber kam, daß anstatt herrenlosen Volkes, versprengter Landsknechte, entlaufener Mönche, Zauberer, Raubschützen und dergleichen, harmlosere Bergbesteiger, Maler und Naturforscher das Thal ein wenig belebten, wurden am Försterhause die Fenster vergrößert und anstatt der Gitterkreuze schauten helle Glastafeln hinaus in die walddämmerige Gegend.

Auf den Giebelwänden des Daches prangten Hirschgeweihe und große weit ausgespreitete Geier und Adler. Hinter dem Hause war ein Wirtschaftsgebäude und neben dem Eingange, dessen Thürpfosten braun bemalt waren, befand sich das Gehäuse für die Jagdhunde, große, schöne Tiere, die stolz waren und selten einen Laut von sich gaben, außer im fröhlichen Feuer der Jagd. Das Revier gehörte einst einem hohen, mächtigen Herrn, des Heldengestalt in der deutschen Ruhmeshalle glänzt in der Walhalla bei Regensburg.

So alt wie das Försterhaus in diesem Alpenthale war auch das Geschlecht des Försters. Weidmannsart und Heil hatten sich vererbt von dem Urgroßvater bis herab zum Förster Leuthold, mit dem unsere Geschichte anhebt.

Förster Leuthold war ein stämmiger, ernster Mann, der wie ein Waldkönig herrschte im weiten Bereiche, in welchem die Wässer der schwarzen Ach, der kalten Ach und der stillen Ach rannen. Seine Hausgenossen bestanden in den sieben Hunden, einem Forstgehilfen, einer alten Magd und — fürs letzte, als der besten aller Genossen — seinem Weibe Martha. Leuthold hatte einen Kummer, der zwar so still war, wie die stille Ach, die im Thalgrunde unter überhängenden Urwaldstämmen dahindämmerte, aber auch so tief. Er wie sein Weib hatten die Höhe des Lebens schon

überschritten, ohne daß sich ein Stammhalter eingefunden hätte im Försterhause. Die Waldeinsamkeit hatte er nie wahrgenommen, waren doch die Wälder so voller Leben und unendlich vielfältig wirkender Kräfte, war er doch selber gleichsam das Herz dieses Lebens und die urgesunde Wildnis ein Teil seines Wesens. Aber die Einsamkeit des allmählich herannahenden Alters hatte er gefürchtet. Wenn eine Baumart ausstirbt, wie das schon traurig ist! Und erst wenn ein Menschengeschlecht aufhört zu keimen, in seiner Krone dorrt, in seiner Wurzel modert! Schon im dreißigsten Lebensjahre hatte sein Weib angefangen, berühmten Wallfahrtsorten zuzupilgern, obwohl der Förster schon damals in dieses Mittel kein großes Vertrauen setzte. Frau Martha aber sagte, sie wisse wohl, daß ihretwegen kein Wunder geschehen werde, sie bete auch nicht um eine Frucht des Leibes, sie bete nur, daß es so geschehen möge, wie es für ihn und für sie am besten wäre. Diese demütige Frömmigkeit war ein Grundzug ihres Wesens und in ihrem einundvierzigsten Lebensjahre wurde sie erhört.

Wie die Menschennatur schon einmal beschaffen ist, im ersten Augenblicke, als Frau Martha dem Gatten die Offenbarung gemacht hatte, war er über die Maßen glücklich, herzte und koste das Weib wie ein feuriger Jüngling. Im zweiten Augenblicke begannen schon die Sorgen, an die er bisher nie gedacht hatte. Zwar war die Zuversicht, daß es ein männlicher Sprosse sein werde, so stark, daß die Besorgnis des Gegenteiles nicht aufkommen konnte. Aber sie war doch in ihm und er suchte das Geschick durch List herumzukriegen. Er sprach nur von einem Knaben, der erscheinen würde, traf die Vorbereitungen nur für den Knaben und befahl seinem Weibe, nur an

den Knaben zu denken, damit die lebhafte Vorstellung dazu beitrage, das Geschlecht zu bestimmen. Und den Knaben nannte er Adam.

Adam, der Mann aus Erde! Dieser Name hatte dem Förster immer gefallen, er war stolz und bescheiden zugleich. Erde ist der Aufgang und der Niedergang alles Lebens. Der Förster sah, daß eine Zeit gekommen war, in welcher der Mensch von der Erde sich abwenden möchte, um der Welt zuzustreben; dieser neue Mensch hält es lieber mit dem Feuer, dessen Dampf die Räder treibt, hält es mit dem Wasser, auf dem er der alten Heimat entflieht, um fremde Weltteile zu suchen, will nicht mehr pflügen und pflanzen, sondern treibt Dinge, die nichtig und haltlos wie Luft sind. Jedes der Elemente hat er lieber, als die starke, treue Erde, nach welcher Gott dem ersten Menschen den Namen gegeben. Also wollte Förster Leuthold auch seinen Sohn durch den Namen Adam an die Erde erinnern, an die Erde knüpfen, auf daß er dem Berufe seiner Väter treu bleibe, auf Walderde baue und pflanze und die Kinder der Scholle hüte.

Eines heißen Julitages gegen Abend war's, als der Förster von seinen Wäldern kommend dem Hause nahte, daß sein Leibhund plötzlich anfing zu bellen. Im Hause war's nicht wie gewöhnlich. Aus dem Schornstein stieg blauer Rauch auf, und an der Thüre ging ein fremdes Weib aus und ein. Als dieses den Mann kommen sah, eilte sie ihm entgegen und rief: „Heute habt Ihr wohlgethan, daß Ihr so lange fortbliebet. Zu dem, was sich zugetragen hat, brauchen wir keine Männer. Es ist alles glücklich vorüber."

„Ist der Bub' gesund?" fragte der Förster.

„Das Kind ist gesund und stark," berichtete die Helferin.

Bald darauf lag der in schneeweißes Linnen gewickelte Neugeborne in den Armen des Vaters. Die Wöchnerin schaute ihn still und freundlich an. Nach heiligem Brauch dachte man sofort an die Taufe. Und als die Patin mit dem Wagen kam, um das Kind in die ferne Kirche zu führen, fragte sie, auf welchen Namen es getauft werden sollte.

„Adam!" sagte der Förster.

Die Patin blickte um sich, weil sie glaubte, es wäre ein Mensch gerufen worden, der Adam heiße. Dann wiederholte sie ihre Frage.

„Adam heißt er," rief der Förster.

„Nun ja, ich verstehe schon," entgegnete das Weib mit leiser Stimme. „Aber ein Mädel kann doch nicht Adam heißen!"

Der Förster starrte drein. — Also war's! Also war's doch! Die Arme auf dem Rücken schritt er rasch und heftig über die Dielen, daß diese krachten unter seinen Füßen. Aber die Patin stand mit dem kleinen Wesen an der Thür und wartete. Da blieb er vor ihr stehen und schrie sie an: „Versteht sie nicht? Adam heißt's!"

„Aber mein Gott!" seufzte sie. „Das wird nicht gehen. Der Pfarrer wird's nicht wollen."

„Der soll machen, was er muß. Ich thue, was ich will und taufe mein Kind Adam."

Das war sein letztes Wort, die Patin stieg mit dem Täufling in den Wagen und fuhr kopfschüttelnd davon.

Es glättete sich aber. Auf ihren demütig vorgebrachten Wunsch fragte der Pfarrer die Patin, wie sie heiße.

„Maria."

„Gut, so wollen wir die kleine Waldprinzessin auf die Namen Adam Maria taufen, das kann dem Herrn Förster recht sein und auch der katholischen Kirche."

„Vergelt's Gott!" sagte die Patin. Erleichterten Herzens brachte sie die Adam Maria nach Hause. Der Förster nahm das Kind, sagte: „In Gottesnamen!" und gab ihm einen so lebhaften Schmatz, daß es aufkreischte. „Seht Ihr," bemerkte hierauf der Förster, „es kann das Küssen nicht leiden. Und das soll ein Mädel sein?!"

So hatte es sich zugetragen im Försterhause, das im entlegenen waldreichen Thale der drei Achen stand. Wenige Wochen später wies es sich, warum die Vorsehung dem alternden Leuthold statt des Knaben ein Mädchen geschickt hatte. Nämlich darum, daß ein treues weibliches Wesen in dem Hause walte, wenn der Greis einst das Gewehr mit der Krücke vertauschen und anstatt über die Berge zu schreiten, im Ledersessel ruhen werde. Denn Frau Martha mußte die Geburt des Kindes mit ihrem eigenen Leben wettmachen. Es war eine gar herzbeklemmende Stunde, als der Förster Leuthold das junge schlummernde Wesen auf dem Arme in der Hausthür stand und dem über die Wiese hinschwankenden Sarge nachschaute. Der Trauerzug verschwand zwischen den Waldstämmen, das Gesumme der Betenden nur hallte zurück. Leuthold trug das Kind in die Stube, legte es auf das große breite Ehebett, setzte sich daneben hin und sagte: „Adam, nun sind wir allein." —

Seltsam, seltsam ist es eingerichtet, daß Gräber alsbald von grünen Halmen, frischen Zweigen und bunten lachenden Blumen überwoben werden. Nach kurzen Jahren, und es fügte sich im Försterhause, daß anstatt der alten-

den Hausfrau eine junge, emsige und heitere vorhanden war. Mit zehn Jahren schon versorgte Adam das Hauswesen, und zwar mit solcher Ernsthaftigkeit und Entschiedenheit, daß man leicht die männliche Erziehung sah, die der Vater ihr angedeihen ließ. Es war zwar viel Kindliches an ihr, aber nichts Kindisches; nie spielte sie mit Puppen oder anderen leblosen Dingen, hingegen plauderte sie mit den Haustieren, als wären es Menschen und lauter gute Freunde. Manchmal, wenn die Hunde wilde Tiere witterten, wurden sie so aufgeregt und lechzend, daß der Förster mit ihnen seine Not hatte. Adam bezähmte sie mit einem einzigen Ruf. Sie wuchs stattlich auf, war schlank und ziemlich derb gebaut, hatte aber eine Haut wie Milch und Blut, hingegen ein so ernsthaftes, dunkles, fast herb dreinblickendes Auge, daß mancher glaubte, sie drohe ihm, auch wenn sie ihn nur ruhig anschaute. Manchmal, wenn etwas sehr Spaßhaftes vorkam, schmunzelte sie ein bischen; lachen, wirklich lachen hatte sie niemand gesehen. Trotzdem besaß sie einen heiteren Mut des Herzens, war sanft, still vergnügt, besonders wenn sie dem Vater zu Dank etwas geleistet hatte, oder gar, wenn sie im Hause etwas stiftete, was an Findigkeit und Tüchtigkeit weit über ihre Jahre hinausging. Sie war nie müßig und hatte es nie eilig, sie leitete die Arbeiten der alten Magd Gertrud, sie besorgte dem Vater das Stübchen, das Essen, die Kleidung; daneben fand sie noch Zeit, sich die Künste des Lesens, Schreibens und Rechnens anzueignen, wozu sie an Sonntagen draußen im Schulhause die Behelfe nahm. Bald sah sie sich im Stande, dem Vater auch in seinen Schreibarbeiten Dienste zu leisten. Also war sie nicht bloß seine

rechte Hand, sondern auch sein Auge, und nun dachte er oft bei sich: ein Sohn wäre mir das nicht, was diese Tochter mir ist, und er leistete ihr insgeheim Abbitte, daß er sie einst so mißmutig empfangen hatte.

Ja, das Mädchen wäre schon recht, aber Eines vergißt du, guter Vater Leuthold. . . .

Wenn Adam bei ihrer Strenge auch in manchem sich selbst nicht genügen konnte, mit ihrem Alter war sie stets zufrieden, sie machte sich nicht jünger als sie war, und sie wollte nicht älter sein. Es war ihr also auch recht, als sie achtzehn Jahre alt wurde, und sie hätte eigentlich gar nicht darüber nachgedacht, wenn nicht aus weiter Ferne jemand gekommen wäre, der sie daran erinnerte.

In den Hundstagen trug es sich zu, an einem späten Abende. Der Vater Leuthold war in eine ferner gelegene Waldung gegangen, wo geholzt wurde und wo er bei den Holzern übernachten mußte. Der Forstgehilfe war etliche Tage früher nach München gereist zu den Soldaten. Also wohnte an diesem Abende niemand im Försterhause als Adam, die alte Magd Gertrud und die Haustiere. Der Tag war heiß gewesen; als es finster ward, hub es an zu blitzen. Der Donner rollte anfangs dumpf und hohl, allmählich dröhnender und krachender. Gertrud kniete an den Tisch hin, zündete eine geweihte Wachskerze an und betete. Adam ging durch das Gebäude und traf Anstalten, für den Fall der Blitz in das Haus schlagen sollte. Plötzlich hub es an, in den Bäumen zu rauschen, brausend fiel die rasende Luft über das Dach her und rüttelte es und erschütterte die Wände, daß es wie ein Erdbeben war. Obzwar alle Thüren und Fenster sorgfältig verschlossen, flackerte das Kerzenlicht unruhig hin und her und auf ein-

mal war es ausgeblasen. Jetzt goß es ein Meer von grell-grünem Lichte zu den Fenstern herein und an den Scheiben prasselte der Regen.

In demselben Augenblicke war es, daß draußen heftig an die Thür gepocht wurde und fremde helle Stimmen Einlaß forderten.

Adam riß das Fenster auf und rief hinaus: eingelassen würde niemand. Wer Unterstand haben wolle, der möge hinten das Scheunenthor aufmachen und in das Heu hineingehen. Ihr Gesicht ward vom Regen übergossen, doch gebot sie noch den bellenden Hunden Ruhe und fragte hinaus, ob man eines Abendbrotes bedürftig sei?

Da sagte die fremde jugendliche Stimme: „Wir sind über das Gebirge gegangen, haben uns verirrt und wollen nichts als Unterstand für die Nacht."

Die Stimme klang nicht in heimischem Tone. Bei Blitzschein sah nun Adam, daß vor der Thür zwei männliche Gestalten stunden, welche suchend bald das Scheunenthor erreichten, dasselbe aufrissen und dahinter verschwanden.

Das Gewitter ließ endlich nach, doch Gertrud versicherte, sie schlafe die ganze Nacht nicht. Es sei zu grauenhaft, Leute im Hause zu haben und nicht zu wissen, wer sie sind. Es können ja Mordgesellen sein, die um eitel Mitternacht in die Stube brechen.

„Ich schlafe ohne Sorgen," entgegnete Adam, „wenn sie in die Stube brechen, werde ich schon wach. Ich meine, sie werden wohl zufrieden sein auf ihrem Heu und sich morgen beizeiten davonmachen."

Draußen troffen die Bäume und die Nacht verging in süßer Ruh.

Am nächsten Morgen war die Welt voll Sonnenschein. Auf den Bäumen zitterten die Funken der Tropfen, die Ach rauschte lauter als sonst. Die beiden Fremden hatten sich im Heu ein recht heimliches Nest gemacht, aber das Rauschen des Wassers und das Sonnenleuchten, welches durch die Wandfugen drang, weckte sie frühzeitig auf.

„Guten Morgen, Moriz!" sagte der eine, „wie hast du geruht?

„Wie ein Gott!" antwortete der andere.

„Oho! Seit wann ruhen Götter?"

„Seit man sie abgedankt hat. Zeus und Wuotan im Ruhestande."

„Auch Moriz und Erhard im Ruhestande," sagte der eine, „wir müssen uns noch lange ins Heu wickeln. Wir müssen erst unsere Kleider in die Sonne hängen, daß sie trocknen können."

Also war es, daß die Magd Gertrud zu Adam kam und flüsterte: „Beim Scheunendachfenster hängen zwei Paar Hosen heraus, aber es ist nichts drinnen."

Die Sonne stand schon hoch, als die beiden Fremden ins Freie treten konnten. Es waren zwei junge Männer, der eine mit lichtblondem Lockenhaar, welches schon sorgfältig gescheitelt und gestrählt war; der andere dunkelbemähnt und ohne besondere Kunstleistung in der Frisur. Dieser hatte auch einen leichten krausen Vollbart, während der Blonde ein jugendlich zartes, rosiges Gesicht mit sanften veilchenblauen Augen in die Welt gucken ließ. Der graue Anzug beider war in leidlichem Zustande, hatten sie doch die durch Nässe entstandenen Falten und Runseln also zu beseitigen gewußt, daß sie Rock und Beinkleider so lange gespannt über die Kante eines Holzbalkens zogen, bis die

Furchen geglättet schienen. Jeder hatte jetzt sein niedlich geriemtes Felleisen am Rücken und einen Wanderstock in der Hand. Also strichen sie um das Försterhaus; sie wagten es nicht recht, hineinzugehen, da es ihnen ja schon gestern verboten worden war, und wollten doch für die Nachtherberge irgendwie ihren Dank anbringen.

Da sahen sie Adam im Gemüsegärtchen, wie sie eben beschäftigt war, Kohlpflanzen zu jäten. Sie zogen artig ihre Hüte und dankten, daß sie schlafen durften im Heu.

„Ihr habt ohne Nachtmahl schlafen müssen," sagte Adam, „umso besser wird euch das Frühstück schmecken. Geht nur hinein."

Sie blickten sich schweigend an und gingen ins Haus. In der Stube, die mit schönen Hirschgeweihen und Rehbockhörnern geschmückt war, manchen alten Spruch an der Wand stehen hatte und sehr freundlich aussah, war der Tisch gedeckt mit weißem Tuche, das über die Mitte einen rosenroten Streifen hatte. Auf dem Tische stand in grünen Schalen Butter und Honig, ein bräunlicher Laib Brot lag daneben und weißblinkende Gefäße für den Kaffee waren bereit. Die Fremden setzten sich kühnlich zu Tische, also, daß sie einander just gegenüber waren.

„Das ist dein Reich und das ist meines," sagte Moriz, der Blonde, mit dem Finger jenseits und diesseits des roten Streifens auf das Tischtuch tippend. „Und der Streifen, der aus schönen Rosenhecken besteht, ist die Grenze."

„Ich werde dein Reich mit Krieg überziehen," entgegnete Erhard der Dunkle, „denn dein Reich ist fruchtbarer als das meine."

Es war auch so; bei Moriz eitel Butter und Honig, bei Erhard nur trockenes Brot. Bevor es aber noch zu

Grenzplänkeleien kam, trat Adam in die Stube. Ihre Hände von der Gartenerde wohl gereinigt, in blauem Hauskleide, welches am leicht aufwogenden Busen ein Nelkenknösplein prangen hatte. Das reiche braune Haar fraulich gescheitelt, mit großem, sehr ernsthaftem Auge stand sie da und fragte, wer sie wären und woher sie kämen?

Die beiden jungen Reisenden pflegten sonst bei Angabe ihrer Abstammung und ihres Berufes gerne ein wenig Schabernack zu treiben. Da war der eine ein Prinz von Reuß-Schleiz-Lobenstein und der andere sein Hofmeister, oder sie stellten sich vor als vazierende Schneider, oder sie gaben an, Theologen zu sein, mit Ablässen zu hausieren und katholische Bischöfe werden zu wollen, je nachdem sie eben bei Mittel waren, und mehr oder weniger auf die Neigung und das Mitleid der Gebirgsbewohner angewiesen. Nun jedoch, vor der Würde der jungen Fragestellerin, fiel ihnen nichts ein als die Wahrheit. Und Erhard der Dunkle antwortete: „Wir sind Studenten aus Hamburg."

„Hamburg, das ist ja die große Stadt mit dem Seehafen, von wo aus man nach Amerika fahren kann," so unterbrach Adam.

„Die freie Reichsstadt Hamburg," sagte Erhard nicht ohne Stolz. „Wir sind Studierende, welche ihre Vakanzen dazu benützen, um die Alpen kennen zu lernen. Wir kommen über den Schiederpaß und wollen nach Tirol hinein und der Schweiz zu."

„Nun, da braucht ihr schon Stärkung," sprach Adam und lud die Gäste zum Frühstück ein, welches die Magd Gertrud mittlerweile hergerichtet hatte.

„Wir nehmen alles, was wir kriegen," sagte der muntere Erhard, „wir wollen Bischöfe werden."

„Das glaube ich nicht," antwortete Adam, „ihr habt ein paar Köpfe, auf welchen Soldatenhelme beſſer ſtehen müßten, als Biſchofsmützen."

„Wenn wir Soldaten wären," gab der unternehmungsluſtige Dunkle dran, „ſo würden wir ins Bayerland einfallen und die ſchönen Mädchen erobern."

„Und wir würden uns nur von dem erobern laſſen, der uns gefällt," ſagte das Mädchen.

„Zum Beiſpiele," bemerkte nun Erhard und ſtrich Butter auf das Brot, „wenn ich eines Tages angeritten käme in dieſes Thal, mit meinem Generalſtabe —"

„Der Generalſtab, das ſind die Offiziere?" fragte Adam.

„Und ich würde dich in den Belagerungszuſtand ſetzen!"

„Könnte man ſich nicht unter den Offizieren einen auserwählen?" fragte ſie.

Erhard ſteckte mit der einen Hand das Butterbrot in den Mund, mit der anderen langte er nach ihrem Arm und ſagte: „Was ſprichſt denn du immer von Offizieren? Ich bin der General. Gefällt dir denn der General nicht?"

Das Mädchen ſchaute ſehr ernſthaft drein, dann deutete es auf Moriz den Blonden und ſagte: „Der gefällt mir beſſer."

Moriz hatte bisher nur wenig geſprochen und errötete nun.

„Es iſt ein Unglück!" rief Erhard, dem Kameraden die Hand auf die Achſel werfend, „und gerade der will katholiſcher Geiſtlicher werden."

„Das macht ja nichts," antwortete Adam.

„Er ſchwatzt," redete nun Moriz drein. „Es iſt nicht wahr, daß ich Geiſtlicher werden will. Ich habe Rechtsgelehrſamkeit ſtudiert —"

„Ja, er will Minister werden," unterbrach ihn der übermütige Dunkle.

„Ich will mir ein Landgut kaufen," fuhr Moriz fort, „ein liebes Weib nehmen und eine große deutsche Familie gründen."

„Das ist klug," sagte Adam, „das gefällt mir besser als Krieg führen. Und jetzt, wenn ihr noch wollt bleiben, so bleibt; wenn ihr über die Berge ins Tirol hineinwollt, so müßt ihr da drüben den Weg am Bach entlang hinaufgehen bis zu der Stelle, wo die zwei Achen zusammenrinnen; dann immer rechts am Wasser fort bis zu den ersten Almhütten, dort fraget, wie der Weg weiter geht. Ich wünsche gutes Wetter."

Das bedeutete soviel, als sie waren entlassen.

Sie schnürten daher frisch ihre Ränzlein. Beim Abschiede drückte Adam jedem tapfer die gereichte Hand.

„Die deinige ist ja ganz kalt!" sagte sie zu Moriz.

Er antwortete nichts darauf, blickte ihr nur ins Auge und wendete sich rasch ab.

— Ich glaube es, daß meine Hände kalt sind, ich glaube es! so dachte er bei sich. Dann rief er heftig nach dem Kameraden, der noch ein Weilchen mit der jungen Hausfrau schäkern wollte.

„Ob wir uns wohl noch einmal sehen werden auf dieser grünangestrichenen Erde?" gab ihr der Dunkle zu bedenken.

„Wahrscheinlich," sagte sie, „wenn du kommst, das Bayernland zu erobern."

„Erhard!" schmetterte Moriz.

Bald hernach wanderten die beiden schlanken Jungen rüstig thalaufwärts, entlang der rauschenden Ach.

Entlang der rauschenden Ach, eingewölbt von herrlichen Fichtenbäumen, im feuchten kühlenden Tropfenstaube, der aufstieg aus dem schäumenden quirlenden Wasser, auf schmalem Kieswege gingen sie dahin. Eine Weile schwiegen sie und spielten, der eine mit seinem Stocke, der andere mit dem Hute, mit welchem er that, als fächele er sich Kühlung zu. Auf einmal warf Moriz sein Haupt empor, daß die lichten Locken flogen und sagte: „Ich glaube es, daß meine Hände kalt sind, wenn mir alles Blut zum Herzen springt!"

„Nicht wahr!" rief Erhard verständnisvoll. „Ein reizender Kerl."

„Noch nie," sagte Moriz träumerisch vor sich hin, „noch nie ist mir ein Mädchen begegnet, das ich hätte mögen auf den Mund küssen."

„Au!" rief der Dunkle.

„Ich habe zwei Richten, davon küsse ich die eine auf die Wange, die andere auf die Stirn. In Heidelberg war ein Backfisch, den ich auf den Nacken zu küssen pflegte. Mein erstes Liebchen in Hamburg küßte ich hinter dem Handgelenke oder aufs Ohr. Wie man jemanden auf den Mund küssen könne, habe ich oft gesehen, aber nie begriffen. Jetzt begreife ich es, du heiliger Gott!"

Er blieb stehen, blickte entschlossen dem Kameraden in das Gesicht und sagte mit höchstem Nachdruck: „Erhard, wenn ich dieses Waldkind einmal auf den Mund küssen könnte!"

„Wer wehrt dir's denn?" hierauf der andere.

„Ich ertrüge es nicht. Ich fiele auf der Stelle um und bliebe tot."

„Laß das gut sein, Junge," sagte Erhard, mit seinem

Stocke dem Freunde auf die Schulter klopfend, „den Spaß kann sich ein Bienenbräutigam gönnen, dem nur eine Braut bestimmt ist. Wir Menschen sind edlere Wesen, wir sind dazu geschaffen, öfter glücklich zu sein und viele glücklich zu machen."

Moriz sagte nichts mehr.

Am hohen Mittage kamen sie zu den ersten Almhütten. Dort begehrten sie Milch und Käse und zahlten dafür Geld. Im Försterhause war es keinem eingefallen zu fragen, was die Zeche koste. Dann erkundigten sie sich bei der Almerin um den Weg über das Hochgebirge und erkundigten sich auch beiläufig nach den Verhältnissen des Försterhauses, in dem sie die Nachtherberge genossen hatten. Die Almerin wußte von einem klugen Dirndel zu sagen, das im Försterhause wohne und vor dessen Gescheitheit und Tapferkeit sich manches Mannsbild verstecken könne.

Dann wanderten sie weiter. Sie kamen auf die freien Höhen, von denen man zurücksah in das langgestreckte waldige Thal und auf die blauen Vorberge, über welche sie gestern gegangen und an deren Niederungen die bayerische Ebene hereinleuchtete Sie stiegen höher hinan in das Gestein, sie gingen über eine wüste Hochebene hin, wo auf feinerem Steingeschütte ungeheuere Felsblöcke lagen, wo hier und da ein dürrer Föhrenstrunk aufstarrte und wo große verwaschene Löcher waren, die senkrecht in den Berg hineingingen. In einzelnen dieser Löcher standen schwarze Wassertümpel, in anderen war das Wasser zu Eis gefroren. Zwischen den Steinen und Löchern hin war kein rechter Weg, wohl aber viele Pfadspuren von Tieren und ein sehr holpriger Menschensteig, auf welchem unsere Bergwanderer dahinschritten. Streckenweise waren sie sonst

wortlos gewandert, stellenweise hatten sie lebhafte Gespräche geführt über Tiere, Pflanzen und Steine, über Naturerscheinungen der Alpen, und sie suchten das Geschaute und Erfahrene möglichst mit dem zu reimen, was sie darüber in Büchern gelesen. Dabei waren sie oft verschiedener Meinung, wobei Moriz die seine am heftigsten zu verteidigen pflegte. Heute war es ein wenig anders, Moriz sprach nicht viel und ließ dem Genossen alles gelten. Es schien, als wäre er von den Beschwerden der Reise hergenommen.

Als sie über den rauhen Hochboden eine Weile dahingegangen waren, erstiegen sie den letzten Sattel, der wie ein ungeheurer ruppiger Felswall diese Gegend abzuschließen schien. Als sie die Scharte des Überganges erreicht, sahen sie plötzlich eine neue, unendlich weite und großartige Bergwelt vor sich. Tiefe schattige Thäler und in blauer Ferne zackige Alpen mit leuchtenden Eisfeldern. Besonders auffiel in der Ferne ein breiter Felsstock, der nach allen Seiten in senkrechten, schreckbar zerrissenen Wänden niederstürzte, oben aber in einer wagerechten Linie abgeschnitten war, wie ein Tisch. Aber im Norden dieses Tisches sprang ein klobiger, vielzackiger Kegel in die Lüfte empor, in dessen Spalten und Schrammen lichte Streifen lagen, die weißer Schutt sein konnten, oder Schnee, oder Eis. Dieses Felsengebilde beherrschte so sehr die weite Gegend, daß unsere Wanderer immer wieder ihr Auge darauf hinwenden mußten.

Niederwärts steigend kamen sie nun zu einem weitläufig angelegten Steingebäude, welches auf ödem Grunde zwischen den Felsblöcken lag, zum Teile eine Ruine war, zum Teile noch bewohnt schien. Es war ein altes Hospiz, in dem jetzt nur noch zwei Mönche wohnten, um Gebirgsreisende zu beherbergen. Da es Abend geworden

war, kehrten unſere Wanderer hier ein. Sie fragten nach dem Namen des Felsſtockes, der kein Alpenglühen hatte, wie die anderen Berge, ſondern im blaſſen Dämmerlichte aufragte hinter fernen Almen.

„Das iſt nichts", antwortete der Mönch.

„Aber es iſt ja ein hohes Gebirge!" ſagte Erhard.

„Es kann niemand hinauf," antwortete der Mönch. „Man heißt's die Wilde Starr."

Den jungen Männern war's recht. Nach dem einfachen Abendbrote ging Erhard noch hinaus zu einem kleinen vielbuchtigen See, der zwiſchen Steintrümmern lag. Nach Forellen lugte er aus, aber das Waſſer war tot und ſchwarz. Moriz ſaß in der froſtigen Schlafkammer, die ihnen angewieſen worden war. Zwei Strohſäcke mit Birſtlingheu gefüllt, über jeden eine härene Decke, das war die Schlafſtätte. Durch das eine hohläugige und dichtvergitterte Fenſter ſtahl ſich noch etwas Abendſchein in die Kammer; an der feuchten Wand, von welcher ſtellenweiſe der Mörtel bröckelte, ſtand ein hohes Büchergeſtelle, auf deſſen Brettern gedörrte Alpenkräuter lagen. Daneben hing ein ſehr großes, plumpgeſtaltiges Kruzifix. Davor ein wurmſtichiger Betſchemel. Auf dieſem ſaß nun der Patrizierſohn aus Hamburg und ſtützte ſein Lockenhaupt auf die Hand. Er hatte manche Reiſe ſchon gemacht, aber ſolches wie jetzt, war ihm noch nicht paſſiert, Heimweh zu haben!

Was ihm fehle? war die Frage des eintretenden Kameraden.

„Jetzt weiß ich," ſagte Moriz raſch aufſtehend, „daß der Leute Hang zum Hochgebirge ein ungeſunder iſt. Schrecklich iſt dieſe verſteinerte Welt, ſchrecklich iſt ſie. Wie ſchön hingegen iſt der Wald. . . ."

Mehr sagte er nicht, sondern legte sich samt den Kleidern auf seinen Sack. Erhard that's auch seinerseits Er fand den Kameraden heute etwas langweilig und schlief bald ein.

In der Nacht wurde Erhard plötzlich wach. Er hörte in seiner Nähe ein Schnaufen und Lallen. Erst fand er sich nicht gleich, als er jedoch bei sich war, horchte er. Die lallende Stimme kam von der Zimmerdecke herab. „Mach doch auf!" flehte sie, „es stürmt so sehr! — Hamburg ist eine große Stadt. — Ich gefalle dir besser! Sage es noch einmal. Mach auf!"

Also murmelte jemand und Erhard merkte, daß es Moriz war, und daß Moriz auf das hohe Büchergestell hinangeklettert war, auf welchem er nun hockte. In der Besorgnis, daß das Gestelle umfallen und der Genosse sich beschädigen könne, stand Erhard rasch auf, stellte sich unter den Kameraden hin und suchte diesen zu sich zu bringen. Moriz wachte auf und als er sich in dem ungewohnten Zustande fand, kletterte er rasch zu Boden, legte sich auf den Strohsack und zog sich die härene Decke über beide Ohren.

Am nächsten Morgen war nichts anderes, als daß die jungen Reisenden im Hospiz ihren Dank darbrachten und dann die Wanderung fortsetzten über Berg und Thal. Sie waren hinabgekommen in einen schluchtartigen Graben, der sich stundenlang hinzog. Sie kamen zu einem schönen See, an dessen Ufern vornehme Gesellschaft war. Erhard wollte mit derselben Bekanntschaft machen, Moriz sagte: „Mach du, was du willst, ich kehre um."

Erhard schaute einmal drein. „Du willst jetzt mitten im schönsten Wetter und mitten in der prachtvollsten Ge-

birgsgegend die Reise abbrechen und nach Hamburg zurückkehren?"

„Hamburg geht mich nichts an," antwortete der Blonde. „Ich will in das Thal der drei Aehen."

Der Dunkle lachte laut auf.

„Dein tolles Lachen brauche ich nicht," verwies Moriz. „Ich bin entschlossen, um das Försterstöchterchen zu werben und es zu meiner Frau zu machen."

Erhard sagte: „Freund, du bist verliebt, und das ist kein Spaß. Darum verzeihe, daß ich gelacht habe. Ich will gerne mit dir zurückwandern bis ins Thal der drei Aehen. Du wirst das Kind leicht gewinnen, und wenn du dich satt geherzt hast, dann ziehen wir weiter."

Moriz nahm eine fast drohende Stellung an und fragte: „Glaubst du, mir geht es dahin, daß ich dieses herrliche Naturkind verführe?"

„Du willst ja zum Försterhause zurück!"

„Ich werde sie heiraten."

Dem Dunklen war neuerdings zum Auflachen, doch hielt er mit Erfolg zurück und sagte: „Damit würdest du sie sehr überraschen. Das sind die Alpendirndeln nicht gewohnt, daß ein Student, dem Eine gefällt, sie gleich von der Stelle weg heiraten soll. Wisse, was mir einmal eine Schöne vom Land gesagt hat, als ich scherzeshalber ihr das Heiraten versprach. Du mußt schon ein sauberer Lump sein, sagte sie, daß du kein vornehmes Stadtfräulein kriegst und eine Bauerdirn nehmen willst. Geh, plausch nit lang, setzte sie bei, wir wissen ein jedes recht gut, was wir wollen. Siehst du, so sind sie, und ich lobe mir eine solche Tapferkeit. Sie wissen recht gut, daß sie zur Stadtfrau nicht taugen, und ist's auch gar nicht nötig; wenn's

ihnen einmal nach einem Stadtherrn geht, so haben sie ihn ja."

„Ich habe schon gesagt, daß ich mir ein Landgut kaufe," versetzte Moriz.

„Und darum hast du neun Jahre Gymnasium und fünf Jahre Rechtsgelehrtheit studiert, daß du schließlich ein Bauer wirst?"

„Traurig, wenn einem das Studium daran hinderlich wäre, sich das Lebensglück nach besonderer Neigung zu gründen. Gerade das Studium, die Bildung muß mich frei und vorurteilslos machen, daß ich in der größten Auswahl die beste treffe."

„Ein Junge wie du kann unter Gräfinnen wählen. Ich, ein schlechter Schulmeister, bete eine Baronin an, wie du weißt, und werde sie heimführen. Und du, eines Großkaufmanns Sohn und Erbe! Dein Herr Vater, hörst du, der würde ein anmuthiges Gesicht machen, wenn du ihm eines Tages die Bäuerin als liebe Schwiegertochter vorführtest!"

„Meines Vaters Geschäft war stets mein Feind," sagte Moriz und zuckte die Achseln. „Einmal habe ich es schon besiegt, damals als ich der Handelsschule entlief und ins Gymnasium flüchtete. Mein Bruder ist gar nicht unzufrieden mit mir, daß ich ihm das Feld überließ. Nun will ich sehen, ob nicht auch die Konvenienz zu besiegen ist. In schöner gesunder Gegend ein Landgut, ein einfaches braves Weib, das ist eines deutschen Mannes würdig."

„Dein Idealismus ist ja sehr löblich und —"

„Schweige!" unterbrach Moriz. „In diesem Punkte werden wir uns nie verstehen. Viel Vergnügen für deine weitere Reise!"

Erhard stutzte ein wenig. Dann sagte er kleinlaut: „Wenn du glaubst, daß ich dich verlasse, Freund, dann verstehen wir uns auch in einem anderen Punkte nicht. Allerdings, du kannst es verbieten, daß ich mit dir, neben dir hergehe, aber hinter dir dreinzuspazieren, das kannst du mir nicht wehren. Ich bin dein Reisebegleiter, diese Ehre kannst du mir nehmen; ich bin dein Freund, und das zu vereiteln steht nicht in deiner Macht."

Moriz drückte dem Kameraden die Hand. Eine Stunde später waren sie auf dem Rückwege über das Gebirge gegen das Thal der drei Achen. —

Im Försterhause hatte die Liebe noch ganz andere Verheerungen angerichtet, als in dem Herzen des Patriziersohnes aus Hamburg.

Dem alten Leuthold fiel es sogleich nach seiner Heimkehr auf, daß etwas nicht richtig war. Das Mittagsmahl hatte sie nicht für ihn bereitet, seine Hausschuhe standen nicht auf dem gewohnten Platze und als er die Tochter fragte, ob sie die Klafterrechnung des Karlingschlager Holzmeisters schon geprüft hätte, schlug sie die Augen nieder und murmelte, sie hätte vergessen.

„Bist du krank, Kind?" fragte er sie.

Adam war schweigsam und träumerisch geworden. Wie verloren verrichtete sie ihre gewohnten Geschäfte, und die Magd Gertrud schlug öfter als einmal ihre knochigen Hände über den Kopf zusammen. Überaus bedenklich kam es ihr vor, als sie das Mädchen einmal mitten in der Nacht in ihrem Stübchen laut rufen hörte: „Niemand darf herein!" Und es war doch niemand draußen. — Was soll denn das werden? dachte die Magd. Der Vater Leuthold wird ohnehin schon alt und vergeßlich und wunder-

lich. Jetzt wenn das Dirndel auch so anhebt — was soll denn das werden?

Freilich, mit dem Förster ging es abwärts. Seine Beine wollten ihn nicht mehr recht durch die Wälder tragen, auch der Blasebalg in der Brust, wie er sagte, war schadhaft geworden. Er dachte daran, sich in den Ruhestand versetzen zu lassen. Was aber soll mit der Tochter geschehen, für welche, wenn sie ihn begleiten müßte, der Ruhestand des Vaters keine richtige Erfüllung ihrer regsamen arbeitslustigen Natur wäre. Bei einer Unterredung, die der Vater in diesen Tagen mit der Tochter führte, sagte sie, es sei ihr alles eins, geschehe mit ihr was da wolle.

In solcher Stimmung war Adam, als jener Tag kam, an welchem sie unten in der grünlich dämmernden Waldschlucht an der Ach weiße Linnen schwemmte. Die Magd Gertrud war mit einem Korbe voller Leinwand hinaufgegangen zum Hause. Zur selben Stunde stand unweit vom Flusse der junge Gebirgswanderer Moriz und blickte mit Beklommenheit auf das emsig thätige Mädchen hin. Es widerstrebte ihm, unbemerkt zu ihr zu treten und sie zu überraschen, vielleicht gar zu erschrecken. Daher stand er dort und hüstelte, obgleich sein Leiden durchaus nicht in der Lunge saß, sondern im Herzen. Aber das Wasser rauschte und sie hörte das Hüsteln nicht. Also schlug er mit seinem Stocke an den Baumstamm, da wendete sie sich um, sah ihn, erkannte ihn, wußte aber ihren unendlichen Schreck über seine Gegenwart gar nicht übel zu verbergen. Erstlich that sie, als kümmere sie sich nicht um ihn, sondern peitschte mit den Fahnen ihrer Leinwand das Wasser.

Nun trat Moriz zu ihr hin, lüftete aber nicht den Hut, sondern hielt ihr die rechte Hand vor.

Sie faßte die Hand nicht an, sondern fragte mit gottlos gleichgiltiger Stimme: „Wo ist nur dein Kamerad geblieben?“

„Nach meinem Kameraden,“ antwortete Moriz, „nach dem sollst du nicht fragen. Nach keinem andern sollst du fragen. Ich bin wieder zurückgekommen zu dir. Du sollst mich anblicken.“

Sie hielt in ihrer Arbeit inne und blickte ihn an.

„So nicht, so strenge sollst du mich nicht anblicken,“ sagte Moriz. „Es ist ohnehin nicht leicht, was ich mit dir zu sprechen habe. Ich weiß nicht einmal deinen Namen.“

„Mein Name heißt Adam,“ antwortete sie.

„Nicht den Familiennamen. Deinen Taufnamen möchte ich wissen.“

„Mein Taufname heißt Adam.“

Er stutzte.

„Ich will dir's wohl sagen, warum ich Adam heiße,“ sprach das Mädchen. „Mein Vater wollte einen Sohn haben, und weil er den nicht bekommen, so hat er mir den Namen des Sohnes geschenkt.“

„Mädchen,“ flüsterte der junge Mann und neigte sein errötendes Angesicht zu dem ihren, „ich möchte gerne deines Vaters Sohn sein.“

Sie schwieg und schwemmte. Er wiederholte das Wort, da sagte sie, ohne ihn diesmal anzublicken: „Du hättest einen guten Vater, aber — eine schlimme Schwester.“

„Nichts in meinem Leben,“ so fuhr Moriz fort, „hat mich so sehr gefreut, als das eine, daß wir zwei du zu einander sagen.“

„Wie sollten wir denn sagen?“ fragte sie.

„Mädchen!“ rief er und riß sie an sich, als drohte sie zu versinken im Wasser. „Wie ich dich liebe! Wie ich dich lie[illegible]!“

„Jesus Maria!“ hauchte sie und versank wehrlos in seinen Armen. Er küßte ihre Lippen rot, er küßte sie wund, er hätte sie zu Tode geküßt, wenn nicht der kreischende Schrei gewesen wäre, den die rückkehrende Gertrud ausgestoßen hatte im Angesichte dessen, was mit dem Dirndel geschah.

Das Mädchen entwand sich, entkam, eilte am Bache entlang mit fliegenden Haaren und jeden Augenblick war's, als wollte es sich in das Wasser stürzen. Moriz eilte ihr nach und holte sie ein.

„Komm,“ sagte er, „nun gehen wir miteinander zu deinem Vater. Ich bin keiner von solchen, die er fortschicken darf. Bin ich nur dir recht.“

„Mir bist du freilich recht, du lieber Knab', du süßer Mensch, du böser Mensch! —

Und noch an demselben Tage saßen sie beisammen in der Stube des Försterhauses.

„Ich will heute nur Ihr Jawort für den Fall, als Ihnen meine bürgerlichen Verhältnisse entsprechen,“ sagte Moriz. „Dann wollen Sie sich erkundigen, ob sich alles so verhält, wie ich Ihnen mitgeteilt habe. Ein schlechtes Leben gedenke ich Ihrer Tochter nicht zu bereiten. Sie soll eine Landwirtin sein. In wenigen Wochen komme ich wieder.“

Da Vater Leuthold in den dunklen Augen seiner Tochter lauteres Glück sah, so sagte er nicht nein. Er fand überhaupt nichts Besonderes darin, daß diese zwei jungen schönen Leute sich lieb hatten, daß er ein Hamburger

Bürgerssohn war und sie eine bayerische Försterstochter, und daß er ein Landgut kaufen wollte, in welchem sie die Hauswirtin sei. Sie paßt ja freilich dazu.

Noch fragte er seine Tochter, wie lange es mit der Verlobung denn wohl Zeit habe. Sie antwortete, die Verlobung sei schon geschehen. Vor Gott im Himmel sei sie seine Braut, und es sei nicht anders möglich, für sie sei nur Einer auf der ganzen weiten Welt, und dieser Eine sei Moriz. Lebe der, so sei sie bei ihm, und sterbe er, so sterbe sie mit ihm. Das sagte sie so ruhig, so kühl, so mit derselben Sicherheit, als berichte sie bei tropfenden Bäumen, heute Nacht habe es geregnet.

Aber wenn man nur ein einziges Kind hat, und dasselbe verlobt sich mit einem Bürgerssohn der freien Reichsstadt Hamburg, da will man denn doch auch eine kleine Verlobungsfeier veranstalten und die paar guten Bekannten dazu einladen. Hierin hatte der alte Leuthold gewißlich recht.

Mittlerweile strich Erhard der Dunkle in der Gegend um. Er wich dem Försterhause aus, und er wollte ihm doch wieder nahen. Moriz hatte ihn mit der aller unzweideutigsten Entschiedenheit abgedankt. Er sei großjährig und sein eigener Herr; in Herzenssachen lasse er sich weder von Eltern noch Freunden etwas dreinreden und wenn es Zeit sei, werde er schon auch allein den Weg nach Hamburg zurückfinden.

Erhard sah immer wieder, daß der Unterschied zwischen den Verhältnissen der beiden Liebenden zu groß war, und er hatte auch kein rechtes Vertrauen zur Beständigkeit seines Freundes, der wohl einerseits leicht zu entflammen, anderseits aber durch ruhig andauerndes

Gegengewicht bisweilen matt zu machen war. Also trat Erhard einen Tag vor der Verlobungsfeier noch einmal vor Moriz und sagte: „Freund, ihr dauert mich beide. Sie mehr noch als du.“

Moriz, der in bester Laune war, klopfte dem Kameraden auf die Achsel und sagte: „Laß es gut sein. Willst du ein übriges thun, so mache mir das Vergnügen, dem Verlobungsfeste beizuwohnen, und sonst —“

„Ich verstehe dich,“ versetzte Erhard, „sonst troll' dich zum Teufel, willst du sagen. Sei versichert, Moriz, sehr gerne würde ich deiner ersten Einladung nachkommen, wenn ich Lust hätte, mich zum Mitschuldigen zu machen. Also werde ich wohl den letzteren Wink beherzigen müssen und mich erst zum Feste der Ehescheidung wieder einfinden.“

„Erhard,“ sagte Moriz, „mir thut es wehe, daß du so bitter bist. Fast könnte man auf die Vermutung kommen, daß —“

„Nun?“

„— ein bischen Eifersucht —“

Der Dunkle lachte hell. „Nun glaube ich deine Liebe,“ sagte er, „nun glaube ich sie. Es ist das Merkmal daran. Aber hart ist es für mich, wenn ich vom Gebirge nach Hause komme, dein Papa frägt nach seinem Sohne und ich muß ihm das Unglück verkünden: er hat sich verlobt.“

„Besser, als abgestürzt zu sein.“

„Genau dasselbe. Tot für die Gesellschaft.“

„So errichte mir ein schönes Grabmal und schreibe darauf: Gott habe ihn selig!“

Unter solchen Worten schieden die Freunde auseinander.

Die Verlobungsfeier fand im Försterhause statt. Adam das Dirndel war Braut und Hauswirtin zugleich. Sie hatte wieder ihre volle Regsamkeit und Umsicht gefunden, sie ordnete alles, trug selbst den Zuckerkuchen auf, um sich sofort an die Seite des Bräutigams zu setzen und an dem Gerichte mitzuzehren. Moriz fand sich in den Kreis der ländlichen Gesellschaft, der neuen Verwandten so gut als eben möglich. Diese Formalitäten werden vorübergehen, dachte er, um sich aufzumuntern, und endlich bleiben sie doch alle zurück und nur sie allein wird mir folgen.

Der alte Leuthold blickte mit wahrem Seelenvergnügen auf das Paar. Er hielt auch eine Rede, in welcher er seinem Töchterlein den schalkhaften Rat gab, es möge nun den Namen Adam auf den jungen Ehemann übertragen und sich selbst mit dem zweiten Taufnamen Marie behelfen, wenn es nicht kurzweg die Eva sein wolle. In jedem Falle wünsche er, daß sie recht lange im Paradiese weilen, ja daß sie überhaupt die Nöten des irdischen Lebens niemals kennen lernen möchten. — Die Rede war erbaulich, dafür standen dem wackeren Forstwarte aber auch die hellen Tropfen auf der Stirn.

Als die Gäste zu später Nachtstunde sich verlaufen hatten, als auch Moriz sich verabschiedet hatte, um seinem Wirtshause, wo er Wohnung genommen, zuzufahren, nahm Vater Leuthold sein Töchterlein mit beiden Händen am Haupt, küßte es auf die Wangen und sagte tief aufatmend: „Es war der schönste Tag meines Lebens. Gottlob, daß er vorüber ist.“

An einem der nächsten Tage gab es die ersten Thränen. Moriz verließ das stille Försterhaus im Thale der drei

Achen, um in seine Heimat zu reisen, Vorbereitungen für die neuen Häuslichkeiten zu machen und Anstalten zur Hochzeit zu treffen.

Auf dem Söller des Hauses stand sie und mit weißem Tuche winkte sie dem lieben trauten Knaben nach, so lange sie ihn sehen konnte. Und als sie allein war und im Hause niemand, als ihr alter Vater und die einfältige Gertrud, und um das Haus nichts, als die Wiese und die Bäume, da hub sie an zu weinen.

Der erste Schmerz ihrer Liebe. Der süße Schmerz....

Adam war schon als Försterstochter eine Freundin des Waldes; auch hatte sie manchmal, wenn sie auf dem Söller saß und mit Linnen beschäftigt war, gerne hinausgeschaut in das Gebirge, das weit über die Waldwipfel hereinblaute. Aber jetzt auf einmal war alle Wald- und Bergschönheit dahin. Man sagt, daß Liebende mit Blumen spielen und die Vöglein behorchen. Bei Adam war das nicht, ihr war alles, was sie sonst ergötzt, sozusagen seelenlos geworden, denn die Seele hatte Moriz fortgetragen. Das Thal der drei Achen war wie öde Fremde, ob die Sonne schien oder ob es regnete, das war ihr einerlei. Ihr Liebstes war noch die alte Wanduhr, welche die Stunden des Tages vertrieb, und der Tafelkalender, welcher die Tage abhaspelte. Aber langsam ging es, heiliges Kreuz, das ging langsam!

Am neunten Tage der Abreise des Bräutigams kam ein Brief von ihm. Wenn der Holzknecht, der diesen Brief in der Tasche seines alten Rockes achtlos und täppisch dahertrug, und nicht einmal auf geradem Wege, sondern auf Umsteigen, und der fast vergessen hätte, ihn zuzustellen, wenn dieser Holzknecht unterwegs von einem Felsen ge-

fallen, oder in die Ach gestürzt wäre mit dem Briefe. Mit diesem Briefe!

„Mein Herz! Mein Himmelreich! Mein Mädchen!“ so stand es auf dem Papier. „Ich glaube, ich bin jetzt in Nürnberg oder in einer andern alten Stadt, mir ist es ganz gleichgiltig, ich bin abwesend von mir selber, ich bin im Försterhause bei Dir. Gott, wenn ich mir vorstelle, daß ich ein paar Meilen weiter rechts oder links über das Gebirge gegangen sein könnte, nicht ins Thal der Achen, daß mich nicht der Wettersturm zu Dir gejagt hätte, und ich Dich nie gesehen in diesem Leben, nie und nie, und daß wir alt geworden und gestorben wären, ohne von einander etwas zu wissen — wahnsinnig macht mich dieser Gedanke. Wie mir ums Herz ist, Mädchen! Ich eile nach Hause, daß es bald Hochzeit geben kann. Die Reise ging bisher gut vor sich. Unterwegs habe ich irgendwo meinen Überrock verloren, in Ingolstadt, wahrscheinlich im Gasthofe, mein Felleisen vergessen, wenigstens glaube ich früher so etwas mitgehabt zu haben. Mir einerlei; das Halskettchen von Dir trage ich ja doch am Leibe. Aber wenn es schmilzt an meinem Herzen! O Maria, liebst du mich denn wirklich? Kannst Du mich so rasend heiß lieben, als ich Dich? —“

Die Briefleserin schrie auf an dieser Stelle. Blau ward ihr vor den Augen, Sternchen tanzten umher vor ihren Augen. Natürlich, wenn man in den Himmel hineinsieht! — Von jetzt an war ihr nicht mehr einsam. Er ist ja bei ihr. Wenn sie ihr Herz nach Hamburg reisen ließe und er das seine ins Achenthal, das wäre ein unseliges Verfehlen! Sie bleibt da im Försterhause, bis er kommt, und daß er sie findet frisch und gesund. Am nächsten

Tage kam kein Brief von ihm. Sie sah aber nicht ein, warum. Am zweiten blickte sie auch vergebens aus nach Holzknechten oder anderen Leuten, die von der Richtung des Postortes dahergingen. Keiner brachte etwas. Eine Woche ging vorüber, sie ward ganz blaß und krank vor Warten, sie dachte sich die ungeheuerlichsten Gründe, warum er nicht schrieb. Die Erfindungen des Jahrhunderts mögen den Verkehr beschleunigen wie sie wollen, den Verliebten werden sie nicht genügen. Amor schießt mit Pfeilen, pfeilgeschwind müßte der Eisenbahnzug gehen, aber er ist eine Schnecke.

Erst nach zwei Wochen kam wieder ein Brieflein. Das war fast ebenso leidenschaftlich als jenes erste und verstieg sich sogar zu der Behauptung: „Und wenn die Hindernisse zu Dir so gewaltig wären, wie die Alpen, die zwischen Deutschland und Italien stehen, ich würde sie hinwegräumen." Ferner schrieb Moriz, daß er seine Familie in Wohlsein angetroffen habe, daß auch Erhard, sein Reisegenosse, schon in Hamburg sei, und daß es auf Erden verschrobene Köpfe gebe. Das Vorurteil sei überhaupt die Quelle alles Unglücks, auch seien die Götter neidisch und träufelten in jeden Honigtopf ein Tröpflein Wermut.

Ähnliches schrieb er noch mehr. Im Briefe lag auch seine Photographie, ein Brustbild, welches das Mädchen lange mit unbeschreiblicher Innigkeit anblickte. — Jetzt konnte sie ihm auch antworten, weil seine Adresse fest stand. Sie antwortete ihm unter anderem, daß sie das von den verschrobenen Köpfen und dem Honigtopf mit Wermut längst wisse, daß derlei aber nur geeignet sei, ihren Mut zu erhöhen. Je schwerer ein Glück zu haben sei, desto tapferer müsse man darnach trachten. Sie bitte

Gott täglich um Standhaftigkeit in Not und um Demut im Glück. Er, Moriz, habe sie gefragt, ob sie ihn auch so heiß lieben könne, als er sie. Darauf antworte sie gar nicht. Sie sterbe in ihrer Seligkeit nur so hin, anders könne sie es nicht sagen. Sie bitte nur, daß er ihr eine beiläufige Zeit nenne, wann sie Hochzeit machen wollten. Sie arbeite fleißig an ihrer Ausstattung und habe sich dazu auch zwei Näherinnen ins Haus genommen. Ihre Bekannten im Thale der Achen könnten sich immer noch nicht fassen, daß sie so weit weg heiraten wolle und eine vornehme Frau werden. Nach einer solchen stehe ihr Sinn aber nicht. Sie frage ihn, ob er schon ein passendes Landgut gefunden hätte. Er möge ja nur trachten, daß es in einer schönen Gegend stehe auf dem flachen Lande, und fruchtbar sei. Wenn es auch tausend Morgen weit wäre und hundert Arbeitsleute brauchte, sie wolle damit schon fertig werden. Ihr sei kein Schaffen zu viel und sie wolle schon etwas vom Flecke bringen. Mit der Mahnung, sehr bald Bestimmtes zu schreiben, schloß sie den Brief und trug ihn, da es Sonntag war, selber hinaus in das Kirchdorf zur Post.

Jetzt hatte sie schon Geduld im Warten. Wollte sie etwas Bestimmtes von ihm hören, so mußte sie ihm auch Zeit lassen, Bestimmtes zu machen. Für sein Bild hatte sie eigenhändig einen Rahmen geschnitzt, denn an dieses Heiligtum wollte sie keinen Dritten tappen lassen. Das Bild hatte sie in ihrem Kämmerlein angebracht an der besten Wandstelle und es mit einem Kranz aus Immergrün und roten Waldblumen umgeben. Nicht satt konnte sie werden, in sein schönes, treues Angesicht zu blicken, dieses Auge, dieser Mund wurde immer noch entzückender und süßer. Wie mancher Mensch doch gar so schön sein kann!

Als ein Monat vergangen war, schrieb sie ihm wieder. Da kam der erste große Schnee und vermauerte die Wege in das Thal der drei Achen. Als nach einer Weile die Wege wieder passierbar wurden, erwartete Adam mit Sicherheit ein Schreiben aus Hamburg. Es kam nicht. Es kam der Christabend, es verging der Christtag. Im Försterhause war es still, der Vater Leuthold kränklich und zuweilen unwirsch; die Magd Gertrud hatte den Kopf voll von Weihnachtsgebräuchen; der Forstgehilfe saß viel in einem Bauernwirtshause an der kalten Ache und Adam — war schweigsam.

Endlich am zweiten Tage nach dem Christfeste kam von einem eigenen Boten getragen ein Paketchen daher, in welchem Goldenes Geschmeide war. Ein Armband und ein Stirnreifen mit drei funkelnden Steinen. Dem Mädchen stand einen Augenblick das Herz still von freudigem Schreck. Das war ja Hochzeitsschmuck! Mit zitternder Hand langte sie nach dem beiliegenden Briefe, der folgendermaßen lautete:

„Liebste, beste Marie!

Verzeihe doch, daß ich Dich so lange ohne Antwort ließ. Aber Du erbatest Bestimmtes und solches konnte ich nicht schreiben, kann es auch heute noch nicht. Es ist eine wahre Not mit meinen Angehörigen, sie halten dafür, daß meine Verheiratung noch Zeit hätte, und ohne Einverständnis meines Vaters, das erst nach und nach erlangt werden kann, will ich vorläufig nicht handeln. Du selbst, Liebste, bist ein zu gutes Kind, als daß Du solches nicht billigen würdest. Auch ist eines Landgutes wegen vor dem Frühjahre ein Ankauf nicht zu denken. Ferner wäre es noch zu überlegen, ob Dir das norddeutsche Leben und Klima

wohl behagen wird? Man sagt, daß die Älpler hier Heimweh bekommen, und mir thäte es unendlich leid, wenn Du an meiner Seite nicht so glücklich werden solltest, als Du verdienst. Nun, kommt Zeit, kommt Rat. Heute bitte ich Dich nur, die beiliegende Weihnachtsgabe, mit der ich Dir eine kleine Freude machen möchte, recht freundlich anzunehmen. Sollte ich vor Neujahr nicht mehr Gelegenheit finden zu schreiben, so nimm schon heute die herzlichsten, besten Glückwünsche für das kommende Jahr, und gedenke recht oft Deines Freundes Moriz."

Dieses Schreiben beantwortete Adam sogleich. Das Gefühlvolle beiseite lassend, suchte sie seine Bedenken durch ruhige Auseinandersetzungen zu zerstreuen. Was die Zeit des Heiratens anbelange, fasse sie sich in Geduld, sei es ein Monat lang oder ein Jahr, nur wolle sie einen Zeitpunkt genannt wissen. Das norddeutsche Land und Leben fürchte sie nicht, sie wisse sich in alles zu fügen und Heimweh könne eine liebende und thätige Hausfrau nur empfinden zu ihrem eigenen Hause. Die kostbaren Christgeschenke betrachte sie als Brautgeschenk und werde dieselben nicht eher tragen, als bis zu dem glückseligen Tage, da sie an seiner Seite vor dem Altare stehe. — Dann kamen die letzten Zeilen, welche ein Aufschrei ihres liebenden Herzens waren, ein Hinstürzen an seine Brust, ein Niederknieen vor dem Geliebten, ein Beschwören seiner Treue . . . .

„Was schreibt denn der Moriz?" fragte eines Tages Vater Leuthold seine Tochter, da sie immer schweigsam war.

Sie antwortete, daß er gesund sei und sich ihre Zukunft angelegen sein lasse; die Geschenke verschwieg sie ihm, ohne eigentlich selber recht zu wissen, warum. Am nächsten Tage nach dem Frühstück, als draußen der Winter stürmte

und im Ofen das Feuer brüllte, beschied der alte Förster sein Töchterlein an seinen Lehnstuhl, aus welchem er selten mehr aufstand. Er faßte sie fast zärtlich an der Hand und sagte: „Adam, ich habe gestern seinen Brief gelesen, den von Weihnachten."

„Du solltest ihn auch lesen, Vater, deshalb habe ich ihn in deine Lade gethan," antwortete das Mädchen.

„Adam," sagte der Alte, „dieser Brief gefällt mir nicht."

„Der liebe Moriz! Er hat auch seine Sorgen," sagte sie.

Der Förster blickte mit müden Augen auf sein Kind, streichelte mit den knorrigen Fingern ihren Arm und murmelte: „Gutes, gutes — armes Wesen!" —

Nun kam eine lange, einförmige, traurige Zeit. Das Mädchen hoffte von Tag zu Tag, ward enttäuscht von Tag zu Tag — und ertrug es. Blaß waren ihre Wangen und betrübt ihr ernsthaftes Auge, das sah man wohl, aber wie tief sie litt, das hat niemand erfahren. Schlimm war, daß sie nicht genug Arbeit hatte; die Gewandung zur Hochzeit war fertig und sonst gab es im schweren Winter nicht viel zu thun. Unzähligemale des Tages öffnete sie den Schrank und sah nach, ob an den glatten weißen Linnen nicht etwa doch noch etwas zu machen wäre; schlechterdings nein, es war alles fix und fertig, bis auf das letzte Fädchen am Saum, bis auf das letzte Pünktchen an ihren roten Namensbuchstaben. So verwendete sie alle ihre Sorgfalt auf die Pflege des Vaters. Dieser träumte manchmal so hin, ohne zu wachen und zu schlafen. In der Nacht hatte er mehrmals laut nach seinem Gewehre gerufen und von einem großen schwarzen

Vogel phantasiert, der draußen auf der Linde sitze. War er wach, so wußte er nichts davon, und war ihm leichter, so hoffte er auf das Frühjahr; wenn die Bäume junges neues Leben bekommen, wird auch dem Förster besser werden.

Manchmal kam eine Jugendfreundin ins Haus und bat Adam, daß sie ihr einen Blick in den Ausstattungsschrank thun lasse und fragte so ein wenig schalkhaft herum, bis wann man gratulieren dürfe und man würde doch auch eingeladen werden zu dem Ehrentage. Als die Ostern nahten, schrieb die Försterstochter nach Hamburg, was denn das sei? Ob er krank sei, daß er denn gar nichts mehr von sich hören lasse. Sie fürchte sich vor Kranken nicht und werde ihr wohl nichts anderes übrig bleiben, als selber nach Hamburg zu reisen, um ihm beizustehen, falls er in einer Not wäre. So zuversichtlich war ihre Liebe noch immer, und, obzwar manchmal eine bange Ahnung ihr zitterndes Herz durchwehte, ein Gedanke, als könne der Bräutigam ihr untreu werden, wurde nicht wach. Ganz plötzlich mußte es kommen.

Am Osterdienstage war der Förster Leuthold das erste Mal nach langer Zeit wieder in das Freie gegangen. Adam wollte ihm seinen Lehnsessel hinaustragen unter die Fichten, das lehnte er ab, er wolle wieder einmal im Wilden sitzen. Auf den Stock einer vor etlichen Jahren gefällten Lärche setzte er sich und dort saß er auch noch, als gegen Abend die Tochter herauskam, um nach ihm zu suchen. Er saß vorgebeugt, in lauernder Stellung und stieß krampfhaft hastig die Worte aus: „Das Gewehr! Der schwarze Vogel ist da!“

Adam eilte, um sein Begehren zu erfüllen; als sie

zu ihm zurückkam, lag er vom Stock herabgesunken auf dem Moose — er wachte nicht und er schlief nicht, er hub sachte an zu erkalten.

Niemand hatte bisher Adam in der wilden, tobenden Leidenschaft gesehen, in der sie sich jetzt zeigte. Sie riß den Vater heftig von der Erde empor, sie schrie ihm gellend seinen Namen ins fahle Angesicht, sie rüttelte ihn mit aller Kraft, sie schleuderte ihn wieder hin, sie rief den Forstgehilfen, daß er zum Arzt eile. Der Gehilfe wollte erst in das Haus gehen, um seinen Hut zu holen, darüber wurde sie aufgebracht und drohte ihn davonzujagen. Er blickte hin auf den starren Körper und sagte: „Der ist ja mausetot!"

„Dummkopf!" herrschte ihn das Mädchen an, „dieses Wort sagst du mir nicht mehr!"

Der Forstgehilfe holte den Arzt, der erst nach Stunden eintraf, immer noch früh genug, um sicherzustellen, daß der Förster gestorben sei. Adam hatte den Toten selbst hineingetragen und auf sein Bett gelegt, hatte im Verein mit der Magd alle Mittel, die ihr einfielen, angewendet, um ihn von der vermeintlichen Ohnmacht zu erwecken. Endlich sahen sie es wohl, er gehöre auf das schmale Brett und nun leitete das Mädchen mit unheimlicher Hast die Aufbahrung.

Der Bote, welcher ins Kirchdorf geschickt worden war, um die Bestattung zu veranstalten und einen Sarg zu bestellen, brachte mit dem Sarge auch einen Brief nach Hause. Der Poststempel war Hamburg, aber die Adresse zeigte eine fremde Schrift. Adam ging damit in ihre Kammer und zögerte einige Augenblicke, den Brief zu öffnen. — „Mut!" sagte sie endlich, und der Umschlag war entzweigerissen.

Dieser Brief hatte folgenden Wortlaut:

„Liebes Fräulein Adam!

In der angenehmen Voraussetzung, daß Sie sich wohl auch meiner noch ein bischen erinnern werden, habe ich Ihnen die besten Abschiedsgrüße zu übermitteln von einem guten Bekannten. Mein Freund Moriz Bagemann hat im deutschen Consulate zu Rio de Janeiro eine Stelle angenommen, ist vor einigen Tagen nach seinem neuen Bestimmungsorte abgereist und hat leider nicht mehr Gelegenheit finden können, Ihnen persönlich zu schreiben. Da es ihm nicht gelungen ist, seinen Plan, eines Landgutes wegen, zu verwirklichen, da er vielmehr in einen fernen, unwirtlichen Weltteil verschlagen worden ist, in welchem Sie, das Gebirgs- und Waldkind, wohl bald zu Grunde gehen müßten, so betrachtet er in Ihrem Interesse das Verhältnis für gelöst, läßt Ihnen alles Gute, dessen Sie würdig sind, von Herzen wünschen und bittet Sie, ihm ein freundliches Andenken zu bewahren, so wie auch ihm die Erinnerung an die lieblichste der Waldidyllen stets teuer bleiben wird.

Den Auftrag des Freundes somit als erfüllt betrachtend, zeichnet sich Ihr ergebener Erhard Veldeke."

Als es Abend ward, fiel es der Magd auf, die Adam schon eine Weile nicht mehr gesehen zu haben. Sie war doch nicht fortgegangen vom Hause, es harrten ihrer allerhand Obliegenheiten, und sie war nicht zu sehen. Als man an ihrer Kammer klopfte, war diese verschlossen, als man ihren Namen rief, folgte keine Antwort, und als man daran ging, die Kammerthür zu erbrechen, fehlte dazu der Mut.

Am nächsten Morgen, als die Leute des Waldes sich

versammelt hatten, um dem alten Leuthold das letzte Geleite zu geben, war auch Adam wieder da. Sie war wortkarg und ernst, sie war ganz ruhig. Sie leitete die Begräbnisfeierlichkeit, hatte keine Thräne, als man den Sarg aus dem Hause trug und hatte keine Thräne, als man ihn in das Grab senkte.

Die Leute wunderten sich darüber. Welch eine Katastrophe seit gestern in dem Herzen dieses Mädchens vorgegangen war, das ahnte keiner.

Und die Wasser der drei Achen flossen immerfort; sie allein hätten ein Meer füllen können in den langen Zeiten, als das Dirndel schweigend litt.

Dort, wo aus flachen grünen Almen die Wilde Starr emporspringt, wo blumige Matten, üppiges Knieholz, beeiste Tümpel, Schutthalden, Felstrümmer und nimmerschmelzende Schneewuchten fast unvermittelt neben einander liegen, hart an einer Felswand steht die Tafel: „Weg zum Hause". Ein hölzerner Handzeiger weist erbarmungslos das Gewände hinan, welches einst für unbesteigbar gegolten hatte. Eine Frau, heißt es, hätte die Unzugänglichkeit gebrochen. Das Gewände ist nicht so glatt, als es von der Ferne scheint, es hat Runsen, stiegenartige Absätze und Vorsprünge und dazwischen und daneben und darüber hinauf ist sehr geschickt ein etwa zwei Meter breiter Weg angelegt, teils in den Fels gegraben, teils in die freie Luft hinausgemauert, teils auch über Engschluchten mit Holzbrücken gebaut. In drei großen Windungen hat er den senkrecht aufspringenden Felsstock überwunden und der Wanderer, der ihm vorsichtigen Schrittes gefolgt, ist endlich auf einer steinigen Hochebene, die so

groß ist, daß bei Windstille der Juchschrei eines Älplers von einem Rande bis zum anderen kaum gehört werden kann. Diese Hochebene ist fast viereckig wie ein Tisch und springt nach drei Seiten in den angedeuteten Wänden ab. Nach der vierten Seite, gegen Mitternacht hin, starrt ein breitgegründeter wüster, schründiger Felskegel auf, an dessen Hängen kein Pflänzchen, kein lockeres Körnlein sich halten kann, in dessen Spalten und Runsen der Schutt, der Schnee und das Eis liegt. Ein starrer Block, der ganz unbesiegbar zu sein scheint und auf dessen spitzigem Gipfel doch etwas wie ein goldener Stern hinausleuchtet in das weite Rund des Hochgebirges. Man sieht über den zackigen Hochwall der in der Runde blauenden Berge nur an wenigen Stellen hinaus in die Ätherfernen. Zu den Scharten der Päße und Thäler leuchtet nur die goldig schimmernde Luft eines südlichen Sommers herein, aber wie weit ist das, wie weit! Wenn man am Rande des Tisches steht, sieht man wohl hinab in schattendunkle Schluchten und Kessel, man sieht graue Felder liegen, an denen nur ein geübtes Auge unterscheiden kann, ob es Schuttlager oder Gletscher sind. Man sieht gegenüber den Schluchten das rissige Gefelse aufstarren, hoch an den Häuptern von flüchtigen Nebeln umraucht. Man sieht an den flacheren Ausböschungen der Berge den unendlichen Pelz des Gezirms, man sieht weiterhin die Almen mit ihren lichten Punkten, die nicht etwa weiße Schafe oder graue Rinder sind, sondern unbewegliche Almhütten. Lärchen-, Fichtenwälder, so tief sieht man nicht. Wo man den Fuß dieser Berge zu sehen glaubt, dort ist schon ihre Brust. • Nur in dem einen merkt es der Wanderer, wie hoch er hier ist, an dem leichten Atemholen in der dünnen

kühlen Luft. Man will aber wissen, daß auf der höchsten Bergspitze, wo der goldene Stern funkelt, das Atemholen für die Länge nicht mehr ganz so wohlig ist, als hier auf dem Tische; schon zu rasch soll dort oben die Lunge arbeiten müssen, und manchem Bergsteiger, der einige Minuten auf jener Spitze weilt, um die Gebirge dreier großer Monarchien und einer Republik zu schauen, fließt zur Nase ein rotes Tröpflein herab.

Zwei einzige Farben sind vorherrschend in dieser Gegend, das matte Grau, bei Sonnenschein von weißen Punkten und Tafeln unterbrochen, und das dämmernde Blau in der Ferne und des Himmels. Und fast ist es, als hätte das Licht der Sonne hier nicht die rechte Macht, als sei es zu sehr hingegossen in den unermeßlichen Raum, um sich auf einzelne Gegenstände vereinigen und denselben Farbe geben zu können.

Wer nun, den Felsenweg heraufgekommen, auf diesem Tische über die platten Steine und über den moosigen Sand und zwischen den wellenförmigen und auch scharfkantigen Steinerhebungen dahinschreitet, den Markstangen entlang die Richtung gegen den wüsten Bergkegel, der wird am Fuße dieses Kegels ein Gebäude stehen sehen. Es ist fast so grau wie all das Gestein ringsum, es hat zwei Reihen kleiner Fenster, es hat ein flaches, mit Steinen beschwertes Schindeldach mit mehreren Rauchfängen, es hat ein paar kleinere Nebengebäude und ein paar dunkle Wassertümpel. Bei einem derselben rinnt aus dem Felsen ein Brünnlein; dieser Tümpel hat am Rande eine dünnere Eiskruste als die anderen. Daneben ist auf schwarzer Erde sogar ein Gärtlein mit kümmerlichen Alpensträuchern. Das Ganze ist eingefriedet mit einem rauhen Wall, durch dessen Scharten man aus- und eingehen kann.

Solches ist nun das Haus, zu dem uns unten die Tafel heraufgewiesen hat. Es ist aber kein Hospiz, denn als ein solches wäre es zu weit entlegen einer Straße; es ist keine Touristenherberge, denn als solche wäre die Ansiedlung zu weitläufig angelegt. Es ist „das Haus". In der Gegend weitum und auch draußen in der Welt weiß man, was unter diesem Hause zu verstehen ist. Es ist ein Haus für Leute, die nicht gesund und nicht krank sind. Es ist eine Zuflucht für solche, die einmal auf einige Zeit welt- und kulturflüchtig sein möchten und in den Wüsten leben, wie Gott sie erschaffen hat und wohin das schale Leben des Tages nicht dringen kann, wo man aber trotzdem schon am ersten Tage des Aufenthaltes anfängt, den kleinen Wünschen nach gewohntem Genusse zu fröhnen und so wo möglich auch in der urheiligen Wildnis das schale Alltagsleben anzufangen. So ist der Mensch: Erst sucht er seinen alten Verhältnissen zu entkommen, und ist es ihm gelungen, allsogleich beginnt er wieder, in seinem neuen Kreise dieselben aufzurichten. Auf der Wilden Starr geht's aber nicht so leicht.

Gegründet wurde dieses Asyl für Weltflüchtige von einem Weibe, unter dessen Leitung es auch stand an dem Tage, an welchem der Erzähler den hohen Felsentisch betrat. Es war ein Weib von etwa fünfundvierzig Jahren, es trug das Gewand, wie es wohlhabende Älplerinnen haben in jener Gegend, des schwarzseidenen Kopftuches nicht zu vergessen, das sie turbanartig um ihr blondes Haar geschlungen, der Goldkette nicht zu vergessen, die sie vielfach um den Hals geschlungen und mit einer breiten Schnalle vorne zusammengeschlossen hatte. Sie war stattlich und derbknochig gebaut, hatte ein längliches, ge-

bräuntes Antlitz, blaue Augen mit buschigen Brauen und um den ausdrucksvollen Mund den Schatten eines Schnurrbartes. In dem Wesen lag etwas Ernstes, um nicht zu sagen Herbes, und doch soll man sie nie zornig gesehen haben, aber auch selten lachend. Eine ruhige Strenge lag in ihr, mit der sie das Haus und das Gesinde regierte, und ein trockener Humor kam zum Vorschein, so oft etwas Außergewöhnliches war, irgend ein Mißgeschick, oder wenn sie einen ihrer Untergebenen zu rügen oder zu strafen hatte.

Jetzt stand sie an den Stufen unter der schmalen Hausthür und rief gegen eine Stallung hinüber: „Scholastl!"

„Ich habe jetzt nicht Zeit," antwortete die Stimme eines hockerigen und hinkenden Knechtes, der mit niederhängenden Händen träge heransiffelte.

„Scholastl!" sagte sie.

„Auweh, da bin ich ja schon," murrte er.

„Es müssen heute die Kisten und die Säcke noch von den Almen herauf."

„Das kann ich nicht thun, Dirndel, die Maultiere muß ich um den Wein schicken."

Sie stieg von den Stufen vollends auf den steinigen Boden nieder, trat dem Knechte vor das Gesicht und sagte leise und nachdrücklich: „Scholastl, die Kisten und Säcke müssen von den Almen herauf. Ich sag' dir's!"

Da trottete der Scholastl zum Stalle, geschierte mit Hilfe eines Jungen die Maultiere ein und fuhr hinab zu den Almen.

Der Scholastl, das war der Widerspenstige. Nie gehorchte er der Herrin auf das erste Wort; auf das zweite aber that er alles mit der größten Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit und der alte Scholastl, so einfältig er aussah, war ihre rechte Hand und der Eckpfeiler des „Hauses".

Über den Steinboden her fegte ein scharfer Wind und schleuderte Sand an das Dach des Stalles, daß es knatterte. Etliche Gestalten, die vorhin im Freien auf Steinplatten und hinter schützenden Felsblöcken herumgesessen waren, huschten jetzt, in ihre schweren Mäntel oder Wollentücher gehüllt, gegen das Haus und ein schwarzbärtiger Herr rief der Hausfrau zu: „Mutter Adam! Wird's in diesem Jahre denn gar nicht mehr warm?"

„Es ist ja warm, Herr von Baltendorff."

„Das nennen Sie warm, Frau Adam? Prrr!"

„Mein lieber Herr, wärmer ist's auf der Wilden Starr nie gewesen und wird's auch nimmer werden."

„Dann will ich mir jetzt eine Flasche Rüdesheimer gestatten."

„Er möge Ihnen wohlbekommen. Ist Ihr Zimmer stets gut durchwärmt? Wollen Sie mir nur berichten, wenn etwas mangelt."

„Schönen Dank, Mutter Adam. Ich habe gar keine Klage. Nur wenn ich mir statt der Kerzen eine Lampe ausbitten dürfte."

„Dann hat die Marianna sie Ihnen ins Zimmer zu stellen vergessen. Jede Stube hat ihre Lampe. Es ist ja viel gemütlicher. Recht guten Tag, Herr von Baltendorff."

Damit ging sie zur Thüre hinein, um in Küche und Keller nach dem Rechten zu schauen.

Wir haben den Namen Adam aussprechen gehört. Wenn wir die Frau genau ansehen, so fällt uns jetzt eine gewisse Ähnlichkeit auf. Wir täuschen uns wohl? es ist auch zu lange her. Oder wäre es doch? — Ja, es ist Adam das Dirndel. Es ist die vom Försterhause an den drei Achen.

Als nach dem Tode des alten Leuthold ein anderer Forstwart ins Haus gekommen war, hatte dieser zu Adam dem Dirndel gesagt, sie möge nur bleiben, damit er nicht einsam sei. Sie hatte wirklich gedacht, noch einige Zeit im trauten Hause zu verbleiben, bis sich eine passende Stelle gefunden hätte. Nach diesem Worte des Forstwartes aber band sie eilends ihre Sachen zusammen und nahm einen Holzknecht auf, daß er ihre Habe davontrage. Wohin? fragte der Holzknecht. — An der kalten Ach entlang. — Bis zum Hochgebirge? — Ja. — Über den Schinderpaß? — Ja. — Ins jenseitige Land? — Ja. — Ins welsche Land? — Wie er wolle, ihr sei alles eins. — Bei den Brentelalmen aber ist sie geblieben, anfangs als Hirtin, später als Melkerin. In einem weiteren Jahre war sie Sennerin geworden über drei Hütten, die einem Großwirt gehörten unten zu Lungelstein. Mittlerweile ward es, daß immer mehr Fremde auf die Almen kamen und von diesen aus höhere Berge bestiegen. Da richtete der Lungelsteiner eine seiner Hütten mit Wein ein und anderem Zugehör, stellte ein paar Fremdenbetten auf und nun war die Adam Wirtin geworden, ohne daß sie es wollte. Die Dienstleute, die ihr beigegeben waren, nannten sie nicht anders als Adam das Dirndel, kam es aber darauf an, dann achteten sie in ihr die Befehlende. Damals schon war der Scholastl aufgetaucht, der war ein halber Krüppel und wurde, trotzdem er hinkte, als Bote verwendet zwischen Berg und Thal. Die Botengeherei wolle er nicht! sagte er oft, behielt sie aber doch und war verläßlich. Als die Almwirtschaft sich vergrößerte, forderte die Adam den Scholastl als Mitsorger und Mithelfer im Geschäfte; was nicht ihr Eigentum war, darüber wollte sie auch die Ver-

antwortung nicht allein tragen. Der Scholastl sträubte sich, blieb aber oben und betrieb mit ihr die Wirtschaft unter Fleiß und Umsicht. So war es jahrelang gewesen, sie hatten ihren Mitgewinn, und als die Adam dem Scholastl einmal seinen Anteil ausfolgen wollte, sagte er ihr offen ins Gesicht, sie solle den Bettel behalten, ihn aber dafür gänzlich versorgen und verpflegen, denn arbeiten wolle er nicht mehr. Er war damals kaum vierzig Jahre alt, daher lachte sie ihn aus und befahl, daß er auf der Stelle die Lattichblätter abmähen gehe, die draußen um die Hütten herum sich so widerlich ausbreiteten. „Ah, versteht sich, ich werde dir deinen Lattich abmähen!" gab er überlaut zur Antwort, „darauf kannst du lange warten!" Nahm von der Wand die Sense und ging an die Arbeit.

An manchen Fremden, wie sie aus aller Welt hinaufkamen ins Gebirge, machte Adam das Dirndel eine besondere Erfahrung. Die Almen waren ihnen zu zahm und die Verpflegung nicht fein genug Sie wollten die größte Naturwildheit und die größte Bequemlichkeit beisammen haben. Gischtende Wasserfälle und öligen Rheinwein, Gletscher und Federbetten. Schauerliche Abgeschlossenheit in den Hochwüsten und Telegraphenverbindung mit den großen Städten. So wollten es viele, und das gab ihr zu denken. Daß diese reichen und vornehmen Leute doch gar so sehr aus dem Gleichgewichte gekommen sind! Daß sie gar nicht mehr wissen, was sie wollen! — Der Arzt von Lungelstein kam öfters hinauf zu den Almhütten und beobachtete die Touristen und anderen Alpenfrischler, die da auf weiten Höhen so umherstrichen. Jetzt jauchzten sie, wenn auch mit dünneren Stimmen als der Weidbub', und waren voller Zufriedenheit und Glückseligkeit; im nächsten

Augenblicke voll Mißvergnügen, Hoffart und Verzagtheit. — Das sind lauter Leute, die nicht gesund und nicht krank sind, sagte der Arzt da einmal zum Dirndel, so werden sie unten in den Städten. Sie können nicht mit Freude arbeiten, nicht genießen, dafür sind sie nicht gesund genug; sie können in keine Heilanstalt gehen, nicht in Eiderdunen liegen bleiben, dafür sind sie nicht krank genug. Schimmelig sind sie, den Weltschimmel haben sie, und ausgelüftet sollen sie werden. Sie möchten es, aber der Alpenwind ist ihnen nicht weich genug und so laufen sie bald wieder davon. Solchen Leuten sollte man da oben in der Wilden Starr oder irgendwo in der Ödnis ein Nest bauen, es leidlich einrichten und dann hinausschreien in die Länder: Heilanstalt für Nervöse! Unter sechs Wochen wird bei uns keiner gesund, mit sechs Wochen jeder! — Du solltest sehen, Adam, wie sie kommen, bleiben und in der That frischer werden thäten an Leib und Seele. Und es wäre kein schlechtes Geschäft! Der Wirt ließe sich die frische Luft gut bezahlen und der Kurarzt die Heilkraft der Natur. Ich wollte schon Kurarzt sein! Anderswo macht man es auch so, aber zu tief unten, zu alltäglich. Das thut's nicht, die Leute müssen ein anderes Umsich haben. Einen dreitausend Meter hohen Kurort haben wir noch nicht. Hätte ich Geld, so würde ich ihn gründen."

„Ich thue es auch ohne Geld," entgegnete nun Adam das Dirndel und schlug die Hände ineinander, daß es klatschte. „Ich thue es ohne Geld. Ich habe schon lange so etwas anfangen wollen. Recht viel schaffen, das ist meine Freude. Jetzt weiß ich's. Ich weiß auch schon einen Platz dafür. Ein großes Haus auf der Wilden Starr."

„Auf der Wilden Starr!“ sagte der Arzt verblüfft nach. „Ja, ja. Aber es ist ein höllischer Berg!“

„Es wird grausam viel Geld kosten,“ rief sie. „Ich bringe es auf. In zwei Jahren steht's.“

Und es ward so. Zwei Jahre nach dem hochgemuten Worte stand auf dem Tische der Wilden Starr das Haus. Wie sie es angefangen hat, so viel Geld und Vertrauen zu gewinnen, das ist uns nicht bekannt worden. Persönlich soll sie in mehreren Städten gewesen sein, um vermögende Leute für ihre Absicht einzunehmen. Den Plan für das Haus, für die Bewirtschaftung desselben, für den Verkehr und die Verpflegung der Fremden hatte sie selbst gemacht und dabei die wichtigsten Neigungen und Wünsche der Vornehmen nicht übersehen. Am besten freilich, sie müßten da oben leben wie die Hirten, aber dann kämen sie nicht hinauf. Für behagliche Stuben, für Küche und Keller, für Bäder und Gesellschaftsspiele, für Bücher und Zeitungen, für Postgelegenheiten und sogar für einen Kupferdraht hinaus nach dem großen Marktflecken Lungelstein war gesorgt; alles Weitere, daß die Gäste gesund und froh würden, war der Natur überlassen, die hier stets mit sehr rauher, aber wohlthätiger Hand ihres Amtes waltet.

Für drei Sommermonate war die Anstalt berechnet, doch als sie Mitte Juni hinaufzogen, mußten manchmal fünf Männer über den Tisch hin stellenweise viel Schnee wegschaufeln, um zum Hause zu gelangen. Das Haus selbst war geschützt von dem Felskegel und hatte um seinen Wall junges Gras. Gleich am ersten Tage zogen allemal schon Kurgäste ein, denen freilich zwischen den feuchten Mauern trotz glühenden Ofens in der ersten

Nacht grausam fröstelte. Zu Hause wären sie davon sicher sehr krank geworden, aber dieses Haus ist ja gebaut, auf daß man darin gesund werde, also litten sie es und wurden nicht krank. — Und Frau Adam, wie sie von den Gästen genannt wurde, sorgte für das Wohl der Leute und auch für das Geschäft. Die aufgenommenen Gelder zurückzuzahlen und die Anstalt noch zu vervollständigen, das war ihr Trachten.

Als es draußen in den Thälern die Bürgerssöhne hörten, daß im Starrgebirge ein außerordentlich thatkräftiges Dirndel sei, welches eine Ansiedelung gegründet, die man über hunderttausend Gulden schätzt, daß dieses Dirndel gar frisch und frei und auch sonst nicht übel wäre, da gingen ihrer manche hinauf, tranken Wein und huben an sehr artig zu sein mit der Hauswirtin, die von ihrem Gesinde schlechthin das Dirndel geheißen wurde. Aber dieses Dirndel hatte für solche Artigkeiten kein Verständnis, es blieb nicht lange sitzen neben den manierlichen Burschen, es ging zu sehen, ob den Herrschaften in ihren Stuben oder sonst was fehle, ging in die Vorratskammern oder hinaus in die Stallungen und regierte mit den Mägden, Knechten, Schweinen und Maultieren herum. Und als sie eines Tages der Großwirt von Lungelstein, der Witwer geworden war, in Züchten und Ernsten fragte, ob man sich wohl anfragen dürfe? und wie es denn wäre? und es hätte gar keinen schlechten Schick — da fuhr sie mit der flachen Hand über den Tisch, als sei Staub wegzuwischen und sagte: „Ah nein, das nicht. An so was denke ich nicht. Es muß so auch gut sein."

Nachdem sie einige Sommer schon so hingelebt hatten, im Winter zu Lungelstein, im Sommer oben im „Hause", nachdem der Knecht Scholastl, so wollte er geheißen sein,

in allem die ausführende Gewalt war, so wie das Dirndel Adam die herrschende und die befehlende; nachdem der Knecht Scholastl immer noch störrisch war und dabei immer fleißig und klug, nachdem er immer seine eigenen Ansichten und Absichten hatte und immer die des Dirndels ausführte, trat er eines Tages zu ihr hin. Es war an einem Samstage abends, als gerade eine Anzahl Gäste angekommen war und mit Geschrei den roten Sonnenschein bewunderte, der auf den Felsen lag. Der Knecht hatte ein großes Bündel unter dem Arm und sagte: „Ich habe Feierabend gemacht, Dirndel, und habe zusammengepackt, und ich gehe jetzt."

Was das bedeuten solle?

„Mich vertreibt die Langweile. Alleweil arbeiten und alleweil arbeiten und gar keine Unterhaltlichkeit nicht. Und alleweil auf mich herschimpfen lassen, wo man eh Tag und Nacht trachtet."

„Wer schimpft dich denn?"

„Du nicht, Dirndel, das muß ich sagen, gleichwohl ich just dir am wenigsten Gutheit thun kann. Aber die andern, die Herrschaften. Glauben, weil sie Trinkgelder geben, so können sie herschimpfen wie sie wollen. Ich brauch' ihr Schimpfen nicht, und ich brauch' ihr Trinkgeld nicht. Ich bin kein Bedienter nicht, ich bin ein Bauernknecht und will mir einen andern Platz suchen."

Wendete sich das Dirndel ihm zu, schaute ihn gelassen an und sagte: „Scholastl, du bist dein eigener Herr. Du weißt es recht gut, daß ich mir jetzt auf der Stell' nicht zu helfen wüßte, wenn du fortgingest. Wenn du aber doch gehen willst, so halte ich dich nicht auf. Dein Geld kannst auch gleich mitnehmen."

„Ist mir recht," antwortete der Scholastl; das Wort war gar nicht laut gesagt.

Sie führte ihn ins Zimmer und begann unter vielen Papieren und Geldnoten sein Guthaben hervorzusuchen und zu berechnen. Er stand da und starrte drein. Als sie das Geld über den Tisch ihm zuschob: „Ist es so recht, Scholastl?" schlug er sich die Vorderarme ins Gesicht und hub an laut zu stöhnen.

„Was hast denn, Scholastl? Ist's dir zu wenig?"

„Mein Herz thut mir so viel weh," ächzte er.

„Daß du fortgehst?"

Er nickte bejahend mit dem großen struppigen Kopf.

„Narr, so bleib' da. Treibt dich ja niemand fort. Wirtschaften mitsammen weiter wie bisher und Grobheit brauchst dir von den Fremden ja keine gefallen zu lassen, wie ich mir keine gefallen lasse."

„Der Grobheiten wegen ist's ja nicht," sprach er weinerlich.

„So fehlt dir sonst etwas?"

Er nickte mit dem Kopf.

„Also rede, um Gotteswillen. Ich kann das Herumnebeln nicht leiden, und das sollst doch schon wissen, Scholastl, daß du mit mir reden kannst, wenn du ein Anliegen hast."

Jetzt fuhr er sich mit dem alten Lodenhut, den er in der Hand hielt, über die Augen und mit einer ganz gleichmäßigen Ruhe sagte er: „Am liebsten wär' es mir halt, Dirndel, wenn wir zwei zusammenheiraten thäten."

Sie schwieg. Auf so etwas war sie nicht gefaßt gewesen. Der Knecht mit dem hohen Rücken und dem schimmeligen Haar will sie heiraten. Aber warum nicht? Ist sie denn gar so jung? Ist sie je einmal jung gewesen?

Ist der Scholastl nicht ein braver Mensch? Hat er nicht sein gutes Teil beigetragen zu dieser Wirtschaft? Wenn es glaubhaft ist, daß junge Stadtdoktoren Försterstöchter heiraten sollen, so kann eine Wirtin ja auch ihren Knecht nehmen? — So dachte Adam das Dirndel. Und alles, was sie dachte, sprach für den Knecht, und alles, was sie empfand, sprach gegen ihn. Daher sagte sie nun mit sehr milder Stimme: „Scholastl, ich bin völlig erschrocken darüber, was du vorhin gesagt hast. Wie soll ich dir Antwort geben? Wenn ich heiraten wollte, warum sollte ich dich nicht nehmen? Aber ich heirate nicht. Daß du auch gerne etwas Eigenes hättest, kann ich mir vorstellen, und du findest gewiß die Rechte. Deswegen kann ich dich nicht halten und deswegen sei bedankt für deine Bravheit und wenn du einen guten Freund brauchst, so trachte, daß ich dir einfalle. Wenn du aber heute noch hinabwillst, so nimm eine Laterne mit dir."

Als das Dirndel so gesprochen hatte, strampfte der Scholastl mit einem Fuß auf die Dielen; schleuderte seinen Hut zu Boden und knirschte: „Ein Hundsfott will ich sein, wenn ich fortgeh'! Dirndel, ich bleib' bei dir, so lang als du mich magst, und es soll weiter von nichts mehr die Red' sein."

Er ging zur Thür hinaus, sie legte das Geld wieder in die Lade zurück, und die Sache blieb beim alten.

Frau Adam war fast ununterbrochen thätig. Sie saß in ihrem Geschäftsgelasse, schrieb Briefe, ordnete Rechnungen, oder sie ging im Hause umher, gab Befehle, griff manchmal auch selber zum Waschlappen, zum Kehrbesen, zu einem andern Werkzeuge, alles verstand sie zu handhaben. Und doch hatte sie noch Zeit, um hie und da bei einem der

Gäste stehen zu bleiben oder sich zu ihm zu setzen, wenn er ihr sein Leiden klagte. Mancher, der erfolglos bei berühmten Ärzten gewesen war, legte seine Schmerzen und seinen Kummer nun fast demütig vor der Bauersfrau aus, und sie hörte stets aufmerksam und teilnehmend zu und sagte dann wohl auch, sie wisse zwar nicht, was das heiße, krank sein, aber sie könne sich denken, daß es nichts gutes wäre; man müsse dem lieben Herrgott nur danken, daß er eine gute Luft und ein frisches Wasser erschaffen habe und es würde schon helfen. Manchem, der es wünschte, ließ sie Thee aus Alpenkräutern kochen, oder gab ihm wohlriechendes Wachholderöl, daß er kranke Glieder einbalsamiere. Wenn dann der Arzt aus Lungelstein kam, erkundigte er sich bei ihr heimlich nach den Leiden und Neigungen der Kurgäste, traf darnach seine Anordnungen und die Kranken konnten sich nicht genug wundern über die Einsicht dieses menschenfreundlichen Doktors, und mancher wurde schon aus Artigkeit gesund.

Einmal hatte jemand die Vermutung ausgesprochen, daß in der Schnalle der goldenen Halskette, welche Frau Adam Tag für Tag umhatte, etwas verborgen sein werde. Die Schnalle habe nämlich ein kleines Fensterlein, welches mit einem Silberblatte immer verschlossen sei; wenn dieses Silberbalklein aber aufgehe, so könne man ein Bildnis sehen, aber weiter wisse man nichts. Darauf hin warf nun mancher sein neugieriges Auge auf die Schnalle ihrer Halskette, aber die war so glatt verschlossen, daß man denken mußte, es werde nichts sein.

Wer das alternde „Dirndel" so betrachtete, dem verging fast die Neugierigkeit. Zarte Neigungen und dergleichen konnte man sich bei dieser Person nicht recht

vorstellen, sie war gar so hausbacken angelegt. Man fühlte sich in ihrem Hause unter einer guten Hut und alles was Empfindsamkeit und Leidenschaft heißt, schien fremd zu sein unter diesem Dache. Und diese gesunde Werkthätigkeit, diese gelassene Ordnung, dieses uhrmäßige Walten regelte auch allmählich die Gemüter derer, die vor Erregung stetig gezittert, vor Langweile fortwährend gegähnt hatten, die vor lauter Müdigkeit nicht schlafen, vor lauter Reichtum nicht genießen konnten und vor lauter schönen Mitteln zum Glücklichsein lebensüberdrüssig worden waren.

Fünfzehn bis zwanzig Gäste waren immer da, die meisten aus weiter Ferne her, auch Engländer und selbst Amerikaner. Sie wurden mit einander gesellig, ja fast vertraut, sie gingen auf den Höhen umher, kletterten in den Felsen, stellten sich mit festgebundenen Kleidern hinaus in den Sturm, ließen sich ihre Bärte und die Falten ihres Gewandes mit Schneestaub vollstöbern, legten sich ein andermal wieder auf die Steintafeln in den milden Sonnenschein, beobachteten mit Grauen oder Entzücken die unermeßliche Gewalt der Natur, betrachteten die Kleinheit und Kleinlichkeit der menschlichen Bestrebungen draußen in der Welt — gingen dann ins Haus, aßen, tranken und schliefen.

Draußen in der Welt war mittlerweile aber auch manches geschehen. Als nach dem großen Kriege gegen die Franzosen ein deutsches Reich auferstanden war und dieses in der Weltlage manche Änderung hervorrief, guckte das Dirndel manchmal in eine Zeitung, ob nicht irgendwo etwas stehe von deutschen Konsuln in fremden Ländern, von ihrem neuen Wirkungskreise, von einer Abberufung des einen oder des andern in die deutsche Heimat, wo

er dann Minister werden könne, oder von der Abdankung des einen oder des andern, worauf er dann etwa manchen Wunsch der Jugend verwirklichen und sich ein Landgut kaufen möchte. Es stand schon manchmal so etwas drin, aber das, was sie meinte, war doch nicht zu finden.

Bei Tische entspann sich unter den Gästen manchmal ein lebhaftes Gespräch über Deutschland und Frankreich, über neue Kolonien in Afrika, über Englands Seemächte, über Arbeiterstrikes und klerikale Trotzigkeiten, über Eisenbahnbauten und Weltausstellungen, sogar über Attentate auf Fürsten, über Selbstmorde von Königen. Adam das Dirndel hörte derlei Gespräche nicht gern. Wenn sie immer an solches denken, davon reden, da werden sie nicht gesund. Da hätten sie auch unten bleiben können. Manchmal setzte sie sich dann zu den Herrschaften, von denen sie allemal freundlichst willkommen geheißen wurde, weil sie auch gerne fragten, wie der Barometer stehe. Da hub sie an und erzählte von Jägern und Wildschützen, von Gemsen und Steinadlern, von Lawinen und Gletscherspringen, von Felsstürzen, vom Krachen des Eises, erzählte auch von tiefen Berghöhlen, von unterirdischen Seen und Lindwürmern, von wunderbaren Luftgebilden auch, da mancher Beschauer hoch am Firmamente seine eigene Riesengestalt sehe oder ein ungeheueres Schattenrad oder ein gespensterhaft in den Zenit aufragendes Kreuz. Und derlei Wunder. Wenn es ihr aber manchmal trotzdem nicht gelang, die Leute von ihren politischen Kannegießereien abzubringen, da ließ sie verkünden, im Keller sei Bier und Wein alle geworden und wer Durst habe, der möge Milch oder Wasser trinken. Und wenn dann manchmal grause Stürme das Haus umtobten oder schwere

Hochgewitter ihre Massen von Wasser und Eis niederschleuderten auf das ächzende Dach, auf die schallenden Fensterläden, und wenn vor den Blitzschlägen die Mauern loderten und die Grundfesten wankten, daß die Herrschaften schier vergingen vor Angst — da lachte Adam das Dirndel heimlich in sich hinein und dachte, das wäre ihnen gar heilsam, das fege ein wenig den Welt- und Geldstaub weg von ihren armen Seelen.

Und also war es wirklich, daß mancher, der nach sechs Wochen hinabstieg, unten versicherte: „Es ist bisweilen ganz des Teufels da oben, aber just schlecht bekommen hat's mir nicht. Das Dirndel ist zwar eine grimme Hexe manchmal, aber ein seelengutes Weib. Und das Haus wird auch zu klein, im nächsten Jahre will sie dazu bauen. Sie macht dafür Pläne und wird, wenn's sein muß, mit eigener Hand auch die Steine dafür zusammentragen. Die kann alles, nichts ist ihr zu gering und nichts zu hoch. Die hektischen Männer, die da hinaufkommen, müssen sich vor ihr so lange schämen, bis sie gesund werden.

Eines Tages fragte Frau Adam die Stubenmagd Marianna, was es denn mit dem jungen Menschen sei, der vor etlichen Tagen mit einem Handkoffer angekommen war und sich seither fast nirgends sehen ließ.

Ja, berichtete die Magd, der habe das Dachstüblein Numero neunzehn genommen, wo man in die Starrwände hinübersieht, und sonst nirgends hin, und in diesem Stüblein sitze er Tag für Tag und thue nichts, als in Büchern lesen, manchmal in mehreren zu gleicher Zeit, und auf Papierblätter Worte und Zeilen und Ziffern hinschreiben. Sie habe ihn schon zur Red' angetrieben,

aber er habe nur kurz oder gar nicht geantwortet. Sonst sei er freundlich, und wie ihr, der Magd, beim Ausfegen einmal unversehens der Schlüsselbund zu Boden gefallen, da habe er ihn dienstfertig aufgehoben und ihr in die Hand gegeben. Er sei gar nicht übel anzuschauen und es wäre nur Schade um einen bildhübschen Burschen, daß er sich so ganz und gar in das Bücherwerk vernage. Das Essen lasse er sich auf seine Stube bringen, als Trank nehme er nur Wasser, und doch scheine er nicht arm zu sein, weil er eine Uhr von eitel Gold habe und am Finger ein Ringlein mit einem blitzenden Stern, der genau so anzusehen sei, wie nach der Beschreibung die Diamanten. „Und was er für seine Wäsche hat! Die Stiefel haben ein Loch bekommen auf dem steinigen Weg — sonst könnte er beinahe ein Prinz sein."

Der Frau Adam gab das einiges zu denken. Sie hatte schon damals, wie der junge blonde Mensch mit den hellen Augengläsern und dem leichten Stadtgewande angekommen war, gedacht: Was will denn der Junge da? Der ist nicht hergerichtet, um Hochtouren zu machen, und daß er im Hause Heilung suchen wollte, darnach schaut er mir nicht aus. Ins Fremdenbuch hat er wohl seinen Namen geschrieben — M. Berghaus — und sonst nichts. Ob das nicht gar polizeiwidrig ist? — Vielleicht mag er nicht ausgehen, weil seine Stiefel schadhaft sind, oder es fehlt ihm sonst etwas, und er ist zu kindisch, als daß er sich bekümmern könnte. Sie beschloß selber einmal nachschauen zu gehen. Und eines Vormittags, da der Himmel rein und ruhig über dem Gebirge stand und die funkelnde Sonne mild warm niederstrahlte auf die grauen platten Steine, auf die braunen Moose und die kümmer-

lichen Steinnelken, die dazwischen wuchsen, stieg sie in die Dachstube hinauf, um dem jungen Menschen zu raten, daß er doch hinausgehe und den schönen Gottestag genieße. Da sah sie, er war schon hinausgegangen. Die Thüre hatte er halb offen gelassen, die Bücher und Blätter lagen in großer Unordnung umher auf dem Tisch, auf dem Sessel, auf dem Bette, auf dem Fußboden. Der hat's not, daß er den dummen Mägden ihre Schlüssel aufhebt, der soll erst seine eigenen Sachen aufheben, dachte sie, und begann zu ordnen, weil es ganz wider ihre Natur war, einen Wirrwarr zu sehen oder auch nur in ihrem Hause zu wissen. Auf dem Tische lag ein offener Brief, der erst fertig oder auch noch nicht fertig geschrieben sein mochte. Die Aufschrift lautete: Lieber, teurer Papa!

Wenn ein Sohn an seinen Vater schreibt, da wird wohl nicht besonders viel Geheimnisvolles darauf stehen, das wird man wohl lesen können, das wird doch nichts schlechtes sein. — Damit hat Frau Adam ihr fragendes Gewissen sehr geschickt beruhigt. Hierauf nahm sie das Blatt mit zwei Fingern sorgfältig auf und las den folgenden Brief:

„Lieber, teurer Papa!

Du wirst nicht wenig überrascht sein, diesen Brief von mir aus dem Hochgebirge zu erhalten, während ich gegenwärtig, wenige Wochen vor der Doktorprüfung, in München fleißig studieren müßte. Wenn ich Dir jedoch die Gründe auseinandersetze, so wirst Du mich hoffentlich sehr gerne entschuldigen. Aus Vergnügen bin ich jetzt nicht in die Alpen gegangen, aber unten war es mir ganz unmöglich zu studieren. Die Burschenschaften sind ja etwas sehr Fesches und ich preise mich für's Leben glücklich, einige

Jahre dieses Studentenleben kennen gelernt und genossen zu haben. Doch wenn man studieren will, oder vielmehr muß, da ist's nichts, da muß man die Burschen, ihre Kneipen und Paukereien und lustigen Auffahrten und kecken Streiche fliehen; zehn Meilen weit kleckt nicht. Daß ich die Prüfung endlich machen würde, war wohl schon aus Selbstachtung geboten, denn das Geständnis, daß ich, lieber Papa, Dir zu Ehren einmal studieren wollte, könntest Du bloß für ein geschmackloses Attentat auf Deine Börse halten. So stieg der Fall und ich erteilte mir zu München in der königlichen Stadt Zimmerarrest, um endlich einmal die Klappen durchzusimpeln. Aber ochsen, das verlangt nur der Banause und thut nur das Kameel, und ein Student, der studieren wollte, das wäre gar kein Student. Schon am zweiten Tage kamen die Brüder, um mich zu befreien. Weil sie die Thüre einzubrechen drohten, so wollte ich Dir weitere Auslagen ersparen, daher öffnete ich freiwillig und ging mit ihnen fort. Nach einem scharfen Geknobel entfloh ich ihnen, in ein niederbayrisches Nest flüchtend, um dort mit Ruhe und Sammlung meine Studien fortführen zu können. Drei Füchsen wurden aufgeboten, mich auszukundschaften, und binnen achtundvierzig Stunden war ich wieder in ihren Händen, im Convent, wo wir tief in die Kanne stiegen. Vier und Vier und Vier und anderes auch noch. Wieder stürzte ich mich ins Leben und mehrere Gefleckte wetteiferten, mir Truhen aufzumachen, so habe ich den schwarzen Philister von mir geworfen und bin neuerdings üppig geworden. Du denkst vielleicht, Papa, daß ich hernach in stillen Nächten Gewissensbisse gehabt haben würde. Nein, stille Nächte giebt es nicht bei den Kommilitonen. Stille Tage giebt es, wo man im dunklen

Zimmer nichts hört, als den Kopf brummen. Und in einer solchen Stunde habe ich die radikale Abhilfe ersonnen, von der ich nun hoffe, daß sie mich retten wird. Ein paar Tage früher, morgens, klopfte ein fremder Burschenschafter an mein Fenster: Ob ich der und der wäre? Ob ich wohl geschlafen hätte? Er sei schon lange auf, das Wetter sei sehr schön und ich sei übrigens ein dummer Junge. Natürlich mußte ich steigen, und den leistete ich mir nachher, und als ich ihm eine Tiefquart um die Wange geschmissen hatte, dachte ich: So ginge das denn fort und das ist zu dumm. Dann rasch verkniffen. Ohne Deine Monatssendung abzuwarten, habe ich von dem Anerbieten einer Hyäne Gebrauch gemacht, das letzte Mal Vater, ich verspreche es Dir auf Ehrenwort. Mehrere Tage lang bin ich teils gefahren, teils, den Koffer voraus, zu Fuß gewandert. Mein jetziger Aufenthalt ist ein Bergplateau, welches an zweitausendfünfhundert Meter hoch sein soll. Hier steht ein großes Unterkunftshaus, wo man eine gute Verpflegung und Ruhe hat. Es ist das bekannte Haus auf der wilden Starr, Dir allein, Papa, sei mein Asyl anvertraut. Hier finden sie mich nicht. Seit neun Tagen friere ich in dieser Stube und ochse. Ich gehe nicht hinaus, niemand kümmert sich um mich und zu aller Vorsicht habe ich auch meinen Namen verändert ins Fremdenbuch geschrieben. Ich gehe nicht früher von hier fort, als bis ich in mir den Doktor fertig habe; in fünf bis sechs Wochen kann es der Fall sein. Denn hier, wo mich nichts zerstreut, als eine alte brummige Stubenmagd und das Pfeifen des Windes im Dache, hier ist das Studieren ein köstlich Ding. Ich weiß keine Zeit meines Lebens, Du glaubst mir's, Papa, wo ich mit solcher Leichtigkeit und

Luft gelernt hätte, als hier. Geht es gegen Ende, dann will ich mir noch ein paar Hochpartien in dieser unbeschreiblich einzigen Umgebung gestatten, ehe ich der Weisheit voll hinabsteige wie Moses vom Berge Sinai, um mein Doktordiplom zu holen an der Alma mater zu München.

Nun, Papa, was sagst Du zu Deinem herrlichen Sohne? Wenn der einmal Kultusminister ist, was ehestens der Fall sein wird, der verlegt die Universitäten ins Hochgebirge, wo es nur Weißbier giebt, aber ein besseres als bei uns zu Hause in Berlin, weil es nicht aus schimmeligen Fässern, sondern aus stattlichen Kuheutern kommt. Ich komme dir einen Ganzen, Papa! —"

Was ist denn nun aber das? fragte sich Frau Adam, als sie den Brief herabgenascht hatte, entweder ist der Junge ein ganz außerordentlicher Junge, oder es ist mit ihm nicht recht richtig. Einstweilen trachten wir hinauszukommen.

Sie befahl hernach, den jungen Herrn Berghaus recht gut und warm zu halten, ihm möglichst Ruhe und Bequemlichkeit zu geben, sein Bett, sein Gewand in bestem Stande zu halten, seine schadhaften Stiefel dem Schuster zu unterbreiten, zeitnächtens, wenn er sie nicht an den Füßen trage. Wenn er dann manchmal über den Gang schritt, zwischen den Zimmerthüren dahin, oder wenn er gar draußen über die Steine munter hinsprang und dort gegen die Felswand gekehrt einen gellenden Schrei um den andern ausstieß, weil ihm der Widerhall Spaß zu machen schien, da schaute die Hausfrau ihm verstohlen nach und wenn ich aufgefordert würde zu sagen, was sie in solchen Augenblicken gedacht hat, so glaube ich Bescheid geben zu können. — Ein prächtiges Bürschlein! Das muß eine Freude sein

für Eltern, einen solchen Sohn zu haben. Die Mutter muß weggestorben sein, weil im Briefe keine Rede von ihr ist. Armes Kind, so reich, so klug du auch sein magst. Nein, wenn du auch verstockt bist und keine Gutheit verlangst, so lange du in diesem Hause bist, soll dir die Mutter nicht fehlen.

Der junge Berghaus ahnte nichts von der besonderen Fürsorge, die man ihm angedeihen ließ, er empfand nur, daß es ihm gut ging, er fühlte sich frisch und heiter, und je unordentlicher es in seiner Stube aussah, desto geordneter ward es in seinem Kopfe. Im kühlen, sonnigen Alpenwinde reifte er der Prüfung entgegen. Und Frau Adam dachte bei sich: Wie doch alles verkehrt wird in der lieben Welt. Früher, wenn einer studieren wollte, hat er müssen vom Gebirge in die Stadt, heute wenn einer studieren will, muß er von der Stadt in's Gebirge gehen.

Als der junge Berghaus in diesem Alpenasyle eine Woche zugebracht hatte, trat er in das Gelaß, in welchem Frau Adam die Geschäftssachen in Bücher schrieb. Mehrere Pakete von Geldnoten hatte sie vor sich liegen und daneben eine Holzschüssel mit Gold- und Silbermünzen. Der Student fragte, wie es hier mit der Bezahlung des Aufenthaltes Sitte sei, ob sie vielleicht täglich geschehe, oder wöchentlich, oder nur zuletzt vor der Abreise?

„Das ist nach Belieben," antwortete die Frau, „am bequemsten für beide Teile ist es, wenn Sie die Rechnung vor der Abreise begleichen."

Berghaus meinte, es könne doch sicherer sein, wenn ein Studiosus wenigstens allwöchentlich die Leistungsfähigkeit seiner Börse bekunde. Bei Studenten müsse man vorsichtig sein.

Nach einem kleinen Schweigen sagte Frau Adam: „Sie mögen wohl recht haben im Ganzen. Wer aber so redet, wie Sie, dem will ich trauen. In Geldsachen haben die jungen Herren ja noch eine Ehre.“ Gleichwohl überreichte sie ihm die Rechnung, er bezahlte sie und legte noch zwei Mark dazu.

Kaum er in seiner Stube war, kam schon die Magd Marianna: „das Dirndel läßt sagen, um zwei Mark zu viel hätten Sie gezahlt.“

„Die sind für die Bedienung.“

„Trinkgeld nehmen wir keins, läßt das Dirndel sagen.“

Er mußte die Geldstücke wieder zu sich nehmen, sprang nun aber auf etwas anderes und fragte: „Sagt mir doch, weshalb ihr die Frau immer das Dirndel nennt?“

Die Magd sann eine Weile nach und antwortete endlich: „Richtig wahr, das weiß ich selber nicht, da muß der Herr schon den Scholastl fragen, das ist der Hausmeier, der mit dem breiten Rücken. Soviel ich weiß, hat es der aufgebracht.“

Und schon am andern Tage, als der Scholastl eine vom Sturme herabgerissene Dachlatte festnagelte und dabei zu einem Fenster hineinrief, das Dirndel möge ihm Eisennägel heraufschicken, stellte der Student sich an die Leiter und fragte hinauf: „Wer ist denn die, das Dirndel?“

„Wer wird's denn sein? Sie wird's halt sein.“ Recht unfreundlich war's herabgebrummt. Der junge Berghaus ließ sich nicht abschrecken.

„Warum nennt Ihr die Frau immer nur das Dirndel?“

„Warum sollten wir sie denn nicht das Dirndel nennen? Hab' sie halt als solches kennen gelernt und ihretwegen werd' ich mir keinen andern Schnabel einhängen.“

„Aber auch die andern sagen es.“

Der auf seiner Leiter hielt im Nageln ein und fragte herab: „Ist's was Schlechtes?“ — Und während er wieder klopfte: „Bei uns daheim ist's halt der Brauch; ein M[illegible], der nicht geheiratet hat, heißt Bub'; ich kenne Buben, die hundert Jahre alt sind. Und ein Weibsbild, das nicht heiratet, bleibt 's Dirndel. — So jetzt wissen Sie's, und die Latte sitzt fest.“

„Danke schön,“ sagte der Student und sah wieder nach seinen Büchern.

Als vier oder fünf Wochen so vorübergegangen waren, hub Berghaus an, öfter im Freien umherzuwandeln. Anfangs sah man noch häufig, wie er ein Buch oder ein Schreibheft bei sich hatte und unterwegs manchmal einen Blick hineintat, wobei seine Füße aber stets stolperten. Sein graues Wollentuch über die Schultern gelegt, ging er hinaus über den Tisch bis zu einem der Abgründe und schaute hinab. Es ist doch etwas anderes, so in der hohen Natur, als in der Bierkneipe. Es ist doch etwas anderes. Der Mensch in der Stadt, er versäumt sich selber. — Hat der Student das nicht gedacht, so hat er's gewiß empfunden. — Dann schaute er sich nach dem vielberufenen Edelweiß um, unten an den Wänden soll es zu finden sein. Wo es möglich war, da kletterte er hinab; wo es nicht möglich war, da wollte er wissen, ob es denn wirklich nicht möglich wäre. Es war auch da noch manchmal möglich. Einmal, als er wieder vom Hause fortging, hörte er hinter sich sagen: „Herr Berghaus!“ Stand die Hausfrau da, und als er sich zu ihr umgewendet hatte,

sprach sie: „Ich muß Sie aufmerksam machen, daß Sie nicht dazu ausgestattet sind, zum Klettern. Wollen Sie hinab, so ist dazu ja der Weg vorhanden."

„Ich will hinauf," sagte der junge Mann, gegen die starren Gewände des Kegels deutend.

„Dann werden Sie vom Pferdeknecht die Schuhe anziehen und vom Hausmeister den Lodenmantel und vom Scholastl den Bergstock nehmen und der Eselsbub soll mit Ihnen gehen und den Steig weisen. Er ist neu hergerichtet worden, aber man darf ihm nicht trauen."

Der junge Mann verneigte sich leicht und ging seines Weges. Etwas wie Trotz regte sich in ihm. Wie kann sie sich herausnehmen, ihm seine Spaziergänge vorzuschreiben, oder gar ihm das Gewand des Hausgesindes aufzunötigen? Er wollte ihr demnächst zu verstehen geben, daß er schon selber wisse, was zu thun sei. Da kam ein kleiner Zwischenfall.

Der Student hatte sich sein Mittagsmahl immer noch auf die Stube bringen lassen, denn die teils mürrische, teils hochmütige, teils philisterhaft leutselige Gesellschaft, die bei dem gemeinschaftlichen Mahle zusammenkam, behagte ihm nicht. Am zuwidersten waren ihm ein paar bunt herausgeputzte Frauenzimmer, die von Ärzten auf den Berg geschickt worden waren, die mit jedem zweiten Worte versicherten, wie nervös sie seien, mit ihrer „Nervosität" ordentlich Staat machten und sich dabei girrend und bemutternd an den jungen Mann drängten, so oft er sich sehen ließ. Daher wich er ihnen aus. Eines Tages aber, nach Tisch, hörte er vom Speisesaal herauf einen Lärm von schreienden Stimmen, der so arg wurde, daß Berghaus hinabging zu sehen, was es gebe. Zwei Gäste, die

dem Weine stark zugesprochen hatten, ein österreichischer Rittmeister und ein tadellos schwarz gekleideter Bayer, der sich als Ratsherr aus München ins Fremdenbuch geschrieben hatte, waren miteinander in Streit geraten. Der Bayer hatte den Österreicher bei der Tafel darüber angerempelt, daß dieser allemal die größten und besten Stücke aus der Schüssel nehme; worauf der Rittmeister entgegnete, er frage niemanden, was oder wieviel er essen dürfe, am wenigsten einen Falschmelder! Wurde der ohnehin sehr rote Bayer noch röter im Gesichte und fragte: „Falschmelder? wie das gemeint ist?" — „Ein Ratsherr sind Sie schon lange nicht!" rief der Rittmeister laut, „aber ein Radherr sind Sie. Vor einem Monate, wenn Sie sich gefälligst erinnern wollen, haben Sie auf Ihrer Mietdroschke einen Offizier vom Münchener Schloßplatze zur Bavaria hinausgefahren." — „Gewiß, das waren Sie selbst!" versetzte der Bayer, „denn Sie haben mir damals mit einem gefälschten Markstück die Fahrt bezahlt."

Das war natürlich genug. Sie gerieten zusammen, huben ein rasendes Geschrei an und waren auf dem Sprunge, einander zu erwürgen. Die Frauen kreischten, die Herren wollten beschwichtigen, bekamen aber ihren Teil. Nun stürzte der Scholastl, der Hausmeier, mit dem Ochsenziemer herein und schrie in überschlagender Fistelstimme: „Hier wird nicht gerauft, meine Herren! Hier ist es verboten, daß gerauft wird, meine Herren! Das wird in diesem Haus nicht geduldet, meine Herren! Ich sag' es Ihnen das letzte Mal, meine Herren!" — Das letzte Mal sagte er es freilich, weil er, vom Rittmeister veranlaßt, im nächsten Augenblicke vor der Thüre draußen lag. Aber statt seiner stand jetzt Frau Adam da. Sie hatte keinen

Ochsenziemer, sie erhob kein Geschrei, aufrecht und ruhig stand sie da, und als ihr Erscheinen den Streit für den Moment gedämpft hatte, sprach sie: „Was hat das zu bedeuten?“ — Kein Wort sonst, doch das war in einem Tone gesprochen, mit einem Blicke begleitet, welcher alle Leidenschaft lahm zu legen schien. Mit dumpfem Geknurre verzog sich der Bayer, mit einem dröhnenden Fluche der Rittmeister, und mit Beifallsgemurmel über die schneidige Hausfrau verließen auch die andern den Saal.

Der junge Berghaus hatte den Auftritt mit angesehen und bei solcher Gelegenheit ward ihm klar, daß gegen dieses Weib, vom Gesinde genannt das Dirndel, nichts anzufangen sei.

Hingegen stand er manchmal an der Küchenthür und blickte hinein, wie die drallen Weibsbilder scheuerten, wuschen und kochten. Es war aber alles herb und barsch abweisend, wenn er ein artig Wörtlein sprach oder gar mit zartem Finger an irgend einer Haarkrause, an irgend einem Mieder etwas ordnen wollte. Da kam ihm manchmal zu Sinne, wie wohl es hingegen unten auf den Almen bei den Hütten mit dem Menschengeschlechte bestellt sei.

Eines Tages hatte der Bote folgenden Brief gebracht:

„Lieber Moritz!

Von allen Studentenstreichen, die Du je ausgeführt, ist das weitaus der genialste. Vor den Saufbrüdern in das Hochgebirge zu entfliehen, um sich für das Rigorosum vorzubereiten! Junge, wenn Dir der Wurf gelingt, so wird Dir zum nächsten Herbste schon in unserem Parke die Ehreneiche gepflanzt, welche Du Dir als Zukunftsminister für Dein diplomatisches Meisterwerk, die Aussöhnung Frankreichs mit Deutschland, ausgebeten hast.

Einstweilen wollen wir die beiden Reiche in bester Feindschaft neben einander bestehen lassen und trachten, daß wir Doktor werden. Bei Deiner mir bekannten und in anderen Dingen sattsam erprobten Energie kann es Dir nicht fehlen. Übrigens muß ich Dich, mein Sohn, aufmerksam machen, daß nicht bloß die Kneipe und der Fechtboden und der Prüfungssaal für den Studenten Gefahren bergen, sondern auch das Gebirge mit seinen Wildwässern und Abstürzen und Irrwegen. — Ich vermute, Du verstehst mich. Vergiß nicht, was Du Deinem Namen schuldig bist. Auch ich bin als junger Mann in den Alpen gewandert, gerade die Gegenden der drei Achen und der Wilden Starr sind mir bekannt. Mit reinem Schilde heim! Das war mein Wahlspruch. Nimm Dir an Deinem Vater ein Exempel. Wenn die Spätsommertage günstig sind und ich komme los — wer weiß, ob ich nicht an Deine ehrwürdige Gelehrtenstube klopfe im Hause auf der Wilden Starr. Auf Wiedersehen Dein Vater."

Berlin, am 20. August 188*.

Nun war der junge Herr wieder eine Weile unsichtbar. Er verschloß sich in seine Stube und arbeitete. Das währte ungefähr noch eine Woche, dann trat er hervor. Seine Gesichtsfarbe war fast abgeblüht, aber sein braunes Auge blickte munter, und an seiner Stirne ließ er im Winde die Ringellocken flattern. Die Ehreneiche schien erworben zu sein.

Milde Herbsttage waren gekommen. Zwischen den Steinen standen Blümlein auf, zarte, duftende, auf schlanken Stengeln sich lieblich schaukelnde Blümlein. Die weißen Wolkenballen und das harte Blau und das trübe Nebelgrau des Hochsommerhimmels war in ein ruhiges, silber-

ätheriges Licht übergegangen. Das Alpenrund schien weiter als sonst, die Berge schienen höher. Nur daß das Rund kein ganzes war, gefiel dem jungen Wandersmanne nicht. Im Norden ragte der massige Kegel und verdeckte gerade jene Himmelsstriche, die über dem fernen Vaterlande lagen. Von der Spitze des Berges herab funkelte der Stern, man glaubte fast, er gehöre zu denen des Himmels und ruhe tief in der unendlichen Ferne; er gründete sich aber auf dem Felsen und Berghaus hatte ein Verlangen, einmal dort oben zu stehen, bevor er die Gegend verlassen mußte. Er ging fort, kehrte jedoch nach einer Weile wieder zurück.

Am nächsten Morgen trat er zum höckerigen Manne hin, der bei den Maultieren stand und die diesen aufgeladenen Kistlein und Fäßchen zählte. Er rückte zum Gruße den Hut, der Hausmeier merkte es nicht.

„Geht Ihr heute mit den Tieren hinab?" fragte Berghaus den Scholastl.

„Herobenbleiben werd' ich nicht," knurrte dieser.

„Es ist schönes Wetter."

„Na, allweil wird's nicht schlecht sein."

„Ich habe gehört, daß Ihr einen Bergstock habt?"

„Was soll ich denn keinen Bergstock haben!"

„Möchtet Ihr so gut sein und mir ihn borgen?"

„Ich borg' nichts."

Solches war das kurze Gespräch zwischen den beiden. Der junge Berghaus ging seines Weges und der Hausmeier ließ den täglichen Transport abtraben gegen das Thal.

Spät abends, als die Hausfrau noch durch die langen schmalen Gänge schritt, zwischen den Zimmerthüren hin, und dann in die Vorratskammern und dann in die Küche,

wie sie es gewohnt war, und als sie überall schon alles in Ruhe fand, ging sie auch noch hinaus zu dem Stallgebäude und rief den Namen Scholastl. Sehr bald reckte dieser den struppigen Kopf zum Fensterchen heraus, im Mondscheine gar gespensterhaft zu sehen.

„Scholastl, ist alles in Ordnung?“

„Warum soll's denn nicht in Ordnung sein?“

„Sind die Leute alle im Hause?“

„Da hätt' ich viel zu thun, wenn ich allnächtig nachzählen wollt'.“

„Heut wirst aber doch müssen zählen, Scholastl.“

„Das werde ich nicht thun, Dirndel.“

„Das wirst du doch thun, Scholastl, und sogleich wirst du es thun!“

Sie wußte, daß ein weiteres nicht vonnöthen war und ging in ihre Stube.

Kaum eine Viertelstunde währte es, so kam der Scholastl ihr nach und sagte: „Es ist alles in Ordnung, aber der junge Herr ist nicht da.“

„Welcher junge Herr?“

„Nun, halt der junge Herr mit dem gelben Haar, der alleweil so mit den Büchern umgeht.“

Sie hatte sich schon ins Bett gelegt gehabt, jetzt stand sie wieder auf und stieg zum Dachstübchen empor. Da war heute die Kerze nicht angebrannt worden und das Bett nicht aufgeschlagen. Die Leute wurden zusammengerufen. Ein Knecht sagte, daß er am frühen Nachmittage den jungen Herrn über den Schutthang gegen den Kegel habe hinaufgehen sehen. Der Scholastl erinnerte sich jetzt, daß er von ihm den Bergstock hatte entlehnen wollen.

Als ob Feuer ausgebrochen wäre, so ließ Frau Adam

Lärm blasen. Die Gäste kamen erschrocken aus ihren Kammern hervor. Bergstöcke, Haken, Stricke, Laternen und Fackeln wurden verteilt. Die Gäste mußten hinaus über den Tisch, hinter jede Steinkante, in jede Spalte schauen. Die Knechte mußten hinan den Felskegel. Viele Stimmen riefen den Namen des Vermißten. Es meldete sich nichts. Die Hörner gellten vielfach in dem Gewände und nach einer Weile kam ihr Schall selbst von fernen Bergen zurück, weiter meldete sich nichts.

Der Kegel stand im Mondlichte da wie eine blasse dreieckige Wolke, dort und da war in den Wänden eine rote dahinschwankende Scheibe, das war der Fackelschein der Suchenden. An verschiedenen Stellen und immer höher glitten diese Scheiben hinan, und die Hörner, die von dort herabklangen, hatten einen fernen, matten Ton. Nach zwei Stunden fing an der Bergspitze plötzlich der Stern an zu leuchten. — Sie hatten nicht hinaufgewollt. Wenn er abgestürzt ist, kann er nicht oben sein, und wenn er oben ist, so wird er nicht abgestürzt sein, das war ihre Weisheit. Das Dirndel trieb sie vor sich her den steilen, schwindelnden Steig. Und dort, wo der Steig scheinbar fast senkrecht eine furchtbare Wand emporläuft, hie und da eine Stufe ins Gestein geschlagen, hie und da eine Eisenklammer — da standen die Leute zur Seite und erklärten dem Dirndel offen, bei nächtiger Stund' stiegen sie da nicht hinauf. Ihr Leben sei auch nicht weniger wert, als das des ungeschickten fremden Menschen.

„Wenn euer Leben so viel wert ist, dann bleibt nur herunten," sagte Frau Adam, „ich werde hinaufgehen."

Und sie stieg an wie ein Mann.

Als sie nicht mehr gesehen wurde, weil sie um den Felsenriß war, sprach der Scholastl: „Eine Schand' wär's doch!" riß dem Nebenstehenden die rauchende Fackel aus der Hand, faßte sie zwischen die Zähne und kletterte der Frau nach.

Als sie oben waren und der Fackelschein auf das vergoldete Kreuz fiel, welches vor Jahren der Alpenverein auf die Spitze des Kegels gepflanzt hatte, weil diese Spitze die höchste war im weiten Bergrunde, da fing von unten gesehen der Stern an zu leuchten.

Und als sie oben standen, der Scholastl und das „Dirndel", und auf der brüchigen, wildfurchigen und zackigen Bergzinne umherblickten und nichts sahen und schon wieder hinabsteigen wollten, da war unten im nördlichen Hange ein Schrei. Ein heiserer Schrei war ausgestoßen worden.

„Wir haben ihn, da unten liegt er," sagte Frau Adam und wenige Minuten später — sie wußte selber nicht, wie sie die Wand hinabgekommen war, wo man nicht gehen, nicht klettern, nur stürzen kann — stand sie neben ihm. Auf Schutt war er gefallen, auf demselben eine Strecke weiter gerutscht und in einer Felsspalte stecken geblieben. So lag er noch und konnte sich nicht helfen, weil ihm alle Glieder gebrochen waren, weil er halb betäubt und ohnmächtig war. — Es ist hernach ja besprochen worden. Der Blick von der Hochspitze über die Alpen hin ins blauende Land hinaus hatte ihn berauscht. Er wußte selbst nicht, wie es kam, lange war er oben gestanden neben dem ehernen Kreuzbilde, in der heiligen Stille des Himmels, kein Lüftchen, kein Rauschen, kein Wünschen, kein Fürchten — nichts als seliger Frieden. Das Kreuz

hub an sachte sich auf die Seite zu neigen, dann sprangen neben ihm die Felsen hinauf, Wand um Wand, immerwährend hinauf, dann war ein kühles Prickeln an Händen und Angesicht, dann war nichts. — Und wie er erwacht, liegt er in einem gar seltsamen Bette, vor ihm ein zackiger Fels, liegt eingeklemmt zwischen Steinen, das Gesicht zur Höhe gerichtet, wo die finsteren Wände niederstarren. Im Augenblick ist ihm, er habe weder Hände noch Füße, doch als er versuchen will, ob sie noch da sind, heben sie an grimmig wehe zu thun. Das weiß er schon, er ist abgestürzt und glaubt, er liege in der allertiefsten Schlucht des Gebirges, so lange, endlos lange hatte ihm der Fall geschienen. Dann denkt er, er müsse schreien, damit man ihm zu Hilfe komme, weiß später aber nicht, ob er wirklich geschrieen hat. Dann ist ein ungeheuerer Wasserfall, ein Brausen, daß kein Schrei vernehmbar ist, und die Hochwände stürzen als Wasserfälle nieder. Er thut den Mund auf, daß ein Tropfen hineinrinne, denn er ist so durstig. Vor seinem Auge in den Lüften ist ein dunkler Faden, der sich selber nachläuft, ein schwimmender Ring, der plötzlich als gerader Stab niederfährt. Ein Habicht? Ein Adler? Schreien will der Verunglückte, um das Raubtier zu verscheuchen, aber er hat keinen Laut. Endlich ist es sehr süß zu ruhen. Er ruht hundert Jahre so, er schläft und sieht doch immer das Felsungetüm, in das er geklemmt ist. Sein Fuß hebt an bitterlich zu schmerzen und der Schmerz hat die Gestalt des Felsens. Da fällt ihm sein Vater ein, der steht da, er hat aber die Gestalt des Felsens. Endlich kommt es ihm zu Sinn: das wird wohl Sterben sein. Das Jenseits ragt schon herüber, ein gespenstiges Ungetüm — es ist wieder der Fels. —

Endlich ist dieses beklemmende Bild vergangen, es ist nichts mehr als die Unendlichkeit. — Da leuchtet hoch oben ein roter Schein auf. Nun empört sich noch einmal das Wesen, er weiß kaum weshalb — und jetzt stehen Leute da mit einer brennenden Fackel.

Im ersten Schimmer des Morgens trugen sie ihn dem Hause zu. Als sie ihn ins Bett legten, fiel er sogleich in Schlummer; sie wuschen seine Wunden aus, sie legten Eis auf einzelne Stellen seines Körpers. Er schlummerte und atmete. Über die blasse Unterlippe ging eine große blutige Schramme, anders war sein weißes Angesicht nicht entstellt. Sie flößten ihm belebende Flüssigkeiten ein, sie rieben seine Stirne mit Balsam, oft beugte Frau Adam sich nieder zu seinem Gesicht, ob er wohl atme.

Gegen Mittag hub er an, die Züge des Antlitzes zu verzerren und zu wimmern. Er wachte auf, erkannte seine Lage sogleich und klagte, daß er ohne Arme und Beine, ein elender Krüppel, weiter leben sollte. Der vermittelst Kupferdrahts gerufene Arzt aus Lungelstein war auch schon da, er untersuchte den Verunglückten, fand eine Menge Quetschungen und sagte dann mit heller Stimme: „Herr Berghaus, ich kann Ihnen mitteilen, daß Sie nicht als Krüppel weiter leben werden, sondern als gesunder Mann. Ein Beinbruch oberhalb des linken Schenkels ist in wenigen Wochen heil."

Zu gleicher Zeit ging eine Drahtnachricht ab: „Berlin, Reichskanzler-Amt X. X. Wegen Überstauchung eines Fußes Aufenthalt verlängert. Auf Prüfung gründlich vorbereitet. Moriz."

— — •— — — — — — — — — — — — —

Die Dienerschaft des Hauses hub fast schon an zu

ziſcheln, daß das Dirndel ſich gar nicht mehr fortbringen laſſe von dem Krankenbette des Studenten. Die Frau Adam ſagte: „Ich bleibe einmal ſitzen. Unſereins hat ſchon mancherlei erfahren und weiß etwan auch beſſer Beſcheid als andere. Wenn nur kein Fieber kommt!“

Das Fieber kam in der nächſten Nacht. Er plauderte von den hohen Wiſſenſchaften und von der Ehreneiche und von Zweikämpfen und von Geldmäklern. Jäh zuckte aber auch ein ſchwarzer Fels, ein kreiſender Raubvogel durch ſein Gehirn. — Wenn es nicht bloß ein mütterliches Herz geweſen ſein ſollte, was da bei ihm Wache hielt, wenn es auch ein wenig ein anderes geweſen wäre, ſo hätte es hinhorchen müſſen auf ſüße Geheimniſſe, die dem Fieberkranken leicht entſchlüpfen konnten. Aber ſo war es ja nicht. Mit Bangen legte ſie ihre Hand leicht auf ſeine heiße Stirn, mit ängſtlicher Sorgfalt zog ſie die Oberdecke ſachte von ſeiner Bruſt, wenn er glühte, und hüllte ihn mit beiden Decken wieder zu bis an die Schultern, wenn er fröſtelte.

„Papa!“ rief er plötzlich mit ſo lauter Stimme, daß ſie faſt erſchrak. „Komm doch, ſieh dir das Dirndel an! Das iſt gut — oh, Papa, das iſt gut!“

Jetzt erſchrak ſie noch mehr und wie ſie den Schlummernden ſo anblickte, da ward ihr zum Weinen und hatte doch der Arzt verſichert, es wäre keine Gefahr vorhanden.

Am nächſten Frühmorgen erwachte er und war erquickt und hatte friſche Augen und genoß eine würzige Weinbrühe und wollte aufſtehen; ſein verbundener Fuß aber belehrte ihn eines Beſſern. Frau Adam war zwei Nächte nicht aus den Kleidern gekommen, kaum, daß ſie ſich das Geſicht gewaſchen, das Haar geglättet hatte, welches beim

wilden Klettern auf dem Kegel in Unordnung gekommen war. Auch die goldene Halskette war an der Schließe beschädigt, sie wußte es nicht oder achtete es nicht. Nun ging sie ihre gewohnten Dinge zu besorgen und Befehle zu erteilen. Abreisende Herrschaften begleitete sie hinaus bis vor den Steinwall, dort gab sie ihnen die Hand: Sie möchten sehr glücklich sein in der schönen Welt. Habe es ihnen gefallen in ihrem Hause, so sollten sie einmal wiederkommen, habe es ihnen nicht gefallen, so sollten sie denken, sie seien auf dem hohen Berge halt unseres Herrgotts Kostgänger gewesen.

Als sie wieder zurückgekehrt war ins Haus, wollte sie sich schlafen legen, ging aber doch noch einmal zu dem Kranken, um zu sehen, wie er sich befinde. Und bei ihm blieb sie lange sitzen. Sie waren in ein Gespräch gekommen. Der Student hatte die Äußerung gethan, es wäre doch nicht übel, wenn jetzt sein Vater käme. Erstens, damit er da wäre, und zweitens, damit er sehe, wie alles auf gutem Wege sei.

„Ihr Vater ist wohl weit weg?" fragte Frau Adam, „gar in Berlin, habe ich gehört. Wer ist er denn, daß er nicht kommen kann?"

„Er ist Beamter im Reichskanzleramt und könnte auch kommen, wenn es nötig wäre."

„Und von Ihrer Mutter sprechen Sie nicht, Herr Berghaus?"

„Ich habe keine Mutter."

„Früh gestorben?"

„Sie ist eine Amerikanerin und lebt in England."

Diese seine Antwort hatte ihre Neugierde erst recht erweckt, allein sie fühlte, hier durfte nicht weiter gefragt werden.

Nach einer Weile des Schweigens sagte der junge Mann: „Wenn ich eine Mutter hätte, da wäre es ganz anders.“

Mit Teilnahme neigte sie sich ein wenig gegen ihn, dann wendete sie sich rasch ab und murmelte: „Es hat halt jeder Mensch sein heimliches Kreuz.“

„Frau Adam!“ sagte Berghaus auf einmal lebhaft.

Sie neigte sich ihm wieder zu.

„Frau Adam, ich bitte, wie kommen Sie zu diesem Bilde?“

„Was meinen Sie für ein Bild?“

„Das Sie in der Broche Ihrer Halskette haben.“

„Dieses Bild geht niemanden was an,“ war ihre kurze Antwort.

„Es ist das Bild meines Vaters,“ sagte der Student.

„Das wäre! Daß Sie wieder anfingen zu phantasieren!“

„Es ist meines Vaters Bild,“ wiederholte der Student. „es ist aus seiner Jugendzeit, ich besitze davon ein anderes Exemplar, wenn Sie in meinem Taschenbuche nachsehen wollen.“

„Sie täuschen sich, Herr Berghaus.“

„Nein, Frau, ich täusche mich nicht. Ich habe es ganz genau gesehen, es ist das Bild meines Vaters.“

Sie rückte den Stuhl, auf dem sie gesessen war, sie ging ans Fenster, ob es wohl geschlossen sei und kein schädlicher Luftzug hereinkomme. Dann sagte sie wie ganz nebenbei: „Es mag ja sein. Ich weiß nicht, wem die Kette einmal gehört hat, ich hab' sie von einem alten Juden gekauft. — Und jetzt gehe ich, der Arzt sagt, Sie sollen Ruh' haben. Wenn Sie etwas wünschen, so ist hier die Glocke.“

Sie ging in ihr Zimmer, schnallte die Halskette ab,

ſah den Schaden: es war das Silberblättchen weggebrochen von dem Bilde. Nun zitterten ihr die Glieder, daß ſie ſich kaum aufrecht halten konnte. Dann warf ſie ſich aufs Bett und hub an zu ſchluchzen. Den ganzen übrigen Tag blieb ſie in ihrer Stube und die Thür war verſchloſſen.

Von dieſem Tage an wurde bei Frau Adam die Halskette nicht mehr geſehen. Täglich ein paarmal ging ſie nachſehen zum verwundeten Studenten, hielt ſich aber nur mehr kurz bei ihm auf. Den Arzt fragte ſie mit ſehr gleichgiltigem Tone, wie es um den gebrochenen Fuß ſtehe, aber ſie fragte jeden Tag.

Und ſie wurde jeden Tag um dasſelbe befragt vom Scholaſtl. An keinem Gaſte hatte der Alte je eine ſolche Teilnahme bezeugt, als an dem kranken Studenten.

„Ich hätte ihm ja den Bergſtock gern geborgt, daß er nicht verunglückt wär',“ geſtand der Scholaſtl, „aber er hat ihn nicht genommen.“

„Haſt du ihm den Stock angeboten?“ fragte Frau Adam.

„Das nicht, er hat mich drum erſucht.“

„Und nachher nicht genommen? Ich weiß es ſchon Scholaſtl —!“

„Du gehſt auch noch gegen mich, Dirndel!“ brach der Alte los, „wo ich mir eh nimmer zu helfen weiß vor lauter Reu und Leid!“

„Ich hab' ja nichts geſagt, Scholaſtl.“

„Aber gedacht haſt es, daß ich nein geſagt hab'. Das kann ja ſein, der dumme Menſch hätt' ein zweites Mal fragen ſollen. — Und jetzt geht alles gegen mich los und daß ich ein Lumpenkerl bin, der die Schuld hat, daß er geſtürzt iſt.“

„Wer ſagt denn das?“

„Ich sag's. Ihr denkt euch's nur, ihr falschen Leut' alle miteinander, und er kann's ja haben, mein Geld, wenn er ein Krüppel bleibt, und du kannst mich ja fortschicken, kannst mich einsperren lassen, thu's, thu's, ich bin nichts anderes wert!"

Er hub an laut zu gröhlen, sie tröstete ihn und daß dem Studenten, wie er gestürzt, kein Bergstock hätte nützen können. „Wenn du dir bei dieser Gelegenheit aber etwas vornehmen willst, Scholastl, so gewöhne dir die närrische Gewohnheit ab mit deinem Neinsagen, wo du doch allemal das Gegenteil meinst, weil du ein guter Kerl bist."

„Dirndel, ich nehm' mir's für, ich versprech' dir's, von mir sollst mein Lebtag kein Nein mehr hören, mein Lebtag keins. Aber," fuhr er knurrend fort, „das kann ich dir wohl sicher sagen, Dirndel, alle meine Nein miteinander haben dir nicht so weh thun können, als das einzige, das du mir einmal hast gesagt."

„Ist schon recht, Scholastl. Es wird kalt. In einer Woche siedeln wir hinab und du sollst jetzt die Kisten zusammennageln gehen."

„Versteht sich, ich werd' just die Kisten zusammennageln gehen!" entgegnete der Scholastl. „Soll's der Franzel thun! Ich werd' nicht der Narr sein." Ging und nagelte die Kisten zusammen.

An dem nämlichen Tage, als zwischen der Frau Adam und ihrem Hausmeier das angedeutete Gespräch geführt wurde, kam auf einem Maultiere ein graubärtiger Herr den Felssteig heraufgeritten. Er kam ins Haus und verlangte sofort zum Studenten Moriz Bagemann.

„Wir haben keinen Studenten Bagemann," lautete der Bescheid einer Magd.

„Führt den Herrn nur auf Nummer neunzehn!“ rief Frau Adam vom Gange her, „dort wird der Rechte schon sein.“

Nun stand der Vater vor seinem Sohne, der auf dem Bette saß.

„Moriz,“ sagte er, „es ist doch schlimmer, als du berichtet hast. Aber die Angst kam mir erst jetzt den Berg herauf, als ich die grausigen Wände betrachtete. Wie ich sehe, bist du jedoch ganz wohl versorgt.“

„Papa, in diesem Hause ist eine Frau. Was die an mir gethan hat, eine Mutter könnte nicht besser sein.“

Als Baron Bagemann nach der Hausfrau verlangte, da hieß es, sie lasse sich entschuldigen, sie sei unpaß.

Noch an demselben Tage trafen sie sich auf dem schmalen Gange, nahe an einem Fenster. Sie blieben vor einander stehen und schauten sich an.

„Ja, ja, Herr Moriz,“ sagte sie endlich leise, „ich bin derweil ein altes Weib geworden.“

Als diese Worte kalt und hart gesagt waren, ging sie vorüber.

Er war vor einem solchen Wiedersehen fast erstarrt. Endlich schritt er ihr nach, die Treppe hinab und in den Hofraum hinaus. Dort stand sie bei dem alten höckerigen Manne.

„Es ist ja alles gut, Herr Baron,“ sagte sie. „Es geschieht, wie es unser Herrgott haben will. Und mein bester Kamerad,“ sie wendete sich zum Scholastl, „ist der. Und wird's wohl auch bleiben. Und Ihr Herr Sohn ist gottlob soweit, sagt der Arzt, daß er reisen kann.“

Bevor sie aber abgereist sind in die ferne Stadt, hat Baron Moriz Bagemann doch noch Gelegenheit gefunden,

ihr die Worte zu sagen: „Seit jenem Scheiden aus dem Forsthaus an den drei Achen ist wohl kein Tag vergangen, an dem ich nicht deiner gedacht habe. Allein ich bin dem Drucke der Verhältnisse unterlegen und ich habe das auch gebüßt. Daß du noch einmal so edel in mein Leben getreten bist, gleichsam als die vom Himmel gesandte Mutter meines Kindes — ich habe es nicht verdient, aber es ist mir ein Segen für mein nahendes Alter. — Wenn ihr in den nächsten Sommern wieder auf diesem Berge sein werdet, darf mein Moriz manchmal kommen?"

Bei diesen Worten hatte Frau Adam sich abgewendet; sie wollte, sie durfte es nicht zeigen, wie nahe es dem Frauenherzen ging. Sie neigte auf seine Fragen nur flüchtig mit dem Kopf, ging zum Fenster und rief sehr scharf hinab: „Scholastl! Zähme die Maultiere auf!"

„Jetzt hab' ich keine Zeit!" knurrte der Alte, ging hin und that's.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Sohn ist im nächsten Sommer noch einmal gekommen, dann trat er in den Staatsdienst und hatte keine Zeit mehr für das Hochgebirge. Hingegen wohnt im Hause auf der hohen Starr allsommerlich ein alter Herr aus Berlin. Und so heimlich ist ihm dort geworden, daß er halb im Spaß und halb im Ernst eines Tages der Hausfrau die Frage stellte, ob sie die einst so gründlich aufgeschobene Hochzeit nicht am Ende doch noch halten sollten miteinander?

Als Antwort reichte sie ihm die Hand: „Ich weiß es, Moriz, du hast nicht anders gekonnt. Jetzt können wir auch ohne Hochzeit beisammen sein und ich bleibe, was ich so lange Zeit gewesen bin — Adam das Dirndel."

Die Sonnseitige und der Schattseitige.

Diese vorstehende Geschichte muß man aus verschiedenen Gründen wissen. Sie ist sehr einfach und sehr ärgerlich und sehr lustig und sehr merkwürdig.

Von zwei Großbauern handelt sie, die nebeneinander ihren Besitz hatten, der eine an der sonnseitigen Berglehne, der andere an der schattseitigen. Der Sonnseitige baute Weizen, der Schattseitige mußte sich mit Hafer abgeben. Der Sonnseitige trieb Viehzucht, der Schattseitige Waldwirtschaft. Der Sonnseitige hatte Obst, der Schattseitige verlegte sich auf Kartoffeln. Der Sonnseitige hörte auf seinem Dache manchmal eine Nachtigall singen, der Schattseitige immer nur Spatzen. Fast widernatürlich erschien nur das eine, daß der Sonnseitige ein schwarzbärtiger, sehr ernster nachdenklicher Mann war, und daß der Schattseitige lichtblonde Locken und ein stets freundlich lächelndes Rundgesicht hatte. Und noch unglaublicher ist es, daß diese beiden ganz verschiedenen Männer mit den ganz verschiedenen Höfen in treuer Freundschaft zusammenstanden. Sie halfen sich gegenseitig in der Arbeit, die bei der Ungleichheit der Lage selten in die gleiche Zeit zusammenfiel. Sie standen sich in allem bei, wie das bei den aufeinander

angewiesenen Hinterbauern so herkömmlich ist. Sie tauschten je nach Bedarf ihre Naturprodukte aus, so daß sie größtenteils den Handel ersparten mit der weiten Welt.

Ihre Freundschaft stammte aus jungen Zeiten. Damals waren beide in ein und dasselbe Dirndl verliebt gewesen, was sonst nicht gerade das Gefühl der Brüderlichkeit erzeugen soll. Aber während sie sich zögernd anschickten, einander in aller Nachbarlichkeit den Standpunkt klar zu machen, kam ein Dritter über das Mädel und verdarb es. Diesen Dritten bläuten die beiden windelweich durch und seit solch gemeinsamer That waren sie zusammen wie Brüder. Während ihres Soldatenlebens standen sie sich auch bei, der genügsame Schwarze gab dem genußfrohen Blonden manchmal ein Stück Kommißbrot, der fleißige Blonde putzte dem bequemeren Schwarzen Gewehr und Bajonett. Auf ihre Höfe heimgekehrt, haben sie sich Weiber genommen, der Schwarze eine vom Thal herauf, der Blonde eine von der Alm herab, und sie waren stillschweigend dahin übereingekommen, daß sie in allem Gemeinschaft halten wollten, nur nicht in den letzteren Stücken.

Beim Blonden, dem Schattseitigen, schrie es zuerst, das war ein Bub. Ein paar Jahre nachher schrie es auch beim Sonnseitigen, und das war ein Mädel. Und jetzt kam dem Schattseitigen der übermütige Gedanke, sein Johansel und des anderen Margretel müßten ein Paar werden. Und die beiden jungen Leutchen waren zur Zeit noch gar nicht verliebt. Falls sie aber je einmal verliebt werden sollten, hatte der Sonnseitige nichts dagegen. „Gut ist's, Nachbar, und brav bist!"

Also haben die Väter sich versprochen, daß die Kinder

einander lieben würden, damit Sonn- und Schattseiten endlich auch Form rechtens zusammenkämen.

Die Kinder wuchsen heran und waren frisch und sauber. Der Johansel war heiter wie sein Vater, die Margretel war ernsthaft und klug wie der ihre. Daß die junge Sonnseitige das weiche Blondgelocke des Schattseitigen, und der junge Schattseitige das dunkle Haar des alten Sonnseitigen hatte, war auch wieder so ein Spiel der Natur, die auf diesem Berge ihre Schalkereien trieb.

Und die jungen Leute betrugen sich zur vollsten Zufriedenheit der Alten. Schon als Kinder kamen sie zusammen auf die Matte, um Blindekuh zu spielen, in der Schule saßen sie auf einer Bank und traten einander oft trutzig auf die Zehen. Später gingen sie, von den Eltern geführt, auf die Kirchweih und tanzten miteinander und keiner versuchte es, dem strammen Schattseitigen das Dirndl abwendig zu machen. Die beiden Bauern trugen sich schon mit Plänen, ihre Höfe zusammenzuthun zu einem Großgrundbesitz und die jungen Leute daraufzusetzen, daß sie ein Ahnenpaar würden des Geschlechtes der Sonn- und Schattseitigen für Jahrhunderte.

Und die Kinder waren sehr sittsam. Der Johansel war neunzehn Jahre alt geworden, that aber noch nichts desgleichen. Die Margretel ging auch allemal so ruhig und werktägig an ihm vorüber und fragte ihn höchstens, ob das Wetter anhalten werde. Dem Johansel war das Wetter gleichgiltig, wenn es nur in den Samstagnächten nicht regnete, denn da ging er mit anderen Burschen im „Gasseln" und Fensterln um unten im Thal und drüben auf den Bergen. Am Fenster des sonnseitigen Nachbarhofes meldete er sich nie, er dachte nicht daran.

Weil er das einzige Kind war auf dem Hofe, so brauchte kein Soldatenleben besorgt zu werden, und weil der Alte sich schon gerne in die Behaglichkeit zu setzen gedachte, so stand dem Burschen nichts im Wege, von der Erde Besitz zu ergreifen und die Braut heimzuführen.

„Mach' halt Ernst, Sohn!" sagte der Vater eines Tages. Der Johansel machte ein ernstes Gesicht, anders verstand er's nicht.

„Rechtschaffen sauber hat sie sich ausgewachsen," sagte der Alte.

„Ein Vogelnest ist auch schon drin," antwortete der Bursche, denn er meinte, der Vater spiele auf die junge Linde an, die vor dem Hause stand.

Der Sonnseitige hinwiederum, wenn er bei Weib und Tochter saß, redete gern von Nachbars Johansel. Ein bildhübscher Mensch! Ein braver Bursch'! Ein lieber Kerl! Und was die Margretel dazu sage?

Was soll sie denn dazu sagen, er sei halt auch so wie die andern jungen Leut'.

Die Alten machten Gelegenheit, die Jungen ergriffen sie nicht. Die Alten trachteten, daß Sonntags auf dem Kirchweg die Kinder zusammenkamen; diese kamen zusammen, gingen gleichgiltig nebeneinander her und wendeten sich bei nächster Gelegenheit wieder von einander ab. Zu Ostern schickte die Alte vom Sonnseitigen dem Johansel fünf rote Eier mit der Bemerkung, er könne sich's wohl denken, von wem.

„Eier thu' ich gern essen," sagte der Bursche, schälte sie ab und steckte eins nach dem andern in den Mund.

Zu Pfingsten kam der alte Schattseitige in den sonnseitigen Hof, ging dem Dirndl zu, das im Garten Blumen

jätete und rief über den Zaun hinein: „Schon wieder fleißig bist, Margretel. Du wirst schon einmal eine brave Bäurin. Einen schönen Gruß hab' ich auszurichten, willst raten von wem?"

„Einen schönen Gruß nimmt man allemal, und von wem der will!" Das war ihre Antwort.

— Und sie thaten nichts desgleichen. Man konnte auch nicht dahinter kommen, als hätten die Kinder andere im Kopf. Der Johansel scherzte mit vielen Nachbarsdirndeln so herum, die Margretel neckte manchen Burschen, besonders bevorzugt wurde keine und keiner.

„Daß die zwei gar so g'schamig sind zu einander," sagte eines Tages der Sonnseitige.

„G'schamig meinst?" entgegnete der Nachbar. „Ich weiß es nicht."

„Müssen ihnen halt einmal die Nasen zusammenstoßen, daß sie's merken."

„Du, ich weiß es nicht!" antwortete der Schattseitige mit bedenklicher Miene.

„Wenn wir nicht dazuschauen, so mischt sich der eine oder die andre drein — was machst nachher?"

Er wisse es nicht. Wenn ich ein so gemütliches Rundgesicht hätte wie der Schattseitige, so wollte ich auch einmal etwas anderes sagen als: „Ich weiß es nicht."

Der schiefwinkelige Viehhändler Zusel kam wieder einmal in die Gegend und trat beim Sonnseitigen ein, als die beiden Freunde just so beisammensaßen. Ein paar schicksame Redensarten zuerst, dann vom lieben Wetter, vom Vieh und auf einmal die Frage: „Na, Bauern, machts schon bald Hochzeit miteinand?"

„Weiß nichts," sagte der Schattseitige.

„Du weißt nichts? Und überall reden die Leut' davon. Und habt's ja mir selber schon einmal gesagt, sie sollten ein Paar werden allzwei!"

„Wie's Gott will," gab der Sonnseitige bei.

„Ich denk', er wird's nicht wollen," meinte der Schattseitige.

„Oho, mögen sie sich nicht?" fragte der Viehhändler überlaut.

„Mich däucht, 's ist schlimmer," versetzte der Sonnseitige. „Wenn sie sich spinnefeind wären, so ließe sich noch darüber reden, da kunnten sie ja Freundschaft machen miteinand. Aber 's ist schlimmer. Sie sehen einander nicht, wie zwei Holzstücke, so sind sie sich gleichgiltig."

„Mit Holzstücken ist auch noch nicht zu verzagen," sprach der Viehhändler. „Holz kann Feuer fangen."

Sprach es, schob ein wenig die Zungenspitze zwischen den Lippen hervor und zog seine linke Achsel in die Höhe. Er war in manchen Händeln schon der Bauern Vertrauter gewesen von Jugend auf, nun da durfte er wohl mitreden, und er that's jetzt redlich.

„Manner!" sagte der Zusel, „ernsterweis', ihr sähet es gern, daß die Zwei zusammenkämen. Und die Leut' wissens auch und möcht euch niemand hinderlich sein. Ich weiß was, Manner, denn ich bin ein vertrackter Strick. Wenn ihr's durchsetzen wollt, so müßt ihr's ein bissel anders angehen. Der Johansel hat sich hören lassen, von anderen ließe er sich keine aussuchen und nicht einmal von den Vaterleuten. Er sei schon selber so klug zu sehen, welche ihm gefällt. — Und der ledige Trotz ist's und so ist's und nicht anders!"

„Nachher hätten wir's ja selber verdorben?" sagte der Sonnseitige.

„Ja, und nachher müßte man's selber wieder gutmachen," gab der alte Viehhändler mit bedeutsamer Miene drein.

„'s ist eigentlich ein heller Spaß!" lachte der Schattseitige auf.

„Spaß!" entgegnete der Nachbar, „das kunnt ich just nicht sagen. Mir geht's nahe. Wenn man sich einmal seit vielen Jahren in was hineingedacht hat! Mir steht's nicht an, daß ich einen weltfremden Schlingel in mein Haus setze."

„Und ich will auch keine Stromerdirn zur Schwiegerin haben," so der Schattseitige.

„Nun also!" sagte der Viehhändler und netzte sich mit der Zunge die Lippen, „alsdann mögts vielleicht einen guten Rat brauchen. Ich hätt' einen im Sack, ist mehr wert als ein paar Ochsen. 's wär nicht der erste Kuppelpelz, den ich verdiene. Zwei junge Leut' nicht zusammenbringen! Das wär' schon auch was neues. — Machts die Thür' zu, daß nicht jeder hereinhorchen kann."

Und weil sie die Thür zugemacht haben, so weiß ich nicht, was weiter gesprochen worden ist.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

War eines Morgens der Johansel damit beschäftigt, den stahlgrauen Stier schön zu machen. Das Tier sollte nämlich an diesem Tage auf die Kirchweih, auf welcher es Tanzmusik, Jahrmarkt und Viehmarkt gab. Dazu wurde der Stahlgraue fast hochzeitlich hergerichtet. Der Johansel striegelte ihm von der Haut alle Mistkrümchen herab, raspelte mit einer Hornfeile die Klauen und die Hörner und stutzte den Schweif. Das Tier hielt ruhig still, als wisse es um die Vorteile einer sorgfältigen Toilette.

An der Stallthür stand der Schattseitige und schaute seinem Sohne mit Wohlgefallen zu. „Laß gehen, wird ja gut sein," sagte er endlich, „und jetzt geh' und thu' dich auch selber zusammen."

Blickte der Junge auf den Alten und antwortete: „Ich bin ja beisammen."

„Das Haar wirst dir doch auskampeln, wenn du auf die Kirchweih gehst!"

„Das kann ich eh' thun," sagte der Johansel und fuhr sich mit den ausgespreizten Fingern ein paarmal durch die Haare.

„Johansel," sprach der Alte ganz gelassen aber ernsthaft, „du mußt mehr halten auf dich. Wer selber nichts auf sich hält, auf den halten andere auch nichts. Den Grauen kannst verkaufen auf dem Markt, das ist recht. Aber was anderes kannst dafür heimbringen. Na, was glaubst, was ich meine? Mir ist's schon eingefallen in deinem Alter, nur daß mir dazumal mein Vater die Wirtschaft noch nicht übergeben hat. Du bist besser dran. Ich und deine Mutter, wir haben uns viel geplagt unser Lebtag und möchten es ein paar Jahrlen gut haben, ehevor wir einrucken müssen. Da hat eine schön hereinzusitzen, eine junge Bäuerin. Hast dir denn noch keine ausgesucht? — Schau du, das rechte Hörndl muß mehr aufgspitzt sein, wart, gieb her!" Er nahm dem Burschen die Raspel aus der Hand und feilte dem Stahlgrauen die Hornspitze mehr aufwärts. Dabei fuhr er fort: „Oder willst mir ihn gunnen, den Kuppelpelz? Ist auch recht, hab' eh gern warm. — In der Hebenreuth drüben steht eine. Aha, du spitzest schon das Ohrwaschel. Die Hölfelgruberische! Gelt, die ist's? Na, ist sie's? Ein braves Mädel. Holz bei der

Hütten, und die Kittelsäcke voller Dukaten. Wirst nicht leicht eine Gescheitere finden. Na, wenn sie heut' auf dem Markt ist, schau sie an darauf hin. Mich brauchst weiter nicht mehr zu fragen. So, das Hörndl ist recht. Das Hirnblatt mußt ihm noch glatt striegeln."

Die „Ohrwaschel" hatte er freilich gespitzt, der Johansel, weil er anfangs meinte, die Margretel von der Sonnseite käme aufspaziert, und jetzt war's die kropfige Höfelgruber-Dirn. Just, daß er nicht laut auflachte. Er sagte nichts, kein Wort. Es war überhaupt zu dumm. Die Höfelgruberische! Daß die Alten schon einmal gar kein Auge für die Figur haben! Daß sie alleweil nur ans Geld denken! Himmel-Hollerbuschen, was wäre dagegen die Margretel für eine!

Unter solchen Gedanken führte er den Stahlgrauen zu Markte. Ob er ihn verkauft hat, das weiß ich nicht, daß er die Höfelgruberische nicht angeschaut hat drauf hin — das weiß ich.

Das war just nicht dumm, aber noch klüger war die Margretel auf der Sonnseite. Die hatte schon Wind bekommen; ach, du heiliger Sanct Jüdor! Ein einziges Mädel ist gescheiter als drei Mannsleute, und selbst wenn ein Viehhändler darunter ist.

Stand sie da unter dem Apfelbaum und hielt eine große blaue Schürze auf, in welche der Vater Äpfel vom Baume schüttelte. Auf einmal schüttelte er nicht mehr, sondern hub an zu sprechen: „Tochter, hast gehört? Ich will dir was sagen, was die jungen Weibsbilder alleweil gern hören. Nu, was wird's wohl sein? Heut' oder morgen wird wer kommen. Sollt' er sich bei dir anmelden, so wirst ihn nicht hart abweisen, denk ich. Wie der dir's

gut meint, Kränkung thät' er keine verdienen. Wenn du den nimmst, da brauchst dein Lebtag keine Schuh mehr, der tragt dich auf den Händen. Zwei Häuser hat er im Stadtel und wenn dir keins davon gefällt, so baut er dir ein drittes. Dirndl, hörst, um den ist viel Augenwasser geronnen — und mögen, sagt er, thut er nur dich und sonst keine, keine einzige mehr. — Hessa, das ist ein Saftiger. Verkost' ihn."

Mit dem Saftigen meinte er einen gelben Butterapfel; sie legte ihn zu den übrigen und dachte einen Augenblick: Der Johansel kann's doch nicht sein, der hat keine zwei Häuser im Stadtel.

Am nächsten Tage kam er und wurde vom Vater anmutiglich vorgestellt. Schickschselig war er und glatzköpfig und mit der Zunge leckte er immer über die Lippen heraus, als ob er das, was von den süßen Worten dran kleben blieb, wieder wollte hineinlecken. Der Viehhändler Zusel war's und kein anderer, und der hielt manierlich um ihre Hand an.

„In Züchten und Ehren," sagte er nach altem Spruche, „will ich mich nahen, werte Jungfrau Margarete. Daß ich kein Jüngling mehr bin, sehet Ihr gleichwohl, das ist nur ein Grund für mich, ernstlich ans Freien zu denken, und ein Grund für Euch, Euere Hand mit Vertrauen in die eines erfahrenen Mannes zu legen, und sein herztausiger Schatz zu sein."

Weil sie ihn jetzt mit ihren großen Augen fast andächtig betrachtete, so fuhr der alte Zusel fort: „Seit einem halben Jahre oder länger habe ich heimlich um Euch gekundschaftet und erfahren, daß Ihr gar sittiglich seid und klug und keinem jungen Lecker Gehör gebt. Und mein

kleiner Finger thut mir's sagen, daß Ihr ganz heimlich den Zusel im Herzen traget, und daß Ihr wohl nimmer nein sagen werdet, wenn ich Euch jetzt in Gegenwart Eures Vaters frage, ob Ihr in Lieb und Treuen Haus, Tisch und so weiter mit mir teilen wollet. Liebstes Jungfräulein, ich frage Euch!"

Auf solchen Spruch war es still. Das Dirndel schlug den Blick zu Boden, zerzauste eine Schürzenecke und sagte nicht nein. Dem Vater war das nicht ganz geheuer, rasch setzte er ein: „Stark über die Fünfzig ist er freilich schon . . ."

„Das macht nichts!" rief die Margretel aus. „Die Alten sind gut behalten, heißt's, und ein Mannsbild wird ja gar nicht alt, sagt das Sprichwort. Und besser alter Mann und junges Weib, als umgekehrt."

„Freilich," setzte der Vater bei, „heißt's auch: Alter schützt vor Thorheit nicht, und wer altet, der kaltet."

„Gehts, gehts," sagte der Viehhändler mit fast kreischender Stimme: „Was wollts denn mit so dummen Sprücheln? Der Zusel nimmt's noch mit einem Dreißigjährigen auf, wenn's was gilt! Gilt's was? He!"

„In Gottesnamen," flüsterte das Dirndel, „will ich's halt wagen."

Der Zusel that schon die Arme auseinander und wetzte die Lippen mit der Zunge für den Verlobungskuß. Der Vater fuhr dazwischen. „Das hat auf morgen noch Zeit," sagte er schneidig, „wer neunundfünfzig Jahr gewartet hat, wird auch noch einen Tag warten können. Hörst, Dirn, in die Küche geh hinaus, die Mutter hat gerufen."

Na, da ist das Mädel hinausgegangen und der Sonnseitige hat seinem schiefwinkeligen Viehhändler höllisch ein-

fältig ins Gesicht gestarrt. „Du Zusel," sagte er, „das Band foppt uns!"

„Geh, Patsch, foppen!" war des andern Ausruf. „Merkst es denn nicht, Schwieger, was es geschlagen hat? Verliebt ist sie in mich!"

„Oho!"

„Was?"

„Oho ter odo, singen die Halter!" drauf der Bauer. „Freilich verliebt in dich! Gewiß auch noch. Kann mir's denken, he, he!"

„Dein Frotzeln kannst just sein lassen, Vater. Deinen Willen hast hergegeben, sie hat Ja gesagt, der Spaß ist ernst geworden und ich bin nicht der Narr und steh' zurück."

„He he — he he," meckerte der Sonnseitige und schob sich sachte zur Thür hinaus.

Kurze Zeit nach diesen Begebenheiten kam der Allerseelentag. Unter den Kirchhofbesuchern war auch die Margretel, sie hatte eine große Flasche mit Weihwasser bei sich und goß dieses auf das begraste Grab einer alten Muhme. Da trat der Johansel zu ihr; ganz hastig trat er hin und sagte halblaut: „Heut ist just der rechte Tag dazu, daß man dir gratuliert."

„So, gratulieren! Zu was denn?"

„Na, halt zu deinem schönen Bräutigam!"

„Gott geb' ihr die ewige Ruh!" hauchte sie, den Rest aus dem Glas auf den Rasen schüttend, dann wendete sie sich schneidig zum Burschen: „Hörst, Johansel, von dir nehm' ich nichts an. Kein gutes Wort und kein schlechtes und gar nichts und du laß mich in Fried'!"

Sie wollte davon, er faßte sie am Arm und sagte: „Zornig bist! Jetzt laß ich dich erst recht nicht in Fried.

Warum bist denn früher nie so zornig auf mich gewesen? Und ich mag dich auch nicht und du bist mir viel zu — zu — gar nichts bist mir und ich will dir nur noch meine Meinung sagen."

„Ich bitt' dich gar schön, gehen wir hinaus, die Leut' schauen schon auf uns. Da auf dem Friedhof solche Sachen!"

Denn es war ihr zumut, als hätte er ihr eine Liebeserklärung gemacht.

Draußen am Rain unter dem Ahorn auf der Schichte der niedergefallenen gelben Blätter, dort standen die zwei jungen Leute und machten sich bittere Vorwürfe. Er ihr, weil sie sich diesem lächerlichen Menschen verlobt hatte; sie ihm, weil er sich um sie die ganze Zeit her nie gekümmert. Und als sie so weit waren, daß die Margretel zu weinen anhub, legte er seinen Arm um ihren Hals und sagte mit einer recht unsicheren Stimme: „Wenn ich weiß, daß du heiraten willst und nicht gleich den erstbesten nehmen mußt, so kann ich auch aufwarten. Dem Viehändler gunn ich dich nicht, daß du's weißt!"

Lachte sie mitten aus dem Schluchzen hervor: „Lapperl, dummes! Glaubst denn, es ist mein Ernst? Will mit dem Alten ja nur den Vater in die Ängsten jagen — und auch noch einen andern —"

„Leicht gar mich?"

„'s wär' bald verpaßt, Bübel! Allzulang wartet man nicht auf einen, der alle Fenster probiert in der Nachbarschaft. Und wenn du glaubst, der jung' Bursch hat nur zu winken, daß eine dem Bräutigam durchgeht und ihm nachlauft, so kannst auch noch was lernen. Für nichts kriegt mich keiner. Derweil seh' ich nur deinen Trutz,

aber der ist mir zu wenig. Auch der Possen, den du dem Zusel spielen willst, ist mir noch nicht genug, ich will mehr, mein Lieber!"

„So viel Geld wie der Viehschacherer weiß ich nicht, ob ich aufbringe."

„Nach Geld frag' ich nicht, daß du's weißt."

„Was lauter sonst?"

„Wenn's dir nicht einfällt, was zum Heiraten gehört, nachher, nachher — behüt' dich Gott."

„Was wird denn dazugehören zum Heiraten? Kunnt mir's nicht denken. Ein bissel Gernhaben wird halt dazugehören."

„Na endlich! das hat was gebraucht, bis er draufkommt."

Vom kahlen Ahornbaum flatterte das vorletzte Blatt herab und gerade zwischen den Köpfen der beiden. Es war so schön dreilappig, aber es hat wenig genützt. Und als das letzte fiel, das allerletzte Blatt — nun, ihr könnt euch's denken.

Also haben die Alten von der Sonn- und von der Schattenseite die Erfüllung ihrer Absicht doch erlebt. Der Zusel hätte Hochzeitsbitter sein sollen, aber er hat sich dafür bedankt. Daß er das Mädel foppen wollte, daran fand er nichts; aber daß er selber gefoppt wurde, das nahm er für übel. Nun, er kann schon heimgehen, wir brauchen ihn nicht mehr.

Und daß die Sonn- und die Schattenseite zusammenkommen, ist nur ein gutes Zeichen. Hoffentlich ein harmonisches Menschen-Doppelbild! Na, seid glücklich und thut das eure!

Der lustige Andredl.

Zu Anfang der fünfziger Jahre mochte es gewesen sein, da war in einer sternhellen Sommernacht Leichwache beim Altenbacher in der Kohleben. Nicht wie sonst waren wir diesmal zusammengekommen, daß wir rings um die Bahre des Toten einen fröhlichen Kranz von Schabernack aufführten, zu seinen Ehren allerhand Kurzweil trieben, gleichsam, als ob wir unser Leid um ihn gewaltsam betäuben müßten, obschon zumeist gar keines vorhanden war. Denn was sollte es für uns junge Bursche denn ein Leid sein, wenn irgendwo ein alter Mann oder ein sieches Weib gestorben war und der Tote nun in seinem sanften Frieden dalag auf der langen Bank? Erst wenn wir die Trauer der Angehörigen sahen, die auch wieder nicht in Weinen und Klagen laut ward, sondern in einer stummen, schwermütigen Ergebung, trauerten wir in der gleichen Art redlich mit. Sonst bedeutete, wie gesagt, das endliche Absterben eines alten Menschen für uns eher ein Freudenfest, bei dem wir die Totengebräuche ganz munter mitmachten und Essen und Trinken uns gut schmecken ließen.

Diesmal war das nicht so. Über dem Altenbacherhof lag eine unbeschreibliche, dumpfe Schwermut; der Wehruf

wegen eines so schrecklichen Sterbens war vergellt. Eltern und Geschwister standen, saßen wortlos, thränenlos herum, und es war kaum zu merken, ob sie das leise mitklagende Trostwortsprechen der Nachbarn hörten oder nicht. — Zwei Tage und zwei Nächte lang hatte das Mädchen ununterbrochen geschrieen, man hatte die entsetzlichen Schmerzrufe bis zu den Nachbarhäusern hin gehört, und die Leute konnten keine Stunde schlafen und keinen Bissen essen, wegen des herzzerreißenden Schreiens der armen, neunzehnjährigen Marianna.

Nun war sie still geworden. Still, wie nichts stiller sein kann auf der weiten Welt, lag sie da, die vor wenigen Stunden noch mit heller Stimme um Rettung gerufen hatte in der ohnmächtigen Erdenwelt. Alles war versucht worden, jeder und jede hatte einen Rat gewußt und jeder Rat war ausgeführt worden. Nichts und nichts. Das Schreien war in Stöhnen, das Stöhnen in Röcheln übergegangen. Dann waren noch Atemzüge gewesen, so langsam, so sanft und so leicht, als versinke sie in einen süßen Schlaf, und dann der heilige Frieden, der nimmer aufhört.

Der nimmer aufhört?

Wir saßen in der großen Stube an zwei Tischen, beteten laut oder plauderten leise, und einer wie der andere schaute manchmal auf die Wandbank hin, wo die weiße Kammertuch-Leinwand, an der noch die ungefügen steifen Falten waren, einen länglichen schmalen Körper bedeckte. Woran sie hatte sterben müssen, wir wußten es alle miteinander nicht. Ein ungeheurer Schmerz in den Eingeweiden war gekommen, der hatte eine solche Glut entfacht in den Gliedern, daß ihre Hand den fast brannte,

der sie angriff. Und aus dieser Hitze drang ein eiskalter Schweiß — es war nicht zu verstehen. Es gab damals in der Gegend keinen Arzt, wir wußten nichts, als daß sie jetzt tot war, und das brauchte kein Totenbeschauer erst zu bestätigen. Manchmal ging eine Jugendgesponsin hin und hub sachte die Leinwand vom Gesicht, daß man sie anschauen konnte. — „So schön! So lieblich! Als ob sie thät schlafen!" Ein anderes Wort hörte man kaum lispeln an ihrer Bahre und mir — der ich ebenfalls einmal hingelugt hatte — schien die schlummernde Marianna stillvergnügt zu sein; keine Spur vom Leide, fast kam es mir vor, als lächle sie heimlich in sich hinein darüber, daß sie allem Schmerz und Elend ein Schnippchen geschlagen hatte und gestorben war. Lebte sie heute noch, sie wäre ein betagtes abgerackertes Weib mit vielen Runzeln auswendig und noch mehr Sorgen inwendig, und zu guter letzt als Ziel und Lohn für alle Bravheit und Mühsal doch noch das leidige Sterben. Das hast du besser gemacht, Marianna, dachte ich ihr zu, wie sie so schön und weiß dalag. Nicht das letzte Mal, daß ich mich in einen Toten verliebte, aus reinem Beifall darüber, daß er gestorben war. Allsogleich wäre ich bereit gewesen, eine Lustbarkeit anzuheben bei jenem Leichwachen, wenn mir jemand geholfen hätte. Aber in aller Ohren schrillte noch das gräßliche Schreien, und die Leute waren schweigsam und betrübt.

Um Mitternacht wurde die Marianna in die Truhe gelegt. Dabei haben sie manchen Schürzenzipf zernagt und manche rote Lippe, um das in tiefer Brust gewaltig tobende Schluchzen zu verbeißen, denn das laute Weinen ist nicht der Brauch in jener Gegend, die Sterbesitten

sind ein Gottesdienst, und dabei weint man nicht. Der Schmerz ist nicht geringer als anderswo, wenn ein trauter, geliebter Mensch in den Sarg gelegt wird, aber er vergeht in stiller Ehrfurcht vor der Majestät dessen, der den Tod sendet mit dem Auftrage, das irdische Leid zu enden und das ewige Leben zu beginnen.

Und in jener Nacht das erste Mal ist mir die Ahnung aufgegangen: Der Tod wird ein Aberglaube sein und die Wahrheit ist: Ewiges unzerstörbares Leben. Nicht bloß im Sinne der heiligen Offenbarung, wohl auch im Sinne der Natur, die wir mit unserem leiblichen Auge sehen. Denn unter uns Leichwächtern befand sich auch ein alter Mann, der in jener Nacht eine merkwürdige Geschichte erzählt hat, derentwillen es eigentlich geschieht, daß dieses Kapitel aufgeschrieben wird.

Der alte Mann — ich sehe ihn heute noch — hatte ein fast kahles Haupt, aber sein langer Bart war noch schwarz. Sein Lebtag hatte er sich im Walde als Hirte oder Holzarbeiter aufgehalten, daher war seine Rede zwar ungeschlacht, aber bedachtsam, und wer alt wird, der weiß schließlich auch als Waldmensch etwas von der Welt. Der Jasel hatte den Franzosenrummel mitgemacht und sein eigentliches Kriegserlebnis, das er unzähligemal erzählte, war, daß die Franzosen ihm ein paar nagelneue, rotjuchtene Stiefel gestohlen hatten. Deshalb, so meinte er, hätten sie nachher auch zur Strafe das schreckbare Unglück in Rußland und bei Leipzig gehabt. Bei diesem Leichwachen aber fiel dem Alten auch noch eine andere Erinnerung aus jener Zeit ein, und als sie den starren schmalen Körper der Marianna in die Truhe legten, schnupperte er mehrmals mit der Nase, ersuchte den bei-

sitzenden Webermeister um eine Prise Schnupftabak, und sagte, mit dieser Truhe würde es sich wohl doch nicht auch am Ende so wunderlich zutragen, als mit jener des alten Bauers Andreas Windlechner auf der grünen Au.

Freilich haben sie ihn gefragt, wie es sich denn zugetragen mit der Truhe des Windlechners, und darauf hat er angefangen, das folgende zu erzählen.

Seit dem großen Juchezer, den der Gott Vater gemacht hat bei der Erschaffung der Welt, wie er sieht, daß die zwei jungen Leut' zusammenpassen, hat's keinen so lustigen Menschen mehr gegeben, als den Windlechner. Der lustige Andredl hat er geheißen. Der ist mit Siebzig noch so jung gewesen, wie unsereiner mit Vierundzwanzig, und mit Fünfundsiebzig hat er bei des Jodlhans' Hochzeit dem Bräutigam die Braut entführt und sich mit ihr so weit in die Bergschlucht versteckt, daß sie's den ganzen Nachmittag nit mehr gefunden haben. Überall, wo es frisch hergegangen, ist der alte Andredl dabei gewesen, bei jedem Ball, bei jeder Hochzeit, bei jeder Hausnudel (häusliches Festmahl, zu welchem die Nachbarn eingeladen werden), und geredet hat der schier gar nichts, alleweil nur gejuchzet und gesungen. Stimm' hat er gehabt so hell wie ein junges Dirndel, hat auch alle Vögel können nachmachen und gleich hat die Katz' ihre Ohren gespitzt, wenn in der Stube auf einmal ein Zeiserl, oder ein Meiserl oder ein Dröscherl anhebt zu jubilieren. Auch die bösen alten Weiber hat er nachmachen können, aber hat's nit gern gethan, hat gesagt, sie thäten ihm zu viel kratzen in der Gurgel. Ich glaub's. Mit dem Gewand hat er sich getragen, der Andredl, wie ein junger Bursch, noch mit achtzig Jahren. Kirschrotes Leibel und himmelblaues

Halstüchel und auf dem grünen Hut die Hahnenfeder und ein frisches Blumensträußel. Auch im Knopfloch ein Nagerl und auf dem Stecken eins. Das haben ihm die Weibsbilder verehrt; wo ein anderer, oft ganz junger sauberer Bursch, von ihnen nichts hat bekommen, den alten Andredl haben sie über und über besteckt, daß er ausgeschaut hat wie ein großer Nagerlstock (Nelkenstock).

Aber halt zitherschlagen hat er können und maultrommeln und schwegelpfeifen und allerhand so Musik, und die längste Weil hat er können auf dem Kopf stehen, im Mund die Mundharmonika, in den Händen die Tschinellen und mit den Füßen Trommelschlagen bei der großen Bumpern am Kirchweihsonntag. Gott, das ist ein Mensch gewesen, dieser Andredl! Vom achtzigsten Jahre an hat er sein Haus einem Enkelbuben überlassen, selber nichts mehr gearbeitet, hat gesagt, er wollt' doch einmal seine Jugend genießen. Ausg'schaut hat er freilich wie's Leben und seinen schneeweißen Schnurrbart hätt' er — sagt er — vom Rahmschlecken in der Butterkammer. Was der die Weiberleut' g'foppt hat! Aber angesetzt keine, sein Lebtag nit; bei der Falschheit, hat er gesagt, hört die Freud' auf, und wer sich mit seiner Lustigkeit das Leben verthut — hat er gesagt — das ist ein Narr. Ja mein, da gehört eine besondere Gnad' Gottes dazu, daß einer das zuwegbringt, alleweil Freud' und nie keine Buß! Gescheit sein! hat er gesagt, himmlischer Vater, gescheit sind andere auch und machen doch die dümmsten Sachen. — Wenn vom Sterben die Red' ist gewesen, hat der Andredl allemal einen Fachler gemacht mit der Hand: „Hört's mir auf! Sterben, das giebt's nit!" Und hat er eins so liegen gesehen, wie wir dort die Marianna, so hat er einen Juchezer

gemacht, daß man oft ordentlich erschrocken ist, und gemeint hat, der Alte wär' nimmer recht beisammen. — Und jetzt — so fuhr der Jasel bei jener Leichwache fort — werde ich auf das kommen, was ich eigentlich erzählen will. — Neunundachtzig Jahr' soll er alt geworden sein, just noch nit gar neunzig, der Andreas Windlechner. Da hat das Brullbergerpaar geheiratet, und der Alte ist richtig wieder bei der Hochzeit gewesen. In der Kirche bei der Trauung ist er ein klein bissel eingenickt, was den Leuten auffällt. Nachher beim Tanz ist er umso frischer gewesen und hat mit der Braut und der ersten Kranzeljungfrau zu gleicher Zeit einen Steirischen getanzt, an der rechten Hand eine, und die andere an der linken, und derweil er sich langsam dreht wie der Gründel in der Mühl, sausen die zwei Weiberleut, daß die roten Kittel fliegen um und um. Auf einmal laßt der Alte ab, steht an dem Thürpfosten, greift mit der Hand an den Kopf, sagt noch: „Laßts euch nit aufhalten, Leut!" und geht in die Nebenkammer. Wie sie nachgehen, liegt er zwischen den Hochzeitskranzeln und Buschen und ist maustot. — Wohl, wohl, tot ist er gewesen, aber kalt und starr werden hat er uns nit wollen. Drei oder vier Tag' haben wir herumgefrettet und sagt endlich der junge Windlechner: „Werden ihn halt doch müssen eingraben, zum Lebendigwerden thut er nichts mehr desgleichen!" „Ein Mittel müssen wir noch vorher probieren!" sagt der Zwisel-Schneider und kratzt auf seiner Geige einen Strampfer. Und wie der Alte sich noch alleweil nit rührt, sagt der Schneider: „Aus ist's und gar ist's. Wenn der einmal beim Steirertanz nimmer zuckt, nachher ist er sicherlich tot."

Weil die Franzosen von Leoben her im Anrücken sind,

und die Leut' mit ihrem Vieh ins Gebirg hinaufwollen, so haben wir doch trachten müssen, daß wir ihn vorher begraben. Der Mösti-Michel hat eine seichtene Truchen gezimmert, hinein mit dem alten Andredl, das Brett drüber zugenagelt und in Gottesnamen fort auf den Freidhof. Ich und der Stein-Mirtel, wir haben ihn getragen, und wie wir durch den Zerwald hinabkommen ins Thal, hei, da reiten ihrer ein ganzer Teufel Franzosen daher, wir haben just noch Zeit, die Truchen in die Brombeerstauden zu werfen, und flugs ins Dickicht hinauf, daß wir ihnen noch ausgekommen sind, den Rothosen, den verhollten! — Und das, meine Leut', ist dem lustigen Andredl sein ganzes Begräbnis gewesen. In der Brombeerstauden wird er Jahr und Tag gelegen sein, was weiß ich, es sind unruhige Zeiten gewesen. Uns haben die Lebendigen Sorg' und Kummer genug gemacht, haben nit Zeit gehabt, auch noch an die Toten zu denken. Und erst viel später, wie sie die Franzosen schon zusammendrischakert gehabt haben draußen bei Leipzig, da findet eines Tages der Halter Florl im Brombeergestauder die Truchen. Halb eingefilzt in's Gestauder soll sie gewesen sein, über und über schon voller Moos, und bei den Fugen sind Schwammerln herausgewachsen, Sauerklee, Eriken und so Kräuterwerk. Hat sich aber nit getraut nachzuschauen, der Florl, und nachdem er eine Weil so dagestanden ist vor der Truchen, ist er stad davongegangen, zum Bauernhaus hinauf, und er hätt' eine Totentruchen g'funden in den Brombeeren. Da nachher sind die Leut' gleich schauen gegangen, aber keiner hat die Kurasch gehabt und hätt' sie aufgemacht, die Truchen. Bin auch dabei gewesen und mir selber sind die kalten Erbsen gelaufen über den Buckel hinab. Endlich hat doch

Einer angefangen und mit dem Stecken den Deckel ein wenig aufgezwängt. Alle haben sich abgewendet, wie der ausschauen wird da drinnen — ich dank' schön! Auf einmal ist das Brett ledig, Ameisen und Rasseln, Erdreich und anderes Käferwerk wuselt heraus, junges Gras und Moos und Halmwerk und ein Vogelnest — ein Amselnest ist in der Truchen. Die hat von unterwärts ein Loch, und Junge sind drinnen, sperren die Schnäbel auf und piepsen, und die Alten schwirren umher und kreischen und greinen, daß wir ihr Haus und Heim hätten erbrochen. Und gäh versuchen's auch die Jungen mit ihrem Vogelglück, flattern auf und ins Dickicht hin, daß alles bledert. Und der alte Andredl? Wo ist der? Was glaubt ihr, Leut, wo ist der gewesen? Der ist nit in der Truchen gewesen und nit neben der Truchen, und nit unterhalb, der ist nirgends gewesen. Wir haben weitum gesucht, nit ein Knocherl von ihm, nit ein Fetzerl von seinem Gewand. Wir haben uns jetzt an alles erinnert vom Begräbnistag her, und daß ihn uns die Franzosen abgejagt. Sollten sie ihn mitgenommen haben? Wohl gewiß nit. Eher ist er selber aufgestanden und davongegangen. Nachher haben wir gehorcht, ob wir ihn nit etwa singen oder juchezen hören kunnten irgendwo. Nichts. Die Vögel haben gesungen und der Wind hat gerauscht, und der Hirsch hat geröhrt oben im Wald, aber vom Andredl kein Haarl und kein Windl. Und nichts bis auf den heutigen Tag! — Nun soll mir einer sagen, wie das zugeht? — Wenn er jetzt die Thür aufmacht und steigt herein, ich möcht's frei glauben und heilig kommt's mir immereinmal für, der alte Andreas Windlechner regiert heut' noch herum auf der Welt! —"

Solches hatte der Mann aus dem Walde erzählt bei der Leichwach auf jenem Hofe. Es erhob sich sodann ein Mutmaßen vom Scheintodsein, von Leichenraub und dergleichen. Ich hatte für mich eine besondere Meinung, sagte sie aber nicht. Sage sie auch heute noch nicht, in solchen Dingen wird man leicht mißverstanden, und ich will lieber gar nicht verstanden, als mißverstanden werden.

Als der Morgenschein durchs Fenster kam und vor ihm die weiße Truhe errötete wie die Wange einer Jungfrau, da trat jemand hin an diesen Sarg und sagte: „So, meine liebe Marianna, jetzt werden wir halt um ein Häusel weitergehen." Der Vorbeter that schon den Mund auf, um die Abschiedsrede zu halten, den stieß ein Nachbar in die Seite: „Mußt nit! Sie sind betrübt genug." Der Vorbeter jedoch hub an: „O liebeste Jungfrau Marianna! In früher Jugendzier mußt du Urlaub nehmen von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder und mußt ins kühle Grab!"

„Halt's zsam und riß dein' Red' selber!" unterbrach ihn der Nachbar barsch, denn die Anverwandten begannen krampfhaft zu schluchzen und wären über die Herzenspeinigung, die ihnen der Vorbeter zugedacht, wohl in ein wildes Weinen ausgebrochen, wenn man nicht rasch den Sarg gehoben und ihn unter einem lauten gemeinsamen Vaterunser zur Thür hinausgetragen hätte. Das surrende Alltagsgebet wird die armen Herzen ein wenig betäubt haben, und wenn an eines derselben etwa gar sachte das heilige Wort geklopft hat: Dein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden! dann wird wohl alles andere Menschenwort überflüssig gewesen sein.

Wir sind hernach mit der hoch auf einer Bahre

schwankenden Truhe im Hohlwege dahingegangen unter Weiden und Birken. Diese Bäume haben ein zartes Gewölbe gebaut über den Totenzug und auf den unzähligen, leise im Morgenwind zitternden Herzlein der Blätter haben die Tropfen des Thaues gefunkelt in allen feurigen Sonnenfarben. Und wie die Finken, die Amseln, die Lerchen so hell singen und jubilieren, daß sie schier das Gebet der Menge überklingen, da stupfe ich meinen alten Holzer Jasel in die Seite und raune ihm ins Ohr: „Hörst du ihn? Hörst du ihn denn nicht? Das ist ja der lustige Andredl!“

Hexens 50000 Gulden.

Eines Tages lief ein fleißiger Aufpasser zur Steuerbehörde: „Habt ihr den Wolf in der Gruben?“

„Den Wolfgang Filzmoser aus dem Grubenwald?“ entgegnete das Steueramt barsch, „den Pechölmann? der im Sommer mit Erdbeeren hausieren geht? Ne, den armen Teufel haben wir nicht.“

„Löbliches Steueramt!“ sprach der Mann gar unterthänig. „dieser arme Teufel ist einer der reichsten Männer unseres Bezirkes. Er übt eine Menge Gewerbe aus, er ist Pechschaber, Pechölbrenner, Ameiseiergräber, Kräuter-, Pilz- und Beerensammler und handelt mit all diesen Sachen. Sogar eine Branntwein-Destillation soll er irgendwo haben, wozu würde er sonst die Beeren der Ebereschen sammeln. Ein Unchrist will ich sein, wenn der Wolf in der Gruben nicht ein Dutzend Agenten beschäftigt. Der nimmt Geld ein, der Wolf! Löbliches Steueramt, den müßt ihr anbohren!“

Das Steueramt gab dem Offenbarer zu verstehen, er könne sich schon fortmachen. Dann schüttelte es den Kopf, aber es war nun Pflicht und Schuldigkeit, den Mann hervorzuholen. Der alte Wolf in der Gruben bekam einen

grauen Bogen mit schwarzen Linien und leeren Räumen dazwischen, und die Aufforderung, als redlicher Staatsbürger bei seinem Gewissen das Jahreseinkommen wahrheitsgemäß einzubekennen, widrigenfalls u. s. w. Es sträubt sich die Feder, den grausamen Nachsatz wiederzugeben. Wir kennen ihn ja alle.

Nicht lange dauerte es, so war das Einbekenntnis des Wolf in der Gruben da. In sehr spießiger Schrift und mit angstblasser Tinte gab er an: Einkumen jerlich hextens fl. 50000.

Waaas! rief das Steueramt aus. Dieser simple Waldmensch macht so große Geschäfte! Unglaublich. Doch halt! Wenn er fünfzigtausend eingesteht, so nimmt er gewiß hunderttausend ein, wir kennen das. Vorläufig läßt sich aber nur mit der eingestandenen Summe rechnen.

Wenige Tage später keuchte der Amtsdiener hinauf in den Grubenwald und suchte lange das Haus des Wolf. Diesen traf er unterwegs. Der Wolf war gerade auf dem Anger beschäftigt, von dem gebreiteten Tuche die gesammelten Ameisen auslaufen zu lassen, die während der Flucht ihre Eier vom Wuste sonderten und so dem zweifüßigen Ungetüme daneben unbewußt einen Gefallen thaten. Die Arbeit, oder vielmehr die Ameisen muß man verstehen, und der Wolf verstand sie. Er that just mit seiner Tabakspfeife um; der Saggra wollte nicht brennen, weil's hauptsächlich einer von Buchenlaub war. Jetzt, wie der Mann hörte, daß er zu den steuerzahlenden Staatsbürgern aufgenommen war, verneigte er sich vor dem Boten und dankte für die Ehr'. Dann kletzelte er den grauen Bogen auf, Gott, das ging umständlicher wie Pechschaben und Ameisgraben. Und im Bogen da sah er sehr hübsch ge-

schriebene Ziffern stehen. Dem Wolf in der Gruben war an gewerbs- und Einkommensteuer für das verstrichene Jahr vorgeschrieben, bei Vermeidung der Exekution innerhalb vierzehn Tagen zu leisten einen Betrag von viertausendfünfhundertsechzig Gulden einundsiebzig Kreuzern.

Der Bote stand da, als warte er auf ein Trinkgeld. Der Alte blinzelte ihn nun an und sagte: „Das ist kein schlechter Spaß." Sonst sagte er nichts, sondern sah wieder nach seiner Arbeit.

Am nächsten Sonntag ging der Wolf ins Wirtshaus, ließ an den Tischen den grauen Bogen umhergehen und prahlte sich mit ihm. Die Bauern murmelten nur so und blickten ehrerbietig auf den Waldmenschen, der ein gar so einfaches Gewand anhatte und ein gar so einfältiges Gesicht und gar so viel Geld.

„Das zahlt sich aus," sagte der Wirt, der sich aufs Rechnen verstand, „bei dir verdient sich ein Angeber was. Wenn er ein Drittel der Steuer kriegt, und so viel soll so ein Herr ja glaub' ich kriegen, dann macht's eintausendfünfhundertzwanzig Gulden, und davon braucht er gewiß keine Einkommensteuer zu zahlen. Ja, ja, kannst mir's glauben, Wolf, angegeben bist worden. Das Steueramt selber wäre nicht so schlimm."

„Was redest denn, Herr Vater!" rief der Wolf, „das ist doch nichts Schlimmes, wenn einer über viertausend Gulden Steuer zahlen kann."

Weiter sagte er kein Wort und die Leute erfuhren es nicht, wo der Alte sein vieles Geld hatte.

Für den Wolf war nun aber das eine mißlich: er konnte bei seinem Hausieren mit Pechöl nicht mehr um einen „warmen Löffel Suppe" betteln, er mußte jetzt überall

alles bezahlen und teurer als andere. Dafür wurde er auch überall mit Ehren behandelt, er mußte im Wirthhause beim Herrentisch sitzen, er bekam ein frisch ausgespültes Trinkglas und ein blank gescheuertes Eßbesteck und lauter so hübsche Sachen, und das that ihm wohl. Auch angebettelt wurde er jetzt oft und er wußte die Ehre zu schätzen.

Das Steueramt wartete auf die viertausendfünfhundertsechzig Gulden. Die vierzehntägige Frist wartete es ganz geduldig ab; natürlich, der Wolf wird bis auf die letzte Stunde vom Betrag den Zins genießen wollen, macht ein hübsches Tabakgeld. Als dann aber die dritte Woche auch verstrich, und zwar mit einer Harmlosigkeit, als ob kein Wolf in der Gruben auf der Welt wäre, und als die vierte Woche mit demselben einfältigen Gesichte begann, da schickte das Amt den Boten noch einmal hinauf.

Er traf den Wolf wieder im Walde, wo der Mann ein großes Feuer angemacht hatte und mit einem langen Aststummel in demselben herumstierte. Am Feuer standen mehrere große Töpfe, in welchen eine dickliche, glänzend schwarze Masse brodelte.

„Ist das Mittagmahl schon fertig?" mit dieser Anrede begrüßte der Bote den Wolf.

„Wenn's Ihm schmeckt, ist Er eingeladen," sagte der Wolf, „aber es wird Ihm zu hantig (bitter) sein." Das in den Töpfen war nämlich kochendes Pech.

„Da hätt' ich wieder ein Papierl für den Wolf," sprach der Bote, „seit zehn Tagen ist Exekution und wenn Er binnen acht Tagen nicht zahlt, so wird gepfändet. Das Haus und die Fahrnisse und alles!"

„Ist schon recht," antwortete der Alte, „kommt nur.

Wenn ich nicht zu Hause sein sollte: der Schlüssel liegt unter der Thürschwelle im Mausloch."

„Er hat aber zu Hause zu sein, wenn die hohe Obrigkeit kommt!"

„Wenn's sein kann, recht gern. Vor der hohen Obrigkeit hab' ich keine Angst und vor dem löblichen Steueramt schon am allerwenigsten."

Damit konnte der Bote wieder gehen. Der Wolf schaute ihm kopfschüttelnd nach: „Ich kenn' mich frei nicht aus, sie thun, als ob's Ernst wär'. Meinetwegen, mir kann nicht viel geschehen."

Als das Steueramt hierauf wieder acht Tage und noch einmal acht Tage gewartet hatte, jeden Tag an zehn Gulden Exekutionsgebür aufschreibend, war die Geduld endlich aufgezehrt. Ihrer drei Herren und zwei Diener stiegen hinauf ins Waldgebirge. Sie rauchten unterwegs so gemütlich ihre Cigarre, und kein Mensch sah in ihrem freundlichen Äußern die inneren Wölfe. Auf der flachen Ausböschung eines Berges stand ein schöner, großer Bauernhof; das gemauerte einstöckige Wohnhaus mit den vielen Fenstern sah aus wie ein kleines Schloß, und die stattlichen Wirtschaftsgebäude waren wie ein kleines Dorf.

„Ist's da beim Wolfen in der Gruben?" fragte einer der Herren.

„Wohl nit," war die Antwort einer Magd, „da ist's beim Fürstenhofer. Der Wolf ist weiter oben."

Nachdem sie noch eine Weile durch finsteren Wald gegangen waren, kamen sie zu einer Mulde, die Gruben genannt. Da war langes Gras und Gesträuch und das Gestock geschlagener Bäume. Und hier stand das Haus des Wolfen. Es war aber eigentlich eine Köhlerhütte

und auf dem halbflachen Dache derselben hockte der Wolfgang Filzmoser.

Was er da oben treibe? wurde gleich gefragt.

„Ich thu' mir just die Kuchen backen für den Winter," antwortete der Alte, denn er hatte zerschnittene Pilze auf die Bretter hingelegt, damit sie in der Sonne dörren konnten.

„Er soll ein bissel herabkommen." Schreibzeug wurde hervorgeholt, das große Amtssiegel wurde ausgepackt, und mehrere Stangen Petschierwachs thaten sie bereit. Mit bedenklicher Miene wurde die Hütte besichtigt, zuerst auswendig, dann von innen, wobei sich mehrere in der Dunkelheit die Köpfe anstießen.

„Ja, wenn man das Fenster zumacht, dann ist's freilich finster," sagte der Alte und machte die zugezogene Thüre wieder auf.

Ob er denn dahier sein Haus und sein Heim hätte?

„Schon seit drei Jahren."

Sie fragten nicht erst, ob er jetzt zahlen wolle. Die Gnadenzeit war verscherzt, unverzüglich folgte trotz einer gewissen Aussichtslosigkeit die Aufnahme des Inventars.

„Wir hätten uns den Weg ersparen können," meinte einer der Herren. „Diese Hütte ist nichts."

„Sein thut sie schon was, aber mein gehört sie nicht," sagte der Wolf. „Dem Fürstenhofer gehört sie. Solang er nicht Kohlen brennt, darf ich drin wohnen. Aber das" — er wies auf die Gegenstände in der Hütte — „das da ist alles mein, wenn's die Herren besteuern wollen."

Das Inventar lautete: „Hölzerne Truhe mit vorhandenen Kleidern und Wäsche fl. 15, ditto Bettstatt mit Tuch und Kotzen 90 kr., ein Holzzuber 30 kr., ditto mit

Eisenreifen 35 kr., Kochgeschirre 1 fl. 50 kr., ein Blechlöffel 2 kr., vorhandene Eßvorräte fl. 2, drei Wandbildchen mit Weihbrunngefäß 15 kr."

„Ja," sagte der Alte, „das gehört alles mein. Aber da ist noch was!" Aus dem Westensack zog er eine Uhr hervor. Stand sie auch schon auf dem Blatt? „Silberne Taschenuhr fl. 7."

„Und das Beste findet ihr gar nicht," rief der Alte und nestelte aus dem Bettstroh einen Strumpfsack hervor, der einen ruppigen Bauch hatte und mit einem Riemen zugebunden war. „Bares Silbergeld im Werte von fl. 80," also kam der Strumpf mit den alten Münzen ins Inventar.

„Und wo hat Er das weitere Geld?" fragte einer der Amtsleute scharf.

„Aha, den Herren wird man nicht zu gescheit!" schmunzelte der Wolf und zog aus dem innern Rocksack langsam eine große rote Brieftasche hervor. Da drinnen war der Heimatschein, ein gemalter Bauernkalender, ein Tobiassegen und fünf Gulden in Papier.

„Das ist nicht alles, Alter!"

„Ist auch nicht," murmelte dieser und that aus dem Hosensack ein Lederbeutelchen; da drinn war eine ganze Menge Kupferkreuzer.

„Wolf," rief nun das Steueramt, „Er macht sich lustig über die Behörde! Ich will Ihm's nicht raten! Wo ist das Vermögen?"

„Sonst hab' ich nichts mehr," antwortete der Alte.

„Er hat amtlich angegeben, daß er jährlich 50000 Gulden Einnahme habe!"

„Das wär' lustig! Wenn's wahr wär'!" lachte der Alte auf.

War auch schon der graue Bogen vorhanden.

„Hier steht es schwarz auf weiß, fl. 50000. Hat Er das geschrieben?"

„Ja freilich, meine Herren."

„Und uns zum Narren gehalten?"

„Gott bewahr', meine Herren! Ich habe nicht geschrieben: fünfzigtausend Gulden; ich hab' geschrieben fünfhundert Gulden, ja für's höchst' fünfhundert Gulden. Heuer g'langt's nicht auf dreihundert, und sind da schon die neunzig Holzknechttagwerke dabei. Die Zeiten werden halt alleweil schlechter. Jetzt hat mir der Förster das Pechhacken verboten und das Ameisgraben, und das Beerenbrocken will er mir auch nicht erlauben. Nachher kann ich zusperren oder offenlassen und mit dem Bettelsack gehen. Bin nur froh, daß mein Weib gestorben ist. Über zwei Jahr' ist sie mir auf dem Stroh gelegen und immer einmal haben wir allzwei die halben Nächte lang gflennt, so schlecht ist's uns 'gangen. Das gute Wesen, was bin ich froh, daß sie der Herrgott zu sich genommen hat! Mit mir wird er wohl auch ein Mittel machen, wenn's Zeit ist." So sprach der alte Wolf und in seinem braunen hageren Gesichte zuckten die Muskeln.

„Ja, ja, ist alles recht!" sagte nun das Steueramt, „aber die 50000 Gulden!"

Ich glaub's, daß sie ihm im Kopf umgingen.

Und was hat sich nun herausgestellt? Es hat sich herausgestellt, daß der Wolf auf den Einbekenntnisbogen so geschrieben: „Einkumen jerlich hertens fl. 500·00 (bedeutet soviel als Gulden 500, Kreuzer 00)." Aber das Sternlein zwischen den Nullen war abhanden gekommen oder vielmehr so verblaßt, daß man es bei Tage nicht sehen konnte

und bei der Nacht noch weniger. Mit der Lupe glückte es einem geschickten Sternguckcr, es noch zu entdecken, sonst wäre der Alte wegen Irreführung oder Belügung oder Verspottung der Behörde (drei messerscharfe §§§ standen dafür da) bestraft worden.

Der Wolf war sehr überrascht, als er trotz der fürchterlichen Anstalten schließlich nicht einen Kreuzer Steuer zu zahlen brauchte. Von nun an saß er Sonntags im Wirtshause wieder auf der Ofenbank und aß seine „Portion Fleck" mit rostigem Löffel; Werktags konnte er bei den Bauern sein Süpplein wieder dreist erbetteln. Und fürs geschenkte Süpplein schenkte er den noch Ärmeren einen Kreuzer.

Heute ist der alte Wolf schon ganz gebückt, aber trotzdem kann er nicht mehr Schwämme und nicht mehr Erdbeeren suchen, denn es haben ihn die Augen verlassen. So hockt er am Ende des Dorfes an der Straße, denkt wehmütig an die glanzvolle Zeit, da er in so herrlichem Geruche gestanden, und wartet. Manchmal wohl geschieht es, daß ein Mann vorüberreitet oder fährt, der über viertausend Gulden Jahressteuer zahlt. Wenn einer ohnehin so lasterhaft hoch besteuert ist, den Bettlern auch noch geben? Nein. — Da murmelt der Alte manchmal vor sich hin: „Siehst du, Wolfel, auch die hohen Steuern machen nicht glücklich!"

Wahrlich nein, mein Guter. Und Reichtum macht wohl die Hemden lind, aber die Herzen hart.

Der Warzenkrieg.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Die Milch war ausgelöffelt. Die Schüſſel, die ſo groß war, daß man in ihr Zwillinge hätte baden können, zeigte auf ihrem gelblichten Grunde den ſchwarz gemalten „Süßen Namen".*) Sonſt, wenn manchmal die Milch ſo dünn geweſen, daß der „Süße Namen" ſchon erklecklich früh durch die bläuliche Flüſſigkeit ſchimmerte, nannten die boshaften Knechte das eine „Süße-Namen-Suppen". Heute hatte es keine „Süße-Namen-Suppen" gegeben, denn wir waren mitten im Sommer, und da brachten die Kühe ſehr viele und ſehr fette Milch nach Hauſe von den Weiden.

Wir ſaßen noch um den Tiſch herum. Der Vater kratzte vom Brotmeſſer die Kruſten, der Florl ſtopfte ſich eine Pfeife, ich rieb mit dem Ellbogen meine meſſingenen Hoſenknöpfe, um ſie für den Sonntag auf Glanz zu ſtellen. Reden thaten wir nicht viel; weil uns recht wenig einfiel, ſo ſagten wir das wenige mehrmals und es war auch gut. Jetzt trat der Hieſelegger Knecht in die Stube, ein hagerer, etwas ſchief gewachſener einäugiger Burſch mit einem borſtigen Schnurrbart, aber ſonſt ganz ſauber beiſammen. Er hatte auch ſchon Feierabend bekommen. Er

*) In Schüſſeln und an Töpfe pflegen die Buchſtaben eines heiligen Namens, kunſtreich ineinander verſchlungen, gemalt zu ſein.

setzte sich gleich auf eine Bank und sagte etwas zähe: „Hab' doch müssen schauen gehen, was sie beim Waldbauern machen."

„Wärest um ein fingerlang früher gekommen, so hättest mitessen können," antwortete mein Vater.

„Vergelt's Gott, hab' mein' Sach' schon eingenommen," darauf der Knecht. „Wir mögen wohl recht zum Essen schauen, daß wir stark sind heut' bei der Nacht."

„He he!" lachte unser Florl, „beim Liegen wird man weiter viele Kraft brauchen!"

„Beim Liegen freilich nicht, aber beim Stehen, weißt wohl!" sagte der Nachbarsknecht und beugte seinen struppigen kleinen Kopf vor, als rede er unter den Tisch hinein, weil er etwas schielte. „Und hast zu wenig zum Stehen, so wirst geworfen, nachher kannst eh liegen. — Daß ich's sag', Raufnacht ist heut', und deswegen bin ich da. Auf dem Härtelanger oben. Müssen alle hinauf. Die Fischböcker kommen. Alle kommen sie. Ist kein Spaß nicht, weißt wohl."

Unter dem Tische knurrte unser alter Walzel, von der hinteren Ofenbank her schrie ein dünnes Stimmlein: „Raufnacht? Da thu' ich auch mit. Höllsaggra plunzenstern, aus den Fischböckern machen wir Most, heut' bei der Nacht. Jo!"

Mein Vater wendete sich gegen den Ofenwinkel, wo der alte, halblahme und halbblinde Einleger saß und sagte sehr gemessen: „Schau, der Schurl wird lebig! Dem Schurl erlaub' ich's, daß er raufen gehen darf."

Wir lachten alle.

„Aber euch erlaube ich's vielleicht nicht," setzte er bei. „Das ist eine Unform, raufen und nicht wissen, wegen was."

„Wir wissen's schon," sagte der Hieselknecht.

„Kann mir's denken, daß es wieder um nichts geht." darauf der Vater. „Oder um Narrheiten. Unter der Woche alleweil das Greinen über die harten Arbeiten, und am Samstag-Feierabend, wenn sie rasten kunnten, strichen sie wild herum, wie Zigeuner, und reißen einander das Gewand vom Leib und schlagen einander die Knochen marb und die Augen aus. Hast noch nicht genug, Hieselknecht, willst ganz blind sein?"

Reckte sich der Hagere weit herüber gegen den Tisch, und knurrte leise: „Dasmal prügeln wir die Fischböcker weißtwohl."

Mein Vater stand auf und ging hinaus. Seine Befehle wurden sonst ohne Gegenrede ausgeführt, denn er war so klug, nur solche zu geben, die leicht ausgeführt werden konnten.

Die Samstagnacht aber läßt sich kein Bursche nehmen in der Waldheimat, und besonders das Raufen war gutes Recht noch in jenen lieblichen Tagen, da es keine bespießten Landwächter gab in den grünen Bergen. Es gab damals manch verknorpeltes Bein mehr, aber manche heimliche Feindschaft weniger. Den alten Schurl hatten sie bei einer Kirchweih lahm geschlagen; wenn er an jene Zeiten dachte, da wurde ihm heiß hinter dem Brustlatz, aber nicht aus Zorn, sondern aus Lust, und: Raufen! Das war der einzige Ruf, der den halbblöden Krüppel allemal wieder aufweckte zum Leben, selbst wenn es schon war, als verkomme er an Altersschwäche und Gicht.

Wir gingen nun auch hinaus und mit dem Hieselknecht am Feldraine hin. Die untergehende Sonne legte

auf den gegenüberstehenden Berg noch ihr grüngoldiges Licht. Ach, dieser Sommerabendsonnenschein! Dieses weihevolle Ausglühen der letzten Gipfel! Dieser heilige Frieden in den Thälern — eine köstliche Nacht zum Raufen!

„Wegen was wird denn gerauft?" fragte unser Florl den Hieselknecht. Dieser kehrte sich schiefeckig um, hustete und sprach sehr feindselig:

„Die kleinen Buben sollen daheim bleiben. Für kleine Buben ist das nichts. Die sollen fleißig „Süße-Namen-Suppen", essen, daß sie stark werden."

Das ging mich an. Ich aber that nichts desgleichen, und wie ich bisher hinter den beiden Burschen gegangen war, so ging ich jetzt neben ihnen einher, damit der Hieselknecht nur einmal sehe, daß beim Waldbauern die kleinen Buben mindestens so groß wären, wie beim Hieselegger die großen Knechte. Ein aufgeschossener Zaunstecken! Natürlich! Weil ich keine Jacke und keine Weste anhatte, sondern in blanken Hemdärmeln war. Milchbart! Natürlich! Wäre der Herr Hieselknecht bei unserer Schüssel gewesen, so hätte er auch einen Milchbart. In drei Jahren war ich zwanzig! Und so ein Bursch' sollt' nicht wissen dürfen, warum gerauft wird?

Der Hieselknecht erzählte es etwas leise dem Florl; damals hatte ich aber noch wohlgewetzte Ohren. Von den Fischbachern ging es her, die in der ganzen Gegend immer nur die Fischböcker genannt wurden, erstens weil sie arge Böcke waren, und zweitens weil es schon so in der Sprache lag.

— Erhoben hat sich die Geschichte am Annenkirchtag, erzählte der Knecht. — Dazumal beim Grabenwirt sind Fischböcker, Stanzer und Alpler beieinand gewest. Und

wie der Fischböcker Schuster Stamp schon ein paar Gläser zuviel hat, schreit er hinüber zum anderen Tisch, wo der Zisler-Franz aus Alpel mit der Seinigen sitzt: „Franzl, heut' möcht ich heiraten. Giebst mir dein Madel um fünf Groschen?" Springt der Zislerische auf, und haben wir gemeint, losgeht's. Der Schuster Stamp bleibt aber ganz ruhig sitzen und sagt: „Na na, behalt sie nur sauber für dich. Kein Alplermadel mag ich nicht. Die Alplermadeln haben Warzen auf dem Kui (Kinn)." — Wie ein Löw ist er hergefahren, der Franz, denn sein Dirndl hat die Warzen, weißt wohl. Aber die Leut' dazwischen und die Alplerburschen alle zusammengestanden haben den Franz festgehalten, rechts einer und links einer und haben gesagt: „Zisler-Franz, sei du jetzt ruhig. Jetzt ist's was anders worden. Jetzt geht's uns all an. Die Alplermadeln, hat er gesagt, der pickend' (klebrige) Schuster! Eine Warzen auf dem Kui, hat er gesagt. Gegerbt wird er heut', daß er morgen aus seiner eigenen Haut Stiefel machen kann." Natürlich, jetzt gleich, die Fischböcker voran und um ihren Schuster Stamp herum, und die Alplerbübelen sollten nur hergehen! Der Grabenwirt dazwischen mit aufgehobenen Händen: „Bitt euch, liebe Leut, nur in meinem Haus keine Schlacht!" — „Grimm dich nicht, Wirt," sagt jetzt der Knittler Thom aus Alpel. „Der heutige Handel, das ist ein großer Handel. Der hat nicht Platz im Grabenwirtshaus. Der muß auf dem weiten Feld ausgemacht werden. In vierzehn Tagen auf dem Härtelanger! Ist's recht?" — „Recht ist's," sagten die übrigen Alpler und die Fischböcker auch. „Fischböcker, wie viele stellt ihrer?" fragt der Thom. „Das brauchst nicht zu wissen," antworten die Fischböcker, „rückt's nur an

mit eurer Schneiderkuraſch —" — „Schneiderkuraſch?" *ſchreien drei Alpler zuſammen, daß das Haus gellt,* der Thom dämpft ſie zurück: „Schimpft's, wenn ihr wollt's. Wann g'rauft wird, das wißt's." — Iſt deswegen bei dem Annenkirchtag nur geſchimpft worden, und gerauft, weißt wohl, Florl, gerauft wird heut'."

„Ah, ſo iſt die G'ſchicht," ſagte nun unſer Florl, „na, da müſſen wir freilich alle zuſammenſtehen. Warzen auf dem Kui, hat er geſagt?"

„Warzen auf dem Kui hat er geſagt."

Ich war während dieſer Erzählung ein anderer geworden. Sonſt immer für den lieben Frieden ſtimmend, weil man ſich beim Raufen, wie die Mutter ſagte, die Hoſen zerreißt. Vorher hatte ich nur wollen dabei ſein aus Neugier und Kurzweil. Nun ſtand es anders. Die Dirndeln von Alpel waren beſchimpft. Das wird kein Raufen in dieſer Nacht, das wird ein Schlachten!

„Wo treffen wir uns nach dem Nachtmahl?" war meine Frage.

„Wir Alpler bei der Maſſentann," antwortete der Hieſelknecht. Das war genug, ich gehörte in den Heerbann.

„Florl," ſagte ich auf dem Rückweg, „ich gehe zum Auenhofer hinüber, der hat einen Kugelſtutzen."

„Ja, g'rad ſo! Mit Kugelſtutzen werden wir raufen!" entgegnete der Burſche voller Verachtung. „Ich denk', wir Alpler bringen auch noch die Kraft und Kuraſch auf zum Rangelringen."

So lief ich wenigſtens noch eilig zum Riegel-Steff hinab in die Köhlerhütte, um mir ſeinen Schlagring auszuborgen. Als ich vor der Hütte ſtand, es war ſchon

dunkel, hörte ich drin laut weinen. „Wegen meiner geht's her!" rief eine klagende Mädchenstimme. „Jus Gred' und in die Schand kommt man, von wegen so einer kreuzweis verschwefelten Warzen da!"

„Bind's ab!" sagte der alte Steff. „Mit dem Faden abbinden, den Faden unter den Dachtraufen eingraben. Bis er verfault ist, wird die Warzen hin sein."

„Hab's eh gethan, Vater," berichtete das Dirndl, ‚hab's abgebunden und den Faden eingegraben, und wie der Faden verfault, ist die Warzen noch größer gewesen." Und schluchzte zum Erbarmen.

„Liserl," sagte nun der Alte beschwichtigend, „mach dir nichts draus. Wenn sie wegen deiner raufen, so kann's dir nur eine Ehr sein. Nachher wirst bekannt, brauchst nicht mehr zu warten, bis selber einer kommt, kannst dir einen aussuchen. Nur schön gescheit sein, Liserl!"

„Den Franzel derschlagens!" schrie das Dirndl verzweifelt auf.

„Wär nit schlecht!" lachte der Alte. „Eher derschlagt er ein paar!"

„Nachher wird er eingesperrt!" rief sie.

„Just so, just so," sagte er: „Als ob sie wegen Raufens schon einmal einen angezeigt hätten. Das giebt's nit. Da halten sie all zusammen. Wie die Veitscher auf der Kirchweih unseren Alpler-Michel all zwei Füß abgeschlagen haben, daß wir ihn haben müssen heimtragen, wie einen Mehlsack, da ist's wohl dem Schneider Kindl eingefallen: Anzeigen die Veitscher! Na, haben wir anderen gesagt, anzeigen nicht, das ist uns zu fürnehm, aber hauen die Veitscher, daß die Schwarten krachen! Im nächsten Jahr haben wir ihnen den Mehlsack dreifach zu-

rückgezahlt und gut ist's gewest. Na na, Liserl, dem Franzel geschieht nichts."

Als sie sich hierauf beruhigt hatte, trat ich ganz harmlos, als ob nichts wäre, in die Hütte. Die Liserl wendete sich rasch ab und machte sich mit der Schürze im Gesicht zu thun, aber ich sah es doch, das Wärzlein. Es stand am Kinn, gerade neben dem Grübchen. Es war nicht größer, als ein kleines Erbsenkorn. Es schien an einem dünnen Hälslein zu hängen, aber um ganz Alpel hätte ich es nicht mögen wegschneiden. Gar nichts Herzigeres ist zu denken, als dieses Wärzlein am Kinne der Liserl. Der Neid war's von den Fischböckern, und nichts anderes! Warzen hatten wohl die Fischböcker auch, aber keine so sauberen Dirndeln dran.

Den Schlagring borgte er mir gerne, der Riegel-Steff, aber zu groß war er für meine Finger. „Steck' ihn über die Faust!" rieth er, da sah ich erst, wie das Ding zu brauchen war.

Ein paar Stunden später standen wir beisammen an der Massentanne. Unten am Bach stand eine Mühle; in das vom Floße niederstürzende Wasser schien der aufgehende Mond, so daß es war, als rinne ein goldener Strom auf die schlechte Mühle des Waldbauern. An der Mühle hatte einer ein paar Dachlatten losgerissen und trug sie über der Achsel, wie lange Speerschäfte. Andere hatten Stöcke und Knittel bei sich und der Grabner Wendelin einen kurzen Strick mit Knoten. „Der," sagte er, mit Stolz seine Waffe schwingend, daß es pfiff, „der kitzelt hübsch gesalzen und macht keinen Beinbruch, der ist ein guter Kamerad."

Unser waren an dreißig. Fast ganz Alpel war bei-

sammen in seinem jungen Burschenblut und Mut. Der Feldzugsplan wurde entworfen, und als wir schon ansteigen wollten, kam über die Wiese her ein Ding getrudelt; schnaufend, mit zwei Stöcken kam es heran, und als einer mit dem Streichholz unter den alten Filzhut hineinleuchtete, war darin das knochenspitzige Gesichtlein des alten Einlegers Schurl. Und er wolle auch mit zum Raufen! Jö. Da ihn aber weder seine Beine noch die jungen Helden tragen wollten, so machte der Hieselknecht den Vorschlag, der Alte sollte in der Mühle bleiben, leere Mehlsäcke in Wasser einweichen und sie als kalte Umschläge bereit halten für die Blessierten. So wurden wir seiner los und dann begann der Anstieg hinauf durch den finsteren Wald. Dort und da brach eine Mondspange durch, dort und da schwebte ein Johanniswürmchen hin zwischen das Gestämme, dort und da glühte das grünliche Auge eines feindgierigen Burschen. Das waren unsere Lichter, sonst alles finster.

Je höher wir hinauf kamen, desto leiser traten wir auf den Boden. Nach einer Stunde nahten wir dem Härtelanger, der auf der Höhe lag, zu welcher von der anderen Bergseite herauf die Fischböcker kommen sollten. Der Anger war so groß, wie etwa drei Dorfkirchhöfe nebeneinander, er war fast eben und hatte kurzes weiches Federgras, das thaufeucht, wie im Silberreife schimmerte. Der Anger war ringsum von hohen Tannen umstanden, über deren starrem Wipfelgezacke der stille Mond aufstieg. Wir hielten uns an den Waldrand auf der Alplerseite, die im schwarzen Schatten lag, und der Florl flüsterte noch, der Grabner Wendelin solle seine funkelnden Augen in den Sack stecken, daß sie uns nicht zu früh verrieten an den Feind. Ich hatte einen langen Stecken bei mir, war aber

noch nicht im klaren, in welcher Weise ich damit meine Heldenthaten vollführen würde. Jedenfalls war ich einer der allerwütigsten. In die Avantgarde ward ich aber nicht kommandiert. Der Zisler-Franzel, der als die eigentliche Ursache des Feldzuges einer der Heerführer war, schickte mich vielmehr in einen hohen Tannenbaum empor, daß ich von oben spähen und horchen solle, was im Lager des Feindes vorging. Am oberen Ende des Angers stand ein uralter Stamm, den stieg ich an. Durch das knorrige Riesengeflechte des Geästes war es keine Kleinigkeit hinaufzukommen. Endlich saß ich in einem verlassenen Geierneste und hielt Rundschau über den weiten Wald, der mit dem Milchschimmer des Mondes überhaucht war. Dort und da stand eine schwarze Kuppel auf, oder eine scharfe Lanze, oder eine mehrgestaltige Gruppe besonders hoher Bäume. Aus dem weiten Thalkessel, in den ich niederblickte, schimmerte ganz matt ein winziges, weißes Blättchen herauf. Das war die Kirche zu Fischbach. Aber es schien fern und halb versunken, wie in einem Märchenlande. — Meine Kameraden hatten sich ganz in den Wald zurückgezogen. In meiner Nähe quirlte oder flatterte manchmal etwas. Ich fürchtete mich und spähte nach dem Feinde, um nötigenfalls bei ihm Zuflucht zu finden. Lange war keiner zu sehen und zu hören. Endlich nahm ich doch etwas wahr. Von der Fischböckerseite gegen die unsere kroch ein großer schwarzer Molch über den Anger. Ich steckte zwei Finger in den Mund und that einen Pfiff. Da wurde es bei den Alplern unter den Bäumen lebendig, der Molch wendete sich und kroch rasch zurück.

Von unserem Lager schritt ein Mann über den Anger, ich glaube nach seiner vorgeneigten Gestalt war es der

Hieſelknecht. Am Fiſchböcker Waldrande blieb er ſtehen, horchte und ſchrie dann in das finſtere Geſtämme hinein: „Seid ihr da?“

„Ja,“ antworteten nach der Reihe unzählige Stimmen.

„Wieviele ſind euerer?“

„Haben wir euch gefragt?“

„Meine Kameraden laſſen euch ſagen, ihr ſollt an den freien Anger vortreten!“

„Ja, Schnecken mit Salat!“ ſpotteten ſie. „Wer Schneid hat, der ſoll nur hergehen.“

Der Hieſelknecht ſchritt zurück in ſein Lager und berichtete: „Ihrer mindeſtens ſechzig müſſen ſein.“

„Gut iſt's,“ ſagte der Franzel, „kriegt jeder von uns zwei. Nur angreifen dürfen wir nicht. Auf den Anger müſſen wir ſie hervorkommen laſſen.“

Sie warteten zu. Und die Fiſchböcker warteten auch zu. Die Fiſchböcker hatten ein kleines Anliegen. Damals wußte ich es nicht, aber heute weiß ich es.

Von den Fiſchböckern waren zuerſt drei Mann hinaufgegangen gegen den Härtelanger. Dann waren noch zwei nachgekommen, und dann nichts mehr. Nicht einmal der Schuſter Stamp war erſchienen. Dieſes kleine Heer hatte nun einen viel größeren Zorn auf ſeine eigenen Fiſchböcker, als auf den Feind. Sie fühlten ſich verlaſſen und verraten, und doch mußte die Fiſchböckerehre gerettet werden. Auf die Frage des Hieſelknechtes hatten ſie nun eine Unzahl von Stimmen nachgeahmt, der Wald barg jene, die nicht da waren, und ſomit ſtellten ſie nach außen hin eine gewaltige Heeresmacht dar.

Der Mond ſtieg höher und noch höher und ſtand endlich ſo hoch, daß am Angerrande kein Schatten mehr

war. Da begannen die Alpler sachte vorzurücken. Die Fischböcker hatten ihren Nachtwächter bei sich, der aber trug heute die Laterne nicht in der Hand, sondern im Kopfe. Der Nachtwächter, der gleichzeitig auch die Ortspolizei zu machen hatte, war ein kleines gemütliches Männchen, denn nur ein solches paßte für die immer raufluſtigen Fischböcker; mit einem baumstarken Bengel hätten sie in jeder Nacht angebunden. Den geschmeidigen Kleinen ließen sie ruhig seine Sprüche ausrufen und im übrigen thaten sie, was sie wollten.

„Kameraden," so sprach nun der Nachtwächter zu den Seinen. „Was gebt ihr mir, wenn ich die Alpler verjage?"

Zuerst lachten sie.

„Was gebt ihr mir?"

„Geh, Polizei, troll' dich!"

Der andere sagte: „Gebt ihr mir nichts, so thu' ich's umsonst. Fürs Vaterland!"

„Sind jetzt nicht aufgelegt zum Spaßmachen."

„Paßt's auf, sie werden sich bald verlaufen."

Und der Nachtwächter schlich im Walde um den Anger herum und kam in das Lager der Alpler.

Der Zisler-Franzel hatte eben gesagt: „Ich glaub', es sind ihrer nicht viele, weil sie sich nicht herfürwagen."

Zupfte der Fischböcker Nachtwächter ihn am Armel, winkte ihm ein wenig beiseite und flüsterte ihm ins Ohr: „Freilich sind ihrer nicht viele, der Fischböcker. Verhöllt wenig sind ihrer und just die Schwächeren. Und weißt du auch warum?"

„Nau?"

„Ja, da kannst du mir etliche Maß Wein zahlen, wenn ich dir's sagen soll, warum heut so wenig Fischböcker-Burschen heroben sind auf dem Härtelanger."

Weil das mit gar geheimnisvoller Miene vorgebracht war, so horchte der Franzel näher hin.

„Viel Ehr," fuhr der Nachtwächter fort, „wird nicht herausschauen, wenn die Alpler Burschen die Stärkeren sind, heut' da heroben! Die Fischböcker Burschen sind's derweil anderswo."

Mehrere hatten sich in die Runde gestellt, und auf die dunkle Rede fiel es dem einen und dem andern ein, daß es freilich nur der ledige Neid gewesen, wenn die Fischböcker sich über die Alpler-Dirndeln lustig machten. Und nun hörten sie auch schon den Bericht des Nachtwächters: „Meine lieben Alpler-Buben, ich sag' euch's, stark sein ist nicht genug, der Mensch muß auch gescheit sein. Wie das gemeint ist? He, was glaubt ihr? Eine schöne Nacht das, gelt? Eine prächtige Samstagnacht zum Raufen, gelt? — Alpler-Buben! Derweil ihr heute da aufs Raufen wartet, gehen die Fischböcker-Burschen zu eueren Dirndeln fensterln! — Nichts, nichts, will nichts gesagt haben!"

Und verschwunden war er im finsteren Walde.

Die Flöhe in den Köpfen bissen bei etlichen sehr ausgiebig, und mancher Bursch' verlor sich. Der Knittler-Thom jedoch sagte: „Zu der meinigen soll nur einer kommen, die hat heut' Zahnweh, da kratzt sie." Er blieb im Heere.

Der Stochel-Sepp und der Hieselknecht meinten, sie hätten jetzt keine, so waren sie außer Sorge und blieben im Heere.

Der Weber-Leopold gestand, er hätte zwar eine, sie dürfte auch nicht Zahnweh haben, aber er bleibe auf dem Anger, das Raufen sei ihm lieber, als das Fensterln. Ähnlich auch andere.

Somit war die List des Nachtwächters großenteils mißlungen. Die alplerische Kriegsmacht war zwar etwas zusammengeschrumpft, stand aber noch guten Muts auf dem Anger und drang vor gegen den anderen Waldrand. Und die Fischböcker wollten aus ihrem Dunkel nicht heraus und sie wollten nicht.

„Letfeigen!" schrien wir hinein.

„Ja, geht's nur her!" antwortete im Dickicht eine Stimme. Wir Andern waren schon aufs äußerste empört über eine solche Feigheit und plötzlich rief der Hieselknecht: „Suchen wir's! Fangen wir's!" Alles fuhr in das finstere Gestämme hinein. Hart prallten sie aneinander, und nun begann der Kampf. Mancher traf mit seinen Hieben einen Baumstamm, mancher einen harten Schädel, mancher auch die vom Schöpfer selbst für solche Fälle bestimmte sehr zweckmäßige Zielscheibe. Man hörte das Strampfen der Füße, das Schnaufen der Lungen; das Brummen der Köpfe fühlten die Betroffenen wohl selbst, ich fühlte nichts davon, weil ich etwas abseits stand und meine Kraft hübsch für die letzte Entscheidung aufsparen wollte. Man hörte auch manches hell herausgeschriene „Kaweh!" und dazwischen Flüche, und dann wieder ein klingendes Auflachen. Besonders einen hatten die Alpler in ihre Mitte bekommen, den sie gründlich bearbeiteten. Der Hingeworfene knirschte seine Empfindungen in das kühle Moos hinein, mußte aber, von zehn Armen niedergehalten, seinen Rücken mit allem Zugehör dem Feinde preisgeben. Da die übrigen Fischböcker schnöde geflohen waren, so wollten wir unseren schrecklichen Haß an diesem einen Opfer verlodern lassen.

„Nau," fragte der Franzel, als sie müde waren, den Unterlegenen, „was ist's, haben die Alpler-Dirndeln Warzen oder nicht?"

„Ochsen seid's!" antwortete der andere, sich jähe aufrichtend und mit den Fingern Gras und Erde aus seinem Munde kratzend.

„Herr Jesseles!" schrie der Florl, „das ist ja kein Fischböcker nicht, das ist ja unser Hieselknecht!"

Und haben also die guten Alpler damals auf dem Härtelanger nächtiger Weile einen Mißgriff gethan und anstatt eines Fischböckers ihren Hauptmann durchgebläut. Dieser wieder soll der Meinung gewesen sein, er sei in die Hände der Feinde gerathen, hat sich nach Kräften zwar gewehrt, hat aber nicht geschrien, und die wirklichen Fischböcker sind derweil abgefahren.

Und hierauf sind wir siegreich heimgekehrt. Der alte Schurl in der Mühle wartete schon hochgespannt mit seinen kalten Umschlägen, die dem Hieselknecht recht zustatten kamen.

„Aber diese groben Fischböcker!" klagte der Alte bei Besichtigung der Striemen, Flecken und Beile. „Ist nur gut, daß du ein Aug' schon hin hast, sonst hätten sie dir's gewiß herausgeschlagen. O diese verdeixelten Fischböcker! Jo. Habt's ihnen's aber doch recht heimgezahlt, Buben! gelt?"

Wir hatten uns das Wort gegeben, nichts zu verraten. Der eine aber bestrebte sich, im Laufe der Zeit die Niederlage wett zu machen, und in der Gegend werden heute wenige Burschen und Männer umsteigen, die es nicht erfahren haben, daß der hagere Hieselknecht wieder ganz gesund geworden ist.

Der Zisler-Franz hat sein Warzen-Dirndel geheiratet. Ob am Ende nicht sie den Warzenkrieg weitergeführt haben? Ich weiß es nicht.

Der Exekutions-Soldat.

Der Krongrafenhof, welch ein fürnehmer Name! Die Krongrafenwitwe, welch ein sauberes Weib! Die Krongrafenhof-Steuer, welch schlimmes Gespenst! Doch nicht für seinen fürnehmen Namen und nicht für seine saubere Bäuerin zahlte der Hof Steuer! vielmehr für den toten Krongrafenhofer. Der Tod kostet nicht bloß das Leben, er kostet auch Geld. Sterb- und Erbsteuer sollte die Witwe zahlen, es war schon der dritte blaue Brief da. Im ersten war gefordert worden: Hundertvierzig Gulden Conventionsmünze zahlen! Im zweiten ist unter Androhung der Exekution die Forderung wiederholt worden. Im dritten wurde die Belagerung angekündet. Die junge Bäuerin hatte alle Kästen und Winkel und Taschen und Säcke mit großer Sorgfalt durchsucht, der Selige hatte ihr wohl seinen Segen hinterlassen, aber kein Geld. Von Haus und Grund und den Fahrnissen ließ sich zur Zeit nichts herabzwicken; das Korn war nicht entbehrlich, das Vieh hatte keinen Wert; ein paar Kohlenmeiler konnten retten, allein die Bäume standen noch kerzengerade aufrecht im Walde, und in ihren Wipfeln nisteten die Finken und die Amseln. Im Hofe fehlte es an Knechten. Was nicht beim Militär war, das hatte bei einer großen Wildbachverbauung

im Anderthal Arbeit. So wußte die Krongrafenbäuerin sich schon ganz und gar nicht zu helfen. Exekution kriegt sie. Was ist denn das, Exekution? Sie war erst vierundzwanzig Jahre alt und zwei Jahre lang Bäuerin, also wußte sie nicht, was Exekution ist. Belagert wird sie, das ist schon gar zum Lachen.

Ihr Lachen wurde frühzeitig heiser. Denn eines Tages stand er da. Er war so lang und so stramm wie der Brunnenständer und auch fast so hölzern, und war bewaffnet wie ein Räuberhauptmann. Das war die Exekution und die Belagerung, und dieser kaiserliche Soldat zeigte seinen schriftlichen Befehl, daß er so lange im Krongrafenhof Einquartierung haben müsse, bis die Steuer auf Protz und Stingel bezahlt wäre. Damals war es so. Konnte der Bauer die Steuer nicht bezahlen, so wurde ihm ein Soldat ins Haus gestellt, manchmal auch mehrere, und diese heischten gar gute Verpflegung! Sie arbeiteten nichts, sondern wollten immer nur gut essen und trinken und sich also entschädigen für die Härte eines vierzehnjährigen Soldatenlebens. Je anspruchsvoller so ein Exekutions-Soldat im Bauernhause sich gab, desto lieber war es der Behörde, denn desto eher trachtete der Bauer die Gelder aufzubringen. Daher wurden stets die widerlichsten und rohesten Kerle zur Exekution abgeordnet, und jeder, den es traf, im Bauernhause die Geißel Gottes zu spielen, war insgeheim gar vergnügt über das ihm zufallende Schlaraffenleben. Aber auch hier schied die Natur, wie überall, die Überschwenglichkeiten aus und beförderte das Gleichgewicht. War der Soldat zu strenge und anspruchsvoll, so kürzte er damit sein Wohlleben ab, weil der Bauer alles aufbot, um zahlen und den Mann wieder

in seine Kaserne zurückschicken zu können. Bei einiger Bescheidenheit und Gemütlichkeit dauerte es länger, und so kam es wohl vor, daß so ein Bursche in der Kaserne und vor den Behörden schauderhaft die Zähne fletschte, wenn von Bauern die Rede, als wollte er sie gleich fressen mit Haut und Haar, im Bauernhofe nachher aber der gutmütigste Junge war. Am liebsten schickte man ins deutsche Alpenbauernhaus einen Böhmen oder Ungarn oder Kroaten, damit schon auch sprachlich jede Gemeinsamkeit ausgeschlossen sei. Allein Essen und Schlafen und ein freundliches Auge und bisweilen sogar eine willfährige Hand, das sind internationale Dinge. Im Stegerhof hatten sie einmal einen kästenbraunen Kroaten so lange, bis er deutsch verstand und die Stallmagd kroatisch; freilich wird erzählt, daß die beiden Tag und Nacht gemeinsam Sprachstudien betrieben hätten.

Nun, und wie erging es der armen schutzlosen Krongrafenhoferin? Als der Feind die Ordre vorgewiesen hatte, hub er an, seine Sachen abzulegen: das lange Gewehr mit dem Spieß, den Tornister, den Gürtel mit der Bajonettscheide, die Patrontasche, den schweren grauen Mantel und zu allerletzt die Mütze. Und jetzt stand er da, fast genau einem Menschen ähnlich, nur daß er schöner gewachsen war als die Bauern in der Gegend. Noch hing das schwarze Haar etwas klebrig über die Stirne herab, noch borstete sich der kohlrabenschwarze Schnauzer nach allen Seiten aus, als jedoch die Hand mehrmals schlichtend darüber hinstrich, nahmen auch diese Dinge eine weniger unheimliche Gestalt an. Die schwarzen Augen schauten freilich noch gar martialisch auf die Bäuerin hin, als er nun einen Krug Wasser begehrte.

Dienstwillig und vor Freude darüber, daß er wenigstens deutsch sprach, antwortete sie: Wasser so viel er wolle; sie habe aber auch eine wohlgekühlte saure Milch.

„Gut ist's, Bäuerin!" entgegnete der Soldat, „Milch ist mir freilich lieber. Milch thu' ich dir schon gar nit verachten."

Als sie sah, daß er so durstig war, kam ihr der Gedanke, er könnte auch hungrig sein und buk ihm schnell einen Eierkuchen. Als er diesen verzehrt, und das restliche Fett noch mit einer Brotschnitte aus der Pfanne getunkt hatte, bedeutete ihm die Bäuerin: wenn er sich ausrasten wolle vom weiten Marsch, in der Zeugkammer draußen sei das Bett.

„O, vergelt dir's Gott, Bäuerin, närrische Bäuerin!" rief er. „Ein gesunder Mensch mitten im hellichten Tag ins Bett, was glaubst denn! Jetzt hab' ich brav gegessen, jetzt kann ich was thun, wenn du etwa Arbeit hast. Hast keine, so such' ich mir selber eine." Und ging hinaus auf des Nachbars Wiese zu den Heuern.

Dieser Exekutions-Soldat, dachte nun die Krongrafenhoferin, schaut ja gar nit so arg aus, als er ist. Der Teufel wird halt tiefer stecken. Am besten wird's wohl sein, wenn man im Guten mit ihm auskommt; denn der, wie der stark ist, wenn er will, schmeißt mir den ganzen Hof über und über wie ein Korngarbenschöberl. Aber daß er bei mir ißt und beim Nachbar Heu machen hilft, das steht mir schon gar nit an. Morgen soll er den Gartenzaun aufstellen, den letztens der Sturmwind hat umgelegt. Wird aber die Schneid zum Arbeiten bald verlieren, fürcht ich, jetzt ist sie ihm noch seltsam und leckerig.

Abends kam das Gesinde zusammen, halberwachsenes

Jungzeug und etliche alte Mägde darunter. Der Soldat saß bei Tische mit ihnen wie ein Lärchbaum zwischen Strauchwerk.

Am nächsten Morgen hatte der baumstarke Exekuteur eine große Angst. So köstlich hatte er geschlafen auf kühlem Stroh, so heimatstraut kam es ihm vor in diesem Hause. Und gleich wird die Bäuern ihm das Steuergeld auf die Hand legen: Da hast den Bettel und jetzt marsch von der Hütten!

Die Krongrafenhoferin legte ihm nichts auf die Hand, er konnte mit aller Behaglichkeit den Gartenzaun aufstellen, und am übernächsten Tag mit den Mähdern ausgehen, auf der Achsel die Sense, welche ihm — die Bäuerin guckte durchs Küchenfenster hinaus — schier noch besser stand wie das Gewehr mit dem Spieß.

Und am dritten Tage kam der Krongrafenhoferin ein großer Gedanke: Der Exekutionssoldat soll mir das Geld erst verdienen helfen, um das er da ist!

„Herr Soldat," fragte sie ihn, „kannst du die Holzarbeit?"

„Ich denk' schon!" antwortete der Soldat.

Am folgenden Tage schickte sie ihn mit der alten Mirl hinaus in den Wald, um Bäume zu fällen. Nun fand jedoch der Kaiserliche, daß die Mirl für so schwere Arbeit „ein Eichtl z' g'ring" wäre und er selbst dachte: Was soll ich mich denn plagen für zwei, wo ich's nit einmal für eins not hab'!

Die Bäuerin merkte diese Stimmung recht wohl, also sagte sie an einem der nächsten Tage: „Alte Mirl, jetzt will ich dir eins sagen, wenn ich nit zwei sag'. Bleib du daheim haushüten, und ich geh' statt deiner mit ihm ins

Holz. Und die terisch' Waberl soll mitgehen und Äste klauben."

Das war nun recht. Sie gingen in den Wald und huben an, die ältesten und größten Bäume zu fällen. Die terisch' (schwerhörige) Waberl, das war eine kleine ältliche Magd, hatte jetzt drei wichtige Aufgaben. Sie mußte die abgehauenen Äste sammeln und kleinhacken — eins; sie mußte acht geben, daß sie von keinem fallenden Baume erschlagen werde — zwei; und sie mußte in Hilfbereitschaft sein, falls der Soldat gegen die Bäuerin plötzlich seine kriegerische Seite hervorkehren sollte — drei.

Der Soldat jedoch that nichts, als fleißig holzschneiden. Zusammen mit der Bäuerin zog er die lange Blattsäge im Stamme langsam hin und her. Zog er an, so gab sie nach, und zog sie an, so gab er nach, und die Sägespäne rieselten an beiden Seiten sachte aus dem Einschnitt. So recht schön glatt und lind ging das Zeug, und keines schien sich anzustrengen. Der Soldat schlug den Keil ein. Dann flatterte das Gevögel auf, der Wipfel hoch oben begann zu zucken, zu schwanken, sich zu neigen, mehr und mehr, und in weitem Bogen strich der Fichtenbaum rauschend durch die Luft und fiel dröhnend zu Boden. Die terisch' Waberl hatte gut acht gegeben, war weithin seitlings gestanden, und freute sich nun kindisch, daß sie nicht erschlagen worden sei.

Die Holzschneider machten sich an den liegenden Stamm, um ihn zu Blöcken zu zerschneiden. Auf einmal sagte die Bäuerin: „Das Holzschneiden kannst gut, Kaiserlicher."

„Wär' nit schlecht, wenn ich's Holzschneiden nit that können!" antwortete er. „Bin eh ein Bauernsohn."

„Hab' mir's gleich gedacht," meinte sie. „Bist gewiß ein Tiroler, gelt?"

„Hast nit schlecht geraten."

„Weil du mit der Zung' so ratschen thust. Ich hab' einen Pechölbrenner gekannt, der ist auch ein Tiroler gewesen und der hat auch mit der Zung' so geratscht."

Sie meinte das scharfe Betonen des r; bei ihr war's gerade umgekehrt, sie konnte gar kein r aussprechen, sie sprach nur von einem Bechölbhenna, von einem Tiahola, von einem Hgatschen mit der Zung.

Als es halber Abend war, setzten sie sich auf Reisig und aßen Brot. Die Waberl hockte ein bißchen abseits und wurde nicht wenig erregt, als der Soldat das Taschenmesser hervorzog. Er that's aber nur, um sich damit von seinem Brote die Stückchen zierlich herabzuschneiden. Weil er das Brot lobte, so fragte ihn die Bäuerin: „Wie lang mußt denn du noch Kommißbrot essen?"

„Einmal sieben hab' ich's schon und einmal sieben muß ich's noch," war sein Bescheid.

„Bist gern Soldat?"

„Geh, hör' mir auf, wer wird denn gern Soldat sein!"

„Dein Vater hätt' dich halt auskaufen sollen."

„Ja, mit Holzschaten (Holzspänen) leicht! Das Heimatshaus hat mein älterer Bruder übernommen, wie's schon geht. Und wer kein Bauernhaus hat, der muß in die Montur, weißt eh."

„Wenn mit Gotteshilf' kein Krieg kommt, wird's ja noch auszuhalten sein", meinte die Krongrafenhoferin.

Er kaute lange an dem Brotstück, das er sich eben in den Mund gesteckt hatte. „Wär wohl jedem," sagte er dann, „ein Feldzug zehnmal lieber, wie so ein Soldaten-

leben in Friedenszeit. Glauben thuſt es nit, Bäuerin, was da der Mann muß ausſtehen. Iſt ja eine reine Gnad' Gottes, wenn einen einmal ſo ein Exekutionsdienſt trifft. Lieber Tag und Nacht arbeiten in der Bäuerei. Das Kaſernleben hab' ich ſchon bis da herauf ſatt." Er zeigte mit dem Meſſer, das er gerade in der Hand hatte, an den Hals.

„Sas Mari Joſef!" kreiſchte die teriſch' Waberl auf, denn ſie meinte, er wolle ſich die Gurgel abſchneiden.

Die Bäuerin achtete auf das Geſchrei der Alten nicht, ſondern ſagte zum Soldaten: „Wenn's dir lieber iſt auf der Bäuerei, ich will mich gewiß nit eilen mit dem Steuerzahlen. Einen beſſeren und wohlfeileren Knecht find't man nit leicht."

„Wird halt nit viel nutzen," antwortete der Kaiſerliche, „alle vierzehn Tag wird ausgewechſelt, kommt ſtatt meiner ein anderer."

„Leicht gar ein Krowat?"

„Sein mag's wohl."

„Der nur freſſen und faulenzen thut?"

„Giebt ihrer ſolche."

„Und vor dem kein Menſch ſicher geht?"

„Kommt wohl vor, immer einmal."

„Aber um Gottes Chriſti Willen," rief die Krongrafenhoferin, „bis in vierzehn Tagen hab' ich ja's Geld noch nit! Heut' ſchneiden wir erſt das Holz, bis es in die Kohlſtatt kommt, und die Kohlen ins Eiſenwerk, vergehen acht Wochen. Was heb' ich denn an? Es iſt ja Sach' da auf dem Hof, wir ſtehen nit ſchlecht, nur mit dem Geld klemmt's."

„Derowegen nur fleißig holzſchneiden," ſagte der Soldat und ſtand auf, um ſich wieder an die Arbeit zu machen.

Als die zwei Leute am Feierabend heimwärts gingen, und die terisch' Waberl hinten drein watschelte, hatte diese ein dreifach schönes Bewußtsein: Sie hatte brav Äste gehackt, sie war von keinem Baum erschlagen worden und sie hatte die Bäuerin vor militärischem Anfalle geschützt.

So gingen sie Tag für Tag ins Holz, arbeiteten und plauderten. Sie erzählten einander mancherlei; er von seinem Heimatshöfel in Tirol, von seinen Jugendfreuden und Soldatenleiden; sie davon, daß sie eine arme Magd gewesen, bis der Krongrafenhofer sie genommen habe, daß sie seit seinem Tode alles allein zu leiten habe und manchmal wohl nicht wisse, wo ihr der Kopf stehe. — Dazwischen seufzten sie manchmal ein wenig, und dann griffen sie wieder frisch Axt oder Säge an. Und endlich nahte die Zeit, da der eine Exekutions-Soldat gegen einen anderen ausgewechselt werden sollte. Der Bäuerin verging schon alle Lustigkeit und dem Tiroler war auch nicht wohl unterm Soldatenrock. Manchmal so ganz heimlich guckte er das junge frische Weib an, aber wenn sie herschaute, da floh sein scheuer Blick an ihrer Wange vorbei auf den Holzblock oder ins Gebüsch. Der Gedanke, daß nach ihm möglicherweise auch der andere die Holzarbeit verstehen könnte, peinigte ihn zum Rasendwerden. Aber merken ließ er sich nichts; nur daß sein Haar und sein Bart und sein Auge fast noch schwärzer war, als früher. Wie ein Mensch nur gar so schwarz mag sein! dachte sich die Bäuerin, denn auch sie guckte manchmal ein wenig verstohlen auf ihn, und wenn er auf einmal herschaute, floh auch ihr Blick ins Dickicht wie ein scheues Reh, das erst noch Kohlpflanzen hatte fressen wollen.

Und als sie wieder einmal auf dem Reisig saßen zu

halber Abend und Brot aßen, fragte der Soldat plötzlich so ganz leicht vor sich hin: „Hundertvierzig Gulden wär's?"

„Die Steuer meinst?" fragte sie entgegen.

Darauf schwieg er lange, machte in seinem Stück Brot der Reihe nach Einschnitte, um nachher die Bissen schön viereckig in den Mund stecken zu können.

„Etwas — ein bissel hätt' ich was," sagte er dann.

Sie hatte gerade in Gedanken so vor sich ins Moos gestarrt, jetzt fuhr sie auf und fragte: „Hast was gesagt?"

„Mein Bruder zahlt mir Vatersach' aus wann ich will," sagte er, äußerlich gottlos ruhig, innerlich voller Angst. „Wenn's auch nit viel ist, aber auslangen thät's. — Solltest —" Stecken blieb er. Nach einem Weilchen setzte er neuerdings ein: „Solltest dich gar arg fürchten vor dem Krowaten, Bäuerin. Bei dir ist mein Geld just so sicher, wie bei meinem Bruder . . ."

Jetzt war's los. In ihrem Busen hub es an zu zittern, rasch stand sie auf und kehrte sich ab, um ein Miederhaftlein einzuhäkeln, das aufgesprungen war. Dann gingen sie wieder ans Holzschneiden.

Schon mehr als zwanzig schöne hohe Fichtenbäume hatten sie gefällt und zerblockt bis zu jenem Tage, als das Abrufungsdekret kam. Der „Gemeine" Pankraz Mittersteininger hat sich bei seinem Regimente einzustellen, hingegen werden in den Krongraienhof, wenn er „nicht an diesem Datum" pünktlich die rückständige Steuer bezahlt, zwei andere Exekuteure gelegt.

Zwei andere! — Zwei andere!

Die Bäuerin kam an solchem Tage nicht aus ihrer Küche hervor, sie machte sogar die Thüre zu, daß der Rauch nicht abziehen konnte. Natürlich biß er ihr in die

Augen. Als der Soldat zu ihr ging, um Abschied zu nehmen, schmorte sie schon an einem Pfannenstierz für ihn zur Wanderjause. Er setzte sich zum Tische, hub an, legte aber bald den Löffel weg.

„Willst mir auch noch zu guter Letzt das Essen verschmähen?“ fragte sie vom Herde aus gegen den Tisch hin.

„Hunger hab' ich keinen,“ entgegnete der Soldat, „und du hast mir ja auch meinen guten Rat verschmäht. — Hätt' dir's recht gern zum Aufheben gegeben, mein Bissel Geld.“

„Was nutzt mirs Geld!“ rief sie unwirsch aus.

Als er schon aufgepackt hatte: seinen schweren grauen Mantel, seinen Tornister, sein Gewehr, sein Bajonett, als er schon seine Hand soldatisch grüßend an die Holzmütze legte, kam die Bäuerin ganz an ihn, schob ihn mit flacher Hand an die Wandbank zurück: „Setz' dich noch ein bissel, Pankraz.“

Und als sie dort zwischen den zwei Fenstern nebeneinander saßen, fragte sie: „Was ist's? Wenn du jetzt ein Bauerngut hättest, thätest auch noch müssen einrucken zum Regiment?“

„Nachher nit,“ antwortete er.

Sie wartete, ob er sonst auch noch etwas sagen würde, aber er sagte nichts. So fuhr sie fort: „Was meinst denn zum Krongrafenhof? — Was meinst denn?“

„Ja, der thät's freilich!“ lachte er überlaut auf.

Jetzt hatte sie ihn schon bei der Hand: „Pankraz, wenn du mir dein Geld willst geben zum Aufheben, so kann ich dir auch meinen Hof geben. Und als Draufgab', wenn's dir gut genug wär' —“ Sie hielt ihm die rechte Hand hin.

Anstatt daß er sich nun ihr zugekehrt hätte, wendete er sich noch mehr von ihr ab und murmelte zum Fenster hinaus: „So eine Draufgab'! die wollt' mir wohl keine Draufgab' sein. Die wollt' mir wohl die Hauptsach' sein."

Nun sah sie es auch, wie in seinem Gesichte jede Muskel zuckte. Da sprang sie auf und rief: „So wären wir auf gleich und du ruckst nit mehr ein! Wart ein bissel, in fünf Minuten bin ich fertig, leg' nur mein Feiertagsgewand an. Wir gehen zum Amtmann. Du bist Besitzer auf dem Krongrafenhof und verlangst deinen Abschied."

Auf Kommando zu gehorchen, das ist der Soldat gewohnt. Aber so von Herzen gern hatte er noch nie gehorcht, als diesmal.

Der Amtmann war auf ein paar Tage in die Kreisstadt gereist, sein „Substitut" war ein willfähriger alter Mann, er machte die Schrift, schickte sie sofort ab und beglückwünschte das Paar, worauf er von der Bäuerin einen Silberzwanziger bekam. Dann gingen die zwei gleich auch zum Pfarrer. Am nächsten Sonntage war das erste Aufgebot. Das ist ein anderes Aufgebot, als wenn die Landessöhne vor den Feind gerufen werden! Um diese Zeit war auch die Steuerangelegenheit teilweise geschlichtet, so daß die zwei Kroaten nicht mehr befürchtet zu werden brauchten. Sobald vom Regiment der Bescheid kommt, kann die Traumg sein.

Auch das letzte Aufgebot war gemacht, keinerlei Einwand gegen die Heirat war vorhanden. Der Neid, den ein paar Bauernburschen der Gegend still in sich herumschleppten, kam als — Glückwunsch heraus. Der Wirt „zum goldenen Greifen" hatte schon einen Ochsen, zwei

Kälber und drei Schweine geschlachtet, und der Schulmeister geigte und blies mit seiner Dorfkapelle sich schon in neue Hochzeitswalzer ein. Da kam vom Regiment der Bescheid: Mit dem Abschied ist's nichts. Der Gemeine Pankraz Mittersteininger hat sich unverzüglich bei seinem Regimente zu stellen, widrigenfalls er als Deserteur behandelt wird! —

Da haben wir's. Der Soldat und die Bäuerin schauten sich anfangs eine Weile nur so an — verblüffte, völlig dumme Gesichter machten sie. Anstatt daß die Bäuerin nun aber in ein Geheul ausgebrochen wäre, kehrte sie das Resche hervor. „Was sind das wieder für Geschichten!" sagte sie. „Wenn einer Haus und Hof hat, so braucht er nit Soldat sein. Das ist Gesetz, sagt's auch der Notar. Was Gesetz ist, ist Gesetz, und meine Sach' laß ich mir nit nehmen. — Der goldene Greif soll einspannen, geschwind soll er einspannen. Ich fahr' mit dem Pankraz in die Stadt zum Regiment. Das wollen wir doch einmal sehen."

Am nächsten Tage fuhren sie in die Kaserne ein. Dem Pankraz wurde schier übel, als er wieder die mürselnde Kommißluft roch zwischen den kahlen Mauern. Da sie nachher vor dem Hauptmann standen, war die Krongrafenhoferin allerdings wesentlich milder als daheim. In gar ergebener und treuherziger Weise that sie dar, daß der Gemeine Pankraz Mittersteininger Besitzer des Bauerngutes, genannt der Krongrafenhof, sei, daß er in der Wirtschaft ganz und gar unentbehrlich wäre, und daß sie deshalb unterthänigst bitten müsse um seinen Abschied vom Militärdienst.

Der Hauptmann zuckte die Achseln. Soldat wäre dieser Bauernkrüppel ohnehin keiner. — Bauernkrüppel?

Da hätte die Krongrafenhoferin dem Herrn Hauptmann bald was gesagt! Dachte aber: gut, wenn er ihm nit gefällt, mir gefällt er. Der Hauptmann machte mit der Hand einen Deuter: Da könne er nichts machen! und schickte die zwei Leute zum Obersten.

„Das ist schon der richtige Weg vom Pontius zum Pilatus," bemerkte der Pankraz mit Unmut. „Der Oberst wird uns zum General schicken und der General zum Kaiser. Und der Franzl wird anders reden. Der wird sagen: Ich misch' mich nit drein, wenn meine Armee den Gemeinen Mittersteininger halt nit g'raten (entraten) kann, so soll sie ihn behalten."

„Dem Kaiser sag' ich's!" antwortete die Krongrafenhoferin. „Was giebt er Gesetzer heraus, wenn sie nachher nit gelten! Dem sag' ich's!"

Der Oberst, ein untersetzter Herr mit braunem Gesichte und einem schneeweißen Schnurrbärtlein drin, war gerade in guter Laune. Er hatte an diesem Tage sein Töchterlein verlobt. Er hörte also die Schmerzen des Paares geduldig an, ja lud die junge Bäuerin sogar ein, sich niederzusetzen. Der Gemeine mußte freilich stehen bleiben. Und was war der Bescheid? Ein Bauerngut befreit den Rekruten, aber nicht den Soldaten. Wer einmal Soldat ist, der hat's zu bleiben, bis die Zeit aus ist. — Und für so eine Antwort hat sie sich niedersetzen müssen? Wie von einer Tarantel gestochen, schnellte die Bäuerin empor! doch der Oberst fügte bei, er wolle einmal sehen, was sich in diesem Falle ausnahmsweise machen lasse, und sie sollten am Nachmittage in seine Wohnung kommen.

Der Pankraz war ganz erstaunt darüber, daß er nicht sofort zum Dienste beordert wurde und sein Mittagmahl

noch mit der Bäuerin im Wirtshause einnehmen konnte. „Wenn sie's lieber bei der Rekrutierung gesehen hätten, daß ich ein schlechter Krüppel bin!" murmelte der Pankraz in die Suppenschale.

„Geh', kränk' dich nit," versetzte die Bäuerin, „das ist der Fuchs, dem die Trauben zu sauer sind. Weil er dich nit mehr kriegt! Der Hauptmann ist ein Krüppel, der Hauptmann ist einer!"

„Ich bitt' dich, sei still!" beschwor er sie, „allzwei werden wir krummgeschlossen, wenn's aufkommt, was du jetzt gesagt hast."

„Als krummgeschlossen bist du noch gerader, wie der Hauptmann, das sag ich!" eiferte die Bäuerin. „Und jetzt wollen wir einmal was essen."

Als sie sich hernach wieder beim Oberst einfanden, nahm der den Pankraz vor:

„Wie lange ist Er auf dem Hofe gewesen?"

„Melde gehorsamst, zwei Wochen und einen Tag."

„Als Exekutions-Soldat?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und hat sich in die Bäuerin verliebt?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und will sie jetzt heiraten?"

„Zu Befehl, Herr Oberst."

„Und auf dem Hofe sitzen bleiben?"

„Bitt' unterthänigst, Herr Oberst."

Der alte Offizier wandte sich an die Bäuerin:

„Werdet Ihr von jetzt an die Steuern regelmäßig und zu rechter Zeit zahlen?"

„Gott ja, wir wollen gewiß alles fleißig und pünktlich zahlen."

„Dann kann ich Euch nicht helfen," brummte der Oberst. Mit strenger Miene schritt er ein paarmal über den knarrenden Fußboden auf und ab. „Übrigens," sagte er plötzlich und blieb stehen, „ich höre, daß die Krongrafenhoferin noch immer einen Steuerrückstand auf sich hat. Einen älteren glaube ich. Das habt Ihr mit dem Steueramt auszumachen. Ich sage Euch nur das!" Mit erhobener Stimme: „Krongrafenhoferin! Solange ihr die rückständige Steuer nicht ganz und gar bezahlt habt, kann ich Euch vom Exekutions-Soldaten nicht befreien. Der Gemeine Mittersteininger bleibt so lange auf dem Krongrafenhof, bis jede Steuer beglichen ist. Verstanden?"

Der Pankraz war begriffsstützer als die Bäuerin. Sie stürzte nur so auf den Obersten hin, um ihm die Hand zu küssen.

Dieser schlug dem Pankraz die Hand auf die Achsel: „Also mit Gott, Mittersteininger! Halte Er sich brav. Es soll dafür gesorgt werden, daß Er nicht ausgewechselt wird durch einen anderen Mann."

„Bitt' gehorsamst, Herr Oberst."

„Meinen Glückwunsch. Adieu!"

Die beiden sind nach Hause gefahren und haben geheiratet. Weil die Krongrafenhoferin genau wie jeder andere Besitzer stets eine rückständige Steuer hatte, so ist sie von dem Exekutions-Soldaten nie mehr befreit, sondern belagert worden sieben Jahre lang. Dann bekam der Mittersteininger seinen Abschied.

Der Frohnleichnamsaltar.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat.

Wenn der siegreiche Heiland in Brotesgestalt durch das Dorf zieht, da winken sie ihm mit Palmen zu. Die Palme der Alpen ist die Birke. Sowie zu Weihnachten die Tannenbäumchen ihr Leben lassen müssen, so zu Frohnleichnam die Birken. Zu Hunderten werden sie auf großen Karren hereingeschleppt in das Dorf und werden an den Gassen, durch welche die Procession ziehen wird, der Reihe nach in den Boden gebohrt zu beiden Seiten. Und wie sie so auf dem frischen Erdboden stehen und der laue Wind in ihren leichten Zweigen rieselt, da ist's, als führten sie das junge fröhliche Leben wie jene Stammesgenossinnen dort drüben am Raine. Und man merkt es nicht, daß der Stamm in der Erde wurzellos ist, abgehauen durch das Beil, daß die Säfte in ihren Adern nicht mehr treiben, daß in wenigen Tagen die schönen gezackten Herzblättlein gilben werden; und die Raupe auf einem schwanken Ästlein, die ein künftiges Schmetterlingsleben träumt, sie ahnt nicht, daß sie auf einem Leichnam sich schaukelt.

Das Leben ist erfüllt, es kommt der Herr.

Bei der Frohnleichnamsprozession werden im Freien an vier verschiedenen Stellen die Evangelien gelesen. Dazu errichten die Leute vier Altäre, damit „der Herrgott abrasten kann auf seiner Wanderschaft". Auf wessen Grund der Altar zu stehen kommt, und das ist seit alten Zeiten bestimmt, der hat diesen Altar zu errichten. Die hübsch geschnitzten und bemalten Bestandteile dazu sind das Jahr über auf dunklem Dachboden gelegen, nun werden sie hervorgeholt, von Staub und Spinnweben gereinigt und im Freien zusammengestellt oft zu einem stattlichen, kapellenartigen Aufbau mit dem Altartische, dem Tabernakel, den anbetenden Engeln und den Kerzenleuchtern. Knechte, die gestern noch Dung gegraben, zeigen sich heute als geschickte Architekten, errichten den Altar noch vor Sonnenaufgang und umgeben ihn mit einem Birken- oder Lärchenwäldchen. Der Hausvater stellt alle Heiligenbilder, die im Hause vorhanden, auf den Altar oder heftet sie an, hoch oben an den Säulen. Die Bäuerin bringt bunte Töpfe mit glutroten Pfingstrosen, um damit den Altar zu schmücken, und die Dirnlein streuen Blumen und Rosenblätter als einen Teppich vor die Stufen.

Die Glocken heben an zu läuten, die Böller krachen, über die Dächer her klingt Musik, in allen Fenstern brennen Lichter, und so zündet nun auch der Bauer die Kerzen an auf seinem Altare. Bald wehen die ersten Fahnen heran, summen die Gebete der Männer, schallen die Gesänge der Weiber, es kommen die langen Reihen der Kinder, die weißgekleideten Mädchen, über ihren Häuptern bunte Bildnisse tragend. Endlich die Musikkapelle mit hellen Trompeten und dröhnenden Trommeln, und dann der „Himmel". Der rote, von

vier Männern getragene Baldachin, unter demſelben, von Miniſtranten und lichttragenden Knaben umgeben, der Prieſter, der hoch vor ſeinem Angeſichte her die funkelnde Monſtranze trägt.

Die Monſtranze, das wiſſen wir alle, iſt das Haus für die Hoſtie. Dieſe iſt von einem goldenen Strahlenkranze umgeben, ruht auf einem mondkipfelförmigen Behälter und iſt durch Kryſtall geſchützt. Das wichtigſte Zubehör zu ſolchem Umzug iſt der Glaube, und der iſt in Fülle vorhanden. Sie beten ja nicht das Brot an, ſondern das verſinnbildlichte Geheimnis, in deſſen Schoße unſere ewigen Geſchicke ruhen. Es iſt ja eigentlich unrichtig, wenn man von Bilderanbetung ſpricht, oder vom Götzendienſte der Heiden, ſie alle meinen dasſelbe, das verſinnbildlichte göttliche Geheimnis, das ſich jeder in ſeiner Weiſe vorſtellt, jeder nach ſeiner Natur fühlt. Und die Kraft, das unfaßbare, unendliche Geheimnis auf eine den Sinnen faßbare Weſenheit zu übertragen und ſo zu ihm in ein trauteres Verhältnis zu treten, dieſe Kraft giebt der Glaube.

Die Menſchenreihen kommen zum Altare im Freien, die vorderen müſſen weit voran, bis der Prieſter an die Stelle gelangt. Iſt er da, ſo ſtellt er das Sakrament in den Tabernakel und lieſt Verſe aus einem der vier Evangelien. Dann hebt er unter dem Dröhnen der Böller die Monſtranze, wendet ſich mit ihr nach allen vier Himmelsgegenden hin und ſegnet die Auen, die Fluren, die Lüfte, auf daß der Sommer fruchtbar ſei und kein Ungewitter den Fleiß des Landmannes vernichte. — Und die Prozeſſion zieht weiter.

So iſt es in größeren Dörfern. In kleinen Gebirgsortſchaften wird das Feſt einfacher abgehalten, doch nicht

minder feierlich. Weil dort alle Gaſſen und Straßen beſtanden ſind von lebenden Bäumen und Sträuchern, ſo braucht keine Birke aufgeſteckt zu werden, außer an Kreuzſäulen, wo ſie dann gleichſam wie zur heiligen Wacht ſtehen, eine zur Rechten und eine zur Linken. Weil die Leute kleiner Ortſchaften nicht vier Altäre haben, um ſie aufzuſtellen, ſo iſt ein tragbares Altärlein vorhanden, ein vierfüßiges Tiſchchen mit weißem Decktuche und der Tabernakelniſche, an welche auf blauem Grunde Engel gemalt ſind, die vor dem „Süßen Namen" knien. Darüber ein Dächlein mit Goldquaſten. An der Rückſeite ſind die Tragbänder angebracht, mittelſt welcher ein Burſche das Altärlein auf den Rücken nimmt und während der Prozeſſion von einer Evangeliumsſtelle bis zur anderen trägt.

So ein Altartiſchlein haben ſie auch zu Kathrein am Hauenſtein. Wer es ſehen will, zur Sommerszeit ſteht es dort in der Kirche vor dem großen Bilde der vierzehn Nothelfer. Schon in meiner Jugendzeit ſtand es daſelbſt, und der Kaunigl, der mit der Haſenſcharte, hatte die Obliegenheit, am Frohnleichnamstage das Tiſchlein hinauszutragen und von einem Evangeliumsplatz zum anderen. War das eine Evangelium zu Ende und die Prozeſſion zog auf ihrem Wege weiter, allſogleich faßte er das Altärlein bei den Tragbändern auf den Rücken, die Kerzenleuchter und den Knieſchemel in die Hände und haſtig über den Bühel hin durch den abkürzenden Waldſteig, um den Vorſprung zu gewinnen und am nächſten Platze den Altar aufzuſtellen. An den Füßen des Tiſchchens wurden etwa ein paar Steinchen untergelegt, daß nichts wackeln konnte, der Schemel zurechtgeſtellt und die Kerzen angezündet, dann war die erſte Fahne aber auch ſchon in Sicht.

Und da ist's einmal geschehen, daß ich aus solchem Anlaß in eine seelenmordende Geschichte verwickelt worden bin. Ich war damals in den Jahren, da noch niemand weiß, wo es mit einem solchen Lecker hinaus will. Es kann ein halbwegs braver Kerl draus werden, aber auch ein Lumperl, wer weiß es? Nur der liebe Gott, und selbst der läßt dem schlanken blassen Bürschel die Wahl. Ich war an jenem Tage in meinem Waldbauernhause drüben etwas zu spät aufgestanden, oder ich hatte mit den bockigen Bundschuhen meine Plage, bis ich hineinkam, oder es war die Frühsuppe nicht zu rechter Zeit fertig, kurz, als ich der Kathreiner Kirche in die Nähe kam, ging es dort schon über und über los und zwischen den Bäumen her leuchteten die roten Fahnen, funkelten die Lichter. Ich schlich mich hinterwärts hinüber, denn das einfach Richtige zu thun, nämlich geradeswegs auf die Prozession loszugehen und mich unter die Leute zu mischen, dafür hätte ich mich zu Tode geschämt. Da war's ja wieder, wo mir der liebe Gott die Wahl ließ: Geselle dich zu den Andächtigen oder schlüpfe wie ein Strick durch die Büsche hin. — Ich schlüpfte wie ein Strick durch die Büsche hin und da begegnete ich dem Kaunigl mit dem Altarl. Sogleich forderte er mich auf, ihm tragen zu helfen. Das war mir auch recht, so kam mein abseitiger Weg zu einer Rechtfertigung. Ich nahm dem Kaunigl Schemel und Leuchter aus der Hand und wir hasteten zwischen Jungwald hinauf zum Föhrenriegel, der hinter der Kirche steht, und wo das letzte Evangelium abgehalten werden sollte. Wir wirkten getreulich zusammen, und bald stand neben der Felswand das Altärlein fest und bald brannten darauf die Kerzen. Die Prozession erschien noch nicht, sie hatte einen weiteren

Weg zwiſchen die grünenden Felder hin genommen, der Kaunigl-Bub war aber nicht der Menſch, der eine Zeit unnütz verſtreichen laſſen wollte. Mit einem flinken Griff zog er aus ſeiner Hoſentaſche ein Kartenſpiel und warf es auf das Altärlein hin, daß die Lichter zwinkerten vor den flatternden Blättern. Schweigend, als wäre es ſo ſelbſtverſtändlich, warf er zwiſchen mir und ihm ein Spiel aus, ein „Brandel". Es war nicht das erſte Mal, daß wir zuſammen „thaten", ſo hob ich die Karten auf, und wir machten ein regelrechtes Spiel auf dem Frohnleichnamsaltare bei weihevoll brennenden Wachskerzen. Für ein zweites „Bot" war auch noch Zeit; während der Kaunigl ein drittes ausgab, kamen um die Biegung die erſten Männer mit entblößten Häuptern, laut betend heran. Keine Katze kann die behendige Maus haſtiger packen, als der Kaunigl jetzt die Karten zuſammenſcharrte und in den Sack ſchob. Gar harmlos ſtellten wir uns auf die Seite und zogen unſere Kappen ab.

Bald kamen die Muſikanten heran, der Eggbauer mit dem Flügelhorn, ſein Sohn mit der erſten Trompete, der Schneider-Naz (der ſpäter mein Meiſter geworden iſt) mit der zweiten, der Erhard-Bub mit der Clarinette, der Schmied-Zenz mit der kleinen Trommel; der Rüſſel-Franz ſchleppte auf dem Rücken die große Trommel, auf welche der Hauſteiner Wirt mit Macht und Kunſt dreinhieb. Der Jäger-Ferdl handhabte die „Tſchinellen". Hinter dieſer heftigen Muſik kam der Himmel. Der alte Herr Pfarrer mit dem weißen Haar trug das Allerheiligſte hoch vor ſich her und hielt das Haupt tief geneigt, erſtens aus Ehrfurcht, und zweitens, weil ihm das Alter den Nacken ſchon ſtark gebogen hatte. Er ſchritt dem Altärlein zu, um die

Monstranze auf dasselbe hinzustellen. Schon wollte das geschehen, da hielt er plötzlich ein und stand einen Augenblick mit starrer Miene da. Hatte er nicht zwischen der Falte des weißen Decktüchleins den Grünzehner gesehen? War nicht dieses verhöllte Kartenblatt dort unversehens liegen geblieben? — Mit solchem Grün den Frohnleichnamstisch zu schmücken, das wollte dem Herrn Pfarrer doch nicht ganz schicklich scheinen. Ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Geberde des Unwillens zu zeigen, wendete er sich gegen den Felsen und stellte die Monstranze auf einen vorspringenden Stein.

Die wenigsten Leute hatten es wahrgenommen, warum dieses geschehen; das Evangelium, der Segen wurden ohne weiteren Zwischenfall abgehalten, ich aber lugte zwischen den Haselstauden her und sah, daß der Pfarrer blaß war bis an die Lippen. — Wäre er zornig geworden über seine Entdeckung auf dem Altärlein, hätte er gewettert und die Thäter bei den Ohren nehmen lassen, ich würde das ganz stilgerecht gefunden haben, aber sein demütiges Schweigen, sein trauriger Blick, und wie er den durch das freyle Kartenspiel heimatlos gewordenen Heiland auf den wilden Felsen hinstellen mußte — das hat mir einen Riß gegeben. Gewußt kann er's nicht haben, wer der Mitschuldige war, aber merken hätte er es leicht können an meinem Armensündergesichte, sosehr dieses sich auch zu bergen suchte hinter den Haselstauden. Nachher, als in der Kirche das Hochamt anhub, zupfte der Kaunigl mich am Rockschößling und lud mich ein, mit ihm auf den Turm zu steigen, wo wir zum Sanktus und zur Wandlung die Glocken läuten und Karten spielen könnten. Den Grünzehner hätte er schon wieder. — Das ist nun zwar

nicht geschehen, aber verloren bin ich doch geblieben. Ich getraute mich von diesem Tage an nicht mehr zum Beichtstuhle. Der Kaunigl getraute sich, es war jedoch nicht so einfach gewesen, als er es sich vorgestellt, er hat mir's später erzählt. „Ich habe einmal Karten gespielt," hatte er gebeichtet. „So," antwortete der Pfarrer, „das Kartenspielen ist ja an und für sich nicht so schlimm, wenn nicht um Geld gespielt wird." — „Ja, um Geld ist nicht gespielt worden." — „Wo war es denn?" — „Ja, auf einem Tisch." — „Auf welchem Tisch?" — „Ja, auf einem hölzernen." — „War es etwa auf dem Frohnleichnamstischlein?" fragte der Pfarrer. „O nein," sagte der Kaunigl. Dann ist er losgesprochen worden.

„So hast du ja bei der Beichte gelogen!" hielt ich dem Jungen vor.

„Das macht nichts", antwortete er rasch, „die Lug bringe ich das nächste Mal leicht wieder an, die nimmt mir jeder hinein beim Fensterl. Weil ich nur das Kartenspiel vom Hals hab'. Teurel noch einmal, das hat mich schon selber gesuchst, da kunnt einen auf die schönste Manier der Ganggerl (Teufel) holen."

Ich habe aus dieser Erfahrung meine Schlüsse gezogen. Wenn das Kartenspiel an und für sich nicht so schlimm ist, um Geld wurde nicht gespielt, so braucht man die Geschichte ja nicht zu beichten. Es steht auch weder im kleinen noch im großen Katechismus, daß der Mensch auf Altären nicht Karten spielen dürfe. — Diese feine Auslegung half mir aber nichts. Wenn ich an jenen Frohnleichnamsfrevel dachte, bei welchem ich so dumm mitgethan, da ward mir manchmal ganz übel. In den Nächten träumte ich davon, und zwar sehr ungemütlich, und Sonn-

tags in der Kirche sitzend durfte ich gar nicht hinblicken auf jenes Altartischchen, es stand so sonderbar da, als wollte es jeden Augenblick laut zu sprechen anheben und mich verraten. Zum Überflusse las ich um diese Zeit auch noch in einem alten Erbauungsbuche die Geschichte, wo ein frevlerischer Schustergeselle im Wirtshause das Aufwandeln der Hostie nachahmte, und wie ihm dabei die gehobenen Arme erstarrten, so daß er sie nicht mehr zurückbiegen konnte, daß er mit hoch in die Luft gestrecktem Arme herumgehen mußte, bis er durch die Lossprechung eines frommen Paters erlöst worden. Das wäre so was, wenn ich mit gehobenem Arm, das Trumpfaß in der Hand, umhergehen müßte und die Leute thäten spotten: Na, stich, Peterl, stich! Und ich steche endlich zu und steche meine arme Seele tot! Das wäre so was!

Ich allein konnte mit mir nicht fertig werden, das war nun klar. Also ging ich eines Tages in der Feierabendstunde nach Sankt Kathrein zum Pfarrer. Der stand gerade vor dem Hause an seinem Brunnentroge, in welchen ein stattlicher Quell sprudelte, und der mit einem rostigen Drahtgitter überspannen war. Der Pfarrer mochte glauben, daß ich nur so zufällig vorübergehe, er winkte mit seinem schwarzen Strohhut, ich möchte zu ihm kommen. „Was sagst du dazu, Peterl?“ rief er mir mit seiner weichen Stimme entgegen, „neun und fünf und sieben, macht das nicht einundzwanzig?“

Ich war nie ein besonderer Kopfrechner, diesmal sagte ich auf gut Glück: „Ja, das wird schon beiläufig so sein, einundzwanzig.“

„Nun also,“ sagte er, „und jetzt schau einmal her.“ Er deutete in den Brunnentrog, „da hat mir der Blasler-

Bub vor vierzehn Tagen neun lebendige Forellen verkauft, die habe ich in den Trog gethan. Vor acht Tagen hat er mir wieder fünf Stück verkauft, habe sie auch hineingethan, und heute hat er mir noch einmal sieben Forellen verkauft, die habe ich auch hineingethan, und jetzt wie viel sind drinnen im ganzen? Acht Stück, und nicht um ein Schwanzel mehr! Und ich kenn's, es sind dieselben, die er mir vor vierzehn Tagen gebracht hat, und es kann gar nicht anders sein, der Lump, hätt' ich bald gesagt, hat mir die Fische immer wieder aus dem Trog gestohlen und neuerdings verkauft! Das ist doch ein — ein —" Er ballte die Faust in die Luft. — Der Blasler-Bub wird die Forellen wohl schon gestohlen gehabt haben, bevor er sie das erstemal verkaufte, denn der Blasler hatte gar kein Fischrecht. Daran dachte der gute Pfarrer wohl kaum, er hatte sicherlich nur an seine Fasttage gedacht; das Kirchengebot erlaubt an Freitagen und Samstagen die Fische, ob es aber gestohlene sein müssen, davon schweigt es.

Zum Sündenbekennen war diese Gelegenheit nicht günstig. Ich unterließ es also, küßte ihm den Rockärmel, weil zu einem Handkuß die Faust nicht einlud, und ging weiter. Unterwegs erwog ich lange, welche Sünde schwerer sein mochte, des Blasler-Buben seine, oder meine. Die seinige erschien mir als ein Schelmenstück, die meinige jedoch konnte eine Sünde gegen den heiligen Geist sein, und solche werden nicht nachgelassen.

Einige Tage später trieb der Kogel-Mirt vom Kreßbachgraben eine graue Ziege mit zwei Zicklein des Weges. Die Alte hatte ein volles Euter, die Jungen hüpften um sie herum und wollten einmal ein wenig trinken. Der

Kogel-Mirt aber ziſchte: „Gſcht, nichts da! Das volle Euter müeſſ'n mer dem Herrn Pfarrer bringen!"

Da war ich ſchon wieder neugierig, was dahinter wäre, und der Mirt, ein eingewanderter Tiroler war's, hatte auch noch ſeinen ſpitzen „Sternſtecherhut" auf, und er ſagte: „Das iſcht halt ſo, mein du, 's Weib iſcht mir gſchtorben. Die Gais, hat ſie g'ſagt, und die Kitzen, hat ſie g'ſagt, vermach' iach dem Kathreiner Pfarrer. Für's Verſechengehn und auf etlich' Meſſen. Das iſcht noch ihr Willen g'weſt und nachher iſcht ſie g'ſchtorben. Deſſentweg treib iach jetzter die Viecher zum g'weichten Herrn abi."

Gut, denke ich bei mir, und in einer Stunde komme ich nach! Heute wird er gut aufgelegt ſein, und heute iſt die beſte Gelegenheit. War inſoweit ganz klug angeſtellt. Ich ging hin, der alte Herr war an demſelben Nachmittage gar luſtig und lud mich vor, eine Schale Kaffee mit ihm zu trinken, es wäre friſche Milch vom Kreßbachgraben dabei. Und mitten im Kaffee war's, daß ich plötzlich ſagte: „Halt ſchon lang ein Anliegen hab' ich, Herr Pfarrer!"

„Du, ein Anliegen?" lachte er auf, „na, das wäre ſauber, wenn nun auch die kleinen Buben ſchon ihr Anliegen hätten!"

Ich habe mit dem Löffel in der Schale eifrig den Kaffee gerührt, um dem Herrn nicht ins Geſicht ſchauen zu müſſen, und dabei habe ich die Geſchichte vom Kartenſpiel auf dem Altarl erzählt.

Über alles Erwarten blieb der Pfarrer ganz ruhig. Dann fragte er: „Haſt du es zu Fleiß gethan? Haſt du die Abſicht gehabt, den heiligen Tiſch zu verſpotten?"

„Gott nein, Herr Pfarrer!" antwortete ich, bis ins Herz hinein erſchrocken ſchon über den bloßen Gedanken.

„Nun also," sagte der Greis. Dann schwieg er ein Weilchen und trank seinen Kaffee aus. Hernach sprach er Folgendes: „Gehören thut sich so was nicht, das muß ich dir schon sagen. Und dem Kaunigl will ich's auch zu wissen thun, daß man zum Gottesdienst das Gebetbuch mitnimmt und nicht die Spielkarten! Wenn du aber bei dem dummen Streich keine böse Absicht gehabt hast, so soll's diesmal gut sein. Ist so weit brav, daß du mir's gesagt hast. Magst noch ein Tröpfel?"

Als somit jene Frohnleichnamsangelegenheit aufs beste geordnet war, hat die zweite Schale Kaffee doppelt gut geschmeckt. Als ich später aufstand um fortzugehen, legte der alte Herr mir die Hand auf die Achsel und sagte gütig: „Mir ist jetzt leichter, weil ich genau weiß, wie es gewesen ist an jenem Frohnleichnamstag. Aber ein andersmal mußt nicht, Peterl. Schau — unser lieber Herrgott . . . !"

Der Turmſpatz.

Lieber Leſer! Wenn dich dein Nebenbuhler in einen Turm hinauflockt, die Leiter davon trägt und zu deinem Schatz geht, was wirſt du machen? Wirſt du es dir in einer Mauerniſche und unter Spinnweben bequem machen und ein beſchauliches Leben führen? — Wahrſcheinlich kommſt du niemals in dieſe unliebſame Lage, für alle Fälle aber höre, wie es der Sulm-Lenzel gemacht hat.

Dieſer Sulm-Lenzel hatte einen guten Freund, und dieſer gute Freund war ſo gut, daß er eines Samstag-Feierabends zum Lenzel ſagte: „Ja du, mein Lieber, weißt, was ich heut' möcht'? Auf der Antoni-Kirchen ihrem Turm möcht' ich oben ſein. Die Ausſicht, die man dort haben muß bei dem klaren Wetter wie heut! Wohin man ſieht vom Antoniturm aus? Nach Graz ſieht man hinein und gar ins Windiſch hinab, wo der Wein wachſt."

Nun hatte der Alpen-Jodel, der Lenz, ſein Lebtag noch keine Gegend geſehen, wo der Wein wächſt. „Die ſchönſten kanarigrünen Weinberge!" ſagte der gute Freund, „ganz rauſchig wirſt ſchon vom Anſchauen! Magſt, ſo ſteigen wir auf den Turm."

„Es gilt," antwortete der Lenzel, und ſie gingen. Jeder hatte ſein „halbes Feiertagsgewand" an, der eine,

der Sebald, ſogar den grünen Hut mit der kecken Hahnenfeder auf. Die Feder bog ſich nach vorne, das ſah unternehmend aus. Am Feierabend giebt es allerhand Sachen! Welcher von den beiden jungen Burſchen der ſchönſte war? Na, da müßt ihr ſchon die Angla fragen, die weiß es genau. Aber der eine, der Sebald, wußte es nicht, daß ſie es wußte, und aus dieſer Unwiſſenheit kann eine Kataſtrophe entſpringen.

Nun, einſtweilen habe ich zu berichten, daß ſie hinanſtiegen den waldigen Hügel zur Antonikirche, die oben ihr weißes Türmlein hoch über die Wipfel hinblicken ließ. Die Kirche ſtand zur Feierabendzeit ſtets offen, falls jemand beten kommen wollte; der Opferſtock war gut verwahrt und ſonſt nicht viel vorhanden, was ein verſperrtes Kirchthorſchloß gerechtfertigt hätte. Um den ſpitzen Turmhelm kreiſten muntere Vöglein.

„Steig' nur voraus die Leiter hinauf, ich ſchau' in der Sakriſtei nach, ob der Pfarrer nicht ein Spektivi (Fernrohr) hat und komm gleich nach," ſo ſagte der Sebald.

Nun wußte der Lenzel zwar wohl, daß ein „Spektivi" nicht unumgänglich zu den kirchlichen Geräten gehört, dachte aber, ſein Freund, der manchmal Meßnerdienſte leiſtete, könne es wohl wiſſen, was da vorhanden war. Da ihn ſchon nach der Grazerſtadt und den kanarigrünen Weinbergen gelüſtete, ſo ſtieg er langſam voraus die ſteile, etwas wackelnde Leiter hinan und gab hübſch acht, daß er ſich im Dunkeln nicht an einen Balken ſtieß. Es mußte ſchon wer oben ſein, ein Arbeiter oder ſo was, der mit gleichmäßigen Schlägen einen Nagel eintrieb oder dergleichen. Das war aber das Ticken des Kirchenuhr-

pendels, welches an den auf- und niedergehenden Gewichtsſeilen ſachte hin- und herpendelte. — Bald lichtete es ſich, es waren die Turmfenſter da, und der Burſche ſtand am Ziele. Er ſchaute hinaus in die weite Welt. Die Grazerſtadt! Zwiſchen den Bergen dort ſieht man ins Blaue hinaus. Blauer und grauer Dunſt. Dort draußen kann ſie wo liegen. Und iſt ſie dort nicht, ſo wird ſie halt wo anders ſein. Die Welt iſt überhaupt ſehr groß. Und ſehr hübſch. Beſonders, wenn ſie im Sommer-Samstag-Feierabend ſo breit und flach daliegt, wie auf dem Nudelbrett der Strudelteig und die Bäuerin ſchon die Speckgrammeln drauf geſäet hat. Die Speckgrammeln, das waren hier die Kirſchbäume und die Wirtshäuſer und die Almhütten dort drüben, wo ſaubere Dirndeln hauſen. Und hübſch iſt ſie, die Welt, wenn man ein friſcher Knab' mit zweiundzwanzig Jahren thut ſein! Bis erſt der Sebald mit dem Spektivi heraufkommt, dann ſchaun wir hinüber zu den Almhütten. Auf der grünen Alm ſtanden die Kühe und Kälber wie weiße Flöhe, die ſah man auch mit freiem Auge, aber die Angla, die könnte man nur mit dem Rohr erkennen — die Angla — — die Angla .... Gott, ſo ein Mädel!

Unten auf dem Sandweg an der Kirche lief jetzt der Sebald davon, ſchleifte hinter ſich eine lange Leiter her, ſchleuderte ſie auf den Raſen und eilte hohnlachend thalwärts. Und jetzt merkt es der gute Lenzel, daß er verraten und verkauft iſt. Er ſchreit dem Treuloſen nach: „Hör' auf, das iſt ein dummer Spaß! bring die Leiter her!" Ja, die Leiter her! Der Sebald wendet ſich dort beim Ahorn einmal um und macht mit den zehn Fingern vor der Naſe eine Geberde, als wie man es beim

Clarinetteblaſen thut. Und dann flugs in den Wald hinein.

Der Lenzel verſuchte allerlei, wie man vom Turm herabkommt. Es giebt zwei Wege, einen inwendig, einen auswendig. Der inwendige iſt dunkel, der auswendige licht, luftig, ſteilab geht jeder. — Ob man ſich die Beine bricht, wenn man da hinabhüpft, oder ob man ganz tot iſt? Ganz tot, das wäre zu dumm, die Beine brechen, das wäre auch nicht klug. Schreit man um Hilfe, ſo kommen ſie und lachen und morgen biſt der Turmſpatz in der ganzen Gegend. Wenn die Angla hört, daß du der Turmſpatz biſt! Das Übernachten auf dem Turm wäre weiter kein Unglück, aber — Tik, tak, macht der Teufel die ganze Nacht, während der Menſch dort drüben auf der Alm ſein ſoll. Dort drüben auf der Alm iſt derweil ein anderer. Tik, tak, macht der Teufel, der Pendel. Den Sebald hat's ſchon lang' darnach geplangt, nach der Almhütte. Tik, tak macht er? So höre doch, das iſt ja ein guter Rat! Die Uhr leiht dir ihre Strickleiter. — Verſtanden hat er's! Wie ſchlau er auf einmal geworden iſt! Den Pendel hebt er aus, ſetzt ſich auf den Steinklumpen des Uhrgewichts, hält ſich ans Seil und tik tak tik tak — in haſtiger Eile — raſch ſinkt das Gewicht mitſamt dem Inſaſſen. In kaum einer Stunde iſt er ſo weit unten, daß er den Sprung wagen kann.

So, da wären wir wieder. — Man glaubt es nicht, was der Menſch an ſeinem feſten Erdboden hat. Iſt vertrackt ſchwer zu entraten, der feſte Erdboden!

Mittlerweile war es auch draußen dunkel geworden. Und das, dachte der Burſche, iſt juſt die rechte Zeit zum Fenſterlngehen auf die grüne Alm. Zwar die grüne Alm

ist bei der Nacht schwarz, und die weißen Kühe sind auch schwarz, und die Angla wird auch schwarz sein. Das macht nichts. Der Weg ist ebenfalls schwarz, doch er trifft ihn ganz genau. Nach zwei Stunden ist er auf der Alm bei den Sennhütten. In der ersten Hütte ist Licht; das ist nicht seine Hütte, aber er guckt durchs Fensterchen hinein. Da drinnen sind ihrer ein halb Dutzend Dirndlein beisammen, sitzen um einen Leuchtspan herum, flicken ihr Gewand aus und thun plaudern. Und die kleine Angla ist auch dabei. Sie sitzt gerade neben der Herdgluth, daß sie ganz glühend ausschaut im Rundgesichtel und über dem weißen Busenhemd.

Herrschaft! denkt sich der Lenzel, glühendes Eisen wär' gut schmieden! Wenn sich heut' die auch noch auswendig anzündet! Na, derweil geh' ich voraus in ihre Hütten, sie wird schon nachkommen. Bleibt aber immer noch stehen und schaut hinein. Mit den Augen hört er's zwar nicht, was sie plaudern, aber an ihren schalkhaften Gesichtern, an ihrem Kichern und Lachen merkt er's, sie sprechen von den Mannsbildern. Na, das ist wenigstens was Rechtes! — Jetzt strengt er seine Ohren an, aber sie sind immer noch nicht lang genug, er hört nur so etwas, als ob eine den Vorschlag gemacht hätte, sie sollten Buben tauschen. „Oh na!" ruft die Angla laut aus, „das thu' ich nit! Meinen Buben vertausch' ich nit! Behalt's ihr euere Scherben nur selber, der meinige ist noch gut über und über, und den geb ich nit her."

Na, Lenzel, um so was zu hören, das verlohnt sich doch, auf dem Uhrgewicht vom Turm herabgeritten zu sein! Der Leuchtspan gloste seinem Rande zu, der Bursche sputete sich zur oberen Hütte hinauf. Die Bretterthür

war versperrt, er wußte durch den Heuboden ein Loch hinein und bald saß er drinnen, wieder so im Dunkeln, wie vorhin im Turme, aber in ganz anderer Stimmung! Hinter der Seitenwand schellte manchmal die Kuh, und man hörte ihr Wiederkäuen. Der weiche Stalldunst erfüllte die Hütte. Der Lenzel machte sich's bequem. Die Bettkissen waren ganz kühl und fühlten sich gar ein wenig schwanig an; aber es war ein prickelnder Duft vorhanden, der ihm gar wohl gefiel.

Und jetzt fängt etwas an zu geschehen. Zuerst leise, dann lebhafter klopft es ans Fenster, das über dem Bette ist. Ein krummgebogener Finger, und daran war ein großer Lackel gewachsen und dieser bettelte um Einlaß. Der Lenzel erkannte an Haltung und Stimme seinen guten Freund Sebald.

Da der Lenzel drinnen nicht gleich antwortete, so sagte der draußen: „Wohl, wohl, Dirndel, heut wirst schon mit mir zufrieden sein müssen; der andere ist zwar viel feiner als ich, aber kommen thut er heut nit."

Der Lenzel öffnete das Glasfensterchen ein klein wenig und flüsterte mit verstellter Stimme hinaus: „Warum kommt er denn nit, der andere?"

„Du, mit dem hast Malär," sagte der draußen, „der Lenzel ist neuzeit ein Betbruder worden. Der geht jetzt zu der Antonikirchen fensterln, gewiß auch noch. Und hat mich hergeschickt, kennen thust mich eh, der Brennbaumer Sebaldl. Und sollt dir statt seiner die Zeit vertreiben helfen. Gelt, 's ist dir recht, Herzerl?"

„Auf keine Weis nit," flüsterte der Lenzel.

„Wirst sehen, daß ich nit zu verachten bin."

„Vom Verachten hab ich nichts gesagt, aber schlafen will ich."

„Ich will dir helfen dabei. Zwei richten mehr aus beim Schlafen, als eins."

„Meinst du?"

„Gewiß auch noch. Und ich geh' heut nit heim alßer weißer."

„Mußt dich halt mit Kohlen anstreichen dort beim Herd."

„Gilt schon, ich will mich mit Kohlen anstreichen an deinem Herd."

„Keinen Mohren mag ich aber nit."

„So will ich mich weiß waschen an deiner Milch."

„Die Milch gehört nit mein."

„So will ich sie gut bezahlen."

„Mit Hobelschaiten leicht?"

„Will dir einen Gefallen thun, wie ihn ein Bauer mit drei Paar Ochsen nit kann leisten. Dirndl, derbarm dich, mach auf."

„Wenn du schon gar so hitzig bist, daß du mir die Wand nit anbrennst da draußen, so mußt halt hereinfliegen beim Rauchfang."

„Zum Fliegen bin ich nit eingerichtet, wirst schon die Thür müssen aufmachen zur Abwechslung."

„Immer einmal eine Abwechslung wird wohl nit schaden, aber die Thür ist verriegelt und die schönsten Buben finden das Heubodenloch. Komm nur. Gleich ums Eck, durch die Schupfen links."

Also das Zwiegespräch.

Der Lenzel hatte vorhin an der Wand eine Viehgerte getastet, nach der griff er jetzt, während der andere den Weg in die Hütte suchte und auch fand. Und mit der Gerte kauerte er sich hinter dem Bette an die Wand und dachte, wenn sie nur heut noch einen frischen Span an-

gezündet hätten in der unteren Hütte. Jetzt kunnt ich die Kleine nit brauchen da heroben.

Mittlerweile hatte sich der Sebald mit einiger Mühe und Umständlichkeit von rückwärts hereingearbeitet, einmal stieß er seine Knie an die Balken, dann seine Achsel, dann seinen Kopf, er litt es mit größter Geduld, ich glaube, es hat ihm gar nicht weh gethan.

Der Lenzel strich mit der Hand über die Gerte hinaus, sie war dreifach geflochten und hübsch zähe.

Jetzt war der Sebald beim Herd und tappte in die Asche hinein, jetzt war er beim Milchkasten, tastete an den Töpfen herum und lispelte:

„Wo denn — wo hast es denn, dein Liegerstadl?"

„Bist nimmer weit davon," flüsterte der Lenzel nach Weiberart.

„Au, das ist ja der Leckentrog!" klagte der andere, weil er in die Kleien geraten war.

„Du wirst mir noch ins Milchhäfen fallen wie ein Schwabenkäfer," zischelte der Lenzel. „Mußt nit gar so dalgert umeinandertappen, laß dir Zeit, wirst nichts versäumen. Deine Joppen häng dort an den Nagel."

„Ist eh wahr," antwortete der Sebald und begann das überflüssige Gewand von sich zu thun.

Dem Lenzel war schon ganz heiß geworden und die Armmuskeln spannten sich scharf.

„Ein bissel leid thut's mir halt doch um den anderen," hauchte er scheinbar recht weichmütig.

„Um die Letfeigen? Um den Turmspatzen?" versetzte der Sebald.

„Turmspatzen?" fragte der Lenzel.

„Na, so wo denn? Wo bist denn, Schneggerl!"

„Da bin ich!“ so der Lenzel und fuhr aus seinem Winkel hervor wie ein wildes Tier. . . . . .

Als die Angla nächtlicherweile an ihre Hütte gekommen war, erschrak sie schier zum Schlagtreffen, drinnen war ein schreckbares Gepolter, Gefluche, Gestöhn und Gewimmer. — Wie ein Pfeil schoß sie zurück zu den Nachbarshütten. Dort steckten sie sich alle zusammen und getrauten kaum Atem zu holen die ganze Nacht.

Erst als das Morgenrot aufstieg, gingen sie mit Knitteln und Sensen bewaffnet heldenhaft der oberen Hütte zu, um etwa die Ursache des nächtlichen Spukes zu erforschen. Die Thür war ordnungsgemäß verschlossen, wie das bei Geistergeschichten immer der Fall ist. Und als sie die Thüre öffneten — welch ein Durcheinander! Herrgott nocheinmal, welch ein Durcheinander! Ein Teil des Bettes lag auf dem Herde, von der Bank waren zwei Füße eingeknickt, so daß die Kleien und die Milch zwischen den Scherben als vielarmiger Brei ausgebreitet lagen. Diebe konnten es nicht gewesen sein, denn es fehlte nichts; es war im Gegenteile manches da, was nicht in die Hütte gehörte. Unter dem umgestürzten Tisch ein grüner Hut mit Hahnenfedern und ein Tabaksbeutel, und im Winkel ein benagelter Mannsschuh.

„Da haben s g'rauft!“ zeterten die Weibsleute.

„Um mich haben s g'rauft!“ sagte die Angla mit großartiger Ruhe.

„Zerschlagen haben s ihr alles!“ schrie eine andere. „Angla, dich mögen s nit, da sieht man's!“

„Um mich haben s g'rauft!“ wiederholte sie. Denn ein Bauerndirndl fühlt ihre Liebe erst anerkannt, wenn um sie gerauft worden ist.

Am nächsten Samstag kam der eine um seinen Tabaksbeutel.

„Aber Lenzel!“ girrte ihn das Dirndel an, „bist du's gewesen? Ja, was hast denn ang'stellt?“

Schmunzelnd barg er den Beutel rückwärts am Hosengurt.

„Das da hab ich auch gefunden,“ sagte sie und that aus dem Winkel den grünen Hut und den Mannsschuh hervor.

„Das gehört einem anderen,“ entgegnete der Bursche. „Derselbe wird die Sachen wohl schwerlich holen kommen. Kannst sie einem Armen schenken.“

Man kann nicht sagen, daß die Begebenheiten damit ihr Ende fanden. Der Erzähler schweigt.

Das Teufelgatter.

Eine Kriminalgeschichte.

„Klagen thu' ich den Lackenbacher, Herr Richter, klagen thu' ich ihn! Weil er mir schuldig ist, und nicht ich ihm. Will ihm's schon zeigen, klagen thu' ich ihn!"

So polterte der Hartelberger und fünf Minuten lang sagte er, immer mit heftigen Armbewegungen begleitet, dieselben Worte. Endlich war er heiser, so daß der Bezirksrichter mit seiner ruhigen Stimme dran konnte.

„Aber Hartelberger," sagte er, „warum denn immer gleich klagen? Können sich vernünftige Männer nicht auch so vergleichen?"

Machte der Bauer ein starres Gesicht und sagte mit einiger Hinterhältigkeit: „So! Ja, wegen was seid ihr Herren denn nachher da, wenn wir nicht klagen gehen sollen?"

„Für das sind wir gerade nicht da, mein lieber Hartelberger. Und ich denke, auch ihr Bauern seid nicht für das da, daß ihr miteinander in Streit und Hader liegen und euch nachher gegenseitig in Unkosten sprengen sollt. Ist eh eine schlechte Zeit jetzt, für euch Bauern; wenn auch ihr selbst euch befeindet, anstatt zusammenzuhalten, dann ist es gefehlt mit euch."

That der Bauer, als denke er ein wenig nach und sagte dann: „'s selb ist eh frei wahr, Herr Bezirksrichter. Wenn man's recht nimmt, es ist ein Unsinn, richtig wahr auch. Aber was kann ich machen, wenn er ein Stierkopf ist, der Lackenbacher, und nicht nachgiebt?"

„Müsset halt Ihr anfangen nachzugeben, nachher wird er auch ein bissel rucken und dann geht's."

„Wir kennen uns halt frei nimmer aus, Herr Bezirksrichter," gestand der Bauer und warf bei jedem Satz seine Arme hin und her, als wären die Worte Strohschaube, die er auf die Tenne schleudern müsse. „Wie's halt schon hergeht, wenn man allzugut ist. Haben uns einander alleweil mit allerhand ausgeholfen. Ich schon gar, hab' dem Lackenhofer die Jahre her eins ums andere gegeben, geliehen, ihm Arbeit geleistet, er mir dann und wann auch ein bissel was. Aufgemerkt ist nichts worden, wie's halt schon geht, wenn man zu gut ist, und jetzt, wo wir wegen der Hausübergabe auf Gleich raiten sollen, will er mir nichts, und ich soll ihm was. Das ist ein Brettschädel, dieser Lackenbacher, ich sag's. Alleweil anschmieren will er mich, das ist ein Sechzehnlötiger, das!"

„Haltet Ihr Euren Nachbarn für einen Betrüger?" fragte der Richter.

Der Bauer stutzte. Das kunnt gefehlt sein, dachte er, wenn ich ihn was Schlechtes heißen thät, da kunnt ich eingehen. „Ah, das — das nicht," sagte er hernach, „ein Strick ist er wohl, aber schlechter Mensch, ah, das nicht, da müßt' ich wohl lügen, wenn ich sagen wollt, er wär' ein schlechter Mensch."

„Gut," sprach der Richter. „Mir scheint, in diesem Falle kommt's nur auf eine richtige Verständigung an.

Versucht es. Kommt am nächsten Sonntag beide zu mir, ich will euch euere sieben Zwetschken auseinander rechnen; wer die vierte kriegt, das wird sich dann schon zeigen."

„Der Herr Bezirksrichter ist wohl rechtschaffen ein kamoder Herr," lobte der Bauer. „Wenn's nicht zu viel thät' kosten —"

„Das Auseinanderrechnen und das Ausgleichen? Geht mir weiter!"

„Mir ist's recht," schlug der Bauer ein, „was der Herr Bezirksrichter sagt, das ist mir recht. Nur Gerechtigkeit sag ich alleweil! Aber —" setzte er beklommen bei, „thät wohl unterthänigst bitten, ein bissel auf meiner Seiten sein!"

Sodann sind sie am nächsten Sonntage nach dem Gottesdienste gekommen, der Hartelberger und sein Nachbar, der Lackenbacher. Jeder hatte vorher in der Kirche gebetet um seinen Vorteil, und ich denke, der liebe Herrgott wird über eine solche Zumutung der beiden Hartgesottenen heimlich gelacht haben.

Der Lackenbacher versicherte dem Bezirksrichter nicht weniger lebhaft, als sein Nachbar, es könne ihm gar nichts lieber sein, als ein guter Ausgleich. Der Herr solle nur alles hübsch zusammenstellen, und was der Herr nachher sage, das würde ihm recht sein. „Nur bitte ich —" war der mit einer klugen Bewegung verdeckte leise geflüsterte Beisatz — „mich nicht zu kurz kommen lassen! Mein Weib hat nachher einmal ein paar Hendln."

Solche Beleidigungen muß sich ein Landrichter schon gefallen lassen, er überhört sie.

Der Bezirksrichter nahm hierauf einen Kanzleibogen, die eine Hälfte eignete er für das Guthaben des Hartelberger, die andere für das des Lackenbacher.

„Also jetzt, meine lieben Vettern, wollen wir anfangen. Solit mir jeder sagen, was er dem anderen geleistet hat, dann wollen wir's aneinander abmessen, wie der Bauer beim Bäcker die Semmeln. — Saget mir einmal, wie weit reicht euer Geschäftsverhältnis zurück? Ich meine, seit welcher Zeit thut ihr euch gegenseitig aushelfen?"

Natürlich fingen sie ganz gleichzeitig an zu sprechen, der eine sprach von sechs Jahren, der andere von zehn. „Dazumal, wie das große Wasser ist gewesen, da hab' ich dir deine Brucken bauen helfen!" wußte der Lackenbacher.

„Nicht beim großen Wasser," rief der Hartelberger, „wie du die Mühl hergerichtet hast, ist's gewesen!"

„Das ist alles eins," sagte der Richter gelassen und nahm den Bleistift. „Hartelberger, wie viele Tagewerke habt Ihr beim Brückenbaue geleistet?"

„Zwei Knechte haben einen ganzen Tag gearbeitet."

„Ja, deine zwei Faulenzer!" entgegnete der Lackenbacher, „sind die längste Zeit unter der Stauden gelegen."

„Nichts dreinreden!" sagte der Richter und zuckte mit den Augen scharf auf den Bauern hin.

„Na, weil's wahr ist," murmelte der Lackenbacher, aber ganz gedämpft.

„Nachher hab' ich ihm Lärchenholz gegeben und arbeiten helfen," gab der Hartelberger an.

„Das ist richtig!" bestätigte der andere, um seine Gewissenhaftigkeit zu bezeugen.

„Wie hoch bewertet Ihr Arbeit und Holz?"

Der Hartelberger dachte ein Weilchen nach. Dann: „Wird nicht viel unter zwölf Gulden ausmachen."

„Räuber!" schrie ihm der Nachbar ins Gesicht.

Der Bezirksrichter blickte auf, als wäre er betroffen und sagte: „Ich werde den Gerichtsdiener rufen! . . .“

„Machen wir halt zehn Gulden der guten Nachbarschaft wegen,“ erklärte der Hartelberger.

Schrieb der Richter auf dessen Guthaben zehn Gulden.

„Nachher hat mir der Hartelberger eine Krippen voll Strohschaube fortgeführt und noch nicht bezahlt,“ gab der Lackenbacher an. „Kosten drei Gulden, und hab' ihm aufs Steuerzahlen noch acht Gulden Baares geliehen.“

Schrieb der Richter auf Lackenbachers Seite: elf Gulden.

Hierauf gab der Hartelberger drei Fuhren Steine an, die er dem Nachbar zum Untermauern eines Schoppens beigestellt.

„So sauber, der läßt sich auch die Steiner zahlen und ich wär' froh, wenn sie mir einer umsonst wegführen thät vom Acker, hi, hi!“ So der Lackenbacher. „Und wenn das Wasser von meinem Teich jahraus jahrein seine Dreschmaschiene treibt, was sagens denn da dazu, Herr Bezirksrichter?“

„Das Teichwasser ist Servitut!“ begehrte der andere auf, „und der Lackenbacher drischt dafür auf meiner Maschin' sein Korn aus!“

„Also das hebt sich,“ bestimmte der Richter.

„Verlang auch nichts,“ meinte der Lackenbacher, „aber wenn er sich seine Steiner zahlen lassen will, so laß ich mir auch mein Wasser zahlen!“

„Nicht die Steiner laß ich mir zahlen, du Pölli!“ schrie der Hartelberger, „abers Fuhrwerk! Kostet einen Gulden, ist eh ein Spott!“

„Also ein Gulden,“ bestätigte der Richter und schrieb

die Ziffer auf. „Schaut einmal, wie das gut geht. Es kommt nur auf eine freundschaftliche Verständigung an.“

„Jetzt wär' noch der Schneider,“ setzte der Hartelberger neuerdings ein.

„Was für ein Schneider?“ fragte der andere.

„Schau nicht so dumm. Weißt es recht gut, daß du mir noch den Schneider schuldig bist. Wie die Grasseln (Schafblattern) sind gewest in deinem Haus, daß sich kein Handwerker hingetraut hat, und du brauchst das Wintergewand. Weißt es? Und wie ich den Schneider für dich in mein Haus auf die Stet hab' genommen! Weißt es?“

„Du Dodl, den Schneider hab' ich ja eh schon lang bezahlt!“ rief der Lackenbacher.

„Bei der Stang bleib, du Planscher! Mich hast nicht bezahlt. Und der Schneider hat gegessen so viel wie zwei Treicher.“

„So viel wird er doch nicht, wie deine Kühe gefressen haben, die mir vorigen Sommer alle Tage auf das Kornfeld sind gekommen.“

„Hat sie eh deine Alte ausgemolken, gleich auf dem Acker, wie eine Butterher!“

„Du Hartelberger! Hüt' dein Lugendorf!“

„Recht ist's,“ sagte der Richter, „Schneider, Dodl, Kühe, Butterhere, ausmelken und Lugendorf, das hebt sich auch. Ersparen wir derweil den Arrest.“

„Ist alles recht,“ fiel nun der Lackenbacher etwas sänftiglicher ein, „aber die Mastsau schenk' ich ihm nicht, die ich ihm im vorigen Winterfasching hab' aus meinem Stall treiben lassen, daß er seine Dienstleut' hat können in Speck rösten.“

„Laß du dich lieber selber rösten in Speck, du zaunmarterdürrer Schragen du, und vergüte mir lieber die Auslagen, wo ich dir vor neun Jahren ein Kind aus der Tauf' hab' gehoben!"

Riß der andere die Brieftasche aus dem Sacke: „Auf der Stell sollst ihn haben, den Bettel. Ein Körbel Gabbrot und ein Zwanzigerl Kresengeld. Da, da hast den Bettel!" Zwei Gulden warf er ihm hin.

„Aber Lackenbacher!" lachte der Richter auf. „Ihr werdet doch einen Spaß verstehen. Der Hartelberger wird sich von seinem Nachbar die Gevatterschaft bezahlen lassen!"

„Fallt mir auch nicht ein," sagte dieser. „Gerad' weil er so ist, hab' ichs gesagt, und die Mastsau wird mit fünf Gulden bezahlt genug sein."

„Zweimal so viel giebt der Fleischhacker für ein Spanferkel!" rief der Lackenbacher empört aus.

Das war nun der schwierigste Fall, die Geldunterschiede standen zu weit auseinander. Der Richter machte den Vorschlag, der Hartelberger solle demnächst die Mastsau in natura zurückgeben, was nach langem Hin- und Herreden angenommen wurde.

„Aber vier Centner muß sie wiegen," begehrte der Lackenbacher, so viel habe die seine auch gewogen.

„Und das Kresengeld ist kein Zwanzigerl gewesen, mein Lieber, das ist ein Thaler gewesen!"

Der Richter machte aufmerksam, daß die Kindstaufe ja schon abgethan sei, daß es sich nur noch um das Schwein handle, und daß er — wenn der Lackenbacher wieder einmal eins habe, welches vier Centner wiege — selbiges Riesentrum für tausend Gulden kaufe.

Mußte der Lackenbacher lachen, hub an, sich ein wenig

zu schämen und erklärte schließlich, sich mit einer ganz gewöhnlichen Sau zufrieden geben zu wollen.

„Und wann willst denn du mir meinen Stardin Most einmal zahlen?“ fragte der Hartelberger den Nachbar bissig.

„Den du mir nachher aussaufen hast helfen?“ fragte dieser entgegen. „Willst leicht so viel haben, wie fürs Fassel geschwefelten Holzapfelmost, das du dem Kreuzwirt für Wein verkauft hast!“

„Wer hat — für Wein verkauft?“

„Du!“

„Das sag' mir noch einmal! Wer hat Holzapfelmost für Wein verkauft?!“

„Ja richtig, raufen werdet ihr da vor meiner!“ rief der Bezirksrichter und fing den gehobenen Arm des Hartelberger. Das sah er schon, mit dem Bleistift rechnet man's bei den Bauern nicht auf gleich. Daher faßte er den Glockenzug. Als der Gerichtsdiener mit dem scheppernden Säbel an der Thüre stand, wurden die beiden Nachbarn wesentlich gebildeter.

„Hätt's eh gut sein lassen,“ meinte nun der Hartelberger, „bin ja kein Stierschädel, ich. Thät ich jetzt meinem Buben nicht alles übergeben und in Ordnung machen, daß er weiß, wie er dran ist. Ich hatt' nichts gesagt wegen dem Bettel, wegen so was heb ich keinen Streit an, ich nicht. Weil's wahr ist. Nur z'wegen dem Buben ist's, der wird auch wissen wollen, was er kriegt, einzubringen hat und etwan schuldig ist.“

„Dein Bub soll lieber die Mädeln in Ruh' lassen!“ fiel der Lackenbacher drein. „Wär' eh not, man machet in der Dirndelkammer doppelte Fenstergatter. Einfache bricht er aus . . .“

War jetzt der Hartelberger einen Augenblick still. „So!“ sagte er dann ganz weichmütig. „Da hört man auch was Neues. Die Fenstergatter! Mein Bub? Hat er etwan in deinem Haus eins ausgebrochen?“

„Wird schon nicht anders sein!“ sagte der Lackenbacher.

„Auf welches Konto gehört denn nachher das?“ fragte der Richter mit bedeutsamer Miene. „Wenn dem Hartelberger sein Bub Fenstergitter ausbricht bei dem Lackenbacher seiner Dirn! Ja, dann meine lieben Freunde, hilft all unser Auseinanderrechnen nichts!“

„Bin ich doch alleweil der Meinung gewesen, mein Bub' hätt' die Hieselhuberische!“ sprach der Hartelberger und zog sein Gesicht in die Länge.

„Ist dir die meinige leicht zu schlecht für ihn, du Lalli, du damischer!“ schnaufte der andere. „Wo er sie jetzt verruckt gemacht hat, daß sie Kuh und Kalbel nicht mehr auseinander kennt! Glaubst du, ich werd' dir's Fenstergatter dreingehen lassen? Ja, Schnecken, wenn du ihrer magst! — Das ganze Gatterl, Herr Bezirksrichter, das neue schmiedeiserne Gatterl hat er mir ausgebrochen bei der Dirn ihrem Fenster!“

„Gut, Nachbar, dein Fenstergatter soll dir vergütet werden!“ sagte der Hartelberger. „Der Herr Richter soll's selber aussprechen, was so ein Bettel wert ist.“

Richtete der Bezirksrichter sich in seinem Sessel auf, so daß seine breite Brust hervorkam und sein strenges Haupt aufrecht saß. Und sprach also: „Bauern, jetzt hört mir zu. Nach eueren eigenen Jugend-Hallodrias dürft ihr den Maßstab nicht nehmen, der paßt jetzt nimmer. Es ist ein neues Gesetz herausgekommen, das hat drei gute

Unterschriften: die des Kaisers, die des Papstes und die unseres Herrgotts. Und dieses Gesetz sagt: Ein ausgebrochenes Kammerfenstergitter wird nicht mit Geld bezahlt, auch mit sonst nichts. Es wird bezahlt mit dem Buben selbst, der's ausgebrochen hat. Verstanden, Hartelberger?"

Kraute sich dieser mit den Fingern hinter den Ohren und schmunzelte ein wenig. Und der Lackenbacher knüllte an seiner Hutkrempe herum und schmunzelte auch ein wenig. — Der wird jetzt sauber angeführt, dachte einer von dem andern — und nachher hat sich jeder, scheinbar zögernd, aber insgeheim mit Freuden, dem Ausspruche des Richters gefügt.

Die zwei jungen Leute, als sie solchen Verlauf des grauenhaften Prozesses zwischen ihren Vätern erfahren hatten, konnten sich nicht genug verwundern über das neue Gesetz, und beide empfanden im ersten Schreck den Ausspruch des Richters wie eine Begnadigung. Heute, ein Jahr nach der Hochzeit, ist es dem Hartelberger Buben aber nicht ganz klar, ob er begnadigt oder — verurteilt worden war.

Ein Jägerstück.

Aus dem Pfarrhofe trat der Jäger. In schmucker Alpentracht, das Gewehr über der Achsel, so schritt er die Kirchgasse entlang. Mit seinem jugendlich frischen, wohlgerundeten und geröteten Gesichte (erst noch hatte er sich mit einem Glase Wein geatzt) blickte er munter um sich und pfiff dem Hunde. Dieser, ein fuchsbraunes hochbeiniges Tier, lief herbei, hinweg und wieder herbei und war voller Lust; er wußte es ja, heute geht's zu den Rebhühnern. Die Rebhühner, das war ein Spaß!

Aber als Jäger und Hund so munter dahineilten, begegnete ihnen draußen beim Dorfkreuze ein altes Weib. Nun ist unser Jäger zwar nicht abergläubisch, und bei der Jagd auf Niederflugwild konnte es nicht so leicht mißlingen; allein das alte Weib hatte ein kleines Kind bei sich — und das war das Malheur. Hinter dem Weibe schlappte ein alter Mann daher in der Sonntagstracht eines Holzhauers; als dieser nun den Jäger herangehen sah, riß er seinen Spitzhut vom Kopfe und trat hin, um ihm die Hand zu küssen.

„Schon gut, schon gut, Matthias!" wehrte der Jäger ab und wollte rasch weiter. Allein der Alte trippelte ihm

ein paar Schritte nach. „Ein großes Gebitt, hochwürdiger Herr, da hätten wir halt was Junges, natürlicherweis', und das thät' bitten um die heilige Taufe."

Blieb der Jäger freilich stehen und fragte etwas unwirsch: „Ein kleines Kind? Von wem denn schon wieder?"

„Ah, nichts," meinte der Holzknecht. „Diesmal ist es nichts Unrechtes, hochwürdiger Herr Kaplan. Von der Moschbeer-Liesel, ist eh verheiratet, natürlicherweis'. Heut' bei der Nacht ist's angerückt, das Kleine, und ein bissel schwacherlad, daß es ebzeit gut wär' mit dem geweihten Wasser. Und ich wär' halt der Göd, natürlicherweis'."

Hol's der Kuckuck! Geht zum Pfarrer! — Bewahre, gesagt hat er's nicht, der schmucke Jägersmann, denn der Pfarrer war schon sehr alt und gebrechlich. Was bleibt übrig?

„Na, so macht's schnell!" rief der Jäger sich umwendend. „Hätt's auch einen andern Tag wählen dürfen. Warten werden sie nicht auf mich, oben auf der Haselau. So lauft schnell hinüber, Matthias, daß der Meßner komme, aber sputet Euch. — Pst, da komm her, Waldmann!" Damit pfiff er den fortgelaufenen Hund zurück, mit welchem er sich, dem Kindsweibe vorauseilend, auf dem Wege zur Kirche mit „Aufwarten" und „Apportel-tragen" unterhielt. Das Weib murmelte, um sich für die heilige Handlung vorzubereiten, Gebete und schaukelte das Kleine, so oft es sich regte.

Der Matthias kam zurück: „Der Meßner ist unten auf der Wiese bei der Teicharbeit, natürlicherweis', und wird bald da sein."

Ließ auch in der That nicht lange auf sich warten, der Meßner, doch weil er über und über voller Schlamm

war, so wollte er sich eilends in „was besseres stecken". „Ei, geh' Meßner, mach' keine Geschichten, ist so auch gut," sagte der Kaplan. „Eile nur gleich in die Sakristei um die Sachen, daß wir bald fertig sind. — Pst, Waldmann, da komm' her!"

Der Meßner mußte nun aber erst einen Knaben um den Kirchenschlüssel schicken, und während dieser Zeit wurde der Kaplan immer ungeduldiger, spielte mit dem bellenden Hund, spielte mit dem Hahn seines Gewehres, blickte einmals anderemal auf die Taschenuhr und fragte den Matthias, ob es im Schliergraben drin dies Jahr viele Rehe und Hirsche gebe?

„Nicht gar viel. Überall Wildschützen, natürlicherweis'."

Endlich war der Schlüssel da, der Kaplan warf über den grauen Steierrock rasch das weiße Chorhemd und die Stola, begann vor der Kirche die üblichen Ceremonien, wobei der Waldmann, fortwährend vor Ungeduld winselnd, an seinem Herrn emporsprang, erteilte dann in der Kirche ohne Umständlichkeit die Taufe, nach welcher er die kirchliche Gewandung rasch hinwarf, den grünen Hut aufsetzte, das Gewehr umhing, sogar die Frage des Matthias „von wegen der Schuldigkeit" überhörte, dem Waldmann pfiff und davoneilte.

Der Matthias und die alte Frau standen da, blickten einander an und schauten ganz betroffen auf das Kind. Das war schnell gegangen. Getauft war es worden, das hatten sie gesehen, aber Namen? In der Eile war auf den Namen vergessen worden — natürlicherweis'.

„Da gehört ein guter Glauben dazu," sagte das Weib „ich hab' schon viele Sachen gesehen, aber so was nicht. Jetzt frag' ich, für was, wenn der Mensch nachher noch keinen Namen hat!"

„Ich denk', wir bessern nach," meinte der alte Matthias und wollte mit Beihilfe des Meßners die Taufe wiederholen. Da erschien der alte Pfarrer. Er ging in seiner Kutte, gebückt an einem Stocke, er hatte schneeweißes Haar.

„Ah, das ist gescheit, daß der Herr Pfarrer selber kommt!" Mit diesen Worten hastete der alte Holzknecht auf ihn zu und küßte ihm die Hand. „Unser Bübel da, na nicht unseres, weil ich nur der Göd bin. Nachgeholfen wird noch einmal müssen werden, natürlicherweis'."

Der Pfarrer hatte früher, so viel von seinem Fenster aus zu sehen war, den Vorgang beobachtet. und nun sagte er: „Na, Leuteln, jetzt geht nur in Gottesnamen wieder nach Hause."

„Ist alles recht, Hochwürden, und wenn ich weiß, daß er's so gut kann und deswegen so geschwind ist gewesen, so wird's ja halten. Ich muß halt reden drum, ich bin der Göd, natürlicherweis'."

„Freilich hält es, Matthias, seid vollkommen ruhig, die Taufe hat ihre Richtigkeit."

„Aber das Kleine hat frei gar keinen Namen! In der Geschwindigkeit haben wir alle darauf vergessen. Oder sollten wir's überhört haben? Hansel soll er heißen, natürlicherweis', und wie stellen wir das jetzt an?"

Da blieb dem würdigen Priester freilich nichts übrig, als die schon erteilte Taufe für eine Art von Nottaufe zu erklären und nun die heilige Handlung nochmals vorzunehmen. Sie fiel zur vollsten Zufriedenheit der beiden Leute aus, auch der Täufling hatte weiter nichts einzuwenden. Die drei zogen in ein Wirtshaus und thaten sich dort gütlich — die zwei Großen mit der Milch der

Alten — dem Weine, das Kleine mit dem Wein der Jungen — der Milch.

Auf den Wein der Jungen schlummerte das Kleine ein, auf die Milch der Alten wurden diese so übermütig, daß der Matthias dem Weiblein einen Heiratsantrag machte. Natürlich war es nur Spaß: allein Heiratsanträge sind auch bei den Jungen selten ernst gemeint. Sie lachten und tranken, und als es endlich zum Heimgehen wurde, war das Kind nicht da. Die Bank, wohin das Weib es gelegt hatte, war leer, und das Kind war fort. Einen kreischenden Schrei stieß die Alte aus, da lachte der Wirt schon und brachte das Kleine hinter dem Ofenwinkel hervor; er hätte gedacht, wenn sie heiraten wollten, brauchten sie keine fremden Kinder.

Der Matthias atmete nach dem Schreck schwer auf und sagte: „Wir hätten weiter Ursache, über den geistlichen Herrn loszuziehen! Wo wir selber noch viel schlechter sind, natürlicherweis'. Er hat in der Geschwindigkeit auf das bissel Namen vergessen, wir haben auf das ganze Kind vergessen. Lumpige Wirtschaft das! Geben wir, Alte!"

Na, dann haben sie das Kleine hoffentlich wohl glücklich heimgebracht.

Der alte Pfarrer hatte sich in seinen Pfarrhof zurückgezogen, war schweigsam den ganzen Tag, stieß seinen Stock manchmal derb auf den Boden und wartete.

Gegen Abend kam der Jäger heim. Als sie zusammen kamen, ins Speisezimmer, zum Abendbrote, fragte der Pfarrer so ganz ruhig hin: „Was geschossen?"

„Zwei Rebhühner."

„Sie sind halt ein bißchen zu spät gekommen!"

„Man war schon dabei."

„Es war ein kleines unvorhergesehenes Hindernis — bedauerlicherweise," sagte der Pfarrer in etwas singendem Tone. Au! dachte sich der Kaplan, das pfeift aus einem unguten Loch.

„Sie haben unterwegs eine Taufe besorgt," sagte der Pfarrer.

„Ja, Herr Pfarrer, ich hab' — ich war . . ."

„Haben Sie sie schon ins Taufbuch eingetragen?"

„Ich will eben . . ."

„Ist's ein Knabe?"

„Das — weiß ich wahrhaftig nicht."

„Und der Name?"

Jetzt erschrak der Kaplan.

Der Greis stellte sich, den Stock mit ausgestrecktem Arm in den Boden stemmend, vor den jungen Geistlichen und sprach, die ersten Worte weich, die letzten herb betonend: „Am vergangenen Sonntag haben Sie eine Predigt gehalten über die Heiligkeit der Sakramente. Sie haben geeifert über die Unehrerbietigkeit, welche man den Sakramenten häufig entgegenbringt. Sie haben heute ein hübsches Beispiel dafür geliefert. Sie scheinen auch nur Priester geworden zu sein der Versorgung wegen. Sie wollten nicht; nur Ihren Eltern zuliebe, ich weiß es. Da haben wir's jetzt. Kugelschieben, Kartenspielen, mit der Büchse ausgehen! Auf der Kanzel so strenge, und im Leben so weltlich! Ja, ja, ich weiß es, Sie sind nicht der einzige, der es so hält. Und dann wundert man sich, daß die Leute der Geistlichkeit und der Kirche den Rücken kehren. Und wir anderen müssen mitbüßen; wenn einer, zwei leichtsinnig sind, so heißt's gleich: die Geistlichkeit ist nichts nutz! In schönen Worten predigen, das hilft nichts,

mein Lieber. Wenn Sie nicht mit guten Beispielen predigen, dann wird Ihnen die Tonsur zum Brandmal werden. Merken Sie sich das. Gehen Sie!"

Diese kleine Geschichte ist aufgeschrieben, wie sie erzählt wurde. Man nennt Ort und Namen, ich will aber doch lieber glauben, daß es bloß wieder so eine Neckerei ist, denn es wird schwer halten, zu beweisen, daß ein Kaplan, und wäre er auch der passionierteste Jäger, seines Amtes solchergestalt — flott walten könne. Es mag wohl eher so zu erklären sein, daß der alte Matthias nicht recht bei Sinnen war, natürlicherweis', und die Sache ganz anders vorgebracht hat, als sie sich verhielt.

„Verhalten" muß sich allerdings etwas haben, denn der junge Mann wurde plötzlich befördert. Ob hinter die grauen Mauern eines Korrektionshauses, ob in den grünen Wald zu den Hasen und Wildhühnern, das ist nicht bekannt. Hoffen wir das letztere.

Sein Nachfolger im Dorfe ist ein gewissenhafter Priester, ein liebenswürdiger Mensch; und solche Herren — meint der alte Matthias mit uns übereinstimmend — müsse man wohl hoch in Ehren halten — natürlicherweis'.

Das Unglück in Rieſelwang.

Meine Familie — ſo erzählt Freund Hans — pflegt die Sommerfriſche in Rieſelwang zuzubringen. Rieſelwang iſt ein kleiner Ort im Gebirge. Ich bin an mein Amt in der Stadt gefeſſelt und kann die Meinigen — die Frau, die drei Kinder, die Großmama — im Laufe des Sommers nur zwei- oder dreimal beſuchen. Manchmal empfindet man's recht angenehm, ganz ſein eigener Herr und ſein eigener Knecht zu ſein, daß man ſich Geſellſchaft, Tiſch und Unterhaltung auswählen kann in der großen Stadt, hübſch nach Belieben. Ein anderesmal erwacht der Familienſinn und es verlangt mich, die Meinen zu ſehen, ſei es auch nur auf Augenblicke, um mich perſönlich zu überzeugen, daß allen wohl iſt. Denn die Briefe ſind nicht immer verläßlich. Einmal haben ſie dort den Typhus durchgelitten, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte; meine Frau ſchrieb nur von einem Magenkatarrh, der wohl durch das zwar gute, aber ungewohnte Trinkwaſſer entſtanden ſei und ganz vorübergehender Natur wäre. Ein anderesmal fiel der Junge vom Kirſchbaum und brach ſich den Arm; ich erfuhr erſt davon, als er wieder geheilt war. Das iſt ein unbehagliches Gefühl,

und man kommt auch dann nicht von bangen Sorgen los, wenn die Briefe noch ſo beruhigend lauten. Sie verſchweigen mir's, und ſie verſchweigen mir's! Solche Qualen als Folgen zu großer Rückſicht.

Nun waren eines Tages Depeſchen eingelaufen von einem ſchweren Ungewitter, das in den Alpen niedergegangen ſei und gerade in der Gegend von Rieſelwang furchtbar gewirtſchaftet haben ſollte. Man ſprach von einer großen Überſchwemmung, doch ſtand mein Sommerhaus auf einer Anhöhe. Man redete von Lawinen; mein Haus war geſchützt durch eine Felswand. Es verlautete von einem Bergſturze, von Blitzfeuern ... Von den Meinen vermißte ich die Nachricht. Den ganzen Tag verließ ich meine Wohnung nicht und wartete auf eine Nachricht. Am beſten wäre es geweſen, mich gleich am Vormittage auf die Eiſenbahn zu ſetzen. Gegen Abend endlich die folgende Depeſche: „Rieſelwang. Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! Natalie."

Alſo doch! Alſo doch ein Unglück. Wenn die einmal ſo telegraphieren!. Es mußte wohl groß genug ſein bei der dringenden Form der Depeſche. Natalie wußte gut genug, was das hieß, in der Nacht nach Rieſelwang zu fahren. Es ging in der Nacht gar kein Zug. Der Abendzug geht nur bis Kalten. Den benützte ich; kaum war er vom Bahnhofe abgerollt, fiel es mir ein, ich hätte Rettungsmannſchaft mitnehmen ſollen, oder wenigſtens einen Arzt. Der Einfall war zu ſpät gekommen. In Kalten, wo ich abends neun Uhr ankam, wollte ich einen Extrazug nehmen, der bequem um Mitternacht in Rieſelwang ſein konnte. Und nun ſagte mir der Stationsbeamte, ob ich denn nicht den Samstagsvergnügungszug aus der Stadt

benützen wolle, der um neun Uhr achtzehn Minuten in Kalten ankomme und um halb zwölf Uhr in Rieſelwang halte. Der Samstagsvergnügungszug, an den hatte ich gar nicht gedacht. Meine Freude war groß, und ſo ſollte ich denn mit dem Vergnügungszuge nach dem Orte des Unheils fahren. In Kalten konnte ich nichts erfahren, als daß in der vorhergehenden Nacht ein ſtarkes Hagelwetter niedergegangen war drinnen im Gebirge. Ich fühlte mich weſentlich getröſtet, ging in die Reſtauration und ließ mir eine Flaſche Bordeaux geben. Das ſoll jeder thun, der Kummer hat und auf einen Eiſenbahnzug warten muß.

Nein, nein, das ſoll keiner thun, der in Kummer iſt und auf einen Eiſenbahnzug warten muß. Während ich meine Zeche bezahlte, pfiff draußen die Maſchine, ich fragte, ob der Vergnügungszug ſchon einfahre. „Der fährt eben ab!“ rief der Kellner. Ich habe gemeint, vor Wut in den Boden ein Loch treten zu müſſen. „Halten laſſen! Halten laſſen!“ Laut rief ich es am Perron. Es half nichts. Die roten Laternen waren noch zu ſehen draußen auf der Strecke, und bald auch dieſe nicht mehr. Ich war auf dem Bahnhof in Kalten, und jetzt ſollte doch noch der Extrazug dran.

Und nun ward mir mitgeteilt, daß ein Extrazug ohne Bewilligung der Direktion und des hohen Verkehrsminiſteriums nicht beigeſtellt werden dürfe. — So. In zwei bis drei Tagen konnte die Bewilligung wohl herabkommen vom Reiche Bureaukratien.

Mein grenzenloſer Ärger — nicht über mich Leichtſinnigen, natürlich, ſondern über den verſäumten Zug, der nun glatt und ſicher gegen die armen verlaſſenen Meinigen

dahinrollte, dieser Ärger kannte keine Grenzen. Doch hatte er das Gute, daß er die Angst zurückdrängte. Mir wäre aber die wehe Angst lieber gewesen als dieser gallbittere Ärger, der mich zu Asche verzehrt hätte in jener Nacht, wenn ich dem Mißgeschick nicht noch zu parieren versucht hätte. Ich nahm in Kalten ein Fuhrwerk, dreifach mußte es bezahlt werden, um überhaupt eines zu bekommen, und außerdem sollte ich noch gutstehen für Pferde und Wagen. Dafür verpflichtete sich der Kutscher, mich noch vor Sonnenaufgang in Rieselwang abzuladen.

Und so gings mit zwei Rappen und einem leichten Gebirgswagen in die Nacht hinein. Im oberen Thal der Kalten hatte sich Nebeldunst gebildet, hinter welchem die Berge im blassen Lichte des aufgehenden Mondes wie matte Wolkenbänke zu sehen waren. Einen Eisenbahnzug, der vom Gebirge kommend nahe an der Landstraße heranrauschte, hätte ich mögen anhalten und die Insassen befragen nach Neuigkeiten in Rieselwang. Der Zug sauste vorüber, und ich kam mir vor wie ausgeschlossen von allen modernen Verkehrsmitteln, am Tage der Not.

Zurückgelehnt in den Wagen, bei der scharfen Kühle der Nacht wohl in den Mantel geschlagen, so blickte ich mit halbgeschlossenen Augen vor mich hin. Die Bäume, die Wegsäulen, einzelne Gebäude schwankten träge vorüber, und das Traben der Pferde und das Knarren des Wagens waren immerfort und immerfort. Mein Zustand wurde traumhaft. — — Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! Ob sie alle leben? Ob etliche nicht verschwemmt, oder verschüttet, oder verbrannt sind? Gottlob, wenn ich nur Ruinen finde, nicht Leichen. Das Schlimmste ist nicht, Natalie lebt. — Nachdem wir ein paar Stunden gefahren

waren und die Straße den Berg hinanſchlängelte, begegneten uns zwei Leute, die unter Rückkörben keuchten und mühſelig herabkamen. Ich ließ anhalten und fragte ſie.

„In Rieſelwang," ſagte der eine mit heiſerer Stimme, „da ſchaut's ſchlecht aus. Alles derſchlagen."

Ob auch Menſchen zugrunde gegangen wären?

„Alles derſchlagen," wiederholte er.

„Vom Blitz? Vom Bergſturz?

„Alles derſchlagen in den Erdboden hinein." Und davon war er. Ich ließ anziehen. Was doch das ein träges Ding iſt, ein Pferdewagen! Oft hatte ich mich über die Poeſieloſigkeit der Eiſenbahn beklagt, nun ſchlug ich an meine ſündige Bruſt. — Von einer Höhe aus ſah man in die Niederungen, wo es dunkel war, wie auf dem Meere. Der Mond ſchien jetzt nieder, und ſtellenweiſe blitzte ein Waſſerſtreifen, der durch die Waldung zog. Auf unſerer weißen Straße lag mancher finſtere Wipfelſchatten, ſo ſcharf, daß ich mich wunderte, die Pferde darüber nicht ſtolpern zu ſehen. Es war ja eigentlich eine wunderſchöne Fahrt für eine andere Gelegenheit. Heute verzehrte mich die Ungeduld.

Plötzlich ſtanden die Pferde ſtill. Ein einſchichtiges Haus ſtand da in der freien Gegend. Über die Straße war ein Schlagbaum niedergelaſſen. Der Kutſcher rief den Mautner. Der kam nicht, und der Schlagbaum blieb über die Straße geſpannt. Der Kutſcher pochte und rüttelte am Thore des Mauthauſes, es war verſchloſſen und es meldete ſich drinnen niemand. Ich war aus dem Wagen geſprungen, wir ſuchten den Schlagbaum zu heben, der war mit einem Eiſenſchloſſe an den Pfahl gefeſſelt und wich nicht. Wir erbrachen das Thor des Hauſes, und

drangen hinein, immer nach dem Mautner rufend, daß er uns passieren lasse. Mit einem Streichholz, das der Kutscher in der Hand hielt, durchschritten wir zwei Zimmer. In dem ersten lag ein schlummerndes Kind, das trotz unseres Lärmes nicht erwachte. Es war vielleicht ein halbes Jahr alt. Im zweiten Zimmer auf Strohschaub lag die Mumie eines Menschen. Ein Greis, kahl und dürr, zitternd und blind. Er richtete sich halb auf und wies mit den Händen nach Kasten und Truhen hin. Auf unser Verlangen, die Mautschranke zu öffnen, hub er an zu wimmern und mit einer bebenden Fistelstimme bat er, doch nur alles fortzunehmen, was wir fänden, bloß das Leben möchten wir ihm lassen. „Wozu ein solches Gerippe noch das Leben braucht!" rief der Kutscher ärgerlich aus, ich langte nach einer Axt, die an der Wand hing, der Kutscher suchte und fand eine zweite, wir gingen und hieben den Schlagbaum entzwei.

Endlich ging's wieder dahin auf einer Hochebene in der klaren Mondnacht. Auf den Matten standen die Heuhüffeln, dort und da lag ein weißer Felsblock, dann wieder ragte ein schlanker Fichtenbaum, und diese Gestalten schoben sich sachte durcheinander, daß es gespensterhaft spielte.

Etwa eine halbe Stunde hinter dem Mauthause begegnete uns ein angeheiterter Mann. Der fiel den Pferden in die Zügel und rief uns lallend zu, wie wir durch den Schlagbaum gekommen wären? Ob wir die Mautgebühr bezahlt hätten?

„Wenn Sie der Mautner sind, so rate ich Ihnen, sich eilig davonzutrollen, sonst könnte Ihnen etwas Unangenehmes begegnen." Auf diese meine Antwort hat er

sich weiter geschoben. Bald hinter ihm kam ein keifendes Weibsbild gegangen. Wir mutmaßten, daß es seine Ehewirtin war, welche ihn vom Wirtshaus heimtrieb.

Wir kamen zu einer Art von Holzerhütte, wo, wie der Kutscher erzählte, Branntwein geschenkt wurde, und wo vor Zeiten Leute ermordet worden waren. „Der Wirt ist gehenkt worden, aber sein Sohn führt das Geschäft fort," schloß der Kutscher seine unheimliche Mitteilung.

Wir hielten da nicht an, aber später bei einem Brunnentroge standen die Pferde still und tranken. Nun horchte ich hinaus in die stille Nacht. Im kurzen nassen Grase sangen die Grillen. Aus fernen Tiefen herauf dröhnte ein Murren und Rollen. — Der Kutscher sagte, das wären die Altbacher Wasserfälle. Eine Viertelstunde später sahen wir sie auch. Drei silberne Riesenketten gingen an den gegenüberstehenden Bergwänden nieder. Stellenweise waren sie in Zickzack gebogen und unterbrochen, stellenweise zuckten und sprühten sie Funken und stellenweise wieder war es, als stiegen zarte Nebel auf, in welchen der Mond seine Regenbogenfarben spielte. Das war so schön, daß ich ein wenig halten ließ, um hinschauen zu können. Aber durch das dumpfe Tosen der Wässer hörte ich leise wimmern: Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! —

Die Straße war arg verwaschen und ging nun in vielen Windungen thalwärts, der eingeschliffene Radschuh quitschte, der Kutscher hielt mit aller Vorsicht die Riemen. Zur Rechten baute sich ein schroffes Gewänd auf, zur Linken war ein finsterer Abgrund. Da hinab in diese schwarzen Tiefen konnte das Mondlicht nicht dringen, hingegen beleuchtete es die gegenüberstehenden Felsmassen so klar, daß jede Tafel, jede Runse deutlich zu sehen war.

Im blaſſen Sternenhimmel gab es Unruhe, die Sternſchnuppen fuhren nach allen Richtungen hinaus und hinab.

Plötzlich riß der Kutſcher die Pferde zurück, daß ſie ſtanden, ſonſt wären ſie wohl in der Tiefe gelegen. Die ſalbe Straße war zu Ende, abgebrochen, ein Wildwaſſer, das vom Kare niedergefahren, hatte die Brücke weggeriſſen. Es ging nicht weiter. Ein ungeheurer Schuttſtrom durchquerte unſern Weg, und zwiſchen dem Geſteine rieſelten die Wäſſer.

Jetzt hatte ich keinen Zornruf mehr, ich ſah, daß alles vergebens iſt, wenn die Götter nicht wollen. Ganz ſtumm war ich und auch der Kutſcher ſagte ſonſt nichts, als leiſe: „Wenn man nur umkehren könnte!“

Er ſpannte die Pferde aus und führte ſie mit unendlicher Mühe und Gefahr zwiſchen Wagen und Berghang nach rückwärts. Der Wagen ſelber konnte auf dem hier ſo ſchmalen Wege von uns nicht gewendet werden, der mußte ſtehen bleiben, der Kutſcher mit den Pferden ſollte nach Hauſe.

Und ich? Man konnte es zur Noth verſuchen, über den Schuttſtrom zu klettern. Aber wenn die Götter nicht wollen, ſo ſchwemmen dich die Waſſer in den Abgrund, oder es giebt weiterhin noch andere Fährlichkeiten, zwiſchen denen du eingeſchloſſen biſt, ohne vorwärts oder rückwärts zu können.

Wie weit es denn noch ſein könne bis Rieſelwang? —

„Es kann nicht mehr ſo weit ſein,“ antwortete der Kutſcher, „zu Fuß in längſtens zwei Stunden müßte man, denke ich, das Dorf erreichen. Wenn's der Herr wagen will, über dieſen Graben helfe ich hinüber. Dann geht die Straße wieder glatt fort, immer niederwärts. Und

wenn wieder ein Waſſerbruch kommen ſollte, man weiß es ja nicht, das Gewitter muß war gewirtſchaftet haben, ſo ja nicht probieren hinüberzuſteigen, lieber warten, bis es Tag wird. Wären die Pferde nicht, ich ginge mit."

„Kehren Sie nur um, Kutſcher, es wird gehen, wie es gehen mag, mir iſt jetzt ſchon alles eins. Da, nehmen Sie für die verlorene Nacht. Und wenn ich nicht mehr geſehen werde, ſo wiſſen Sie's und ſagen Sie's meiner Familie, wenn ſie lebt, wie ich zu ihr habe gewollt."

„Nein," ſagte der gute Menſch, „da laſſe ich doch lieber die Röſſer im Stich als den Herrn."

Ich habe aber ſeinen Beiſtand zurückgewieſen und bin meines Weges gegangen, geklettert — hier auf pflaſterglatter Straße, hier über Geſchütte und Geſtein, hier über Wildwäſſer, über welche der Sturm Baumſtämme umgebrochen hatte, die manchmal als Steg benützt werden konnten. Meine Kleider waren feucht vor Tau, mein Haar vor Schweiß.

Endlich huben die höchſten Spitzen der Berge an, rötlich zu glühen, ein milchiges Licht ging niederwärts von Wand zu Wand. In den Büſchen huben die Vögel an zu zwitſchern. Ich war durch Waldbeſtände hinabgekommen ins grüne Thal. An den Bergſockeln ſtanden mehrere Hütten zerſtreut; jenſeits des Fluſſes, wo am Hange die Eiſenbahn mit den Telegraphenſtangen hinzogen, auf der vorſpringenden Böſchung ſtand ein Kirchlein mit ſpitzem Turme, von welchem jetzt die Morgenglocke läutete. — Das war ja Rieſelwang! Wahrhaftig, das war ſchon Rieſelwang! — Ich erſchrak faſt, als ſich der Ort mir zeigte. Ich ſuchte unſer Landhaus, das dort auf dem Hügel geſtanden war, unter der Felswand.

Die Felswand ſtand noch da, der Hügel ſtand noch da, das Landhaus ſtand auch noch da, und in ſeinen Fenſtern leuchteten die Brände der aufgehenden Sonne. Wenn der Bau noch ſteht, umſo ſchlimmer, dann fehlt an den Einwohnern etwas! Weiß Gott der Herr, was geſchehen iſt!

Über ein breites Schuttfeld kletterte ich mühſam hin bis zur Brücke. Und als ich über dem Schuttfelde war, rann vor mir der breite, trübe, raſch hinwogende Fluß, wie er ſeit Erſchaffung der Welt geronnen war in allen Wettern. Und die Brücke war nicht da. Am Ufer ein geknickter Pfahl, ſonſt keine Spur von der vierjochigen Holzbrücke, die beide Gelände des Alpenthales miteinander verbunden hatte.

Nun ſtand ich noch einmal und das letztemal da. Dort war das Dorf, der Bahnhof, mein Haus mit dem mir noch verborgenen Unglück, und ich konnte nicht hinüber. — Darf ein guter Schwimmer es mit dem reißenden Waſſer aufnehmen? Ich fragte nicht erſt. Neuerdings zornig auf die dumme Rechthaberei der Götter und entſchloſſen, meine letzte Macht gegen ſie auszuſpielen, ſtürzte ich mich in den Fluß. Das eiskalte Bad raubte mir im erſten Augenblicke faſt die Beſinnung, als ich ſie wieder fand, trug es mich ſchon raſch dahin, ohne daß ich imſtande war, mich zu halten. An Uferweiden wollte ich mich fangen, mehr weiß ich nicht.

Nach dem Wiedererwachen lag ich in einem Zimmer meines Sommerhauſes, von Leuten umgeben, die mit mir beſchäftigt waren. Mit Feuerhaken hatten ſie mich aus dem Waſſer gezogen, und alle fragten nun: „Wie kam er denn her? Wie fiel er denn hinein?“ Die Kinder waren da, ſtreichelten mich und ſagten: „Papa, iſt dir ſchon wohl?“

„Wo iſt Mama?“ das war meine erſte Frage.

Da antwortete die Erzieherin: „Die gnädige Frau iſt geſtern abends in die Stadt gefahren, weil eine Jugendfreundin von ihr dort durchreiſt. Sie hat dem gnädigen Herrn ja telegraphiert, daß ſie mit dem Abendzuge hineinfährt.“

Wie? Sie kam in die Stadt?

Komm, wenn irgend möglich, heute nachts! .... Das ganze Unglück, welches ſich bei den Meinigen in Rieſelwang zugetragen hatte, beſtand alſo darin, daß meine liebe Frau in ihrer Depeſche das Wörtlein „Ich“ zu koſtſpielig fand. Um es zu erſparen, deshalb die Aufregung, die Angſt, die unerhörte Nachtreiſe nach Rieſelwang! — Geſchehen war am Sommerhauſe ja nichts, als daß der Hagel ein paar Fenſterſcheiben eingeſchlagen und der Sturm von der alten Linde einen Aſt herabgeriſſen hatte. Nun war ich da und meine Frau in der Stadt. Meine nächſte Depeſche an ſie lautete: „Rieſelwang. Komme Du, wenn möglich, heute noch mit dem Eiſenbahnzuge nach Rieſelwang, wo Dich mit Sehnſucht erwartet Dein

Hans Malſer.“

Mit dem rechten Fuß.

Rochus Himmelkaiser! Wenn unsereiner diesen Namen hätte! Der dumme Junge wußte damit nichts anzufangen. Kaiser wird er nie, und der Himmel ist zweifelhaft. Ist sehr zweifelhaft! sagt die alte Base, bei der er wohnt, seit seine Eltern verstorben sind. Unter dem Vorwande, daß er seine einzige mühselige Blutsverwandte ernährt, zehrt er mit an den letzten Resten ihrer Habe, und wenn sie mit einander verhungern, bevor der Himmel verdient ist, dann weiß ich nicht, was werden wird.

Heute geht der Rochus die Straße entlang. Im schönsten Mehl watet er bis über die Knöchel, die Sträucher zur Rechten und zur Linken sind wie überzuckert, und die kleinen Kürbisse auf den angrenzenden Feldern sind ganz grau vor Staub. Wenn das Knödeln wären! denkt sich der Bursche. Nun, es wird ja bald etwas geben; er geht in das Walzwerk, um Arbeit zu suchen. Wenn er nur wüßte, der Rochus, mit welchem Fuße er an diesem Morgen zuerst aus dem Bette gestiegen ist. Als er vor einigen Tagen sich wegen Arbeit im Steinbruch anfragte, war es nichts, er war damals mit dem linken Fuß aufgestanden. Heute das Geschrei der alten Base: „Achti

ist's, du Faulpelz, und die Welt brennt über und über!" Vor Schreck über die Feuersbrunst war er rasch aus dem Stroh gesprungen, im hellen Sonnenlicht war er der Gefoppte, aber niederlegen mochte er sich nicht mehr, und wissen that er nun auch nichts, als er auf der Straße so dahindrudelte.

Vor seiner sah der Bursche schon die Weile einen schwarzen Menschen daher gehen; es war, als schreite er mit kurzen Beinen in der freien Luft dahin, weil die staubigen Stiefel von der Straßenfarbe sich nicht abhuben. Da hatte es der Rochus besser, sein zerschlissenes Leinwandkleid konnte nicht mehr grauer werden, als es schon war, hingegen hoffte er, daß es am Abend auf dem Rückwege schwarz sein werde vom Kohlenstaub im Eisenwerke.

Nun lag auf einmal etwas Rotes vor seinen Füßen. Ein Gebetbuch? Er kann nicht lesen. Eine Brieftasche? „Meiner Seel und Gott wahr, eine Brieftasche!" Ja, darin könnt er freilich lesen.

Der schwarze Mensch vorne ging sachte fürbaß und schaute sich nicht um. Soll der Rochus rufen und fragen, ob jener etwas verloren? Vorher will er doch lieber sehen, was er gefunden. Hinter einen Erlenstrauch huscht der Bursche und prüft den Inhalt der Brieftasche. „Herr Jesses Christi! Geld! Viel Geld! Also doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette? Ein Hunderter und 6 Guldenscheine! Das gehört jetzt ihm? Da braucht er ja garnicht ins Eisenwerk, da können sie jetzt davon so lange leben, bis sie sterben!" So fährt's dem Burschen durch den Kopf, und ein heißes Jauchzen will aus seiner Brust. Er hält sich den Mund zu, man darf's ja nicht hören, nicht wissen, was er gefunden hat. Wenn man's nicht hören, nicht wissen darf,

dann ist's am Ende eine Sünde! Wenn's eine Sünde wäre, gefundenes Gut gleich so lautlos zu sich zu stecken? Seine Eltern sind ohnehin nicht in dem allerbesten Rufe gestanden wegen der paar Erdäpfel, die der Vater einmal gefunden hat auf dem Felde des Nachbars. Jetzt will er's aber just zeigen, der Rochus, daß sie sich geirrt haben, wenn sie den Vater schlecht machen wollten. Es ist ja gerade, als ob man sich mit so einer roten Brieftasche den ehrlichen Ruf zurückkaufen könnte! Und vielleicht kriegt man noch einen Gulden als Finderlohn. Er lauft die Straße entlang, dem schwarzen Menschen nach: „He! Aushalten! Hat Er nichts verloren?"

Der Mann vorne dreht sich um, tastet an seinen Säcken, reckt sein mageres und völlig essigsaures Gesicht vor und schreit mit breiter Stimme: „Du verschwamelt, die Brieftasche! Hast mir du die Brieftasche gesuchst?"

„Gesuchst hab' ich sie nicht," sagt der Bursche ihm zueilend, „gefunden hab' ich sie auf der Straßen."

„Aber brav bist, Junge!" ruft der Mann. „Wart', ich will dir ein Zwanzigerl schenken. Ehrlichkeit muß man belohnen. Halt!" Er thut die Ledertasche auseinander und prüft den Inhalt. „Das stimmt nicht!" kreischt er auf.

„Gehört's nicht Sein?" fragt der Rochus.

„Mein gehört sie freilich, aber Geld fehlt! Es ist nur ein Hunderter da!"

„Und sechs Guldenzetteln!" versichert der Bursche.

„Der Tausender fehlt! Noch ein Tausender ist drin gewesen! Jetzt auf der Stell' sag's, Lump, wo ist der Tausender?"

„Tausender hab' ich keinen gesehen," beteuert der Rochus, „was drin gewesen, das ist noch drin, und

genommen hab' ich nichts, meiner Seel und Gott wahr!"

Der andere hatte ihn mit knochiger Faust schon am Kragen gefaßt und anstatt ins Walzwerk, ging's jetzt ins Dorf hinein zum Gemeindeamt. Der Bursche wird ausgesucht, sogar in den Mund greift ihm der Vorstand mit ruppigen Fingern. Da hätte der arme Rochus freilich am liebsten zusammengebissen, doch größer als sein Zorn ist sein Leid darüber, was ihm da widerfährt. So schrecklich mit dem linken Fuß aus dem Bett zu steigen! Wenn der Tausender in der Brieftasche war! „Ja freilich, und bei allen Heiligen war er drin! Kann ihn niemand haben als dieser Falot, der die Brieftasche von der Straße aufgehoben und geöffnet hat. Weiß recht gut, wie viel einzelne Gulden drin waren, und soll vom Großen nichts wissen? Man kennt diese Leute!" So der Schwarze.

„War er aber auch sicherlich drin gewesen, der Große?" fragt ein Gemeindebeamter streng.

Der Eigentümer der Brieftasche hebt die rechte Hand und macht die zwei Finger zu einer Gabel: „Ein Jurament leg ich darauf ab! Ein heiliges Jurament! Erst gestern ist er aus Niederösterreich gekommen für einen Trieb Jungvieh, den ich vorige Woche hinausgeschickt hab'. Fragt mein Weib! Die hat's auch gesehen, wie ich den Tausender in die Brieftasche gesteckt hab', und daß ich heute damit auf den Handel ausgehe. Ein Jurament, meine Herren!" Und hoch gegen Himmel reckte er die Gabel.

Nun konnte freilich kein Zweifel mehr sein: der Rochus hatte den Tausender. Aber wo er ihn hatte, das war der Zweifel. Der Bursche wühlte mit den Fingern hastig in seinem fuchsbraunen Haar, sagte aber kein Wort mehr.

Denn soviel hatte er bereits geleugnet, um zu wissen, daß es nichts half.

Gleich war nach den Gendarmen geschickt worden ins Kreisgericht, aber bevor sie erschienen, mußte der Dieb unter guten Verschluß kommen. Der Gemeindekotter war besetzt, stand des Gemeindedieners Ziege drinnen und der Futterbarren. Was machen? Den Galgenstrick hinein zum Tiere und von außen scharf abgeschlossen. Aber als das Weib des Dieners herbeikam und hörte, welch einen Genossen sie der lieben, braven Ziege gegeben hatten, hub sie an zu jammern über das unschuldige Tier, das im Umgange mit Spitzbuben im Arrest leicht verdorben werden könne, wie man solcherlei oft genug beklagen höre bei dem dummen Zusammensperren. Sie beschwor ihren Mann, den Unband aus dem Gelasse zu nehmen. Als aber der Diener mit rasselndem Schlüssel das Thürchen öffnen wollte, ging es nicht auf. Der Rochus hatte es inwendig durch das Kettlein festgehängt, und wie sie jetzt auch fluchen und zetern mochten draußen, er lag unter der Ziege, hielt ihre Hinterbeine fest und sog ihr mit Bedacht und Behagen die Milch aus dem Euter, bis es leer war.

„Ah, das hat gemundet, das ist gut gewesen. Bin doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen!" Tätschelnd und streichelnd bedankte er sich bei der vierfüßigen Wohlthäterin, dann hakte er das Kettlein los und ließ die Wuth der Eindringenden über sich ergehen. Der Vorstand wußte oft nicht, wo ihm der Kopf stand, andere wußten es auch nicht, und so war dieser Bestandteil manchmal gar nicht zu finden. Nun sollte der Dieb für die paar Stunden in den festen Gemeinde-„Feldkasten" gesperrt werden; fiel es aber dem Vorsteher noch zu

rechter Zeit ein, daß dort Rauchfleisch und Speck aufbewahrt werde, für einen Arrestanten keine zweckmäßige Ausstattung. Der Rochus wurde also kurzer Hand in des Gemeindevorstands Flachskammer gethan. „Flachshaar und Hanf fressen, so viel er will! Wird ja so bald andere Bekanntschaft machen müssen mit dem Zeug!" — Es war der linke Fuß, dachte sich der Bursche, als er über die Schwelle hineintaumelte und die Thür hinter ihm zuschlug.

Mit großer Genugthuung ging der Vorstand hernach hinaus in den Kohlgarten, wo sein Weib mit einer Gießkanne die Pflanzen spritzte, half ihr bei dieser Arbeit und erzählte dann auch von dem Diebe, dem Rochus Himmelkaiser, der dem Viehhändler Kilian einen Tausender aus der Brieftasche gestohlen habe, und wie der Lump nun in der Flachskammer aufgehoben sei, bis die Gendarmen kämen.

„Was sagst," rief das Weib aus, „wo sagst? In der Flachskammer? Den Haderlumpen? Mit gescheit bist, Mann!" Dabei rieselten aus ihrer Kanne hundert Wasserfädlein auf seine Beine, und sie merkte es gar nicht. Der Vorstand merkte es auch nicht, sondern fragte beklommen: „Weswegen soll ich denn nit gescheit sein?"

„Auf allen vier Füßen lauf' und thu' den Burschen aus der Flachskammer! Weißt es denn nit? Das Weiddirndel ist drinnen und thut Reisten auskampeln!"

„Was? Die Agerl ist in der Kammer? Und ich hätt' sie zusammengesperrt? O du hölliſche Ramsau!" Da lief er auch schon dem Gehöfte zu. „Was dieser Lump für ein Glück hätt', heut'!"

Mittlerweile hatte der Rochus schon Bekanntschaft

angebahnt mit dem sauberen Weiddirndlein, das Flachssträhne durch eine Hechel zog, um die Agen abzustreifen. Beiläufig kannten sich die beiden schon vom Kirchwege her. So sagte der Bursche nun trotzig: „Hast denn du keine Angst vor mir, Agerl? Bin ja ein schauderhafter Diebskerl? Hab' ja dem Viehtreiber Kilian einen Tausender weggeraubt!"

„Du einen Tausender?" lachte das Dirndl auf, „geh', flausch nit!"

„Ja, ja! Wenn ich's sag!"

„Dir glaub' ich nichts. Du bist ein schlechter Falot, dir glaub' ich nichts, daß du es nur weißt."

Inbrünstig wie vor einem Altare, so kniete jetzt der Bursche nieder vor dem Dirndl, auf beiden Scheiben kniete er, klammerte die Finger ineinander und sagte: „Dank dir's Gott, Agerl, daß du mir's nit glaubst. Sie sagen es nur so, aber wahr ist's nit. Gefunden habe ich die Brieftasche, dem Viehtreiber seine, sind hundert Gulden drinnen gewesen und noch sechs dazu. Eingefallen ist's mir wohl: behalten kunntst es. Unsere liebe Frau hat mich behütet, nachgelaufen bin ich ihm und das Geld zurück. Und jetzt soll ein Tausender fehlen. Ich hab' ihn nit, Dirn, ich nit, und das mußt mir glauben, du mußt! Du mußt! Sonst!"

„Nau!"

Das Gesicht verdeckte er sich mit beiden Händen: „Auweh! Zum Glauben kann man ja niemanden zwingen. Auweh, auweh! — Wär' ich schlecht gewesen, ging's mir jetzt besser. Kein Mensch kunnt's wissen, wer die Brieftasche hat. Weil ich ehrlich bin gewesen, bin ich ein Dieb. So weit kommt man mit dem Bravsein! Aber das sag'

ich dir, Agerl, wenn sie mich eintreiben, morgen um die Zeit leb' ich nimmer, das sag ich dir. Bin doch nur zum Elend auf der Welt! Wenn es schlecht ausgeht, nachher ist das Hosenband auch noch für was gut. Wirst es schon sehen!"

„Mensch!" versetzte nun das Dirndl, dieweilen sie den Flachssträhn ausschlenkerte, „wenn du's so meinst, wie ich's verstanden hab', so bist plunzendodeldumm! Wenn sie dich schlecht gemacht haben, so mußt du dich selber wieder gut machen, da ist keine Zeit für so was, da heißt's leben und ihnen den Lumpen vor die Füß' werfen."

„Glaubst, das hilft was?" begehrte er auf. „Bei diesen Richtern findet unsereins sein Recht nimmer. Ich geh' zu einem andern, und morgen um die Zeit sollen sie's schon sehen, daß ich ihn nit fürchte, den andern! Ob mir der Viehschacherer so gerne nachfolgen wird zu ihm, das möcht' ich wissen!"

„Geh', red' nit und sei still!" verwies sie.

„Wirst es schon sehen, meine liebe Agatha!"

„Bei deinem Reden wird einem frei angst und bang'," sagte das Dirndl und sprach ihm herb und gütig zu, von seinen gottlosen Gedanken abzulassen; er sagte nichts mehr, legte sich auf den Boden hin und preßte sein Gesicht in die Dielen. Wie er unbeweglich dalag, er konnte jetzt schon tot sein. Aber die nun eintretenden Männer, der Vorstand und der Gendarm, machten ihn wieder lebendig.

„Meine Base kannst mir grüßen, und einmal ein Vaterunser kannst für mich beten," sprach der Bursche noch gegen das Dirndl hin, als sie ihn davonführten.

Der Viehhändler Kilian war mittlerweile ins andere Dorf hinübergegangen, wo sein Haus steht. Sein Weib

fegte mit dem Besen gerade eine Staubwolke zur Thür heraus, als er daherkam mit seinen langen, heute seltsam gelenkigen Beinen.

„Es ist ein Unglück!“ rief er, da hatte er einen mundvoll Staub; „es ist ein Unglück!“ rief er noch einmal, da hatte er zwei mundvoll. „Ein Tau —“ pustete er, „ein Tausender ist mir gestohlen worden!“

Sie ballte die Fäuste, in deren einer der Besen stak: „Du—hu!“ Unbeschreiblich viele Drohung lag in diesem langgezogenen du.

„Der Lump hat ihn, der Häusel Rochus hat ihn!“ röchelte der Mann.

„Gott sei Lob und Ehr'!“ rief sie aus.

Er starrte sie an und konnte dieses Te Deum laudamus nicht begreifen.

„Wenn man's weiß, wer ihn hat, dann ist's leicht!“ sagte sie.

„Wissen freilich! Aber bergeben thut er ihn nicht!“

„So!“ antwortete sie spottend, „das ist ein Schlimmer!“

„Leugnen thut er's!“

„Narr, nachher weißt ja gar nicht, ob er ihn dir gestohlen hat!“

„Auf der Straßen. Nach einer Weil' lauft mir der Rochus nach: Meine Brieftasch' hätte ich verloren. Und wie ich nachschau, sind nur hundert und sechs Gulden drin, und der Tausender ist weg!“

„Was für ein Tausender?“ fragt sie jetzt erst.

„Nau, der drinnen war. Den mir gestern der Österreicher geschickt hat.“

„Du Locherl!“ schreit sie, „den hab' ja ich herausgenommen. Weißt ja so, daß ich dem Hautzenhuber das

Paar Ochsen zahlen muß, wenn er heut' um's Geld kommt und du bist nit daheim!"

Jetzt hätte man den langen Viehhändler photographieren können. Es war natürlich eine Erstarrung vor Freude. Dann hub er an, das Glück zu preisen und das kluge Weib, das die Banknote herausgenommen. Wäre der Tausender in der Brieftasche gewesen, so hätte ihn der Rochus ganz gewiß entwendet.

„Wo ist er denn, der Rochus?" fragte sie.

„Der?" sagte der Kilian, „wo wird er denn sein? Der Gendarm hat ihn fortgetrieben. Um den ist kein Schad'."

„Ja, du Mann, warum denn der Gendarm, wenn er nichts gestohlen hat?"

„Geh', dem geht's eh besser in der Keuchen wie heraußen, wo er umeinandersaulenzt, und man weiß nit, was er anstellt."

„Jetzt gehst aber gleich und sagst es, daß sie ihn herausthun, und das Geld wäre schon fürgekommen!"

„Ich? Ich soll das sagen?" begehrte er auf. „Wo ich vorher ein Jurament hab abgelegt, daß der Tausender in der Brieftasche ist gewesen! Daß sie mich einsperren könnten statt seiner!"

„Weil du ein Dummian bist und einer bleibst!" rief sie aus. „Als ob sich der Papiersetzen nit hinter dem Brieftaschenfutter kunnt verschlossen haben! Reiß es auf, das Futter, da drin hat er sich versteckt! Kein Mensch beweist dir's anders, und kann dir nichts geschehen."

Da sah es wieder einmal einer, was der Mensch an seiner Frau hat!

Am nächsten Tage, vielleicht auch erst am übernächsten,

ist der Rochus Himmelkaiser wieder ausgelassen worden. Es kam nun für ihn eine angenehme Überraschung, für den Viehhändler aber eine unangenehme. Dieser letztere war sehr erschrocken, als er hörte, daß gesetzlich zehn Prozent Finderlohn vorgeschrieben sind. Gott, das macht ja fast soviel als ein ganzes Kalb! Der Richter belehrte ihn eines anderen. Es machte einen ganzen Ochsen! Denn nicht nur für die hundertsechs Gulden war zu zahlen, sondern auch für den Tausender. Hatte der Kilian doch geschworen, daß er drinnen gewesen! Und jetzt mußte er Finderlohn geben für etwas, das er gar nicht verloren hatte. Das war furchtbar hart, und neuerdings bereute er es, die Schuld des Burschen widerrufen zu haben.

Einhundertzehn Gulden hielt der Rochus in der Hand und noch sechzig Kreuzer. Und das war sein Eigentum. Nun stand es fest. Er war damals doch mit dem rechten Fuß aus dem Bette gestiegen.

Am nächsten Tage natürlich wollte er heiraten. Die Agerl. Aber diese verlangte zwei rechte Füße, ja eigentlich einen ganzen rechten Kerl drauf, der sein Heiratsgut nicht erst finden muß, sondern erwerben kann. Mag sein, daß es glückt; der Rochus arbeitet jetzt im Walzwerke.

Die Kreuzträger.

Auf der Landstraße wanderten zwei Handwerksburschen. Der eine hatte ein braunes Gesicht, einen schwarzen struppigen Vollbart, eine Plumpnase und zwei ungleichgroße Augen, denn das linke war am Lide wulstig und das rechte stellte sich dem gegenüber wie ein Glotzauge. Die Gewandung dieses Gesellen war mehr zerrissen als geflickt, ich nehme weder die Stiefel noch den Hut aus. Der Knotenstock über der Achsel war viel zu wuchtig für das kleine Bündel, welches daran hing. Der andere Bursche hatte ein frisches bartloses Gesichtlein und blaue treuherzige Augen drin; sein grauer Anzug war etwas abgenützt und lustig, aber sorgfältig gehalten; der Hemdkragen legte sich weiß um den runden Nacken mit dem Goldflaum. Um Brust und Rücken hatte er jene blaue Doppelwurst geschlungen, in welcher der fahrende Geselle damals seine Habe trug. Der Junge ging barfuß, das wohlerhaltene Stiefelpaar hatte er an die hintere Wurst geschnallt. An diese war auch eine Kelle und ein hölzernes Winkelmaß gebunden, also daß wir über sein Gewerbe nicht im Zweifel sein können.

Die beiden Burschen waren hoch hinauf bis über die Knie grau vor Straßenstaub. Die Straße lag als blendend

weißes Band in einer trostlos geraden Linie hingestreckt durch das weite Thal; die Wiesengründe an beiden Seiten waren fahl, und nur dort und da guckte ein Maßliebchen aus dem Rasen hervor. In Mulden lag noch Märzenschnee, und doch war es heiß wie im Hochsommer.

Der junge Bursche benützte seinen braunen, festgewickelten Regenschirm als Stock, um sich darauf stützen zu können. Er war schon tagelang auf der Straße und es war nicht das beste Wandern. Spärliches Reisegeld, wunde Füße, schlechte Nachtherbergen, manchmal ein bißchen nagendes Heimweh nach Mutter und Schwester im fernen Steirerland. Sein größtes Übel aber war der schwarze Schustergeselle, der sich ihm angeschlossen hatte und dessen er nicht los werden konnte. Dieser Schuster, aus wer weiß woher, war ein so roher, wildmanniger Kumpan, daß es fast an keiner Hausthür, wo sie anklopften, einen Reisepfennig gab. So plump tappte und polterte der Kerl hinein, so frech fluchte und schimpfte er über die hohen Treppen und über die niederen Hausthüren, über die Gänse im Hofe und über die Kinder in der Flur, daß die Leute unwirsch ihnen den kürzesten Weg auf die Straße wiesen. Der junge Steirer wäre gerne artig gewesen, hätte gerne für sich um ein Stück Brot gebeten, allein der Schwarze ging ihm nicht von der Ferse, oder vielmehr, er war ihm an jedem Thore voraus und verdarb ihm jegliches Gemüt. Je weniger sie bekamen, desto mehr fluchte der Schuster, je lebhafter der Hunger grub, desto giftiger wurde sein Humor und endlich sagte er zum Reisegefährten: „Die ganze Schuld, daß wir nichts kriegen, bist du, weil du dein Maul nicht aufmachst, und nur viehdumm dreinglotzest — Murmeltier, verdammtes!“

„So gehe deines Weges, wir sind ja nicht zusammen verheiratet," versetzte der andere.

„Ich meines Weges? Als ob nit du es wärst, der sich an meine Rockfalte klettet und mich am Weiterkommen hindert!"

Der junge Bursche sagte jetzt kein Wort, stand still auf der Straße, um dem andern einen Vorsprung gewinnen zu lassen.

„Oho!" rief der Schuster, „im Stich laß' ich den Staatskrüppel nit! Du bliebest liegen auf der Straßen wie eine Hundshaut, wenn ich mich nit christlich deiner annehm'."

„Gut," sagte der andere gelassen, „in Geeding werd' ich ja Arbeit finden, daß ich dich endlich los kriege." Und begann wieder zu marschieren.

„In Geeding!" näselte der Schuster mit wegwerfender Geberde. „In Geeding, da giebt's lauter Holzhütten. Dort haben sie seit Erschaffung der Welt noch keinen Maurer gesehen. Kannst dich ja für Geld anschauen lassen, in einem Glaskasten, mitsamt deinem schönen Parapluie, he, he!"

„So bekommst vielleicht du Arbeit in Geeding. Stiefel werden sie doch brauchen," sagte der junge Maurergeselle.

Blieb der Schwarze stehen: „Du Kröte, dir geb' ich keinen Stiefel ab!" Und hob den Knotenstock mitsamt dem Bündel hoch in die Luft.

„Aber der Schuster bist!" lachte jener.

„Ja so, richtig, der Schuster bin ich. Glaubst du das wirklich, heiliges Kind Gottes! Einmal war ich's, geht's dich was an? Jetzund bin ich Weltreisender, merk dir das, Gnaden Herr Baron mit deinem schönen Parapluie!"

„Pst!“ flüsterte der junge Maurer, um den Streit zu schlichten, „geht dort nicht ein Landwächter?“

„—sas Mar und Josef!“ stöhnte der Schwarze und war daran, seitab zu huschen. Als der andere laut lachte, zeigte es sich, daß er der Gefoppte war. Er stellte seinen Fluchtversuch ein, legte das Bündel auf die Straße hin, spreitete die zottigen Beine aus, spuckte sich in die flachen Hände und sprach: „Maurer, jetzt geht's dir nit gut. Jetzt wirst du abgeschlachtet. Willst du erdolcht werden oder erdrosselt?“

„Ich denk', verhungern laßt du mich,“ entgegnete der Maurer.

„Wie du willst, Gnaden Herr Graf — Kalbskopf! Dann mußt aber noch ein paar Tage auf dieser elenden Welt bleiben, auf dieser kreuzweis verschwefelten hundsplunzendummen Welt!“ Bei derlei Ergüssen hielt der Schuster das wulstige Auge fast geschlossen, während er mit dem anderen ganz wütend in die Luft stach. „Ist sie nit hundsplunzendumm?“ knirschte er.

„Na, wie sie dir in deinem Kopf halt vorkommt,“ darauf der andere.

Unter solchen Scherzen kamen sie etwas langsam voran. Der Schuster blieb wieder stehen und sagte: „Dein verdammter Landwächter ist mir wirklich in die Beine gefahren.“

„Es giebt ja gar keinen mehr, seit ein paar Wochen.“

„Weiß ich wohl, Grünschnabel, verdächtiger! Aber wenn man so eine Kreatur seit Jahr und Tag im Magen hat und auf einmal schreist: Der Landwächter! Freund, das fährt in die Hosen! Das schmeißt dich kurios in den Straßengraben!“

„Ich verspür' überhaupt nichts von der Freiheit," meinte der Maurer.

„Die Freiheit, die müssen andere verspüren, mein Lieber!" knirschte der Schustergeselle, schwang wieder seinen Knotenstock und das Bündel daran schlug ein Rad. „Die hohen Herren da oben, oder da unten! Denen wollen wir's schon zeigen, denen! Siehst du dort auf dem Berge das stolze Schloß? Das ist Rottenstein. Bist dabei, Maurer, daß wir in nächster Nacht das Rottensteiner Schloß erobern? — O ruhmreiches grimmiges Löwenherz, um solche Eroberungen zu machen, dazu bist du ein viel zu großes Schaf, mit deinem schönen Parapluie. Ich werde die Unternehmung allein machen."

„Was hast denn du allerweil gegen mein Parapluie?"

„Weil es zu dumm ist, ein Handwerksbursch' und ein Parapluie! Spann's nur auf, altes Weib, daß dich die Sonne nit schmilzt. Ich gehe Schlösser erobern."

Der Leser merkt es schon, daß wir im Jahre Achtundvierzig sind. Er merkt es auch, daß der schreckliche Schustergeselle nicht ganz so ernst zu nehmen ist, als er sich giebt, während wir an dem jungen Maurer, welcher weniger und vorsichtiger spricht, noch nicht recht klug werden können.

Auf der weißen Straße gegen Geeding hin war schon lange etwas Sonderbares zu bemerken gewesen, und jetzt, da die Handwerksburschen, trotz ihres unter Hindernissen vor sich gehenden Marsches, demselben näher kamen, fiel es dem Maurer auf. Was dort auf der Straße zu sehen war und sich sachte bewegte, konnte kein Mensch und kein Tier und kein Wagen sein. Es war ein Wesen mit hoch in die Luft ragenden Gabeln oder Balken; zuerst hielten

sie es für eine Windmühle, dann für einen gehörnten Riesen und der Schuster riet gar auf eine ungeheure Schnecke, die so auf der Straße dahinkriche und ihre Hörner ausstrecke. Sie eilten voran und holten die Gestalt endlich ein. Nun sahen sie es. Ein alter Mann in weitem grauen Mantel, barhaupt und barfuß, schleppte ein riesiges Kreuz dahin. Es war mit einem Beile vierseitig behauen und sorgfältig gezimmert. Er trug es auf der Achsel, so daß der Stamm weit hinten nachschleifte. Das untere Ende war schon ganz abgeschliffen, weiten Weges mußte die Reise sein. Der Mann war sehr gebeugt unter der Last, er legte den Arm um den niederhängenden Querbalken, während die zwei anderen Balken hoch in die Luft strebten; wie auf den Bildern der kreuztragende Christus dargestellt ist, so war's anzusehen. Dem Maurergesellen kam das sehr außerordentlich vor, er hatte ähnliches noch nicht geschaut, weder daheim in Steiermark, noch unterwegs im Gebirge. Der Schuster rief dem Kreuzträger zu: „Kann man da aufsitzen?" und machte Miene, sich auf den nachschleifenden Stamm zu hocken.

„Siehst du nicht, wie er schwitzt?" sagte der Maurer, „hilf ihm lieber das Kreuz tragen."

„Ich hab' eh selber mein Kreuz," lachte der Schuster, mit der Hand auf seinen Rücken weisend. „Alter Herr, warum habt Ihr denn kein Roß angespannt?"

Der Alte hielt an, um seine Last ein bißchen auf die Erde zu stützen, trocknete mit dem Rockärmel das hagere, schweißtriefende Gesicht und antwortete: „Wenn der Mensch Sünden abzubüßen hat, da spannt er kein Roß ein."

„Sünden habt Ihr?" rief der Schuster und schlug die Hände zusammen. „Ei, laßt sehen! zeigt doch ein paar her!"

„Wirst sie eh kennen," antwortete der Alte. „Wenn du dein Kreuz hast, wirst du auch deine Sünden haben. Hupp auf, wieder!"

Der junge Maurer war ihm behilflich, das Kreuz auf die Achsel zu heben; da sah er es, an beiden Achseln war das Manteltuch und das Hemd durchgewetzt und die kahle Haut hatte blaue Flecken.

„Aber um Gotteswillen, Vater, was treibt Ihr nur?" fragte ihn der Maurer.

„Ich geh' nach Geeding auf den heiligen Berg," antwortete der Kreuzträger demütig, „ich muß am Charfreitag meine Sünden abbüßen und eine arme Seele erlösen aus dem Fegfeuer."

„Von woher seid Ihr, wenn man fragen darf?"

„Von Reckenbach im Selachthal."

„Das ist ja eine ganze Tagereise her. Und wie lang zieht sich's noch bis Geeding?"

Der Alte streckte seine Hand aus: „Siehst du dort auf dem Berg die zwei Türme?"

„Vom Turm ist das Wirtshaus nit weit," versetzte der Schuster und die beiden Burschе beschleunigten ihre Schritte.

„Dieser Mensch mit seinem Kreuz wird mir ganz unheimlich," sagte nun der junge Steirer.

Doch als sie eine Strecke gewandert waren, holten sie ein altes Mütterlein ein, welches ebenfalls ein Kreuz schleppte, obzwar dieses kleiner war, als das des Mannes aus Reckenbach. Weshalb sie sich so quäle? Ja, lieber Gott, für das Anliegen der Christenheit. Etwas weiter hin gingen zwei Knaben, die gemeinsam ein Kreuz schleiften. Und je näher dem kahlen Berge mit der zweitürmigen

Kirche, desto mehr Kreuzträger kamen herbei auf Straßen und Wegen. Zumeist Bauersleute, alte und junge; manche beteten laut unter ihrer Last, manche keuchten schweigend dahin. Manche der Kreuze waren groß und massig, andere wieder nur aus zwei Stangen zusammengebunden, oder aus flachen Latten genagelt. An einzelnen Kreuzen staken drei lange Eisennägel, mehrere Kreuze waren mit grünen Kränzen geschmückt, oder mit Flor und schwarzweißer Schleife, wie man sie sonst auf Sargdeckeln sieht. Etliche der Kreuze waren rot angestrichen. Ein hagerer blasser Kreuzträger hatte statt anderer Kopfbedeckung eine Dornenkrone auf dem Haupte; der warf gar kalte und hochmütige Blicke hin auf jene, denen eine so heilige Zier mangelte.

Aus der Thür einer Straßenschenke trat ein hübsches Mädchen, lud sich das an der Wand lehnende Lattenkreuz auf die Achsel und trug es den Berg hinan.

Unser Schustergeselle nahte grinsend dieser Büßerin und erbot sich, ihr das Kreuz tragen zu helfen. Sie antwortete mit einem frommen Spruche, der eigentlich mit des Schusters freundlichem Anerbieten gar nichts zu thun hatte, und ging' mit feierlichem Schritte ihres Weges.

„Das ist ein bigottes Gesindel, ein kreuzweis vernageltes!" fluchte der Schuster und schwang seinen Stock. Das Bündel daran schlug wieder ein Rad, dann flog es durch die Lüfte und in den schmutzigen Graben.

„Schöner Zeitgenosse," sagte der Schuster zum Maurer, „sei so gut, hol' mir meine beweglichen Güter aus dem Graben!"

Der Junge lachte und ging voran.

„Ein ungefälligeres Krokodil als diesen Maurer hab'

ich noch nit gesehen," brummte der Schuster, haschte nach seinem Bündel und lief dem Genossen nach.

Von den Türmen herab klangen die Glocken. Es waren deren vier oder fünf, oder noch mehr in verschiedenen Tonarten, die fast leidenschaftlich hinausschrien in die Gegend und dann wieder voll schwerer Wehmut zu klagen schienen. Und dieses Geläute rief sie zusammen, alle die, so sich schwerer Sünden bewußt waren, oder für andere büßen wollten, oder heimliche Anliegen tragen mußten. Fast jeder hatte sein Kreuz, welches wohl bei manchem so klein und gering war, daß die anderen Büßer mit Verachtung darauf hinblickten. Je größer die Sünde, je größer das Kreuz, desto größer das Ansehen. Der Hohlweg hinan den Berg war voll wandelnder Holzbalken und die Glocken schrien fort und fort: Kommt alle zu mir, die ihr beladen seid!

Auch der Alte aus Reckenbach war so weit gekommen, allein, als er den steilen Hang hinan sollte, verließen ihn die Kräfte, er fiel zu Boden und sein Kreuz schlug dröhnend auf den steinigen Grund. Nicht weit davon stand der junge Maurergeselle aus Steiermark, der eben seine Stiefel angezogen und sich schnell ein wenig herausgeputzt hatte. Dieser sprang nun herbei, hob den Greis empor und half ihm das Kreuz vollends hinauftragen zur Kirche. Der Schuster rief ihm allerhand Spottworte nach, denn der war ein Mann der neuen Toleranz, wie sie eben erst zu Wien herausgekommen.

„Glaubst du, daß ich ihm aus Frömmigkeit geholfen habe?" bemerkte hernach der Maurer. „Erbarmt hat mir der arme Schelm und wenn ein Esel unter seinen Kornsäcken hinfällt, so helf ich ihm auch. Ich kann keine Marterei sehen."

„Aber wenn sich einer selber martert, Narr, miserabliger! Wenn sich einer hell zu Fleiß martert!“

„Nachher erbarmt er mir noch mehr, weil er da —“ der Maurer legte eine Fingerspitze auf die Stirn, „da drinnen ein armer Hascher ist.“

Der Schuster war versunken in Betrachtung der vielen Leute, die hier zusammen kamen, und traumverloren murmelte er: „Herrgotts Karfunkel noch einmal! Da wär's gut betteln!“

Oben auf dem Platz um die Kirche herum war ein merkwürdiges Leben und Bewegen. Die Kreuze der Ankommenden wurden an die Mauer gelehnt, oder in die Erde gesteckt, oder kegelförmig an einander gestemmt, sowie es die Lagersoldaten mit ihren Gewehren machen. Daneben und dazwischen herum standen, saßen oder knieten Pilger und schnauften sich aus. Die Kirche war mit Menschen bereits überfüllt. Alle Fenster waren verhangen mit blauen Tüchern, so daß die goldene Abendsonne nicht konnte hineinscheinen. Über dem Hochaltare ragte starr ein kahles Kreuz, von unzähligen Lichtern rot bestrahlt. Vom Volke ein- und dann vielstimmig gesungen erscholl folgender Bußgesang:

„Heiland, unsre Missethaten
Haben dich verkauft, verraten,
Dich gegeißelt, dich gekrönt,
An dem Kreuze dich verhöhnt.

Laß' dein Leiden und Beschwerden,
Jesus, uns zu Nutzen werden,
Laß durch deine Todespein,
Herr, uns nicht verloren sein!“

Auch der junge Maurergeselle war unter der Kirchthür gestanden und hatte dem alten Liede gelauscht, welches

daheim in seiner Dorfkirche so oft gesungen worden, bei dem auch seine Mutter, seine Schwester mitgesungen hatten. Heimweh wachte auf in dem Gemüte des Burschen und eine religiöse Stimmung überkam ihn, daß er mit feuchtem Auge ein Gebet that für die Lieben in der fernen Heimat.

Als die Andacht vorüber war und zur Dämmerstunde das Volk aus der Kirche drängte — jeder wollte der erste heraus, keiner der letzte drinnen sein — stieg jemand auf die Kirchhofsmauer und hub an, auf die Menge herabzureden, also, daß sich alles nach ihm hinschob, um zu hören.

Es war eine Art von Predigt, die schön und ergreifend mit dem Spruche begann: „Wer mein Jünger will sein, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach!" Doch hielt der Redner beim Evangelium sich nicht allzulange auf, sehr bald kam er auf die bekannte „Welt, die im Argen liegt" und mit einer weiteren Wendung war er auch schon beim Teufel. „Der Teufel ist los, zu Wien haben sie den Herrgott abgesetzt und sogar den heiligen Vater! Ist ein Unsinn! Mit dem Kreuz müßt ihr ihn verjeiken (verjagen), den Antichrist, mit dem ledigen Kreuz müßt ihr ihn verjeiken! Piff, paff, zudreschen müßt ihr mit dem Kreuz auf den höllischen Drachen, der durchs Land kraucht, ein Riesenungeheuer, der Schädel noch in Wien und mit dem Schwanz schlägt er schon ins Tirol herüber. Ist ein Unsinn! Aber haben wir sie nur erst, die höllischen Rädelsführer, welche die Finsternis des Heidentums wollen verbreiten auf der Welt, haben wir sie nur erst, dann wollen wir die heiligen Kreuze, die ihr, meine lieben katholischen Christen. mit himmlischer Geduld hier zusammen geschleppt, über einen Haufen werfen, wollen die Freimaurer und Volksverführer hinauflegen und unter-

halb dran heizen! Nachher wird's schon wieder licht und warm werden im Land!"

„Ist ein Unsinn!" rief einer drein. Die Stimme kam von der entgegengesetzten Seite des Platzes. Sie kam von einem Manne, dessen brauner Vollbart bis an die Brust, dessen kahle Stirn bis an den Scheitel des Hauptes ging. Er hatte das Gewand eines Jägers an, er hatte ein mächtiges Auge, das durch die Dämmerung funkelte und eine noch mächtigere Stimme, die also sprach: „Willst du, alte Fetischbande, das Kreuz entehren! Zuschlagen willst du mit demselben auf die Köpfe der Mitbrüder! Ofenheizen willst du mit demselben und die wahren Erleuchteten verbrennen, daß es wieder licht und warm werde! Anwesende, habt ihr so etwas je vernommen? Nein, Brüder, das Kreuz — wenn es schon eins geben muß — soll ich euch sagen, was es bedeutet? Hier steht eins. Seht es nur einmal an. Das Kreuz hat einen Fuß, der gründet im Erdboden, das heißt: Mensch, nutze die Erde! Das Kreuz hat ein Haupt, es ragt in den Äther des Himmels auf, das heißt: Mensch, gedenke deiner Ideale! Das Kreuz hat zwei Arme, die streckt es aus nach rechts und nach links, aber nicht um Menschen zu schlagen, sondern um die Welt zu umarmen, das heißt: Mensch, liebe deine Brüder! Lieb' und Lust, das sind die zwei Balken unseres Kreuzes. Die Welt ist nicht da zur Buß', sondern zum Genuß!"

Der junge Maurer, welcher diese Rede mit größter Spannung gehört, hätte mögen aufschreien vor Beifallslust, doch fiel es ihm ein, bei einer Predigt thät' sich das nicht schicken. Ruhig blieb es aber trotzdem nicht, ein Murren und Flüstern ging durch die Menge und plötzlich

brach ein vielstimmiges Bravo aus wie bei einer Komödie, ein lebhaftes Hin- und Herdrängen war und die Leute fragten einander, wer denn der bärtige Jäger wäre, welcher so auferbaulich gesprochen.

„Das ist der Teufel selber!" gab einer zur Antwort.

„Bravo, Teufel!" schrie ein zerfahrener Geselle, und das war unser Schuster von der Straße.

Der unbedachte Ausruf hätte dem Schuster beinahe ein bedeutendes Unwohlsein verursacht.

„Wo ist der Bravo-Teufel?" zeterte zuerst einer, bald schrien es mehrere nach und die Menge wogte wie ein Meer, in das der Sturm gefahren. Der zerlumpte Handwerksbursche rettete sich für den Augenblick nur damit, daß auch er die Arme hob, die Fäuste ballte und mit einstimmte in das Gebrüll: „Wo ist der Bravo-Teufel!"

„Es ist nicht ein einziger, es sind ihrer mehrere hier!" rief jemand. „Als Jäger hat sich der Satan verkleidet! Nieder mit ihm, im Namen Gott Sabaoths!"

Im matten Scheine der Lichter war es nun grauenhaft zu sehen, wie die Kreuze aufgerafft, emporgehoben wurden, wie sie über den Häuptern schwankten und gaukelten und mit den Armen klappernd aneinanderschlugen. Lärmend fuhren die Kreuzträger hin und her, bereit, jeden, der keines trug, niederzuschlagen. Etliche lagen schon auf dem Boden, unter den strampfenden Beinen ihr gutes Christentum beteuernd, andere rangen miteinander in Gruppen und einer hielt den andern für den Antichrist.

Nun kam der Pfarrer von Geeding herbei, ein hoher würdevoller Greis, er trat in den Aufruhr, seine Stimme war wohlbekannt, man horchte auf; er ging durch die Menge, legte selbst Hand an, um die Ringenden zu ent-

wirren und ſprach, ohne klingende Phraſen zu gebrauchen, Worte der Beruhigung und des Friedens. — Die Pfarrkinder ſollten ruhig nach Hauſe gehen, die fremden Pilger möchten ihre Herbergen aufſuchen, und zwar beizeiten, damit ſie noch irgendwo Platz bekämen und Ruhe hätten in der Nacht. Die neue Gemeindepolizei wäre gar ſtrenge und er glaube, daß die Leute von ferne hergekommen ſeien, um in der Wallfahrtskirche auf dem Berge zu beten und nicht, um über die Oſtern zu ſitzen im Gemeindekotter zu Geeding!

Alſo ſprach der Pfarrer, es gelang die Menge zu beruhigen und ſie zerſtreute ſich.

Am Fuße des Berges liegt das Dorf. Die Leute ſtrömten den Hohlweg herab wie Wildwaſſer. Auf der Gaſſe den Häuſern entlang waren Krämerbuden aufgerichtet, in welchen man bei Kerzen- und Ampelſchein Gebetbücher, Amulete, Roſenkränze, Kreuzfiguren und dergleichen, aber auch viel weltlich Ding feilbot. Gemswurzeln waren zu haben und Uhrketten, Kalmusgeiſt und Hoſenträger, Handſpiegel und Mundharmoniken, Zipfelmützen und hölzerne Oſtereier, die man aufſchrauben konnte, um in ihnen ein wächſernes Muttergottesbildchen, oder ein weißes Täublein oder ein herziges Wickelkindlein zu finden. Der Maurergeſelle aus Steiermark hatte im Vorübergehen ſein Auge auf einen Lebzelterſtand geworfen; der ſüßwürzige Geruch heimelte ihn an, denn als Knabe hatte er manchmal, wenn er recht brav geweſen, Lebzelten bekommen. Und heute kam er ſich eigentlich auch brav vor. Um übrigens die volle Wahrheit zu ſagen, in der Lebzeltenbude ſtand ein Mädel; dieſes Mädel war ſo, daß er hatte ſtehen bleiben müſſen und daß er nun ſchälernd

anhub zu fragen, was bei ihr die Busseln kosteten. Die „Busseln", das waren runde Lebkuchenzeltlein, deren das Mädel einen ganzen Korb voll vor sich hatte.

„Der Vierding (das Viertelpfund) einen Groschen," antwortete die Verkäuferin entsetzlich trocken.

„Ich kaufe nichts," sagte der Bursche, „ich bin ein Mensch, der sich die Busseln schenken läßt — und auch auf Tausch."

„Da mag Er um ein Häusel weiter gehen."

„Aber einen guten Rat kann mir die Jungfrau schenken, weil wir schon miteinander bekannt sind," sagte der Maurergeselle, welcher sich die Kurasch nicht so leicht abkaufen ließ. „Ich bin einer, der viel Hunger und wenig Geld hat."

„O, solcher giebt's genug," lachte das Mädel, „ist eh alleweil noch besser wie viel Geld und keinen Appetit."

Durch die Gasse hallte schmetternder Trommelschlag. Unser Bursche dachte anfangs, daß eine Komödie oder eine Seiltänzerei oder ein Kalb mit zwei Köpfen ausgetrommelt würde. Mittlerweile kam ein Mann des Weges, stellte sich auf die Stufe des Dorfbrunnens und rief über den belebten Platz hin:

„Volk von Geeding! Es sei, hiermit kund und zu wissen gethan, daß der Glaubenslehrer Johannes Roth in diesen Ort eingekehrt ist und daß derselbe im Gasthofe zum „weißen Raben" noch am heutigen Abende sprechen wird. Wer die neue Heilslehre des befreiten Christentums zu hören wünscht, der möge sich beizeiten einfinden in den ‚weißen Raben', keiner wird es bereuen. Das ist der Ruf des Herrn!"

Als der Mann so gesprochen hatte, ging er in Be-

gleitung des Trommlers, eines alten Veteranen, zum unteren Dorfplatz, wo er wieder stehen blieb und dasselbe verkündete. Einige der Zuhörer murrten, andere lachten, wieder andere eiferten einander an, in den „weißen Raben" zu gehen; man habe gehört, im neuen Glauben gebe es gar keine Sünden, und gelänge es nur erst, den altmodischen Zopf, die Polizei abzuschaffen, dann könne jeder treiben was er wolle und das Paradies sei wieder gefunden.

„Was meint die Jungfrau?" fragte der junge Steirer nun die Lebkuchenverkäuferin, „wollen wir uns auch einen neuen Glauben anschaffen gehen?"

„Mir ist der alte noch gut genug," war ihr Bescheid.

Damit fühlte er sich gehörig abgefertigt und ging seines Weges. Er ging dem „weißen Raben" zu. Vielleicht ist im neuen Glauben doch ein Gebot vorhanden, nach welchem der arme Wanderbursche im Wirtshause umsonst ein Nachtmahl bekommt. Allzuviel wollte der Maurergeselle indes — für den Anfang wenigstens — dem neuen Glauben nicht zumuten, er setzte sich daher in den Ofenwinkel — die große Gaststube war schon fast überfüllt — und verlangte bescheidentlich ein „saures Bäuschel". Das saure Bäuschel, unterschiedliche Fleischreste in Essig gesäuert und mit Pfeffer geölt und ein Stück Brot dazu, das konnte dem „weißen Raben" doch nicht allzutief in das Fleisch schneiden.

Die Leute tranken Bier, rauchten Pfeifen, Cigarren, schnupften Tabak, raisonnierten über die Zeit und die Revolution. Dem einen war zu viel geschehen, dem andern zu wenig; der dritte wollte die Städte und Herrenschlösser der Erde gleichgemacht wissen, der vierte wollte darin wohnen. Jetzt tauchte der neue Glaubenslehrer auf, Johannes

Roth. Es war der Mann mit dem langen Barte und der Kleidung eines Jägers. Auch er trank ſein Bier und rauchte ſeine Cigarre zum Troſte vieler; ſo war in der neuen Weltordnung wenigſtens das ſanktioniert. Plötzlich ſtand der Heilslehrer auf und die Cigarre ſtets im Munde hub er an, ſehr ſchön zu ſprechen. Das Morgenrot ſei angebrochen, die Feſſeln ſeien geſprengt, das Chriſtentum ſei befreit. Das befreite Chriſtentum kenne keinen Teufel und keine Hölle, es kenne nur einen Himmel. Nach dem befreiten Chriſtentum ſei der Himmel ſchon auf Erden zu haben. Alle Form ſei zerbrochen, es walte nur der Geiſt. Der Geiſt ſei die Menſchenliebe. Ob es einen Gott und ein ewiges Leben gebe, um das handle es ſich gar nicht, das befreite Chriſtentum ſtrebe nach dem Glück ſchon auf dieſer Welt. Die alten Einrichtungen ſeien Sklavereien geweſen, ſeien nur wenigen zugute gekommen, mit ihnen müſſe vollkommen gebrochen werden. Er — der Apoſtel Johannes Roth — ſei gekommen, um alle, die hier verſammelt, aufzufordern, ſich offen zur neuen Heilslehre zu bekennen, ſich zu dieſem Zwecke in ein Buch zu ſchreiben, welches gegenwärtig vor ihm auf dem Tiſche liege. Das ſei der Ruf des Herrn.

Mehrere zeigten ſich alſogleich bereit zur Unterſchrift, bei einigen hatte es aber einen Haken; ſie hatten nie gelernt ihren Namen zu ſchreiben oder hatten es wieder vergeſſen, und ob als Unterfertigung das Kreuz im neuen Glauben noch etwas gelte, das war nach dem Gehörten zweifelhaft. Der neue Glauben hatte ja gar kein Kreuz, nur Lieb' und Luſt.

„Wer mein Jünger will ſein, der komme und ſchreibe ſeinen Namen in dieſes Buch des Lebens!" Alſo der

Apostel, und da drängten sich viele herbei, zumeist jüngere Leute, ziehendes Volk, und unterschrieben. Andere hielten sich zurück: es sei doch noch zu bedenken. Man wolle lieber erst abwarten und zusehen, um wie viel es den befreiten Christen besser gehen wird als den alten. Dem Apostel war es aber um eine Massenbekehrung zu thun und die aufgeregten, dem Zeitgeiste nachjagenden Gemüter erwägend, entschloß er sich zu weiterem.

Von unserem jungen Maurergesellen ist für's erste zu berichten, daß ihm das „saure Bäuschel" ganz außerordentlich gemundet hat und fürs zweite, daß er bei sich dachte: der Himmel auf Erden, das wäre gar nicht dumm. Und natürlich, wenn die Nächstenliebe gesetzlich eingeführt wird, dann kann's ja nicht fehlen, dann bekommt der Geselle vom Meister zu aller Zeit Arbeit und guten Lohn, dann sind die Lebzeltenkrämerinnen weniger hochmütig und im Wirtshause ein saures Bäuschel umsonst ist jedem armen Schelm gewiß, da braucht man nicht erst zu einem „weißen Raben" zu gehen. Alsdann dürfte es mit dem befreiten Christentum doch seine Richtigkeit haben. Wir wollen unterschreiben, früher müssen wir aber noch mit einer Brotschnitte den Saft vom Bäuschel auftunken.

Mittlerweile hatte Johannes Roth sich neue Stärkung aus dem Becher zugetrunken und dann wieder zu sprechen begonnen: „Die Religion ist nur für die Armen, die Reichen haben ohnehin ihr Geld. Damit jedoch auch die Armen Geld bekommen, damit im vorhinein ein sichtbares Zeichen sei der unsichtbaren Gnade, die da nahen wird, so sei jedem kund und zu wissen gethan: Brüder und Schwestern! wir taufen nicht mit Wasser, wie Johannes am Jordan, wir — der neue Johannes — taufen mit

Silber! Jedermann, der sich zu dieser Stunde bereit erklärt, der Vereinigung des neuen befreiten Christentums beizutreten, der bekommt zwei Silberthaler auf die Hand. Das ist der Ruf des Herrn."

Kaum diese Botschaft verkündet war, drängte sich zwischen Tischen, Bänken und Leuten durch ein zerlumpter, schwarzbärtiger Mensch, stieß mit den Ellbogen nach rechts und links aus, torkelte voran bis zum Johannes und begehrte die Taufe. Er kratzte seinen Namen ins Buch, wobei die Feder nach allen Richtungen hin allerlei Klecks-lein spritzte, so daß der Name des ersten Täuflings der neuen Heilslehre zu Geeding: „Sebastian Trumppelhuber, Schuster" umgeben war von einer Herde niedlicher Schweinchen. Alsdann aber hielt er die hohle Hand hin.

Nun wurden die Stimmen solcher laut, die vorher beigetreten waren: Ob nicht auch sie ihre Taufe bekämen? Wenn nicht, so seien sie gesonnen, wieder auszuspringen. Johannes war Vertreter der besonders in den Städten bereits ausgebreiteten Gemeinde, er hatte Mittel und Vollmacht zu taufen.

Unser Maurergeselle aus Steiermark hatte gerade hintreten wollen, um sich ebenfalls einzuschreiben, da hörte er von den zwei Silberthalern und das machte ihn stutzig. Eine Religion, welche ihre Mitglieder mit Geld kauft! Ein Apostel, welcher die Leute mit Silberthalern besticht, damit sie ihrem alten Glauben abtrünnig werden! — Nein.

Der Heilslehrer hatte es aber zufällig bemerkt, wie der Bursche sich ihm nahen wollte. Als das nicht geschah, winkte er mit gekrümmtem Finger: „Nun, junger Mann, kommen Sie! kommen Sie nur her! Sie sind frisches

fröhliches Blut, das brauchen wir. Ich bitte, dem Herrn dort Platz zu machen, daß er herantreten kann."

Jetzt stand der Maurergeselle auf und sagte ganz laut: „Dank schön, ich bleib' beim Ofen sitzen. Wenn mir ein Meister, bei dem ich in Arbeit einstehe, Angeld auf die Hand giebt, so werde ich's gerne nehmen. Aber meinen alten Glauben lass' ich mir nit abkaufen für zwei Thaler!"

„Er will mehr dafür haben!" spottete der Schuster.

Der Maurer hieb sich zornig seinen Hut aufs Haupt und verließ die Stube.

Das hatte Aufsehen gemacht. Johannes Roth bedauerte die bei jungen Leuten eingerissene Verrohung. Am oberen Tische, unter Bürgersleuten von Geeding, saß ein stattlicher Mann und der erkundigte sich nun beim Wirte, ob er den jungen Hitzkopf kenne?

„Der Tausend, das ist ja einer für dich, Grundner," entgegnete ihm der Wirt, „mir hat er gesagt, daß er Maurer ist und Arbeit sucht."

„Übernachtet er in deinem Hause?"

„Ich habe ihm gesagt, wenn er will, so kann er in einem der Wallfahrerbetten schlafen; diese bleiben mir ohnehin leer, seit der Antichrist im Hause ist.

„Wenn er morgen aufsteht, so schicke ihn zu mir. Der Bursche gefällt mir. — Und jetzt sei so gut, Wirt, und künde die Sperrstunde an."

Nach dem letzten Worte des stattlichen Mannes schließen wir, daß es der Gemeindevorstand ist, welcher gleichzeitig auch die Polizeidienste besorgt. Der Apostel murrte zwar, daß sein befreites Christentum hier durch die Sperrstunde eine gewisse Einschränkung erfahren mußte, aber er gab sich drein. Der Sebastian Trumppelhuber hingegen hielt

sich schreckbar laut und schneidig darüber auf, daß ihm die Feier seiner Silbertaufe verkümmert und verkürzt werden sollte und er gab sich nicht drein. Er forderte noch einen großen Krug, der Wirt kam emsig seinem Befehle nach, stellte aber Krug und Gast hinaus auf die Straße.

Der junge Mann aus Steiermark fand, daß es in Wallfahrerbetten gar nicht übel zu schlafen ist. Besonders ein weiches Ruhekissen fühlte er heute. — Die zwei Thaler, das war starker Speck! Dumme Leute bleiben in jedem Glauben dumm, ich behalte meinen alten und jetzt will ich schlafen.

Am nächsten Frühmorgen, als er das Haus des Maurermeisters Grundner suchte, fand er auf der Straße allerhand Sachen: einmal einen alten zerknüllten Filzhut, dann einen Knotenstock, dann ein schmuddriges Handbündel, dann den Fetzen eines Tuchrockes und endlich im Schlamme des Straßengrabens den ganzen zerfetzten Kerl. Der wälzte sich jetzt um und knurrte rülpsend dem Wandergenossen zu: „Guten Morgen, Rhinozeros! Aber das muß ich schon sagen, der neue Glauben macht höllisch Kopfweh!“ Falls er ihn wieder hätte austauschen wollen gegen seinen alten: der krause Weltapostel Johannes war abgereist.

Für den Maurer gab's beim Meister Grundner Arbeit. Dieser hatte im nachbarlichen Bergorte eine Kirche zu bauen, die Neuzeitler höhnten ihn darob einen Betbruder; und er hatte dort ein Schulhaus zu bauen, die Altzeitler schimpften ihn deshalb einen Freimaurer.

„Wir lachen dazu und bauen!“ sagte der Meister zu seinem jungen Gesellen.

Der junge Geselle ließ sich die erste Zeit im Orte

Geeding nicht viel sehen, insgeheim stattete er seinen Adam aus. Und als er den grauen Tuchanzug beisammen hatte, und die brennend rote Halsmasche und die Taschenuhr mit der silbernen Kette, da that er auch noch ein übriges und scheitelte sorgfältig sein blondes weiches Haar. Dann ging er aus auf die junge Lebzelterin und erkundigte sich nach dem Preise der „Busserln". Ganz wie früher, der Vierding einen Groschen. Allmählich aber wurde es anders — sie sanken im Preise und stiegen im Werte.

Auch dem Schuster schien Geeding nicht besonders übel zu gefallen, nachdem er sein befreites Christentum wieder ausgeschwitzt. Auch er hatte besondere Aussichten. Weil sein linkes Auge immer wulstiger und sein rechtes immer glotziger ward und sein Gewand immer rissiger, so glaubte er gegründete Hoffnung zu haben auf ein Bettlermandat. Nach dieser Ehrenstelle war sein Sinn gestanden seit jeher. Ein Handwerksmann, der schon nicht Meister und Hausherr wird, soll es wenigstens bis zum Bettler bringen. Also hockte der Schuster am Hohlweg, der hinanführte den Berg zur Kirche mit den zwei Türmen und ging die Vorüberschreitenden um ein Mittel an „auf ein Glasel Schnaps". Am liebsten spendeten die Kreuztragenden, aber solche erschienen nur am Charfreitage.

Und da war es eines Tages im schönen Monat Mai, daß ein junger, fein herausgeputzter Maurerpolier den Hohlweg hinanstieg. An seinem Arm führte er das Lebzeltmädel mit dem Myrtenzweig im Haar.

„Jesses, Jesses!" rief der Schuster, als er dieses Paar sah, „das Rennti er, der Maurer! Jetzt schleppt richtig auch der sein Kreuz hinauf!"

Der dreifüßig' Wastl.

Wer den Schaden hat, der hat auch den Spott! Die Verläßlichkeit dieses Spruches hat auch der Kohlenmesser Sebastian Ebner erfahren. Dieser Mann wurde, weil er nur einen Fuß hatte, der dreifüßige Wastl genannt. Eine stürzende Kohlenfuhr hatte ihm einst den linken Fuß in Splitter geschlagen, weshalb er mit einer Holzkrücke, also einem dritten Fuß, umherhumpeln mußte. Er machte sich aber nicht viel daraus, denn während seine zwei angeborenen Beine bisweilen arg gichtisch waren, that ihm das dritte, das verspottete, gar nie weh, auch nicht wenn die Hunde drein bissen. Die Hunde thaten das, was die Leute auch thun wollten, aber eigentlich nicht thun durften; sie waren recht bissig auf den armen krüppelhaften Mann, dessen Erscheinen ihnen allemal einen Kreuzer kostete. Er bettelte zwar nicht förmlich, allein wenn der gute, abgehärmte Alte so daherhumpelte, da hub im andern allemal das Gewissen an: Du, da kommt der dreifüßige Wastl, das ist ein armer Hascher, kann sich nichts verdienen, ist auch zu g'schamig, um zu bitten, dem mußt einen Kreuzer geben. — Gab der von seiner inneren Stimme also Angesprochene fast allemal im Gedanken zur Antwort: Ich hab' nichts bei mir! oder: Ich müßt' erst

die Handschuhe ausziehen, den Überrock aufnesteln und in den Sack greifen, und das ist mir zu umständlich. — Darauf das Gewissen: Du, wenn du diesem Armen keinen Kreuzer giebst, so wirst du nicht viel Glück haben mit deinem Geld und Gut und in deinen Geschäften. — Da macht der Bedrängte, der sein Gewissen wegen Erpressung verklagen könnte, ein saures Gesicht, hebt an zu suchen, findet, und schenkt dem Wastl einen Kreuzer.

Dieser unbequeme alte Mensch, der Wastl, stieg denn Jahr für Jahr in der Gegend umher und jeden, den er begegnete, lächelte er mit seinem kleinen weißbärtigen Gesichtlein gutmütig an. Er, der von Wohlthaten anderer leben mußte, hätte auch gerne Gutes gethan, war aber so schwach, arm und unvermögend, konnte garnichts thun, als die Leute freundlich anlächeln.

Im ganzen hielt der dreifüßig' Wastl sich lieber an unsern Herrgott, als an die Leute. Bei dem konnte er sicher sein, daß er nicht schalt und nicht spottete, daß er ihn ruhig anhörte, wenn der Wastl seine Leibes- und Seelennöten vortrug im andächtigen Gebet. Wenn der Küster früh morgens ging, um das Kirchenthor aufzusperren, so stand davor schon der Wastl und lächelte ihm entgegen, in Demut und Freude auf Einlaß wartend. Und nach dem Gottesdienste, wenn die letzte alte Frau mit ihrer Andacht fertig geworden und der Küster schließen wollte, saß in seinem Winkel hinter dem Muttergottesaltar immer noch der Wastl. Er wurde heimatlos gemacht, mußte hinaus. Dann suchte er Kapellen auf, die nicht verschlossen waren, oder Feldkreuze, vor denen er knien oder sitzen konnte.

Der Wastl war nicht eigentlich das, was man einen

Betbruder nennt, dafür war er zu seelenheiter, zu warmherzig gegen die Leute, zu bescheiden, zu schamhaft in seiner Andacht. Wenn Leute in der Nähe waren, da verbarg er sein Gebet, lächelte und wußte ein gemütliches Wort zu sagen. Wenn er aber allein war, da unterhielt er sich mit den Himmlischen so vertraut und vertraulich, als ob er mit ihnen in die Schule gegangen wäre. Manchmal war er auf Wallfahrtswegen nach einem Gnadenorte, wollte es aber nicht recht eingestehen, sondern sagte, er streiche nur so ein wenig umher, daß er eine andere Luft atmen, eine andere Gegend sehen könne; er sei so viel neugierig. Insgeheim war er für Naturschönheiten herzlich gleichgültig; nur wo solche besonders auffielen, wie in fruchtbaren Thälern oder im wilden Hochgebirge, da that er einen Seufzer und sagte: „Was er doch alles zuweg bringt, der allmächtige Gott!"

Am meisten beschäftigt war der Dreifüßige in der Fastenzeit, da humpelte er zu den Kalvarienbergen umher, wie solche im Lande mit Bildnissen aus der Leidensgeschichte hergerichtet sind. Er müsse unsern lieben Herrgott trösten gehen, sagte der Wastl, kein Mensch kümmere sich um den Herrn in seinem heiligen Leiden und Sterben. Und da saß der alte kindliche Mann denn manchmal vor der Station, wo der Heiland am Ölberge dargestellt ist, und redete so halblaut vor sich hin: „'s ist hart um dich, mein lieber Jesus. Ich glaub' dir's, daß dir bang ist, das Sterben ist halt hart. Aber mußt schön geduldig sein, schau, unser Herrgott hat auch leiden müssen." Derlei sagte er zum Heilandbilde, in seiner Einfalt vergessend, daß ja gerade dieses den „Herrgott" darstellte, „der auch hat leiden müssen".

Bei den Stationen, wo die Geißelung und Krönung mit Dornen dargestellt ist, wurde der Wastl allemal ganz bos-

haft und sagte zu den Henkersknechten: „Ist schon recht, schlagt nur zu auf den armen Jesus! Thut ihn nur recht peinigen! Werdet schon sehen, was euch geschieht! Werdet schon winseln in der Höll, ihr falschen Juden, ihr!" — Auf der Höhe des Berges angelangt, war alle Bitterkeit wieder vorüber und er sprach am Fuße des Gekreuzigten laut Sterbegebete, in welchen er den sterbenden Heiland der Fürbitte unserer lieben Frau und dem heiligen Schutzengel empfahl.

Und einmal, da hatte der dreifüßig' Wastl bei einer solchen Kalvarienbergbesteigung ein Erlebnis. Die Märztage waren sonnig und warm, daß der Schnee von den Hängen rann, die Nächte waren kalt. Und an einem frostigen Morgen bestieg unser Alter den Kalvarienberg bei Kindorf. Er war schier der einzige Kreuzpilger, alle andern vergaßen wieder einmal ganz und gar des leidenden und sterbenden Heilandes.

Der Kalvarienberg bei Kindorf ist ein sehr steiler Felshügel, stellenweise mit senkrechten Wänden. Von Station zu Station führen Holztreppen hinan, die an mehreren Stellen himmelanstrebend wie eine Leiter sind. Unser Alter kletterte wohlgemut über Holzbalken und Eiskrusten empor, und bei jeder Station unterhielt er sich in seiner gewohnten Weise mit den Figuren. Als er endlich etwas mühesam fast bis zur Höhe des Berges kam, auf welcher unter freiem Himmel die drei Kreuze stehen, sah er, daß die letzten obersten Stufen arg vereist waren. Keine handbreit ebene Stelle war zu sehen, auf welche man den Fuß hätte setzen können, alles in einen glatten welligen Eismantel gehüllt, der sich schief über die geländerlose Treppe gegen den Abgrund zog.

Der Wastl stand auf seinen drei Füßen fest und sann nach, was da zu machen wäre. Sein Schuh war nicht mit Nägeln beschlagen und seine Krücke nicht mit einer eisernen Spitze. Es war diesmal alles so glatt, wie es in dem Leben armer Menschen sonst selten abläuft. Er versuchte es wohl, mit dem Stabe Scharten in das Eis zu stoßen, aber ohne jeglichen Erfolg, hart wie die Welt war das Eis.

Der Wastl lächelte nun ein wenig und kraute sich am Nacken. „Schau," sagte er, „da thut's mich ein bissel reizen (necken)! O du Mastsau, du zaundürre — oder was! Wie komm' ich jetzt nur drüber hinauf! Unser lieber Herrgott wollt' mir gewiß gern die Hand herabreichen, daß ich kunnt anfassen, aber dem geht's selber miserabel, dem haben sie die Hand festgenagelt. Da heißt's schon einen andern Vortel probieren. Ich weiß was, ich leg' mich hin und krauch' über das Eis schön langsam hinauf."

Das that er nun. Er schmiegte sich an, krallte sich mit den hageren Fingern ein, so gut es ging, stemmte sich mit dem Fuß, mit der Krücke, griff nun aus, zog das Bein nach und kam vorwärts. Als er schon fast an der obersten Stufenwelle war, ließ es aus und unser Sebastian Ebner begann sachte zu rutschen. Aber nicht treppabwärts, wo er heraufgekommen, sondern seithin gegen den Abgrund. Der hölzerne Fuß, die Krücke, die seiner Hand entfallen, war schneller, glitt lustig hinab und sprang über die Felswand tief ins Gestein des Thalgrundes, daß es klapperte.

„Hau!" schrie der Alte in seiner Überraschung, „thun wir schlittenfahren?" Immer frischer ging's die beeiste Lehne hinab und als der Wastl schon sehr neugierig ist,

wie es bei der Felswand sein werde, erwischt seine Hand ganz zufällig einen hervorstehenden Birkbaumstrunk und hält sich fest. „Wart du, der Nagel ist mir just recht!" sagte er, wußte ihn mit dem Arm zu fangen, und so hing er nun am steilen Eisfeld, unmittelbar über dem senkrechten Abgrund.

Das erste, was der dreifüßig' Wastl in dieser neuen Lebenslage that, war, daß er zu kichern anhub. „Da haben wir jetzt den Narren!" sagte er zu sich selber. „Kunnt schon unten sein, aber wenn's nicht sein muß, ich kann's derwarten." Sein Gesicht wandte er dem Himmel zu, der war schön blau, und über der Zinne des Hügels ragte das Haupt des Gekreuzigten auf. — „Sehen thät er mich schon, sehen," so tröstete der Alte sich, „aber Mirakel wirken meinetwegen, das kann ich doch nicht verlangen."

Der Heiland jedoch dachte anders. Seinen Diener, der immer so demütig und treuherzig an ihm gehangen, den wollte er nicht verlassen in der Not. Sterben! der Wastl würde sich zwar willig ergeben, aber lieber ist's ihm sicherlich noch etliche Jahre auf Erden. Ich will's ihm zeigen, was sein Erlöser kann, trotz der gekreuzigten Hände. . . .

Unten stand die Kalvarienkirche. Von deren steilem Dache rutschte jetzt eine große Schneelast ab, daß der Boden dröhnte. Ob dieses Getöses lief der Küster Hans aus seinem Hause, und der sah den alten Sebastian hängen hoch oben an der beeisten Lehne.

Au, denkt er, der hat's unkamodt dort oben! Erfaßt einen langstieligen Feuerhaken, der in einem Winkel der Kirchenmauer lehnt, eilt die Treppen hinauf, hakt

den Alten beim ledernen Hosenhalter fest und zieht ihn heran.

Der Wastl ist sehr erstaunt, als er bemerkt, daß er wieder verläßlichen Grund unter sich hat. „Du," sagt er endlich zum Küster, indem er sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirne wischt, „hätt's nicht vermeint, daß einem auf dem Eis so warm werden kunnt!"

Als ihn nachher der Hans hinabführen will die Treppen, sagt der Alte: „Ah nein, ich muß ja da hinauf!"

„Willst denn noch einmal rutschen?" fragt der andere.

„Rutschen nimmer!" entgegnet der Alte, „nur ein paar Wörtl zu reden habe ich mit ihm."

Er ließ sich nicht abbringen, der Küster hieb mit dem Haken Stufen ins Eis und schleppte den in seiner puren Zweifüßigkeit sehr mühseligen Sebastian auf die Höhe des Berges.

Dort sank der Alte hin, umarmte das Kreuz und sagte mit zitternder Stimme: „Bist wohl brav, lieber Herrgott, daß du mir den Hansel hast geschickt. Thu ihm's recht gut meinen, so lang er lebt, und wenn er gestorben ist, so gieb ihm ein schönes Platzel im Himmel. Ist ein braver Mensch, der Hansel. — Und jetzt will ich zu Ehren deines heiligen Leidens ein Vaterunser beten. . . ."

— Schweigen wir, solange er betet, schweigen wir still in Ehrfurcht vor der Kraft des Glaubens.

Der linke Schächer.

Zu Rulau vor der Stadt macht der Berg eine Böschung in das Thal herein. Und dort, am Rande, wo der Höhenzug sich gleichsam noch einmal aufbäumt, um dann in einer Felswand steil abzuspringen zur Straße, ist die Stelle, auf welche die folgende kleine Geschichte sich gründet.

Auf der Höhe waren seit Menschengedenken drei Kreuze gestanden zur Erbauung für fromme Pilger, die besonders in der Fastenzeit von weit und breit zusammenkamen, um auf diesem Kalvarienberge helle Bußgesänge zu singen oder still zu beten. Dann waren die Gasthäuser der Stadt Rulau oft überfüllt und auch andere Gewerbe machten ein erkleckliches Geschäft, wenn die Pilger kamen in der Fastenzeit. Im Laufe des Jahrhunderts aber wurden die Kreuze morsch, und in einer Sturmnacht fielen sie hin. Nur das mittlere war nicht gebrochen, hing noch quer in der Luft, und hatte in solcher Stellung ein unheimliches Ansehen. Selbstverständlich geschah es aus wahrer Frömmigkeit, wenn die Bürger von Rulau nun beschlossen, die Standbilder neu herzustellen und aufrichten zu lassen.

In ihrer Stadt lebte ein Bildschnitzer, der aus Tirol eingewandert war, für Kirchen und Kapellen Heiligenstatuen meißelte, und zwar aus hölzernem Marmor, weil dieser billiger zu haben und leichter zu bearbeiten ist als der steinerne. Meister Eusebi war selber aus gutem Stoff. Sein frischrotes Gesicht, seine hellen, munteren Augen und sein weißer, stets sorgfältig gestutzter Vollbart ließ den Fremden erst eine Weile raten, ob der Meister ein alter Jüngling oder ein jugendlicher Greis sei. Dabei ein lustiges Blut, zu Scherz und Allotria aufgelegt. „Heiter das Leben, ernst die Kunst." So kehrte er das Sprichwort um. Die Würde des Menschen, von inniger Herzensdemut bis zum hohen Pathos glühender Begeisterung — Meister Eusebi verkörperte sie in seinen Bildwerken. — Also war er wohl der rechte Mann, der den Aulauern ihren Kalvarienberg wieder aufrichten konnte. Zwar hatte er in der Stadt einige Gegner, seit er für den evangelischen „Tempel" ein Altarbild geschnitzt. Selbst dieses Bild war schön ausgefallen, und da auch der würdige Propst warm für Eusebi stimmte, so konnte Aulau nicht umhin, den Meister mit der Herstellung der Bildnisse zu betrauen.

Ein Jahr und einige Wochen lang hatte er daran gearbeitet, und als der Maien kam, war es fertig, und am Feste der Kreuzerfindung sollten die neuen Bildnisse eingeweiht werden.

Schon etliche Tage früher waren sie aufgestellt vor den Augen der Welt und da wanderte die Stadt Aulau hinaus und stieg hinan, denn einer erzählte es dem anderen, was das für eine Schönheit und Pracht sei oben auf dem Felsenhügel. Zu hunderten standen sie um die hohen

Kreuze und Statuen und konnten sich nicht genug verwundern, und selbst solche, denen es sonst nicht gegeben ist, einem Kunstwerke so hohes Interesse abzugewinnen, als etwa einem Fasse Bier, oder einem Kartenspiel, oder einer Kugelbahn, oder einem Sacke Knopfern, nickten ihre klugen Häupter, und das wäre dem Eusebi „schon einmal damisch sauber geraten!"

„Da kann man nicht sagen, daß die achthundert Gulden, die er dafür einstedt, zu viel Geld ist!" meinte ein Gewürzkrämer.

„Ich mach' das nicht um tausend!" sagte der Bäckermeister unter Beistimmung der Umstehenden, und der dicke Fleischhauer fand an der ganzen Geschichte nur den einen Fehler, daß an den Bildnissen zu wenig Blut zu sehen sei.

Einer war, der stand schweigend da, aber seinem leuchtenden Auge sah man es ab, daß er glückselig war. Ein Tourist oder so etwas: er war nicht im Städtchen daheim, schon mehrmals aber in demselben eingekehrt. Er wanderte viel im Gebirge umher, sammelte Pflanzen, sammelte Steine, sammelte Käfer und Schmetterlinge, und man wollte wissen, daß er auch Menschen suche . . . .

Dieser stand da vor der Kreuzgruppe und begann erst zu sprechen, als ein Nebenstehender, der ebenfalls seiner Freude nicht mehr Herr werden konnte, ihn angeredet hatte.

„Ja, in der That, es ist ergreifend," sagte der Tourist. „Eine ganze Welt hat der Künstler in dieses Kreuzdrama gelegt. Kann man den Mutterschmerz, nicht den verzagenden, sondern den fromm ergebenen, rührender darstellen, als es hier an der Mutter Jesu geschehen! Tiefer

als das Meer, höher als der Himmel iſt dieſer Mutter Herzeleid. Ihren Sohn, der niemanden haßte, der allen Liebes wollte, ſie haben ihn geſchlachtet, und noch während aus ſeinem Herzen der Brunnen ſpringt, betet er für ſie um Verzeihung! Ein ſolches Kind! Und ein ſolches Sterben!“ . . . .

„Und erſt wie einen der heilige Johannes erbarmt!“ redete eine Frau drein; „man ſieht es ſeinen Augen an, daß er die ganze Nacht geweint hat, jetzt kann er nimmer, jetzt ſchaut er verloren in die Luft hinaus, betäubt, als hätte er einen Schlag bekommen. Ja, ja, ſo iſt einem, wenn man das Liebſte verloren hat auf der Welt.“

„Ich kann mein Auge wieder von der Maria Magdalena nicht abwenden,“ bemerkte jemand.

„Mitten in ihre Lebensheiterkeit iſt der Schatten des Kreuzes gefallen,“ ſagte der Touriſt. „So, unter betäubendem Schreck erblickt das Weltkind plötzlich den Tod. Und wie hat es der Künſtler doch gemacht, daß man es ihrem Schmerze anſieht, er gelte weniger dem ſterbenden Herrn, als den begangenen Sünden!“

So ſprachen ſie. Wenn ſie aber ihr Auge auf das mittlere hohe Kreuz richteten, da verſtummten die Worte. Über der Geſtalt des Heilandes lag eine unbeſchreibliche Weihe. — Unverwandt hatte der Touriſt hinaufgeblickt, lange Zeit und ganz in ſich verſunken. Plötzlich zuckte er zuſammen. War das nicht geweſen wie ein Erdbeben? Lag über den weiten mailichen Gefilden nicht ein ſeltſamer Schatten, als ob die Sonne ihren Schein verloren hätte? — Dann redeten ſie leiſe vom Künſtler. Das muß wohl ein gottbegnadeter Menſch ſein, der das hehre heilige Sterben des ſchönſten der Menſchenſöhne ſo wunder-

voll darzustellen weiß. Die Kunst allein kann das nicht, auch der Glaube muß mit dabei sein.

„Beneidenswerter Meister!“ murmelte der Tourist, „dein Gedanke ist Gestalt geworden. Und diese Gestalt wird dem Beter lebendig und führt ihn aus diesem Thale des Jammers und der Gräber empor zum ewigen Leben . . . .“

Und wer den Unterschied sehen wollte zwischen dem Leibe des göttlichen Idealisten und dem des armen sündigen Menschen, der durfte sein Auge nur dem Missethäter zuwenden, welcher zur Rechten hängt. Er ist nicht mit Nägeln an das Holz geheftet, wie der Heiland, er ist zu Händen und Füßen mit Stricken an den Pfahl gebunden. Seine Gestalt ist mit Mängeln behaftet, die Adern sind stellenweise angeschwollen wie zum Zerplatzen, die blauen Fingernägel graben sich in das Fleisch; der ganze Leib windet sich in der Pein der Todesangst. Sein struppiges Haupt aber streckt sich dem entgegen, der in der Mitte hängt; in seinem Auge lodert die glühende Sehnsucht: zu sein, und in seinen schmerzvoll gefurchten Mienen schreit es grell: Herr, wenn du das ewige Leben hast, nimm mich zu dir!

„Dieser Schächer zur Rechten,“ sagte nun der Tourist zu einigen, die auf ihn horchten, „der bin ich, der seid ihr, der ist die Menschheit, die in Qual und Laster und Missethat verstrickte und doch höheren Idealen entgegenringende Menschheit.“

„Und der da oben ist wohl der Teufel!“ rief nun ein anderer, auf den Schächer zur Linken deutend. Wenn man schon alles deuten soll, so mag etwas Wahres d'ran sein. Ein brauner, häßlicher, splitternackter Menschen-

körper, der ans Holz gebunden, sich wie ein Wurm krümmt. Die Kniee möchte er hinanziehen zur Brust; die Fäuste ballt er, daß sie aussehen wie unförmige Knollen. Durch die wahnwitzigen Versuche, sich loszumachen, sind die Glieder schier ausgerenkt, stellenweise mit dunklem Blut unterlaufen. Die Muskeln krampfen sich zu Knoten. Die Haarbüschel unter den Achseln und an der Brust sind lehmig, als hätte er sich im Straßenkote gewälzt. Weithin wie eine Schlange reckt er den dünnen Hals, auch sein Antlitz ist dem in der Mitte zugewendet, aber was für ein Antlitz! In den zerrissenen Bartfetzen Wutschaum, in den hervorquellenden Augen tierische Gier und teuflischer Hohn — so grinst er hinüber, dem erhabenen Dulder eine unbeschreibliche Grimasse schneidend.

Schaudern mußte der Tourist, als er diese Gestalt sah. „Der da oben hängt," sagte er, „der läuft heute ziemlich zahlreich umher auf Erden. Besonders in großen Städten ist er zu finden. Der Cyniker, der frivole Pessimist und Lästerer, der Verhöhner alles dessen, was den Menschen sonst heilig gewesen; der Verlorene, dem alle Größe und Schönheit eine Lüge ist; der Feige, der das Leben verflucht und vor dem Tode sich verkriecht, in Not sich vergräbt, bis er darin erstickt. In ewiger Vernichtungssehnsucht muß er ewig leben, weil er mit unendlichen Stricken gebunden ist an die Materie; dabei stöhnt er ob solch ungeheueren Elendes vor Wollust. Diese Ausgeburt des Menschengeschlechtes haßt den Heiland, wo er erscheint, sei es in Religion, sei es in Kunst, sie haßt ihn mit wahnwitziger Leidenschaft. An dem linken, zur Hölle fahrenden Schächer hat der Künstler diesen Haß genial verkörpert und ihn so häßlich hingestellt als mög-

lich — gleichsam wie einen zornigen Protest gegen das Gemeine. Wahrlich, eine Lust muß es sein für die Kunst, die Feinde des Höchsten zu brandmarken. Alles in allem ist es ein gar merkwürdiges Stück, welches an dieser Kalvarienberggruppe geschaffen wurde; des Menschengeschlechtes lichteste Höhen und dunkelste Tiefen hat der Künstler hier angedeutet, und sein persönliches Bekenntnis dazu."

Also hatte der Tourist gesprochen. Die Leute aber schlichen kopfschüttelnd seitab, sie verstanden nicht recht, ob der Mann den Linken gelobt oder getadelt. Nur ein höckeriges Weiblein that noch die Bemerkung, der alte linke Schächer, den der Wind umgeworfen, sei auch nicht viel schöner gewesen als dieser neue, und sie habe doch einen Wallfahrer gekannt, der in seiner Andacht alle drei Kreuze geküßt hätte.

Unter den Beschauern machte sich allmählich auch ein Besonderer bemerkbar. Ein Mann in langem, schwarzem und bis an die weiße Halsbinde zugeknöpftem Rocke. Er hatte ein gar rundliches, glattrasiertes Gesicht und kleine graue Äuglein, die ein wenig schielten. Er wußte geschmeidige Reden zu führen und dabei salbungsvoll die Hände zu heben. Schwieg er, so waren seine Lippen zusammengekniffen, nur ein scharfes Zähnlein des Oberkiefers stach hervor, also daß süße Milde und finstere Strenge vereinigt schien auf dem Gesichte des Herrn Anselmus, Küsters an der Propstei zu Rulau. — Der Arbeit für die protestantische Kirche wegen hatte der Küster zu Meister Euseb', trotz des Propstes Gutachten, kein besonderes Vertrauen gezeigt, doch aber in loyaler Weise gesagt: „Wir werden halt sehen, was er kann!"

Auf das Urteil dieses verständigen Mannes war die Menge besonders begierig. Herr Anselmus betrachtete die Gruppe vor dem Kreuz und schwieg; betrachtete den rechten Schächer und schwieg; betrachtete endlich den Heiland und sagte kein Wort. Doch als er nun auch den linken Schächer anschaute, begann er etwas zu murmeln, und wer näher hinhorchte, der konnte immer wieder vernehmen: „Unerhört! Unerhört!"

Da verbreitete es sich rasch in ganz Nulan: „Wir haben einen unerhört schönen Kalvarienberg!"

Endlich erschien der Tag der Einweihung. Die Stadt war beflaggt, der Weg hinauf nach der Felsenhöhe war an zwei Stellen mit Triumphbogen geschmückt. Vor den Kreuzen war eine Art von Altar aufgeschlagen und eine Kanzel, und weiterhin über die Höhe gab es Lebkuchenstände, Weinschänken, Schnapsbuden, aber auch Kunstläden mit Bildwerken, den neuen Kalvarienberg vorstellend, mit Photographien, auf denen der Meister Eusebi war, der heute kaum weniger verehrt werden sollte, als sein Werk.

Die Bevölkerung war aufgeregt, überall lud man Böller, bereitete man sinnige Kundgebungen zum heutigen Feste. Die schönste dieser Kundgebungen wurde wohl im Verborgenen geplant, man merkte etwas, riet aber müßig hin und her, worin ihre Huldigung bestehen würde. Der Küster Anselmus gönnte sich nicht eine Stunde Ruhe, er redete bei verschlossenen Thüren, er flüsterte an den Gassenecken, er eilte unermüdlich.

Meister Eusebi, der Schöpfer des Werkes, war schon ums Morgengrauen wach gewesen. Sollte dieser Tag doch der schönste seines Lebens werden. Von seinem

Fenster konnte er ausschauen auf die drei Kreuze, die dort im Lichte der aufgehenden Sonne standen. Er selbst blickte fast mit heiliger Ehrfurcht hin, und in Demut sagte er sich: Nicht du hast es gethan, du armer Mensch, sondern Gott hat es durch dich vollführt. — Sein Festgewand zog er an, den braunen Sammtkaus, das Barett stülpte er auf den Scheitel, den weißen Vollbart strählte er mit Sorgfalt; wenn sein Haupt selbst wie ein kleines Kunstwerk, etwa wie ein klassischer Künstlerkopf aussähe, so hätte er gar nichts dagegen. Er werde beim feierlichen Zuge hinaus ja wohl so ein wenig der Mittelpunkt sein müssen.

Klopfen an der Thür. Schon der erste Besuch. — Was? Der Gerichtsdiener! Eine Vorladung. Sie ist dringend. Meister Eusebi hat sich unverzüglich zur Behörde zu verfügen.

Heute sei für derlei kein Tag, antwortete der Meister, denn er meinte, daß es sich wohl wieder um Gewerbeangelegenheiten handle, man war ja immer noch nicht darüber im Reinen, in welches Gewerbe seine Kunst einzuschieben sei, um die richtige Steuer herauszubringen.

„Laß es gut sein, Alter, ich muß jetzt zum Festzug."

„Es ist keiner," antwortete der Gerichtsdiener.

„Die Einweihung des Kalvarienberges!"

„Ist verschoben."

Da stutzte der Meister und eilte auf die Gasse. Die hin- und herwogende Menge wich schier vor ihm zurück. Murmeln und Murren, einzelne Grüße, kühl, höhnisch, auch mit bedauernden Stimmen. — Was ist denn das? — Der Meister stürmt in die Wohnung des Stadtrichters: „Herr, was ist los?"

„Der Teufel," antwortete der Richter. „Ja, lieber Meister, die Sache hat einen Haken bekommen. Sie sind angeklagt, einen schweren Gottesfrevel begangen zu haben. Nur gelassen, wir werden das Nähere bald hören. Die Herren haben es gar eilig und sind schon im Saale."

Zehn Minuten später wurde auf das feierlichste die folgende Anklage vorgebracht:

„In unserer bisher so frommgesinnten Stadt ist ein ungeheuerlicher Frevel begangen worden. Die Gelegenheit der Rekonstruierung unseres uralten Kalvarienberges hat ein Unglückseliger benutzt, um dem lieben Heiland eine Schmach anzuthun, welche unerhört und unsagbar ist. Der Schächer zur Linken macht eine Grimasse gegen das heilige Kreuz, in welcher der Darsteller seinen wahrhaft dämonischen Haß und Hohn gegen unsern Herrn auf die erschreckendste Weise zum Ausdruck bringt. Es scheint, daß die heiligen Gestalten nur zu dem Zwecke aufgestellt worden sind, damit der Bösewicht sie mit vorgestreckter Zunge entwürdigen kann. Und das soll stehen bleiben da oben? Und wir alle sollen Mitschuldige sein, wenn Tag für Tag, Stunde für Stunde der schauderhafte Frevel verübt wird? Wir verlangen in unserem und im Namen aller Gläubigen auf das feierlichste, daß diese Darstellungen sofort entfernt und der Urheber derselben exemplarisch bestraft werden soll."

So lautet in ihrem Hauptzug die Anklage, welche der Küster Anselmus leitete, und für welche er bereits eine große Partei geworben hatte. Vor dem Stadthause harrte die Menge des Urteils, denn daß es bei dieser unerhört wichtigen Sache mit der Schnelligkeit des Standrechtes gehen müsse, galt vielen für selbstverständlich.

Der Stadtrichter mochte die Sache doch nur für ein Verhör betrachten. Er fragte nun den Meister Eusebi, was er auf die Anklage zu entgegnen habe.

Meister Eusebi antwortete: „Nicht ein einziges Wort."

Der Propst, welcher geholt worden war, schüttelte sein weißes Haupt — er verstehe den Küster nicht! Dann ging er wieder davon.

Unbeweglich in fast finsterem Trotze stand der Meister Eusebi da, als der Küster die Hand erhob und mit schneidender Stimme schrie: „Die ganze Gruppe ist entehrt, sie muß vernichtet werden! Ein Sühntag muß gehalten werden zu Nulau für diesen Frevel. So geschehe es!"

Der Richter entgegnete: „Strafe muß sein! Doch sehe ich nur einen Schuldigen, das ist der linke Schächer. Er soll enthauptet werden."

Und dieser in guter Laune hingeworfene Ausspruch ist Ernst geworden. Meister Eusebi wurde verhalten, zur Beruhigung der Gemüter dem Missethäter das Haupt mit der inkriminierten Grimasse sofort abzusägen und ein anderes dafür aufzusetzen, in dessen Zügen die Frömmigkeit ausgedrückt sei, welche auch der linke Schächer dem Heilande schuldig ist.

„Aber der Linke ist ja der Unbußfertige!" wagte Meister Eusebi einzuwenden.

„Ist alles eins!" schrie der Küster, „solange er in der Nähe des Kreuzes ist, muß er fromm sein."

Auch gut, dachte sich der Meister.

In kurzer Zeit war der Schaden gut gemacht, und die feierliche Einweihung konnte ungehindert stattfinden. Auf den sich krümmenden Armensünder-Rumpf des linken Schächers war ein neuer Kopf gesetzt, der sich gar süß und

fromm dem Heilande zuwendet. Dieser neue Kopf hat ein rundliches glattrasiertes Gesicht, hat zusammengekniffene Lippen, zwischen denen ein scharfes Zähnlein hervorsticht, hat Äuglein, die ein wenig schielen.

Also ist es zu sehen bis auf den heutigen Tag auf dem Berge bei Aulau, und niemand hat dagegen etwas einzuwenden.

Die Abbrandler.

Der alte Krauter, die alte Krauterin und der Krautersohn saßen beisammen in ihrem Häuslein. Sonntag-Abend war's; in der Stube kein Licht, zu den zwei niederen Fensterlein schimmerte noch die Abendröte herein und brachte die erdfahlen Wangen der alten Leute hübsch zu Ehren. Der Sohn lehnte im finsteren Tischwinkel und wenn die Kohle seiner Tabakspfeife glostе, da sah man auch sein verschmitztes Gesicht mit den wasserfarbigen Äuglein.

Mehr weiß ich nicht von den Leuten. Belauschen wir sie, vielleicht erfahren wir etwas.

„Ein Heidengeld! ein blutiges Heidengeld!" stieß der Alte mit bebender Stimme heraus.

„Das wievieltemal hast heute eingezahlt, Vater?" fragte mit einem schrillen Fistelton die Krauterin.

„Das viertemal hab' ich schon geschwitzt!" sagte er.

„Wär' nit weniger als zweiunddreißig Gulden," versetzte sie.

„So viel ist das ganze Glumpert nit wert," warf der Sohn ein und blies ins Rohr, daß sein etwas spitzes Gesicht im Scheine der Pfeifenglut blutrot hervorstarrte aus der Dunkelheit.

„Hast eh recht, Natz," kicherte der alte Krauter.

„Meiner Seel!" sagte der Sohn.

„Ja, du heiliges Kreuz, wie lang' soll denn das noch fortgehen mit dem Einzahlen?" fragte das Weib.

„Das geht alleweil fort, Jahr und Jahr. Und wenn wir's einmal aussetzen, verfallt alles miteinander. Diese Versicherungen, wenn sie einen einmal angehakelt haben, sind des Teufels. Alleweil Geld hergeben, Geld hergeben und hat nichts dafür. Schon verfluchtlet gereut hat's mich immer einmal, daß ich aufgesessen bin. Aber das Maulmachen, das können sie, diese Agentenleut, diese verschweselten!"

„Herr Jesseles, einmal wird's doch aus werden mit dem Einzahlen," sagte die Krauterin.

„Einmal wird's aus," sprach der Krauter leise.

„Ja, wenn's Häusel niederbrennt!" lachte der Sohn. Da gab's wieder Schein aus der Pfeife.

Der Krauter trampelte mit der Schuhspitze auf dem Fletz, dann wendete er sich ein wenig seitlings und murmelte: „Wär' eh 's Gescheiteste. So eine Moderhöhlen, wo in der Wand schon der Holzwurm verreckt, weil er kein frisch' Stückel Holz mehr zu fressen hat. Wär' eh nix besseres wert!"

„Meiner Seel'!" sagte der Sohn.

„Und das Dach!" rief die Krauterin. „Gar keins wär' besser, da kunnt's wenigstens nach dem Regen wieder austrocknen in der Strohkammer."

„Eh so, eh wohl so," gab der Krauter zu.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Abbrandler werden?" fragte das Weib.

„Achthundert auf die Hand!"

„Uh, davon möcht' man ſich ja ein ſauberes Häuſel ganz neu aufbauen laſſen!" war ihre Anſicht.

„Meiner Seel'!" ſagte der Sohn.

„Für's Niederbrennen zahlſt ja ein," ſprach die Krauterin.

„Eh ſo, iſt eh ſo!" meinte der Krauter. „Derleben möcht' ich ein neues Häuſel, derleben möcht' ich's."

„Vom Hagelgruber haben ſie's ja auch geſagt."

„Was haben ſie vom Hagelgruber geſagt?"

„Daß er ſelber hätt' anzunden."

„Mordsprächtig hat er wieder aufgebaut. Haus und Stall. Mordsprächtig. Iſt bei derſelbigen Verſicherung dabei geweſt, wie wir."

„Das Häuſel, wie es auf der Einſchicht ſteht!" warf die Krauterin hin. „Wenn kein Menſch ein' Schaden hat! Jeder macht ſich's beſſer, wenn er kann."

„Meiner Seel'!" ſagte der Sohn.

„In ſo einer alten Hütten iſt bald was," fuhr ſie fort, „das Holz zunderdürr. Auf dem Dach Stroh. Dazu der offene Herd, der hölzerne Rauchfang. Bettelleut gehen mit brennenden Pfeifen vorbei. Ein Unglück iſt bald geſchehen — kein Menſch kann was dafür!"

„Es geht nit ſo leicht, wie man glaubt," verſetzte der Krauter. „Die Hütten ſteht ſchon zweihundert Jahr lang. Und ich wart' jetzt ſchon ſeit vier Jahren drauf . . ."

„'s Warten wird nit viel helfen," meinte die Krauterin. „Der Menſch muß ſich umthun, wenn er's zu was will bringen . . ."

Der Krauter ſchwieg jetzt ein Weilchen, dann ſagte er: „Ich nit, ich thu's nit. Ich will ehrlich ins Grab ſteigen. Andere ſollen machen, was ſie wollen."

„Wirst noch lang leben, Vater," rief der Sohn.

„Thu's auch gern," antwortete der Alte. „Will aber niemandem im Weg sein. Dir laß ich das Häusel verschreiben, Natz. Wirst heiraten wollen. Meinetwegen; aber nit da ins Stübel herein. In den Strohstadl hinaus, wenn du willst. 's ist ein Elend, wenn die Hütten so klein ist."

„Meiner Seel!" rief der Sohn.

„Das Gründel thät's tragen, aber das Häusel tragt's nit," meinte nun auch die Krauterin.

„Meine lieben Leut', es kann noch lang dauern!" gab der Alte zu bedenken. „Aber ich nit, ich thu's nit. Will auch nichts gesagt haben."

„Kannt leicht nit recht sein," sagte die Krauterin.

„Eingesperrt wird einer, der's zu Fleiß thut!" versetzte der Natz. „Zu Fleiß thu' ich's nit, das weiß ich."

„Geh, Alte," sagte der Krauter, „zünd' ein Licht an. 's ist Zeit zum Rosenkranzbeten."

Heiße Sommertage waren gekommen. Gewitter gab's und die Blitze schlugen im nahen Schachen ein, und ins flache Feld und sogar in den alten Eschbaum, der unweit des Krauterhäuschens stand. Der Eschbaum brannte lichterloh. Die Krauterleute standen in Aufregung vor ihrer Thür und der Alte murmelte: „Wenn jetzt der Wind kommt, so kann uns ein Unglück treffen, die brennenden Moossetzen tragt's verfluchtlet weit herüber!"

„Geh, schau, Natz, ob der Brunnentrog voll Wasser ist!" befahl die Mutter.

Der Sohn ging hinter die Hütte hinaus zum Brunnen,

schlug im vollen Troge den Zapfen los und als das Wasser ausgeronnen war, kam er zurück und sagte: „Der Trog ist leer. Wenn ein Unglück sollt' sein, wir kunnten uns nit helfen."

„Ich denk', wir heben an und tragen die Sachen heraus," schlug der Alte vor; in demselben Augenblicke erhob sich ein Wind, der brennende Baum lohte neuerdings auf, die Flammen flogen weit durch die Luft, aber nach der entgegengesetzten Richtung, als die war, wo die Hütte stand.

Mißmutig gingen die drei Leutchen wieder ihren Geschäften nach.

Am selbigen Abende meinte die Krauterin vor dem Rosenkranz: „Das Florianigebet kunnten wir auslassen; wird sonst allemal die Suppen kalt, er weiß es so wie so."

„Eh so!" kicherte der Alte, „er wird's schon wissen, wie es für uns am besten ist. Ich hab' doch mein Vertrau."

„Mir geht schon die Geduld aus," sagte der Sohn. „Das Jahrl ist bald um, nachher kann man das fünfte Mal acht Gulden hinauswerfen. — Meiner Seel'!"

Bald nach diesen Tagen war unten im Dorfwirtshause Freimusik. Der Natz fand sich auch dabei ein und weil er gerade zurecht kam, wie junge Burschc in einem großen, wirren Knäuel beisammen waren und mit Fäusten aufeinander losdroschen, so beteiligte er sich rasch an diesem Geschäfte. Zwar wußte er nicht, um was es ging, das macht nichts, er schlug eben tapfer drein. Und weil er der Flinkste war und ausgiebig dreinschlug, so blieb er Sieger und wie die Jungen auseinander stoben, blieb dem Natz die Grünbüschl in der Hand. Die Magdalena

Grünbüschl, ein frisches, rundes Mädel, derentwegen der lebendige Handel losgebrochen war.

Die Grünbüschl, als sie sah, sie stünde an Seite des Stärkeren, blieb an Seite des Stärkeren stehen. Der Ratz lud sie ein, sich zu ihm zum Wirtshaustisch zu setzen — und was sie trinken wolle?"

„Einen Süßen!" sagte sie schämig und war dabei ganz reizend anzusehen.

Eine halbe Stunde später versprach er ihr das Heiraten.

„Ja," entgegnete sie, „auf was denn?"

„Auf mein Häusel!"

Da lachte die Schöne hell auf. „Das alte Glumpert nennt er ein Häusel! Du, da hinein bringst mich nit. 's kunnt z'sammfallen."

Gegen Mitternacht ging die Grünbüschl zu ihrem Vater, so freute es auch den Krauter Ratz nicht mehr im Wirtshaus. Er machte sich langsam auf den Heimweg. Als er durch den Schachen war und auf dem Felde, wo die Schöber des geschnittenen Kornes standen, sah er vor sich das Häusel. Es ragte in der Sternennacht wie ein schwarzer unförmiger Haufen auf der Fläche. Der Bursche zündete sich in der deckellosen Thonpfeife eine frische Ladung Tabak an und dachte sich so sein Teil: Unrecht hat sie eh nicht. 's ist ein Glumpert. Man ist seines Lebens nicht mehr sicher drin. Niederreißen? Neu aufbauen? Wohin mit der Welt? Woher mit dem Geld? — Na, jetzt gehn wir schlafen, für heut' wird's es wohl noch halten.

Er ging hin, kletterte von außen die Leiter hinan, beim Dachthürlein hinein aufs Stroh, wo zur Sommerszeit sein Lager sich befand. Im Gewand, wie er war,

so legte er sich hin; wird ja bald wieder zum Aufstehen sein, im Sommer wird's früh Tag. So knapp unter dem First lag er, daß die Fetzen des zerzausten Strohdaches ihm ins Gesicht hingen. Er pfustete den ihm in den Mund fliegenden Staub aus und rauchte ruhig weiter. Dabei dachte er natürlich an die Grünbüschl. Sie war schon lange sein Gedanke gewesen und heute hatte er sie ganz zufällig ergattert. Wenn der Mensch Glück hat, geht alles. Heißt das, wenn er's hat. Der Ratz ist ihr gut genug, aber das Häusel ist ihr zu schlecht. — Was, Ratten? Ich glaub gar es sind Ratten da, weil's so herumfahrt im Stroh. „Wartet, Rabenvieher, euch will ich helfen!" Mit diesen Worten sprang er auf, schleuderte die Tabakspfeife ins Stroh, daß die Funken stoben, und stieg eilends die Leiter hinab.

„Wer ist denn da?" zetterte die alte Kranterin, als der Ratz unten in die Stube trat. „Ist denn kein Fried zum Schlafen?"

„Es ist kein Fried zum Schlafen," antwortete der Bursche. „In der Strohkammer oben müssen Ratten sein. Meiner Seel'!"

„Und du bist es noch nit gewohnt, das Unzücht?" schnarrte jetzt auch der alte Krauter drein.

„Vaterleut," sagte der Ratz, „ich denk, ihr steht auf und wir tragen Sachen hinaus . . ."

„Was sagst, Ratz?" flüsterte der Alte, „wird doch das nit sein? Ein verfluchtleter Schelm bist."

Da waren die Alten auch schon in ihren Kleidern. Der Ratz öffnete die Stallthüren, daß die Haustiere hinaus konnten. Und dann huben alle drei an, Gewandzeug, Garnsträhne, Hausgeräte, Schmalztöpfe und anderlei Dinge

aus der Hütte zu ſchleppen. Auf dem Felde unter den Kornſchöbern verbargen ſie die Sachen. Bei ſolchem leiſen, haſtigen Hin- und Herlaufen blickte der Ratz manchmal aufs Häuſeldach . . . Es war aber nichts. — Endlich tagte der Morgen, die Hütte ſtand, wie ſie geſtern geſtanden, und die Familie ging verdrießlich an ihre gewohnten Verrichtungen.

An einem der nächſten Tage ging ein Nachbar des Weges, der rief den Krauterleuten zu, ſie ſollten doch die Kornſchöber einheimen, der Anzeichen nach käme ſchlecht Wetter.

„Bis übermorgen muß es noch aushalten," antwortete der alte Krauter. „Wir möchten gern eine Kirchfahrt machen auf den Schutzengelberg, wo morgen das Feſt iſt. Schutz und Segen hat der Menſch alleweil zu brauchen."

„Haſt eh recht," ſagte der Nachbar und ging ſeiner Wege.

Am ſelbigen Nachmittage goß die alte Krauterin mit ihrem Blechmodell Talgkerzen. Man nimmt ihrer in der Laterne mit, wenn's nächtiger Zeit zum Wandern iſt. Noch ſuchte der Ratz in der dunklen Strohkammer ſeinen Taſchenfeitel, fand ihn aber nicht, und bald darauf, gegen Abend, trieben die Leutchen ihre zwei Kühe und die Ziegen in den Schachen, verſperrten ihre Hütte und machten ſich auf den weiten Wallfahrtsweg gegen Schutzengelberg.

Spät in der Nacht, als ſie ſchweigſam den Berg hinanſtiegen zur Kirche und zum Einkehrhaus, blickte der Ratz zurück in die Gegend, von der ſie gekommen. Hinter der Hügelkette war ein roter Schein, als ginge der Mond auf. Es war aber nicht um ſolche Mondeszeit, der Burſche wendete raſch ſein Geſicht, ſtieg rüſtig bergan und ſagte

nichts. Als sie später in der Wirtsscheune unter andern Wallfahrern schliefen, hub die alte Krauterin auf einmal an zu schluchzen. Um die Hühner thäte es ihr so leid, sagte sie, die armen Vieher wären in ihrer Steige hinter dem Herd vergessen worden. — „Traumreden thut sie," murmelte der Alte, „Weib, du sollst in Gottesnamen schlafen."

Am nächsten Tage während des Gottesdienstes schob sich im Kirchengedränge der Schaffel-Franz, ein Zimmermann, zum alten Krauter hin und flüsterte ihm die Frage ins Ohr: „Bist du schon gestern hergegangen?"

Der Krauter nickte mit dem Kopf, ohne weiter sich in seiner Andacht stören zu lassen.

„Wirst einmal schauen, wenn du heimkommst!" sagte der Schaffel-Franz, „wenn du einen Zimmermann solltest brauchen, ich bin jetzt zu haben."

Der andere betete ruhig weiter.

Nachmittags auf dem Heimweg gingen die Krauter-Leute mit mehreren anderen. Bei einem Wirtshause wollte der Natz einkehren, doch seine Mutter sagte, sie müsse nach Hause eilen, die Ziegen zu füttern. Als sie durch den Schachen hinausgingen, sagte die Krauterin: „Was nur das für ein starker Geruch ist, heut?"

„Sie müssen irgendwo Stroh verbrannt haben," meinte der Natz.

„Jesses Maria!" schrie jetzt auch schon der Alte auf. Sie waren aus dem Wäldchen getreten und sahen es. Wo das Häuslein gestanden, da lag ein grauer, glosender Aschenhaufen und mitten empor ragte die rostbraune Ofenmauer. Etliche Nachbarn standen umher und betrachteten die Brandstätte.

Zu diesen trat nun der alte Krauter weinend hin,

hielt ſeinen Hut in der Hand und rief: „Ihr ſeht es, ihr ſeht es! — Bitt' gar ſchön um eine Brandſteuer!“

„Nur ein Glück, daß das Vieh nit mitverbrannt iſt,“ bemerkte einer der Nachbarn. Denn die Kühe und die Ziegen waren im Schachen.

„Jetzt thun ſie halt nichts melken,“ ſagte die Krauterin. „G'alt' (gealtet, unfruchtbar) ſind ſie.“

„Es verfolgt uns wohl hart!“ ſagte der Alte.

„Müd' und hungerig — und keine Heimſtatt!“ ſo klagte ſie und weinte heftig in ihre Schürze hinein. „Dieweilen wir die heilige Kirchfahrt machen, hat uns Gott verlaſſen. Was haben wir denn verſchuldet und was heben wir jetzt an?“

Einer der Nachbarn lud ſie ein, in ſein Haus zu kommen. In wenigen Tagen würde ja eine Rothütte aufgerichtet ſein und es würden wieder beſſere Tage werden.

„Verhoff's wohl, verhoff's!“ antwortete der alte Krauter.

Es wäre nur ein Glück, daß die Feldfrüchte noch nicht unter Dach geweſen.

„Iſt wohl ein Glück!“ ſagte der Alte und ſtarrte wie verloren vor ſich hin.

Mit einer langen Stange begann er hierauf Eiſenbeſtandteile aus der Aſche zu krauen. Der Natz half ihm dabei. Die Nachbarn hatten ſich allmählig verzogen. In der Abenddämmerung, als ein Lüftchen ſtrich, lohten einzelne Kohlenbrände noch einmal hell auf.

„Das iſt ſchon eine Paſſion!“ flüſterte der Alte dem Jungen zu und wühlte in der Aſche.

„Meiner Seel'!“ gab dieſer bei.

Nachher strichen die beiden aufs Feld hin und guckten unter die Kornschöber.

„Noch gut aufgehoben," sagte der Alte. „Müssen's aber besser verwahren. Wird bequem herzunehmen sein für das neue Haus."

„Das wird ein bissel anders ausschauen, als wie die verdächtige Hütten. Gut weg ist das Glumpert — meiner Seel', ich bin froh."

„Das neue Haus wird gemauert — und ein Ziegeldach."

„Und drei Stuben wenigstens."

„Versteht sich. Wirst ja auch eine brauchen, Natz, oder gar zwei. Hast sie redlich verdient."

„Meiner Seel'!"

„Nu wird's doch einmal besser werden. Daß wir uns können helfen. Morgen geh' ich zum Agenten, daß wir bei Zeiten das Geld kriegen. Wenn's gut geht, mögen wir das neue Haus noch vor dem Winter unter Dach bringen." Also der Alte.

Und ich möcht' vor dem Winter auch noch die Grünbüschl unter Dach bringen, dachte der Junge.

Hernach gingen sie in den Schachen und molken die Ziege. Diese hatte schon erbärmlich gemäckert, ihres übervollen Euters wegen. In Ermangelung eines Gefäßes wußten sie sich's nicht recht anzuschicken; sie molken einander in die hohle Hand und tranken also das Nachtmahl aus lebendiger Schale.

„So nobel haben wir es schon lang nit mehr gegeben," sagte der Alte und schlürfte.

„Meiner Seel'," sagte der Junge und schlürfte ebenfalls.

Und nachdem all das so geschehen war, trotteten sie sachten Schrittes hinaus zu einem Nachbarshof und legten sich in der Scheuer auf's Heu.

Am nächsten Morgen gingen die alte Krauterin und ihr Sohn mit dem Eisenkrampen hinauf zur Brandstätte. Wer ihnen in den Weg kam, den bettelten sie klagend an um eine Brandsteuer; sahen sie sich allein, so waren sie guter Dinge. Warum denn nicht? Abbrennen ist zwar ein Unglück, aber ein Unglück, das gut bezahlt wird, ist immer noch zu ertragen . . .

Der alte Krauter ging an diesem Tage hinab in den Marktflecken. Jedem erzählte er das große Unglück, welches ihn getroffen und als er vor der Assekuranz-Agentur saß, da die Amtsstunde noch nicht gekommen war, verdeckte er sein Gesicht mit den russigen Händen — er hatte sie zu Fleiß nicht gewaschen — und weinte. Die Leute blieben vor ihm stehen und sagten: „Armer Mensch! Wenn er nur gut versichert war!"

Nun kam ein Mann mit farbigen Rockaufschlägen herbei, blieb stehen vor dem eingenickten alten Mann und fragte ihn: „Ihr seid ja der Krauter-Bauer?"

„Gewesen, lieber Herr, gewesen," antwortete der Alte, „jetzt ein Bettler."

„Mir ist es recht, daß ich nicht weit umzugehen brauche. Eine Vorladung habe ich für Euch."

„Aha, von der Versicherung."

„Vom Gericht."

Stutzte der Krauter. — Freilich wohl, dachte er sich dann, man muß das Feuer beim Gericht anzeigen. Man

denkt halt nit auf alles. — Die Agenturkanzlei war ohnehin noch nicht offen, er ging daher rasch ins Gerichtshaus.

Ein paar Herren saßen an Schreibtischen herum. Einer derselben winkte den eingetretenen Bauern zu sich, stand aber nicht auf und ließ den Ankömmling auch nicht niedersitzen.

„Ihr seid der Mathias Krauter?"

Der Angeredete glättete mit der Hand das verstörte, schüttere Haar über die Stirn herab und nickte mit dem Kopf: er wäre es.

„Ihr habt Euer Haus angezündet!" sagte der Richter.

Knickte der Alte ein wenig mit den Knien ein, that aber, als hätte er das Wort nicht verstanden.

„Hat mich halt wohl ein großes Unglück getroffen jetzt," sagte er. „Dieweil wir auf der Kirchfahrt sind gewesen, ist uns das Häusel niedergebrannt."

„Ihr habt es selbst angezündet," versetzte der Richter ganz kühl und ruhig.

Der Bauer antwortete: „Eine solche Red' ist aus der Weis, Herr Richter. 's ist kein Mensch daheim gewesen. Ich, meine Alte und der Sohn, der Natz, sind auf den Schutzengelberg gegangen und über Nacht ausgewesen."

„Ja, ja, und habt vorher Euere Haustiere ins Freie getrieben, und habt auch Geräte, Kleidungsstücke, Eßvorräte vorher aus dem Hause getragen und auf dem Felde unter Kornschöbern verborgen. Wie?"

Der Alte starrte drein.

„Ihr seid dabei gesehen worden."

Der Alte blieb ganz ruhig und gab an, daß er der vielen Gewitter und Blitzschläge wegen etliche Sachen auf freiem Felde geborgen habe, was er auch in früheren

Jahren, schon von seinem Vater her, so gehalten. Und das Vieh bleibe zur Sommerszeit nachtsüber stets im Freien, auch bei den Nachbarn sei es so. Das wäre ihm doch sein Lebtag nicht in den Sinn gekommen, daß solche Umstände einen ehrlichen Menschen könnten in Verdacht bringen.

Hierauf mußte der Krauter alles haargenau erzählen, wann er sein Haus versichert habe? wie hoch? unter welchen Bedingungen? Mußte hernach angeben, wie er mit seiner Familie am betreffenden Tage das Haus verlassen habe, was ihnen unterwegs begegnet sei und allerhand so Dinge, die eigentlich gar nicht zur Sache zu gehören schienen. Endlich zündete man an einem Kruzifix zwei Lichter an, und er mußte schwören, daß seine Aussage sich der Wahrheit gemäß verhalte, und daß er sein Haus nicht angezündet habe.

Der Krauter legte ganz ruhig darauf den Eid ab. — Als das geschehen war, wurde er zu seiner großen Überraschung in den Arrest geführt.

Am Nachmittage wurde die alte Krauterin verhört. Sie konnte mit ihrem Manne seit seinem Verhöre sich nicht verständigt haben, sagte aber ähnlich aus, wie er. Und auch sie schwur, das Haus nicht angezündet zu haben.

„Habt Ihr auch keinerlei Anlaß dazu gegeben?" fragte der Richter angesichts des Kruzifixes.

Da stotterte sie. — Anlaß? Wie so das gemeint sei?

„Etwa eine Verabredung?"

„Mein Gott," antwortete sie, „freilich spricht man bisweilen von Feuersgefahr, wenn man unter einem Strohdach wohnt!"

„Da Ihr ziemlich hoch versichert waret, konnte Euch

bei dem schlechten Zustande des Gebäudes der Brand nur zum Vortheile sein," bemerkte der Richter.

„Lieber Gott, das leugne ich auch gar nit. Wir haben öfter gesagt: Wenn einmal ein Unglück sollt' sein, wenigstens kunnten wir uns was Neues bauen. Für was zahlt man denn in die Versicherung, wenn man nachher nit einmal das sollt' denken und sagen dürfen!"

„Könnt Ihr es beschwören," sagte der Richter, „daß weder bei Euch, noch bei Euerem Manne, noch bei Euerem Sohne jemals die Absicht war, in Euerem Hause Feuer zu legen, oder bei einem zufälligen Brande das Feuer zu begünstigen, zu schüren, oder es wenigstens ohne Löschungsversuch brennen zu lassen?"

„So weit hab' ich nie nachgedacht," antwortete das kluge Weib, „und was die andern denken, das weiß ich nit."

„Gut," sagte der Richter, „einstweilen sind wir fertig."

Sie wurde in Gewahrsam gebracht.

Der Natz war noch nicht damit fertig, die unter den Kornschöbern verborgenen Gegenstände im Schachen unter Moos und Haidekraut zu verstecken, als ein des Weges kommender Schulknabe die Nachricht brachte, sein Vater und seine Mutter seien eingesperrt, weil sie das Häusel angezündet hätten.

„So steht's?" sagte der Bursche laut zu sich selbst. „Meine Eltern, das ist zu dumm! Meiner Seel'!"

Er warf noch einige Arm voll Moos auf die Garnsträhne und Schmalztöpfe und machte sich dann auf den Weg in den Marktflecken.

Die werden mich nicht haben verraten wollen, dachte er unterwegs. Werden auch nichts Rechtes wissen. Ist recht, so werde ich alles erzählen, wie es gewesen ist. Was kann mir denn geschehen? Wegen Unachtsamkeit ein paar Tage eingesperrt; steht wohl nit dafür, wegen so was einen falschen Eid ablegen. In ein paar Wochen ist die ganze Geschichte vorbei, wir haben das Geld und können anfangen zu bauen.

Bei Gericht trat der Bursche ziemlich vorlaut auf, wie einer, der da sei, um Ordnung zu machen.

Er begehrte, seine Eltern freizulassen, und Leute, denen das Haus niederbrennt, wegen nichts und wieder nichts einsperren, das verstehe er nicht. Was sie wüßten, das wisse er auch.

Also, wie es gewesen sei? Welches von den dreien vor der Wallfahrt das letzte im Haus gewesen?

„Wir alle drei. Zugesperrt hat die Mutter," erzählte der junge Krauter.

„War da irgend ein Brandgeruch zu bemerken?" fragte der Richter.

„Den müßte ich wahrgenommen haben, ich hab' noch meinen Taschenfeitel gesucht."

„Wo haben Sie Ihren Taschenfeitel gesucht?"

„Im Häusel. In der Strohkammer, wo mein Bett ist."

„Die Strohkammer ist wohl dunkel?"

„Was halt bei den Dachluken hereinscheint."

„War Ihnen das hell genug, um den Feitel zu suchen."

„Ich habe eine Kerze angezündet."

„Und mit der brennenden Kerze sind Sie in die Strohkammer gegangen?"

„Das kommt oft vor.“

„Haben Sie Ihren Gegenstand gefunden?“

„Nein. An der Hausthür hat die Mutter geschrien, 's war' die höchste Zeit zum Fortgehen.“

„Wie haben Sie die Kerze gehalten?“

„Ich hab' sie hingestellt.“

„Wo hingestellt?“

„Auf den Schaub.“

„Und natürlich ausgelöscht, als sie fortgingen.“

„Es kann schon sein. Ich weiß das nit genau, die Mutter ist schon stark ungeduldig gewesen.“

„Also haben Sie das Licht in der Strohkammer brennen lassen? Wie?“

„Das weiß ich jetzt nit mehr.“

„Ist es Ihnen später nicht eingefallen, als Sie gehört, das Haus sei niedergebrannt?“

„Ja, da hab' ich gedacht: Wirst doch nit die dumme Kerze brennen gelassen haben!“

„Haben Sie sich gedacht!'

„Ich bin oft so zerstreut. Weil ich mich als kleines Kind den Kopf einmal so viel angeschlagen haben soll. Auch Kopfweh hab' ich am selbigen Tage so viel gehabt.“

„Es ist schon gut,“ sagte der Richter, indem er emsig etwas auf das Papier schrieb.

Der Natz stand da und dachte bei sich: Das hast du einmal gut gemacht. Hast es eingestanden und können dir nichts machen. So Umständlichkeiten da, bei jedem Kletzen. Meiner Seel'!

Der Bezirksrichter klingelte. Der Diener trat ein.

„Rufen Sie die Gendarmen. Dieser Mann wird sofort dem Landesgerichte eingeliefert!“

Da fuhr er einmal in die Höhe, der Ignaz Krauter. „Wieso, Landesgericht?“ rief er. „Das ist ja das Verbrechergericht! Bin denn ich ein Verbrecher, weil ich aus Unachtsamkeit meine eigene Hütten angebrannt hab'? Wen geht's denn was an, wenn ich meine Hütten niederheiz'? — Die Versicherungs-Gesellschaft? Die ist ja dafür da. — Für was zahlen wir denn ein?“

So lange räsonnierte er in seiner Bauernlogik, bis die Gendarmen ihn davonführten.

Bei dem Landesgerichte gestand er es ohne viel Umstände ein, daß er mit Absicht die brennende Kerze in den Strohschaub gesteckt hatte, damit sie einige Stunden später, wenn die drei Bewohner schon auf weiten Wegen, das Stroh erfassen sollte. — An demselben Tage wurden die alten Krauter-Leute freigelassen; der Ratz aber erhielt sechs Jahre Kerker. — Die Versicherungssumme, wegen welcher alles geschehen, war verfallen.

Und die Krauter-Familie, welche früher in der kleinen Hütte arbeitsam und ruhig dahingelebt, bestand jetzt aus zwei alten Bettelleuten und einem jungen Arrestanten.

Auf der Brandstätte des Krauter-Häusels wachsen Nesseln und Disteln.

Sein Geld will er haben.

An einem nebelgrauen Märztage war's im Jahre des Heils 1811. Der Stockbattner werkte in seiner Geräthütte umher und besserte Pflug und Egge aus. Denn es kam die Zeit zum Ackern. Der Stockbattner war ein noch junger Mann, der die Tabakspfeife, wenn das Feuer ausgegangen war, nicht noch im Munde baumeln ließ, sondern sie weglegte und sich nicht sobald Zeit nahm, sie wieder anzuzünden. Er hatte vor kurzem erst den Bauernhof übernehmen müssen; sein rüstiger Bruder war schon früher zu einem Nachbarn als Knecht gezogen, um sich Geld zu verdienen; sein altes mühseliges Elternpaar war bis zum letzten Ende im Hause geblieben — also hieß es jetzt tapfer anschieben, um die Wirtschaft zur Not im Gange zu halten.

Dem Pfluge fehlte ein Sech, er stemmte es ein; dem Rade mangelte ein Reifen, er schlug ihn an; der Egge gingen etliche Zähne ab, er setzte sie ein — der Ungeschicktesten war er keiner, gab es Schmiede-, Wagner- oder Zimmermannsarbeit, er wußte anzugreifen und nachzuhelfen. Natürlich, wenn wir die auf dem Hofe liegenden Schulden tilgen sollen, wenn wir die Gebäude ausflicken und die Grundstücke in bessere Tragfähigkeit bringen

müſſen, wenn wir am Ende gar noch heiraten wollen, da muß man wohl überall nach dem Rechten ſehen und Beſcheid wiſſen.

„Mir ſcheint, du haſt mit dem Werkzeug dein G'ſrött," redete den Bauer jemand an Er ſchaute von ſeiner gebückten Stellung auf, ſtand ſein Bruder Jakob hinter ihm.

„Ah, du biſt es," lachte der Stockbattner, „hab' mir ſchon nicht denken können, wer heut' daherſteigen kunnt. Ja freilich hab' ich mein G'ſrött; es iſt hübſch alles zerlempert umundum und wenn das Werkzeug nichts nutz iſt, wird die Arbeit auch nichts nutz. Weißt eh wie's geht."

„Wenigſtens iſt jetzt alles dein," ſagte der Jakob.

„Wär' ſchon recht, wenn ich erſt einmal die Schulden weggezahlt hätte. Willſt nicht ein biſſel in die Stuben hineingehen und abraſten, Bruder? Mit einem Glaſel Schnaps kann ich dir aufwarten. Sonſt bring' ich halt nichts für. Wenn die Hauswirtin fehlt, weißt eh."

„Schnaps mag ich alleweil," beſchied der Jakob und ſie gingen ins Haus, wo der Bauer den Bruder mit Zwetſchkenbranntwein und Schwarzbrot bewirtete. Der Jakob ſchnitt ſich vom Brotlaib ein großes Stück ab, machte in dieſem dann mit ſeinem Taſchenmeſſer mehrere Querſchnitte, um es ſolchergeſtalt brockenweiſe in den Mund ſtecken zu können.

„Haſt kein' Speck dazu?" fragte er.

„Der tauſend ja, Speck, ei freilich! Bin wohl ein ſchlechter Hauswirt, ich, daß ich nicht daran denk': Mußt mir's ſchon nicht für übel halten." Damit beeilte ſich der Stockbattner, aus einem rußigen Küchenkaſten das Gewünſchte hervorzuholen. „Laß dir's nur ſchmecken, Bruder. Mich gefreut's. Weißt eh, daß es mich allemal gefreut."

Und als der Bruder Jakob sich tapfer geatzt hatte, das Taschenmesser zuklappte und den Mund mit der breiten Hand abwischte, pfiff er dem Bauer ein Liedel ins Gesicht und sagte hierauf gemütlich: „Weißt, warum ich da bin? Was glaubst?“

„Das Heimatshaus sucht der Mensch gern manchmal auf. Ist auch recht.“

„Hau, das Heimatshaus!“ lachte der Jakob. „Bin ja doch fremd, seit du darauf sitzest.“

„Aber Bruder!“

„Bin ja hinausgebissen worden.“

„Aber Bruder Jakob! Du hättest ihn doch haben können, den Hof, hast ihn nicht genommen, hab' halt ich mich müssen dranmachen, daß er nicht in fremde Hände kommt. Weißt eh.“

„Ist gut,“ brummte der Jakob mit einer unwilligen Handbewegung. „Wir wollen nicht streitend werden. Ich bin nur da, Bruder, um dir zu sagen, daß ich mein Geld haben will.“

Der Stockbattner schaute ihm eine Weile forschend ins Gesicht. „Das wird doch nicht dein Ernst sein.“

„Ich will mein Geld haben.“

„Wärst aber nicht gescheit, Bruder! Ja, zu was brauchst es denn auf einmal?“

„Das ist mein Sach'. Ich wart' nimmer zu.“

„Um Gotts-Christi Willen, woher sollt' ich jetzt auf der Stell' fünfhundert Gulden nehmen?“

„Fünfhundertachti, mein Lieber! Schenken thu' ich dir keinen Kreuzer. Lieber einem wildfremden Menschen, wie dir.“

„Und um mir das zu sagen, hast dir die Gurgel mit Speck einschmieren müssen?“

„Wenn du mir das Stückel Speck neideſt — ſoll dir vergütet werden.“

„Ach nicht ſo, nicht ſo, Bruder. Wer wird ſo was denken! Iſt dir wohl vergunnt. Nur mit der Forderung thu' mir noch ein biſſel warten, ich bitt' dich gar ſchön. Woher ſollt' ich's nur nehmen? die Ochſen ſind noch nicht feiſt. Hafer verkaufen kann ich erſt im Herbſt, weißt eh. Die vielen ſchlechten Jahre her — in der Franzoſenzeit. Die ſchreckbaren Abgaben alleweil, es iſt hart hauſen. Die Leich' von Vater und Mutter, die wir ſo ſchnell nacheinand' verloren, haben auch was gekoſtet.“

„Hau, ſoll ich, der arme Bauernknecht, die Alten noch ins Grab zahlen, meinſt?“

„Aber Jeſſas, wer redet denn von ſo was!“

„Wo ich eh verkürzt genug bin worden!“

Nach einem Weilchen verſetzte der Stockbattner: „Sei doch nicht gar ſo harb, Jakob. Ich will gern mit dir tauſchen und ich will dir nachwarten mit dem, was nachher ich von dir zu kriegen hätt'.“

„Was nutzt die Rederei!“ unterbrach der Jakob, „ich will mein Geld haben, in acht Tagen will ich's haben, ſonſt wirſt ſehen, was geſchieht.“

Damit goß er noch ein Gläschen Schnaps in ſeine Gurgel, ſtand auf und ging fort.

Der Stockbattner trottete wieder hinaus zu ſeinem Pfluge und arbeitete gelaſſen wie vorher daran herum. Am Abende aber, als es dunkel wurde, und das Geſinde in der großen Stube herumſaß und auf das Nachtmahl wartete, welches eine alte Magd in der rauchigen Küche zuſammenthat, ging der Bauer hinab in den Thorhof. Im Vorhauſe dieſes Hofes, bei einem Kerzenlichte, that

die saubere Haustochter Mali Leinwand glätten. Die übrigen Hausbewohner waren in Stuben, Kammern und Ställen zerstreut und kümmerten sich nicht drum, daß der Stockbattner neben dem bügelnden Dirndl saß und mit ihm plauderte. Das geschah ja oft, daß die so plauderten, und ist weiter auch kein Geheimnis, daß die zwei zusammenhalten.

„Ja, so geht's," hatte der Stockbattner angefangen, „immereinmal ist es schwer, Mensch zu sein."

„Was hat's denn?" fragte das Mädchen teilnehmend.

„Jetzt kann's erst sein, daß alles miteinander nichts wird, was wir uns so fein ausgedacht haben, allzwei. Weißt eh."

Sie ließ das Bügeleisen stehen auf einem Fleck, und schier zu lang. „Schrecken thust einen, Seppel!" hauchte sie, da hatte das Linnen schon eine leicht versengte Stelle.

„Mein Bruder ist heut' bei mir gewesen."

„Der Jakob?"

„Ja, der Jakob."

„Ist's dem leicht nicht recht — unsertwegen!"

„Ah, davon hat er nichts gesagt. Sein Geld will er haben."

„So gieb ihm's."

„Jesses, Mädel, wenn ich's nicht hab'. Ich müßt' rein ein Grundstück verkaufen, oder sonst was, aber der Stockbattnerhof hat nichts übrig, weißt eh. Und hat ja nichts einen Wert jetzt."

„Grundstück darfst kein's verkaufen und sonst auch nichts, wenn nichts übrig ist und nichts einen Wert hat."

„Aber woher nehm ich das Geld?"

„Ja, mein Mensch, das weiß ich halt auch nicht."

„Wenn er mir nur wenigſtens bis Pfingſten warten thät', nachher hätt' ich vielleicht ein paar Ochſen — klecken aber nichts."

„So geh ſchau, bitt' ihn halt noch einmal, daß er dir bis Pfingſten warten thut; das Paar Ochſen, kleckt es nicht viel, ſo kleckt es ein biſſel, und das übrige zahlſt ihm im Herbſt."

„Und ſonſt —" ſagte der Stockbattner ſcheinbar zerſtreut, „ſonſt kannſt mir keinen Rat geben?"

„Wenn mein Vater was hätt', der wollt' dir's gewiß gern leihen, aber er hat halt auch kein Bargeld. Das Geld iſt halt frei ſo viel klug (ſpärlich)."

Mit ſolchem Beſcheide ſtieg der Bauer wieder ſachte hinan zu ſeinem Hof. Er dachte hin und er dachte her, was da zu machen wäre, aber es fiel ihm nichts ein.

Am nächſten Tage war Sonntag. Nach dem Gottesdienſt lud der Stockbattner ſeinen Bruder Jakob ein auf eine Halbe Wein beim „Adler". Der Bruder ließ ſich nicht lange bitten, that dem Glaſe wacker Beſcheid und bemerkte noch, zu einem ſo guten Wein gehöre auch ein guter Roſtbraten.

„Haben ſollſt ihn, Jakob!" rief der Bauer und hieb ihm launig die Hand auf die Achſel. „G'freuen thut's mich, wenn du mir's nicht verſchmähſt. Wir ſind unſer zwei einzige Brüder, wir müſſen ſchön zuſammenhalten, gelt!"

„Ei freilich!" meinte der Jakob und machte ſich an den Braten.

Später, beim Auseinandergehen, als der Stockbattner ſchon dachte: Gottlob, heut' ſagt er nichts davon, hat ſich's doch überlegt! — that der Jakob plötzlich noch einen Schritt zurück und ſagte: „Richtig, daß ich nicht vergeß, Stock-

battner. Am fünfzehnten März muß ich nach Schirbach zum Notar von wegen meiner G'schrift. Wenn du mir bishin mein Geld nicht fürbringst, so übergeb' ich gleich auf eins die ganze Schuld dem Notar."

„Klagen gehen willst mich?" fragte der Bauer.

„Der Notar wird nicht viel Geschichten machen, der laßt dich pfänden." Also der Jakob, wendete sich wegshin und der Stockbattner stand allein da mit einem langen Gesichte und beklagte fast noch mehr den Wein und den Rostbraten als die fünfhundert Gulden. Von diesen war er bloß neugierig, wie es der Notar angehen würde, ihrer habhaft zu werden.

Als der Bauer demnächst wieder mit der Mali plauderte, sagte er sehr leise: „Wir halten auch auf weiterhin noch zusamm', gelt, Dirndel?"

Sie schaute ihn an. „Wesweg sollten wir denn nicht zusammenhalten — wo wir uns doch versprochen haben!"

„Na, ist recht. Ich hab nur gemeint, weil's mit dem Heiraten nichts ist."

„Du, sei so gut!" begehrte die Thorhofertochter auf.

„Du kriegst leicht einen andern . . ." murmelte der Stockbattner betrübt.

„Ja, wart' a bissel, ich werd' ein' andern nehmen!" lachte sie laut auf, ohne daß ihr der Mund viel auseinanderging. „Ich will deine Stockbattnerin werden, verstehst? Ich laß mich nimmer abschütteln. Schau du, das wär' kamod, ein ganzes Jahr gernhaben und nachher ins Winkel stellen wie einen Strohschneidstock wenn der Sommer kommt! Bübel, zum Auseinandergehen müssen zwei sein. Ich geb' nicht auseinander, daß du's nur weißt!"

„Ja mein du, ich auch nicht. Aber wenn ich halt

den Stockbattnerhof verkaufen muß! dem erſt Beſten verkaufen, bietet er, was er will dafür. Weißt eh, mein Bruder giebt nicht nach."

„Will der noch alleweil ſein Geld haben?"

„Sicherlich, ſo lang' bis er's hat. Am fünfzehnten März geht er mich klagen und laßt mich pfänden. Nachher kann ich gehen vom Haus, wie die Dirn vom Tanz."

Die Mali rang über ihrem Magen die Hände: „Das iſt doch ein Elend! ein ſolcher Bruder! das iſt gar kein Bruder!"

„Leider ja, es iſt einer, ſonſt braucht' ich ihm ſeine Erbſchaft nicht auszuzahlen."

„Wird gewiß heiraten wollen!"

„Vielleicht — nimmſt ihn," ſagte der Stockbattner; da wurde das Dirndl wild: „Jetzt weiß ich's, meiner ledig willſt ſein. Zuerſt den Hof verkaufen, nachher mich beſchimpfen auch noch!"

„Jeſſes, Mali, was ſagſt? das war ja nur Spaß, wirſt doch desweg nicht weinen! du, weinen darfſt mir nicht, das kann ich nicht leiden, himmelſakra, nein! wenn ich dich ſo flennen ſehen thu', da möcht' ich gleich am liebſten zuſchlagen oder ins Waſſer gehen!" er riß ihr die Hände vom Geſicht und drückte zum Erſatz das ſeine darauf, daß auch ſeine Wangen ganz naß wurden von ihren bitteren Tropfen.

Und nach ſolchem Zwiſte und nach ſolcher Ausſöhnung — Gott, wie ſind die bitteren Tropfen ſüß, wenn ſie der Liebſte von den Augen wegküßt! — wurde die Mali wieder ganz ruhig und ernſthaft und fragte: „Seppel, weißt alſo kein Mittel, wie du jetzt zu Geld könnteſt kommen?"

„Und wenn du mich auf den Kopf ſtellſt, ich weiß kein's."

„Gar keins? Gar nicht ein bissel eins?"

„Gar keins."

„Nachher muß halt ich schauen," sagte sie. „Geh her da, Seppel, ich muß dir ein Geheimnis sagen."

Der Seppel erschrak, ging aber her.

„Noch näher," sagte sie, „ganz her. So. — Ich muß dir was sagen, Bübel. — Ich hab' Geld. Der verstorbene Klausenmüller, mußt wissen, der ist mein Vetter gewesen. Hat keinen Menschen gehabt, wie er auf den Tod krank ist gelegen, und hab' ich ihn gewartet, weil er ja doch mein armer Vetter ist gewesen. Jetzt wie er gestorben ist, heißt's, er hätt' mir um sechshundert Gulden Bankozettel vermacht. Hab' sie nachher auch bald bekommen mitsamt dem eisernen Trühel. Hab' dich erst an unserem Hochzeitstag damit überrumpeln wollen. — Jetzt, Seppel, wenn du's aber schon jetzt so notwendig brauchst, mir ist nichts um die Papiersetzen, nimm sie und zahl' ihn damit beim Loch hinaus, diesen grauslichen Bruder. Und nachher soll er mir nimmer ins Haus kommen. So, jetzt weißt es."

Man kann es sich denken, was dem Stockbattner dieses Geplauder für Vergnügen machte. So war er jetzt auf einmal obenan und konnte, wenn er nur wollte, nun auch einmal tüchtig grob sein gegen den übermütigen Jakob, der ihm mit seiner Forderung schon so lange in den Ohren und im Magen gelegen. —

Der fünfzehnte März. Schon in dunkler Früh klopfte es an der Thür des Stockbattners, arg polterte es, und der Jakob draußen rief: „He, Bruder, ist das Frühstück schon fertig?"

„Ei freilich," antwortete der Stockbattner, indem er mit Schwamm und Stein Feuer zu schlagen suchte.

„So mach' doch auf, Seppel!"

„Ja, ja, wenn der Teufel nicht brennt!"

Als „der Teufel" brannte, ging er mit dem Leuchtspan und sperrte die Thür auf.

„Geh nur her, Jakob, iß einen Löffel Sterz mit mir, wenn du warten willst, bis er fertig ist; wir gehen nachher miteinand."

Der Jakob ließ sich Sterz und Milch dazu wohl schmecken, dann gingen sie; auch der Seppel war im Feiertagsgewand.

„Wohin gehst denn du?" fragte der Jakob.

„Ich begleite dich bloß bis zum Nachbar Franzmeier hinüber, weil ich dich halt so viel gern hab', Bruder, weißt eh."

„Bauer," versetzte hierauf der Jakob, „mit dem Schmeicheln und Süßreden richtest du bei mir nichts aus. Du weißt, wohin ich heute geh. Ich geh' nach Schierbach zum Notar, von heut' an sollst schon die Unkosten haben, ich klag dich um meine fünfhundertacht Gulden!"

„Ah geh, Bruder, das mußt nicht thun," antwortete der Bauer bittweise. „Mußt nicht einen so großen Prügel werfen zwischen dich und dein Heimatshaus, den du nachher dein Lebtag nicht wieder kannst wegheben. Bist jetzt gleichwohl ein starker, gesunder Bauernknecht, so kannst doch nicht wissen, wie es dir gehen wird, und ob du nicht einmal einen Heimgang brauchst bei mir."

Der Bauer erschrak fast vor seinem eigenen Worte, das war so gewichtig, daß es den Jakob schier umstimmen könnte, und um solches war dem Stockbattner heute durchaus nicht mehr zu thun. Doch der Jakob ließ sich nicht umstimmen. „Wer ein Geld hat," sagte er knurrend, „dem

kann nichts an. Von dir werd' ich mir kein Almosen erbitten, das kannst heilig glauben. Laß es gut sein, ich will von dir und vom Stockbattnerhof nichts mehr hören."

„Aber klagen gehst mich doch nicht, Bruder!"

Der Jakob blieb fest stehen: „So gewiß ich da steh', klagen geh' ich dich."

Bald hernach kamen sie zum Franzmeierhof.

Vor der Thür stand der Franzmeier und sein Schwager, der Stoppel-Zenz, mit einer Laterne. Beide waren im Feiertagsgewand.

„Recht ist's mir, daß ihr beieinander seid," redete der Stockbattner die Nachbarn an. „Ihr müßt mir gerad einen kleinen Gefallen thun. Ich zahl' jetzt meinem Bruder Jakob die Erbschaft von unseren Eltern aus und da wollt ich euch gebeten haben, daß ihr mir dabei Zeugenschaft leistet."

„Wohl rechtschaffen gern," antwortete der Franzmeier, „ist eh wunderselten heutzutag, daß man wen zahlen sieht. Kommt doch in die Stube herein!"

„Ah, 's thut's da beim Roßtrog auch," entgegnete der Stockbattner, „sei so gut, Zenz, halt' ein bissel deine Laterne her!" ging zum Pferdetrog, der am Wege stand, zog die Brieftasche aus dem Sack und legte in den Trog vor den Jakob hin nagelneue Bankozettel für fünfhundertacht Gulden.

Mit nicht geringer Verblüffung schaute der Jakob drein.

Und als vor den Zeugen das Geld aufgezählt war, sagte der Stockbattner: „Ich hab's ja gesagt, Bruder Jakob, du gehst mich nicht klagen!"

„Bauer!" brummte nun der Jakob, mit seinen hageren Fingern langsam die Noten zusammenkrabbelnd, „wo-

her haſt denn du jetzt auf einmal das viele Geld? das möcht' ich wiſſen!" Schon die Miene allein, die er dazu machte, wäre eine Ehrenbeleidigung geweſen, wenn der Seppel ſie für eine ſolche genommen hätte.

„Alſo, deine Sach' haſt jetzt?" fragte der Bauer. „Haſt ſie jetzt?"

„Meine Sach' hab' ich," knirſchte der Jakob, bei ſich ärgerlich, daß er nun machtlos war und den Bruder in keine Verlegenheit mehr bringen konnte.

„Gut, nachher bringſt mir vom Notar die Quittung mit."

„Die kannſt auf der Stell haben, wenn du fürchteſt, ich könnt' dich etwan ein zweitesmal fordern," ſagte der Jakob, dann gingen ſie erſt noch in die Stube hinein, wo das Schriftſtück ausgefertigt und mit Zeugenſchaft unterſchrieben wurde.

„So wär's in Ordnung," ſagte der Stockbattner, das Papier in den Sack ſteckend, „und ich geh' jetzt wieder heim zu meiner Arbeit."

„Ja, gehſt du nicht mit nach Rottenſtein?" fragte ihn der Stoppel-Zenz.

„Was ſoll denn ich heut' in Rottenſtein?"

„Haſt du die Vorrufung nicht erhalten?"

„Was für eine Vorrufung?"

„Iſt doch geſtern der Amtsbot' von Haus zu Haus gegangen und hat angeſagt, daß alle Beſitzer als am heutigen Tag Stund acht auf dem Kirchplatz in Rottenſtein ſein müßten?"

„Bin geſtern nicht daheimgeweſen," entgegnete der Stockbattner, „was mag's denn da ſchon wieder geben?"

„Kein Menſch weiß es," ſagte der Franzmeier.

„Gewiß wieder eine große Robot, oder eine Heu- oder Haferlieferung für die Franzosen.“

„Wer nicht kommt, der hat sich's selbst zuzuschreiben, hat der Amtsbote gesagt.“

„Wenn's so ist, da muß ich freilich mit,“ sagte der Stockbattner, „die Herren sind grob, wenn man ihren Willen nicht thut, weißt eh.“

Also gingen sie nun mitsammen, die vier Männer, und der Knecht Jakob machte den kleinen Umweg über Rottenstein, er war schon auch begierig zu sehen, was da wieder los ist. — Die Besitzer! die Bauerngrundbesitzer! Vielleicht wird ihnen alles weggenommen. Gesund wär's ihnen! Ein Glück, wer sein Geld im Sack hat und kann's verstecken. — So dachte der brave Jakob.

In den Wirtshäusern zu Rottenstein ging's an diesem Morgen recht lustig zu. Leute gab's überall wie bei der Kirchweih. Voll Erwartung steckten sie die Köpfe zusammen, keiner wußte was, jeder mutmaßte allerlei.

„Mir träumt halt alleweil,“ sagte ein alter Bauer „und was einem stehend träumt, das ist selten derlogen! — mir träumt halt alleweil, unsere Kontributionen kriegen wir endlich zurück, wie es der Bonaparte versprochen hat.“

„Ja, ich glaub' es auch,“ antwortete ein zweiter, „unser Korn und Heu und Stroh und Vieh und Holz wird uns jetzt bezahlt, das wir seit Jahr und Tag den Franzosen haben liefern müssen.“

„Das ist gewiß!“ sagte ein dritter, „unsere Sach' wird uns heut' vergütet. Zeit ist's dazu!“

Und das sprang von Wirtshaus zu Wirtshaus, von Gruppe zu Gruppe: „Geld giebt's heut'!“

Auch war der Regierungs-Kommissär schon gesehen

worden, der mit seinem schwarzen Schildkäppchen und mit seinem rasselnden Säbel nicht wenig Aufsehen machte. Natürlich wird er den Säbel bei sich haben, wenn er so viel Geld umträgt!"

Die Lustigen vertranken im Wirtshause ihren vorletzten Bankozettel, die Lustigsten ihren letzten. „Wird ja eh frisch nachgefüllt in die Säcke!" Auch der Stockbattner ließ sich ein stattliches Glas bringen, da setzte sich gleich wieder sein Bruder Jakob zu ihm; zu diesem sagte er aber heute: „Geh, du hast mehr Geld als ich — weißt eh!" und kehrte sich mit seinem Glase von ihm ab.

Zur Zeit um halb acht war der ganze Kirchplatz überfüllt mit Menschen.

Alles war heiter, witzig und lachbereit und manche sprachen untereinander Mutmaßungen aus, auf welche Weise jedem das Seine eingehändigt werden würde. „Das kunnt sogar noch einen Rummel geben!" gab einer zu bedenken. „Alle werden gleichviel haben wollen. Aber so viel Stroh, wie ich, hat keiner geliefert."

„So viel wie ich, auch keiner!" rief ein anderer.

„Die Strohmänner kommen zuletzt," sagte ein dritter, „die sollen warten, was die Korn- und Holzmänner übrig lassen."

„Wollen schon sehen, wer stärker ist!" schrie der eine zurück und ballte die Faust.

Schlag acht Uhr stand der Regierungs-Kommissär auf der obersten Stufe des Kirchenthores.

„Am Ende predigt er uns einen neuen Glauben!" flüsterte einer.

„Wär' eine überflüssige Sach', wo wir eh den alten nicht halten."

„Still seids!“ herrschte jemand, „er liest was. Vom Kaiser ist die Rede!“

„Vom Kaiser!“ murmelten sie und drängten nach vorwärts, sie waren doch allzu neugierig, was ihnen der gute Kaiser Franz mitteilen lassen würde.

Der Kommissär hatte einen großen Bogen in der Hand und las lange eintönig fort. Plötzlich hob er die Stimme und rief es schallend hin über die Köpfe: „Wir beschließen demnach, daß die Bankozettel noch mit dem fünften Teil ihres Nennwertes vom Staate eingewechselt werden. Der Bankozettel von einem Gulden (damals hatte der Gulden sechzig Kreuzer) wird also auf zwölf Kreuzer, der Bankozettel von fünf Gulden auf einen Gulden bewertet und so weiter, und sind in diesem Betrage bei allen öffentlichen Kassen unweigerlich anzunehmen. — Die weitere Belehrung in dieser Angelegenheit ist gedruckt und bei mir zu haben.“

Als der Regierungs-Kommissär seine Vorlesung geschlossen hatte und nun seinen Bogen gelassen zusammenfaltete, war es totenstill über den hunderten von Menschen. Allmählich erst begannen sie sich zu bewegen und zu flüstern: „Was ist das gewesen?“

Dort an der Kirchhofsmauer hatte jemand einen heiseren Schrei ausgestoßen. Derselbe jemand war einer der ersten, denen klar wurde, was es geschlagen. Der Knecht Jakob war es, der seit einer Viertelstunde um vierhundert Gulden ärmer geworden. Er taumelte fürbaß.

Ja, ein ungeheuerer Geldfall hatte stattgefunden. Haus Österreich — grausam geschwächt durch „Seine Majestät den Herrn Schwiegersohn“ und anderes Unglück — hatte zu wenig Vermögen, um das massenhaft ausgegebene

Papiergeld einzulösen; und weil das ein Lump ist, der mehr giebt als er hat, so gab Haus Österreich nicht mehr, und das übrige — hebt sich."

Den Kopf mit den Händen haltend, so liefen die Leute in Rottenstein — und anderswo wahrscheinlich auch an jenem merkwürdigen Tage — wirr durcheinander. Die einen fluchten, die anderen lachten! heute lachten zur Abwechslung gerade solche, die kein Geld hatten. Ja, auf der Bäuerei lachten eigentlich die meisten. Die liegenden Güter, die Fahrnisse, die Kuh im Stall, das Stück Brot auf dem Tische, ja sogar der Taschenfeitel im Sack hatten vom dem Augenblicke an, als das Geld fünfmal weniger galt, einen fünfmal höheren Wert.

Mancher ging nach solchem Schrecken wieder ins Wirtshaus, um auch noch den letzten Groschen zu vertrinken, aber siehe, der Pfiff Wein, der vor einer Stunde noch um einen Groschen zu haben war, kostete jetzt fünf Groschen. Beim Bäcker die große Semmel kostete statt zwei Kreuzer, deren zehn. Der Fleischhauer schmunzelte, als er dem Hausbauer den Braten anstatt zu zwanzig Kreuzer, zu einem Gulden vierzig Kreuzer rechnen durfte, aber er schmunzelte nicht lange. Als er dem Hausbauer hernach ein vier Wochen altes Kalb abkaufen wollte, kostete dasselbe anstatt neun Gulden, deren fünfundvierzig. Jetzt kam die Zeit, da ein Paar Ochsen eintausendfünfhundert, ein Pferd tausend, eine ordinäre Sackuhr hundertfünfzig, ein mittelgroßes Bauerngut im Gebirge dreißigtausend Gulden wert war. Damals vertrank einer an einem Abende beim „Adler" spielend zwanzig Gulden und verspielte trinkend deren vierzig und hundert und mehr. Sparsinn und Redlichkeit hatten aufgehört. — „Was den Großen erlaubt ist, wird

den Kleinen nicht verboten sein." — Die alten Schulden durften nicht nach der alten Ziffer bezahlt werden, sondern nach der fünffachen neuen. So daß der Stockbattner, als er des Abends zu seiner Braut kam, ausrufen konnte: „Mali, das Glück, wie mir's mein lieber Bruder Jakob mit seinem Drängen gut gemeint hat! Hätte ich ihm heute früh seine Sach' nicht ausgezahlt, so wären wir ihm jetzt anstatt fünfhundertacht Gulden, nicht weniger als schwere zweitausendfünfhundert und vierzig Gulden schuldig!"

Der Jakob betrachtete die Kehrseite und raufte sich Haar' aus dem Kopf. Das half aber nichts, dadurch hatte er weniger Haar' und nicht mehr Geld. Seine fünfhundert Scheine gingen nur mehr für einhundert Gulden, und da kann man's noch nicht wissen, ob's dabei bleibt; wenn so ein Teufelszeug einmal anhebt zu purzeln, so purzelt es hinab bis in den Dreck. Die Bankozettel! was war das für ein kamodes Geld! Und jetzt gerade gut genug, um sich damit die Pfeife anzuzünden. Das heißt, wenn er brennt, der schmutzige Fetzen! — Oh Jakob, Jakob! Wie fein wäre es, wenn dir dein Bruder das Fünfundzwanzigfache schuldig wäre von dem, was du jetzt im Sack hast! Wie hübsch könntest ihn zwicken und drücken und abtrennen, ihn gar zum Bettler machen, der du jetzt selber bist! Ja, wenn man so was im voraus wissen thät!

Leute, denen er seinen Jammer klagte, meinten fast, die Sache könnte anfechtbar sein. Alsogleich lief der Jakob zu einem Advokaten. Der Advokat aber riet ihm, wenn er nicht mehr als hundert Gulden zu verlieren habe, das Prozessieren sein zu lassen.

Als der Stockbattner es mit seiner Mali Ernst machte, lud er anstandshalber auch den Bruder zum Ehrentage.

Der Jakob aber schrie herum, nicht sechs Rösser brächten ihn auf den seine Hochzeit. Der Stockbattner sei ein unglaublich falscher Mensch, der habe es zu Fleiß so eingerichtet, daß er die Erbschaft just und knapp vor dem verdammten Geldfall hinausbezahlt!

Darob kränkte sich die Mali, und was die Leute sagen würden, wenn der einzige Bruder des Bräutigams fehle?

„Der Jakob ist halt jetzt ein bissel gewissensbissig," antwortete der Seppel, „wir werden aber auch ohne seiner eine lustige Hochzeit haben, denk' ich. Wir werden uns die Zeit schon vertreiben — weißt eh."

Die hölliſche Lieb', natürlich!

Der mir mit Namensunterſchrift zugegangene Bericht lautet unter Veränderung einiger Orts- und Hausnamen wie folgt:

Nachdem die alten Radſtuber-Leute geſtorben, waren zwei minderjährige Kinder da. Ich, ein entfernter Verwandter und ihr Taufpate, bin zum Gerhab beſtellt worden. Ein Gerhab ſein, das iſt ein gefährliches Ehrenamt, man kann Schand und Spott davon haben und eine große Verantwortung für Zeit und Ewigkeit.

Ein Knabe und ein Mädchen. Sie waren in Bauernhöfen untergebracht, in ihrem Heimatsdorfe Wenkelbach. Der erſtere hatte Anlage zum Leichtſinn. Mit zwölf Jahren rauchte er hinter der Leute Rücken ſchon Tabak, wozu er die Kreuzer ſich auf der Gaſſe erbettelte. An den Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienſtes trieb er ſich mit anderen Jungen in den Büſchen umher und ſpielte Karten. Mit ſiebzehn, achtzehn Jahren war er ſchon auf jedem Bauernball zu ſehen, wo er bei ſeiner Anlage zum Jähzorn manchmal Händel ſuchte. Auf Jahrmärkten kaufte er kleine Angedenken zuſammen für Mädchen, bei denen er um Liebe warb. Ich wohnte einige Stunden vom Orte Wenkelbach entfernt und hatte nicht viel thun

können; einpaar mal zwischen die Füße habe ich ihn genommen und mit der Peitsche über seine Abachseite her! Es hat aber nichts genützt und nichts geschadet. Sonst war der Junge zuthunlich, ehrlich, flink und heiter, man konnte ihm nicht feind sein. Zum Glücke wuchs er aus meiner Botmäßigkeit endlich heraus und in den Kaiserrock hinein, in welchem er es nach kurzer Zeit zum Feldwebel brachte, als solcher er mir schrieb, daß er ganz beim Militär zu verbleiben gedenke. — Das wäre der Christian.

Das Mädel, die Katharina, hatte mir anfangs weniger Sorge gemacht, und da sieht man, wie unerforschlich die Wege Gottes sind.

Die beiden Geschwister hatten sich sehr lieb und alles, was die Katharina sich absparen konnte, schickte sie dem Bruder, sowie auch er keinen Katharinentag vorübergehen ließ, ohne ihr ein Seidenband, ein Messingkreuzlein, ein bemaltes Briefchen oder dergleichen zu senden.

Die Katharina war um sechs Jahre jünger als der Christian und wuchs zu einer — ich muß es wohl sagen — schönen Jungfrau heran. Weil sie immer brav, sittsam und fleißig war und ihr Dienstgeber stets mit ihr zufrieden, so hat man sich weiter nicht viel um sie gekümmert. Des Jahres ein paarmal, wenn ich nach Wenkelbach kam, sah ich sie, brachte ihr irgend ein Kleidungsstück, einen Leckerbissen mit und sie war mir anhänglich und dankbar, wie einem Vater. Gott sei Dank! dachte ich dann, diese Kinder machen dem Gerhab nicht vielen Kummer. Es ist ja von Haus aus ein guter Kern in ihnen. Die Nadstuberleute waren zwar arm und kümmerlich, aber kreuzbrav. Ein einziges Mal war mir der Ge-

danke gekommen, ob ich die Katharina nicht in mein Haus und unter meine Aufſicht nehmen ſollte. Aber bei der Erwägung, daß ſie ja beim Sandiger zu Wenkelbach ſehr gut aufgehoben ſei, in meinem Hauſe aber zwei kerngeſunde und übermütige Burſchen heranwüchſen, bin ich von dem Gedanken bald wieder abgekommen.

Nun kommt eines Tages ein Bote in mein Haus und bringt die Nachricht, zum Leichbeten wäre es, die Radſtuber Katharina wäre geſtorben. — Anfangs meinte ich, das ſollte vielleicht ein Spaß ſein und dürfte wohl eher das Gegenteil bedeuten, das Mädel gäbe gar keine ſchlechte Hausfrau. Nein, es wäre aber, es wäre gewiß! Aus dem Mühlteich ſei ſie gezogen worden, es heiße, ſie habe etwas abzuwaſchen gehabt. — Jetzt war es mir, ich müßte den Boten niederſchlagen. Aber es war der alte redliche Haus-Michel, der ſich ſelbſt nichts weniger als erbaut zeigte von ſeiner Nachricht. Ein Labnis ward ihm vorgeſetzt, ich ſelbſt ging hinaus hinter das Gehöfte, ſchlug mir die Hände an das Haupt und rief: „Was iſt da vorgegangen?“

Es iſt hernach wohl erzählt worden. Die hölliſche Lieb' natürlich! Der Brandſchacher Lois, ein hübſcher Burſche mit ſtattlichem Bauernhof, hat ihr den Kopf verdreht. Da iſt er gekommen in ſchweigenden Nächten, ſie: nein, und er: ja! wie es ſchon geht und er müſſe doch heiraten. So ein unerfahrenes Ding, noch nicht zwanzig Jahre alt, glaubt ja alles, was es ſich wünſcht, beſonders wenn es der ſagt, von dem es das am liebſten hört. Aber der Brandſchacher Lois hat ja gar nicht gelogen, ſie hat ihn nur unrecht verſtanden. Heiraten muß er, das iſt richtig, und ſo heiratet er auch. Wie der Pfarrer

das Brautpaar von der Kanzel herab verkündet: Der Bräutigam Alois Moderegger, insgemein Brandschacher, und die Braut: Emilie Sewinger, Tochter des Groß-Sewinger u. s. w. — da vergeht wohl der armen Katharina auf ein Weilchen Hören und Sehen. Sie thut aber weiter nichts desgleichen, sie verrichtet die nächstfolgenden Tage wie gewöhnlich ihre Arbeiten, nur daß sie nicht ganz so heiter ist und schweigsamer als sonst. Einer Kameradin hat sie alles vertraut, diese hatte ihr lachend gesagt: Du bist nicht die erste und nicht die letzte, der es so ergeht! und das war der ganze Trostspruch gewesen. Die Katharina wartete noch das dritte Verkünden ab, denn sie war der Zuversicht, er würde sich im letzten Augenblicke noch besinnen. Aber auch das dritte Mal hieß die Braut Emilie Sewinger. Also ging das Mädchen eines Abends, nachdem sie mit gewohnter Genauigkeit ihre Arbeit verrichtet hatte, hinaus zum Mühlteich . . .

In ihrer Gewandtruhe hatte man einen Zettel gefunden, von ihrer Hand geschrieben: „Ich verzeihe ihm und bitte Gott und die Menschen, daß sie auch mir verzeihen, ich bin mir nimmer stark genug. Mein' Lieb', mein' Ehr', alles ist mir zertreten. O schöne Welt! O falsche Welt!"

Soviel hatte der Bote zu erzählen gewußt.

Am nächsten Frühmorgen war ich in Wenkelbach. Als ich die Dorfgasse hinan ging, wunderten mich die festlich geschmückten Leute, die überall herumstanden, als ob Ostersonntag wäre. Am Kirchenthor war ein Reisigbogen aufgerichtet mit Fähnchen und bunten Bändern. In einem Hause hörte ich fiedeln, wie man's macht, wenn man sich auf eine große Musik vorbereitet. So kam ich

an den Hof, wo die Katharina im Dienst gestanden. Dort war es sehr still, nur ein Pintscher keifte, als ich durch das Hofthor trat, und einige alte Weiblein standen umher und hatten Rosenkränze in den braunen knochigen Händen. Eines davon erkannte mich und wies hinaus durch einen engen Gang zwischen Stadl und Holzstoß in die hintere Kammer, deren Thörchen auf die freie Wiese ging. Dort war ihre Schlafstätte gewesen und dort lag sie auch jetzt. Der Sarg stand mitten auf dem Fußboden, er war schon geschlossen. Er war aus glattgehobeltem Fichtenholz, an der Decke mit einem schwarzen Kreuze bemalt. Allmählich versammelten sich mehrere Leute vor dieser Kammer. Alte Frauen waren es zumeist und junge Mädchen, Freundinnen von ihr, die still in ihre Tüchlein weinten. Zwei Männer banden den Sarg auf eine Trage, und hierauf standen sie still da und schauten einander an. Einem Knechte wurde bei diesem Stehen die Zeit lang, und er hub an, mit dem Pintscher zu spielen, dem er das hölzerne Grabkreuz, welches er in der Hand hatte, hinhielt und damit wieder zurückzuckte, so oft das Tier hineinschnappen wollte.

„Nun, was soll denn werden?" fragte ich endlich den Sandinger, der wie planlos hin- und herging, „ist es nicht schon Zeit?"

„Vetter, ich weiß nicht, was das ist," entgegnete mir dieser, „daß der Geistliche nicht kommt! Er hält ja sonst die Stund'! Der Christian ist auch da, ist gestern abends gekommen. Hab' ihn schon zum Pfarrer geschickt, daß wir warten."

„Er wird halt lieber Brautleut' zusammengeben, als Leut' eingraben," sagte der Knecht, da schnappte der Hund ins Kreuz.

„Jetzt hör' mir mit dieſem verfluchten Gethu' auf," fuhr ihn der Bauer an.

Hernach ſtanden wir wieder da und warteten. Eines der Weiblein hub endlich ein lautes Gebet an, aber wir waren faſt zu ungeduldig für ſo etwas, deſſen Ende nicht abzuſehen war. Nun kam der Feldwebel Chriſtian raſch dahergeeilt; kaum begrüßte er mich, ſo rief er faſt atemlos: „Der Pfarrer kommt nicht."

„Er kommt nicht? Iſt er krank?" ſo fragten wir Alle.

„Ich geh' hin," erzählte der Soldat, „klopf' höflich an. Bitte gehorſamſt, ſag' ich, Herr Hochwürden, wir thun ſchon warten. Sind ſchon alle beiſammen, ſag' ich. — Schön, ſagt er, tragt ſie nur hinaus, der Todtengräber wird's ſchon machen. — Wegen der Einſegnung, Hochwürden! ſag' ich. Einſegnung? ſagt er und macht ein Geſicht, juſt als hätte er von ſolchen Sachen noch nie etwas gehört: ſeit wann werden denn Selbſtmörder eingeſegnet? ſagt er. — So ein Wort, das ſtoßt einen völlig nieder. Hochwürden, ſag' ich, melde gehorſamſt, meine arme Schweſter, die immer ſo heiter und fromm geweſen! Da kann man ſich's denken, was für Herzensnot ſie hat ausgeſtanden, bis zu dieſem letzten Schritt. — Herzensnot! Flauſen! ſagt darauf der Herr Pfarrer, die hölliſche Lieb', natürlich! nicht ſo liederlich leben, dann bleiben ſolche Sachen aus. — Mir iſt jetzt ſchon der Zorn gekommen," erzählt der Feldwebel weiter, „aber ich halt' noch die Hände zuſammen und bitte ihn: Nur nicht auch noch dieſe Schande zu der anderen! — Natürlich, ſagt jetzt der Pfarrer, um die Schand' iſt Euch, und nicht um den kirchlichen Segen. — Soll der Sünderin unbußfertiger Tod noch geehrt werden? Meinetwegen, wer's

thun mag! ich gebe mich dazu nicht her. Ich will ein Vaterunser für sie beten, doch sie einsegnen — nein. Und das ist mein letztes Wort." — Jetzt schnauft der Christian sich aus und fährt mit dem Tuch über sein erhitztes Gesicht.

Einige Weiber huben auf diesen Bericht alsbald an zu weinen, der Sandinger war in seinem knochigen Gesicht ganz blaß geworden und ballte eine Faust. Ich befahl den Männern, daß sie den Sarg heben sollten, nachher ging es langsam unter lautem Gebete vorwärts. Die Kirchenglocken schwiegen, als ob Charfreitag gewesen wäre. Aus den Gruppen der Dorfleute, an denen wir vorüber mußten, vernahm ich manches höhnische Wort, suchte es aber mit meinem Gebete laut zu überschreien, weil ich befürchtete, daß der Feldwebel, welcher neben mir herging und sehr aufgeregt war, sich mit den herzlosen Spöttern in einen unangenehmen Handel einlassen könnte.

Am unteren Ende des Dorfes zogen wir hinaus. Der Friedhof liegt jenseits des engen Thales, hinter welchem die hohen Berge ansteigen. Er liegt am Fuße eines felsigen Hügels, auf welchem die Ruine einer Kirche steht, die im Revolutionsjahr niedergebrannt worden ist. Der dachlose Turm mit der zu einer Seite abgebröckelten Mauer steht da wie ein hohler Riesenzahn, das Kirchendach ist stellenweise eingebrochen. Wo der Hochaltar gewesen, dort hatte man außerhalb eine hölzerne Kapelle hingebaut, die dem rechten Schächer Dismas geweiht ist. Ueber dem Eingange derselben stehen die Worte: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein." Doch hat dieser Heilige in der Gegend keine große Anhängerschaft. Nur einmal des Jahres, am ersten Freitage nach Ostern, wird

in der Kapelle die Meſſe, welche der alte, daneben im halbverfallenen Pfarrhauſe wohnende Beneficiatenprieſter lieſt, von einer größeren Anzahl Andächtiger beſucht, weil an dieſem Tage auf der angrenzenden Wieſe eine Art von Jahrmarkt ſich zu entwickeln pflegt. Senſen, Sicheln, Wetzſteine, Futterrechen, Strohhüte, Gartenſämereien und dergleichen, was der Frühling und Sommer heiſcht, giebt es auf dieſem Markte. Den Schächer Dismas und ſeine Meſſe nimmt man nur ſo nebenbei mit. Ein alter Schuhflicker, welcher in der Kapelle den Meßnerdienſt verſieht, wollte dem verkommenden kleinen Orte dadurch aufhelfen, daß er es bei jeder Gelegenheit darthat, wie es in Himmel und auf Erden keinen wirkſameren Patron gegen verhexte Wetter gebe, als den heiligen Dismas. Es half aber nicht viel, denn jenſeits des Baches im Dorf ſteht das Schulhaus, und darin iſt zu hören, ſo oft man will, daß es gehexte Wetter gar nicht gebe. Alſo iſt der Dismasſtein, wie die felſige Stätte heißt, dem langſamen und ſicheren Untergange geweiht. Nur die Toden kommen hinaus zu ihm. Nun trugen wir ihm auch den unſeren zu.

Als wir zur Brücke hinabkamen, krachten ſchon die Böller, worauf einer der Träger zum anderen murmelte: „So fürnehm wird nicht bald eins begraben, wie jung Katharina."

Jenſeits zwiſchen Auen und Feldern hinan war ein tiefer enger Hohlweg; und als wir dieſen entlang zogen, begegnete uns an der Biegung der Hochzeitszug. Die luſtigen Burſchen und Mädeln, die Muſikanten, der Wagen mit dem Brautpaare von oben herab, wir mit dem Sarge von unten hinauf.

Als wir uns faſt plötzlich ſo gegenüberſtanden, ſagte der Sandinger zum Brautführer: „Da ſind wir!"

Die Hochzeitsleute waren weit erschrockener, als wir. Unser Knecht mit dem losen Maul schnupperte sehr vornehmlich mit der Nase und rief dann: „So geht's, wenn bei einem Begräbnis nicht geläutet wird; können sich die lustigen Leut' nicht vorsehen. Na, Musikanten, aufgespielt!"

Den Hochzeitsleuten war der Witz geradezu vergangen. „Wenn das eine gute Vorbedeutung sein soll!" rief einer laut hin.

„Wer weicht aus?!" fragten unsere Träger.

Aus dem ersten Wagen hatten mehrere Burschen schon die Braut gehoben und an den Weghang gelehnt. Ei ja, die reiche Sewingerin! War aber so kugelrund, daß sie der Brautführer an der Lehne festhalten mußte.

„Das ist er!" knirschte der Feldwebel und legte die Hand an sein Stilet, „dieser Brandschacher Loisl!" und deutete auf den feinen Bräutigam, der rasch aus dem zweiten Wagen sprang und eifrige Anstalten traf, daß die Pferde ausgespannt würden und alle Wägen an die Berglehne gehoben.

„Den will ich fragen, mit Welcher er jetzt zu gehen hat!" murmelte mein Feldwebel, mauerblaß im Gesichte und mit unheimlich wildem Auge.

„Valentin!" schnaufte ich und hielt seinen Arm fest. Er heißt aber Christian. Der Valentin kam mir nur plötzlich aus dem „Faust" durch den Kopf geschossen.

Die Träger standen ein wenig zur Seite, so gut das gehen mochte. Die Hochzeitsleute, auch die Musikanten und die Kranzeljungfrauen darunter, drängten sich vorbei, und unter ihnen duckte sich auch der Bräutigam ängstlich am Sarge vorüber.

„Gemach, Brandschacher, sie thut dir nichts!" also

ſprach noch der Sandinger; bald hernach waren wir glücklich auseinander. Der Hochzeitszug bewegte ſich unter Muſikklang und Böllerknall ins Dorf hinein, wir ſchritten mit lautem Gebete vollends zum Kirchhof hinauf.

Ich war ſelbſt froh, daß wir ſo gut auseinander gekommen, und ich dachte: Chriſtian, du biſt doch ein prächtiger Kerl! Das Stilet an der Hand, warſt du Mannes genug, die Rache dem zu überlaſſen, deſſen ſie iſt.

Mir war aber nun bange vor dem Augenblick, da wir den Sarg ohne prieſterlichen Segen in die Grube ſenken ſollten.

Das enge tiefe Grab war etwas gar zu nahe an der abſeitigen Kirchhofmauer. Als wir nach ſeiner Richtung hin zwiſchen den wildbewucherten Hügeln und Kreuzen hindurch eingebogen hatten, wehte durch die Luft der Schall eines Glöckleins. In der Kapelle zum heiligen Dismas wurde geläutet. Mehreren der Leidtragenden wurden die Augen feucht darüber, daß der welteinſame mißachtete Heilige der armen Katharina einen Gruß ſandte in das Grab. Und da fiel es einem Weiblein plötzlich ein und ſchrill ſagte es zwiſchen den Worten des Gebetes heraus: „Chriſt erbarme dich der armen Seelen im Fegefeuer, Leut, vielleicht iſt der alte Herr daheim!"

Der alte Herr! Das war der mühſelige Beneficiantenprieſter, welcher ſich den Dismasſtein gewählt hatte, um hier ſtill und kümmerlich ſeine Tage zu beſchließen. Man ſah ihn ſelten, außer wenn er in der Kapelle die Meſſe las; ſeine alte Haushälterin, die manchmal ein bißchen umging, um milde Gaben zu ſammeln, erzählte, auch wenn niemand darnach gefragt hatte, daß der alte Herr in ſeinem Lehnſtuhl ſitze, das Brevier bete und Tabak ſchnupfe.

„Ja!" sagten wir alle, „wahrlich! vielleicht ist der alte Herr so gut, daß er ihr den letzten Segen giebt ins Grab." Nicht lange überlegten wir. Der Sarg wurde abgeladen auf grünem Rasen, die Leute stellten sich rings um denselben und beteten und hielten ihre Hände vor die Augen, weil die heiße Sonne niederschien vom Himmel. Der Sandinger und ich stiegen den Steinhügel hinan gegen die ruinenhaften Gebäude. Aus der Kapelle eilte uns der Meßner entgegen und hielt uns den Hut offen, weil er der Meinung sein mochte, wir kämen, um ihn fürs Läuten zu entlohnen. Das geschah auch und dann fragten wir dem alten Herrn nach.

Die Steintreppe, welche wir hinaufgewiesen wurden, war mit Moos und Gras so sehr bewachsen, daß wir gleich merkten, ein großer Ein- und Ausgang fände hier nicht statt. Endlich standen wir in einem gewölbten Zimmer mit tiefen, vergitterten Fensternischen. Ein Tisch, ein Büchergestelle, ein Vogelkäfig mit schreiendem Star, ein Betpult vor dem Bildnisse des Gekreuzigten, und am Fenster ein Ledersessel, in welchem der alte Herr saß. Ich sah von ihm hinter der Lehne anfangs nichts, als ein schneeweißes Haupt. Das richtete sich nun ein wenig auf, um zu erforschen, wer denn so fremd und ungeschlacht in die Stube trete.

„Hochwürden!" redete ich ihn nun an. „Wir bitten tausendmal um Verzeihung, daß wir Sie so in Ihrer Häuslichkeit stören. Wir kommen mit einem Anliegen, mit einer großen Bitte."

„Nun, nun," murmelte der Greis mit ganz heiserer Stimme und richtete sich mühsam empor. Sein offenes, glattrasiertes Gesicht hatte freundliche Züge, aber mit

seinen grauen Augen schaute er starr vor sich hin. Er tastete nach dem Stock, welcher am Sessel lehnte.

Ich trug ihm hierauf unser Leid vor, erzählte die traurige Geschichte von der Katharina Radstuberin, wie der Herr Pfarrer von Wenkelbach uns die kirchliche Einsegnung verweigert habe und wir nun auf das Inständigste bäten, der hochwürdige Herr wolle an ihrem Grab ein kurzes Gebet sprechen, bevor die Grube zugescharrt würde.

„Pscht!" machte der alte Herr und schlug mit der flachen Hand auf die Kutte, da war der Vogel im Käfig still und er konnte sprechen.

„Der Herr Pfarrer will sie also nicht einsegnen," sagte er in sehr mildem Tone. „Es wird ihm gewiß recht schwer ums Herz sein, daß er es nicht thun kann, aber er hält sich halt strenge an die Vorschriften."

„Mein Gott!" rief der Sandinger, „so soll das unglückliche Wesen wirklich wie ein Hund verscharrt werden!"

„O Narrle, wer sagt denn das?" sprach der alte Herr gegen die Wand hin, ohne sein Haupt auch nur einmal nach uns zu wenden. „Ich thue es ja recht gern. Die Traurigen muß man ja trösten. Die Welt ist so voller Leid und Schuld, ich weiß es. Nicht noch tiefer in das Elend drücken, neu aufrichten muß uns der heilige Glaube. Ich will schon hinabgehen. Nur daß meine Regerl jetzt nicht da ist, so daß ich euch bitten muß, ihr möchtet mir ein wenig die Hand reichen. Der liebe Gott hat mich recht mit Alter und Mühsal gesegnet."

Da merkten wir's, er war fast lahm und blind. Der Sandinger zu seiner Rechten, ich zu seiner Linken, so führten oder trugen wir ihn vielmehr die Treppe, den

Hügel hinab gegen den Kirchhof. Als die am Grabe uns so kommen sahen, erhob sich unter ihnen eine Bewegung, sie eilten dem alten Herrn entgegen, um ihm ehrerbietig und dankbar die Hände zu küssen. Er ließ es ruhig geschehen. Mittlerweile war auch der Meßner mit Chorhemd, Stola und Weihwassersprengel gekommen. Gestützt auf meinen Arm, hat der ehrwürdige Greis das Grab gesegnet, den Sarg, als er in der Tiefe stand, mit geweihtem Wasser besprengt und für die Seele der Abgeschiedenen ein Gebet verrichtet. Dasselbe schloß mit den Worten, die unser Herr am Kreuze zum rechten bußfertigen Missethäter gesprochen: „Heute noch wirst du bei mir im Paradiese sein, Amen."

Wir alle waren tief bewegt. Und zum Priestergreise, der aus dem unerschöpflichen Borne des Christentums so reichen Trost den Trauernden spendete, blickten wir auf wie zu einem Heiligen.

In demselben Augenblicke, als der Totengräber unter raschen Spatenstößen das Grab mit Erde füllte, dröhnten vom Dorfe her rasch hintereinander drei Böllerschüsse. Das Zeichen der vollzogenen Trauung.

Die Rache der Knechtin.

Die Hubsteinerin saß in ihrer frostigen Kammer auf dem Schemel und wiegte an der Brust ein kleines Kind.

„O Närrlein!“ sagte sie zum vergeblich sich mühenden Säugling, „es ist halt noch nichts drinnen. Bei uns geht's zu, wie bei den hohen Herrschaften: um vier Uhr erst Mittag essen. Bis nur die Sofferl heimkommt, die wird schon wieder was bringen. Hab' nur ich erst meine gute Suppe, dann wird's auch dir nicht fehlen. Eio, popeio!“

Der kleine Wurm schien sich denn auch zufrieden zu geben; er war dergleichen Verspätungen schon gewohnt und mochte sich als gescheites Wickelkind denken: Ich hab' auf den Hunger gewartet, ich will auch auf das Essen warten. Warten, das ist ja die Arbeit der kleinen Kinder.

Jetzt kam die Sofferl heim, das rundwangige muntere Schuldirndl. Vom Pfarr- und Schuldorfe Pichlern kam sie. Das Dirndl hatte ein blaues Handbündlein, das sich kalt und schwer und schwammig anfühlte. Ein Stück frischen Fleisches war drin.

„Auch einen Brief habe ich mit!“ rief das vom Laufen noch frisch gerötete Mädchen fröhlich.

„Einen Brief?“ fragte die Mutter, „wer soll denn mir schreiben?“ Sie hatte in der weiten Welt keine Bekannten und keine Verwandten. „Hast ihn von der Schul'?“

„Der Herr Stadinger hat mir ihn mitgegeben, und er laßt dich grüßen und du sollst ihn nur lesen.“ So das Dirndel.

Wichtiger als das Briefchen war aber jetzt das Zubereiten des Stückchens Rindfleisch, welches der Arzt dem kränklichen Weibe verordnet hatte, das vor sechs Monaten Witwe und vor drei Monaten zum dritten Male Mutter geworden war. Das Weib eines Wegmachers; den Mann hatte man eines Tages tot am Steinbruche gefunden. Ein herabstürzender Felsblock hatte nicht erst gewartet, bis der Mensch ihn zu Schotter geschlagen, da wollte er lieber einmal der angreifende Teil sein. Als wenige Monate später das Knäblein erschien, kam auch die erste Rate der Jahrespension, die im ganzen hundertvier Gulden betrug nach Abzug der Steuer. Reicht das jährlich für ein krankes Weib und drei Kinder? Der zweijährige Junge gab für seine Person darauf Antwort, er erkrankte an Auszehrung und starb. Für die übrigen wird's doch langen? Ja, meine liebe Hubsteinerin, man erlebt viel in kurzer Zeit, und wir sind noch nicht fertig.

Während die Fleischbrühe kochte, las das Weib den Brief. Der Wirt und Fleischhauer Stadinger schrieb mit eigener und fester Hand folgendes:

„Liebe Hubsteinerin!

Bitt schön um Entschuldigung, dasmal wird's wohl das letzte Mal sein mit dem Fleisch ohne Geld. Jetzt macht's glatt sechzig Gulden, auch das Brot und alles zusammen. Habe lang genug gewartet und muß Dich

jetzt wohl bitten um Zahlung, indem ich es sonst dem Notar übergebe. Ich nimm auch die Kuh, wann's Dir lieber ist und das Geld nit hast.

Pichlern, 13. Juni 1876.

Mit Achtung

Johann Stadinger.

Fleischhackermeister und Grundbesitzer."

Der Brief war gelesen, das Fleisch im Topfe hub an zu brodeln. Das Weib seufzte nur, sagte aber nichts.

Bald darauf bekam das Schuldirndl, die Sofferl, ihr Mittagsmahl. Suppe und Brotschnitten; auch vom Fleisch durfte sie heute essen, der Mutter war der Hunger vergangen. Wenn's so stand, wollte es aber auch dem Dirndel nicht recht schmecken. Einstweilen schaukelte es die Wiege mit dem Brüderlein.

Da war jemand draußen. Im Vorgelaß des Häuschens schwerfällige Schritte und im Dunkeln ein Tasten nach der Thürklinke. Die Hubsteinerin öffnete von Innen, da stand der Herr Stadinger vor ihr. Ein großer breitschulteriger Mann mit rotem Gesicht, kleiner Stumpfnase, Doppelkinn und grauem, kurzgeschnittenem Haar. Der schmalkrempige Hut saß im Nacken. Um den Leib eine weiße Schürze geschlungen, in der fleischigen Hand einen Knorpelstock, hinter sich einen großen zottigen Hund. Mit den klugen Äuglein zwinkerte er, sein Gesicht ging gutmütig in die Breite, der Mann sah ja gar nicht so schlimm aus, als er sich in seinem Briefe gestellt hatte. Er reichte dem Weibe auch gleich die Hand und sagte:

„Schaust noch nicht gut aus, Wegmacherin! Mußt dir besser zuklauben."

Sie antwortete nicht. Er that, als wäre er ganz zu-

fällig da, und weil er gerade im Vorübergehen sei, so wolle er ein wenig rasten und sich vom Herde Tabakfeuer nehmen.

Allsogleich nahm die Sofferl mit der Feuerzange eine glühende Kohle, und der Herr Stadinger, welcher schon auf einem umgestülpten Bottich saß, mußte sich beeilen, daß er mit dem Rauchzeug zurecht kam, bevor die Kohle verglost war.

„Ein kreuzbraves Dirndl bist," lobte er das Schulmädchen.

„Wenn sie nur nicht so arge Briefe heimbringen thät!" meinte die Hubsteinerin einlenkend. „Um Gotteswillen, Fleischhacker, du willst dein Geld. Glaub' dir's ja gern, aber wo soll ich jetzt so viel Geld hernehmen? Ich sitz' mitten im Nichtshaben."

Sehr gutmütig antwortete der Stadinger: „Ich sehe es wohl ein, daß es hart ist für dich. Aber schau, wenn du heute nicht zahlen kannst, wo das Elend erst anhebt, später, wenn es größer ist, wirst noch weniger können."

„Das ist ein schöner Trost," versetzte sie. „Da wäre es freilich besser, heute verhungern, statt morgen, wenn es doch schon einmal verhungert sein muß."

„Ich will dich nicht drücken," sagte der Stadinger. „Es muß nicht Bargeld sein; wie ich dir geschrieben habe, ich nehm auch die Kuh."

„Unser Herrgott den Mann und der Fleischhacker die Kuh! Kinder, alsdann sind wir fertig." Diese Worte richtete das Weib gegen die Wiege hin, dann fuhr sie sich mit dem Schürzenzipf rasch über das Gesicht.

Der Stadinger schwieg. Am Ende war er gerührt!

Ein Jammer war es mit dieſen Leuten, das ſah er freilich. Das kranke Weib und die Kinder, die nichts verdienen können und doch eſſen möchten!

„Sofferl heißt ſie, gelt?“ fragte er die Witwe, auf das Dirndl weiſend.

„Mein Gott, nur ein paar Jahr noch, und ich hätte an ihr eine Stütze,“ ſagte das Weib.

„Willſt ſie bei dir behalten? Hubſteinerin, das thäte ich nicht. Daheim bei dir lernt ſie nichts, als Notleiden und Kinderlocken. Wäre Schad' um's Dirndl Mußt ihr's beſſer meinen. Geht's ſchon dir ſelber ſchlecht, ſo mach's wenigſtens deinen Kindern beſſer. Wie alt iſt ſie denn?“

„Die Sofferl?“ fragte das Weib entgegen, dachte eine Weile nach und ſagte dann: „Im zehnten wird ſie ſein.“

„Iſt Zeit, daß ſie in ein Haus kommt. Hubſteinerin! Ich rath' dir gut, mir derbarmt das Schluckerl. Mach's deinen Kindern beſſer, als du's ſelber haſt!“

Lieber Gott im Himmel!“ ſeufzte das Weib und faltete die Hände über ihre Bruſt. „Es den Kindern beſſer machen! Welche Mutter möchte das nicht mit allen Freuden und Schmerzen!“

„Weißt du was, Hubſteinerin,“ ſagte er und ſpielte mit dem Knotenſtock, als wollte er damit auf dem Fletz etwas hinzeichnen. „Gieb mir das Dirndl.“

Sie machte ſich abgewandt am Herde zu ſchaffen.

„Gieb mir's!“ wiederholte der Fleiſchhacker. „Bei mir hat ſie's gut, ißt ſich ſatt und lernt einen Verdienſt. Mir fehlt eh ſo ein Dirndl. Man braucht's. Kann einmal Kellnerin werden, wenn ſie brav iſt. Ich nehm's. Gieb ſie mir!“

„Wäre gut gemeint,“ entgegnete das Weib. „Aber

was fang' ich an, wenn ich das Dirndl nicht hab'. Ich brauch's ja schon auch für's Kleine."

„Das Kleine ist bei dir selber am besten aufgehoben," wendete er ein. „So lang bis du wieder gesund bist und dir wieder erwerben kannst, sollst von mir das Fleisch haben und die Schuld ist gestrichen von dem Tag an, wo du mir das Dirndl giebst."

Die Sofferl horchte jetzt ein wenig auf. Die Mutter wendete sich um und sagte: „Du wärest erst gut, Fleischhacker, das kunnt dem armen Wesen ja zum Glück sein."

„Wenn sie anstellig ist, so weiß man nicht, zu was sie es noch bringen kann. Eine Kellnerin, sagt man, hat allerhand Schlüssel an der Schürze."

„Du machst mir g'rad das Herz leicht!" rief das Weib. „Daß du weißt, ich bin kein Stein. Und bist dem Fortkommen deines Kindes nicht im Weg, so machen wir's richtig. Das Dirndl laß ich holen und du hast um eine Sorg' weniger. Ich nehm's ganz, brauchst dich gar nicht mehr drum zu bekümmern. Ganz nehm' ich's."

Jetzt kam das Weib an ihn heran, tastete unsicher nach seiner Hand und sagte mit zitternder Stimme nichts als: „Vergelt dir's Gott, Fleischhacker!"

„Hast Feder und Papier?" fragte er. „Ich verpflichte mich schriftlich."

„Das hat's nicht Not, um Gotteswillen!" rief sie. „Daß du's ehrlich meinst, weiß ich wohl eh."

„Ich verpflichte mich schriftlich," wiederholte er. „Im Guten wie im Schlimmen, eine Schrift ist allemal gut. Ich kunnt' heut' oder morgen sterben, daß es meine Nachfolger wissen, was ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Richtig ist richtig."

Nun war in dem armen Häuschen Schreibzeug aber schwer aufzutreiben. Die Hubsteinerin brachte ihren Ehevertrag herbei, der hatte ein leeres Blatt. Wenn der Mann tot ist, hat auch der Vertrag keine Wichtigkeit mehr; dieser hatte eigentlich nie eine gehabt; auf „randlose Gütergemeinschaft" lautete er, hatte der Mann nichts besessen und das Weib nichts. Auf jeden Fall ist das leere Blatt daran überflüssig; der Stadinger riß es herab. Der Tintentiegel wurde auch aufgefunden, in demselben war nichts, als eine schwarze Kruste, der Stadinger goß einige Tropfen Wasser drauf. Eine Feder brachte das Dirndl vom Freien herein. Es war eine Rabenfeder; „aber sie thut's schon," sagte der Fleischhacker, „zur Not thut sie's schon." Er schnitt sie, spaltete sie geschickter, als solches seiner plumpen Hand zuzutrauen war, setzte sich an den Schubladkasten, ein Tisch war nicht vorhanden, und begann zu schreiben.

Das Weib säugte ihr Kind; die Sofferl schaute dem Schreiber zu und stellte insgeheim Vergleiche an zwischen Diesem und ihrem Schulmeister.

Nach einer Weile war's fertig:

„Kontrakt!

Die Maria Hubsteinerin giebt dem Anton Stadinger, Fleischhackermeister und Grundbesitzer zu Pichlern, ihre Tochter Sophie und der Anton Stadinger nimmt zeitlebens alle Pflichten und Rechte auf sich, indem er auch der Hubsteinerin die Schuld von sechzig Gulden nachläßt und sie weiter noch unterstützen wird. Mit freiem Willen unterschrieben von

Anton Stadinger,
Fleischhackermeister und Grundbesitzer."

„Und dahier," sagte der Stadinger, nachdem er die Zeilen gelesen, „dahier schreibst du auch deinen Namen: Maria Hubsteinerin."

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff das Weib mit leise zitternder Hand die Feder — ach, wie sie spröde war! — und schrieb mit deutlichen Buchstaben langsam ihren Namen hin.

„Alsdann wär's fertig," sagte der Fleischhacker, legte das Papier in seine bauchige Brieftasche und schob diese in den Sack. „Morgen oder übermorgen kannst sie bereit halten. Das Fleisch laß ich dir später durch einen Kohlenfuhrmann schicken, der ohnehin vorbeifährt. Und jetzt, behüt Gott! Halt' dich gut, Sofferl, derweil!" Dann pfiff er seinem Hund und ging schwerfällig davon.

Als sie wieder allein waren, versuchte es das Weib mit dem Essen. Das ging aber noch immer nicht.

Nun strichen mehrere Tage dahin wie gewöhnlich. Es war keine Rede von der Übersiedelung des Dirndls, es kam das halbe Kilo Fleisch wie gewöhnlich, und die Hubsteinerin glaubte schon, es sei alles wieder in Vergessenheit geraten und beim Alten geblieben. Da sprach eines Nachmittags der Kohlenführer zu, der Herr Stadinger zu Pichlern hätte gesagt, er solle das Wegmacher-Dirndl mitbringen.

„Heute ist die Wäsche nicht fertig, es soll morgen oder wann wer anfragen." So beschied das Weib.

Zwei Tage darauf stand draußen auf der Straße der zottige Hund, bald hernach kehrte der Fleischerknecht des Herrn Stadinger im Häusel ein. Der sei, wie er berichtete, nach Unterdorf um ein Kalb geschickt worden und habe den Auftrag, falls er das Kalb nicht erstünde, die Wegmacher-Sofferl mit nach Pichlern zu bringen.

Als ob der Fleischerknecht ihr das Messer ins Herz gestoßen hätte, so war jetzt dem armen Weibe. Hören und Sehen verging ihr, sie sank an die Wand hin.

Nach einer Weile, als sie zu sich kam, mußte ihr der Mann den Auftrag nochmals ausrichten. Der Stegbauer zu Unterdorf sei ein Narr, sein Kalb wiege nicht vierzig Kilo und der Mann wolle zweiundzwanzig Gulden dafür haben. Da soll er sich's selber braten, habe er, der Fleischerknecht, gesagt, der Herr Stadinger wisse billigere und bessere Ware.

So erzählte der geschwätzige Knecht. Die Hubsteinerin blieb jetzt aufrecht und sagte: „Geht Eures Weges, mein Kind ist nicht feil."

Da kann sie schon recht haben, dachte der Fleischerknecht. „Pst! Sultan, komm!" Und ging seiner Straße.

Aber als die Sofferl am nächsten Tage wieder zur Schule gegangen war, kam sie nicht mehr nach Hause. Ein Bote brachte das Fleisch und wollte etwaige Sachen für's Dirndl mitnehmen. Es sei schon daheimgeblieben.

Daheimgeblieben?!

Die Hubsteinerin wickelte ihr kleines Kind dicht in Lappen, denn in den Bäumen rauschte der Wind, nahm es an sich, verließ das Häuslein und ging den zwei Stunden langen Weg nach Pichlern. Es dunkelte schon, als sie vor dem großen Hause des Fleischhauers stand, in den Wolken zuckten matte Blitze. Im Gemüsegarten waren zwei Mägde thätig, junge Pflanzen durch Ueberdachen mit Stroh vor etwaigem Hagel zu schützen, und die Sofferl war ihnen dabei behilflich. Als das Dirndl der Mutter ansichtig geworden war, lief es ihr entgegen, klatschte in die Hände und rief: „Das ist gescheit, Mutter,

daß du auch da bist! Da ist es lustig. Das ist meine Freundin, die Zilli, und das ist die Thereſel. Du, die sind brav!" Und sie lief wieder in den Garten.

Die Hubsteinerin begehrte zum Stadinger. Er kam ihr in Hemdärmeln und mit dem Sammtkäppchen auf dem Graukopf entgegen und begrüßte sie freundlich. Ohne seine dargebotene Hand zu fassen, sagte sie, das leise wimmernde Kind immer an der Brust haltend: „Fleischhacker, so ist's nicht gemeint, mit unserem Handel, daß du mir mein Dirndl wie ein Kalb aus dem Haus treiben lassen sollst!"

„Aber Hubsteinerin!" rief er überlaut, „was fällt dir denn ein? Wie ein Kalb! Was das für eine Red' ist! — Ei, setz' dich doch hier auf die Bank. Der weite Weg. Willst denn du heute noch heim?"

„Mein Kind will ich wieder haben," sagte sie völlig tonlos. „Mein Kind laß mir, dann wirst mich nicht lang sehen vor deinem Haus."

Der Stadinger schüttelte den Kopf, dann ließ er aus dem Keller ein halbes Glas Wein bringen.

„Trink, Hubsteinerin! Du bist so viel aufgeregt."

„Soll das der Kaufstrunk sein?" fragte sie ihn. „Du thust nicht allein Vieh einkaufen, auch Leut'. Erst nachher ist's mir zu Sinn kommen: verkauft hätt' ich mein Dirndl! Verkauft!"

„Was du aber einfältig bist!" sagte der Fleischhauer. „Wer spricht denn vom Verkaufen! Und wenn es wär'! Andere arme Leute verschenken ihre Kinder und sind froh, wenn sie wer geschenkt nimmt. Ich hab' die Schuld nachgelassen und versprochen, daß ich mich ganz annehmen will ums Dirndl. Wüßt' nicht, wie der Mensch ein

beſſeres Chriſtenwerk machen kunnt, wüßt' nicht! — Wenn du mir keinen andern Dank haſt, ſo ſollſt lieber daheim bleiben. Schau, ſie geht dir eh nimmer zu, die Soſſerl. Recht gut gefällt's ihr bei uns und wird ihr noch beſſer gefallen, wenn ſie geſcheit iſt."

„Du magſt ſagen, was du willſt, Fleiſchhacker, es iſt was Unrechtes geſchehen. Gieb mir die Schrift."

„Recht gern, Hubſteinerin. Eine Abſchrift ſollſt haben. Deine Unterſchrift geb' ich nicht aus der Hand. Ich weiß ſchon, was du im Sinn haſt. Du wollteſt mir das Dirndl jetzt laſſen, daß ich's zücht' und anleit'; nachher, wenn ſie zu brauchen iſt zur Arbeit, möchteſt ſie mir wegnehmen, und ich wär' der Geſoppte. So macht ihr's gern, ihr Bettelleut'! Da hab' ich mich rechtzeitig ſichergeſtellt mit der Schrift und da hilft dir nichts mehr, Wegmacherin. Kannſt fragen, wen du willſt. — Trink jetzt, nachher kriegſt eine warme Suppe und ein Bett und morgen ſchau, daß du weiterkommſt."

Die Einfalt, auf welche gerechnet worden, war wirklich vorhanden. — „Kannſt fragen, wen du willſt!" — Ja, das hatte ſie freilich immer gehört: was man einmal unterſchrieben, daran wäre nichts mehr zu ändern. Verſchrieben, verſpielt! — Weh war dem armen Weibe.

„Kaufſt nicht auch Wickelkinder?" fragte ſie bitter und hob ihr Kleines gegen ihn auf. „Nimmſt nicht auch den Buben?"

„Die Buben ſind nicht viel wert," entgegnete er halb ſcherzend. „Hab' ſelber einen. Sind ſie groß, nimmt ſie der Kaiſer ohne Vergütung. Ein fleißig Dirndl dient's zehnmal ab, was es koſtet. — Aber trink' doch; ein kräftig Tröpfel ſollſt nicht verſchmähen, das thut dir gut."

Ähnlich redete er ihr zu, riet ihr Frohsinn an und klopfte ihr leutselig auf die Achsel

Also geschah es, daß die Hubsteinerin, statt ihr Dirndl von diesem Hause abzuholen, heute selbst in demselben blieb. Beim Nachdenken in der schlaflosen Nacht kam ihr die Sache doch wieder nicht so schlimm vor, und sie hielt sich selber für thöricht. Am nächsten Morgen, als sie fortging mit ihrem Säugling, wollte sie noch die Sofferl sehen. Ein junger, hübscher, schlanker Bursche war im Hofe just dran, auf ein braunes Pferdlein zu springen, den rief die Wegmacherin an, ob er nicht wisse, wo die Sofferl wäre?

„Die ist schon fort," antwortete der Knabe, leicht seine Kappe lüftend. „Sie sind früh aufs Feld. Ich reite auch nach." Damit war er auf dem Rößl und trabte davon.

„In Gottesnamen!" seufzte das Weib bei sich und ging mit dem einen Kinde, das noch ihr Eigentum war, wegshin der Gegend zu, wo ihre Hütte stand.

Der Jahre sieben oder acht sind vergangen seit jenem Christenwerke, das der Großhofbesitzer, Wirt und Fleischermeister Stadinger an der armen Wittwe und ihrem Kinde geübt hatte. Seither hat sich allerlei verändert in der Welt. Die arme Hubsteinerin ist gestorben, ihr Knäbel hatte ein Waldbauer als einen Hirtenknaben aufgenommen aus Barmherzigkeit und nichts dafür gegeben. Die Sofferl ist im Stadingerhofe groß und hübsch geworden, und sie hat sich nicht zu beklagen. Beklagt sich auch nicht. Aber daß sie eine Stalldirne abgeben muß, das ist ihr für die Länge nicht recht. Sie möchte lieber Leute tränken, als

Vieh — Kellnerin möchte sie sein. Der schlanke Knabe, den wir damals auf dem Pferde aus dem Hofe reiten gesehen, ist ein stattlicher junger Mann geworden, der auch heute noch auf dem Pferde umherreitet, weil er die große Wirtschaft zu leiten und die Arbeiten des Gesindes zu überwachen hat. Die Fleischhauerei überläßt er seinem Vater, ihn freut das rüde Geschäft nicht, er sagt, er thue lieber pflanzen, säen und züchten, als schlagen und totstechen. Und der junge, aufrechte Mann mit den freundlichen Zügen und dem offenen Blick sieht auf seinem Rößlein eher einem Landgrafen ähnlich als einem Fleischhauerssohne. Er hatte ein paar Jahre Landwirtschaft studiert und sich in den Kopf gesetzt, das ausgedehnte Gut seines Vaters zu einer Musterwirtschaft emporzubringen. Es ging auch vorwärts.

Der alte Stadinger ist ein klein wenig gebückt geworden, hat aber sonst noch sein rotes, rundes Gesicht, seine klugen Äuglein und seine verschmitzte Freundlichkeit wie vor und ehe. Zu Fuß ging er nicht mehr viel um in der Gegend, im Steirerwäglein fuhr er, leitete selbst das Pferd und wurde überall mit Achtung gegrüßt, wo er sich zeigte. Sehr gerne fuhr der Stadinger in den Markt Solgenstein hinüber und kehrte dort beim Hammerherrn Kloggenberger ein. Mit dem war er seit einiger Zeit in freundlicher Bekanntschaft, die gelegentlich eines Viehhandels gemacht worden. Der Hammerherr besaß ein großes Sensenwerk, einen Hochofen, mehrere Bauernhuben, ausgedehnte Waldungen und eine erwachsene Tochter. Aber keinen Sohn.

Eines Tages nahm der Stadinger auch seinen Burschen, es war sein einziger, mit nach Solgenstein.

Der junge Mann wollte auf dem Bocke sitzen und kutschieren, wenn er schon nicht reiten konnte; der Alte bedeutete, daß im Wagen Platz für beide sei, daß man da bequemer sitze und daß es mancherlei zu plaudern gebe. Daher setzte der Junge sich zum Alten in den Wagen.

„Wir werden beim Sensenhammer zukehren," sagte der Vater.

„Nicht nötig. Hab' ihrer erst ein Dutzend ans Sagbach bestellt," antwortete der Sohn.

„Was hast bestellt?"

„Sensen."

„Du nimmst die Sensen in Sagbach?"

„Wir haben sie immer von dorther bezogen."

Der Vater zog den Leitriemen an. „Karl," sagte er nachher, „von jetzt an nehmen wir Solgensteiner Ware. Ich habe einen Gedanken. Kennst du die Hammerleute dort?"

„Recht gut."

„Hast du keinen Gedanken, Karl?"

„Oh, allerhand!" lachte der Bursche auf.

„Nachher mag auch der rechte dabei sein," sagte der alte Stadinger. „Hast sie dir schon einmal angeschaut?"

„Wen?"

„Sie ist sauber — und reich. Das wird ein Kapitalshaufen, wenn ihr zwei eure Sachen zusammenthut. Mußt ja doch auch ans Heiraten einmal denken. Mein Weib wird mühselig und so viel wunderlich. An ihr hab' ich keine Stütze mehr. Mich verdrießt's auch manchmal und will nach und nach ausspannen. Da brauchst du eine. Spiel' einmal ein wenig an, bei der Sensen-

hammeriſchen. Wenn's zu Stand käm', 's wär' mir eine rechte Freud. Ein Rittergut, wenn die zwei großen Wirtſchaften zuſammenſtehen. Das wär' mir ſchon ein Trumpf!"

„Mir wär's auch nicht zuwider," meinte Karl.

Alſo das Geſpräch unterwegs zwiſchen Vater und Sohn.

Beim Hammerherrn wurden ſie ſehr artig aufgenommen und zum Nachmittagsbrot eingeladen. Fräulein Agnes bediente die Gäſte, ein feines zierliches Weſen, das den jungen Grundbeſitzer aus Pichlern mit gar ſchelmiſchen Augen anguckte. Allerlei wurde geſprochen, und als unſere beiden wieder auf ihrem Wagen heimwärts fuhren, ſagte der Alte: „Ich habe gar keine Sorge. Es geht. Ein Jahr mußt halt Geduld haben, weil ſie ja, wie du gehört haben wirſt, über den nächſten Winter noch einmal ins Inſtitut geht. Du bekommſt eine Gebildete. Hergott, Bub, du haſt mehr Glück wie Heu!"

Karl ſpitzte mit den Fingern ſein blondes Schnurrbärtchen und ſchmunzelte vor ſich hin.

„Nur eins! Hi, Brauner! — Nur eins muß ich dir ſagen, Karl," fuhr der Stadinger fort. „Mit der Krämeriſchen thuſt nicht mehr weiter. Die dankſt gleich ab. Die könnt einen Balawatſch in die Geſchichte bringen. Die Mädels wollen alle gleich geheiratet ſein. Gieb Achtung! — Kannſt's nicht graten, ſo giebt's andere. — Biſt mit der Soſſerl immer noch über quer? Geh, dumm!"

Diesmal brach er ab. Einige Zeit drauf war's, daß die Soſſerl dem Stadinger anzeigte, ſie wolle ſich um einen anderen Dienſtort umſehen. Sie möchte nicht immer beim Vieh bleiben, ſondern auch etwas lernen. Daß ſie in dieſem Hauſe etwa in die Küche oder in die Gaſtſtube

käme, dafür sähe sie keine Wahrscheinlichkeit, also möchte sie fort.

„Schau, schau," antwortete ihr der Stadinger. „Wie gut ist's, daß ich dieses Kalb am Strickel hab'. Davonlaufen! Nein, mein liebes Sofferl, darauf mache dir keine Hoffnung. Du gehörst mein, bis ich dich freiwillig fortlas. Und das wird nicht sein, ich habe die jungen starken Leute zu gern in der Wirtschaft. Wegen Essen und Gewand hast wohl keine Klag'?"

„Das nicht, Herr Vater. Freiwillig blieb ich vielleicht, aber das Müssen ist so viel sauer."

„Lapperl!" sagte er und versetzte ihr ein artiges Klapschen an die runde Wange, „so bleib halt freiwillig. Und thust es freiwillig nicht, so mußt. Ein bissel Recht habe ich schon auch als Gerhab mit dir. Für alle Fälle ist ein Briefel da. Ja, Dirndl, da hilft dir nichts, je mehr du hinwegzerrst, desto schärfer schneidet dir das Strickel in den Hals. Sei nur gscheit, vielleicht bringst es noch zur Kellnerin, wenn du klug bist, vielleicht! Nur schön folgen dem Karl, wenn er dir was schafft! Und jetzt geh' zu deiner Arbeit."

Wenige Wochen nach dieser Unterredung standen der Stadinger und sein Sohn in einer Abenddämmerung unter dem Weichselbaum, und der Vater sagte mit halblaut flüsternder Stimme und heftiger Geberde zum Burschen: „Karl, ich sag dir's, du wirst dich verbrennen! Hab's wieder wahrgenommen gestern auf dem Abend. Bist ein verfluchter Kerl und wirst noch alles verderben! Soll's mit der Sensenhammerischen Ernst werden, so laß die Krämerische sein. Die leat dir Fallen! Wirst dir doch anderswie zu helfen wissen die paar Monat. — Eine

Knechtin. Schick sie in den Wald hinaus, die Sofferl — fürs Vieh streurechen. Nachschauen mußt gehen bei der Arbeit. Ach, geht mir weg, ihr jungen Leut könnt euch nichts anschicken."

Karl stand stramm da, ließ seine Hände in den Hosentaschen stecken und antwortete jetzt leichthin: „Für so ein Streurechen, wie der Vater meint, ist mir die Sofferl doch zu gut."

„Wie du glaubst," sagte der Stadinger, „für wen sparst sie denn auf? Ein dummer Halter oder Holzknecht oder so einer wird nicht lange fragen, oder schon kurz gefragt haben. Und bissel ein Recht werden wir doch noch haben übers Dirndl, das ich von der Straßen hab aufgehoben . . . Nun, wie du glaubst. Aber verpatsch dich nicht. Der Köder von der Krämerischen! Ist eine Angel dran, ich sag dir's! Wenn du mir die Sensenhammerische verspielst, ist's aus zwischen uns."

Mit diesen Worten wendete sich der Stadinger und ging in den Hof. Der Karl pfiff ein lustiges Liedchen und schlenderte über das Feld hin.

Auf dem Weichselbaum, unter welchem sie gestanden, saß eine, der raste jetzt das Herz und das Blut. Das waren saure Weichseln, die auf diesem Baume wuchsen! Die Sofferl hatte alles gehört. Und jetzt überdachte sie es. Manches fiel ihr ein, wurde ihr jetzt klar. Es fehlte dem Dirndl ja nichts auf dem Stadingerhofe, sie wurde gehalten wie jede andere Magd und arbeitete auch so. Nur daß sie nicht fragen durfte: wofür arbeite ich? Wo ist mein Jahrlohn? Sie war ja eine Gekaufte, eine Leibeigene. In der Schule hatte sie gehört, daß es Leibeigene gegeben, welche ganz dem Willen ihres Herrn unterworfen

gewesen wären, daß Länder sind, wo es noch heute Leibeigene giebt. Und der Stadinger hatte den Kaufbrief. Sie hat fleißig gearbeitet, war treu und gewissenhaft gewesen in allem. Nun zur Feierabendzeit auf dem Weichselbaume sitzend, hatte sie gehört, daß solches nicht ihre ganze Aufgabe war in diesem Hause. Das arme, hilflose Mädchen, die gekaufte Knechtin. Ein heißer Aufschrei war zurückzudrängen in ihre Brust. Sie mußte jetzt schweigen, durfte nichts gehört haben. Sie mußte arglos bleiben. Das stand klar in ihr, sie wollte sich rächen. Rächen an dem Alten, dem gewissenlosen Vater und Gerhab. Der Junge? Leise begann ihr das Herz zu zittern. — „Dafür ist sie mir doch zu gut," hatte er gesagt. — Seit Langem hatte sie eine stille Neigung zu Karl, dem Hausſohn, in sich zu bekämpfen und war es ihr auch gelungen, die Liebe mit Trotz zu maskieren. War sie doch die Knechtin, die zur Liebe kein Recht hat, die nur Gleichgiltigkeit oder gar Verachtung erfährt von Mitgenossen und Herrschaft. Wie aber soll es jetzt werden? Er hat ein Wort gesagt, in welchem Achtung für sie lag, vielleicht mehr noch . . . Soll sie jetzt ihre Karte ausspielen? Soll sie's versuchen? Es war ja nichts für sie zu verlieren. Und gelänge es? Gott im Himmel, da wäre sie gerächt und beglückt zugleich. Ein beispielloses Glück und eine beispiellose Rache.

Kurze Zeit darauf war der Karl wieder einmal am Zaun gestanden und hatte Scherzworte hinübergerufen in den Garten, wo die Krämerstochter Blumen jätete. Das Mädchen that recht anzüglich und meinte, wenn er ein Sträußlein von ihr wolle, so möge er sich einen Sprung über den Zaun nicht verdrießen lassen, nachtrage sie ihm nichts. — Wenn er mit der zu weit kommt, so ist's mit

der Sensenhammerischen vorbei! Man muß ihm aus dem Traume helfen. — Das war wieder des alten Stadingers Gedanke, als er jetzt vom Fenster heraus rief: „Karl, just denk ich dran, du wirst müssen nachsehen, ob in der Kornscheune das Dach nicht schadhaft ist für den Winter. Geh' gleich, sonst vergißt's."

Der Bursche ging in die Kornscheune. Das Dach war ganz gut, und unter dem Dache kroch die Sofferl umher und legte die Garben glatt, die einen Tag früher eingeführt worden waren. Beide erschraken vor einander, als sie sich sahen. Im Augenblick aber fiel es dem Burschen ein, ob er es nicht untersuchen solle, um wie viel das Dirndl besser oder schlechter sei, als die Meinung war.

„Sofferl," redete er sie ruhig an, „hast nicht Langeweile, allein beim Korngarbenlegen?"

„Bin ja nicht allein!" rief sie, „sind ja die Korngarben da."

„Zu Zweien wäre es vielleicht kurzweiliger," sagte er.

„Das weiß ich nicht. Unsereins denkt nicht an die Langeweile, denkt an die Arbeit."

Weil der Raum unter dem Dache zu niedrig war, um aufrecht zu stehen, so mußte er knieend zu ihr hinankriechen.

„Das Nest ist gar nicht schlecht, daheroben," flüsterte er und legte seine Hand an ihren Arm. Sie schob ihn rasch von sich und sagte: „Karl, du irrst dich!"

Jetzt wußte er einen Augenblick nicht, was er machen sollte.

„Daß du mich aber doch sogleich verstanden hast, Sofferl," sagte er.

„Es ist keine Kunst, das zu verstehen," gab sie zurück

und legte ununterbrochen die wirr übereinander geworfenen Garben glatt und ordentlich aneinander. „Aber ich will's nicht verstehen. Du bist mir zu gut dafür, Karl."

Er stutzte. Es fiel ihm auf, was da gesagt wurde, aber auch, wie es gesagt wurde. Schier traurig und innig. Und wie er ihr jetzt ins Auge blicken wollte, wendete sie sich hinweg, trotzdem sah er noch auf ihren Wimpern ein funkelndes Tröpflein. — Ohne noch ein Wort zu sagen, stieg er nieder in die Tenne und ging hinaus. Wieder am Gartenzaun kam er vorbei, aber er rief nicht mehr hinüber zur Krämerischen, er ging still vorüber.

Wenige Tage später trafen sie sich im Walde beim Streurechen. Die Sofferl sah ihn schon von weitem kommen und ging ihm entgegen.

„Mir ist's recht, daß du da bist, Karl, oder wie ich sagen soll," sprach sie ihn an. „Das Dusagen wird sich bald nicht mehr schicken bei uns."

„Wenn du eine bessere Anred' weißt, so ist es mir auch recht," sagte der Bursche. „Die liebste Ansprach' zwischen uns wär' mir das!" Einen Kuß wollte er ihr geben.

„Da weiß ich eine andere," sagte sie entschieden ablehnend. „Wie es sich heute schon das zweite Mal zeigt, thut's nicht gut, daß wir zwei nebeneinander in diesem Haus sind. Du der Herr, ich die Knechtin. Sind schon viel zu geschwisterlich worden miteinand. Du wirst es einsehen und deswegen bitt' ich dich gar schön, laß mich fort."

„Fort, Sofferl! Ja, wohin willst du denn?"

„Das ist ganz gleich für dich und für mich. Aber um tausend Gotteswillen, zwingt mich nicht, daß ich in diesem Hause bleibe!"

„Vom Zwingen iſt keine Rede.“

„Dein Vater hat mich gekauft!“

„Vom Zwingen iſt keine Rede,“ wiederholte der Burſche. „Du bleibſt freiwillig.“

„Dein Vater laßt mich nicht, er hat mich gekauft!“ rief das Dirndl. „Sagt nur, was ich wert bin, ich will mich loskaufen!“

Darauf der Burſche: „Mein Vater hat dich erzogen und ſoviel ich weiß, deine Mutter ein wenig unterſtützt bei ihren Lebzeiten. Er wird's gern ſehen, wenn du dankbar dafür biſt und noch ein paar Jahre auf dem Hof bleibſt, jetzt weil du brav arbeiteſt. Von mir aus biſt gar nichts ſchuldig, ich zwinge dich nicht zu bleiben, aber du bleibſt freiwillig.“

„Es wäre unſer Verderben, Karl!“ rief das Dirndl mit leuchtenden Augen. „Oh, nein. Ich bin nur eine niedrige Knechtin, aber meine Ehr', die hab' ich, und ſonſt nichts, als wie die, und die will ich mir behalten. Geh' weg von mir, oder!“ Sie hob ihren Eiſenrechen drohend gegen ihn.

„Du biſt ein Kind!“ ſagte er und ging ſeines Weges.

An die Senſenhammeriſche hatte der junge Stadinger zu dieſer Zeit ſeltener gedacht von Tag zu Tag. Als ſie in das Inſtitut abgereiſt war, hatte ſie ihm ein Abſchiedsbrieflein geſchrieben. Karl ſäumte mit der Antwort ſo lange, bis er ſie als zu ſpät hielt, dann gab er ſie gar nicht. In der Nacht nach dieſer Begegnung im Walde nun lag der Burſche ſchlaflos auf ſeinem Bette. Sie ſtand wie ein Lichtbild vor ſeiner Seele. Dieſes runde, weiße Geſichtlein mit dem roten Mund! Dieſes ſchwarze, üppige Haar! Dieſe heißen Augen, die auch ſo ſanft und betrübt

sein konnten! Diese ganze ebenmäßig gerundete Gestalt! Ein schönes Weib! Und ein braves!

So lange lag er schlaflos, bis er aufstand und hinausging in die kühle Sternennacht. Da kam er gerade recht, wie jemand mit einem Bündel über den Anger huschte und gegen den Wald hin. Der Bursche eilte dem Diebe nach, es war aber keiner, es war ein Weibsbild, ein junges und hieß Sofferl. Sie versetzte dem Angreifer einen Schlag auf die Hand, doch er hielt sie fest, trotz ihres verzweifelten Losringens. Und er sagte ernsthaft: „Nein, Sofferl, so geht man nicht fort vom Stadingerhof."

Sie schaute ihm schweigend und zornig ins Gesicht. Endlich hauchte sie schweren Atems: „Also du willst mich nicht lassen?"

„Nein, Sofferl, so gehst du nicht fort."

„Gut," sagte sie schrill und tonlos. „Du hast es zu verantworten. — Karl! — Karl!" In rasender Erregung warf sie ihre Arme um seinen Nacken, preßte sein Haupt an das ihre, seinen Mund an den ihren, und gewaltsam, wütend vor Leidenschaft, küßte sie ihn, daß beiden der Atem vergehen wollte . . . .

Nach dem Sturme stand der Bursche ganz verblüfft da. Aber seine Finger hielten ihren Arm umklammert. Er schämte sich, geküßt worden zu sein und schickte sich nun an, es wett zu machen: daß seine Leidenschaft der ihren mindestens gleichkam, das sollte sie erfahren — heute noch.

„Jetzt, Karl, gehen wir miteinand'!" sagte sie, hing sich rasch in seinen Arm und sie schritten aus dem Walde über den Anger dem Gehöfte zu. — Je näher sie zur Thür kamen, desto fester und enger hielt er das

Dirndl im Arm. Plötzlich sagte sie: „Nur bis da her, Büberl! Wie es steht, das weißt jetzt. Am Sonntag Nachmittag fangen wir an. Jetzt geh' und schlaf' dich aus!" Ein Ruck, und der Bursche stand allein vor der zugeschlagenen Thür.

— Und das ist die Knechtin! dachte er, das ist das demütige, willige Dirndl, welches sich ohne Widerred' alles gefallen läßt, immer geduldig und immer lammfromm! Herrgott, wie die sich jetzt auseinander thut! Das ist keine Knechtin! Die weiß ganz genau, wo ihr Recht und Eigentum anhebt. Das ist eine Kernige! Eine Feurige! Bei der ist einer versorgt! Auf die ist ein Verlaß! Für einen Batschen hab' ich sie nie gehalten, die Sofferl, aber so hab' ich sie nicht gekannt!

Um diese Zeit machte der alte Stadinger seinem Sohn den Vorschlag, wieder einmal nach Solgenstein zu fahren und die Sensenschmiedischen zu besuchen. Da der Karl dafür keine Neigung zeigte, so sagte der Vater: „Du glaubst, weil jetzt das Fräulein nicht daheim ist, so hast nichts zu thun dort. Mußt aber auch auf den Schick nicht vergessen, gegen die Vatersleut'."

„Sollen herüberkommen, wenn sie mich sehen wollen," gab der Bursche kurz zurück. Da guckte ihn der Vater so von der Seite an und dachte: „Sauber ist er, aber manchmal dumm wie ein Kalb! Na, der Dumme hat's Glück, das tröstet mich wieder. Gefreut mich nur, daß er bei der Krämerischen endlich ausgelassen hat.

Und nun vom Sonntag Nachmittag, an dem die Sofferl anfangen wollte. Das Wirtshaus war voller Leut', aber das Dirndl, welches sonst nun schon manchmal Aushilfe in der Kellnerei leistete, war heute nicht zu

finden. Der Karl auch nicht. Es hatte auch niemand Zeit, sie zu suchen; die Kammer war verschlossen.

„Mit allem bin ich einverstanden," flüsterte die Sofferl dem trauten Gaste zu, „nur ein kleines Gebitt hab' ich, und das mußt du mir vorher erfüllen."

„Konntest schon bitten, was du wolltest!" sagte der Bursche. „Für dich bin ich zu allem aufgelegt!" Sein Antlitz glühte und um seine Mundwinkel zuckte die Freude, bei ihr zu sein.

„Schererei macht's dir keine," sagte sie. „Schau, da habe ich eine Tinte, und da hab' ich eine Feder, und geschrieben ist's auch schon. Nur deinen Namen drunter." Sie zog aus dem Busenlatz ein Papier.

„Was hast du denn da?" fragte er.

„S' ist nur brauchshalber," sagte das Dirndl. „Gegen gute Bekannte muß man artig sein. Ein kleines Briefel an die Sensenhammerischen zu Solgenstein."

„An die Sensenhammerischen? Laß das jetzt, Sofferl, die Leut' sind mir zuwider."

„Kannst sie lesen, meine Schrift?"

Er konnte sie lesen. Auf dem Papier standen etliche ganz zierlich hingemalte Zeilen folgenden Inhaltes:

„An das ehrenwerte Haus Kloppenberger, Hammergewerke zu Solgenstein.

Unterschriebener erlaubt sich die freundliche Mitteilung zu machen, daß er sich am Sonntag den 11. Oktober 1885 mit der Magd Sofie Hubsteinerin auf Ehr' und Treu verlobet hat."

„Jetzt da drunter, mein Bübel, schreibst deinen Namen!" bat das Dirndl zärtlich.

Da schaute er einmal drein. Schaute drein und

sagte nichts. Endlich schnalzte er mit der Zunge, tauchte die Feder tief in das Tintenglas, und mit fester Hand schrieb er unter die Zeilen seinen Namen.

„Gut ist's!" jubelte sie, sich ihm an die Brust werfend, „Karl, jetzt hast mich!"

„Eine verdammt Feine bist!" sagte er. „Aber mir ist's schon recht. Eine gescheite Frau zu haben, ist kein Schaden. Das Briefel will ich besorgen."

„Das thu' ich selber," sagte das Dirndl. „Es kommt an den rechten Ort, brauchst dich nicht drum zu bekümmern."

Jetzt war ihm gut, jetzt war ihm leicht. Ach, das war für den jungen Stadinger ein glückseliger Nachmittag. Der alte Fleischhauer fluchte über die Abwesenheit des Jungen. „Gewiß!" so rief er dann angeheitert den Gästen zu, „gewiß steckt er drüben in Solgenstein bei den Sensenhammerischen. Ist ja in die ganze Familie vernarrt und bis über die Ohren. Und ich mach' gleich meine Einladung zur Hochzeit. Ja, ja, wenn wir das Stadingergut und die Hammerherrschaft zusammenthun, das giebt einen Esels-Fleck auf der Weltkugel. Ein Narrenglück hat er, mein Karl!"

Am Abende sah der Stadinger die Sofferl über den Hof eilen. Na, die bekam es! Heute war er giftig. Wo sie gesteckt habe den langen geschlagenen Nachmittag? Ein Thunichtgut und ein Taugenichts und ein Faultier, und allerlei Donnerwetter und Kreuzsapperments darunter! So stark ging's los, daß das Dirndl sagte:

„Herr Vater! Eine solche Litanei laß ich mir nicht vorbeten. Wir müssen uns jetzt einmal ein gemütlicheres Reden angewöhnen zu einander."

„Was sagst? Knechtin, was nimmst dir heraus? Soll ich dir deinen Standpunkt wieder einmal klar machen? Ich habe einen schönen Brief über dich, wenn du ihn sehen willst!“

„Ich habe auch einen schönen Brief!“ sagte das Dirndl, das Schreiben in der Luft schwingend. Dann lief sie mit demselben dem Posthause zu. —

Am nächsten Tage ließ der alte Stadinger seinen Sohn in die Stube rufen.

„Gestern hast mich wieder einmal sauber allein gelassen bei den Gästen,“ redete er ihn an, „na, sei nur still, ich weiß, wo du gewesen bist. Macht auch nichts. Was anderes wollt' ich sagen. Mit dieser Bettlerdirn! Zum Todärgern ist's, was die mir gestern für Gegenred' gehabt hat. Ich glaub', die wird spießig, ich glaub', die muß man walgen. Schick' sie diese Wochen in den Holzschlag hinaus, die hart' Arbeit wird sie schon wieder weicher machen.“

„Wen?“

„Die Sofferl mein' ich!“ brummte der Alte.

„Ist mir recht, daß wir just von ihr reden,“ sagte der Bursche. „Kommt mir aber nicht leicht an, Vater, was ich zu sagen habe. Dem Menschen ist's halt angeboren, man kann nichts dagegen machen, und die Lieb' läßt sich nicht zwingen und nicht wehren.“

„Was ist denn das für eine Umrederei?“ fragte der Alte schärfer, als es sonst seine Art war.

„Ich denk', wir reden ein andermal davon,“ sagte der Bursche. „Auf einmal geht's nicht, und jetzt muß ich auf's Rübenfeld. Das gute Wetter hält nicht an, es sinkt der Barometer.“

Viel mehr wurde nicht gesprochen an diesem Montagmorgen. Als jedoch am Dienstag der Alte schärfer drauf drang, das Dirndl zur Züchtigung in den Holzschlag zu schicken, konnte Karl das, was einzugestehen war, nicht mehr länger verschieben. Auch konnte mit jeder Stunde aus Solgenstein die Rückwirkung der Verlobungsanzeige eintreffen.

„Ich glaube, Vater," begann er, „Ihr kennt die Sofferl noch nicht gut genug. Ihr behandelt sie immer nur als Knechtin, und das ist ganz natürlich. Aber so einfältig ist sie nicht mehr, daß sie an den dummen Schein noch glaubte. Ist auch Zeit, daß dieser Spaß aufhört. Sie bleibt freiwillig, ich stehe dafür. Die muß man kennen! Daß sie frisch, fleißig, sparsam, treu und gescheit ist, das wisset auch Ihr, sie ist keine schlechte Person. Ich kenne sie noch von einer anderen Seite . . ."

Der Alte trat einen Schritt zurück, er stolperte dabei über einen Schemel, so daß der Sohn ihn stützen mußte.

„Oh, ich dank' dir, ich steh' schon, ich fall' nicht!" stieß er heraus. „Also die Sofferl gefällt dir so gut!"

„Ihr habt mir ja selber dazu geraten."

„Und das —" Der Alte unterbrach sich. „Ja, du hast recht," sagte er, „ein braver Bursch', der seiner Zuhalterin das Wort redet. Sie soll nicht in den Holzschlag, kann auf dem Rübenfeld bleiben."

„Das was Ihr genannt habt, ist sie mir nicht, war sie mir nie," sagte der Bursche.

Der Alte entgegnete mit leiser Stimme: „Brauchst es ja nicht zu leugnen. Ist ja eine natürliche Sach'."

„Vater," sagte jetzt Karl mit ruhigem Ernste, „über die Sofferl werden wir jetzt schon in einem anderen Ton reden müssen."

Nach einem Weilchen, als der alte Stadinger ein paarmal die Stube auf- und abgeschritten war, versetzte er: „Du thust ja gerade, als ob — als ob — Solltest zu weit sein gekommen mit ihr?“

„So weit als man kann,“ antwortete der Sohn. „Sie ist meine Braut.“

Hierauf schwieg er und erwartete den Sturm.

Der Sturm kam nicht. Der Alte schritt wieder auf und ab. Einmal war's, als wollte er sprechen und es fehlte dazu der Atem. Endlich nahm er das Sacktuch und trocknete sich die Stirn. „Wenn's ein anderer sagte,“ rief er plötzlich, „mit dem ernsthaften Gesicht ein anderer sagte, wie es du gesagt hast, man kunnt's schier glauben.“

„Sie ist meine Braut und wird mein Weib,“ sprach Karl. „Vater, ich will Euch nicht kränken, aber das Dirndl hat viel Unrecht gelitten in diesem Hause. Eine andere hätte darunter müssen schlecht werden. Die Sofferl ist anders als Ihr glaubt und Ihr werdet uns noch gern Eueren Segen geben.“

Der Alte begann mählich zu lachen. „Wenn einer,“ stieß er inzwischen hervor, „wenn einer, den man mit Sorgfalt führt zu seinem Wohlergehen, gäh ausreißt und dumm weiter tappt und ins Unglück springt, so ist das zum Lachen! Zum Lachen ist's, ha ha! Das Weinen wär' er nicht wert. Du bist das Lachen und das Weinen und deinen Vater nicht wert. Wenn ich dich enterben könnte . . .“

Der Sohn suchte ihn sanft und kindlich zu beruhigen. Er wies darauf hin, daß kein Mensch über die Sofferl etwas unrechtes sagen könne, daß der Stadingerhof für sich groß und reich genug wäre, daß er kein fremdes

Stück dazu mehr brauche, daß er ordentliche und fleißige Leute reichlich ernähre und in Ansehen erhalte, und daß die Hauptsache in der Ehe die Liebe und das Sichverstehen sei. Er sagte alles, was man in solchem Falle eben zu sagen pflegt, und als er nichts mehr wußte, schwieg er.

Der alte Stadinger schüttelte den Kopf und immer wieder den Kopf. Er war völlig blaß geworden in seinem runden Gesichte. Endlich zuckte er die Achseln und sagte aus gehobener Brust: „Verhext hat sie ihn! — Aber Karl! Mein Karl!" Er stellte sich mit gefalteten Händen hin vor den Sohn, „daß du gerade die beste hattest haben können, und daß du gerade die schlechteste nehmen willst, das schmerzt mich. — Ah nein, du bist Schelm genug und hast mich brav gefoppt. Hauptspaßvogel du! Die Bettel-dirn! Die Knechtin! Hi hi!' Er versetzte dem Burschen einen Puff an die Seite, der schalkhaft hätte sein sollen.

Karl hielt es für das Klügste, für heute abzubrechen. Die Portion war groß genug gewesen.

Wieder einen Tag später ließ der alte Stadinger das Dirndl zu sich rufen, trug ihr einen Sitz an, den sie nicht nahm, und fragte sie fast demütig, wie viel sie verlange, daß sie den Zauberbann löse, mit dem sein Sohn umgarnt worden sei. Kaum die Soffert das gehört hatte, fiel sie weinend vor ihm auf die Knie, umschlang sein Bein und rief unter lautem Schluchzen, sie selbst sei umgarnt und wisse sich nicht zu helfen. Sie sehe ein, welch ein Unglück sie auf den Hof gebracht, aber sie habe ja fort wollen. Jetzt sei es so gekommen, und sie könne nicht anders, sie müsse ihn haben, den Karl!

„Um Haus und Hof geht's dir!" rief der Stadinger.

„Um Haus und Hof?" entgegnete sie verblüfft. „Kriegt

der Karl Haus und Hof? Ich habe ja gemeint, er wird enterbt, wenn er die Knechtin nimmt. Haus und Hof, das behaltet selber, Herr Vater; ich weiß von Reichtum nichts und von Armut nichts, ihn will ich haben, sonst will ich nichts, ist mir alles zu schlecht. Der Karl ist mein Lieb, mein Reichtum, mein Unglück, mein Leben und Sterben."

Dem Alten wurde heiß und kalt, als er diese Leidenschaft sah. Nach so einer hatte er auch geplangt in seiner Jugend, aber keine gefunden. War auch ein Glück, der Mann muß seinen Kopf aufrecht halten für die Wirtschaft. Und die Weiber? Liebhaben kann man die armen, heiraten thut man die reichen. Machen es alle gescheiten Leute so.

Diesmal war weiter nichts zu machen. Abwarten, bis er ausgebrannt hat, der dumme Junge. Nachher wird er von selber klug. — Wenn man sich nur darauf verlassen könnte! O verzweifelt, verzweifelt!

Es giebt Versicherungs-Gesellschaften gegen Feuer, gegen Wasser, gegen Hagel, gegen Seuchen, gegen Diebe, gegen alles Mögliche, dachte der Stadinger, nur gegen das größte Elementar-Unglück, gegen die Dummheit, giebt es keine. Diese verdammte Liebe, diese vermaledeite! Aber wer gescheit ist, dem macht sie nichts. Nur den Thoren! o diese Thoren! — Verlobt haben sie sich. Meinetwegen, wenn sie nur nicht heiraten — Auf jeden Fall müssen die Sensenhammerischen warm gehalten werden.

Er fuhr auf seinem Wäglein nach Solgenstein, aber die Sensenhammerischen waren schon kalt. Als er sich anmeldete, ließen sie sich verleugnen, es wäre niemand zu Hause. Der Stadinger kehrte beim Hirschenwirt ein, und aus Ärger kam er zu tief ins Glas. Auf der Heimfahrt nächtigte es, das Rößel wurde ungeberdig und warf

Wagen und Fuhrmann in den Straßengraben. Wohl packte der Mann mit Mühe und Not sich wieder zusammen, aber als er nach Hause kam, wimmerte er vor Schmerzen. Das rechte Bein war aus und ab. Der Kurschmied wurde gerufen, um den Fuß einzurichten, aber darauf wurde es noch schlimmer. Die ganze Nacht lang ächzte und schrie der freilich durch beständiges Wohlergehen wehleidig gewordene Mann; alle Hausleute liefen zusammen, selbst die Gäste aus der Schankstube, jedes wußte einen Rat, aber keiner war etwas nutz. Auch die siechе Frau Stadingerin kam aus ihrem Zimmer, aber nur um ihm heftige Vorwürfe zu machen, daß er umgeschmissen habe; dann fisselte sie wieder in ihr Nest, welches sie fast nie mehr verließ. Sie kümmerte sich um nichts, nur wenn sie Grund zum Keifen witterte, kroch sie hervor. Endlich blieb die Frau ganz liegen, vergraben in ihrer Gicht und Giftigkeit. Als die Sofferl sah, der Stadinger hätte keine Hilfe und keine Labe, streifte sie ihre blauen Ärmlinge auf: Das wolle sie doch sehen, ob dieser ungute Fuß denn nicht ordentlich zu verbinden sein sollte! — Sie richtete Späne und Binden zusammen und ging frisch an die Arbeit.

Als das Bein schon fast gerichtet und gefatscht war, hörte das Wimmern des Kranken auf, und er fragte im Halbtaumel: „Ist es der Doktor?“

Die Sofferl wäre es.

„Vertrakte Dirn! Kann die auch Beine einrichten? Jetzt soll sie aber schauen, daß sie weiter kommt!“

Am nächsten Tage that's ihm wohl, aber als er aufstehen wollte und einen Fehltritt that, war der Teufel wieder los. Es kam eine elende Nacht, man löste das kranke Bein und verband es wieder, die Schmerzen steigerten

sich so sehr, daß er gegen Morgen nach der Sofferl verlangte. Das Dirndl legte neuerdings den Verband an, da seufzte der Stadinger auf: „Ach, das thut gut!“ Jetzt durfte sie nicht mehr von seinem Lager, sie pflegte und begutete ihn Tage und Nächte lang. War er ruhig, so war sie heiter und plauderte über angenehme Dinge: war er mürrisch, so schwieg sie und war geduldig.

„Ich hätt's nicht geglaubt,“ sagte er, „ich hätt's nicht geglaubt.“

Sie machte ihm das Kissen recht, legte ihm das Bein recht, stellte ihm den Teller recht, wenn er aß. Anfangs zankte er und ärgerte sich darüber, daß es bei Der eigentlich nichts zu zanken gab. Allmählich, denn sein Fußleiden dauerte Wochen lang — es war noch eine Sehne verrenkt und entzündet — wurde er freundlich mit ihr, ließ sich von der Wirtschaft erzählen, hielt es nicht unter seiner Würde, mit ihr über Haus und Geschäft zu sprechen. Er hatte es gern, wenn ihre Hände geschickt und zart das Bein betreuten, wenn sie ihm das graue Haar von der Stirn strichen, und einmal faßte er ihre Hand in die seine, hielt sie eine Weile und, um dabei etwas zu sagen, sagte er: „Du bist so schön warm, Sofferl!“

Endlich konnte der alte Stadinger wieder aufrecht stehen. Und eines Morgens, nachdem die Sofferl ihm den Kaffee gebracht und gezuckert hatte, schickte er sie hinaus: Der Karl soll herein kommen.

Der Bursche, frisch und munter wie immer, trat herein und wollte mit seinem gewohnten Wirtschaftsbericht anheben.

„Das ist ja recht, ist ja recht!“ unterbrach ihn der Alte. „Etwas anderes wollte ich sagen. — Wenn du sie haben willst, so nimm sie bald. Sonst nehm' ich sie.“

Da lachte die Sofferl draußen, denn sie hatte es gehört.

„Das dumme Papier unter meinen Schriften," fuhr der Stadinger fort. „Sei so gut, Karl, lange mir das Packel aus dem Kasten. So wohl. — Da ist der Wisch der Sofferl wegen. Ist eine Dummheit. Zerreiß ihn."

Stand das Dirndl an der Thür: „Von einer Schrift ist da die Rede, die möchte ich mir ausbitten."

„Was geht's dich an!" fuhr der Alte empor. „Bist mir eh zum Unheil ins Haus gekommen, du! Geschämt hab' ich mich schon vor mir selber, deinetwegen Kummer und Ärger hast mir gemacht. Deine verdammte Bravheit! Jetzt bist eingenestelt. Gefangen hast uns! Höllisch aufgebracht bin ich. Da, da hast ihn, deinen Loter! Wenn er dich nimmt! Ich wett', er nimmt dich gar nicht."

„Nein, er nimmt sie nicht!" rief der Bursche, „er hat sie schon genommen." Und halste sie und küßte sie so heftig und schmatzend, daß dem Alten die Zähne wässerten.

Wie dem Dirndl zu Mut war, wir können es uns denken. Sie hatte geschworen, sich zu rächen für die Schmach, mit Geld gekauft worden zu sein. Sie wollte in einem anderen Sinne Stadingers unveräußerliches Eigentum werden, sie hatte es erreicht. Ihre Rache bestand in Liebe, und sie ist gut dabei gefahren.

Noch an demselben Tage wurde die Hochzeit bestimmt und der Ehevertrag aufgesetzt vom Notar. Als derselbe unterfertigt war von allen Seiten, lief die Sofferl hinaus ins Freie, lief den Hügel hinan, von wo aus die weiten Besitzungen des Hofes zu übersehen sind. Dort reckte sie sich empor, daß sie groß wie eine Hünin wurde, dehnte ihre Arme in die Luft und rief: „Knechtin? — Herrin! — Juchhe!"

Ein Bettler iſt draußen.

„Vater, ein Bettler iſt draußen!“ berichtete das Weib des Haas am Berg ihrem Gatten, der nach dem Mittagsmahle noch behäbig an ſeinem Eichentiſche nachſaß und das Pfeifel rauchte.

„Ein Bettler? So gieb ihm was.“

„Er nimmt aber nichts, Vater.“

„So? Er nimmt nichts? Na, das iſt mir ein ſauberer Bettler!“ brummte der Bauer, nachgerade entrüſtet über eine ſolche Berufsläſſigkeit.

„Dableiben möchte er bis morgen und ſich ausraſten,“ berichtete die Bäuerin. „Er ſagt, er könnt' nicht mehr weiter, denn er hat vier Füß'. Aber die zwei beſſeren ſind aus Holz.“

„Ein Krüppel auf Stelzen!“ rief der Haas am Berg aus. „Na, der möcht' ja paſſen zum Schulmeiſter für uns Schaubdorfer, der kunnt nicht durchgehen. Er ſoll hereinkommen.“

Das war nämlich noch in der guten alten Zeit, da die Schaubdorfer ſelber ihren Schulmeiſter wählen und verſorgen mußten, wenn ſie einen haben wollten. Und haben wollten ſie einen, denn es hieß, die Buben, wenn

sie Soldat werden mußten, thäten viel leichter vorwärts kommen, wenn sie ein bissel lesen und schreiben könnten, und für die Dirndeln wär' es auch kein Schaden, wenn sie „ein Betbüchel kunnten brauchen". Also hatten sie vor etlichen Jahren einen verabschiedeten Feldwebel angestellt auf ihrer Schule; aber der war ihnen durchgegangen. Dann hatten sie einen vazierenden Spenglergesellen zu ihrem Schulmeister gemacht; der war ihnen auch durchgegangen. So konnte vielleicht noch der lahme Bettelmann die Fähigkeit haben, den Schaubdorfern ihr Schulmeister zu sein und — zu bleiben.

Torkelte, von der Bäuerin gerufen, der Bettelmann also zur Thür herein. Ein schlanker, noch jugendlicher Mann, dessen Oberkörper aber gebeugt und gedrückt sich auf die zwei Krücken stützte, die mit ihren ein wenig gepolsterten Jöchlein unter den Achseln einsetzten. Den langen Beinen in dem abgenützten, aber sorgfältig gehaltenen grauen Beinkleide sah man von außen nicht gar viel an, nur daß sie vorsichtig und unsicher auftraten. Eines der Beine schien muskellos, völlig locker zu hängen, es wurde nur so möglichst unauffällig mitgeschleppt. Eine graue Soldatenmütze hatte der Mann auf dem Haupte, einen braunen groben Lodenrock am Körper und auf der linken Brust desselben ein blinkendes Münzlein. Das blasse Gesicht hatte ein dunkles, ganz fein gelegtes Schnurrbärtlein, die blauen Augen schauten gutmütig aber traurig drein, als der Bettelmann nun so vor dem Bauern stand.

„Dableiben will Er?" fragte dieser barsch.

„Bis morgen früh, wenn's erlaubt wär'," bat der Bettelmann. „Der Franzos, der Saggra, schmerzt wieder soviel, wie allemal, wenn das Wetter umschlägt."

„Der Franzos? Na sei so gut, daß Er mir etwa so was mitbringt!“

„Ah na, das nit,“ beruhigte der Bettler, „die Franzosenkugel, die mir vor drei Jahren — bei Leoben ist's gewesen — in die Füß' ist gefahren.“

„Also Soldat sind wir gewesen!“

„Neun Jahre lang. Fünf Gefechte mitgemacht und zu Schanden geschossen. So habe ich die Erlaubnis bekommen, sammeln zu gehen.“

„Schön,“ sagte hierauf der Bauer. „Können wir lesen und schreiben?“

„Ich kann's,“ antwortete der Soldat nicht ohne Schalkheit

„Das thät sich schicken. Setz' Er sich nieder! Oha, nicht umfallen! So, es thut sich schon.“ Damit half der Bauer ihm auf die Wandbank nieder. Dann setzte er sich nochmals an seinen Platz, wühlte mit dem messingenen Drahtstocher in der Pfeife und sprach: „Wir Schaubdorfer brauchen einen Schulmeister. Just keine schlechte Anstellung. Werden an zwanzig Kinder zusammenkommen. Zahlt jedes für den Winter fünf Groschen und des Tags ein Scheit Brennholz. Wohnung ist frei, Kost abwechslungsweise bei den Bauern, die ihre Kinder in die Schule schicken. Im Sommer ist keine Schule, da brauchen wir die Kinder daheim bei der Arbeit, und kann sich der Schulmeister auf eigene Hand was verdienen. Wenn Er den Dienst haben will, so red' ich mit den Nachbarn.“

Johann Baumgartner — so hieß der Soldatenkrüppel — bewarb sich um die Stelle und schon in ein paar Tagen darauf (die Bauern sind keine Bureaukraten) war er Schulmeister zu Schaubdorf.

Nun hatten die alten Deutſchen an dreißig Häuſer dieſes Schaubdorfes weit über Berg und Thal hingeſäet. Ziemlich im Mittelpunkte der Gegend, am Bergwaldesrand, ſtand eine alte Flachsdörrſtube, und die war auserleſen zum Schulhauſe. Nachdem im Spätherbſte das Flachsdörren und Brecheln für die ganze Gemeinde vorüber war, konnte der neue Lehrer einziehen und die Schule eröffnet werden. Ein paar Brettertiſche mit den dazugehörigen Bänken wurden in der Stube aufgeſchlagen, ein wurmſtichiger Kaſten, ein Verſchlag mit Stroh; der Ofen, und noch ein ſehr großer dazu, war ohnehin vorhanden — und ſomit hatten ſie Schulzimmer und Lehrerswohnung fertig.

In der erſten Nacht, die der neue Schulmeiſter in dieſer Stube zubrachte, ſchlief er nicht eine Stunde. — Was haſt du da auf dich genommen? ſo fragte er ſich, Lehrer ſein, das kannſt ja nicht, das kannſt nicht! — Sein Engel antwortete: Nichts als ein Handwerk. Daß du den Kindern ein Lehrer ſein ſollſt, wird ja gar nicht verlangt, nicht einmal gewünſcht. Du haſt ſie nur anzuweiſen, wie man Buchſtaben macht, Wörter ausſpricht und die Ziffern zählt. Das wird wohl zu machen ſein. — Dann plagte ihn auch ſchon die Hoffart. Schulmeiſter ſein! Das iſt ja mehr als ein Holzknecht! Das iſt ja ſo viel wie Gemeindediener oder Mauteinnehmer.

Am nächſten Tage ſchon wurden ſeine überſchwenglichen Gefühle geregelt. Im Laufe des Vormittags kamen ihrer zehn oder zwölf Kinder daher; jedes trug ein „Namenbüchlein" und ein Holzſcheit mit ſich. Das letztere gehört dem Schulmeiſter, daß er den Ofen heizen kann. So ein Scheit brachte jeder Schüler jeden Schultag. Das Holz

ging dran. An den Sonntagen wurde nicht geheizt, da legte ſich der Schulmeiſter, wenn er zu Hauſe war, aufs Stroh und deckte ſich zu mit einem alten Mantel und ſchaute die wurmſtichige Stubendecke an oder durch ein Fenſterlein hinaus auf den dürren Aſt eines Birnbaums. Er zählte alle Löcher und Narben in der Holzwand und alle Zweiglein am Aſte, denn ohne geiſtige Beſchäftigung kann der Menſch nicht leben. Auch hatte er eine Tabakspfeife, die ſteckte er zuſammen, ſchabte ſie ſorgfältig aus, rieb das Meſſingbeſchlagt mit dem Rockärmel glänzend und dachte: Wenn ich einmal einen Tabak hab', werd' ich mir eine anſtopfen. Manchmal ſchmerzten ihn die Beine ein bischen; er betrachtete das Glück und die Würde, Schulmeiſter zu ſein, und ſo verging der Sonntag höchſt beſchaulich.

An jedem Tage zu den Mahlzeiten durfte er irgend einen Bauernhof aufſuchen, wo er dann etwas zu eſſen bekam. Wenn es ſich machen ließ, beſuchte er an den Faſttagen die geizigen, an den Feſttagen die gerngebigen Bauern. Bei letzteren bekam er manchmal noch ein Stück Brot, ein Töpflein Kukuruzſterz oder eine Flaſche Milch mit, daß er auch noch zu Hauſe ſchwelgen konnte.

In der Schule ging es, wie es eben ging. Die Buchſtaben ſagte er jedem Kinde, das eine merkte ſie ſich, das andere nicht. Im Laufe der Zeit konnten ſie ein paar Sätze des „Namenbüchleins" ſtottern, ihren Namen hinmalen und einige Ziffern zuſammenzählen. Da waren ſie „gelehrt" und durften das läſtige Indieſchulegehen aufgeben.

Manchmal erzählte er den Kindern von der weiten Welt, von den Franzoſen und wie ſie auch einmal gegen

dieſelben hinſchießen würden. Sie ſollten nur ja recht flink hinſchießen, bevor die anderen herſchießen, das ſei die Hauptſache. Hätte er jenen blaubehoſeten Satan um ein Bot (einen Augenblick) früher totgemacht, ſo würde er im Bein nicht die Bohnen haben, die der Menſch all ſein Lebtag nimmer verkochen kann. Er war auch ſonſt häufig ſpaßhaft, und als er ihnen wundershalber einmal Zoologie vortrug und als Beiſpiel einige Vierfüßler aufzählte, nannte er den Hirſchen, die Ziege, den Ochſen und den Schulmeiſter von Schaubdorf.

Eines Tages machte der Johann Baumgartner eine neue Bekanntſchaft. Hörte er nach der Schule vom Schachen her ein Geſchrei: „Bin ich denn juſt zum Geſpott auf der Welt?“ Er faßte ſeine Krücken, ging hinaus und ſah, wie die mutwilligen Knaben gerade einen alten Bettelmann in der Arbeit hatten. Der kauerte niedergedrückt im Mooſe, einer der Jungen tauchte ihm den Kopf ins Gras, ein zweiter ritt auf ſeinem Rücken, ein dritter hieb hinten mit einem Erlzweig drein: „Hia, Röſſel!“ Da begehrte der Arme auf und rief: „Bin ich denn juſt zum Geſpott auf der Welt?“ — Die Ankunft des Schulmeiſters gab der Gruppe raſch eine andere Wendung; die Rangen ſtoben nach allen Seiten auseinander, der Bettelmann raffte ſich langſam auf, ſuchte ſeinen zerzauſten Hut, grollte den Fliehenden nach, brachte aber nichts heraus als immer nur: „Bin ich denn juſt zum Geſpott auf der Welt?“

Der „Zwergel“ war's, in der Gegend ſo genannt wegen ſeiner zwar unterſetzten, doch überaus kleinen Geſtalt, auf welcher ein ſehr großer Kopf ſaß. Im rindenbraunen, bartloſen, runzeligen Rundgeſichte ſaß ein winziges Näschen;

der geknissene Mund zeigte gelegentlich nur einen einzigen Zahn, die grauen Äuglein schauten ziemlich blöde in die Welt, die ihm äußerst boshaft und hart vorkommen mochte, weil er überall, wohin er kam, zum Gespötte war und selten irgendwo mehr als ein Stück Brot und eine Schüssel Suppe bekam. Für die Gottesgabe sagte er stets sein heftig herausgestoßenes „Vergelt's Gott", gegen den ihm angethanen Schabernack rächte er sich allemal durch obige Frage. Dabei ballte er seine Fäuste, schlug aber nie drein. Einmal, ein einzigesmal hatte er es gethan, hatte die Faust einem ihn hänselnden Burschen in die Seite gestoßen; darauf war er derart zugerichtet worden, daß er sich entschloß, für alle Zukunft die Fäuste bloß zu ballen und höchstens noch zu fragen, ob er denn just zum Gespott auf der Welt sei?

Diesen armen Menschen führte der Johann Baumgartner nun in seine Stube, kochte ihm Milch und bröckelte Brot hinein. Der Zwergel ließ sich's gut schmecken, war übrigens aber nicht besonders unterhaltsam. Er warf immer noch scheue Glotzblicke durch das Fenster gegen den Schachen hin und murmelte: „Bin ich denn just zum Gespott . . ."

„Das bist du nicht," beruhigte der Schulmeister. „Schau, du bist ein braver Mensch, so brav wie jeder andere und kannst nichts dafür, daß du arm bist, und die Jungen sollen morgen ihre Salben kriegen, daß sie sich's merken! — Willst heute dableiben, so mache ich dir ein Bett, und morgen kannst du zuschauen."

Der Alte glotzte den Schulmeister an, sagte aber nichts. Plötzlich gröhlte er: „Vergelt's Gott!" und hastete davon. — War es ihm in der Flachsdörrstube beim

krüppelhaften Schulmeiſter doch vielleicht zu langweilig! Alſo ſah der gute Johann auch dieſe Kameradſchaft mißlungen.

Sein Gönner war der Haas am Berg, der ihn aufgenommen hatte. Der kam manchmal, um nachzuſehen, ob dem Schulmeiſter nichts fehle, hatte aber auch ſeine Beſchwerden. „Jetzt geht mein Bub ſchon neun Wochen in die Schule und hält mir in der Kirche alleweil noch das Betbüchel verkehrt.“

„Habt Ihr denn einen Buben, der in die Schule geht?“ fragte der Johann, und nun kam es auf, daß der Junge ſeit neun Wochen Tag für Tag die Schule geſchwänzt hatte.

Der Pfarrer von Schaubdorf betonte, daß er ohnehin eine beſondere Geduld habe mit dieſem Schulmeiſter, den man weder zum Orgelſpielen noch zum Läuten brauchen könne, beklagte ſich aber darüber, daß die Kinder bei ihm keinen Katechismusunterricht bekämen.

„So hoch getrau ich mich halt nicht hinauf,“ entſchuldigte ſich der Schulmeiſter. „Der Katechismus will ausgedeutet ſein, und dazu bin ich mir nicht geſcheit genug.“

Hierauf gab ihm der Pfarrer Anleitung, wie man den Kindern den Unterricht beibringt: Jeden Tag ein Stückel zum Auswendiglernen aufgeben, am nächſten Tag ausfragen, ob es auch wörtlich gelernt iſt. Das wird wohl kein Hexenſtück ſein. — Und das wäre alles? Na freilich iſt das kein Hexenſtück. Und ſo beſorgte er auch den „Religionsunterricht“. Da ſtieg er weſentlich an Anſehen bei den Leuten.

Aber es half ihm nicht viel, ſie kamen nicht zu ihm und er konnte ſelten zu ihnen. Am Chriſttage, als der

Schulmeiſter nach dem Hofe des Haas am Berg zum Feſtmahle gehen wollte, hatte ſich jemand den „guten Spaß“ gemacht, ihm die Krücken zu ſtehlen. Spät abends lehnten die Stäbe wieder vor der Hausthür, aber der Johann mußte hungerig ſchlafen gehen. Denn die Bäuerin am Berge hatte geſagt: Wenn es dem hohen Herrn nicht der Mühe wert iſt, zum Chriſtmahl herzukommen, nachtragen werde ich es ihm nicht.“

Der Mann hatte außer der Schulzeit ſeine häuslichen Arbeiten: Morgens das Bettſtroh lockern, zudecken, ſtubenlüften, abſtauben, ausfegen und einheizen. Nach der Schule gab es vielleicht Wäſche, Flickarbeit, oder er beſchäftigte ſich mit Federſchneiden, Bleiſtiftſpitzen oder Korrigieren von kleinen Schulaufgaben auf zerſprungenen Schiefertafeln. Bei letzterem geriet er oft in arge Zweifel, ob zum Beiſpiel der Vogel flügt oder fliegt, ob Chriſtus am Kreutz hing oder am Kreiz, ob das Kind einen Vatter habe oder einen Fatter. Die Bauern ſahen in derlei nur überflüſſige Haarſpaltereien, und ihnen war es ganz gleich, ob der Haſe lief oder laufte, wenn er nur den Kohl nicht fraß. — Die Schulinſpektion war es alſo nicht, was dem Krüppel das Leben verbitterte. Hingegen war es die tiefe Vereinſamung, die er oft empfand: niemand kümmerte ſich um ihn, und die Schulkinder betrachteten ihn als ein Übel, dem man einmal nicht gut ausweichen könne. Nur an wenigen konnte er eine warme Neigung für ihn bemerken, die anderen waren trotzig, roh oder hinterliſtig und ſtets geneigt, ihm einen Schabernack zu ſpielen. Da ward dem armen Johann Baumgartner manchmal recht bange, und einmal kam ihm der Gedanke, wenn er beſſer zu Fuß wäre, er ginge davon.

Im Jänner gab es viel Schnee, es kamen stürmische Tage, von den Schülern fanden sich nur wenige ein, allmählich blieben alle aus. So blieb auch das Töpfchen Milch aus· oder das Bündlein Kartoffeln, welches sonst manches der Kinder mitgebracht hatte, und es blieben die Holzscheiter aus, so daß der Johann sich nicht mehr die Stube heizen konnte. Nun legte er sich ins Bett und gedachte einen langen Winterschlaf zu thun. Von einem solchen wollte einstweilen aber der Magen nichts wissen, der pochte auf das Recht seines täglichen Tributs. Doch es war keine Möglichkeit für den siechen Mann, durch Schnee und Sturm zu einem Bauernhofe zu gelangen. Nirgends ward er vermißt; fiel schon zufällig jemandem der Schulmeister ein, so hieß es: Weil er zu uns nicht kommt, so wird er halt heute bei einem Nachbar essen. Der Schulmeister lag verlassen in seiner Flachsdörrstube und aß nichts. Zum Glücke that ihm der Franzose wieder recht weh in den Beinen, das drängte den Hunger ein wenig zurück.

In dieser Lage bekam der Baumgartner einen Gast. Der Zwergel hastete zur Thüre herein, stellte den Buckelkorb, den er heute mithatte, auf die Bank und wollte seine frierenden Finger am Herde wärmen. — Der geht mir gerade noch ab, dachte sich der Schulmeister, der kann mir helfen hungern. Der kleine Alte aber begann aus seinem Korbe Fetzen hervorzuzerren und hob ein Bündel mit Brot und eingetrocknetem Rauchfleisch heraus. Er schmunzelte dabei, denn Rauchfleisch, das fällt ihm selten in den Korb, nur bei der alten Schober-Kathrin geht mitunter die christliche Barmherzigkeit bis ans Fleisch. Von der hatte er es. Mit solchen Lebensmitteln trippelte

der Zwerg zum Bette hin, und indem er mit den Fingern raſch zum Munde fuhr, deutete er dem Johann an, er ſolle zugreifen.

So aßen ſie miteinander, und ſo wies es ſich, daß der Bettelmann nicht juſt allein zum „Geſpott auf der Welt“ ſei, ſondern auch um dem Schulmeiſter in Schaubdorf Almoſen zu geben.

Am nächſten Tage kamen ſchon Kinder und brachten Kartoffeln mit, am übernächſten Tage brachten ſie auch ihre Holzſcheite, ſo daß die Kartoffeln gebraten werden konnten. — Alſo ging es dem Schulmeiſter halt immer recht gut.

Manchmal gedachte er ſehnſüchtig der fünf Groſchen, die ihm für das Kind als Schulgeld verſprochen worden. Es war weiter davon keine Rede mehr. Nur der Haas am Berg ſchickte das Geld mit dem Ausdrucke der Erwartung beſſerer Erfolge für ſein Söhnlein, als ſie bisher geweſen.

Ein anderer Bauer hatte bemerkt, daß der Schulmeiſter mit dem Gewande ſtark herabgekommen war, er ſchickte ihm daher eine alte Lodenhoſe und ein paar Stiefel — flicken, ließ er ſagen — ſolle ſich's der Schulmeiſter ſelber.

Der Pfarrer ließ ihm einen ſchwarzen Tuchrock zukommen und ein weißes Hemde. Und wenn nun auch noch ein Pfeiflein Tabak erſchienen wäre, dann hätte er alles beiſammen gehabt. Doch — alles wäre zu viel.

Aber als der Sommer kam, da hatten die Kinder von Schaubdorf etwas Wichtigeres zu thun als Buchſtaben und Wörter ausſprechen lernen — ſie mußten Vieh hüten, Heu ſchütten, Garben tragen. Da ſagte der Haas

am Berg zum Schulmeiſter: „Daß wir Ihm den Sommer über Koſt und Wohnung umſonſt geben, wird Er wohl nicht verlangen!“

„Na freilich nicht. Möcht' dafür halt was leiſten, wenn's möglich wär'.“

„Kann Er mit Pulver umgehen? Mit Schießpulver?“

„Denk' wohl. Ein alter Soldat!“ antwortete der Schulmeiſter.

„Ah ſo, das ſtimmt, Baumgartner,“ ſagte der Bauer. „Wir richten Ihm Pöller und Pulver her. Und wenn ein Gewitter zuſteht, ſei's tags oder nachts, ſo eilends die Pöller losſchießen, daß uns der Hagel nicht ſchlagt.“

„Will's fleißig verrichten,“ verſprach der Schulmeiſter.

Und er that's, richtete gegen jede Wetterwolke ſein Geſchütz, und wenn ſie blitzte, brannte er los. Die tückiſchen Dünſte zogen ſich allemal hübſch kleinlaut zurück oder entluden ſich in einem harmloſen Regen. Ein ſolches Gewitter war auch eines Tages durch bloßes Androhen von knallenden Pöllerſchüſſen vorübergegangen, und der Schulmeiſter legte ſich im Bewußtſein erfüllter Berufspflicht ins Bett. Mitten in der Nacht wurde er durch einen grauſen Lärm geweckt, auf dem Dache, an allen Wänden knatterte es, in die Stube herein flogen die klirrenden Glasſcheiben des Fenſters und mächtige Eisknollen; bei ununterbrochenem Blitzleuchten ſah er, wie draußen quer durch die brauſenden Lüfte die weißen Bänder des Hagels niederſauſten und mit ihnen von den Bäumen die Zweige und die Wipfel.

Am nächſten Morgen war eine Schneelandſchaft, eine froſtige Luft, und ein bleigrauer unbeweglicher Himmel, aus dem Eiſe ſtanden die zerriſſenen Bäume, die Fetzen vernichteter Feldfrüchte hervor. Bauern zogen hände-

ringend umher und riefen heilige Namen an, man wußte nicht, war es Gebet oder Fluch.

Nun kam der Haas am Berg. Ganz verstört war er, als er eintrat. „Schulmeister," sagte er mit heiserer Stimme, „es ist nicht geschossen worden."

„Freilich nicht, Bauer," antwortete der Schulmeister, „der schöne Abend gestern! Wer hätte an so was gedacht! Ich bin so viel müd' gewesen, und wie es mich aufweckt, ist schon alles zu spät."

„Die Leut' sagen, wenn Er geschossen hätt', so wär's ausgeblieben!"

„Aber mein Gott, wer kann das sagen?"

„Ich sag's auch nicht, aber die anderen sagen es," versetzte der Bauer, „und jetzt kann ich Ihn nimmer halten, Baumgartner. Ich rat' Ihm freundschaftlich, daß Er sich gleich davonmacht. Die Leut' sind ganz wild, ich kann für nichts gutstehen."

„In Gottesnamen," sagte der Schulmeister, „nur weiß ich nicht, wie ich über's Eis werde fortkommen mit den Krücken."

„So will ich Ihn derweil verstecken in meinem Haus. Wenn's finster wird, soll er dann schauen, daß Er weiter kommt."

Der Johann Baumgartner nickte nur mit dem Kopf, gesagt hat er nichts mehr. Nachdem er zehn Monate lang in Schaubdorf „Schulmeister" gewesen, mußte er nun in Nacht und Nebel, schwer auf seine Krücken gestützt, fluchtartig davonziehen. Ob auf dieser Flucht in die fremde harte Welt hinaus in seinem Auge ein Tropfen gestanden — niemand weiß es, denn er war mutterseelenallein.

Die Geschichte eines Kammerdieners.

Der hohe Herr auf Seggenstein wanderte, wie er öfter that, einsam durch das Gebirge. Obwohl sonst feiner Weltmann, wich er bei solchen Fußgängen aller Kultur aus, selbst den gebahnten Wegen, den Bergführern, den Touristenhäusern. Er wanderte mit Vorliebe weitab von aller Welt, nichts als eine Ledertasche am Rücken und ein Griesbeil in der Hand. Wo er schritt, da war vor ihm kein Steig, wo er einkehrte, da schauten rauhe Hüttenbewohner scheu und mißtrauisch auf ihn her. Das trieb er manchmal zwei bis drei Tage, nannte es ein Naturbad und kehrte dann ermüdet und erfrischt zugleich zurück auf sein prächtiges Schloß Seggenstein, neu aufgelegt zum Genusse eines reichen Lebens.

Eines Tages bestieg er den Jening — möglicherweise führt der Berg einen anderen Namen, das macht nichts — es ist ein hoher Kämpe, dessen Fußstock finstere Wälder und freundliche Almen hat, dessen Haupt von Ferne einer ungeheueren, klobigen und zerspaltenen Felsenveste ähnlich sieht. Wahrscheinlich werden die Touristen bald ein Hotel hinaufbauen, befrackte Kellner hineinthun und es mit einem Schnürchen Telephondraht an die Stadt hängen. Diesen herrlichen Errungenschaften der Neuzeit wollte der Graf

zuvorkommen. Er hatte Glück auf seiner Wanderung, der Berg war in Wirklichkeit noch viel wilder, als er von unten aussah. Der Tourist suchte eine Weile vergeblich nach einem Aufstieg. Da begegnete ihm ein Bauernbursche, der konnte auch Holzhauer sein oder Halter, er war in Alplertracht: graues Lodengewand mit grünen Aufschlägen, grünbebänderter Filzhut mit Hahnenfeder, strammgespannte Lederhose, grüne Wadenstrümpfe mit derben Bundschuhen, das war sein schmuckes Um und Auf. Ein hübsches Gesicht mit nußbraunem Bartanflug, blaue Augen, aus denen Treuherzigkeit und Keckheit lugten, und doch auch ein bißchen Befangenheit, wie sie jungen Leuten gerade gut steht.

Diesen Burschen fragte der Graf nach dem Aufstiege auf den Jening.

„Der ist überall und nirgends," antwortete der Älpler, „ich getraue mir da durch die Runse hinaufzukommen."

„Hast Zeit, so komm mit!"

„Zeit habe ich freilich," antwortete der Bursche, welcher sich als der „Lupf-Loisel" vorstellte und nun also mitging. Einen knippeligen Lärchenast hatte er sich zum Stock genommen.

Sie stiegen bedächtig an, und wo der Weg es gestattete, führten sie miteinander ein gemütliches Gespräch. Der Loisel hatte manchen lustigen, aber auch manchen krausen Einfall. Auf einmal, als sie zwischen den Wänden auf einem Stein rasteten und den Gemsen zusahen, die an dem gegenüberstehenden Berghange ruhig äseten, sagte der Bursche: „Wenn ich nur jemanden wüßte, der mir Geld leihen thäte!"

„Pfui!" rief der Graf scherzhaft, „ein Naturmensch und Geld!"

Der Loisel schwieg, und sie stiegen weiter, oft durch

struppige Legföhren, oft über Steingetrümmer sich hinanarbeitend. Nach ein paar Stunden kamen sie in grauenhaftes Geklüfte. Sie waren in eine jener ehernen Falten des Berges hineingeraten, wo in dem ewigen Schatten Schutt und Schnee liegt, wo man keinen Ausblick mehr hat in die weite ätherblaue Gegend, und wo man nichts mehr hört, als die niederrieselnden Sandkörner und die herabtröpfernden Wassertropfen. Hier blieben sie mit Stöcken festgestemmt stehen; der Graf forschte nach einem Auswege; der Loisel sagte: „Ich wollte es mit guten Zinsen zurückgeben, das Geld, wenn mir's einer leihen möchte."

„Laß das dumme Geld und schau, daß wir weiter kommen!" herrschte der Herr.

Sie kletterten einen rauhen Kamm hinan. der Loisel hatte Übung darin und half dem Grafen tapfer empor. Der Blick wurde wieder frei, allein die Stelle, wo sie nun standen, war nicht anmutig. Eine schmale Rissbank war es, hoch und mitten in einer ungeheueren Felswand. Der Graf, welcher vorausgestiegen war, konnte nicht einen einzigen Schritt mehr machen, ohne in den Abgrund zu steigen. Er wollte umkehren, allein der Bursche stand stramm und trotzig da und wich nicht zurück. Die Faust ballte er, finster starrte er in die Luft hinaus, wie er nun murmelte: „Es wird nicht anders sein. Heute werd' ich wen ausrauben müssen."

Der Graf blickte seinen Führer sprachlos an.

„Es ist kein anderes Mittel mehr, es ist keins," sagte der Bursche.

„Loisel!" rief der Herr.

„Wenn ich nur fünfundzwanzig oder dreißig Gulden hätt'!"

„Willst du mich etwa" — Weiter vermochte der Graf für den Augenblick nicht zu sprechen; es schauderte ihm vor der Lage, in welcher er sich befand.

„Ich hätte nur schön bitten mögen, Herr!" sagte der Loisel, indem er nun die Hände faltete und dem Grafen gutmütig ins Gesicht schaute.

Dieser fand sich und entgegnete schroff: „Wenn du glaubst, daß für eine solche Bitte das der richtig gewählte Platz ist, so irrst du, mein Sohn."

„Auf einem anderen Platz krieg ich noch weniger was," meinte der Bursche. „Schauen's, Herr, Sie irren sich aber auch an mir. Ich weiß nicht, wer Sie sind. Vielleicht haben Sie einen großen Haufen Geld bei sich; schon Ihre Ringe sind was wert! Ich will sie nicht, ich brauch' nur dreißig Gulden. Nachher kann ich mir schon helfen."

„Ich sag' dir, Kerl, mach, daß du weiter kommst!"

„Saggra, jetzt ist's mir schon gleich," knurrte der Bursch. „Wenn ich schon sitzen muß, weil's mir einmal so beschaffen ist, so lieber als Straßenräuber, wie als gemeiner Dieb. Die dreißig Gulden muß ich haben, und sollte ich sie mit Gewalt nehmen müssen, jetzt ist mir schon alles eins!"

„Nimm sie nur!" sagte der Graf und stellte sich kampfbereit vor den Burschen.

„Raufen!" antwortete der Loisel wieder unschlüssig, „da möchte wohl einer hinabfliegen, oder allzwei. Das wäre ich nicht wert."

„Bist du ein Narr!"

„Es schaut wohl ganz so aus. Ich weiß ja schon selber nimmer, was ich thun soll. Werde jetzt wohl eine

große Dummheit gemacht haben. Herr, wenn Sie wissen kunnten, wie ich dran bin!"

„Zum Teufel, so sag's!" rief der Graf.

„Darf ich?" bat der Bursche. „Darf ich alles sagen? Dazu müssen wir uns aber einen besseren Platz suchen, es ist eine lange Geschichte. — Mir nur auch anderswo zuhören und mich nicht verraten, ich bitt' unterthänigst!"

Damit wich der Loisel zurück. Sie kletterten nicht ohne Gefahr niederwärts durch den Kamin, sie kamen auf eine Sandriese, durchquerten dieselbe und gelangten an eine freiere Stelle, wo wieder Gezirm und Alpenrosensträucher wuchsen. Dort schien die Sonne hin und dort setzten sie sich nieder.

Der Bursche wollte nicht anheben; endlich sagte er: „Doch ein guter Herr! Wie wir da herabgeklettert sind, hätten Sie mich leicht stürzen können. Wär wohl auch das beste für mich, wenn ich da unten thät' liegen, kein Knocherl mehr ganz von einem unglücklichen Menschen." Er wandte sich ab.

„Na also, Junge, was ist's mit dir?" fragte der Graf, ihm die Hand auf seine Achsel legend. „Da, einen Schluck aus der Flasche!"

„Alles lieber, nur nicht wieder in den Arrest!"

„Etwa lieber an den Galgen?"

„Bei meiner Seel', Herr, lieber als ordentlicher Verbrecher aufs Rad, als noch einmal unter die Beutelschneider und Schaidiebe in die Keuchen!"

„Du bist also schon einmal bei ihnen gesessen?"

„Sieben Monate lang, ich sage es offen."

„Nun also trinke und dann erzähle."

„Herr, ich will auch ohne Wein noch so viel Kurasch

aufbringen, daß ich die Wahrheit sage. Ich dank' schön. Ich kann's von niemandem verlangen, daß er mit mir aus einem Glase trinkt."

Der Herr von Seggenstein war in hohem Grade neugierig geworden, mit wem er es zu thun hatte, und nachdem er sich mit seinen Bergwerkzeugen zwar unauffällig für alle Wendungen in eine wehrhafte Lage versetzt hatte, sprach er dem Burschen freundlich zu, in Vertrauen sein Herz aufzuthun.

Also setzte sich der Loisel ruhig auf den Rasen und begann zu erzählen:

„Daheim bin ich in Trautenweil, was im Gebirg liegt. Mein Vater, den Lupf-Lenzel haben sie ihn geheißen, ist ein Vorknecht bei den Holzleuten gewesen, und von der Großmutter hab' ich hundertfünfzig Gulden geerbt. Um das Geld hat mich der Vater vom Wald heraus zum Schullehrer gegeben, daß ich lesen und schreiben hab' lernen können. Später, als halbaufgeschossener Bursch, bin ich wieder zu den Holzknechten gekommen und Sommerszeit auf der Alm ihr Ziegenhalter gewesen. Wenn ich aber Zeit gehabt, bin ich gern hinaus nach Trautenweil gegangen, wo mich die Leut' gern gehabt haben, und der Schulmeister hat oft gesagt, ich thäte wo anders hingehören, als in den Wald. Bin auch richtig wo anders hingekommen, freilich. — Beim Michelbauer bin ich öfters über die Nacht geblieben und zu seinen Söhnen ein guter Kamerad gewesen. Kugelscheiben und Schlitteln und Scheibenschießen haben wir gern getrieben, ich hab' just nicht schlecht gekegelt und nicht schlecht geschossen. Ist's einmal an einem Sonntag gegen Abend, es hat Nebel, es wird schon dunkel, daß mir der Michelbauer die Flinte

in die Hand giebt: Geh, Loisel, sei so gut und pfeif' beim Fenster hinaus, es ist der Has' wieder auf dem Krautacker. Den Gefallen thu' ich ihm gern und hab das Tier über den Haufen geschossen. Steht auf das nicht acht Tage an, laßt mich der Forstjäger rufen und sagt, ich wär' als Ziegenhalter abgedankt, könnt' hingegen, wo ich wollt'. Hat's aber nicht gesagt, warum, und ich bin jetzt brotlos gewesen. Mein Vater hat um die Zeit nimmer gelebt, die Mutter schon alt und mühselig in einem schlechten Häusel, und ich hätt' auf sie schauen sollen. Jetzt, was hebst an! Eine Weil hab ich mich so herumgetrieben und auch einmal ein Reh geschossen, weil wir nichts mehr zu essen gehabt haben. Und auf den Forstjäger hab' ich einen großen Zorn gehabt und mir vorgenommen: dem thu ich einmal was an. — Richtig, wie das Frühjahr kommt und der Jäger für den Jagdherrn — das ist ein Wiener Baron gewesen — einen Auerhahn herrichtet, geh' ich einen Tag vor der Jagd mit der Büchsen und schieß' den Hahn. Und dabei hat er mich erwischt."

„Eine gewöhnliche Wildschützengeschichte," bemerkte jetzt der Graf.

„Ja, Herr, es ist eine, aber für mich war sie wohl ungewöhnlich," fuhr der Loisel fort. „Auf der Stell hat er mich niederschießen wollen. — Ah na, sag ich, Franzel, niederschießen thust mich nicht. Schon wegen meiner alten Mutter nicht, und die Schand ersparst mir auch, daß du mich durchs Dorf treibst wie der Fleischhacker ein Kalb. — Die Verlegenheit, in die du mich gebracht hast! sagt der Forstjäger, morgen ist der Baron da, und ich keinen Hahn! Mitten im Dorf sollt' man einen Galgen aufrichten und

dich bei den Füßen hängen! Du bist schon lang ein Wildschütz, mein Lieber, aber jetzt ist dein Krügel gebrochen! Daß ich dich erschieß, wär' mir ums Pulver leid, zum Gericht treib ich dich! — Und dabei alleweil das Rohr auf mich. Franzl, alter Schulkamerad, sag' ich, thu' mir das nicht an. Ich stell' mich selber beim Gericht, da hast meinen Handschlag drauf, heut abends stell' ich mich selber. Angeschaut hat er mich und angenommen hat er den Handschlag. Ich eil' zu meiner Mutter und sag' ihr alles. Herr, Sie können sich's denken . . . ."

Der Bursche rang mit seinem Worte, das ihm in der Kehle stecken bleiben wollte. Dann fuhr er fort: „Wie sie so weit zu sich gekommen ist, schreit sie mir zu: Zum Gericht gehst mir nicht! Sie sollen nur kommen, will es ihnen schon zeigen, wem das Kind gehört, und wohin! Du hast nichts gestohlen und hast nichts angestellt und eines Wildhahnes wegen ist's zum lachen. Du bleibst daheim. — Aber Mutter, sag ich, meinen Handschlag hab' ich gegeben! In den Keller sperren hat sie mich wollen, heimlich habe ich müssen fort, und am Abend bin ich beim Gericht gewesen. Der Forstjäger hat schon alles angegeben gehabt. — Geleugnet hab' ich nichts, auch das Reh nicht und den Hasen nicht beim Michelbauer. — Sieben Monat hab' ich bekommen — wegen Diebstahls."

Wegwendete er sich, als er das letzte Wort sprach, sein Körper zuckte — „wegen Diebstehls. Da hab' ich den Leck für mein Lebtag. — Aber lügen müßt' ich, wenn ich sagen wollt', es wär' mir schlecht gegangen im Arrest. Die paar Hauptspitzbuben, mit denen ich zusammengesperrt gewesen, haben mir zwar wenig Freude gemacht. Bin aber nicht lange bei ihnen geblieben. In der Kanzlei haben

mich die Herren zum Schreiben gebraucht, hab' die ganze Hausrechnung zu führen gehabt, nichts hat mir gefehlt, im Essen und Trinken nicht, und die Herren haben mich gern gehabt. Auf einmal ist die Strafzeit aus, ich weiß nicht wie. Jetzt hat sich der Herr Gerichtsrat, der halt mein Richter ist gewesen, selber ins Mittel gelegt, hat mich durch seinen Bruder in einem großen Eisenwerk empfehlen lassen und hab' dort gleich eine Anstellung bekommen, zuerst als Heizer und bald nachher als Magazinaufseher. Daß ich wegen Diebstahls gesessen bin, haben wir freilich geheim gehalten; das braucht niemand zu wissen, hat der Gerichtsrat selber gesagt, du hast dein' Straf' abgebüßt und kein Mensch darf dir was vorwerfen. Und um die Zeit ist's mir besser gegangen, als ich mir's jemals hätt' verhoffen können. Vorwärts wär' ich gekommen, Bestand hätt's gehabt, denn ich hab' mein Amt redlich versehen — Herr, wenn ich aufhören kunnt! — Aber jetzt nimmt's halt einen anderen Lauf, jetzt kommt das Weibsbild."

Diese Wendung erfrischte die Aufmerksamkeit des Zuhörers wesentlich, er bot nochmals seine Flasche dem Erzähler. Dieser achtete nicht darauf, sondern fuhr fort:

„Eine junge Kohlfrachters-Witwe ist mir öfters nachgegangen, und einmal hat sie gesagt, ich thät' ihr erbarmen, weil ich gar so fleißig wär' und doch eigentlich nichts Gutes hätt' auf der Welt. Die Red' hat mir gefallen, bin mit ihr näher bekannt geworden, und wie es schon geht — bin halt auch auf den Punkt gekommen mit ihr, wo einer mit nichts mehr ein Geheimnis macht. — Es vergeht eine kurze Zeit, und jetzt will sie geheiratet sein. Ich habe Aussicht, daß ich Obermagaziner werde, und da möchte es schon halten für Weib und Kind. Jetzt, wie

die Beamten im Eisenwerk, die mir nicht feind gewesen sind, hören, daß ich die Person heiraten will, wissen sie allerhand zu sagen von ihrem Lebenswandel, daß mir Hören und Sehen vergeht. Darauf geh' ich hin zu ihr: Viktel, vom Heiraten kann wohl keine Red' sein. Was ich weiß, wird's wohl am besten sein, wir zwei gehen auseinander. — Ist das dein Ernst, Loisel? fragt sie. Es ist am besten für uns zwei, Viktel, ich kannt dir doch nicht mehr recht trauen. — Du mir nicht trauen! schreit sie auf. Ja, Bürschel, wer ist denn von uns zweien der Dieb, ich oder du! — Um Gotteswillen, schrei's nicht so aus! sag' ich. — Oh, sagt sie, ich kann noch viel lauter schreien. Wirst dich wundern, mein lieber Loisel, wie laut ich schreien kann! Den Herrn Direktor wird's recht freuen, wenn er erfahrt, wo sein Magazinsaufseher sieben Monate lang studiert hat. — Viktel, sag' ich und halt' vor ihr die Händ' zusammen wie vor einem Heiligenbild, Viktel, das thu' mir nicht an! Meine kleine ersparte Sach' gehört dein, da hast sie, daß du siehst, ich bin redlich zu dir. Aber mach' mir keine Geschichten, ich bitt' dich tausendmal! — Mein Sparkessabüchel reißt sie mir aus der Hand. Das ist mir noch zu wenig, sagt sie, will das Bürschel auch dazu haben. — Behüt dich Gott, Viktel, vergiß mich! Drauf ich zu ihr, und fort und nicht mehr umgeschaut. Gott sei Dank, daß ich von so einer ledig bin! Ja wohl, ledig bin ich gewesen. Steht nicht zwölf Stunden an, hab' ich vom Werksdirektor meine Kündigung. Natürlich, ein Mensch, der schon wegen Diebstahls abgestraft, paßt nicht zu einem Magazinsaufseher. Ich mach' freilich meine Vorstellungen, daß doch ein Unterschied ist zwischen einem Wildschützen und einem gewöhnlichen Dieb. Wenn der

Richter keinen gemacht, können wir auch keinen machen, hat's geheißen. Und fort hab' ich müssen. — Und doch wieder Glück. In einer Papierfabrik hab' ich Arbeit gefunden; aber wie ich eintreten will, heißt's, es wär' die Anzeige gemacht worden, daß ich eines Diebstahls wegen gesessen. Der Teufel hol's, hat mich auch hier die Bestie verraten! — Und so ist's überall gewesen und hab' keine Arbeit finden können. Meine Mutter ist gestorben, dieweil ich im Arrest gesessen und jetzt hab' ich wohl gar nicht gewußt, wohin. Herr, für einen armen Menschen ist das Leben hart! Länger als ein Vierteljahr so herum, dort ein paar Tag Arbeit, da ein paar Tag Arbeit, und die übrige Zeit betteln. Schon gar kein Gewand hab' ich mehr gehabt, ganz herabgekommen und verzagt. Da hab' ich gehört, im Authal bei der Eisenbahn wär' Arbeit. Aber einen zerlumpten Vagabunden nimmt man nicht auf, man muß sich anständig vorstellen. Keinen Menschen weiß ich, der mir hätt' geholfen, überall heißt's: der wegen Diebstahl schon einmal gesessen ist. Verdammt, nun bin ich wild worden. Wenn ich's schon sein soll, so will ich's auch sein. Jetzt ist's schon alles eins. — Zu einem großen Bauernhof komm' ich im Authal draußen, beim Zwickelhof heißt's. Um ein Stück Brot will ich zusprechen. Ist niemand daheim, alles auf dem Feld beim Heuen. Das Hausthor zugesperrt. Aber ein Fenster läßt sich ausheben. Ich kriech' hinein, trink' in der Kammer einen Topf Milch aus, mach' den Kasten auf und nehm' das Gewand. 's ist ein schönes Feiertagsgewand, schauen Sie's nur an, Herr!"

Der Bursche hielt die Ärmel des Lodenrockes hin: „Der ist gestohlen, die Hose ist auch gestohlen, die Schuhe

sind auch gestohlen, der Hut auch, ha, ha — und so bin ich halt glücklich ein gemeiner Dieb worden! — Sie geben nicht nach, eh man's nicht ist!" rief er gellend aus.

Also hatte der junge Mensch erzählt, und also hatte der Graf ihm zugehört.

„Wenn das, was du mir jetzt gesagt, alles wahr ist —" sprach dieser.

„Ich verlang's gar nicht, daß Sie mir glauben," unterbrach der Loisel, „wer wird denn einem Dieb glauben! Ich glaub mir selber nimmer. Da hat der Kerl so lang den gemeinen Dieb verabscheut, bis er selber einer worden ist. — Und ich denke, es geht noch weiter. Halten thut mich niemand, und einer für sich ganz allein kann nicht bestehen. — Wie habe ich Sie gebeten, Herr, um dreißig Gulden, damit hätt' ich den Diebstahl wieder gutmachen können und mit dem gekauften Gewand in Arbeit einstehen bei der Eisenbahn. — Aber Sie haben ja ganz recht; das, was ich erzählt, könnt' jeder sagen."

„Loisel," sprach nun der Herr und nahm ihn freundlich bei der Hand, „so bitter sollst du doch nicht sein. Du thust den Leuten unrecht und auch dir selber."

„Das glaub' ich nicht. Wenn noch ein Funken Ehr' in mir wär', so müßt ich in den Abgrund springen. Nur die leidige Schand ist mein Teil."

„Merke, was ich dir sagen will," sprach der Herr. „In den Bauernhof, wo du die Kleider entwendet hast, wird dafür das Geld geschickt, von einem Ungenannten, das laß meine Sorge sein. Dein Weg zur Eisenbahn ins Authal steht dir also frei. Willst du aber mit mir kommen nach Seggenstein, so ist es auch recht. Ich beschäftige viele Leute, für die Braven pflege ich besonders zu sorgen

und ich hoffe, daß der ehrliche Kerl in dir noch einmal emporkommen wird."

Nach diesen Worten schaute der Loisel eine Weile so drein, als müsse er sich's erst ausdeuten, wie das gemeint sei. Plötzlich sprang er auf und stieß einen Juchschrei aus, der klingend in den Felsen wiederhallte.

Er ging mit dem Grafen nach dem schönen Schlosse Seggenstein, wo er anfangs als Gärtnergehilfe Beschäftigung fand. Später wurde er dem Forstamte zugeteilt, und da begleitete er seinen Herrn, dem er grenzenlos ergeben ist, auf Jagden und Bergtouren. — Eben, als ich diese einfache Geschichte schließen will, teilt mir der Loisel durch eine Postkarte mit, daß er des Herrn Grafen Kammerdiener geworden ist.

Herrenderschlagen!

Manchmal in diesen Tagen steht jene unheimliche Christnacht leibhaftig wieder vor mir, die ich als Knabe in der Waldheimat erlebt.

Unser alter Knecht hatte damals durch das Fenster hinausgeblickt über die stillen mondbeschienenen Waldberge und hatte ausgerufen: „Das wäre heute wieder einmal eine Christnacht zum Herrenderschlagen!“

Darauf hatte ihn mein Vater gefragt, wieso er in dieser heiligen Gottesfriedennacht eine so wilde Red' sagen könne! Er war ja doch sonst nicht blutdürstig, der Markus, war als Bauernknecht alt geworden, ohne sich viel Besseres verlangt zu haben, war in Manchem gar unterrichtet und belesen und war ein Rebell einzig nur gegen die Knödeln, deren er alle vertilgte, die ihm zu Gesichte kamen und sich nicht eilig in anderer Mägen verkrochen. Er war ein geborner Oberbayer — und wie sich die Bayern seit jeher gerne nach Steiermark gezogen haben, so daß wir sie als unsere Vettern betrachten können — so war auch der Markus in seiner Jugend als Holzarbeiter in unsere Waldgegend gekommen und in derselben verblieben.

Auf den Verweis meines Vaters antwortete nun der

alte Knecht: „Ich hab' nur daran gedacht, weil mein Großvater einmal in der Christnacht mit auf ein Herrenderschlagen ausgeruckt ist."

Wieso sich das zugetragen hätte? fragten nun mehrere in der Stube, und ich kroch sachte zum Markus und streichelte ihm das glatte Kinn — denn die grauen Bartstoppeln hatte er sich eben früher weggekratzt — und bat ihn wohl flehenden Blickes, zu erzählen, wenn er was wisse.

Er wußte in der That was, und nachdem er sich auf der Sitzbank sein „G'stäm" Tabak geschnitten hatte und sich davon den Nasenwärmer festgestopft, hub er an zu erzählen:

„Ja, meine Leut', her ist das freilich schon lang. Mein Großvater ist dazumal noch ein junger Bursch gewesen in meiner Heimat Tölz im Bayernland. Als Greis, wenn er hat erzählt von derselbigen Christnacht, sollen ihm allemal die Haar zu Berg gestiegen sein — heißt das, die er noch gehabt hat."

„Das ist wieder ein langes Umsieden, ehvor Der einmal in eine G'schicht hineinkommt!" So verübelte die ungeduldige Magd ihm seine Einleitung.

„Laß nur Zeit!" sagte der Alte und zündete sich jetzt die Pfeife an, was auch nicht just ohne Umständlichkeit vor sich ging. „Laß nur Zeit, Dirn," sagte er und probierte, ob das Zeugel auch den richtigen Zug habe, „es sind über hundert Jahr vergangen, eh' du von der Geschichte gewußt hast, so wird dich deine Neugierigkeit für das klein' Echtel Zeit auch noch nicht umbringen."

Mehrere von uns winkten mit den Augen und beiden Händen, daß doch alles still sei und ihn kein's mit einer

Bemerkung unterbreche. So fuhr also der Markus geruhigt fort:

„Dazumal haben im Bayerland die Österreicher gewirtschaftet, und schier grob, will ich meinen. Der bayrische Kurfürst soll der Narr gewesen sein und es mit den Franzosen gehalten haben. Das hat den deutschen Kaiser arg verdrossen, hat die Österreicher ins Land geschickt und in die Hauptstadt München, wo sie sich festgesetzt, als wären sie schon tausend Jahr dort daheim gewest. Den Kurfürsten haben sie verjagt und vogelfrei gemacht, daß ihn jeder dürfe niederschießen — heißt das, der ihn erwischt hätt'. Die Frau Kurfürstin, die von einer Reise nach Venedig zurückkommt, haben sie gar nicht mehr ins Land gelassen; den jungen Prinzen haben sie zu München gefangen gehalten. Stadt und Land haben sie mit Füßen getreten, vom Bauernstand nichts als alleweil Rekruten ausgehoben, und wem's nicht recht gewesen, oder wer eine Waffe hat bei sich getragen, den gleich niederschießen oder henken — mein Gott, wie es der Feind macht. Ich glaub', es werden unter den Österreichern, die sie ins Bayerland geschickt haben, auch mehr Böhmen und Ungarn und Kroaten gewest sein als Deutsche.

Nu, so haben die Bayern freilich gesagt: Lieber bayerisch sterben als kaiserlich verderben! Und weil es von Jahr zu Jahr ärger ist worden, und weil sich die Bürgersleut' und Soldaten nicht gerührt haben, so ist den Bauern endlich die Geduld ausgegangen, haben sich zusammengethan und in aller Heimlichkeit eine Kriegsmacht gestiftet von Dorf zu Dorf und einen heiligen Schwur gethan, den Feind aus dem Vaterland hinauszuwerfen. Dem Regensburger Reichstag haben sie es zu Recht früher

wissen lassen: die Notwehr zwingt uns! Zuschlagen müssen wir! Und wie die Lawinen vom Wendelstein, so sind sie herfürgebrochen aus dem Gebirg' mit ihren Hacken und Sensen und Spießen und Morgensternen und Stutzen und was sie sonst gehabt haben zur Wehr. Von Waakirch und Gmund und Tölz und Reuberg und Tegernsee sind sie her; auch vom Flachland, dort haben sie den Kaiserlichen schon allerhand weggenommen, als Simbach und Braunau und Hohenlinden, und wie sie alle heißen dort, die Ortschaften, ich kenne sie selber nicht.

Als ihren Hauptmann haben sie den Baldhauser, den Schmied von Kochel genommen, ein baumstarker Mann, kuraschiert, klug und ehrenfest — zu Waakirch daheim. Vom selbigen Schmied hat mein Vater oft erzählt, er soll auch gegen die Türken ausgeruckt sein und so stark gewesen, daß er mit seinen zwei bloßen Händen ein Hufeisen hat auseinanderbrechen können. Also das ist der Hauptmann gewest, wie die Bauern in Haufen — an die dreißigtausend Mann stark — gen München rucken. Mit der Münchner Bürgerschaft hat er es schon heimlich verabredet gehabt; sie sollen bereit sein, in der nächsten Christnacht, wenn alles in den Metten oder bei der Lustbarkeit ist, rucken sie an.

Von dem Petersturm sollen die Burger Raketen steigen lassen zum Zeichen, daß alles in Bereitschaft, hernach geschwind die Einlaßpforten öffnen und gemeinschaftlich den Feind niederkriegen. So ist's ausgemacht worden und den Münchner Burgern ist's recht gewesen.

Jetzo, so sollen sie hingezogen sein; mein Großvater hat die bayrische Fahn' getragen. Ohne Schuß und Lärm, ohne Licht und Latern — heimlich ist's gegangen über das

ebene Land, kernfeste Leut' beisammen, und die Münchner, soll einer zum andern gesagt haben, die Münchner verlassen wir nicht.

Ein Teil hat sich in der Vorstadt Au festgesetzt und hergerichtet. Wie der Trupp, wo der Schmied dabei ist und mein Vater, über die Holzbrucken bei Schäftlarn geht, da läutet die Bennoglocken auf dem Turm zu unserer lieben Frau in München. Die anderen marschieren über die Herlachinger Höh'; so steinfest gefroren ist der Boden, daß sie meinen, ihre klingenden Schritte könnten die feindliche Wacht aufmerksam machen unten auf den Stadtmauern zu München. Weil aber ein Sturmwind anhebt zu gehen und Schneegestöber sauft in der rabenfinsteren Nacht, so haben sie den besten Mut, es wird alles gelingen, und morgen ist München wieder die Hauptstadt im freien Bayernland. — Daß ein Judas unter ihnen gewesen, das haben sie zur selben Stund' noch nicht gewußt. War halt ein Fehler, daß sie in ihre Sach' auch Beamtenleut' dazugelassen haben, und wo sich einmal so halbe Herren in die Bauernschaft mischen, da geht's nicht gut aus. Ein Pfleger, der schwarze Ötlinger, ist nach München gelaufen, hat den Herren alles gesteckt."

„Der Höllsaggra!" mit diesem Zornruf ward der Markus unterbrochen und selbst der Hausbund knurrte unter dem Tisch. Der Erzähler fuhr aber fort:

„Jetzo kommen die Bauern zur Brucken über den Isarfluß. In Gottesnamen, da geht's los! Die Wacht ist bald niedergeschlagen. Etliche laufen davon. Dieweilen sind die Manner von Land und Gebirg schon über die Kanonen kommen. Lustig geht's. Unsere liebe Frau, rufen sie, für unser Heimatland hilf uns! — Hinterher

der Feind! Daß noch keine Raketen aufsteigt! sagt einer, sie kommen schon ans Thor. Die Vorderen fahren hin wie eine Katz' auf die Maus, prallen aber wieder zurück — ihr lieben Leut', das Thor ist zu! — Hoch oben auf der Stadtmauer krachen schon die Gewehre. Jesus und Maria! rufen die Bauern, aufmachen! Das Thor auf, ihr kreuzverfluchten Münchner Burger. Habt ihr's vergessen, was wir ausgemacht? Das Thor auf!

Zur selbigen Stunde waren die Burger in der Stadt schon entwaffnet, gefangen und bewacht, und die Soldaten schießen nieder von den Wällen, daß die Bauern nur so hinpurzeln übereinand. In dieser Not erfaßt der Schmied von Kochel einen Wagenbaum, schwingt ihn über Häupten und rennt ihn mit schreckbarem Fluchen ins Thor. Die anderen fahren auch drein mit Schlögeln, Hacken und Zwengern, Trümmer giebt's, das Thor bricht ein, aber es ist halt schon zu spat. Helllicht blitzt das Pulver da oben, von allen Seiten pfeifen die Kugeln herab, daß sie hinfallen, die Bauern, wie Maikäfer im Frühreif. Meinen Vater selber hat eine Kugel in den Arm getroffen und hat ihm noch ein Nachbar geholfen, daß er die Fahn' mögen retten. Freilich rasseln jetzt die Thore auf, aber Soldaten heraus, nichts als österreichische Soldaten. Alles flieht, der Schmied allein, der alte Mann, will in Verzweiflungswut mit seinem Wagenbaum in die Feinde rasen, schier mit Gewalt reißen ihn seine zwei Söhne mit sich. So geht sie hin, die wilde Jagd, über die Wiesen und Haiden gen den Ort Sendling. Dort auf den Mauern des Kirchhofs setzen sich die Bauern noch einmal fest, dort schwingt mein Großvater noch einmal die bayerische Fahn', dort ruft der Schmied von Kochel noch einmal

zum Streit. Ein wildes Schlachten hebt an, zu tausend fallen sie hin auf die Gräber. Die Söhne des Schmied, denen die Waffe aus der Hand ist gewunden, brechen Kreuze, um damit zu kämpfen. Da stürzt der alte Balthauser zum Tod getroffen hin, und jetzt ist alles aus." — —

Einen Augenblick war es ganz still in der Stube, dann sagte der Markus: „Die Mordnacht von Sendling, unter diesem Namen ist dieselbige Christnacht bekannt im Bayernvolk. Den aufständigen Bauern, die nicht erschlagen worden sind, denen ist's schlecht ergangen — geköpft und geviertelt sind sie worden. Aber Reu' haben wir nicht! sollen sie noch im Sterben gerufen haben, für die Freiheit und für's Vaterland, besser können wir unser Blut nimmer verkaufen! — Und, so meine Leut'," schloß der Markus, „hat selbiges Herrenderschlagen geendet; es ist ein Bauernderschlagen draus worden. Aber wenn die alten Leut' Recht haben, die prophezeien allerweg, das Blatt wird sich noch wenden!"

Auf mich, den Knaben, hatte die Erzählung des alten Knechtes einen solchen Eindruck gemacht, daß ich die ganze heilige Christnacht kein Auge schloß. „Friede auf Erden den Menschen!" ich hörte den Gesang der Engel nicht, ich hörte nur das Knattern der Gewehre und sah das grause Thoreinrennen des braven, unglücklichen Schmieds von Kochel.

Kapellan's Einhart Lieben und Werben.

Von Glockenſchlag ſechs an bis jetzt zur achten Stunde die Veſper. Daran iſt Amen das beſte, findet Einhart der Kapellan. Das Amen iſt gefallen. Der Kapellan ſteht auf vom kalten Steine und reibt ſich die Knie und ſchlenkert die Beine aus; dieſe kaum dreißigjährigen Beine wären für was anderes gut, als auf dem Pflaſter zu knien, des Morgens zwei Stunden und des Abends nicht weniger. Sein Kirchenhabit wirft er über ein paar Betſtühle hin auf den Sakriſteitiſch; dann langt er in die Taſche ſeiner ledernen Hoſe, die ſchwarz gefärbt iſt und an den Rändern mit Zobelpelz verbrämt. Wenn man der Burgkapellan des Königs iſt, da wächſt auch in den Hoſen Wolle!

In einer ſolchen Wollentaſche iſt auch das Schlüſſelein gelegen, das er jetzt hervorholt, auf die flache Hand legt und bei dem roten Scheine des „ewigen Lichtes" betrachtet. Ein kunſtreicher Ding hat er nimmer geſehen. Der Griff, ein durchbrochenes Herz von einem Roſenkränzlein umſchlungen, der Bart ein ſechskantiger Stern mit einer kreuzförmigen Durchbrechung. Ein Schloſſer aus dem Sarazenenreiche ſoll's geſchmiedet haben, hier zu Lande kann ſolches nicht gemacht werden.

Das Schlüßlein ist nicht sein Eigentum, es sperrt keinen Tabernakel. Was es sperrt, das muß erst gesucht werden. — Am Nachmittage zuvor ist's gewesen, wandelt die Jungfrau hin unter dem gelben Eichenlaub im Wildgarten, neben ihr ein zottiger Hund. Einhart der Kapellan schreitet hintendrein denselben Weg und betet aus dem Büchlein sein Brevier, so will es scheinen. Bücher haben aber nicht bloß eine Schrift, daß man lesen kann, sondern auch einen Rand, über den man hinauslugen kann, falls auf dem Wege unter den gelben Bäumen etwas Liebliches wandelt. Er sänge andächtiger die Vesper, er schliefe besser in den einsamen Nächten, wenn dieses liebliche Wesen nicht erschienen wäre auf Erden. Blickt der Jungfrau nach und sieht auf dem Sande ein Glänzendes liegen — und ist's dieser kunstvolle Schlüssel.

Und wie nun der Gottesdienst vorüber ist, findet Einhart sich nicht ein in seinem Haushalt, er streift im Wildgarten umher, als wollte er jemanden suchen und ihn fragen, ob er keinen Schlüssel verloren habe. Und weiß doch, daß nächtiger Weile niemand mehr wandelt unter den alten Eichen und Ulmen, in deren Kronen der Wind rauscht und in deren dunklem Hinterhalte der Wolf heult. — Ein Käuzlein jauchzt — ein-, zwei-, dreimal jauchzt es, da wendet Einhart sich um und schreitet langsam dem Baue zu, der wie ein kleiner schwarzer Zackenberg dasteht unter dem Sternenhimmel. Wie er durch ein Thor tritt, fährt der zottige Hund auf ihn her, aber nur um ihn zu beschnuppern; der Zottige kennt ihn ja recht gut, den braven, freundlichen Kapellan, der ihm manch vergnüglichen Schmaus schon beschert hat. Quer über den Hof geht Einhart und durch ein Gärtlein, wo dorniger Rosenhag

ihn warnt, weiter zu wandeln. Am Wandschrott klettert er behend hinan und schwingt sich auf einen kleinen Söller. Dort steht er still vor einer schmalen Pforte, die mit einem Eisengitter verschlossen ist und dahinter ein hölzernes Thürlein hat. Er hebt leisen Sang an, aber es ist keine Vesper, und es ist keine Rorate, und es ist keine Mette und keine Messe.

„Jungfrau, schönste, wachst du noch? Wachst du noch?
Der Mai ist vor den Thüren.
Die Rosen blüh'n durchs Schlüsselloch, Schlüsselloch.
Die Vöglein jubilieren.
Sie singen süß von einer Maid, von einer Maid,
Und wollen sie minnig wecken,
Das Bettlein ist ihr viel zu weit, ist viel zu weit,
Und viel zu leicht die Decken.

Ein seltsamer Psalm das. Innen bleibt es still. Nun versucht er's mit dem Schlüssel, und das Gitter weicht. Einhart erschrickt vor seinem Glücke. Rasch die Hand legt er an das Holzthürchen. Das giebt nicht minder willig nach als das Eisen, von innen aber stemmt sich etwas dagegen und eine Stimme flüstert: „Wer zu mir will, durch meines Vaters Gemächer geht der Weg, wenn die Sonne scheint."

„Es geht auch einer über den Söller," antwortet Einhart, und von seinem stämmigen Arme weicht es zurück.

Vor der Himmelskönigin goldgrundigem Bildnisse glimmt eine Ampel, gerade Licht genug, um die Maid im weißen Nachtgewande schlank aufgerichtet mitten im Gemache zu beleuchten.

„Kapellan?" fragt sie verwundert, als er vor ihr steht. „Wisset, ich bin nicht zum Sterben!"

„Dafür, Jungfrau, bin ich wahrlich nicht gekommen," antwortet Einhart dreist. „Vielmehr ist es so, daß ich ein Schlüsselein gefunden habe, welches seinem Schlosse zurückgegeben werden muß. Also hab' ich dieses Schloß versucht, es ist geschwind aufgegangen, um sich schön zu bedanken beim redlichen Finder."

Jungfrau Emma ringt die H...de, nimmer kann sie's begreifen, daß der Mitternacht verschwiegenste Träume so urplötzlich Gestalt annehmen mögen. Dann kauert sie sich nieder auf eine Truhe, verdeckt ihr Gesicht mit den weißen, runden Armen und schluchzt.

„Was weinet Ihr, süße Herrin meines Herzens?" fragt er schier verzagt und will sie aufheben. Sie stößt ihn zurück, und das zweite Mal muß er fragen, bis sie antwortet: „Ich weine, weil morgen in der Früh der schöne wilde Einhart enthauptet wird."

„Mir?" lacht der Kapellan, „mir gilt diese Trauer im voraus? Jungfrau Emma wird eine Zähre opfern, wenn sie mich töten? Doch saget, weshalb wollen sie ihn denn enthaupten, den schönen wilden Einhart?"

„Weil er ins Gemach einer Braut gedrungen ist. Ich bin des Griechenkönigs Verlobte, wisset Ihr das?"

„Warum soll ich das nicht wissen, da ich doch selber das Gebet gesprochen habe über das Paar am Tage der Verlobung."

„Warum also erkühnt Ihr Euch?"

„Weil ich noch mehr weiß." sagt der Kapellan. „Weil ich noch viel mehr weiß, du huldreiche Jungfrau. Wenn jetzo Euer griechischer Prinz in goldenem Schiffe heranfährt auf dem byzantinischen Meere gegen das germanische Land, um sein Bräutlein zu holen, und ein redlicher

Sturm wirft das Schiff mit ihm in den Grund, ſo werdet Ihr nicht weinen . . ."

„Wer hat Euch das geſagt?"

„Was Euere betrübten Augen verraten ſeit der Verlobung Stunde, liebeſte Jungfrau, was alle Vöglein ſingen im wilden Garten, das braucht nicht erſt geſagt zu werden."

„So ſeid Ihr es Schuld!" wie einen Schrei ſtößt ſie das Wort hervor und wendet ſich ab. „Euer Segen iſt ſchlecht geweſen. Euer Gebet am Altare iſt falſch geweſen!"

„Freilich, Jungfrau, ſchlecht und falſch das Gebet, wenn das Herz nicht dabei iſt, oder dabei iſt mit ſeinem Leide. Weshalb hätte mein Herz anders dabei ſein ſollen, wenn Ihr Eure ſüße Hand in die eines Heiden leget!"

„Habet Ihr ihn nicht ſelber getauft?"

„Er iſt ein Heide und bleibt ein verdammter Heide. Nicht um Jeſu Chriſti willen hat er die Taufe genommen, ſondern der ſchönen germaniſchen Königsbraut wegen. Darum iſt mein Gebet ein Fluch geweſen, darum haſſet Ihr den braunen Fremdling, anſtatt ihn zu lieben, und darum muß der Sturm ihn vernichten, wenn er über das Meer fährt gegen das germaniſche Land."

„Und um das zu ſagen, ſeid Ihr zu mir gekommen?"

„Nicht darum, Jungfrau! Ich bin zu Euch gekommen vielmehr um meinetwillen und Euretwillen und um Jeſuwillen, denn ich bin zu Euch gekommen wegen der Liebe." Er ſinkt auf ſeine Knie: „O gütige Jungfrau! O Urſache aller Freude! O geheimnisvolle Roſe! O Morgenſtern! O ſüße, o heilige Jungfrau, erbarme dich meiner!"

Knien läßt ſie ihn, den, der's ja gewohnt iſt, und das herbe Wort ſagt ſie ihm: „Dieſes Euer Gebet iſt

gut und treu, aber helfen wird es auch nicht, weil's nicht kann sein, nimmer und nimmer. Geht eilends hinaus, das einzige, was ich thun kann: Euch nicht zu verraten."

„O Maid!" sagt Einhart kühnlich und wohlgemut. „Bloß mich nicht zu verraten? Das ist mir viel zu wenig. Ihr müsset mich öffentlich bekennen — vor Euerem Reiche und vor Euerem Vater."

„Herr Einhart," entgegnet hierauf die Jungfrau, „ist es wirklich Liebe, was Euch so sehr verblendet?"

„Sie ist es, und darum hoffe ich auf Eueren Vater."

„Mein Vater kann's nicht wissen, was wir leiden."

„Nicht wissen, Jungfrau? Er, der die Sachsen überwunden hat, und die Longobarden und die Hunnen und die Sarazenen, des Christentums willen! Er, der die heidnischen Eichen und Eschen gefällt hat im germanischen Walde und das Christkreuz aufgepflanzt! Er, der Kirchen und Klöster gebaut hat in den Wildnissen und die Sklaven befreit, und den Armen Schutz und Hort gegeben, er weiß nicht, was Liebe ist?"

„Das ist eine andere Liebe, Einhart!"

„Er, der seiner Frauen fünf erwählt hat, nicht nach der Satzung, sondern nach eigenem Sinne — die einen aus der Fürstenburg, die anderen aus der Hütte. Er, der die Ungeliebte verstoßen hat und die, an die ihn Liebe band, zur Königin gemacht — er weiß nicht, was Liebe ist? Daß Ihr des Griechenkönigs Braut geworden seid, das hat nicht der Vater gethan, das hat der Fürst gethan, der Bundesgenossen braucht. Aber glaubt es mir, Jungfrau, der Vater ist stärker als der Fürst, und Ihr seid stärker als der Vater. Und ich! Ich bin stärker als Ihr. Und die Liebe ist stärker als alle Gitter und alle Jung-

frauen und alle Väter und alle Fürsten der Welt. — Leugnet es nicht, Emma, wer Eueres Herzens heimlicher Erwählter ist! Leugnet es nicht, wer den Schlüssel verloren hat, als der einsame Kapellan mutlos hinter Euch hergegangen!"

Da springt sie an ihn, umschlingt mit ihren Armen stürmisch seinen Nacken: „Ich leugne es nicht, mein Einhart, ich leugne es nicht . . . ."

Der Hahnenschrei am Morgen hat sie geweckt aus ihrer Seligkeit. Und als Einhart über den Söller hinab will und heimlich seinem Hause zu, bevor es tagt, sieht er, daß die Erde weiß ist und daß es schneiet. Die Wege und die Dächer und die Sträucher und die Bäume, alles ist zugedeckt mit dem stillen, weißen Schnee. Aus dem Kapellan spricht nicht mehr der kühne Mut wie gestern, vielmehr flüstert er beklommen: „Wie soll ich nun in mein Haus kommen, ohne daß die Spuren der Füße mich verraten im Schnee?"

„Das ist leicht," sagt die Maid, „stecke an die Füße deine Schuhe verkehrt, daß die morgentlichen Schritte herwärts weisen, anstatt hinwärts."

„Kluge Emma, du," hat hierauf Einhart erwidert, „ich habe ja gar keine Schuhe mitgebracht zu dir. Barfuß bin ich geschlichen, hast du das nicht wahrgenommen?"

„Und hast du nicht so viel Wärme für dich behalten, Einhart, daß du barfuß deinen Weg wieder zurückthuest über den Schnee!"

„Was soll mir das, wenn die Spuren doch gehen von deinem Gemach zu meinem?"

„Gestern hast du meinen Vater gar nicht gefürchtet," sagt die Maid, „gestern hast du gesagt, ich wäre stärker

als mein Vater und du wäreſt ſtärker als ich. Wohlan, ich will dir zeigen, daß ich ſtärker bin als du. Wenn du die Spuren deiner Füße nicht verantworteſt, ich verantworte die meinen. Ich werde dich auf die Achſel nehmen und über den Schnee in dein Haus tragen."

Alſo hat Einhart, der Kapellan, ſich beſchämen laſſen von der ſtarken klugen Maid, die ihn nach Hauſe getragen am frühen Morgen durch den kalten, weißen Winter.

Am Kreuzwege, wo der Kloſterpfad die Burghegung ſchneidet, iſt ihnen ein großer Mann in langem Mantel und einer beſchneiten Kappe begegnet. Der ſteht ſeitlings, läßt die Trägerin der Laſt vorbeigehen und ſchaut ihr nach.

Und ſchon an demſelben Tage, Glock zwölf, läßt der König ſeine Tochter Emma zu ſich rufen, und auch den Kapellan Einhart. Der letztere denkt, nun wird's wohl doch ſeine Richtigkeit haben mit der Enthauptung des ſchönen, wilden Einhart. Ob er allein gehen wird? Ob er auch Begleitung haben wird?

Der König mißt ſie mit den ſonnenrunden, blauen Augen. Die Maid iſt ſchier ſo groß, als der Kapellan. — Chriſt hat keinen Unterſchied geſtellt im Lieben und Freien, keinen zwiſchen Ständen, keinen zwiſchen Menſchen. Er, der hohe Prieſter und König Himmels und der Erde, hat ſich von der Sünderin Magdalena mit ihrem Haar die Füße trocknen laſſen. Ein Wunder Gottes iſt die Liebe. Wen ſie trifft, den trifft ſie wie der Blitz, und er hat keine Wahl, muß in der Liebe ſiegen oder vergehen. Wehe dem König, wehe der Königstochter, dürften ſie ihr Aug' nur nach Gleichgeſtellten richten, ſie wären ärmer als die Ärmſten. Wozu das große heilige römiſche Reich, wenn der Fürſt bei ſeinen Unterthanen nicht nach der Neigung

des Herzens wählen dürfte! Wozu des Königtums Macht und Gewalt, wenn es nicht den Liebling aus dem Staub erheben könnte auf den Thron? —

Wie weit der König solche Gedanken ausgesponnen, das ist nicht erhärtet. Aber seine Anrede an die beiden Gerufenen ist seltsam gewesen.

„Herr Einhart und Frau Emma!" also hat er sie genannt. „Ich habe Euch zu mir geladen, um Euch einen Traum zu erzählen, den ich in dieser Nacht gehabt habe. Ich war hinübergegangen ins Nonnenkloster zur Mitternachtsmette. Auf dem Rückweg hat es jungen Schnee gehabt, und da ist mir zur nächtigen Stunde meine Tochter Emma begegnet und hat den Prälaten von Seligenstadt auf dem Rücken getragen — ihren Ehegemahl. Nun, Kinder, frage ich Euch, was bedeutet dieser Traum?"

Ist nichts Eiligeres zu thun gewesen für das Paar, als aufs Knie zu fallen, denn was dieser Traum bedeutet, das haben sie jetzt schon gewußt. — An demselben Tage noch ist ein königlicher Sendbote nach Griechenland abgegangen mit der Nachricht: Die Verlobung zwischen dem Griechenkönige und der germanischen Königstochter Emma betrachte man am Hofe Karls für gelöst.

Ein Jahrtausend hat diese Kunde von des Kapellans Einhart Lieben und Werben herüber getragen bis zu uns. Und geschehen ist es am Hofe Karls des Großen.

Zwei Wohlthäterinnen.

Eines Tages fuhr eine vornehme Dame durch das Thal. Vorne am Wagen waren zwei braune Araber, hinten zwei blaue Domestiken. Die Dame besaß große Reichtümer und sogar auch ein gutes Herz. Am Rande der Straße hinkte ein sonnengebräuntes Weib dahin, den Staubwolken und dem scharfen Traben der Pferde so weit ausweichend, daß es fast in den Graben taumelte. Das Weib war barfuß, in verschlissenem Gewande und hatte am Rücken in einem Sacke ein kleines Kind, und auch ein größeres, das sich mit seinen nackten Armen und Beinen am Nacken des Weibes festzuklammern suchte. Hinten watschelten noch zwei Kinder zu Fuß nach; die mageren Gesichter der Kleinen zeigten stellenweise das Blau der Heidelbeeren, an denen sie Mahlzeit gehalten haben mochten. Als die vornehme Dame diese Reisegenossen sah, ließ sie den Wagen halten, und weil so ein rasendes Zeug nicht gleich stehen bleibt, so mußte sie eine Strecke zurückgehen, um die Leutchen ansprechen zu können. Das Weib schaute nur einmal verblüfft drein, als die fremde Frau auf sie zukam, that aber sonst nicht viel desgleichen.

„Nun, wohin, wohin?“ fragte die Frau.

„Heimzu,“ sagte das Weib.

„Wo seid Ihr daheim?“

„Halt da drinnen im Graben,“ antwortete das Weib, mit dem Ellbogen in eine steilanlaufende, steinige und buschige Seitenschlucht deutend.

„Wo seid Ihr denn gewesen?“

„Auf dem Garten, Erdäpfel anhäufeln.“

„Wo habt Ihr nur Eueren Garten?“

„O, da ist's eine Stunde hinaus. Beim Thorjäger habe ich ein Ackerl bekommen für das Jahr, daß ich mir Erdäpfel anbauen kann.“

„Sind das Eure Kinder?“

„Ich denk' wohl.“

„Warum schleppt Ihr denn so schwer? Das Knäblein könnte ja laufen.“

„Nit kann's laufen, Frau, weil es verwedelte Füß' hat. Die Gicht hat's.“

Da sah die Dame auch schon die verbogenen und verkrüppelten Glieder nicht bloß beim Knaben, wohl auch bei den zwei nachlaufenden Mädchen.

„Um des Himmelswillen!“ rief sie, „was macht Ihr denn mit Eueren Kindern, daß sie derweise verkrüppelt sind?“

„Halt nichts mach' ich mit ihnen. Und just deswegen, weil unsereins nit Zeit hat, auf sie zu achten, deswegen sind sie so. Ich muß arbeiten.“

„Seid Ihr allein bei diesen K ien?“

„Das nit, Frau. In der S.. e habe ich noch zwei größere Kinder. Aber die kann ich nit brauchen. Die Dirn ist blind, und der Bub ist ein Hascher.“

„Ein Hascher, was ist das?“

„Na, das ist halt ein armer Hascher, einer, der halt nit recht beieinand ist, so ein Abwaisel, ein Trottel halt, wenn ich's schon sagen soll."

Die vornehme Dame hatte bereits mehrmals die Hände zusammengeschlagen, jetzt begann sie laut zu jammern über ein solches Elend. Das Weib schaute sie gleichmütig an, als wisse es nicht recht, was da viel zu jammern wäre.

„Und Euer Mann?" fragte sie.

„O je, mein Mann," lachte das Weib, „der thät' eher von uns was brauchen, als wir von ihm! Der liegt eine Tagereise von da in einer Holzhütten und kann nit sterben. Des Alters wegen? Uh, da kunnt er noch lang leben; die Branntweinpest, sagt der Arzt, hätt' er. Als ob man ihm die Händ' thät abhacken, so schreit er, wenn er nit jeden Tag seinen Schnaps kriegt. Die Leut' sagen, er sollt in Gottesnamen trinken, damit's endlich gar wird mit ihm. Aber ich kauf ihm keinen und vergiften mag ich ihn nit, und die paar Groschen, die ich ihm in der Woche kann schicken, reichen nit einmal für die Brocken."

Die Dame war jetzt ganz sprachlos. „Und Ihr verdient für die ganze Familie das Brot?" rief sie dann wieder aus.

„Mein Gott, wenn ich gesund bin, darf ich eh Gott Lob und Dank sagen."

„Und dazu der weite Weg von Euerer Wohnung in die Arbeit?"

„Wär' gar nit bös, wenn er kürzer thät sein. Aber nachher am Abend schmeckt's Rasten, himmlischer Vater, nachher schmeckt's!"

„Weib! Weib!" rief die Dame. „Das ist ja das größte Elend, das ich zwischen Himmel und Erde je

gesehen habe! Und läßt Euch Euer Unglück denn schlafen?"

„Oh, das Unglück ließ' mich schon schlafen, aber die kleinen Kinder nit. Was mach' ich? Wer kann die Kinder ändern? Werden wir selber wohl auch geschrien und gestrampelt haben, so lang wir in den Windeln sind gelegen."

„Es ist ein Jammer, es ist ein Jammer!" rief die vornehme Frau, „langt her, da habt Ihr fünf Gulden! Kauft Euch und den Kindern frisches Fleisch und ein Glas Wein. Ich sage Euch, das ist ein grenzenloses Elend! Lebt wohl, Ihr armen Leute!"

Dann stieg sie, von den blauen Domestiken unterstützt, in den Wagen und fuhr davon.

Die beschenkte arme Person kaufte sich frisches Fleisch und ein Glas Wein, und während sie diese Gaben mit den Kindern heißhungerig verzehrte, fiel ihr ein: Ach, wie gut haben es doch die reichen Leute, die sich das jeden Tag gönnen können! Ach, es wird doch wahr sein, daß ich sehr unglücklich bin! Ach, es ist ein elendes Leben, wenn man's bedenkt. Und wofür? Den Kindern wird's auch nie besser gehen. Es ist zum Verzagen! — Mit solchen Gedanken verdarb sie sich die seltene Mahlzeit, die sich wohl so leicht nicht wiederholen wird.

Die vornehme Dame aber fühlte sich den ganzen Tag glücklich darüber, daß sie so gutherzig und wohlthätig gewesen war. Heute behagte ihr die Soiree doppelt so gut, weil sie den Unterschied gesehen zwischen den Geschicken, und wie bevorzugt sie war. Wenn man, dachte sie, das größte Elend schon so resigniert und gelassen ertragen kann, wie dieses arme Taglöhnerweib es thut, um wie

dankbarer und froher sollte man die glänzenden Lose genießen! Ich will das meine recht auskosten, bin ich doch so glücklich!

Und nun frage ich: Welche der beiden Frauen, die sich auf der Straße begegnet, war die größere Wohlthäterin? Welche hatte der anderen wirklich Wohlthat gegeben? Die vornehme Dame mit ihrem verzagt machenden Mitleide und dem flüchtigen Almosen, oder das arme Weib mit seinem Beispiele schlichter Heldenhaftigkeit, wie solche in den niedrigen Schichten des Volkes so oft zu finden ist? —

Die Armen fühlen wohl die Herbheit ihres Loses, aber das Elend, das trostlose Elend kommt ihnen kaum zum Bewußtsein. Wer ihnen nicht wirklich helfen will, helfen kann, der zeige ihnen ihr Elend nicht auf!

Jung Joſef.

Alten Berichten nacherzählt.

Ein langer, vierſchrötiger, ältlich behäbiger Mann und ein ſchlanker, geſchmeidiger Jüngling thaten eines Tages miteinander pflügen und bauen auf dem Felde. Der Mann hatte vor ſich ein weißes Tuch alſo gefackt, daß er darin Korn tragen konnte, und er langte mit der Hand hinein und ſtreute die Körner ſtrahlenförmig aus über das braune Erdreich. Der Jüngling führte hinterdrein ein flinkes Rößlein mit der Egge.

Da blieb der Mann ſtehen am Feldesrand und ſagte: „Mein Same iſt alle.“

„Herr Vater Goding, Ihr habt zwei Felder damit beſäet und ein halbes,“ ſo antwortete der Jüngling.

„Der Reſt des dritten muß auch befruchtet werden,“ ſprach der Mann. „Hambert, laſſe das Pferd ſtehen dort im Schatten der Linde, gehe heim in den Hof und hole Samenkorn, ſo viel du tragen kannſt. Ich will mich derweilen in den Krug ſetzen und mich ein wenig atzen.“

Der Jüngling ſagte: „Ja, Herr Vater Goding, ich thue es und will bald wieder da ſein.“

Dann hing er mit langem Kettlein das Roß an den

Lindenbaum und ging flink und frisch durch den junggrünen Buchenwald heim in den Hof.

Der hagere, vierschrötige behäbige Vater Goding hatte daheim ein junges dralles Weib. Das war von seinen Ehewirtinnen die dritte. Die beiden ersten hatten seine Jugend begleitet und waren heimgegangen. Dann hatte er ein schönes Mädchen genommen aus niederen Stammen. Ihr Name war Malcha. Unter einem blühenden Apfelbaum saß sie jetzt und strählte ihr rotes Haar. Als Hambert herankam und sie sah, blieb er stehen und sagte: „Frau Mutter, es schickt mich Vater Goding um Kornsamen, denn er ist ihm alle geworden auf dem dritten Felde."

„Wenn er ihm alle ist geworden, so gehe nur hinein, nimm den Schlüssel zur Kornkammer und lade auf. Du siehst, ich krause mein Haar." Also sprach die Frau, strählte ihr Haar wie einen Schleier über Nacken und Angesicht und blickte mit feurigen Augen durch das linde Gewebe hin auf den Jüngling. Dieser ging in die Kammer, nahm einen Sack und füllte ihn, nahm auch den zweiten Sack und füllte ihn und lud sich die zwei Bündeln auf die Schulter.

Da sah es Frau Malcha, wie er unter so schwerer Last stramm und behendig heranschritt, und nach einem alten Berichte ereignete sich nun das folgende Zwiegespräch.

Malcha begann also:

„Hambert, du hast viel aufgeladen, ich wußte nicht, daß du so stark bist."

Er antwortete nicht auf so schmeichelhafte Rede, sondern wollte vorüber gehen, auf daß Vater Goding bald wieder säen konnte.

„Willst du nicht ein wenig rasten hier unter dem Apfelbaum?“ fragte Frau Malcha.

„Ich habe das Roß an die Linde gebunden, es könnte die Kette abreißen, darum muß ich eilen,“ sagte der Jüngling.

„Laß es Gras fressen am Rain und setze dich nur zu mir,“ so sprach das junge Weib.

„Vater Goding ist auf kurze Labe in den Krug gegangen und wird bald zurück sein. Er könnte mich missen, daher muß ich eilen.“ Also der Jüngling.

„Wenn Vater Goding im Krug sitzt,“ versetzte nun sie, „so wird er dort eine Stunde sitzen und es wird ihm sehr wohl sein. Was sollst du auf dem heißen Felde stehen und warten! Bleibe nur bei mir auf dem Rasen, wir wollen nebeneinander ruhen.“

Als Hambert solches Wort gehört hatte, wurden ihm die Wangen heiß und rot. „Frau Mutter,“ sagte er, „auf solchen Scherz weiß ich nicht zu antworten.“

„Es ist kein Scherz, und du sollst auch nicht antworten, sondern bei mir bleiben.“

Der Jüngling stand vor ihr wie ein schlanker Baum, seine Glieder zuckten nicht, nur sein Auge glühte und er sprach: „Wärest du fremd und frei, ich wollte dein Anliegen mit Freuden achten. Aber du bist die Herrin auf diesem Hof, und du bist die Frau dessen, der mich als armen Knaben aus Barmherzigkeit hat aufgenommen in sein Haus, und mich hat erzogen, und mich betraut wie sein eigenes Kind. Es wäre schlecht von mir, jetzt so zu spielen, wie Ihr meint. Und auch von Euch wäre es schlimm, denn er hat Euch erhoben zu seinem reichen Hof und an seine geachtete Seite, Ihr seid der Stern seines

Auges und das Herz seines Lebens. Auch mir seid Ihr Mutter gewesen bisher. Ich will mir denken, Ihr habt es nur im Traum gesagt, was ich vernommen. Ihr wisset nichts mehr davon, und ich will's auch vergessen haben und schweigen, wie der Apfelbaum schweigt und weiter grünen wird hinaus über diese Stunde."

So sprach der Jüngling und schritt aufrecht unter seiner Last dem Felde zu.

Und als Solches geschehen war, da kam ein wilder Haß in das Herz des Weibes und eine große Angst. — Sie hatte manchen Fußtritt erfahren müssen in ihrem Leben, aber einen solchen wie jetzt, einen solchen noch nie. — Er hat mich weggeworfen! Er wird hingehen und alles verraten. Er wird sich einschmeicheln bei dem Greise und mich um den Hof bringen und mich verderben. Denn Vater Goding ist grimmig im Zorn und wird mich in der ersten Stunde töten. — Das muß anders gewendet werden.

Sie ging in das Haus, legte sich in das Bett, trank warmes Salzwasser, bis sie davon erbrechen mußte. Und als Vater Goding des Abends vom Felde heimkam, erschrak er über den Zustand, in welchem er sein Ehegemahl fand, und fragte, was ihr geschehen.

Frau Malcha hub zu weinen an und weinte so heftig, daß sie nicht sprechen konnte. „Tot und entehrt!" brachte sie endlich unter Schluchzen hervor, „tot und entehrt hättest du mich gefunden, wenn meine Kraft mich auch nur um eine Minute früher verlassen hätte. O mein lieber Mann," so fuhr sie lebhaft und mit gefalteten Händen fort, „wenn du wieder Samen brauchst, so gehe selber, ihn zu holen, schicke nicht diesen — diesen —" Die Entrüstung erstickte ihre Stimme.

„Mein Herz, was ist geschehen?“ also fragte Vater Goding.

„Er hat sich Korn aufgeladen, zwei Säcke voll,“ so erzählte nun Frau Malcha, „und als er aus dem Gelasse tritt, geht er stramm und flink mit seinen Bündeln auf den Apfelbaum zu, wo ich sitze und mir das Haar strähle, und sagt: ‚Schöne Frau Malcha, seht einmal, wie stark ich bin!‘ — Ja, ja, antworte ich, gehe nur, dein Herr wird warten auf dich. Da sagt er: Vater Goding sitzt im Krug und wird sich's wohl sein lassen. Das Roß habe ich an den Lindenbaum gebunden, es kann Gras fressen am Rain. Also will auch ich mir gütlich thun, mich zu Euch setzen in den Schatten und Euch die Zeit vertreiben helfen. Und ich sage hierauf: Hambert! Ist das der Dank gegen Vater Goding, der dich als armen Knaben aus Barmherzigkeit hat aufgenommen in sein Haus, dich hat erzogen und betraut wie sein Kind? Hinweg von mir, ich will dich nie wieder sehen! — Nun hat er schon seine Säcke abgeladen, faßt mich an den Armen und sagt: Ich will mich neben deiner setzen! — Ich hebe an mich zu wehren auf Leben und Tod. Halb ohnmächtig bin ich schon, da geht ein Bettelmann des Weges und verscheucht ihn. O Gott, wie bin ich entsetzt!“ Sie schüttelte sich wie im Fieberfroste.

Vater Goding war über solchen Bericht lange keines Wortes mächtig. Endlich sagte er: „Es ist unerhört! Dieser Heuchler! Dieser Bösewicht! Es ist unerhört! Gut, er soll seinen Lohn haben!“

„Wohin willst du, mein lieber Mann?“ fragte sie mit schwacher Stimme.

„Laß mich, er soll seinen Lohn haben!“

„Übereile dich nicht, mein Ehelichter!“ so rief sie ihm nach, „verhöre ihn erst, daß du weißt, wie ich die Wahrheit habe gesagt.“

Was in uralter Zeit geschehen und von den Patriarchen aufgeschrieben worden, das wiederholt sich immer wieder auf Erden. Gleichartig sind die Beweggründe, verschiedenartig aber die Folgen.

Hambert saß im Stalle und sah dem Pferde zu, wie es Heu und Hafer fraß. Er hatte zu sinnen und zu denken an diesem Tage, er hatte eine sonderbare Erfahrung gemacht an diesem Tage. Und ehe der Tag zu Ende ging, sollte er eine noch sonderbarere machen. Vater Goding, in der Hand einen schweren Schmiedehammer, trat in den Stall, und da der Jüngling sitzen blieb auf seinem Schragen, so sagte der Greis: „Steh auf! Du wirst wissen, was jetzt geschehen muß.“

„Das Roß muß gewässert werden,“ sagte Hambert.

„Ja, und der Frevler muß erschlagen werden!“ setzte Vater Goding bei. „Schau mich nicht so frech an! Sie hat mir alles gesagt!“

Aber er wollte sich nicht übereilen, und also, wie es bei Gericht zu geschehen pflegt vor dem Urteilsspruch, so stellte der alte Mann nun alles dar, wie Frau Malcha es ihm mitgeteilt hatte.

Hambert hörte es und sagte kein Wort. Er schwieg, als hätte er die Sprache verlieren. Diese Lüge des Weibes hatte ihn getroffen wie ein lähmender Blitz.

„Gott hat dich gegnadet, daß du nicht leugnest!“ sagte Vater Goding. „Hättest du geleugnet nur mit einem Wort, so lägest du schon hingestreckt. Ich erinnere mich, dich einmal lieb gehabt zu haben. Es ist aus geworden.

Du gehst von diesem Hause fort, in dieser Stunde, in diesem Augenblick gehst du fort. Wie du bist und stehst, so arm und bloß wie du hergetragen worden, so gehst du jetzt von hinnen. Wenn ich einen Dank von dir begehre, so ist es der: Nenne meinen Namen nie mehr. Wir sind einander gestorben. Geh!"

Und Hambert ging. Ohne Rock und Hut, stumm ging er hinaus aus diesem Dache, das er seine Heimat genannt hatte, und das seine Heimat hätte bleiben sollen. Stumm ging er hinaus in die Nacht. Der Wind eines nahenden Gewitters rauschte in den Bäumen.

Aber als er an den Apfelbaum kam, von welchem die Blüten niederflogen wie eitel Schnee im Winter, da blieb er stehen und kehrte um. Am Schrott des Hauses lehnte Vater Goding und stützte sein Haupt auf die Hand. Zu ihm trat der Jüngling hin und sagte: „Vater Goding, ich gehe ohne Widerrede. Doch ist eine große Pflicht da gegen mich und gegen Euch, daß ich es sage, und möget Ihr mich töten. Was Euer Weib Euch gesagt hat, ist gesprochen worden, aber auf umgekehrte Weise. Sie hat mich verführen wollen. Ich weiß wohl gewiß, daß Ihr mir nicht glauben werdet, ich sag's auch nicht meines Vorteiles, sondern der Wahrheit wegen. Und jetzt dank Euch Gott alles. Solltet Ihr mich einmal suchen wollen, thut es nimmer, zu diesem Hof führen mich keine Straßen mehr ..."

Solche Worte sprach der Jüngling, dann wendete er sich. Vater Goding, die Hände zur Faust geballt, starrte in die finstere Nacht hinaus, bei einem grellen Blitzstrahl sah er weit unten auf weißer Landstraße den Jüngling rasch dahineilen. Und hat ihn seit diesem Augenblick nie wieder erblickt.

Frau Malcha war nur halb zufrieden mit dem Geschehnisse und gar nicht zufrieden mit der folgenden Zeit. Sie war der Meinung gewesen, ihre heldenmütige Keuschheit, die sie dem Eheherrn glauben gemacht, würde sie in seinen Augen in noch schöneres Licht stellen. Das kam anders. Die letzten Worte Hamberts hatten seine Zuversicht gebrochen, sein Mißtrauen geweckt. Er war nun zwar zärtlicher mit seiner Ehewirtin als früher, doch insgeheim lauerte er, und manches, was an ihr war, was sie sprach und that, kam ihm nicht ganz richtig vor. Das Mißtrauen kann ein sonst gutes Herz rasch verderben, und Vater Goding wurde in der Absicht, die Falschheit seines Weibes zu entdecken, selber falsch. Oft sann er über seinen Pflegesohn Hambert, den er, der kinderlose Mann, an achtzehn Jahre um sich gehabt, an dem er stets nur ein offenes, treuherziges Wesen gefunden, und den er einer Verruchtheit, wie er sie begangen haben soll, nicht für fähig gehalten hätte. War es auch mit seinem Weibe so? Hatte vor wenigen Jahren sie, die Junge, den Alternden wohl aus Liebe genommen? Nicht etwa seines großen, schönen Hofes wegen? Oder hatte er sie aus purer Liebe genommen? Hatte er nicht vielmehr an eine Pflegerin gedacht für die kommende Zeit der Mühsal? Und was geschah, als er vor einem Jahre im Nervenfieber daniederlag? Frau Malcha stellte an sein Krankenlager ein erfahrenes altes Weib, sie selbst machte eine Wallfahrt auf den Dreiengelberg, um die Gesundheit ihres Eheherrn zu erbitten. Denn vor nichts auf der Welt hatte sie eine solche Angst als vor Seuchen. Vor Seuchen floh sie, wie vor den Türken. Auf dem hohen Dreiengelberg war reine Luft, darum eilte sie empor zu diesem Ort der Gnade. —

Wenn jung Hambert darniedergelegen wäre im Fieber, ob sie auch die Flucht ergriffen hätte von seinem Lager, um für ihn zu beten? Hatte sie nicht manchmal einen Blick auf Hambert geworfen, einen Blick, der für ein Hausmutterauge zu feurig gewesen?

Vater Goding nahm als Ersatz für den Verjagten einen Knecht auf, der fast ebenso jung wie Hambert, aber um ein Wesentliches kecker war.

Als der Herbst kam und die Einheimsung des Obstes, sprach Vater Goding eines Tages zum Knechte: „Wämplein, wozu soll ich mich noch viel anstrengen, ich habe geschafft übergenug in meinem Leben, will nun ein bischen in den Krug gehen und mir gütlich thun. Du sollst dieweilen den Baum abernten, der die roten Äpfeln trägt."

Solchen Befehl hörte Frau Malcha und sie sagte: „Es ist ganz billig, mein Eheherr, daß du dich schonen willst, der Wämplein kann mit dem Apfelbaum auch allein fertig werden."

Hierauf ging Vater Goding hin durch den gilbenden Buchenwald gegen die Weinschänke, bog aber mitten im Walde ab von seinem Steig.

Also stieg der Wämplein auf den Apfelbaum, pflückte die Früchte zu einzeln und reichte sie herab der Frau Malcha, welche auf dem Rasen stand und ein Tuch aufhielt.

Als diese Arbeit so ein Stündlein ziemlich langsam von statten gegangen war, denn die Äste waren zum Brechen voll, sagte Frau Malcha: „Wämplein, das Pflücken der Äpfel geht zu langweilig her, du sollst den Baum schütteln, da fallen sie selber."

„Wenn ich den Baum schüttle," antwortete der Knecht, „so fallen sie freilich selber, aber sie fallen hart auf den

Boden und ſchlagen ſich Wunden, an denen ſie ſpäter leicht faulen können."

„Aber wir erübrigen Zeit, Wämplein, wenn du ſchüttelſt," ſagte Frau Malcha.

„Was ſollen wir mit der erübrigten Zeit anfangen?" fragte der Knecht.

„Wir können uns auf das Heu legen und ruhen."

Kaum die Frau alſo geſprochen hatte, erfaßte der Knecht einen Aſt und ſchüttelte ihn ſo gewaltig, daß ein wahrer Hagel von roten Äpfeln niederging und Frau Malcha eilends ausweichen mußte, um nicht mürbe geſchlagen zu werden von der fallenden Frucht. Und plötzlich ſprang der Wämplein ſelber herab; ſie ergriff ſeine Hand und ſagte: „Wir wollen keine Zeit verlieren, bis Vater Goding vom Kruge heimkommt."

Jetzt ſtand aber Vater Goding da vor ihren Augen. Er hatte ſich durch das Gebüſch geſchlichen, alles belauſcht und ſprach nun: „Frau Malcha! Iſt es auch diesmal der Knecht, der dich hat zwingen wollen?"

Die Frau ward vor Schreck totenblaß und ſagte: „Nun, ſo ſchlage mich nieder!"

„Das thue ich nicht," antwortete Vater Goding. „Denn ich habe kein Recht mehr auf dich. Du biſt frei und fremd in dieſem Hauſe. Nimm dein Handbündel, wie du hergekommen biſt, und gehe wieder von hinnen. Deine Falſchheit iſt grenzenlos. Wenn ich an meinen Hambert denke, ſo bricht mir das Herz."

Frau Malcha wußte recht wohl, was jetzt zu geſchehen hatte. Ganz unwillkürlich that ſie den Mund auf, um ſich zu verteidigen und zu ſagen, ſie habe es nur ſcherzhaft gemeint, da ſei der Wämplein auf einmal vom Baume

gesprungen, um sie gewaltsam zu küssen. Aber das Wort blieb ihr im Munde stecken, um so eiliger hatten es die Hände, ihre sieben Sachen zusammenzupacken, und die Füße, um dem langen, vierschrötigen Manne, der schlimme Augen und Fäuste machte, heil zu entkommen.

Vater Goding lebte nun einsam dahin. Er begann Umfrage zu halten nach seinem Ziehsohne Hambert. Das war vergebens. Der Jüngling mußte weit fortgezogen sein und vielleicht vor Gram vergehen in fremdem Lande. So tief nahm der Greis sich das Leid zu Herzen, daß er zu siechen begann. Noch eine Weile wandelte er wie ein Schatten um den Hof, und eines Morgens lag er in seinem Bette auf dem Rücken ausgestreckt, mit gekreuzten Armen über der Brust, als ob er sich selber noch aufgebahrt hätte — und war starr und kalt.

Frau Malcha war so weit gewandert, bis sie nicht mehr als Frau Malcha angeredet wurde. Sie hatte sich nicht geschämt der Sünde, aber sie schämte sich der Verachtung. In der Fremde begann sie wiederum so, wie sie aufgehört hatte, als Vater Goding sie erwählt. Frau Malcha war zu einer armen Person geworden, die daran denken mußte, Arbeit zu suchen, wenn sie Brot finden wollte. Wenn wir ihren Weg verfolgen wollten von Haus zu Haus, von Gau zu Gau, — es erging ihr bitter schlecht. Wie viel Hunger, wie viel Kälte, wie viel harte Worte, bis endlich der Winter vorbei war und die schneefreien Felder fleißige Hände verlangten. Fast hatte sie das Arbeiten verlernt auf Vater Godings Hofe, wo sie nur die Zunge hatte zu rühren gebraucht, um fremde dienstfertige Hände in Bewegung zu setzen. Die Freude an schlanken Männern verblaßte, eher als es zu

denken war. Keine Klostersatzungen sind so wirksam als herbe Arbeit. Also verging Jahr und Tag und Malcha, die im Sommer taglöhnerte und im Winter bettelte, dachte manchesmal darüber nach, warum man denn gar nichts nehmen dürfe von der reichen üppigen Welt, ohne dafür etwas geleistet zu haben.

In einer mondhellen Herbstnacht schlich sie hinaus auf den Acker, um Kartoffeln auszugraben und in einem Sacke mit sich zu nehmen. Am Ende des Dorfes stand ein kleines Mädchen und schaute zum Vollmond hinauf.

„Siehst du ihn?" fragte das Kind die dahinhuschende Malcha, „dort steht der Dieb! Dort steht er im eiskalten Mond und wartet auf den jüngsten Tag!"

Das Weib wurde aufmerksam und fragte das kleine Mädchen, was es meine.

Das kleine Mädchen meinte den Mann im Monde. Der war ganz deutlich zu sehen, wie er mit seiner Trage Holz auf dem Rücken gebückt dastand und sich in die verfrorenen Hände hauchte.

Malcha fragte weiter, was es wäre? Und das Kind erzählte eine merkwürdige Geschichte. Da sei einmal ein Mann gewesen, der habe Gottesfurcht gehabt, aber kein Gewissen. Der habe immer stehlen wollen, aber sich vor'm Herrgott gefürchtet. Da habe er am Charfreitag gehört, daß der Herrgott gestorben wäre, und da sei er am Charsamstag in aller Frühe in den Wald gegangen, um Holz zu stehlen. „Und am Ostersonntag steht der Engel da und sagt, der Herrgott wäre von den Toten auferstanden und würde nun die Sünder bestrafen. Und fragt den Dieb, ob er zur Strafe lieber in der Sonne sein wolle oder im Monde? Der Mann hat um Erbarmen gebeten

und daß er noch gerne auf Erden bleiben möchte. Der Engel sagt strenge: Was soust du auf Erden, wenn du stehlen mußt? Wähle zwischen Sonne und Mond! — Der Mann hat das Feuer gefürchtet und den Mond gewählt. Seither steht er drinnen und muß große Kälte leiden bis zum jüngsten Gericht."

Als das Mädchen so erzählt hatte, wie es von der Ahne die Geschichte überkommen, graute dem Weibe. Sie kehrte um, und also ist der kleine Schritt von der Lüge bis zum Diebstahl bei ihr nicht geschehen.

In Elend und Kummer hub Frau Malcha an früh zu altern. Sie war nicht mehr so schön, wie dazumal unter dem Apfelbaum, sie hatte gar blasse, eingefallene Wangen, und ihr langes, rotes Haar hing gar unordentlich über Nacken und Stirn. Auch hatte sie ungute Augen bekommen, so daß jeder Hund sie bösartig anknurrte und kleine Kinder, die sie anschaute, sich fürchteten, manche vor Entsetzen ein Geschrei erheben und davonliefen vor der unheimlichen Person. Einmal geschah es, daß Frau Malcha bettelnd zusprach in einem großen Bauernhofe. Ein Knäblein erschrak vor ihr so sehr, daß es in einen Starrkrampf fiel, und ihm am Munde der Schaum stand. In der Gegend erhob sich eine pestartige Seuche, und das Kind war eines der ersten, die daran starben. Die Kranken wurden zusammengethan in großen Kammern, wo sie sich selbst überlassen waren, da sich Jedermann weigerte, die Pestbehafteten zu pflegen. Jetzt ging auf einmal die Rede um im Gau, die wüste Bettlerin sei eine Hexe, von ihr käme die Seuche und anderes Unheil. Als das Weib die Krankheit sah, vor der sich ihre ganze Natur entsetzte, und die große Erbitterung sah, die gegen sie erwacht war,

wollte sie flüchten. Es war aber zu spät. Ein paar beherzte Männer, die früher sich wohl mit Weihwasser besprengt und bekreuzt hatten, nahmen sie fest und schleppten sie unter lautem Hohne der Leute zum Ortsrichter, der wegen seiner Strenge gefürchtet war in der ganzen Gegend.

Der Richter war ein schlanker, ernster Mann, der Ehrfurcht gebot schon durch seine Erscheinung. Er übte nie Barmherzigkeit, immer nur Gerechtigkeit. Er war ein Mann, der groß Unrecht an sich selbst erfahren hatte, darum haßte er es doppelt. Als blutarmer junger Mensch war er einst in diesen Gau gekommen, hatte sich verdingt in den Hof als niedriger Knecht, hatte aber das Wohlgefallen seines Herrn sich erworben und endlich auch das Wohlgefallen der Tochter seines Herrn. Sie nahm ihn zum Manne, machte ihn zum Gebieter des Hofes, und die Leute erwählten ihn zu ihrem Vordersten und zum Hüter ihres Rechtes.

Zu diesem Manne ward Frau Malcha nun geführt, und sie hoffte von seiner Gerechtigkeit Schutz vor ihren Verfolgern. Als sie aber vor ihm stand, wollten ihr die Knie brechen vor Schreck, denn sie erkannte in dem Richter — ihres einstigen Eheherrn Pflegesohn Hambert. Sie sah, daß sie verloren war. Denn die Missethat, die sie einst an diesem Menschen begangen, stand klar vor ihren Augen.

Nachdem man sie als die gefährliche Hexe vorgestellt hatte, blickte der Richter sie ruhig und lange an, als ob er sie prüfen wollte. Sie wußte kaum, ob sie von ihm erkannt sei oder nicht. Ahnte es aber wohl, als er die Stimme erhob und sprach: „Dieses Weib ist schuldig

Tötet sie jedoch nicht, sie muß leben und büßen. In den Kammern ist niemand, der die Kranken labt, denn die Furcht vor der Seuche waltet überall. Wohlan, so soll dieses Weib die Befallenen pflegen, so lange, als Gott es will und uns mit dieser Geißel züchtigt. Hat sie die Seuche gebracht, so soll sie in derselben aufgehen oder sie wieder dahinnehmen."

Das war das Urteil des Richters, und die Leute, die den Grund nicht sahen, lobten wieder seine Gerechtigkeit.

Frau Malcha hatte einen Schrei ausgestoßen, denn ihr ganzes Wesen empörte sich schon vor dem Gedanken, in der Pestgrube atmen zu müssen. Da sprach in ihr eine Stimme: Weib, du hast eine schwere Schuld zu büßen. Schweige und büße.

Ohne daß ein Wort von ihrem Munde kam, verließ sie den Richter. Am Ausgange kehrte sie sich noch einmal um und blickte auf ihn hin, es war ein flehender Blick voll von Reue. Der Richter sah ernst und ruhig auf sie nieder, da ward sie von den Schergen hinausgeführt zum Thore.

Von dieser Stunde an war Frau Malcha in den Kammern des Schreckens und des Todes. Richter Hambert ließ sich manchmal einen Bericht bringen von ihrem Wirken. Er hörte seltsame Mär. Sie pflegte und betreute die Kranken, als wären es ihre Brüder und Schwestern. Sie labte die Verschmachtenden, sie tröstete die Sterbenden. Sie gönnte sich selbst keine Rast und keinen Schlaf, denn die Leidenden streckten immer und immer die Hände bittend nach ihr aus und nannten sie Mutter und nannten sie einen Engel. Man sagte auch, daß sie fast schön sei in dieser Ausübung ihres Berufes, daß ihr Auge nicht mehr

schlimm hinschaue, sondern milde und gütig, und selbst Jene, die sie angeklagt hatten, als wäre sie eine Hexe, sie verstummten nun oder sagten, die Pest habe den Teufel von ihr ausgetrieben.

Und eines Tages sagte Richter Hambert zu sich: Gott hat mir Gnade gegeben, weil er den Glauben an die Menschen in mir wieder hat aufgeweckt. Bis jetzt war mein Teil Gerechtigkeit, von nun an sei mein Teil Barmherzigkeit. Sie war eine verruchte Sünderin, sie ist eine heldenmütige Büßerin. Ich will zu ihr hingehen und ihr sagen, daß alles verziehen ist. Die Liebe Gottes und der Menschen soll in Zukunft ihr Gefährte sein.

Zur selben Stunde trat ein Bote ein mit dem Berichte, die schlimme Seuche sei allmählich im Verlöschen, es stürben nur mehr die Wenigsten, fast alle der später Befallenen gingen der Genesung entgegen. Unter den letzten der Verstorbenen nannte er auch das Weib, welches Wärterdienste verrichtet hatte.

Richter Hambert hörte das und schwieg. In seiner Seele war es wie Regenbogenleuchten nach einem schweren Gewitter.

Der Hagenſtab.

Der Michel klopfte ſeinen Hobel aus. Es war kein einziger Span mehr drinnen, aber er klopfte ihn noch einmal aus.

„Schleune dich, ſchleune dich, Bub,“ mahnte ihn die Mutter von ihrem Spinnrade her, „der Backtrog muß morgen fertig ſein. Du willſt ja doch am Sonntag dein Pfingſtbrot haben.“

Schielte der Burſch mit dem einen Aug' durch das Hobelöhr und ſagte: „Ich möcht mein Pfingſtbrot lieber anderswo eſſen, als daheim. Mutter, ich ſag' Euch's, mir laßt's keine Ruh' mehr. Wo werden ſie ſein? Wie wird's ihnen gehen?“

Da hatte das Weib ſchon genug. Sie ging hinaus unter die Bodenſtiege, dort war es dunkel und einſchichtig, dort war ihr Platz zum Weinen. Seit zwei Jahren weinte ſie dort jeden Tag. — Ihre drei Buben! Jetzt hatte ſie nur einen mehr. Nicht bei den Soldaten, auch nicht auf dem Dorfkirchhof. Irgendwo werden ſie ſchon liegen. — Gott, wo iſt die Zeit, da ihr Mann in der Tiſchlerwerkſtatt mit den drei Buben gearbeitet hat! Wohlgemut alle vier, geſungen, gepfiffen, gelacht, die Arbeit ging friſch vorwärts und im Hauſe mehrte ſich der Wohlſtand. — Da

fällt es dem Ältesten, dem Franz, ein, er ist zwanzig Jahre alt, er will in die Fremde. „Hast recht," sagt der Vater, „in die Fremde muß der Bursch. In der Sonne wird das Holz erst klinghart trocken, bei anderen Meistern wird der Geselle erst gehobelt, in der weiten Welt kriegt er Politur." Das Geld in den Brustlatz, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Schreiben wird er alle Wochen, das versteht sich, und in einem Jahr ist er wieder daheim. — Drei Briefe sind gekommen vom Franz, daß es ihm gut geht, daß die Welt schön ist, und poissierliche Beschreibung von Menschen und Umständen hat er gemacht. Ein vierter Brief ist nicht mehr gekommen. Kein Brief und kein Wort und kein Bursch. Plötzlich verschollen.

Und als ein Jahr vorübergegangen und der Franz nicht mehr heimgekommen war, da warf eines Tages der Zweitälteste, der Hansjörg, das Stemmeisen weg und sagte, er gehe den Bruder suchen. Geld in die Tasche, den Segen aufs Haupt und den Stab in die Hand. Fünf Briefe schrieb er heim von seinen Abenteuern, in Arbeit bliebe er nirgends lange, aber bei allen Werkstätten frage er an, bei allen Innungsämtern und in allen Paßstationen. Ein sechster Brief war ganz kurz: „Liebe Eltern! Dem Bruder bin ich auf der Spur. In kurzer Zeit mehr von uns. Euer lieber Hansjörg." Dann nichts mehr. Es kam kein Brief, kein Wort, kein Hansjörg. Im Tischlerhause zu Heimstätten war ein Aufruhr jeden Tag, so oft der Briefträger vorbeiging, und dann kam die stille schwere Trauer. Der alte Tischler redete kein Wort von den Verschollenen, aber er ging ein, wie die Rübe auf dem Ofen; die Mutter preßte, wenn's manchmal zu arg wurde, draußen

unter der Stiege ihren Arm an den Wandschrott und schluchzte in den Ellbogen hinein, daß es oft war, als müsse das ganze kleine Haus erbeben, vor dem Stoßen ihrer Brust. Der Jüngste, der Michel, arbeitete an der Hobelbank und schwieg, oder er saß am Feierabende vor einem Buche, einer Landkarte und schwieg. Wenn Nachbarsburschen kamen, ihren Arm um seinen Nacken legten und ihn mit sich haben wollten zum Schwärmen in den freien Weiten, da schob er sie sachte von sich und sagte gelassen, sie sollten nur lustig sein, er bleibe daheim. Er war schon zwanzig Jahre alt geworden; sein frisches Rundgesicht mit dem hellen großen Mandelauge und mit dem Blondhaar, das weich über die Stirne hereinging, und der zarte Goldflaum unter dem Ohr — das alles wäre schon genug gewesen, die Dirndlein von Heimstätten in eine empfindsame Unsicherheit zu versetzen, und wenn noch dazu der schlanke, stramme Bursch kam, der diesen Kopf trug, dann kann man sich's denken, wie sie vor ihm hinter den Baum flohen, um durch das Gezweige auf ihn herzugucken. Der Michel merkte nichts.

Und so war es, daß er plötzlich das Werkzeug hinschleuderte und fast schrill ausrief: „Ich will den Brüdern nach!"

Die Mutter fuhr sich mit den Fingerspitzen über die Stirn, wie immer, wenn sie erschrak, dann sprang sie herbei, faßte den Burschen am Arm: „Du gehst mir nicht!"

Der Alte hatte am Herd den dampfenden Leim gerührt, jetzt ließ er das stehen, kam gar langsam heran und fragte mit leiser hastiger Stimme: „Was, gehen willst, Michel? Wohl, wohl. Ich kauf' dir eine lange Schnur, die ziehst hinter dir her, daß du zurückfindest."

„Sie ist nicht nötig," antwortete der Sohn, „ich gehe bloß der Sonne nach. Gehe ich gegen Untergang, so werde ich eines Tages vom Aufgange her kommen. Und wir alle drei. Wie könnte ich euch allein lassen, ihr alten Vater und Mutter, wenn ich nicht wüßte, daß wir kommen. Ich weiß es ganz gewiß."

„Warum weißt du das gewiß?"

„Weil es nicht anders sein kann. Sie leben, ich finde sie, ich bringe sie heim. Ob die Brüder allein, ob mit Weib und Kind, das kann ich nicht bürgen."

„Ich denke auch, sie haben sich in ein Nest vergarnt," sagte der Alte.

„Dann ist es aber sumpflaken schlecht, daß sie unser vergessen!" schrie die Mutter. Der Zorn gegen die Verlorenen that ihr fast wohl, nachdem sie in Wehmut sich oft schier aufgelöst hatte. Der Zorn stärkte sie. — Wenn es Weiber sind, die den Franz und den Hansjörg bethört haben, dann —. Eine schwiegermütterliche Glut kam auf die Wangen und in die alten Augen der Meisterin.

„Wenn sie Kinder haben, alsdann glaube ich's, daß sie der Alten nicht mehr gedenken," sagte der Vater, scheinbar ganz ruhig mit der Hand in den Hobelspänen herumtastend, als ob er was suchte. „Es ist von Gotteswegen einmal so eingerichtet. Von den Eltern lösen sie sich los, mit den Kindern wachsen sie zusammen. Erst wenn die Kinder sich einst von ihnen wenden, dann sehen sie, wie weh — wie weh das Loslösen thut . . . ."

„Ich bringe sie heim," sagte der Michel.

In wenigen Tagen war er reisefertig. Eine luftige blaue Jacke, einen mit Wachsleinwand überzogenen Steifhut, auf dem Rücken das Felleisen, von der Mutter aufs

allersorgfältigste gepackt. Mein Gott, wenn nur alles hineinginge, was er zu Hause zurücklassen muß und in der Fremde doch brauchen wird. Mein Gott, wenn sie, die Mutter, nur nicht alt und gichtisch wäre, sie ginge mit ihm. Und wenn er sie zurückjagt, so gewandet sie sich in einen Handwerksburschen und geht auf der Straße immer von weitem hinter ihm her und läßt ihn nicht aus den Augen. — So war ihr kindisches Denken, und dann hat sie sich vorgenommen, stark zu sein, um sein Herz zu schonen. Ist er doch selber noch ein ganzes Kind, das jetzt in die Fremde geht, die seine Brüder verschlungen hat. Und sie ist stark. Fast im zankenden Tone ruft sie ihm die letzten Worte nach: „Daß du mir brav bleibst, Bub! Und aufs Gewand gieb acht, kostet zwölf und einen halben Thaler, wie du's jetzt am Leib hast. Vergiß aufs Beten nicht, wenn du aufstehst und eh du einschläfst! Und verlier' mir kein Sacktuch, du hast ihrer sechs mit!"

Das waren die letzten Worte an der Hausthüre, durch die ihr liebstes Kind hinausgegangen .... Ihr liebstes? Eines war ja doch wie das andere und alle drei sich auch äußerlich sehr ähnlich.

Der Vater begleitete ihn noch durch den Baumgarten. „Michel," sagte er und führte ihn seitab zu einem Strauche. „Komm her, das ist ein Hagedorn, gelt? — Bleib nur ein wenig stehen. — An dem Tag, wie ich deine Mutter genommen hab', ist's mir eingefallen: Da, just auf dem Platz pflanzest einen Lindenbaum, daß die heilige Familie einmal im Schatten sitzen kann. Wohl, Bäume sind genug gewachsen im Garten, wie du siehst, aber hier, wo ich das Lindenstämmchen gesetzt, ist nichts als ein Hagenstrauch geworden. Wie Gott will, er hat schöne, schlanke Stäbe

gehabt. Als der Franz fortgegangen, hab' ich einen Hagenstab geschnitten, vom Gedorn freigemacht, und ihm in die Hand gegeben. Der Hansjörg, nachher, der hat auch so einen mitbekommen und du, mein letzter, du sollst den letzten haben, der noch hier steht." Damit schnitt er den Stab mit scharfem Krummesser ab, schleifte das Gedorn und maß an dem Leibe des Burschen, wie hoch er ihn brauche. „Er ist stark, kannst dich schon auf ihn verlassen. Aber nicht allemal, manchmal ist eine geschickte Hand besser, als ein starker Stock. Und wenn er dir zu sonst gar nichts nütze sollt sein, so denk, er ist von deinem Vater. Da hast ihn. Na, ist schon gut."

Ein sehr kurzer, flüchtiger Händedruck — und der alte Mann stand allein beim Hagedornstrauch, der noch verkrümmtes Gezweige hatte, aber keinen geraden Stab mehr. Auf den Baumwipfeln sangen die Vögel, draußen auf den weiten Feldern lag der helle Sonnenschein, und dort schlängelte sich die weiße Straße. Und auf der Straße bewegte sich ein dunkles Pünktlein langsam dahin.

Der Tischlermeister ging zurück in das Haus, sein Weib saß am Spinnrade, er setzte sich nicht weit davon auf einen Holzblock. So saßen sie am Nachmittag, so saßen sie am Abend, als es dämmerte. Und auf dem Tische stand noch die Pfanne, aus welcher der Bub seine Wanderjause gegessen hatte.

Die Gegenden, durch welche den jungen Wandersmann der Weg führte, waren voller Lieblichkeit. Allerorts grünten Wiesen und Felder, und die Obstbäume fächelten manchen duftenden Blütenschnee auf sein Gewand. Aber der Michel nahm sich vor, nicht auf die Bäume zu schauen und nicht andere Herrlichkeit zu bestaunen, umso fleißiger

aber den Menschen, denen er begegnete, ins Gesicht zu gucken und sie offen oder heimlich auszuforschen nach den Brüdern.

Als er in der Sonnenhitze etwa drei Stunden gewandert war, fühlte er seine Beine, und er stützte sich leichtlich an den Hagenstab. In einem Birkengehölze begegnete ihm ein stattlicher Mann, der ein rotes Gesicht hatte und auf einem Rappen ritt. Dieser schien indes nicht sehr hoffärtig zu sein. Der Brüder einer war es nicht, der da hoch zu Rosse saß, er hatte aber eine freundliche Ansprache.

„Jüngling Gottes," sagte der Rittersmann, „willst du ein schönes Reitpferd haben? Ein Reitpferd, das verkürzt den Weg und verlängert das Leben. Höre, ich schenke dir den Rappen, du wirst erkenntlich sein und mir deinen Geldbeutel schenken, den dir gewißlich die Frau Mutter in das Wams gebunden hat.

Der Michel antwortete: „Edler Herr, du warst gestern ein Dieb und willst heute ein Räuber werden."

„Du bist ein Flegel," lachte der Rittersmann, „gestohlen habe ich das Pferd nicht, aber verkaufen will ich's, weil meine Tochter heiratet, und ich ihr das Hochzeitsmahl schaffen will. Du kannst mir das Geld ja borgen, wenn du es nicht schenken willst, und ich borge dir das Pferd."

„Was kostet ein Hochzeitsmahl?" fragte der Michel.

„Dem Bräutigam die Freiheit, dem Vater vierzig Thaler."

Fünfzig Thaler hatte der Tischler im Beutel, also kaufte er das Pferd und setzte sich in den Sattel.

„Abwerfen wird es dich nicht," sagte der rote Mann, „denn es ist sehr zahm."

Ein wahres Wort. Der Rappe war so zahm, daß er sich nach etlichen Minuten mit dem jungen Reiter ganz eigenmächtig auf der Straße niederlegte. Als der Michel das Tier einige Zeit hatte rasten lassen, hub er an, ihm gute Worte zu geben, es solle doch wieder aufstehen und weitertraben, sie hätten noch einen weiten Weg bis in die Herbergsstadt. Der Rappe war taub. Dann begann der Bursche mit dem Stab vor den Augen des Pferdes drohend herumzufuchteln, es that nichts, der Rappe war blind. Nun wurde der Michel zornig und hieb auf die Weichen ein, auch das war umsonst, der Rappe war gefühllos. Endlich faßte ihn der Bursche bei den Ohren, um den Kopf aufzurichten, dieser sank wieder sachte hin. Der Rappe war tot.

Der Michel ließ ihn liegen, wie er lag und wanderte seines Weges wie zuvor.

Abends in der Herberge angekommen, besah er sich die fremden Gestalten und fragte jeden, woher und wohin? Ein hinkender Faun antwortete: „Von einem Loch ins andere.“ Ein schwermütiger Greis begann den Spruch: „Ich komm' und weiß nicht woher, ich geh' und weiß nicht wohin —“

„Mich wundert's, daß ich ein Esel bin,“ setzte der Krumme rasch dazu.

Von den Brüdern, das merkte der Michel bald, war hier noch nichts zu erfahren.

An einem der nächsten Tage war er im Gebirge. Als er über eine hohe Brücke ging, sah er unten im Schuttgraben einen Mann liegen und schlafen. Drin in den Bergschluchten war ein Gewitter niedergegangen, und als die Nebel auseinanderflogen, sah man von den Felshängen

die Gießbäche zu Thale stürzen. Der Michel kletterte eilends in den Graben hinab, um den Mann zu wecken, bevor das Wasser herangefahren kam. Der sorglose Schläfer, es konnte ja ein Bruder sein. Er rüttelte ihn auf. Es war ein triefäugiger, kupfernasiger, unsauberer Bengel. Mit plumper Hand, deren Rücken voller Haare war und deren Fingernägel an Kehrichtschaufeln erinnerten, mit solcher Hand faßte er den Michel an und begehrte rülpsend auf: „Was willst von mir? Warum lassest du mich nicht schlafen?"

„Weil du ersaufen könntest."

„Ersaufen! Was geht's dich an! Ersaufen ist der schönste Tod."

„Das Wasser kommt!"

„Das Wasser!" Mit einem Schreckruf sprang der Mann aus dem Graben. „Das Wasser!" Er schüttelte sich wie im Fieber. „Das Wasser geht gegen meine Natur. Aber du lügst ja, der Graben ist staubtrocken."

Kaum er das sagte, schossen die Fluten schon heran.

„Siehst du, jetzt wärest du schon tot!" lachte der Michel.

„Jetzt wär' es überstanden!" brummte jener. „Du bist schuld, daß ich noch ein höllisches Kopfweh hab', ein abscheuliches Kopfweh! Was geht's dich an, wenn ich mich totschlafen will, du Unglücksmensch! Wart', ich helf' dir!" Er wollte ihn ins Wasser werfen, der Bursche rang mit ihm nach Leibeskräften, schließlich stolperte der Betrunkene über den Stab, fiel auf den Sand und blieb liegen.

Der Michel ging weiter. Als er wieder eine Weile gewandert war, kam er zu einem Rudel von jungen Leuten, die sich an die Straßenlehne hinangeflüchtet hatten und

dem Nahenden von dorther zuriefen: „Schlag' sie tot, du hast einen Stecken, schlag' sie tot!"

Nun sah er es, im Straßenstaub schlängelte sich eine Natter. Ihr stahlgrauer Leib rieselte sachte dahin, ihren dreieckigen Kopf hob sie ein wenig in die Höhe, als ob sie den Weg suchen, oder einer Gefahr ausweichen wollte.

„So schlag' das Ungeheuer doch entzwei!" riefen die von der Lehne herab und zogen ihre Beine an sich. „Oder bist du feig? Fürchtest du dich vor der Schlange?"

Er hob schon seinen Stab, da merkte er, wie das Tier angstvoll und planlos dahinglitt. „Ach nein," sagte er und ließ den Stab sinken, „dem mag ich nichts zuleide thun. Aber heimhelfen will ich dir, du arme Kreatur, auf dem Weg ist es zu gefährlich für dich." Er hob die Natter mit dem Stab an der Mitte empor, so daß sie an beiden Seiten niederschlängelte, und schnellte sie vorsichtig ins Heidekraut hinaus.

Die jungen Leute sprangen nun wieder auf die Straße und ein Mädchen rief dem Michel zu: „Wart' nur, weil du sie nicht totgeschlagen hast! Sie wachst sich aus zu einem großen Drachen und wird dich fressen! Ja, lache nur, sie hat den Tischlergesellen auch gefressen."

„Welchen Tischlergesellen?" fragte der Michel hastig zurück.

„Weil sie eine verzauberte Prinzessin ist, die alle Männer frißt, bis sie einer erlöst."

„Ah so, ein Märchen weißt du. Aber sage mir, warum ist die Prinzessin denn verzaubert?"

„Weil sie alle Junggesellen verführt hat, so daß für andere Mädeln keiner mehr übrig geblieben ist. Deswegen hat sie die Zauberin zu einem Drachen gemacht. Und

wenn einmal einer iſt, ein Junggeſell', der noch kein Mädchen angeſchaut hat, der kann die Prinzeſſin erlöſen und ihr Gemahl werden im guldenen Königsſchloß Biſt du ſo einer?"

Mit ihren ſchwarzen Glühaugen ſchaute ſie ihn an. Er ſchaute ſie nicht an, ging ſeines Weges.

Mehrmals hatte der Michel ſchon nach Hauſe geſchrieben, ſie ſollten nur wohlgemut ſein, es ginge ihm wie dem Herrgott in Frankreich. Das war gut geſagt, denn es weiß eigentlich niemand, wie es dem Herrgott in Frankreich geht. Iſt zwar, ſoviel man hört, ein geſegnetes Land, dieſes Frankreich, doch wenn der liebe Jeſus etwa als Tiſchlergeſelle reiſt, dann kann es wohl ſein, daß ſie nicht zu jedem Hauſe herausrufen, ob er müde oder hungerig ſei. Die zehn Thaler, die ihm der ſchöne Rappen übrig gelaſſen, hatte er allmählich verzettelt an Bettelleute, an Kinder. Um den letzten hatte er einen Star gekauft mitſamt dem Bauer. Der Vogel hatte in der dunklen Kammer eines alten Schuſters ſo erbärmlich gekreiſcht nach Luft und Sonnenſchein, daß der Burſch ſich dachte: Halt, Kind Gottes, auf dem Buckel eines Handwerksburſchen haſt du Luft und Sonnenſchein genug! und den Vogel erſtand. Auf dem Felleiſen hatte er den ſtattlichen Bauer mit den grünangeſtrichenen Sproſſeln feſtgeſchnallt, und ſo pfiffen ſie ſelbander des Weges, der Burſch vorn, der Vogel hinten.

Eines Tages ſaß der Michel am Eingange eines Dorfes unter der Wildkaſtanie und pfiff nicht. Dem Vogel hatte er vom nächſten Brunnen im Thontröglein Waſſer gebracht, er ſelbſt hatte auch getrunken. So ſaß er da, ſtützte ſein Haupt auf die Hand und dachte:

O weite Welt, o lange Straßen! Wo werden meine Brüder sein?

Stand auf einmal ein kleines Knäblein vor ihm, legte das Händchen auf sein Knie und schaute ihn treuherzig an.

„O Bübel!“ sagte der Michel zu ihm, „ich hab halt' nichts mehr für dich.“

Der Knabe lief in ein nahes Haus und rief: „Vater, der Hansjörg ist draußen und hat einen Vogel!“

Schaute ein großer schwarzbärtiger Mann mit blauer Brustschürze und aufgestreiften Hemdärmeln zur Thüre heraus und rief: „Was ist's denn mit dir? Willst du nicht wieder in Arbeit einstehen bei mir?“

Das war ein Tischlermeister. Erst die Meisterin, als sie ihn sah, flüsterte kleinlaut: „Das ist ja nicht der Hansjörg!“ Aber sie setzte ihm zu Essen und zu Trinken vor, aus Freude darüber, daß er dem Hansjörg ähnlich sah.

„Es jährt sich bald,“ sagte hierauf der Tischlermeister, „da ist ein Gesell bei mir in Arbeit gestanden, Namens Hansjörg. Ein braver Mensch, aber wieder davongegangen. Der hat einen Bruder gesucht. Bist du's vielleicht?“

Der Michel war ein wenig still, denn er hielt im Herzen ein Dankgebet, dann fragte er: „Welchen Weg ist der Hansjörg gegangen?“

„Da hinaus,“ antwortete der Meister und deutete mit beiden Armen gegen Sonnenuntergang.

„Wie lange ist er schon fort?“

„O Tschapperl! Einholen wirst ihn nimmer! Alte, wie lange ist der Hansjörg schon weg?“

„Nächst Maria Heimsuchung wird's ein Jahr,“ beschied das Weib.

„Dann wird er schon hübsch um die Ecke sein," meinte der Mann.

Der Michel wollte alles genau wissen, wie lange der Hansjörg in dieser Werkstatt gewesen, was er gemacht, gesagt und erzählt, und dann that er dar, wie er selbst auf dem Wege sei, seine zwei verschollenen Brüder zu suchen und daß er nimmer zurückkehren werde in seine Heimat ohne die Brüder.

„Deswegen hast du den Vogel bei dir," neckte der Meister, „der soll sie wohl locken!"

„Ich habe den Vogel bei mir, damit er in Luft und Sonnenschein ist."

„Narr, dann laß ihn doch aus!" rief das Weib.

„Ich habe es schon gethan," berichtete der Bursch, „aber er ist mir allemal wieder zugeflogen, da habe ich mir gedacht, wenn er schon bei mir daheim sein will, ist auch recht, so hab' ich einen guten Kameraden. Hört ihr, wie er mir Mut zuspricht: Du findest sie! Du findest sie! Du findest sie! — Hört ihr's?"

Sie hörten zwar des Vogels fröhlich Zwitschern, aber davon verstanden haben sie wenig.

Am nächsten Morgen schrieb der Michel nach Heimstätten: „Ich bin auf der Spur. Seid getrost und bereitet ein gutes Essen für drei frische Buben." Dann dankte er höflich für die Gastfreundschaft und machte sich auf die Reise. Das Knäblein schaute ihm nach. Der Bauer war offen, der Vogel flog lustig über dem Haupte des Wanderers hin und her und zwitscherte: „Du findest sie! Du findest sie!"

Als der Tischlerbursche so der Wochen sechs gewandert war, kam er auf eine Heide. Es war eine steinige Hoch-

ebene mit Moos und Erikenkraut, und weil die Heide unabsehbar hinging nach allen Seiten, bis dort, wo der Himmel niedersank zu allen Seiten, so sah sie aus wie das Meer, das mit seinen Wellen und weißen Gischten versteinert da liegt. Auf diesem Meere wanderte der Michel unverdrossen dahin. Heidel- und Erdbeeren waren sein Mahl, Steinhänge sein Schlafgemach. Und wenn er in solcher Ödnis traurig werden wollte, so flog ihm der Vogel auf die Achsel und sang ihm Mut und Hoffnung zu. Also faßte er wieder fest seinen Wanderstab. Diesen betrachtete er eines Tages und verwunderte sich. Die Dornen, die sein Vater weggeschnitten hatte am Hagenstabe, sie wuchsen wieder hervor, sie bekamen scharfe Spitzlein, die ihm in die Hand stachen, daß ein heller Blutstropfen herausdrang. — Was hat das zu bedeuten? — Der Vogel war schweigsam geworden und hockte unbeweglich im Bauer über dem Felleisen und was er wispelte, das verstand der Michel nur halb.

Der Himmel, der über dieser großen Heide lag, war so klar, daß man Sterne sehen konnte mitten am Tag. Und die Sonne war nicht mehr das lodernde Gestirn, sie war eine milde Lichtscheibe, in die der Michel hineinschauen konnte. Eine sanfte Dämmerung lag auf der Heide und fern im Sehkreise, dem er unausgesetzt zuwanderte, standen dunkle Zacklein in den Himmel hinein, als wären es Tannenwipfel oder die Kanten großer Steine. Unser Wanderer konnte sich nicht mehr Rechenschaft geben, in welchem Lande er sich befinde. Nach seiner Meinung müßte er längst schon am Strande des Meeres stehen. — Eines Abends ragte vor ihm ein gewaltiger Steinwürfel auf. Es war aber ein Haus mit schmalen hohen Fenstern

und einem ſteinernen Dache, auf dem das Moos wuchs. An der engen Thür ſtand ein kleiner alter Mann mit großem Glatzkopf und einem grauen Barte, der vom Kinn wie ein dünnes Band herabhing faſt bis zum Wanſte. Der Alte winkte mit dem Finger und zwinkerte mit den winzigen Äuglein dem Burſchen zu, der möge doch an dieſem gaſtlichen Hauſe nicht vorübergehen, ſondern die nahende Nacht darin zubringen. Der Michel trat ein, und es war eine Wirtsſtube, wie ſie auf den Dörfern ſind, wenn auch dunkler, weil draußen die Dämmerung lag. Der Wirt brachte ihm ein Glas Wein und bald darauf ein bräunlich gebratenes Huhn. Der Michel erinnerte, daß er nichts beſtellt habe und nichts wünſche, als etwa eine Schale Milch, wenn ſolche zu haben wäre.

„Feiner junger Mann," ſagte der Wirt mit einer völligen Knabenſtimme, „zu uns auf die Heide kommen ſo ſelten Gäſte, daß man ſie ehren muß, wenn ſie kommen. Du biſt hier nicht ein Gaſt, du biſt unſer Gaſt. Alſo iß und trink, was gut iſt. Ei guck, was du für einen ſchönen Vogel bei dir haſt!"

„Erlaubt Ihr's, ſo will ich ihn mit Broſamen füttern. Er hat ſich wohl ſchon lange nicht mehr ſattgegeſſen."

„Wo wachſen denn," ſo fragte nun der Wirt und nahm den Hagenſtock in die Hand, „wo wachſen denn ſolche Stöcke? der Tauſend, das ſticht!"

„Stechen thut er freilich, weil er Dornen hat," antwortete der Burſche, „aber er iſt gut zu brauchen beim Wandern."

„Wohin geht die Reiſe?"

Da antwortete der Michel nicht, weil er nicht antworten konnte. Er war gegangen und gegangen und

immer so fortgegangen der Sonne nach, und es war manchmal, als wisse er nicht mehr genau, zu welchem Zwecke und Ziele. Nun kam ein zweites Wesen in die Stube und zündete eine Ampel an. Da erschrak der Bursche fast. Vor dem rötlichen Licht und ganz nahe an ihm stand eine junge Maid. Sie hatte ein gar feines Angesicht, aber sie war schweigsam und schaute mit sanften vorwurfsvollen Augen den Burschen an, schier, als wollte sie sagen: Warum thust du nur so fremd bei uns? — „Das ist unser Töchterlein!" so stellte sie der Wirt vor, „sie ist sehr krank, sie ist immer traurig, und wir wissen nicht, warum. Kannst du sie trösten, so thue es. Weißt schon du nichts zu erzählen, so pfeift vielleicht der Vogel ein Lied, das ihr gefällt."

Als ob das Mädchen durch solche Worte verletzt wäre, so wendete es sich ab und ging hinaus. Das Licht in der Ampel flackerte heftig hin und her und es ging doch kein Luftzug. Bald packte der Michel seine Sachen zusammen und wollte schlafen gehen.

Der Alte nahm ein Talglicht und führte ihn eine breite Steintreppe hinan und in Bogengängen entlang, bis zu einer ersten und dann zu einer zweiten Thür und durch diese hinein in einen Saal, dessen Fußboden wie aus Sammt so weich war, und in welchem es von Rosen duftete. Der Wirt zündete einen silbernen Armleuchter an, schlug die Vorhänge eines Himmelbettes auseinander, wünschte einen süßen Schlaf, zwinkerte mit den Äuglein und ging davon. Der Michel ging ihm auf dem Fuße nach und schloß hinter ihm die Thür ab. Dann betrachtete er die Gegenstände des Saales. An der Wand hingen Bilder in Goldrahmen, aber als er näher hinblickte, waren

die Felder schwarz und ohne Inhalt. Nun trat er an einen großen Wandspiegel, um zu sehen, wie mitten in der Herrlichkeit so ein Tischlergeselle dastehen möchte. Er zuckte erschrocken zusammen und wendete sich mit Hast um aber hinter ihm war nichts als der große Raum mit dem Himmelbett. Und er hatte doch so deutlich aus dem Spiegel seine zwei Brüder schauen sehen. Nun er wieder hineinblickte, war der gewöhnliche Michel drin und nichts weiter.

Es war ihm schwül. Er ging ans schmale, hohe Fenster, öffnete es und schaute hinaus in die Nacht. Da war's wundersam still. Kein Stern und kein Wasserglitzern und kein leuchtendes Käferchen. Nur in weiter, weiter Ferne der Nacht blinkte ein winziges Lichtlein. Er trat zurück in den Saal und schritt darin auf und ab. Keine Müdigkeit war in ihm, aller Schlaf aus seinem Haupte gewichen. Den Vogelbauer hatte er nahe dem Bette auf ein Tischlein gestellt, das Tier saß mit gesträubtem Gefieder auf seinem Sprossel, blickte angstvoll auf den Michel und dieser wußte sich's nicht zu deuten. An der Wand stand ein schwarzer Kasten, er öffnete ihn, um sein Gewand und das Felleisen hineinzuthun und hielt gerade den Hagenstab in der Hand, um ihn im Kasten zu bergen. Aber aus dem Kasten drang ein rosiges Dämmerlicht hervor und er sah in ein zweites Zimmer. Da drinnen war, von einer Ampel beleuchtet, ein Wasserbecken aus weißem Marmelstein, und am Rande desselben saß die junge, schöne Maid, des Wirtes Töchterlein. Ein leichtes, weißes Hauskleid überspannte den runden Busen, und das schwarze Haar wallte weich und feucht über die nackten Schultern nieder. Sie war damit beschäftigt, aus dem Wasser

Goldfischlein hervorzufangen, ihnen mit einem glänzenden Messerlein den Kopf abzuschneiden und sie dann in einen Korb zu werfen. Dabei sang sie leise und gleichmütig ein süßes Lied.

Ein Weilchen hatte der Bursche auf diese Erscheinung hingeschaut, sie mochte ihn nicht bemerken, so wollte er die Thür wieder leise schließen. Da hob sie das Haupt und schaute auf ihn her.

Nun sagte der Michel zum Mädchen: „Warum tötest du die schönen Fischlein?"

„Weil ich sie dir braten werde," war ihre ruhige Antwort.

„Ich esse keine Goldfische," sagte der Bursch'.

„Du issest sie sehr gern," entgegnete sie, „und darum habe ich sie für dich gehegt, bis du kommen und sie mit mir verzehren würdest."

„Hast du denn gewußt, daß ich komme?"

„Wie soll ich das nicht gewußt haben, da du es ja selber gesagt, als du fortgegangen warst. Komm doch und hilf mir die Fische ausweiden!" Indem sie so sprach, fing sie mit drei Fingern Fischlein um Fischlein heraus und schnitt mit großer Gleichgiltigkeit Kopf um Kopf ab.

„Thun sie dir nicht leid?" fragte der Bursche.

Sie schaute ihn groß an, als wäre die Frage ganz und gar unverständlich. Ihm kam es einen Augenblick vor, als ob — während die goldroten Körperlein tot im Korbe lagen — die abgeschnittenen Köpfe auf dem Boden umherhüpften. Es waren aber kleine Fröschlein, die er früher nicht gesehen. Der Michel hatte, um die merkwürdigen Dinge näher zu beschauen, ein paar Schritte nach vorwärts gemacht, da ging hinter ihm sachte die

Thür zu. Er wollte sie sofort öffnen und zurückweichen, aber die Thür war ins Schloß gefallen und ging nicht mehr auf. Dem Burschen schoß alles Blut zu Kopf, sosehr erschrak er, die Maid aber lachte hell auf. Er suchte einen anderen Ausgang und fand ihn nicht; er bat sie, ihn hinauszulassen, da kam sie heran, schmiegte sich an ihn und lispelte: „Willst du mir denn ganz untreu sein?"

„So thue die gemordeten Wesen weg, ich mag derlei nicht sehen!"

„Welche gemordeten Wesen?"

Er sah ja nichts. Im Korbe waren gelbe Äpfel und Birnen, auf dem Boden lagen Rosenblätter umher, vom lauen Winde, der durchs offene Fenster strich, manchmal leise bewegt. Das Becken war voll gefüllt mit klarem Wasser, in welchem Rosen schwammen. Der Bursch' eilte ans Fenster, als wollte er hinausspringen, aber im Dunkeln konnte er nicht sehen, wie tief der Abgrund war. In der Ferne erblickte er auch von diesem Fenster aus wieder das winzige Lichtlein.

„Was ist das für ein Licht weit draußen auf der Heide?" fragte er, um seine Beklommenheit zu verschleiern.

Sie schlich an ihn heran, legte ihm zart die Hand auf den Arm und strich hinab bis zu der Faust, in der er noch immer den Stab hielt.

„Wie?" fragte sie, „hast du denn wieder einen solchen Stab? Den mußt du mir auch geben."

„Nie! Nie!" stieß der Michel erregt hervor.

„Warum willst du mir diesen nicht geben, da du mir doch die anderen zwei schon gegeben hast."

„Ich habe dir nie einen Stab gegeben."

„Da hast mir einen Stab gegeben vor Zeiten, als

du das erste Mal kamest und du hast mir einen solchen Stab gegeben, als du mich das zweite Mal besuchtest. Ich bitte dich, gieb mir auch diesen schönen Stab!"

Das Auge des Burschen war aber gleichsam an das Licht gebannt, das aus unmeßbarer Ferne durch die Nacht hereinglühte. Ohne der Worte des Mädchens zu achten, rief er laut aus: „Was ist das für ein Licht?"

Hierauf antwortete sie: „Du fragst immer, was das für ein Licht sei und solltest es lange schon wissen. Wohl vor Zeiten habe ich dir gesagt, daß es das Licht im toten Walde ist."

„Im toten Walde? Wie kann ein Wald tot sein? Der Wald ist immer lebendig."

„Jener ist tot."

„So sage mir, wie das ist?" bat er.

„Das kann niemand sagen, weil keiner zurückkehrt, der dorthin geht. Du findest ihn ja auch nicht, denn du bist zweimal hingegangen und zurückgekommen und fragest nun mich, was es für ein Wald ist. Den Stab gieb mir, nur anfühlen laß mich diesen Stab."

„Hüte dich, er hat Dornen!" warnte der Bursch.

„Alle meine Blutstropfen will ich vergießen, nur den Stab gieb mir!"

Fast begann sie mit ihm zu ringen, er ließ ihn nicht los, er schwang ihn hoch über sich. „Dummes Mädel!" rief er endlich aus, „was willst du denn mit diesem einfältigen Hagendornstock, an dem ist doch gar nichts. Man braucht ihn zum Wandern, weiter ist er nichts wert."

Mit weichen Armen umschlang sie seinen Nacken: „Du lieber Knab'! Gieb mir den Stab. Verlange was du willst, mein Lockenhaar, meinen Augapfel, sauge mir

an den Lippen alles Blut aus den Adern, bis ich weiß und ohnmächtig wie eine gebrochene Rose bin, nur den Stab gieb mir!" Ihr heißer Atem strich an seiner Wange, und indem sie mit einer Hand sein Haupt an ihr Gesicht niederzubeugen suchte, tastete sie mit der anderen nach dem Stabe. Da schleuderte er sie zornig von sich und sprang hinaus zum Fenster . . . .

Ohne Felleisen, ohne Hut und ohne Vogel, nur den Stab in der Hand, so fand er sich in der kühlen, freien Nacht. Und so zog er weiter. Er wanderte dem Lichtlein entgegen, das aus weiter Ferne immer noch herleuchtete. Es brannte ganz gleichmäßig fort und flackerte nicht, es war rötlich wie ein Tropfen Blut. — Im toten Walde! Wer dort hingeht, der kommt nicht mehr zurück. — Zurück zu diesem unheimlichen Hause gewiß nicht, dachte sich der Michel, aber ich weiß nun, es ist der Weg meiner Brüder.

Das Gestein der Heide wurde blasser, es hellte sich wie Mondlicht. Der Bursch' sah vor sich nieder in ein dunkelblauendes Thal: vor ihm lag unendlicher Wald. Und als er im Dämmerschein frisch seinen Hagenstab aussetzte, da sah er, wie dieser Stab neben seinen Dornen grüne Blättchen und zarte Knospen getrieben hatte und daß diese Knospen sachte auseinanderblühten zu roten Röselein. Und hoch in den Lüften zwitscherte es plötzlich: „Du findest sie! Du findest sie!"

Sein Vöglein war wieder da. Das konnte wohl nicht sagen, wie es dem Heidehause entkommen war, mit einem hellen Geschmetter setzte es sich auf die Achsel des Burschen. Aber nicht lange war das Vöglein lustig.

Der junge Wanderer stieg zwischen Steinklötzen und

dorrendem Gestrüppe wieder gegen den dämmernden Wald. Manchmal trat er auf ein braunes Schlänglein, es bäumte sich auf und pfiff. Weiter hin trat er auf Nattern, die unter sprödem, strohtrockenem Unkraute waren, aber sie bäumten sich nicht auf, sie lagen da, starr wie geschlungene Wurzeln. Von riesigen Tannen hingen graue Moosbärte nieder, aber kein Lüftchen spielte an ihnen und kein Zweiglein bewegte sich, und immer finsterer wurde es zwischen dem fahlen Gestämme. Dem Burschen graute, und in Sehnsucht nach einem lebenden Wesen blickte er nach seinem Vöglein aus. Das war nicht mehr da. In der unendlichen Stille auf schwarzem, kahlem Boden weiterwandernd, suchte er nach Waldfrüchten, denn es hungerte ihn. An einem Hange sah er Himbeeren und in der Schlucht ein Wasser. Aber an den Himbeeren hätte er sich fast die Zähne ausgebissen, denn sie waren hart wie Stein und das Laub war spröd wie Glas, und das Wasser war ein toter Krystall. Der Michel schaute auf gegen Himmel, aber die Bäume hatten ihn ganz eingewölbt mit ihren finsteren Kronen und nun sah er, daß die Stämme nicht aus Holz waren, sondern aus Stein, wie Pfeiler in einer Gruft. Nun dachte er an Vater und Mutter und an seine ferne, ferne Heimat, aber der Stab in seiner Hand, er blühte, und die roten Röselein daran waren fast das einzige Licht in diesem Walde. Auch fiel es ihm jetzt ein, ob er der schönen Maid im Heidehause nicht hätte folgen sollen, aber er sagte sich trotzig: Nein. Und wenn ich jetzt noch einmal in ihrem Gemache sollt' sein und sie wollt' mir den Stab abschmeicheln, so würde ich wieder zum Fenster hinausspringen und wieder dem Lichte im toten Walde zuwandern. Denn was dieses Licht bedeutet, das will ich wissen. —

Und so schritt er, wie es eben gehen wollte, getrost weiter.

Allmählich hub es an zwischen den Stämmen rötlich zu scheinen, als ob ein großer Feuerbrand in der Nähe wäre. Aber es blieb alles starr und still. Der Wanderer kam hinaus auf ein weites Feld, das ringsum von wuchtigen Bäumen bestanden war. Auf dem höchsten, weit über alle anderen emporragenden Wipfel loderte eine Riesenflamme auf. Sie prasselte und flackerte nicht, wie versteinert war diese Flamme, und doch übergoß sie das Feld mit blutigem Licht und glühte wie ein roter Stern über den Wald hinaus in die weite Welt. Auf dem Felde ragten Steinsäulen und Blöcke in wunderlichen Gestalten. Auf einem dieser Blöcke saß ein altes Weib in krötenfärbigem Gewande. Zwischen den wie zwei stumpfe Hörner hervorstehenden Knien hatte sie einen Rocken mit grauen Spinnenweben, aus welchen sie mit langen, hageren Fingern Fäden hervorspann. Sie schien eben aus einem Schlummer erwacht zu sein und als sie den Burschen sah, reckte sie den langen Hals nach ihm, krabbelte dann vom Stein herab, torkelte dem Michel zu und die Hände aneinanderreibend, daß es krachte, wimmerte sie: „Husch kalt! husch kalt! Schöner Jüngling, laß' mich an dir wärmen! Husch kalt! Husch kalt!"

Der Bursche wendete sich mit Abscheu von dem häßlichen alten Weibe, dieses aber tastete, den Rockenstab als Stütze gebrauchend, gegen ihn heran, warf das Spinnengewebe wie ein Netz nach ihm aus und keifte: „O du unritterlicher Mann! So laß mich wenigstens deinen Stab anfühlen, der ist gewiß warm von deiner Hand!"

Jetzt will auch die meinen Stab, dachte der Michel,

gut, sie soll ihn haben! — und versetzte ihr mit demselben einen kräftigen Hieb auf den Rücken. — Wo war das alte Weib? Es war plötzlich verschwunden, und wo sie gestanden, da ragte eine Steinsäule auf . . . .

Er ging nachdenklich weiter. — Wie nur diese Menge Steinbilder hier sein können? dachte er, manches hat fast die Gestalt wie ein Mensch, sowie dieses . . . . Und er berührte die Säule mit seinem Stab.

„Wie? Was ist das?"

Aus dem Stein war ein lebendiger Mensch geworden, und dieser stand auch noch ein Weilchen bewegungslos, dann fiel er dem Burschen um den Hals und rief mit heller Stimme: „Gottes Dank, mein Bruder, du hast mich erlöst!"

Der Hansjörg! Er war's, er war es wirklich!

Das Wunderbarste an dieser Sache aber war, daß der Michel sich gar nicht besonders verwunderte. Er hatte den Bruder gefunden, nun ja, er war ja doch ausgegangen, um ihn zu suchen.

„Bist du der Hansjörg," sagte er, „so wird das der Franz sein." Und er berührte mit dem Hagenstab eine andere Steinfigur. — Wieder ein lebendiger Mensch stand da, aber nicht der Bruder Franz. Ein fremder, vornehmer Rittersmann mit Sporn und Schwert. Auch er umarmte den Erlöser. Dieser ging weiter und weiter und berührte alle Steine. Aus dem einen ging ein junger Musikant hervor mit Pfeifen und Guitarre, aus dem anderen ein Jägersmann mit goldenem Horn, aus dem dritten, einem großen zackigen Blocke, kam Roß und Reiter gesprungen, aus dem vierten torkelte ein langbärtiger Mönch mit Psalter und Rosenkranz, der baldigst im Walde verschwand.

Der Michel ging weiter und klopfte auf jeden Stein, und das Feld füllte sich mit jubelnden Männern aller Stände. Dann berührte er einen der starren Baumstämme, und in dem Augenblicke rauschte der ganze Wald lustig im Winde, und Blütenblätter und Kätzchen schneite es nieder auf das singende, musizierende, tanzende Volk.

Der Michel aber mit seinem Stabe ging weiter und weiter und ward immer trauriger.

„Wo ist der Bruder Franz?" hatte er den Hansjörg gefragt.

„Ich habe ihn nicht gefunden. Ich habe ja so gut geschlafen," antwortete dieser.

Nun gingen sie selbander durch den grünen, rauschenden Wald. Und da sie müde wurden, der Michel, weil er schon so weit gewandert, der Hansjörg, weil er das Wandern nicht gewohnt war, so setzten sie sich auf einen bemoosten Block.

„Wo wird unser Bruder sein?" seufzte der Michel auf.

„Die Welt ist weit und der Bruder ist klein," antwortete der Hansjörg

„Und wäre er wie ein Gerstenkorn so klein, ich muß ihn finden."

„Wir wollen weiter gehen."

„Laß mich noch rasten, ich bin müde."

„Hast du die Hexe gesehen?" fragte der Hansjörg den Bruder.

„Ich habe ihr ein steineres Denkmal gesetzt."

„Wieso?"

„Mit diesem Stabe," antwortete der Michel, und er klopfte, um zu zeigen, wie er's gemacht, mit seinem Hagenstab auf den Felsblock, auf dem sie saßen. Da richtete

sich dieser plötzlich auf, so daß die beiden Brüder hintorkelten und zu Boden fielen. Vor ihnen stand der Franz und half ihnen lachend auf die Beine. — Der war klüger gewesen als die anderen, hatte nicht stehend geschlafen; abseits wohl im Moose mußte ihn der Hexe Rocken-Zauberstab gefesselt haben.

Nun waren sie beisammen, die Brüder alle drei. Und als die beiden älteren dem Michel inbrünstig dankten für ihre Erlösung, blieb dieser in seiner ernsthaften Ruhe und sprach: „Unser Vater hat auch euch jedem einen Hagenstab mitgegeben. Wo habt ihr diese Stäbe?"

Die beiden wendeten sich zur Seite und verhüllten mit den Händen ihr Gesicht . . . .

Sowie die Erstandenen alle den weiten Wald verließen, um ihre Wege zu gehen, so wanderten auch die drei Brüder davon. Dem Heidehause gingen sie zu, um die dort verscherzten Stäbe wieder zu erwerben, allein das Heidehaus war nicht mehr da. Es war versunken.

Drei Jahre, drei Monate, drei Wochen und drei Tage mußten sie wandern, bis sie vor sich das kleine traute Heimstetten liegen sahen, mit dem Giebeldache des Elternhauses, aus dessen Schornstein ein zarter Rauch ihnen entgegenwinkte. Über ihren Häuptern flog ein Vöglein hin und her und setzte sich manchmal auf die Achsel des Michel. Es zwitscherte lustig und hell, aber sprach kein vernünftiges Wort mehr. Es sang, wie eben die Vögel singen.

Im Storchennefte.

Kindergeschichten für Erwachsene.

Unser zweijähriges Dirndel.

Von meinen vier Kindern ist schon manch Drolliges erzählt worden. Und dann ist noch jemand gekommen. Anfangs nannten wir diese fünfte Knospe das fünfte Rad am Wagen; jetzt ist sie jenes Rad in unserem Uhrwerke, an welchem das Gewicht hängt, welches den Zeiger auf die gute Stunde rückt und an welchem die — Unruh zuckt. Es ist das allermerkwürdigste Kind, welches je vom Himmel gestiegen, niemand hat ein solches Kind, mit einer einzigen Ausnahme — bloß jede Mutter hat eines.

Aber so merkwürdig ist gar kein Kind, daß sich die Mutter, der Vater all seine kleinen Eigenheiten merken würde, darum ist es wohlgethan, wenn man all die Großthaten des kleinen Wesens beizeiten mit der Feder anmerkt, damit man einst nach vielen Jahren beim Wiederlesen solcher Aufschreibungen jubeln oder — weinen kann.

Martha heißt sie, die Bewirtende, die uns mit Himmelsbrot speist, welches in jedem Wörtchen liegt, das aus dem Munde eines Kindes kommt.

Hinter dem Tische hat sie sich versteckt. — „Ja, wo ist es denn, mein kleines Dirnderl, wo?" — Stellt sie sich

jetzt auf die Zehen, an der Tischkante sieht man die winzigen weißen Fingerlein ihrer Händchen. Jetzt hebt sich ein flachsblondes Köpfchen empor, ein paar runde Blauäuglein — mehr nicht. Denn weiter geht's nicht mehr, so stramm sich die Zehen (ach wie klein mögen sie sein!) auch anspannen. — „Gugu!" — Aber jetzt ist sie schon wieder untergetaucht, und wer das ganze Unbandlein sehen will, der muß schon unter dem Tische durchgucken. Gott, ist das ein kleines Frauenzimmer! Ihr vergißmeinnicht-blaues Röckchen mit den weißen, aufrechten Streifen ist um die Mitte mit einer Schleife gebunden, und der untere Teil, welcher bis zu den Knien geht, sieht aus, wie der faltige Waffenrockschoß eines römischen Kriegers; aber die Ärmel bis zu den Handgelenken sind kaum spannlang. Ein paar weiße, oder auch nur bedingt weiße Strümpfchen und ein paar Schühlein, die gar nicht viel plumper sind, als die Klauen eines Rehes, vollenden nach unten hin das Menschenknöfplein. Der fast eirunde Kopf steht auf einem schlanken Hälslein. Im rosigen Gesichtl sind Augen, Nase und Mund hübsch nahe aneinandergerückt, und gar ernsthaft schaut das drein. Warum muß der Mann lachen, wenn er ein Kind anblickt, und warum schaut das Kind so ernsthaft, wenn es einem erwachsenen Menschen ins Antlitz sieht? Der erstere schaut ins Paradies zurück, das letztere auf die traurige, schuld- und leidbefurchte Erde.

Das zarte, schlanke Gestaltlein, so steht es da; was sage ich, stehen? Es läuft, es hüpft, es tanzt, es kollert, es kriecht — aber stehen? sitzen? Nein. Ich bin der Turnapparat: über meine Füße springen, auf meinem Knie reiten, an meinem Arm sich schwingen, an meinem Rücken klettern, auf meiner Achsel balancieren. „Aufheben,

Vata!" sagt sie mit ihrem hellen Stimmlein. Ich hebe sie mit beiden Händen, so hoch ich kann. „Noch höher, Vata!" Das Kind glaubt, der Vater könne alles.

Ist sie an meinem Arm und will zu Boden, so sagt sie bloß: „Eins-zei!" Das heißt, sie will zu Fuß gehen. Man hat sie nämlich anfangs bei den ersten Gehversuchen kommandiert: „Eins-zwei! Eins-zwei!" Seither glaubt sie, jedes Gehen heiße: Eins-zei! —

„Vata, bomm! Latet! Viefetäger!" Sie ist die erste, die das Schellen der Thürglocke hört, mich ruft zu kommen, weil der Briefträger erscheinen wird. Bewegungslos auf einmal ist ihr Gestaltlein, in ihrem Gesichte der Ausdruck höchster Erwartung; denn der „Viefetäger" hat eine große Tasche, und von einer Kindsmagd weiß sie, daß in dieser Tasche Raum für schlimme Kinder ist. Doch es schlichtet sich ganz freundlich. Der „Viefetäger bingt Viefe. Viefetäger bav!"

Das war früher. Heute hat sie sich das störrische „N" vollkommen unterworfen, und wenn sie willig ihre Flasche Milch getrunken hat, sich willig auf das Stühlchen gesetzt, willig ins Bett gegangen ist oder eine andere Großthat von Selbstüberwindung ausgeübt hat, welche des Lobes wert ist, sagt sie langgezogen und feierlich: „Braaav!" Solche Anerkennung spendet sie sich aber nur, wenn das Lob von anderer Seite ausbleibt. Loben wir sie, so hört sie ruhig und ernsthaft zu, dann sagt sie: „Dank sön!"

Noch einige Ausdrucksformen, die sie sich selber gebildet hat. „Vata, hin gehst?" (Wohin gehst du, Vater?) „Da drin ist?" (Was ist da drinnen?) „Toni macht?" (Was macht Toni?) Hat sie irgend etwas angestellt, so verrät sich das schon in ihrem stillen Betragen, in ihrer

ſänftiglichen Miene. Da fängt ſie ſogar an, zu ſchmeicheln: „Mutta, lieb biſt!“ — „Mutta, gut ſein!“ — „Mutta, nichts ſagen!“

In der Frühe, wenn ſie mir zu einem Guten Morgen das Händchen reicht, langt ſie zuerſt faſt allemal das linke her. Das nehme ich nicht an. Wenn der Vater Geſchichten macht, warum nicht ſie auch! Das rechte Händchen giebt ſie nicht her, das verſteckt ſie hinter dem Rücken, als hätte ſie keines.

„Martha! Du giebſt mir die rechte Hand!“

Sie blickt mich verwundert an, dann verſucht ſie es noch einmal mit der linken.

„Martha! — Du giebſt mir die rechte Hand!“

Gut, ſie giebt die rechte Hand und iſt nun ſelbſt ganz vergnügt darüber, daß der kleine Trotz überwunden iſt. Fröhlich läuft ſie davon.

„Dirndel!“ rufe ich ihr nach, „es fehlt noch etwas. Das Knixerl mußt du mir machen!“

Sie wendet ſich um und macht mit den Knien eine überaus graziöſe Verbeugung. Da iſt es auch ſchon geſchehen, daß ſie vergaß, ſich umzudrehen, ſo daß ich vom Knixerl nur den hinteren Teil bekam — darauf allemal ein Halloh in der ganzen Familie.

Mit ihrem Trotzköpfel hat ſie überhaupt ſo manchen Strauß auszutragen. Sie will nicht folgen, wenigſtens aufs erſte Wort nicht; und wenn jemand mit ihr zankt und poltert, das macht ihr Spaß, und jetzt folgt ſie erſt recht nicht. Beim Vater iſt's anders, der braucht ihr in ruhigem Ernſte ein-, höchſtens zweimal den Befehl zu geben, und ſie iſt das fügſamſte, gemütlichſte Kind. Ja, wenn ſie auf Zureden anderer etwas thun ſoll, was ſie

nicht mag und doch wieder möchte, sieht sie sich manchmal ordentlich hilfesuchend nach dem Vater um, daß er ihr befehle. Sie will mich nie fortlassen, wenn ich bei ihr bin, deutet mit dem Händchen auf einen Sessel: „Vata, sitzi!" Doch ist es auch schon geschehen, daß sie mir plötzlich die Hand reichte: „Vata, adee!" Dann plante sie irgend ein Schelmenstück, bei dem sie eine Autorität nicht brauchen könnte.

Ein andermal spielt sie selber die Erzieherin. Mache ich durch irgendeine Ungeschicklichkeit ein kleines Geräusch, so sagt sie in ruhig verweisendem Tone: „No, no, Vata!" Eines Tages, als sie sich lustig auf dem lehmigen Erdboden wälzte, ruft ihr die Mutter zu: „Geh, du bist ein Schweindl!" — „Pfui, Mami!" darauf die Kleine.

Für ihre Geschwister ist es übrigens nicht gut, mit ihr Kirschen essen. Nur das Geringste ihr über quer, und sie bebt drohend den Arm: „Hauen!" Im Augenblick kommt ihr auch die Hand aus und der Genosse hat eines im Gesicht. Zumeist ist vor solchem Ereignisse sie selber mehr erschrocken, als der Geschlagene; einerseits ist über das Verbrechen eine schwere Strafe verhängt, andererseits macht vielleicht der Geschlagene ein weinerliches Gesicht: „Martherl, jetzt hast mir weh gethan, jetzt weine ich!" Derlei genügt vollauf, um ihren Zorn zu löschen; mit zärtlicher Miene streichelt sie den Beleidigten an der Wange: „Ei ei! — Ei ei!" — Wenn sich während des Streichelns aber doch die Fingerchen manchmal krümmen, daß es einen kleinen Kratzer giebt — nun so sind wir dafür eben ein weibliches Wesen, an welchem sich Streicheln und Kratzen nicht so genau auseinanderhalten läßt.

Übrigens hat sie in wenigen Monaten an Selbstüberwindung schon Erkleckliches geleistet. Eine Kindsfrau,

von der Kleinen „Viefrau“ genannt, hatte ihr mancherlei Unzukömmlichkeiten angewöhnt. Die Rute, welche hierauf ins Haus kam, verursachte der Kleinen anfangs manchen Spaß, denn sie hielt die mit einem roten Bändchen zierlich zusammengebundenen Birkenreiser für ein Spielzeug oder für eine Ceremonie. So oft sie sich etwas zu schulden kommen ließ, rief sie allemal selbst nach der Rute: „Marthi lim! Ute holen!“ Als sie aber merkte, daß die Rute immer rücksichtsloser ward und die feierlich energische Handhabung derselben schon ins Bedenkliche ging, erhob sie sofort Protest, wenn von der Rute die Rede war. Und dennoch scheint es mir, war es weniger die Strafe, als andererseits Lob und kleine Belohnung, was sie zur Ablegung mancher Unarten hauptsächlich veranlaßte.“

Mit einer wahren Leidenschaft hält sie zu ihrem Kindsmädchen Toni. Es mag sie welch ein Schmerz immer treffen, ihr weinender Hilferuf ist: „Toni!“ Mit der zärtlichsten Kosung: „Meine Toni!“ umfängt sie die Füße der Angebeteten. „Ja ja, deine Toni!“ riefen wir dann bisweilen aus, was zur Folge hatte, daß sie nun selbst nicht mehr „meine“, sondern „deine Toni“ sagt. Es kommt ja oft genug vor, daß Kinder, weil sie mit „du“ angesprochen werden, glauben, sie heißen „du“ und sich selbst „du“ nennen. Es ist keine Kleinigkeit für ein junges, zartes Gehirn, mit den Komplikationen der Sprache fertig zu werden.

Von der Schwester Grete ist ihr wiederholt gesagt worden, sie sei in der Schule; darauf hin ist nun jeder Abwesende „in der Sule“. Wenn sie nach etwas gefragt wird, was sie nicht weiß, nicht versteht, so antwortet sie kurz: „Nein!“, das heißt so viel als: Ich weiß es nicht.

ich kann nicht antworten, ich verſtehe dich nicht. Alſo bilden die Kleinen ihre eigene Art, um ſich zu behelfen.

Ihre größere Schweſter nennt ſie nach dem Vorbilde der Dienſtboten „Fräuln Anna"; fragt man, wie ſie ſelbſt heiße — „Marthi Roſa-ſegger". Ihre Mutter nennt ſie gewöhnlich „Mutta", in übermütiger Laune „Muada", in zärtlicher Stimmung „Mami", in Anflug von Trotz „Frau". Eine begeiſterte Freundin iſt ſie von kleinen Kindern, die ſie gerne bemuttert. „Gleine Kindi bav ſein! Gleine Kindi ſön heidi, heidi, ſön lulu gehen! Mutta ſonſt bös!"

„Heidi heidi", damit bezeichnet ſie alles, was ſchläft oder ruht, oder irgendwo aufbewahrt liegt. „Huti heidi heidi machen!" ſagt ſie, wenn ihr Hut in die Schachtel gethan wird. „Katzi heidi heidi machen!" wenn mein Pelz in den Kaſten gehängt wird. Ihr liebſter Aufenthalt iſt Vaters Stube, wo „Vata reibt" (ſchreibt) oder „A ſe be (A B C) macht" (lieſt). Wenn nun aber der Vater manchmal von dem freundlichen Beſuche nicht viel Notiz nimmt, wenn er ruhig weiterarbeitet oder überhaupt nicht mit ihr plaudert, ſteht ſie verblüfft da, ſchaut mit ihren runden Äuglein faſt erſchrocken drein und flüſtert: „Vata bös!" — Vater bös! Das iſt ſo ziemlich das unangenehmſte, was ihr paſſieren kann. Vom Vater ein finſteres Geſicht, das geht ſchier noch über die Rute, doch ich möchte nur einmal den Vater kennen, dem es einem ſo drolligen Dirndlein gegenüber gelingt, das ſtrenge Geſicht fünf Minuten lang aufrecht zu halten. Die Stirne in Falten ziehen, wenn das Herz lacht! Nun das Kind hat's bald weg, daß es nicht auf die Stirnfalten ankommt, denn ſolche hat auch Großmama und Großpapa, und ſind doch ſo lieb! Ein einziger ſtrenger Blick genügt, um das Geſichtlein der

kleinen Martha sofort gänzlich zu verändern — von der übermütigsten Grimasse bis zur beklommensten Miene, in welcher das Weinen zuckt. Aber sie trachtet beizulegen; leise schleicht sie um mich herum, sucht mit der Hand vom Stiefel den Staub zu wischen, und wenn sie an dem Hausrock etwa gar irgendwo einen Schaden findet, so sagt sie: „Loch, zerrissi, Marthi topfen (stopfen)."

Stets kommt sie in mein Zimmer des Abends, unmittelbar bevor sie schlafen geht. „Papa!" Damit reicht sie mir das Händchen. Das ist aber nicht alles, jetzt geht sie zu allen Bildern, Bilderchen und Statuettchen, die an der Wand hängen oder auf dem Tische stehen; jedes erreichbare berührt sie, gleichsam mit der Hand grüßend, mit den Fingerspitzen: „Papa! — Papa! — Papa!" Und erst wenn sie sich von allen ihr lieben Gegenständen so verabschiedet hat, verfügt sie sich an Seite der „Toni" willig in ihr Schlafstübchen. Zum Schlafen bedient sie sich mehrerer Tüchelchen, die sie sich an die Wangen und an das Kinn legt. Ohne solche Tüchelchen schläft sie nicht ein. Dann will sie zum Einschlafen ihr Cigarl haben — den Saugstoppel, auch wenn er trocken ist.

Mit einem solchen Saugstoppel im Munde stand sie eines Tages in der Kapelle, wo in einer Nische der Leichnam Christi liegt. Sie schaute eine Weile nachdenklich auf ihn hin, endlich begann sie, anfangs leise, dann immer lauter zu rufen: „Himme-Vata, steh auf! Himme-Vata, steh auf!" Als der Himmel-Vater aber immer schlief, wollte sie ihm den Saugstoppel in den Mund stecken, worauf ihr größeres Schwesterlein, die Grete, sprach: „Pst! Laß ihn schlafen! Er ist müde geworden beim Welterschaffen!"

Eines Tages wurde ein neugeborenes Kind ins Haus gebracht, an welchem wir Patenstelle zu vertreten hatten. Der Martha wurde schon im Voraus gesagt: „Eine große Puppe kommt!“ Sie freute sich sehr auf die große Puppe, würde sie nehmen und schaukeln und allerlei Kurzweil mit ihr treiben. Als sie nun aber dem kleinen Wesen ins rote Lärvchen sah, und wie es bei geschlossenen Augen und mit aufgesperrtem Mäulchen krächzte, da machte unser Dirndel ein überaus erschrockenes Gesicht, rührte das Kleine mit keinem Finger an, barg ihr Haupt endlich am Busen ihrer Toni und hub an, zu schluchzen. — Eine Puppe erwarten und ein wirkliches kleines Kind sehen, ich glaube, das war eine ihrer größten Enttäuschungen.

Daß ein Mensch von zwei Jahren mit nichts eigentlich in Staunen zu setzen ist, das weiß man. Er kann erschrecken, er kann verblüfft sein; aber sich über etwas wundern, das kann er nicht, etwas unbegreiflich finden, das wird er nicht, weil er von einem Begreifen oder Nichtbegreifen überhaupt nichts weiß, weil ihm die Thatsache als solche genug ist. Als die kleine Martha den ersten Eilzug vorbeisausen sah, machte sie große Augen und horchte; als er vorüber war, ging sie wieder an ihr Blumenpflücken — und nichts weiter.

Das ist ein Menschenkind. So fängt es an. Und was noch kommen kann und kommen muß, es weiß noch nichts davon. Was da ist, es denkt über nichts, es staunt über nichts, es ist ihm alles selbstverständlich. Es weiß nichts von einem Anfange, es weiß nichts von einem Ende, es ist, und damit Punktum.

Die große Reise mit dem kleinen Dirndel.

Seit Wochen war von der Reise gesprochen worden. Ich weiß nicht mehr, welch edle That die dreijährige Martha ausgeführt hatte, ich glaube, das Kindsbreitöpfchen hatte sie eines Tages brav bis zur Neige geleert, wofür ihr zur Belohnung die Reise in Aussicht gestellt worden war. Der Vater sollte sie begleiten. Und der Vorbereitungen gab es manche.

Endlich war der Morgen angebrochen. Als die ersten roten Sonnenstrahlen zwischen den Vorhängen zum Fenster hereinkamen, saß das weißbehemdete Dirndel schon aufgerichtet im Bette und traf Anstalten, mit einem Fingertupfer die Mutter zu wecken, daß diese den Vater wecke, daß dieser sich bereit mache, um den Eisenbahnzug nicht zu versäumen. Der Bahnhof stand zwar nur vier Minuten vom Hause entfernt und der Zug, mit dem abgereist werden sollte, ging erst um vier Uhr nachmittags; aber sicher ist sicher, mochte das kleine Dirndel denken und wollte schon in des lieben Herrgotts Früh auf den Bahnhof. Die zwölf nun folgenden Stunden mußten wohl schrecklich gewesen sein für das arme Kind! Kein Essen mehr, kein Spielen, kein heiteres Umherlaufen wie sonst. Immer auf dem Fenster hockend, den Blick nach dem Bahnhofe, immer wieder die gefüllte Reisetasche musternd, ob das strohgelbe Überröcklein, und das weiße Taschentüchlein und das Mohnkipfel und das Geldtäschchen noch drin wären. Immer in aufgeregtem Geplauder mit Vater oder Mutter oder Geschwister die kommende Reise besprechend und aufzuckend, so oft ein Eisenbahnzug pfiff! —

Armes Kind, das du alle Foltern des nervöſen Reiſe-jahrhunderts ſchon ſo früh verkoſten mußteſt! Thörichte Eltern, die ſo ganz überflüſſiger Weiſe ſolche Erwartungen wecken, ſolche Spannungen erzeugen, in der zwar ſehr philoſophiſchen, aber ſehr dummen Abſicht, das Kind alle Freuden der Hoffnung genießen zu laſſen, weil die Hoffnung ja gewöhnlich glücklicher mache, als die Erfüllung ſelbſt.

„Aber Vater!“ fragte Martha, „wo iſt denn das Mürzzuſchlag?“

Nahm der Vater ſie an der Hand, führte ſie vor das Haus, zeigte mit dem Finger dorthin, wo in weiter Ferne die blauen Berge ſtehen:

„Siehſt du die Berge, mein Kind?“

Die Kleine ſperrte die runden Blauäuglein ſehr weit auf, geſtand aber endlich, daß ſie keine Berge ſehe. Und es war ſonſt weitum gar nichts zu ſehen, als lauter Berge. Sie ſchaute nämlich auf die angrenzende Wieſe, wo die weißen Schlüſſelblumen, die gelben Löwenzähne, und der rote Klee ſtanden, das waren freilich keine Berge. Sie konnte ja nicht ahnen, wie groß die bevorſtehende Reiſe war und wie weit man auf dem ſchnellen Eiſenbahnzuge kommt in zwanzig Minuten.

Von Mittag an war die Martha vollkommen gerüſtet, die gepackte Taſche in der Hand ſtand ſie an der Thür und rief immer: „Komm, Vater!“ Endlich war's zum Abſchiednehmen. Mutter und Geſchwiſter ſtanden alle herum, daß ſie den kleinen Liebling küßten, ehe er das erſte Mal ſo weit hinauszog in die Welt. Die Martha zeigte für dergleichen Sentimentalitäten nur wenig Sinn und that die Verwandtſchaft auffallend raſch ab. Dann lag ihr Händchen ſchon in der meinen, und wir ſchieden.

Vielstimmig hallte uns nach ein fröhlicher Wunsch auf glückliche Heimkehr in zwei Stunden. Denn zwei volle Stunden sollte die Reise währen, und die Kleine hatte versprochen, jedem ein Andenken mitzubringen aus Mürzzuschlag.

Und so hat sie hochgetragenen Herzleins ihr Vater- und Mutterhaus verlassen, das erste Mal im Leben.

Wer die Kindesseele kennt und diese sehr merkwürdige Geschichte bis hieher gelesen hat, der weiß, was kommen muß. Ich wußte es nicht. Noch auf dem Wege zum Bahnhofe war ich bestrebt, meiner Reisegefährtin die wichtigen Dinge zu zeigen, an denen unsere Straße vorüberzog: den Ameisenhaufen, die Forellen im Bach, einen kleinen falben Hund, der uns anschnupperte, und den Schalter endlich, wo man Geld hineinsteckt und Fahrkarten dafür herauskriegt. Für alle diese Dinge zeigte die kleine Martha das höchste Interesse, und als am Bahnhofe gar ein barfüßiger Junge war, der ein Kaninchen auf dem Arme trug, dem Tierchen auf die Schnauze blies und vorüberlaufend auch der kleinen Martha ins Gesicht pfauchte, da waren der Erlebnisse schon so viele und große, daß sie nach Hause wollte, um die Abenteuer der Mutter zu erzählen.

Endlich schellte die Glocke, was auch wieder sehr merkwürdig war, und der Zug dampfte heran.

Die Kleine hatte bei allem bisher, was wir gesehen, gefragt, warum und wieso, und alles wurde des eingehenden besprochen. Nun Größeres anhub zu geschehen, wurde sie schweigsam. Wir stiegen in ein leeres Gelaß und als der Schaffner unsere Karten verlangte und beschädigte, machte sie große Augen und schaute mich an. Erst meine volle Gleichgiltigkeit diesem Anfalle gegenüber beruhigte ihr

erschrockenes Gemüt. Von unserem Hause her winkten sie mit weißen Tüchern, die Martha erwiderte diese letzten Grüße aus der Ferne mit lebhaftem Schwenken ihres Tüchleins und war nun etwas verblüfft, als das Haus immer mehr zurückglitt und endlich anstatt seiner nur Felder und Bäume da waren. Zum Fenster vor sich hinausschauend sagte sie plötzlich: „Vater, der Weg rinnt!" Ja, er rann rasch und heftig wie ein Wildbach zurück und nun bemerkte sie auch, daß die Bäume und Häuser flogen. Ich war kindisch genug, dem dreijährigen Kinde zu erklären, daß nicht die Gegend gehe, sondern der Eisenbahnzug, in dem wir saßen. Darauf legte sie nicht viel Gewicht. Als der Zug in Langenwang stehen blieb, wollte sie aussteigen und war etwas betroffen zu hören, daß hier noch nicht Mürzzuschlag wäre.

Auf der weiteren Strecke ereignete sich nichts Merkwürdiges mehr. Das Dirndel schaute schweigend zum Fenster hinaus und ich merkte, wie sich sein Gesichtlein ganz veränderte. Es war nicht so wie daheim und ich konnte doch nicht finden, was sich geändert hatte, ein fremder Ernst hatte sich darauf verbreitet.

Endlich am Ziele stiegen wir aus. Der Zug ging zur größten Verwunderung der Kleinen noch weiter. Ja, wohin denn? Geht da die Welt immer noch weiter? Ist weiterhin denn noch ein Mürzzuschlag? — Ich führte sie an ihrem weichen Händchen durch die Menschenmenge hinaus, wobei die kleine Martha die Erfahrung machte, daß es Leute giebt, die sich nicht scherzend und herzend zu ihr niederbeugen, sondern achtlos, drängend und stoßend an ihr und über ihr vorbeigehen. Manchmal blickte sie besorgt auf, ob an der Hand, die sie führte,

wohl noch der Vater wäre. Als wir auf die freie Gaſſe kamen, wo ringsum die Häuſer ſtanden, blickte die Kleine um ſich und fragte: „Wo iſt Mürzzuſchlag?“ Sie konnte kaum begreifen, daß wir mitten drin waren, ſie hatte ſich unter Mürzzuſchlag wohl etwas ganz anderes vorgeſtellt, vielleicht einen Korb mit Roſen, vielleicht ein Rad mit Fähnlein, vielleicht ein vom Himmel herabhängendes buntes Seidentuch, vielleicht einen Altar mit goldenen Engeln und brennenden Kerzen; und anſtatt derlei oder anderlei waren hier Straßen und Bäume und Häuſer wie überall, nur ein hoher ſchwarzer Berg ſchaute herein über den Häuſern, wie er daheim nicht war. Alſogleich gingen wir zum Obſtkrämer, um für die Daheimgebliebenen Andenken zu kaufen, rote und ſchwarzglänzende Knötlein auf langen Stengeln, die freilich nur geringe Hoffnung aufkommen ließen, daß ſie als Andenken lange währen würden — ſie waren viel zu ſüß. Die Martha verſuchte aber nicht ein einziges Kirſchlein, alle wollte ſie heimbringen für die anderen. So faßte ſie das Päckchen mit beiden Armen und preßte es mit ausgeſpreiteten Fingerlein an die Bruſt und ſagte: „Vater, jetzt gehen wir heim!“

Weil der nächſte Zug abgewartet werden mußte, ſo hatten wir Zeit, die weite Welt noch eine halbe Stunde anzuſchauen. Aber die Kleine wollte nur mit mir allein ſein, ſie wollte in kein Haus gehen, nirgends hin wo Leute wären, denn nicht die Häuſer und die Wägen und die Hunde auf der Straße mochten ſie fremd anmuten, wohl aber die Menſchen, die hoch über ihrem Häuptlein mit mir redeten, und bei denen ſie kaum ſicher war, ob ſie nicht verhandelten darüber, daß ich ſie ihnen überantworte. Denn einer war, der da ſagte: „Dieſes ſaubere Dirndel

wird halt müssen dableiben!" Und die kleine Martha war in sich gekehrt und schweigsam. Endlich kamen Bekannte und geleiteten uns unter hellen Liebesbezeigungen in ihr Haus, versuchten ihr das Kirschenpäckchen aus der Hand zu nehmen, was freilich mißlang, und setzten uns gleich Kaffee und Backwerk vor. Da war es, daß die kleine Martha plötzlich meine Füße umschlang, ihr Gesichtlein mir an die Knie preßte und in ein heftiges Schluchzen ausbrach. Ein solches Weinen habe ich noch nicht oft bei Kindern gehört, und als ich ihr gleich in aller Teilnahme entgegenkam, hörte ich aus dem Schluchzen heraus nichts als: „Heim, heim!"

Alsogleich führte ich sie auf die Gasse, und auf der Bank unter einer Wildkastanie saßen wir selbander und waren bis zum Tode betrübt. In der Stockfremde! In der wilden Fremde! — Mir selbst kam das Mürzzuschlag, wo ich sonst fast täglich im heiteren Freundeskreise geradeso daheim wie zu Hause war, in diesem Augenblicke fremd und trostlos vor, etwa wie die Wüste Sahara oder die sibirische Steppe, und unerreichbar fern die liebe Heimat! Denn ich sah und ich fühlte es mit dem Herzen meines Kindes. In diesem kleinen hilflosen Herzen hatte sich auf die große Spannung und Aufregung hin eine Vorstellung und Stimmung festgesetzt von einer unendlichen Abgegrenztheit und Verlassenheit in der Fremde. Der Ameisenhaufen und die Fische im Bach und der falbe Hund und der Schalter und der blasende Junge und der schwarze Eisenbahnzug und der finstere Schaffner und die rinnende Straße und die fliegenden Bäume und die unheimlichen Berge und die drängenden stoßenden Leute, und die fremden, lachenden Gesichter mit der

Andeutung vom Dableibenmüſſen, alles das und mancherlei anderes ſtand zwiſchen daheim, zwiſchen der Mutter und dem bangenden zitternden Herzlein. — Kleiner Kinder kleines Leid, achtet mir's nicht zu gering! Es iſt ſo groß als das eure, wenn ihr unter ſchwerer Unglückslaſt wimmert, ja es iſt noch größer, weil das junge zarte Gemüt noch nicht darauf vorbereitet, noch nicht dafür abgehärtet ſein kann. Kleiner Kinder großes Leid! Achtet es nicht zu gering.

Ich trachtete bald aus der Pein zu kommen. Der kürzeſte Weg auf den Bahnhof half uns zwar nichts, denn das Warten auf den Zug dort wäre eine neue Qual geweſen; wir ſchlugen alſo einen längeren ein. Dabei wurden wir ſchon munter, denn es iſt der Weg nach Hauſe! Es ſchmeckten ſchon ſogar ein paar Kirſchlein nicht übel. Als wir durch den Baumgarten gingen und die Kleine ſich durch Fragen noch verſichert hatte, daß der Zug nicht davonfahren werde, guckte ſie mich von der Seite an und ſagte: „Vater! die Mutter hat geſagt, du ſollſt mich unterwegs einmal um etwas fragen. Frage mich jetzt.“ Na, das war nicht ſchwer zu verſtehen, und obzwar ich mich zu Hauſe für den Fall ein wenig hatte unterrichten laſſen, kam doch ein ziemlich kritiſcher Augenblick, wo wir uns nicht recht zu helfen wußten. Die Kleine zeigte ſich ſachverſtändiger, unterwies mich, wie alles zu machen ſei und meinte, wenn auch nicht jedes Knöpflein paſſe ſo wie bei der Kindsmagd, ſo mache das nichts. „Es ſoll halt in Ordnung ſein!“ ſagte ich. „Es ſoll ſchon, aber es muß nicht,“ darauf ihre Antwort. So ſchritt ſie dann ernſthaft mit mir zwiſchen dem Bahnhofgedränge hin und hinten ſtak ein Teil des Röckleins inwendig ins Höschen gebauſcht.

Endlich war die Mühsal hinter uns, der Eisenbahnzug pfiff und wir stiegen in den Waggon. Achtzehn Minuten später bereitete ich zum Aussteigen vor. „Warum denn, Vater?“ — „Wir sind zu Hause.“ — „Schon zu Hause?!“

Auf dem Bahnhof erwarteten sie uns alle, höchlich gespannt auf unsere Reiseabenteuer. Wir erzählten nicht gar viel. Die Martha ging an der Hand der Mutter dahin, umschwirrt von den Fragen der Geschwister, ob es schön sei in Mürzzuschlag? Was sie gesehen hätte? Ob es lustig gewesen wäre? — Sie senkte ein wenig das Köpflein und sagte nichts. Allerdings, wer eine Reise thut, der weiß was zu erzählen. Aber nicht jeder thut's.

„Sie muß sich wohl recht gut unterhalten haben,“ sagte die Mutter, „sie ist so stillvergnügt.“

„Daß sie wieder daheim ist,“ antwortete ich. Die kleine Martha teilte hernach würdevoll ihre Kirschen aus, eilte dann an ihr Gartenbeetlein, wo sie eine niedliche Erdbeerenzucht hat, grub und jätete emsig mit den kleinen Händlein, und von der großen Reise war keine Rede mehr.

Mir aber bleibt dieselbe umso merkwürdiger, je weniger sich dabei zugetragen hatte. Ich war ein klein bißchen klüger, als zwei Stunden zuvor. Das Reisen bildet!

Wie bin ich auf die Welt gekommen?

Im Sommer, wenn's recht heiß iſt, legt man ſich nach dem Mittagseſſen gerne ein wenig in die Laube auf die Bank. In der grünen ſchwülen Dämmerung, die dort und da von einem grellen Sonnenfunken durchbrochen iſt, ruht man wie Adam, ſolange er noch alle Rippen an ſich hatte.

Doch hat ſich's bei mir an dieſem Tage bald anders und auch anmutig geſpielt in der Laube. Meine zwei Töchterlein kamen herbeigeſchlichen, die vierjährige Martha und die eilfjährige Grete. Die eine hatte ein elfenbeinernes Kämmlein in der Hand, um mir das Haar zu ſtrählen, die andere hatte ein Felberzweiglein, um mir die Fliegen abzuwehren. Denn manchmal läutete eine Hummel herum über dem Haupte, oder ein fein ſummendes Mücklein kreiſte um die Naſe. Die zwei Dirnlein waren anfangs, als ſie merkten, daß ich ſchlafen wollte, bei ihren Beſchäftigungen ganz ſtill geweſen, als ſie aber ſahen, daß ich die Augen ſchloß, begannen ſie leiſe zu flüſtern: ſachte wurden ſie ein wenig vernehmlicher, ſo daß — wie feſt ich auch „ſchlummern" mochte — mir kein Wort entging. Nachdem die kleine Martha ſo eine Weile an meinen Haaren, an der Stirn und den Ohren herumgethan hatte, fragte ſie plötzlich die gegenüberſitzende Grete: „Du, wie bin ich denn hergekommen?"

Die Grete iſt ein träumeriſches Geſchöpf, oft in ſich verſunken und Gedanken ſpinnend. Wird ſie plötzlich angeſprochen, ſo erſchrickt ſie und giebt verkehrte Antworten.

Wenn sie sich aber sammeln kann, dann sagt sie manchmal ein krauses Wort, wie es zwar im Alltage nicht viel Giltigkeit hat, und doch ist es wundersam wie Vogelstimmenkunde, wer es versteht. Langsam ward sie nun inne, was das Schwesterlein so plötzlich und unvorhergesehen gefragt, aber sie schaute nur verwundert drein. Da fragte die kleine Martha noch einmal: „Wie bin ich denn auf die Welt gekommen?"

Und jetzt antwortete die Grete: „Der liebe Gott hat dich halt vom Himmel herabgethan."

„Hat er mich herabgeworfen? Und habe ich mich nicht totgefallen?"

„Weißt, Martha, das ist so gewesen," begann nun die Grete. „Der liebe Gott sitzt im Himmel oben auf einem Wolkenhaufen und hat ein goldenes Gewand an und einen langen schneeweißen Bart, und um und um fliegen Engelein, große und kleine, die haben ganz runde Haxeln und goldene Flügel, und thun dem lieben Gott das Haar krauen und den langen Bart und singen ihm was vor. Und einmal, wie sie wieder so um ihn her sumpern, streift der liebe Gott mit der Hand rasch durch die Luft, wie wenn er Fliegen wollt' fangen, da hat er auch schon was in der Faust, und das ist ein winzig kleines Engelein. Er macht die Faust ein bissel auf, daß man hineingucken kann, wie das drinnen herumkrabbelt und sagt zu ihm: Kleines Engerl, du sollst auf die Welt hinab kommen. Ich bin gebeten worden, daß ich ein Kindel schick'. — Ich mag aber nicht, sagt das Engelein, auf der Welt unten ist's nicht lustig, das hat die Trauderl gesagt, die schon einmal unten gewesen ist. Da hat's so einen scharfen Sand auf der Welt unten, wenn man barfuß

gehen will; und wenn man sich den Kopf wo anstoßt, so thut's weh; und wenn man sich Stachelbeeren pflücken will, sticht ein Dorn, und wenn man beim Wasser Mühlradel spielt, wird man ganz naß am Kleidel und Schürzel und nachher kriegt man von der Mutter Wix Wix! Nein, ich mag nicht hinab. — Sagt der liebe Gott: Jetzt laß einmal meinen Bart aus und zupf nicht und los', was ich dir sage. Auf der Welt unten, wo du hin sollst, haben sie ein weißes Kaninchen mit roten Augen, das steht auf den Hinterbeinen und schnuppert mit dem dreispaltigen Schnäuzlein, wenn ihm das kleine Dirndl Klee vorhält."

„Bin das ich?" fragte die kleine Martha drein. „Warte nur," fuhr die Grete fort. „Und nimmt das Engelein jetzt den lieben Gott um den Hals und sagt: Ja, ich gehe schon hinab. — Nicht so hitzig, kleines Ungetüm, ich krieg' ja keinen Atem! ruft der liebe Gott, und ich will dir wen mitgeben, der drauf schaut, daß dich die Dornen nicht stechen und die Steine nicht kratzen und daß u den Kopf nicht anstoßest und nicht ins Wasser fällst. — Ein Kindsmädel? fragt das Engelein. — Nein, einen Schutzengel, sagt der liebe Gott und thut einen Pfeifer. Da flederitzen alle Engelein herbei und ruft der liebe Gott eins hervor: du dort, mit dem krausen Haar! Du bist klug und geschickt, du sollst der kleinen Martha ihr Schutzengel sein auf der Welt."

„Bin ich es?" schreit die kleine Martha freudig erschrocken drein.

„Pst! Du wirst den Vater aufwecken!" flüstert die Grete. „Du mußt ruhig sein, sonst erzähle ich nicht weiter."

‚Du bist lieb, Greterl, du kannst so schön Geschichten

erzählen!" ſchmeichelt die Kleine und ſtreichelt ſie mit zartem Händchen an der Wange.

„Hat ſich nachher," fährt die Grete fort, „der liebe Gott beſſer zurecht gerückt auf ſeiner Wolke, hat einen langen Stock genommen und damit durch die Wolken ein Loch gemacht: Jetzt, Martha, guck' einmal hinab. Deine Mutter hab ich dir ausgeſucht, dort unter dem Kirſchbaum die junge blaſſe Frau mit den ſchwarzen Augen, das iſt ſie. Und den Vater kannſt du dir wählen. Guck einmal. Dort der große Herr mit dem langen roten Bart, der hat ein ſchönes Schloß, Roß und Wagen und viel Geld, magſt du den zu deinem Vater? — Den mag ich nicht! ſagt die kleine Martha. — Gut, ſagt der liebe Gott, dort iſt ein anderer. Der ſchöne Mann mit dem ſchwarzen Schnurrbart und dem langen tſcheppernden Säbel. Der iſt ein tapferer Mann und kriegt bald einen Stern auf die Bruſt, den wirſt du doch mögen. — Ich mag ihn nicht! ſagt die kleine Martha. — Dummes Mädel! brummt der liebe Gott, daß du mir den feinen Offizier ſtehen läßt! Du willſt, alſo gewiß den jungen Schäfer mit dem langen Stab, der dort auf grüner Au die Schäflein weidet. — Den mag ich auch nicht, ſagt die kleine Martha ganz leiſe. — Dann ſuch' dir ſelber einen! ſagt der liebe Gott verdrießlich. — Das Dirndel luget unter den Leuten herum und ſchüttelt ſo den Kopf. Auf einmal ſieht es in der Laube Einen liegen, der hat ein ſchmales Geſicht und eine weiße Stirn, der ſchaut aus, als thät' er gut ſein und den will es zum Vater haben. — Den kannſt du ſchon haben, drauf der liebe Gott, aber ich ſage dir nur, gar viel große Herrlichkeit wirſt du bei dem nicht haben, er iſt ein Dichter. Aber ich will dich ſegnen, wenn du

ihn nimmſt und ich will ihn ſegnen, wenn er dich zu ſeinem Kindlein bekommt. Und wie der liebe Gott ſo geredet hat, da thut er wieder einen Pfeifer und ſind auf einmal allerhand Tiere da: Lämmer, Kälber, Hirſche, Schweine, Tauben, Löwen, Katzen und Störche. Und zu einem angbeinigen Storch ſagt er: Du großer Vogel, du! nimm dieſes Kindlein her und trage es hinab zur Frau, die unter dem Kirſchbaum ſitzt. Kaum daß die Frau noch geſchwind das Schürzel aufhalten kann, liegſt du ſchon drinnen und der Vater ſteht dabei und ruft hell aus: Ei, ei, das iſt ja unſere kleine Martha! — Und ſo, mein Schweſterl," flüſtert die Grete, „ſo biſt du auf die Welt gekommen. Pſt, hör' jetzt auf zu ſtrählen, er ſchläft!"

Dann ſind ſie auf den Zehenſpitzen davongeſchlichen. Ich liege allein in der Laube mit der grünen Dämmerung und den Sonnenfunken und ich weiß nicht, iſt's ein Wachen geweſen, oder ein Träumen.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Was der Waldvogel ſingt	111
Adam das Dirndel	1
Die Sonnſeitige und der Schattſeitige	82
Der luſtige Andredl	96
Hexens 50000 Gulden	107
Der Warzenkriez	116
Der Exekutions-Soldat	131
Der Frohnleichnamsaltar	147
Der Turmſpaz	159
Das Fenſtergatter	169
Ein Jägerſtück	179
Das Unglück in Rieſelwang	186
Mit dem rechten Fuß	197
Die Kreuzträger	208
Der dreifüßig' Waſtl	230
Der linke Schächer	237
Abbrandler	249
Sein Geld will er haben	267
Die hölliſche Lieb', natürlich!	285
Die Rache der Knechtin	298
Ein Bettler iſt draußen	331
Die Geſchichte eines Kammerdieners	344
Herrenderſchlagen!	357
Kapellan's Einhart Lieben und Werben	364
Zwei Wohlthäterinnen	373
Jung Joſef	375
Der Hagenſtab	394
Im Storchenneſte	120

Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig erschien von

Peter Rosegger:

Als ich jung noch war.

Neue Geschichten aus der Waldheimat.

Mit dem Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub.

Zweite Auflage.

broch. M. 4.—; eleg. geb. M. 5.—.

Das Erscheinen dieses bereits in vielen Tausenden von Exemplaren verbreiteten Werkes fand den lebhaftesten Beifall aller der so zahlreichen Verehrer des Dichters. Einstimmig pflichtete ihnen die Presse bei, die in äußerst günstigen Besprechungen diese neuen Geschichten den besten, die Rosegger bis jetzt geschrieben, gleichstellte. Aus der Fülle der eingegangenen Recensionen seien hier einige herausgegriffen:

„Leipziger Illustrierte Zeitung." . . . Ein stattlicher Strauß von nicht weniger als 28 Geschichten ist es, die nicht Erzählungen sind, aber die thatsächliche Vorgänge in dichterischem Geiste, in der so eigenartig anziehenden Vortragsweise Roseggers erzählen, herzbewegend und anmutig, voll ergötzlicher Frische des Humors, reich wiederum an fesselnden Charakterfiguren, an reizvollen Schilderungen der Natur . . .

„Blätter für litterarische Unterhaltungen." . . . R. hat in keinem dieser Stücke seine Natur als liebenswürdiger Erzähler, als Kenner seines Volkes und zwar sowohl der guten als der schlimmen Eigenschaften desselben verleugnet, er hat seinem unverwüstlichen Humor freien Lauf gelassen und weiß doch an manchen Stellen zu Thränen zu rühren.

„Illustrierte Welt." . . . Es sind durchweg prächtige Skizzen, ungemein wirksam durch die anmutende Frische ihrer Darstellung, das echte Kolorit ihrer Scenerie, die Schlichtheit und Unbefangenheit des zu unverfälschtem Ausdruck gelangenden Gefühlslebens des armen Bauernbübleins, das sich's noch nicht träumen ließ, daß es dereinst vor Tausenden erzählen werde, was es erlebt und getrieben, ein kleiner Vagabund in der weltentlegenen Waldheimat.

„Österreichisches Litteraturblatt." . . . Wo R. auf dem festen Boden seiner Heimaterde steht, von ihr und dem innigen Leben auf der engumgrenzten Scholle erzählt, da gelangt er zur vollsten Höhe seiner Kraft, und seine Dichtungen sind durchweht von jenem Hauche innersten Selbstgenügens, der allezeit der Kern wahrer Kunst gewesen ist. . . .

Peter Roseggers

Schriften in steirischer Mundart.

Gesamtausgabe in drei Bänden.

Vor mehr als dreißig Jahren ist Peter Rosegger mit seinen ersten Dichtungen in steirischer Mundart in die Öffentlichkeit getreten. Die obersteirische Mundart war das eigene Bereich des in jener Zeit eben aus dem Volke hervorgegangenen jugendlichen Dichters. Die Ursprünglichkeit, die echte Volkstümlichkeit, die Waldfrische und Weltfremdheit, die Gemütstiefe und der Humor dieser Dichtungen wurden schon damals allgemein, soweit die Schriften drangen, anerkannt. — Als im Laufe der Jahre die mundartlichen Werke „Zither und Hackbrett", „Tannenharz und Fichtennadeln", sowie „Steansteirisch" erschienen, steigerte sich die Anerkennung und, nachdem der Dichter persönlich seine steirischen Stücke in Nah und Fern zur Vorlesung brachte und auch andere Interpreten dieselben mit Geschick und Glück in stets weitere Kreise trugen, ergab sich die Notwendigkeit neuer Auflagen.

In Anbetracht dieser Tatsachen haben wir es unternommen, von Peter Roseggers Schriften in steirischer Mundart eine Gesamtausgabe zu veranstalten.

Dieselbe enthält nicht allein dasjenige, was die bisherigen Ausgaben: „Zither und Hackbrett", „Tannenharz und Fichtennadeln", „Steansteirisch", erste und zweite Folge, in sich schließen, sondern auch eine größere Anzahl neuerer Stücke, welche mittlerweile entstanden sind und die Anerkennung des Publikums gewonnen haben.

Die neue Ausgabe der Roseggerschen Schriften in steirischer Mundart erscheint in drei Bänden, welche enthalten:

I. Band: **„Zither und Hackbrett"**, Dichtungen in gebundener Rede ernster und heiterer Art.

II. Band: **„Tannenharz und Fichtennadeln"**, Geschichten, Sagen, Märchen, biblische Übertragungen und Nachdichtungen humoristischer Art, ferner die „steirischi Londsgeschicht", Natur- und Volksschilderungen u. s. w.

III. Band: **„Steansteirisch"**, heitere Stücke aller Art, die der Verfasser bei seinen Vorlesungen vorzutragen pflegt.

Die Schreibung der Mundart ist so gehalten, daß sie dem volkstümlichen Charakter vollkommen treu bleibt, ohne einem mit der steirischen Mundart nicht vertrauten Leser wesentliche Schwierigkeiten zu verursachen.

Die Bände I (416 Seiten) und II (378 Seiten) sind bereits zur Ausgabe gelangt und beträgt deren Preis broschiert je fl. 2.—, elegant gebunden je fl. 2.50, Band III wird in aller Kürze nachfolgen.

Verlagsbuchhandlung „Leykam"

in Graz, Stempfergasse Nr. 4.

• • • Verlag von L. Staackmann, Leipzig. • • •

Friedrich Spielhagens
Sämmtliche Romane.

22 Bände, broſchiert **Mk. 58.—**,
in eleganten Leinenbänden **Mk. 80.—**,
in eleganten Halbfranzbänden **Mk. 93.—**.

Inhalt:

Bd. I V.	**Problematiſche Naturen.**	2 Bände.
„ II.	**Die von Hohenſtein.**	
„ III. IV.	**Hammer und Ambos.**	2 Bände.
„ VI. VII.	**In Reih und Glied.**	2 Bände.
„ VIII. IX.	**Sturmflut.**	2 Bände.
„ X. XIII.	**Kleine Romane.**	2 Bände.
„ XI.	**Allzeit voran.**	
„ XII.	**Was die Schwalbe ſang. — Ultimo.**	
„ XIV.	**Platt Land.**	
„ XV.	**Angela.**	
„ XVI.	**Uhlenhaus.**	
„ XVII.	**Quiſiſana. — Erzählungen.**	
„ XVIII.	**An der Heilquelle.**	
„ XIX.	**Noblesse oblige.**	
„ XX.	**Ein neuer Pharao.**	
„ XXI. XXII.	**Was will das werden?**	2 Bände.

Jeder Band einzeln broſch. **Mk. 3.—**, eleg. in Leinen geb. **Mk. 4.—**, in Halbfranz **Mk. 4.60.**

Die „Sämmtlichen Romane" können auch in Wochenlieferungen à 40 Pfg. bezogen werden.

Friedrich Spielhagen:

Stumme des Himmels.

Roman in 4 Büchern.
Dritte Auflage.
2 Bände, brosch. Mk. 6.—,
eleg. geb. Mk. 8.—.

Sonntagskind.

Roman in 6 Büchern.
Dritte Auflage.
3 Bände, brosch. Mk. 10.—,
in 2 eleganten Leinenbänden Mk. 12.—.

Finder und Erfinder.

Erinnerungen aus meinem Leben.
2 Bände, brosch. Mk. 10.—, geb. Mk. 12.—.

Gedichte.

Brosch. Mk. 3.75, eleg. geb. mit Goldschnitt Mk. 5.—.

Beiträge
zur Theorie und Technik des Romans.

Brosch. Mk. 6.—; in Halbfrzbd. Mk. 7.50.

Novellen,

wohlfeile Volksausgaben.
à Band brosch. Mk. 1.—; geb. Mk. 1.25.

Ultimo. Deutsche Pioniere. Drei Erzählungen. Clara Vere. In der zwölften Stunde. Auf der Düne. Röschen vom Hofe. Die schönen Amerikanerinnen. Hans und Grete. Das Skelet im Hause.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Ungültig

Nixnutzig Volk

Eine Bande paßloser Leute

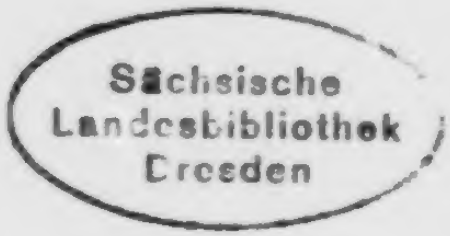
von

Peter Rosegger

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1907

Alle Rechte vorbehalten.

Published on the 10 day of October 1906. Privilege of copyright in the United States of North America reserved under the act approved March 3, 1905 by L. Staackmann.



Druck von C. Grumbach in Leipzig

1949 fyc 2439

Vorwort.

„Wenn die Kerle aneinandergeheftet sind, dann kann sie einer leicht vor sich hertreiben!“ sagt der Landwächter Johann Kröfel gern, wenn er einen Trupp Zigeuner einzubringen hat. Ich habe aus denselben Gründen meine Bande vom Buchbinder zusammenheften lassen.

Ein ganzer Band nixnutzig Volk? Der Leser macht ein bedenklich ernstes Gesicht. „Waldpoet, das ist man von dir nicht gewohnt.“ —

Aber, mein Freund, es ist so lustig, auch einmal abenteuerliche Gesellen und Gesellinnen zu zeichnen und ihnen hie und da ein kleines Fratzlein anzuhängen. Jawohl, allerlei Nixnutze habe ich da beisammen, und fast keiner ist so traurig, daß man sich nicht ein wenig mit ihm oder über ihn lustig machen könnte. Darunter besonders bemerkt auch solche, die als „Nixnutze“ gescholten werden, weil sie für das Alltagsleben nicht taugen, weil sie sich dem Weltbrauch nicht fügen können, weil sie es in ihrer treuherzigen Einfalt zu nichts bringen und von

ihrem Elend nicht einmal dann etwas merken, wenn sie daran zugrunde gehen. Solch reine Toren wird man hier mehr als einen finden und der zehn Gerechten wegen bitte ich um Nachsicht für andere.

Wenn bei Durchzug dieser Bande Kinder nicht auf die Straße laufen, so ist's mir lieb. Gefahr wäre zwar kaum dabei, aber auch kein Vorteil. Erwachsene hingegen, die sowieso schon wissen, wie es zugeht, mögen an den zweifelhaften Leuten Ergötzung und vielleicht sogar Gewinn finden.

Krieglach, im Sommer 1906.

Der Verfasser.

Batzenlippel.

Aus einem Schreibebuch.

Dann wurde ich Schauſpieler. Unſere Geſellſchaft war eine wandernde, weil man uns überall ſehen wollte. Wo wir einmal waren, da mochten ſie uns nicht fortlaſſen, bevor ſich nicht jeder von uns förmlich losgekauft hatte. Mein ſchauſpieleriſches Talent war ſehr groß, doch wollte es nicht recht heraus; zwiſchen Lunge und Leber mußte es ſich verklemmt haben, denn wenn ich von der Leber weg ſprechen wollte, verſagte mir regelmäßig der Atem. Doch war ich der beliebteſte der ganzen Truppe und rettete manches Stück. Man gab Ritterſtücke und Tragödien. Aber die Leute wollen lachen. Ich hatte nämlich mehrmals die Rolle tragiſcher Helden bekommen, ich wollte ſie gar nicht luſtig ſpielen und ſie wurde doch luſtig. Das iſt das Unbewußte — die Genialität. Der Alte war die erſteren Male verdrießlich über die, wie er ſagte, unpaſſend erregte Heiterkeit, als aber dann das Haus zum Platzen voll ward, ſo oft ich in tragiſchen Rollen auftrat, erkannte er meine hinreißende Kraft und verſprach mir, wenn ich auch das Zettelaustragen

übernehmen wollte, eine Erhöhung der Gage. Wir sagten nicht „Gasche", sondern Gage, wie sie geschrieben wird, nur wenn der Direktor manchmal aufgebracht war, denn der Mann litt an Jähzorn, verfiel er in den alten Fehler und nannte uns Bagasche, bis der rote Louisel ihm einmal höflich nahelegte, daß er doch keinen solchen Aufwand treiben solle, alldieweilen wir nur auf die zwei letzten Silben Anspruch machten. Denn die Gagen wurden nicht so regelmäßig zugestellt, wie die Rechnungen unseres Herbergsvaters.

Der rote Louisel — wegen seiner roten Gesichtsfarbe und des ziegelblonden Haares so geheißen — hatte allerhand Einfälle; er verfertigte Theaterstücke, neue, und besserte alte aus. Der Schiller und der Schekspier waren auf unserer Bühne nämlich nur möglich, wenn der Louisel die letzte Hand angelegt hatte. Aber er war komisch, dieser Louis Gruber; während er auf Befehl des Alten ganze Seiten streichen mußte, streckte er seine krumme Nase und sagte, das Feine siebe man durch, das Grobe, die Kleie, sei gut für die Säue. Der Louisel war ein gemütliches Haus und seiner geringen Begabung gemäß stets bescheiden. Er hatte etwas Geist und Gemüt, aber kein Taschenmesser. Wir beide tranken beim Wirt nie immer noch eins, wie die alten Deutschen, sondern immer nur eins. Und wenn es dann zum Zahlen kam, sagte der Louisel manchmal zu mir: „Tu' mich auch gleich mit ab, Walter, du weißt, der Alte hat wieder einmal nicht gegagt. Bis er aber seine Gage erhielte, würde er für den ganzen Tisch zahlen. Ein-

mal wurde er von uns andern daran erinnert; er antwortete, beim Wort bleiben zu wollen und für den ganzen Tisch zu zahlen — es war ein großer viereckiger Eichentisch — falls dieser etwas verzehre. Das waren aber nur faule Fische; wir Umsitzenden hatten uns, wenn er bei Taschenmesser war, nicht zu beklagen. Es verstand sich von selbst, daß für zwei solche Kerls, wie der rote Louisel und der Heldenspieler Walter, die Welt der Bretter zu enge werden mußte. Der Louisel hatte wieder einmal ein Stück geschrieben, und ich sollte einen meineidigen Bauern geben, der sehr fromme Reden im Mund führte, dabei seine Blutsverwandten betrog, dann bei einer Geistererscheinung sich bekreuzen will, aber die Hand nicht heben kann, mit der er einst den falschen Eid geschworen. Eine abscheulich langweilige Rolle. Ich hätte trotzdem daraus etwas gemacht, wenn der Dichter nicht darauf bestanden haben würde, mich spießgenau an den Text zu halten und nicht ein einziges Wort zu extemporieren. Die Herren selber können ja nichts, und schöpft man einmal aus dem eigenen Vollen, dann wird man „Batzenlippel" genannt, was soviel heißen soll, als eingebildeter Tropf. Das ist der Neid. Nun diesmal dachte ich gleich, daß sich diese kleinliche Prinzipienreiterei rächen würde. Wenn dem Schauspieler etwas Besseres einfällt, als der Souffleur weiß, warum nicht sagen! Daß geniale Menschen, die mit reicher Phantasie begabt sind, an Gedächtnisschwäche leiden, ist eine alte Erfahrung. Und da ein guter Schauspieler sich auf den Souffleur nicht verlassen soll, so war ich

eben wieder ganz auf mein eigenes Ingenium angewiesen bei derselben Premiere. Der erste Akt ging vorzüglich, ich heuchelte flott drauf los, als bewegte ich mich allen Ernstes in der guten Gesellschaft, und schwur mit salbungsvollster Frömmigkeit den falschen Eid. Gegen Ende des Aktes jedoch, wie der Louisel als Geist erscheint, komme ich plötzlich aus der Fassung und kann nicht weiter. Der Geist zischelt mir Flüche zu, die gerade auch nicht im Buche stehen; das verehrungswürdige Publikum beginnt zu kichern, mir wird ganz blau vor den Augen, der Souffleur schreit mir den Text her, das macht mich erst recht irre. „Halt's Maul!" rufe ich ihm zu, „laß dich einsalzen mitsamt deinem Büchel. Weiß es lang' schon, was drinnen steht, besser als du!" Die Leute werden unruhig, da ich schon einmal entgleist und in meinem Fahrwasser bin, so trete ich vor und rede lustig ins Haus hinein: „Verehrungswürdige! Was sollen's denn noch sitzen bleiben bei der Hitze! Den ganzen dritten Akt lang! Daß Sie's nur wissen, der Meineidige hat halt ein böses Gewissen, und wenn er sich vor dem Geist bekreuzen will, kann er die Hand nicht heben, es trifft ihn der Schlag, er fällt zusammen und wird vom Teufel geholt. So — da habt ihr die ganze Geschicht'." Der Vorhang fällt, aber — weil ich zu weit vorn am Rande stehe — zum Glück hinter mir, so daß er mich von den hinten drohenden Mächten trennt, hingegen dem rasenden Publikum aussetzt. Das rast, aber vor Vergnügen, und wer das nicht miterlebt hat, weiß nicht, was Applaus

ist. Von der vordersten Reihe herauf wird mir der Riesenblumenstrauß gereicht, der dem Autor des Stückes bestimmt gewesen. Ich sage noch tiefgefühlte Worte unaussprechlichen Dankes im Namen des Dichters, da höre ich rufen: „Selber behalten! Selber essen!" Das dämpfte etwas, für was halten sie mich denn, daß ich Blumen essen soll!

Das Ende ist zu erraten. Das Stück hatte keins an diesem Abend, die Wurst hatte zwei und das meinige schien gekommen zu sein. Klipp und klar zerreißen wollten sie mich. Der Direktor wollte gar nicht aufhören, mir Backenstreiche zu versetzen, rechts und links, so daß vor meinen Augen allemal die Funken stoben. Umgekehrt, wie bei einem Gewitter, wo zuerst der Blitz und dann der Schlag erfolgt. Der Louisel war halb gebrochen hinter einer Kulisse gesessen, aber nun, da es galt, einen Mord zu verhindern, eilte er herbei, um mich aus den Händen des Tyrannen zu befreien. Jene aber, die sich mit meinem Blumenstrauß befaßt, brachen plötzlich in ein mächtiges Spektakel aus, sie hatten darin, verborgen wie eine Schlange unter Rosen, eine riesengroße Leberwurst entdeckt. Diese sensationelle Entdeckung änderte — wie das schon oft so vorkam — den Lauf der Geschichte. „Volkes Stimme ist Gottes Stimme!" deklamierte der Alte — er hatte keinen übeln Baß — „und wenn's dem Publikum recht ist, so kann's uns um so lieber sein." Wir zogen uns in das Theaterrestaurant, zum Schöpsenwirt, wo unser Logement war, zurück, und der Direktor hat zur Wurst das Bier gezahlt.

Nach solchem Erfolge — der weder dem Zufall, noch dem Talente, sondern einzig nur dem Ingenium zuzuschreiben war — litt es mich natürlich nicht mehr länger bei der Schmiere. Ich wollte mich bloß einmal im Burgtheater engagieren lassen, vorher aber eine Kunstreise durch Amerika machen, denn später bekommen erste Kräfte für derlei Seitensprünge keinen Urlaub mehr.

Aber nun spreche ich aus schlimmer Erfahrung. Keinem Kollegen von der Kunst möchte ich raten, so aus dem Stegreif zu reisen. Man extemporiert wohl auf der Bühne, aber nicht nach Amerika. Das muß gut memoriert sein und für den Mimen ist der Impresario noch weit wichtiger, als der Souffleur. Ich kam natürlich gar nicht hinüber. In Bremerhaven haben sie mich zurückgewiesen; sie ahnten in mir einen Defraudeur und ahnten recht. Wollte ich nicht das größte, mindestens zweitgrößte Genie Europas nach der Neuen Welt hinüberlotsen? Auf der Rückreise wandte ich mich wiederholt an Mäcene, wovon die meisten Zwei-, andere auch Fünf-, einige sogar Zehnpfennigstücke gaben. Ich sah nun, daß meine Ruhmesbahn starke Krümmungen hatte. Eine davon führte mich aufs Schloß, wobei ich den Vorteil, der in einem einstweiligen Berufswechsel lag, sofort erkannte. Ablenkende Nebenumstände bleiben unberührt; es sei vor allem kurz angemerkt, daß ich mir auf jenem Landschlosse einen Herrn aufgenommen habe.

Ein Baron, im übrigen ein ganz netter Mensch. Nur etwas hochmütig. So ließ er z. B. seine Stiefel

jeden Tag stundenlang antichambrieren vor seinem Zimmer. Mir folgte er, obgleich ich wenig zu sprechen pflegte, nahezu auf den Wink; besonders wenn ich ihn zum Diner befahl, gehorchte er augenblicklich. Doch hatte er seine Kapricen. Ich besaß in seiner Lade immer gute Zigarren, er aber versteckte mir regelmäßig den Schlüssel dazu. Ich galt als Erzieher seiner nächsten Umgebung. Waren aber ein paar leberne Kerle dabei, die manchmal ein bischen gewichst werden mußten, wenn sie Politur annehmen sollten. Doch auch die Pantalons, Jacketts und Paletots mußten täglich mit dem Stock gezüchtigt werden. Derlei erregt natürlich die Galle, und eines Tages, als ich diese nichts weniger als angenehme Aufgabe an einem unordentlichen Pantalon erfüllte, stak zufällig schon der Herr drin. Wegen dieses Versehens gab es Verdruß. Der Herr faßte mich am Kragen, warf mich an die Wand und stieß mich mit einigen Fußtritten zur Tür hinaus, daß ich die Treppe hinabkollerte. Diesen Wink verstand ich so, als ob mich der Herr nicht in seinem Hause haben wollte. Da ich soweit immer mit ihm zufrieden gewesen war, so tat ich seinen Willen und ging davon.

Nun wieder freier Weltbürger. Doch das ist kein Beruf, der seinen Mann ernährt, weshalb sich meine Ideale anderen Richtungen zuwendeten. Plebejische Neigung zur Arbeit hat meinen Charakter nie besudelt, und wenn die Staatseinrichtung in Preußen bürgerliche Existenz nur gegen Arbeit garantiert, so hatte ich dafür bloß ein Lächeln der Verachtung.

Weil mich aber Frost und Hunger — ich will brutal aufrichtig sein — zu einem Erwerbe zwangen, so ging ich auf dem Stadtplatz von Lichtenfelde zu einem Sicherheitswachmann hin und schleuderte ihm einen Schimpf ins Gesicht. Er blickte mich an, zuckte die Achseln und wandte sich einer anderen Weltgegend zu. Ja, mein Gott, was soll ein Notleidender dann nur anfangen! In Österreich ist es doch bei Arreststrafe verboten, eine Amtsperson zu beleidigen. Glauben denn diese Herren, man wird ihrer Arrestlöcher wegen einen Diebstahl begehen? Wartet mal, ich will euch noch kurios zwingen, mir ein warmes Winterquartier zu verschaffen. Am Marktplatz, der voller Zeugen war, stieg ich auf die Brunnenstufe und schleuderte eine Majestätsbeleidigung hin, daß das Krämervolk nur so niederzuckte vor Schreck. Nun brauchte ich nicht mehr lange zu warten; zwischen zwei untadelhaft strammen Adjutanten marschierte ich dem Arreste zu, und der Richter verbürgte mir zuvorkommend drei Monate. Das genügt. Dann ist April, die Straßen sind trocken, und die Ruhmesbahn führt dann hoffentlich schnurgerade nach Wien. Man will aber nicht mit leeren Händen kommen.

Ich hatte einmal gelesen, daß ein Hauptmerkmal von Genialität ununterbrochene Schaffenslust sei. So fragte ich meine Torwache, ob sie ungefähr wisse, was ein Dichter ist. „Na nu! Jlauben Sie man, wir sinn so unjebildet, um nich zu wissen, wer das Lied jedichtet hat: Ei, was kraucht im Busch herum? Mir scheint, es is Napolium! Wir können unsern

Joethe uswendig — wissen Sie!" „Schön. Dann werden Sie auch Verständnis haben für die Persönlichkeit, der zu dienen Sie die Ehre haben. Es wird für Sie noch viel Trinkgeld abfallen, wenn Sie die Fremden in dieses Lokal führen, in welchem Goethe der Zweite interniert war. Jawohl, mein Herr, Goethe der Zweite! Ich schreibe hier einen neuen Faust!"

„Ach herrje, is nich der alte noch jut?" sagt der Schwachkopf, brachte aber doch Tinte, Feder, Papier und Streusandbüchse, worauf ich ihn kurz entließ. Mein Schreibtisch war aufs beste eingerichtet, und ich ging an die Arbeit, das heißt: ich versuchte die Feder, ob sie nicht spießig sei, und das Papier, ob es nicht die Tinte durchlasse. Soweit alles in Ordnung, übrigens . . . Man kommt sich in solchen Stunden, trotzdem einem nichts einfällt, etwas einfältig vor. Plötzlich jedoch hatte ich's — ein wahrhaft klassischer Stoff! Sofort begann ich zu schreiben vom Liebespaar, das nicht zusammenkommen soll und deshalb einen Doppelselbstmord begehen will, sich aber in dem Mittel vergreift. Die Einfälle purzelten nur so herbei, einer nach dem andern, bis mir auch noch einfiel, daß die ganze Geschichte der rote Louisel einmal erzählt hatte. Um so besser, ist gleich ein Zeuge vorhanden, daß sie wahr ist. Wenn's nach mir so viele wissen sollen, warum soll's vor mir nicht auch einer gewußt haben! Es liegt mir dran, das Stück auf die Bühne zu bringen, ehe mir etwa der Rote den Stoff stiehlt.

Bis das Frühjahr gekommen, war die Majestätsbeleidigung so gründlich herausgehungert, daß meine Seele wie eine weiße Taube vom Mund auf hätte können nach dem Berliner Schloßplatz fliegen. Dann begannen zwischen Preußen und Österreich die diplomatischen Verhandlungen, wobei ersteres den kürzeren zog. Preußen wurde nämlich verhalten, mich an Österreich abzugeben, und zwar franko und rekommandiert. Als ich unter sicherem Geleite angekommen wieder auf der Scholle des geliebten Vaterlandes stand, zu Jung-Bunzlau, haperte es mit der Sprache. Bei der gründlichen Ausbildung in meiner Jugend waren die süßen Laute der tschechischen Sprache vergessen worden. Was anfangen? Für das Burgtheater war es keine Jahreszeit, so ging ich nach Karlsbad. Aber nicht etwa, weil ich mir auf der preußischen Festung stark den Magen verdorben hätte, denn vielmehr als Gesandter! Aus dem Notenwechsel zwischen den Regierungen hatte es sich nämlich ergeben, daß mein Vater nach Karlsbad zuständig war, nun so sandten sie mich dorthin, um die Gemeinde zu vermögen, mir die weiteren Subsistenzmittel auszuwerfen. Ich verzichtete darauf, nachdem diese Stadt mich nun blindlings verleugnete und mir jegliche Ehrengabe verweigerte. Meine Absicht, mich der Chirurgie zuzuwenden, indem ich mich in einer Badeanstalt als Heizer und Frottierer unterzubringen versuchte, mißlang. So ging ich in Staatsdienste und nahm ein Amt als kaiserlich-königlicher Straßenschotterer an. Hier konnte ich aber gerade

einmal die menſchliche Undankbarkeit ſtudieren. Iſt es glaublich? Nicht eine einzige der Herrſchaften, wie ſie da auf der Straße, die ich ihnen bereitet, zwei- oder vierſpännig darüberrollten — nicht eine einzige hat mich gegrüßt, den ganzen Sommer über nicht eine einzige. Erſt gegen den Herbſt hin fiel es einem Herrſchaftskutſcher ein, mit der Peitſche nach mir zu hauen, weil ihm der Schotter zu grob war. Komiſch ſind die Leute. Ihm gefiel der grobe Schotter nicht und unſereinem ſoll der grobe Kutſcher gefallen.

Endlich um die Zeit von Allerheiligen konnte ich mich aufmachen nach Wien. Zum Behufe ethnographiſcher Studien wählte ich den Fußweg. Er iſt auch etwas näher als die Eiſenbahn, die mehrmals um die Ecke biegt. Unterwegs traf ich einen Naturarzt, einen drolligen Patron. Der ſuchte mich für ſeine Grundſätze zu gewinnen, er wollte partout das menſchliche Leben verlängern. Dem ſagte ich es, ob er denn glaube, daß die Natur ein langes Leben der Perſonen wünſche? Bei der ungeheuren Zahl an Mehrgeburten! Warum gab die Natur uns den Alkohol, den Tabak, den Heißhunger und die Weiber? Doch offenbar zur Kurzweil, das heißt, um uns das langweilige Alter zu erſparen. Wenn alles darauf ausgeht, die Zeit zu verkürzen, wieſo kann es der Heilkünſtler wagen, das Leben zu verlängern! Solch gemeingefährliche Leute ſollte man gar nicht frei herumgehen laſſen! — Na, wie der Mann geſtutzt hat! Einem ſchlichten Wanderer hatte er dieſe philoſophiſche Auffaſſung wohl nicht zugetraut. Er meinte wahrſcheinlich, ſie

wäre auf meinem Sack gewachsen. Während dieser Erörterungen wanderten wir gerade durch die böhmischen Wälder. Da packte mich mein Begleiter, der Naturarzt, ganz jählings an der Gurgel, warf mich hin und sagte, er wolle mir die Zeit verkürzen. Da ich mich nicht mehr zu wehren vermochte, so wollte ich ihm meine Habe schon freiwillig abtreten. Da wurde er von einem heranrasselnden Wagen verscheucht, und ich war froh, den gelehrigen Heilkünstler, der plötzlich so — kurzweilig geworden war, los zu sein.

In Wien hatte ich einen Freund. Es war der Baron, auf dessen Landschloß ich einmal Erzieher gewesen. Er besaß ein Palais auf der Ringstraße und hätte sich über meinen Besuch gewiß herzlich gefreut, wenn er nicht gerade verreist gewesen wäre. Um in der Burg eine Audienz zu erwirken, beim Theaterintendanten, das war eine Angelegenheit späterer Tage, bis mein neuer Anzug fertig sein würde. Da ich an diesem Abend also weiter nichts anzufangen wußte, ging ich in ein Vorstadttheater. Weder der Kassierer noch der Billeteur erkannte mich, ich war nämlich vorher noch nie dort gewesen. Das Theater war zum Brechen voll, ich hatte einen der obersten Plätze genommen und konnte mich ganz in das neue Volksstück vertiefen, das gegeben wurde. Allen Respekt, das heiße ich Komödie spielen — und schreiben! Die können es um einiges besser, als weiland wir von der Schmiere, mit Einschluß des Louisel, der auch just kein Plattschädel gewesen ist. Ein Landpfarrer, der sein Stubenmädchen liebt und es mit

einem andern trauen muß. Mag bitter sein! Und ein halbwilder Mensch, der ihn verraten hat und doch nachher zum Pfarrer kommen muß, weil seine Mutter ins Wasser gegangen ist. — Nach meiner Ansicht war diese Figur verhaut. Inkonsequente Charakterdurchführung. Was kommt er denn zum Pfarrer, wenn er ihn nicht leiden mag? — Ich blieb indes bis zum Schluß — um etwas Besonderes zu erleben.

Als der Vorhang gefallen, brach ein solcher Beifallssturm los, und ein Lärmen nach dem Verfasser, daß dieser, von zwei andern gezerrt, auf die Bühne kam. Ein Mensch — mir kommt er bekannt vor, den muß ich ja schon — Wo mag ich ihn nur — Jesses und Jusef, ist das nicht der Louisel? Der rote Louisel — wenn er heute gleichwohl schwarz ist auf und auf, und blaß im Gesicht vor Aufregung. Der Louisel ist's! „Louisel, Collega!" schrie ich und klatschte mir die Hände zuschanden. „Louisel! Collega!" Aber er hört's nicht, denn die tausend anderen lärmen noch abscheulicher. Immer wieder kommt er heraus, der Popularitätshascher, ich schwenke das Sacktuch, es war freilich nicht mehr weiß, er sah es nicht, er sah und hörte mich nicht, so tief war er vertölpelt in seinem Erfolgsdusel. — Armer Junge!

Nun endlich beschaute ich mir auch den Theaterzettel recht. Meiner Six! L. Gruber! — Gruber schrieb sich doch der Rote. Daß mir das nicht gleich aufsiel! — Natürlich lief ich wie wahnsinnig durch alle Gänge, verlief mich in alle Winkel, fand aber nicht den Eingang auf die Bühne. Diese verdammten

Stadttheater. Wie einfach war es doch bei uns auf dem Lande, zur Bühne zu kommen! Vom Anger durch das Scheunentor und drinnen war man. Aber hier die Schlamperei! Wohin man wollte, dahin kam man nicht; und wohin man nicht wollte, dahin kam man. Am hinteren Ausgang, wo die Schauspieler sich entfernten, habe ich ihn erwartet. Nach einer Weile kam er mit mehreren aufgeregt sprechenden Herren heraus. Ich flog ihm an den Hals: „Louisel! Ich bin's, ich der Walter!" Vor eine Straßenlaterne zog ich ihn, er schaute mich erstaunt an. Er murmelte was. „Das Stück hast du gemacht!" rief ich fast toll vor Vergnügen. „Louisel, dieses großartige Stück! Bist aber doch ein Mistvieh, du! Wenn man noch du sagen darf zu dir."

„Du sagen schon," antwortet er sich fassend, „das — das andere aber kannst du für dich behalten."

„Nicht böse sein, Brüderl!" Immer wieder von neuem mußte ich ihn umarmen, den Gefeierten. Mehrere Männer schleppten ihm Kränze nach, einer rief den Fiaker. Jetzt erst wurde es mir klar, wie gern ich den Louisel hatte. „Närrisch werde ich dir vor Freude!" rief ich, „dieses Wiedersehen! Ein solches Wiedersehen! Knabe, dieser Abend wird gefeiert. Gefeiert, wie die Götter keinen in ihrem Kalender haben."

„Du mußt mich schon entschuldigen," sagte er zerstreut, wie Dichter immer sind, „ich bin heute in einen kleinen Privatkreis geladen."

„Genier' dich nicht, alter Freund! Jeder Kreis ist mir recht, auch der privateste, wenn nur du drinnen

ſtehſt. Große Geſellſchaft habe ich, ſoviel du weißt, nie geliebt. Da ſind mir die gemütlichen Zirkel weit angenehmer. Wohl auch hübſche Damen, wie? Na, heute will ich dir das Vorrecht, Löwe zu ſein, nicht ſtreitig machen. Koloſſal lieb von dir, daß du mich mitnimmſt!"

Dieweilen bemerkte ich, daß ihm mein Anzug aufgefallen war. „Der iſt etwas maleriſch, Junge, was? Nun, den neuen hat der Schneider noch nicht fertig."

„Bei welchem läßt du denn arbeiten?" fragte er.

„Das weiß ich im Moment noch nicht. Beim kaiſer-königlichen Hofſchneider, denke ich."

„Nicht wahr, Walter," ſagte er freundlich, aber verteufelt beſtimmt, „du biſt ſo gut und kommſt nächſter Tage einmal zu mir. Warte, ich will dir meine Adreſſe aufſchreiben."

„Dein Stück muß ins Burgtheater!" rief ich begeiſtert.

Er ſtieß jenes kurze heiſere Lachen aus, das wir bei ihm immer das ungläubige Lachen genannt haben.

„Laß das gut ſein, Louiſel!" ſagte ich, „es ſoll meine Sorge ſein. Das Stück kommt in die Burg!"

Mittlerweile überreichte er mir das Papier mit der Adreſſe und unter demſelben — ich erkannte es ſchon im Greifen. Nur wußte ich nicht, wieviel. Damit war ich aber auch entlaſſen. Der Schlucker! Gedrückt fühlte er ſich in Gegenwart eines künftigen Hofſchauſpielers. Dieſen Abend wollte gerade er einmal der Hahn im Korb ſein in ſeinem Privatkreis. Ich

will ihm's nicht verdenken. Aber neugierig war ich doch. Kaum war der Wagen davongefahren, ging ich hart unter die Laterne. Zehn Gulden! Schundig, bei diesem vollen Hause. Und für morgen ist dieser verliebte Pfarrer wieder angesetzt. Ich höre, die ganze Woche hindurch. Ein Schweineglück! Lasse Zeit, Louisel. Das Glück ist kugelrund.

In wenigen Tagen war ich soweit beisammen, daß ein Antrittsbesuch bei der Intendanz gemacht werden konnte. Ich ließ mich also melden, doch war Seine Excellenz diesmal nicht zu sprechen. Es werden Tage kommen, mein lieber Herr, wo du bei Walter antichambrierst! Dann unterhielt ich mich leutselig mit dem Diener im Vorzimmer. Natürlich war die Rede von dem neuen dramatischen Stern, der aufgegangen.

„Ich bitte Sie," sagte ich, „noch heute wäre dieser Mensch bei der Schmiere! Ganz natürlich! Seinen Erfolg hat er mir zu verdanken, mir einzig und allein. Wenn meine Bemühungen nicht schon auf kleinen Theatern das bischen Talent zum Leuchten gebracht hätten! Ist übrigens ein guter Junge, wird sich hoffentlich noch machen, wenn er die Ratschläge vernünftiger Freunde nicht in den Wind schlägt."

„Sie kennen also diesen Anzengruber?" fragte der Diener ergebenst.

„Anzengruber? Nein, den kenn' ich nicht Wieso?"

„Weil Sie sagen, daß er Ihnen den Erfolg verdankt."

„Ich spreche vom Louisel. Von Gruber, wenn

Sie die Güte haben wollten, etwas weniger zerstreut zu sein."

„Wenn Sie vom Verfasser des Pfarrers sprechen, lieber Herr," versetzte der Kammerdiener unangenehm dreist, „so heißt derselbe nicht Louisel, sondern Ludwig, und nicht Gruber, sondern Anzengruber. Früher ein fahrender Komödiant; seit kurzem ein kleiner Polizeibeamter soll es sein. Heute steht's in allen Blättern."

In solchen Momenten greift der klügste Mensch sich an den Kopf. Ist das möglich? Ist eine solche Falschheit möglich? Hat sich der Mensch jahrelang unter falschem Namen herumgetrieben, hat seine Freunde damit beschwindelt und hat schließlich noch die Frechheit, Polizeibeamter zu werden!

Ein Komödiant müsse doch Komödie spielen können, hatte damals der gute Cerberus an der Pforte der Intendanz gesagt. Zum Teufel, ja, das muß er können. Verstellen muß er sich können. Das muß er! Aber — wie es sich später zeigte — der Hund ging weiter. Da hat er sich immer gleißnerisch für einen kleinen, bescheidenen Kerl ausgegeben und in Wahrheit war's ein großer Mann! — Nein, eine solche Unverläßlichkeit überschreitet die Grenzen!

Hans Johanns Hauptsache.

Wenn ich sage, es war ein einzig guter, rührender Mensch, so legt jeder das Buch hin und läuft davon. So sage ich lieber, er war ein Taugenichts.

Und das war er auch.

In den Schulen, wo er stets vorgeschriebene Marschroute hatte, da ging es noch an. Aber als er selbst der leitende Teil ward, als Lehrer in der Dorfschule, da ging es nicht mehr an. Die unterschiedlichen Kinder machten ihm viel zu große Sorgen, als daß er sich ihrem Unterrichte widmen konnte. Ob sie in der Fibel lesen konnten oder auf der Schiefertafel die Ziffern zusammen zählen und in einer sehr verläßlichen Ordnung hinschreiben, das war Nebensache. Hauptsache war die Gesundheit. Und so kümmerte er sich, ob das kleine Volk auch warme Jöpplein hätte und Schuhe an den Füßen, ob die Kinder wohl gewaschen und gekämmt wären — und wo es mangelte, da griff er flink zu und trachtete, beim Bäcker, beim Müller, beim Fleischer, als den Großen des Dorfes, für die armen Wald- und Gebirgskinder

altes Gewand zu bekommen; er nahm auch Eßwaren und ließ durchblicken, daß solche Wohltaten an ihren eignen Kindern würden vergolten werden. Die großmütigen Spender verstanden das so, daß — wie die Kinder der Armen Not an Hemden und Strümpfen hätten, die Kinder der Reichen zumeist Not an guten Schulnoten haben, und daß der Herr Lehrer dann wohl den richtigen Ausgleich treffen würde. Hans Johann sah auch wirklich nicht ein, weshalb er die Spenden für mittellose Kinder nicht mit hübschen Fleißzetteln und ausgiebigen Fortgangsklassen der reichen Bürgerskinder schlichten sollte. Hauptsache war die Gesundheit. Und so setzte er sich auch gerne zu den Kindern auf eine Bank und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln, wie sie gesund bleiben, ihren Körper stärken und zur Arbeit tüchtig werden könnten. Solches Bestreben war nicht fruchtlos und nach einem Jahre schon waren alle Kinder reinlich gehalten, soweit ordentlich gekleidet und von frischerem Aussehen. Der Bezirksschulinspektor aber konnte bei der Schulschlußprüfung nichts als den Kopf schütteln und die Hände ringen, und als die Kinder nach überstandener Plage lustig davondrollten, stellte er sich vor den Lehrer hin, rang wieder die Hände und rief: „Aber um Gottes willen! Herr Johann!"

Sonst sagte er nichts. War auch nicht nötig.

„Seh's eh ein," sprach der Lehrer ganz gemütsruhig, „daß ich nicht recht tauge zu einem Lehrer."

„Wenn Sie irgendwo eine Stelle als Kindsmagd bekommen können, greifen Sie sofort zu." Mit

diesem wohlwollenden Rate ging der Bezirksschulinspektor seines Weges.

Und der Hans Johann des seinen. Denn er war erledigt. Aber nicht auf lange. In demselben Orte hatte er unschwer die Briefträgerstelle bekommen. Er hatte täglich über Berg und Tal zu gehen und den zerstreuten Vierteln die Post zu vermitteln. Das tat er auf das gewissenhafteste, und wenn ihm ein Bauer eine Post auftrug, für ihn im Dorf Einkäufe zu besorgen, oder eine Bäuerin irgend was Wichtiges zur Nachbarin zu befördern hatte, so tat er's bereitwillig, vergaß aber dabei manchmal, einen Brief abzugeben. Es war zuwider, aber Besonderes daran konnte Johann nun nicht finden. Was pflegen sich die Leute denn zu schreiben? Daß sie, Gott sei Dank, soweit gesund sind, daß der oder die geheiratet hat oder gestorben ist, daß es sonst nichts Neues gibt und daß sie schön grüßen lassen. Ob die Bauern das wissen oder nicht, Hauptsache ist, daß man ihnen mitunter eine Gefälligkeit erweisen kann. Das ging ein Jährchen so herum. Dann kam die Geschichte mit dem Geldbrief. An den Obergamshofer in Spittelberg hatte Johann einen Geldbrief zu bestellen. Aber der Weg dahin ist ziemlich weit, unterwegs hatte er ein mühseliges Bettelweib getroffen. Dem war die Fußkrücke entzweigegangen und so konnte es nicht recht vorwärts. Johann ging ins Wegmacherhaus um Werkzeug und zimmerte der Alten eine neue Krücke. Denn es war just des Obergamshofers Weidknecht des Weges gekommen, dem konnte er den Geldbrief

mitgeben. „Ja richtig, Mathes," sagte er noch, „das Blattel da mußt unterschreiben. Nicht können tust schreiben? Nachher mach halt drei Kreuzeln. Bin froh, daß du mir den Weg ersparst. Hauptsach' ist, daß das Mutterl da wieder auf die Füße kommt. Bleib schön gesund, Mathes."

Einige Wochen später kam's zutage, daß der Obergamshofer keinen Geldbrief erhalten hatte, daß ihm aber sein Weidknecht durchgebrannt war. Dieses Ereignis kostete dem Briefträger allerhand und auch den Dienst.

Jetzt hatte er Zeit, sich den Hauptsachen zu widmen, und merkwürdig — jetzt verlangte niemand danach. Ja, es kam allmählich ungefähr so heraus, als ob für den Hans Johann nun die Hauptsache wäre, einstweilen nicht zu verhungern. Er bewarb sich also wieder um einen Dienst. Das Steueramt im nächsten Bezirksorte suchte einen Amtsboten. Aber den Johann nahm man nicht an, aus Besorgnis, er würde aus Erbarmen mit den Parteien die Steueraufträge unterschlagen. Das Bezirksgericht hatte für einen Gerichtsarrest die Profosenstelle ausgeschrieben; der Bewerber Hans Johann wurde rundweg abgelehnt; der hätte keinem Arrestanten die Türe verschlossen nach dem Grundsatz, Hauptsache bei den Menschen sei die Freiheit. Soweit war unser Johann schon in Verruf gekommen. Dann verscholl er auf einige Zeit, um später in einem Haushaltungsbureau aufzutauchen.

Hier war er fleißig und akkurat und füllte seine Stelle völlig aus. Aber es war das Haushaltungs-

bureau eines Siechenhauses. Seine Erholungsstunden brachte er bei den Siechenden und Krüppeln zu, um ihnen die Zeit zu vertreiben und sie aufzumuntern. Er ließ sich von ihnen ihre Anliegen erzählen; sie, auf die sonst niemand mehr hören wollte, an denen jeder gleichgültig vorüberging, waren seiner Teilnahme so froh. Er besorgte den Ofen, wenn sie fröstelte, holte ihnen ein frisches Glas Wasser, wenn sie dürstete, schrieb ihnen Briefe an Angehörige. Dann blieb er noch länger und las ihnen erbauliche oder lustige Geschichten vor oder trieb Schwänke und Späße in eigner Person. So daß die Armen getröstet und munter wurden. Wenn er darob bisweilen seinen Bureaudienst versäumte, so dachte er, ob die Reisballen, die Strohsäcke und Bettdecken und Medizinen aufgeschrieben werden oder nicht, wenn sie nur da sind. Hauptsache sind die armen Leutle und daß sie immer einmal ein bissel Zerstreuung haben.

Da war in der Anstalt ein alter Holzhändler, so vergichtet und mühselig, daß er in der dunkeln Stube bleiben mußte, wenn draußen die warme Sonne schien, weil niemand war, der ihn ins Freie führte. Als nun der Schreiber Johann erschien, der tat es gerne. Er blieb auch sitzen unter dem Kastanienbaum neben dem alten Manne und hörte geduldig seinen Klagen zu. Und eines Abends, als die übrigen Spazierhumpler und Sitzer sich verzogen hatten, weil es kühl geworden und auch Johann seinen Schützling ins Haus führen wollte, blieb der Alte sitzen, langte mit der dürren, fiebernden Hand hinter seine Brust-

jacke und zog ein verknülltes, vergriffenes Paket heraus.

„Herr Johann!“ ſagte er leiſe und haſtig, „das gehört Ihnen. Es iſt mein Geld, ſie wiſſen nichts davon. Ich mag nit, daß es in den großen Sack kommt, da ſpürt kein Menſch was davon. Sie ſind der Menſch, der's recht anwendet. Es gehört Ihnen. Da, da — nur geſchwind einſtecken!“

Johann nahm das Paket in die Hand. „Sie meinen, daß ich's Ihnen aufheben ſoll.“

„Ich brauch's nimmer. Will nur, daß wer was hat davon. Erſpart iſt's redlich. Aber dumm dürfen Sie nit ſein und es ausplauſchen. Tun's es gut einſchieben.“

Es ſchien ihm nicht weh zu tun, dem Alten, wie er nun ſeinen Sparpfennig hingab, an dem er wohl viele Jahre lang geſammelt hatte und an dem ſein Herz gehangen war. Aber angelegentlich verfolgte ſein Auge den Vorgang, wie Johann das Paket in ſeine Bruſttaſche ſteckte. „Schön fleißig zuknöpfeln!“ murmelte der Alte und knöpfte mit krampfigen Fingern über Johanns Taſche den Knopf ein. Bald hernach wankte er am Arm des Schreibers ins Haus.

An demſelben Abend war's, daß der Direktor der Anſtalt dem Hans Johann eröffnete, daß er entlaſſen ſei. Grund gab er keinen an, war auch überflüſſig. Johann wußte recht gut, daß er nicht aufgenommen worden, um die Pfleglinge zu unterhalten, ſondern um die Rechnungen und Wirtſchaftskorreſpondenzen

zu besorgen. Da er letzteres vernachlässigt hatte, so fand er seine Abdankung völlig in Ordnung.

Stärker überrascht war er nachher auf seinem Zimmerchen, und zwar von der Menge Geldes, die er im Paket fand. Dafür kann man ja ein Schloß kaufen und den alten Holzhändler in der Kalesche hineinführen! Und dann kann der Hans Johann sein Kammerdiener werden -- so ist allen geholfen.

An einem der nächsten Tage, als er mit solch neuem Lebenslaufe beginnen will, ist der alte Gichtkrüppel richtig schon seit frühmorgens tot. Der Johann steht wie zerschlagen da. „Was tu ich jetzt!" Auf die Leiche verwendete er nicht viel, denn davon hat niemand was und der Hans Johann ist ein praktischer Mann. Auch Almosen teilte er nur spärlich aus; Almosen sagte er, mache Bettler; den Leuten müsse man viel gründlicher helfen. Von seinen großen Mitteln ließ er noch nichts verlauten, nur daß er ein Weilchen später im vorderen Labachtal, dort wo es windgeschützt und sonnig ist, ein Grundstück kaufte und große Erdarbeiten beginnen ließ. Eine Anstalt für Gichtleidende und Unheilbare soll errichtet werden, wo die armen Kranken besonders gut gehalten werden müssen und wo er mitten unter ihnen leben will, um zu helfen, zu trösten, wie es nötig sein wird.

Während die weitläufigen Grundfesten zu diesem Gebäude gegraben und gebaut wurden und stellenweise schon ein Mauerwerk emporzustreben begann, half der Johann einem notigen Kleinhäusler das Heu und das reife Korn unter Dach bringen, denn das —

meinte er — sei für den Bauern die Hauptsache. Inzwischen, zu den kleinen Ruhepausen, trachtete er im Heu oder auf den Garben dem Söhnlein des Kleinhäuslers das Abc beizubringen; derlei Buchstaben, sagte er, seien zwar nicht die Hauptsache, auch die Lesekunst nicht und auch die Gelehrtheit nicht, aber daß man mit solchen Wissenschaften in der lieben Welt weiterkomme und ein tüchtiger Mann werde, das sei die Hauptsache.

„Wann d' schon alleweil von der Hauptsach' redest, da hast eine!" Mit diesen Worten versetzte ihm der Kleinhäusler eine klatschende Ohrfeige. „Garbentragen heißt's jetzt und nit schulfuchsen!"

Der Johann griff sich an sein also besachtes Haupt und schwieg. Richtig ist's eh, dachte er, wenn sie im Winter was zu essen haben wollen, muß man jetzt ernten. Daß er für sich nur Undank erntete, das war er schon gewohnt und fand es auch für selbstverständlich. So viel Tiefblick hatte er wohl, um zu wissen, daß es am besten sei, einem, dem man was Gutes getan hat, nachher in weitem Bogen auszuweichen; denn die Begegnung mit dem Wohltäter, den sie nicht mehr brauchen, ist den Leuten zuwider und der ganze Mensch wird ihnen zuwider, sie wollen am liebsten nichts mehr mit ihm zu tun haben. Außer sie brauchen ihn wieder plötzlich einmal, dann halten sie es auch für selbstverständlich, daß er ihnen neuerdings hilft, und wenn er das zufällig einmal nicht kann, so werden sie ihm weit feindseliger als einem anderen, der ihnen nie was Gutes getan. Das

alles hatte Johann erfahren und er dachte weiter nicht darüber nach. Er war jedem dankbar, der sich von ihm etwas Gutes tun ließ und blieb ihm dankbar und betrachtete ihn als einen Gönner, dieser mochte oft noch so roh und erkenntnislos sein. Nun, so hat den Johann auch die Ohrfeige nicht im mindesten beirrt, er half emsig Garben tragen, und abends, als der Häusler ihm freundlich eine gute Nacht zurief, schlich der Johann gerührt in seine Behausung und dankte Gott für die vielen guten Menschen, die er erschaffen hat.

Wenn Johann dann wieder hinausging, um die Fortschritte seines Baues zu beschauen und wie emsig hier brave Leute arbeiteten, um armen Kranken ein Heim zu schaffen, da freute ihn die ganze Welt. Jedoch aber! Als die dritte Auszahlung war und der Baumeister darauf drang, endlich doch auch einen Kostenüberschlag zu bestimmen, da kam für unsern Idealisten einmal eine wirkliche Überraschung. Er hatte gemeint, mit seinen zweieinhalbtausend Gulden, dem Nachlasse des alten Holzhändlers, ein stattliches Krankenhaus mit den hierzu erforderlichen Stiftungen bestreiten zu können, und nun zeigte es sich, daß das Geld schon verbraucht war, während das Mauerwerk kaum noch mannshoch aus der Erde hervorstand. Da haben wir's jetzt. Der Johann griff sich an den Kopf und rief: „Deixl, Deixl noch einmal, daß so was so saumäßig teuer mag sein!" Nun mußte der Bau eingestellt werden und mit dem Gelde, das zu so hohen Dingen bestimmt gewesen, war nichts

geschaffen als ein durchwühlter Boden mit Schutt und Steinen. Hans Johann wollte sich jetzt den Kopf wegreißen. Nicht ob der Leute Gelächter und Spott, denn hierin hatten sie ja recht, und er lachte und spottete mit ihnen — ach wie bitter bitterlich ist es, sich selbst auslachen zu müssen. Daß er aber ein so grundschlechter Verwalter des Nachlasses gewesen und kein einziger Notleidender davon auch nur um eines Hellers Wert Erleichterung hatte, das wollte ihm nicht gestatten, einen solchen Kopf noch länger auf dem Rumpfe stehen zu lassen. Jetzt wußte er endlich auch, was bei ihm die Hauptsache war. Eine grenzenlose Dummheit.

Fast schien es, als hätte er nun auch allen Kredit verloren. Wenn er jemand auf der Straße das Bündel wollte tragen helfen, oder wenn er am geländerlosen Labachsteg schwindelige Leute hinüberführen wollte, da sagten sie dreist: „Schau du auf dich selber!" Und das war tatsächlich ein guter Rat, denn er begann leiblich zu verkommen und zu verderben. Auf der Baustelle, zwischen den Mauern und Sandhaufen baute er Erdäpfel an, aber diese wußten, daß der stolze Grund nicht ihnen vermeint gewesen, fühlten darob ihre Ehre verletzt und wollten nicht recht wachsen. Als sie im Spätherbste endlich doch so weit waren, daß sie den Spaten lohnten, dachten die Nachbarsleute: der Johann verschenkt sie ja doch! und stahlen ihm die Erdäpfel in der Mondnacht.

So ist die praktische Seite von Johanns Tätigkeit stets unpraktisch ausgefallen, während über die ideale

das Fazit im Himmel gezogen wird, wir einstweilen also keinen Einblick haben. Zu jener Zeit aber behauptete ein tiefsinniger Mensch, der Hans Johann würde seinen Mitmenschen noch einmal tüchtig imponieren und er hätte das Zeug zu einer großen Heldentat. Man hörte aber nichts weiter, als daß Johann in einem Eisenwerke ein Weilchen Schichtenschreiber war. Später soll er in einem Meierhofe des Unterlandes als Taglöhner gesehen worden sein. Und dann hörte man gar nichts mehr von ihm. Er war verschollen und auf der verlassenen Baustelle, wo das große Krankenhaus hätte stehen sollen, wucherten Nesseln und Disteln.

Um so merkwürdiger ist es, daß viele Jahre später von Leuten, die darum wußten, bei Mostar in der Herzegowina auf einem Friedhof ein halb verwitterter Grabstein gefunden wurde, der die Inschrift trug: Hans Johann, Soldat aus dem steirischen Infanterieregimente 27. Und darunter einige Worte in türkischer Sprache. Die darauf angestellten Forschungen ergaben folgendes: Hans Johann soll unter außergewöhnlichen Umständen für einen jungen Rekruten, der sehr an Heimweh litt, eingestanden sein, sei aber ein spottschlechter Soldat gewesen. Bei dem Einmarsche der Österreicher in die Herzegowina habe sich auf einem Bergpasse zwischen den Österreichern und den Türken ein Gefecht entsponnen. Johann sollte schießen, da sah er in demselben Augenblick, von einer anderen Kugel getroffen einen türkischen Soldaten fallen. Das Gewehr warf er weg und eilte

hin, um dem Schwerverwundeten beizustehen. Während er ihm aus seiner Feldflasche Labung einzuflößen suchte, sank er selbst nieder, von einer österreichischen Kugel getroffen. Der türkische Soldat, der mit dem Leben davongekommen, habe den barmherzigen Österreicher mit Ehren begraben lassen und den Denkstein mit der Inschrift gestiftet. Die türkischen Worte auf demselben heißen zu deutsch: Aller Hauptsachen Hauptsache ist die Liebe.

Der Armeleut-Sucher.

In den sechziger Jahren war's, als eines Tages ein merkwürdiger Mensch nach Alpel kam. Auf einem Steirerwäglein war er dahergefahren mit einem stattlichen Schimmel, den er selbst leitete. Auch er war stattlich, hatte ein rundliches Bäuchlein, um das der breite Ledergurt geschnallt war, wie ums Faß der Reifen. Vor diesem Bäuchlein soll er sich gefürchtet haben, daß es allmählich für die dünnen Beine zu groß und schwer werden könnte. Einer jener Hammerwerksbesitzer aus dem Murtale war er, denen es um jene Zeit noch so gut ging, bei denen das Gewerbe noch so glatt in der Väter Geleise lief, daß sie selbst ihre leibliche und geistige Tätigkeit vorwiegend auf Essen, Trinken und andere vergnügliche Übungen anwenden konnten. Weil es standesgemäß war, tat's auch der Wolfhardt von den sieben Hämmern. Dabei traf ihn aber das Mißgeschick, daß er fett wurde. Der Arzt verordnete ihm eine Abmagerungskur, er aß ein halbes Jahr lang nur Gemüse, Obst, spärlich Rindfleisch, und wurde dabei noch beleibter. Denn der Appetit war für alles vorhanden, für Sauerkraut

wie für Kapaunen, für Apfelbrei wie für Torten, für Obſtmoſt wie für Bier und Sekt. Alles ſchmeckte ihm, alles bekam ihm wohl; doch nun hatte der Wolfhardt von den ſieben Hämmern hinter ſeinem Speckwanſte ſeltſamerweiſe noch ein Herz, das ſonſt hinter ſolchen Wülſten leicht zu erſticken pflegt. Ein Kanzeleiferer, ein fremder Gaſtprediger, hatte es aufgeweckt. Der Chriſt gehöre dem Reiche Gottes, das dort iſt, wo die Ärmſten der Armen ſind. Der Richter komme um Mitternacht und fordere Rechenſchaft über die Verwaltung des Vermögens. Ein bißchen Herz für die Armen hatte Wolfhardt ja immer gehabt; nun, bei ſeinem Wohlleben fielen ihm ſehr oft ſolche Leute ein, die nichts oder nur ungenügend zu eſſen hatten, und die in Gefahr waren, an Auszehrung zu ſterben, während er im Speck umzukommen fürchtete. Zum Glücke geſtatteten es ſeine Vermögensverhältniſſe — denn er hatte die ſieben Hämmer an eine Geſellſchaft für ſchweres Geld verkauft — den Armen etwas zukommen zu laſſen, um ſo leichter, als er unverheiratet war. Nur kamen ihm auch in dieſer Sache Bedenken, wie Wolfhardt ja einer von denen war, die beſonders in geſetzterem Alter vor lauter Bedenken zu keiner Betätigung kommen können. Freilich wollte er Arme ernähren, fürchtete darüber aber, die Allerärmſten zu überſehen. In ſeiner Gegend gab es ja Leute genug, die ſich kümmerlich fortbrachten, aber ſie brachten ſich trotzdem fort. Eigentlich Arme gab es nicht, während in anderen Tälern, beſonders in den unfruchtbaren Gebirgsgrä-

ben, gewiß auch solche Leute sein würden, die an Entbehrung und Hilflosigkeit zugrunde gehen müssen. Was nun, wenn sein Leben im Fette plötzlich erstickt und die arme Seele muß dem strengen Richter Rede stehen, wie es mit der Nächstenliebe gewesen sei? Ob zur selben Zeit, da er sich seinen Speck geholt, nicht Mitmenschen an Hunger gestorben wären? — Wenn Wolfhardt daran dachte, wurde ihm übel. Eines Tages spannte er seinen Schimmel ein, setzte sich auf den Wagen und fuhr ins Land hinaus, um Arme zu suchen.

So war denn dieser merkwürdige Mensch in unser Alpel gekommen. Er hatte ein breites Gesicht und einen falben Backenbart, der auf dickem Halse wie ein wulstiger Pelzkragen herumlag. Die Äuglein schienen verwachsen zu wollen; das eine war abgestanden, er hatte daran ein „Blümerl", wie die Leute sagten. Mit dem anderen lugte er schlau hin, und den Kopf mit dem befederten Steirerhute neigte er im Gespräche schief vor, weil er etwas schwerhörig war. Trotzdem sah man ihm die Behaglichkeit an, mit der er in seiner wohlgepolsterten Haut stak. Aber mit unserer Gegend war er nicht ganz zufrieden. Die alten großen Bauernhöfe mit frisch-heiterem Gesinde, die weiten Haferfelder, die saftigen Wiesen und Weiden mit den beleibten Rindern, die schlagbaren Waldungen sahen nicht danach aus, als ob er sich in einem Tal von Notleidenden befände. Doch wies ihn der Ortsrichter in die Grabelhütte. Dort wäre freilich wohl Elend daheim. Hochwasser habe die Wiesen

verschüttet, die Lawine eine melkende Kuh begraben, dazu hätten die Leutchen ihr Grundbuch voll Schulden.

Ja, das könnte etwas sein, dachte Wolfhardt, und ließ sein Rößlein gegen die Grabelhütte traben. Vor derselben saß ein altes Mütterlein und kräutete Feldrüben ab. Sie antwortete auf sein Befragen, sie müsse lügen, wenn sie sage, es gehe ihnen gut. Aber zu beißen hätten sie allerweil noch ein bissel was, gesund seien sie auch und das sei die Hauptsache. Auf Borg, wenn er geben wolle, nähmen sie schon, aber schenken hätten sie sich noch nichts lassen müssen. Da sei die alte, kranke Sina oben in der Kohlstatt freilich wohl ärmer dran.

„Ich kann natürlich nur die Ärmsten bedenken," sagte Wolfhardt, wünschte schön guten Tag und ließ sich von einem Hirtenknaben hinaufbegleiten zur Sina in der Kohlstatt. Das Fuhrwerk mußte zu Tale bleiben und der stattliche Herr schnaufte und schnob den steinigen Bergweg hinan, blieb alle zehn Schritte stehen, um sich mit rotem Sacktuch Gesicht, Haupt und Nacken zu trocknen. Zum Glücke für seine Lunge begegnete er der Sina schon unterwegs. Wie eine dünne braune Raupe kroch sie am steilen Berghange herum und sammelte Preiselbeeren in einen Korb. Bis der Korb voll sei, entgegnete sie auf Wolfhardts Anrede, laufe sie mit demselben ins Mürztal und verkaufe die Preiselbeeren.

„Aber Ihr sollt ja krank sein, höre ich?"

„O, freilich wohl. Seit Jahr und Tag krank.

Dazu hat mich die Gicht, wiſſen S'; aber ins Mürztal dermach' ich's ſchon noch."

Die iſt krank und hat noch dazu die Gicht und lauft mit dem Beerenkorb ins drei Stunden entfernte Mürztal. Andere ſind geſund und können nicht einmal das Rückerl Berg herauf.

„Werden Euch die Preiſelbeeren wohl gut bezahlt?"

„Das glaub' ich!" kreiſchte ſie lachend auf, „heuer ſchon gar, weil's nit g'raten ſind. Und die Kindberger Frauen brauchen ſie zum Einſieden."

„Wie viel bekommt Ihr denn für ſo einen Korb voll?"

„Gar fünf Sechſerln hat ſie mir gegeben, 's letztemal, die Frau Lebzelterin. Lebt eins davon wieder prächtig eine ganze Woche."

„Verdient Ihr Euch nicht auch auf der Kohlſtatt?"

„Seit etlich' Jahren nimmer. Mein Mann hat dem Riegelberger ſeinen Wald verkohlt, nachher iſt er geſtorben. Hock' ich jetzt halt allein in der Hütten und heiz' mir ſchön warm ein."

„Die Hütte gehört doch Euch?"

„Ei wo? Wird die Hütten mein gehören! Iſt dem Riegelberger ſeine. Ich wohn' halt gleich ſo drin und wenn keine Gichtwochen ſind und es geht 's Beerengeſchäft ſoweit, aſtn fahlt mir nix."

„Sagt mir, gute Frau, gibt's in dieſer Gegend herum nicht irgendwo arme Leute?"

„Arme Leut'?" ſagte die Sina langſam nach

und besann sich. „Die armen Leut' gfolgen (langen) freilich überall aus. Aber da weitum wüßt' ich nit recht. Müßt nur der Hautjud! Sollt' der Herr nit beim Zwickel-Sommerstall vorbeikommen sein? Dort hat er alleweil gewohnt mit seinen Häuten. Na, dem gehts freilich schlecht."

Beim Waldbauern hat der Hammerherr näheres erfahren über den „Hautjuden". Das sei ein armer Hausierer, der seit zwanzig Jahren in Alpel und Umgegend herumgehe, um Tierhäute zusammen zu kaufen. Besonders nach Hunde- und Katzenhäuten, die billig zu haben seien, stehe sein Sinn. Aber auch Wiesel- und Marderfelle, Fuchshäute und Rehdecken könne er brauchen, was manchem Wildschützen schon etliche Groschen eingetragen habe. Gewohnt habe er in schlechten Bodenkammern oder Scheunen oder leerstehenden Ställen, wo er auch seine Hautlager gehabt. Auch ein Jüngel wäre bei ihm gewesen, das in ersteren Jahren mit dem Alten, später selbständig hausieren gegangen und große Bündel von Häuten, aber auch Fetzen, altes Schuhwerk und Knochen, rostiges Blech, Haar von Pferde- und Ochsenschwänzen gesammelt habe und andere Dinge, die in Bauernhöfen unbrauchbar, fast umsonst oder gegen etwas Bandelzeug, Zwirn oder Nadeln an die Hausierer abgegeben werden. Hatten sie einen größeren Vorrat beisammen, so ließen sie ihn mit Ochsen zur Eisenbahn hinausführen und verreisten selbst auf einige Zeit, bis sie plötzlich wieder da waren, Häute, Lappen und allerlei Trödel sammelten.

Als der Knabe zu einem schmächtigen, blassen jungen Manne herangewachsen war, der unter seiner langen herabgebogenen Nase den schwarzen Bartanflug bekam, wurde er auf einmal in der Gegend nicht mehr gesehen. Der alte Jude ging immer allein umher, und wenn man ihn fragte nach seinem Sohne, tat er einen Seufzer. Er mußte wohl ein schweres Anliegen in sich tragen. Da er von bescheidener, gutmütiger Art war, hatte man ihm nie etwas in den Weg gelegt. Als sich jetzt sogar Teilnehmende an ihn heranmachten, blieb er verschlossen und traurig, so daß die gebückte alternde Gestalt, die so arm und menschenverlassen war, oft Mitleid erregte. Die Gemeindeältesten hatten schon zur Sprache gebracht, was mit ihm etwa zu geschehen habe, wenn er krank und siech würde. Denn er hatte keine Papiere und wußte selbst nicht, wohin er zuständig wäre. Er wußte nur, daß seine Leute vor vielen Jahren aus Galizien eingewandert waren und daß er Kochel Beinkopf heiße.

Zu diesem alten Juden nun wurde der Wolfhardt von den sieben Hämmern gewiesen, der nach Alpel gekommen war, um unter Armen die Ärmsten aufzusuchen.

In Zwickels Sommerstall, einem alten, verfallenden Holzbaue, war aber der Jude nicht zu finden. „Der Hebräer ist fort mit Haut und Haar!“ rief ein Wegmacher aus, der vor dem Stalle Steine klopfte. „Gestern ist die letzte Fuhr mit Tierhäuten und Ochsenschwanzhaaren fortgegangen; ich glaub', sie haben ihm's gepfändet. Sein Jüngel wird sich

wohl das Leben genommen haben, weil es ihnen gar so schlecht 'gangen ist. Jetzt ist der alte Beinkopf auch ins Wasser oder wohin. Schade! Immer einmal ein paar Kreuzer Tabakgeld hat man doch gelöst bei ihm."

Der Wolfhardt war von dieser Auskunft gar beunruhigt worden. Den Armsten auf die Spur kommen und gleichzeitig versäumen! Er fuhr ins Mürztal und fragte beim Kaufmanne in Krieglach an, ob denn niemand etwas wisse vom Hautjuden, dem Kochel Beinkopf.

„Von dem steht's ja heute in der Zeitung", entgegnete der Kaufmann und holte ein Wiener Blatt aus der Lade (denn das war einer, der die Zeitungen noch vor den Kindern versperrte).

„In der Zeitung? Ist ihm doch nichts zugestoßen?"

Der Kaufmann las: „Geschäftseröffnung. In der Leopoldstadt Nr. 813 ist unter der Firma Kochel Beinkopf und Sohn eine neue Lederhandlung eröffnet worden, in welcher die gefälligen Kunden mit allen Sorten von Rohware sowie mit allen in die Branche schlagenden Artikeln reell und billig bedient werden."

„Der Beinkopf?"

„Kochel Beinkopf und Sohn!"

„Der alte Hausierjude von Alpel?"

„Der nämliche!"

Nun sah es der siebensache Hammerschmied wohl ein, daß er mit der Armeleut-Sucherei kein Glück hatte. Und so ist es dem Hammerherrn bei seinem

Nächstenſuchen in der Ferne ergangen. Wäre er nicht gerade zu beſcheidenen Menſchen eines abgefriedeten Gebirgstales gekommen, er hätte leicht ganz andere Erfahrungen machen können.

Ungefähr um dieſelbe Zeit ſoll unſer barmherziger Wolfhardt aber auf Arme aufmerkſam gemacht worden ſein, an die er nicht gedacht hatte oder die ihm aus dem Gedächtniſſe entſchwunden waren. Da der Hammerherr unverheiratet geweſen war, ſo glaubte er wohl, auch keine Familie zu haben. Dem war nicht ſo. Es gab in der Gegend der ſieben Hämmer manchen jungen, halb verkommenen Menſchen, ſogar Weſen, noch in Kinderhauben, die wohl von einer Mutter wußten, aber von keinem Vater. Die Mütter hatten ſich mit Geldbeträgen abfertigen laſſen und ſo ſchien alles in beſter Weiſe geſchlichtet zu ſein. Aber der Kurat blätterte manchmal im Pfarrbuche und lud auch den dicken Hammerherrn ein, einmal ein wenig in dieſes Buch zu gucken. Der Schullehrer machte ihn eines froſtigen Spätherbſttages auf zwei barfüßige Kinder aufmerkſam und der Gemeindevorſtand wußte von einem halberwachſenen Burſchen, der ſo verwahrloſt und verroht war, daß er ſchon ein paarmal vom Gemeindediener hatte in den Kotter geführt werden müſſen. Der Wolfhardt hat gar nicht viel gefragt, wem ſolche Gewächſe woh' angehören möchten, er hat ſich bei der Naſe genommen und gedacht: Der Menſch hätte nicht nötig, den Armen in die fernen Bergtäler nachzulaufen weil im Katechismus eigentlich nicht von der Fernſten liebe,

vielmehr von der Nächstenliebe die Rede sei. Wenn es jener Kanzeleiferer zwar einmal so auslegte, als dürfe der wahre Christ eine Familie gar nicht erkennen, sondern solle über die Köpfe derselben hinwegsehen nach „Brüdern in Christo", die noch hilfsbedürftiger sein könnten, und er müsse den Gottesverwandten eher als den Blutsverwandten helfen — so pfiff jetzt der siebenfache Schmied auf solche Lehren, kümmerte sich nicht um ferne, unbekannte Arme, sondern blieb im Lande und nährte redlich die Seinen.

Diethelm, der Unmutz.

Ich sehe es aus grauer Zeit. In Glockhausen ist Jahrmarkt.

Und wenn in Glockhausen Jahrmarkt ist, da wird die große Dorfkirche zur Arche Noahs, da sind alle beisammen — von jeder Gattung wenigstens ein Paar. Als sie nach der Messe nun herausströmten zum gothischen Tor, über den wogenden Köpfen ein Qualm von Menschendunst und Weihrauchduft, schob das auf dem Stein hockende Weib die zwei Kinder vor sich der Menge zu: „Jetzt schaut zum Beten, Bübelein! Um ein Almosen für den gefangenen Vater. Räuber haben ihn entführt. Wir haben alles verkauft. Haus und Feld verkauft. Es reicht nicht. Sie wollen ihn umbringen. Christenbrüder und Schwestern, wir bitten um einen Beitrag zum Lösegeld!“

So sagt es das junge Weib laut vor sich hin, und die Knäblein, die mageren Hände gefaltet, lallen es nach: „Für defangenen Ater!“

Baldegunds Weib, das arme! Mancher wollte vor der traurigen Gruppe stehen bleiben und hören, ob schon näheres zu erfahren wäre von der grauen-

haften Geſchichte, aber hinten drängte es nach, kaum, daß ſie ihre Schinderlinge ins Körblein werfen konnten, das die kummervolle Bettlerin auf dem Schoß hatte.

Einer reckte über der Menge auf dünnem Halſe ſeinen grauen, bartſtoppeligen Kopf empor: „Was hat's denn, daß nit weiter geht? Haben's Äpfel feil?"

„Baldegunds Weib, wenn du's wiſſen willſt, Hartlieb. Um Löſegeld tut ſie bitten, wer was hergeben will."

„Geld hergeben, pfui!" ſagte der graue Hartlieb und wandte ſich mehr nach der andern Seite.

Als der Hauptſchwall ſich auf den Marktplatz hin ergoſſen hatte, wo die Krämer bereits ihre unerhört ausgezeichneten und billigen Schätze auslärmten, ſtand ein rundliches Männlein ſtill vor Baldegunds Familie, ſteckte ſeine Finger in die Weſtentaſchen, ohne aber etwas hervorzuholen. Seine kurzen Beine weit auseinander, ſein Haupt vorgebeugt, das ſchmalkrämpige Hütlein am Nacken. Und hub nun an: „Weibſen! Weibſen! Iſt's denn richtig? Aber das iſt ja eine teufliſche Sach'? Wahr iſt's nicht, hab' ich geſagt. Und anitzo hör' ich's von dir ſelber! So ſoll ihn doch der neunſchwänzig Satan holen, dieſen Hinkmar!"

„Der Hinkmar war's ja nicht!" rief das Weib grell aus, „der Botwin! Der Räuber Botwin hat ihn weggeführt. Vom Söller aus hab' ich's geſehen. Der gelbborſtige Botwin iſt's geweſen."

„Baldegundin, liebſte!“ ſagte der kleine Mann. „In dieſer einen Taſche habe ich zehn Schinderlinge, die kriegſt als Almoſen wegen dem Chriſtentum. Und in dieſer anderen Taſche hab' ich ſieben Groſchen, die kriegſt wegen der Neugier. Aber du mußt mir alles erzählen.“

„Mein Gott!“ rief das Weib, „was iſt denn viel zu erzählen! Er hat mit dem Roß geackert auf dem Feld. Zur Mittagszeit — aber Kinder, kehrt euch doch nicht allemal nach meinen Reden, tut beten und Gaben ſammeln; ſeht doch, daß wieder Leut' kommen! — Zur Mittagszeit, wie ich auf den Söller geh' und ihn zum Eſſen will rufen vom Feld, ſeh' ich ſie ringen miteinand, ihn, den Baldegund, mit einem Fremden. Ein Menſch, ein ſchreckbar großer. Er hat ihn ſchon in der Furch'. Und zwei andere dabei. Ich zum Nachbar hinüber: Leut! Der Raubritter! Meinen Mann hat er angefallen! Hilfe! — Wie wir hinauskommen, ſitzt er ſchon auf dem Roß, und gebunden vor ſich, ſo hat der Raubmenſch meinen Mann und ſprengt davon — gegen die Rutolfſchluchten hinein. Ich bitt' euch!“

„Aber Baldegundin, liebſte, das weiß ich ja ſchon alles. Seit vierzehn Tagen iſt ja keine andere Mär im Lande. Sei mal ein bißchen froh, Baldegundin, daß er dich nicht hat geholt, der Spitzbub. Den Mann gänzt er nicht ſo leicht an, den wirſt wohl wieder kriegen.“

„Kriegen, kriegen — freilich. Wenn Geld da wär'!“

„Wieviel koſtet er denn?“

Das Weib holte einen ſchweren Atemzug aus der Bruſt und berichtete:

„Der Botwin hat mir ſagen laſſen, fünfzehnhundert —“

„Groſchen?“

„Taler!“

Das dicke Männlein hat einen Pfiff getan.

„Iſt zwar ein recht braver Mann, der Baldegund,“ ſagte er, das Wort langweilig hervorſchleifend, „aber fünfzehnhundert Taler — Frag' ob er's wert iſt.“

„Ich hab' ſchon den Grund verkauft und das Haus und das Vieh,“ erzählte das Weib, „ich hab' meiner Eltern Silber verkauft und den Ring und alles, es kleckt nicht. Ich hab' der Kinder Kreſengeld genommen und meinen Altersgroſchen von der Gemeinde und hab' ihn bitten laſſen, er möcht' genug haben mit zwölfhundert. Morgens drauf liegt im Apfelbaum-Zwieſel das Brett und mit Kohlen angemerkt: Fünfzehnhundert Taler oder umlegen. Noch neun Tage Zeit. — Heut iſt der vierte Tag. Um des lieben Heilands Marterwunden willen, Leut', tut mir helfen!“

Der Alte leerte ſeine beiden Weſtentaſchen, das gab einen Taler und zehn Schinderlinge. Hätte er auch ſeine Rocktaſche geleert, der Familie wäre Mann und Vater erkauft geweſen. Er aber füßelte eilig hinaus auf den Markt und kaufte zwei junge Pferdlein. Und dachte: Heut wird mir doch der Herrgott

ein gutes Geschäft machen lassen, denn ich habe einen Taler und zehn Schinderlinge Lösegeld gegeben!

Auf der Kirchhofmauer saß ein lustiger Spielmann. An dem klapperte alles, wenn er sich bewegte. Der Rippenhans kann nicht heftiger klappern, als es dieser junge Spielmann tat, und er war doch voller Blut und Leben. Es war aber ein sehr anmutiges Klappern. An seinem Leibe hingen nämlich zahllose Holzstäbchen, längere und kürzere, alle ausgehöhlt und vielfach durchlöchert. So oft sich der Mensch auf seinem hohen Mauersitz bewegte oder gar darüber hinlief wie die Katze über den Dachfirst, schlugen die Stäbchen aneinander, daß es eine Art hölzernen Glockenspieles gab. Dann faßte er manchmal eine der Pfeifen kundig zwischen die schlanken Finger und blies darauf frohmutige Melodein über den surrenden Jahrmarkt hin. Mancher spitzte ihm seine Ohren mit Wohlgefallen zu, selbst der graue Hartlieb. Denn das war doch ein ganz ungefährlicher Spielmann oben auf der Kirchhofsmauer — einstweilen wenigstens. Bis er herabkommt und den Leuten das Innere seiner grauen Wollmütze unter die Augen hält, sind wir schon davon.

Ein wohlgesetzter Mann, in seinem dunkelbraunen Gesichte und mit dem Federkamm auf dem Hute einem Rothäuter ähnlich, trieb sich sachte durch das Menschengewirr gegen die Kirchhofsmauer hin, aber nicht des Spielmanns wegen, vielmehr des armen Weibes halber, das immer noch an der Pforte saß und leise betend vor sich hinstarrte.

„Schau, ſchau," ſagte er gemütlich. „Eine alte Bekannte. Heißt das, alt nicht. Es iſt fabelhaft, wie gut du dich erhältſt, Rada. Sind immerhin etlich zehn Jährlein her. Bin auch noch ſoweit beiſam'. Kennen wirſt mich ja. Pächter bin ich jetzt auf der Wildſtatt. Der Hademar, weißt wohl."

Das Weib hatte ihr Haupt erhoben, ihr Haar aus der Stirne geſtrichen, ſchaute dem Manne ins Geſicht und ſagte: „Ihr werdet euch verkennen. Ich bin nicht die Rada. Meine Mutter hat ſo geheißen."

„Was du ſagſt!" entgegnete er. „Deine Mutter hat Rada geheißen? Ja, nachher wärſt du ja die Tochter deiner Mutter! Schau! ſchau! Sie war auch ſchön! Oh, das war ein ſauberes Mädel."

„Ich bin Baldegunds Weib."

„Den ſie geſtohlen haben? Schau! ſchau! Sind das deinige?" er deutete gegen die beiden Knaben, die ſich auf dem Raſen herumbalgten. „Schau, da ſieht man erſt, daß einer alt wird. An andern ſieht man's. Sich ſelber will man's nicht glauben. Und in Wahrheit iſt's ſo, das Weib iſt jung, ſo lang man's für jung hält, der Mann, ſo lang er ſich jung vorkommt. — Mit deinem Mann ſollſt Malheur gehabt haben, hör' ich. Schau, ſchau! Gelt, Rada, es macht nichts, wenn ich mich zu dir in den Schatten ſetze. Wir kunnten nachher mit einander gehen, wenn du magſt. Löſegeld brauchſt, ſagen ſie. Vielleicht — wir wollen mal ſehen, vielleicht finden wir was."

Zuerſt hatte er laut geſprochen, dann leiſer, und nun flüſterte er nur mehr, ſo daß es kaum für das

Weib zu hören war. Über ihren Häupten auf der Mauer der Musikant las es aber beiläufig vom Gesicht des Wildstattpächters ab, was er sprach. Jetzt zog sich der Mund breit gegen die Ohren hin, jetzt spitzte er sich rundlich zusammen; jetzt schossen die Schweinsäuglein lebhaft hin und her, jetzt duckten sie sich hinter die zwinkernden Lider; jetzt bekam die Nase eine scharfe Spitze, jetzt krümmte sie sich zu einem Buckel. Das Weib stieß ihn plötzlich mit der Hand zurück und rief unter hartem Lachen auf: „Dann braucht' ich ja meinen Mann nicht, du Spitzbub!"

„Du Spitzbub! Du Spitzbub!" sagte es der auf der Mauer nach, wie ein munterer Papagei. Der Pächter Hademar schoß einen schwer vergifteten Blick auf den Spielmann: „In mein Haus komm' mir noch einmal, Bettelpfeifer, verdammter!" Dann hat er sich verzogen.

Dieweilen Baldegunds Weib noch dasaß und in der flachen Hand den heutigen Erlös überzählte — zwei Taler und fünfzehn Schinderlinge im Ganzen — sprang der Bursche von der Mauer herab, nahte sich bescheidentlich und sprach sie an: „Baldegunds Weib kann sich heute, scheint mir, vor den Mannsbildern nicht erwehren. Einer bettelt um dies, einer um das."

Sie streute die Münzen auf die Erde: „Wenn ein Wunder geschieht, so tragen sie bis in drei Tagen hundertfältige Frucht. Wenn keins geschieht, ist mein Mann dahin."

„Das ist ja der lautere Stein, auf den du säest!“ rief der Spielmann.

„Die Menschen sind härter als der Stein.“

„Baldegundin! Ich habe oft an deiner Tür gebettelt. Bei dir hab' ich's nicht erfahren, daß die Menschen von Stein sind. Ich bitte dich schön! Bettle doch auch du mich einmal an.“

„O Kind, du gutes!“ rief sie und legte die Hände ineinander, „ich brauche viel Geld, so viel! Und du hast wenig nicht!“

„So will ich dir was sagen, Baldegundin. Du brauchst gar kein Geld. Du brauchst einen Kerl, der deinen Mann aus der Räubersburg befreit. Einen mutigen Gesellen, der dem Erzbösewicht und seiner Bande gemessen ist!“

Sagte sie ganz schläfrig: „Da getraue ich mich erst noch eher das Lösegeld zusammenzubringen. Geldleute gibt's, aber Ritter gibt's keinen!“

Jetzt schüttelte sich der Spielmann, daß die Pfeifen klapperten rings um seinen schlanken Leib. Dann stellte er sich gerade wie eine Königskerze vor sie hin und sagte gelassen: „Da steht einer.“

Sie mußte lachen. Und sagte dann mit Spott: „Am Ende willst du meinen Mann befreien?“

„Warum nicht?“

„Willst du das Burgschloß belagern?“

„Möglich.“

„Willst du die Räubersburg erobern?“

„Wahrscheinlich.“

„Mit Pulver und Schwert etwa?“

„Schwerlich," ſagte er, auf ſeine Pfeifen deutend, „dieſe Rohre gehen nicht los und dieſe Spieße ſtechen nicht."

„Vor dem Unglücke ſollte auch der Schalk Achtung haben," ſagte ſie.

„Daß ich ſchalke, meinſt du? — Weib, ich bin ein ſchlechter Spielmann. Ich ſpiele nicht, die Leute ſpielen mit mir. Sie fangen mich ein, laſſen mich pfeifen, füttern mich ſatt, treiben mit mir Geſpött und jagen mich lachend davon, weil ich ein Unnutz bin! Ein Unnutz ſagen ſie, bin ich. Die ganze Gegend weiß es ſeit Tagen, wo der Baldegund iſt. Keiner rührt ſich, höchſtens, daß ſie denken; fünfzehnhundert Taler tät er koſten. Viel Geld! Geld, anders können ſie ja nichts denken. Aber geben tun ſie auch das Geld nicht. Ich geb's ebenfalls nicht. — Weib, wenn du den Spielmann Diethelm jetzt werten ſollteſt! Meinſt du, daß er fünfzehnhundert ſchwer iſt? Ich münze mich. Ich münze mich aus, Baldegundin! Ich hab' alles geſchenkt bekommen, was ich bin und habe. Und jetzt ſchenke ich mich ſelber her, da haſt mich. Geh, dumm, daß du zornig wirſt, wie beim roten Pächter. Kannſt mich ja weiterſchenken. Am Ende haſt du deinen Baldegund lieber als mich. Auch gut. Ich gehe ins Lungſchloß."

„Alſo austauſchen, dich für meinen Mann?!"

„Fällt mir nicht ein. Herr Botwin gibt keinen Pfifferling für den Pfeifer. Geſchweige den Fünfzehnhunderttaler-Mann. Ah ne, Baldegundin, das wollen wir ſchon beſſer machen."

„Wie willſt es aber nur machen?“

„Das weiß ich ſelber noch nicht. In fünf Tagen, wenn's gut geht. Bei Eurer erſten Hochzeit habe ich ſchön gepfiffen, mit der langen da, mit der da — weißt du noch? Bei eurer zweiten Hochzeit will ich noch ſchöner pfeifen. Geh, das Kleingeld laß liegen. Wir brauchen keins. — Das iſt auch nix nutz!“ Er ſtrich ihr mit der Hand über die Wangen, an welchen große Tropfen niederrannen. „Du mußt dir muntere Guckelein herrichten, bis er kommt. Ein Vaterunſer, wenn du Zeit haſt, kannſt beten, daß mir der Obere den Spaß nicht verdirbt. Wups!“

Er ſprang wegshin, es klapperten die Pfeifen.

Einer der Knaben hub zu gröhlen an: „Feifenmann nit fortdehen! Feifenmann wieder gummen!“

Das Weib packte die lebendigen Kleinodien zuſammen und ging dem Gehöfte zu, das ſeit ein paar Tagen nicht mehr ihnen gehörte. In weitem Bogen wich ſie dem ſchrillenden Jahrmarkt aus — dort waren die Richtigen beiſammen.

Seit die Truppen des Landesherrn in Böhmen lagen, war Ritter Botwin der Schrecken weitum. Ein Hauptmann war er geweſen im Heere, unter der Anführung des Fürſten. Als er aber merkte, daß im unendlichen Kriege das Fauſtrecht Landesverfaſſung geworden war, ſchwenkte er mit ſeinem Fähnlein ſeitab, zog plündernd durch das Freundesland und nahm Beſitz von der beſatzungsloſen Burg in den Mutolfſchluchten, genannt das Lungſchloß, das hoch in der Niſche einer Felswand ſtand und nur unterirdiſche

Zugänge hatte. Des Schlosses Eigentümer, Graf Thurnstein, lag im Böhmerlande schwer verwundet. Botwin fühlte sich gleich als rechtmäßigen Besitzer der Burg, denn er hatte sie ja „genommen". Und sollte der Graf je noch einmal heimkehren, so müßte er eben das Lungschloß wieder erobern nach löblichem Landesbrauch oder darauf kameradschaftlich verzichten. Das Mißliche war nur, daß — als Botwin mit seiner Bande einzog — ihm Haufen halbverhungerter Mäuse entgegenkamen, nicht so sehr zur Begrüßungsfeierlichkeit, als vielmehr in der Hoffnung, die Anrückenden würden Korn und Speck mitbringen. Sie brachten aber nichts mit, als was bereits seit langem im Schlosse war — einen rasenden Hunger. Es wurden sofort Ausflüge in die Umgebung gemacht; das weniger, um die romantische Natur zu bewundern, als um den Landleuten, die sich weigerten, dem fremden Eindringling Abgaben zu steuern, die Sachen wegzunehmen. Diese rotteten sich zusammen und wehrten sich ihrer Haut. Das nahm Botwin für eine aufgelegte Kriegserklärung. Offene Schlachten lieferte er ihnen nicht, dafür war seine Bande zu klein. Nur im Felsenschloß konnte er sich behaupten. In schlauen Winkelzügen kaperte er seinen Raub, nahm, wo er fand, entführte Rinder, Schafe, Pferde und schließlich — wo es sein konnte — auch Menschen, die er nur gegen schweres Lösegeld wieder zurückgab.

So hatte sich „Ritter" Botwin auch den Bauer Baldegund vom Felde geholt und den wollte der Spielmann Diethelm nun zurücknehmen. Mit tänzeln-

den Schritten zog er munter durch die Mutolfſchluchten hinein unter fortwährendem Klappern ſeiner Pfeifen. Der letzte Engpaß war beſetzt mit Botwins Reiſigen, die dem frohen Knaben die offenen Arme entgegenhielten. Sie erklärten ihn lachend als Gefangenen und führten ihn auf die Burg. Er antwortete, das enthebe ihn der Mühe, in der Burg um Einlaß zu bitten, denn er ſei gekommen, dem edlen Ritter Botwin ein Preislied zu ſingen. Er ſei es ſatt, zu hungern bei den dummen Bauern herum. Er wolle einmal ein höfiſcher Sänger ſein.

Darob begann im Lungſchloß ein dralles Vergnügen. Botwin hatte ſchon lange auf Mittel geſonnen, ſeiner tapferen Bande einmal ein Luſtfeſt zu geben, zumal vor kurzem auch für das abgefangene Weib eines reichen Brotbäckers ein ſehr erkleckliches Löſegeld eingelangt war. Demnach war der Schloßherr guter Laune, als der klappernde Spielmann ihm vorgeführt wurde.

Dieſer Botwin! Ein Kerl wie der wilde Eber! Ein Kerl wie der Satan im illuſtrierten Märchenbuch! Der Räuber Kuno iſt ein wohlgearteter Seminarzögling dagegen. Und der Spielmann dagegen ein Knabe, der juſt das erſte Höslein bekommen hat, wie er jetzt ſchrecklich treuherzig aufblickte zum wilden Rieſen, der nach ſchlechtgegerbten Tierfellen roch.

Das war Ritter Botwin, der neue Herr auf dem Lungſchloß.

„Was kannſt du denn, lieber Hund?“ fragte er den Diethelm.

„Ich kann alles, großer Löwe! Alles, was dir zum Ruhm ist!"

„Zum Ruhm?"

Der Schloßherr winkte mit der Hand: „Laß das. Auf diesen Speck gehe ich nicht. Daran magst du die tapferen Feldherren lecken lassen, Kleiner, die jetzt in Böhmen Frösche dressieren und auf einen blinden Harfenisten warten, der sie in die unsterbliche Weltgeschichte hineinzirpt. Ich will mich bloß unterhalten."

„Wünsch' gute Unterhaltung, edler Herr!"

„Kannst du Komödiespielen, Schafsnase?"

„Können?! Ihr beleidigt mich, gestrenger Ritter! Ich leite die größten Schauspielertruppen, Helden, Sänger und Schalksnarren. Sogar mich selber spiele ich nicht schlecht."

„So sage doch, Krötensohn, wo hast du denn deine Truppe?"

„Liegt bei euch in bester Verwahrung, hoher Fürst."

„Was heißt das?" schnob Botwin.

„Herr, wenn Ihr so streng seid! Die freien Künste bedürfen gnädigen Sonnenscheins, mächtiger König. Ich wollt Euch ja doch unterhalten? Ihr wollt gewiß recht lachen?"

Der Herr streichelte den Spielmann an der Wange: „Freilich will ich lachen, du lieber Kerl. Deine schönen Pfeifelein da! Darf man eine angreifen?"

Dieſe Güte war doch Sonnenſchein genug, Spielmann. Wie?

„Dann bin ich ſchon recht mit dem Baldegund," ſagte der Diethelm.

„Baldegund? Der Bauer? Was haſt du mit dem?"

„Herr, der Baldegund hat meine Komödiantentruppe im Bauch. Herr, der iſt es ja, mit dem ich Euch Milz und Leber aus dem Leib lachen mache."

„Hund, räudiger, was geht dich der Baldegund an?"

„Milz, Leber und die Galle — ha ha ha, ſo heraus, ha ha ha, immer ſo heraus, Herr. Man muß aber ein Tuch um den Hals machen! ziemlich eng, daß ſich die Seele nicht herauslacht. Der Herulf zu Glockhauſen, dem iſt ſie beim Lachen ſo weit zum Mund herausgeflattert, daß ſie der Dorfſchmied mit dem Blaſebalg hat müſſen zurück hineinjagen. So hat er gelacht wegen des Bauchredners Baldegund."

„Bauchreden, ſagſt du?"

„Bauchreden, ſage ich, allergnädigſter Herr."

Der Botwin wurde wieder ganz ſchmiegſam, nahm wie in Zerſtreuung ſpielend den Spielmann am Ohr und hob ihn ſo in die Höhe. Da klapperten nur wieder die Pfeifen, der Burſche ſelber gab keinen Laut.

„Das Bauchreden, liebes Kindlein, muß wohl ein großer Spaß ſein, beſonders nach vorne, gelt? Aber den Baldegund hol' ich dir nicht hervor. Der

bleibt in meiner Eisenkasse. Ist so viel als Bargeld. Mit dem laß' ich nicht spielen. — Knabe, du bist schön wie ein junges Kalb. Kannst du klettern? So klettere einmal an mir heran. Am ersten Tage bis zum Knie, am zweiten bis zum Hosensack, dort Ruhetag, was?"

So das Großmaul, hatte aber für den Diethelm nunmehr keinen Reiz. Sein Plan war mißlungen. Botwin ließ den Baldegund nicht aus der Höhle.

Hingegen wurde schon am nächsten Tage auf der Waldwiese ein Lustfest veranstaltet, bei dem der Spielmann klappern sollte, pfeifen, singen und all seine Künste zeigen. Die ganze Schloßbewohnerschaft war dabei. Sogar das Gemachel des Botwin, ein so blasses, schattenhaftes Weib, daß der Spielmann anfangs fast vor ihr erschrak, in der Meinung, es sei das altherkömmliche Burgmöbel, die weiße Frau.

Anders zu Mute ward ihm bei dem Töchterlein. Jetzt hätte er wohl ohne Pardon den Raubritter mögen henken lassen, weil er unverantwortlicher Weise der Vater eines *solchen* Wesens war. Und es noch liebkosen. Das war das größte Verbrechen. Das Mädel hieß Jugunda und war wahnsinnig schön. So schön, daß Diethelm laut aufschrie, als er es das erste Mal im weichen Felle über den Rasen hüpfen sah. Dann log er, eine Hummel habe ihn gestochen. Ein anderer würde vielleicht gefunden haben, daß das junge Ding die Augen zu weit auseinander hätte, und eine zu kurze Nase, und einen gar zu kleinen Mund, der ganz rund war und nach

unten und oben ausgeböſcht, ſo daß man das feuchte, kirſchrote Unterfutter gar ſchön ſah. Aber den Diethelm ſtach die Hummel zum zweitenmal und all ſeine Blutstropfen wollten die Adern ſprengen und auf das Mädel hinſpringen. Einſtweilen klapperte er ganz ſchrecklich mit ſeinen Pfeifen, die wie ein Pferdefliegennetz rings um ſein Gewand niederbaumelten. Der kleinen Jugunda gefiel das ganz ungeheuer, ſie klatſchte in die Hände und tanzte um ihn herum, und wenn er weiter ging, tanzte ſie immer noch um ihn herum, wie der Mond, der den wandernden Erdball begleitet.

Weinfäſſer waren auf den Waldanger gewälzt worden. Etliche der Geſellen hatten nämlich einem Weinführer das beſchwerliche Fuhrwerk erleichtert. Der Platz war voller Spießgeſellen und kecker Dirnen. Der Botwin liebte das. Für heute hatte er ſich ganz beſondere Ergötzlichkeiten ausgedacht. Er war kein geborener maître de plaisir, ſo wußte er auch nicht, womit Luſtfeſte eigentlich ausgeſtattet werden. Die Soldaten wußten einiges, das Beſte mußte er ſich doch ſelber erfinden. Den größten Spaß bereitete ihm der Reifritt. Da hatte er einen großen Holzreifen aufſtellen laſſen wie ein Haustor, und denſelben ringsum mit lebendigem Gevögel behangen — mit Krähen, Raben, Geiern, Hähern. Dann hatte er ſich auf einen großen Ziegenbock geſetzt, mit dem er durch den flatternden, kreiſchenden, pfeifenden Reifen zu reiten gedachte. Aber der Ziegenbock wollte nicht. Zwei Knappen mußten das Beſt dreſſieren helfen und als es

so weit war, daß es schrittweise vorwärts bockte — durch den Reifen wollte es immer noch nicht. Botwin winselte vor Ärger und Gier, durchzusausen; es vergingen Stunden bis der Ritt zur Not gelang und der Bock jenseits des Reifens keuchend und schäumend zusammenstürzte. Nun wollte man aber auch einmal den Spielmann haben. Und der war nicht da. Den Schloßherrn verlangte es nach seinem Töchterlein Jugunda. Es war das einzige milde Lichtlein seines finsteren, rauhen Lebens. Jetzt wollte er ihm den Reifritt zeigen und für das Töchterlein noch ein zweites Böcklein bringen lassen. Aber das Töchterlein war auch nicht da.

Am Waldrande dort, schon unter dem Eichenschatten, hatte der Spielmann sein feinstes Pfeiflein von der Lende gelöst und hub damit ein Liedel an zu blasen. — Ein Liedel, so wundersam, daß Jugunda in noch engerem Kreise ihn umtanzte. Sie stand auf dem einen Barfüßchen und drehte sich wie ein Kreisel, sie stand auf dem anderen und hüpfte wie ein Bachstelzlein voran. Der Spielmann blies gar lieblich auf der Flöte und zog sich dabei sachte zwischen das Gestämme hinein in den dunklen Wald. Das Mägdlein neben und hinter drein trällerte, surrte und sang, und wenn die Lust zu groß ward, sprang ein helles Jauchzen aus ihrem runden Mündchen. Und der Spielmann blies und schlich mählich dahin, immer weiter und weiter durch den Wald, und das Mädel folgte ihm tänzelnd nach ....

Was war das Lied lang in der Pfeife! Und

was war es luſtig! Es war ſo ſüß! So heiß! — Atemlos, bewußtlos ſank Jugunda endlich aufs feuchte Moos.

Der Spielmann hing die Pfeife an ihren Platz, faßte die Maid in die Arme, und wie man ein Kind trägt, ſo trug er es dahin durch den Wald, durch die Schluchten, dahin über die Matten, über die Felder bis zum großen Dorf Glockhauſen.

Als die Leute ſolcherlei erſchaut, da ſind ſie ſehr tapfer und ſehr hochherzig geworden. Man brauchte ja nichts mehr zu tun und zu geben für den geraubten Baldegund. Der Schultheiß nur, der gab für des Spielmanns ſchöne Beute eine Stube und was dazu gehört. Und Diethelm begann die Verhandlungen.

„Ritter Botwin, allergnädigſter Spitzbub! Gibſt du den Baldegund, ſo bekommſt du dein Mädel! Sonſt wird's geſchlachtet!" — Der Spielmann biß derb in die Finger, die das letzte Wort geſchrieben hatten.

Schon am zweiten Tage, des Morgens, als die Leute zur Meſſe gingen, lag auf dem Stein vor der Kirche die Schrift aus dem Lungſchloſſe. — Desſelben Nachmittags, Stunde drei, am Eingang der Mutolfſchluchten ſollte der Umtauſch ſein.

Jetzt kam aber das unvorhergeſehene Ereignis: die ſchöne Jugunda wollte nicht. Sie bliebe lieber beim Spielmann.

Baldegunds Weib kniete nieder vor dem Mädel wie vor einem Heiligenbild und betete, wie ſie noch nie eine

Gottheit so heftig, so glühend angebetet hatte: „Geh' zu deinem Vater! Erlöse mir meinen Mann!"

Das Mädel lachte, schüttelte den Kopf und schmiegte sich an die Pfeifen ihres Diethelm.

Aber das Weib umklammerte ihre Füße: „Engel, gib mir meinen Mann!"

Sagte die Kleine sehr fröhlich: „Du hast den deinigen schon lange gehabt, jetzt will ich den Meinigen haben!" Und rankte sich noch enger an den Spielmann.

Hierauf neue Note an den Raubritter: „Lieber Herr Vater! Ich hab mir's überlegt. Zurückgeben tu' ich das Maidel überhaupt nicht. An dem Baldegund liegt uns nicht viel. Wenn du ihn für dich behältst, so wird eben dein Töchterlein — du weißt schon was. Wenn du ihn bis morgen Mittags nach Glockhausen sendest, so wird dein Töchterlein geheiratet. Von deinem lieben Schwiegersohn Diethelm."

Als Antwort auf solches Ultimatium hat der Burgherr auf dem Lungschloß den Baldegund hingegen schier bis zum Eingang der Mutolfschluchten führen und dort an einen Kiefernbaum binden lassen. Im Hinterhalt lauerten die Spießgesellen mit den Flinten. Er hatte sagen lassen: Wenn die Jugunda frisch und gesund herbeigebracht werde, so könne man den Baldegund haben. Sie möge, wenn's schon gar nicht anders ginge, halt auch den Spielmann mitbringen.

Einen Tag schmachtete der Bauer Baldegund an dem Baum gebunden. Er schrie jämmerlich nach Weib

und Kind. Gegen Abend wurde er heiser und als die Nacht kam, die dunkle, erhob sich oben hinter dem Felsen ein liebliches Pfeifenblasen. Die Spießgesellen horchten und kletterten dann hinauf, um den prächtigen Singvogel einzufangen. Dieweilen lief Diethelm hinter dem Felsen in die Schlucht zum Kiefernbaum hinab und stahl den Baldegund. Er schnitt die Stricke ab und schleppte den Mann eilends davon gen Glockhausen. Und das Mädel gab er auch nicht zurück. — Wenn ein junger Spielmann um so viel gescheiter ist wie ein alter Räuber, und so lustig und so lieb! Jugunda! man kann dir nicht unrecht geben, wenn du so gern beim Diethelm bleibst. . . .

Der Lachenmacher.

Nach Stockwiesen müssen wir. Dort gehts heute lustig zu. Über den Giebeln des Dorfes surrt, die Luft, denn es wogt, es treibt und schwärmt in den Gassen und auf dem Kirchplatz. Alle Sträßlein, die zum Dorfe führen, sind bestreut mit dunklen und bunten Tierchen, die sich dem stattlichen Orte Stockwiesen zu bewegen. Es sind aber keine Tierchen, es sind Leutchen, manche nahezu Menschen. Der Kirchturm winkt auch so freundlich. Der hat zu seinen obersten Fenstern, über der Uhr, ein weißrotes Fähnlein ausgesteckt. Es flattert an der Stange, wie ein Fetzlein Freude, das in alle Welt fliegen möchte und nicht los kann. Die Glocken singen auch schon Willkommen den Herbeieilenden, die sich aber unterwegs bei Krämerständen, Schaubuden und Schenken verweilen, auf dem großen Platz sich herumdrängen, plaudern, feilschen, kaufen oder verkaufen, oder plump und starr dastehen im schiebenden Gedränge und ihre Pfeifen rauchen. Bis zum weit offenen Kirchtor dringen die Wenigsten vor, obschon aus dem Innern Lichter herausfunkeln und die Orgel summt. Aber die

Leute meinen, Kirchweih heiße doch nicht beten, vielmehr feilſchen, trinken, tanzen, Weiberleut foppen und Männer prügeln. Die evangeliſche Kirche, die in einer Häuſergruppe jenſeits der Ach ſteht, iſt zugeknöpfter. Auf ihrem Turm flattert kein Kirchweihfähnlein, aber ein Kirchentörchen hält heute auch ſie offen, wer etwa von den Katholiken kommen und ſehen wolle, wie es in dieſer Kirche gehalten wird, und ob es ihnen nicht etwa beſſer gefiele als drüben. Der katholiſche Kirchendiener, ein kleines grämliches Männlein, ſtand nach dem ſpärlichen Gottesdienſt ebenfalls auf dem Kirchplatz herum, aber nicht um ſich zu beluſtigen, ſondern um ſich zu ärgern. Das Ärgern ſchien ihm lieber zu ſein, denn er hatte doch die Wahl zwiſchen beiden. Er ſchnitt ein Geſicht, als ob er Kalmuswurzeln kaute. Er ſah in der Menge allzuviele ſolche, die heute nicht hergehörten. „Was geht den Lutheriſchen unſere Kirchweih an!“ ſchnurrte er. „Bei der heiligen Meß ducken ſie ſich weit ab, aber beim Handeln und Schandeln und Lumpen ſind ſie dabei. Da wollen ſie zu uns gehören. Heimgeht! ihr habt keine Kirchweih, heimgeht!“ Das ſagt er ganz freimütig gegen die Evangeliſchen hin, die überall unter den „Chriſten“ herumſtehen, ſo daß man immer fürchten muß, die „Unſeren“ werden angeſteckt. Aber der Mann ſagte die abweiſenden Worte ganz leiſe, daß es nur ein paar der nächſten Katholiken hören konnten. Auf dieſe Weiſe kann der Menſch freimütig ſein, ohne daß es ihm ſchadet. Denn der Menſch iſt nicht bloß Kirchendiener, ſondern auch Schneider,

und wenn die lutheriſchen Bauern nicht mehr bei ihm ſchneidern laſſen, dann — wird die Kalmuswurzel, an der er kaut, noch bitterer. Das Schlimmſte war nur, daß man es den Leuten gar nicht anmerkte, ob ſie „chriſtlich“ oder „lutheriſch“ waren. Sie plauderten, handelten und ſcherzten miteinander, als ob ſie lauter gut Freund wären, und wenn die herlebigen Burſchen ſich nach munteren Dirnlein umſahen, ſo dachten ſie gewiß an alles andere eher, denn an die Kirchenzugehörigkeit. Schau! Steht dort beim Büchelkrämer nicht der Paſtor? Der neue, den wir erſt friſch vom Sachſenland herein 'kriegt haben. Hat einen Schnurrbart wie ein Huſar und will Geiſtlicher ſein. Na, zugehts auf der Welt! Er ſchaut wohl nach, ob der Büchelkrämer auch lutheriſche Bibeln hat.

„Oh Pardon!“ ſagt der Paſtor, denn er iſt im Gedränge jemand auf die Zehen getreten. Und ſteht neben ihm der katholiſche Pfarrer. Der macht ein ſehr freundliches Geſicht und verſichert, es ſei nichts geſchehen. Dann verlieren ſich beide unter der Menge.

Aus dem Geſumme hört man von allen Buden her die Marktſchreiereien. Metallgießer ſchwingen ihre Glöcklein, Pfeifenſchneider verſuchen ihre Pfeifen, Spielwarenhändler laſſen ihre Trommeln und Kindertrompeten hören; mit ſingendem Gekreiſche künden dieſe Krämer — die noch keine Zeitungsreklame haben — ihre allerbeſten und allerſchönſten und allerbilligſten Waren aus. Zwiſchendurch hört man den

dünnen, grellen Ton einer Geige. Vor dem Bäckenwirtshaus auf einem leeren Bierfaß steht er und fiedelt so lebhaft, daß alle Glieder des alten Spielmanns zucken und schnellen wie galvanisierte Froschbeine.

„Je, der Brosel!“ ruft hell ein Bursche aus, „der Lachenmacher ist auch da! Lustig wirds heut, zum Lachen gibts. Und tanzend werden wir allemiteinand. Gelt, Schatzerl!“ Ein rundes rotwangiges Dirndl hatte der Bursch' am Arm gepackt und mit dem andern Ellbogen sich durch die Menge eine Gasse bohrend strebt er dem Bäckenwirtshause zu.

Der Brosel, wer ist denn das? Seht ihr nicht, daß alle lachen, die ihn bemerkt haben? Die Milzreichsten dürfen gar nicht hinschauen auf den geigenden Spielmann und seine Gebärden, sonst müßten sie sich in Lachkrämpfen zusammenkauern und winden, und dazu fehlt im Jahrmarktsgedränge schlechterdings der Raum. Der Lachenmacher war von den Wirten abonniert für Sonn- und Feiertage, einmal bei diesem, einmal bei jenem. Wenn aus einem Wirtshaus das brüllende Lachen der Gäste gehört wurde, das man fürchtete, es platze das Haus — da wußte es jeder auf Platz und Gasse, der Brosel war drinnen, sang seine Schelmenliedeln, sagte seine Sprüchlein und erzählte seine Schnurren, womöglich alles in zierliche Reime gebracht, denn nicht bloß das liebe Leutgesindel, der Gescheite wie der Narr, auch die Wörter müßten tanzen zu Paar und Paar. Im Texte lags übrigens gar nicht, die Liedeln, die Sprücheln, die

Geſchichtlein waren keinem neu. Aber der Geſichtsausdruck, mit denen ſie vorgebracht wurden, war über alle Beſchreibung lächerlich. Darum beſchreibe ich ſie auch nicht. Denke man ſich ein rührſames Männlein mit einem runzeligen verkniffenen Geſicht, das in alle Formen gezogen wurde — in die Länge wie eine Gurke, in die Breite wie ein Kürbis. Jetzt waren die Augen glotzig, wie zwei Pflugräder, jetzt zwinkernd und dünn wie zwei Kohlraupen. Die Naſe jetzt dick wie eine Kaiſerbirne, jetzt ſchmal wie ein „Bockshörndl". Der Mund jetzt ein Schnitt von einem Ohr zum andern, jetzt wieder ein kleinwinziges Nullerl zwiſchen aufgepfauchten Wangen. Dabei wackelte das Kinn, über den Stirnknochen glitt behendig die Haut auf und nieder, die grauen Haarbüſcheln ſträubten ſich oder zuckten munter hin und her und die Ohren trieben dabei ihre beſonderen Spiele. Auch mit den Gliedmaßen brachte er allerlei zuwege, es war, als ſeien keine Knochen in ihnen, als ſei der ganze kleine Kerl aus Kautſchuk. Man behauptete der Broſel brauche bei ſeiner Kammer keinen Schlüſſel, er ſchlüpfe durch das Schlüſſelloch wie ein langer Regenwurm und bedürfe dazu fünf Minuten. Die Geige, ſetzten ſolche Witzbolde bei, müſſe er freilich zum Fenſter hineinwerfen, denn die ließe ſich nicht ſpinnen. Übrigens könne er ſie auch draußen hängen laſſen, er brauche nur die Beine zum Fenſter herauszuſtrecken, er geige mit den Zehen gerade ſo gut als mit den Fingern. Auch ſolche, die ſonſt ſich über kein „Ausgeſchau" luſtig machen wol-

len, über dem Broſel ſeine Grimaſſen konnten ſie luſtig lachen, denn er tat ſie deswegen. Das hatte er ſich ja zur Lebensaufgabe geſetzt, auf dieſer traurigen Welt die Leute lachen zu machen. Es gibt Schuhmacher und Kammacher und Knöpfelmacher, warum ſolls keine Lachenmacher geben? Das Gewerbe ernährt ſeinen Mann. Es war eigentlich ein Nebengewerbe für den Broſel. Seines Zeichens war er Spielmann, und ſchon als ſolcher geboren worden, denn ſein Vater — behauptete er — habe nur geſpielt. Allerdings mit Tarockkarten, wobei er ſein Gütchen verloren, ſo daß der Sohn ſich einen anderen Beruf wählte. Er entſchied ſich für die Chirurgie bei den Haustieren. Das tat er jahrelang. Endlich aber ward ihm der Beruf, der ſo vielen Geſchlechtern der Zukunft vorwegs das Leben abſchnitt, zuwider, er wurde Spielmann. Schon in der Volksſchule hatte er gelernt, die Geige zu beunruhigen; jetzt trat er mit mehr Liebe an ſie heran und ſie kreiſchte nicht mehr, wenn er den Fiedelbogen ſtrich, ſie erhörte ſein Werben um ihr Lied und gab bisweilen einen lieblichen Ton; Hauptſache war der Takt, den er extra noch mit dem Fuße ſtampfte. Wer gern tanzt, dem iſt leicht geſtampft. In Zeiten, da man nicht tanzen wollte oder durfte, unterhielt er die Leute mit ſeinen „Faxen“ und lachen tat mancher noch lieber als tanzen, was mir durchaus einleuchtet. Es gibt zwar Holzapfelſeelen, die das Lachen einfach lächerlich finden, ich weiß mir auf der weiten Welt keinen größeren Spaß, als ein herzliches Gelächter.

Nun aber war dem luſtigen Broſel nicht zu trauen. Er ſprach und ſang Zwetſchken. Hinter dem ſüßen Fleiſch barg ſich manchmal ein bitterer Kern. Wer ihn aufbiß, der glaubte dran. Auf ſolchen Schleichwegen brachte der Alte manche heilſame Wahrheit an den Mann und nahm noch Kleingeld dafür ein und allerhand Wohlwollen. Fühlte ſich vom Kerne einmal einer getroffen, ſo tat er nichts desgleichen und lachte mit den andern, was immer weitaus das Klügſte iſt.

Man hätte es frei nicht glauben mögen, daß der pudelnärriſche Spielmann insgeheim ein ſo kluger Beobachter war und wohl wußte, in welches Holz die Nägel einzuſchlagen waren.

Jetzt alſo ſtand der Spielmann auf dem Bierfaß und geigte die Kirchtagsleute in das Bäckenwirtshaus hinein. Er geigte den ganzen Nachmittag und ſchaukelte ſein geſchmeidiges Körperlein dabei und ſchnitt ſeine Geſichter dazu. Damit dieſe um ſo deutlicher und ausdrucksvoller wurden, hatte ihn der Bäckenwirt glatt raſieren laſſen; ſein braunes Hochzeitsgeigen-Gewandel hatte er auch an und ſo hätte er können bei jedem König an den Stufen des Thrones als Hofnarr ſitzen.

Aber er ſtand an den Stufen des Tanzbodens, auf dem Ihre Majeſtät die Freude herrſcht. Noch ſtieg er aber nicht hinauf, denn vor dem Abendgebetläuten durfte nicht getanzt werden. Der Herr Pfarrer ſaß beim Bäckenwirt im Extraſtübel, da hieß es ſtrenge nach der Verordnung vorgehen und höchſt

ſittſam. Übrigens war es im Wirtshauſe ſchon ſehr laut geworden. Als auch der neue Paſtor kam, um bei der ſchönen Gelegenheit Ortsbekanntſchaften anzuknüpfen, fand er in der großen Stube keinen Platz und der Wirt, ſein grünes Käppchen lüpfend, erinnerte höflich, daß der Hochwürden Herr Paſtor ohnehin ins Extraſtübel gehöre. Mir nix dir nix ſaßen ſie plötzlich nebeneinander, der Herr Paſtor und der Herr Pfarrer. Anfangs waren heute auch das zwei Spielleute, machten zum böſen Spiel gute Miene, bedachten, daß manches auf dem Spiel ſtünde und beſprachen in überlauter Gemütlichkeit das ſchöne Wetter, den belebten Jahrmarkt und das gute Geſchäft. Man muß ſich in der Nachbarſchaft denn einmal miteinander abfinden, dachte jeder für ſich, und ſie nahmen, um hübſch wohlgemut zu bleiben, ihre Zuflucht zum weltberühmten Herzſtärker, dem Wein. Der Wirt hatte einen guten Tropfen, und wie er im Vertrauen verſicherte, nicht bloß einen. Der Paſtor entſchuldigte ſich beim katholiſchen Pfarrer, daß er noch nicht Gelegenheit gefunden, im Pfarrhauſe ſeinen Antrittsbeſuch zu machen.

„Oh, nix entſchuldigen," lachte der Pfarrer überlaut, „werd's leicht erwarten. Hab' keine große Sehnſucht nach Ihnen."

„Das glaube ich," ſagte der Paſtor und lachte auch. Es war ein ungutes Lachen beiderſeits. Es war keins, das der Broſel gemacht hatte.

Endlich war es dunkel geworden auf der Gaſſe und licht in den Wirtsſtuben. Das Gebetläuten war

vorüber, die Hüte flogen wieder auf die Köpfe und die jungen Leute auf den Tanzboden.

Der Brosel setzte sich an den erhöhten Spielleutetisch im Winkel, strich seine Saiten mit Geigenharz und drehte an den Stimmschrauben. Er drehte das Spiel um einen Ton höher, Tanzmusik darf nicht brummen, die muß jauchzen. Ganz erfüllt von der Würde seines Berufes machte der alte ein ernstes Gesicht. Die Stirn runzelte sich immer mehr, die Augensterne traten immer tiefer hinter die Lider zurück, die Nase wurde immer länger und die Mundwinkel dehnten sich immer tiefer übers Kinn hinab, so finster ernsthaft, daß die Leute — in helles Lachen ausbrachen. Da zog er plötzlich andere Muskeln an und sieben Taler hätte einer wetten mögen, daß es ganz entschieden nicht dasselbe Gesicht war als früher, daß zwei Köpfe in dem Manne stecken mußten, wovon er je nach Belieben einen oder den andern wie die Schildkröte aus dem Rumpf hervorschob. Übrigens, jetzt ist's zum Tanzen. Ein gemütlich langsamer Steirischer klang los, die Paare hielten sich um die Mitte und die Gesichter der Tanzenden, die männlich trutzigen, die weiblich hingebenden, die verliebten und die zärtlichen — alle spielten auch im kleinen Rundgesichte des Spielmanns, so daß sich in ihm gleichsam das ganze Seelenleben des Tanzbodens Stelldichein gab.

Von den Gaststuben kamen immer mehr Leute herauf, auch ältere, die sonst auf dem Tanzboden nicht mehr viel zu suchen haben. Unten sei es heute nicht

gemütlich, im Extrastübel täten sie streiten, von wegen des Glaubens ginge es her. Der Herr Pfarrer, meinten sie, solle gescheiter sein. Er täte ja sonst bei solchem Diskurs nicht mit und solle auch nicht mittun, aber der Pastor habe immer Wasser auf die Mühle geleitet.

Der Spielmann verzog sein Gesicht sehr in die Länge.

„Sollen Fried geben," murrte ein hagerer, grauköpfiger Bauer, „wir von hüber und drüber der Ach vertragen uns ja auch."

Der Spielmann zog sein Gesicht in die Breite und fiedelte. Ein flotter Walzer. Jedes Paar eine Erdkugel, die sich um sich immer selber drehend einen großen Kreis macht um den lodernden Sonnenball der Liebe. Und Brosel der Spielmann war's, der dieses kreisende Sonnensystem leitete mit seinem Fiedelbogen. In Wirbeln flog der Staub über den Köpfen, Wein- und Schweißdunst erfüllte das Haus mit Kirchtagsstimmung; halberschöpfte Tanzpaare taumelten in die Winkel hin und frische stürmten in die Reihen hinein. Manches Paar stieß im Gewirbel unsanft an ein anderes, das gar weiter keinen Weltuntergang; war der Bursche [illegible]eidig, so schmetterte er einen Fluch hin, war er sanft, so tat er einen Lacher, und wenn der Schweiß vom Gesichte troff, so fuhr ihm das Dirndel mit rotem Handtüchel über Stirn und Wangen und flüsterte ihm ins Ohr: „Tapperl, mußt du dich denn gar a so plagen? A bissel stader!"

Da hebt einer das Weinglas: „Vivat! Sollt leben allmiteinander!“

So ging es toll und toller — aber es war eine kreuzlustige Tollheit — durch den Abend hin. Da kam plötzlich der Wirtsjunge die Treppe heraufgesprungen: „Leut', geht helfen. Der Herr Pfarrer und der neue Pastor sind raufend worden!“

Der Spielmann zuckte ab mit dem Fiedeln und hatte ein sehr langes Gesicht. Als sei die Feder gesprungen, so stockte das tanzende Rad, stand still und fiel auseinander.

„Raufend? Wer? Die Herren?“ Was Platz hatte in der Treppe, das drängte hinab; und hinten drein, aber ganz weichmütig gelassen, Brosel, der Spielmann. Seine Äuglein zwinkerten, seine Stirnhaut zuckte auf und nieder und der gekniffene Mund bog sich im Halbkreis weit in die roten Wänglein hinein. Lacht so der boshafte Vollmond auf die Erde herab, wenn in lockenden Nächten leidenschaftliche Menschen in allerlei Unglück rennen? Unter dem Arm trug der Spielmann seine Geige, in der Hand schwang er den Fiedelbogen, als hätte er damit nebst dem Tanzboden auch noch das übrige Haus und die Welt zu regieren.

Im Extrazimmer war der Sturm zwar vorüber, nun stand es so, daß die beiden Geistlichen kein Wort und keinen Blick mehr für einander hatten; jeder stellte sich gleichmütig und rief seine Gemeindeangehörigen. Die Schafe sollten sich von den Böcken trennen und dem Hirten folgen. Aber die Scheidung

mißlang. Protestanten wie Katholiken bleiben untereinander sitzen, wo sie saßen und schauten betroffen auf die beiden Herren hin, die da plötzlich einen solchen Unfried erhoben hatten. Der stattliche Bäckenwirt stand am Gläserkasten, immer noch um die Seinen besorgt, die über den hölzernen Ständern stürzten.

Und von den Gästen tat mancher heimlich schmunzeln über den Auftritt, den sie erlebt hatten.

Jetzt drängten die Tanzbodenleute in die Gaststuben herein und zwischen durch der Spielmann. Der blieb in der Tür des Extrazimmers stehen und fiedelte zum Gruß die Weise: „Da streiten sich die Leut' herum." Dann ließ er seine Gesichter spielen, und die beiden Herren in ihrem Ärger wußten nicht recht, was jetzt zu machen sei. Hinaus konnte weder der eine noch der andere, so gaben sie sich den Anschein des Lässigen: der Pastor steckte seine Hände in die Tasche und blickte mit überlegenem Humor auf das possierliche Männlein; der Pfarrer machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, gleichsam, solche Narreteien kenne er zur Genüge, und kehrte sich an sein Weinglas.

Da zuckte der Brosel sein Spiel ab, tat ein äußerst gemütliches Gesicht hervor und begann halb sagend, halb singend eine Rede, dieselbe manchmal mit einer drolligen Grimmasse oder mit einem Fiedelstrich künstlerisch mildernd.

„Verzeiht, ihr Herren, es währt nit lang, ich will euch singen ein altes Gesang, von zweien Hochgeweihten, die taten gar bitterlich streiten. Oho!

— Der eine tat sagen: Dein Luther ist ein Fresser; der andere: Dein Papst ist auch nichts besser. Der eine: Dein Luther ist Trug und Spott, der andere: Dein Papst ist auch kein Gott. Aha! — Du bist falsch und ich bin wahr! Ich bin gescheit, und du ein Narr. Hehe! — Da kommt ein alter Spielmann herein: Ihr Herren, ihr kunnt schon g'scheiter sein, wollt streiten, so steigt auf die Kanzel hinauf. Da gibts keinen Gegner und keinen Tort, da habt ihr selber das letzte Wort. Im Wirtshaus gibts ein andern Brauch, da ist eine Kirchen allgemein, kann jeder reden und lustig sein. Hehe! — Die Leut' auseinanderzanken dahier, was ist denn das für eine Manier? Könnt ihr nit schweigen, so kauft euch Geigen. Mehr Leut, als ihr mit Disputieren, hab' ich mit Fiedeln und Musizieren zusammengebracht und glücklich gemacht. Jaha! — Ich kenn euch einen, der's auch so tut meinen, dem Fried und Freud das liebste ist, sein Name heißt Herr Jesu Christ."

Als der Brosel das gesagt, streicht er eine leise, liebliche Melodie und sein Gesicht nimmt einen natürlichen, rührend innigen Ausdruck an und schaut so treuherzig, fast flehend auf die beiden Seelenhirten hin.

Der Pfarrer hat seine gewohnte gemütliche Art wieder erlangt. Bei den närrischen Sprüchlein des Spielmanns muß man ja lachen — und er lacht. Dem Pastor ist nicht so wohl zu Mut. Sein Gesicht ist gerötet, er möchte am liebsten draußen sein. Denn

als der Brosel sein lieblich Spiel — wie ein Wiegenlied war's, so zart — geendet hat, da lachen die Leute nicht. — Niemand hat diesmal zum Spruche des Lachenmachers gelacht! Ein andächtiges „Vergeltsgott" sagten sie im Chore, wie es nach jeder guten Predigt üblich ist. Über die zwei Streitenden hat ein dritter den Sieg davongetragen.

Die Stille in den Wirtsstuben war fast feierlich geworden. Aber das geht doch nicht an einem solchen Tage. Der alte Spielmann tat plötzlich einen flinken Hopser, jauchzte dazu und führte dann seine Gemeinde wieder auf den Tanzboden.

Die beiden Geistlichen waren, jeder für sich unauffällig nach Hause gegangen. Aber am nächsten Tag, als sie sich zufällig auf der Achbrücke begegneten, blieb der Pastor stehen und sagte: „Ich glaube, Herr Amtsbruder, wir sind gestern ein wenig zu weit gegangen. Die Sache wäre beinahe lächerlich geworden. Mein Wunsch wäre, daß wir uns miteinander vertragen."

Der Pfarrer sah auf dem Boden ein Steinchen liegen, das wollte er mit der Spitze des Spazierstockes beiseite schnellen, traf's aber nicht. Dann gab er's auf.

„Herr Pastor," sagte er, „Sie haben es leicht. Sie können sein, wie Sie wollen. Aber ich!"

Die Ja-Sager von Duselbach.

Weit hinter dem Dachstein in einer Wildnis zwischen Bergen liegt die Gemeinde Duselbach — ganz einsam, eine kleine Welt für sich. Aber nicht der großen Abgeschlossenheit in der Wildnis, sondern der großen Abgeschlossenheit in den Köpfen wegen. Kleinbauern und Hüttler, einst nicht arm und nicht reich, jetzt elend. Zumeist gute Leute, denen alles recht ist, die zu allem ja sagen, und dann auf alles *nein* tun. Wenn ihnen jemand den Rat gibt, früh morgens aufzustehen und früh abends schlafen zu gehen, wegen der Gesundheit und wegen der Wirtschaftlichkeit, so antworten sie: „Ja, 's ist eh wahr. Gesund sein tut's eh, das Frühaufstehen!" Und bleiben am nächsten Tag länger im Stroh als sonst. Wenn man ihnen lehrt, daß sie in ihrem Hochland sich mehr auf die Viehzucht verlegen sollten, als auf den Getreidebau, weil die Viehzucht viel erträglicher sei und weniger Gesinde brauche und nicht so von der Witterung abhängig wäre, als der Getreidebau, so meinen sie: „Ist eh richtig, daß man bei der Viehzucht weniger Leut braucht und sich nicht so vor

dem Hagel fürchten muß, wahr ist's eh." Und machen nächstes Jahr aus einer Viehweide ein neues Kornfeld. Wenn ihnen nahe gelegt wird, in den Landtag einen Mann zu wählen, der praktisch und tüchtig für die Landwirtschaft und ihren Fortschritt, für Schule, gute Verkehrsstraßen und Anschluß an die Zeitverhältnisse eintritt, so geben sie zu, es wär eh wahr, einen solchen Mann täten sie eh brauchen — gehen hin und wählen einen Stockreaktionär. Wenn ihnen gesagt wird, sie sollten sich doch gegen ihre anrainenden Großwaldbesitzer wehren, daß ihnen die Hasen und Hirsche nicht das Korn auf dem Feld und das Kraut im Garten fressen, so sind sie völlig damit einverstanden, jammern, daß ihnen das „Wildbrat" wirklich alles tät verderben, doch anstatt sich gegen den allzugroßen Wildstand aufzulehenen, gehen sie hin und verpachten ihre eigene Jagdbarkeit für etliche Gulden an die hohen Herren.

Wenn es gemeinnützige Werke zu tun gibt, da sind die Duselbacher stets hochherzig beistimmend. „Zusammenhalten müssen wir! Ei das wohl! Da sind wir schon dabei, das ist gewiß!" Und wenn's zur Ausführung kommen soll, da stellt sich jeder bescheiden in den Hintergrund.

Einer aus Duselbach, der Rumpelbacher, lag einst auf den Tod krank und der Geistliche ermahnte ihn, seinem Nachbar, mit dem er seit Jahren in Feindschaft gelebt, um der ewigen Seligkeit willen zu verzeihen. Auf vieles Zureden versprach der Kranke, wenn er schon sterben müsse, dem Nachbar zu ver-

zeihen. Er wurde wieder gesund und war gegen den Nachbar feindselig wie vorher. Der Pfarrer erinnerte ihn an sein Versprechen auf dem Krankenbett. „Hab ich was versprochen?" sagte der Bauer. „Ich hab gesagt, wenn ich sterben muß, soll ihm verziehen sein. Weil ich aber nicht gestorben bin, so bleibt's beim alten."

So sind sie, die braven Männer von Duselbach. Daß auch die Weiber fleißig ja sagen, versteht sich, vor und hinter dem Altare. Wenn jemand nein sagt zu Duselbach, so sind's die Kinder; die haben beständigen Widerspruch gegen die Befehle und guten Lehren ihrer Eltern, dieweilen sie nur allzugut sehen, daß diese die Ja-Sager und Nein-Tuer sind.

Seit ungemessener Zeit war zu Duselbach keine Schule. Sie hätten wohl gern eine, hatten sie oft gesagt, sich aber nie um eine beworben. Da kam eines Tages ein verabschiedeter Feldwebel in die Gegend und trug sich an als Schullehrer. Er habe die Befähigung dazu, könne alle Buchstaben, wenn sie nicht lateinisch wären, lesen, etliche derselben sogar schreiben; pfund- und klafterrechnen könne er auch, ja wisse sogar, wie viele Weltteile es gibt und sonst allerlei. Im Hintergraben sei ein leerstehendes Holzknechthaus, ob sie ihm dasselbe nicht einräumen wollten zum Wohnen und Schulhalten? — „Ist wahr," sagten die Ältesten von Duselbach, „das könnten wir ja tun, da hätten wir einmal eine Schul. Allemal eine schöne Sach, wenn die Gemein eine Schul hat."

Der Feldwebel richtete sich in der Holzknechthütte ein, legte etliche Buchstabentäfelchen auf den

Tisch, die er mitgebracht hatte, und eröffnete die Schule. Ein buckeliges Knäblein kam daher getorkelt, das Kind eingewanderter und nun verstorbener Deichgräbersleute. Sonst kam keine Seele und keine Ratte. Am ersten Tage lehrte er dem Krüppelchen drei Buchstaben, das i, das u und das e — weil er sich sagte, daß der Mensch mit ich, du und es zu denken anhebt — schon ein Beweis, daß der Feldwebel eine pädagogische Ader hatte. Dann ging er zu den Bauernhöfen, um nachzufragen, wo denn die Kinder steckten. Wo sollen sie denn lauter stecken? Beim Vieh sind sie halt. Schöber treten tun sie beim Heuen, Garben tragen tun sie im Schnitt. Das Arbeiten muß man den Kindern angewöhnen bei Zeiten, wenn sie keine Taugenixe werden sollen! So hieß es in vielen Häusern. Wieder in anderen hatten die Kinder kein Gewand, um in die Schule zu gehen hinauf in den Hintergraben, oder sie waren gar krank, und wer's nicht glauben wolle, der soll gerade den Bader fragen. Man könne auch eine Schrift bringen vom Bader, daß sie krank wären.

Nach einiger Zeit kam eins und das andere in die Schule, sie fanden, daß es dort sehr lustig sei, versprachen, daß sie stets fleißig kommen wollten und blieben nach wenigen Tagen wieder aus. Im Sommer konnte man sie in der Wirtschaft nicht entbehren, im Winter war das Wetter zu schlecht, so blieb der Schullehrer zumeist mit seinem verkrüppelten Knaben allein, und teilte mit diesem, der gar arm und so verwaist war, nicht bloß sein Wissen, sondern auch

sein Essen. Denn das lieferten sie dem Schulmeister, die Duselbacher, und waren stolz, in ihrer Einöd eine Schule zu haben. Solche Bettelbauern wären sie noch lange nicht, daß sie sich keine Schule leisten könnten! Aber, was die Gescheitheit betrifft, anstehen tun wir nicht auf dem Feldwebel seine Weisheit. Die ist just recht für den dummen Deichgräberbuben, der kann sie in seinen Höcker tun, dort drinnen hat viel Platz.

Mit Zeit und Weil wurde dem Feldwebel ein solches Verhältnis aber zu windig, er ließ danken für Unterstand und Kost, wand sein Bündel und ging davon. Das Krüppelchen nahm er auch mit.

Hierauf waren mehr als zwanzig Jahre vergangen. Weit draußen auf der Ebene in der großen Stadt lebte ein junger Rechtsanwalt, der gut berufen war und hochmögende Freunde hatte. Außer den Freunden hatte er noch mancherlei, hatte Haus und Heim, Weib und Kind, besonders aber einen Höcker. Denn es war das einstige Deichgräberbübel aus jenem Bergschulhause. Der Feldwebel hatte es damals in eine ordentliche Schule geführt. Der Kleine eignete sich ganz vorzüglich als Schüler. Der Feldwebel hingegen war darüber mit sich einig geworden, daß er weniger zum Schulmeister passe, als zum Schuldiener, und als solchen hatte er sich bei jener Schule anwerben lassen. Für den kleinen Buckeligen fand sich hernach ein Gönner, den der Höcker nicht abschreckte, maßen ihm das kluge Köpflein gefiel. Dieses Köpflein ließ er studieren und so war es gekommen.

Da war es nun eines Tages, daß einer der

hochmögenden Freunde den Rechtsanwalt fragte: „Sagen Sie einmal, Doktor, wie steht es denn jetzt mit Ihrer Heimatsgemeinde?“

„Wie es mit Duselbach steht? Mit dem steht es gar nicht. Vielmehr, es liegt. Alles zerfahren, herabgekommen. Die Leute aus meiner Zeit zumeist weggestorben, aber mit dem Nachwuchs schleppt sich's ebenso fort, nur noch tiefer. Von allen Seiten werden die armen Leute ausgenützt, obschon sie sehr mißtrauisch sind und sehr schlau zu sein wähnen. Sie selbst haben zueinander kein Vertrauen, an ihrer Scholle keine Freude, und ihre Mühen sind ohne Segen. So wie ihre Vorfahren vor hundert Jahren, so wirtschaften sie starrsinnig auch heute, nur daß sie sich um Viehzucht etwas mehr bekümmern, weil die am schnellsten Geld ins Haus bringt, um die bösartigsten Gläubiger zu befriedigen und die restlichen Sorgen mit Bier zu verschwemmen. Sie glauben, weiß Gott wie tüchtig und fleißig zu sein und bringen doch nichts auf. Die Einfältigen sind Betbrüder, die Geriebeneren führen Prozesse miteinander und mit aller Welt und wenn's nicht klappt, so geben sie allem Schuld, nur sich selber nicht. So leben sie roh und gedankenlos und unsauber in den Tag hinein und lauern nach einem offenen Loch hinaus in die Fremde. Mehrere haben ihre Höfe schon verkauft, sind mit dem Groschen Geld großsprecherisch in die Welt gegangen und dort in kürzester Zeit verdorben. Und die noch daheim sind —. Ach, es ist zu traurig!“ So erzählte der Rechtsanwalt.

„Die Leute haben wohl doch endlich eine ordentliche Schule?"

„Nein," sagte der Rechtsanwalt, fast trotzig sagte er es. „Sie könnten — wenn sie auch wollten — keine mehr halten."

„Keine halten? Das wird Sorge des Landes sein. Die Duselbacher sollen eine Schule bekommen, und zwar eine gute."

Der Rechtsanwalt erhob sich rasch, langte nach der dargebotenen Hand: „Excellenz, wenn das so wäre! Ich danke Ihnen! Unter solchem Nachdruck würde es freilich gehen."

„Wenn Sie wieder einmal in Ihre Heimat reisen, lieber Doktor, so sagen Sie es den Leuten. Sie bekommen eine Schule, die sie nichts kostet, nicht einmal so viel, wie jener brave Feldwebel, von dem Sie oft erzählt haben."

Sehr bald schnallte der Rechtsanwalt sich seine Beine an, um den fernen Waldleuten in der Bergschlucht die gute Botschaft zu bringen. Er war in Duselbach stets freudig aufgenommen, man hatte jetzt den großen Buckeligen viel lieber, als einst den kleinen. Mancher der Spielkameraden aus Kindeszeit lud ihn brennend ein, bei ihm zu wohnen, sein Gast zu sein um schon am nächsten Tage zu fragen, ob denn die Lebensmittel in der Stadt auch so unerschwinglich teuer wären, als dahier in Duselbach. Der Doktor ließ immer Geld zurück für irgend einen Gemeindezweck, aber dafür dankte niemand recht, weil doch keiner seine Hand danach ausstrecken konnte.

An dem Tage nun, da der Doktor mit der frohen Botſchaft nach Duſelbach kam, ſaßen die Bauern eben im Wirtshaus beiſammen, um über eine Viehweide zu beraten. Solche Viehangelegenheiten waren ſtets die wichtigſten des Jahres. Wenn die verwahrloſten Kinder abmagern, was machts; ein Pfund Rindfleiſch hingegen zahlt der Fleiſchhauer um ſechzehn Kreuzer! Schlechtes Vieh zu haben iſt für den Bauer eine Schande. Elende, vertrottelte Kinder? Das iſt Herrgotts Sache. Zur Zeit lungerte das kleine Volk zerriſſen und zerzauſt im Walde um, die Väter ſaßen beim Bier und berieten wichtige Dinge über die Viehweiden.

Als der Buckelige eintrat, ſchrien ſie ihm fröhlich zu, er ſtreckte ihnen die Hände entgegen: „Wißt ihr was Neues, Leute? Eine Schule bekommt ihr!“

„Eine Schul?“ riefen mehrere, „ah, das wär geſcheit! Das wär ein Glück! Iſt's wahr auch, Herr Doktor?“

„Euch iſt's alſo recht?“

„Aber verſteht ſich. Freilich. Das wär wohl eine Gnad, wenn wir eine Schul täten kriegen. O mein, o mein, dafür kunnten wir wohl nit genug Vergelt's Gott ſagen!“

„Das Holzknechthaus wird hergerichtet. Soll auch einen kleinen Turm bekommen und eine Glocke drinn, daß ihr doch einmal was läuten hört in Duſelbach.“

„Ja, Herrgott noch einmal, da wird's ja gar luſtig bei uns!“

Einer war unter ihnen, der Tippelbauer, der pfauchte jetzt mit der Nase auf seinen kohlschwarzen Schnurrbart und schnarrte: „Die Glocke gehört auf den Kirchturm, und nit auf ein Schulhaus. Ist's nit wahr? Eine Kirche sollen sie uns bauen, daß wir Sonntags nit so weit laufen müssen, ist gescheiter!"

Darauf sprach der Grabenmichel: „Für eine Kirche wär ich auch. Das wär schon was, eine Kirche, ei das schon! Da halt ich gleich mit, da zahl ich auch was dazu."

„Vom Zahlen ist überhaupt keine Rede," sagte der Doktor. „Vielleicht bekommt ihr das Schulhaus ganz neu und ganz geschenkt."

„Eine Kirche! Das wär eine Freud!" riefen sie einer um den andern.

„Eine Kirche ist etwas Schönes, braucht sie aber nur für den Sonntag. Die Schule braucht ihr die ganze Woche."

„Wahr ist's!" riefen sie und einer erzählte, wie ihn vor kurzem der Krämer in der Raudau mit dem Viehsalz angeschmiert habe, weil er nicht geschwind genug rechnen gekonnt.

„Schaut Euch doch einmal Eure Kinder an," sagte der Doktor, „so gescheite Köpfeln von Natur, und wie sie da draußen herumlaufen bei den Tieren des Waldes, bis sie ihnen gleich werden. Denkt doch, was das heißt — wilde Leute! Gegen die wilden Tiere geht ihr noch mit den Büchsen aus, und so macht man's draußen in der Welt gegen die wilden Leute.

Es ist kein Fortkommen, sie müssen zugrunde gehen."

„Richtig ist's!" riefen sie dazwischen. „Wie beim Vieh, just so. Ist eh war!"

„Es soll Euch gar keine Mühe machen, Freunde, ihr braucht nicht zum Bezirksschulrat zu gehen, nicht zum Landesschulrat, um zu bitten, wie es da drüben die Krummberger haben tun müssen. Für Euch ist schon alles bereit, Euch bringt man die Schule auf dem Präsentierteller entgegen. Aus Liebe zu den Kindern."

„Tut uns wohl rechtschaffen gfreuen," entgegneten sie.

„Jetzt ist Micheli. Zu Allerheiligen, wenn der Schnee kommt und die Kinder nicht mehr beim Vieh sein müssen auf der Weide, ist die Schule aufgetan. Drei, vier Winter, und das Kind kann lesen, schreiben und rechnen wie ein Professor. Also abgemacht, nicht wahr, ich kann sagen, ihr seid einverstanden."

Ganz heiß hatte der Buckelige sich geredet. Die Bauern sagten, einer wie der andere: „Das wär nit zuwider, wenn sie was lernen kunnten, zuwider wär's nit! Der Mensch, der nit lesen und schreiben kann, heutzutag — einem Narren schaut er gleich." Dabei taten sie mit ihrem Tabakzeuge um, ohne daß es zum Rauchen kam.

„Wird doch nit schon der Schnee kommen, zu Allerheiligen!" sagte dann der Grabenjackel. „Wär mir wohl zu früh, wenn zu Allerheiligen schon der Schnee tät kommen. Da hat man ja Kraut und Rüben noch auf dem Acker."

„Wär wohl ſchad ums Kraut!“ meinte der Riegelberger. Und ſo waren ſie glücklich bei Kraut und Rüben.

„Aber, Leute, von der Schule iſt jetzt die Rede!“ erinnerte der Doktor.

„So!“ fiel plötzlich der Tippelbauer mit ſeiner ſchleifenden Stimme ein. „Schöne Liebe zu den Kindern! Wenn ſie in Schnee und Winter ſollen in die Schul gehen? Und haben nit einmal Schuh. Sollen ihnen Schuhe kaufen, die Herren, wenn ſie es ihnen ſchon ſo gut meinen. Wer in die Schul gehen ſoll, muß auch ein Gewand haben. Gewand ſollen ſie ihnen kaufen. Iſt's nit wahr?“

„Und braucht die Kinder auch im Winter daheim,“ warf ein anderer ein. „Zum Dreſchen, zum Ochſen füttern, zum Arbeſſen ſchälen.“

„Aber Vetter!“ ſagte der Doktor. „Arbeſſen (Erbſen) wachſen ja gar keine in Duſelbach.“

„Daß weiß ich, daß keine wachſen!“ fuhr jener drein, „ſchlecht genug, daß keine Arbeſſen wachſen bei uns. Kunnten aber wachſen, wenn's wärmer wär. Sollen nur einmal ſelber kommen und nachſchauen, die Herren, was das für ein kalter Winkel iſt. Wie kommen denn juſt wir dazu, daß bei uns nix will wachſen? Und Steuer zahlen müſſen wir doch. Wie kommen wir denn dazu, frag ich?“

Großartig ſagte er das heraus. Die anderen ſchüttelten ihre Köpfe und meinten, 's wär ſchad um jede Red. Man ſollt doch endlich einmal auf die

Viehweide kommen. Wegen der Viehweide sei man zusammen gekommen.

Der Buckelige aber ließ nicht locker. Immer wieder stellte er ihnen die besondere Begünstigung vor, die man den Duselbachern angedeihen lassen wolle, denn bei dem Umstande, daß die Vollzahl der Kinder nicht vorhanden sei, hätten sie eigentlich auf die Schule gar keinen Anspruch.

„Es kann uns gefreuen, daß wir eine Schul kriegen sollen," sagte der Tippelbauer, „rechtschaffen kann es uns gefreuen. Oder auch nit — wie man's nimmt. Von rechtswegen aber darf gar keine Schul sein in Duselbach! Denn wegen warum? Es kommen in der ganzen Gemein nicht vierzig Kinder zusammen. Nach dem Gesetz darf es gar nit sein, daß sie uns eine Schul aufhalsen." Jetzt zog er die Pfeife aus dem Mund, hielt sie in der einen Hand und mit der andern hieb er auf den Tisch: „Manner! Wir brauchen die Schul gar nit anzunehmen! Haben keine vierzig Kinder nit! Sie können uns nit zwingen! Wenn Ihr mehr als dreißig schulmäßige Kinder zusammenbringt in ganz Duselbach, so zahl ich eine Maß!"

„Kann eh sein," stimmten die anderen bei, „wird eh nit anders sein!"

„Können uns nit zwingen! Auch der Kurater zu Randau hat's gesagt. Ist eh nix wert die Neuschul, ist eh gescheiter, die Kinder lernen das Teufelwerk nit und bleiben schön bei ihrem alten Glauben. Ist's nit wahr?"

„Wahr iſt's. Sein tut's eh ſo."

„Alſo wollt Ihr die Schule oder wollt Ihr ſie nicht?" fragte der Doktor ungeduldig.

Sie ſchauten einander an und redeten ſchläferig ſo hin und her: „Weiß halt nit. Iſt halt ſo eine z'widere Sach. Müßten es uns wohl gut überlegen. Es hats derweil ohne Schul getan, wird's fürder auch tun. Der Bauer hat eh nit Zeit zum Leſen. Der ſoll ehzeit arbeiten lernen. So was muß man ſich gut überlegen. Derweil denk' ich: nit. Wird eh geſcheiter ſein, nit."

Der Doktor bezähmte ſeinen Zorn, es war ihm, er könne, er dürfe nicht nachgeben. Daher erinnerte er an jenen Feldwebel, der ſein Glück geweſen, weil er bei ihm die Anfangsgründe gelernt. So könnte es auch bei anderen beſſer ſein.

„Iſt eh wahr," gaben ſie bei. „Wenn derſelb Feldwebel nit wär geweſen, ſo wärſt du jetzt ein braver Bauernknecht zu Duſelbach. Weil du halt aber die Buchſtaben haſt geſchmeckt, biſt uns davongelaufen. Und ſo täten's leicht unſere Kinder auch machen. Schon die alten Leut haben's geſagt: Der Bauer reitet auf dem Roß, der Herr auf dem Buchſtaben."

Dieſes Wort, dachte der Buckelige, hat einmal einen Sinn. Er erinnerte ſich des Wortes: Der beſte Wanderſtab iſt der Buchſtab. Die erſten, die den Bauernſtand verlaſſen, um was „Beſſeres" zu werden, ſind ſolche, die leſen und ſchreiben können. Alſo hat das altgeſeſſene Bauernblut eine inſtinktive Ab-

neigung vor der Schule. Aber das alles muß doch bei der jetzigen Welt eine andere Richtung nehmen.

„Liebe Leute," sagte er dann, „jener kleine Deichgräber-Knabe ist fortgegangen, weil daheim keine große Nachfrage nach ihm gewesen war. Hätte er Haus und Hof gehabt, so würde er trotz seiner Buchstaben daheim geblieben sein. Probiert es doch einmal, lernt was und betreibt Eure Wirtschaft danach. Und fragt Eure Söhne, die Soldaten sind, wozu die Schule gut ist."

„Das ist schon einmal richtig wahr, daß ein Soldat arm ist, wenn er nicht lesen und schreiben kann," gaben sie lebhaft bei. Der Rippelbauer war anderer Meinung, mit Lesen und Schreiben, sagte er, hätte noch kein Soldat den Feind verjagt.

„Das ist eh wahr," lachten sie, „da wird leicht eh was anderes dazugehören, als Lesen und Schreiben. Wenn sie dem Bauernstand schon aufhelfen wollen, so sollen sie unsere Buben daheimlassen, daß sie nit Soldat werden müssen. Das wär was! Mit dem bissel Schul werden sie unser Kraut nit fett machen."

„Wenn Ihr aber zur Schul gezwungen werdet?"

Darob sprang der Tippelbauer von der Bank auf: „Ist schon recht. Nachher übergeben wir die Gschicht dem Doktor und führen Prozeß. Wo keine vierzig Kinder sind, da können sie nix machen. Na, na, wir sind nit so dumm, wie die Herren glauben, und daß wir's trutz sagen, wir brauchen keine Schul! und wir wollen keine! So, und jetzt gehen wir auf die Viehweid!"

Also stand auch der buckelige Doktor auf, schier lustig war ihm zu Mut vor lauter Galle. Vor den Augen der Bauern drehte er sich dreimal um.

„Schaut ihn noch einmal gut an," sagte er, „so einen seht Ihr Euer Lebtag nimmer. 's ist einer, der Euch die Schule hat bringen wollen. Jetzt geht er fort. Werdet Ihr ihm nicht einmal nachlaufen? Wird schwer zu finden sein."

Dann begütigten sie. Es sei gut gemeint, sagten sie, man müsse ja recht schön dankbar sein, daß es Leute gibt, die die Duselbacher gescheit machen wollen. Leider Gottes, wer halt von Natur dumm sei, den mache kein Schulmeister gescheit. Und immer einmal sei ein dummer Bauer noch um ein Stück gescheiter als — andere Leut, so die Felder mit Bücheln und Schreibfeldern düngen wollen, anstatt mit Mist.

Nach solchen Auseinandersetzungen hielt ihm jeder der Bauern die Hand vor, er möcht halt nit bös sein und alleweil schön gesund bleiben. Dann ging er fort. Sie waren gar sehr mit sich zufrieden, so tapfer gewesen zu sein. Sie hatten sich als warme Schulfreunde gezeigt und doch das Ding entschieden abgelehnt, das ihnen so vom Grunde des Herzens zuwider war.

So schmählich ist die gute Botschaft gescheitert bei den Bauern zu Duselbach. In welcher Stimmung der Rechtsanwalt in seine Stadt zurück kam, das läßt sich denken. Dort hatte er sonst oft seine Duselbacher gelobt und erhoben, jetzt mußte er sich mit ihnen um die Ecke ducken.

Dann vergingen wieder Jahre. Die kleine Gemeinde in den Bergschluchten verwilderte immer mehr und die gescheiten Duselbacher wurden zum Gespötte des Landes. Man sprach davon, daß in Duselbach die Leute mit den Weisheitszähnen geboren würden, weshalb sie so unsinnig gescheit wären, und daß dem Gottvater die Welt nur deshalb mißraten sei, weil zur Zeit der Schöpfung noch keine Duselbacher existiert hätten, die er hätte um Rat fragen können. Und im ganzen Lande sei auf niemanden ein so guter Verlaß, als auf die Duselbacher, denn wer sich auf sie verlasse, der sei gründlich verlassen.

Der buckelige Rechtsanwalt hatte anderes zu tun, als sich weiter um seine halsstarrigen Heimatsgenossen zu kümmern, aber eines Tages begegnete er einen von ihnen in der Stadt. Derselbe war am Sonntagsabend aus einem Wirtshaus hervorgetorkelt und auf das Pflaster gefallen. Der Doktor suchte ihm aufzuhelfen, da erkannte ihn jener und hub zu weinen an. Es war ein Soldat aus dem heimischen Regiment und er beklagte sich schluchzend, wie schlecht es ihm gehe, wie arg ihn die Kameraden hänselten und wie grob ihn der Hauptmann behandle, als ob er dümmer und geringer sei als andere, und wäre er doch der Tippelbauernsohn aus Duselbach. Und möchte er halt schön bitten, daß ihm der Herr Doktor einen Brief nach heim schreiben täte; die Kameraden wollten's ohne Geld nicht tun und täten allemal andere Sachen hineinschreiben, als er angebe, daß schon immer einmal ein Verdruß herausgekommen

wäre. So habe ihm der Vater einmal einen alten Ochsenstriegel geschickt und er habe doch um Geld bitten lassen. Und sie — dieselbige — seine Herzliebste in Duselbach daheim, die habe ihm ein abscheuliches Wetter schreiben lassen, weil er ihr hätte schreiben lassen, sie solle ihm nur in Gottesnamen untreu werden, denn er sei ihr auch untreu geworden. Das sei aber heilig derlogen. Das habe er nicht so schreiben lassen, zu Fleiß hätten sie ihm's getan. Ein Kreuz sei es wohl, wenn sich der Mensch so gar nicht zu helfen wisse. Und vor lauter Verzagtheit kaufe er sich um den letzten Groschen einen Rausch, was auch wieder gefehlt wäre, so daß er sich schon am liebsten eine Kugel in den Hals schießen wolle.

Solches brachte der Soldat weinerlich vor und bat den Buckeligen um Rath, und ob denn gar kein Mittel wäre, daß er es sich gescheiter einrichten könne.

„Mensch!" rief der Doktor. „Wenn du mir da noch eine Weile vorflennest, so hau ich dich in den Erdboden hinein, daß du auf der andern Seite herausspritzest! Ein Soldat und winseln! — Willst du meinen Rat hören?"

„Ich bitte drum, ich bitte gehorsamst."

„Und willst ihn auch befolgen?"

„Mein Gott, freilich. Daß es nur besser sollt werden. 's ist nit zum Aushalten so. Nur ein Bissel was, daß ich mir helfen kunnt!"

In den Sack langte der Buckelige nicht. Bei manchen Leuten kommen die Wohltaten alle nur beim Mund heraus. So sagte der Rechtsanwalt: „Das

iſt ja leicht, du biſt jung, haſt Zeit und Gelegenheit — trag's nach! Ich habe einſt von einem braven Feldwebel das Leſen gelernt, mach du's auch ſo. In der Kaſerne gibt's ihrer gewiß, die manchmal durſtig ſind und ſich auf ein Glas Bier verdienen wollen. Die Lehrgroſchen verſchaff ich dir. Nimm Unterricht und hol's nach."

„Wie gut er iſt, der Herr Doktor!" ſtöhnte der Soldat und wollte ihm die Hand küſſen. „Bedank mich fleißig, wenn ich Biſſel ein Geld hab, will ich leicht einen Lehrer finden."

„Nein, ſo nicht, Freund. Das Geld werde ich erſt dem Lehrer in die Hand geben, bis ich ſehe, daß es richtig iſt."

Darauf haben ſie noch etliches beſprochen und der Soldat verſicherte, daß es ganz gewiß richtig werden ſoll! Dann ſind ſie auseinander gegangen und der Doktor wartete Tag für Tag auf die Nachricht, daß der Tippelbauern-Sohn angefangen habe, Unterricht zu nehmen. Er hat umſonſt gewartet. Der Soldat war, was er eben war und ſein mußte — der Sohn ſeines Vaters.

Der Rechtsanwalt, dem die Anhänglichkeit an ſein Duſelbach nicht abzuſchwächen war, ſollte aber doch eine Genugtuung erleben. Und was für eine! Unter den Parteien, die zu ihm kamen, um in Streitſachen ihr Recht zu ſuchen, befanden ſich eines Tages auch drei Männer aus Duſelbach. Einer mit grauem Haar und zwei aus jüngeren Jahrgängen. Der Graue begann gleich zu reden, legte ſeine ruppige Hand

wagerecht an den Hals und sagte: Bis daher ginge ihnen das Wasser schon! Der Doktor dachte im ersten Augenblick wirklich an eine Überschwemmung in Duselbach, denn es war regnerische Zeit. Es war aber ein moralisches Wasser. Die Duselbacher meinten, sie wüßten sich in der neuen Zeit nicht mehr zu helfen. Betrogen würden sie von jedem Hausierer, der Amtsdiener bringe immer Schriften, die sie nicht lesen könnten, und wenn es ihnen der frühere Amtsdiener gutmütig vorgelesen und erklärt hätte, was in den Bogen stand, der junge gebe die Schriften allemal so lachend hin: „Lest's nur selber, ihr gescheiten Duselbacher, für mich ist's nit geschrieben, für Euch ist's geschrieben." Der Richter sage immer, wer sich darauf ausredet, daß er das Gesetz nicht kenne, dem gebe er extra noch vierundzwanzig Stunden dazu. „Und erst die armen Kinder, wer weiß, was die alles erleben werden. Und sich nirgends auskennen! Nein, ohne Schule geht's nimmer." Und sie seien gekommen und wollten tausendmal bitten um eine Schule. Sie selber könnten's nicht dermachen, Guttäter müßten sie suchen und da wären sie halt zu ihrem lieben Doktor gekommen! Wissen täten sie wohl, daß die Eltern einstmals einen groben Fehler gemacht hätten.

„Ja, meine Lieben!" sagte hierauf der Buckelige. „So leicht das einstmals gegangen wäre, so schwer geht's jetzt. Wenn's überhaupt geht. Will's noch einmal versuchen, wenn's wirklich Euer Ernst ist. Und ich frage Euch jetzt, wollt Ihr allen Ernstes eine Schule?"

„Aber mein Gott, Herr, halt ja, halt ja! Deswegen sind wir ja da. Sind gestern den ganzen Tag gegangen, wer wollt einen so weiten Weg machen, wenn's nit Ernst wär! Die ganze Gemeinde laßt bitten!"

„Und wenn's so weit kommt, es müßte jetzt ein Schulhaus erbaut werden. Würdet Ihr da nach Euren Kräften mittun mit Baumaterial, mit Arbeit?"

„Heut lieber wie morgen, Herr Doktor, heut lieber wie morgen."

„Nun, so wollen wir sehen. Richte ich etwas aus, so schreibe ich Euch, daß wir noch in diesem Sommer bauen können."

Die Männer von Duselbach waren voll Freude über den guten Herrn und daß ihre Reise nicht umsonst gewesen. Kostet Geld genug, so eine Reise in die Stadt, und das übrige sollen nachher die andern tun, daheim!

Der Buckelige arbeitete mit Dampf und Begeisterung. Er setzte alles in Bewegung, um seine Lieblingsidee nun endlich durchzusetzen. Sechs Wochen später war es so weit, daß ein großer Landauer wegshin fuhr gen die Berge von Duselbach. Der Buckelige saß darin, ferner der alte Excellenzherr, der sich einst für die Schule interessiert hatte, und ein Baumeister. Es war ein sonniger Julitag, im dunkelgrünen Tann funkelten die Tautropfen und neben dem Wege rauschte der Bach aus dem Gebirge den munteren Reisenden entgegen. Duselbach

war beflaggt, die Rinder waren bekränzt, mit Bändern geziert, die Kinder trieben sich halbwild und scheu hinter den Scheunen umher und guckten neugierig an den Ecken hervor.

Die Erwachsenen standen festlich gekleidet an der Straße und grüßten ehrerbietig die Ankömmlinge. Der Buckelige war gerührt, diesen Tag endlich erlebt zu haben, gar bescheidentlich saß er zusammengekauert im Wagen, aber sein großes Auge leuchtete hell auf den Excellenzherrn, als ob er sagen wollte: Siehe, das sind meine Duselbacher! — Im Wirtshause war hernach gemeinsames Essen, wobei der Ortsvorstand Riegelberger eine Dankrede sprach, die so hochdeutsch gehalten war, daß man sie kaum verstand. Es war das Kaplandeutsch von der Kanzel, nur weitaus schiefeckiger. Der Sinn war gut, er dankte für „die gnädige Schulhausbauerei, indem ihr uns alßo ein schenes Schulhauß mit Lehrer auferbauen wollt's." Der Doktor drückte in seiner Erwiderung die Freude aus, daß seine Landsleute endlich klug und wohl auch opferwillig geworden seien. Sie würden Bäume fällen, Steine führen, Grundfesten graben, den Lehrer hernach achten, ihm das Leben erleichtern, kurz, zu fremder Hilfe auch das Ihre tun. Zum Schlusse sagte er, daß dieser Tag die Wiedergeburt seiner geliebten Heimatsgemeinde bedeute.

Nach dem Essen gingen sie, um einen Platz zu bestimmen für das neue Schulhaus. Es gab eigentlich nur einen passenden; derselbe war am unteren Ende des Dorfes, wo die Seitenschlucht in den Hinter-

graben ausmündet. Ein hübsches, ebenes Wieselein zwischen dem Berghange und dem Bache. Es gehörte dem Stockmüller, und der Stockmüller sagte diesen Platz mit Freuden zu. Für ein Schulhaus gebe er ihn allemal, natürlich nur gegen einen anständigen Preis. Es würde wohl auch niemand Unbilliges von ihm verlangen wollen. Denn wie komme er dazu, die gute Wiese umsonst herzugeben? Er gebe sie ein- für allemal mit samt dem Bergrain und für ewige Zeiten um einen Kaufpreis von tausend Gulden.

Der Excellenzherr und der Doktor schauten sich verblüfft an. Der Baumeister schätzte den Platz auf ein viertel Joch im Werte von etwa fünfzig Gulden. Der Stockmüller behauptete, daß es Baugrund sei, denn sonst würde man kein Schulhaus drauf bauen wollen, und das müsse ein Baumeister am allerbesten wissen, daß Baugrund teurer ist als Wiesengrund. Er habe sich's überlegt, unter tausend Gulden sei keine Rede, und für diesen Preis nur ausnahmsweise, wegen der Schul.

Die Herren wendeten sich von ihm ab und der Doktor fragte den Riegelberger, ob von seiner Berghalde am oberen Rande des Dorfes ein Stück zu haben sei. Der Riegelberger zuckte die Achseln. Es tue ihm leid, sei aber wohl nicht möglich, weil er vorhabe, auf der Berghalde sich selber ein Ausgedingshäusel hinzubauen. Der Tippelbauer jedoch erklärte sich sofort bereit. Er hätte seinen Anger hinter dem Wirtshause vom Herzen gern für das neue Schulhaus gestiftet und ganz umsonst! Leider aber habe

er den Platz gerade ein paar Wochen früher an den Wirt verkauft. Nun wollte man sich an die übrigen Bauern wenden, die beim Essen dagewesen, allein sie hatten sich alle verzogen. Die drei Herren, die von weit hergekommen waren, um den Duselbachern ein Schulhaus zu gründen, standen mitten auf dem Dorfplatze allein da und über ihren Häuptern fächelte eine alte schmutziggelbe Fahne träge hin und her, bis sie der Wirt durch die Dachlucke einziehen ließ.

Der arme Buckelige war so blaß geworden, daß ihn der Baumeister teilnehmend fragte, ob ihm nicht wohl sei?

„Ganz abscheulich ist mir zu Mut!" stieß dieser hervor.

Seine Excellenz zündete sich eine Zigarre an, schaute dabei mit dem einem Auge hinan zu den Felswänden, die im roten Abendscheine standen, und sagte: „Eine hübsche Gegend das! Romantisch!"

„Mir graust!" rief der Buckelige.

Jener klopfte ihm auf den Höcker und sprach: „Machen Sie sich nichts draus, lieber Doktor. Es stimmt ja ohnehin. Offen gesagt, ich hab's ungefähr so erwartet. Ich kenne Ihre Pappenheimer besser, als Sie selber, Sie unverbesserlicher Idealist, Sie! Die Jasager und Neintuer — sie werden damit schlafen gehen. — Wollen wir nicht einspannen lassen, meine Herren?"

Als die Drei die Dorfstraße entlang fuhren, staute es sich. Der Hirt trieb eben die Herde von

der Weide heim. Die Tiere bockten und drängten ſich, trotteten klobig einher und glotzten dumm auf den Wagen.

Der Excellenzherr rief von dieſem aus einem Bauern zu: „Viel Rindvieh gibt's da bei Euch in Duſelbach!“

„Ja!“ antwortete der Bauer ſtolz.

Das herzhafteſte Ja, das ſeit langem ausgeſprochen wurde in dieſen ſchönen Bergen.

Die Tugendhaften.

„Heut früh iſt ſchon eine ins Waſſer gegangen!“ wußte der Pailhofer zu erzählen, der auf dem Dorfplatze ſtand, nahe dem Brunnen, wo ein Fuhrmann ſein Pferd wäſſerte und eine Magd ihren Zuber voll ſchöpfte. Weil ſie darauf nicht achteten, des Brunnengeräuſches wegen es vielleicht gar nicht gehört hatten, ſo ſagte er es noch einmal: „Heut' früh iſt eine ins Waſſer gegangen.“

„Geh plauſch' nit,“ antwortete der Fuhrmann. „Ins Bad vielleicht. Kann ſchon ſein.“

„Unten bei der Klauſenwehr hat ſie der Gemeindediener herausgefiſcht!“

Schauten die am Brunnen auf. „Soll's wirklich wahr ſein? Aber mein Gott, wer denn?“

Der Pailhofer hob die Achſeln und ließ ſie wieder fallen. „Rat einmal.“

„Unvergebens hineingefallen?“

„Zufleiß hineingeſprungen. Wird ſchier nit anders ſein.“

„Ein Weibsbild, ſagſt?“

„Ein junges Weibsbild.“ Er blinzelte mit einem Auge.

„Jetzt, wenn's wahr iſt, ſo red einmal!“ rief die Magd am Brunnen.

„Daß die Weiberleut' aber ſchon gar ſo viel neugierig mögen ſein!“ ſagte der Pailhofer bedächtig und hub an, ſich ſeine Pfeife zu ſtopfen.

„Wer ſoll's denn lauter ſein?“ fragte der Fuhrmann mit leiſer Stimme und ſchaute um ſich.

„Eine, um die's kein Schad iſt,“ antwortete der Bauer und ſtrich mit dem Zündholz über den Hinterteil des Oberſchenkels. „Haſt ſie eh auch gut gekannt, Fuhrmann. Haſt eh auch gern dein Röſſel bei ihr eingeſtellt.“

„Mein Röſſel? Ich? Beim Traubenwirt? Wird doch die nit —“

„Wohl wohl! die Traubenwirtin iſt ins Waſſer gegangen. Maustot. Haben ſie juſt vor einer halben Stund' in die Totenkammer getragen.“

Die Magd ſtand ſprachlos, der Fuhrmann klatſchte vor Überraſchung auf ſein Bein.

„Ja, warum denn?“

„Weiß man's? Der Mannsbilder wegen wird's halt hergegangen ſein. Weißt es eh, wie's die hat getrieben. Ich ſag, die iſt gut weg.“

„O du heilige Zeit!“ rief jetzt die Magd aus. „Heißt es doch, daß die Traubenwirtin ihren Mann ſo gern gehabt hat.“

„Ja, und andere Männer noch lieber. Der iſt jeder recht geweſen. Man hat's ja eh geſehen in ihrer Gaſtſtuben. Alle Tag iſt ſie auf einem andern ſeinem Schoß geſeſſen. Das iſt ein Luderl geweſen.“

Dort unter den Roßkastanien hin ging ein Mann. Ein noch junger Mann. Er hatte keinen Hut auf, sein schwarzes Haar war verworren, er ging ganz langsam, wie unentschlossen. Er ging dem Pfarrhofe zu. Die am Brunnen taten, als sähen sie ihn nicht. Es war der Traubenwirt.

Beim Pfarrer soll er mit gefalteten Händen um ein ehrliches Begräbnis gebeten haben. Sie wäre freilich nicht ganz so gewesen, wie sie hätte sein sollen, aber gern gehabt habe er sie doch. Der Arzt hätte gesagt, sie wäre ein krankes Leut gewesen, sie hätte halt so eine Natur gehabt. Einen Brief hätte man gefunden, da stehe was drinnen. Er bringe ihn, wenn der Herr Pfarrer wollt lesen.

Dieser wehrte mit der Hand ab. „Eine Selbstmörderin! Da wird nichts gebetet und nichts gesungen und nichts geläutet. Ich darf nicht und ich darf nicht." Da ist der Traubenwirt traurig wieder fortgegangen.

Den Brief hatte man in ihrem Zimmerkörbchen gefunden, ganz obenauf über Nadelkissen und Zwirn. Die Zeilen waren schnell und schief hingeschrieben über das Blatt, sie waren an ihren Mann gerichtet. Dieser Brief hatte dem Traubenwirt schier das Herz gespalten. Er hatte ihn dann dem Gemeindevorsteher gezeigt, mit dem er auf der Gasse zusammengetroffen. Das war ein schlanker hagerer Mann mit einer großen Glatze. Man sah diese Glatze, so oft er an einem Bildstöckl vorbeikam und seine schwarze Tuchmütze zog. Er zog sie stets sehr tief und setzte sie erst

wieder auf, wenn das Heiligenbild weit dahinter lag. Er war immer glatt rasiert und das als „Burgermeister", und er trug immer ein schwarzes Tuchgewand, weil er auch das Amt eines Kirchenvorstehers versah. An Sonn- und Feiertagen zündete er in der Kirche die Lichter an, sammelte mit dem Klingelbeutel Münzen ein; bei Wallfahrten war er Vorbeter und Vorsänger und benahm sich mit demütig vorgebeugtem Haupte stets sehr erbaulich. Diesem Manne hatte der Traubenwirt den Brief gezeigt. Der Vorsteher steckte seine Brille auf die Nase, las ihn, las ihn ein zweitesmal, dann legte er ihn langsam zusammen, steckte ihn in seine Brusttasche und sagte: „Das ist nix für die Leut. Den Brief mußt nit umeinander zeigen. Ich heb dir ihn auf."

In der Tischlerwerkstatt hobelte der Geselle an den Sargbrettern.

„Ein Bettstatt! für die Traubenwirtin!" lachte jemand zum offenen Fenster herein. „Hast dich auch drum gekümmert, gelt?"

„Ich denk' wohl!" brummte dieser kurz und die geringelten Späne flogen pfeifend aus dem Hobel.

Auf dem Friedhofe waren zwei Männer beschäftigt, eine Grube auszuschaufeln. Der eine hatte einen ziegelroten Vollbart, der andere einen schwarzen Schnurrbart. Ein dritter schaffte mit einem Handkarren die ausgegrabenen Steine und Knochen an den Rain hinüber. Die zwei Grabenden stützten ihre Arme manchmal auf den Spatenstiel und schauten durch die offene Tür in die nahe Totenkammer, wo

auf einem Schragen die Leiche lag. Man sah aus dem Dunkeln von ihr nur die Fußsohlen der Frauenschuhe. Die Männer plauderten schmunzelnd über diese Schuhe und über die Strümpfe. Sie ergingen sich in Erinnerung „an allerhand Dummheiten," die ihnen heute noch Spaß zu machen schienen.

„Um die Schuh' ist's eigentlich schad'," sagte der Rotbärtige.

„Wird sich nit viel wehren, wenn du ihr sie ausziehst."

„Hat sich nie viel gewehrt," lachte der andere. „Gut, daß sie hin ist."

Da redete der Karrenschieber drein: „Da ist's halt immereinmal lustig gewesen, gelt? Dazumal, wie du ihr beim Almwirt den Krampamperl hast aufgewartet!"

„Halt's Maul!" fuhr ihn der Rotbärtige an.

Krampamperl, so nennt man in jener Gegend den mit gebranntem Zucker versetzten Glühwein, der bei ausgelassenen Gelagen beliebt wird, um „die Weibsbilder toll zu machen."

Am nächsten Tage schob der Rotbärtige den Sarg aus der Totenkammer bis an den Rand der Grube hin, so knapp, daß er endlich überkippte und mit dumpfen Gepolter hinabstürzte. Zugegen war der Traubenwirt, seine alte Mutter und der Bezirkskommissär. Sonst niemand. Außerhalb der Umfriedung standen ein paar müßige Leute und machten ihrer Entrüstung Luft darüber, daß ein solches „selbstmörderisches Mensch" in geweihter Erde begraben werde.

Nach der Einscharrung ging der Traubenwirt zum Gemeindevorsteher und verlangte von ihm den Brief zurück. Der Mann erinnerte sich zuerst nicht, von welchem Briefe die Rede sei, dann durchsuchte er seine Säcke und sagte endlich, der Wisch müsse verstreut worden sein, oder gar in den Ofen geworfen. Die Magd pflege beim Ausstauben der Kleider solches Zeug wegzutun.

Noch an demselben Tage sperrte der Traubenwirt sein Gasthaus. Aber es war um ein paar Jahr zu spät.

Die Fahnelträgerin.

Am Ende leitet der Verein für Prieſterſchutz eine Verfolgung gegen mich ein, wenn ich wieder einmal einen ſchalkhaften Landpfarrer aufzeige. Ich habe an ſolchen Schalken im Talar halt einmal meine beſondere Freude, es iſt an ihnen ſo etwas Deutſchderb-Chriſtliches und ſeit Abraham Santa Clara hat mancher Eulenſpiegel in der Kirche manche ſchläfrige Seele mit einem hellen Lachen aufgeweckt.

Da oben im Gebirge, in dem kleinen weltentlegenen Wildalpen, ſoll er gelebt haben, mein luſtiger Pfarrer, ich habe ihn perſönlich nicht gekannt, denke mir ihn aber als einen behäbigen ältlichen Herrn, der die Gaben Gottes, ſoweit ſie in Wildalpen geboten werden, nicht verſchmäht, mit derbem Wort und gerader Tat der Wahrheit die Ehre gibt und die Frömmigkeit, wenn ſie ihm zu ſüßlich wird, gerne mit einem dreiſten Spaße würzt. Von ſeinen Predigten ſpricht man noch heute, es ſei ihm gerade gut zuzuhören geweſen. Weil er den Nagel ſtets auf den Kopf getroffen, ſo habe er auch bei vernagelten Köpfen etwas ausgerichtet.

Weitum war es bekannt, daß der Pfarrer von

Wildalpen so possierlich predigen täte. Selbst in das neun Stunden entfernte Eisenerz hinüber war sein Ruf gedrungen. Dort kannten ihn etliche Krämer und Wirte sogar persönlich, weil er mehrmals des Jahres über das Gebirge herüberkam mit einem alten Buckelkorbe, um Kochsalz, Schnupftabak, Schreibzeug und andere Notwendigkeiten einzukaufen, die in seiner Wildnis zeitweise nicht zu haben waren. Wie ein Hochgebirgler kam er daher in Knielederhose, grünen Wadenstrümpfen und grobgenagelten Bundschuhen. Nur sein Kollare hatte er um den Hals gebunden und auch den Handküssen der Weiber und Kinder wehrte er nicht; das ist ja nicht dem alten Adam in mir vermeint, sagte er, sondern der heiligen Weih, die auch hinter der Lederhose überallhin mitgeht. Manchem halbgewachsenen Dirndl griff er ans Goderl: „Na, wie du aber wachst, Annamirl, das ist frei aus der Weis', da muß ich dir ja bald einen braven Mann suchen! Na, tu' nur schön brav bleiben; Gott behüte dich!"

Da war es einmal, daß mehrere Eisenerzer Herren sich verabredeten, sie wollten doch einmal eine Bergtour machen nach Wildalpen hinüber, um den seltsamen Pfarrer predigen zu hören. Und das taten sie, ihrer fünf oder sechs, auch der Bergverwalter und der Rentner waren dabei, und der Zolleinnehmer, der schon seit Jahren inwendig keine Kirche gesehen und dessen Hosen immer nur beim Sitzteil, nie aber bei den Knien zu flicken gewesen, weil er wohl auf den Wirtsbänken, aber in keinem Betstuhl

daheim war. Am Vorabend gingen sie bis zu einer schlechten Hütte auf der Eisenerzerhöhe, um am nächsten Tage, einem Sonntage, rechtzeitig zur Predigt in Wildalpen einzutreffen, was sie auch nach angestrengten Märschen zuwege brachten. Das Kirchlein war schon gefüllt mit Andächtigen und die vornehmen Gäste bargen sich möglichst hinter den Pfeilern, um von dem Pfarrer nicht etwa unzeitig bemerkt zu werden. Der mußte sich doch mit seinen Bauern allein wissen, um nach guter Gewohnheit loszulegen.

Daß vor der Predigt in der Sakristei der Pfarrer und der Küster die Köpfe zusammensteckten, ist dem Erzähler wohl bekannt, aber die andern wußten es nicht. Und ist zu sagen, daß die Eisenerzer Herren mit Spannung auf die Predigt warteten, obschon dem dicken Rentmeister das Stehen gleich zum Beginne sauer ankam. „Grobe Wetter dauern ja nicht lang," damit trösteten sie sich.

Endlich erschien der Pfarrer auf der Kanzel. Ganz gleichmütig las er das Evangelium, betete dann das Vaterunser, was die Herren hinter den Pfeilern für ziemlich überflüssig hielten. Dann stand er auf, zog das blaue Taschentuch hervor, schneuzte sich schmetternd, wendete sich gegen den Kirchenraum und begann:

„Meine lieben Pfarrkinder! Ich hab' mir's heut' überlegt. Was ich euch zu sagen hätt', das wißt ihr eh, befolgt nur das fleißig, was ich euch schon gesagt hab'. Heut' wollen wir statt einer Predigt um Erhaltung der Feldfrüchte drei Rosenkränze beten, den

freudenreichen, den schmerzhaften und den glorreichen.“ Dann kniete er wieder hin, begann das langwierige Gebet, das von der ebenfalls sich niederknienden Gemeinde eintönig nachgebetet wurde. Die Eisenerzer Herren schauten einander mit langen Gesichtern an, dann duckten sie sich noch weiter nach rückwärts, sachte dem Ausgange zu. Und wie sie abfahren wollten, war jetzt die Kirchentür zugesperrt — sie konnten nicht hinaus. Mit Entsetzen sahen sie sich verurteilt zum Psalter. Um nicht aufzufallen, mußten sie ebenfalls niederknien auf den steinharten Boden; wenn auch einer und der andere sein Sacktuch unters Knie bauschte, wenn sie auch einmal das rechte, einmal das linke Knie vorspannten, so blieben doch die Rosenkränze höchst schmerzhaft — alle drei.

Als endlich, endlich nach geendetem Gottesdienste der Küster kam und mit einem absichtlich höchst einfältig stilisierten Gesicht die Kirchentür aufsperrte, huschten die fremden Gäste hinaus und davon und waren fürder nicht mehr leckerig auf eine Predigt des Pfarrers von Wildalpen.

Solche Geschichten also werden erzählt von diesem Dorfpfarrer, der eines Abends auf dem Kirchplatz stand hinter der Linde und heimlich einem sauberen Almdirndl zuschaute. Er wird eigentlich wohl nicht so sehr gelugt haben, weil sie so frisch und sauber war, denn solche Dirndeln sind nichts Neues in Wildalpen, als vielmehr, weil sie so andächtig vor dem großen Kruzifix kniete und betete. Einen schwarzen Filzhut hatte sie auf und ein blaues Röck-

lein an, das hoffentlich etwas weiter hinabgehen wird, wenn sie erst nicht mehr kniet. Neben ihr auf der Erde war ein weißes Bündel mit Achselbändern. Als sie nach verrichteter Andacht aufstand, trat der Pfarrer vor und fragte sie ohne weiters: „Nau, Dirn, woher? wohin?"

„Küß die Hand, Hochwürden!" antwortete sie, derweil sie sich zu schaffen machte, das Bündel aufzuladen. „Von der Alm herab und nach Mariazell." Er setzte sich auf die Kniebank hin vor das Kreuz und lud sie ein, doch auch ein wenig zu rasten. Gar weit würde sie ohnehin nicht mehr kommen an diesem Abend.

„Wenn's halt noch bis Weichselboden tät geh'n," sagte sie.

„Oho! Das wirst nimmer dermachen mögen."

„Müd bin ich noch gar nit, von der Brennalm komm' ich herab. Das Almvieh haben wir gestern abgetrieben ins Gams hinüber, wo ich daheim bin, und jetzt will ich g'rad einmal unserer lieben Frau Dank sagen gehen, daß mir meine Küh' und Kalben und Säue gesund sind verblieben über den Sommer und ich meinem Bauern hübsch ein eichtl Butter und Käs hab' können heimschicken."

So plauderte sie treuherzig und schaute aus dem roten Rundgesichtlein munter auf den Pfarrer hin.

„Almerin," sprach hierauf dieser: „Du bleibst heut' da und morgen gehst mit uns. Du weißt es doch, daß wir Wildalpner morgen auch nach Mariazell gehen — mit der Prozession. Müssen freilich schon mit dem Haushahn auf, wenn wir beizeiten in

Zell sein wollen. Deswegen gehst bald schlafen. Magst nicht im Pfarrhof über Nacht bleiben?"

Dem Dirndl war das recht, aber die Haushälterin nachher wollte Umstände machen. „Wo tät ma's denn hin, das fremd' Weibsbild? Im Kaplanstübel sind jetzt die Hühner und das Bischofzimmer ist voller Krautgebel, wissens eh, Herr Pfarrer!"

„Ah mei, für mich ist gleich was gut!" versicherte die Almerin bescheidentlich. „Im Stadl auf ein' Schaub Stroh schlaf' ich wie ein Ratz!"

Nachtmahl essen taten sie selbander zu dreien. Es gab Eierschöberl mit Milch, aber als der Pfarrer eine wohlverkorkte Flasche Apfelwein auftun wollte, fand die Haushälterin den Stoppelzieher nicht und erinnerte, daß die Zellerprozession am nächsten Morgen zeitlich abziehen müsse.

„Was glaubst, Dirndl!" rief der Pfarrer plötzlich und hieb seine flache Hand auf den Tisch, daß die Almerin schier erschrocken einzuckte, „bist denn so schreckig, Nandl oder Kathl oder wie du heißt. Oder bist eine schlimme Liesel?"

„Nix derraten, Herr Pfarrer," antwortete die Almerin. „Heißen tu' ich wie dieselbige, die wir morgen heimsuchen gehen." Aus Schämigkeit darüber, daß sie sich unbedacht mit der Gottesmutter verglichen hatte, deckte sie eine Wange mit der Hand zu und mit dem anderen Auge forschte sie aus, was der Pfarrer zu einer solchen Hoffart für ein Gesicht machen werde.

Dieser aber knüpfte von vorne wieder an:

„Also Maria! Was glaubst, Maria, wirst uns Wildalpern morgen das Fahnl (Fähnchen) vorantragen? Spaß und Ernst auch, wir haben keinen Fahnlträger; der Kirchenbub, der sonst mit der Fahnenstang' gegangen ist, fahrt mit seinem Rössel hintendrein, mit der alten Fischerin, die zu Fuß nicht mehr mitkommen kann. Andere Mannsbilder wird's wieder nicht viel geben. Will ja keiner mit bei der Prozession. Lauter alte Weiber. Und gleich, Dirndl, wie ich dich heut' hab' gesehen, was du für ein nutzes Stuck bist, hab' ich mir gedacht, das wär' die richtige Fahnlträgerin. Ein sauberes rotes Fahndl, ist die heilige Barbara drauf, den Wildalpern ihre. Und recht komod zu tragen. Gar nix schwer, aber eine Ehr', wie die Leut' sagen. Dem Kirchenbuben tut's eh leid, möcht' eh lieber mit der Fahnstang' gehen, wie mit der alten Fischerin."

Das Dirndl war über die ihr in Aussicht gestellte Würde ganz verblüfft. „Wenn die alte Fischerin mich kunnt brauchen!" sagte sie kleinlaut.

„Bist schon einmal mit einem Roß gefahren?"

„Das freilich wohl nicht. Aber Fahnl hab' ich auch noch keins getragen. Ich möcht' mich nicht schicken können. Die Fahnltrager müssen vorausgehen und ich weiß den Weg nicht recht gut."

„Hättest ihn für dich allein nicht verfehlt, wirst ihn auch mit der Prozession nicht verfehlen. Dein Bündel muß dir wer anderer tragen, das versteht sich. Und zehrungsfrei gehalten wirst von der Gemeinde. Ist alter Brauch."

„Um das gehts mir nicht. Etliche Sechserln hab' ich wohl selber bei mir. Aber mein Lebtag hab' ich's nicht gehört, daß bei der Zellerprozession ein Weibsbild fahnltragen tut."

„Gelt! Die Mariazeller werden einmal schauen, wenn die Wildalper mit einer bildsauberen Fahnlträgerin anrucken!" rief der Pfarrer lustig aus. „Also? Abgemacht und petschiert!"

„Na, Herr Pfarrer, na. Zu tot schamen tät ich mich mit der Fahn'. Ich taug' nicht dazu. Werd's doch noch so viel ein Mannsbild zusammenbringen in Wildalpen, daß er die Fahnstang' tragt!"

„Mannsbilder genug, liebe Dirn, Mannsbilder mehr als zu viel. Aber zu hoffärtig und nixnutzig sind sie mir für die Fahn'. Fuchteln um damit wie mit einem Peitschenstecken. Und nicht aufpassen. In der Veitsch drüben hat gar einmal einer frühmorgens, wie die Wallfahrer vom Wirtshaus fort sind, verschlafenerweis' statt der Fahnenstang' den Ofenbesen derwischt; daß die Leut' heut noch darüber lachen. Na, na, Maria, die Fahn' mußt morgen du zu dir nehmen. Die Zeller Muttergottes wird uns doppelt gnadenreich sein, wenn wir mit so einer braven, demütigen Fahnltragerin anrucken. Also, es bleibt dabei. Um fünf Uhr ist die Meß, nachher hebst dir dein Fahnstangel aus dem Bankhalter und wir marschieren in Gottesnamen ab."

Überredet hat er sie. Was kann ich denn machen? dachte die Almerin. Gegessen hab' ich jetzt im Pfarrhof und über Nacht bleib' ich im Pfarrhof; wenn

er wahrhaftig will, daß ich's Fahnl trag', so wär's eine rechte Undankbarkeit, wollt' ich mich noch länger spreizen. Und sagt: „In Gottesnamen, Herr Pfarrer. Ich hab, den Futterkorb dertragen auf der Alm, ich werd' das Fahnl auch noch dertragen mögen."

Das war festgemacht. Dann stand schon die Haushälterin mit dem Kerzenleuchter da, daß sie das Dirndl in den Stadl hinausbringe aufs Stroh. Der Pfarrer gab der Almerin noch den Abendsegen: „Schlaf' dich aus, lass' dir was Gutes träumen und denk', wenn's wieder Nacht wird, sind wir in Mariazell."

Also führte sie die Haushälterin hinaus ins Wirtschaftsgebäude, über eine Leiter hinauf und wies ihr einen Haufen Stroh an. Ein etwas mürrisches „Gute Nacht!", dann ging sie mit dem Kerzenlicht über den knarrenden Bretterboden hin und dachte: Was sich unser Herr Pfarrer doch immereinmal für Leut' aufgabelt! So ein bunkig's (rundliches) Weibmensch Fahnl tragen! Und morgen früh wird sie ihren Kaffee haben wollen. Der Herr Pfarrer hatte auch noch einen Gedanken, bevor er am selbigen Abend einschlief. Schade, daß ich's vorigen Sonntag noch nicht hab' verkünden können, was wir dies Jahr für eine Fahnltragerin haben. Da hätten sich gleich alle Burschen von Wildalpen zur Prozession gemeldet.

Die ärgsten Gedanken aber hatte unser Almdirndl auf dem Stroh. Als Kopfkissen hatte sie ihr Bündel gelegt und die Füße hatte sie ins Stroh gebohrt. Sonst war ihr warm. Aber immer mußte

ſie dran denken. Geradezu die Verſuchung war da, ihr Wort nicht zu halten. Jetzt erſt bedachte ſie recht, was ſie da zugeſagt hatte. So ein einfältig Almdirndl, das immer nur beim Vieh geweſen, das alleweil am liebſten bei ihren Kühen und Kalben allein iſt geweſen und nicht weiß, was ſich ſchickt — das ſoll jetzt vor dem Leutſchock her Fahnltragen! Und was ſie für ein Gewand an hat! Hätt' man ſo was vorher gewußt, wollt' man den roten Sonntagskittel angelegt haben und die weißen Baumwollſtrümpf'. Und wenn die Mannerleut' hinten drein gehen und heimlich ihr Geſpött treiben! Und ſchon ums Kaiſer-g'ſchloß in der Radmer nicht! Sie tut's nicht. Das Fahndl ſoll tragen wer will, ſie tut's nicht. Aber! was wird der Herr Pfarrer ſagen, der ihr drum ſo gut zugeredet hat und dem ſie zugeſagt hat? — Da gibt's kein anderes Mittel als durchgehen. — Kein Aug' hat ſie zugetan. Die Kirchenuhr ſchlägt zwölf und nach einer langen Weile eins. Du liebe Welt, wie ſtad (langſam) die Zeit vergeht, wenn der Menſch ſo da liegt und keinen Schlaf hat. Endlich ſchlägt es zwei Uhr. Noch drei Stunden und ſie muß an die Fahnenſtange. Jetzt geht der Mond auf und ſcheint wäſſerig durchs Dachfenſter herein. Da hebt ſie ſich haſtig, ſchüttelt das Stroh von dem Gewand, nimmt ihr Bündel auf, hängt ſich's an den Rücken, ſteigt vorſichtig die Leiter herab. Und wie ſie in der freien kühlen Nacht ſteht und vor ihr die Straße blaß und ſtill dahin liegt, da läßt ſie einen friſchen Atemzug aufſpringen und eilt wegshin — die Rich-

tung gen Mariazell. Finsterer Wald, bisweilen blinkt ein Mondstrahl auf die Straße, dann wieder steht der Mond hinter hohen Felsen und in der Schlucht rauscht die Salza. Endlich wird der Himmel blasser über den Gebirgskämmen, kalter Wind fächelt in den Bäumen, helle Vogelstimmen werden laut — es kommt der Tag. Dort, wo die Straße durch eine stille ebene Au führt, bleibt die einsame Wanderin stehen und horcht. Ob man am Ende nicht schon die Wallfahrerprozession beten oder singen hört hinten drein? Oder ob der Herr Pfarrer nicht etwa gar den Kirchenbuben nachschickt, um die Flüchtige einzuholen und mit Ernst zurückzuführen zu ihrer Pflicht. Dann eilt sie weiter, je heller der Tag, je schneller ihre Schritte. Nach Stunden kommt sie ins Dörfchen Weichselboden, das in einem stillen Wiesentale liegt zwischen schauerlich aufsteigenden Felswänden. Sie hätte Hunger und Durst, wagt es aber nicht, im Wirtshause einzukehren aus Angst, die Prozession von Wildalpen könnte sie einholen. Ein Stück Brot und ein wenig Käse holt sie aus ihrem Bündel hervor, an der Quelle Wasser trinkt sie, und eilt weiter. Die Straße geht bergan und talab. Holzknechte und Steinschläger, Kohlenfuhrwerke, auch Roheisenwagen begegnen ihr in der Bergwildnis, und mancher Hirt treibt seine Herde daher und ruft ihr ein munteres Wort zum Gruße zu. Marand Josef, denkt sie, wenn mich alle diese Leut' gesehen hätten mit der Fahnlstang', zu Tod hätt' ich mich geschamt, in den Erdboden hinein, und ist er auch noch so steinhart.

Hoher Mittag, da kommt sie ins Gußwerk, wo die großen Hochöfen stehen und Eisenhämmer und die weiße Kirche. In diese kehrt sie ein wenig ein, um sich andächtig vorzubereiten auf Mariazell, dem sie schon nahe ist. Dann spricht sie bei einer kleinen armen Hütte um einen Löffel Suppe zu; bei großen Häusern, denkt sie, kriegt man ja ohnehin nichts geschenkt. Rückt dann wieder ihr Bündel zurecht und wandert rasch — sich immer umsehend, ob ihr nicht etwa die Wildalper schon auf der Ferse seien — nach Mariazell hinein, wo sie ganz verschwitzt und erschöpft ankommt.

In der großen Wallfahrtskirche bringt sie ihren Ankunftsgruß der lieben Frau und dann eilt sie wieder ins Freie, um nach der Wildalper Prozession auszuschauen. Diese kommt erst gegen Abend an. Das rote Fähnlein mit dem funkelnden Kreuz flattert über der kleinen Schar von Weibern, Greisen und einigen jungen Burschen, die während des lauten Singens ihre Augen vorwitzig nach allen Seiten ausflattern lassen. So viele und schöne Häuser, eine so prachtvolle Kirche und so allerhand Leute sieht man in Wildalpen freilich nicht. Ein weißköpfiger Alter, der den Hut hinten am Nacken hängen hat, trägt die Fahne, sicher und würdig trägt er sie und neigt sie dreimal vor dem Kirchentor. Hinter ihm geht der Pfarrer im Chorrock, und unserer Almerin, die sich hinter eine Mauer duckt, ist es, als schaue er finster drein und strampfe mit den Füßen wie einer, der auf jemand einen großen Zorn hat.

Sie schleicht hinaus auf den Markt und kauft sieben kleine Kühe aus rotem Wachs und drei Kälbchen aus weißem. Diese trägt sie in die Kirche und an der Marienſäule, wo über einem Haufen ähnlicher Wachsgebilde viele Lichter brennen, legt sie ihre Opfer hin, und kniet davor nieder, und während die Wildalper weit hinten an dem Gnadenaltar ihren Preisgesang tun, gedenkt die junge Almerin ihrer Herde von der Brennalm und betet in Einfalt für die Kuh und jedes Kalb und jedes Schwein, daß die Himmelmutter, so wie den Sommer über, sie auch im Winter beschützen möge. In der Kirche, in den Winkeln und Seitenkapellen, in den Gewölben und Kuppeln dunkelt der Abend. Maria, die Hirtin, kniet unbeweglich vor dem Lichterherd und ist versunken in liebevolles Gedenken an ihre Tiere. Sonst hat sie bisher ja niemand begegnet, der so sehr ihrer Liebe bedurfte als die guten Rinder mit den treuen großen Augen. Das Gefühl war süß, und doch ist der Maid nicht ganz wohl zumute gewesen bei dieser Andacht. Wenn sie jetzt zum Beichtstuhl gehen soll, so wird sie auch sagen müssen, daß sie eine gar weltlich gesinnte, eitle, unverläßliche Person ist. Der Beichtstühle gibt es in allen Winkeln und in jedem sitzt einer drinnen. Sie sieht, wie ein paar Wildalperburschen in grünverbrämten Lodengewand an den Beichtstühlen hinschleichen und überlegen, in welchem der nachsichtigste Beichtvater sitzen könnte. 's ist ein Unterschied und mancher Knab' hat ein besonderes Bündel, das er daheim beim eigenen Pfarrer nicht gerne auspackt.

Jahre alte Sachen ſind drinnen, die man nur auf der Wallfahrt anbringen mag. In einer gar dunklen Niſche ſteht ein Beichtſtuhl und den wählt unſer Almdirndl. Und bekennt dem würdigen Greis, der drinnen ſitzt, ihre Sünden. Beſonders die von Wildalpen, wie ſie dort vom Herrn Pfarrer ſo gütig in der Herberge aufgenommen worden ſei, recht tüchtig gegeſſen habe, wie ſie das Fahnltragen verſprochen hätt', dann aber in der Nacht ganz leichtſinnig durchgegangen wäre.

Und was ſagte auf dieſes Bekenntnis der Beichtvater? „Liebes Kind! Da du deine Sünde beichteſt und bereueſt, ſo will ich dich davon losſprechen und dir eine heilſame Buße aufgeben. Haſt du das Wildalper Fahnl ſchon nicht ausgetragen, ſo wirſt es heimtragen."

Und jetzt merkte ſie 's erſt zu ihrem Schreck, ihr Beichtvater war kein andere als der Herr Pfarrer von Wildalpen. — So ungeſchickt! Juſt den zu erwiſchen! grollte ſie zornig ſich ſelber aus. Es muß mir rein aufgeſetzt ſein, daß ich Fahnltragen muß. Nan meinetwegen, Buß' iſt Buß' und ſo eine Fahnſtang' wird mich auch noch nicht umbringen.

Dann am Mittag des nächſten Tages, als alle und jedes ihre frommen Obliegenheiten verrichtet hatten, ſammelten die Wildalper ſich in der Kirche, um in guter Ordnung auszuziehen, wie ſie eingezogen waren. Da winkte der weißköpfige Alte die Maria aus der Bank, nahm ihr das ohnehin zuſammengeſchrumpfte Bündel ab und hing ihr einen Leder-

riemen um die Achsel, an dem unten eine Hülse war. Dann hob er aus einem Fahnenhalter vor dem Gnadenaltar das rote Fähnlein mit dem Bildnisse der heiligen Barbara, gab es dem Dirndel in die Hände, das untere Ende der Stange in die Hülse versenkend. So jetzt war sie angeschirrt. Aber das war ja federleicht zu tragen und nahm sie sich vor, gewissenhaft und tapfer ihren Beruf zu erfüllen. Stramm voraus. Hintendrein die alten Weiber und Dirnen und Greise und Bursche — auch die zwei mit dem grünausgebrämten Lodengewand. Sie hörte flüstern und kichern. Das ist ihr jetzt schon alles eins, wenn sie sich ausgekudert haben, werden sie schon aufhören. Ihr schwarzes Hütlein hatte sie sich fest in die Stirn gedrückt. Als Frauenzimmer kann sie es auch beim Beten und Singen aufbehalten und braucht es nicht an den Rücken zu hängen. Der Herr Pfarrer guckte mit stillem Wohlgefallen auf die tapfere Büßerin und wenn Leute, die sie auf der Straße begegneten, stehen blieben und mal drein-schauten, was die Wildalper für eine saubere Fahnen-trägerin haben, war der Pfarrer nicht wenig stolz darauf und sagte das Wort: „Paßt auf, der Schock wird bald wachsen. Dieser Fahne folgen auch die Waldlotter!" Denn es hatten sich schon etliche Holz-hauer und Pechschaber angeschlossen und sogar ein schmucker Jägerbursch' ging eine Strecke mit der Pro-zession und surrte den Psalter, sein Auge andächtig auf die Fahnenstange gerichtet.

In Weichselboden kehrten sie ein wenig im Wirts-

hause zu und Maria lehnte die Fahne neben der Türe an die Wand, um die Schale Kaffee zu trinken, die sie vermöge ihres Amtes vorgesetzt bekam. Ein wenig schämte sie sich zwar darob, doch tauchte sie mutig ihre Semmel ein und genoß die wohlverdiente Sach', immer mit dem Auge wachsam. Plötzlich sprang sie auf, eilte zur Türe hinaus und erfaßte dort einen der grünverbrämten Lodenburschen am Kragen: „Oho Bübel! Derweil gehört das Fahnl noch mein!" Und entriß ihm das schon zusammengerollte Fähnlein, das er von der Stange gelöst hatte, in der Absicht, es ihr scherzeshalber zu entwenden. Er ließ sie nicht willig los und da im Augenblick die Ringenden sonst niemand sah, so suchte der lebfrische Bursch im Kampfe um die Fahne seinen Arm um ihren Nacken zu schlingen und ihr Rundgesichtchen an seinen Mund zu bekommen. Aber das Almdirndl wehrte sich so heldenhaft, daß er weder Fahne noch Kuß eroberte, vielmehr unter Gelächter Herbeieilender mit Schand und Spott abziehen mußte. Der Pfarrer hatte zum Glück von diesem Angriffe nichts gewahrt, sonst hätte es wohl ein höllisches Wetter setzen mögen.

Es dunkelte, es wurde finster und sie waren noch lange nicht daheim. Das Beten unterwegs hatten sie aufgegeben, stolperten und tappten nur langsam so dahin auf schlechtem Wege. Der weißköpfige Alte hatte der Maria die Fahne abnehmen wollen, um sie einzuwickeln und die Stange bequemer über der Achsel tragen zu können. Aber das Dirndl gab sie nicht her, hoch aufrecht wie am Tage trug sie die

Fahne in der Nacht, sie tat's ja nicht der Leute wegen und Gott hat auch in der Nacht helle Augen. Die Schar war merklich kleiner geworden und als endlich das Dörfchen Wildalpen erreicht wurde, löste sie sich schon halb verschlafen auf. Aber ehe das Dirndl noch die Fahne an den Alten abgeben konnte, war ein Augenblick, daß der grünausgebrämte Bursch neben ihr stand und ihr etwas ins Ohr flüsterte. Da schwang sie die Stange: „Soll ich dir eins geben?!"

Am nächsten Morgen wanderte das Dirndl seiner Heimatgegend zu und es kümmerte sich niemand mehr um sie — ausgenommen der eine. Der junge Großbauer Steinschlachtiger ging eines Tages nach der Messe dem Pfarrer zu auf dem Kirchplatze und er möchte wissen, was es mit der Fahnlträgerin sei?

Schief blinzelte der Pfarrer den Grünbesämten an und sagte endlich: „Schau du! Gewundert hätt's mich, wenn du nicht gekommen wärst fragen. Hab's wohl wahrgenommen dazumal auf der Wallfahrt. Aber ich bin nicht so dumm, dir ihren Unterschlupf zu verraten."

„Meiner Seel', Herr Pfarrer, die möcht' ich heiraten!"

„Das glaub' ich dir, Franzl. Aber ich fürcht', einen solchen Lotter nimmt sie nicht."

„Mich ziemt, wenn ich die hätt', so wollt' ich brav werden."

„Das ist eine Red," antwortete der Pfarrer. Aber als dieser nachher bei einem Amtsbruderbesuch in Gams der Maria begegnete, die im schlechten Rit-

terl mit dem Spaten auf der Achsel ins Erdapfelgraben ging und er bei ihr gleich das Kuppeln versuchte für den jungen Burschen, antwortete sie scharf: „Er hat gesagt, wenn er mich hätt', nachher wollt' er brav werden? Ich laß' ihm sagen: Wenn er erst brav wird, nachher kann er mich haben."

Drauf ein wenig ungleich der Pfarrer: „Aber 's ist ein blutarmer Bursch', muß ich sagen. Steinerschlagen tut er und geht's halt ein bissel kümmerlich her in seiner Hütten."

„Das macht mir nix, das Kümmerliche bin ich eh gewohnt. Wenn er brav wird, so mag ich ihn."

„Jesseles, Madl!" rief der Pfarrer aus und faßte sie an beiden Händen, als ob er auf der Straße mit ihr eins tanzen wollte, „du machst ja dein Glück! Ein reicher Bauer ist er. Der größt' in meiner Pfarr'! Und brav ist er so weit auch — wenn man die verliebten Übermütigkeiten ausnimmt. Und die gewöhnen sich im Ehestand bald ab. Also ich darf ihm sagen, daß er kommen mag? Schon am nächsten Sonntag, wenn Ihr wollt', schmeiß' ich Euch von der Kanzel herab."

Mit großen Augen, fast erschrocken, schaute sie auf, was ihr da widerfahren soll mit dem Burschen, von dem sie seit der Wallfahrt immer hat träumen müssen.

„Siehst du," rief der Pfarrer, „siehst du, Dirndl, den Mann schickt dir die Zeller Mutter für's Fahnltragen!"

Der Geistbrenner

Wer einmal so fünfzig Jahre lang Zeuge des Weltlaufes gewesen, bei dem müßte sich, so sollte man meinen, der ganze innere Mensch geändert haben. Alles ist ja so unerhört anders, als man's in der Jugend gesehen, geträumt hat. Die lange Reihe von Hoffnungen, Überraschungen und Enttäuschungen, von Freuden und Qualen, von Entwickelungen und Verwickelungen und Lösungen, bei denen immer wieder alles erwartet wird und immer wieder nichts herauskommt: diese Reihe von großartig aufgedonnerten Richtigkeiten müßte ein denkendes Wesen doch endlich gleichgültig machen, in den Zustand jenes Träumenden versetzen, der bei keiner Feuersbrunst mehr aufschreit, bei keinem Sturz mehr zusammenzuckt, weil er in seinem Halbschlummer weiß: es ist doch nur ein Traum.

Jawohl, wer fünfzig Jahre lang am sausenden Webstuhl der Zeit steht, der müßte es endlich doch weghaben, wie die Fäden geknüpft, verschlungen und die Knoten wieder gelöst oder zerhauen werden. Er müßte sehen, daß jeder, der da mit hineingewoben wird, eigentlich gleich gut daran ist, ob sein Faden nun geradeaus oder querüberläuft. Ein Kreuz bildets immer. Der Sehende kommt ruhig darüber

hinweg; der mit den übrigen Fäden ringende und sich verklemmende, auf andere Fäden sich stützende, in andere Fäden sich bergende und doch für sich ein freier selbstsüchtiger Ichfaden sein wollende Haſcher und Haber leidet ganz verzweifelt. Der ruhig Schauende ändert sich im Lauf seines Lebens. Der Haſchende und Habende ändert sich nicht. Dieſer ist lediglich Stoff, der nach gemeinen Naturgeſetzen steigt und fällt, sich phyſiſch ausdehnt, chemiſch verbindet und nicht anders als ein Klümpen Erde mittun muß in dem Keſſel, aus dem ewig die Blaſen steigen und in dem der Bodenſatz in die Tiefe ſinkt. Die Haſchenden und Habenden, sie ſind es, die den Kampf ums Daſein mit demſelben troſtloſen Stumpfſinn ringen wie der Wurm und die Milbe und die Eintagsfliege. Die Haſchenden und Habenden, sie ſind für sich nichts; erſt wenn sie sich mit Gleichwertigem, mit der Stoffmaſſe verbinden, ſcheinen ſie Etwas zu ſein, wenigſtens ſo viel, daß ſie sich ſelbſt und Gleichgearteten genügen. Sie ſchauen nicht, ſie denken nicht, ſie ſind bloß, wie ein Schwammtier oder ein Weichtier iſt. Dieſe rein materiellen Menſchen ſind eigentlich das Unſchuldigſte, was es geben kann; ſie ſind ja halb unbewußte Weſen; ſie dämmern ſo hin im Verdauungsſchlummer, als ob ſie zu viel gefreſſen hätten, oder ſie greifen inſtinktiv immer und immer mit ihren Fängern aus wie Seetiere, die alles, was ſie erhaſchen können, einmal an ſich ziehen, wenn ſie auch, längſt überſättigt, alles wieder fallen laſſen müſſen. Die Haſcher und Haber, dieſe Ärmſten! Und

doch: dieſe Glücklichen! Weil ſie ja ſo kurzſichtig ſind und ſo tief in ihren Tag hineingebettet, daß ſie keine Ahnung haben von den ewigen, glühenden, göttlichen Dingen, die den Schauenden nimmer zur Ruhe kommen laſſen.

Der reine Stoffmenſch ändert ſich nicht durch ein Erleben; er iſt als Greis innerlich derſelbe, der er als Kind geweſen, wenn auch nicht immer ein Habender, wohl aber immer ein Haſchender. Er denkt nicht weit genug, um ſich zu fragen, wie er die erhaſchte Beute nutzen werde; er denkt kaum daran, welchen Wert ſie für ihn hat; er lebt in der dämmernden Vorſtellung dahin: Das gehört mir! Es iſt ein Verſunkenſein in die Stoffwelt, ein faſt friedlicher Schlaf. Aber der Schauende ändert ſich in ſeinen ſpäteren Tagen. Er mag in der Jugend von den Sinnen zum Stoff hingezogen worden ſein; aber als ihm das Auge aufging, trat er ein wenig zurück von dem ſauſenden Webſtuhl, um nicht in das grobe Tuch der Menge mitverwoben zu werden. Er beobachtete, wie da alles vor ſich ging, betrachtete ſeinen Standpunkt gegenüber dem Tuch und deſſen Weber, — war ein Schauender geworden.

Was da aufſteht, das wird von der Menge mit Jubel begrüßt, was hinfällt, mit Schreck und Klage beſtattet. Der Schauende jubelt nicht, erſchrickt nicht und klagt nicht. Er weiß: dieſe Schürzungen und Löſungen ſind ſelbſtverſtändliche Vorgänge am Webſtuhl. Er ſieht den Wandel und Wechſel im Kleinen, er empfindet mit, wie die einzelne Kreatur vergehend

aufſchreit: Ich ſterbe, jetzt iſt alles aus! Und doch iſt nichts aus; alles flutet im gleichen mächtigen Lebensſtrom weiter dahin und der Lebensſtrom iſt und bleibt ſo urfriſch wie am erſten Schöpfungstage. — Dieſes Sehen hat den Schauenden verwandelt. Er war Stoffweſen und iſt ein vergeiſtigter Menſch geworden; er ſteht gleichſam außerhalb des Schlagbalkens, der die Fäden aneinanderſtößt; er ſchaut vergnüglich dem Weber zu. Aber wenn er ihn fragt: „Meiſter, wozu das viele Tuch, das du webeſt und auf die Rolle windeſt?“, ſo bekommt er keine Antwort.

— — — — — — — — — — — —

Vor etlichen Jahren war ich eines Tages an der Reichsſtraße in eine Hütte eingekehrt. Eine ziemlich armſelige Hütte, in deren Mauerſpalten Gras keimte. An der ſchiefwinkligen Tür, deren Fugen mit Moos verſtopft waren, klebte ein Blatt Papier, auf dem in ungefüger Handſchrift die Worte ſtanden: „Hotel zum Napoleon“. In der Hütte ſaß ein alter Mann in einem Zwilchkittel, aber barfuß. Er hatte einen ſchönen weißen Bart, einen Holzblock zwiſchen den Händen und ſtampfte im Bottich Vogelbeeren ein. Meine Anfrage, ob ich während des Gewitterregens in ſeinem Haus Unterſtand halten dürfe, wurde damit beantwortet, daß der Alte Körbe und Stiefel von der Wandbank wegräumte, auf daß der Gaſt ſich behaglich niederlaſſen könne. Sogar einen Lodenmantel rollte er zuſammen zu einem Hauptkiſſen, falls ich mich ein Bißchen hinlegen wolle. Ich ſei, meinte er, gewiß ſchon weit gegangen und hin-

gestreckt ruhe sich der Wandersmann am besten aus. Auch in der ewigen Ruhe verlege sich der Mensch aufs Liegen.

„Hab' mir's gleich gedacht, daß das ein vornehmes Hotel ist, das Hotel Napoleon", sagte ich spaßend.

„Das wohl; nobel sind wir schon!" Der Alte lachte und goß aus einer großen Flasche eine wasserklare Flüssigkeit ins kleine Kelchgläschen, das er vor mich auf die Tischecke stellte.

Auf meine nähere Erkundigung nach der Geschichte dieser Firma antwortete er: „Will der Herr die zwei Dukaten sehen, die der Napoleon meinem Vater (Gott tröste seine Seele!) hat auszahlen lassen?" Und mit dem dürren Finger durchs Fensterchen zeigend: „Dort, wo jetzt der Brennofen steht, beim Hollerbuschen, ist die Schmiede gestanden. Von gestern und vorgestern rede ich nit. Ist ja mein Vater noch ein junger Bursch gewest. Hufschmied an der Straßen. Ein gutes Geschäft dazumal. Wenn auch nit gerade jeder fürs Pferdebeschlagen drei Dukaten hat gegeben wie der Franzosenkaiser, als er vorbei ist geritten gen Graz. Später, als es mein Vater erfahren, wer der kleine Reiter ist gewesen, hat er freilich die Dukaten auf den Steinhaufen geschleudert. Und noch später, viel später, wie es geheißen hat, der große Napoleon sei auf eine Insel im Weltmeer verstoßen worden, hat's die Leut' umgewendet und mein Vater hat den Steinhaufen abgetragen. Zwei hat er richtig wieder gefunden von den Goldstücken; und die sind in der Familie verblieben zum ewigen Andenken."

Es wollte mir nicht übel gefallen, daß dieser Hufschmied, entgegen dem Weltbrauch, den Mächtigen gehaßt und den Unglücklichen geehrt hat. Ich nahm einen Schluck von der klaren Flüssigkeit. Das war Feuer, eines Hotels Napoleon würdig. Es regnete Stunden lang, der Weg bis zum nächsten Bahnhof war nachher immer noch leicht zu machen und so verlor ich mich mit dem frohen alten Mann in ein anmutiges Gespräch, während er mit dem Kolben im Bottich seine Vogelbeeren stampfte. Dort, wo angeknüpft war, erzählte er weiter. Sein Vater habe neben der Schmiede eine Schänke aufgetan, damit den Fuhrleuten, die etwa in der Reihe auf das Pferdebeschlagen zu warten hatten, die Zeit nicht lang werde. Aus der Schänke sei allmählich ein Wirtshaus geworden und aus diesem ein großer Gasthof, wo alle Fuhrwerke und Herrschaftkutschen Einkehr gehalten. Um diese Zeit sei er, mein jetzt so weißbärtiger Mann, ans Licht gekommen, gehegt und erzogen und „von den Leuten verhunzt wie ein Prinz". Der einzige Sohn des reichen Napoleonwirtes! Denn so hat der Gasthof geheißen und die Deutschen sind lieber beim „Napoleon" eingekehrt als beim „Kaiser Rotbart" auf der nächsten Poststation, weil beim Napoleon eben der Wein besser gewesen. Dann kamen die Eisenbahner ins Land. Da gab es Fuhrwerk über die Maßen und ungeheuer viel Geld. Die Leute hatten nur so gelacht dazu, obwohl ihnen der Strick schon um dem Halse lag. Aber er war noch locker. Der Napoleonwirt selbst hatte Tag für Tag vierund-

zwanzig schwere Pferde auf der Straße und am Tag der Eisenbahneröffnung saß er an der Ehrentafel fast ganz oben in der Nähe der hohen Herren und einer von ihnen feierte ihn durch einen Trinkspruch als den König der Straße. Das war vielleicht ein unbeabsichtigter Spott; aber ein großer. König der Straße hieß in diesem Fall König ohne Reich, denn wenige Jahre später: und auf der Straße konnten sich Schafe satt weiden. Der alte Napoleonwirt kränkte sich sehr darüber, daß die Eisenbahn, die er so emsig miterbauen half, so treulos, war. Kein Mensch, sagte er, sei noch so grob betrogen worden wie er, der Napoleonwirt. Der Eisenbahnzug, der oben am Berghang hinrollte, pfiff auf ihn herab und kein Gesetz kümmerte sich um die Straße. Ohne gewöhnlich andere Gäste zu haben als manchmal einen durstigen Nachbar, wirtschaftete er in seiner Weise noch eine Weile fort; und als er endlich Haus und Hof verkaufte, geschah es gerade so, daß die Gläubiger keinen Schaden hatten. Da meinte der alte Napoleonwirt, für ihn sei es nun die höchste Zeit, zu sterben, denn ein paar Jahr später hätte es nicht einmal mehr für einen Grabstein gereicht. Ein Leben ohne Nachlaß und ohne Grabstein hätte er für die überflüssigste Arbeit von der Welt gehalten.

Und der junge Mensch, der Sohn, stand nun allein auf der Straße. Manchmal saß er auf der Bank vor der verfallenden Schmiede und beobachtete die Leute, wie deren doch von Zeit zu Zeit wieder vorüberkamen. Und wenn er sich so ins Schauen

verlor, da war ihm anfangs, als vermöge er den Insassen des Viergespannes und den hinkenden Handwerksburschen nicht zu unterscheiden. Es sei denn, daß dieser einen munteren Marsch pfiff und jener ein gelangweiltes Gesicht machte. Und dann wieder zu sich kommend, fragte er: „Was tue ich jetzt? Am vollen Trog habe ich schon gesessen.“ Nichts war davon übrig geblieben als der Nachteil, daß ihn nun der leere doppelt verdrießen konnte. Doch er verdroß ihn nicht eigentlich. Er war gegen alle weiteren Unfälle gut versichert bei der Assekuranzgesellschaft Habenichts & Co. Der Pfarrer seines Ortes hatte einmal gepredigt, der Christ solle dem Geist leben. Und weil er das nicht weiter erklärte, so legte der Zuhörer es sich selber zurecht. Es wird auch am Besten sein. Das braucht kein großes Betriebskapital. Ich will dem Geist leben. Und gründete eine kleine Branntweinbrennerei. Die Wurzeln, Beeren und Abfälle, aus denen er den Geist zog, hatte er umsonst; er brauchte sie nur zu sammeln, manchmal dafür ein „Vergelts Gott!“ zu sagen und ein „Stamperl Branntwein“ zu versprechen. Wenn dann der Nachbar kam, um ihn zu trinken, griff er doch in den Sack; denn man hatte den fröhlichen Burschen nicht ungern und vermutete, daß er auch ein Bißchen leben wolle. Er scheint auch in seiner Unterhaltung Geist geschenkt zu haben und nicht etwa Fusel, wie mancher zünftiger Ritter vom Geist zu destillieren pflegt. Da das große Einkehrhaus an der grünen Straße keine rechte Verwendung mehr finden konnte, so wurde es

abgetragen und aus seinen Ziegeln am Bahnhof eine Waggonhalle erbaut. Nur die alte kleine Schmiede blieb stehen, um dem einzigen übriggebliebenen zur Brennerei zu dienen. Das Wohnhaus dazu hatte er sich aus dem Fachgebälk des abgetragenen Gasthofes selbst gezimmert. Und hier lebte der Mann nun gelassen dahin, länger als fünfzig Jahre.

Er war Zeuge, wie sich in dieser Zeit alles mehrmals umstürzte. Die Menschheit machte Purzelbäume. Stand sie auf den Füßen, so behauptete sie, die einzig richtige Grundlage für den Fortschritt sei der Kopf; und stand sie auf dem Kopf, so klagte sie, daß alles in der Welt verkehrt sei. Der Schauende stand abseits und war ein wenig verblüfft. Nicht der Wandel befremdete ihn, sondern die Stetigkeit der Kreatur. Trotz allem unbegreiflichen Wandel blieben die Leute sich gleich. Bauten die Leute Häuser, so tranken sie Branntwein, um Kraft zu gewinnen. Brannten die Häuser nieder, so tranken sie Branntwein, um sich zu trösten. Die Felder wurden zu Wald: die Leute tranken Branntwein und wanderten aus. In den Wildnissen streiften Jäger und tranken Branntwein. Und der Alte machte seinen Branntwein gerade so, wie man ihn vor so viel hundert Jahren gemacht haben mag. Und auch wo sie es anders machen, ist's im Grunde dasselbe. Alles kreist um den Punkt; und dieser Punkt rührt sich nicht vom Fleck. Zur Zeit der Ritter war es Mode geworden, in Kutschen zu fahren; zur Kutschenzeit ist es Sitte geworden, auf der Eisenbahn zu reisen; in der Eisen-

bahnzeit wurde es nobel, den Motorwagen zu hetzen; zur Zeit des Motorwagens wird es vornehm sein, im Luftballon zu fliegen; und zur Zeit des Luftballons werden die Herren plötzlich finden, das Vornehmste, das Stolzeste, das Ritterlichste sei das Reiten auf dem Pferd. Ein Ringelspiel wie auf Jahrmärkten. An einzelnen Stellen wurde wieder gerodet, wurde wieder gebaut: und immer tranken sie Branntwein und haschten nach Habe, nach grobem Genuß und waren stumpfsinnig für alles andere. So war die Masse immer gewesen und das Erdbeben der jungen Welt hatte wenig geändert. Die Masse ist Rohstoff, an dem die Wetter der Zeiten immerwährend formen und zerstören. So streute die Natur ihren Menschenstaub auch wieder einmal auf die Straße. Eines Tages kam der närrisch gewordene Scheerenschleifer und der sausende Teufel. Der erste ein Reiter ohne Roß, der zweite ein Roß ohne Reiter. So der wörtliche Ausdruck des Alten; ich kann mir nur denken, daß damit die Radfahrer und Automobilisten gemeint sein sollten. — Und so, fuhr er fort zu sagen, habe sich seit fünfzig Jahren allerlei hingeändert und zurückgeändert, im Weltkasten sei alles ganz toll durcheinandergerüttelt. Aber die Zwetschken, seien sie braun oder blau, süß oder herb, frisch oder faul: der Kern sei gleich geblieben. Es sei derselbe harte Kern mit etwas Gift im Innern . Der Mensch turne und bade, „doktere" und schneide an sich grausam herum, sei aber inwendig ganz der Alte geblieben. Vor Zeiten habe eines Tages ein armes Weib verschmachtend

an der Straße gelegen und ein vornehmer Vierspänner sei lustig vorübergefahren. Vor einigen Wochen habe da unten bei der Telephonstange Nummer 321 der Blitzschlag einen alten Hausierer betäubt und ein Automobiler sei lustig an ihm vorübergefahren. Einen Menschen aufheben und laben: Das kann man von so einem nicht verlangen. Muß noch froh sein, wenn er selber keinen niederrennt. Ja, der Kern ist hart und ein wenig giftig. Aber abgewöhnen mag man sich's doch nicht, das Zwetschkenessen. Das Auswendige nascht man und auf den Kern läßt man sich nicht ein. Dann bleibt man halt abseits stehen und schaut zu. Und brennt Geist.

Während solcher Reden hatte der alte Schnapsbrenner mir einen angeschnittenen Laib Weißbrot vorgelegt und mich eingeladen, die Stiefel auszuziehen, damit sich die Füße besser ausrasten könnten. Ja, er stellte sich ausgespreitet hin und wollte sie mir von den Beinen reißen.

Ich lachte und sagte ihm offen, was mich wunderte. Daß er bei seiner Weltverachtung noch so gut sein könne. Ich sei in seinen Augen ja auch nichts anderes als ein Körnchen des Menschenstaubes auf der Straße. Da fuhr er munter in die Höhe: „Ja, glaubt Ihr denn, Ihr bekommt das alles geschenkt? O, das Hotel Napoleon ist ein gar teures Hotel!"

„Ich hoffe, daß Ihr Euch die Sachen bezahlen lassen werdet."

„Bezahlen! Geht mir weg mit dem Wort Bezahlen! Allerlei Geist habe ich Euch vorgesetzt. Guten

Geiſt!" fügte er mit gar ernſthafter Miene hinzu. „Und ſeit wann tut man den Geiſt mit Ziffern und Zahlen ab, ſeit wann? Ich denk', Ihr werdet Euch ſelber dalaſſen müſſen. Ich denk' wohl."

Der Gewitterregen war vorüber, die Straße hatte kalkgraue Tümpel und die Sonne ſchien wieder drein. Als ich zu Dank und Abſchied dem Alten die Hand reichen wollte, nahm er ſie nicht an. „Bleiben wir nit beiſammen?" ſagte er. „Wir bleiben ja beiſammen!"

Damals dachte ich, er ſpreche doch Unſinn, manchmal. Heute denke ich das nicht. Über zwei Jahre ſind ſeitdem dahingegangen, in jene Gegend kam ich nicht mehr, den Alten habe ich nicht mehr geſehen: und doch muß ich oft, ſehr oft an ihn denken. Ja, ſo oft ich ſelbſt mich als Weltbeſchauer empfinde, muß ich an jenen Schauenden denken. „Wir bleiben beiſammen!" hatte er geſagt. Es dürfte ſtimmen. Ich war an ſeiner Weisheit hängen geblieben.

Aber, mein lieber alter Geiſtbrenner, es wird uns nicht viel helfen. Wenn wir zwei uns auch außerhalb des ſauſenden Webſtuhles ſtellen, einer links und der andere rechts, und dem Weber mit Fadenknüpfen Handlangerdienſte zu leiſten vermeinen: wir ſind doch mitten im Gewebe; nur ſind wir als Fäden vielleicht widerhaariger als andere und bilden häßliche Knoten. Alle miteinander machen wir das lüderliche Tuch aus.

Der ordentliche Auguſtin.

Als der Vater Auguſtin Kernſchimmlers ſein vierzigjähriges Geſchäftsjubiläum beging, ſagte der Feſtredner unter anderem auch die großartigen Worte: „Unſer teurer Jubilar nährte andere und wurde ſelbſt fett, machte andere wohlhabend und wurde reich dabei. Sein Glück gründet auf ſeinen Tugenden!“ Und Sekt darauf. — Denn der Vater Auguſtin Kernſchimmlers war Bäcker und Fleiſchermeiſter geweſen — der einzige in dem Städtlein. Als einziger Fleiſcher hatte er die einzige Bäckerin geheiratet, und Auguſtin war von dieſem einzigen Paar das einzige Kind. Jemand behauptete, der Vater habe das aus Geſchäftsrückſichten ſo eingerichtet, denn er konnte keine Konkurrenten leiden und wollte dem lieben Söhnlein auch die Konkurrenz von Geſchwiſtern erſparen.

Als nun bei dem oben erwähnten Jubiläum das Wochenblatt einen Feſtartikel über die Doppelfirma brachte und ſogar die Bildniſſe des verehrten Ehepaares Kernſchimmler, da war es plötzlich ausgemacht, daß der kleine Auguſtin weder Fleiſcher noch Bäcker werden dürfe, ſondern ein Doktor oder Profeſſor, womöglich ein ſehr berühmter. Zwar ſagte der Vater

zu seiner Frau, berühmt werde man ja auch als Fleischer, was eben der große Festartikel und das mit einem Lorbeerkranz umgebene Doppelbild des Jubelpaares im Wochenblatte bezeuge. Sie wußte das freilich besser, sagte es aber nicht, daß ihr die Veranlassung zu diesem illustrierten Festartikel runde hundert Gulden von ihrem Nadelgelde gekostet hatte.

Der Augustin kam in die Stadt, ins Gymnasium, und ward ein sehr ordentlicher Student. Seine Schulbücher hatten nicht ein einziges Eselsohr, doch bei den Examinationen ging es manchmal nicht ab ohne jegliche Erinnerung an das populäre Tier, auch wenn es nicht just Zoologie gab. Die Mutter schickte dem Söhnlein häufig Geräuchertes, Milchbrot, Krapfen und Zwieback, vor allem Powidlkuchen, die er so gerne aß. Einen Teil dieser guten Dinge verzehrte der Junge, der andere verschimmelte ihm im Nachtkästchen, der seine Vorratskammer war. Und als der Rest verschimmelt war, verzehrte er ihn auch, schon aus Ordnungsliebe und weil es ihm leid tat, die mütterlichen Liebesgaben wegzuwerfen. Seine Schulhefte waren stets wie neu und die Schriften und Ziffern wie gestochen, nur recht oft unrichtig. Über Fleiß und Sittlichkeit sangen seine Zeugnisse wahre Lobeshymnen, im übrigen jedoch gaben sie ihm Anlaß zur Unzufriedenheit mit den Professoren. So kam der Tag der Maturitätsprüfung. Die schwarzen Kleider mit dem Seidenzylinder hatte der junge Kernschimmler sich schon am Vorabend auf das musterhafteste zurechtgerichtet, also auch im Notizbuche die

Gegenstände, in denen er bereits geprüft war und noch geprüft werden sollte, mitsamt den erhaltenen und zu erhoffenden Noten sorgfältigst aufgeschrieben. Als er nun auf der Gasse schon nahe dem Schulgebäude dahinging, bemerkte er mit Entsetzen, daß seine Stiefel nicht frisch gewichst waren. Er kehrte in seine Wohnung zurück, fand aber weder die Quartiersfrau vor, sie war auf den Markt gegangen, noch den Schlüssel zum Schrank, wo das Stiefelputzzeug aufbewahrt lag. Er mußte also zum Krämer und zum Bürstenbinder, um Wichse und Bürsten zu kaufen und dann die Beschuhung selbst in einen des Tages würdigen Zustand zu versetzen. Als er hernach die Stiefel wieder an die Beine zog, riß sich an einem derselben eine Strupfe los. Man sah zwar den Schaden hinter der Hose nicht, aber der junge Mann konnte keine Schlamperei leiden, er ging zu seinem Schuster, der die kleine Angelegenheit auch zur besten Zufriedenheit schlichtete. Als er hernach an den Lehrsaal kam, schritten die Kollegen und Professoren gerade zum Tore heraus, das Rigorosum war vorüber. Augustin hatte nun ein ganzes Jahr Zeit, um vor seiner Prüfung vielleicht auch noch andere Mängel, als die an den Kleidern, zu beseitigen.

Mittlerweile starben rasch hintereinander seine Eltern. Der Schlag würde für den guten Jungen vernichtend gewesen sein, wenn nicht durch denselben in Haus und Geschäft eine Welt von Unordnung aufgetaucht wäre, die in Ordnung gebracht werden mußte. Das zerstreute ihn ein wenig. Das Ordnungmachen

dauerte aber Jahr und Tag, und mich wundert es nicht, daß darob die Maturitätsprüfung ganz und gar vergessen worden war.

Augustin Kernschimmler fand sich plötzlich allein auf der Welt, aber als Erbe eines großen Fleischergeschäftes und einer Bäckerei, die sich auch auf Mühle und Kornhandel verzweigte. Die Mühle und die gewerblichen Rechte verkaufte er, ebenso auch die Grundstücke; die beiden alten Häuser aber, das Fleischerhaus des Vaters und das Bäckerhaus der Mutter, behielt er aus Gründen der Pietät, und seine Lebensaufgabe bestand von nun an darin, diese Häuser und ihre Einrichtung in Ordnung zu halten. Jahraus jahrein beschäftigte er eine Anzahl Dienstboten, um die Möbel abzustauben, die Spinnweben von den Ecken zu fegen, den Schwamm im Fußboden zu vernichten und alles Geschirr und Gezier blank und rein zu erhalten. Er konnte sich nicht entschließen, irgend ein Kleidungsstück seiner Eltern wegzugeben, die Dienstboten rangen für und für einen wahren Verzweiflungskampf mit den Motten und anderem Insekt, aber mit Kampfer und anderen Mitteln gelang es immer noch, die Sachen zu erhalten, so daß sie in ihren Schränken und Kästen genau so liegen und hängen konnten, wie sie zu Lebzeiten oder beim Tode seiner Eltern gelegen oder gehangen waren. Die Wohnungen der beiden Häuser waren denn auch stets in dem Zustande, die ehrenwertesten Besuche zu empfangen, die nicht kamen. Auf der Fleischbank konnte zu jeder Stunde geschlachtet, im Ofen jeden Tag gebacken

werden, es war alles dazu in bester Bereitschaft. Geschlachtet und gebacken wurde aber nicht. Doch, so fleißig auch gelüftet wurde, es war ein Modergeruch vorhanden, und die Schritte des Wandelnden hallten lauter in den Wänden als anderswo.

Kernschimmler war ein stattlicher Mann geworden, dem außer Hause seine wunderliche Art nicht einmal angesehen werden mochte. Er pflegte sich gut und kleidete sich stets mit peinlicher Genauigkeit, freilich nicht gerade nach der Mode, aber doch mit gutem Geschmacke und mit größter Akkuratesse. Wenn an einem Kleidungsstücke ein Knopf verloren ging, so mußte seine alte Dienerin von Schneider zu Schneider, von Krämer zu Krämer laufen, um genau den gleichen aufzutreiben, und wenn das nicht glückte, so wurde das ganze Kleidungsstück dem Trödler übergeben. Sein Aus- und Eingang war pünktlich, wie eine Uhr, sein Verkehr mit Bekannten verbindlich, aber gemessen, im Gespräche stets der gleichen Worte und Redewendungen sich bedienend. Alle Samstage ging er des Abends in heitere Gesellschaft, lachte aber nur, wenn bei ihm Lachenszeit war, nämlich der Ordnung halber bloß bei bestimmten, stets wiederkehrenden Späßen. Neue Witze mochten zehnmal besser sein, er machte keine Ausnahme von der Regel.

Er hätte sich zur Zeit — denn die Weiber garnten um und um — sicherlich verliebt, allein das lag nicht in seiner Tagesordnung, und wie er schon so sehr dem Gesetze der Trägheit unterworfen, so wäre nach dem einmaligen Verlieben zu befürchten gewesen,

er könnte sich der lieben Ordnung halber jeden Tag wieder verlieben.

Augustin Kernschimmler war unverheiratet geboren und blieb also unverheiratet. Er lebte so nach seiner Art behaglich und zufrieden dahin und eine Entgleisung von dieser Lebensbahn schien ausgeschlossen. Da — in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre — erkrankte er. Es geschah so allmählich, so sachte, daß er die Ordnungswidrigkeit nicht einmal inneward. Er wurde ein wenig magenleidend, dann ein wenig leberleidend, hernach ein wenig halsleidend, endlich ein wenig brustleidend. Seine große Sorge war, die Erscheinungen, die er an sich wahrnahm, ordentlich zu verbuchen und vom Arzte die lateinischen oder griechischen Namen dafür zu erfahren. Damit konnte der Doktor recht sehr aufwarten. Wenn es aber einmal nicht stimmte, wenn der Doktor und die medizinischen Werke, die Kernschimmler genau studierte, sich widersprachen, dann war er gebrochen. Als es sich aber sachte, doch haarscharf auf eine Lungensucht wies und alle Anzeichen dazu auf das glänzendste auftraten, da rieb sich der gute Kernschimmler fröstelnd die Hände, vergnügt darüber, daß doch noch wenigstens bei schweren Krankheiten eine gute Ordnung obwalte. Sicherheitshalber hatte er mehrere Ärzte rufen lassen, und alle stimmten darin überein, daß der rechte Lungenflügel ganz kaput, der linke noch fast zur Hälfte intakt sei. Eine Frage der Zeit. In der Bestimmung dieser aber widersprachen sich die Herren, die gutmütigeren gaben ihm Monate,

sogar Jahre, die berühmten gestanden fast derb, daß es sich nur noch um Tage handeln könne. — In Gottes Namen! Es liegt ja in der ewigen Ordnung der Natur, daß der Mensch sterben muß. Wenn's jedoch wirklich schon ernst ist, dann frägt es sich um die testamentarischen Angelegenheiten. Ein paar Verwandte, etliche gute Freunde werden ja wohl so gut sein, die Hinterlassenschaft in Empfang zu nehmen und ordentlich zu verwalten. Die hohe Erbsteuer ist nicht in Ordnung und ist das überhaupt ein sehr umständlicher Weg durch Behörden und Advokaten, dessen Ausgang mancher Erbe gar nicht erlebt. Da wird's vernünftiger sein, die Sachen unter der Hand zu verschenken.

Also hat Augustin Kernschimmler am nächsten Tage seine entfernten Vettern und Muhmen und einige gute Bekannte der Samstagsgesellschaft zu sich beschieden. Wäre schier zu spät gewesen, er hatte kaum noch eine vernehmliche Stimme, es versagte ihm schon der Atem. Zur Not wenigstens das Wichtigste: „Die Häuser gehören den Verwandten, die Einrichtungsstücke den Freunden, das vorhandene Papier der Gemeinde für wohltätige Zwecke. Das alte Gewand in den Schränken soll verbrannt werden.

Die Beschenkten weinten vor Rührung, vor freudiger. Wer seine Sachen mitnehmen konnte, der nahm sie gleich mit. Der Sterbende konnte sich nun auf die andere Seite legen — es war in Ordnung.

Am nächsten Morgen erwachte er später als sonst. Ah, das war ein erkleckliches Schläfchen gewesen, dies-

mal. Er fühlte sich nachgerade erfrischt. — Nun muß aber der Erzähler sich sputen mit der Entwicklung, sonst errät es der Leser vorwegs, wo es hinaus will. Also gut, der Augustin Kernschimmler wurde wieder gesund, stocksteingesund, so gesund, als er vorher nie gewesen. Und war arm wie eine Kirchenmaus, wenn der Küster die Wachskrusten von den Leuchtern geschabt hat. Er hatte ja alles verschenkt und es war in Ordnung.

So ein Testament ist doch ein gutes, kluges Ding. Man gibt sein Vermögen so selbstlos, so großmütig hin — aber erst, wenn man es selber nicht mehr braucht. Das, was einer im Testament voll Edelsinn und Barmherzigkeit jemand vermacht, kann er unbedenklich aufbrauchen, da ist keine Pflicht vorhanden, es über den Tod hinaus zu bewahren, damit jenem, dem es vermeint gewesen, das auch richtig zukomme. Testamentarisch vermachte Sachen bleiben Eigentum des ursprünglichen Besitzers, solange er lebt; nach dem generosen Papier kann man ganze Häuser vererben, die der Erblasser mittlerweile vertrinkt oder verspielt.

Wie brutal hingegen ist das Schenken! Was du heute verschenkest, das ist morgen nicht mehr dein, und selbst wenn dein Leben darauf stünde. Wolltest du es zurücknehmen, so könnte der Beschenkte dich gerichtlich belangen, als strecktest du deine Hand nach fremdem Eigentum aus. — In diesem Falle war unser armer, stocksteingesunder Kernschimmler. Aber er fand es in Ordnung. Es fiel ihm durchaus nicht

ein, auch nur auf einen Groschen seines großen verschenkten Vermögens Anspruch zu machen, oder scheinen zu lassen, daß er etwas bedürfe. Er griff seine gewohnte Lebensordnung wieder auf und führte sie so lange, bis der für sein Begräbnis bestimmt gewesene Betrag verbraucht war. Dann ging er ins Gemeindeamt und ersuchte um eine Versorgung. Er hatte früher das Wort „reich" nie ausgesprochen, jetzt sprach er das Wort „arm" nicht aus. Er war jetzt so wenig arm, als er früher reich gewesen. Er hatte früher den Lebensunterhalt gehabt, und den mußte er jetzt auch haben. Die Gemeinde hatte über seine Widmung zu wohltätigen Zwecken bereits verfügt, sie tat nichts desgleichen, als ob der Mann bei ihr etwas besonders gut haben könne; sie fand nur, daß er für das Spital zu gesund, für das Armenhaus zu fröhlich und für die Altersversorgung zu jung war. Sie ließ in sehr vorsichtiger Form bei ihm anfragen, ob er die zur Zeit offene, sorgenfreie und Achtung gebietende Stelle eines Gemeindedieners würde übernehmen wollen. Wenn ja, so wäre er der Bevorzugte. Diese einflußreiche Stelle sei weitaus gesicherter, als die des Bürgermeisters, der von drei zu drei Jahren abgelehnt werden konnte, während der Gemeindediener ohne ganz besonderen Anlaß nicht bedankt werde, sondern bestimmt sei, die Tradition des Bürgermeisteramtes von Geschlecht zu Geschlecht zu übertragen und zu überwachen.

Augustin Kernschimmler ward Gemeindediener und als solcher ein wahrhaft bedeutender Mensch.

Er hatte zwar nichts zu tun, als den Willen anderer auszuführen, aber die Ausführung ist ja schließlich Hauptsache. Er war ganz glücklich, der Selbstbestimmung enthoben zu sein, denn er hatte nie etwas mit sich anzufangen gewußt, er fühlte sich als Werkzeug anderer geborgen und gekräftigt und funktionierte mit wunderbarer Präzision. Sein Wirkungskreis erstreckte sich nicht etwa über die Kanzlei, sondern über die ganze Gemeinde bis zum Bezirksgerichte und zu der Landeshauptmannschaft hinauf. Man soll gerade einmal nachdenken, was ein Gemeindediener zu tun hat. Kernschimmler besorgte sein Amt mit so unerhörter Ordnung, daß die Leute sich fragten, wer denn das Räderwerk eingefettet haben könne, daß es nun so glatt ginge? Sie wurden sich der Ursache kaum bewußt, merkten nur, daß der Gemeindediener ein ordentlicher Mensch sei.

Als er fünfundzwanzig Jahre lang der musterhafte Gemeindediener gewesen, machte er etwas Dummes. Er ließ sich pensionieren. Als siebzigjähriger Mann, meinte er, sei es in Ordnung, sich zur Ruhe zu setzen. Bald sah er aber, daß bei ihm die Ruhe als solche nicht in Ordnung war. Denn er hatte zu lange in regelmäßiger Tätigkeit gelebt; jetzt auf einmal nichts zu tun, als spazieren zu gehen, das war doch die größte Schlamperei. Jeden und jeden Tag dieselbe Schlamperei. Das war freilich auch Regelmäßigkeit — aber in diese neue Ordnung konnte er sich nicht mehr finden. Er erbot sich dem neuen Gemeindediener freiwillig zu Diensten und wurde des

Dieners Diener. Die schwersten Kränkungen seines Alters bestanden darin, wenn ein Foliant statt im dritten Fach, etwa im vierten lag; wenn die Empfangsbestätigung für Zustellungen von dem Empfänger mit Bleistift geschrieben war, anstatt mit Tinte; wenn der Bürgermeister ihn „Herr Kernschimmler" nannte, da er doch fünfundzwanzig Jahre lang in treuen Diensten bloß der Kernschimmler gewesen war.

Seine persönliche Tagesordnung war das Uhrwerk geblieben, das seit einem halben Jahrhundert kaum ein einziges Mal stillstand — täglich dieselbe Sekunde zum Aufstehen, dieselben dreiundzwanzig Minuten zum Anziehen des immer gleich geformten Gewandes, dieselben neun Minuten zum Rasieren, und die Haare kämmte er sich mit der gleichen gewohnten Sorgfalt auch noch zur Zeit, als er längst keine mehr am Kopfe hatte.

Eines Tages aber ließ Augustin sich eine große Unregelmäßigkeit zu schulden kommen. Er kämmte sich nicht und rasierte sich nicht, er kleidete sich nicht einmal an. Lange über die gewohnte Zeit hinaus blieb er in seinem Bette liegen und war tot.

Als der Schreiner ihm den Sarg zurechtmachte, sagte er zu einem Nebenstehenden: „Ich wüßte schon, was zu machen wäre, daß der Kernschimmler wieder aufstände. — Man brauchte bloß einige Hobelspäne auf den Boden zu verstreuen, alsogleich wäre er mit dem Besen da, um Ordnung zu schaffen."

Tue es nicht. Laß ihn rasten mit neunundsiebzig Jahren — es ist in Ordnung.

Das Gericht im Breitschirmhof.

Die Talstraße vom Weinlande her rasselte ein Steirerwäglein. Vorn ein flinker Schimmel und hinten, im Wagen drin, ein junger Mann. Wer wissen will, wer es ist, der muß ihm auf den Magen schauen. Dort, über dem schon leidlich gewölbten Bäuchlein schmiegt sich der breite Ledergurt, und auf demselben, mit weißen Buchstaben ausgesteppt, die Buchstaben L. B. Es sind dieselben Buchstaben, die im Resingtal von Markstein zu Markstein eingegraben stehen und an dreihundert Joch Grund und Boden umfrieden. Der Grund und Boden des Breitschirmhofes, dessen Jungbesitzer Leopold Breitschirm eben vom Weinkaufen aus dem Unterland heimfährt.

Unterwegs blickte er aus, was da für schöne Nußbäume stehen an der Straße. Und unter einem, auf schattigem Rasen, saß ein Frauenzimmer. Es war aber kein Frauenzimmer, sondern ein jungfrisches Dirndl. So ließ der Leopold seinen Schimmel stehen, richtete ein paar gewöhnliche Worte an das Dirndl, fragte woher und wohin, lud es dann ein, sich zu ihm in den Wagen zu setzen und mit ihm zu fahren. Das

sei ihr nicht unlieb, denn der Weg ziehe sich länger als sie vermeint habe. Und er zog sich auch von nun ab. Um ihn kurzweiliger zu machen, wurde der junge Großbauer gegen die Reisegefährtin zutunlich und wollte sie ein wenig lieben. Aber sie dankte so entschieden und herb dafür, daß er schweigend wurde und bei sich dachte: Endlich einmal auch ein Apfel, der nicht fällt, wenn man den Baum schüttelt. — Das gefiel ihm und er begann mit ihr ein anderes Gespräch.

„Also Dienst suchen willst du im Resingtal? Von Sankt Martin bist du her? Gefällt's dir denn nicht in Sankt Martin? Nachher gefällt's dir doch vielleicht im Resingtal? Probier es bei mir auf dem Breitschirmhof."

Dazu sagte sie nicht ja und nicht nein, da müsse sie erst nachfragen. Ungeschaut trete sie in keinen fremden Dienst.

„Frag nur nach," antwortete er und versuchte es noch einmal mit schmeichelhaften Zutunlichkeiten. Da spitzte sie scharf den Ellbogen und begehrte auszusteigen. Sein Besänftigen nützte nichts, sie stieg aus, sagte: „Schön Dank!" und ging einen Feldweg.

Er ließ sie nicht aus den Augen. Sie verschwand im Buchenwalde. Dann stand sie bei einem Kleinbauern im Dienste ein, war Sonntags in der Kirche zu sehen, einmal sogar beim Wirt auf dem Tanzboden. Da begehrte er sie zu einem „Steirischen".

Ein Jahr später war dieses Dirndl Jungbäuerin auf dem Breitschirmhof — zum Entsetzen aller

Bauerntöchter der Umgebung. Nach der Hochzeit waren die zwei so glücklich, daß sie den ganzen Tag nicht voneinander ließen.

„Wie du gerade auf mich verfallen bist, Leopold!“ sagte sie zärtlich. „Bin ja wohl nicht schön.“

„Just das gefällt mir, weil du nicht weißt, daß du schön bist.“

„Und bin gar ein armes Leut.“

„Aber du bist auch was anderes und das geb' ich um viel Geld nicht her. Das hat selten eine. Schon in der ersten Stund' damals hab ich's gewußt. Ich bin so, daß ich der meinigen vertrauen muß können, und ist's just einmal meine Passion, daß ich einen Krug will haben, aus dem noch kein anderer getrunken hat.“

„Ah, so meinst es,“ antwortete sie und schob sachte seine Hand zurück, die unversehens ihrem Rocksack nahegekommen war. Denn darin hatte sie einen Brief. Gerade am Hochzeitstag war er gekommen. Der ging ihn nichts an.

Dann kam die ruhige, sorglose Zeit, da ihnen zumute war wie dem Landmann nach heißen, stürmischen Sommertagen, wenn das Korn in der Scheune ist.

Leopold hatte sich über seine Wahl nicht zu beklagen, die Thekla hatte alle Vorzüge eines braven Weibes. So strenge sie den Leopold damals zurückgewiesen hatte, so zärtlich war sie ihm nun ergeben. So derb sie im Falle das Gesinde anlassen konnte, so fürsorglich war sie für dessen Wohl. So reichlich sie für den Tisch sorgte, so bereitwillig sie für die Nach-

barschaft war und so freigebig gegen arme Leute, so arbeitsam und sparsam war sie in der Wirtschaft. Das Achselzucken zuerst und die halben Bemerkungen, von der Straße hebe man nichts Gutes auf, waren bald überwunden, sie war nicht allein die geachtetste Bäuerin im Resingtal, sie war auch die gelobteste und die geliebteste. Leopold hatte sie so gerne, daß er ganz aus der Art schlug und außer in seiner ehelichen Kammer alles Weiblichen vergaß. Außer, daß die Thekla von Zeit zu Zeit einen Besuch machte in ihrer Heimat Sankt Martin, ging sie nie vom Hofe fort, sie war die Seele des Hauses und — wie die Leute sagten — die Seele von einem Menschen. Und als dann der Knabe und das Mädchen da waren, pflegte und erzog sie sie zu ein paar gesunden, schönen und wohlgearteten Kindern.

Sie waren schon eine Reihe von Jahren verheiratet, als eines Tages im Hause ein Betteljunge erschien. Ein zerlumptes, unsauberes Bürschchen mit scheuen, schreckigen Äuglein und tölpischem Benehmen. Die Thekla hatte ihn auf dem Feldwege aufgegriffen und in den Hof gebracht, auf daß das arme Wesen einmal gesättigt, gereinigt und mit Kleidern versehen werde. Der Kleine blieb dann eine Weile, war aber unanstellig und unverläßlich, so daß Leopold ihn eines Tages davonjagte. Die Thekla war darüber schweigsam, als ob sie mit dem Fortschicken nicht einverstanden wäre. Sie hätte den fremden, verwahrlosten Jungen wohl gerne zu einem Menschen gemacht. Wenn sie dann in das nahe Dorf ging und aus-

horchte, ob nirgends von jenem fremden Knaben die Rede sei und nichts vernahm; wenn sie auf dem Feldwege und am Waldraine dahinging und vergeblich ausschaute und spähte, wie verstimmt kehrte sie nachher in den Hof zurück. Ihre eigenen Kinder aber gediehen und brachten hellen Sonnenschein in das Haus. Nur die Mutter schien sich nicht recht darüber freuen zu können, als hätte sie immer an andere, an verlassene Kinder denken müssen, die heimatlos und liebelos in der Welt herumirren. Noch gütiger wurde sie gegen arme Leute.

Und eines Tages im Herbste hatte Leopold bemerkt, daß am Morgen sein Weib einen Topf Milch und ein Stück Brot hinaustrug in den Heustadl. Er sah nach, ob dort etwa ein kranker Dienstbote liege und fand den fremden Betteljungen. Der war seither noch verwahrloster geworden und störrischer. So sagte die Thekla, es sei doch Christenpflicht des Wohlhabenden, ein solch armes Menschenkind aufzunehmen, es mit liebevoller Strenge zur Arbeit anzuspornen und von dem Schlechten abzuhalten. Der Bauer wollte es noch einmal versuchen. Der Bursche blieb auf dem Hof. Anfangs stellte er sich emsig zum Dreschflegel, zur Stallstreugabel, aber es dauerte nicht lange, so warf er das Geräte weg und warf sich aufs Stroh, und wenn ihn die Knechte mit den Stiefelabsätzen stießen, so stellte er sich tot oder sprang auf und lief in den Wald hinaus, wo man auf dem Moose liegen kann und nicht arbeiten muß. Manchmal schlich er sich in die Vorratskammer, naschte Butter oder Ge-

räuchertes, und wenn der Leopold ihn darob mit der Peitsche züchtigte, so schrie der Junge so kläglich, als geschähe ihm das größte Unrecht. Je herber er mit diesem Geschöpfe wurde, je gütiger war mit ihm die Thekla. Sie begutete ihn heimlich und einmal nahm es der Bauer wahr, wie sie dem Knaben in der Flachskammer das wirre Haar strählte, ihn dann mit der flachen Hand fast zärtlich über den Kopf strich und leise sagte: „Bitt dich gar schön, Bastel, sei brav, sonst mußt wieder fort und darfst nimmermehr kommen!"

Da trat der Leopold vor: „Er soll nur gleich fort, der Taugenichts, der uns noch unsere Kinder verderben kann. Oder hast du den hergelaufenen Lumpen wohl gar lieber, als deine eigenen Kinder? Es scheint so. Eine solche Nächstenliebe ist mir zu dumm, hörst du?"

„Leopold," entgegnete sie und schaute ihn fragend an, „solltest denn du gar keinen jungen Menschen wissen, dem du's auch gut meinen möchtest — extra gut? Ich hätte nichts mehr dagegen . . . ."

„Hast du dich zu beklagen darüber, daß ich's unseren Kindern etwa nicht gut genug meine? Eben deswegen leid' ich ihn nicht, diesen hergelaufenen Zottel! Lernen könnten sie schon was von dem — ei ja, das schon! Er soll machen, daß er weiter kommt!"

Sie sagte nichts dagegen, nur das seufzende Wort sprach sie: „Es ist hart, daß er wieder fort muß!"

„Du kannst ja mit ihm . . .!" rief er zornig, sprach aber das Wort nicht ganz aus. Es war doch

zu schwer. Es ließ sich ja nichts sagen. Er wußte nur, daß die Thekla entfernte Verwandte habe. Sie hatten sich stets ferngehalten, vielleicht war das der Stolz armer Leute. Wer weiß, ob sie nicht sehr verkommen sind, ob dieser Bettelknabe nicht der Sippe angehört?

Der Leopold sagte also nichts mehr und die Sache wurde allmählich vergessen. Auf dem Breitschirmhof nahm es den Lauf, wie auf allen reichen Höfen, wo fleißig gearbeitet wird; er wurde immer noch reicher, die Wirtschaftsgebäude mußten vergrößert werden. Besonders auf dem Anger vor dem Wohnhause wurde ein fester Blockbau aufgeführt, wo Korn, Brot, Fleisch, Fett, Leder, Wolle und andere Vorräte in Massen sicher aufbewahrt werden konnten. Die Felder und Wiesen wurden verbessert und die Marksteine mit den Buchstaben L. B. rückten stellenweise weiter nach außen hin. Der Sohn des Hauses war schon so weit, daß er in eine landwirtschaftliche Fachschule gegeben werden konnte; das Töchterlein übte sich unter Anleitung der Mutter in den häuslichen Obliegenheiten. Alles war frisch und froh, bis auf Thekla. Sie blieb gütig und milde, wurde aber immer ernster und verschlossener. Die trautsame Liebe zueinander wird bei bäuerlichen Eheleuten überhaupt nicht zur Schau gestellt; aber es war doch verwunderlich, daß dieses herzensgute Weib nicht mehr Liebe zeigte zu ihren Kindern. Ihre Schwermut steigerte sich derart, daß Leopold ihr vorschlug, zur Zerstreuung eine Reise in die Stadt zu machen. Darauf

antwortete sie, in der Stadt habe sie nichts zu tun. Aber eine Wallfahrt möchte sie machen! doch nur, wenn er zu Hause bliebe und daß sie die Beruhigung haben könne, der Hof wäre derweil gut versorgt. Der Bauer sah diese Fürsorge ein, sie freute ihn und er ließ sie hinziehen die weiten Straßen, um ihre Wallfahrt zu verrichten.

Während der Zeit, als die Bäuerin fort war, schlug einmal besonders heftig der Kettenhund an, der am neuen Blockbau hing, und es wurde der Bettelbursche wieder gesehen. Er schlich hinter dem Hause im Baumgarten herum. Er war nun schon halb erwachsen, trug aber ganz unterschiedliche Kleidungsstücke an sich, eine bäuerliche Lederhose und einen schwarzen Stadtrock und eine schildlose Mütze, aber alles zerrissen und zerfranst und kein Stück paßte an den Leib. Schreckig spähte er zwischen den Baumstämmen her, wenn jemand über den Hof ging, um dann, da es die Bäuerin nicht war, sich allemal wieder schnell hinter Büschen zu verstecken. Der Bauer machte kurzen Prozeß. Er ließ den Hund von der Kette, dieser raste wütend auf den Jungen hin, riß ihn einige Kleiderfetzen herab und kehrte wieder in seinen Kobel zurück, während der Bursche kreischend vor Schreck davongelaufen war.

Länger als der Leopold erwartet, war sein Weib ausgeblieben, endlich kam sie heim, abgezehrt, erschöpft und fast verstört. Das, was sie auf den Wallfahrtswegen erhofft, schien sie nicht gefunden zu haben. Wie vor und eh ging sie ihren häuslichen Verrichtungen

nach, aber es geschah mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Nur wenn manchmal ein Bettelmann um Almosen zusprach, wurde sie erregt und gab so reichlich, daß mancher Empfänger erstaunt fragte: „Das alles? Das alles gehört mein? Vergelt dir's Gott, Breitschirmhoferin, an deinen lieben Leuten!"

„Geb's Gott!" sagte sie und ging traurig ihren Arbeiten nach. In den Nächten ahnte es der Leopold nicht, wie sie im Nebenbette wachend lag. Wenn er sie seufzen hörte, mußte es wohl ein böser Traum gewesen sein.

Und in einer Nacht, da setzte sie sich im Bette plötzlich auf und sagte: „Hörst du nichts, Mann?"

„Was soll ich denn hören," entgegnete er, „es schläft ja alles."

„Dann wird's nichts sein," sagte sie, „es ist nichts, mir hat nur so geträumt. Es ist nichts, Leopold!" setzte sie mit ängstlicher Hast bei.

Er war aber aufmerksam geworden, stand auf, ging zum Fenster und sah im Blockbau Licht. Allsogleich ergriff er das Scheit, pochte an die Stubendecke den Knechten, die auf dem Dachboden schliefen: „Auf, auf, Leut! Es sind Diebe im Bau!"

„Aber, mein Gott, es wird ja nichts sein!" sagte die Thekla, von einer bösen Ahnung ergriffen.

Mittlerweile war auch Ferdinand, der Sohn des Hauses, der eben auf den Schulferien daheim, aus seiner Kammer hervorgekommen, und sah sich nach dem Schußgewehr um. Die Knechte hatten schon bemerkt, daß auf dem Blockbau einige Dachbretter aus-

gehoben waren und es sei ganz sicher jemand in der Vorratskammer.

„Wo ist denn das Luder von einem Kettenhund, daß es sich nicht meldet?"

Der lag neben dem Kobel und verendete. Das Tier war wahrscheinlich mit einem wohlgezielten Steinwurf getötet worden.

Der Lichtschein, der vorher durch ein Fensterchen gedrungen, war weg. Der Dieb hatte wohl schon gemerkt, daß er entdeckt sei. Der Bau war schon umringt von dem ganzen Gesinde des Hauses. Auf dem Dache lauerten zwei Knechte, an der Tür stand der Bauer mit einer schweren Axt. Vor dem Fenster stand der Ferdinand mit gespannter Flinte. Aber seine Mutter rief zagend von der Haustüre her: „Schießen mußt nicht, Ferdel!" — Andere huschten mit Stallgabeln, Hacken und allerlei Werkzeugen immer um den Bau. Und horchten, ob von innen nichts zu hören sei. Da es still war, so steckte der Leopold den Schlüssel an und öffnete die Tür. In demselben Augenblick huschte der Dieb neben ihm heraus, so unversehens, heftig und schnell, daß der Bauer ihn nicht erhaschen konnte. Er sprang über die Stufen und eilte um die Ecke. Ferdinand ihm nach. Da eilte die Bäuerin, die ihn gesehen, herbei und schrie: „Nicht schießen, um Jesu Willen! Nicht schießen, Ferdel! Es ist dein Bruder!" Sie rang mit ihm um das Gewehr.

Der Dieb war der Flinte entkommen, aber den Knechten in die Arme gelaufen. Mit der Fackel kamen

ſie und ſahen, es war der Vetteljunge. In der Vorratskammer war die Leiter gelehnt hinan zu den friſchgeräucherten Schinken. Der Bauer war ganz würdevoll gelaſſen, er hielt die Knechte ab, die ihn mit einer abgebrochenen Zaunſtange ſchlagen wollten.

„Das laßt nur ſein!“ ſagte er, „der geht jetzt ins Zuchthaus. 's iſt nicht um den Diebſtahl. Aber das er mir das ſchöne Tier hat umgebracht! Vor ſo einem geht auch der Menſch nimmer ſicher. Der kriegt ſieben Jahre. So lang als möglich. Je länger er ſitzt, je ſpäter wird er baumeln. Hol' mir einer den Strick aus der Zeugkammer!“

Der Junge ſchlug und biß um ſich und ſchrie jetzt gellend auf.

„Leider Gottes,“ ſetzte der Bauer bei, „daß ich den Strick an dir nicht anders brauchen darf als um deine Bratzen zu binden.“

Mittlerweile waren auf den Lärm Nachbarsleute herbeigekommen, das halbe Dorf zog heran, um zu ſehen, was im Breitſchirmhofe los ſei.

„Dieſer Galgenſtrick!“ rief ihnen der Bauer zu, der ſeine Wut nicht mehr bemeiſtern konnte, „viel Guttat hat er im Hauſe empfangen.“

Da faßte der junge Ferdinand ſeine Hand und zog ihn beiſeite. „Vater, ich kenn' mich nicht aus, ich habe von der Mutter ein Wort gehört und weiß nicht, was es ſoll bedeuten.“

Er redete nicht zu Ende, ſo kamen ſchon der Gemeindediener und der Nachtwächter, beide ſchwer bewaffnet, um den ertappten Dieb in Empfang zu

nehmen. Und jetzt geschah es. Thekla, die Bäuerin trat dazwischen und rief strenge und herb: „So laß ich ihn nicht forttreiben!“ Und stellte sich mitten hin zwischen die Büttel, den Dieb und ihren Mann. Sie bewahrte äußerlich die Ruhe, sie habe was zu sagen.

„Leopold,“ sagte sie mit ganz gedämpfter Stimme. „Ich hab' gemeint, diese Stund' wird mir erspart bleiben. Hab' ich's gleichwohl gebeichtet schon vor vielen Jahren, so ist's mir doch nicht geschenkt und muß es hart bezahlen. Daß du dir's selber nicht hast denken können, Leopold! Wie du den Bettelbuben hast fortgejagt, so kannst du's jetzt mit mir tun. — Der Bastel ist mein Kind . . .“

Aber anstatt, daß sie bei diesem Schuldgeständnisse zusammenknickte, richtete sich ihre schlanke Gestalt fast stolz auf und blaß war ihr Gesicht bis über die zuckenden Lippen hinein; so stand sie aufrecht, faltete vor ihrem Manne die Hände und sprach: „Leopold! Für mich erbitte ich nichts. Aber dem Knaben tu's noch einmal verzeihen. Ich hab' an ihm viel gutzumachen; jetzt führ' ich ihn, so weit meine Füß' mich tragen, er soll dir nimmer in dein Haus kommen.“

Alles war jetzt still, nur der Gemeindediener machte Anstalt, den Jungen, der immer noch von den Knechten gehalten wurde, zu fesseln. Die Bäuerin faßte ihn am Arme: „Laß es sein! Ist denn niemand da, der Gottsrecht weiß? Wenn ein Kind so ganz verlassen und verachtet ist und überall getreten, da kann's nicht wissen, was recht und was unrecht ist. Und ehe ein Mensch zugrund' geht vor Hunger, eher

nimmt er, was er kann erwischen. Schlecht wird er wohl noch nicht sein, aber dort, wohin ihr ihn jetzt wollt führen, müßt' er schlecht werden."

„Wenn die," sagte jetzt der Bauer mit verbissener Bitterkeit, „wenn die für ihre ehelichen Kinder einmal so gute Worte gehabt hätte!"

Stellte sie sich vor ihn hin: „Hast mir einen Vorwurf zu machen, daß ich sie lieblos behandelt, ungut erzogen hätte? Ich hab' alle meine Kinder gleich gern Daß eine Mutter just dem Kind am meisten zuneigt, dem's am schlechtesten geht, das wirst mir wohl nicht können für übel halten. — Und dem geht's so schlecht! So schlecht!" Mit diesen Worten riß sie den Bettelknaben an ihre Brust und herzte und küßte ihn stöhnend, laut weinend.

Die Leute ringsum hatten sich zusammengedrängt und ein Flüstern, ein Murmeln, ein Schluchzen ging um und der Dorfrichter winkte dem Gemeindediener und dem Nachtwächter, sie sollten nach Hause gehen.

„So ist's recht, so ist's recht!" riefen einige und lachten.

Der Bauer stellte sich knapp hin vor sein Weib, sagte es kalt und hart: „Und ich? Was bin denn ich? Ich bin der Gefoppte. — Verleugnet hast du mir's. Freilich, freilich, so ein Bauernhof ist schon einer Falschheit wert. Und jetzt nicht ein Wort um Verzeihung?"

„So lang ich mir's selber nicht verzeihe, kann ich's von dir nicht verlangen," sagte sie. „Eines Hofes wegen mach' ich keine Falschheit, wie du's nennst,

wenn ein Mädel seinen Fehltritt nicht will sagen. Wenn man einen Menschen einmal so gern hat, da ist's wohl nicht leicht, mein Lieber, das Wort hinzusagen, das zwei Leut' wie ein Messer auseinandertrennt. Nachher hätt' ich's freilich sagen sollen, aber es hätt' kein Gut getan, und weil jener Mensch, sein Vater schon lang' in der Ewigkeit ist, so hab' ich gemeint, ich weiß allein davon und sonst soll's niemand erfahren. Unrecht ist's gewesen vor dir und vor dem Buben, ich seh' es ein. So gut ich hab' glücklich sein können, Leopold, bin ich's mit dir ja gewesen. Kein Trutz ist's, wenn ich jetzt freiwillig gehe, ehe du mich fortschaffst. Ich muß mit dem Buben, daß er nicht ganz und gar verdirbt. Meine anderen Kinder weiß ich bei dir versorgt, sie haben einen guten Vater. Und wenn es sein mag, daß ich sie immer einmal kann sehen, so wirst mir's nicht verwehren."

Er wendete sich ab, wies sie mit einer Handbewegung von sich: „Eine, die von Mann und Kind so fortgehen kann — und mit einem Diebsbuben!"

„Er weist sie aus?" fragten die Leute sich untereinander. „Er schickt sie fort? Er verzeiht ihr das Kind nicht? Der Breitschirmhofer! Der Leopold Breitschirm, der in seiner ledigen Zeit den schönen Spitznamen hat gehabt? Der verzeiht ihr das heimliche Kind nicht, für das sie sich so zerkümmert hat, daß sie schier hintersinnig ist worden!"

„Der Leopold Breitschirm!" lachten manche laut auf und es ging ein Verwundern durch die Leute,

die hier zusammengeeilt waren in dunkler Nacht. „Der Leopold hat's not, daß er sein Weib verjagt, deswegen! Der muß ein Gedächtnis haben wie ein luckedes Schneuztüchel."

„Möchte doch gern wissen, was der sagt, wenn man ihn wollt' fragen, was aus seinen heimlichen Kindern geworden ist?"

„Im Weinland draußen," sagte jemand, „ist ein kleiner Einhandel; weil er sein Brot nicht verdienen kann, ist er in der Einleg' bei den Weinbauern, aber sie wollen ihn nimmer behalten. Dem seine Mutter, eine Dienstmagd, hat auf dem Sterbebett angegeben, der Vater hätt' den größten Bauernhof in Resingtal."

„Im Resingwald," rief ein anderer, „weiß ich ein sauberes Dirndl, Gaismadl ist sie im Holzschlag. Ist noch nicht tausend Wochen alt und tun doch schon die Holzknecht um sie Karten spielen."

Und plötzlich über den Gartenzaun her schrie eine grelle Weiberstimme: „Ich weiß auch was. Hab' mir fürgenommen, daß ich nicht sein' Schand und Spott will sein. Aber weil er so hartherzig ist —"

„Still sein!" rief der Dorfrichter drein. „Wir haben genug gehört. „Die zwei Eheleute sollen es selber miteinander ausmachen!"

„Ja, daß geprügelt wird! Wir bleiben da, wollen's just einmal hören, wie sie's ausmachen."

„Sie sollen sich jetzt einander ein gutes Wort sagen, nachher gehen wir schlafen."

„Die Bäuerin soll reden!" wurde verlangt.

„Ich hab' da nichts mehr zu reden," sagte sie. „Was ich eben gehört hab', ist nichts neues bei den Mannsbildern; das muß eine jede wissen, die einen nimmt, und froh sein, wenn's nachher gut ist. Und meinen Buben — dem Herrgott muß ich danken, daß er mir ihn noch einmal hat zugeführt! — den verlaß ich nicht, weil er mich am notwendigsten braucht."

Jetzt aber brach der Bettelbub auf die Knie nieder, sein ganzer Körper schütterte, er rang vor der Bäuerin die Hände. Daß dieses Weib seine Mutter ist, er hatte es das erstemal gehört.

Nun hatte der Leopold gerade genug erfahren und gehört. Bei solchen Leuten muß sich das Wesen plötzlich stürzen, oder es geschieht nie. Er besann sich nimmer. In den rechten Arm nahm er sein Weib, in dem linken zerrte er den Bettelbuben mit sich, so brachte er sie ins Haus.

Am Abende des nächsten Tages saß die schon halberwachsene Haustochter an ihrem Nähkorb. Nähte aber nicht, hielt die Hände auf dem Schoße übereinandergelegt und hatte rotgeweinte Augen. Daneben am Tische saß ihr Bruder Ferdinand, der war stumm wie sie und schnitzte mit dem Taschenmesser an der Tischkante. Da kam der Vater in die Stube und setzte sich auch hin. „Geh', Ferdel," sagte er, „bist nicht gescheid, 's ist schad' um den Tisch!" Er sagte es in einem gar gütigen Tone, der mehr wie eine Zärtlichkeit klang, denn wie ein Vorwurf. Der Bursche klappte das Messer zusammen, steckte es in die Tasche und stand auf.

„Willst nicht noch ein bissel sitzen bleiben, Ferdel?“ sagte der Vater und sein Atem war kurz, daß er die Rede nur leise und stoßweise vorbringen konnte. „Mir ist's recht, daß ich euch beisammen find', allzwei. Weil ich ein paar Wort' mit euch zu reden han. — Was gestern vorgefallen ist, das wißt ihr. Auf der Welt geht's halt immer einmal so. Sein sollt's freilich nicht. Wer dran ein Abscheuchen nehmen möcht'. 's weiß keiner, was ihm zusteht. — Und was ich sagen will. Daß die G'schicht in Ordnung kommt: Eure vier Geschwister, die wollen wir halt jetzt ins Haus nehmen. Wird euch eh auch recht sein.“

Und dann wartete er auf Antwort.

Die bekam er. Ruhig, aber entschieden sagte Ferdinand: „Zwei zu vier — das möcht' uns wohl nicht taugen. Meine Schwester und ich, wir haben es schon besprochen. Wenn sie bei der vorderen Tür hereingehen, gehen wir zwei bei der hinteren hinaus.“

Nach dieser Erklärung verließen die zwei jungen Leute die Stube. Der Bauer ging zur Thekla und sagte: „Weib, wir sind in allen Instanzen verurteilt. Vielleicht, daß du einmal redest mit ihnen. Ich habe genug.“

Die Lüge der Jungfrau.

Die Geschichte habe ich von ihr selber. Aber sie ist verdammt hart fürzubringen, weil die Leute darüber wieder den Kopf schütteln werden. Auch solche, die gar nicht einmal einen haben. Nun — lassen wir's drauf ankommen.

Der Bürgermeister zu Knoblach war schon in der gewissen Zeitigkeit, wo man die Haare hinten länger wachsen läßt, um sie nach vorne kämmen zu können. Und fiel es ihm jetzt ein: Heiraten könnte der Mensch eigentlich auch. — Für den Bürgermeister die Säuberste, das ist ohne weitere Erklärung zu verstehen. Aber auch eine Ehrsame muß es sein, eine ganz frische, die noch keinen Wurmstich hat. Und da ist die Auswahl freilich wohl nicht groß. In Knoblach weiß man gar keine, bei der es ganz sicher wäre. Hat eine schon keinen Wurmstich, so gewiß einen Wespenstich boshafter Umrede.

Aber beim Kern auf dem Samelsberg steht eine — so frisch wie der junge Kirschbaum. Solange solch ein grün Bäumlein noch keine Kirschen trägt, ist es sicher vor Gimpeln und Spatzen, obschon so mancher

hin- und herflattert, um zu gucken, ob ſich im Laub nicht doch irgendwo ſchon ein rotes Knötlein zeige. Auf den Samelsberg, ſo ſteil er iſt, denkt der Bürgermeiſter von Knodlach. Während er aber bloß hinauf denkt, *gehen* andere hinauf.

Der Kringſtam-Franzl! Auf dem Kirchweg hatte er ſie einmal flüchtig, nur ſo über die Achſel hin, ganz leiſe, aber ſchreckbar glühend, gefragt, ob er in der Samstagnacht kommen dürfe! — „Kommen", das erlaubt jede. Erſtens, weil ſie's nicht verbieten kann, und zweitens, weil ſie's nicht verbieten will, dieweilen es kein übler Aufputz iſt für ein Dirndlkammerfenſter, wenn am Gitter friſche Büblein hängen. Gaſſeln! Fenſterln! In unſerem Heimatland ein uralter Brauch, ein ſchöner, luſtiger, gar ſündhafter Brauch, weshalb er auch nimmer abkommen wird, ſolange das Obſt nicht umſonſt zu haben iſt. Grußſtanderln! Beſuchsſtünderln! Probenächte! Wem zugetraut werden kann, daß er nachher ernſt macht mit dem Heiraten, der wird ſo leicht nicht abgewieſen. Schmilzt die heiße Liebe ſchon nicht das Fenſtergitter, ſo kommt ein Flüſtern heraus, wie man um die Hausecke gehen und die Türklinke drücken muß, daß es aufgeht. Die Eltern oder der Vormund mögen es wahrnehmen, aber ſie brauchen die Augen nicht erſt zuzudrücken, weil ſie bei der Nacht ohnehin ſelten offen ſtehen. Alſo hinein, junger Kerl, wenn du willſt! Aber, Lump, wenn du ſie nachher ſitzen läßt! — Wenn es jedoch Probenächte ſein ſollen, auf die unſere klugen Altvordern ſchon ſo viel gehalten, dann

muß man's auch d'rauf ankommen laſſen. Allerdings, daß ich erinnern mag: In der Probenacht beſteht manches rechtſchaffen, was nachher in den langen Ehejahren nicht immer Stand hält. Deswegen, Dirndl, gewagt iſt's, wenn du dem Buben verrätſt, wie man die Türklinke drückt, daß ſie aufgeht!

Der Amrei Liſe beim Kern auf dem Samelsberg braucht man ſolcher Sach' wegen keine Mahnung zu geben. „Die Tür in mein Stübel," ſagt ſie, „ſperrt nur der Kirchenſchlüſſel."

„Was hilft dir dein Klocken (Klopfen),
Deine pickſüße Red'!
Das G'ſchloß is von Eiſen,
Das Herz aber net!"

Wäre er nur erſt in der Kammer, dann kunnt ſie ſich wohl ſelber nimmer ſtark genug ſein. Aber an die Wand kommen mit dem Leiterl, das hat ſie ihm geſtattet, da will ſie wohl 's Fenſter aufmachen, daß ſie ſelbander mögen plaudern.

Schwer zu glauben iſt es nicht, daß der Franzl nun Samstagnacht um Samstagnacht auf dem Leitersprießel ſitzt, vor ihrem Fenſter. Liebliche Anſprach' kann hinein, die Hand kann hinein, daß ſie langt an die Ringlein ihres Haares, der Kopf kann ſo weit durch das Kreuzgitter hinein, daß „ſeine Lippen an ihr Göſcherl tippen". So viel Vorſchuß gibt ſie, aber nicht mehr. Und ſelbſt das nur auf Rechnung des heiligen Eheſtandes. Dem Franzl geht es alſo verteufelt ſchlecht. Hätte er ſich auch für die erſten Abende begnügt, für ſein beſtändiges Wiederkommen jeden

und jeden Samstag, auch bei Wind und Wetter, schien ihm doch die Gunst zu gering. Auf dem Heimweg war er oft recht unmutig, aber am nächsten Morgen, wenn er munter ward, da lachte ihm das Herz darüber, daß er ein so starkes züchtiges Dirndl hatte. Und wenn wieder die Samstagnacht kam, stieg er wieder an ihr Fenster, in der Hoffnung, diesmal würde sie weniger stark sein, und beim Heimweg war er wieder ungut und am nächsten Morgen war er wieder froh. Es mag bei den eingezogenen Dirndeln wohl auch die Klugheit mitsprechen; sie wissen es recht gut, daß man die Hochzeit mit nichts sicherer beschleunigen kann, als mit dem Versagen vorzeitiger Gaben. Der Kringelstam-Franzl ging zum Pfarrer, des Aufgebotes wegen, und zum Wirt, daß er einen Ochsen schlachte und ein paar fette Schweine. Der Kringelstam besitzt zwar kein Anwesen, aber er will die große Klausenmühle pachten und lumpig soll's nicht hergehen, wenn er die Kerntochter heimführt.

Mittlerweile war auch der Bürgermeister einig geworden mit dem Kern auf dem Samelsberg. Es wackelte nämlich der Kernhof. Es lasteten Schulden auf ihm, von denen „niemand nichts" wußte, als der Kern und leider auch die Gläubiger. Diesen Gläubigern begann aber die Gläubigkeit abhanden zu kommen, ob das Kerngut im Kern wohl auch gut sei und ob sie wohl auch sicher zu ihrer Sache kommen würden. Da mit stillen Mahnungen nichts erreicht wurde, so ließ einer ihrer Advokaten was fallen vom Pfänden und Verganten. Jetzt verlor der Kern den Kopf und

— der Bürgermeiſter fand ihn. Nachdem er ſchon in den Gemeinderatsſitzungen immer beſonders beifällig genickt hatte, ſo oft der Rat Kern einen weiſen Ratſchlag getan, fuhr der Bürgermeiſter eines ſchönen Regentages im Kernhofe vor. „Schön haſt es wohl da heroben," ſo begrüßte er den Bauer. „Möcht' gleich ſelber heroben ſein, wenn ich nit unten wär'. Aber frei zum bideln (brautwerben) gehen, ſo regnen tut's heut'." An einem Regentage brautwerben oder Hochzeit halten, bedeutet künftige Reichtümer.

„Na, na," lachte der Kern, „der Knodlacher Bürgermeiſter wird bei ſo was wohl nit auf einen Regentag anſtehen."

„Eh nit, eh nit. Schon ehenter aufs Bideln, möglicherweiſ'."

„So? Ei! Schau! Viel zu jung wärſt juſt nit mehr dazu," ſagte ſpaßeshalber der Kern.

„Und zu alt auch nit. Und 's Regnen kann der Menſch alleweil brauchen."

Auf dieſe Bemerkung hat der Kern einen hörbaren Seufzer getan. „Wenn's einmal eine halbe Stund' Dukaten regnen tät, meine Kohlpflanzen wollt' ich gern derſchlagen laſſen."

„Wirſt eh auch dein Anliegen haben," ſagte hierauf der Bürgermeiſter. „Sollteſt einmal einen guten Freund brauchen — den Kernleuten bin ich alleweil geneigt geweſt, alleweil. — Iſt die Amrei Liſe nit daheim?"

„Meine Tochter? Die tut mit der Mutter Krautpflanzen ſetzen. Wenn's regnet, muß man Kraut ſetzen."

„Du Nachbar — eh, was ich ſagen will," der Bürgermeiſter tat gar zerſtreut, „die — die — weißt, die Amrei Liſe, die wirſt mir halt müſſen geben."

Lachend ſchlug ihm der Kern die Hand auf den Arm: „Wär' ſchon recht, Bürgermeiſter, wär' ſchon recht!"

„Spaß und Ernſt auch. Heut' lieber wie morgen, daß ich ſie wollt' mitnehmen. Platz hätten wir auf dem Wagen alle zwei. Und austrommeln (aufbieten zum Verganten) wollt' ich ihn nit laſſen, meinen Schwiegervater, austrommeln nit!"

„Aber je, aber je," rief der Kern freudig aus. „Nachher wärſt mir ja ein reiner Vierzehn-Nothelfer!"

Eine halbe Stunde ſpäter und ſie gingen hinaus zum Krautacker. Die beiden Weibsleute waren in gebückter Stellung und eifrig bei der Arbeit, Kohlpflanzen in die feuchte Erde zu ſetzen. Der Bürgermeiſter ſchlich die Amrei Liſe hinterwärts an, hielt plötzlich den Regenſchirm über ſie und rief luſtig: „Die Frau Bürgermeiſterin darf man nit anregnen laſſen!"

Alle lachten und die Amrei Liſe entgegnete, da hätt's keine Not, die Frau Bürgermeiſterin tät's eh nit anregnen.

Das war die erſte, noch die höfliche Ablehnung. Ein paar Tage ſpäter, als er förmlich um ſie anhielt, war ihre Meinung, mit ſo ernſten Sachen ſoll man keine Späße machen. Und eine Woche ſpäter, bei der dritten Werbung, die in Gegenwart der Eltern und Verwandten geſchah, bekam das Dirndl blitzende Au-

gen. Der Bürgermeiſter verſicherte, daß es wohl auch ihre Jugend und Schönheit ſei, als noch mehr ihre Bravheit und Gutheit, die man in Gold faſſen müſſe und zum Vorbild hinſtellen vor die Gemeinde. Gar feierlich ſprach er. Aber ſie wollte zur Tür hinaus. Der Vater hielt ſie am Arm feſt und ſie würde doch nicht ihr Glück ablaufen laſſen!

„Glück! Mit dem!“ kreiſchte ſie auf, „laßt mich, ich will Fried' haben!“

„'s iſt nur die Schamigkeit,“ beruhigte der Kern, „die Schamigkeit iſt's. Biſt halt alleweil ein züchtig Dirndl. Daß du dir's von deiner Mutter halt wohl einmal ſagen laſſen mußt, wie nach Gottes Willen zur Eva auch der Adam gehört. Und auf ſo ehrenhaften Schick, wie diesmal! Schau an deine Kameradinnen weitum, ob eine ſo ein Glück macht! Und ich bin aus der Sorg, das mußt auch bedenken, ich bin aus der Sorg, wenn du jetzt ‚ja‘ ſagſt. Einmal den Mund auftun, ſchau', das iſt eh nit viel für all' Kreuz und Kummer, ſo die Eltern mit einem Kind haben gehabt. — Ei, ſie iſt nur derſchrocken, ſie ſagt ſchon ja.“

„Ah na, freilich ſagt ſie ja!“ ſprach der Bürgermeiſter, nach ihrer Hand taſtend. „Daß ſie ſich tut ſträuben, ich wünſch' mir kein beſſeres Zeichen von der Jungfrau!“

„Ich bin keine mehr!“ ſchreit die Amrei Liſe gellend auf, reißt ſich los und eilt hinaus.

Sie ging in ihr Stübel, ſchloß ſich ein, und jetzt erſt konnte ſie weinen. Weinen aus Zorn, daß man ſie ſo hatte verkuppeln wollen. Weinen aus

Leid, daß ſie in trotziger Erregung durch eine Lüge ihre Ehre hat verletzt, bloß um ihn abzuſcheuchen.

Das Wort flog raſch hinaus und kitzelte alle Ohren von Knodlach und Umgebung. Im Hauſe iſt Ruhe geworden an demſelben Tage. Keins ſprach zu ihr ein Wort; die Mutter tat am Abend beim Herde, als ſie das Scheit ins Feuer warf, murmeln von der „ſpottſchlechten Flitſchen, die juſt einmal ſo ins höllisch' Feuer geſchmiſſen wird"!

Der Bürgermeiſter hatte ſich zurückgezogen von „ſo Einer". Eine ſchreckliche Verbannung war auf ſie geworfen und mit ſolchem Verlangen hatte ſie die Samstagnacht noch nie erwartet als diesmal. Sie kam, aber der Franz kam nicht. Hingegen brachte ihr der nächſte Tag ein Brieflein:

„Liebe Amrei Liſe!

Indem ich das hab' hören müſſen, wird's nichts mit dem Mühlpacht. Ich mag nimmer bleiben in Knodlach und probier mein Glück in der weiten Welt. Daß du dich vergeſſen haſt, hätt' ich dir vielleicht verzeihen können, aber die Falſchheit nicht, da kunnt ich wohl kein Vertrau zu dir mehr haben. Ich wünſche nur, daß er dich wenigſtens heiratet, der Gewiſſe, dem du's ſo gut gemeint haſt, dieweil du vor meiner ſo geizig biſt geweſt. Bin jetzt um ein Stückel geſcheiter worden und will halt ſchauen, daß ich dich vergiß. Dir wird's nicht ſchwer ankommen. Franz Kringelſtam."

Von dieſer Stunde an iſt ihr Herzleid angegangen.

Wie manchen Brief hat sie hinausgeschickt, wenn sie auf Umwegen erfahren, da oder dort sei er gesehen worden. Bei Gott und allen Heiligen hat sie ihm geschworen, daß sie jenes unglückselige Wort nur in Unüberlegtheit und Trutz herausgesagt habe, weil sie sich nimmer anders zu helfen gewußt. Es wäre ihr nichts mehr gelegen gewesen an ihrem Ruf, nur ihm — dem Franz — wollte sie sich in Treuen bewahren. Außer ihm habe sie keinen Liebsten gehabt und werde auch keinen haben, und das könne sie noch in ihrer Sterbstunde sagen.

So hat sie gleichsam hinausgeschrien in die weite Welt. Aber keine Antwort ist zurückgekommen. Nichts und nichts hat sie mehr gehört von ihrem Franz. Nach ihrer Eltern Tod, der bald nach Vergantung des Kernhofes eingetreten, ist sie als Magd in Diensten gegangen. Bis ins Alter hat sie ihre Selbstverleumdung gebüßt und — ist Jungfrau geblieben.

Der Unkrott und seine Hani.

Beim schönen Irnhardthof in der Irrsen, wie war es da oft lustig gewesen! Der alte fleißige Irnhardt war mit keiner Heu- oder Kornfuhr in den Hof gefahren, ohne daß ein barfüßiges Nachbarsknäbel dran hing, das sich auf solchem Fahrzeug in das Haus einschmuggelte, wo es Butter und Honig zu schlecken gab. Da waren die Leute alle so lustig, sei es bei der Arbeit oder am Feierabend, wenn die Sonne rot auf den Dachgiebel schien, auf den Kirschbäumen pfeifende und schnabulierende Burschen wuchsen und den Mädeln, die unten auf dem Rasen saßen, purpurrote Träublein mit frischem Laub herabwarfen. Und als eines Abends wieder die Kornfuhr in den Stadel rollte, rutschte von der hohen Garbenschichte der kleine Waldbauernbub herab und die Großdirn konnte noch früh genug ihre Schürze spannen, um ihn aufzufangen.

„Leut'!" rief sie aus, „da hab' ich einen Heuschreck gefangen. Was heben wir denn an mit ihm?"

Gab der Weidknecht den Rat: „Die Haxeln ausreißen. Heuschreckhaxeln sind so viel gut."

Hierauf die Irnhardtbäuerin: „Dazu wird er halt zu mager sein, wir wollen ihn erst ein bissel füttern!“ Und kam mit einem Stück Butterbrot.

So gab es immer was Anmutiges in diesem Hofe, er war voller Leben überall und die Arche Noahs konnte an Kälbern, Schafen, Ziegen, Ferkeln, Hühnern, Kaninchen nicht mehr gesegnet sein als dieses frohe Haus, und die Irnhardtleute waren ehrengeachtet im ganzen Irrsental, und die Wirtin zu Fischbach deckte den Tisch mit Silberbesteck, wenn manchmal am Sonntag der Irnhardtner angefahren kam mit seinem Steirerwäglein. —

Und wie nun der damalige Waldbauernbub als bejahrter Mann einmal ins Hochtal gekommen war, verlangte es ihn, den alten Irnhardthof wieder zu sehen, der hinter dem Bache auf breitem Hügel unter Laubbäumen so behäbig dagestanden.

Da stand er nun freilich noch, aber wie? Ich habe es die langen Jahre her gewohnt werden müssen, schöne große Bauernhöfe in Einöden als armselig verfallende Ruinen wieder zu finden — das Dach zerzaust und durchlöchert, die braunen Holzwände einsinkend und überwuchert von Struppwerk oder gar nur mehr ein Steinhäuslein vorhanden, wo einst jahrhundertelang der Küchenherd mit der munter prasselnden Flamme gewesen. Ganz anders sah es um den Irnhardthof aus. Über seinen weiten Bereich lag nicht bloß eine schwere Einsamkeit. Im schütteren Kiefernwald, wo unter Eichhörnchen und Eidechsen einst jubelnde Kinder Preiselbeeren ge-

ſammelt, war nichts als verkrüppeltes und verwittertes Gezwerge mit langen Bärten, und welkendes Heidekraut. Keine Beere, kein Pilz, kein funkelnder Käfer. Das Feld daneben hatte reifes Korn, aber alle Halme waren gebrochen wie die Glieder eines geräderten Miſſetäters. Auf den Kirſchbäumen begannen die Äſte zu dorren, ſelbſt die noch grünen Zweige trugen kein einzig Kirſchlein, weder ein rotes noch ein ſchwarzes. Der Hausbrunnen im Hofe war verſumpft und tröpfelte nur träge in den breiten Trog. Haus und Ställe waren ſo gut erhalten, als ob ſie erſt geſtern verlaſſen worden wären. Tür und Tor ſtanden offen, nur das Wohnhaus war verſchloſſen und an die Tür ein Zettel genagelt: „Hier iſt verſpirt, Schliſel beim Gemeinrichter." — Anſcheinend half das Schloß nicht viel, denn im Dache waren Bretter ausgehoben und ein Blick durch das vergitterte Fenſter zeigte, daß drinn Unberufene nach Wertſachen geſucht hatten. Was nicht nagelfeſt geweſen, war fort, aus den offenen Käſten und Läden war unbrauchbarer Wuſt in der Stube umher geſtreut und an der Wand ſtanden mit Kohle geſchriebene Diebszeichen.

Ich war faſt lahm vor Verblüffung. Was iſt da geſchehen? Das iſt kein gewöhnliches Abgehauſtſein, da iſt was anderes dahinter. Ich verließ die öde, lautloſe Stätte und weiter oben ſetzte ich mich auf einen Steinhaufen. Ganz arm und gebrochen kam ich mir vor, daß auch dieſes Jugendidyll dahin war. Müſſen ſie denn alle verblaſſen und in den Sumpf

einer unſeligen Wirklichkeit verſinken, die ſonnigen Bilder aus fernen Zeiten? Muß uns denn vor unſerem troſtloſen Hinſiechen noch die Gewißheit werden, daß von den kümmerlich in der Erinnerung geretteten Jugendfreuden keine, keine einzige echt iſt?

„Gelt, da ſchauts aus!“ rief hinter mir jemand mit einer quatſchigen breiten Stimme, wie ſie aus zahnloſem Munde kommt.

So ein Waldmenſch, ein Ameisler oder Pechſchaber, oder beides. Sein Buckelkorb, unter den er juſt den Stecken geſtützt hatte, war mit dürren Reiſignadeln beſpickt, ſchien aber leer zu ſein. Er zog das hübſch glatt geſchorene runde Geſicht auseinander, es ſchien ihm Spaß zu machen, daß er mit ſeinem plötzlichen Auftauchen einen erſchreckt hatte.

„Seid Ihr leicht auch gekommen ein bißl nachſchauen?“ fragte er glatt hin, „man kann aber nit hinein, wer nit beim Dach durchkrauchen will. 's Beſſere iſt auch ſchon verſchleppt.“

Da ich ihn ohnehin nicht eigentlich verſtand, ſo wurde die Bemerkung fallen gelaſſen; meine Frage war nach den Irnhardtleuten.

Er legte fromm die Hände in einander und ſagte faſt ſeufzend: „Mein Gott, die Irnhardtleute! Da tät's freilich anders ausſchauen, wenn die noch auf dieſem Haus wären! Die Alten ſind weggeſtorben, die Jungen haben ſich um ein beſſeres Stückel Welt umgetan. Im Mieſertal, oder wo, Fabriksarbeiter oder was. Ich weiß nit.“

„Und hatten dieſes Haus allein ſtehen laſſen?“

„Ah das nicht. Sie nicht. Werden es wohl verkauft haben. Der Unkrott hat's ihnen halt abgekauft. Iſt auch ſchon zwanzig, fünfundzwanzig Jahr', oder was. Mein Göttel, da wär' viel zu ſagen."

Der Mann hatte ſich nachher neben mich auf den Steinhaufen niedergelaſſen und auf ein paar Hin- und Herreden angefangen, mir die Geſchichte vom Unkrott zu erzählen. — Lange habe ich ſie ſeither ſchweigend in mir herumgetragen, denn es tut weh, ſo niederträchtige Sachen weiter zu ſagen, wie von dieſem dummen Unkrott und ſeiner ſchlechten Menſchin. Weil aber nichts Gutes wachſen kann, ſolange das Schlechte nicht abgeräumt iſt, ſo muß man doch den Unrat hinausſchaffen. Vielleicht kann es manchem, der etwa auf derſelben Straßen niederwärts zu gleiten in Gefahr iſt, zur guten Wendung ſein. Mein Waldmenſch auf dem Steinhaufen hat's etwas ſprunghaft gemacht, ſo will auch ich es verſuchen, in ſeiner Art mit großen Schritten über den Sumpf hinwegzukommen.

Vor ſo und ſo viel Jahren war aus dem Sunk herüber ein Bauer mit ſeinem jungen Weibe gekommen und hatte nach dem Tode der alten Irnhardtleute den Irnhardthof gekauft. Bar ausgezahlt, heißt es, und ſchier fürnehm angefangen zu wirtſchaften. Nur war das Weib ſchier zu fein und kleber für den derben Bauernhof und ſeinen Herrn. Da war eines Abends ein fremdes Mädel ins Haus gekommen, barfuß und mit einem Handbündel am Stecken, wie vazierende Burſchen gehen.

Ob sie in Irnhardthof nicht eine Magd täten brauchen? Der Bauer schaut sie an und denkt: Ein fester Brocken wärst, zum Arbeiten! — Und was sie Lohnes begehre? — Geldeswegen rede sie nicht, er möge übers Jahr halt geben, was sie verdient haben werde. — Da kann ich nicht leicht zu kurz kommen, denkt er und so ist sie im Hof verblieben. Wohl fleißig muß sie gearbeitet haben, denn übers Jahr und übers zweite Jahr stand es so, daß das Weib des Unkrott mit ihren zwei Kindern davon war, in Haß und Verzweiflung davongegangen.

Und an ihrer Stelle saß warm und breit die zugelaufene Magd, die dralle Hani. Jahrlohn gab's da keinen, denn sie schaffte für seine Sach' und ihre Sach'; er nannte sie gern sein herztausiges Mutzerl und verschrieb ihr aus Dankbarkeit dafür, daß sie gar so lieb mit ihm war, ein Stückel Wirtschaft ums andere, ein Stückel Vermögen ums andere. Sie nahm es nur unmutig an, ob er denn glaube, daß es ihr nach eitel Gut gehe, wo er ihr alles und einziges sei auf der ganzen Welt! Vor Rührung über eine solche Liebe hub der alte Esel zu gröhlen an und verschrieb ihr noch mehr. Sein rechtmäßiges Weib lebte zwar noch in irgend einer Hütte, aber das war eine böse Person, sie tat immer nur greinen und schimpfen über den Unkrott, daß er eine Untreu sei und seine Zottin was noch Schlimmeres. — Natürlich muß man eine so schlechte Kreatur entgüten und enterben und alles fein schriftlich machen, daß es der

lieben Hani gehört, was unter ihrer braven Mitwirtschaft erworben worden ist.

Und da war in das Haus öfter so ein Stadtzottl gekommen, ein abgekrachter Advokat, oder so was, soll gerichtliche Nachfrage nach ihm gewesen sein und kam in Flüchten so in den Irnhardthof, wo er zeitweilig sich als Knecht aufhielt, der Hani schön tat und den Leuten mancherlei Schreibereien und Rechtsangelegenheiten besorgte. Dieser Mensch soll der Hani manchen Einschlag gegeben haben, von dem der Unkrott nichts erfuhr.

Und wie nach solch lieblichem Lauf der Jahre an zwei Dutzend verflossen waren, sah sich die Hani, so uneigennützig sie doch stets gewesen, als die einzige Eigentümerin. Der Unkrott war mittlerweile grau und buckelig geworden, die noch gar lebensrüstige Hani bewies ihm ihre Dankbarkeit mit Zwetschkengeist, dem er schon früher nicht abhold gewesen war; nun fing er an, ihn für sein Leben gern zu trinken. Brantwein, das wird's wohl noch tragen, Alter, daß du keinen Durst zu leiden brauchst, sagte sie gern, hast dein Lebtag viel gearbeitet, so sollst dir jetzt wohl keinen Abbruch tun. Und kaufte ihm allwöchentlich den Fusel maßweise. Der Alte aber wollte für so viel Güte seiner lieben Hani nicht erkenntlich sein. Zwar lieben haben wollt' er sie, so viel das Zeug hielt, doch versterben wollte er nicht. Sie aber mochte mit ihrem jungen Burschen, einem Forstgehilfen, den sie sich neben ihm heimlich warm gehalten hatte, nicht gerne mehr länger zuwarten, heiratete ihn,

machte ihn zum Herrn des Hofes, den sie vom Unkrott geschenkt bekommen hatte. Der alte Unkrott fand nun diese Heirat seiner lieben Hani weiblich keck und fing an, im Hause umherzufluchen, als ob noch alles sein eigen wäre. Da fanden die Hani und ihr junger Mann, daß Fluchen grob Sünde sei und ein schlimmes Beispiel für das Gesinde. Sie machten daher dem Alten tief unten im ruhigen Keller eine bequeme Liegerstatt, ganz nahe am Fuselfäßchen, und sperrten, damit ihn niemand in seinem wohlverdienten Ruhestand sollte stören können, die eiserne Kellertür ab. Manchmal war der Unkrott aber doch durch das vergitterte Fensterlein zu hören und er tat fast, als ob ihm dieser Aufenthalt nicht recht wäre. Da kam die Hani einmal hinab, schleuderte ihn, den ohnehin Wankenden, zur Erde, warf einen schweren Pferdekotzen über seinen Kopf und legte sich selber darauf mit ihrem breiten Leibe, um ihn mit eigen Fleisch und Leben zu schützen gegen fremde Unbill. Zur Stunde soll eine alte Magd den Unkrott schreien, den Namen seines ehelich angetrauten Weibes ausrufen gehört haben, aber nur einmal ganz deutlich, das zweite Mal halb erstickt, und dann war es bald stille geworden. — An Altersschwäche. —

Das Begräbnis des alten Unkrott soll wunders wie feierlich gewesen sein, die alte Magd aber konnte den Schrei im Keller nicht verwinden, sie hörte ihn allnächtig. Das klagte sie den Hausleuten, da wurde die Hani sehr unwirsch und fragte scharf, was denn mit solchem Gerede gemeint sei? Ob man

nicht wisse, was alten, immer fröstelnden Leuten not tue? Immereinmal ein heißes Tröpfel und warme Decken. Ob sie nicht das Recht gehabt hätte, ihn, dem sie alles verdanke, zu wärmen und zu schützen? Na, was ließ sich denn sagen? Höchstens eingesperrt könnte man werden, wegen so einer dummen Rederei. — Als ob nicht die alten Leute in der ganzen Welt stürben!

Nach dem Tode des Alten wies es sich, daß ein paar tausend verfügbare Gulden vorhanden waren, und nach diesem Gelde streckten die mitlerweile herangewachsenen ehelichen Kinder des Unkrott die Hand aus. Die Entrüstung der Hani über eine solche Frechheit war unermeßlich. Wie kommen diese Rangen dazu, ihr Eigentum anzutasten? Sie ging zu den Advokaten und begann gegen die Kinder des Unkrott einen Prozeß.

Um diese Zeit war der herrische Knecht, der versprengte Rechtspraktikus, wieder gesehen worden. Der saß oft stundenlang im Stadl neben der Hani und gab ihr allerlei seine Ratschläge und faßte ihr schriftliche Eingaben ans Gericht ab, in welchen alleweil sie die Anklägerin war gegen den und gegen die, so ihren ehrlichen Namen verdächtigen oder gar ihr redliches Eigentum anfechten wollten. Das Gericht war ihr lange willfährig gewesen, allmählich fiel es ihm aber doch auf, was denn dieses Bauernweib immer für Unfried habe und begann die Geschichten näher zu untersuchen. Der Hani ihr Knecht, Freund und dunkler Rechtsanwalt im Stadl diktierte ihr gut und

sie hielt klugen Widerpart, endlich aber brach der Boden unter ihren Füßen ein, sie war überwiesen. Bei den Untersuchungen hatten sich Sachen herausgestellt, bei denen den Richtern selber die Zornadern schwollen auf der Stirn. Alles klärte sich schrecklich auf und die Hani wurde verurteilt zu jahrelangem schweren Kerker.

Sie weinte so heftig im Gerichtssaal, daß der Fußboden unter ihr schütterte, und als sie wieder so weit war, um sprechen zu können, war ihre demütige Bitte, daß man sie wenigstens auf vier Wochen lang nach Hause gehen lasse, sie müsse doch ihre paar Sachen in Ordnung bringen, damit sie — wenn einst die Unschuld mit Gotteswillen an den Tag komme — nicht ganz elend sein werde; und sie für allzeit zertreten, das werde doch auch das hohe Gericht nicht wollen. Nach abgelaufener Frist stelle sie sich ja selbst, was solle sie denn sonst machen, die Leute seien wie der Teufel auf sie und sie müsse bei solchen Umständen noch froh sein, vom Gericht in Schutz genommen zu werden.

Alsdann, die Richter sind auch nicht von Stein und die Hani nutzte ihre vier Wochen, um aus Haus, Hof und Fahrnissen kurzer Hend möglichst viel Geld zu machen. Der Hauptteil gehört zwar den Gläubigern, aber sie versilberte, was nur immer zu versilbern war. — Als die vier Wochen vorbei waren, spähte ein Gendarm um den Irnhardthof und wunderte sich, daß niemand daheim war. Die Leute aber erzählten, daß sie drei Mannsbilder hätten gehen

sehen, einen halbstädtischen Zottel, einen bäuerlichen schlanken mit dem Schnurrbart und einen kurzen Dicken ohne Bart, und wenn diese Reisenden auch nicht dem kürzesten Weg ins Amerika nachgefragt hätten, gesucht hätten sie ihn sicherlich. Und wären sie erst glücklich soweit, dann würde der verkrachte Advokat, der sich wahrscheinlich zum Kassenwart ernannt hatte, wohl füglich einmal an sich selber denken. —

Soviel hatte mein Ameisen- oder Pechmann gewußt und darauf noch Folgendes beigesetzt: „Pfutsch ist sie mit samt der Hosen. Sonst hätt' man den Unkrot' allein für einen Esel gehalten. Jetzt sind's andere auch. Jeder ist's, der jetzt nit zugreift da beim Hof herum. Tut's wer's kann. Wie das Korn ist reif worden, das noch die Hani und ihr Junger angebaut haben, ist der Hagel kommen und hat gedroschen. Die Holzknecht' vom Dambachwald haben sich den besseren Eisenzeug ausgesucht, der noch im Kasten ist gewesen. Die Kohlbrunnerin hat erst gestern ein altes Spinnradel fortgetragen. . . . .

„Und Ihr geht auch mit Eurem Korb?" fragte ich.

„Weiß noch nit," antwortete er zäh, „stehlen nit, das wär' mir zu lumpig. Wenn einer aber was findet, das er brauchen kann — Nemm ich's nit, so nimmt's ein anderer."

Da ist mir denn doch unheimlich geworden in der Nähe dieser moralischen Aasstätte. Allerhand wilde Frage- und Ausrufungszeichen bäumten sich in mir auf. Mit der einen Mär ließ es sich schließ-

lich nur so abfinden, daß ich sie einfach nicht glauben wollte. Welches Gericht wird eine Kanaille nach der Verurteilung und vor der Strafe auf freien Fuß setzen und obendrein nichts wahrnehmen, wenn das schlechte Frauenzimmer in die Hosen, und die Hosen nach Amerika verschwindet. — Der alte brave Irnhardthof wäre jedenfalls eines besseren Endes wert, als von den Raubvögeln der Gegend kahlgeplündert zu werden. Hatte der Himmel schon einen schlagkräftigen Hagel, weshalb nicht auch einen treffsicheren Blitzstrahl.

Dämon Weib.

Abend im Walde.

Rula: Nein, niemals das, mein lieber, schöner Rabenbart, meinen Mann betrüge ich nicht!

Rabenbart: Und immer wieder dieser schielend' Spion, der mich eines halbverreckten Auerhahns wegen in den Kotter gebracht hat. Daß du dich an den hast verwerfen können, du Herzmädel! Ja! Ja! Für mich bist du noch ein Mädel, und wenn du zehnmal getraut worden wärest mit diesem Giftmaul! Mein Mädel wirst du sein!

Rula: Bleib' mir vom Leibe! Hältst du mich für eine solche? da irrst du, mein Lieber. Es bleibt dabei, meinem Mann will ich treu sein, so lang' er lebt.

Rabenbart: Und dann? Ließest du dich dann von mir gern haben?

Rula: Du bist ja ein herziger Kerl.

Rabenbart (leidenschaftlich): Und ich soll warten, bis dieses Unkraut verdirbt? Mach mich nicht rasend, Rula!

Rula: Wenn ich dir schon am Tag nach seinem Tod erlaubte zu kommen?

Rabenbart (lauernd): Wann soll denn das sein, Mädel? Wohl bis die Katz ihre ..sten Eier legt.

Rula: Geh jetzt hübsch heim zu deinem Weib und denke darüber nach, daß auch für den schönen Großbauern nicht jeder Apfel vom Baume fällt, sobald er dran rüttelt.

Rabenbart (zärtlich): Geh' Kindel, wenn das dein Ernst wär', müßtest du ein bissel anders dreinschauen! Deine schwarzen Augen sind aufrichtiger als deine Zung. Komm!

Rula: Kannst du denn nicht eine Minute ruhig bleiben? (Leise): Höre einmal, ich will dir eine Geschichte erzählen. Vielleicht kommst du dabei auf andere Gedanken. Aber sie ist ja gar nicht lang. Du kannst derweil deinen Kopf auf meinen Arm legen, so. Und jetzt merke hübsch auf. — Da war einmal eine junge Häuslerin und ein sauberer Großbauer. Und die hatten sich lieb. Aber sie konnten nicht zusammenkommen, weil der Ehemann der Häuslerin ein argwöhnischer Alter war, sie bewachte, wie der Drache den Schatz. Was geschah? In einer Nacht sieht sie in der Kornkammer, die just gegenüber ihrem Fenster steht, Licht. Sie weckt ihren Mann, daß er hinausgehe, um nachzusehen und den Dieb zu verscheuchen. Als er vor die Türe tritt, fällt von der Kornkammer ein Schuß, der Alte stürzt zu Boden und ist tot. Der Dieb ist entflohen und niemals ist aufgekommen, wer es getan hat.

Rabenbart (schweigt ein Weilchen und sagt dann ge-

dehnt): Nula, ich verſtehe. Aber ſolche Gedanken ſollteſt du nicht haben.

Nula: Habe ich denn Gedanken? Heb' dich weg jetzt, ich will heim.

Rabenbart: Iſt das dein letztes Wort?

Nula: Mein erſtes und mein letztes. Ein braves Weib bleibt ihrem Mann treu, ſo lang' er lebt.

Rabenbart: Gut.

Nacht in der Hütte.

Nula: Johannſel! — — Johannſel!

Johannſel (ſchlaftrunken): Was iſt denn? Was haſt denn?

Nula: Hörſt du nichts? Draußen in der Kornkammer war vorhin ein Gepolter. Du haſt doch den Schlüſſel abgezogen?

Johannſel: Geträumt wird dir haben. Laß mich ſchlafen.

Nula (ſich im Bette aufrichtend): Aber um Gotteswillen, es iſt ein Licht in der Scheune! Schau doch ins Fenſter. Es iſt jemand draußen. Diebe ſind in der Kornkammer. Johannſel, ſteh' auf.

Johannſel (ſich langſam erhebend): Was Teufel ſind denn das für Geſchichten bei der Nacht?

Nula: So nimm es doch wahr! Ein Dieb iſt beim Korn. Du mußt ihn verjagen gehen.

Johannſel: Wie viel Uhr mag's denn ſein?

Nula: Lieber Mann, das iſt jetzt alles eins. Häng' geſchwind den Rock um, zünd' die Latern an, nimm den Stecken und geh' hinaus.

Johannsel: Aber ich sehe und höre ja nichts. Laß mich doch in Ruh', ich will schlafen.

Rula: Du wirst dir doch nicht das Korn in Säcken davontragen lassen. Schlafen kannst nachher.

Johannsel: Glaubst, daß ihrer mehrere sind?

Rula: Gott nein, 's ist halt so ein alter Haderer. Neben deiner auf dem Kasten liegen die Streichhölzer. Mach', mach'!

Johannsel: Sollt' man nicht lieber den Nachbar rufen?

Rula: Die Latern' steht auf dem Kasten. Mach' doch, daß du hinauskommst.

Johannsel (während er sich sehr langsam anzieht): Verdammter Schelm, den Kornkasten ausrauben! Na wart, Lump, die heutige Nacht sollst du dir merken.

(Während er säumig die Laterne anzündet, bl... sie ihn an, mit großen schönen Augen. Ein absonderlicher Blick.)

Rula: Geh' ihn nur scharf an. Er lauft davon, wirst sehen.

Johannsel: Den will ich lehren, Korn stehlen!

(Endlich trottet er zur Tür hinaus in die Nacht, da knallt ein Schuß.)

Jesus Maria! — Weib! Hilf mir! Hilf mir! (Er bricht zusammen, sein Haupt schlägt hart an die Wand der Hütte.)

Rula (springt vom Bette auf, reibt die Fäuste ineinander und zischt vor sich hin): Aus ist's! Endlich! (Einige Minuten später geht sie auf die Gasse und schreit kläglich): Nachbarn! Nachbarn! Kommt zu Hilfe! Diebe! Räuber! Mörder! Meinen Mann haben sie mir erschossen!

Morgen im Großhof.

Rabenbart (ihr entgegenkommend): Iſt es wahr? iſt es möglich? Von einem Unglück hört man bei dir?

Rula: Hören, ſagſt? Du mußt ja mehr wiſſen davon.

Rabenbart: Wieſo ſoll ich mehr wiſſen? Erſt hat mir's der Knecht geſagt.

Rula (bläſt ihm zu): Willſt du's etwa leugnen? Hab' durchs Fenſter dein Geſicht genau erkannt, beim Schußfeuer.

Rabenbart (flüſternd): Ich bitte dich! Man könnte es hören.

Rula (ſchreiend): Und man wird es hören!

Rabenbart: Die Geſchichte von der Häuslerin. Weißt du?

Rula: Meinen Kopf, wenn ich was geſagt habe! (Sie blickt ihn verächtlich an.) Armer Schelm! Ich kann dich jetzt hängen laſſen!

Rabenbart: Rula! Dann — hängſt du mit!

Rula: Oho, Bürſchl! Das war jetzt nicht fein von dir. Das Gericht möcht' ich ſehen, das wegen Geſchichten erzählen Leute hängt.

Rabenbart: Mach' doch jetzt keine dummen Späße, Mädel. Wir wollen Anſtalten treffen, den Raubmörder zu verfolgen.

Rula: Haſt denn du Angſt vor dem Raubmörder? Wieſo denn das? Er iſt ja nicht ſo ſchlimm, er tut dir nichts. Du kannſt dich leicht erlöſen. Weißt, ich muß ja nichts geſehen haben, wenn — wenn ich Großbäuerin werde, und — dein eheliches Weib!

Rabenbart: Mein eheliches Weib?

Rula: Billiger ist die Witwe nicht zu haben, mein Schönster! Und dein Leben auch nicht — verstehst?

Rabenbart: Mein eheliches Weib? Hat dir das Unglück den Verstand geraubt? Mein Haus ist zwar groß, aber zwei Eheweiber haben doch nicht Platz darin.

Rula: So muß die eine weg.

Rabenwort: Was? Was sagst du?

Rula: Schöner Rabenbart, warum bist du denn so blaß? Schande über einen Mann, der andere umbringt und dem selber die Hosen bläbern vor dem Sterben.

Rabenbart: Rula, Herzmädel! Hi, hi, du bist spaßig, hi, hi!

Rula: Ich hätt' den Meinigen hergeben müssen und du wolltest die deinige behalten! Das wär' ein ungleiches Spiel. Nein, mein Lieber, weil wir schon so weit sind, so will ich jetzt Großbäuerin sein. Bist denn nicht einverstanden? Wenn man dir glauben darf, habe ich dir doch besser gefallen, als die andere.

Rabenbart (in plötzlicher Verzweiflung losbrechend): Bestie, laß mir mein Weib in Frieden!

Rula: Dann gehst du. Wohin, das weißt du.

Rabenbart: Törichte Reden sind's, törichte Reden. Sei gescheit, Rula. Leicht begreiflich, die Aufregung, jetzt. Werden uns schon verstehen. Soll dein Schaden nicht sein.

Rula: Du kannst ihr einen Trunk richten.

Rabenbart: Was ſagſt du?

Rula: Ich weiß ein Salz dazu ....

Rabenbart (ſtarr, kalt, verändert): Ein Salz? — Dann will ich doch lieber ſehen, ob noch Pulver da iſt.

(Er geht raſch ins Haus. In der nächſten Minute kracht ein Schuß.)

Das Geſinde (läuft aus dem Hauſe und ſchreit): Der Bauer! Der Bauer! Er liegt auf Erden!

Der Urbandel.

In altgesessenen Bauernhöfen fällt es einkehrenden Fremden auf, daß die Leute zueinander ihre unterschiedlichen Ansprachen haben. Daß das Gesinde den Hausbesitzer „Bauer" oder „Vater", sein Weib „Bäuerin" oder „Mutter" nennt, das kann man verstehen. Auffallend aber ist, daß die Leute zu den einen „Du" sagen und zu den andern „Ihr", wobei nicht etwa Stellung und Alter allein entscheidend ist. Ältere Leute pflegen von jüngeren mit „Ihr" angesprochen zu werden, als Zeichen der Ehrerbietung, während man zu jüngeren Leuten stets das „Du" gebraucht. So daß der junge Hausvater zu seinem alten Knecht „Ihr" sagt, der alte Knecht aber den jungen Hofbesitzer und Dienstherrn mit „Du" anspricht. Das gleiche kommt zwischen der jungen Hausmutter und älteren Gesindepersonen vor. Das Alter wird höher geehrt, als Besitz und Rang!

Aber nicht bloß das Alter. Auch die sittliche Würde. Zu dieser wird im altgesessenen Landvolke auch der Ehestand gerechnet. Es kommt mitunter vor, daß in einem Hofe der Hausbesitzer Junggeselle

iſt, der Knecht oder die Magd aber verheiratet iſt oder war. In dieſem Falle ſagt der Bauer zum Dienſtboten „Ihr“ und dieſer zum Bauer „Du“, und das auch, wenn der Ledige weitaus älter iſt, als der Verheiratete. Kurz, die Verehelichten, Mann oder Weib, werden mit dem ehrerbietigen „Ihr“ angeſprochen, die Unverheirateten mit dem gemeinen „Du“, aber nicht im Sinne der Vertraulichkeit, vielmehr im Sinne des Gleichgiltigen. Zwei Perſonen, wovon jede für ſich verheiratet iſt, ſagen zu einander „Ihr“ oder „Du“, ſie ſtehen ja auf der gleichen Höhe.

Wenn man hört, daß die Tiroler ihren Pfarrer oder Kaplan mit „Du“ anreden, „Du Hochwürden“, „Du Geiſtler“, oder wohl gar „Du ſchwarzer Bua“, ſo denkt man ſich, es geſchehe, weil der Prieſter nicht verheiratet iſt. An Ehrerbietung läßt es der Tirolerbauer bei ſeinem Seelſorger gewiß nicht fehlen, aber die Ehre des Verehelichten muß er ihm verſagen, in dieſer Sache ſteht der arme Häusler und Dörfler, wenn er verheiratet iſt, höher als der Pfarrer und der Biſchof und der Papſt. Allerdings ſagt der Bauer, der ſeinen eigenen Vater mit „Ihr“ anſpricht, auch zu Gott „Du“; das iſt aber ein anderes Du, ein bedeutungsvolles Du, über das viel zu ſagen wäre.

Ein Volk, das die Ehe ſo hoch hält und dieſelbe trotz ſeiner großen Kirchlichkeit — ſogar über den Prieſterſtand erhebt, hält ſie auch *treu*. Das, was anderwärts in der Ehe gang und gäbe geworden iſt, leider weiß es ſofort jeder, was ich meine, das kommt im Altbauerntum nicht vor.

In der Bauernschaft erlauben es sehr vielen die Verhältnisse nicht, sich zu beweiben; ja wenn ein Bauernknecht oder ein armer Häusler heiraten will, gleich ist die Gemeinde dagegen, aus Besorgnis, es könnten ihr Lasten erwachsen. Das ist der gemeine Eigennutz wie überall. Wenn es so einer aber doch durchsetzt und sich das Weib nimmt, dann gibt's zwar einmal Verdruß, bald aber kommt er zu den Ehren, die ihm als Ehemann gebühren. — Aber ich rede da vom alten Bauerntume; wer heute noch derlei Kernsitten finden will, der muß schon sehr weit ins Hinterland wandern.

Das, von der Ehrerbietung gegen verheiratete Leute, muß vorausgeschickt werden, um das Gegenteil zur Not zu verstehen, nämlich wie Leute mitunter angesehen werden, die heiraten könnten und doch ledig bleiben.

Im steirischen Wechselgebiete lebte auf einem großen Bauernhof, zum Urbrandel genannt, ein alter Hagestolz. Er hatte weder Geschwister noch sonst Verwandte, und das dünkte ihm so gut zu sein, daß er's dabei auch für die Zukunft bewenden lassen wollte. Es war doch zu nett, wenn alles Wirtschaftsgut immer hübsch beisammenbleiben konnte und es nicht Leute gab, die man gleichsam bezahlen müsse dafür, daß sie so als Blutsverwandte in der Gegend herumleben. Das allein, was sein Rundhag einschloß, war sein Stolz, und dieser Hagestolz erfüllte sein Herz, so daß von Liebe oder dergleichen daneben nichts mehr aufkam. Aber immer einmal wurde er von vorwitzigen

Nachbarn doch gefragt: „Ja, Urbrandl, warum heirateſt denn du nicht?“ Und da machte er ihnen eine Rechnung vor. Das Weib im Haus ſei zwar eine Magd, der man keinen Jahrlohn zu geben braucht und die doch nicht den Dienſt aufſagt, aber wenn man bedenke, was ſo ein Trumm Frauenzimmer für Gewand braucht, und Bettzeug, und nachher, was ſonſt nachkommt — Jeß und Joſef, was nachkommt! Vier Dienſtmägde koſten nicht ſo viel Geld, wie ein einziges Eheweib! — Die Nachbarn ließen das allemal gelten, aber gelegentlich fragten ſie doch wieder: „Ja, Urbrandel, warum heirateſt denn nicht? Wer ſoll denn einmal deinen Hof erben?“

„Geht's weiter!“ rief er und ſchlug mit der flachen Hand in die Luft hinein. Von Vererben und Sterben wollte er nichts hören. „Wer alleweil ans Sterben denkt, der iſt eh ſchon ſo viel als tot. Wenn man nichts davon hört, iſt's gut.“

Zur Zeit war er ſchon über die Sechzig. Er hatte weißes Haar, das aber noch ſehr üppig über die Stirn herabwucherte. Er hatte ein rotes breites Geſicht und kleine wäſſernde Augen drin; jeden Sonntag hatte er ſeinen Rauſch, aber erſt gegen Abend. Denn vormittags und bei der Veſper mußte er in der Kirche mittun. An den Heiligenbildern zündete er die Lichter an, wobei er ſich über die Weiber, die in den Kirchenbänken ſaßen, hinlehnte, um mit ſeinem Kerzenſtab an die Leuchter zu gelangen. Das wollte manchmal nicht brennen, aber wenn es endlich auch brannte, lehnte er ſich immer noch hin, ſo daß

einſt eine junge Bäuerin ihn zurückſchiebend faſt laut ausrief: „Jetzt aber geh' einmal weg, alter Kracher, es brennt ja ſchon!“

Als jedoch ein neuer Pfarrer kam, war es mit ſeinem Kirchendienſte aus. Der neue, das war keiner von denen, die ſich in die Launen des Küſters fügen und von ſolchen Leuten ſich und den ganzen Gottesdienſt beherrſchen laſſen. Er verlangte vor allem, daß der Mann, der im Gotteshaus „funktioniert, in der Gemeinde auch perſönliche Achtung genieße.

Die Scharte wollte der Urbrandel nun auswetzen, und zwar mit der Zunge. Als die Gemeinderatswahl herannahte, ließ er im Wirtshaus verlauten, wenn es ſein müſſe, er wolle es auf ein paar Jahre probieren. Es täten neue Männer not, Männer, die was leiſteten! Wenn es durchaus ſein müſſe —!

Es mußte aber nicht durchaus ſein. Die Weiber ſagten es ihren Männern: „Den Urbrandel wirſt doch nicht wählen! Der leiſtet nichts, hat nichts geleiſtet und wird nichts leiſten.“ Es mag wohl ſein, daß manche von ihnen ſich einſt auf den reichen Bauern Hoffnung gemacht hatte. Aber der war ja immer ſtolz an den Weibern vorübergegangen, beſonders bei hellem Tag, daß beileibe niemand ein verpflichtend Wörtlein oder Gebärdlein an ihm erfahren konnte. Denn man war darauf hin lauernd. — Wie es dieſer Menſch nur angeht, daß er ſo leicht drüber hinauskommt! Wo es jedem andern ſo hölliſch zu ſchaffen macht, daß man ganz dumm und ſogar für die Arbeit unbrauchbar wird, bis man die Rechte gefunden.

Aber der Urbrandel dachte: O, ihr armen Haſcher, euch lach' ich alle aus. Ich ſteh' mich beſſer wie jeder. — Im Grunde war's ſo geweſen: Vor ſeinem fünfzigſten Jahre hatte er ſich geſagt, derweil will ich tun, was ich will, zum Heiraten iſt immer noch Zeit. Nach dem Fünfzigſten: Zum Heiraten iſt's ohnehin zu ſpät; ich tu', was ich will. — Manchmal allerdings ward ihm ungleich zu Mut, wenn er ſah, wie in der Nachbarſchaft die Söhne und Töchter tüchtig arbeiteten und wirtſchaften halfen, während er ſich abärgern mußte mit koſtſpieligen, mißmutigen und unverläßlichen Dienſtboten, die ihn hinten und vorn betrogen und beſtahlen. Außerdem mußte er zu manchem jungen Laffen der Nachbarskinder „Ihr" ſagen, während er von ihm nur das geringſchätzige „Du" bekam, denn jene waren verheiratet und hatten wieder Kinder.

Die kleinen Kinder waren für dieſen alten Junggeſellen nicht da. Wo ihm deren unter den Beinen herumliefen, ſchob er ſie unbeſchaut beiſeite, als wäre er in einer Schafherde. Nie hatte er ein freundliches Wort für ſie, und auch nie ein grobes, ſie waren „Zieſer", wie er ſagte. Die Kleinen wichen ihm auch überall aus.

So wurde der Urbrandel immer vereinſamter, je höher die Jahre ſtiegen. War dieſer Hageſtolz ſonſt ſtolz geweſen auf ſein Behagen, daß in ſeinem Hauſe kein Weib zankte und kein Kind krächzte und kein Aufwand war für ſolches „Zieſer", jetzt begann ihm ungut zu werden. Es kam die Gicht und es kam der

Lungendampf; er hatte Tage der Hilflosigkeit, aber die Dienstleute wollten es nicht aushalten bei dem jammernden Alten, der um so wehleidiger war, als er das Kranksein früher nur nach dem Hörensagen gekannt hatte. Recht mürrisch und recht unsauber war er geworden und ein altes Weiblein, das noch aus Christenpflicht am längsten bei ihm blieb, mußte sich beschimpfen lassen vom Morgen bis zum Abend; und in der Nacht, wenn es ihr gar beifiel eine Stunde zu schlafen, während ihm die Gicht in den Knochen nagte, rief er den Teufel an, daß er sie hole, die Gicht und die Alte. Die Alte war am Morgen fort, die Gicht war dageblieben.

Zur Zeit taten sich einige Nachbarsburschen zusammen, um dem zuwiderem, ganz unerträglich gewordenen Menschen etwas anzutun. Obschon einer unter ihnen meinte, kranke Leute sollt' man in Ruhe lassen, sagte ein anderer, das nütze nichts, der Mann müsse doch noch einmal erinnert werden, was die Ursache seines Elendes sei, für das er so gerne andere verantwortlich machen möchte. Einer, der früher bei dem Urbrandel Knecht gewesen, wußte auf dem Dachboden des Hofes eine alte Wiege, in der die Vorfahren des Urbrandels gelegen sein mochten und wohl auch er selber. Dieser Wiege bemächtigen sie sich. Und da war es eines Tages, daß der Alte auf dem Herde Feuer machte, um sich die Suppe zu kochen, denn alles war fort. Das Herdfeuer begann träge zu glimmen, aber siehe, es zog der Rauch nicht ab. Der Alte wollte immer wieder den Schuber an dem

Schornstein öffnen, aber der war ohnehin offen, so weit er aufging. Der Rauch zog nicht hinauf und füllte bald die Küche und die Nebenstube, so daß die Fenster ganz gelb und dunkel wurden und er sich immer mehr ducken mußte, um nicht zu ersticken. Fluchend warf er die Feuerbrände auseinander, da ward es noch ärger, hüstelnd und scheltend über das davongelaufene Weibervolk, auf das kein Verlaß sei, von dem aller Jammer stamme, stolperte er zur Tür hinaus. Auf dem Anger stand ein Rudel Burschen, johlend und lachend. Einer trug hoch über Häupten ein verdorrtes Fichtenbäumchen, von dem die roten Nadeln losflogen, so oft man ihn rüttelte. Ganz oben am Wipfel war ein schmutzigbraunes Bündel befestigt, nach dem einige mit Fichtenzapfen warfen. Andere — es war ja ein ganzer Auflauf entstanden — zeigten mit langgestreckten Fingern nach dem Schornstein, der über dem Dachfirst aufragte. Und hier konnte es der Urbrandel erfahren, warum der Rauch nicht abziehen wollte, denn über die Schornsteinmündung war die alte Wiege gestülpt.

Der Alte hinkte rasch ins Haus zurück und bald darauf schoß er mit einer Flinte zum Fenster heraus, worauf sich der Rudel zerstreute.

Von dem ganzen Geschlechte derer von Urbrandel ist fast nichts übrig geblieben, als dieser unsterbliche Spott. — Es ist ja wahrlich nicht schön gewesen von den Leuten, allein der Urbrandel war ihnen zu widerlich geworden. Die Leute haben wohl selbst nicht recht gewußt, was sie tun, es war nur etwas in

ihnen, das immer und immer drängte: Dem Urbrandel müssen wir einmal was antun! — Eine Wiege, die zu nichts mehr gut ist, als zu einem Schornsteinhütchen, damit sind wohl alle Geschlechter gezeichnet, die sich freiwillig verlöschen lassen. — Und an den Hagestolzen ist alles erlaubt. Wer soll den Schimpf rächen, wenn — keine Söhne vorhanden sind?

Der reiche Freisinger.

„Es wird nicht gehen, es wird umsonst sein," sagte zu sich der Präckel-Bub, der den steinigen Waldweg herabstieg in das Tal, wo das Freisinggehöfte breit, behaglich und schützend dalag, wie eine alte Brutheune auf ihrem Nest. „Es wird nicht gehen. Es wird umsonst sein. Wir sind ein notiger Bergbauernsohn, sie ist die einzige Haustochter des großen weitberufenen Freisinghofes. Probieren kann man's ja, 's Probieren kostet nichts."

Im Hausgarten arbeitete sie und duckte sich dabei so tief, daß es schien, sie stehe mit vier Füßen auf dem Salatbeet. Der Präckel-Bub hatte eine hübsch breite Hand und hätte nicht übel Lust gehabt, dieselbe scherzeshalber auf die schöne Rundung zu klatschen, die von der Freisingdirn zur Zeit am auffallendsten hervorstand. Wenigstens fiel es ihm ein, aber der Mensch tut nicht alles, was ihm einfällt. Er blieb vielmehr ganz bescheiden am Zaune stehen und betrachtete sie. So schauen sie aus, die reichen Bauerntöchter. Hm, hm! — Und sprach sie an: „Bist halt schon wieder fleißig, Gina!"

Sie richtete sich halb auf, dieweilen sie den Finger noch in der Erde stecken ließ, in die junge Salatpflanzen zu setzen sie eben im Begriffe war.

„Na freilich," antwortete sie. „'s tut not. Zu Peter und Pauli wollen wir schon Salat essen."

„Der Salat ist eh gut," sagte er, „ich ess' ihn auch gern."

„Na freilich ist der Salat gut," darauf sie, und arbeitete.

„Rote Rüben hast auch da," sagte er.

„Rote Rüben hab' ich auch da."

Er schwieg ein Weilchen, um nachzudenken, was jetzt Kluges zu sagen wäre. Es muß recht klug sein und ein wenig anzüglich, daß sie es merkt, weshalb er da ist.

„Einen schönen Nelkenstock hast auch da!" sagte er.

„Ja," antwortete sie.

„Mit was wird denn so ein Nelkenstock gedüngt?" fragte er, um ein rechtes Interesse für ihre Sache zu zeigen.

„Mit Roßmist," antwortete sie und tauchte mit den Fingern die Wurzel eines schlanken Pflänzleins in den Boden.

„Ah so," sagte er. Da waren sie wieder fertig.

Nun faßte der Präckel-Bub am Holzzaun ein Brett an und rüttelte stark, damit sie sehe, er verstehe anzugreifen.

„Der Zaun wackelt ja!" sagte er.

„Wenn du ihn schüttelst, wird er freilich wackeln," antwortete sie.

Er ſchwieg und zermarterte ſeinen Kopf. Auf dieſe Art kommt man ja nicht weiter. Er muß ſich ihr nähern. Aber er hatte den Mut ſchier gänzlich verloren. Das iſt nicht ſo leicht, als man glaubt. Sie wird ihn abſchnalzen. Er muß ſie ihm verbindlich machen.

„Wart', Gina," ſagte er, „ich will dir die Salatpflanzen zureichen, daß du nicht ſo weit hinundhergreifen mußt."

„Das kannſt auch tun, wenn's dich freut," war ihre Antwort.

„O, bei dir freut mich alles!" platzte er heraus, ganz glücklich darüber, endlich in der richtigen Ecke zu ſein. „Wir zwei ſollten halt zuſammenheiraten. Magſt, Dirndl?"

Jetzt richtete ſie ſich auf, fuhr ſich mit dem Ärmel über das gerötete Rundgeſichtlein, lachte ihn an und ſagte: „Das Heiraten iſt mir nicht zuwider."

„In Spaß und Ernſt, Gina. Ich möcht' dich haben. Bin deswegen da. Ganz im Ernſt, Gina! Ich hab' mir's ſchon überlegt. Überleg' dir's halt auch du."

„Narrl, dummes!" lachte ſie. „Was braucht es da viel Überlegen, wenn man heiraten will! Schau, dort unter dem Birnbaum geht juſt mein Vater. Er geht nach Hansbach auf den Viehhandel. Den kannſt gleich fragen. Helft ihn leicht ein."

Wenn ſie ihn zum Vater ſchickt, ſo muß er doch gleich gehen. Vielleicht ſagt er: Nein. Ihm war nämlich bange geworden.

Dieweilen der Präckel-Bub eilig über den Hof geht, dem Feldtor zu, wo der alte Freisinghofer vierschrötig hinausschreitet und seinen Stock fest in den Boden setzt, schaut die Gina ihm nach und denkt: Schön ist er gerade nicht. Aber gesund. Gesund und stark schaut er aus. Gesund ist eh das beste. Wenn man heiraten will, ist einer wie der andere. Wie es bei uns jetzt ausschaut und was ich vom Vater weiß, kommt kein besserer. Viel zu jung, heißt's, wär' man auch nicht mehr, mit fünfundzwanzig. Freilich, aber doch nicht so. Bei mir waren halt die Jahre kürzer, wenigstens kurzweiliger. Über zwanzig bin ich nicht. Was weiß der Kalender! Der dumme Kalender! Mir grauft schon. Einen Ehrentag will man doch auch haben. — Na, wenn er so langweilig vorantrottelt, wird er ihn nicht einholen! Stader Tepp! Den werd' ich mir herrichten, wenn er erst mein ist! Das ödweilige Umfrötten bei Allem! Entweder geschwind, oder gar nicht, so bin ich. Na endlich! Jetzt stehen sie beieinander. Wird wieder der Vater Geschichten machen. Gott, diese Mannerleut'! —

„Stad, Freisinghofer, stad!" rief ihm der Präckel-Bub nach. „Ich geh' auch ein wenig mit."

Der Bauer stand still: „Ist eh recht."

„Gut steht's heuer, das Roggenkorn!" sagte der Bursch', auf das wogende Feld deutend, wo aus den Halmen schon die jungen Ähren zu gucken begannen.

„Gehst auch mit auf den Markt, oder hast so was mit mir zu reden?" fragte ihn der Bauer kurz. — Er ist herrisch! denkt sich der Bub, es wird ja so um-

ſonſt ſein. Nun, eine Frag' iſt frei, die kann ihn nicht verdrießen und die Nachbarſchaft nicht verſchlechtern, eher verbeſſern, auf jeden Fall.

„Na, freilich hätt' ich was zu reden mit Euch, Freiſinghofer," ſagte er, und zwar friſcher und dreiſter, als er es ſich ſelbſt zugetraut hatte. Iſt nichts zu verlieren, dann kommt erſt manchmal die richtige Kuraſch.

„Nachbar Freiſinghofer," ſagte er und bohrte, wie ſie jetzt ſo nebeneinanderſtanden, den einen Stiefelabſatz in den Boden, um ſich auf ſolcher Axe ein wenig hin- und herzuwiegen. „Wenn ich einmal wem nachlauf!"

„Und wenn ich einmal ſtehen bleib'!" ſagte der Bauer.

„So muß es ſchon was Wichtiges ſein. Daß ich's geradeweg ſage, Freiſinghofer, wenn Ihr mir Eure Tochter Regina geben wollet, eine Frage wird ja frei ſein."

„Haſt du mit dem Mädel ſchon geſprochen?"

„Das iſt gewiß. Sie ſchickt mich her, daß ich mit dem Vater reden ſoll."

„Ja, ja, ihr jungen Leut'! Das geht nicht ſo ſchnell, wie ihr glaubt!" ſprach der Bauer in derbem Tone. „Vor vierzehn Tagen kann keine Red' ſein!"

„Wir können es ja noch überlegen," meinte der Präckel-Bub.

„Nichts da, überlegen!" rief der Freiſinghofer. „Vor vierzehn Tagen kann die Hochzeit nicht ſein. Was wiſſet ihr, was das für Vorbereitungen braucht!"

„Ich meine, es eilt auch nicht so," sagte der Bursch' bescheidentlich, fast kleinlaut.

Und der Alte: „Dann ist's am besten, ich laß' heut' den Markt Markt sein. Gekauft hätt' ich eh nichts. Und gehen miteinander nach Kiendorf zum Notar. Ihr junges Volk gebt ja doch keine Ruh, bevor ihr nicht beisammen seid."

„So muß ich gleich zu meinem Haus hinauf und ein besseres Gewand anlegen," sagte der Bub.

„Daß du dich nicht verweilst, Josel. Kannst nachher gleich zu Mittag essen bei uns."

Der Präckel-Bub stieg seinen Berg hinan. Der Freisinghofer blickte ihm nach: Haben tut zwar auch der nicht viel. Ist aber zur Arbeit stark und greift fest an. Man merkt's auch an seinem Weibsuchen, daß er nicht blöde ist. Der soll nachher halt selber schauen, wie er fertig wird mit der G'schicht!

Und der Bub unterwegs, der wußte gar nicht, wie ihm geschah. — Er ist ja so viel als Freisinghofer! Reicher Freisinghofer! Soll das geträumt sein? — Wenn der Mensch schon zum Frühstück Griesknödel ißt, da wird der Magen schwer. Träume sollen ja vom Magen kommen, sagt der Schulmeister, auch wenn man wacht, bisweilen. Reicher Freisinghofer auf einmal! Es ist zu dumm!

Im Gegenteile, es war eigentlich sehr gescheit! Und wie der Alte mit sich reden ließ! Als sie hernach alle drei gegen Kiendorf hinausgingen und der Präckel-Bub unter umständlichem Stottern eingestehen mußte, daß der Präckelhof auch seine Sorgen

habe, ſagte der Freiſinghofer freundlich: „Wie's hält ſchon geht. Tuet halt miteinander auf Gütergemeinſchaft. Ein biſſel was wird doch da ſein. Was dein, das iſt ihr; was ſie hat, iſt dein.“

Das war dem Burſchen überaus angenehm. Er packte vor Vergnügen darüber das Dirndl plötzlich an der Hand und drückte ſie keck.

„Auweh!“ rief ſie. „Du biſt aber ſchon auch ein biſſel ein Grobian, Joſel!“

„Beim Gernhaben kann einer nicht leicht zu grob ſein,“ meinte der Alte. Darauf blieb er ſtehen, es gabelten ſich zwei Wege.

„'s iſt wahr,“ ſagte er. „Wir könnten gleich nach Hansdorf zum Paſtor. Mit dem Notar hat's immer noch Zeit. Hauptſache iſt jetzt das heilige Verſprechen. Und die Hochzeit vorbereiten. Wir wollen uns nicht lumpen laſſen.“

Einen wahren Heiligenſchein bekam das Geſicht der Gina, als ſie von einer feſtlichen Hochzeit hörte. Ihre Schulgenoſſinnen hatten größtenteils ſchon abgeheiratet und ſogar Schadenfreude geoffenbart. Nun ſollen ſie ſehen!

Und von heute am fünfzehnten Tage, als das öffentliche Aufbieten, das Einladen und Brautpoltern vorüber war, kam der Ehrentag. Der Regina war's, ſie wäre Königin! Sie trug ein weißes Schleppgewand und eine Blumenkrone, was weiß ich, es ließe ſich wunderbar beſchreiben. Aber, offen geſtanden, der Erzähler hat an dieſer Hochzeit keine beſondere Freude. Er erinnert nur, daß es unermeßlich viele Pracht

gab, das ganze Dorf war bei der Hochzeit, sogar Leute von den katholischen Nachbarsgemeinden. Und alles schwamm in Blumen und Grünzeug, in Sträußen und Bändern, deren bunte Farben grell hinausschrien in alle Weiten: „Salve Regina!“ Eine nachgerade schreckliche Majestät bekundeten die Blechinstrumente der lungenfesten Musikanten und die krachenden Pulvermörser. Der Wein wurde nicht aus Gläsern getrunken, das waren zu engherzige Verhältnisse, er floß aus Tonkrügen, einer zu drei Litern! Aus Tonkrugschnäbeln schnurgerade in den Mund! Das tut's. Die Brautgaben, die Gesundheitstränke, die Hochzeitsreden, die Kranzeljungfern, das Kranzelabtanzen und all die deutsamen Hochzeitsgebräuche, aus der ganzen Gegend und vielen Generationen zusammengesucht — es war großartig! Und die Leute flüsterten, schrien, sangen es hinaus, eine so lustige Hochzeit hätten sie noch nicht erlebt. Diese Ehe beginne glückselig, wie das ewige Leben! — Die Königin saß natürlich mitten an der hufeisenförmigen Festtafel und nahm die Huldigungen gnädig und wonnig entgegen. Was sah sie nicht alles zu ihren Füßen! Was ward ihr nicht alles dargebracht! Die aufgedonnerten Gewand- und Eßspenden, die süßsäuerlichen Ansäuselungen der Weiber, die ernster gemeinten Glutblicke junger Burschen, die ihr besonderen Spaß bereiteten. Sehr saubere Mannsbilder gab's dabei! Und — verlaub zu fragen, wo war denn der Bräutigam? Aber! Der saß doch immer neben ihr, an der rechten Seite, etwas tiefer, etwas im Hintergrunde. Mit größter Gelassenheit

ließ er die Braut Königin sein. Er begnügte sich, nun bald der reiche Freisinghofer zu sein. Das würde nicht einen einzigen Tag währen, sondern vierzig, fünfzig Jahre oder länger; mein Gott, manche Leute, die sich leicht geschehen lassen können, werden achtzig, neunzig Jahre alt. Das Weib nimmt er halt nebenbei mit, so gut es geht. Das gehört eben zu seinen Aufgaben, zu einer stattlichen Existenz. — Na, jetzt kommt eine mit den Honigkrapfen. Die hätte auch die andere Tischreihe nehmen können! — Das war nämlich im Wirtshause die Küchenmagd. Weil Not an Austrägerinnen war, so mußte auch sie dran. Und so kam sie mit ihrer Riesenschüssel, in welcher die frischgebackenen Krapfen dampften. Die Magd wendete ihr blasses Gesichtlein abseits, als sie dem Bräutigam die hochgeschichtete Schüssel hinhielt. Als er sich mit der zweispießigen Gabel ein schönes Stück herausgestochen hatte, gab sie ihm die Schüssel in die Hand: „Deiner Braut kannst du sie reichen!" Ihm schien, als zitterten ihre Arme, er vermied es, sie anzublicken, dachte aber bei sich: Um dieses Mädel tut's mir leid! — Sie war schon wieder fort, er sah sie nicht mehr, den ganzen Abend nicht.

In den Stuben dampfte und dunstete es schrecklich, roch nach Speisen, Wein, Kerzen, Tabak und Leuten. Es war der Hochzeitsgeruch, der berauschende, betäubende. Das Brautpaar hielt aus bis nach Mitternacht. Dann ging ein Schwarm davon. Das junge Ehepaar hatte eine halbe Stunde bis zum Freisinghofe. Ihretwegen hätte der Weg weiter sein dür-

sen. Auch seinetwegen. Gott, was war diese Luft köstlich, diese stille träumende Nacht! Der Josel hätte immer so fortgehen mögen. Er legte seinen Arm um den Nacken eines Jugendkameraden und sie sangen mitsammen einen Jodler. Die Gina wurde vom Brautführer begleitet und mehreren Hochzeitsburschen. Auch sie waren lustig und vor dem Freisinghofe wurde zum Schlußpunkt noch ein schallendes Ständchen gebracht, das letzte Salve Regina.

Bald hernach fanden sie sich allein in der dumpfen Ruhe des Hauses. Sie sagte ihm: „gute Nacht!" und eilte in ihr Kämmerlein. Er ging in seiner ihm angewiesenen Stube noch ein Weilchen auf und ab und betrachtete die alten Schränke und Kästen; sie waren aber zugesperrt. Er löschte das Licht aus, legte sich ins Bett, aber die Hochzeit brodelte ihm noch im Kopfe herum, er konnte nicht schlafen. Er hätt am liebsten schon den Morgen gehabt, um alles in Augenschein zu nehmen, was jetzt sein war oder sein werden sollte. Da er doch nicht schlafen konnte, so stand er wieder auf, machte Licht und ging an einige Kammertüren, um etwa schon jetzt die Vorräte in Augenschein zu nehmen. Es war aber alles zu, ganz fest zu — auch die Kammertür zur Gina.

Am nächsten Morgen schlief er lang und als er aufwachte, streckte er sich mit großem Behagen auf seinem Bette. Wenn man als Freisinghofer aufwacht! Der Hof war übrigens in großer Unordnung, das Gesinde verschlafen, mürrisch; das Vieh plärrte hungrig in den Ställen. Nach so einem Tage ist

das aber kein Wunder. Das Wetter regnete, die Gasse war lehmig, so daß der Karren eines Holzfuhrwerkes bis an die Räderachsen einsank. Beim Frühstück kamen sie zusammen in der dumperen, ungelüfteten Stube. Die Gina und er. Sie schauten sich fast betroffen an. Die Gebräuche und Lustbarkeiten waren vorüber, aber es sind nicht bloß Gebräuche und Lustbarkeiten allein gewesen, sie waren unter all diesen heiteren Vorgängen Mann und Weib geworden. War das wirklich so? Die Gina lachte, sie fand es komisch.

An diesem Tage wollten sie zum Notar gehen, da kam der Amtsbote mit Briefschaften. Der alte Freisinghofer schob gähnend — er hatte auch nicht ausgeschlafen — die Papiere dem Josel zu. Aha! dachte dieser, daß ist gewiß schon der Steuerbogen. Wenn sich alle Sachen so pünktlich einfänden, wie der Steuerbogen! Nun, wer was hat, der muß sich auch die Abgaben gefallen lassen. — Es war aber etwas anderes. Es war etwas Unangenehmeres. Es war ein ganz abscheulicher Katzenjammer nach dem Festtage. Das erste der Papiere war eine notarielle Zuschrift mit der Drohung, daß der Stiftmüller zu Hansbach sein Guthaben von zweitausend fünfhundert Gulden gerichtlich einklagen müsse, wenn es der Freisinghofer nicht innerhalb acht Tagen zahlen würde. Das zweite Papier war eine gerichtliche Zustellung von der Sparkasse. Die Sparkasse *hatte* schon eingeklagt, sie wollte vom Freisinghof ihre dreitausend Gulden haben.

„Was bedeutet das?“ fragte der Josel den Alten. Dieser zuckte mißmutig die Achseln: „Was kannst machen! Heißt's halt zahlen, oder wenn du das nicht kannst, den Hof verganten!“ —

Was soll ich die peinlichen Auftritte weiter schildern? Wo wir lieber dem Herrgott danken möchten, nicht dabei gewesen zu sein. Schon am zweitnächsten Tage war's, daß der Josel wieder oben in seinem Präckelhause hinundherging und hinter sich alle Türen zuschlug unter den ächzenden Wänden. Er blieb oben. Die Gina schickte nicht zu ihm hinauf, aber der Hansdorfer Pastor kam nach acht Tagen, ihn mahnend an seine Pflichten.

An welche Pflichten?

Die er am Altare eingegangen mit seiner Eheliebsten.

Mit seiner Eheliebsten! Von Liebe und Treue bis in den Tod soll am Altare die Rede gewesen sein? Das mußte der Präckel-Bub ganz überhört haben. Der Mensch hat an anderes zu denken, wenn er eine so große Wirtschaft übernimmt.

Der Josel ging nun notgedrungen zwar wieder hinab, aber nicht, um den Freisinghof zu übernehmen, den ließ er großmütig dem Alten, als vielmehr, um sein Weib auf das Präckelhaus heimzuführen. Sie ging jedoch nicht mit ihm, sie blieb in ihrem Vaterhause, und wenn der Josel nicht Mannes genug sei, um dasselbe aus den Schulden zu reißen und wieder wohlhabend und angesehen zu machen, wie es ehemals gewesen, so pfeife sie auf ihn. So ging er allein

wieder hinauf und war verzagt bis zur Verzweiflung. Wenn er die arme Magd genommen hätte, die Rosel, die ihn so gerne gehabt hat! Gott, was ist das für ein liebes, fleißiges, anspruchsloses Mädel im Vergleich mit dieser Gina! — Jetzt ist das Leben verspielt. Höllverdammter Freisinghof du!

Die Gina war freilich auch nachdenklich geworden darüber, daß sie so ohne alle Neigung zu diesem Manne blind dreingeheiratet hatte, aus dummer Freude an einem „Ehrentag" und wohl auch in der Hoffnung, der sonst tüchtige Präcker-Bub würde den Hof allmählich aus der Verlegenheit ziehen. Als sie nun vernahm, daß der Josel so todestraurig sei, da empfand sie für ihn das erstemal etwas. Es wäre dann ja auch für sie besser, wenn sie wieder frei sein und vielleicht doch gelegentlich eine glücklichere Wahl treffen könnte. Auch nahegelegt wurde es ihr, und so bat sie den Josel um eine Unterredung. Ich weiß nicht, wer zuerst das Wort ausgesprochen, aber recht war es beiden. Es war kein Trotz da und keine Eifersucht, und sie wollten anständig wieder auseinandergehen, damit jedes nach seiner Art und nun gewitzigt sich bestreben könnte, glücklich zu werden.

Sie gingen zum Amte, ließen sich willig scheiden, und das war die erste und wohl auch die letzte Liebestat, die sie sich einander geleistet haben.

's ist eine alte Geschichte.

„Justina!" flüstert er. Es bleibt still, nur der Brunnen rauscht unter den Wänden.

„Justina!" lockt er.

Der Nachtvogel krächzt im Gezirm.

„Justina!" ruft er und klopft ans Fenster.

„Jetzt hör' mir aber einmal auf!" schreit es drinnen in der Hütte, „diese verdammte Remplerei soll schon der Teufel holen übereinand!"

Jetzt weiß er wenigstens, daß sie daheim ist und daß sie nicht schläft.

„Justina," sagt er und hält sein Haupt ganz an die Fensterscheibe hin. „Dasmal ist's wohl keine Remplerei, bewahr' mich Gott!"

„„Jessas!" kreischt sie drinnen. „Das — das wird doch der Maxl nit sein!"

„Er ist's freilich wohl, meine liebe Dirn. Und er kommt heut mit gerungenen Händen zu dir, und daß du ihn in die Hütten sollst lassen!"

Die beiden Hände, an denen ein Kettlein rasselt, hält er hin, stößt mit ihnen das Fenster auf, daß die Scheibe in Scherben niederklingelt.

Sie drinnen macht einen heftigen Atemstoß und sagt hernach: „Wie aber du eins schrecken kannst! Jetzt hab' ich hell gemeint, du wärst geschlossen (gefesselt)!"

„Wird schier nit anders sein, meine liebe Dirn. Laß dir's sagen. Ich bin ausgebrochen."

„Heilige Mutter Anna!" schreit sie und springt aus dem Bett. „Du wirst doch nit eingesperrt gewesen sein!"

„Daß ich den Hirschen geschossen und den Jäger geprügelt hab, wirst doch wissen. Nit? Nu, so hab' ich dir's jetzt gesagt. Am Samstag vor acht Tagen. Im Kreßwald. Noch dieweil ich ihm mit dem Griesbeil den Buckel dresch', denk' ich mir: Man sollt' dich eigentlich ganz derschlagen, sonst verratst mich und ich werd' eingesperrt. Denn ich bin so dumm gewesen und hab' mich nit angerußt gehabt. Na, zuerst ist er eine Weil liegen geblieben, dann wieder aufgestanden und zum Gericht gegangen. In der Sonntagfrüh weckt mich schon der Gendarm auf und gleich in den Kotter. Jetzt, weil sie mich nit geschwind gehenkt haben, so ist mir die Zeit lang geworden, hab' aus Langweil das Fenstergatter wollen ausbrechen. Das ist wieder dem Profosen, oder wie der Herbergvater heißt, nit recht gewesen und er hat mir Eisen angelegt. Das hat mir die Arbeit wolter umständlich gemacht, aber in der dritten Nacht bin ich doch fertig gewesen mit dem Fenstergatter. Jetzt wär' ich halt da und jetzt mußt einmal du mein Schutzengel sein, Justina."

„Bist aber doch ein rechter Halbnarr!" entgegnet das Dirndl, dieweil sie in der Eile ihren Kittel umwirft. „Beim Fenster aus und beim Fenster wieder ein, was ist denn das für eine Mode!"

„Geh, Schatz, mach die Tür auf. Beim Fenster gehts heut' nit. Und mir ist kalt."

„Einem Mannsbild aufmachen bei der Nacht, das ist ein teurer Spaß."

„Plausch nit und mach auf. Wenn einer in solcher Not ist, wie ich heut bin, da denkt man an nichts. Jeden Augenblick können sie da sein. Du mußt mich verstecken. Ich will dir's nimmer vergessen, Justina, mein Lebtag nit, wenn du mir jetzt aushilfst."

Da macht sie eilends Licht, geht aufmachen, und er schlüpft zur Tür hinein. Ein bildsauberer Kerl, ohne Hut und ohne Rock, doch wohl in der Kniehose des Holzknechts und — mit gefesselten Händen.

Sie bleibt starr vor ihm stehen, den Span leuchtet sie ihm ins Gesicht, daß er zuckt mit den Augen.

„Sag mir's heilig, Maxl, hast sonst nichts angestellt?"

„Wie ich gesagt hab, den Hirschen geschossen und den Jäger geprügelt. Hat mich ja gleich niederbrennen wollen, der Saggra, wie er mich laufen sieht im G'stauder, mit dem Wildpret. Ich geschwind alles weg und dieweil er schon glaubt, ich bin sein, da kriegt er's von mir. Das Gewehr hab ich ihm aus der Hand gewunden. Hätt ihn leicht kalt machen können, kein Mensch erfahren, wer. Wenn er gescheit ist, laßt er mich nimmer einfangen. Aber jetzt riegel die Tür zu, Dirndl, und tu' das Licht aus. Sie können auf einmal da sein."

„Die Tür will ich wohl zuriegeln, aber das Licht lösch ich nit aus, mein Bübel. Muß dich

ja anschauen, wie sauber dir die Diebseisen stehen!"

Er will zornig werden über den Spott, aber das möchte leicht schaden, die Justine hat ihren eigenen Kopf. Zum Glück, daß dieser Kopf so herzig ist — ein rundes blühendes Gesichtlein, zwei tollkirschenschwarze Augen drinn, ein keckgestülptes Näschen und ein Lippenpaar, dem man's ansieht, daß es nicht zum Plaudern allein gegründet worden ist. Ein wahrer Frevel, solche Dirnlein in die Sennerei zu setzen auf die Alm. Der Almherr mag sich aber gedacht haben, daß Wildwässer im Tale viel gröber graben als auf der Höhe.

„Die Hauptsach ist," sagt jetzt der Bursche, „daß wir die Eisen von den Händen kriegen."

„Hast einen Schlüssel dazu?" fragt sie.

„Ja, den mußt schon beim Profosen holen."

„Nachher müssen wir was anderes probieren."

Mit der Feuerzange versuchen sie's und zwängen. Es geht nicht. Dann die Hände mit dem Eisen auf einen Holzblock, die Hacke dran gesetzt, mit dem Schlegel draufgehauen. Es geht nicht, einen guten Stahl hat der Schmied genommen zu diesem verfluchten Armensünderkettlein.

„Aber halsen laßt es sich so besser," sagt der Mazl, immer noch derselbe Schelm, und will seine aneinandergebundenen Arme über den Kopf des Dirndls streifen.

„Oho!" lacht sie zurückweichend, „just so! daß wir nachher nit auseinander kunnten!"

„Mir macht's ja nichts, wenn wir fest bei einander bleiben," meint der Bursch, „mir gefallen halt die zweidoppelten Leut so viel gut."

„Ein Gagg bist!" ruft sie aus. „Geh jetzt hinaus ins Heu, morgen wenn's Licht wird, probieren wir noch einmal. Die dumme Ketten wird doch zu brechen sein."

Und am Morgen geht die Justina zeitlich hinüber zur Nachbarshütte und fragt nach einer Feile.

„Zu was brauchst denn du eine Feil?" sagt die andere Sennerin.

„Ja du, Mirzl, meiner Braunen, der tun die Hörner so viel krumm wachsen."

„Ja so, eine Hornfeil willst."

„Freilich wohl, Mirzl, liebste, eine Hornfeil will ich. Sei so gut, wenn du eine hast!"

Aber die Hornfeile tut es nicht. Nicht ein Ritzlein macht sie an der Kette, wie geschmiert gleitet sie darüber hin. Und soll der arme schöne Holzknecht Maxl sein Lebtag in Ketten schmachten! Wie der Bursch gar so hilflos vor ihr steht und seine Pfoten immer wie bittweise zusammenhält, da ist der Justina zum Lachen und zum Weinen. Sie füttert die Ferkel mit Heublumtränke, milkt die Kühe, treibt sie auf die Weide und befiehlt dem Maxl, derweil acht zu geben auf die Hütte, sie gehe hinab zum Schmied. Und unten beim Schmied verfängt sie sich in ein Netz von Lügen, wozu sie die Eisenfeile brauche: Zum Sensen schärfen. „Aber dazu ist ja der Wetzstein!" Zum Dachnägel abfeilen. „Aber die Dachnägel sind ja

hölzern!" Endlich sagt sie: Als Sympathiemittel müsse sie eine Feile haben. Ihr Kühe hätten die Klauenseuche, und da habe man ihr geraten, den Viehern eine Eisenfeile auf den Nacken zu binden. Erst das leuchtet dem Schmied ein und er borgt ihr die Feile.

Um die Mittagszeit ist der Maxl los und ledig. „Und jetzt, Bübl, schau, daß du weiter kommst."

„Ich? Weiterkommen? Da möcht ich schon wissen wohin! In meinen Holzschlag etwa? Dahin ist wohl gewiß ihr erster Weg. Nach Niederweng hinüber? Da wird schon der Steckbrief voraus sein. Bei dir in der Hütten will ich bleiben und du mußt mich verstecken."

„Das kann ich nit leiden!" sagt sie.

„Nachher, meine liebe Dirn, bist du dran schuldig, wenn sie mich wieder abfangen. Und wenn du nachher in die Kirchen gehst Sonntags, werden die Leut mit den Fingern auf dich zeigen: das ist dieselbige, die ihren Schatz hat henken lassen."

Ihren Schatz? denkt sie, auch gut wenn er's glaubt. „Ich weiß was," sagt sie plötzlich. Dem Schmied trägt sie die Feile zurück, bedankt sich tausendmal und die Klauenseuche wäre davon gleich besser geworden, aber was anderes wäre über sie gekommen, ihre zwei Ferkeln hätten den Brand und da sei das beste Mittel dagegen, den armen Tierlein die Ohren balbieren und ob ihr der Meister nicht um Gotteswillen ein Balbiermesser leihen möchte?

Der Schmied hat zwar nur sein eigenes Balbiermesser, aber in der Not darf man den Leuten die

Hilfe nicht versagen. „Soll ich mitgehen oder kannst es selber machen?"

„Mein Gott, freilich! wie oft hab ich den Säuen schon die Ohren balbiert, daheim bei meiner Mutter!"

„Glaub dir's eh. Bring mir's halt wieder gut zurück."

Als sie mit dem Rasiermesser hinauf in die Hütte kommt und den Maxl dort verzagt hinten im Herdwinkel sitzen findet, sagt sie schneidig: „Jetzt geh her, Bübl, setz dich da auf die Butten. Jetzt wird dir das Schnurrbartel wegbalbiert!"

„Geh, laß die Narreteien bleiben, dafür bin ich schon einmal gar nit aufgelegt."

Sie stemmt die runden Arme in die Seiten, stellt sich vor ihn: „Nachher muß es der Herr Maxl schon selber sagen, wie ihm zu helfen ist. Ich hab' ein zweites Gewand in der Hütten und da hätt' ich gemeint, daß ich jetzt eine Stalldirn brauchen kunnt, die Futter macht. Ich werd' nit Zeit haben dazu, wenn die Herren Fanger kommen. Aber eine schnurrbartige Magd kann ich nit brauchen. Verstehst?"

Hat er sie endlich verstanden. Den feinen Schnurrbart vertraut er ihr zwar nicht an, den schneidet er sich selber weg. Aber beim Anziehen der Weibskleider muß sie ihre Wissenschaft und Fertigkeit gar sehr hervorkehren. Wie unglaublich läppisch ein Mannsbild von Natur aus beschaffen ist, das zeigt sich erst, wenn er Weibergewand anlegen soll, er kann keinen Kittel einhäkeln, keine Schürze binden, kein Busentuch falten, kein Strumpfband knüpfen, und erst beim Kopftuch!

Als sie ihn eine Weile ausgelacht hat darüber, wie er mit dem Kopftuch herumtat, ohne damit zu stande zu kommen, bindet sie es ihm selber um, knüpft es unter dem Kinn zusammen und zieht es vorne weit über die Augen, wie einen Blendschirm.

„So, jetzt ist die Waben fertig, jetzt soll sie die Futtersense nehmen und auf die Wiese hinaus, und jetzt können sie kommen."

Wie ungeschickt diese nagelneue Dirn dahergeht! Eckig, gspreizt und starr aufrecht, wie wenn sie einen Zaunstecken hätte geschluckt. Zum Glück krümmt die Arbeit den Menschen ein wenig, und beim Mähen und Rechen und Grastragen hätte es keiner gemerkt, daß dieses alte Weib im Kern ein sauberer Holzknecht ist.

So führen sie miteinander die Wirtschaft, aber doch nicht wie Hausvater und Hausmutter, sondern wie Frau und Magd. Schon reden sie von einem guten Glück, da steigt am dritten Tage der Jäger daher in seinem roten Bart. Mit großen, leicht und vorsichtig auftretenden Schritten, wie Jäger zu gehen pflegen, schleicht er gegen Abend in die Hütte. In alle dunklen Winkel läßt er seine Augen fliegen, bemerkt aber niemand, als die Sennerin Justina und eine alte Magd, die am Schweinstrog mit Tränke arbeitet. Er ist heute nicht so zutunlich wie sonst, wenn er in dieser Hütte zugesprochen, der wohlbestallte Jäger, barsch fragt er, ob der Holzknecht Maxl auf dem Boden oben liege oder draußen im Stadl!

Oho! denkt sich die Justina, Jager, Jager, so

dumm bin ich nit! Und sagt ganz betroffen: „Der Holzknecht Maxl? Der ist ja eingesperrt, hört man. Hat ihn eh, glaub ich, der Herr Jager einsperren lassen."

„Er ist gesehen worden da auf der Alm."

„So!"

Er nimmt sein Gewehr ab, lehnt es an die Wand und sein Gesicht wird gemütlicher, wie er nun das Dirndl anschaut. „Hab's ja ohnehin nicht geglaubt, daß so ein properes Madel dem Faloten Unterstand sollt' geben," sagt er artig, „aber weil ich schon einmal da bin, so schlagst mir etliche Eier ins Schmalz, gelt! Ich will dir nicht zu sparsam sein, nachher."

„Eier im Schmalz, die soll Er haben," spricht sie bereitwillig, „tu' Er sich halt nieder beim Tischel dort. Will bald fertig sein." Die alte Magd ist hinausgegangen, die Justina macht Herdfeuer, tut Butter in eine Pfanne, läßt sie prasseln und schlägt dann ein halb Dutzend Eier hinein. Jäger haben ja alleweil so viel Hunger, und daß er ein rechter Eiermarder ist, das weiß sie schon. Für eins ein Silbergröschel! Von dem seinem Eiergeld will sie sich ein seidenes Schürzlein kaufen. Ei, ei, wenn die Holzknechte so viel Geld hätten als die Jäger! Bald setzt sie ihm die Speise vor: „Nur gleich essen, Eier im Schmalz muß man heiß essen!" Ihr ist darum zu tun, daß er vor der Dämmerung fertig wird und nicht etwa wieder auf den Gedanken kommt, in der Hütte zu nächtigen.

Auf den Gedanken kommt der Jäger aber merkwürdigerweise doch. Zuerst zieht er aus dem Loden-

rock seinen Schnapsplutzer, heut' hätte er einen Guten bei sich! Tut dann einen prächtigen Zug und lad't auch die Justina ein, sein Kirschwasser zu verkosten.

„Dank schön, ich tät rauschig werden," lacht sie.

„Ein bissel rauschig, das steht den saubern Dirndln gar so gut," meint er. „Du schau, auf dieser Bank ist's gut sitzen." Faßt sie um die Mitte und zieht sie nieder auf sein Knie.

Die alte Magd ist wieder da, mit verbundenem Kopf, sie hat Zahnweh; heftig ist sie mit dem Besen beschäftigt, an der Holzwand die Spinnenweben abzufegen und weiß dabei des Gewehres habhaft zu werden. Dieweilen schaukelt der Jäger mit dem roten Bart das geduldige Dirndel auf dem Knie, mit dem einen Arm umschlingt er sie, in der anderen Hand hält er den Plutzer und in heißem Flüstern schildert er ihr die Güte des Kirschwassers. Sie lauscht ihm, scheint es, nicht ungern, preßt aber die Lippen zusammen, als er mit dem Plutzer in ihre Nähe kommt.

„Mich scheikt's vor Branntwein!" haucht sie und ein Schauer geht durch ihren Leib.

„Man kann auch Zucker dazu nehmen," bemerkt er. „Wirst sehen, Schatz, wie das warm macht ums Herzl . . ."

„Mein lieber Jager, mach' Reu und Leid!" Von der Tür her ruft's eine Männerstimme, dort steht die alte Magd stramm aufgerichtet und zielt mit dem Schießgewehre schnurgerade auf den Jäger her. Dieser springt auf, bleibt aber starr stehen und wird blaß.

„Heut' hab' ich dich so, wie vor etlichen Tagen

du mich gehabt haſt!" ſagt der Mann im Weibergewand, „kennſt du mich?" Das Kopftuch iſt ihm in den Nacken gerutſcht, der ſtruppige Kopf und im braunen Geſicht zwei glühende Augen. „Kennſt du mich, Jager?"

Sucht es der Jäger ins Harmloſe zu ziehen und ſagt gleichſam gutmütig grollend: „Mach' keine Dummheiten mit dem Gewehr, es könnt' losgehen!"

„Meinſt? Möglich iſt's ſchon. Heut, Jager, biſt du in meinem Gai! Gelt, wie du mir in den Kotter hinein ſo luſtig haſt nachgelacht, da haſt dir's nit denken mögen, daß wir uns da heroben ſo gemütlich wiederſehen ſollten, gelt? Bleib ſtehen, Jager, ſonſt geht's los!" Denn der Jäger ſchleicht an der Wand hin und ſucht ihm ſeitlings beizukommen. Der Holzknecht weicht nicht von ſeinem Poſten und kehrt dem Gegner immer das Rohr zu.

„Was iſt jetzt zu machen?" frägt er wie plaudernd, „daß ich deinetwegen ein Mordsgeſell werden ſoll, iſt mir verdammt zuwider. Und tu' ich's nit, ſo verratſt mich und kann's mir ein paar Jahr koſten. Werd' ich halt doch müſſen losdrucken. Ihr Jager ſpart's es ja auch nit, wenn ihr einmal einen armen Wildſchützen niedertauchen könnt."

„Meine Büchſen gib mir!" ſchreit der Jäger. „Und nachher geh zum Teufel, wohin du willſt. Nur daß du dich in meinem Revier nimmer blicken läßt! Dann will ich weiter nichts geſehen haben."

„Das iſt eine Red', Jager! Wenn du mir darauf

auch noch dein Ehrenwort gibst, nachher sind wir handelseins."

„Was ich sag', dabei bleibt's!"

„Ich möcht' nur noch darüber deine Meinung wissen, Jager, welcher von uns zweien heut' in der Hütten bleibt und welcher fortgeht."

„Meinetwegen mach' was du willst, ich steh' auf die dumme Hütten nit an."

„Ist das auch gewiß?"

„Zum Teufel, ja!" schreit der Jäger.

„Du bist ein verfluchter Jager, aber Hundsfott bist keins. — Da hast deine Büchsen."

Wie der Jäger sein Gewehr in der Hand hat, tritt er ein paar Schritte zurück und hebt langsam das Rohr. Wehrlos steht der Holzknecht da, die Justina faltet ihre Hände in stummer Angst, was da werden soll. Der Jäger weidet an beiden seinen herrischen Blick und legt den Finger an den Hahn. — In diesem Augenblick gehört ihr mein, alle zwei! Aber nein, so nicht! Heute nicht! — Dann zur Tür hinaus.

Der Mazl kann hierauf das Weibergewand von seinem schlanken Leibe streifen. Er macht der Justina den Vorschlag, so lange in der Almhütte zu verbleiben, bis der Schnurrbart wieder gewachsen ist.

„Wenn's dich freut, Bübel, so kannst in dieser Hütte bleiben bis er grau ist," sagt die Justina. An einem der nächsten Tage zieht sie mit ihrer Herde zu Tale, denn es ist Herbst geworden.

Im darauffolgenden Frühjahre sollte ihre Hochzeit sein. Am Vorabende fiel der Schuß. . . .

Susanna, nit wana!

In jener Zeit mußte noch geschlagen werden, um Funken zu erzielen. So steht Susanna am Herd und schlug Feuer, bis der Schwamm gloste. Mittagessen kochen für den Vater.

Das Mädel hält noch den angloſenden Buchenschwamm zwischen den Fingern, als zur Tür der Bursche eintritt. Der kernige Sandbichlersohn.

„Muß schaun, wer daheim ist in dem Haus da." So grüßt er.

„Ja schau nur." So dankt sie.

„Feuerbetteln möcht ich bei dir."

„Hast selber keins?"

„Die Pfeif'n ist mir ausgangen."

Sie hat den Schwamm unter ein Häuflein dürrer Zündspäne gelegt und bläst nun drein, bis es lichterloh brennt. „Na greif halt zu!"

Rasch legt er seinen Arm um ihre Mitte.

„Oha, Helm!" sagt sie in der Redeart und schleudert den Arm von sich. Denn sie ist eine von besonderer Art.

„Hast ja gsagt," lacht er, „daß ich zugreifen

ſoll.“ Und ſetzt dann bei: „Kanns eh ſo auch machen,“ nimmt einen Spann und zündet die Pfeife an. Und als ſie brennt und als er ſaugt und zwiſchen den Lippen einen bläulichen Rauchſtrahl hervorſprüht, ſetzt er ſich an den Rand des Herdes und ſagt halblaut: „Haſt ſchon nachdenkt drüber? Weißt eh.“

„Da brauchts kein Nachdenken. Was ich g'ſagt hab vorig Sonntag, dabei bleibts.“ Emſig legt ſie Scheiter über das Feuer.

„G'ſcheit wärſt nit,“ ſagt er. „Einem Dirndl wie dir, hätt' ich gemeint, müßt's taugen — Großbäurin werden.“

„Ausſuchen kann ich mir's, die Bauernhöf', wenn mir drum iſt. Alle Tag feilt mir ein anderer einen an. Ich mag nit und ich mag einmal nit.“

Der Burſche ſtellt ſich auf die Füße. „Wie du halt glaubſt. — Laß deinen Vater ſchön grüßen. Und mit dem Kornmalen wird's derweil nix ſein auf meiner Mühl. 's iſt zu kalt. 's iſt frei zu kalt. 's hat das Waſſer vereiſt.“ — Aber ſogleich tritt er ſie zärtlich an: „Saggriſch leid tut's mir wohl um dich. Weil ich mir keine Liebere weiß, ich weiß mir keine. Wenn du's nur täteſt ſagen, was für einen großen Fehler ich hab' — daß d' mich ſo kannſt fortſchicken!“

„Was für einen Fehler? Zu ſchön biſt mir. Zu brav biſt mir. Zu reich biſt mir auch.“ Hell lacht ſie zum Spott. Und der Sandbichlerſohn iſt fortgegangen.

Als das Mittageſſen gekocht iſt, ſchiebt ſie ein

Glasfensterlein seitlings und tut durch die Lücke hinaus einen hellen Pfiff. Vom Strohdach, die Leiter herab, steigt ein betagter Mann. Der Dachdecker Karl, der heute einmal den Schopf seiner eigenen Hütte ausgebessert hat. Der kleine Tisch ist weiß gedeckt, eine Schüssel dampfender Milchsuppe, ein Topf mit Erdäpfeln, ein Salzgefäß und ein Laib Brot. Das Brotmesser zieht der Karl aus seinem Sack.

„Sanna," sagt er während des Essens, „heut früh, wie ich Weiden schneiden geh, ist mir der Tonhofer begegnet. Und — er hat mich wieder gefragt. Und will morgen noch einmal anfragen. — Sanna, was darf ich ihm denn sagen?"

Schon wieder einer! denkt sich das Dirndl.

„Was meinst denn von wegen seiner?"

„Ich hab's schon gesagt."

Der Alte schält einen Erdapfel, tunkt ihn in Salz. „Daß d' gar so trutzig magst sein," sagt er heiser und schiebt den Erdapfel in den Mund.

„Wenn ich nit mag. Wer kann mich zwingen?"

„Zwingen — kein Mensch. Aber leid wird's dir einmal tun, wenn du dein Glück bei der Tür hinausjagst. Wohl, wohl — bei der Tür hinausjagst, nit anders. Das klemmige Kummerörtel da. Und dort der prächtige Bauernhof, überall Sachen zum hernehmen. Und der Mensch ist ja auch nit z'wider."

„Wem er gefallt!"

„Gern hat er dich, sagt er. Ihm stehen zehn für eine, wenn er will. Wohl auch angesehene Bräut. Dich hätt' er halt so viel gern, sagt er. Und — mir

wollt's auch taugen, wenn ich mir's in alten Tagen ein eichtel leichter geſchehen laſſen kunnt."

Da ſchaut ſie auf. Traurig und müd iſt ſein Geſicht. Alt und zuſammengeknickt ſitzt er da, der ſein Lebtag fleißig geweſen iſt und noch im weißen Haar für ihn, für ſie das Brot ſoll herſchaffen.

„Wenn er noch einmal fragt, in Gottesnamen Vater — ſag halt ja."

Er hält im Eſſen ein, ſchaut ſie von der Seite an. „Wenn's g'rad nur meinetweg wär', Sanna! Das dürft auch wieder nit ſein. Das möcht' ich nit verantworten."

„Deinetweg und ſeinetweg. Zwei gelten mehr als eins."

Und noch an demſelben Abend iſt's, ſie liegt ſchon im Bette, klopft der Holzknecht an ihr Fenſter. Schade, daß es ſchon nachtet und man nicht mehr ſieht, was das für ein ſchöner Menſch iſt. Suſanna zieht die Decke über ihr Haupt. So herriſch ſie gegen alle andern iſt, aber vor dem vermag ſie ſich nicht zu ſchützen. Sie fürchtet ſich vor ihm und — vor ſich ſelber.

„Warum tuſt denn heut ſo, Dirndl?" flüſtert er durch das Fenſter.

„O mein Siegi, mit uns zweien iſt's aus."

„Du Narrl," lacht er, „mit uns zweien hebts erſt an. Geſtern bin ich Holzmeiſterknecht geworden. Um einen ganzen Gulden mehr Wochenlohn. Wenn du willſt, können wir jetzt ernſt machen?"

„Mein Gott!“ ſchluchzt ſie, „ich hab mich einem anderen verſprechen müſſen.“

„Geh' mach' keinen dummen Spaß.“

„Behüt dich Gott, Siegmund! 's kann nit ſein bei uns. Behüt' dich Gott!“

„Was b'hüt dich Gott? Wie b'hüt dich Gott? Geh, mach' auf, 's iſt Schad um die Zeit.“

Da geht im Fenſter der Holzſchuber zu.

Er hat lange geklopft und gebettelt und geſchmeichelt und geflucht. Verſchloſſen iſt das Fenſter geblieben und ſtill hinter demſelben, als wäre alles abgeſtorben. Bergwärts iſt er gegangen gegen ſeinen Hochwindſchlag und hat ſich unterwegs mit der Fauſt an den Kopf geſchlagen, weil er ſich vor ſeiner ſelbſt hat geſchämt. Denn wie ein Kind weinen hat er müſſen. Nur weiß er nicht, aus Zorn oder aus Liebe. Dumm iſt beides — ganz dumm. „Jetzt — jetzt, wenn ich die nit krieg, iſt mir alles eins. Eine Freud muß der Menſch doch haben. Ein nixnutziger Kerl will ich werden.“ Damit will er ſich tröſten und ſchleicht jenem Dickicht zu, wo er unter Moos und Steinen ſeinen Kugelſtutzen verſteckt hat. Das Dirndl hätte ihn zurechtbringen können von ſeiner alten Leidenſchaft. Wenn's nicht ſein kann, muß der Menſch halt zugrunde gehen.

Der Tonhofer, wie er von dem Alten hört, er dürfe kommen, da ſteht er auch ſchon vor der Haustür. Ein dicklicher, gutmütig dreinſchauender Burſche, nicht mehr gar jung, ſo daß er — wenn's nicht ſein muß — den Hut ungern vom Kopf tut. Es muß auch

nicht sein. Aber, als er zum Suppenessen eingeladen wird und der alte Decker Karl das Tischgebet ruft, da muß es doch sein. Es ist nicht anders, beinahe bis an den Scheitel geht sie hinauf, die Glatze. Der Susanna macht die gerade nicht viel. Sein süßliches, unterläniges Girren und Schleichen um sie herum ist ihr viel zuwiderer. Zwingen muß sie sich zur Freundlichkeit und was die Hütte in Vorrat hat, das kocht und brät sie und bringt es auf den Tisch. So lange er ißt, hat sie Ruh vor seinen läppischen Schmeicheleien. Und denkt weiter: Die so viel essen, die leben nicht lang, und am liebsten wäre ihr, seine Glatze ginge auch noch hinten hinab, so daß seitlings nur ein paar weiße Haarschüberln ständen und er keinen Zahn mehr im Mund habe und er bucklig und hustend und trensend auf dem Stecken herumwanke — da wollte sie ihn am liebsten nehmen, da wollte sie ihn sogar recht liebreich hegen und pflegen — lange könnt's ja nachher nicht dauern und sie säße mit ihrem guten Vater allein auf dem schönen Tonhof.

Nach dem Abendessen streichelt der Tonhofer die Sanna am Arm — weiter hin wagt er sich noch nicht, spricht aber vom Dableiben.

„Fragst halt den Vater!" rät sie ihm, das weiß sie wohl, der Alte winkt ab, denn er ist sehr streng in solchen Sachen. Der Karl hat für diese Strenge seinen besonderen Grund. Wenn so ein Großbauer einmal weiß: Dableiben kann ich so auch, dann verschiebt er das Heiraten. Solche Leut' muß man brav aushungern lassen, bis sie dazukommen, die Hochzeits-

tafel zu decken. Also heimgehen, Tonhofer! Und wenn du willst, daß wir zum Pfarrer gehen — wir sind allzeit bereit. Gelt, Sanna!"

„Na freilich!"

So ist er willig heimgegangen.

„Einen kamoden Mann kriegst!" sagt der Karl zu seiner Tochter. „Jetzt derweil hältst ihn fest, verstehst und daß er dir nit auskommt. Daß ich dir sag, ein bissel kunnt'st just schon zutunlicher sein mit ihm, weißt, es gibt auch noch andere Weiberleut, die nach ihm angeln. Nach der Hochzeit nachher ist's nit mehr so heikel — kannst dich schon besser gehen lassen wie du willst. Froh bin ich halt wohl, daß die Heirat zustande kommt. Jetzt sind wir auch einmal wer. Das taugt."

Die Susanna ist still. Aber als sie in ihre Schlafkammer geht, muß sie doch ganz laut aufkreischen: „Jesses, diese Mannerleut. In alles tun sie sich drein und alleweil denken sie auf sich selber und von der Lieb wissen sie nix." Wer in derselbigen Nacht gehorcht hätte an ihrem Fenster. Der Alte hat's ganz zufällig gehört und bei sich gesagt: „Daß sie wieder so viel Zahnweh hat, die arme Dirn! Und kunnt sonst jetzt so lustig sein!" — Aber am nächsten Morgen hat sie sich die Augen mit kaltem Wasser gewaschen. Kein Mensch merkt es.

Eine Woche später, an einem kühlen Aprilmorgen, sind sie früh aufgestanden. 's ist über zwei Stunden weit ins Kirchdorf und auch der Tonhofer

wird sich dort einfinden. Dann wollen sie in den Pfarrhof zum „Versprechen".

Unterwegs auf dem kiesigen Waldweg fallen dem Karl rote Flecken auf und zerrupfte Vogelfedern. Er hebt eine auf und sagt: „Sanna, schau einmal her. Da ist heut schon ein Schildhahn geschossen worden."

„Wegen meiner," sagt sie und geht ihren Schritt weiter. 's ist ihr alles gleichgültig. Wird noch nicht ausgeschlafen haben, denkt sich der Alte. Oder sollt' sie doch so verschossen sein in den Zukünftigen, daß sie alles andere übersieht und überhört, wie der Hahn auf der Balz? Bei den Weiberleuten kennt sich eins frei nit aus.

Im Kirchdorf beim Bräuer müssen sie warten. Er ist noch nicht da. — Es wär' schon Zeit, kunnt schon da sein. Hat auch nit weiter, wie wir, sinniert der alte Karl. Die Kirche läutet zur Messe. Man sollt' doch zu Meß' gehen an so einem Tag. Sonst wird sich der Pfarrer was Schönes denken von so Brautleuten, die den Herrgott beiseite schieben, just wenn man ihn am notwendigsten zu brauchen haben möcht'. — Der Alte wird unruhig. Der Tonhofer! Wenn er sich's überlegt hätt'! — Kriegen tät so ein Großbauer jede. Auch gar angesehene. Daß ihm seine Blutsfreund' abgeredet hätten: Ein Tonhofer wird eine Häuslerin nehmen! Das wär' schon gar schön. So unruhig wird der Karl, daß er gar nicht mehr sitzen bleiben kann bei seinem Bierglas. Er geht hinaus und schaut die Dorfstraße hin, ob er nicht

endlich daher steigt. Die Susanna denkt: Was soll eins da auch noch hersitzen wie ein angemal'ner Kinesser. Als ob man ihn schon nit möcht' derwarten. So einen! Ich geh' lieber in die Meß'.

Und auf dem Weg zur Kirche hinauf, im kleinen Birkenschachen, steht auf einmal der Holzknecht vor ihr. Er ist im lodenen Werktagsgewand und ein wenig verstört. „Sanna!" sagt er, zischt es fast nur, „komm' ein bissel mit mir!"

„Ich geh' in die Kirchen," sagt sie, „wenn du mit willst, wird dir auch nit schaden."

Er faßt sie am Arm und zerrt sie mit gelassener Gewalt zwischen den Birken und Erlensträuchern hin. Sie weiß nicht wie ihr geschieht. So hat sie noch kein Mensch in seine Kraft genommen.

Er steht still, läßt sie los und fällt vor ihr auf beide Knie: „Sanna!" Er ringt die Hände: „Sanna! Ich weiß, auf wen du warteſt. Um deines und meines Lebens und Sterbens Willen, das darf nit sein."

„Was das dich angeht, will ich wissen!"

Da nimmt er sie heftig an beiden Händen, zieht sie nieder an sich: „Du gehörst da her! Zu mir gehörst du! Zu mir gehörst du!"

Sie wehrt ab, will sich losreißen, da versetzt er ihr einen heftigen Schlag an den Kopf. — —

Nach dem Schlage stehen beide bewegungslos da. Er hat sie ja losgelassen, er hat sie geschlagen — und sie bleibt vor ihm stehen, ohne Trotz und Zorn. Ihre Augensterne werden so groß, daß sie das Weiße ausfüllen. Dann kommt eine Träne hervor. Er ver-

deckt mit den Händen sein Gesicht und sein Leib schüttert.

„Siegmund," sagt sie in einem gar innigen Ton. „Wenn du mich so unsinnig gern hast, daß du mich schlagen mußt — —! Ich hab' ja auch keinen so gern, als wie dich. Keinen Menschen auf der ganzen Welt. — Führ' du mich, wohin du willst."

Der Tonhofer war freilich zu spät gekommen. Im Bräuhause haben die beiden Männer gewartet, dann sind sie hinausgegangen und haben gesucht und gerufen. Derweil sind die Susanna und der Holzknecht Siegmund oben im Pfarrhof gewesen und haben sich versprochen.

Wie der Holzknecht nachher allein hinübergeht in seinen Hochwindwald, begegnet ihm der Sandbichlersohn. „Was ist's, Holzknecht?" ruft er diesem zu, „verkaufst mir deinen Schildhahnschwanz?" Das ist kein kleiner Schreck für den Siegmund. Aber ganz unbefangen stellt er sich und sagt: „Geh, Sandbichler, was du nit plauscheſt!"

Der Sandbichler macht einen Ruck mit der Achsel, gleichsam: Ich kann schweigen, kann dich aber auch verraten. Dann geht er seines Weges. Er hat die Absicht hinein ins Tal zur Dachdeckerhütte zu gehen und es nochmals zu versuchen mit der Susanna. Warum just dieses Fleisch und Blut von Stein sein sollt, das möcht' er wissen. Unterwegs, nicht weit vom Forsthause, begegnet er dem gräflichen Oberjäger. Der ist in einer wütenden Erregung. Seine Gnaden, der Herr Graf, kommt in einer Stunde von der Stadt

daher auf den Hahn. Morgen sollt' Jagd sein und heute früh ist der Hahn abgeschossen worden!

„So, so," sagt der Sandbichlersohn, „der Hahn ist dir abgeschossen worden. Nachher schau nur, Jager, daß du den Wilddieb nit derwischest, sonst kommst auf zehn Jahr ins Zuchthaus."

„Ich?"

„Freilich du. Weil du ihn niederschießest."

Dann gehen sie auseinander.

In der Dachdeckerhütte ist der Sandbichlersohn nicht eingelassen worden am selbigen Abend. Er hat auch kein Begehr danach gehabt. Denn drinnen ist ein wildes Schreien und Fluchen und Weinen gewesen. — Wenn der Vater frägt: Du Sanna, der Tonhofer hat lang auf dich gewartet beim Bräuer, daß er mit dir zum Pfarrer geht. Wo bist du denn gewesen? — Vater ich bin mit dem Holzknecht Siegmund beim Pfarrer gewesen — so ist ein solches Zwiegespräch vergleichbar mit einem Zunder, den man ins Pulverfaß legt.

Das Unwetter hat gedauert die halbe Nacht, dann sind sie müde gewesen vor Schreien und Klagen, haben sich in ihre Betten gelegt und hat jedes für sich gesagt: In Gottesnamen! — In Gottesnamen! sagt die Susanna, ich nehm' den, der mir gefallt. — In Gottesnamen! sagt der alte Karl, bleib' ich halt mein Lebtag ein armer Teufel. Ist vielleicht eh' g'scheiter, so.

Erfahrene Leute wissen zu sagen, daß manch' ein großes Glück, welches viele Jahre lang mit allen Sehnsuchten herbeigefleht, mit allen Kräften angestrebt wurde, wenn es plötzlich da ist, nicht die große Freude verursacht, die man von ihm erwartet hat.

Sollte das auch dem Holmeisterknecht Siegmund so ergehen? Seit dem Tage, da er sich mit seiner Herzallerliebsten versprochen hat, ist er nicht mehr lustig. Er tut ihr alles, was er kann, zulieb, aber er ist oft in sich versunken, schweigsam und nicht mehr lustig. Susanna weiß sich das nicht zu reimen, mag ihn aber auch nicht fragen nach der Ursache. Am Ende — denkt sie —, ist es gar, daß ihm der Schlag weh tut, den er ihr damals in der Aufregung versetzt hat. Mein Gott, dieser Schlag ist es ja gerade gewesen, der sie zu ihm hingerissen hat. Nach einem heißen Menschen hat's ihr ja immer verlangt. Weichmütige Leute, die haben sie nur zum Trotz gereizt. Aber dem Mann, der sie geschlagen hat, weil sie nicht hat lieben wollen, dem hat sie ja sagen müssen.

Die Trauung wird angesetzt für einen Sonntag nach dem Nachmittagsgottesdienst. Aber just noch vor diesem Gottesdienst hat der Holzknecht die Braut in eine Ecke der Kirchhofmauer geführt und gesagt: „Oder was meinst, Sanna, ob wir's nit etwa auf ein paar Wochen verschieben sollten?" Ihre Antwort: „Siegmund, ich versteh dich nit!" Da ist er mit ihr in die Kirche gegangen.

Die Anwohner des Gottesdienstes sind nach dem-

ſelben alle ſitzen geblieben. Bei dieſer Trauung wollten ſie doch dabei ſein. Wenn eine arme Häuslersdirn reiche Bewerber ablaufen läßt, einen um den andern und einen notigen Holzknecht auserwählt — ein ſolches Brautpaar muß man ſich doch anſchauen. In ihrem einfachen Sonntagsgewand kommen ſie daher. Er hat im Knopfloch eine blaſſe Nelke, ſie hat in das geſcheitelte Haupthaar ein ſchütteres Rosmarinſtämmlein gewunden — anders unterſcheiden ſie ſich nicht von den übrigen. Der Altar trägt keine Zier, der Pfarrer hat den einfachen Chorrock an und eine abgeblaßte Stola. Im Gebettone lieſt er aus dem Buch eine kurze Traurede, dann ſchreitet er zur Trauung. Dann kommt, wie es im Lande herkömmlich, die dreifache Frage. Den Bräutigam frägt der Prieſter, ob es ſein ernſtlicher und ungezwungener Wille ſei, dieſe anweſende Braut zum Weibe zu nehmen. Er ſäumt mit der Antwort und murmelt ein unentſchloſſenes ja. Sie macht es bei derſelben Frage kräftiger. Der Prieſter fragt das zweite Mal, ob er ihr treu bleiben wolle und all Freud und Leid mit ihr teilen, bis ſie der Tod trennt. Er zögert — dann antwortet er kaum vernehmlich ein zagendes ja. Dabei neigt er ſein Haupt über die Bruſt hinab und ein Zucken geht durch ſeinen Körper. Suſanna möchte verſinken vor Angſt und denkt: Er ſtirbt mir. Aber ſie bleibt ſtarr auf ihrem Stein ſtehen. So frägt ihn der Pfarrer, und zwar mit nachdrücklicher Stimme, das dritte Mal um ſeinen Willen, den ewigen Bund abzuſchließen. Siegmund ſteht unbeweglich und

ſchweigt. In derſelben Sekunde iſt kein Atemzug getan worden in der ganzen Kirche. Da richtet der Bräutigam ſich plötzlich in die Höhe und ruft laut: „Nein! Jetzt nit! Ich kann nit!“ und eilt durch die Sakriſteitür davon.

Das Volk in der Kirche iſt auf und fährt murrend und faſt laut ſprechend durcheinander. Der alte Dachdecker Karl, der hinter dem Paare geſtanden, ſtreckt beide Arme empor wie einer der im Ertrinken iſt und ſchnappt nach Luft. Aber nur ein paar Augenblick ſo, dann duckt er ſich unter die Menge. Der Pfarrer iſt raſch dem Flüchtigen in die Sakriſtei gefolgt. Die Braut ſteht vor dem Altare unbeweglich wie eine Säule. Da ſteht ſie nun. Die reichſten und angeſehenſten Werber hat ſie heimgeſchickt. Und der arme mißachtete Holzknecht hat ſie verſchmäht. — — Endlich wendet ſie ſich — und geht auch hinaus.

Aber den Flüchtling hat niemand eingeholt. Die Dorfgaſſe lief er hinab, dann hat ihn keiner mehr geſehen.

Die Suſanna ſteht wieder am Herd ihrer Hütte und ſchlägt mit Stahl und Stein Feuer, um ihrem Vater die Suppe zu kochen. Arme Leute ſind abgehärtet. In Gottesnamen, denkt ſie, auf der Welt geht alles vorbei, wird auch das nit ſtehen bleiben. Etliche hätten gerne gewußt, ob ſie ihn liebt oder haßt. Andere haben gemeint, jetzt wäre ſie vielleicht billiger zu haben. Der Sandbichlerſohn machte einen Verſuch, der abſcheulich mißlang und der Tonhofer war

froh, daß er unbeweibt geblieben. Eines Abends gehen drei Burschen an der Hütte vorüber und singen spottweise: „Susanna, nit wana!“ — Und sie weint ja auch gar nicht. Sie verliert über den durchgegangenen Bräutigam kein Wort, kein gutes und kein schlechtes. Weil aber der Vater doch immer anfangen will, seiner zu fluchen, so ist ihr die Zeit am liebsten, da er in der Arbeit aus ist und sie ihr wehes Gedenken still für sich hat. Wenn er aber Samstags heimkommt, so ist's halt doch immer wieder die Frage: „Und kannst dir's denn gar nit denken, Sanna, warum er's hat getan?“ Blickt sie nicht von ihrer Arbeit auf, zuckt die Achseln und sagt trocken: „Wird ihm halt g'rad so gepaßt haben.“

Da ist eines Tages der Brief gekommen. Verknittert, schlecht zugeklebt, mit gelblich blasser Tinte, von einer Hand, die besser das Holzbeil führt als die Feder:

„Liebe Susanna!

Bitt' um verzeichen, indem ich dich so in Unehr. Ist schlecht aber hat nicht anderſch Sein können und dich vor den leuten in unehr hab gebracht. Jetz mus ich wol hart Büssen und in 5 Wochen dir vor Augen treten kann.“

Das ist alles. Kein Ort, kein Datum, kein Name. Aber sie weiß es ja doch. Und sie schweigt. Als ob nichts wäre, so arbeitet sie in der kleinen Wirtschaft ihre Tage dahin.

Der Brief muß lange gegangen sein, denn noch vor der angegebenen Zeit steht er bei der Hütte am

Brunnen. Er hat sein Gewand an wie damals. Sein Gesicht ist ein wenig schmäler und blasser geworden, aber gut rasiert. Seine Augen schauen größer aus, so wie nach einer Krankheit. Er nimmt einen Schluck Wasser. — Sie sieht ihn, geht langsam hinaus und reicht ihm die Hand. Er hält sie fest, schaut sie an und sagt nichts. Sie führt ihn in die Hütte, setzt ihm eine Schüssel mit Milch vor, legt ein Stück Brot daneben hin und einen Löffel.

„Ich tu' lieber trinken," sagt er und führt den Rand der Schüssel zum Mund. Jetzt, da sie sieht, wie gierig er die Milch austrinkt, kann sie ihr Herz nimmer verhalten. „Aber, Siegmund!" schreit sie weinend heraus, „warum hat denn das so sein müssen?!"

Er fährt sich mit seinem zerknüllten blauen Sacktuch über das Gesicht und tut ein kurzes heiseres Auflachen.

„Wenn's dich gereut hat mit mir, wesweg bist denn jetzt wieder da?" fragt sie.

„Du weißt es halt nit, Sanna," sagt er. „Du hast es halt nit wahrgenommen. Wie wir in die Kirche sind gegangen und am Tor das Gedräng' ist, streicht mich der Sandbichlersohn an und raunt mir ins Ohr: Mußt dich schleunen mit der Koplation, in einer Stund' sind die Schandarm da! — Da weiß ich, er hat mich verraten. Weil ich den Schildhahn hab' geschossen und der Sandbichler hat mich dabei gesehen."

„Und was denn weiter?" fragt sie.

„Jetzt kannſt dir's ja wohl denken. — Hätt' ich dir's leicht antun ſollen, daß mich die Schandarm vom Altar wegtreiben? Da geht einer ſchon lieber ſo. Schnurgerade zum Land'sgericht bin ich, hab' mich geſtellt und mein' Sach' abgebüßt."

Suſanna ſteht da, hält die Hände über der Bruſt gefaltet und ſchweigt. Nach langem Schweigen endlich: „Eines Schildhahns wegen!"

„Ungeſchickt genug, daß ich ſo bin davongelaufen. Und dir eine andere Schand gemacht, derweil ich dir die eine hab' erſparen wollen."

„Und auf mein Leid haſt nit gedacht?!"

Sie ſchreit vor Schmerz.

Er reißt ſie an ſich und herzt ſie und küßt ſie.

„Und wenn's gutzumachen wär', Suſanna. Freilich hab' ich des Hahn's wegen auch meine Holzmeiſterſtell' verloren. Bin halt gar nix jetzt . . ."

„Ich frag' nit nach Schand und Ehr und Holzmeiſterſtell'. Vier geſunde Händ' haben wir und wenn du ordentlich ja ſagen kannſt, ſo woll'n wir's halt noch einmal miteinander probieren."

Iſt aus den zwei armen Leuten ein zufriedenes Ehepaar geworden. Und iſt's ihnen am liebſten, wenn ſich fremde Leute nicht weiter um ſie kümmern.

Der verſteigerte Herr Gemahl.

Der Marxl drängte ſich gemeinſam mit ſeinem fürnehmen Freund durch das Kirchtagsgewühl und ſtieß unverſehens einen Obſtkorb um, ſo daß etliche honiggelbe und wahrſcheinlich auch honigſüße Kaiſerbirnen dem lieben Chriſtenvolke unter den Beinen umherkollerten. Natürlich hub die dicke Obſtkrämerin nun ihre Prachtſtimme empor und ſchmiß dem ſich eilig weiterſchiebenden Burſchen etliche Koſenamen nach, wie Büffelochs, Tagedieb, Mordbrenner, Ehebrecher uſw.

„Was hat ſie geſagt?“ fragte der Marxl ſeinen fürnehmen Freund, „Ehebrecher hat ſie geſagt?“

„Na, das wäre auch weiter was!“ antwortete der Fürnehme.

„Hi, hi,“ lachte der junge Bauernburſche, „Ehebrecher, das könnt ich gar nicht ſein.“

„Wäre nicht übel!“

„Ich bin ja gar nicht verheiratet!“ lachte der Marxl.

Sie waren ſchon vor dem Dorfe draußen. Der

Fürnehme streckte seine Hand aus gegen die Gartenhecke und riß einen Hagebuttenzweig ab.

„Mein Freund!" sagte er dann zum schlanken und aufgeweckten Bauernburschen. „Siehst du, ich besitze keinen Hetschenbusch und habe doch einen Zweig gebrochen. Verstehst du?"

„Haben dich die Dornen nicht in die Finger gestochen?" fragte Marxl nicht ungeschickt. Der andere warf den Zweig in den Straßengraben und steckte die Hand in den Sack.

„Nein, das wär' mir auch zu dumm," versetzte nun der Marxl, zum Zeichen, daß er recht wohl verstanden hatte.

Da die beiden das Marktgetriebe hinter sich hatten, blieb der Fürnehme stehen und fragte den Bauernjungen: „Sag mal an, Marx, wie viele Geburtstage hast du schon gehabt?"

„Einen," antwortete der Bursche.

„Eh, das glaube ich dir. Wie alt du bist, frage ich dich."

„Neunzehn und ein halb."

„Ganz schön. Für ein solches Alter tust du noch verdammt unschuldig. — Blicke einmal zurück auf die Leute dort im Kirchtag. Männer und Weiber, alles durcheinander. Und lauter —"

„Lauter?"

„Was über sechzehn oder siebzehn Jahre ist."

„Lieber Herr Poiser, da wirst du dich wohl irren," meinte der Marxl.

„Am Ende strafst du mich Lügen, indem du hin-

gehst und jeden und jede extra befragst, ob's wahr ist!" lachte der Fürnehme. „Dir werden sie die Wahrheit schon sagen, ich bin überzeugt."

„Du nimmst das Maß vielleicht von den Stadtleuten," sagte der Marxl, „nun, mein Lieber, mit so einem Strick lassen wir uns noch lange nicht messen."

„Du bist ja ganz aufgeregt," sprach der Fürnehme. „Sonst treibt Ihr Bauern ein wahres Luderleben und macht gar kein Geheimnis daraus, in jedem Trutzliedel und Schnaderhüpfel beichtet Ihr's in die Welt hinaus. Warum just in dem einen Punkte so manierlich? Was ist's denn weiter! Wem schadets denn?"

Der Marxl blieb wieder stehen: „Laß Zeit, da muß ich erst nachdenken. Ob's wem schadet, fragst du?"

„Ob's meiner lieben Ehegattin schadet?"

„Ah, nur das. Na, der schadets eigentlich nicht, heißt das: wenn du nicht heimlich gewisse Kreuzer zahlen mußt vom Geld, das ihr, das deiner Familie mitgehört."

„Ach Gott, nein."

„Jetzt denke dir, Poiser, deine Frau —"

„Was, meine Frau?"

„— wäre so klug wie du."

„Knäbchen, die Frau, das ist etwas anderes. Der Ehemann kompromittiert die Familie nicht, die Frau jedoch, die kompromittiert."

„Na, und ordentlich!" rief der Marxl lustig aus.

„Aber mir deucht Poiſer, ſie tut mehr als kom—kom—"

„—promittieren!" half der andere freundſchaftlich nach.

„Wenn dem Mann das Haus niederbrennt, wenn er blind wird auf beiden Augen, wenn er ſeinen ehrlichen Namen verliert, wenn ihm das liebſte Kind ſtirbt, ſo iſt das ein Unglück. Und es iſt doch alles miteinander nichts dagegen, als wenn ihm ſein Weib untreu wird." Alſo ſagte der Marxl.

„Ein kluger Mann geht ſchweigend darüber hinweg."

„Ich danke ſchön," ſagte der Bauernburſche. „Und haſt morgen vielleicht das Kukuksei im Haus. Es iſt ein Menſchenkind, nu freilich iſt's eins. Du ſtarrſt es täglich an und ſucheſt in ſeinem Geſicht Familienähnlichkeit, — und findeſt keine. Die Augen ſind nach aufwärts geſchlitzt, oder nach abwärts, der Kopf iſt zu ſpitzig, oder zu platt. Das Geſchrei, wenn es den Mund auftut, iſt wie Elſtergekreiſch. Deine übrigen Kinder ſind anders. Ja, vielleicht willſt du dich zwingen und nichts merken laſſen von deinem Elend, aber jeden Tag erinnert dich der Balg daran, was dir deine liebſte Frau Gemahlin angetan hat; es iſt ein Denkmal von ihrer Falſchheit und deiner Schand'. Und dieſes Denkmal mußt du in deinem Haus haben, mußt es füttern und kleiden und erziehen und verſorgen und das verhaßte Weſen führt deinen Namen. — Wenn mir ſo was paſſieren tät, verflucht und vermaledeit!" Eine grauenhafte Handbewegung

machte der Burſche —: „Zuerſt ſie — nachher mich!“

„Ei nun, darum ſage ich ja, es iſt etwas anderes, ob ſie oder er,“ entgegnete der Fürnehme.

„Und wenn man's wieder ſo nimmt,“ ſagte der Marxl, „ſie iſt in einer größeren Verſuchung als er. Ihn verſucht ſo leicht niemand anderer, er verſucht ſich nur ſelber und geht hin und überredet eine. Sie hat auch eine eigene Verſuchung, jetzt kommt noch die von ihm dazu, zuletzt ſind zwei böſe Geiſter gegen den einen guten Willen und da kann ſie freilich ſchwach werden.“

Blieb wieder der Fürnehme ſtehen und ſagte zum Bauernburſchen: „Herr Marxl, du ſprichſt wie ein Philoſoph! Du mußt auf der Univerſität geweſen ſein!“

„Ja freilich, auf der, die dort ſteht,“ antwortete der Marxl und deutete gegen das Dorfſchulhaus. „Weißt, wer nicht ganz vernagelt iſt, der braucht für ſo was keine U— Univerſität.“

„So wirſt du wohl auch weiſe genug ſein, niemals zu heiraten!“

„Hörſt du, Poiſer, für das mußt ſchon du mir die Weisheit leihen. Wenn man dir zuhört, wie es im Eheſtand hergeht, nachher mach' ich's wie die ſieben Sakramente im Katechismus, — die Ehe wär' mein Letztes.“

„Junger Freund,“ ſagte der Fürnehme, „mache es wie ich. Ich bin ja auch verheiratet, und ſogar ſehr glücklich. Ich habe meine Frau ſehr lieb und

bin ihr auch treu, vollkommen treu, das heißt — es geſchieht ja aus Rückſicht für ſie, wenn —. Deshalb braucht man ja keine zu verführen und ſich keiner zu verpflichten. Wenn du mit einer Ledigen umgehſt, ſo wirſt du bald in der Patſche ſitzen. Das iſt gefährlich. Es gibt genug unglückliche Ehefrauen, die von ihren Männern ſchlecht behandelt werden, genug gibt es ſolcher, ein gutes Werk iſt's, ſich ihrer anzunehmen, verſtehſt du mich?"

Nun blieb wieder der Marxl ſtehen, mit ſeinen grauen Äuglein blinzelte er den Fürnehmen an und flüſterte: „Poiſer, eigentlich habe ich mir das auch ſchon gedacht!"

„Lieber Gott, wer hätte ſich das nicht gedacht," rief der andere. Dann ſetzte er leiſe bei: „Sage mir einmal, Marxl, du gehſt im Dachsbauernhauſe aus und ein."

„Das wohl, ich komm' immer einmal hin."

„Sage mir, wie leben denn die Zwei miteinander? Die Bauersleute, meine ich."

Der Marxl zuckte die Achſeln: „Wie es halt ſchon oft geht."

„Sie iſt ein bildſauberes Weib," ſagte der Fürnehme.

„Wer?"

„Die Dachsbäuerin. Was meinſt, Freund, wäre da nichts zu machen? Einen Beſuch —"

Jetzt ſchaute ihn der Burſche an.

„Ich meine, ob —"

Das Geſicht vom Marxl! Dann zuckte er wieder

die Achseln, was so viel heißen konnte wie: Weiß ichs? oder: Möglich! oder: Vielleicht!

Der Fürnehme musterte den Burschen. Dann drohte er mit dem Finger: „Ich glaube gar! — Marxl, Marxl!"

„Aufrichtig Gott nein, ich nicht!" rief der Bursche.

„Na nu, ist alles eins," also wieder der andere. „Ich will einmal meinen Besuch machen im Dachshofe. Mit dem Bauer bin ich ohnehin schon bekannt; der war unser Führer im vorigen Sommer, als die große Partie auf dem Hochnock gewesen ist. Sein Weib hat seither meiner lieben Frau ein paarmal Eier gebracht. Brave Leute sind's, recht brave Leute. Will sie doch einmal besuchen. Wann glaubst du denn, daß der Dachsbauer am Sichersten zu Hause ist?"

„Das will ich dir schon sagen," antwortete der Marxl, „morgen z. B. ist er den ganzen Tag nicht zu Hause. Weißt, er hat sein Ausnahmhäusel verkauft, das unten im Tal steht, weil sie keine Kinder haben und er also sein Lebtag auf dem Hof sitzen bleiben kann. Und jetzt, morgen, läßt er vom Häusel die Einrichtung versteigern, Kisten und Kästen und lauter so alte Sachen. Ist eh angeschlagen auf der Tafel. Na und da hat der Dachsbauer dabei zu tun und kannst ihn im Talhäusel finden."

Faßte jetzt der Fürnehme den Burschen bei den Jackenflügeln und sagte: „Bist du ein ganzer Kerl, Marxl? Bist du ein Freund?"

„Allemal!“ beteuerte dieser.

„Spiele mit! Wenn du mich einmal brauchst, verfüge! — Spiele mit, daß ich sie allein finden kann morgen, oben im Dachshofe. Du weißt schon ..“

„Freilich,“ sagte der Bursche, „und es wird ganz leicht gehen. Will heut noch kundschaften, dann laß ich dichs wissen. Verraten wirst du mich wohl nicht?“

„Mensch, was denkst du! Ich hoffe aber: auch du mich nicht. Meine Frau ist nicht eifersüchtig, hat auch keinen Grund dazu; allein erfahren darf sie es auf keinen Fall, sie würde sich kränken, ganz unnötiger Weise, hörst du?“

* * *

Der Leser wird endlich ungeduldig. Er will wissen, was es mit diesen zwei losen Rixnutzen eigentlich ist. Das ist bald berichtet. Der Fürnehme kommt natürlich aus einer Stadt, vermutlich aus einer großen, denn der Mann scheint Welt zu haben. Dort besitzt er ein erheiratetes Bankgeschäft und hier in der Windwend, wie der Ort heißt, genießt er mit seiner Frau Gemahlin stets die Sommerfrische. Herr Poiser ist ein Mann noch nicht einmal in den besten Jahren, denn in solchen ist einer erst — glaube ich — von fünfzig bis sechzig. Er steht nicht hoch über vierzig; daß seine Frau noch etwas niedriger steht, obzwar sie ihm ziemlich hoch zu stehen kommt, das ist glaubhaft. Der Lebemann verstand sich auf Naturgenuß und Geselligkeit. Schon im vorigen Sommer war er mit dem Bruckmüller Marzl

bekannt geworden und hatte mit ihm Freundschaft geschlossen, denn dieser Bruckmüller-Marxl war ein merkwürdiger Kumpan. Ein junges, hübsches, findiges und schalkhaftes Bürschlein, wußte er für sich einzunehmen; durch seine gesunde Einfalt, die aber, näher besehen, nicht immer eine war, gewann er bei den Herrenleuten recht Sitz und Stimme. Er hatte von einem Oheim die Bruckmühle geerbt und wieder verpachtet. Seit er als Knabe Ministrant gewesen war, tat er unterschiedliche Kirchendienste, wenn der Meßner oder der Schulmeister einmal nicht vorhanden war. Orgeln konnte er, Lichter anzünden konnte er, mit dem Klingelbeutel konnte er umgehen und jedem, der etwas hineinwarf, schmunzelte er verständnisinnig zu: „Nur her mit dem Bußpfennig! Du solltest wohl noch einen zweiten geben!" Bei Lust und Festlichkeiten hatte man den Marxl auch gern, denn er wußte mancherlei Schwank und Schelmenstück und verdarb nie etwas. Andererseits konnte er gar nachdenklich sein; weil er viel in Büchern las, aber nicht Geschichten und Romane, sondern Besseres, so hatte er sich das Denken angewöhnt, dachte es aber nicht gerade so den Büchern nach, sondern aus Eigenem, und wie der Zufall just dazu Anlaß gibt. Es war oft erstaunlich und oft drollig, wie das frische Bürschlein in Bauernloden (er verachtete das Stadtzeuggewand) und Bauernsprache die tiefsinnigsten Dinge vorbrachte, und plötzlich ein keckes Hinaushüpfen ins Schalkhafte, so daß der Zuhörer schließlich nicht klug war darüber, gehöre er zu den Belehrten oder zu den Gefoppten.

All das und manch anderes zusammen machte ihn gesucht, umworben, so daß auch die städtischen Sommerfrischler sich seiner Bekanntschaft befleißigten. Der Bankmann Poiser hatte also mit ihm Freundschaft geschlossen und diese Freundschaft gedachte der kluge Geschäftsmann nun auch zu fruktifizieren.

Was sie miteinander heute verabredet haben, das wissen wir. Was morgen geschehen soll, das vermuten wir, und wie es ausgefallen ist, das sollen wir bald hören.

* * *

Der Dachshof! Der Marxl geht im Dachshof immer einmal aus und ein, hatte er gesagt. Daß der Dachsbauer, frisch und heiter wie er, sein Vetter war und eigentlich in allem sein bester Kamerad, das hatte der Marxl dem Fürnehmen nicht gesagt. Nun ging er zu seinem Vetter und erzählte ihm die ganze Geschichte. Anfangs war der Dachsbauer höllisch aufgebracht darüber, daß dieser „Stadtzobel" sein Weib besuchen wollte, dann lachte er tüchtig und hernach gingen die Zwei im Schachen spazieren und beredeten etwas.

Am nächsten Frühmorgen stand der Fürnehme am Bach und angelte. Nichts wollte anbeißen, gar nichts. Na doch! Er hatte etwas, schnellte empor — an der Angel hing das patschige Gesaser einer Graswurzel. Gleichzeitig stupfte ihn was von hinten. Der Zeigefinger des Marxl war's.

„Willst Fische haben?" fragte dieser lustig. „Also

komm' mit, nach der Meſſe führe ich dich in den Dachshof, ich hab' ſie ſchon hergerichtet, es geht leicht, der Bauer iſt beim Häuſel unten und kommt vor Abend nicht nach Hauſe."

„Ein goldener Kerl biſt du!" rief Herr Poiſer, „ein diamantener. Ganz unbezahlbar biſt du."

„Ich verlang' eh nichts," ſagte der Burſche.

Während der Marxl bei der Meſſe war, ließ der Fürnehme ſeiner Gemahlin ſagen, ſie brauche heute nicht auf ihn zu warten mit dem Diner, er habe eine Bergpartie vor. Und nachher gingen die beiden hinauf zum Dachshofe. Der Marxl führte den Freund durch ein Hintertürchen hinein in die Vorratskammer. Da gab es Flachs und Rauchfleiſch und Speck und Schmer und Butter und lauter ſo gute Sachen.

„Da warteſt," ſagte der Marxl, „kannſt dich derweil auf dieſe Truhe ſetzen. „Man kann ſich auch verſtecken drinnen. Die Bäuerin wird bald kommen, um Speck zu holen für die Knödeln. Ich geh' jetzt. Gute Unterhaltung!"

Der Fürnehme fand ſich allein in der Kammer, die nur durch ein einziges Oberfenſterlein kümmerlich beleuchtet war. Der prickelnde und würſelnde Geruch von Fleiſch und Speck mutete ihn gar eigen an — Das iſt ſo pikant! Die Maus beim Schmer, ha, das iſt ſo pikant! Die Katz' beim Speck! Das iſt doch einmal pikant! — Charmant — Es kommt wer. Das iſt ſie. Um Gotteswillen, nein, das iſt ſie nicht! Das ſind Männerſchritte. — Durch eine Spalte

guckte er ins Vorgelaß — höllverdammt! Der Bauer! . . .

In der Kammer stand eine große, alte Truhe; sie war nicht versperrt. Hastig und leise öffnete der Herr Poiser den Deckel, huschte hinein auf einen Wust von schmutziger Wäsche und senkte vorsichtig über sich den Truhendeckel zu. Das Prickeln war auch hier wieder sehr pikant, doch der Fürnehme war jetzt weniger Nase als Ohr. Der Dachsbauer war in die Kammer getreten, tastete eine Weile an der Truhe herum und rief dann nach einem Knechte.

„Geh, Franzl," sagte er, als dieser kam, „hilf mir die Truhen da hinaustragen auf den Karren, ich führ' sie zum Häusel hinab, ich laß sie auch versteigern."

„Aber Bauer, was wirst denn kriegen für den Scherben?" lachte der Knecht.

„Glaub' das nicht, Franzl! Es ist ein altes Möbel. Für so was gibt's Liebhaber heutzutag. Mir verstellts da nur den Platz, ihre Fetzen und Lumpen kann die Bäuerin auch in einen andern Winkel schmeißen. Schau du, der Deckel klappelt. So!" Er drehte den Schlüssel um und steckte ihn in die Tasche. „Geh, Franzl, faß' an!"

Also wurde die Truhe hinausgetragen, auf den zweirädrigen Karren geschoben und zu Tale gezogen. Der Fürnehme war schon mit allerlei Vehikeln spazieren gefahren, auf einem solchen bisher noch nie. Halb in den Lappen vergraben, dachte er sich einen ganzen Rattenkönig von Flüchen und Verwünschungen

gegen den Verräter. Dabei sann er auf einen Schick, die Sache ins Scherzhafte zu spielen, wenn ihn der Bauer auslassen würde, und so zu tun, als ob er sich selber einen solchen Spaß hätte machen wollen. Aber die Geschichte konnte auch grauslich ausgehen, — pikant war sie jedenfalls sehr.

Vor dem Talhäusel auf dem Anger waren schon viele Leute beisammen und ergötzten sich an den drolligen Ausrufen des Versteigerers, der zum Beispiel eine alte Hühnersteige um fünfhundert Gulden ausbot, schließlich aber um acht Kreuzer losschlug. Auch die Frau von Poiser war gegenwärtig und der Marxl machte ihren Kavalier. Ihr Gemahl ist heute ja auf einer Bergpartie, sie braucht mit dem Essen nicht auf ihn zu warten, so hatte sie schon den Marxl dazu eingeladen. Sie war eine sehr liebe Dame.

Nun kam der Dachsbauer mit der alten Truhe.

„Ah! Eine Antiquität! Altdeutsch! Sehr hübsch!" so sagte die Frau von Poiser. „Ach, da muß ich mitbieten. Wir haben in unserer Stadtwohnung ein altdeutsches Zimmer mit Butzenscheiben und lauter wurmstichigen Möbeln, mein Gemahl ist ein Freund von alten Möbeln!"

„Dann werden ihm gnädige Frau eine große Freude machen!" sagte der Bursche.

Sie versetzte ihm mit zwei Fingern ein Klatschchen an die Wange. „Grobian!"

Der Bursche fragte verblüfft, warum er geschlagen worden sei.

„Eine altdeutsche Geldtruhe!" rief der Verstei-

zerer aus, „sie stammt vom Hofe Karls des Großen, der hat seine Dukaten drin gehabt, die Alten vom Dachshof waren Truchsessen beim großen Karl, die sind immer auf dieser Truhen gesessen, und wie sie pensioniert wurden, haben sie sie zum Gnadengeschenk erhalten. Dreißig Gulden zum Ersten! — Dreißig Gulden zum Ersten! — Gibt niemand dreißig Gulden? — Dann fünfunddreißig Gulden zum Zweiten!"

„Ich gebe sechsunddreißig!" schrie jemand in der Menge; es war der Dachsbauer selber.

„Vierzig!" rief der Marxl.

„Ich gebe fünfundvierzig," hierauf der andere.

„Fünfzig!" jauchzte die Frau von Poiser.

Die Truhe wurde ihr zugeschlagen.

Allsogleich machte sie sich daran, um sie bewundernd von allen Seiten zu besehen und auch aufzumachen. Dem Inwohner der Truhe begann der Angstschweiß aus der Haut zu brechen. Doch der Dachsbauer sagte, er habe leider den Schlüssel zu Hause vergessen und er werde ihn nachmittags schicken. Der im Möbel atmete auf.

Frau von Poiser ließ das erstandene Kleinod sofort in ihre Villa schaffen. Wie es massiv war und schwer! Sie war ganz verliebt in die Truhe und nach dem Mittagsessen setzte sie sich darauf und der Marxl mußte sich zu ihr setzen. Sie scherzten, sie lachten und der muntere Bursche sagte: „Man setzt sich drüber hinaus. Schon der erstandenen Truhe zu Ehren bin ich heute so lustig."

„Ich bin ja auch lustig!" flüsterte sie.

Der Inwohner in der Wäſche bebte vor Wut So lange ſie noch laut lachten, war's erträglich, . . . nun aber begann er zu raſen.

Als es im Innern der Truhe plötzlich zu trampeln anhub, ſchnellte die Frau von Poiſer mit einem Schreckruf in die Höhe: „Um aller Heiligen Willen, was iſt denn das? Wer iſt denn da drinnen?"

Der Marxl tat auch erſchrocken. „Ja, ja, in der Truhe drinnen trampelt was!" ſagte er. „Wie wäre denn das möglich? Beim Dachsbauer in der Speckkammer iſt ſie geſtanden, wo die Bäuerin allemal Fleiſch und Schmer holen geht zum Kochen. Sie wird doch nicht ſein in die Truhe gefallen, die Bäuerin! Das wäre ſo was! — Auf geht das Zeug auch nicht. Wenn's nur aufginge, daß man könnt' nachſchauen, was drinnen iſt. Da habe ich wohl einen Schlüſſel bei mir, na vielleicht paßt er."

So redete der Schelm herum, griff in den Sack, zog einen Schlüſſel hervor und ſperrte die Truhe auf, — da flogen ihm die Fetzen ins Geſicht. Im ganzen Zimmer flatterten die alten Hoſen und Hemden und Tücher, wie in einem Wirbelſturm und mitten durch ſauſte — aus der Truhe hervor, zur Tür hinaus — wer?

„Um Gotteswillen, iſt das nicht — mein Mann geweſen?" ſtöhnte die Frau von Poiſer.

„Eh nein, gar nicht zu denken!" beruhigte der Marxl, „der Herr Gemahl iſt ja auf einer Bergpartie."

„Er war's! Er war's!"

„War er's? Oh der Schelm, dann hat er uns sauber zum Narren gehalten."

Bald darauf hat der Marxl sich höflich verabschiedet. Als er um die Büsche bog und durchs Gartentor hinausging, stand dort der Fürnehme —: ein lehmblasses Gesicht, wild rollende Augen, geballte Fäuste. Da trachtete der Marxl, ehestens weiter zu kommen.

Am nächsten Morgen erhielt der Herr von Poiser ein Brieflein:

„Es wissens nur wenige und soll ein Geheimnis bleiben. Du weißt nun meine Meinung und kannst sie dir merken. Marxl."

* * *

Wenige Tage nach der Versteigerung sind die fürnehmen Herrschaften abgereist. Die altdeutsche Truhe, in der Karl der Große seine Dukaten gehabt hat und auf der die alten Truchsessen gesessen sind, haben sie vergessen mitzunehmen.

Einer, der die Finessen kennt.

„Bezähme deine Phantasie, Ludwig," sagte ich zu ihm, „und laß den unwürdigen Argwohn!"

„Phantasie! Unwürdigen Argwohn nennst du das!" rief er aus. „Gut, so höre. Höre einmal."

„Da bin ich doch begierig, was du deiner braven Eglanta anfärbeln wirst."

„Heute vor acht Tagen, am Ostersonntag," so begann er zu erzählen, „vormittags von elf bis zwölf Uhr waren wir auf der Promenade vor dem Stadttheater. Ich liebe sie nicht, diese Herdenbewegung, aber meine Frau — da fühlt sie sich in ihrem Element. Ich gehe mit Mama, Eglanta hintennach, mit ihrer Cousine glaube ich. Es war ein Leutegemenge gegeneinander — wie eine wilde Quadrille; nur alles hundertfach. Da ist es mir plötzlich, im Gegenschwarm sei der Baron Hammerspach gewesen. Gesehen hat er mich nicht, wenigstens nicht gegrüßt. Habe mich aber doch umgewendet, um zu schauen, wie die gegeneinander kommen würden. Sie tat einen kurzen Blick nach ihm, ein flackernder Blick war's, möchte ich sagen, dann streiften sie im Gedränge an-

einander und waren vorüber. Eglanta hatte meine flüchtige Beobachtung gemerkt und drängte ſich raſch voran zu mir.

Denke dir, flüſterte ſie mir zu, der Baron Hammerspach. Und ganz dreiſt angeſtreift hat er mich.

Mir ſcheint, du ſtreifteſt ihn an, wollte ich ſagen, tat es aber nicht, ſondern ſchwieg und war verſtimmt. Sie ging nicht mehr hintendrein mit der Couſine, ſondern knapp neben mir und hing ſich in meinen Arm. Ich kann mir nicht helfen; aber ihr Benehmen war mir verdächtig. Nicht daß es anders geweſen wäre als ſonſt — eben das war verdächtig. Bei Tiſche nachher war's ſo weit ganz gemütlich. Nach demſelben ging ich wie immer ins Café Kaiſerhof. Noch war ich in meine Witzblätter vertieft, als ſich ein Bekannter an mein Tiſchchen ſetzte und mir ſo nebenhin mitteilte, daß ich zu Hauſe wahrſcheinlich Beſuch bekommen hätte. Als er an meinem Hauſe vorübergegangen, ſei gerade Baron Hammerspach zum Tore hineingetreten.

Baron Hammerspach? fragte ich, mich dumm verſtellend, der iſt ja in Wien.

Hat über Oſtern wahrſcheinlich eine kleine Vergnügungsfahrt nach Graz gemacht, um ſeine Freunde zu beſuchen. Ihr kennt ihn ja von früher her.

Teufel, denke ich, was kommt er denn plötzlich mit dem „Ihr"! Er bezieht meine Frau mit ein.

Glaubſt du, daß er zu mir kommen wollte?

Ich vermute es nur, weil er in dein Haustor eintrat.

Haſt du dich auch nicht getäuſcht? War es der Baron?

Aber ich bitte dich, wer wird den Hammerspach nicht kennen! Er hat auch noch ſeinen zweiſpännigen Zylinder.

Wir hatten dieſen Hut immer den zweiſpännigen Zylinder genannt, weil er zwei Spannen hoch wäre. Ich habe ihn übrigens nie gemeſſen. Aber wenn du glaubſt, daß er's wirklich war, dann muß ich nach Hauſe. Vermutlich iſt gar niemand zu Hauſe, ſagte ich. Die Mägde haben Ausgehtag und meine Frau iſt ſicher bei ihrer Mama.

Zehn Minuten ſpäter — ich war ja gelaufen wie verrückt — bin ich in der Grabenſtraße und im dritten Stock vor meiner Tür. Ich ſchelle. Es kommt niemand. Ich ſchelle das zweite Mal. Es bleibt ſtill. Zum Donner, die Mägde ſind freilich ausgegangen, aber Eglanta muß doch zu Hauſe ſein. Sie hatte nach Tiſch über Migräne geklagt und wollte einige Stunden Ruhe haben. Ich ſchelle das dritte Mal und heftig, und anhaltend. Da hörte ich, wie ſich drinnen ſtark ein Fenſter ſchloß. Gleich darauf kam ſie zur Türe und öffnete. — Jes Maria, du biſt es, Ludwig? rief ſie lachend. Jetzt wußte ich doch nicht, wer da läuten kann. Haſt du ſchon lang geläutet? Ich blickte zum Fenſter hinab und hörte es wohl nicht gleich.

Raſch trete ich in die Wohnung, ins Empfangszimmer und zum Fenſter.

Was war denn unten?

Mein Gott, geweſen iſt nichts. Man beſchaut ſich ſo die Vorübergehenden.

Ich wollte ins Nebenzimmer eilen.

Ach, Ludwig, laß doch einmal ſchauen! ſagte ſie mit ihrer hellen Stimme, ganz unbefangen, mir ſcheint an deinem Rock will ſich ein Knopf löſen, da vorn, oben. Willſt du ausziehen, ſo kann ich ihn gleich feſtheften. Die Johanna vergißt doch wieder darauf.

Oho! denke ich, ins Nebenzimmer ſoll ich nicht! Was iſt denn im Nebenzimmer, daß ich nicht hinein ſoll? Und trete raſch hinein. Ich ſehe niemanden. Ich durchſpähe die Winkel, den Schrank, ich gucke unter Tiſch und Sofa. Ich finde niemanden. Wie ich wieder ins Empfangszimmer trete, kommt ſie vom Vorzimmer herein, hat ein echauffiertes Geſicht.

War jemand da? fragte ich.

Ach Gott, mir war, als hätte wieder jemand geläutet. Man wird wirklich ganz nervös. Man hat doch wirklich nicht eine Stunde mehr Ruhe.

Aber die Migräne iſt gut? fragte ich.

Gut, ſagſt du? gab ſie etwas gereizt zurück. Da möchte ich ſchon wiſſen, wie bei dieſem fortwährenden Gelaufe der Kopf gut werden könnte.

Ich öffnete das Fenſter, um auf die Gaſſe zu ſchauen.

Bitte dich! rief ſie, tu' mir den einzigen Gefallen und ſchließe das Fenſter. Glaubſt du, daß bei dieſem ſchrecklichen Luftzug —

Aber du haſt doch erſt ſelbſt zum Fenſter hinab-

geschaut. Siehe, wer da unten geht! Das ist doch wahrhaftig der Baron Hammerspach. Der ist ja aus unserem Haustore getreten. Eglanta, der war da!

Wer, der Baron? fragte sie.

Der war da! Er war bei dir da!

Aber natürlich war er da, antwortete sie ganz ruhig und unbefangen. Er wollte mit dir sprechen. Eine Angelegenheit, er wollte anfangs nicht heraus damit. Endlich hat er's auch mir gesagt. Denke dir, Ludwig, dieser Mensch muß nicht schlecht herabgekommen sein. Ein Anlehen will er von dir.

Der Baron Hammerspach?

Ich habe es ihm offen ins Gesicht gesagt, da wäre er vor der unrechten Tür. So wird er nun wohl bei anderen Türen herumklopfen.

Eglanta, warum hast du mir's verschweigen wollen, daß der Baron da war!

Verschweigen? Ich dir? Ja, warum sollte ich dir den Baron verschweigen! Dieses Geheimnis wäre mir wirklich nicht interessant genug. Sie lachte wieder.

Nun stand ich da und beobachtete sie. Gott strafe mich, wenn ich auch nur das geringste verdächtige Zeichen an ihr bemerkt habe. Die Verstellung der Weiber ist fabelhaft.

Eglanta, sage ich hernach. Ich habe es gesehen, wie du am Vormittag auf der Promenade den Baron am Ellbogen gestreift hast.

Ich? Den Baron am Ellbogen? Wie meinst du das? — Hörst du, Ludwig, das ist arg, das ist ge-

mein. Wenn ich einen anſtreifen will, wie du dich auszudrücken beliebſt, ſo ſtreife ich einen anderen an und nicht den Baron Hammerspach.

Das iſt von ihr in einem ſo ehrlichen Zorn geſagt, daß ich ganz unſicher werde. So pflegen ſich ſonſt Halbentlarvte nicht zu gebärden. Ich will ſchon irgend eine begütigende Form des Rückzugs antreten, da ſehe ich auf dem Sofa in der Falte zwiſchen Sitz und Lehne ein Taſchenmeſſer mit Hirſchhornſchale.

Was iſt nur das für ein Meſſer? Ich hebe es auf.

Das wird wohl dein Taſchenmeſſer ſein, ſagt ſie gelaſſen.

Ein Herrenmeſſer iſt es, aber das meine nicht. Siehe, da auf dem Silberblättchen ſind drei Buchſtaben eingraviert. B. R. H. — Was mag denn das etwa heißen, Eglanta?

Das wird wohl Baron Richard Hammerspach heißen, ſagt ſie. Ich habe ihn einen Augenblick Platz zu nehmen heißen. Da wird's ihm wohl aus der Taſche gerutſcht ſein. Oder denkſt du, daß er mich mit dieſem Meſſer ermorden wollte?!

Du haſt wohl ſehr Angſt gehabt vor dem Jugendfreund.

Aber mein Gott, rappelſt du denn heute? Ich weiß gar nicht was du willſt. Wie dieſe Jugendfreundſchaft beſchaffen war, davon haſt du dich doch ſelbſt überzeugt. Sonſt hätteſt du ihn ſpäter wohl nicht in unſer Haus geladen.

Aber nicht während meiner Abweſenheit. Sage,

Eglanta, hat er auch an zehn Minuten ſchellen müſſen, wie ich?

Er hat gar nicht zu ſchellen gebraucht, weil ich eben in der offenen Türe ſtand, um vom Briefträger die Poſt in Empfang zu nehmen. Deshalb konnte ich mich auch nicht verleugnen. —

Das ſchien mir alles ganz glaubwürdig. Und doch habe ich kein Wort geglaubt. Wäre es weniger glaubwürdig geweſen, ſo hätte ich es lieber geglaubt. Als ſie in das Nebenzimmer tritt und die Tür heftig hinter ſich zuwirft, beginne ich das Sofa zu unterſuchen, ob der Gaſt nicht etwa auch ſonſt noch etwas verloren hätte. Ich finde gar nichts. Ei doch, ich finde einen langen Haarfaden. Er ſchimmert wie Gold. Der Baron hat falbes Haar, aber — die Eglanta . . . Mir wird ganz heiß, als ich an ihr weiches güldenes Haar denke.

Entſchieden und gemeſſen trete ich zu ihr ins Zimmer. Das iſt ſchon Verſtellung, ich verliere mich bereits. Eglanta, ſage ich, da die Sache jetzt einmal angebrochen iſt, ſo müſſen wir ſie gründlich austragen. Ich wünſche, daß ich dir Unrecht getan habe. Sehr Unrecht. Und ich hoffe es. Du biſt ja meine liebe Taube, Weibchen!

Ich nehme ihr Köpfchen zwiſchen die Hände, aber ich will ja ſchlau ſein. Ich tue es doch nur, um meinen Haarfaden mit ihrem Haare zu vergleichen. Und Freund — es iſt ſchrecklich. Da läßt ſich nichts mehr beſchönigen, es iſt ihr Haar. — Ich habe ihr's auch ſofort geſagt. Da ſpringt ſie auf, wütet durchs

Zimmer und ſchreit wie von einer dritten Perſon: Iſt er denn plötzlich wahnſinnig geworden? In meinem Zimmer einen Haarfaden von mir zu finden? Was will er denn damit ſagen?

Oh, Eglanta, das weißt du recht gut. Sonſt würdeſt du jetzt nicht ſo raſend ſein. Schlechtes Weib, ich will dir etwas ſagen: du haſt mich betrogen! — So habe ich es ihr ins Geſicht geſpien.

Da iſt ſie ruhig geworden, unheimlich ruhig. Hinter der offenen Tür ihres Kleiderkaſtens hat ſie ſich angezogen, hat ihr Handtäſchchen gefüllt und iſt fortgegangen. Ich vermute, zu ihrer Mutter. Geſagt hat ſie nichts mehr. — So, nun weißt du, wie es ſteht." —

Mich hatte dieſe Erzählung Ludwigs faſt gelähmt.

Nach einer Weile erſt konnte ich ſagen: „Du haſt dein Haus zerſtört."

Er zuckte die Achſeln und ſchritt, die Hände auf dem Rücken, mit großen Schritten über die Diele. Einmal blieb er ſtehen und ſtampfte den Fuß in den Boden. Dann ſchritt er wieder aus.

„Was wirſt du jetzt machen?" fragte ich zagend.

„Gibt es eine Wahl?" ſtieß er heftig hervor. „Es iſt aus. Sie hat mich entehrt."

„Aber Menſch, woher weißt du denn das? Du haſt keinen Anhaltspunkt."

„So! Keinen Anhaltspunkt. Als ob ſie 's nicht eingeſtanden hätte!"

„Eingeſtanden? Wieſo?"

„Ihr Leugnen ist so viel als eingestanden. Er war bei ihr. Das ist doch eklatant, nicht? Nein, so leugnet nur die Schuldige. Ich kenne die Finessen."

„Ja, Ludwig, das ist das richtige Wort. Du kennst die Finessen. Du kennst sie an dir. Aber nur an dir. Wie der Schelm von anderen denkt und so weiter. Du hast in deinen Fällen geradeso geleugnet. Oder würdest so leugnen, wenn sie dich zur Rede stellte. Dein ausgezeichnetes Verständnis für die Situation, das du ihr bei diesem Auftritte verrietest, hat dich entlarvt, während du glaubtest, sie zu entlarven."

Ludwig stellte sich ernst, fast feierlich vor mich hin und sagte: „Ich dachte, das, was man einem Freunde auf Diskretion gelegentlich mitgeteilt, wäre begraben . . ."

„Ich wollte dich bloß daran erinnern, stolzer Richter."

Wie Einer seine Frau eifersüchtig machte.

Einmal hatte an der Tafelrunde jeder der Reihe nach das Ungewitter seiner Ehe erzählt. Nun war's an dem Ingenieur Thomi.

„Es ist daher evident, meine Herren," begann dieser, „daß jede Ehe, auch die beste und glücklichste, ihre Stürme, ihre Hochgewitter hat. Aus den sechs eben erzählten Fällen ist es leicht zu erkennen, um was die Stürme sich drehen — eben um die beiden Pole Mann und Weib. Die Geschichten sind sich ähnlich, sind miteinander verwandt. Ich erwartete, daß eine oder die andere derselben aus der Art schlagen würde, doch ich sehe, daß es mir allein beschieden ist, etwas Außerordentliches zum besten zu geben.

Hören Sie. Ich hatte eine Frau, die nicht eifersüchtig war. Ich habe sie nicht mehr. Ich habe wohl noch die Frau, aber sie hat nicht mehr die Tugend, um die mich alle Welt beneidete. Ich habe ihr die Tugend abgewöhnt, es mußte mit Gewalt geschehen. Aber ich will nicht vorgreifen. Bald nachdem ich vor einunddreißig Jahren meine Eva geheiratet hatte,

erkrankte ich an einem Magenleiden, das mich auf lange Zeit nahezu ſiech machte. Entkräftet und verdroſſen mußte ich die meiſte Zeit auf meinem Zimmer zubringen, während meine junge Frau in Konzerte, Theater, auf Volksfeſte und Landpartien ging und die ſchöne Welt genoß. Allerdings ſtets in Begleitung ihrer beiden Couſins, wovon einer Offizier, der andere Studierender an der Univerſität war. Zwei ſchneidige Burſchen, ſo daß ich mir eigentlich gratulieren konnte, meine Eva ſtets in ſicherer Hut bei Verwandten zu wiſſen. Die Väter meiner Frau und ihrer Mutter waren Brüder geweſen. Aber ein älterer Freund, der mich eines Tages beſucht, redete ſo neben Betrachtungen über meine Krankengeſchichte her allerlei Menſchliches, darunter auch, daß man ſich ſelbſt auf Blutsverwandte nicht in allen Fällen verlaſſen dürfe. Beſonders zwiſchen Couſins und Couſinen ſei — kurz .... Da brach der Freund ab, ſah auf die Uhr und fand, daß er ſich bereits bei mir verſpätet habe. Der Floh in meinem Ohr ſprang aber ganz wütend hin und her. Und abends, als meine liebe Frau wie immer froh erregt nach Hauſe kam, um ſich wieder in die Einförmigkeit der Krankenſtube zu finden, ſchien mir, als ſei in ihrem Rundgeſicht ein gewiſſer Widerwillen bemerkbar. Nun begann ich anzüglich zu reden, freilich fände ich es begreiflich, daß es ihr draußen bei luſtigen Leuten beſſer gefalle, als in einer Krankenſtube. Aber ich möchte ſie nur erinnern, was ſie beim Standesamt verſprochen hätte! — Wie ich das meine? — Den

Ehegatten auch in Krankheit und Not nie zu verlassen . . . Jetzt blickte sie mich verblüfft an. Ob sie es hierin an etwas fehlen ließe? Ob sie mir nicht persönlich alles täte, was sie glaube, daß mir gut tun könne? Ob sie die paar Stunden, die sie außer Hause sei, nicht der Pflegerin alles einschärfe? — Das, war meine Entgegnung, hätte ich nicht sagen wollen, und weshalb sie einer geraden Antwort ausweiche? Nun, wie bemerkt, ein paar lustige Vettern seien unterhaltsamer als der kranke Ehemann! — Rasch stieß ich's heraus, in mir kochte alles, mit den Nerven war ich ja arg herabgekommen. Sie aber lachte jetzt leichthin auf und sagte: Mir scheint, du bist eifersüchtig! Da schlug ich mit der Faust auf den Tisch und schrie: Ich leid es nicht mehr länger!

Für denselben Tag war's abgebrochen. Aber schon an einem der nächsten Tage wiederholte sich Ähnliches, und da gab meine Eva ganz ruhig zu verstehen, wieso ich ihr die liebe Gesellschaft verbieten könne, da doch auch sie mir völlig freigebe, umzugehen mit wem ich wolle. Sie hatte freilich leicht reden in jenen Jahren. Aber selbst, als es später besser wurde mit mir und jene Cousins längst in weiter Ferne weilten, ging sie täglich ein paar Stunden nahezu eigensinnig ihrer Wege und ließ mich die meinen gehen. Ich aber glaubte nicht an Liebe, die ohne Eifersucht ist. Ich selbst hatte ja meine Eifersucht, die immer noch heftiger wurde, mit der Liebe begründet. Ich empfand wirklich auch gar keine Neigung, meiner schönen Eva untreu zu sein, obschon sich vielfach gar

bequeme Gelegenheit dazu geboten hätte. Und hätte ich mir freilich ſagen können: Sie kennt dich eben zu gut, um eiferſüchtig zu ſein, ſie hat eben das Vertrauen zu dir, das mit jeder wahren Liebe verbunden iſt. Aber das ſagte ich mir nicht, erklärte mir ihr Benehmen vielmehr als ein ſicheres Zeichen gänzlicher Gleichgiltigkeit gegen mich. Ich fühlte mich todeselend. Und eines Tages klagte ich mein Unglück einem Freund. Es war ein Muſiker, der nach meinem Bekenntniſſe ſachte zu pfeifen anhub. O Menſch! rief er dann aus, Menſch! Dann war er wieder ein Weilchen ſtill, bis er anhub, gemütlich alſo zu reden: Thomi! Knie' nieder. Da, wo du ſtehſt, knie juſt einmal nieder, und als ob du ein Katholik wäreſt, rutſche auf den Knien bis zur Kirche unſerer lieben Frau und danke der Muttergottes unter heißen Freudenzähren, daß deine Frau nicht eiferſüchtig iſt! Du weißt es nicht, du glückſeliges Kind. Eine eiferſüchtige Frau iſt ärger als ein ſiebendoppeltes Fegfeuer!"

Das half nichts. Ich wollte eine eiferſüchtige Frau haben. Erſtens ſollte nur auch ſie die Qual kennen lernen, die ich um ſie ausgeſtanden. Zweitens ſollte ſie die Möglichkeit des Verluſtes veranlaſſen, ihren Schatz mit größerer Sorgfalt zu wahren. Und wenn die Eiferſucht auch ihre Liebe zu einer etwas temperamentvolleren Leidenſchaftlichkeit entzündete, ſo konnte das nicht ſchaden. Erſt mit der Eiferſucht kommt's. O warte, Evchen, dachte ich, da nur meine Geſundheit wieder hergeſtellt iſt und die Nervoſität geſchwunden, ſo daß ſich alles mit ruhiger Überlegung

ausführen läßt, du sollst mir noch ganz erträglich eifersüchtig werden.

Zur Zeit hatte die Nachbarin ein hübsches Küchenmädchen, das ich Tag für Tag auf der Stiege, im gemeinsamen Vorhause und an anderen Orten begegnete. Aber, dachte ich mir, mit diesem Feuer wäre doch nicht gut spielen. Lieber eine Häßliche. Erst wenn sie sieht, daß ich gar eine Häßliche ihr vorziehe, müßte sie mit Schrecken gewahr werden, wie viele Schöne ich ihr schon vorgezogen haben könnte. So begann ich mein Auge auf unser Stubenmädchen zu werfen. Das war soweit ganz nett an Gestalt und Benehmen, hatte aber schielende Augen und ihren schwarzen Chignon nicht immer so an den Kopf geheftet, daß alles fuchsrote Haar verdeckt gewesen wäre. Mir graute vor ihr. Auch stahl sie in der Küche Zucker, weil sie gerne naschte. Meine Frau kündete ihr den Dienst, in vierzehn Tagen habe sie das Haus zu verlassen. Das war nicht ungünstig und hier setzte ich ein. Eines stillen Nachmittags, als meine Frau wieder ihrer Wege ging und ich mit dem Stubenmädchen allein zu Hause war, ging ich auf sie zu und fing an, zärtlich zu sein. Es war erschreckend, wie morsch sie stand. Mit beiden Armen mußte ich sie fassen und festhalten, daß sie nicht umfalle. Dann drückte ich rasch zwei oder drei Küsse auf ihre gestickte aber etwas ungewaschene Halskrause, ließ sie los und unter dem Vorwand mich zu schneuzen wischte ich mir mit dem Sacktuch den Mund ab. Dann griff ich in die Tasche

und ſagte: So, Mina, da haben Sie zwanzig Mark. Aber Sie müſſen mir einen Gefallen tun. — Ach gern, gnädiger Herr! liſpelte ſie. — Sagen Sie meiner Frau, daß ich mit Ihnen etwas gehabt hätte. Am beſten, Sie tun es im Augenblick, wenn Sie fortgehen. Verraten Sie mich, daß ich Sie umarmt, Sie geküßt hätte, ſagen Sie, was Sie wollen. — Aber mein Gott, Herr Ingenieur, was glauben Sie denn von mir? — Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Ich glaube nicht, daß ſie mich ohne weiteren Anlaß verraten hätte, denn Solche ſollen zumeiſt ſehr gutmütig ſein. Doch als meine Frau ihr das Dienſtbotenbuch hinwarf und ihr bei dieſer Gelegenheit noch einmal all ihre Schlampereien, Unverläßlichkeiten und Unſauberkeiten vorhielt, war es dem Stubenmädchen bequem, ihr einen empfindlichen Stoß zu verſetzen. Unſauberkeiten?! entgegnete ſie giftig. Dem gnädigen Herrn bin ich ſauber genug geweſen. — Die Frau: Was ſoll das heißen? — Das ſoll heißen, daß er mich, das arme Mädchen, lieber gehabt hat, wie Sie! — Na, meine Herren, das Weitere können Sie ſich denken.

Ich hatte mir's zwar nicht ſo gedacht. Nein, ſo hatte ich mir die Folge meiner Pädagogik nicht gedacht. Eva trat in mein Zimmer, gemeſſen und ſchweigend — ruhig auf mich zu, ganz inſtinktiv duckte ich mich. Sie rief mit ihrer gewöhnlichen Stimme — nur etwas weicher ſchien ſie noch — ins Vorzimmer: Kommen Sie noch ein wenig herein, Mina! — Wiederholen Sie mir jetzt, was Sie

früher gesagt haben! Und Mina wiederholte es, kam dabei in neue Erregung, die Eitelkeit und Phantasie ging mit der Wahrheit durch, sie sagte das Äußerste. Das schien sie wohl ihrer Ehre schuldig zu sein. Und meine Frau? Eine Minute blieb sie wie versteinert, als wäre es unfaßbar. Dann aber begann sie zu rasen und raste den ganzen Abend und die halbe Nacht. Es war gräßlich. Die erträglichsten Momente waren mir noch, wenn sie sich auf mich stürzte, mit Faustschlägen auf meinen Kopf, auf meine Wangen her. Im übrigen war ich keinen Augenblick sicher, daß sie sich selbst ein Leid antue. Noch um Mitternacht schritt sie, während ich im Bette lag, heftig das Zimmer auf und ab und hielt mir in leidenschaftlichsten Ausdrücken meine Niedertracht vor. Sie hätte so an mich geglaubt, auf mich vertraut. Sie hätte gemeint, so wenig in unserer Ehe bei ihr ein Selbstvergessen, ja auch nur ein leiser Gedanke an Untreue möglich gewesen, so wenig könne das auch bei mir sein. An so etwas habe sie gar nie gedacht. Und nun das! Das! Um vor Haß und Verachtung nicht zugrunde zu gehen, müsse sie annehmen, ich sei wahnsinnig geworden. Leider auch das könne sie nicht. Meine Handlungsweise zeige die größte teuflische Schlauheit, sie so aus Absicht mit dieser Person in ihrem eigenen Hause tödlich zu beschimpfen. Ich, der ihr Einziges, ihre ganze Zuversicht gewesen! Und dann hub sie an zu weinen, wie ich in meinem Leben noch nie weinen gehört habe. Ich mag nicht dran denken. In mir aber schrie es auf: Mensch,

was haſt du da angeſtellt?! Ich war ja freilich nicht ſo ſchuldig, als ſie glaubte und glauben mußte, aber ihr das zu beweiſen, das war einfach undenkbar, unmöglich. Dazu jagte das Stubenmädchen der Teufel in der Nachbarſchaft umher. Das Beeſt prahlte überall, der Herr Ingenieur Thomi habe ſie ſeiner hochmütigen Frau vorgezogen und deshalb hätte ſie natürlich aus dem Hauſe müſſen. Das war doppelte Rache, auch gegen mich. Und ich wehrlos, wehrlos.

Jetzt, meine Herren, iſt mir ein Licht aufgegangen, ein ſchreckliches. Was ich da in unbegrenzter Dummheit getan, das war nie wieder gut zu machen, nie wieder. Ich verübelte es meiner armen Frau nicht, daß ſie es nicht glauben *konnte*, wie ich die Komödie in Szene geſetzt, nur um ſie eiferſüchtig zu machen. Das glaubte mir ſelbſt von meinen Freunden keiner, war er nun durchtrieben oder naiv, *das* glaubte kein einziger.

Das Elend der darauffolgenden Zeit erzähle ich nicht. Meine Frau und ich waren zwar beiſammengeblieben, aber ſo wie zwei aneinandergekettete Galeerenſträflinge. Sie ging nicht mehr einen geſonderten Weg, ſie blieb um mich; ſelbſt zu meinen Berufsarbeiten und auf allen Reiſen begleitete ſie mich. Aber in ſich gekehrt und kühl. Als jene erſten Stürme vorübergeweſen, hat ſie den Fall nicht mehr berührt, nicht mit einem einzigen Worte. Doch ich wußte, daß ſie immer daran denken mußte, daß ſie bei mir an gar nichts anderes denken konnte, als an meine Untreue. Es iſt unſagbar, wie ſehr ſie mich erbarmte.

Aber ich wagte es nicht, ihr Liebes zu erweiſen; nur was heimlich geſchehen konnte, um ihr ein Gutes zu tun, das geſchah. So lebten wir nebeneinander hin. Manchmal lauerte ich, ob in ihrem Weſen nicht doch etwas zu entdecken wäre, was ſie ein wenig ins Unrecht ſetzen und mich rechtfertigen könnte. Aber ſtatt deſſen fand ich, daß nicht ein Zug in ihr war, der meine frühere Eiferſucht auch nur zum Teile entſchuldigt hätte. Das kann ich wohl ſagen, auch mein Leben war ziemlich korrekt, aber viele Jahre hat es gedauert, traurige, endloſe Jahre, bis alles vergeben und vergeſſen. Als erſt in ſpäteren Jahren Kinder erſchienen, war die letzte Spur verwiſcht und meine Eva iſt wieder herzlieb zu mir geworden und froh. Nichts iſt zurückgeblieben bei ihr, als ein klein wenig Eiferſucht, die ſie zwar ſorgfältig zu verdecken ſucht, die ich aber merke an ihrem manchmal wehmütig bittenden Blicke. Ich habe mir zur Aufgabe geſtellt, noch vor meinem Alter auch dieſen letzten trüben Hauch von ihrer reinen Seele zu verſcheuchen."

Als Ingenieur Thomi ſeine Erzählung geendet hatte, fragte ihn einer von der Tiſchgeſellſchaft: „Und iſt Ihnen oder Ihrer Frau in jenen Tagen nicht der Gedanke an die Eheſcheidung gekommen?"

„Zum Glücke, nein. Das erſt wäre die Untreue geweſen. Denn wir können ohneeinander nicht leben."

Ein alter Luderskerl.

Auf einer meiner Reisen durch Deutschland habe ich eine Begegnung erlebt, die wert ist, aufgemerkt zu werden. Ob man alles ohne Vorbehalt drucken lassen kann, das war zu überlegen.

Es war in einer kleineren Stadt, nach der Vorlesung. Die üblichen Vorstellungen mit den üblichen Artigkeiten und auch redlich gemeinten Begrüßungen waren vorüber. Schon vorher hatte ich einen kleinen alten Herrn bemerkt mit dichtem weißen Haar und einem Gesicht, in welchem greisenhafte Züge mit jugendlichen auffallend ineinandergeprägt waren. Er stand an der Tür und schien warten zu wollen, bis der Leuteandrang vorüber wäre. Als dann die Letzten — da ja doch das Gespräch bei solchen flüchtigen Begegnungen keinerlei Vertiefungen erfahren kann, sondern auf der flachen Höhe der Phrase bleibt — sich zögernd und unbefriedigt entfernt hatten, trat der alte Herr vor. Es war zuerst nichts Besonderes, er könne es nicht unterlassen, mir die Hand zu drücken, zu danken usw. Mit ziemlich lebhafter Geberde zog ich meinen Überrock an und nahm den Hut, um in

mein Hotel zu fahren. Aber er ſtand ganz ruhig und ſagte: „Sie haben in Ihren Geſtalten ſich uns, Ihrem Publikum, ganz hingegeben. Wir wiſſen, wie Sie ſind und durch Sie, wie wir ſind. In Ihrer Kunſt opfern Sie ſich perſönlich auf. Wie ſollen wir uns Ihnen geben? Und möchten es doch tun.“

Das klang ſchon eigentümlich und ich ſagte: „Ich habe manches gegeben. Aber wer kann wiſſen, ob auch das Weſentlichſte?“

„Das werden Sie wohl ſelbſt nicht wiſſen können,“ entgegnete der Mann. „Es iſt ſo vieles in uns, was wir ſelbſt nicht überſchauen, obſchon es uns beſtimmt. Gerade die inneren Mächte, die uns am meiſten beeinfluſſen, können wir am wenigſten nennen. Alſo ſind alle Bekenntniſſe, ob in Kunſt oder Perſon, ſo wahr ſie gemeint ſein mögen, ganz unzulänglich, wir täuſchen leicht andere und uns ſelbſt damit. Und doch —?“ Er ſtockte und blickte mich mit ſeinem lebhaft leuchtenden Auge an. Seine ſcharfgeſchnittenen Lippen bewegten ſich, als übten ſie ſich in einer Form, in der das Folgende zu ſagen wäre: „Und doch drängt es uns zur Mitteilung. Nicht jeder bedarf ſie und ich preiſe den Mann, der mit ſich allein fertig wird. Ich kann es nicht mehr. Der Feder bin ich entwöhnt, man würde es nicht leſen. Beichtväter haben wir Proteſtanten auch nicht. Und Freunde findet man ſo wenige, die uns ihr Vertrauen ſchenken. Und wer ſich *mir* nicht ganz gibt, dem kann auch ich mich nicht geben. Sie haben ſich mir gegeben, ſo weit — möchte ich ſagen — als Sie ſelbſt über

ſich verfügen. Ich glaube, Sie kennen den Menſchen ſo weit, daß Sie alles begreifen und ſomit auch verzeihen können. Sie wären mein Mann. Und deshalb, geehrter Herr, hätte ich eine ſehr große Bitte."

Ei, dachte ich, wie der abgeſchwenkt hat! Am Ende hat er den ſattſam bekannten Dolch im Gewande. Ein Drama. Oder gar lyriſche Gedichte, und will ſie mir beibringen. Das Mißtrauen wurde beſchämt.

„Wie ich höre," fuhr er fort, „ſind Sie morgen noch in unſerer Stadt. Tun Sie bei dieſer Gelegenheit ein gutes Werk an einem Ihrer Mitmenſchen. Ich habe ein Anliegen, ein Geheimnis, eine Sünde, oder wie man's nennen mag. Ich trage ſie ſeit Jahren mit mir herum und muß ſie endlich wem mitteilen. Sie ſind gekommen und gehen wieder fort, wir werden uns auch kaum je wieder ſehen. Und doch ſind Sie mir ſo nahe gekommen, ich weiß nicht wie, kaum durch die Kunſt allein. Weiß nicht, wie es kommt, daß ich zu Ihnen das Vertrauen habe und Sie von Herzen bitten möchte, mein Freund, mein Beichtvater zu ſein. Schenken Sie mir morgen eine Stunde."

So hatte er geſprochen und wartete nun auf Antwort. In ſolcher Weiſe war mir noch kein Menſch nahegetreten. Ich war gefeſſelt, nicht etwa von Neugierde, ſondern von der wunderlich ſenſitiven Art, mit der dieſer weißhaarige Mann vor mir, dem weit jüngeren, ſtand.

„Von acht Uhr morgens an bis in den ſpäten Abend," ſo antwortete ich, „währt morgen das vom

Komitee entworfene Programm. Die Besuche wären noch nicht das Schlimmste dabei. Ein Vormittagsausflug und ein Festessen. Das Joch ist süß — aber die Bürde ist schwer. So bleiben uns nur die Morgenstunden. Wollen Sie etwa um sechs Uhr zu mir ins Hotel kommen!"

„Pflegen Sie nicht einen Morgenspaziergang zu machen?" fragte er entgegen. „Die Au am Flusse entlang ist sehr schön. Da wären wir ganz unbehelligt."

„Also gut. Holen Sie mich um sechs Uhr zum Spaziergang ab."

Dann gab er mir seine Visitenkarte und empfahl sich kurz. — Von Beruf war der Mann Mathematiklehrer an einer Mittelschule der Stadt. Was konnte der mir zu sagen haben? Es hat mir ja mancher schon sein Leben angeboten, um darüber einen Roman zu schreiben. Nun kann ich aber fremde Leben für solchen Zweck nicht brauchen. Alles, was ich schaffe, muß durch mein eigenes Leben gehen. Zudem sah mir der Mann nicht danach aus, als ob er eitel wäre und mit dem, was er zu geben hatte, sich hervortun wollte. Es ging doch die halbe Nacht dran in dem Denken und Sinnen, welch ein Anliegen der alte Herr mir am nächsten Morgen vorzutragen haben würde. Erraten hätte ich es in hundert Jahren nicht.

Noch vor sechs Uhr früh, als ich aus dem Frühstücksalon trat, stand er an der Türe. Sein Anzug schien mir noch feierlicher als gestern. Zylinder, weiße

Krawatte und weiße Handschuhe, die er in der linken Hand hielt.

„Also, Herr Professor, nun führen Sie mich, wohin Sie wollen. Ich werde Ihnen folgen."

Er blickte mich lange an, um dann ganz leise zu sagen: „Das wäre schade." Erst später habe ich verstanden, wie das gemeint. Die Mauern der Stadt waren hell von der Morgensonne beschienen, die meisten Fenster geschlossen, die Straßen noch unbelebt. Wir kamen bald zum Wasser und zu den Bäumen. Schütter, aber unabsehbar dahin standen alte Eichen, zwischen denen ein leichter, feuchter Nebelhauch strich. Dem Wasser entlang ging ein schöner breiter Weg, an dem von Strecke zu Strecke Sitzbänke waren. Auf eine solche setzten wir uns und schauten hin über den stattlichen Fluß, der herkam von einer weiten Ebene, hinter der ein blasses Gebirge aufstand. Er glitt ganz still und ruhig daher.

„Er kommt aus jenen Bergen hervor," sagte mein Begleiter. „Dort gibt es rauschende Bäche und stürmische Wasserfälle. Der Fluß hat eine bewegte Jugend und ein ruhiges Alter. Bei Leuten kann es auch umgekehrt sein."

Das war die Einleitung und dann suchte er anzufangen. Aber es kam ihm nicht leicht an. Ich mußte noch sagen: „Wenn Sie mir etwas erzählen wollen, Herr Professor, es ist gewagt. Denken Sie, daß ich ein Schreibersmensch bin, der sich zum Beichtgeheimnisse nicht verpflichtet hält."

„Wenn Sie es verbreiten, so wird das zwar

wenig nützen, aber auch nicht schaden. Nur den Namen nennen Sie nicht. — Sehen Sie, es ist sehr merkwürdig, lieber Herr, wie wir jetzt hier beisammen sitzen und ich will Ihnen etwas heben, was sich eigentlich doch nicht heben läßt. Gestern abends glaubte ich, es gar reinlich hervorschälen zu können. Aber es ist doch alles zu sehr verwachsen. Ich habe mir jetzt oft gedacht: Der Mensch sollte ja nur darauf sehen, daß alle seine Eigenschaften und Neigungen sich gleichmäßig entwickeln. Sobald eine bestimmte Neigung gewaltsam zurückgedrängt wird, kann sie einmal ebenso gewaltsam hervorbrechen. Und anderseits, wenn eine Neigung besonders gepflegt wird, so kommt die Zeit, da sie uns beherrscht. Die unschuldigste Anlage — übermäßig bevorzugt — kann zum Laster, zum Verbrechen werden. Denken wir an — kurz gesagt — an die Liebe."

„Ja, ja, Professor. Aber das sind alte Sachen, derentwegen man doch nicht um fünf Uhr aus dem Bette steigt."

„Merken Sie mir denn wirklich nichts an? Man müßte es einem ja anmerken. — Kurz und gut, Herr!" rief er plötzlich aus, während er das Gesicht von mir abwendete, gegen den Fluß hin: „Ich bin ein alter Luderkerl!"

Das sonst schier gemütlich dreinschauende Herrchen war in diesem Augenblicke völlig anders, sein Blick war gleichsam flüchtig, sein Gesicht verzerrt, als ob er einen Schmerz empfände. Endlich kam er doch ins Erzählen.

„In meiner Jugend sah es aus, als würde ich heil entkommen. Als Mittelschüler hatte ich einen Freund, der um einige Jahre älter war als ich. Wir bewohnten zusammen ein Zimmer und lasen miteinander die Klassiker. Er war ein bildschöner schwärmerischer Jüngling. Wenn er des Abends in seinem Bette laut Liebesgedichte oder Liebesromane las, da wurde seine Stimme unsicher und erstickte fast. Dann hielt er Nachtwanderungen, die mich so schlaftrunken fanden, daß ich nicht schwören könnte, ob sie wirklich gewesen sind. Dann kam eine Zeit, daß er sich ein besonderes Zimmer nahm und seine eigenen Wege ging, ich wußte nicht welche und kümmerte mich wenig darum. Ich stellte damals meinen Ehrgeiz darauf, zwei Studienjahrgänge in einem Jahre zu machen. Ein sogenannter braver Junge. Eines Tages besuchte mich der Freund, um, wie ich glaube, ein paar Bände Shakespeare zurückzubringen, die er von mir entlehnt hatte. Dann stand er noch eine Weile schweigend herum, was sonst nicht seine Gewohnheit war. Und sprach plötzlich: daß ich dir mal was sage, Louis! Er sagte aber nichts weiter, sondern ging langsam zur Türe hinaus. Als er draußen am Fenster vorüberkam, denn es war ebener Erde, klopfte er an die Scheibe. Als ich aufgetan hatte, sagte er: Hüte dich vor der Liebe! Und dann ist er die Straße dahingegangen. Am nächsten Tage hat er sich erschossen. Ich weiß nichts weiter, wir haben nichts rechtes erfahren können. Ich habe es nur erzählt, weil ich von derselben Zeit an über meinem Schreibtische den

Spruch geſchrieben hielt: Hüte dich vor der Liebe! Übrigens war ich in jenen Jahren durchaus nicht geplagt von dieſer Sache. Das Weibervolk bekümmerte mich wenig, mein Kopf hatte anderes vor. Wenn der Tag mit den Studien, mit den Reitpartien und Fiſchfängen, die ich leidenſchaftlich pflegte, vorüber war, fiel mein Blick manchmal noch auf den Spruch: Hüte dich vor der Liebe! dann legte ich mich hin und ſchlief ein. Da war es einmal, daß mein Geographie-Profeſſor, ein ſchlanker, gütiger und ernſthafter Herr, aus irgendeiner Urſache in mein Zimmer kam und den Spruch ſah. Er ſchüttelte den Kopf und ſagte: Dieſen Spruch ſollten Sie wegtun, Louis. Er erinnert Sie zu ſehr an das, wovor er Sie warnen will. An Liebe ſoll man denken ſo wenig als möglich. So habe ich den Spruch ausgelöſcht. Die Sache intereſſierte mich überhaupt wenig. Was die Leute da für ein Aufhebens von der Liebe machen — ich verſtand es nicht recht. Ich lebte meinen Studien, meinen körperlichen Übungen. Ich war der Erſte in meiner Klaſſe und nach vollendeten Schuljahren erhielt ich bald eine ſchöne Lehrſtelle in einem Gymnaſium. Später kam ich in dieſe Stadt und habe eine Weile die Leitung der Realſchule geführt. Das nährte gar angenehm meinen Ehrgeiz, um ſo mehr, als einige mathematiſche Werke, die ich ſchrieb, in den Gelehrtenkreiſen Aufſehen erregten. Nebenbei beſchäftigte ich mich mit Kunſt, malte Landſchaftsbilder und verſuchte mich ſogar in der Dichtung. Sorglos und froh war mein Leben, ſo recht harmoniſch ausgefüllt mit

Nützlichem und Schönem. So frisch und rege war mein Wesen, daß ich mir an geistiger Arbeit gar nicht genug tun konnte; schwere Aufgaben löste ich ohne Schwierigkeit; jetzt darf ich das ja sagen. In späteren Jahren kam eine große Naturfreude in mich, Wanderungen über Berg und Tal, Reisen zur Ferienzeit in die Alpen, nach Italien, auf dem Mittelländischen Meere machten mich zu einem größeren Menschen, dessen Ebenmaß und Kraft ich immer mehr empfand. Wenn je ein Mensch glücklich genannt werden kann, so war es ich. Und weil ich dementsprechend leicht heiter und freundlich sein konnte, so bin ich überall gerne gesehen worden. Meine Schüler liebten mich und in Gesellschaft unterhielt ich mich ebenso gerne mit trefflichen Männern, als mit anmutigen Frauen. Nachher habe ich erfahren, wie manches heiratslustige Dämchen, wie manche schöne Frau ihre Schlingen nach mir ausgeworfen hätten; ich habe nicht viel darauf geachtet, war stolz auf meine Freiheit."

Nun schwieg er, nickte mit dem Kopf und lachte fröhlich. Dann stand er von der Bank auf und sagte: „Wir könnten ja einmal weitergehen."

Wir schritten den leise wogenden Fluß entlang. Er streifte die weißen Handschuhe an die Finger. „Es kommt bald der feierliche Moment," sagte er. „Ich gestehe nur, daß mein fünfzigster Geburtstag mich noch in diesem ruhigen und schönen Glücke fand. Es mußte aber erst einmal eine Blamage kommen. Um dieselbe Zeit schrieb ich für eine bekannte Mo-

natsschrift einen Essay des Inhalts, daß nicht jeder Mann des Weibes bedürfe, daß es für den geistig Schaffenden, der persönlicher Vollkommenheit zustrebe, geraten sei, sich nicht zu vermählen. In meinem Alter glaubte ich mich als Beispiel anführen zu dürfen." Plötzlich riß er sich die Handschuhe von den Fingern, knüllte sie zusammen und warf sie in weitem Bogen ins Wasser. — „Kurze Zeit später war ich der tollste, dümmste Liebeshahn von Europa."

„Jener Aufsatz," so fuhr er fort, sich zu entwickeln, „hatte mir nämlich statt Ehre Widerstreit und Spott eingetragen. Man sprach von einer geschlechtslosen Moral, die das Lebenswerteste dieser Welt verlästere. Da fiel es mir einmal auf, daß dieses Lebenswerteste eigentlich überall und immer so lebhaft anerkannt wurde. Daß die größten Leidenschaften gerade um dieses Beste wüteten. War es denn auch danach? Und ich fragte mich selbst, ob ich denn am Ende wirklich das Beste versäumt hätte? Und als ob da neben untergeordneten Lebensaufgaben gerade die höchste unerfüllt geblieben wäre. Und als ob solcherart die immer mit Sehnsucht erhoffte Unsterblichkeit unmöglich geworden sei. Am empfindlichsten traf den alten Knaben der Vorwurf der geschlechtslosen Moral und gleichzeitig begann es mir klar zu werden, daß immer noch die besten Bedingungen vorhanden wären, Versäumtes so weit nachzuholen, um die Ehre zu retten. Schon eine Weile hatte mir eine Hauptmannswitwe den kleinen Haushalt geführt, nun sah ich sie einmal daraufhin an, ob sie hübsch sei.

Zum Donner, das war sie eigentlich, trotz ihrer vierzig Jahre. Und dann, eines Abends, habe ich sie gefragt, ob ihr noch nie was eingefallen sei? „O, sehr oft!“ lachte sie. Da bekam ich Angst und hub an mich vorzusehen wie einer, der sich nicht recht auf sich verlassen kann. Doch der Vorwitz riß mich immer weiter. Ein paar Wochen später erwog ich theoretisch schon den Unterschied, der wohl bestehen muß zwischen einer vierzigjährigen Witwe und einem jungen Weibe, und da das Exempel einmal aufgestellt war, so mußte es auch gelöst werden. Dann konnte ich ja wieder zurückkehren in meine einsame Studierstube. Beim Satan, jetzt hatte ich auf einmal gemerkt, daß die Studierstube eine Zelle ist, daß die Umherlaufereien an den Wässern, in den Wäldern langweilig sind. Andererseits schien es mir, daß wie alles, so auch Liebesglück geübt werden müsse und einer Steigerung fähig sei. Ich horchte unauffällig aus nach Andeutungen und Gesprächen, die mich früher angewidert hatten, ich las Liebesgedichte und derlei Bücher, lernte da zwischen den Zeilen und Gedankenstrichen zu lesen und fand auf einmal alles reizend. Auch auf die Körperpflege hieß es nun bedacht zu sein; wenn ich sonst den alternden Jahren Rechnung getragen, nun gab ich mich dem Schneider und dem Friseur völlig frei, und sie machten etwas so Leidliches aus meiner Wenigkeit, daß ich mir im Spiegel mit großer Sympathie entgegenlachte. Der Friseur pflegte meinen Haarboden und behauptete, daß der Bart um rund fünfundzwanzig Jahre jünger sein

müsse als das Haupthaar, was schließlich auch stimmen dürfte. Mit süßem Schauer wurde es wahr, daß die Liebe jung mache. Das überraschendste war mir zuerst die Leichtigkeit der Siege; selbst schwerere Aufgaben bei ehrenwerten Frauen und sittigen Mädchen gelangen auf das verblüffendste. In Gesellschaft wie auf der Straße, in der Kirche wie im Konzert sah ich nur nach Liebe aus und wurde nicht müde, glücklich zu sein. Zur großen Verwunderung der Stadt zeigte ich mich mit meiner Hauptmannswitwe, zu ihrem Entsetzen gelegentlich auch einmal schäkernd mit einem blühenden Mädchen. Man konnte nicht einmal vom Johannistriebe witzeln, weil ein dem notwendig vorhergegangener nicht zu beweisen war. Freilich merkte ich glühend, daß es längst nicht mehr ordentliche Beweggründe waren, sondern daß es mir angetan sein mußte. Auch wenn ich auf der Jagd war oder in den Bergen, immer und überall fiel mir die Liebe ein. Ich konnte keinen Menschen ansehen, sei es Weib oder Mann, ohne an Liebe zu denken. Wie ich in den Blättern sonst nur die Rubriken der Geisteskultur beachtet hatte, so spähte ich nun nach gewissen Inseraten. An pornetischer Kunst und Literatur ergötzte ich mich heimlich, während in der Öffentlichkeit natürlich geheuchelt werden mußte. In den Nächten floh mich der Schlaf, ein heißes Gift fluidete durch die Glieder und machte alle Behaglichkeit unmöglich. Erst dachte ich in der Tat, es sei eine Hexerei mit im Spiele und es würde vorübergehen. Aber, mein Herr! Jetzt währt das

schon Jahre! Meine Freude an der Kunst ist lau geworden, mein Vergnügen an Sport und Reisen ist matt geworden, meine wissenschaftlichen Arbeiten gehen nicht vorwärts, ich bin kein eifriger Lehrer mehr und die Leitung der Anstalt entglitt meinen Händen. Immer und immer muß ich mit geringen Unterbrechungen an die Weiber, an diese Weiber denken und es scheint, das will sich noch immer steigern, jetzt am Beginne der Sechziger. Was ist denn das? Eine Luderei. Hart an der Schwelle des Irrenhauses! — Junge Leute lieben nicht so. Nein, so lieben sie nicht. Wohl wenige werden es erfahren, wie das ist, wenn's erst in späten Tagen losbricht. Ich weiß mich in der Gewalt eines Dämons und möchte mich retten. Möchte um Hilfe rufen! Gestern abends faßte ich den Entschluß, Ihnen, gerade Ihnen, dem fremden, aber mir längst Vertrauten, meine Not zu gestehen, daß von allen Menschen doch einer sei, der es wisse, wie mir ist. Aber in dieser Nacht hätte es mich beinahe wieder reuen mögen. Doch ich will nicht untergehen in diesem Elende. Mensch will ich wieder werden, meine Seele will ich wieder haben. Sagen Sie, was soll ich tun?"

Es ist wohl kein Wunder, daß ich diesem Ausbruche des alternden Mannes, der ihn unheimlich machte, mit aller Spannung zugehört hatte. Und nun meine Antwort: „Aber, lieber Professor, das ist doch leicht gesagt. Heiraten müssen Sie!"

„O Herr, das habe ich ja getan!" rief er aus. „Seit fünf Jahren schon bin ich mit der Hauptmanns-

witwe verheiratet. Das ist es ja, daß dieses Feuer nicht zu löschen ist! Daß mir der Satan in allen Arten zusetzt. Ach, vorwitzig habe ich leicht den Amor wecken wollen, und jetzt umgaukeln mich die Faune und ziehen mich hinab. — Sie ist mir nicht genug!"

„Eine Krankheit!" sagte ich.

„Knabe, das weiß ich. Will auch keinen Namen dafür. Mir ist nur, daß ich's einem Menschen habe sagen können. In diesem Augenblicke steht mein Vorsatz wieder fest: Umkehr! Aber ich glaube nicht mehr daran, dieser Vorsatz ist schon hundertmal gemacht und gebrochen worden. Ich glaube, ich bin verloren. Es wird wohl das klügste sein, jenem Jugendfreunde zu folgen. Er war doch gewiß unschuldiger als ich. Aber ich bin ein bißchen feige. — Wenn mich jemand da von rücklings ins Wasser stoßen wollte. Es ist nicht um das allein, daß ich gemein geworden bin, ich habe unglücklich gemacht. Es geht ein blasses Mädel um in der Stadt, dessen Blick mich verdammt macht. Es gehen andere Leute um. Ich bin ein Scheusal!"

Jetzt begann er mir wirklich unheimlich zu werden. Weit war mein Verstehen mit ihm gegangen, nun wollte es zurückbleiben. Eigentlich verkommen sah er ja nicht aus, das war kein geknickter Wüstling, das war noch lohes Feuer in den Augen. Man konnte doch an aufgespeicherte Jugendkraft denken, nur die Willensschwäche wollte sich dazu nicht reimen. Und wohin denn, wenn die wilde Bestie keinen Bändiger hat!

Als die Stunde kam, die uns — wohl fürs Leben trennen mußte — wußten wir beide nicht, was zu sagen war. Das von ihm vielleicht erwartete Pathos war ausgeblieben; seinen jüngeren Beichtvater, dem er wohl die Gewalt eines hochgemuten Wortes zugemutet hatte, sah er gedrückt und stumm. — Mit schlecht gesetzten Worten entschuldigte er sich; als ich ihm die Hand gab, legte er nur die Fingerspitzen hinein, dann ging er wie flüchtig davon.

Ich konnte mich zum mit anderen verabredeten Stelldichein um acht Uhr nicht einfinden. Ging lange planlos in der weiten Au umher, das Herz voll Unbehagen.

Hatte sich denn gar kein gutes Wort finden lassen? Ein fremder Mensch kommt im Vertrauen und schenkt dir das Intimste, was er hat, seine Sünde. Und du bist kalt wie ein Stein, und doch empfindest du sein Elend mit. Dann die Frage ins Leere hinaus: Wenn ich mit einem solchen Bekenntnisse zu ihm gekommen wäre, was hätte er antworten können? Ebenfalls nichts. Das ist eine stumme Schose. Die muß jeder mit sich allein ins Reine bringen. Aber wissen möchte ich es erst, ob dieses Naturphänomen unentwegt seinen Lauf in den Abgrund nimmt. Ist es eine notwendige Folge seiner Entwicklung? Sollte ein fremdartiger Zwang so spät in sein Leben eingegriffen haben? Schließlich dachte ich mir: Es ist der alte Adam. Wir kennen ihn alle. Aber für die Öffentlichkeit ist das nichts.

Und doch habe ich es hier vor aller Welt erzählt.

Es hat ſich nämlich noch etwas zugetragen, und das ändert die Sache. Jetzt m u ß ſie unter die Menſchen. Von meinem Mathematikprofeſſor hatte ich einſtweilen nichts mehr gehört. Da war es einige Jahre ſpäter, daß aus jener Stadt in Deutſchland ein Paſtor nach Grah kam und mich in meinem Hauſe beſuchte. Bei dem erkundigte ich mich nach dem Bekannten in ſeinem Berufsorte, beſonders nach dem Profeſſor.

„Der iſt ſchon lange tot," war die Antwort. „Das iſt ein wunderbarer Menſch geweſen. Er iſt verbrannt mitſamt ſeiner Frau."

„Verbrannt? Mitſamt ſeiner Frau? Was ſoll das heißen?"

Und hat mir nun der Paſtor die traurige, nein, die herrliche Geſchichte erzählt.

In jener Stadt war eine Epidemie der ſchwarzen Pocken geweſen. Und eines Tages, als der Profeſſor von ſeiner Schule nach Hauſe kommt, findet er ſeine Frau nicht mehr. Von der Seuche ergriffen, war ſie raſch auf die Iſolieranſtalt gebracht worden. Der Mann überlegte es ſich nicht einen Augenblick, folgte ihr in das Seuchenlazarett und pflegte ſie Tag und Nacht, inmitten der Schwerkranken und Sterbenden. Sie genas, hatte aber das Augenlicht eingebüßt. Nun gab der Profeſſor ſeine Stelle auf, ſeine literariſchen Arbeiten, alle ſeine Paſſionen, um ganz der armen Frau leben zu können. Er beſorgte perſönlich den Haushalt, die Küche, die Kleider; unterhielt ſie mit Leſen und Erzählen. Ihr das ſchwere Geſchick erträglich zu machen, war ſein einziges Be-

ſtreben. Er wich nicht von ihrer Seite. Er führte ſie ins Freie, in die Kirche, ins Konzert und ein junger Bräutigam — bemerkte mein Paſtor — könne nicht zärtlicher mit ſeiner Braut ſein, als es der alte Profeſſor mit ſeinem blinden Weibe war. Nachbarn wollten auch bemerkt haben, daß er Notwendiges ſich ſelbſt abkarge, um ihr beſonders Muſikgenüſſe zu verſchaffen. Anfangs hatten vorwitzige Leute geſpottet, das ging allmählich in ſtille Bewunderung über. Man ſuchte ihm heimlich Vorteile zuzuwenden, ſo daß zum Beiſpiel durch vertrauliche Beizahlungen ſeiner alten Kollegen und Schüler ſcheinbar die Penſion erhöht wurde. Aber das dauerte nun nicht mehr lange. Dann kam das Ende. Eines Tages, während der Alte in das Kaſſeamt ging, um ſeine vierteljährige Penſion zu holen, brach in dem Hauſe ſeiner Wohnung Feuer aus. Es griff raſch um ſich, die blinde Frau konnte ſich nicht retten, ſie ſtand, während über ihrem Kopfe ſchon der Schwalch herausſchlug, am Fenſter und rief nach ihrem Manne. Dieſer eilte durch Rauch und Brand die Treppen hinauf und — iſt nicht mehr zurückgekehrt."

Das war die letzte Kunde.

Winlof, der Schöngeist.

Wenn jung Winlof Liebeszeichen von sich gab, wurde er von seinen Kollegen allemal ausgelacht. Als ob ein Gymnasiast, dem antike Sprachen schon alle Liebesaffairen der alten Welt übermittelt haben, die Mädchen von Ramstadt nicht sollte hübsch und reizend finden dürfen! Allerdings kicherten auch diese liebenswürdigen Mädchen, wenn Winlof mit einer roten Rose im Knopfloch an ihren Fenstern vorbeischritt, wenn er ritterlich vor ihnen den Hut zog, oder gar einen schlecht verhaltenen Seufzer hören ließ. Daß er sie in den Formen des Horaz auch dichterisch verherrlichte, wußten sie nicht einmal.

Nun muß aber ein Junge, der solche Sachen treibt, ein hübscher Kerl sein, wenn er anstatt Kichern einen wohlgefälligen Blick ergattern, ein holdes Erröten auf Mädchenwangen erzielen will. Man kann ja nicht sagen, daß Winlof schlecht gewachsen war, er hatte einen breiten Brustkorb und die Schultern waren hübsch wagrecht hinausgebaut. Aber die Kopfhaltung war zu fortschrittlich, wie seine Kollegen

schnöde spotteten, weil Nacken und Haupt immer nach vorne neigten. Auch sah dieser Kopf ein wenig igelhaft aus, weil die halbgeschnittenen Haare borstig nach allen Seiten hinwegstanden, was freilich wieder den Vorteil hatte, daß die allzukeck vorspringenden Ohren sich noch immerhin bescheidentlich unter den Schatten des Strupes bergen konnten. Auf dem viereckigen Gesichte gab es nebst den unter starker Stirn tiefliegenden Augen, der stattlichen langen Nase und dem wulstigen Mund noch allerhand Sachen, es gab Sommersprossen, Wärzlein und Narben, und die Kanten der breiten Oberzähne zeigten sich schartig, weil er gewohnt war, die Haselnüsse und Kastanien kurzweg aufzubeißen. Allerdings bekam er eine auf die Linke, derjenige, der über ihn den Spitznamen „Nußknacker" aufgebracht hatte. Eine kollegiale Ohrfeige vergeht in kurzer Zeit, wie schwer man aber einen Spottnamen wieder wegbringt, das weiß jeder, der irgend einmal „etwas geheißen" hat.

Winlof der Nußknacker hub nach sotanen Erfahrungen allmählich an, seine Zeitgenossen zu verachten und sich den Schätzen der Vorzeit zuzuwenden; er trug keine Rosen mehr, erteilte keine Ohrfeigen mehr, zog sich zurück und betrieb mit Eifer die Studien der Geschichte, der Sprachen, der Philosophie, der Literatur. Seine Körperhaltung wurde dabei nicht aufrechter, allein die Natura machte sich nicht mit Vorzug, sondern mit Auszeichnung und, glaube ich, einem Sternchen dran, womit die Professoren andeuten wollten, daß sie einen so außerordentlich verau-

lagten Schüler noch nicht gehabt hatten, und daß Winlof auf dem Gelehrtenhimmel ein Stern erſter Größe werden würde. — Na, ſchön! dachte ſich der Burſche, dann mögen die Gänſe nur ſchnattern! — Ob er dabei die Gänſe des Kapitols im Sinne hatte, oder die kichernden Mädchen von Ramſtadt, das iſt nicht ganz klar zu ſtellen. Als Student hatte er ſich anfangs allerdings ein paar Pappenheimer und eine langrohrige Porzellanpfeife mit der obligaten Schönen, und endlich einen großen Hund angeſchafft. Der Spaß freute ihn aber nicht lang und als er an den Backen die Schrammen hatte, glaubte er ſeiner Ehre nichts zu vergeben, wenn er zu den Büchern zurückkehrte. Ein paarmal tat er auch im Karneval mit. Allein, wenn er auf den Patroneſſen-Bettel ausging, bekam er wohl ſehr artige Refuſe, aber kein Geld. Und wenn er auf dem Ball ſich eine ſchöne Tänzerin ſpießen wollte, ſo war dieſelbe gewöhnlich leider ſchon engagiert, oder tanzte überhaupt nicht, obſchon ſie fünf Minuten darauf mit anderen flott durch den Saal flog. Nein, Winlof, ein ſolches Jungſein iſt nicht luſtig. Er wendete ſich wieder ſeinen Alten zu. Zur Zeit des Doktor-Diploms war er in der Lage, ein umfangreiches Werk vorzulegen über die Literatur der Pharaonen. Die Arbeit war ſo gründlich angelegt und ſo geiſtesfriſch in der Form, daß die Mumien der alten Pharaonen ordentlich wieder lebendig wurden.

Als Dozent an der Univerſität gewann Dr. Winlof bald Hörer, die ſich über ſein ſtets etwas klobiges

Benehmen zwar luſtig machten, doch ob ſeiner wiſſenſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit bald den größten Reſpekt bekamen. Vom Nußknacker war auch ſchon lange keine Rede mehr, ſeit aus ſeinem breiten und wulſtigen Mund ſo viel Weisheit floß. Der Ruf des jungen, genialen Gelehrten drang nicht bloß bis zum Miniſterium hinauf, das eine gute Profeſſur für ihn wußte, ſondern auch ins große Publikum hinaus, beſonders, als er bei einem Zyklus öffentlicher Vorträge einen Abend übernahm und von den Minneſängern ſprach. Wie ungeſchickt er doch auftrat, wie unbeholfen er anfing zu ſprechen, wie zuſammengedrückt und vorgebeugt er daſaß und ſein rauhes, viereckiges Geſicht hinter dem Buche verbarg, um die Leute nicht anſchauen zu müſſen und von ihnen nicht immer fixiert zu werden! Die Mehrzahl der Zuhörer, das waren natürlich Frauen, die denn doch auch einmal hören wollten, wie es die Minneſänger getrieben hatten. An Walther von der Vogelweide pries Winlof das große Talent, das leider an unwürdigen Gegenſtand vertrödelt worden ſei. Bei Ulrich von Lichtenſtein wurde der Vortragende witzig. Von den Klügſten wäre das keiner geweſen, der ſeiner Herzliebſten mit dem Ring gleich den ganzen Finger geſchickt habe, denn wenn man einer Dame den Finger gebe, ſo wolle ſie gleich die ganze Hand haben. Doch beſſer ſei es immerhin noch, ſich den Finger abhauen zu laſſen und dem Weibe zu ſchicken, als ihm gleich das ganze Herz zu vermachen und den Kopf als Draufgabe dazu, ſo daß vom Manne ſchließlich nichts mehr übrig bleibe, als Frack und

Zylinder. — Im Augenblicke hatte er zwar die Verliebten gegen sich, aber die Lacher auf seiner Seite, auch die weiblichen. Sein Haupt richtete sich auf, als er von der Würdelosigkeit des Mannes sprach, des Weibes Knecht zu sein, sein Auge sprühte, um seinen Mund spielten allerhand Geister, über seine breitgewölbte Stirne zuckte wie flüchtiges Wetterleuchten eine leichte Röte hin. — Die Frauen fanden, daß es ein interessanter Mann war. Wenn sie einen Mann als „schön" bezeichnen, das geht ohne weiteres hin, aber wenn sie ihn „interessant" finden, das wird sofort bedenklich. — Er merkte es bei Zeiten und sagte sich, daß der Mann nie stillstehen dürfe, weil Stillstand Rückschritt sei. Pflicht alles Lebenden sei die Entwickelung.

Bei einer nächsten öffentlichen Vorlesung, die Doktor Winlof für die Studenten-Krankenkasse hielt, war der Saal überfüllt und zumeist von Frauen. Der Vortragende hatte früher einen Bartanflug gehabt, welcher sehr dünn aufsproßte, aber in die Länge ging. Der war jetzt kurz geschnitten und das borstige Haupthaar war größtenteils nach einer Richtung hin gebürstet. Als Thema hatte er sich Friedrich Schiller gewählt und im Gedenken an den früheren Erfolg würzte er den Stoff wieder mit einigen Pointen. Schließlich setzte er sich auf das Gedicht von der Würde der Frauen und als er den Vers zitierte, daß Frauen „lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen, sich in der lieblichen Form zu umfassen," da gewann die sonst rauhe Stimme einen solchen Schmelz, daß alles

entzückt war und darin übereinkam, wie es ein wahrer Genuß sei, den Doktor Winlof sprechen zu hören.

Nun änderten sich mählich die Zeiten, und Schiller hatte wieder einmal recht mit dem neuen Leben, das aus den Ruinen blüht. Der junge, ruppige Gelehrte vertiefte sich zwar nach wie vor in seine klassischen Studien, doch öfter als sonst hob er sein Haupt, blickte um sich, oder gar zum Fenster hinaus. Er fühlte sich gestört. Es war schon geschehen, daß ihm von unbekannter Hand Blumensträuße zugeschickt wurden. Er hielt nichts auf Blumen, nur wer sie gesandt, hätte er mögen wissen. Weiber werden es gewesen sein — jedenfalls. Dummheiten. Sie wollten ihn ja doch nur zum Narren halten, das kennt man. Oder —. Da müßte man doch erst einmal —. Er hatte sich einen Wandspiegel angeschafft. Ganz ohne derlei ginge es schließlich wohl auch beim Manne nicht, hatte seine Zimmerfrau gesagt. Wenn's Eigennutz ist, dann betrügt sich die Alte. Er nimmt ihn ja doch mit, wenn er auszieht.

Haben sie nicht gesagt, schon in seiner Jugend, daß er so häßlich wäre? Da darf man sich was kosten lassen und der wahre Ästhetiker muß auch aus sich selbst ein Kunstwerk schaffen können. Indes, offen gesagt, er findet keinen Unterschied zwischen sich und anderen Männern, wenn er den Körper etwas strammer aufrichtet, die Haare bürstet, den Bart pflegt, der ja doch von Tag zu Tag stärker wird! Ein üppiger Vollbart verdeckt die Blatternarben am allerunauffälligsten, die Schrammen sollen allerdings frei blei-

ben. Und der Schneider ist auch keine Fabel. Man muß sich doch mal auch für sein Ansehen was leisten. Die Straußspenderinnen werden sich schließlich auch noch aufzeigen. Was wählen wir denn nächstens? Ich denke Heine. Der ist den Damen immer interessant, da haben sie gleich zwei auf einmal.

Sein großes Werk über den Ursprung des Menschengeschlechtes auf Grund des Ursprachstammes — wozu? Es ist nichts, als ein Wühlen in Staub und Asche. Was nützt mich der Ruhm in Jahrhunderten, wenn ich tot bin! Da halte ich es lieber mit der Popularität, die das Leben ziert. Lassen wir den Ursprung der Menschheit schlafen. Schreiben wir einen graziösen Essay über Heinrich Heine, das bringt Beifall, bringt Ehre in der Presse, bringt wieder Blumensträuße, bringt — weiß Gott was alles.

Und bei der nächsten Vorlesung, prost Mahlzeit! Ein erregtes Flüstern ging durch den Saal, als der Doktor — jetzt schon Professor — hinter dem Pulte hervortrat. Er war um einen Kopf größer als sonst. Stramm wie ein Oberleutnant trat er vor und verneigte sich flüchtig, gemessen. Im Knopfloch stak ein blaßrotes Röslein. Der Stehkragen mit der Seidenkrawatte schob gleichsam den Kopf frei in die Höhe. Der wohlgepflegte Backenbart, der in einen flotten Spitzbart zusammen lief, das halbkurz geschnittene, nachlässig über die Stirn gestrichene Haar gab dem blassen, durchgeistigten Gelehrtengesicht eine berückende Umrahmung. Ein Schnurrbärtchen milderte schön den starken Aufwurf der Lippen. Die Augen-

gläser waren mit einem Nasenzwicker vertauscht worden, dessen schwarzes Seidenbändchen an der einen Wange senkrecht niederhing bis zur Brust. Die Hände waren bedeckt von taubengrauen Handschuhen, die nicht ohne Mühe abgezogen werden konnten, als er nun mit nicht schlecht gespielter Nachlässigkeit sich an den Tisch setzte. Während er mit dem weißen Sacktuch seinen Zwicker rieb, flog sein scharfer, sieghafter Blick durch den Saal. Ach, es war ein so edler Stolz in ihm. Ich bin Professor Winlof, ihr gehört alle mir! Er sagte es zwar nicht, aber sie fühlten es so. Der Vortragende begann mit den Worten: „Du bist wie eine Blume!" Nach dieser Huldigung des großen Frauenauditoriums hielt er frei und unbefangen eine pikante Plauderei über Heinrich Heine. Die Seite der Liebe kam nicht zu kurz, durchaus nicht, und manchmal war es so, daß den hochgeehrten Damen ein Prickeln ankam, bis in die Zehenspitzen hinab. Aller Augen hingen fest an dem Antlitze des Vorlesers und in mancher vertiefsten Zuhörerin flossen sie ganz ineinander, der Heine und der Winlof.

Nach Schluß des Vortrages war er umgeben von dem bekannten „reizenden Damenflor."

„Ach, Professor, das war entzückend! Herrlich! Nur viel zu kurz! Man möchte bis Mitternacht zuhören! Tausend, tausend Dank! Hoffentlich doch recht bald wieder!" Er stand schweigend zwischen ihnen, drehte seinen Schnurrbart und blickte auf die Bewunderinnen, die schlank und schmächtig, oder mit

hohen wogenden Busen und glühenden Wangen ihn umschwärmten. Wie er also dastand, hatte er eigentlich bloß die Wahl. Er war Löwe, aber er verschonte alle und hatte schließlich nur einen kühlhöflichen Gruß.

Dann über die Freitreppe hinab eine zur andern: „Das war geradezu großartig, heute wieder! Es war einzig. Dieser Heine muß doch ein reizender Mensch gewesen sein. Und welch ein Vortrag! — Eigentlich ein interessanter Mann, der Professor! (Leise, aber nachdrücklich:) Und ein schöner Mann! — Nur etwas feinere Manieren, wenn —. Ich bitte Sie, das gehört ja dazu, bei den Gelehrten! Hat sich ohnehin wunderbar herausgemacht. Da hätten Sie ihn mal früher sehen sollen. Ich versichere, nicht wieder zu erkennen."

Professor Winlof fühlte allerdings immer noch das Manko, das einstweilen durch würdige Zurückhaltung verdeckt werden mußte. Er fragte sein Gewissen, was es wohl zu einem Tanzmeister sage. Wer einmal in der Gesellschaft lebt, der ist es sich schuldig. Dann — er stand vor dem Spiegel — dieser dumme Teint! Allemal im Frühsommer treten sie so stark hervor. Es muß ja Salben geben für so etwas. Ein leichter Puder. Auch der Bart ist stellenweise etwas fuchsig. Ferner — ein paar Tropfen aromatischen Mundwassers schaden nie.

Eine gescheite Frau hat einmal darauf hingewiesen, wo man den Mann am besten kennen lernt. „Seht euch bloß einmal seinen Waschtisch an, wie viele Tiegel und Fläschchen und Schächtelchen und Schäl-

chen und Pinselchen und Bürstchen da vorhanden sind, und noch mancherlei Dinge, deren Gebrauch man nicht leicht erraten kann. Und nun schätzet." — Der Professor bedurfte täglich fünf Viertelstunden zu seiner Toilette. Hingegen kam er dann aus seinem Boudoir auch danach hervor. „Wie aus dem Schachterl." Die Stirn gepudert, die Wangen geschminkt, der Bart gefärbt und drei Schritte im Umkreis erfüllte der Wohlduft des Kölnerwassers die Luft. So kam er in die Salons, wo sein elegantes Benehmen schon als Muster weltmännischer Routine bewundert wurde. So trat er in den Vorlesesaal, fein und glatt wie ein Dandy aus dem Wachsfigurenkabinet. Die Studien über das verschimmelte Altertum hatte er längst aufgegeben, auch das Dozieren in den Hörsälen. Sein Feld waren die populären Vorlesungen geworden. Er sprach über Literatur und Kunst, über die Jungdeutschen, über die Secession. Bei Jubiläen und Erinnerungsfeierlichkeiten hielt er die Festreden. Bei Hochzeiten und Taufschmäusen sprach er die Toaste, er machte das alles so geistvoll akademisch, so vornehm liebenswürdig. In Ramstadt war kein Fest mehr vollständig, zu dem nicht Professor Winlof seine heitere Weihe gab.

Wo er sich öffentlich zeigen mochte, stets umschwärmte ihn ein Hof schöngeistiger Damen. Auch solche darunter, die es freimütig eingestanden, daß er anbetungswürdig sei. Bisweilen wurde er in offenen Wagen gesehen an Seite von Frauen, mehr als einmal hörte man von Verlobung. Näher zugesehen

war's aber nichts. Eine ungariſche Gräfin war vorhanden, eine Literaturenthuſiaſtin, die auch ſelber die Leier zu führen wußte. Mit dieſer Dame war er in Vorleſungen und Geſellſchaften ſo oft ganz zufällig zuſammengetroffen, bis er ſie in Verſen beſang als die „Sappho der Neuzeit", oder als der neun Muſen letzte, die noch leibhaftig unter den Sterblichen wandle. Bald darauf wurde die Verlobungsanzeige gedruckt. Doch noch bevor ſie verſchickt werden konnte, hatte die Gräfin gebrochen. So plötzlich und brutal, wie man es von einer holden Muſe nicht hätte denken mögen. Ihre Begründung war: „Er färbt ab."

Nun erſt offenbarte ſich die Mannesgröße, die in ihm war. Er machte ſich nichts daraus. Er las über Kunſt und Dichter, er las eigene Poeſien und flirtete. — Abfärben? Sind die Weiber denn ſo echtfärbig? Wenn man ihnen die Liebe erklärt, erröten ſie, wenn man ihnen die Liebe kündet, erblaſſen ſie. War er erblaßt, als ihm der ungariſche Blauſtrumpf den Ring zurückſchickte. Gab es nicht genug der herrlichen Frauen, die eine ſchöne Seele verſtanden und ein bischen Karminrot auf der Wange nicht übel nahmen. Beſonders von einer iſt zu erzählen. Sie hatte zwar das Unglück, als die Tochter eines Wirkwarenfabrikanten geboren zu werden, hingegen das Glück, das einzige Kind eines reichen Mannes zu ſein. Sie war ſehr ſchön, vorwiegend nach der inneren Seite hin und da kann man ja umwenden. Sie hatte eine äſthetiſche Seele, ſie war eine begeiſterte Freundin alles Schönen und Erhabenen. Der Pro-

ſeſſor war Philoſoph genug, um ob dieſer idealen Vorzüge etwaige äußere Unvollkommenheiten zu überſehen — und ſie zog ihn hinan.

Alſo hatte Profeſſor Winlof gleich Fauſt die graue Theorie verlaſſen und ſich auf einen Aſt geſetzt an des Lebens goldenen Baum. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte den Preis, den ſie für das ſeit Jahren angekündigte, aber immer nicht erſchienene Werk „Über den Urſprung des Menſchengeſchlechts auf Grund des Urſprachſtammes“ ſchon halb und halb beſtimmt, einem anderen Gelehrten zugewendet. Darob erklärte Winlof in einem muſterhaften Diſtichon, daß es leicht ſei, auf den Ruhm zu verzichten, wenn man die Liebe hat. Übrigens, ob das kein Ruhm und kein Stolz war, wenn er gewiſſermaßen das öffentliche geiſtige Leben von Ramſtadt repräſentierte! Wenn er ſogar von Nachbarſtädten geladen wurde, um dort ſeine „unübertrefflichen Vorträge“ zu halten und wenn er in den Blättern der moderne Cicero genannt wurde und ſogar einmal verglichen mit jenem antiken Feldherrn, der kam, ſah und ſiegte!

Als trotz der zuverläſſigſten Haartinktur ſeine Stirne infolge unermüdlicher Denkarbeit ſich merklich erhöht hatte, vermählte er ſich mit ſeiner begeiſterten Freundin alles Schönen und Erhabenen. Die Trauungsanzeige wurde in achthundert Exemplaren ausgeſchickt an alle Anhängerinnen des Gelehrten.

Nun begann aber Unerfreuliches einzutreten. Die Damen von Ramſtadt waren nicht mehr ſo bildungsfroh, ſo literaturbefliſſen, als ſonſt. Die populären

Vorlesungen Professors Winlof zogen nicht mehr recht. Ob er nun über Griesebach las, oder über Sudermann, oder über Zola — der Saal blieb größtenteils leer. Der Professor hätte das wahrscheinlich recht tief empfunden, wenn er zur Zeit nicht von anderen Dingen abgezogen worden wäre. Sein Schwiegervater, der Wirkwarenfabrikant, war gestorben und hatte das ganze Geschäft der Tochter vererbt. Um jene Zeit tat Professor Winlof zu seinen Kollegen und auch in Vorlesungen die Bemerkung, daß ein ganzer Mensch sich für alles interessieren müsse. Die Wissenschaft, die Kunst, der Handel, wie das Gewerbe, sie seien Fäden eines einzigen Webstuhles und dieser Webstuhl sei die menschliche Kultur. Wenn er seine kleinen Vortragsreisen hielt, zeigte er dem Publikum nach denselben, oder auch unterwegs gern seine Wirkwaren vor, erklärte ihnen das ästhetische derselben und nutzte sie als Gleichnis vom großen Schicksalsgewebe des Lebens. Allmählich drangen die Wirkwaren von der Fabrik seiner Frau tiefer in seine Vorlesungen, er sprach über die Herstellung derselben, über ihre besonderen Vorzüge und wie sie mit allen ähnlichen Erzeugnissen die Konkurrenz siegreich bestehen müßten. Neugierigen Zuhörern gab er gern kleine Proben ab und den Preiskurant seiner Firma.

Seiner Person wendete er nicht ganz die Aufmerksamkeit zu, wie in früheren Zeiten, das Haar, das nicht mehr gefärbelt wurde, wies graue Fäden, die Wangen, die nicht mehr übertüncht wurden, zeigten seine Runzeln. Den reichhaltigen Toilettetisch

hatte er seiner Frau abtreten müssen. Sein Nacken begann sich wieder nach vorwärts zu ducken zwischen den hohen breiten Schultern. Sein Mund begann neuerdings zu gemahnen an die Familie der Nußknacker, und Leute jener Gattung, die gern in Bildern redet, wollten wissen, daß seine Ehegenossin ihm manche Nüsse aufzuknacken gab. So lange der Gemahl noch über alle Zähne verfügt, ist's nicht so schlimm, aber . . . . . Übrigens, seine Stimme hatte noch den sonoren Klang wie früher. Und wenn er im Eisenbahnwagen, oder in Gasthäusern den zufälligen Nachbarn Vortrag über seine feinen und soliden Wirkwaren hielt, da horchten auch Leute der weiteren Umgebung auf und erwärmten sich für die Unterwämser, Magenbinden, Socken usw., die der Professor vor aller Augen ausbreitete. Neuerdings die Frauen zog er an mit seinen weiblichen Waren, den Schlafhäubchen, Nachtleibchen, Strümpfen, weißen, roten und blauen. — Ob sie Faden hielten? — Ja wohl! — Ob sie echtfärbig wären? — O gewiß! — Ob er auch männliche Blaustrümpfe habe? — Aber ja! . . . .

Wie er das Gold fand.

Aus den Schriften eines Gutsbesitzers.

Ich war von einer italienischen Reise zurückgekehrt auf mein Bergschloß. Aber recht verstimmt, denn die Reise war mißlungen. Das ganze Frühjahr eine ununterbrochene Plage von schlechtem Wetter. In Venedig hatte ich mir die Finger verfroren. In San Carlo fand ich die Spielbank geschlossen. In Rom hatte ich den Papst nicht gesehen. In Neapel hatte der Vesuv kaum geraucht, viel weniger gespien. Die Fahrt nach Sizilien mußte wegen stürmischer See ganz fallen gelassen werden.

So war ich leer und mißmutig in das Alpental zurückgekehrt. Hier waren die Saatfelder und die Wiesen wohl schon grün und es blühten an den Rainen die Eriken und es blühten an den Steinhaufen die Schlehen und Wildkirschbäume; auf den höheren Bergen aber lag noch Schnee. Besonders der Kegel, den man von den Fenstern meiner Wohnung aus so schön und hoch aufragen sieht jenseits des Tales, stand da, weiß und glatt wie ein Zuckerhut. Beinahe hat er dieselbe Form, nur daß er nicht ganz so steil und

ſpiß iſt und unten ſich ausböſcht zu breitem, flachem Sockel. Im Hochſommer wird er ſchneefrei und grün und es weidet darauf das Vieh. Er ſoll vulkaniſchen Urſprunges ſein und ſieht in ſeiner ſchneebedeckten Geſtalt aus wie der Ätna in Sizilien. Dieſer Berg, der Kegel genannt, ſteht ſo hoch über alle anderen Berge der Umgebung auf, daß er weit ins Land hinausleuchtet und von Ferne zu ſehen iſt wie eine ägyptiſche Pyramide. Beſonders ſchön im Frühſommer, ſolange auf den ſteilen Matten desſelben noch der Schnee liegt, während alles andere ſchon im Grünen ſteht. Um dieſe Zeit rauſchen auch die Wäſſer ſo grimmig und die braunen Fluten des am Schloßberge vorüberwütenden Fluſſes ſchlagen hoch an die Felswand herauf, daß ſogar manchmal ein Tropfen an die Fenſter ſpringt. Der weite Talkeſſel heißt die Kaal, er hat ſieben Dörfer, die mit ihren grauen Holzdächern baumlos auf den Matten ſtehen und einſt alle zum Schloß gehört haben. Der Bevölkerung liegt die Hörigkeit noch heute ſo ſehr im Blute, daß ſie mir in allem Untertänigkeit bezeigt, obſchon ich ein ganz gewöhnlicher Gutsbeſitzer bin und das Schloß der verkrachten Grafenfamilie, oder vielmehr ihrem Wucherjuden für Geld abgekauft habe. Ich halte mich auch nur fünf Monate des Jahres in dieſer Gegend auf, um mich gerne mit Jagen, Fiſchen und dergleichen abzugeben. Die Wirtſchaft, von der ich nicht viel verſtehe, und die mir nie ſonderlich den Schlaf verdorben hat, überlaſſe ich meinen Meiern. Die übrige Jahreszeit lebe ich in der Stadt oder bin auf

Reiſen, die man ſchon ſo machen muß und die das eine Gute haben, daß es einem dann zu Hauſe wieder auf eine Weile gefällt.

So war ich denn auch diesmal froh, wieder in der Kaal zu ſein bei den gutmütigen Leuten, die man mit ein wenig Artigkeit an der Naſe herumführen kann. Wieder da auf meinem alten Grafenſchloß, welches ſich von allen anderen derartigen Burgen darin unterſcheidet, daß keine weiße Frau darin umgeht — ja daß überhaupt keine Frau darin umgeht. Ich beſitze keine. Ich habe „das Schnalzerl überhört," wie die Leute hier zu Land von einem alten Junggeſellen ſagen. Junggeſellen, Herr Jemine! Nur allzuoft muß ich meine Kammerdiener wechſeln, damit ſich in einem und demſelben nicht zu viele Familienerinnerung anſammelt. Aber das wollte ich ja gar nicht erzählen.

Am dritten Tage, als ich nach der Kaal zurückgekehrt war, meldete mein Diener Friedrich mir eine Bauerndeputation an. Drei Mann. Was wollen die? Wollen ſie mir endlich ihre Unabhängigkeit erklären? Wollen ſie mich in den Landtag wählen? Oder begehren ſie Wildſchadenvergütung? Na, wir wollen einmal ſehen.

„Ei ſiehe! Welch' gute Stunde bringt mir meine Nachbarn! Der Strehlhöfinger und der Glowogger, nicht? Und der Karer-Martin."

Die Leute freut's immer, wenn man in der weiten Welt ihre Namen nicht vergeſſen hat. Sie tun's bedeutend billiger mit den Wildſchäden, wenn

man sie beim Namen nennt und vertraulich Du zu ihnen sagt. Nirgends wird Höflichkeit so gut bezahlt, als bei den Bauern.

Der Strehlhöfinger — ich glaube, daß er jetzt Gemeindevorsteher ist — ergreift das Wort. „Es tut uns g'freuen, gnädiger Herr, daß der gnädige Herr wieder da ist. Wenn's G'schloß so leer steht und man nichts trampeln und nichts klocken und gar nichts hört, und alles wie ausgestorben, da ist's so viel langweilig. Und alleweil sagen wir, wenn nur schon die Pfingsten da wären, daß der gnädige Herr wieder kommt. Und weil wir schon so viel eine Freud haben, daß der gnädige Herr wieder gekommen ist, so sind wir — so haben wir —?" Da stockte er endlich. Ich hatte ihn schon beneidet um seine Rednergabe. Und siehe, er war tatsächlich klüger, als die meisten Redner, die den Faden verlieren. Er suchte ihn nicht lange, um wieder anzuknüpfen. Er begann etwas frisches.

„Heut' auf den Abend, wenn's finster wird, möchten wir dem gnädigen Herrn halt gern eine kleine Freud' machen. Und wollen zu Lob und Ehr' ein Schaug'spiel sehen lassen. Sonnwenden halten, das tun wir sonst alle Jahr. Heuer möchten wir wohl extra was machen. Wie es ausfallen wird, das wissen wir nit, bitten halt, daß es der gnädige Herr so gut möcht' aufnehmen, wie es gemeint ist. — Und wie ist's gangen, gnädiger Herr, alleweil gesund gewesen?"

Die letzten Worte waren nicht mehr in getra-

gener Ehrerbietung des offiziellen Teiles gesprochen, vielmehr in gemütlich vertraulichem Plauderton, in dem wir miteinander zu verkehren pflegen. Als ich sie dann auf ein Glas Wein einladen wollte, lehnten sie es strikte ab. Heute nicht, heute hätten sie nicht Zeit. Und sind dann unter lebhaftem Handgeschüttel davongegangen, ohne weiter etwas anzudeuten, worin das „Schaug'spiel" bestehen würde.

Ich fragte dann den Friedrich aus, ob er nichts gehört oder wahrgenommen hätte. Er wußte nur, daß zu einer Komödienaufführung oder dergleichen keinerlei Anzeichen vorhanden wären, daß vielmehr die Leute, besonders das jüngere Volk, die Häuser verließen und gegen das Gebirge wanderten. Die alten Frauen stünden vor den Haustüren, hielten die Hände über die Augen und schauten so hinaus.

Da wurde ich ein wenig neugierig. Je tiefer die Sonne sank, je höher stieg die Neugierde. Und als die Abenddämmerung anbrach, das Dorf zu meinen Füßen zur Hälfte ausgewandert war, zur andern Hälfte aufgeregt auf den Gassen herumging, da bin auch ich unruhig geworden. Es wurde finster, am Himmel glitzerten die Sterne, unten rauschte das Wasser — weiter war nichts. Nachdem ich lange am Fenster gestanden und zu überlegen begann, ob das angekündigte Schauspiel im oder vor dem Schlosse stattfinden würde, oder ob man mich benachrichtigen sollte, wann und wo, hatten Koch und Diener das Souper serviert. Meine gütigen Götter, wie traurig das ist, wenn ein einziger Mensch bei einem Tische

ſitzt, der reichlich für zwölf Perſonen Raum hat. Es gibt nichts Traurigeres. Ei doch! Trauriger iſt es noch, wenn zwölf an der Tafel ſitzen und ſind einander nichts und haben einander nichts zu ſagen als Abgeſchmacktheiten. Habe es oft genug verſucht und mich endlich für die Einſamkeit entſchieden. Bei Tiſche iſt der beſte Freund der Magen. Wenn der gut aufgelegt iſt, dann kann's manchmal ganz amüſant werden. Junker Wein leiſtet auch Geſellſchaft und weiß ſehr gut zu unterhalten. Er plaudert, er muſiziert, er ſchäkert, produziert ſich als Schnellzeichner der Welt und malt mit roſigen Farben. Nicht übel ſekundiert ihm Madame Zigarre und in ſolchem Freundeskreiſe läßt ſich der Abend manchmal recht paſſabel zubringen. Dann kommt aus Jena der luſtige Studioſus, aus Ungarn der forſche Rittmeiſter und aus Wien der lachende Erbe der zwei Millionen eines ausgezeichneten Goldonkels. Sie kommen und ſagen: Erinnerſt du dich noch daran, als du ich warſt? Ich der Student, der Rittmeiſter und der, dem plötzlich die Welt in den Schoß fiel, ſo heftig, daß ihm die Beine wackelten! Ha, wie da die Straßen ſtolz auseinandergingen in alle Winde hinein, um endlich auszumünden an der alten Räuberburg in dieſem verlorenen Gebirgstal. Ja hier, da haben ſie ihn ausgeworfen, den alten überſättigten Sonderling und da will er nun warten auf —

Auf was will er dann warten?

„Euer Gnaden möchten zum Fenſter kommen!“ ſagte der Diener, der leiſe herangetreten war.

„Na iſt nun etwas los?“

„Euer Gnaden wollen bloß einmal zum Fenſter kommen.“

Ich ging in den Erker und blickte hinaus. Wie, was iſt nur das? Hoch in den Lüften ein Feuer. Iſt es der Mond? Es iſt eckig und zackig wie eine Krone und ſteht ruhig im Himmel. „Das Fernglas, Friedrich!“ — Und durch das Inſtrument, das ich richtete, ſah man einen großen Feuerbrand, deſſen Flammen langſam aufloderten, eingewölbt von rötlichen Rauchmaſſen. Und am Fuße des Feuers, auf weißen Wolken zitterten kleine Punkte herum, wie ausgeſtoßene Kohlenteile, oder Weſen, die aus dem brennenden Neſte geflohen waren. Ganz fabelhaft, ſo daß ich aufſchreien mußte: „Wie machen ſie denn das, die Racker!“ An eine Nebelbilderſcheinung dachte ich, die von der Erde aus erzeugt werde, da ſagte mein Diener ſchon: „Das Feuer iſt auf dem Berg.“ Und endlich wurde es klar, daß der Brand nicht am Himmel ſei, ſondern auf der Spitze des Kegels, wo — wie nun deutlich zu ſehen — er ſich immer mehr entfaltete. Manchmal löſten ſich ganze Feuermaſſen los und flogen mit dem Rauchqualm hoch in die Lüfte, und eine ungeheure Funkengarbe ſprühte auf, um dann als glühender Regen nach allen Seiten niederzuſinken. Da kam mir plötzlich der Gedanke: Ein Vulkan! Der Kegel hat ſich wieder aufgetan. Ich öffnete die Fenſterflügel, um zu horchen, ob man nicht ein Brüllen oder Sauſen höre. Aber in der großen Ferne war es ganz ruhig. Nur unten im Dorfe

manchmal ein Aufschrei, dann wieder nichts als das Rauschen des Baches. Still und feierlich stiegen die Flammen auf. Mich packte etwas, wie ein wollüstiges Grauen — um das richtigste Wort zu sagen. Das was in Italien der Vesuv versagt, bietet mir die Heimat? Von Minute zu Minute größer wurde das Feuer und begann sich hinzubreiten über den ganzen Scheitel des Berges, als fließe es auseinander. Siehe, jetzt glitt ein Funke hernieder über den Hang des Berges und es glitt ein zweiter. Und es begannen mehr und mehr Glutkügelchen herabzurollen über den Berg, teilweise zu sehen wie sinkende Sternschnuppen, gleichsam einen glühenden Streifen hinter sich herziehend. In Bächlein und Bächen begann die feurige Lava herabzurinnen von dem Kegel nach allen Seiten, immer dichter und dichter, daß es war wie ein qualmender Lichtschleier, der sich niedersenkt. Ich hatte mir — konnte ich noch denken — einen Lavastrom eigentlich anders vorgestellt, nicht so schön, so graziös. Trotz aller Großartigkeit war das fast lieblich zu sehen, ich fürchtete mich nicht mehr, ich betrachtete die unerhörte Erscheinung wie ein Götterschauspiel, bei dem ich ganz vergaß, daß mir ja auch die guten Kaaler an diesem Abende ein Schauspiel bringen wollten. Dann griff ich mir an die Stirn, ob sie kühl sei, ob ich nicht etwa zu viel Wein getrunken hätte. Zwei kleine Gläser wie gewöhnlich. Wie ich dastand an der Fensterbrüstung, von unten das Wasser rauschen hörte, und dort den feurigen Berg sah — das war weder Rausch noch Traum. Ich regte mich aber wei-

ter nicht mehr auf. Viel hätte ich ja in dieser Welt schon erfahren und mir angewöhnt, mich über nichts mehr zu wundern, also auch darüber nicht, daß der alte Vulkankegel plötzlich wieder ausgebrochen. Nur die Verhältnisse in der Kaal würden sich jetzt ändern, die Ruhe und Einsamkeit würde dahin sein. Die alten gemütlichen Bauernhöfe würden von Fremdenhotels verdrängt werden und man würde nicht mehr wissen wohin, wenn man die Welt fliehen wollte.

Lange stand ich da und schaute hin, wie immer noch die glühenden Striemen niedergingen. Ich wartete nun auf den Aschenregen, der geflogen kommen mußte und gab meinen Hausleuten Auftrag, die Fenster wohl zu verwahren und Wassereimer bereit zu halten. Aber der Aschenregen kam nicht, das feurige Spiel auf dem Kegel wurde dünner und matter; der Brand auf der Spitze war in sich zusammengesunken und den Hang herabglitten nur einzelne Lichtkügelchen.

Nach einer Stunde war alles verglommen und vergangen und der Berg stand da dunkel in der dunklen Nacht, kaum daß sein blasses Dreieck sich abhob vom schwarzen Himmel. Dieses schnelle Ende hatte mich fast mehr erregt, als die Erscheinung selbst. Denn nun konnte ich mir erst gar nichts erklären. Wenn es kein Vulkan war, was soll es denn gewesen sein? In wirklicher Besorgnis darüber, ob ich wohl noch richtig bei meinen gesunden Sinnen sei, befragte ich die Dienerschaft. Ja, auch sie hatte alles so gesehen, wie ich, ihre Ausrufe der Verwunderung, des

Schreckens, der Angſt hatte ich ja wohl gehört. Friedrich der Beleſene behauptete, das könne nichts anderes geweſen ſein, als Elmsfeuer, während der Kutſcher daran erinnerte, daß heute die Sonnwendnacht ſei, in der ſich in alten Zeiten oft große Wunder zugetragen hätten. In dieſer Nacht würden manchmal die alten Heidengötter lebendig und ritten auf feurigen Röſſern durch die Lüfte.

Da konnte ich den Morgen kaum erwarten, um hinabzugehen in das Dorf und zu ſehen, wie die Leute ſich zu dieſem Ereigniſſe verhielten. Als ich um Sonnenaufgang die ſteinerne Treppe hinabſtieg — der Kegel ſtand dort, wie er jeden Morgen ſteht — war ſchon der Maurer bei der Arbeit, um das Stiegengeländer auszubeſſern. Er lüpfte ſeine Mütze, nahm die Pfeife aus dem Mund und ſagte: „Auch ſchon auf, gnädiger Herr! Recht gut iſt's ausgefallen, heut bei der Nacht, gelten 's?"

„Aber Freund, ſo ſagt mir doch, wer hat denn das gemacht?"

„Weiß man nit mehr, wird noch aus der frühern Grafenzeit ſtammen. Mit der Zeit morſcht halt auch der beſte Stein."

„Ich meine nicht die Mauer, mein guter Meiſter. Aber das möchte ich wiſſen, was das war, heute nachts, dort auf dem Kegel."

„Nit wahr, gnädiger Herr, das hat ſich ſauber geſpielt, recht ſauber. So ein Sonnwendfeuer werden die Kaaler wohl noch keins geſehen haben. Die Holzknecht' haben's gemacht. Schon die halbe Woche lang

haben ſie Holz hinaufgeſchleift, und dürren Strupp, und ſogar Birſtlinghen, daß es tüchtig brennen und die Feuerſetzen recht hoch aufſliegen ſollten. Sind auch hübſch geflogen, gelter's? Die jungen Leut' nachher, die ſind erſt geſtern in der Geſchwindigkeit zuſammengebracht worden. Aus allen ſieben Dörfern ſind's hinauf. Grad wie eine Gottsleichnamsprozeſſion iſt's geweſt, aber viel größer noch, wie ſie geſtern hinauf ſind hinten über die Buchkarrwieſen, jeder den Handſchlitten auf dem Buckel."

„Den Handſchlitten — wieſo?"

„Na freilich, daß ſie nachher haben können herabrutſchen vom Kegel, jeder eine Pechfackel in der Hand. Sauber haben ſie's g'macht. Hat's gefallen, gnädiger Herr? Na, wenn's nur gefallen hat. So was ſieht man nit alle Tag. Vor hundert Jahren, oder wann — wie der Kaiſer auf der Jagd iſt da geweſen — ſollen ſie auch einmal ſo was gemacht haben."

So ähnlich ſprach der Maurer, dann wußte ich es. Nichts hatte ich mir vorher reimen können, und nach dieſen wenigen Andeutungen erklärte ſich mir alles. Und ſo etwas machen die Bauern. Machen es mit einigern Klaftern Holz und Stroh und mit einigen hundert Schlittenfahrern und Pechlunten. Vielleicht waren es auch einige tauſend. Alles ohne viel Gerede und Getue. Und ſolches war mir zu Ehren ſo gemacht worden. Ich war ſehr gerührt, nur Schade, daß es nicht in die Zeitungen kommen wird. Vielleicht, daß der Friedrich etwas ſchreiben könnte. Wenn

derlei nicht veröffentlicht wird, hat's ja eigentlich keinen Sinn. — Jetzt würde ich aber auch was tun ſollen. Man kann ſich's von armen Leuten ja nicht bieten laſſen. Noblesse oblige. — Es iſt aber nicht ſo einfach. Ihnen ein Armenhaus bauen? Sie haben keine Armen, jedes Haus verſorgt ſeine alten mühſeligen Leute ſelbſt. Ein Schulhaus? Das ſteht ſchon da. Eine neue Kirche? Sie hängen ſo ſehr an der alten, in welcher die Vorfahren gebetet haben. Hingegen aber eine gute breite Straße, die ſieben Dörfer bequem mit einander verbindend. Oder die Gemeinde Kaal hat vielleicht Schulden. Wir wollen einmal darüber nachdenken.

Schon am nächſten Tage habe ich erfahren, wo die Leute der Schuh drückt. Die Wildſchäden. Sie wollten mir dieſelben nicht ſo hoch anrechnen, als ſie ihnen zu ſtehen kämen, denn ich hätte von der Jagd ohnehin nur Unkoſten und es wäre unbillig, einem ſo guten Herrn dieſelben noch zu vergrößern. Deshalb wäre es ihnen am liebſten, die Gemeindejagd zurückzunehmen. Der Pacht dauere zwar noch ſieben Jahre, aber vielleicht hätte der gnädige Herr die Gnade, denſelben gleich zu löſen.

Nein, der gnädige Herr hat die Gnade nicht. Das einzige Vergnügen, das mir noch geblieben iſt auf der öden Welt, die Jagd ſollte ich nun auch hingeben? Das kann niemand von mir verlangen.

Dieſe Wildſchädengeſchichten habe ich ſchon ſatt. Jedes Jahr die Jammerei. Sollten ſich anderswo anſiedeln. In den Waldgegenden iſt's ohnehin nichts

mehr mit dem Landbau. In den Wald gehört der Jäger und nicht der Bauer.

Die Sache schien abgetan zu sein. Doch ging die Sonne noch zweimal auf und einmal unter, da ist wieder etwas Außerordentliches geschehen. Es rächten sich die alten Heidengötter, daß in der Sonnwendnacht ihr weiland feuriger Wolkenritt so arg verweltlicht worden war.

An einem warmen Regennachmittage gab es Stöße in der Luft. Dann begann es zu donnern und man glaubte, daß es ein Gewitter sei. Es war aber ein anderes Donnern. So weit die weiße Pyramide des Kegels von unten hinauf nebelfrei war, sah man an derselben schwarze, breite Bänder herabrinnen. So wie drei Tage vorher die feurigen Sterne und Fäden niedergeglitten, so waren es die schwarzen Streifen, vorangespannt die Walzen der Schneelawinen, die da zur Tiefe fuhren, in die Waldschluchten hinein. Mit jedem Donnern bekam der Berg ein neues schwarzes Band, bis an manchen Stellen aller Schnee dahin war. Die Leute schauten erschrocken und schweigend hin. Wer das vollbrachte, das waren nicht mehr die Holzknechte und auch nicht die Bauernburschen mit ihren Schlitten. Man konnte auch nicht sagen, daß es so schön war, wie vorher das Feuerschauspiel; ich aber empfand ein Wohlbehagen. Das empfinde ich immer, wenn die Elemente im großen zerstören. Fast ballt sich dabei selbst die Faust und möchte mit dreinschlagen. Warum, das weiß ich nicht, denn im ganzen hat mich diese

Welt ja verzärtelt. Vielleicht eben deswegen. Ich wollte den Leuten eigentlich nichts Übles, aber wenn ein wildes, grauses Unheil über sie kam, da war ich ganz unwillkürlich erfrischt. Gleich auch bereit, die Verunglückten zu trösten, ohne das ich übrigens besonderes Mitleid empfand. Gab es nur wieder einmal eine besondere Abwechslung, die mich den Rücken prickeln machte, dann war mir wohl und froh zumute.

An demselben Abende, als vom Kegel die Lawinen abgegangen waren, erhob sich in den sieben Dörfern großer Jammer. Denn das Wasser war ausgeblieben. Auch am Fuße meines Schlosses war es still geworden, auf dem Sande zappelten Forellen, die nun — am Ende ihres Lebens erst — inne wurden, wie notwendig das Wasser ist. In den Dörfern ging es zu wie bei einer Feuersbrunst; die Häuser wurden geräumt, das Vieh aus den Ställen gejagt und auf den erhöht am Waldrande liegenden Wiesen breiteten sich bald große Lager aus, von allerlei Habseligkeiten und aufgeregten Menschen. Am Flußbett, in dem zwischen weißen Kieseln die toten Tümpel standen, eilten Wasserwächter auf und ab, die von Stunde zu Stunde erregter wurden, denn je länger das Wasser ausblieb, je verheerender müsse es dann kommen.

Und am nächsten Tage ist es gekommen. Das ist nicht zu vergessen. Nicht Wasser kam, Berge von Schlamm, Steinen, Bäumen und Blöcken kamen. Sie wurden herangewälzt, so unerhört wuchtig, daß sie über das Tal sich mit dumpfem Rauschen verbrei-

teten und alles, was ihnen im Wege ſtand, hinwarfen und verſchütteten. Wie lebhaft ſehe ich es heute noch. Das untere Dorf iſt zerſtört. Das Dorf am Fuße meines Schloßberges ragt noch halb aus dem Schutte hervor. Das am Eſchenberg iſt unverſehrt. Von den übrigen Dörfern, die hinter der Schlucht liegen, iſt noch nichts bekannt. Als unten die Fluten kamen, zitterte das Schloß wie der Oberbau einer Mühle, in welcher die Räder laufen. Ununterbrochen klirrten die Fenſter und manchmal ſprang draußen ein Giſchtſchwall herauf und goß in das Zimmer. Und ſind doch die Fenſter vierzig Meter hoch über dem Grunde! Meine Leute waren jammernd beſchäftigt, um ihre Habſeligkeiten zu ſammeln und wunderten ſich, daß ich ſo ruhig wäre und mich um meine Schätze nicht kümmere. Nun — die liegen in der engliſchen Bank. Was liegt mir an dieſem Spielzeug! Nur daß es nicht unintereſſant iſt, ſolche Elementarſpiele zu beobachten. Leider hatte Regen und Nebel die Gegend derart verdeckt, daß man nichts Rechtes ſehen konnte. Nur die Stromſchnelle an der Schloßbergwand war und blieb ganz gegenwärtig. Dieſes braune, dicke Waſſer, das zornig die größten Stämme vorüberſchob! Sie wehrten ſich, dieſe Stämme und Zimmerbäume und Brückenbalken, klammerten ſich an Ufervorſprünge, wurden losgeriſſen und über die Wogen dahingeſchnellt. An einen ſolchen Waldſtamm klammerte ſich ein Tier feſt; ein Rehbock, es konnte auch ein Hirſch ſein, es hockte zu ſehr im Geäſte. Noch heute höre ich ſein angſtvolles Plärren. Es wird wohl

ein junger Hirsch gewesen sein. In der Luft schossen Raben auf und nieder und ich glaubte sogar einen Adler gesehen zu haben, der vom Hochgebirge her zur Kadaverjagd erschienen war. Als der hohe Herr an den Fenstern vorüberflog, huschte ein dunkler Schatten durch die Zimmer. Wie ich mit der Flinte ans Fenster komme, ist nichts mehr zu sehen.

Am nächsten Morgen war die Luft klar wie Kristall, der weiß- und schwarzgefleckte Kegel stand da wie ein Tiger und in der Kaal war ein brauner See, aus dem Bäume, Zaunhecken und Häuser verlassen aufragten. Die Leute standen auf Gassen und Straßen herum und waren betäubt. Etliche, darunter mein alter Maurer, falteten die Hände und priesen das Glück. Das Glück, daß die Lawinen nicht in der Sonnwendnacht losgegangen waren! Aber die Sonnwendnacht könne doch an allem Ursache sein, meinten andere. Die Leute und die Schlitten hatten den Schnee erschüttert, die Feuer, die Fackelabfälle hatten Löcher gebrannt in den Schnee, da ist er gerissen. Und wieder andere sagten, man könne nichts sagen. So lange wie diesmal sei der Schnee seit Menschengedenken nicht kleben geblieben an dem Kegel. Die Junisonne habe den kalten Bergwinden nicht aufkommen können, aber der warme Regen habe alles auf einmal gelöst.

„Es ist alles eins, ob es so oder so gewesen. Wir sind Bettelleute!" Das war dann der Schluß aller Meinungen.

Dann kam der Sonntag. Mein Verwalter erzählte, daß diesmal die Kirche zu klein geworden

sei, sie steht im oberen Dorf. Die Leute waren noch außen herumgesessen, wollten von den Trostworten des Pfarrers etwas hören und durch die Messe gesegnet werden. Am Nachmittag haben sie sich bei dem Friedrich erkundigt, ob ich zu Hause sei und dann sind sie zu mir gekommen, die Vorsteher der sieben Dörfer. Redner ist wieder der Strehlhöfinger, aber nicht mehr so gewandt, wie bei meiner Ankunft — heiser, klobig, kurz gebrochen hat er es gesagt: „Jetzt sind wir fertig, lieber Herr, jetzt ist die Kaal zu nichts mehr zu brauchen, als zum Jagdrevier. Herr, kaufen Sie uns Grund und Boden ab!"

Ich konnte nicht ja sagen und wollte nicht nein sagen, so wurden sie auf später vertröstet. — Grund und Boden! Wozu brauche ich Grund und Boden in der Kaal! Die Jagd gehört auch so mein. Alles andere brauche ich nicht. Wieso sie immer nur zu mir kommen, wenn sie sich nicht zu helfen wissen! Ich werde es ihnen kurz und entschieden sagen lassen, daß ich mich weiter in nichts einlassen kann. Die Leute muß man sich vom Hals halten.

Jedoch — bevor ich es ihnen sagen ließ, hatte sich wieder etwas geändert. Als das Wasser abgelaufen war, ging ich mit meinem Oberförster über die Sandschütten den Bach entlang, um zu sehen, inwiefern der Fischstand etwa Schaden genommen hätte. Die Jahresbrut ist hin. Abscheulich, was man da wieder für einen Schaden hat. Aber der Pacht, natürlich, der muß regelmäßig erlegt werden. Und da wird man wohl noch beneidet um solche Ver-

gnügungen. Ich danke schön! Das will ich ihnen gesagt haben.

Der Oberförster stocherte mit seinem Stock im Sand, dann bückte er sich und hob eine Hand voll davon auf. Der Sand glitzerte in winzigen Sternchen, daß es ganz poetisch war. Die Feuer der Sonnwendnacht in Miniatur! „Wie in die Erde gelegte Samenkörner des Lichtes, daß daraus wieder Licht soll wachsen."

„Bitte, gnädiger Herr!" sagte der Oberförster, während er mir die Hand voll Sand mit dem zarten Funkeln vor das Gesicht hielt, „das ist Gold!"

„Was du nicht sagst!"

„Es ist Gold, gnädiger Herr! Echtes Gold. Man hört ja davon, daß dieses Gebirge goldhaltig sei; aber so reich, wie es dieser Sand zeigt — das hätte ich nicht gedacht. Die Lawinen müssen ein Goldlager aufgetan haben. Da soll man nachforschen."

Na, das war also nicht mehr „Poesie", das war schon Besseres.

Auch an anderen Stellen untersuchten wir den Sand, weniger oder mehr gab es überall darin die funkelnden Sternchen. Ein kleiner Stein, den wir im Schutte fanden, war sogar mit deutlichen Goldädern durchsetzt. Als wir einem Bauern begegneten, der nach davongeschwemmtem Hausgeräte suchte, haben wir den Sand gleichgiltig weggeworfen. Den Stein steckte ich in die Tasche und dann wollten wir durch die Schlucht hinein. Das ging aber nicht, da waren schauerliche Verheerungen. So gingen wir

über den Kaalhals, um an den Fuß des Kegels zu kommen. An vielen Stellen war dem Berg die Brust aufgerissen worden, Granit, Quarz — Gold. Steinflächen mit Goldeinsatz lagen zutage an mehreren Stellen. Wir arbeiteten den ganzen Tag, um sie mit Erdreich und Gebüsche zuzudecken, dann sind wir nach Hause gegangen.

Der Kegel ist Eigentum der Gemeinde Kaal. Auf dem Heimweg sprach ich beim Strehlhöfinger zu, der in einer Nothütte wohnt, weil sein Haus die Grundmauer verloren hat und sozusagen in der Luft hängt. Er sagte, es sei ihm ein Gang erspart, er hätte eben wieder zu mir gehen wollen. Sie hätten halt sonst niemand, zu dem sie Vertrauen haben könnten. Ob ich denn nicht eine Fürsprache tun möchte, daß ihnen jetzt das Land zu Hilfe käme, oder die Regierung oder sonst wer. Sie müßten alles verkaufen und warten, was man biete.

Ich versprach ihm, das Meinige zu tun und der Gemeinde etwa den Kegel abzukaufen. Für sie habe der Berg wenig Wert. Ich wollte ihn anständig schätzen. Zu Jagdzwecken habe er allerdings auch für mich keinen Wert; müsse schauen, ihn sonst irgendwie nutzbar zu machen. Die Hauptsache sei, daß die Gemeinde jetzt ein Stück Geld bekomme.

In wenigen Tagen bin ich Herr des Kegelberges gewesen, und habe Bergleute gedungen, um „Quarzbrüche aufzumachen und nach Steinkohlen zu schürfen". Als vom Schluchtgrund hinein am steilen Berghang ein Stollen geschlagen wurde, zuerst durch

Erdschutt, dann durch Stein, machte ich mir manchmal darin zu schaffen. Von oben troff Wasser herab, das meinen Golddurst nicht löschen konnte; immer spähte ich verstohlen nach den glänzenden Äderchen und Sternchen, die von den Arbeitern kaum beachtet wurden, weil sie das Flimmern für eine Eigenschaft des Steines hielten. Und einmal nach der Schicht, als sie ihre Krampen, Brechstangen und Sprengstoffe verwahrt hatten und davongingen, blieb ich immer noch zurück. Im Licht einer Grubenlampe begann ich mit dem Brecheisen zu bohren und zu stemmen, den harten, goldenen Spuren nach, immer tiefer in den Berg. Ich dachte an die Pochwerke, an die Goldraffinerien und Goldwäschereien, die in der Kaal errichtet werden sollten. Ein wahres Goldmacherdorf würde das werden. So grub und grub ich. Die Hände wurden mir heiß, der Schweiß rann mir über's Gesicht. Das erstemal im Leben empfand ich, welch eine Lust körperliche Arbeit ist. Je tiefer ich kam, je häufiger wurden die Goldadern und Sternchen im weißen Gestein, das glitzerte und funkelte ringsum wie eine Sternennacht unter der Erde. Ich glaube auf allen meinen Jagden durch die weite Welt nach Schönheit eine so berückende noch nicht gefunden zu haben. Der blasse Tag schien nicht mehr zur Stollenmündung herein, es war Nacht geworden und ich allein bei meiner Lampe und bei meinen Sternen. Was dieser wunderbare Berg nur für Lichtquellen hat nach außen und nach innen. Die Glut der Wände wurde allmählich so rosig und tief, daß sie anfing

zu knistern. So schien es mir fast. Wenn ich von meinem Graben und Brechen einen Augenblick abließ, um zu rasten, da war es bisweilen ein Schnalzen im Gestein und Gebälke. Ein Knappe hatte einmal davon gesprochen, daß die Berggeister sich ihrer Schätze wehrten, ich dachte jetzt nur flüchtig dran. Meine Seele war gleichsam in den Armen, die da gruben und in den Augen, die nach Gold und immer größeren Goldspuren ausblickten. Und nun geschah es. Ein Rollen hub an, ich wußte nicht wo, ein hohles Dröhnen, Schmettern ringsum, ein Krachen und ein dumpfer Schlag, der mir, so viel mich heute dünkt, die Besinnung raubte.

Wie lange das währte, ich weiß es nicht. Als ich mich wieder fand, war es finster. Die Lampe war verloschen. Ich wollte dem Ausgange zu und stieß an die Wände. Endlich fand ich die Richtung, aber stolperte über Schuttmassen, die früher nicht dagewesen. Der Ausgang war verstopft mit Schutt und Gestein und nun wurde mir furchtbar klar, was da geschehen. Der Stollen war eingestürzt, oder eine Lawine hatte ihn verlegt — ich war verschüttet. — Nach dem Gemütszustand, der nun eintrat, frage mich niemand. Von Angst und Grausen, so viel mir erinnerlich, keine Spur. Ich suchte meine Werkzeuge, aber im Dunkeln waren sie nicht zu finden, auch die Lampe nicht. An den scharfkantigen Quarzwänden, wo die Goldfasern sein mußten, tastete ich mich dahin. Warum funkeln sie jetzt nicht, diese Goldblätter und Sterne? Als noch Lampenlicht war, da glimmten

die Wände wie ein Sternenhimmel und nun nichts als tiefe schwere Nacht. — Vor Kurzem, in jener Nacht war vom Gipfel dieses Berges so viel Licht herabgeronnen. Dann hatte des Berges Eingeweide in tausend Funken geglüht. Und jetzt? Spricht man nicht von der Treue des Goldes? Etwas wie Zorn kochte in mir auf; dann allmählich eine andere Stimmung. — Morgen früh werden die Knappen ja das Unheil sehen und mich befreien, aber — jetzt kam die Ewigkeit. Schon glaubte ich, mehrere Tage lang zu schmachten, aber es ging immer noch meine Taschenuhr, die unaufgezogen um drei Uhr morgens stehen zu bleiben pflegt. Endlich war sie still geworden. Ich zog sie natürlich auf um beiläufig ein Zeitmaß zu haben. Das war gut, sonst hätte ich um Leben und Sterben für viele Tage gehalten, was doch nur zweimal dreißig Stunden gedauert. Ich weiß nicht, ob der Schlummer kam, ich glaube es nicht. Als die Uhr endlich das zweitemal stehen blieb, war immer noch die dunkle Grabesruh um mich. Und jetzt kam's mir das erstemal bei: Sterben müssen! — Es wird ein großer Bergsturz gewesen sein, sie können der Unmasse nicht Herr werden, sie finden die Stelle des Stollens nicht mehr. O Tor, der sich verlocken ließ vom Golde! Der diesem falschen Metalle nachstieg bis ins Grab hinab! — In der Sterbestunde kommen die Sünden. Gold und Vergnügen, das waren die zwei Rappen, die mich durch die Welt schleiften, bis ich zerrissen hier liegen bleibe in der goldgesättigten Unterwelt. — Man hört, daß es Leute

gibt, die in ihrem Leben nicht bloß immer an sich selbst, die auch an andere denken. Du hast viel empfangen von Menschen. Was hast du ihnen gegeben? Selbst die armen Kaaler haben dich, den reichen Mann beschämt. Denke an ihre Anhänglichkeit, an ihre Uneigennützigkeit im Jagdwesen, denke an den fürstlichen Willkommgruß, den arme Bauern und Waldleute dir in der Sonnwendnacht gebracht haben. Und du ihnen? — Ein Glück, daß es nichts gibt. Wenn es aber doch etwas gebe! Ein Gericht, eine Vergeltung! — Ich fühlte Atemnot, ich fühlte heftigen Durst. Der Körper bebte in Fieber, ich konnte nicht ruhig liegen und zum Sitzen fehlten die Kräfte. Alles fällt hin, nur das Bewußtsein bleibt lebendig; wenn alles andere schon Moder ist, bleibt vielleicht das Bewußtsein noch und schreit: Nichtsnutz, du! Bist Leib und Seele gewesen und hast vergessen Mensch zu sein. Herr Gott im lichten Himmelreich, laß' mich noch einmal leben! Ich will anders sein.

Hier schreibe ich und schreibe, und weiß doch nicht, ob es so war. Was weiß ich denn aus jener Zeit des Begrabenseins? Ich finde nur Fragmente von Eindrücken, die der Wahnsinn zerrissen hat. Ich könnte es kaum glauben, daß ich wirklich einmal vierundsechzig Stunden lang in einem Berge eingeschlossen gewesen bin, wenn nicht die ganze Bevölkerung der Kaal Zeugnis davon ablegte. Es fängt erst wieder an, als ich mich am rauschenden Bache auf einer Tragbahre fand, über mir den hellen Himmel, um mich hunderte von jubelnden Menschen. Mit

Labemitteln hatten sie mich umdrängt. Nun kniete der alte Strehlhöfinger neben mir, küßte mir lachend und schluchzend die Hände und rief fort und fort: „Weil wir Euch nur wieder haben! Weil wir Euch nur glücklich wieder haben, lieber gnädiger Herr!"

Zwei Tage und zwei Nächte hatte alles, was Werkzeug führen konnte, gearbeitet, um die Riesenlawine, die vom Berge niedergegangen war und den Stolleneingang verschüttet hatte, zu durchbrechen.

Das habe ich aufschreiben müssen, wie man eine Rechenschaft ablegt vor Gott und den Menschen. Seit jener Zeit ist es anders geworden mit mir und mit den Leuten in der Kaal. Über die sieben Dörfer, so wird gesprochen, sei eine glücklichere Zeit gekommen. Es ist ihnen geholfen worden. Sie haben alles wieder gut aufgebaut, haben den Fluß reguliert, haben eine landwirtschaftliche Schule, betreiben die Wirtschaft, wie es in diesen Bergen am zweckmäßigsten ist. Sind zufrieden. Die Jagd macht keinen Schaden mehr, sie ist aufgelassen. Am Bache steht eine Pochmühle, um das Gestein der Kegelbrüche zu zerkleinern; sie haben nicht viel zu tun und weisen mehr wissenschaftlichen als praktischen Erfolg auf.

Ich habe erst in meinem einundfünfzigsten Lebensjahre die Erfahrung gemacht, daß man echtes treues Gold nicht im Mineralreich suchen soll, vielmehr in den Herzen der Menschen.

Der hohe Herr.

„Sie brauchen nicht auf mich zu warten, können zurückfahren. Ich komme über Hochlassing in einigen Tagen retour."

„Sehrwohl."

Der Kutscher schnalzte mit der Zunge, die vier Rappen hoben flink ihre Beine und der Wagen rollte fast lautlos auf der glatten Straße dahin.

Der Herr und sein Diener standen auf dem Anger, wo der Fußweg von der Straße abzweigt in den Wald hinein und einen ansteigenden Graben empor, zwischen steilen Bergen.

„Also, Berthold, jetzt zeigen Sie mal Ihre Touristenpraxis."

„Zu dienen."

„Ins Windlegtal. Es geht heute wohl noch bequem!"

„Zu dienen, Euer Gnaden."

Dann schritten sie fürbaß. Voran der Diener in Gamaschen, mit strammgepacktem Rucksack, in dessen Achselriemen eine gefleckte Tigerpelzdecke und ein grauer Tuchmantel geschnallt waren. Der Herr, etwa

zehn Schritte hintendrein, in grauem Touriſtenanzug, roten Bundſchuhen und mit Bergſtock. Es war ein hübſch junger Mann. Der Weg wurde bald ſteil; als die Steine des Baches aufhörten, der ſich ſtellenweiſe über den Weg ergoß, begannen die natterbraunen Baumwurzeln und die über den Weg laufenden Eichhörnchen. An beiden Seiten die rötlichen Schafte des dunklen Fichtenwaldes, die bis hoch hinauf aſtlos waren und oben das finſtere Gewölbe des undurchdringlichen Geäſtes trugen.

Sie waren kaum eine Stunde angeſtiegen, ſo ſchnaufte der junge Mann.

„Laufen Sie doch nicht ſo, Berthold!“

„Zu dienen, Euer Gnaden.“ Und der Berthold ſtand.

Nach der zweiten Stunde war immer noch anſteigender Wald, nichts als Wald, hie und da wildes Gebüſch, kahlſtehender Fels.

„Wie lange dauert nur dieſer infame Berg noch?“

Der Diener ſchwieg, denn er ſagte nicht gerne etwas, das dem Herrn nicht gefiel.

„Leg' ab und gib einmal etwas Proviant heraus.“

„Zu dienen, Euer Gnaden.“

„Höre, Berthold, laß das dumme ‚zu dienen, Euer Gnaden' ſein. Rede vernünftig.“

„Zu dienen, Euer Gnaden. — Pardon!“

In der dritten Stunde kamen ſie zu einer Lichtung, wo aus ſchwarzen Kegeln weißer Rauch aufſtieg.

Daneben ein aus Holzblöcken gezimmerter Kobel. Ein rußiger Mann war da, dessen zerflicktes Beinkleid mit einem Strick über dem Hemde zusammengehalten war. Er hatte eine Schaufel und stieg mit derselben auf einem der schwarzen, rauchenden Kegel umher.

Der Tourist stand still und fragte: „Was machen Sie nur da?"

Der Schwarze schaute den Fragesteller mißmutig an und schaufelte schwarzes Zeug hin und her.

„Was Sie da treiben, frage ich!"

„Das seht Ihr ja," antwortete der Schwarze. Der Diener erklärte dem Herrn die Kohlenbrennerei.

„In Paris sieht man derlei nicht."

„Sagen Sie, Mann, wie weit ist es von hier bis in das Windlegtal, wo das Berghaus steht?"

„Kunnt's nit sagen. Bin noch nie oben gewesen," antwortete der Kohlenbrenner. Der Diener berechnete nach einer Karte, daß es länger als vier Stunden nicht mehr sein könne. Der Herr begann zu fluchen.

„Wäre hier herum vielleicht irgendwo eine Sänfte zu haben?"

Der Köhler wies die Fremden in die Blockhütte, denn er wußte nichts mit ihnen anzufangen. Die Weiber sind findiger. In der Hütte brannte mitten auf dem Lehmboden ein Feuer, dessen Rauch und Funken ins finstere Bretterdach aufstiegen. Vor dem Feuer kauerte ein altes Weib in vergilbten Lappen, barfuß, aber das Haar sorgfältig um das Haupt geflochten. Die Arme braun und hager, ent-

blößt bis hinter den Ellbogen, der immer eine Art Rechteck machte, wie sie auch herumarbeitete am Herd, mit den Scheitern und mit der Pfanne.

In der Pfanne kochte so etwas, wie Wasser und Mehlnocken. Daneben kauerte ein Knabe in verschlissenem Hemd und wollte mit dem Holzspießchen in die Pfanne fahren, um eine Nocke herauszustechen, obschon das Weib immer keifte, sie wären noch nicht gar. Da der Hunger des Knaben schon sehr groß sein mochte, so biß er in seine Faust. In einem Winkel auf Stroh balgten sich zwei andere Kinder um eine Hose. Jedes wollte hinein, sie hatte aber nur für eines Raum und dieweilen das eine aufrecht im Kleid umherstolzierte, mußte das andere im Neste bleiben.

Dieses seltsame Schauspiel beobachtete der Herr durch die niedrige Tür hinein. Doch ob man hier herum irgendwo eine Sänfte haben könne, das wußte auch das Weib nicht. Erst als der Diener ihr deutlich machte, daß es sich um eine Tragbahre handle, schlug sie die dürren Hände ineinander. Wer denn verunglückt sei? „Dieser Herr, dieser junge, schöne Herr? Na, der hat ja Läufeln wie ein Reh!"

„Aber nur deren zwei, liebe Frau, und er ist gewohnt, mit acht Beinen zu traben oder gar mit sechzehn!"

Das verstand sie nun wieder nicht. Nach langem Gerede kamen sie allerdings so weit, daß die Köhlersleute inne wurden: Der Herr möchte gerne in das Windlegtal und zum Berghause hinauf und

weil er nicht mehr marschieren könne, so suche er Leute, die ihn trügen.

„Jetzt bin ich deutsch," sagte der Kohlenbrenner. „Das ist einer von der Gattung — weiß schon. Jetzt, ich tät den Haschen schon in den Buckelkorb nehmen, hab' vorige Woche einen ganzen Sauspeck hinaufgetragen, aber der Meiler laßt mich nit fort. Ein halbes Stündl, wenn der Herr noch dermachen kunnt, bis zu den Holzknechten hinauf. Die täten schon so etwas zusamm'richten und sind starke Saggra."

„Ich würde auch anständig bezahlen, wenn Ihr dran wolltet."

„Hab' schon gesagt, ich kann vom Meiler nit fort."

Dann kamen sie doch ins Gespräch.

„Der Meiler da? Der scheint Euch viel einzubringen."

„Daß man halt lebt. Auf fünf Gulden mag einer gelangen."

„Des Tages?"

„Wieso? Drei Wochen brennt er halt, so ein Meiler."

„Drei Wochen? Fünf Köpfe? Fünf Gulden? Das ist kein schlechter Spaß."

Dann nahm der Herr einen der Jungen auf, daß er sie führe bis zu den Holzknechten. Aber der Junge mußte erst mit dem Gewande zusammenkommen: vom Bruder die Hose, vom Vater die Joppe, von der Mutter den Filzhut — dann war er wohl tapfer gestellt und begleitete die Herren bis zu den

Holzknechten. Zwischen dem Gestämme huschte hier lautlos ein Reh, sprang dort ein schwerer Hirsch, mit seinen Geweihen dürres Astwerk knickend, daß es raschelte. Dann wieder schwirrten aus dem Haidekraut Wildhühner auf und über den Köpfen der Wanderer hüpften immer wieder Eichhörnchen von Ast zu Ast.

Bald ging es ganz steil an. Doch je schlimmer es wurde über Stock und Stein, je trotziger fühlte sich der Herr. Boulevard war das allerdings keiner, aber der Teufel noch einmal! — Beim Fluchen wird der Mensch allemal stärker, für den Augenblick wenigstens. Doch als sie ins Schlagholz kamen, half auch das Fluchen nicht mehr. Da lagen sie in kreuz und quer über den Weg, die gefällten und entrindeten Bäume, einer über den anderen, dazwischen die Wälle des halbdürren Geästes, die Reisigstöße, die Rindenhaufen, Barrikade um Barrikade über den ganzen weiten Plan hin. Darüber die heiße Sonne, einen harzigen Dunstbrodem legend über dieses abscheuliche Schlachtfeld. Der Knabe begann ohne alle Umständlichkeit über das Gebäume und alles Blockwerk dahinzuhüpfen unter seinem Hute, der ihm über das Näschen, in seiner Jacke, die ihm bis zum Knöchel ging. Das wulstige, schlotternde Gewand war schier ohne Inhalt, wie ein komisches Gespenstlein sah das aus.

Der Herr stieg, ritt, kroch, schlüpfte, kletterte, rutschte, sprang, fiel, raffte sich wieder auf und begann endlich, da das Fluchen absolut zu nichts führte,

ſich luſtig zu lachen. Wie ſich der Berthold mit dem großen Rucksack weiterhalf, das war ſeine Sache.

„Haſt du dich ſchon zutodt gefallen, Berthold?“

„Zu dienen, Euer Gnaden.“

Drüben am Waldrande ſchmetterte es, unter dumpfem Gedröhne ſtürzte ein Baum zu Boden, während das Rauſchen der Säge, das Pochen der Beile ſchon das Sterben der nachbarlichen Stämme kund tat.

„Selben ſein die Holzknecht!“ rief der Knabe und lief den Hang hinab.

„Kleiner, ſo warte doch!“ Nein, der Junge hielt ſeine Aufgabe für gelöſt und der Herr mußte ſeinen Dukaten wieder in den Weſtenſack ſtecken.

Dann ſetzte er ſich auf einen Stock, aus deſſen Poren juſt kein Pech floß und ſchaute den Holzhauern zu bei ihrer Arbeit. Die ſchwitzten ſo heftig, daß der prickelnde Dunſt bis zu den Stadtnaſen herüberkam, aber ſie zeigten keine Müdigkeit; langſam, gleichmäßig, wie aufgezogene Automaten ſägten ſie, hieben ſie, hackten ſie. Andere ſchälten die Rinde los, ſo daß der weiße, feuchte Baſt offen lag; andere zimmerten an einer endlos langen rinnenförmigen Brücke, die ſchräge den Hang hinabging gegen die Schlucht zur Kohlſtatt.

All dieſe Dinge wußte der Herr ſich anfangs nicht zu deuten. Später haben ihm's die harzigen Waldteufel erklärt. — Der Wald zieht ſich ſtundenlang hin, die Bergkuppen dort hinten, ſie ſind blau aus lauter Ferne, ſie gehören noch zu dieſem Walde, und ſo wie hier werden mit der Zeit alle Bäume, die

Millionen, geschlagen und verkohlt oder zu Bauholz, zu Brettern verarbeitet. Und das, das geht immer so fort, jahraus, jahrein. So ein Holzhauer kommt mit seinem Rückenkorbe Sonntags abends oder Montags früh stundenweit aus einem Dorfe herauf, heimt sich die Woche über in der Blockhütte ein, die dort oben steht, die Kaser nennt man sie. Dort haben ihrer ein Dutzend Nachtlager und den gemeinsamen Kochherd. Um sechs Uhr früh gehen sie in den Schlag, um sechs Uhr abends spannen sie aus. Ist der Wald weitum geschlagen, so brechen sie die Hütte ab und bauen selbe an gelegentlicherer Stelle wieder auf. Am Samstag gehen sie hinaus in ihre Dörfer. Die einen haben Weib und Kind, die anderen sind nichts als Knechte, wissen nichts als Schlag und Kohlstatt und haben nichts als ihren Rückenkorb, den Behälter für Werkzeug, Mehl und Fett. Denn Mehl und Fett, das ist die Nahrung dieser starren Kraftkerle, die freilich vorzeitig verbogen, hinkend, lahm und kernmorsch werden, denn die Arbeit ist aufreibend und voller Gefahr, so frisch und idyllisch sie aussehen mag in Gottes freier Natur. Da vergeht kein Jahr, ohne daß die stürzenden Stämme sich rächen — diesem ein Bein, jenem schnurgerade das Leben nehmen. Es ist ein Kampf.

Für die Holzhauer hatte der Diener schon einen andern Ton. „Und jetzt sage mir einmal, lederner Kerl mit dem Rindengesicht, wollet ihr eine bequeme Tragbahre bauen und euer vier Mann diesen Herrn da in das Windlegtal hinauftragen?“

„Können mir nit tun, weil der Holzmeister nit da ist. Was uns der schafft!"

„Sakerment, kann denn gar nichts sein! Und wo ist der Holzmeister?"

„Der?" Der Holzknecht lacht. „Der ist heut' 'gangen Wildschützen fangen mit dem Jäger."

„Wildschützen?!" Der Herr horcht auf, das interessiert ihn. Das ist kernfrische Romantik. Auch ist er ein großer Jagdfreund, einstweilen allerdings nur in der Theorie, denn zu Paris jagt man vorwiegend nur nach schönen Damen.

„Ei, Wildschützen, sagst du. Siehe, davon mußt du mir erzählen."

„Hau, was gibt's da zu erzählen. Ist halt ein Wildschütz. So ein Waldbauer. Ein armer Teufel, dem die Hirschen und die Hasen das Kraut fressen."

„Und ist der Jäger oder Förster denn sehr strenge?"

„Das glaub' ich, daß er streng' ist. Hat halt den Auftrag von der Herrschaft."

„So. Und jetzt sage mir, was verdient sich so ein Holzknecht?"

„Verdienen? Nix. Wenn's Jahr zu End' geht, hat man g'rad' so viel, wie wann's angefangen hat. Übrig bleibt nix, als das Altwerden."

„Und Pension?"

„Wer? Wir? Wir Arbeitsleute Pension? Von woher ist denn der Herr?"

„Fünf Gulden für den Mann, wenn ihr mich jetzt hinauf zum Berghaus tragt."

„Hab's schon gesagt, 's ist der Holzmeister nit da. Und wir müssen jetzt die Schicht fertig machen im Holz."

Der Berthold, ein treuer Diener seines Herrn, zerrte den Holzhauer am Hemdärmel hinter eine junge Lärche und duschelte ihm etwas ins Ohr. Der Waldmensch schnupperte mit der Nase, lugte unsicher umher, rief hohlstimmig einen Kameraden.

Dann hoben sie etliche Fichtenäste auf, banden sie mittelst jungen zähen Zweigen ineinander und die Sänfte war fertig. Ein Riesen-Geiernest, da setzte der Herr sich hinein. Vier Holzknechte hoben es an den nach außen stehenden Astschäften und so ging es sachte bergan. Der Berthold stieg hintendrein und hatte wachsamen Blick, daß die Männer dieses Heiligtum hübsch wagrecht trugen und der Insasse nicht etwa nach einer schiefen Seite herabpurzeln konnte. Dieser hockte fast bequem in seinem duftenden Reisig, schmauchte eine Zigarre, um den säuerlnden Schweißgeruch der Träger zu verscheuchen und betrachtete sich die Gegend. Nach rückwärts war die Tiefe schon so bedeutend, daß die Wälder der Niederung in blauen Tinten lagen und die Berge jenseits schroff und massig anstiegen, dieweilen allmählich ein Kamm hinter dem anderen hervortrat. An beiden Seiten steile Lehnen, mit hellgrünen Sträuchern bewachsen, mit Felsklippen bespickt. Nach vorne stieg die Schlucht steil an über ein wildes Bachbett mit massigen Steinblöcken, die aber trocken und fahl waren; nur in einem tiefen Sandschrunde sickerte ein

braunes Wässerlein. Das Engtal stieg im Gestein terassenförmig an und hinter der dritten Terrasse, als eine scharfe Felsrippe umgangen war, standen sie im Windlegtal und nun lag in einer weiten Runde die Eiswelt da. Im ersten Augenblicke schien es, daß die nächste Moräne mit einem flinken Steinwurf erreicht werden könnte. An einer weiteren Moräne oben, scheinbar nahe dem Gletscher, lag ein taubengraues Kästchen. Aber das dauerte noch länger als zwei Stunden, bis sie über Geröllfelder, über mattgrüne Almkessel, über Steinhalden und Kare bis zur tiefen Schlucht kamen, in welcher ein schweres Wasser dahintoste. Das Kästchen hatte mittlerweile Augen bekommen und die Augen waren Fenster, aber das Berghaus stand jenseits der Schlucht und mußte in einem großen Bogen erreicht werden. Glatt ging es nicht auf den acht Füßen, einmal stolperte dieser, einmal strauchelte jener im felsigen Geklobe; einmal tat von den Trägern dieser einen Fluch und dann machte jener einen Witz, den der Herr glücklicherweise nicht verstand. Im Hochkar waren sie zwei Jägern begegnet. Einer derselben schritt derb auf die Holzknechte zu und stellte sie zu Rede darüber, was sie da machten und ob sie nicht wüßten, daß kein Fremder durchs Windlegtal heraufgehen dürfe!

„Deswegʼ laßt er sich ja tragen," sagte einer der Knechte schalkhaft. Ein zweiter lispelte dem Jäger etwas zu, dieser machte seine buschigen Augen auf, nahm den Hut ab, dann trabte er mit seinem Genossen

weiter. Diese beiden Jäger aber trieben einen alten Mann mit sich. Derselbe schwankte gebeugt unter der Last eines todten Tieres, das er am Rücken trug, unsicher dahin; unter der niedergedrückten Hutkrempe war nur das spitze Kinn und der graue Schnurrbart zu sehen.

„Haben sie ihn halt doch derkrabbelt, den armen Teufel!" sagte einer der Holzknechte. „Aber daß er einen Rehbock geschossen haben sollte?"

„Glaub' nit!" der andere, „den werden sie ihm nur aufgeladen haben. Der Kürsteiner Michel soll vorige Woche wohl auf einen Hirschen 'zielt haben, der ihm in den Garten ist ein'brochen. Aber nix 'troffen."

„Und dennoch ein'gangen: Den lassen sie vor Weihnachten nit heim!"

Der Herr in der Sänfte hatte sich über diesen Fall noch einiges erzählen lassen, dann wurde er mißmutig. Und als sie an die Stelle kamen, wo der Weg — tatsächlich „Weg" nannten sie den Steinhaufen — steil anstieg gegen das Haus, da ließ er halten.

— Das ist doch zu dumm. Vier abgerackerte Männer müssen einen jungen, gesunden Menschen schleppen. Das ist doch zu dumm! — Hat er's gesagt? Oder bloß gedacht? Oder hat es nur der Berthold gedacht? Oder von den vier Holzknechten einer? Es ist nicht genau festzustellen. Kurz, der Herr war von seiner Tragbahre gestiegen und hatte die Männer entlohnt. Als sie ihre Fünfguldenscheine

zwiſchen den knochigen Fingern hielten, glotzten ſie blöde drein. Darf man das nehmen? Es iſt ja ein ganzer Wochenlohn! Für die paar Stunden da.

„Wir werden's halt dem Meiſterknecht geben," ſagte der eine.

„Hat mich der Meiſterknecht getragen?"

Faſt unwirſch war der Herr darüber, daß es in dieſer Gegend gar ſo ehrlich zuging. So arm und ſo ungerecht und doch ſo ehrlich. Die Männer ſchüttelten ihre ſtruppigen Köpfe, der eine warf vor lauter Staunen ſeinen ſchwammigen Filz zu Boden und hob ihn wieder auf. Und dann gingen ſie — die Tragäſte im Geſtein liegen laſſend — niederwärts gegen die Schlucht.

Die Wanderer ſtiegen nun den letzten Ruck hinan zum Berghaus. Das war nicht eines jener alten Hoſpize mit dicken Mauern, kleinen Guckfenſtern und flachem, breit ausſpringendem Dache. Es war ein ziemlich neues luftiges Gebäude mit zierlichen Balkonen und Dachgiebeln, faſt mehr auf das Maleriſche, als auf das Feſte bedacht. Der ſteinige Platz ringum war leicht eingeplankt, nach einer Seite fiel es ſteil in die Tiefe ab, hinterwärts ging ein in den Felſen gehauener Steig gegen die Eiswüſten empor. Die Kegel und Kare ringsum waren kahl, nur durch die Schlucht herauf blaute das Waldland.

Vor dem Hauſe ſtand ein kleiner Mann, der hatte eine Kniehoſe und eine Lodenjacke an, ſein blonder Vollbart war ſtädtiſch gepflegt. Einen Feldſtecher in der Hand, hatte er lange hinabgeforſcht in

die Karre, als dort die Männer langsam, mühselig und winzig wie Milben sich vorwärts bewegten. Nun trat er ihnen entgegen und lüpfte artig sein befedertes Hütchen. Das war der Wirt. Dann kam auch die Wirtin hervor, ihre Herzensfreude nur schlecht verhehlend, daß doch endlich wieder einmal ein paar Gaste kämen. Sonst war niemand zu sehen. An einem Wandvorsprung hockte eine scheckige Katze, in deren grünen Augen sich unbehagliche Überraschung spiegelte.

Im Vorhause waren Gebirgsstöcke, Eispickel und andere Ausrüstungen. Im eisernen Ofen des Gastzimmers prasselte bereits ein Feuer. An den Wänden desselben hingen Gebirgskarten, touristische Verordnungen und ein Speise- und Getränketarif.

In den Schlafstuben gab es Betten zur Auswahl, aber die Wollendecken fühlten sich etwas feucht an. In einem der Fenster saß wieder die scheckige Katze und tat schnurren, als sei ihr bange, ob nicht etwa gerade das Bett ausgewählt werde, in dem sie ihre Nachtruhe zu halten pflegte. —

„Nun, Herr Wirt, was kann man zum Souper haben?"

Der Berthold las den Tarif.

„Vor allem eine Bouteille Wein. Schön. Oder willst du erst ein Glas Bier, Berthold?"

„Flaschenbier, bitte, ist ausgegangen," wendete der Wirt ein.

„Was denkst du über Rostbraten mit jungen Kartoffeln?"

„Rostbraten ist momentan nicht da."

„Oder ein Backhuhn?“

„Will einmal die Frau fragen.“ Sehr bald kam aus der Küche die Botschaft, mit Huhn könne man leider nicht dienen.

„So ist doch gewiß Wildbret vorhanden?“

„In voriger Woche hat's noch ausgezeichnetes Wildbret gegeben, meine Herren. Aber vor den Jagden darf nichts geschossen werden.“

„Also in Gottesnamen etwas von Eiern.“

„Vielleicht Schmalzeier mit Schnittlauch?“ riet die Wirtin.

Der Berthold raunte seinem Herrn zu, der Schnittlauchvorschlag lasse vermuten, daß die Eier nicht mehr frisch sein würden.

„Aber du mein Gott, etwas Genießbares wird doch zu haben sein!“ rief der Herr. „Es wird doch ein Stück Rindfleisch im Hause sein!“

„Lämmernes, wenn den Herrschaften gefällig wäre?“

„Also meinetwegen Lämmernes.“

„Es wird ganz frisch sein,“ sagte der Wirt und eilte hinaus.

Sie setzten sich zum mit rotem Tuch gedeckten Tisch am Ofen, schenkten sich Wein ein und rauchten Zigarren. Dem Berthold war ganz eigen, daß der gnädige Herr so leutselig neben ihm saß und mit ihm plauderte, wie mit seinesgleichen. Der Herr schaute in die Hängelampe, die schon angezündet worden war, blickte dann zum Fenster hinaus, ins blasse,

kalte Schneelicht des verglimmenden Tages, dann schüttelte er sich wie im Fieberfrost und lachte.

„Na!“ rief er aus, „das habe ich mir etwas anders gedacht. Im Verhältnis zu dem, was man über dieses Gebirge spricht und schreibt, ist es verdammt einfach hier herum. Ich hatte mindestens ein paar Tische voll lustiger Touristen zu finden gehofft im Berghause. Ei sieh, da bringt die liebenswürdige Frau Wirtin ja Ansichtskarten mit unserem Alpenhotel. Schön. Das ist immerhin etwas. Wollen einmal den guten Freunden schreiben. Sage mir, Berthold, wenn du Ansichtskarten schreibst, fällt dir etwas ein?“

„Aber, Euer Gnaden! Dafür sind Ansichtskarten, daß einem nichts einzufallen braucht. Man schreibt den Namen darauf.“

„Und wenn einem der auch nicht einfällt? In der Tat, Berthold, ich muß mich besinnen. Es ist mir einigermaßen fabelhaft zumute. Wenn man sich aus der Riesenstadt monatelang nach Natur sehnt. Und wenn man da ist und sich sagt: Der kürzeste Weg zur Stadt zurück wäre mir der liebste!“

„Das gibt sich bald, Euer Gnaden. Morgen wird uns der heutige Tag schon Spaß machen.“

„Wo sollen wir denn morgen nächtigen?“

„In den Hammerwerken zu Moosbach. Wir wollen aber vielleicht doch die Gletscherwanderung nicht machen, schon aus dem Grunde, weil kein Führer da ist.“

„Zum mindesten hätte ich Gefolge mitnehmen

ſollen. Dieſe romantiſche Anwandlung!“ Es war ihm ärgerlich.

Als der Wirt den Tiſch deckte, Teller und Eßbeſteck und viel Gewicht auf Pfeffer und Salzgefäß, auf Senf und Paprika, auf Servietten und Zahnſtocher zu legen ſchien, wurde der Weg des nächſten Tages beſprochen. Das Wetter würde aushalten, es ſtreiche der Gletſcherwind. Morgen über das kalte Gſchwänd in ſechs Stunden nach Moosbach. — Die Sänfte lag freilich noch unten im Steinkar, aber die Holzhauer waren zu früh entlaſſen worden. Über das kalte Gſchwänd! Sechs Stunden! Der Wirt zuckte die Achſeln, dort wäre ohnehin noch guter Weg, von Moosbach her ſei es nicht geſperrt.

Der Berthold blätterte im Fremdenbuch. In den letzten Jahren ſtanden nur wenige Touriſten verzeichnet, doch lobten ſie die freundlichen Wirtsleute, die Verpflegung war kaum erwähnt. Das neueſte Blatt war herausgeriſſen.

Endlich kam die Frau Wirtin mit dem Lämmernen. Es war auf dem Porzellanteller hübſch mit einem grünen Kräuterkränzl in garniert, es lagen ein paar Zwiebelmandeln daran und ein paar Limoneſchnitten darüber. Es war recht appetitlich anzuſehen.

Die Wirtsleute wünſchten „wohl zu ſpeiſen“.

Der Braten war in der Tat ganz delikat. Nicht, als ob bloß der Hunger ſo gut gekocht hätte, man merkte es an der Zartheit und Würzigkeit des Fleiſches, daß das Lamm auf köſtlicher Alpenweide fett geworden. Schließlich nahm der Berthold die Knöch-

lein mit den Fingern auf und nagte sie säuberlich ab, was der Herr als gar nicht unklug fand; er erinnerte sich, einmal gehört zu haben, daß gerade an den Knochen das beste Fleisch sei. Dann wischte der Herr sich mit der feingefalzten Serviette Finger und Mund ab, nahm einen Schluck Wein und sagte mit Behagen: „Alle Achtung! Auch bei Sarrien und Guillain soupiert man nicht besser."

Der Berthold ging hinaus, um nachzusehen, ob das Schlafzimmer in Ordnung sei. Die Wirtsleute setzten sich zum Herrn, waren wohlgemut und gesprächig und erzählten allerhand Lustiges aus dem Vergeleben. Zuletzt nahm der Wirt die Guitarre von der Wand, um das eingenommene Abendmahl noch mit ein paar frischen Alpenliedern zu feiern. Da kam der Berthold herein und machte ein Gesicht, als ob im Schlafzimmer irgend etwas nicht in Ordnung wäre. Der Wirtin fiel das auf und sie eilte hinaus, der Wirt wollte wieder einmal nachsehen, ob sich nicht etwa der Wind gedreht habe.

Der Berthold war etwas gedrückt und fragte: „Haben Euer Gnaden vorhin am Fenster die scheckige Katze gesehen?"

„Die Katze! Sollte sie dir über den Rucksack gekommen sein?"

„Weiß nicht, Euer Gnaden. Mir ist unheimlich. Diese gefleckte Katze —"

„Ich denke, sie wird auf eine Stelle in unserem Schlafgemache reflektieren."

„Eine solche scheint ihr allerdings sicher zu sein,

Euer Gnaden. Das Luder ist nirgends zu sehen. Hingegen fand ich in der Küche ein scheckiges Katzenfell — frisch abgezogen . . ."

Der Herr erhob sich rasch.

„Was sagst du, Berthold? Am Ende —!"

Der Diener nickte zustimmend. „Überzeugt bin ich davon!"

— — — „Frau Wirtin!"

Sie eilte etwas erregt herein: „Gefällig, meine Herrschaften?"

Der Herr nahm sie mit festem Griff am Arm: „Könnte ich das Fell nicht bekommen von dem Lamm, das Sie uns vorhin geschlachtet haben?"

Sie kreischte auf: „Das hab' ich mir gedacht! Das hab' ich mir gedacht!" — Laut weinend hat sie alles gestanden. — Und das war eine traurige Geschichte. Das Unglück habe sie schon lange verfolgt. Nun seien sie vollends ruiniert und könnten die Hütte zusperren, besser heute, als morgen. Aber die Herren hätte man doch nicht verhungern lassen können. Mit Kartoffeln in Wasser gekocht würden sie nicht haben fürlieb nehmen wollen. Sie holten ja zeitweise Vorräte herauf, aber bis wieder einmal wer käme, sei alles verdorben. Und just allemal, wenn nichts im Hause sei, führe der Teufel wen daher! Früher sei es anders gewesen. An manchem Tag dreißig — auch vierzig Touristen. Der Alpenklub habe das Haus gebaut, sie hätten es auf zehn Jahre gepachtet, ihr kleines Ersparnis dran gewendet und wären ruiniert.

„Was allerdings nicht für Sie spricht!“ sagte der Herr.

„Wir können nichts dafür, daß der Weg durch das Windlegtal und durch die Waldungen verboten worden ist. Vom Oberjäger. Des Wildes wegen darf nicht gegangen werden. Die Wegtafeln herabgerissen, die Markierungen ausgelöscht, die Wege und Brücken zerstört. So geht jetzt alles auf der anderen Seite drüben und kehrt im Schwaighause ein, und mit uns ist's aus. Aus und vorbei. Und jetzt noch d a s!“ — In tiefster Verzagtheit stand sie da. Dann kniete sie nieder vor dem Herrn, faltete die Hände und bat: „Kein Gift ist's ja doch nicht gewesen. Das Tier ist ganz gesund gewesen und hat auch nicht schlecht bekommen, wie man's wohl sieht. Von Herzen schön bitten wir, nur nichts sagen! Wir gehen ja so schon fort in der nächsten Woche.“

Der Herr ist bei diesem freimütigen und einfältigen Bekenntnisse mit strenger Miene dagestanden. Dann hat er gefragt, ob man am nächsten Morgen beizeiten das Frühstück haben könne. Kaffee, in Wasser gekocht und mit Zucker.

„Ja? Nun also, da kann nichts geschehen. Denn gute Nacht!“

Der Berthold schien durchaus keinen weiteren Groll zu haben, er schlief balde und schlief fest. Der Herr hatte einen Katzenjammer. Zwar im Magen war soweit alles in Ordnung, obschon er sich von diesem Lammbraten für längere Zeit gesättigt fühlte. Ein anderes Unbehagen raubte ihm den Schlaf. Er

ſtand auf und ſchaute zum Fenſter hinaus. Eine kalte, ſtarre, lautloſe Nacht. Die Berge lagen in ihren blaſſen Wuchten da, ſchienen aber nicht ſo hoch zu ſein als am Tage, wo ihre Gliederungen, ihre Wände und Bänke, ihre Kare und Schründe ſie bauten. Darüber der geſtirnte Himmel. Der Mann, der das Bild betrachtete, hatte nie etwas Langweiligeres und zugleich nie etwas Gewaltigeres geſehen, als dieſe Wüſtennacht im Hochgebirge.

Nachdem er lange am Fenſter ſo gelehnt war, geträumt und geſonnen hatte über die Eindrücke dieſes abſonderlichen Tages, ſchloß er den Balken und machte Licht. Papier und Stift brauchte er aus dem Rucksack, wollte aber den Diener nicht wecken, kramte es ſelbſt hervor und begann einen Brief zu ſchreiben.

„Liebe Adelaide!

Meine Depeſchen aus Krumſtein und Detmarsdorf wirſt Du erhalten haben, ſowie auch mir Deine lieben Nachrichten zugekommen und zur Freude geweſen ſind. Seither manches kleine Reiſeabenteuer, beſonders der heutige Tag war einer der lehrreichſten für mich. Der Einfall, nach meiner Heimkehr aus Frankreich unſere Beſitzungen incognito zu bereiſen, war allerdings eine geiſtreiche Laune — und ſie dürfte mehr bedeuten. Nachdem ich einen wenn auch nur flüchtigen Blick in das Leben dieſer Waldleute gelegt, deren Arbeiten unſere Revenuen ſchaffen — Holzknechte, Kohlenbrenner, Häusler, Jäger uſw. — gehen mir die Augen auf. Wie teuer

wird das Leben auf der Riviera, der Aufenthalt in Paris, die Rennen und Spiele, der hundertfache Luxus erkauft mit der Lebenskraft anderer Leute. Davon hatte ich keine Ahnung. Wenn ich je darüber nachgedacht hätte, so würde man nach den Darstellungen der Verwalter ja glauben müssen, es hätte jedermann, der für uns arbeitet, gutes Auskommen und menschenwürdige Existenz. Und schon heute sehe ich es: die Pariser Bettler sind Rothschilde und Fürsten im Vergleiche zu diesen Waldarbeitern, deren Fleiß, Gewissenhaftigkeit und Anspruchslosigkeit über alle Vorstellung geht. Und ich sehe, wie zahlreiche andere durch den Schwerdruck unserer Interessen zugrunde gehen. Nein, mein teures Kind, das habe ich nicht geahnt, und wenn es sich auf meiner fortgesetzten Inspektionstour auch anderweitig bestätigt, dann wird auf eine durchgreifende Änderung zu denken sein. In der Schweiz und in Frankreich ist mein Adelsstolz seltsamerweise nicht geringer geworden, und auf dieser Gebirgswanderung werde ich mir seiner erst recht bewußt. Wenn unsere Einnahmsquellen solcher Art sind, daß sie die Armut anderer bedingen, dann ist mir das Ding zu lumpig. Die Waldarbeiter beziehen einen Lohn, bei dem sie nicht leben und nicht sterben können. Den Kleinbauer führt man in den Arrest, weil er seine Feldfrüchte vor dem gefräßigen Wilde schützt, und von dem Souper im Gebirge will ich dir mündlich erzählen. Vorerst wisse nur, daß den Naturfreunden auf unseren Besitzungen die Wege verboten sind ins Hochgebirge. Nach der Rückkehr

werde ich einmal meine Herren zusammenbitten und ein bißchen Musterung halten.

Diese Zeilen schreibe ich in einem tristen Alpenwirtshaus zur nachtschlafenden Stunde. Ich fühle mich etwas aus dem Gleichgewichte geraten und gäbe was darum, Empfindungen und Gedanken, die jetzt mich beunruhigen, mit Dir besprechen zu können, Du hattest doch in so vielem Recht, was ich bisher auf altem Geleise nicht zugeben wollte. Man war ein ganz gemeiner Aristokrat, aber kein Edelmann. — Lebe wohl. Ich will noch ein paar Stunden zu schlafen suchen, denn für morgen hat Berthold, der sich wieder als tüchtiger Junge bewährt, eine beschwerliche Wanderung arrangiert. Aber von jetzt an werde ich weder mit vier Pferden, noch auf vier Holzknechten reisen. Seine gräflichen Gnaden dürften geruhen, sich fürderhin mehr an seine uraltangestammten Besitztümer zu halten — an zwei Beine und zwei Arme, mit welch letzteren in sechs Tagen Dich umfangen wird Dein Ferdinand."

Ein Theatererfolg.

„Geehrter Herr Hendlbadschi!

Ihre Tragödie „Das Blutgericht“ habe ich erhalten und sofort gelesen. Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen mitteilen zu können, daß das Stück zur Aufführung angenommen ist. Die Première soll schon am 27. Februar stattfinden, und denke ich, daß Sie nach langem vergeblichen Bemühen auf diesem Felde die Genugtuung eines großen Erfolges haben werden. Ich, sowie meine brave Gesellschaft werden gewiß das Möglichste hierzu beitragen. Seien Sie für den genannten Tag höflichst eingeladen, sich der Direktionsloge zu bedienen. Gewiß wollen Sie auch Ihrem Fräulein Braut die Freude gönnen, Ihrem Ehrenabende beizuwohnen.

Ihr stets wohlgeneigter

Ringelbaum,

Theaterdirektor.“

So, das wäre auch gemacht. Direktor Ringelbaum schleudert die Feder hin, steht flink von seinem Drehstuhl auf und reibt sich die Hände.

— Ja, mein frecher Hendlbadschi! Du chro-

niſche Landplage aller Theaterdirektoren, nun wollen wir dich einmal kurieren. Dein „Blutgericht" ſoll dir einen Erfolg bringen, an den du dein Lebtag denken wirſt. Und Fanny, die kleine, blonde Beſtie. Ich glaube, daß ſich ſo großartig noch kein verſchmähter Liebhaber gerächt hat. In den Zwiſchenakten ſollen Kellnerjungen mit Bier, Kindertrompeten und faulen Eiern herumgehen. Die Direktionsloge wird von außen zugeſperrt. Vor dem P. T. Publikum rechtfertigt mich der Faſchingdienſtag. „Das Blutgericht." Na — gehorſamer Diener!

„Meine Herzensfanny! Schwerenotsmädl!

Bum! Bum! — Hörſt Du es? Das ſind die Siegesſalven. Endlich einmal. Soeben hat mir mein Gönner, Herr Direktor Ringelbaum, mitgeteilt, daß das „Blutgericht" zur Aufführung kommt, und zwar ſchon am 27. Februar, alſo nächſten Dienſtag. Gerade von dieſem Stücke — es iſt ja eine Jugendarbeit von mir — hätte ich's am allerwenigſten gedacht. Ich bin außer mir. Wie oft bin ich aus der Haut gefahren, wenn die Wiſche zurückkamen, aber außer mir, ſo außer mir — noch nie. Wie ein bummelwitziger Falter tanzt meine Seele (jetzt ſpüre ich, daß eine vorhanden iſt) um die ſchmachtende Geſtalt, genannt Balduin Hendlbadſchi, den lieben Kerl bewundernd, der das „Blutgericht" geſchrieben hat. Ein reizender Menſch, dieſer Ringelbaum. Mag ſeinen himmliſchen Brief nicht den Zufälligkeiten der Poſt anvertrauen, bringe ihn Dir morgen ſelber. In der

Direktionsloge, denke Dir, werden wir ſitzen. Tue mir doch den einzigen Gefallen, Dir bei der Schneiderin ſofort eine Roſaſeidenrobe zu beſtellen; Du, mein ſüßes Roſekatzerl, ſollſt den Neid der geſamten Damenwelt entfachen, wie ich den der Dramendichter des ganzen deutſcheinigen Reiches. Bum! Bum! Ttſchinradatſchin! Ich beſchwöre Dich, Fanny! Wirf Dein Divankiſſen auf die Erde, knie drauf und bet' mich an als Deinen verklärten, in alle Himmel entrückten und verzückten, triumphierenden

Baldl."

Die Rückantwort erſchien noch an demſelben Tage durch einen Knaben, der zwei Silberzehner bekommen hatte, damit er recht laufen ſollte. Das Briefchen war tatſächlich noch feucht geklebt, Handlbadſchi küßte dieſes Feuchte mit wütender Inbrunſt auf.

„O mein geliebter Jüngling!

Endlich alſo iſt Dein Ringen und Harren und Dulden gekrönt, Du nun bald mit Lorbeeren bekränzter Held. Wollte Dir gleich einen Zweig ſenden, aber der Gärtner hat noch nichts. Na, der kann ſich ſputen. Ich freue mich furchtbar auf den Dienstag. Ob jedoch lichtroſa Seide paßt für das Trauerſpiel, wo es mich ſchon jetzt gruſelt, wenn der ſchwarze Ritter kommt und die engelsſchöne Roſa erſticht! Da wird man im Theater wohl mehr Taſchentücher ſehen, als was anderes! Vergiß nicht, Deinen Frack zum Fleckputzer zu geben. Wer weiß, wie oft ſie Dich auf

die Bühne schleppen, Du armer Kerl. Aber nachher gehen wir in den „Hirschen" soupieren. Gott, wenn mich nur nicht früher der Schlag trifft! Mein Herz pumpert seit Deinem Brief und es ist alles so ganz lebendig in mir. Meine Quartierfrau sagt, sie möchte auch hineingehen, wenn sie eine Karte haben könnt. Gib ihr eine, sie soll recht baschen.

Komm nicht zu spät morgen, kann Dich schon nimmer erwarten."

Ohne Datum und Unterschrift natürlich, aber Hendlbadschi wußte recht gut, woran er war.

Die Nachschrift: „Deinem gar zu netten Briefe entnehme ich, daß Du den „Witzbold in der Westentasche" schon gelesen hast. Bringe ihn mit, der R. will ihn zurückhaben."

Gruppenweise standen an den Straßenecken die Leute beisammen und lasen den großen, purpurroten Theaterzettel:

Theater.

Heute, am Faschingdienstag, den 27. Februar 1900:

Das Blutgericht.

Trauerspiel in fünf Akten von Balduin Hendlbadschi.

Personen:

Graf Roderich von Lilienburg	Herr Wallner.
Rosa von Lilienburg, seine Schwester . .	Frl. Florelli.
Kuno, der schwarze Ritter	Herr Müller.
Galeralom, ein Hirte	Herr Bromberg.
Muhu, ein Stier.	Direktor Ringelbaum.

Volk. — Zeit: Mittelalter. — Ort: Der Spessart.

Im Blätterwald war es still wie vor einem Sturm. Keine Zeitung brachte eine Reklamenotiz, es war ein fast feierliches Entgegengehen dem Ereignisse.

Eine Stunde vor Eröffnung des Theaters drängte man sich vor dem Eingang und rot von der Wand leuchtete es nieder: Das Blutgericht! Die Besetzung war eine ausgezeichnete. Der Heldendarsteller Wallner, ein Recke mit donnergewaltiger Stimme, der Liebhaber Müller mit dem üppigen geringelten Lockenhaar, das immer so pechschwarz und feucht war. Der Charakterdarsteller Bromberg mit den Intriguantenfalten im glattrasierten Gesicht. Direktor Ringelbaum, der so selten spielte, nur in Rollen, wo sein schöner Schnurrbart nicht störte; ein boshafter Rezensent hatte einmal behauptet, dieser Schnurrbart stehe ihm höher als die Kunst. Und endlich Fräulein Florelli, in der Studentenwelt Forelle genannt, eine Liebhaberin, deren Reize es glaubhaft machten, daß man sich ihretwegen mit Papiermachédegen duellierte, mit blindgeladenen Revolvern erschoß, mit leeren Giftbechern vergiftete. Und diese Lieblinge des Publikums sollten die neue Tragödie heute zur Darstellung bringen.

Der Dichter war völlig unbekannt. Man wollte wissen, daß Balduin Hendlbadschi ein angenommener Name sei, hinter dem sich eine hochstehende Persönlichkeit verberge. Andere wollten den Mann als jungen Privatlehrer kennen, der immer zu kurze Beinkleider und einen zu hohen Zylinder trug und we-

nigſtens ſchon ſo viele klaſſiſche Stücke geſchrieben hätte, als Goethe und Schiller zuſammen. Direktor Ringelbaum habe es mit Mühe dahin gebracht, daß der Dichter ſein neueſtes Drama aufführen laſſe, ſo beſcheiden ſei er. Weil aber alles Hehre durch Bosheit verdorben werden muß, ſo erdreiſtet ſich ein ſchmieriger Couliſſenburſche zur Behauptung, „das Blutgericht“ ſei ſchon der dreizehnte Schund, den Herr Hendlbabſchi ſeit zwei Jahren bei dieſem Theater eingereicht habe. Er ſetze durch ſeine Zudringlichkeit alle Dramaturgen in Verzweiflung. Man werde wohl ſehen!

In einer Galerieecke des Theaters hockten drei halberwachſene Buben, ein wenig zerzauſt an Kleidung und Haar, aber kunſtbegeiſtert. Die führten ziſchelnd — zwei waren ſtark zahnlückig — ein Geſpräch:

„Wieviel hat er dir gegeben?“

„Eine Krone. Und dir?“

„Auch eine Krone. Aber aufpaſſen ſollen wir, hat er geſagt. Wenn die Leute baſchen, müſſen wir pfeifen, und wenn die Leute pfeifen, ſollen wir baſchen. Und wenn ſie nach Abſchluß ſtill ſind, müſſen wir auch baſchen.“

„Warum denn? Wenn's durchfallen ſoll!“

„Du biſt dumm. Wenn nicht ein paar anheben zu baſchen, wird dir dein Lebtag kein Stück ausgetrampelt.“

„Ich möcht' nur das wiſſen, warum der Direktor

ein Stück austrampeln lassen will, wo er selber mitspielt."

„Ja, mein Lieber! Das geht um ein Frauenzimmer her!"

„Aaah, jetzt verstehe ich! Na, da hätt' er schon zwei Kronen geben können."

Das Haus war überfüllt. Es konnte kein Apfel zu Boden fallen. Der von einer Kinderloge fallende Apfel fiel einem alten Major auf den Schädel. Hätte der Mann nicht schon Kanonenkugeln über sein Haupt summen gehört, er würde wahrscheinlich ob dieser unvorhergesehenen Fruchternte ungehalten gewesen sein.

Fünf Minuten vor Beginn entstand Bewegung. In der Direktionsloge war ein Herr und eine Dame erschienen.

„Die Pinselduse!" raunten sich die Leute zu, besonders die Herren, während die Damen ihre schönen roten Mündchen verzogen. Die kein Mündchen hatte, verzog den Mund. Interessant war die junge Malerin allen, man merkte es wohl. In ihrem schwarzen, enganliegenden Seidenkleid, mit dem gelben Haargekrause, welches wie ein ungebärdiger Heiligenschein das weiße Rundgesichtchen umgab, hatte sie heute ein ganz distinguiert geniales Aussehen. Mit dem graubehandschuhten schmalen Händchen wedelte sie den großen japanischen Fächer, eines ihrer eigenen Meisterwerke, so daß man das lichte Gesichtchen nur immer als Halbmond zu sehen bekam. Sie plauderte scheinbar harmlos mit ihrem Begleiter, dieweilen ihre Blicke wie zwei lose Vöglein im Hause umherflogen, voll

heimlichen Vergnügens darüber, sich beobachtet zu sehen. Leute, die es wußten, daß die Pinselduse noch nie auf so exponierter Stelle gesessen, wunderten sich über ihre Routine. Sie war wie geschaffen, um zu glänzen und gesehen zu werden. Dem Herrn zu ihrer Linken glückte es nicht so gut. Er war in pechschwarzem Anzug, mit weit ausgeschnittener weißer Brust, weißer Krawatte und Stehkragen, der seine Kopfhaltung in eine Art Zwangslage brachte. An den Ärmeln standen die weißen Manschetten weit hervor über die maikäferbraunen Handschuhe, und damit man sie auch sah, legte er die Hände stets auf die Brüstung, und wenn die Manschetten unter den Ärmel rutschen wollten, schob er sie durch eine wie zufällig scheinende Bewegung hervor. Er saß steif aufrecht und überragte seine rundliche Dame um Kopfeslänge. Er hatte ein blasses Gesicht mit blonden Koteletten unter den Ohren, zwischen der etwas kurzen Nase und dem gekniffenen Mund war eine breite Oberlippe, die nur an den Mundwinkeln Schnurrbartspuren zeigte; Wangen und Stirn waren mit dezent gesäeten Sommersprossen besetzt. Das aschblonde Haar war an der linken Seite sehr sorgfältig gescheitelt und vorne in einer Kurve aufgeschopft. Der Mann befliß sich eines sehr tiefsinnigen Blickes, trotzdem hatte sein Gesicht manchmal etwas unruhig lustig Springendes. Er sprach scheinbar sehr eifrig mit der Dame, und seinen Gebärden und Mienen dabei sah man's an, daß sie „zum Fenster hinaus" gemacht waren. Manchmal wollte er die unbeholfene Ver-

legenheit mit Nonchalance bemänteln, lehnte ſich zurück und tat, als ſei ihm das alles ſo von ungefähr, ſo nebenbei, etwas, das ſeine Perſönlichkeit noch lange nicht erſchöpfe. Alle Opernglaſer waren nach ihm gerichtet — denn wie ein Lauffeuer hatte es durch das Haus gezuckt: Das iſt Handlbadſchi.

Der Kapellmeiſter hatte aus dem „Freiſchütz", den „Hugenotten" und dem „Propheten" eine grauſe Muſik zuſammengemacht, die ging durch Mark und Bein und bereitete vor auf die nahen Ereigniſſe. Handlbadſchi wußte wohl, daß der eigentliche Ruhm erſt nach Schluß der Aufführung angehen könne, aber eine kleine Anleihe davon konnte er doch jetzt ſchon machen. Jetzt iſt der Genius, der nach zwei Stunden vor aller Augen frei und leuchtend daſtehen wird, noch geheimnisvoll verhüllt. Dieſer Nimbus iſt auch nicht zu verachten. Fanny warf manchmal einen Blick auf das Publikum, gleichſam: Ihr armen Kinderchens, noch wißt ihr es nicht, wen ich neben mir ſitzen habe, wer in eurer Mitte lebt.

Kling! — ganz leiſe. Die Brandung legt ſich, der Vorhang hebt ſich.

Mondnacht. Felſenlandſchaft. Man hört das Toſen eines Waſſerfalles. Auf einer Raſenbank ſitzen Kuno, der ſchwarze Ritter, und Roſa von Lilienburg. Sie ſchwören ſich mit Ausdauer ewige Treue und küſſen ſich. Darob ſtockt — ein ſehr ſinniger Zug — der Waſſerfall, es iſt ſtill, man hört das ſüße Schlagen einer Nachtigall. Dieſen Umſtand benützt das Paar zu einem ſchönen Reim.

Roſa: O Geliebter mein, vernimm, es ſchweigt der Waſſerfall!

Kuno: Und hörſt du, Mädchen, nicht die Nachtigall?

Über dieſe Idylle ſenkt ſich langſam der Vorhang. Natürlich kamen auch andere Szenen vor, und wunderſchöne Sentenzen, die geradezu an niemanden Geringern als Friedrich Schiller erinnerten! Der Erzähler kann das nicht alles ſo wiedergeben, er muß ſich mit Vorführung der Hauptſache beſcheiden. Der erſte Aufzug vorüber. Das Publikum war verblüfft. So verblüfft, daß es das Applaudieren vergaß. Hendlbadſchi und Pinſelduſe nickten ſich vielſagend zu. Dieſe heilige Ruhe iſt mehr als Applaus. Sie ſind in eine andere Welt verſetzt. — Das Volk fand ſich zuerſt wieder, das ſchlichte Volk auf der Galerie. Dort begann es irgendwo zu klatſchen, vier oder ſechs Hände. Hendlbadſchi wurde unruhig. Ob er nicht aufſtehen und ſich auf die Bühne begeben ſollte? Fanny meinte, er möge warten, bis es noch dicker komme.

Zweiter Aufzug. Dorfplatz. Jahrmarkt mit allerlei Volk, Marktſchreier, Werkelmänner, Taſchenſpieler, im Hintergrunde Seiltänzer. Von der Kirche her Glockengeläute, Orgelklang, Liederchor. Die Leute ſtrömen in die Kirche, darunter auch Kuno und Roſa, einander am Arm führend. Roſa in weißem Schlepplkleid, Schleier und Myrtenkranz, Kuno im Harniſch und Helm, an der Seite ein breites Schwert. Vor dem Tore begegnet ihnen Graf Roderich von Lilienburg in rotem Samtwams, über der Bruſt eine goldene Kette, Barett mit bunten Federn.

Roderich (zu Roſe): Wohin, Schweſter?

Roſa (auf Kuno deutend): Frage meinen Herrn.

Roderich: Ritter Kuno, du?

Kuno: Ja, Herr Graf, ich.

Roderich: Wohin führſt du meine Schweſter?

Kuno: Zum Traualtar, Herr Graf!

Roderich (ſich in die Bruſt werfend): Mein Herr!

Kuno (ſich auch in die Bruſt werfend): Mein Herr!

Roderich: Das wird nimmer geſchehen, ſo lange ich lebe!

Kuno: So ſtirb, du feichter Zant! (Zieht das Schwert, um den Grafen zu erſtechen, trifft aber Roſa, die ſich dazwiſchen geworfen hat.)

Roſa (legt ihre Hand auf die Bruſt): Ach, das tut weh! — Lebe wohl mein Geliebter, ich verzeihe dir! (Fällt um und ſtirbt.)

Roderich (ſpringt auf eine Stufe, ballt gegen Kuno die Fauſt und ſchreit mit furchtbarer Stimme): Rache! Rache! Rache!

Der Vorhang fällt.

Im Publikum Bewegung. An mehreren Stellen wird geklatſcht. Fanny will Taſchentücher bemerken. Hendlbadſchi eilt hinaus, rennt in den Vorgängen herum, findet endlich den Zugang zur Bühne, prallt an Kuliſſen und verlangt, daß der Vorhang ſich hebe.

„Da müſſen Sie, bitte, ſchon warten, bis man Sie ruft!“ ſagt der Regiſſeur. „Einſtweilen — hören Sie?“ —

Man hört ein paar schrillende Pfiffe. Hendlbadschi kehrte kreidebleich in die Loge zurück.

„Man pfeift, weil man sich durch dummes Klatschen die Stimmung nicht zerstören lassen will," sagt die Pinselduse. „Ich sehe Frauen, die bitterlich weinen."

„Die Komödie tut ihre Schuldigkeit," flüstert Hendlbadschi scheinbar zufrieden, doch etwas unsicher.

„Es ist ein furchtbares Stück," haucht Fanny. „Ich hätte nicht gedacht, daß es so arg erschüttern könnte. Die Leute sind sehr aufgeregt."

„Das kommt noch besser!" sagt der Autor mit stoischer Gelassenheit. Doch fühlt er, seine Rolle für diesen Abend ist die schwerste. Es ist ihm, als ob er starken Wein getrunken hätte und über ein gespanntes Seil gehen müßte.

Im Publikum gehen Bierjungen umher. „Frisch Bier gefällig?" Auch Biskuit haben sie auf ihren Tellern, Schinken, Eier und dergleichen.

„Wozu ist denn das?" fragt ein gemütlicher Herr und langt nach einem rotangestrichenen Holztrompetchen, das zwischen den Eiern liegt.

„Das kann man den Kindern kaufen," antwortet der Bierjunge und zwinkert mit den Augen. „Nur fünf Heller."

„Da hast, Junge."

— Kling! — Dritter Aufzug. Freie Heide. Vom Buschwerk her das Blöken einer Herde. Galerakom, der Hirt tritt auf, mit langem Rastelbinderhaar, in komisch zerfahrenem Gewand. Er philoso-

phiert über das Glück der Armut, dann nimmt er seine Flöte vor und bläst, und singt hernach ein Lied mit dem Refrain:

Ach, wie ist das so fein,
Ein Schwein — ein Schwein —
Ein Schweinedieb zu sein!

Die Bühne verdüstert sich, es beginnt zu blitzen und zu donnern. Bei pfeifendem Sturm stürzt Ritter Kuno herbei, wirft sich vor dem Hirten nieder: „Gakerakom! Schütze mich! Ich beschwöre dich bei allem, was dir heilig ist, beschütze mich!"

Gakerakom: Bist du nicht Kuno, der schwarze Ritter?

Kuno: Ich bin's. Man will mich morden. Bin noch so jung und soll schon sterben. Ich will nicht sterben, nein, ich will nicht! Die Grausen des Todes, o! — Gakerakom! Lieber, guter Gakerakom, verbirg mich! Verbirg mich im Busch, unter deinem Mantel, wo du willst, nur rette mich!

Gakerakom: Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht. Mir scheint, es kommt ein Gewitter. (Donnerschlag.)

Kuno (furchtbar bebend): Hast du kein Pferd? Mein Grafenschloß für ein Pferd! — Uh, uh, er naht, er ist schon da!

Graf Roderich: Ha, Bube! Mörder meiner teuren Schwester, du entkommst mir nicht. Hier hast du deinen Lohn!

(Schleudert einen Wurfspieß nach ihm, trifft den Hirten.)

Galeralom: Was iſt das für ein Geſchoß, das in mein warmes Herz dringt? Ewige Gerechtigkeit, vom Himmel möcht' ich deine Sterne reißen, um den Mörder zu zermalmen! Ihr Blitz und Donner rächet mich! Ihr Blümlein der Au, ihr Tiere und Herden rächet mich. Ich bin des Todes! (Stirbt.)

Graf Roderich: Wie? Den Kuno habe ich erſtochen und der Hirte ſtirbt? (Zornig zur Leiche): Kanaille, was haſt du zu ſterben, wenn ich den Kuno ermorde! Auf, Spitzbub, oder du ſollſt meinen Zorn fühlen. Wirklich? Wirklich tot? (In Jammer ausbrechend): Ach weh, ach weh! alle Kreatur hat ſich gegen mich verſchworen!

Kuno: Zurück, Schurke, von dieſer Leiche! Neue Kraft gibt mir das himmelſchreiende Verbrechen. Ich rate dir, geh bald zur Beichte. Ritter Kuno wird die Unſchuld rächen!

Vorhang fällt.

In einigen Ecken der Galerie Applaus, im Publikum Widerſpruch: „Ruhig!" Man ziſcht, eine Kindertrompete piepſt. Gelächter und Händeklatſchen, das ſich durch das ganze Haus verbreitet. „Kommt denn die Forelle nicht wieder?" riefen die Studenten.

„Aber die iſt ja tot!"

„Dann tröſt' ſie Gott!"

Hendlbadſchi neigt ſich für alle Fälle ein wenig zurück, er weiß nicht ganz genau, wie ihm geſchieht. Der Pinſelduſe iſt ſehr warm, ſie flattert heftig mit dem Fächer.

Auf der Bühne frägt der Regiſſeur den Direktor,

ob man das Stück zu Ende spielen solle? „Aber natürlich!"

„Also auf!"

Vierter Aufzug. Meeresküste. Sonnenuntergang. Möven schwirren über die Bühne. Man hört das Gebrüll eines Stieres. Ritter Kuno tritt auf, schleichend, hastig, bleibt stehen, späht um sich: „Auf diesem Strandwege muß er kommen. Hier vollend' ich's! — O, der Qualen dieser letzten Tage! Vom Rachegott gekitzelt, mußte ich gleichwohl liegen auf dem Stroh, in den Eingeweiden ein mächtig Grimmen, denn meine Schaffnerin, die alte Hexe, hatte mir die Fisolen nicht gar gekocht. Und über meinem tatenlosen Sein kreisten die ewigen Sterne!"

Ob dieser herrlichen Sprache geht durch die Zuschauer ein Hauch des Entzückens. Hendlbadschi will sich doch auf die Bühne begeben, vermag aber jetzt die Logentür nicht zu öffnen. Aller Aufmerksamkeit ist der Szene zugewendet. Aus dem Buschwerk trottet plump ein schwarzer Stier.

Kuno: Welch ein Ungeheuer äfft mich hier!

Graf Roderich (der hinter dem Stiere her auftritt): Ungeheuer? Du bist es, das größte auf dem Erdball! Stehe mir!

Kuno: Dich hat dein Engel heut' verlassen, Schurke! Ich will dir heimleuchten ins ewige Leben! (Sie ziehen die Schwerter und fechten, aber so, daß sie den Stier zwischen sich haben und einer wie der andere sich durch das Tier zu decken sucht. Endlich holt Kuno zu einem mächtigen Hieb aus, trifft aber

den Stier im Nacken. Dieſer wankt, fällt ſchwer zu Boden, ſchiebt ſich um und reckt die Beine hoch in die Luft. (Am Himmel ein liebliches Abendrot.)

Und in dieſem Augenblicke war's, daß — bei offener Szene — ſich ein ſtürmiſcher, ein beiſpielloſer Applaus erhob. Volles Männerlachen, kreiſchendes Frauenlachen, ſchmetterndes Kinderlachen erfüllte das Haus.

„Ein Rieſenerfolg!" flüſterte die Pinſeldoſe dem Autor zu, „jetzt mach', daß du vor die Rampe kommſt!"

„Und jetzt gehe ich nicht," ſagte Hendlbadſchi. Je mehr ſie lachten im Hauſe, je mehr war ihm ums Weinen. „Du biſt das größte Ungeheuer auf dem Erdball!" knirſchte er dem Publikum zu. Der ganze Zwiſchenakt war belebt, die Leute ſtanden in Gruppen, ſprachen laut, lachten und blickten grüßend und zunickend nach der Direktionsloge. Frauen, die von der Pinſeldoſe bemalte Fächer hatten, ſchwangen und ſchwenkten ſolche gegen die Loge.

Der fünfte Aufzug war eine melodramatiſche Apotheoſe. Unter den weichen Klängen der Lorelei erhellte ſich ſachte der nächtliche Himmel, die Wolken teilten ſich und im Verklärungsſchein ſchwebten die drei heiligen Opfer: Roſa im weißen Brautkleide, dann Gakerakom und — der ſchwarze Stier. Die hehre Stimmung wurde leider beeinträchtigt durch den ungeheuren Heiterkeitsausbruch. Und junge Leute im Parterre riefen laut: „Die Forelle! Die Forelle!" Wie noch ſo die drei verklärten Geſtalten in den flam-

menden Wolken ſtanden, ſenkte ſich langſam, feierlich der Vorhang.

Der Beifallsſturm iſt nicht zu beſchreiben.

„Balduin Hendlbadſchi!“ ſchrien hunderte von Stimmen, und während der Vorhang immer wieder aufging, und die Schauſpieler, auch der ſchwarze Stier, ſich verneigten, kam der Regiſſeur in die Loge, ſchleppte den Autor mit ſich und auf die Bühne. — Von den eleganten Verbeugungen, die er ſich eingelernt, war keine Spur, er torkelte, er taumelte. Mit ſeinen langen, ſteifen Beinen und ſpitzen Ellbogen war er eckig wie ein Drudenkreuz. Eine Dankesanſprache hatte er ſich ausgedacht, nun fand er von ihr weder Anfang noch Schluß, nur das Wort, von der „gütigen Nachſicht des Publikums mit dem beſcheidenen Jünger der göttlichen Kunſt“ kam ihm auf die Zunge und das ſtammelte er auch.

Die Herren ſtanden auf den Sitzen und applaudierten, die Frauen riſſen Blumen von ihren Hüten und warfen ſie auf die Bühne. Und nachdem unter beſtändigem Lärmen und Tücherſchwenken Hendlbadſchi öfter als ein Dutzendmal herausgerufen war und die Diener ſchon das Licht abdrehten, begann endlich das Theater ſich zu entleeren. Während die Menge unter lebhaften Geſprächen und Gelächter ſich nach allen Seiten der Stadt zerſtreute, luden Studenten den Hendlbadſchi auf einen hölzernen Theaterſchild und trugen ihn ſo auf den Achſeln dem „Golden Hirſchen“ zu.

Die Pinſelduſe eilte mit gehobenem Bauſchrock

allein durch die dunkeln Gassen, weinend vor Aufregung und Verdruß, daß man nicht auch sie auf die Schultern der Studenten gehoben hatte.

Das nächste „Abendblatt" brachte folgenden Bericht:

„Gestern hat uns unser Theater eine höchst gelungene und liebenswürdige Überraschung bereitet. „Das Blutgericht" heißt die Kanail— Pardon! — Tragödie, die uns zwei Akte lang so köstlich genasführt hat, bis es dem Publikum, und, offen gesagt, auch uns erst im dritten Akte klar wurde, es wäre die Parodie einer jener Ritterstücke, bei denen unsere Großmütter sich noch die Augen rot weinten. Die gestrigen Zuschauer haben sie sich rot gelacht. Es war ein Faschingsulk, der seiner übermütigen Laune wegen auch noch in der Fastenzeit viele ergötzen wird. Möge das Stück auf dem Spielplan bleiben, bis es alle lachlustigen Theaterfreunde gesehen haben. Wie wir hören, sollen sich bereits mehrere Bühnen telegraphisch um das Aufführungsrecht beworben haben. Der Verfasser, den nach der Vorstellung begeisterte junge Leute ins Hotel trugen, ist ein junger, schlichter Sprachlehrer, der durch diese humorvolle Schöpfung sich als einer der feinsten Geister unserer Stadt legimitiert hat."

Direktor Ringelbaum war schlecht gelaunt. „Mir gelingt schon gar nichts mehr. Ich ziehe mich ins Privatleben zurück."

Hendlbadschi las die Rezension bei seiner Pinselduse. Darauf lehnte er eine Weile im Sopha, zupfte

an den blonden Schnurrbartſchöpfchen und blickte dem Fräulein ſo ein wenig unſicher ins runde Geſicht. Endlich fragte er: „Fanny — und was denkſt du?“

„Ich? Daß du ein Luſtſpiel geſchrieben haſt.“

„Wirklich? Es hat mir nämlich ſchon den Eindruck gemacht, als meinten Einige, ich hätte — allen Ernſtes ein Trauerſpiel ſchreiben wollen.“

„Tröpfe!“ ſagte ſie und kicherte heimlich in den weißen Fächer, auf den ſie eben eine blaue Tulpe malte. — — Es brauchen nicht gerade immer die geſcheiteſten Männer zu ſein, die man heiratet.

„Nur eins,“ ſagte ſie und nagte dabei mit den weißen Zähnchen an der Unterlippe, „nur eines vermiſſe ich an dieſem Luſtſpiel. Nämlich —“

„Nämlich?“

„Die letzte Szene. Wo ſie ſich kriegen.“

„Aber Mädel! Sie haben ſich ja ſchon!“ flüſterte Hendlbadſchi und küßte ihr das Handgelenk.

In ſeinem nächſten Luſtſpiel will er dieſe gelungene Szene verwenden. Hoffentlich wird's kein Trauerſpiel.

Die Familie Kolbenblutt.

Im Hauſe des Rentmeiſters Kolbenblutt herrſcht eine ſtrenge Zucht. Da iſt ſogar das Krankſein verboten. Das Krankſein vor allem! Nichts kann der Frau Kolbenblutt einen größeren Schrecken, einen tieferen Abſcheu einjagen als irgend ein körperliches Leiden. Sie hält derlei geradezu für unſittlich, die ganze Erziehung ihrer Kinder geht darauf hinaus, daß ſie geſund ſeien.

Und doch müſſen ſie immer krank ſein, doch hält der Wagen des Arztes vor keiner Tür ſo oft, als vor der ihren. Wenn jemand im Hauſe den Schnupfen hat — der Arzt muß gerufen werden. Wenn jemand huſtet — der Arzt! Muß ein Kind des Tages zweimal hinaus, oder in zwei Tagen nur einmal — der Arzt! Hat die Frau Kopfweh oder die Magd Zahnweh oder der Junge ein bißchen Ohrenreißen — alſo gleich der Arzt!

„Warum ißt du denn nicht, Kind?“ wird das Mädchen gefragt, wenn es den zweiten Semmelknödel ablehnt. „Du haſt keinen Appetit, du haſt dir den Magen verdorben. Oder ſind etwa gar die Maſern in Anzug? Ich will den Doktor holen laſſen.“

„Poldi! Du haſt mir heute ſo verdächtig rote Flecken auf den Wangen. (Denn der Junge hat eine ſchlechte Schulnote in der Taſche.) Geh, lang' einmal deine Hand her, daß ich den Puls greif'. Mein Gott, das Kind hat ja Fieber! Die Mali ſoll ſofort zum Doktor laufen. Ich laſſ' bitten, ſo ſchnell als möglich!"

„Mann, du biſt ja heiſer! Laſſ' mich einmal in den Hals gucken. Der iſt gerötet auf der linken Seite. Auch die Zunge iſt belegt. Am Ende bekommſt du mir die Influenza. Am beſten, du legſt dich gleich ins Bett, ich laſſ' den Doktor holen."

„Aber Mädel, was fällt dir ein! Du wirſt heute doch nicht mit der Frühjahrsbluſe ausgehen! Es geht ja der Wind! Sofort ziehe mir den Tuchmantel an!"

„Seitenſtechen, ſagſt du? Warum laufſt du wie nicht geſcheit! Auf der rechten Seite? Stark? Du wirſt mir noch eine Rippenfellentzündung bekommen, Franz. Das dumme Turnen! Die Turnſtunden werden aufgehoben, hörſt du! Heute biſt du das letzte Mal geweſen. Ich werde mir nicht die Geſundheit meiner Kinder verderben laſſen! — Es wär' ſchon wieder gut? Das iſt nicht wahr. Seitenſtechen wird nicht ſo ſchnell gut. Ich werde den Doktor holen laſſen."

„Jetzt ſchau aber, daß du ins Zimmer kommſt! Da auf dem zugigen Gang — kehr' um die Hand, haſt wieder dein Reißen! Heute bleibſt du im Zimmer, es iſt regneriſch. Warm, was warm! Es iſt regneriſch, ſage ich, und auf ja und nein iſt wieder eins krank!"

„Mann! Guſtl! Was haſt du denn? Jeſus Maria! Guſtl, was iſt dir denn! Ihr Heiligen Gottes, ſteht uns bei! Guſtl! Guſtl!“ Die Frau iſt aufgeſprungen und ſchlägt mit beiden Fäuſten auf den Rücken des Herrn Gemahls los, der ſich bei einem Trunk Waſſer ein bißchen verſchluckt hat und mit einem Huſtenkrampf kämpft. Er wehrt mit den Händen ab, kann kaum zu ſich kommen, weil die Frau ihn wie tobſüchtig bearbeitet. Das ganze Haus iſt zuſammengelaufen und weil ſie immer noch grauenhafter um Hilfe ruft, ſo meinen die Leute, der Herr erſticke, bis er ſich endlich ruhig räuſpern kann, und ſchimpfen über das Geſchrei, wenn einmal ein Waſſertropfen „in den unrechten Hals kommt.“

Die Schulzeugniſſe der Kolbenbluttſchen Kinder ſind voll verſäumter Lehrſtunden. Alle natürlich korrekt entſchuldigt mit Krankheiten. Die Kinder wollen ſchon gar nicht mehr in die Schule, weil ſie immer rückſtändig ſind. „Iſt kein Unglück!“ meint die Mutter. „In der ſchlechten Schulzimmerluft werden ſie doch allemal krank und bringen von andern allerlei Anſteckungen heim. Geſundheit iſt die Hauptſache. Auf alles andere pfeif' ich.“ Die Kinder waren's ſoweit ganz zufrieden.

Keines der Kinder will in der Nähe der Mutter ſchlafen, denn ſo oft eines huſtet, wird es ausgezankt. Wenn es trotzdem das zweite- oder gar das dritte Mal huſtet, ſo wird es geſtraft. Sie haben die Mutter ſehr lieb, wenn ſie aber einmal ein paar Tage abweſend iſt, dann ſind ſie ganz vergnügt — nun darf

man wieder einmal ungeniert einen Huſter tun. Nun braucht man nicht mehr zu erſticken bei Unterdrückung eines augenblicklichen Huſtenreizes, nun kann man, wenn's einmal in der Naſe beißt, friſch drauf los nieſen. Man kann auch kaltes Waſſer trinken, in Hemdärmeln und barfuß im Garten herumlaufen. Natürlich ſchadet das dem verweichlichten Geſchöpflein und das führt die Mutter dann mit ſchrecklichem Zorn als Beweis dafür an, daß ihre Vorſicht notwendig und die richtige Methode ſei, um die „Fratzen" geſund zu erhalten.

Die älteren Kinder ſind demnach richtig ſchon Hypochonder geworden. Sie trauen keinem friſchen Luftzug, keiner freien Bewegung, keinem derben Stück Brot mehr — das könnte ſchaden. Spüren ſie irgendwo im Leibe ein Zwicken und Zwacken, ſo fahren ſie erſchreckt auf, forſchen ängſtlich nach, ob ſich nicht da eine Krankheit entwickele und ſchreien nach jedem vorübergehenden Unbehagen nach dem Arzt. Einzelne Leiden, die beſonders in der Jugend ſich öfters einſtellen, als Kopfweh, Katarrhe, Magendrücken, Ohrenreißen und dergleichen, halten ſie für beſonders krankhafte Anlagen, für beginnendes Siechtum. Hingegen beſuchen ſie ſkrupellos Bälle, trinken in der Erhitzung kaltes Bier, rauchen Tabak ins Maßloſe — das ſchadet nicht. Das treiben ja auch andere ſo. Wenn man nicht einmal mehr ſo kleine Genüſſe ſoll haben dürfen, dann hat das Leben überhaupt keinen Wert. Dann ſei es am beſten — eine Kugel! — Zwiſchen Angſt vor Fenſterluft und Hang zum Revolver pendelt

der moderne Menſch. Frau Kolbenblutt hat daran wohl auch einige Schuld.

Körpergeſundheit iſt freilich eine Hauptſache, aber man erreicht ſie nicht durch völlige Außerachtlaſſung krankhafter Anlagen, nicht durch rückſichtsloſe Abhärtung, und auch nicht mit dem Gegenteil. Die Geſundheit liegt nicht rechter Hand und nicht linker Hand, ſondern — geradeaus. Aber wie man's da treibt, iſt mit der größten Fürſorge die größte Rückſichtsloſigkeit verbunden.

Der Hausarzt der Kolbenblutts iſt ein Greis von mehr als ſiebzig Jahren, er iſt gichtiſch und aſthmatiſch und ſehnt ſich nach verantwortungsvoller Tageslaſt bei Schwerkranken abends allemal nach dem Bette. Und ſiehe, um Mitternacht wird er geweckt. Unverzüglich zum Rentmeiſter Kolbenblutt kommen! Eines der Kinder hat die Diphtheritis! — Er ſteht auf und geht hin und findet an dem fünfjährigen Mädchen eine leichte Angina. Ein einfacher Prießnitz-Umſchlag, wie ihn bei ſolchen Fällen andere Hausfrauen zu machen verſtehen, hätte die Sache behoben. Gott ſei Dank! ſagt die Mutter, insgeheim hat ſie aber doch ihren Ärger. „Der Doktor nimmt halt alles ſo leicht."

Sonſt hat jedes Haus ſeine kleine Apotheke gehabt von altbewährten Hausmitteln. Nein! Derlei lehnt Frau Kolbenblutt energiſch ab, mit beiden Händen! „Ich fange nicht an zu patzen! Mit der Geſundheit iſt nicht zu ſpielen. Wenn wer krank iſt, geht man zum Doktor! Mir iſt noch keines geſtorben!"

Keines geſtorben, aber auch keines geſund.

Treibhauspflänzchen. Und zwar ſolche, an denen fortwährend herumgezwickt und geſchmiert wurde. Hatte eines Schnupfen — zum Doktor. Hatte es Zahnreißen — zum Dentiſten. Hatte es Gliederſchmerzen — zum Maſſeur. Hatte es ſich ein Speilchen in den Finger geſtoßen — zum Chirurgen. Hatte es ein gerötetes Auge — zum Augenarzt. — Hatte es einen überladenen Magen — zum Mediziner. In den meiſten Fällen wäre es ſchon am nächſten Tage gut, aber man wartet nicht darauf, man läuft zum Arzt und iſt empört, wenn er nicht im Augenblick zur Verfügung ſteht.

Drei Diurniſtenfamilien könnten jahraus jahrein leben von dem Gelde, das die Kolbenblutts für Ärzte ausgeben, und doch ſind ſie immer „krank".

Die Ängſtlichkeit iſt eines unſerer größten Übel. Wer iſt denn heutzutage überhaupt vollkommen geſund? Und wie viel hat ſelbſt der Geſunde Tage, an denen er nicht irgendwo an ſeinem Körper einmal einen Schmerz, ein Unbehagen empfindet? Wer da allemal die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen wollte, da gebe es mehr Hände über den Köpfen, als Köpfe über den Händen. Man behalte vielmehr den Kopf oben. Man denke doch nicht immer nur an ſein leibliches Befinden! Unſer Körper iſt manchmal ein Simulant, ohne daß wir es wiſſen. Wenn wir jeglicher ſeiner krankhaften Regungen Gehör geben, ſo fängt er bald an, die Sachen aufzubauſchen. Wenn man alle ſeine Fineſſen gleich beachtet und bedenkt, dann fängt man eben an, „bedenklich" krank zu wer-

den. Wenn man ſeine Verſuche, zu außergewöhnlichen Zeiten in ein warmes Bett zu kommen, gelaſſen überhört und überſieht, verdrießt es ihn weiter nicht, ſondern tritt wieder friſch und munter ins Leben. Wenn man ſie aber lockt, die ſchalkhaften kleinen Schmerzen, wenn man ihnen geradezu entgegenkommt, dann packen ſie aus und ſpielen ſich auf die ſchönſten Krankheiten hinaus.

In einer Nacht war es, daß Ricki, das kleinſte Töchterchen der Kolbenblutts, gar bitterlich ſchluchzte. Die Mutter, ſchwer erſchrocken, ſtand auf und fragte, was der Kleinen denn wäre um Gotteswillen!

„Mama! Mama!“ ſtöhnte das Kind, „ich habe ſo Angſt, daß ich krank werde.“

„Mein Gott, tut dir was weh?“

„Jetzt noch nicht, aber ich habe ſo Angſt, daß ich krank werde.“

„Das arme Kind!“ klagte die Frau ihrem Manne, „es iſt ſo aufgeregt. Ich will doch morgen den Doktor holen laſſen.“

Ihr Mann hat ſie ſchon vielfach beſchworen: „Laſſ' es, Margaret', es iſt ja nichts, es geht vorüber!“ Und ſie: „Du biſt auch ſo einer! Weil dir die paar Groſchen Doktorhonorar leid tun, ſollen die armen Weſen leiden wie Hunde, wenn's nicht ſchlimmer wird, Gott bewahre uns. Du haſt kein Herz für deine Kinder.“

Der Doktor hat ihr ſchon oft zu verſtehen gegeben: „Wenn an den Kindern etwa die und die Erſcheinungen auftreten ſollten, ſo wenden Sie bloß

das und das an, und brauchen Sie sich nicht die Mühe zu nehmen, mich holen zu lassen. Ich bin auch nicht immer zu Hause, weil es Schwerkranke gibt."

„Du, mir scheint, unser Doktor will streiken," sagte die Frau einst zu ihrem Manne. „Nun, wenn es ihm nicht gefällig ist, es gibt noch andere Ärzte. Ich werde meine Kinder nicht verkommen lassen, wenn ihnen was ist. Es ist doch gescheiter, man schaut dazu, bevor sie schwer krank werden, nicht?"

Unvorsichtig tat Herr Kolbenblutt einen ungeduldigen Huster.

„Du könntest auch einmal was tun für deinen verdächtigen Husten," rief sie, „wenn du erst die Lungensucht hast, dann ist es zu spät."

So sind sie — und so bleiben sie.

Eines Tages ersuchte mich diese Frau, etwas in ihr Stammbuch zu schreiben. Sie hat eins angelegt für „berühmte Leute zum Einschreiben, und weil die Frau Bezirksrichterin auch eins hat". Ich schrieb aufs Blatt: „Man muß nicht zu jeder Krankheit, die anklopft, herein sagen."

„Siehst du, Gusti!" rief sie triumphierend ihrem Mann zu, „der Rosegger sagt's auch! Er fürchtet sich auch vor den Krankheiten. Wenn sie einmal im Hause sind, dann ist's zu spät."

Das gelbe Pulver.

Nachdem der Mann jahrelang gelitten hatte, schrieb er an seinen Arzt. Seine Schrift ist kaum wieder zu erkennen; er schrieb unter Schmerzen und Qualen.

„Mein lieber Doktor!

Es ist nicht mehr zum Aushalten. In letzter Nacht nicht eine Minute geschlafen. Das Herz tobt oder will ganz stehen bleiben. Und dieses schreckliche Bohren! Und dieser abscheuliche Ekel! Und diese Hinfälligkeit, — hoffnungslos! Und die Schmerzen im Magen, im Rückgrat: zum Wahnsinnigwerden! Ich bat Sie gestern kniefällig und ich bitte Sie heute um Gottes willen: geben Sie mir was, daß ich einschlafen kann. Um mich gesund zu machen, haben Sie kein Mittel; es gibt keins; ich bin morsch durch und durch. Aber ein Mittel haben Sie und viele Mittel, daß ich kann einschlafen für immer. Ich bitte Sie bei allem, was Ihnen heilig ist: seien Sie barmherzig. Und wenn Sie die Tat nicht auf sich nehmen wollen, so vergessen Sie etwas bei mir, ein Fläschchen, ein Pulver, ich werd's nutzen, auf meine Verantwortung. Das größte Gift habe ich ja längst in mir, das vergiftete Blut. Heilen Sie mich, Doktor, und lassen Sie mich einschlafen. Ich bin Herr meines

Lebens und verfüge darüber; wen geht das an? Ich will erlöst sein und ich kann nicht aufhören, zu bitten: Erbarmen, Erbarmen!"

So schrieb der Kranke an seinen Arzt. Als er versichert war, daß der Brief im Postkasten lag, atmete er schwer auf. Nun ist's entschieden. Aber was wird geschehen? Wird der Doktor schreiben: Also, in Gottes Namen, wenn Sie die Verantwortung tragen, ich will Ihr Leiden enden. Oder wird er sagen: Das ist frevelhaft, was Sie verlangen. Sie müssen, was die Natur über Sie verhängt hat, tragen, wie es tausend andere tun, die nicht minder leiden als Sie. Ihr Verlangen kann nimmer erfüllt werden. — Was wird er schreiben?

Allein der Doktor schrieb nichts und sagte nichts. Er kam wie gewöhnlich, zu seinem Kranken, sagte wie gewöhnlich, seine beruhigenden Worte, daß sein Körper nur so verweichlicht, so widerstandslos und wehleidig, sein Geist so mutlos sei. Und gegen die rheumatischen, neuralgischen und anderen Schmerzen verschrieb er die lindernden Mittel, wie immer. Einmal, als er das von der Apotheke geholte Fläschchen mit der grünlichen Flüssigkeit in der Hand hielt, sagte er mit bedeutsamem Ton: „ich denke, mein Lieber, das wird Ihnen gut tun. Abends, wenn die Schmerzen unerträglich werden sollten, nehmen Sie etwa fünf Tropfen zu sich, nicht weniger!" . . . Der Kranke schaute ihm scharf in die Augen; die zuckten kaum merklich. Im übrigen betrug sich der Arzt wie gewöhnlich und ging gelassen davon.

Am Abend begann, wie immer, das grausame Bohren im Haupt, der Hüftschmerz, das Angstgefühl. Der Kranke starrte auf das grünliche Fläschchen, streckte seine Hand danach aus, nahm es aber nicht. Er griff zu den anderen Mitteln, die in Flaschen und Pulvern noch herumstanden, und nahm sie nach der Vorschrift zu sich. Aber die Qual stieg, er krümmte sich und ächzte und langte nach dem Fläschchen. Weniger als fünf Tropfen nicht, hatte der Arzt gesagt. Der Kranke ließ einen einzigen Tropfen auf das Silberlöffelchen heraus, goß ihn auf die Zunge und versuchte vorsichtig den Geschmack. Ölig und bitter; aber er bemerkte keine Wirkung. Der Arzt hätte es wohl sagen müssen. Er nahm zwei, nahm drei Tropfen: er merkte an seinem Zustand keine Änderung; die Schmerzen tobten wie immer. Also in des Himmels Namen! Er goß fünf Tropfen auf den Löffel; und mit bebender Hand schüttete er sie in seine Gurgel. Nichts änderte sich. Die Schmerzen tobten und waren unerträglich. Knirschend nahm er das Fläschchen und trank es aus. Nichts geschah. Nur schlief der Kranke nach einer Weile ein wenig ein, mit den Schmerzen mengten sich beängstigende Träume und dann erwachte er wieder in seiner dunklen, qualvollen Einsamkeit. Es waren ja wohl nur gewöhnliche Kirschlorbeertropfen gewesen, mit einem halben Promill Blausäure, und der Arzt erweist ihm nicht die innig erbetene Barmherzigkeit.

Wieder vergingen die Tage. Der Arzt kam und wechselte die Mittel und hatte manchmal ein wunder-

liches, geheimnisvolles Benehmen, das den Kranken beunruhigte. Am Ende beſinnt er ſich doch noch. Mit Hoffnung und mit Mißtrauen nahm er jede neue Medizin, fade Tränklein, widerliche Pulver, bittere Pillen. Doch wenn die Qualen nicht geradezu furchtbar waren, nahm er am liebſten gar nichts. Er hatte ſein Schreiben an den Arzt ſchon bereut. Dieſe Ungewißheit! Ob er nun eine Medizin nimmt, eine Speiſe oder ein Getränk: wer bürgt ihm dafür, daß nicht der Doktor ſein Gift hineingelegt hat? So war zur Leibespein noch eine Seelenqual gekommen, eine immerwährende Todesangſt ohne Tod, — ein unerträglicher Zuſtand.

Und eines Tages, als es wieder arg iſt, als wieder der Arzt an ſeiner Seite ſitzt, klammert der Kranke ſeine mageren Finger an einander und ſagt: „Warum, Herr Doktor, haben Sie mir noch immer die Bitte nicht erfüllt?“

„Welche Bitte, mein Freund?“

„Ich hätte es längſt überſtanden. Sonſt, wenn Sie mir nicht helfen konnten, hatten Sie keine Schuld; es liegt nicht in des Menſchen Macht. Meine Lebenskraft iſt aufgebraucht. Aber nun Sie meinen Wunſch kennen und ihn nicht erfüllen, ſind Sie verantwortlich für mein Leiden. Sie können mir helfen und tun's nicht. Sie laſſen mich nun ſchon Monate lang hinſterben und, ſtatt daß es ſchnell vor ſich ginge, tun Sie, daß es langſam geht. Die Qual verlängern: Das allein liegt noch in Ihrer Macht. Sagen Sie mir doch wenigſtens, daß Sie mir meine Bitte nicht er-

füllen wollen, damit ich weiß, wie ich dran bin. Vielleicht finde ich dann noch ſelbſt den Mut, mich beſſer zu betten. So reden Sie doch!"

Hierauf ſagte der Arzt: „Ich will wohl reden, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur mein Staunen ausdrücken. Sie haben mich in Ihrem Schreiben gebeten, Sie zu vergiften. Welcher Arzt wird nicht entrüſtet ſein, wenn ihm ein Mord zugemutet wird? Ich aber, wiſſen Sie, war nicht entrüſtet. Ich dachte: wenn die Krankheit unheilbar iſt, weil alle Kräfte zur Neige gehen, dann iſt es ja wirklich gewiſſenlos, ihn ſo lange leiden zu laſſen. Man gibt ja kein momentan und heftig wirkendes Mittel, aber man gibt ein nicht minder ſicheres, das ruhig betäubt und lähmt und auflöſt. Und das, lieber Freund, hören Sie, das habe ich Ihnen gegeben! An jenem Tag, als ich Ihnen die gelben Pulver daließ, habe ich in Gedanken von Ihnen Abſchied genommen. Morgen, dachte ich, wird nur noch ein bewußtloſes, verlöſchendes Geſchöpf daliegen. Aber Sie, der ſo leidenſchaftlich um den Tod bettelt, haben die Pulver ja gar nicht genommen!"

„Die gelben Pulver vor einigen Tagen? Die in blaues Papier gewickelt waren? Die ſo widerlich ſchmeckenden gelben Pulver? Die habe ich genommen!"

„Ja, und wahrſcheinlich zum Fenſter hinausgeworfen!"

„Zu mir genommen! Ganz nach Vorſchrift, jede Stunde ein Pulver!"

Der Arzt blickte den Kranken betroffen an. „Sie hätten die Pulver eingenommen?! Sie hätten dieſe Pulver in der Tat eingenommen?“

„Aber ganz gewiß!“

„Ich meinte anfangs, als Sie am nächſten Tage noch lebten, daß ich mich vergriffen hätte, und verſuchte ein ſolches Pulver an meiner alten Hauskatze. Das Tier verfiel in Starrkampf und verendete am zweiten Tage.“

Der Kranke ſchnellte aus ſeinem Lehnſtuhl auf.

„Ich hätte . . . Sie hätten mir Gift gegeben?“

„Und Sie hatten — trotz Ihrer Zuſage — nicht die Güte, zu ſterben.“ Gereizt war der Doktor, geradezu aufgebracht. Lebhaft fuhr er zu ſprechen fort: „Sie wollen krank ſein? Ein Simulant ſind Sie und nichts anderes! Ein Organismus, der von dieſem Pülverchen nicht einmal ein bißchen Zuckungen bekommt, iſt ſchon ein hartgeſottener Sünder!“

„Dann bin ich eben ſchon zu ſehr tot, um noch ordentlich ſterben zu können,“ antwortete der Kranke bitter.

„Sie haben Galgenhumor,“ ſagte der Arzt. „Doch ich verſichere: Sie haben Grund zu wirklichem Humor. Wenn Sie ſich nicht geradezu vor eine Eiſenbahnmaſchine legen oder in einen Hochofen ſpringen, ſo erreichen Sie Methuſalems Alter. Erzählen Sie nach hundert Jahren meinen greiſen Urenkeln, daß Sie mich, den Urgroßvater, erſucht hätten, Sie zu vergiften. Vielleicht iſt einer davon Staatsanwalt und läßt Sie nachträglich noch einſperren.“

„Ich weiß nicht, Doktor, was Sie reden!“

„Bei meiner Treue, wenn Sie, Sie unheimlicher Menſch, die gelben Pulver wirklich verzehrt haben! . . . Aber nein, Sie irren ſich wohl nur oder renommieren . . .“

„Bei meiner Seele Seligkeit! Ich habe die Pulver gegeſſen!“

„Dann ſind Sie immun. Dann iſt Ihr ſogenanntes Leiden nur die Folge überſchüſſiger Kraft, die nirgends hinauskann, weil ſie nicht betätigt wird. Werfen Sie doch Ihre Kleinkunſt, den Plunder, zum Satan und werden Grobſchmied oder Maurergehilfe oder Arbeiter auf einem Frachtenbahnhof und ſchlagen jeden Sozialdemokraten tot, der es auf Achtſtundenarbeit abgeſehen hat. Sie bedürfen keiner Raſt, Sie vertragen keine, Sie Urelement, Sie, Sie . . . na, Menſch, ich ſchweige!“

Der Arzt reichte dem Kranken mit großer Gebärde die Hand. Dieſer war bloß verblüfft. Er war einer von denen, die in ſolchen Momenten nicht recht wiſſen ob . . ., und deshalb das annehmen, was ihrer Neigung entſpricht.

In der nächſten Nacht bohrte es wieder im Kopf, grub und krampfte es wieder in der Bruſt, zuckte es wieder in allen Nerven, aber nicht ganz ſo ſchlimm wie ſonſt. Wenn man weiß, daß es nur das Rumoren der überſchüſſigen Kraft iſt, erträgt man's weſentlich leichter, als wenn es das letzte Krampfen des vergehenden Lebens bedeutet. Am nächſten Tage nahm er den Spaten und ging in ſeinen Gemüſegarten. Zum Um-

fallen war ihm, ſo ſchlecht, aber er fiel nicht um. Er begann, zu graben und Erde zu ſchaufeln; ſeine Glieder empörten ſich über die Zumutung und taten raſend weh, er aber dachte: Ihr habt das gelbe Pulver ausgehalten, Ihr werdet auch das bißchen Anſtrengung aushalten! Und ſie hielten's aus. So trieb er's nun manche Stunde und manchen Tag; und je müder er ſich arbeitete, um ſo ſchwächer war das Bohren in ſeinem Haupt, das Krampfen in ſeinem Magen, das Zwacken in ſeinen Nerven. Natürlich: weil die Kraft anderswo aufgebraucht wurde. Das Vertrauen zu ſich und ſeiner Kraft wuchs immer mehr, bis er ſich das körperliche Arbeiten ſo angewöhnte, daß er dabei blieb und allmählich vergaß, einmal krank geweſen zu ſein.

Der Doktor aber hält ſeit dieſem Falle ſeinen Puder, mit zerriebenen Harzkörnern vermiſcht, für ein ausgezeichnetes Heilmittel; denn man macht daraus die gelben Pulver. Das Pulver kann übrigens auch weiß ſein oder rot, aus Maismehl oder aus geriebenem Kalk, aus was immer, — wenn es nur mit der gehörigen Doſis Suggeſtion verſetzt wird. Den Kranken ein Heilmittel zu ſuggerieren: Das iſt nicht mehr neu. Doch glauben zu machen, daß der mutloſe Kranke noch ſchwere Gifte zu beſiegen vermöge: das Kunſtück hat mein Doktor erfunden. Seine Adreſſe mag ich allerdings nicht angeben, weil man nicht wiſſen darf, wer unter den Schlauen der Schlaueſte iſt.

Ein Tag der Unzukömmlichkeiten.

Das war ein Tag der Unzukömmlichkeiten, wie solche von Zeit zu Zeit abgehalten werden müssen in einem Landesschulrate. Die Herren saßen beisammen im hohen Rate. Mancher verfügte über ein gemütliches Gesicht, aber heute hatte er es zu Hause gelassen. Heute mußte das strenge aufgesteckt werden, das Amtsgesicht, und das ist bei den Herren Schulräten besonders martialisch!

Es handelte sich um Einläufe über unzukömmliche Vorfälle in den Landschulen.

„Wir haben heute, meine Herren," sagte einleitend der Vorsitzende, ein Mann mit eckigem, tiefgebräuntem Gesichte, dessen graue Äuglein scharf und unbeglast auslugten im Gegensatz zu den vier übrigen Räten, die trotz ihrer bewaffneten Augen verhältnismäßig friedlich dreinschauten. „Wir haben heute — Sie Franz, bringen Sie doch einmal die Mappe B. — wir haben heute einige Einläufe zu erledigen, die — danke!" Er legte die Mappe vor sich zurecht und nahm die schmalgebogenen Aktenstücke heraus.

„Haben Sie die Güte, Herr Doktor!" Er lud den Nächstsitzenden ein, das Schriftstück vorzulesen.

„Bitte!" sagte der Doktor und ergriff das Blatt.

„Haben die Herren etwas dagegen, wenn ich das Fenſter öffne? Es wird ſchwül.“

Dienſtbereit flogen die Flügel auf.

Der Doktor begann: „Alſo, Nummer eins. Eine erbauliche Katechetengeſchichte, meine Herren. Sie erlauben.“

Die einen bliesen ihre Naſen puſternd ins Sacktuch aus, die anderen putzten mit dem Sacktuchzipf ihre Augengläſer — wohl damit ſie beſſer ſollten hören können.

„In Kleingöding,“ begann der Doktor, das einemal in den Bogen, das anderemal über den Rand desſelben hinausblinzelnd, „hat der dortige Cooperator in der dritten Volksſchulklaſſe über die Wunderkraft der heiligen Namen geredet, und zur Erhärtung ſeines Lehrſtückes folgendes Exempel erzählt: Da war — der Berichterſtatter verſichert, daß es der Wahrheit gemäß wörtlich wiedergegeben iſt. Da war einmal ein frommer Mann, der einen Starmatz beſaß und demſelben aus kindlicher Frömmigkeit die drei heiligen Namen einlernte. Des Morgens, wenn der Mann aufwachte, begrüßte ihn der Star mit dem Rufe: Jeſus, Maria und Joſef! Desgleichen, wenn er an die Arbeit ging, oder zu Tiſche, oder wenn er ſich des Abends ſchlafen legte. Auch wenn der Vogel Hunger oder Durſt hatte, oder ein anderes Leid, als wenn die liebe Sonne zum Fenſter hereinſchien, rief er in Schmerz oder Freude die drei Worte aus, alſo daß das Haus jeden Augenblick mit den heiligen Namen beſegnet ward. Nun trug es ſich zu, daß

eines Tages aus Unachtſamkeit der Magd, der Star ſeinem Käfig entkam und hinausflog in den grünen Wald. Und zur Stunde ſtieß vom hohen Himmel ein Geier nieder auf das arme wehrloſe Tier. „Jeſus, Maria und Joſef!“ kreiſcht der Vogel in größtem Schreck. Was geſchieht? Als der Geier dieſen Ruf hört, prallt er zurück, es erlahmen ſeine Flügel und er ſtürzt in den Abgrund. Daraus erſeht Ihr, liebe Kinder.“ — Und nun die Moral: „Gewöhnet Euch an, die heiligen Worte recht oft auszuſprechen. Wenn ſie ſchon beim unvernünftigen Tier eine ſolche Wunderwirkung haben, um wie mehr erſt beim Chriſtenmenſchen.“

Der Doktor hatte das geleſen und dann den hohen Rat der Reihe nach angeblickt.

„Nun? Was ſagen die Herren dazu?“ fragte der Vorſitzende.

Der eine ſtemmte den Ellbogen auf den Tiſch, ſtützte das Haupt auf die Hand und brummte: „Es iſt ganz niederträchtig, den Kindern mit ſolch naturwidrigem Gefaſel den Kopf zu verwirren. Solches Altweibergeſchwätz, anſtatt die Kleinen in den Naturwiſſenſchaften zu unterrichten, ſie darüber aufzuklären, daß der Starmatz und der Geier auf dogmatiſche Dinge pfeifen.“

Der Vorſitzende blickte auf den Nächſten. Dieſer tat einen großen Atemzug und ſagte: „Wenn ich der Sache von dieſem Starmatz und dem Geier auch keine beſondere Bedeutung beimeſſen möchte, ſo finde ich doch — offen geſtanden —.“ Er brach ab, wollte

dem Vorsitzenden mit seiner Meinung nicht vorgreifen. Denn dieser hatte noch nicht gesprochen, obschon ihm entschieden das erste Wort gebürte. Denn er war ein Graf.

„Nun, bitte, Herr Rat!"

„Exzellenz!" murmelte ein dritter und machte mit der Hand eine Bewegung, gleichsam, als gebe er Sr. Exzellenz darüber das Wort, ob man dem Katecheten den Geier durchgehen lassen solle, oder ihm eine Rüge erteilen müsse.

Seine Exzellenz zuckte die Achseln und sagte kurz und trocken: „Was weiter? Ist halt ein klerikaler Geier gewesen."

Sie lachten und der Bogen wurde beiseite gelegt. Nun kam das zweite Stück dran. Es war die Beschwerde des Dorfschulrates zu Mitterwies darüber, daß der Lehrer den Kindern gesagt hatte, es sei nicht wahr, daß die Sonne aufgeht. Es drehe sich vielmehr die Erde um die Sonne. Man bitte hohenorts, eine so offenkundige Lüge zu bestrafen. Als Zeuge einerseits, daß der Lehrer die Worte wirklich ausgesprochen habe, und anderseits, daß die Sonne Tag für Tag aufgehe, erböte sich die ganze Gemeinde Mitterwies.

Seine Exzellenz legte das Aktenstück beiseite und sprach: „Die Herren aus Mitterwies werden demnächst dem Reichsrate wahrscheinlich eine Gesetzvorlage unterbreiten, es möge beschlossen werden, daß in Zukunft die Erde nicht mehr um die Sonne kreisen darf, sondern die Sonne täglich pflichtgemäß auf und

unterzugehen hat, damit man ihretwegen nicht am Ende gar die Schulbücher abändern müsse!"

Sie lachten und eine weitere Erledigung dieser Beschwerde aus Mitterwies hat nicht stattgefunden.

Das dritte Aktenstück schloß sich insofern an das erste, als es den Katecheten einer Marktgemeinde verklagte. Dieser hatte nämlich bei Behandlung des Altarssakramentes den Schulkindern folgende Geschichte erzählt: In alter Zeit, als in Deutschland fast noch heftiger als heute das Christentum verfolgt wurde, ging eines Tages ein Priester mit Monstranze und Hostie aus, um einem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu spenden. Und als der fromme Mann so im Gebete dahinwandelte, da wurde er plötzlich angefallen von berittenen Heiden, die ihn mißhandelten und des hochwürdigsten Gutes beraubten. Dann ritten sie davon, zerbrachen die Monstranze, um das Gold derselben unter sich zu teilen, und die Hostie warfen sie zur Erde. Dort blieb sie liegen unter Heidekraut, von wildem Gewürme umzingelt. Da flog zur Zeit ein Bienenschwarm über die Heide, und als diese Tierchen die Hostie liegen sahen, umflogen sie die Stelle im Kreise und huben an, aus wilden Blumen Wachs zu sammeln und aus Wachs ein Tabernakel, mit Trepplein und feinen Säulen und einem kunstreichen Baldachin. Und in die zierliche kleine Halle hoben sie die heilige Hostie. Also blieb das Tempelchen stehen, Hirten fanden es und an derselben Stelle wurde eine Kirche erbaut,

genannt die Immenkirche, in welcher das Wunderwerk der Bienen heute noch zu sehen ist.

So war die Katechetengeschichte dem Schulrat hinterbracht worden. Da schlug einer der Herren Räte die Hand auf den Tisch und rief aus: „Das ist nun aber schon zu arg! Das sind Faustschläge ins Gesicht der Natur und der Wahrheit! Wie kann bei systematischer Züchtung solchen Unsinnes der Lehrer den Kindern die Naturgesetze einprägen? Das ist ja die reinste Schule des Aberglaubens. Das Tierreich so in die Religion hineinzuzerren. Ich glaube, meine Herren, das können wir länger nicht dulden!"

Der Exzellenz-Präses zuckte ein wenig die Achseln und meinte, da müsse man erst einen Immenzüchter fragen, ob die Bienen auch Altäre und Tabernakel bauen können. Wenn ja, dann falle der Akt dem Gewerbeamte zu.

Sie lachten wieder ergebenst. Aber ganz unten am grünen Tische saß ein altes Männlein, das bisher geschwiegen hatte. Jetzt räusperte es sich angelegentlich und hob das Wort: „Wenn ich mir erlauben darf, geehrte Herren! Die bisher geäußerten Auffassungen in so ernsten Dingen scheinen mir nicht recht am Platze zu sein. Ich frage, wollen wir in der Schule noch Religion, oder wollen wir keine?"

„Unsere Religion ist Gerechtigkeit und Sittlichkeit," versetzte einer der Räte.

„Gut. Also dann keine Religion. Die Gerechtigkeit besorgt das Gesetz und die Sittlichkeit besorgt der Brauch."

„Religion muß ſein!“ ſagte der Nebenſitzende würdevoll. „Das Volk muß Religion haben.“

„Jeder Menſch muß Religion haben,“ rief das alte Männlein, „und er hat ſie, wenn oft auch nur unbewußt. In jedem — er müßte denn allzu frivol ſein, Exzellenz! — iſt eine Sehnſucht nach Übernatürlichem, ein Durſt nach Geheimnisvollem und Weihevollem, nach höchſter Erhebung deſſen, was wir gut und ſchön nennen. Dieſen überweltlichen Sinn im Menſchen ausbilden, gehört zur Erziehung, zur Bildung. Wenn im religiöſen Unterrichte nichts Schlimmeres vorkäme, als was unſere heutigen Aktenſtücke aufweiſen, wir könnten zufrieden ſein. Die beiden Legenden, die uns zur Prüfung vorliegen, finde ich geradezu ſchön und rührend. Sie zeigen, daß Gott nicht bloß für den Chriſtenmenſchen da iſt, ſondern auch für die Tiere und deuten damit die Zuſammengehörigkeit und Göttlichkeit aller Kreatur an. Das ſchadet den Kindern gar nicht. Und auch nicht den Erwachſenen.“

„Der Starmatz!“ lachte jener, „und dieſe bigotten Bienen! Das iſt ein Unſinn.“

„Aber Religion müſſe ſein, ſagen Sie?“ entgegnete der Alte. „Hören Sie einmal. Wenn Sie an die Transſubſtantiation glauben, oder ſie lehren laſſen wollen, dann können Sie dieſen Starmatz mit dem Geier und dieſe tabernakelbauenden Bienen getroſt mit in den Kauf nehmen. Ganz getroſt. Derlei Legenden ſind wahrlich nicht das Schlechteſte in der katholiſchen Kirche. Der Name des Heilandes zähmt

die Raubtiere, Bienen haben Mitleid mit dem obdachlosen Gott und bauen ihm eine Hütte. Ich gestehe, mich berücken solche Geschichten geradezu. Und wer da befürchtet, daß sie den kindlichen Sinn von der realen Welt zu sehr ablenken und in den Aberglauben hineintreiben könnten, der lasse alle Poesie außerhalb der Schulstube und verwehre auch den Dichtern Eingang mit ihren sinnigen Fabeln, Legenden und Liedern. Das ist meine Meinung. Ebenso überflüssig ist es, sich über den Lehrer zu ereifern, der ein astronomisches Naturgesetz vorgetragen hat, oder über einen rührenden Ortsschulrat, der das Kreisen der Erde um die Sonne verbietet. Der heutige Tag der Unzukömmlichkeiten ist nach meiner Meinung nachgerade gegenstandslos. Wenn wir den Leuten den Rat geben, fürder in der Schule Dinge nicht zusammenzumengen, die nicht zusammengehören, so glaube ich, daß wir unseres Amtes gewaltet haben. Naturgeschichte für den Kopf, Religion fürs Herz —"

„Und Slivowitz für den Magen!" sagte Se. Exzellenz, die Sitzung aufhebend.

Zum Schluſſe wird getanzt.

Im Vorzimmer rauſchte Seide.

Mein Stubenmädchen gab Karten ab: „Zwei Damen!“

Baronin de Crocci, Gräfin Trenn-Sigloff.

„Ich laſſe bitten!“

„Ach, beſter Herr Doktor! Wir ſind ſo glücklich, Sie zu Hauſe zu treffen.“

Ich lud ſie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Aber die Damen wollten ſtehen bleiben, bis ſie ihr Anliegen vorgebracht hätten.

„Sie können ſich's denken,“ ſagte die ältere der Damen, die Baronin. „Es kommt ja kein Menſch zu Ihnen, der nicht eine Bitte hat.“

„Sehr ſchmeichelhaft.“

„Das heißt,“ verbeſſerte die Gräfin, „jeder, der zu Ihnen kommt, hat eine Bitte. Sind Sie doch der Nothelfer aller Bedrängten. Helfen Sie auch uns, bitte, bitte!“

Ich ſchwieg, lud ſie noch einmal ein, Platz zu nehmen. Es war leicht zu erraten, was ſie von mir wollten, aber ich fühlte mich im vorhinein ent-

ſchloſſen, die Bitte abzulehnen. Um ſo mehr empfiehlt ſich ausgeſuchte Höflichkeit.

„Unſer Verein ‚Armenhaus‘ gibt ein Konzert. Nun wiſſen Sie alles, liebſter Herr Doktor,“ ſagte die Baronin.

„Sie dürfen, Sie werden es uns nicht abſchlagen,“ rief die Gräfin, „wenigſtens eine Nummer!“

„Soll ich ſingen, meine Damen?“

Die Baronin wollte dem Witz gelinde ausweichen, allein die Gräfin faltete lachend die taubengrau behandſchuhten Händchen: „Ach ja, Herr Doktor, ſingen! Dann ſind wir im Trockenen, dann brauchen wir gar nichts mehr zu tun, als einen größeren Saal zu ſuchen, wenn der Doktor ſingen. Das wäre ſchrecklich ſchön!“

„Mit Ausnahme des letzten Wörtchens gebe ich's ohne weiteres zu, meine Damen.“

Aber dieſer ungenierte Ton war nicht gut, nun wurden ſie dreiſt.

„In allem Ernſte eines bedrängten Komitees, Sie müſſen bei unſerem Konzert eine Nummer leſen. Im Johannenſaal am ſechſten Februar.“

„Es geht nicht, ich bin heiſer, ich habe an demſelben Abende Beſuch, ich bin um jene Zeit in Prag verpflichtet, und wenn ich nicht irre, in Klagenfurt, auch bin ich todkrank und möglicherweiſe am ſechſten Februar gar nicht mehr am Leben. Alſo ſehen Sie, meine verehrten Damen, daß ich abſolut nicht zuſagen kann.“

Sie lachten. „Zusagen, das ist gar nicht nötig, wenn Sie nur bei uns lesen. Ihre Mitwirkung — ach, wozu das noch sagen — garantiert uns, bedeutet die halbe Jahresmiete für unser Haus. Es bitten ja nicht wir, es bitten hunderte von Frierenden, Hungernden, Heimatlosen."

„Aber was soll ich denn lesen!"

„Ganz und gar nach Ihrem Belieben, wir sind für alles unendlich dankbar."

„Soll wohl etwas Ernstes sein, dem humanitären Zweck angemessen."

„Was Sie uns schenken wollen. Das Publikum wird entzückt sein."

„Was meinen Sie zu Enoch Arden?"

„O wie reizend! — Wenn Sie das nicht zu sehr anstrengt?"

„Oder der Streik der Schmiede."

„Wäre vielleicht noch besser. Wir möchten Sie nur um Gotteswillen nicht anstrengen. Im Notfalle wären wir schon etwa mit ein paar Heineschen Gedichten zufrieden. Vorläufig sind wir Ihnen überaus dankbar, Ihren verehrten Namen ins Programm drucken zu dürfen. Haben Sie tausend, tausend Dank. Ach, wie sich schon alles freut auf Ihre Vorlesung. Wir lassen sofort die Plakate drucken. Nochmals Dank, bester liebster Doktor!"

Na nu — und dann waren sie fort.

Zwei Tage später erhielt ich das Programm. Acht Nummern, und welche illustre Namen! Die Produktionen bestanden aus Klavierstücken, Liedern, mei-

ner Vorlesung, einem Violinsolo und einem Vortrag in oberösterreichischer Mundart von einem beliebten Humoristen. Dann unten mit größeren Buchstaben: „Zum Schlusse wird getanzt."

Aha. — Da wäre freilich der Enoch Arden — zu anstrengend. Zum Schlusse wird getanzt. Ich wählte für meine Nummer den „Streik der Schmiede" und Hamerlings „Vor einer Gentiane."

Getrommelt wurde tüchtig. Auf den Plakaten waren sezessionistische Figuren abgebildet, die asyllose arme Leute vorstellen sollten. In den Blättern standen erschütternde Artikel über das Elend der Unterstandslosen, deren zu dieser herben Jahreszeit mehr als Tausend in Stadt und Umgebung umherirren, zu Tode gehetzt vor Hunger, Frost und Verzweiflung.

Der Festabend kam. Alle Mitwirkenden, mit Ausnahme der Diva, hatten die Wägen, mit denen sie abgeholt werden sollten, abgelehnt zu Gunsten des wohltätigen Zweckes. Als ich in den Johannensaal kam, ah, wie prächtig war er ausgeschmückt! Gewinde, Fahnen, erbauliche Sprüche; aus den Türen, Fenstern und Nischen hatten Tapezierer wahre Kunstwinkel gemacht. Bassins mit Goldfischchen kühlten und erfrischten die Luft. Der Saal war bereits völlig besetzt, aber nicht in Sitzreihen, sondern mit etwa vierzig runden Viertischen, an welchen sich junge Paare zum Essen und Trinken gruppiert hatten. Zahlreiche Kellner schossen wie Schwalben umher, und alles wollte vor Beginn des Konzertes abgefüttert sein. Aber der Klaviervortrag hatte schon begonnen, man

merkte das vor allem an dem Ziſchen im Publikum. Es wollte den Lärm zur Ruhe ziſchen. Trotzdem klapperten Teller und Beſteck immer noch mindeſtens ſo vernehmlich, als die Taſten, ſo ſehr der Virtuos auch darauf losſchlug. Unter mehreren Tiſchen hörte ich Füße Takt treten, und es war doch kein Walzer, es war eine Symphonie. Der Mann ſpielte auf dem Flügel einen Teil der „Neunten" mit allen Stimmen. Das hielten die jungen Beine nicht aus. Es dauerte aber nicht lang. Dann kam ſchon die Diva. Im Saale war es plötzlich ſo ruhig, daß die Kellner wie angewachſen ſtehen blieben auf dem Punkte, wo ſie eben ſtanden. Es war ein ſchönes Weib. Dieſer Wuchs, dieſe Augen! „Ach, wie beneide ich dieſen Müllerburſchen!" murmelte ein dreiſter Leutnant.

„Müllerburſchen? Welchen Müllerburſchen?"

„Der jetzt über ihre Lippen geht!"

Denn ſie ſang das Lied vom Müllerburſchen.

Der Applaus war ſcharf und lärmend. Dreimal mußte ſie kommen, nur zitterten einige davor, daß ſie etwas beigeben könnte. Aber ſie merkte ſchon etwas und tat es nicht. Sie bekam einen Rieſen-Blumenſtrauß. Ich rechnete mindeſtens zwanzig Obdachloſe, die um den Preis dieſes Buketts für ein paar Tage hätten verſorgt werden können. Ein weiteres Muſikſtück fiel ab. Es war zu fein geweſen, zu zart und intim im Vortrage. Es war für Andächtige geweſen, während im Saale noch die Sorge um friſches Bier jede andere Stimmung ſchlug. Nun kam's

an mich. Ich war bereits bescheidener geworden und hatte „Vor einer Gentiane“ aufgegeben. Während ich aufs Podium stieg, fragte mich flüsternd ein Komiteemitglied, wie lange mein Vortrag wohl dauern würde.

„Nicht über eine Viertelstunde.“

„Doch so lang? Na, schön.“

Mit Klatschen begrüßt, natürlich. Mir war's um etwas anderes zu tun. Das herrliche Gedicht wollte ich ihnen hinlegen, da sollten sie schon einmal sehen, daß es auf dieser Welt auch noch andere Dinge gibt, als Biertrinken, Kokettieren und Flirten. Rasch schlug ich das Buch auf mit dem erschütternden Gedicht: „Der Streik der Schmiede“. — Jemand hustete, dann war es ruhig, eine oder zwei Minuten lang. Hernach wieder Husten, hier und da ein klappernder Teller, ein Getrippel und im Nebensaal das Gemurmel der Menge. Pst! machte jemand, die Unruhe dauerte fort, steigerte sich. In den ersten Reihen der Tische gab es noch Andächtige. Aber weiter hinten! Es war verspielt. Ich hatte schon die Seele verloren und schrie das Gedicht mechanisch herab. Ich war in jenem schrecklichen Stadium, wo man vom Gemeinen suggeriert wird und nicht mehr loskann. Dachte nur noch an die Leute, und was sie über mich denken würden. Ich hörte die Witze gerade nicht, die hinten im Saale von jungen Leuten geführt wurden, aber ich fühlte sie.

„Diese Streiks waren mir immer in der Seele zuwider,“ sagte ein junger Papierfabrikant. „Jetzt verfolgen sie einen noch in den Tanzsaal.“

„Er scheint überhaupt nicht mehr aufhören zu wollen," murmelte ein anderer, nachdem ich an fünf Minuten gelesen hatte. „Ich glaube, er treibt Obstruktion."

„Man sollte die Polizei rufen. Es gibt noch Streikbrecher in Österreich. Prosit!"

Ich hörte es nicht, bin aber ganz absolut überzeugt, daß derlei gewitzelt wurde. Solche Sachen empfindet man suggestiv. Übrigens, das Zusammenstoßen mit Gläsern hörte ich wirklich. Das Räuspern und Hüsteln und das undefinierbare Geräusch des Hinundherrückens mit Sesseln, das immer unbefangener werdende Trappeln flüsternd gerufener Kellner sagte mir immer freimütiger: Laß es gut sein, mein Lieber, mach ein Ende, denke, daß hinter dir noch ein paar Leidensstationen folgen, bis wir zum Tanzen kommen. — Mehr als einer blickte verstohlen oder auch auffällig auf seine Uhr. So rückhaltslos bin ich mit der Menge wohl selten einig gewesen in einer Meinung, als diesmal: Wenn ich nur schon fertig wäre! Man könnte ja plötzlich abbrechen, diesem holden Ungeheuer Publikum das Buch über die Köpfe hinwerfen und abtreten, aber ich glaube, daß sie auch diese dramatische Wendung nicht befriedigt haben würde. Mit Resignation las ich das Gedicht dahin und bei der Katastrophe, da erzählt wird, wie der Schmied den Agitator erschlägt, sah ich im Publikum mehrere Hände, die sich an die Stirne legten, entweder um das leichte Kopfschütteln zu verbergen oder das Gähnen — Wie man an einem Tanzfeste zum

Vorleſen eine ſolche Wahl treffen könne! Geradezu mißbilligende Gebärden habe ich geſehen. Hingegen der Applaus am Schluſſe meiner Vorleſung war von einer aufrichtigen Herzlichkeit. Eine rührende Dankbarkeit, daß ich zu gunſten der tanzluſtigen Paare die „Obſtruktion“ doch gnädig aufgegeben hatte. Ein Alp ſchien der Verſammlung vom Herzen gerutſcht zu ſein. Ich tat fröhlich mit den Fröhlichen, insgeheim hatte ſich in mir ein grauenhafter Schwur entladen: Nie wieder!

Der Violinſpieler, der jetzt an die Reihe kam, war ein kluger Mann, der hatte eben aus der gemachten Erfahrung etwas gelernt. Er müſſe ſich entſchuldigen, ſeine Geige ſei plötzlich heiſer geworden. Das Komitee bedauerte es unendlich, verſicherte dem Künſtler aber, ihm ſehr verbunden zu ſein für die große Güte ſeiner Bereitwilligkeit; wenn er ſich unwohl fühle, werde wohl kein Menſch ſo indiskret ſein, Unmögliches zu verlangen.

Nun noch der humoriſtiſche Mundart-Vorleſer. Sie erwarteten ihn mit Gier. Erſt noch eins lachen und dann — tanzen. Schnurren, dachte ich, würden kommen und dann dürfte er ihnen ein paar ſaftige Liebesliedeln in die Adern ſpritzen. — Der Mundartmann kam auf ſeinem Weg zum Podium an meinem Tiſch vorüber und flüſterte mir über die Achſel zu: „Herr Doktor, ich werde Sie rächen.“

„Wie? Was werden Sie?“

„Ich leſe Ihnen Stelzhamers ‚Ahndl‘, die dauert drei Stunden lang.“

„Um des Himmelswillen, nein!“ hauchte ich ihm erschrocken zu.

„Erbarmt Sie diese Meute?“

„Gewiß nicht. Stelzhamer würde mich erbarmen. Haben Sie so viel Achtung vor Ihrem großen Landsmann, um ihn nicht den Tanzwütigen unter die zappelnden Beine zu werfen.“

„Ich werde den Bedürfnissen nach allen Seiten hin Rechnung tragen,“ sagte er und stieg aufs Podium. Dort setzte er sich behaglich an den Vortragstisch, zog einen Pack Papier aus der Brusttasche, legte die Blätter ordnend vor sich hin und begann ruhig zu sprechen:

„Meine geehrten Damen und Herren! Der Einladung eines ebenso wissenschaftsfreundlichen als kunstsinnigen Festkomitees, eine Charakteristik der Volksmundart im allgemeinen und der oberösterreichischen Mundart im besonderen zu geben, bin ich recht gerne nachgekommen. Denn die Philologie ist eine höchst wichtige Wissenschaft, ja, ich möchte sie die Mutter aller Wissenschaften nennen. Wenn ich mich auch in Hinblick auf die vorgerückte Zeit nicht mit jener systematischen Gründlichkeit in die Überfülle des Stoffes vertiefen kann, die wohl wünschenswert wäre, so wird es doch unerläßlich sein, vorerst in dem Hauptsächlichen die vergleichende Methode einzuschlagen, bevor wir dann die Einzelheiten näher beleuchten können.“

Nach diesen einleitenden Sätzen eine kleine Pause. Das Publikum war erstarrt, eine junge Dame am

Nebentisch tat einen stöhnenden Seufzer, als ob ihr meuchlings und lautlos der kalte Stahl ins Herz gestoßen worden wäre. Gräfin Trenn-Sigloff rang stumm die Hände und sah sich nach Hilfe um.

Der Redner fuhr fort: „Indem ich mich selbst der gebotenen Kürze zu befleißigen habe, will ich den großen Vorteil der Kürze und Präzision, der in der Volksmundart liegt, sofort an einem Beispiel zeigen. Ich nehme zu diesem Zwecke ein erstbestes hochdeutsches Gedicht zur Hand, „Ballmusik" überschrieben. Es lautet:

Lasset doch bei Euren Kränzchen
Amor in die Saiten greifen,
Anstatt daß zu jedem Tänzchen
Euch die Dichter sollen pfeifen.
Traun, es ist mit anderen Dingen
Vollgerüttelt unser Kanzen.
Pfeifet ihr auf unser Singen,
Pfeifen wir auf Euer Tanzen.

Und jetzt verehrte Zuhörer geben Sie acht, wie dieser im Hochdeutschen so wortreich und umständlich ausgesprochene Gedanke in der Volksmundart mit zwei Wörtern ebenso treffend als erschöpfend zum Ausdrucke kommt, ich sage, mit zwei Wörtern, die fast klassisch anmutend ans Altägyptische oder besser ans Chaldäische erinnern, mit den geradezu köstlichen Wörtern: lects mi!"

Der Redner machte eine Verbeugung und stieg herab. Der Applaus war großartig, er entsprach der freudigen Überraschung über den unerwartet plötzlichen Schluß. Ob man etwas verstanden hatte oder

nicht, das große Verdienst des Redners bestand darin, daß er's doch noch so kurz gemacht hatte.

Und nun begann die Gewalttätigkeit. Wie die mitwirkenden Künstler moralisch hinausgeworfen worden waren, so wurden es die Tische und Stühle nun tatsächlich. Die Kellner und Hausknechte wurden wacker unterstützt von Herren und Damen, bis der Saal von allem Möbelwerk geräumt und die Bahn zum Tanze frei war. Dann rückte Cupidos Leibgarde an, die sechsundzwanzig Mann starke Militärkapelle.

Ich hatte Hut und Überrock gefunden. Während die Kapelle schon den ersten Straußischen aufspielte, und die Menschheit als Männlein und Weiblein zu strudeln begann, fragte ich am Ausgange den Kassier, wie es gehe.

„Vorzüglich!" antwortete er. „Ein kleines Defizit wird's geben."

„Wieso ein Defizit?"

„Die hohe Miete des Tanzsaales, die Ausschmückung desselben, die Kapelle. Aber das macht nichts."

„Ah so!"

Nun verstand ich. Eigentlich bloß um ein Tanzkränzchen hatte es sich gehandelt. Und das sollte aufgeputzt werden mit dem Schilde der Wohltätigkeit und mit ein paar populären Künstlernamen, die als Lockvögel Dienste leisten. — Wen geht's übrigens was an? Das Defizit wird vom Armenhausverein ja gedeckt werden.

Durch die nächtlichen Straßen strich ein schneidig

kalter Wind. In einem zierlichen Hüttchen, das anderen Zwecken zu dienen hat, kauerte etwas. Bei dem Scheine eines Streichhölzchens zeigte sich ein in Lumpen gehüllter junger Mensch, der mit den Zähnen klapperte und am ganzen Körper fieberte.

„He, was machen Sie da? — Kein Obdach? Paperlapap, es geschieht genug an Wohltätigkeit. Hören Sie die Musik? Hören Sie nicht, wie eifrig man schon wieder tanzt für die Armen!"

Mit dieser Erzählung eines Freundes sei die Reihe nixnutzigen Volkes würdig beschlossen.

Inhalt

	Seite
Vorwort	III
Bapenlippel	1
Hans Johanns Hauptſache	18
Der Armeleut-Sucher	30
Diethelm, der Unnutz	40
Der Lachenmacher	60
Die Jaſager von Tuſelbach	74
Die Tugendhaften	98
Die Fahnelträgerin	104
Der Geiſtbrenner	122
Der ordentliche Auguſtin	134
Das Gericht im Breitſchirmhof	145
Die Lüge der Jungfrau	162
Der Unkrott und ſeine Hani	171
Dämon Weib	183
Der Urbrandel	190
Der reiche Freiſinger	199
's iſt eine alte Geſchichte	212
Suſanna, nit wana	224
Der verſteigerte Herr Gemahl	241
Einer, der die Fineſſen kennt	257
Wie Einer ſeine Frau eiferſüchtig machte	266
Ein alter Luderkerl	276
Winlof, der Schöngeiſt	292
Wie er das Gold fand	306
Der hohe Herr	330
Ein Theatererfolg	353
Familie Kolbenblutt	372
Das gelbe Pulver	380
Ein Tag der Unzukömmlichkeiten	388
Zum Schluſſe wird getanzt	396

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Peter Rosegger

I. N. R. I.

Frohe Botschaft eines armen Sünders

a) Oktavausgabe, 17. bis 20. Tausend,
broschiert M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfz. M. 5.50
b) Volksausgabe, 16. bis 20. Tausend,
in Taschenformat flexibel geb. M. 1.30

Wir sind es seit Jahren gewöhnt, einen Band Rosegger für den Weihnachtstisch zu bekommen. Und immer waren diese Bücher schön und tief, nicht selten nach Form und Inhalt überraschend. Aber überraschender noch niemals so wie diesmal, da uns der steirische Dichter mit — einer Nachdichtung der Evangelien beschenkt. (Evangelisches Gemeindeblatt.)

In einer jener weihevollen Stunden, die nur große Menschen und auch die nur ein einziges Mal durchleben, wurde der Gedanke zu diesem wundervollen Buch geboren. Aus einer tiefreligiösen, seelenbefreienden Stimmung ist das Evangelium einer verirrten Seele geschrieben, ohne jedes Pathos, in erhebender Schlichtheit des Gedankens und Wortes.
(Das junge Wien.)

Roseggers Buch wird kein Mensch von Fleisch und Blut aus der Hand legen ohne tiefe Bewegung, ohne in innerster Seele erhoben zu sein von der Frömmigkeit, die es atmet. Es ist ein Leben Jesu für das Leben geschrieben, so wie es das werktätige Christentum braucht, das — „nach einem einfältigen Gotteswort" sucht und „nichts Rechtes" finden kann.
(Algaer Tagblatt.)

Roseggers „Leben Jesu" ist ein Erbauungsbuch für freie Denker, es ist aber auch ein echtes und rechtes Volksbuch, das ungezählten eine Leuchte werden wird in des Daseins Dunkel.
(Münchener Neueste Nachrichten.)

Roseggers jüngste Schöpfung, deren Schönheit sich nicht erzählen läßt, trägt alles in sich, ein Volksbuch im edelsten Sinne des Wortes zu werden, ein Erbauungsbuch für all die ungezählten, deren Herz sich nach einem „einfältigen Gotteswort" sehnt. (Vorarlberger Volksfreund.)

Man verlange den illustrierten Verlagskatalog mit Originalbeiträgen der Autoren Peter Rosegger, Friedrich Spielhagen und Otto Ernst gratis und franko.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Im Erscheinen begriffen:

Peter Rosegger Schriften

Volksausgabe. III. Serie.

80 Lieferungen von durchschnittl. 4 Bogen zu 35 Pf. (42 Heller).

Inhalt:

Das ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers.
Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat.
Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes.
Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Tal.
Idyllen aus einer untergehenden Welt.
Mein Weltleben oder: Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging.
Das Sündergloͤckel.
Tannenrauschen.
Weltgift. Roman.
Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben.

Die dritte Serie schließt sich den früher erschienenen Lieferungsausgaben von Roseggers Schriften: der Oktavausgabe in 180 Lieferungen à 50 Pf., sowie den Serienausgaben zu je 100 Lieferungen unmittelbar an. Sie bietet daher den vielen Tausenden von Subskribenten auf die ersten 30 Bände des Dichters die bequemste und angenehmste Art, sich in den Besitz der neueren Werke Roseggers zu setzen, welche in der vorliegenden Lieferungsausgabe fast um ein Drittel wohlfeiler geboten werden als beim Einzelbezug.

☞ Aber auch für solche, welche dem Dichter noch fremd gegenüberstehen, eröffnet sich durch die Ausgabe der dritten Serie eine selten günstige Gelegenheit, sich mit dem Schaffen und Wirken des berühmten Volksdichters vertraut zu machen.

Es wird ein berechtigter Wunsch vieler sein, die für gute Literatur Verständnis haben und sich an gesunder Lektüre erquicken wollen, **auch Roseggers Eigenart und herrlicher Kunst näher zu kommen:**

diesen speziell sei die Lieferungsausgabe der III. Serie empfohlen, denn die in ihr enthaltenen Werke zeigen den steierischen Poeten auf der Höhe seines Schaffens.

Probelieferungen durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Die Lieferungen erscheinen in Zwischenräumen von 10 Tagen.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Wildlinge

32 ernste und heitere Geschichten

von

Peter Rosegger

17. Tausend — 410 Seiten

elegant broschiert M. 4.—, gebunden M. 5.—,
Halbfrzbd. M. 5.50.

Berner Bund. „.... Heiterer Seelenfriede eines Dichters und Denkers, der, ohne falschen Optimismus ein unerschütterliches Vertrauen zum Guten in der Menschennatur hegt, gibt in diesem Buche die schöne Grundstimmung ab, die in beglückender Weise auch auf den Leser übergeht ....“

Die Gartenlaube. „.... Da quillt doch alles so natürlich, als wäre es das einfachste Ding der Welt, lebendige Menschenfiguren zu schaffen und sie humoristisch liebevoll so zu beleuchten, daß ein fertiges Kunstwerk dasteht. .... Aber er ist zugleich ein Dichter, ein wahrer und seltener, dessen Blick unscheinbare Dinge so gewahrt, wie sie niemand noch sieht, und das in der einfachsten Sprache ausdrückt — nur daß ihm niemand diese Sprache nachschreiben kann, weil sie voll der vortrefflichsten Wendungen und Einfälle steckt ....“

Velhagen & Klasings Monatshefte. „.... Es ist wieder ein ‚plan- und zuchtloses Buch‘, also das, was man einen ‚echten‘ Rosegger heißt, und schließt sich seinen vielen Brüdern an, die überall bekannt sind. Eine Handvoll Wildwuchs: prächtige Pflänzlein, die entzücken, liebenswürdiges Grünzeug, das mitläuft, auch ein paar Stengel Unkraut dazwischen, die man wegwirft ....“

Leipziger Tageblatt. „.... Sein neues Buch wirkt entzückend und anregend und wird sich durch seinen reichen Inhalt in kurzer Zeit viele Freunde erwerben ....“

Weihnachts-Erscheinungen 1906:

Otto Ernst

Das Buch von Appelschnut. Altes und neues von ihrem Leben und ihren Taten. Mehrfarbig illustr. von Rich. Scholz. Preis ca. M. 6.—.

Max Geißler

Die goldenen Türme. Roman. ca. 250 Seiten, Umschlag von Felix Schulze. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Rudolf Greinz

Bergbauern. Lustige Tiroler Geschichten. Mit farbig. Umschlag von Bauriedl. ca. 200 Seiten, brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

A. De Nora

Totentanz. Zwölf kurze Geschichten. ca. 180 Seiten, brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Otto Ernst

Ortrun und Ilsebill. Märchen-Komödie in fünf Aufzügen, brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Illustrierte Prospekte bitte zu verlangen.

5/IX. 07 Fork

Die Abelsberger Chronik

Die Abelsberger Chronik

von

Peter Rosegger

Den Schriften entnommene Sonderausgabe

Umschlag- und Textzeichnungen von Anton C. Bawerowski

6.—7. Tausend

11.

Leipzig
Verlag von L. Staackmann
1907.

Alle Rechte vorbehalten.

Az: 10578

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig.

Vorwort zur Abelsberger Chronik.

Mein Verleger schreibt mir, daß immer so große Nachfrage nach einem lustigen Lachen wäre. Er sei deshalb auf den Gedanken gekommen, aus meinen mancherlei Büchern die heiteren Abelsberger-Geschichten herauszuziehen und sie zu allgemeinem Nutz und Frommen in einem besonderen Bändchen zu vereinigen. Ob ich damit einverstanden wäre?

Nun, wenn der Mann glaubt, daß sotanes Büchlein bei unseren Zeitgenossen etwelches Lachen zuwege bringen kann, so bin ich ja freilich wohl damit einverstanden. Was tut uns, im zwanzigsten Jahrhundert, denn mehr Not, als herzliches Lachen! Deshalb gehe ich schon lange mit dem Gedanken um, in Abelsberg eine Hochschule zu gründen, wo man das Lachen lernt. Und erhoffe mir von dieser zeitgemäßen Lehranstalt für Leibes- und Seelengesundheit guten Erfolg. Versuchen wir's halt einmal mit einem Probekurs und studieren nach verläßlichen Urkunden die Chronik von Abelsberg.

Nur muß dargetan werden, daß die Abelsberger-Chronik durchaus nicht des Lachens wegen verfaßt worden ist. Wer kann dafür, daß

die Abelsberger so unerhört viel Gescheitheit haben, daß selbige im Kopf garnicht Platz hat und sie davon noch in Handbündeln müssen herumtragen — wodurch dann so ein Bündel manchmal leicht in Verstoß gerät.

Die Ortschaft Abelsberg ist auf der Karte kinderleicht zu finden, sie liegt zwischen dem 46. und 54. Grad nördlicher Breite und zwischen dem 4. und 16. Grad östlicher Länge. Es ist eine jüngere Ansiedelung jener sich fabelhaft vermehrenden und ausbreitenden Schildbürger, zu denen wir alle mehr oder minder in traulichem Verwandtschaftsverhältnisse stehen. Was den Verkehr mit diesen lieben Leuten nur um so erfreulicher macht.

Am 1. April 1907.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Der Burgermeiſter von Abelsberg	1
Der Brückenwirt zu Abelsberg	10
Der Schulmeiſter von Abelsberg	15
Der Turmbau zu Abelsberg	20
Zu Abelsberg beim Spielchen	25
Ein Abelsberger Kalbskopf	30
Die Abelsberger der Majeſtät	34
Die Abelsberger Touriſten	40
Ein Abelsberger auf dem Veſuv	48
Das reiche Jahr eines Abelsbergers	59
Ein junger Abelsberger in der Reſidenz	64
Eine Abelsberger Heiratsgeſchichte	67
Der Abelsberger Baßgeigenkrieg	72
Wie Abelsberg bekehrt worden iſt	80
Eine Abelsberger Katze	87
Zu Abelsberg wieder wer geworden	91
Ein Abelsberger Heutrog	94
Der Korbflechter von Abelsberg	96
Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg	102
Wie der Abelsberger Geſangverein preisgekrönt worden iſt	114
Graf Adlerſtamm auf der Hahnenjagd	126
Wie Ober-Abelsberg herabgekommen iſt	132
Der Hauthoſenkrieg zu Abelsberg	139
Das Unterhoſenfeſt zu Abelsberg	148
Das Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel	155
Wie der Blindſchleicher zu einer gekommen iſt	167
Wie eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam	177
Die Geſchichte vom fünffachen Schwein	185

Der Burgermeister von Abelsberg.

Das Jagdrecht ist eine prächtige Sache; aber ich kenne viele Grundbesitzer und Gemeinden, die es nicht ausüben. Es leite die Jagdlustigen von der Berufsarbeit ab — sagen sie — es verführe die Jugend zum Müßiggang, und die kostspielige Passion wäre nicht so bald mehr aus dem Kopf zu bringen; es verlocke zur Übervorteilung des Nachbars gar zu Diebstählen, und es koste manchem ungeschickten Schützen seine gesunden Glieder oder die eines anderen. Und schließlich ginge bei willkürlicher Selbstbenützung der ganze Wildstand zugrunde. Sie verpachten daher das Revier und zahlen mit dem Pachtschilling ihre Steuern.

Die Abelsberger denken nicht so; sie sind viel zu gescheit. Die Abelsberger haben in ihren Wäldern gejagt, solange noch das Pulver nicht hätte knallen sollen; und sie sollten es jetzt unterlassen, da es krachen und ganz ungeniert von allen Wänden widerhallen darf? Nein. Die Abelsberger üben das Jagdrecht selber aus. Es gibt kein höheres Fest, als wenn sie Jagdtag haben; da setzt's Hallodria, Räusche, Püffe, Abenteuer, kurz alles mögliche, nur kein Wildpret. Das Wildpret haben die Wildschützen in Sicherheit gebracht.

Ach die Wildschützen, die sind eine Landplage für die guten Abelsberger. Der Gemeindevorstand — sie heißen ihn „Burgermeister" — der Burgermeister also und sein Bursche mögen noch so streng sein — es hilft nichts. Und wollten sie die Wilddiebe alle einsperren, so — — wären in Abelsberg leicht die bravsten Leute die längste Zeit auf Viehhandel aus oder auf Kornkauf oder auf Wallfahrten oder auf sonst was; und so — munkelt man — könnte es sich zutragen, daß eines Tages die Kinder keine Schule hätten und daß zum Sonntag der Gottesdienst ausbliebe, weil — der Herr Pfarrer verreist ist.

's ist eine böse Sach', und der Burgermeister, ein Ehrenmann über und über, bricht in ein gräßliches Fluchen aus, wenn eine Gesellschaftsjagd schlecht ausfällt, und der ganze Gemeinderat flucht mit, daß, von den Flüchen mehr erschreckt als von den Schüssen, allenfalls ein allerletztes Häslein noch eilig über die Grenze setzt.

Jagdaufseher war der Gemeindediener, aber der Gemeindediener war nicht mehr sehr gut zu Fuß, denn im rechten Bein hatte er die Gicht, und das linke war ihm vor Jahren in Böhmen angeschossen worden. — So war's voreh'; dann ist's anders geworden.

Es war weiſe vom Burgermeiſter, als er eines Tages im Rate folgendermaßen das Wort ergriff: „Daß ich ſag', nach meinem Verſteh'n: Die Jagd, verpachten tun wir's nit; denn wegen warum? Unſere Buben werden Soldaten, die müſſen das Schießen lernen!“ Patriotiſch war er immer, der Abelsberger Vorſtand; und dann fuhr er fort: „Aber das ſag' ich, nach meinem Verſteh'n, einen ſchärferen Jagdwachter müſſen wir haben. Ich rat', wir laſſen einen Militärsmann kommen, einen Ausgedienten; ſo einer iſt reſpektabel und kann laufen. Die Gemeindedienerei betreibt er uns auch; ſo einer iſt pünktlich und koſtet nicht viel. Ich ſag', wir machen Ja darüber.“

Sie machten Ja darüber.

Etliche Tage nachher trat der Soldaten-Schorſch das Amt an. Er war ein Veteran, kernfriſch und baumſtark und feinſchneidig, ſchleppte einen langen klirrenden Säbel — Gemeindegut — und trug einen wuchtigen Schnurrbart, der keck aufgeſpitzt war, wenn ſich der Mann in guter Laune befand, der aber ſchauderlich zerzauſt ſich über die Backen hinausſträubte, wenn der Mann wild war; und wenn er ins Fluchen geriet, da ſtanden

ſelbſt den Abelsbergern die Haare gegen Himmel. Das war nun der neue Gemeindediener und der „Jagdwachter".

„Daß Er's weiß, Schorſch," redete ihn der Burgermeiſter bald nach der Aufnahme an, „wenn Er ſeine Sach' in Ordnung hält, ſo kommen wir gut miteinander aus. Wird ſich bei mir nit zu beklagen haben. Einmal hat Er die Kanzlei rein zu halten; unter dem verwichenen Diener iſt meine Stube da fortweg ein Schweinſtall geweſen. Weiters hat Er die Gemeindeſchriften zu vertragen. Um Mitternacht, wenn Sperrſtunde iſt, muß Er von Wirtshaus zu Wirtshäus gehen. Iſt wo ein Rauſhandel, ſo muß Er dabei ſein. Die freie Zeit muß Er im Wald umgehen, und das mag Er ſich hinter die Ohren ſchreiben: wenn ein Stück Wildbret fehlt, ſo wird Er darum hergenommen. Wenn Er einen Wildſchützen ſieht, einfangen! Und iſt's wer immer, hört Er, Schorſch, ohne Pardon einfangen und in den Arreſt treiben. Verſtanden?"

Der Schorſch legte ſeine Hand an das Ohr, dann ſchritt er kerzengerade und mit raſſelndem Säbel davon.

Verſah ſein Amt gut, der neue Gemeindediener. Er reinigte die Kanzlei, daß ſie blank wie eine Wachtſtube war; er „vertrug" die Schriften, anfangs freilich einigemal ganz buchſtäblich; zur Sperrſtunde ging er in die Wirtshäuſer, wo ihn ſogar mehrmals der Burgermeiſter einlud, an ſeinem Tiſche Platz zu nehmen, und bei jedem „Rauſen" war der Schorſch dabei. Bei ſolcher Pflichttreue verfehlte der leutſelige Vorſtand nicht, ſeinem braven Diener mitunter einen freien Tag zu gönnen, an welchem ſich derſelbe nach Wunſch und Wahl gütlich tun konnte.

An einem ſolchen Tage im Herbſte war es auch, daß der Schorſch, nachdem er ſich vom Dienſte losgemeldet hatte, mit einer gewaltigen Kommißpfeife zwiſchen den Zähnen, gelaſſen in den Wald hinaus ſchlenderte. Er ließ ſich gehen, und wenn er aus dem großen Tiegel ſchmauchte, ſo wichen ihm vor den Häuſern auch die Bauern nicht aus. Wenn der Mann ſonſt aber im Soldatenſchritt einher marſchierte, die Zähne aufeinanderbiß und mit den finſteren Augen dreinſtach, da hatte er gefährliche Steuerbogen in der Taſche.

Heute hatte er den Schnapsplutzer drin, und damit ſtrich er in den ſchattigen Wald hinaus. — Wenn ich einen Hirſch ſehe, dachte er bei ſich, ſo macht mir das Spaß, und ſehe ich einen Wilddieb, ſo bin ich auch heute der Diener meines Herrn.

So ſtieg er immer weiter durch die Wälder hinan und in die Wildnis hinein. Und als er gegen eine hohe Felswand kam, an welcher wilder Efeu emporrankte, an welcher hoch das knorrige Neſt eines Habichts klebte, fand der Schorſch die Wand ſo romantiſch, daß er ſich in ihrem Schatten niederließ und ſeinen Plutzer entkorkte. — Es wäre ein anmutiges Stündchen geworden, da hörte er plötzlich einen Schuß.

Sofort war der Soldat auf den Beinen. Den Säbel hob er empor, daß er nicht klapperte im Geſtein und Gewurzel, und ſo ſchlich er der Richtung zu, in welcher der Schuß gefallen war.

Nach einigem Suchen fand er was. Im Waldesdunkel kauerte ein Mann und weidete einen erſchoſſenen Rehbock aus. Und der Mann war der Burgermeiſter von Abelsberg. — Wie? Iſt denn heute Jagdtag? fragte ſich der Schorſch. Kreuz-Bomben und Mordsſtern, heute

iſt nicht Jagdtag. Halt, Kerlchen, wir zwei werden näher bekannt. — Aber es iſt ja der Burgermeiſter! — rief in ihm eine andere Stimme. — Tut nichts, dachte ſich der Gemeindediener wieder, wer wildert, iſt ein Wilddieb. Was er ſonſt noch iſt, iſt mir alles eins. Das Schießen iſt jetzt nicht erlaubt; geſtern erſt hat der Vorſtand das neue Verbot ausgeſchickt. Und tät er's redlich, ſo brauchte er das Gewehr nicht zu zerlegen, das dort ſtückweis im Buſche ſteckt. Ah, mein Herr, deswegen haſt du heute den Wildwächter beurlaubt! Nun, wollen anfangen. — Wenn's aber der Burgermeiſter ſelber iſt! warnte noch einmal die andere Stimme. — Halt! flüſterte der Schorſch, und ſtemmte ſeinen Zeigefinger mitten auf die Stirne hin. Hat er mir nicht ſelber eingeſchärft, der Ertappte ſei wer immer: einfangen! — Des hölliſchen Satans will ich ſein, wenn das nicht eine Falle für mich iſt. Er hat mich abgeſpäht und will verſuchen, ob ich ein treuer, unbeſtechlicher Kerl bin. Nicht auffitzen, Schorſch!! Fein angeſpielt! Nur nicht auffitzen!

Etliche Sekunden ſpäter ſchlug der Gemeindediener dem eifrig fleiſchernden Vorſteher keck die flache Hand auf die Achſel: „He da!“

Faſt kollerte der Wilderer vor Schreck über und über.

„Aufſtehen!“ kommandierte der Soldat, „wir gehen mitſammen.“

„Aber Schorſch, aber Schorſch!“ ſtotterte der Ertappte, „es iſt ja — es war ja —“

„Rehbock über die Achſel! Flink!“ rief der Diener mit ſchneidiger Stimme.

„Na, ſo tu' Er — hi, hi — — tu' Er doch die Augen auf, Schorſch!“

„Ich mach' keinen Unterſchied."

„Aber — Er ſieht's ja, hi, hi, ein Spaß, ein kleiner Spaß —"

„Im Namen des Geſetzes arretiert!"

„Aber ſo mach' Er keine Dummheiten, Schorſch!"

„Marſch!"

„Hör' Er! Das verbitte ich mir!"

„Ich brauche Gewalt!" knirſchte der Wildwächter und griff an den Säbel. Aus ſeinen Augen funkelte gemachter Zorn, unter ſeinem zerſetzten Schnurrbart wirbelten die haarſträubendſten Flüche hervor.

Im Kabinett, in der Kanzlei iſt der Geſcheitere Herr; im Walde iſt's der Stärkere. Höhergeſtellte, einflußreiche Perſonen laſſen ſich bisweilen erbitten, aber ein ſo alter Soldatenkerl iſt nicht zu beſtechen. Die Feder ſträubt ſich, es zu ſchreiben, daß der Herr Burgermeiſter von Abelsberg als eingefangener Wilddieb mit dem Gemeindediener Schorſch gehen und den Rehbock ſelbſt auf dem Rücken mitſchleppen mußte.

Der Vorſtand machte mehrmals unterwegs die unglaublichſten Verſuche, ſich aus dem Arg zu ziehen. Mit dem Ausreißen und Fliehen war's ein für allemal nichts, denn der ſchwere Bock war ihm ſo feſt auf den Buckel geſchnallt, daß der ſolcher Strapazen ungewohnte Mann froh ſein mußte, wenn ihn das heilloſe Tier nicht zu Boden ritt. Mit Drohungen richtete er nichts aus; dabei blieb der Schorſch ganz gleichmütig; iſt's eine Falle für mich, dachte er, ſo darf ich nicht eingehen, und iſt der Herr Vorſtand ein wahrhaftiger Dieb, ſo muß ich ihn ſtellen. Da verſuchte es der Arretierte mit Verſprechungen; hundert Stück feine Zigarren fürs erſte; eine goldene

Sackuhr fürs zweite; und endlich, da ſie dem ſchönen Abelsberg immer näher kamen, ſeine älteſte Tochter fürs dritte. Die Folge davon war, daß der Soldat in Wut ausbrach und mit geballter Fauſt dem Rehbock einen ſolch derben Schlag verſetzte, daß der Burgermeiſter darunter taumelte.

Und als ſie endlich zur Linde kamen, wo die erſten Häuſer von Abelsberg anheben, blieb der Vorſtand ſtehen, klopfte mit ſteifem Arm dem Gemeindediener auf die Achſel und lächelte: „Brav, Schorſchl! Er hat die Prüfung glänzend beſtanden, Er iſt ein wackerer Mann; Er iſt bei uns ſein Lebtag lang verſorgt.“

„Wohl,“ ſchmunzelte der Soldat, „'s hat aber auch Müh' gekoſtet,

und deswegen möchte ich eine Zeugenschaft haben, daß die Sach' pflichtgetreu ausgeführt worden ist."

„Ei, das werde ich Ihm gern bestätigen und die Abelsberger wissen ja vom Jux; aber die Schulkinder dürfen uns so nicht sehen, weiß Er, die Kinder — des Respektes wegen, versteht Er?"

„Mit Verlaub!" sagte der Schorsch gemessen, „die Schulkinder sollen es wissen, daß in Abelsberg auch der Burgermeister eingesperrt wird, wenn er stiehlt. — Marsch!"

Mitten durch den Marktplatz trieb er den wankenden Vorstand dem Gemeindehause zu. Bald waren sie umrungen von lärmendem, höhnendem Volke. Einige Gemeinderäte eilten herbei; vor diesen salutierte der Schorsch:

„Vermelde gehorsamst, daß ich hier einen Wilddieb eingebracht habe!"

Bei der Sitzung sahen sich die Väter der Gemeinde mit großen Augen an und murmelten: „Ei schau, der Kerl ist gefährlich!" Dann laut: „Der Soldaten-Schorsch ist ein prächtiger Kerl, den müssen wir wo rekommandieren. Abelsberg ist für ihn nichts."

Und am nächsten Tage ist der Rehbock verzehrt worden im Festsaale des Gemeindehauses. Noch lange werden die Abelsberger von ihrem Burgermeister sprechen, „der sich herabgelassen, auf eigene Rechnung und Gefahr die Rechtschaffenheit eines Jagdwachters zu erproben".

Der Burgermeister ist mit solcher Lösung zufrieden.

Der Brückenwirt zu Abelsberg.

Der Brückenwirt zu Abelsberg war ein etwas heruntergekommener Mann; nicht sowohl weil er früher oben auf der Hirschau das große Bauerngut besessen hatte und jetzt herunten an der Brücke Haus hielt, als vielmehr weil das Hirschengut voll Reichtum gewesen war, während das Brückenwirtshaus halb im Wasser und ganz in Schulden stak.

Das Wasser tut's freilich nicht, würde Martin Luther gesagt haben. Ich bin nicht so gelehrt, wie der Martin Luther, sage aber kühnlich: Der Wein tut's auch nicht immer. Der Brückenwirt hatte Wein, ja sogar sehr viel Wein getrunken, aber für ihn lag im Weine nicht die Wahrheit, sondern die Armut.

Herabgekommen, blutarm, voll von Schulden, Saufaus! das waren so die Bezeichnungen, unter denen der Brückenwirt schmachtete. Ja, schmachtete! Wie konnte er so viele Schulden haben? Seit er den Hirschenhof verkauft und das Wirtshaus gepachtet hatte, wollte ihm kein Mensch was borgen. Ihm fehlte nur eins, um ein wohlhabender Mann zu sein — der Kredit.

Der Kaufmann in Abelsberg hatte kein anderes Kapital, als den Kredit, aber der betrieb sein großes weitverzweigtes Geschäft, das trug ihm Zinsen und er war ein reicher Mann, eine Stütze der Gemeinde, ein Förderer der Künste, ein Weltmann, der lebte und leben ließ. Der Brückenwirt wußte, daß er um keinen Heller weniger besaß, als der reiche Kaufmann, daß er aber trotzdem ein Bettler war. Solches legte er sich so nahe ans Herz, daß er vor Schwermut in eine harte Krankheit verfiel.

Dem Arzte vertraute er's, daß die Welt doch ſchön ſei, und daß er nichts ſo ungern tue, als ſterben. Der Arzt verſetzte, er ſolle daran nicht denken, er, der Doktor, wolle ſeine Schuldigkeit ſchon tun.

Aber der Nachbar war da, der ließ bei dem Kranken anfragen, welche Sorge er — der Brückenwirt — getroffen hätte, daß er — der Nachbar — zu ſeinem letzthalbjährigen Pacht käme.

„Ich habe für alle Sorge getragen," ſagte der Brückenwirt mit ſchwacher Stimme, „wenn ich nur nicht alles, aber gar alles auf die letzte Stunde verſchoben hätt'! — Iſt er denn nicht da?"

„Wer?" fragten ihn die Anweſenden.

„Der Notar. Den Notar will ich da haben. Und daß er Tinte und Feder mitbringt."

Der letzte Wille alſo! Der Notar läßt nicht auf ſich warten, und Tinte und Feder hat der Mann immer im Sack. Zeugen laſſen ſich auch finden; ganz Abelsberg wollte dabei ſein, um zu hören, was denn der Brückenwirt für eine Hinterlaſſenſchaft haben werde.

„Seine Schulden verſchreibt er den Gläubigern," hieß es.

„Nur ſeine Gurgel möchte ich haben, die iſt an ihm das Beſte," rief ein Spaßvogel. Dieweilen machte drinnen in der Krankenſtube der Brückenwirt ſein Teſtament.

„Hätt's lieber auch verkaufen ſollen, die Liegenſchaften von meinem ſeligen Weib," ſagte er, „die Wirtſchaft iſt unter fremden Händen nicht beſſer geworden; alle Jahr' einmal hinreiſen, das iſt zu wenig geweſen. — Nu, in Gott'snam'. Was da iſt, das will ich redlich verwenden. Kinder ſind keine. Sind um und um keine da. So, jetzt tu's der Herr aufſchreiben."

Die Feder war schon lange naß gewesen.

„Die Neudorfer," hub der Kranke an, „die haben jetzt drei Kirchenglocken; so wollen die Abelsberger viere haben. Die vierte soll angeschafft werden. Nachher — das auch aufschreiben: Beim hintern Altar — der heiligen Magdalena tut ein frischer Anstrich not, hat schon so viel abgefärbt, letzt' Zeit her. — Das Schulhaus braucht ein neues Dach. Fürs Armeleuthaus will ich — daß tausend Gulden kommen sollen. Und extra eine Stiftung von wieder tausend Gulden für arme Waisenkinder aufschreiben. — Nix danken, Leut', nix danken. Wer's hat, der kann's ja wohl geben, und um so lieber, wenn er fort muß von dieser Welt und er sich den Himmel kann kaufen. — Aufgeschrieben ist's? Nachher wär's so weit richtig. Und — wenn sie mich auf die Bank legen, so tut's suchen im Bettstroh ..."

Er war erschöpft und schwieg. Sofort verbreitete es sich in Abelsberg, und der Ortsschneider rannte von Haus zu Haus und verkündete es frohlockend: „Der Bruckenwirt — wer hätt' sich das vorgestellt! Viertausend Gulden im Sommer (er wollte wegen Neigung zum reinen Hochdeutschen nicht sagen: in Summa) hat er zu wohltätigen Zwecken vermacht! Ja Leut', bei dem seiner Leich' müssen die Abelsberger was tun. Der große Kondukt mit Musik! Nur jammerschad', daß wir die vierte Glocke nit schon haben; aber wollen ja nichts auslassen, so geizige Leut', ehvor sie kaput sind." Er hielt inne, war selbst erschrocken über die Wendung seines Gedankenganges. Und die Abelsberger trafen vielseitige Vorbereitungen zu einem prachtvollen Begräbnis. Windlichter! Flor! Die Weiber flochten an Kränzen; der Schulmeister zeichnete ein Grabmal mit der Aufschrift:

„Dem großen Wohltäter der Gemein'
Herrn Hans Michel Scherger
Widmen diesen Stein
Die dankbaren Abelsberger."

„Wenn er nur stirbt!" bemerkte der Schuster Ferdl bedenklich.

In demselben Augenblicke klang die Glocke auf dem Turme.

„Verschieden!" murmelte der Schneider und zog wehmutsvoll seine Haube vom Kopfe.

Es war aber nur die Elfglocke, welche die Abelsberger alltäglich um die Mittagszeit zum Essen rief.

Der Brückenwirt lebte noch; lebte sogar am Abende noch. In derselben Nacht ließ die Schusterin ihre Haustür offen; sie war die „Leichanlegerin" von Abelsberg. Aber sie wurde nicht geholt. Der Doktor war die ganze Nacht bei dem Kranken geblieben; trotzdem fühlte sich der Brückenwirt am nächsten Morgen besser.

Und nach vierzehn Tagen war er gesund.

Jetzt gaben sich die Leute die Tür in die Hand, um den Genesenen zu beglückwünschen; und jeder versicherte, es wäre ihm so viel unendlich hart gewesen, dieweilen der Herr Scherger auf dem Krankenbett gelegen, und mancher gestand, er hätte gar heimlich eine heilige Mess' gezahlt auf die gute Meinung, daß halt die Krankheit nicht übel ausgehen sollt', na, und weil ein's das nicht mitansehen kunnt, wenn der best' Mensch von der ganzen Gemein' hinaus auf den Friedhof getragen werden tät.

„Das habe ich gar nicht gewußt, daß mich die Abelsberger gleichwohl so viel gern haben," sagte der Brückenwirt. Aber jetzt erfuhr

er's mit tausend Freuden, wie gut es ihm die Leute meinten, wie sie ihm beisprangen in allem mit Rat und Tat. Das Brückenwirtshaus war nun stets besucht, der Wirt geehrt. Bei der nächsten Wahl wurde er Gemeinderat. Da das Geschäft besser ging, so zahlte er allmählich seine Schulden. Die Gläubiger wollten das Geld kaum nehmen: sie wüßten es nirgends so gut aufgehoben als beim Brückenwirt.

Einmal bei verschlossenen Türen las der Wirt sein Testament. — Na, es war ja recht: wenn die Abelsberger eine vierte Kirchenglocke haben wollen, so soll eine angeschafft werden; der Magdalena tut ein Anstrich not; es schaut schon gar überall das Holz aus ihr hervor. Das Schulhaus braucht ein neues Dach — es ist ja wahr! und wer wollte nicht, daß das Armenhaus tausend Gulden bekäme und so auch die armen Waisenkinder? Wer's hat, der kann's

geben. Suchen mögen ſie, wenn er auf der Bank liegt, ſuchen im Bettſtroh . . . .

Gefunden hätten ſie freilich nichts.

Aber jetzt, wenn er ſtirbt, werden ſie auch was finden. Der Kredit war durch das Teſtament hergeſtellt und dasſelbe Teſtament hätte jetzt, wenn der Herr Hans Michel Scherger mit Tod abgeht, volle Inhaltlichkeit und Rechtskraft. Die vierte Glocke hängt ſchon heute auf dem Turm; ſie läutet manchem zum Verſcheiden, aber der Brückenwirt lebt, und ihr Klang verkündet immer wieder neu ſeinen Kredit.

Der Schulmeiſter von Abelsberg.

War ein revolutionärer Geiſt, der alte Schulmeiſter von Abelsberg. Wie die Welt war, ſo gefiel ſie ihm nicht, und wie ſie ihm gefallen mochte, ſo war ſie nicht. Und das tat in ſeinem Herzen bitterlich graben. Gegen die Schulkinder hatte er nichts, die waren ihm nur der etwas unfruchtbare Acker, aus dem ſein ſaures Brot erwuchs. Im Schweiße ſeines Angeſichtes bearbeitete er die ſpröden Furchen der Schulbankreihen mit dem Spaten ſeines Linealſcheites und jätete Unkraut und ſäete Weizen — zumeiſt taube Körner, die keine Keimkraft hatten. In Gottes Namen!

Aber die Eltern von den Kindern. Da ſtak's! Schickten ſie dem Schulmeiſter Brot, ſo wollte er Würſte, und gaben ſie Würſte, ſo verlangte er Schinken. Und bekam er Schinken, ſo ſagte er, es wäre eine Schande, daß man ihm nicht auch den Pfeffer dazu reichte. Oft-

mals kriegte er aber gerade den Pfeffer allein, wenn ihm einer oder der andere derb die Meinung ſagte.

Der Herr Pfarrer war ihm auch nicht recht. Beim Altar war er ihm zu ſtill, da konnte der Schulmeiſter nicht reſpondieren. Bei der Predigt war er ihm zu laut, denn der alte Herr predigte häufig von den Tugenden der Sanftmut und Genügſamkeit, und wenn er Beiſpiele dieſer Tugenden anführte, ſo deutete er nie gegen das Chor, wo der Schulmeiſter ſtand. Auf den Amtmann hatte er eine beſondere Galle. Der gewann beim Kartenſpielen dem Schulmeiſter das Geld ab und hielt ſich für ſeine Kinder einen Hauslehrer. Wer wird den Hauslehrer nur zahlen? Der Amtmann nicht, die Gemeinde wird ihn bezahlen. Das iſt eine Schmarotzerei, ſo ein Amtmann! Freilich paßt keiner beſſer für das Abelsberg-Schildburg, als dieſer Herr, der wider Willen ſchon allerlei Abelsberger Stückeln geliefert hat. Geſcheite Amtmänner gibt's anderwärtig eben auch, der hieſige iſt ein abgedankter Feldwebel. Schon gut.

Den finſterſten Ingrimm aber hegte der Schulmeiſter gegen den Gutsherrn, der im Winter zwar in der Reſidenz lebte, im Sommer aber auf Hoch-Abelsberg wohnte und ſich zu allerlei Gelegenheiten mit Volksaufzug und Blumenſträußen und Kranzmädchen feiern ließ, als wie ein Herrgott. Was hat der hohe Herr im alten Schloß den Pfarrer und den Amtmann zu Tiſche zu laden, zu ſeinen Jagden, Scheibenſchießen und anderen Feſtlichkeiten zu ziehen, wenn der Schulmeiſter daheim bleiben muß! Soll der Lehrer des Volkes denn ewig am Hungertuche nagen? Will man den Unterricht unterdrücken, damit ſich die Dummheit und die Gewalt um ſo breiter machen kann?

Wohlan! Es kommt eine andere Zeit! Die Großen wird man von ihrer Höhe ſtürzen . . .! — Darum ſagte ich: ein revolutionärer Geiſt. Und ſo kam es, daß der Schulmeiſter etwas mißliebig war bei den Leuten.

Und eines Tages im Winterfaſching, als der Schulmeiſter eben die Geige von der Wand nahm, um damit im Wirtshauſe bei einer Freimuſik aufzuſpielen und ſich ſo ein paar Groſchen für die Faſtnacht zuſammenzufiedeln — ging die Türe auf. Der beſäbelte Gemeindediener und der befrackte Amtmann traten herein, und letzterer bedeutete dem Schulmeiſter, daß heute das Geburtsfeſt des hochgebornen, wohledlen und geſtrengen Gutsherrn wäre.

„Iſt vielleicht gar das Muſizieren verpönt?“ fragte der Schulmeiſter biſſig.

„Keineswegs,“ antwortete der Amtmann, „doch zeigen wir Euch an, daß Ihr laut hohen Auftrags hiermit verhaftet ſeid!“

„Wer? Ich? Ich, der Schullehrer, verhaftet?! Mein Herr!“

Es gab eine Szene. Während ſich im Städtchen alles auf das Feſt rüſtete, wurde der Schulmeiſter in den Gemeinde-Arreſt von Abelsberg getan. Dort ſaß er eine Woche lang, ſaß in der Faſtnacht, ſaß am Aſchermittwoch.

Und als die Schule wieder beginnen ſollte, wußte ſich der Amtmann nicht zu helfen; er ſchrieb an den Gutsherrn in die Reſidenz:

„Wohledler, geſtrenger und gnädigſter Herr! Unterzeichnete Behörde unterſteht ſich untertänigſt anzufragen, was mit dem Schulmeiſter, an welchem der gnädigſte Befehl vollzogen worden, weiters zu geſchehen habe. In devoteſter Ehrerbietung das Amt Abelsberg.“

Der Gutsherr ſchrieb nach einiger Zeit zurück: „Was für ein Schulmeiſter und was für ein Befehl? Ich weiß nichts. Unterzeichnet L. L. von S.“

Darauf ſchrieb das Amt in Abelsberg: „Hochgeborner, gnädigſter Herr! In Anbetracht des Auftrages, welchen Hochdieſelben zu dero feierlichem Geburtsfeſte zu geben geruhten und welcher dahin lautete, den Schulmeiſter einzuſchließen, rapportiert ein Gefertigtes dienſtſchuldigſt, daß beſagter Auftrag reſpektiert und ausgeführt worden iſt und Delinquent ſich bis dato in Gewahrſam befindet. In ehrfurchtsvollſter Erniedrigung Amt Abelsberg.“

Hierauf ein umgehendes Schreiben vom Gutsherrn:

„Amtmann, Ihr ſeid ein Eſel. Laßt Euch Schreiben Nr. I erklären. L. L. von S."

Deß war der Herr Amtmann etwas indigniert. Er beſprach ſich mit ſeinem Schreiber und beide kamen endlich darin überein, daß das Geſchätzte Nr. I vom geſtrengen Herrn in Sachen des Geburtsfeſtes mißverſtanden worden ſei. Dasſelbe lautete wörtlich:

„Komme diesmal nicht nach Abelsberg, wünſche aber, daß das Feſt wie gewöhnlich und mit Einſchluß des Schulmeiſters gefeiert werde. L. L. von S."

Der Schreiber vermutete, daß der gnädige Herr etwa könne gemeint haben, mit ins Feſt und zum Feſteſſen ſolle man den Schulmeiſter, der ja ſonſt ſeiner Widerhaarigkeit wegen oftmals umgangen wurde, einſchließen, und nicht in den Gemeindekotter.

„Ja!" machte der Amtmann die Achſel zuckend, „mit mir muß man ohne Umſchweiſe reden, ich kenne keine Zweideutigkeiten."

Noch an demſelben Tage wurde der Schulmeiſter auf freien Fuß geſetzt, jedoch mit dem ſtrengen Bedeuten, in Zukunft ſich beſſer zu betragen!

Der Schulmeiſter war überzeugt, daß ihn ſeine aufrühreriſche Geſinnung in das Gefängnis gebracht habe und befliß ſich, fürder ſanftmütiger zu ſein.

Der Turmbau zu Abelsberg.

Die Neudorfer hatten an ihrer Pfarrkirche zwei Türme, so wollten die Abelsberger an der ihren auch zwei Türme haben.

Der eine, der schon stand, war recht sauber und schlank und hatte oben ein Kröpflein, an welchem die Schwalben allerlei Narreteien und Liebschaften trieben, und hatte ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Essen läuteten, und hatte eine Uhr, die den Schlaraffen von Abelsberg zu Lieb' kurzen Tag und lange Nacht machte. Die Nacht aber ist den Abelsbergern der eigentliche Tag, da sind sie munter, da sind sie beim Zeug. Ihr „Zeug", das ist der Schoppen und das

Kartenſpiel und wieder der Schoppen, und um ſechs Uhr abends iſt zu ſolchem Tagwerk der Morgen, und um neun Uhr iſt Mittag, und um zwölf Uhr iſt Abend und jeder geht gleich am Abend nicht heim, mancher bleibt noch gern ein wenig „in die Nacht hinein".

So ſchöne Zeitrechnung macht der Turm mit ſeinen Glocken und mit ſeiner Uhr. Darum gibt es Leute zu Abelsberg, die ſagen: „Wenn's bei einem Turme ſchon ſo ſchön iſt, wie müßt's erſt ſein, wenn wir zwei Türme hätten!"

Andere freilich meinen, daß wäre dummes Geſchwätz, ein zweiter Turm wäre ſchon recht, aber nur zur Ehre Gottes.

Im Rate aber ſaß ein Läſterer. der ſagte: „Ich ſtimme nicht für zwei Türme, jeder Ochs hat zwei Hörner."

Der mußte auf der Stelle abdanken.

Alle anderen wollten einen zweiten Turm; ſo ſtand einer auf und ſprach das Wort: „Geld zuſammenſchießen!"

Der Mann mußte abdanken.

Endlich hielt ein Dritter eine Rede und ſprach: „Wenn, meine Herren, jeder Ochſe zwei Hörner hat, ſo wird mein erſter Herr Vorredner auch zwei Hörner haben —"

Der Mann wurde mit einem „nichtendenwollenden" Applaus unterbrochen; nach einer längeren Weile erſt konnte er fortfahren: „Und wenn, meine Herren, der Turm zur Ehre Gottes erbaut werden ſoll, ſo kann und darf das doch wohl nicht durch profane Mittel geſchehen. Meine Herren! Jeder von uns kann auf die Bruſt ſchlagen und ſagen: Mein Geld iſt ſündig! (Bravo!) Ich bediene mich nicht des ſchärfſten Ausdrucks, wenn ich ſage, es wäre Gotteslästerung, aus

ſolchem Stoffe dem Herrn einen Turm zu bauen. (Sehr gut!) Mein Vorſchlag iſt daher folgender: Die Mittel zum Turmbaue mögen nur durch ſchlichte, ungebuchte Beiträge frommer Seelen, durch Almoſen beſchafft werden. Ich ſtelle den Antrag, daß in der Kirche an jener Seite, wo der zweite Turm ſich erheben ſoll, ein Opferſtock aufgeſtellt werde, in welchen der wohlhabende Mann frommen Sinnes ſeine Silberlinge, ſowie die arme Witwe ihren Pfennig legen mag. Die Verwaltung der Opferkaſſe darf unbedenklich unſerem ehrenwerten Küſter Thomas Reckenſchlauch übertragen werden."

Über ſolche Rede hätten ſie den Antragſteller am liebſten alſogleich zum Burgermeiſter gemacht. Leider war das dritte Jahr des alten noch nicht um.

Der Opferſtock für Spenden zum Bau des zweiten Turmes wurde in der Kirche aufgerichtet; der ehrenwerte Küſter Thomas Reckenſchlauch wurde zum Kaſſenwart gemacht — und ſo war der Same gelegt zum Turme, der ſich dereinſt neben dem alten erheben ſollte, oben mit einem Kröpfchen, an welchem die Schwalben allerlei Narreteien und Liebſchaften treiben, mit ein paar Glocken, die täglich dreimal zum Eſſen läuten, mit einer Uhr, die kurzen Tag und lange Nacht macht.

Das Ding keimte. Die arme Witwe kam mit ihrem Pfennig und der reiche Mann kam — auch mit ſeinem Pfennig. Silberlinge ſind zu profan für einen Turm Gottes.

Der Küſter waltete treu ſeines Amtes und war — nebſtbei geſagt — nicht der Mann, der den Abelsberger in ſich verleugnete. Die Kirche hielt er die längſte Zeit des kurzen Tages ſorgſam geſchloſſen — ſtand ja doch der „goldene Hirſch" offen zu jeglicher

Stunde. Jener goldene Hirſch, den der wackere Küſter einmal in einer ſinnigen Rede verherrlicht hatte: „Der Hirſch gemahnt an uns ſelbſt, die wir uns ſehnen nach dem Kruge, wie der Hirſch nach der Quelle. Das Goldene an dem Hirſchen verſinnlicht uns, daß der Wirt zum ‚goldenen Hirſchen‘ eitel Gold begehrt von ſeinen Hirſchen, denen, während ſie im Hirſchen ſitzen, daheim von den Weibern bisweilen die Geweihe aufgeſetzt werden. Darum lebe der Hirſch! Er lebe hoch!“

Der ehrenwerte Küſter Thomas Reckenſchlauch trug an ſeinen Geweihen eben nicht ſchwer — ihm war das Trinken ſchon lieber, als das Küſſen — ſo trank er und trank wie ein Abelsberger.

Da geſchah es eines Abends, oder vielmehr eines Morgens, als es — wie er ſo ſchön ſagte — „vom Zechen zum Blechen kam“, daß er ſein Geldbeutelchen vermißte. Gottswahrhaftig, das lag daheim bei ſeinem Weibe. Bevor er aber noch den „goldenen Hirſchen“ um einen Kredit angehen will bis auf morgen — eigentlich nur bis auf heute — bis er nach Hauſe geht, ſich ausſchläft und wiederum kommt — entdeckt er in ſeiner Hoſentaſche das Opfergeld für den Turmbau, das er tags zuvor erſt aus dem Opferſtock genommen hatte, wie er es allwöchentlich zu tun pflegt. Das reicht für die Zeche — es bleibt ſogar noch etwas übrig.

Was? Übrig bleiben? Nein, das läßt ſich ein Abelsberger nicht nachſagen. Was nützt die Turmſpitze, wenn der Turm verſoffen iſt! „He, Wirtshaus! Friſch eingeſchenkt, wir bleiben ſitzen.“

Und als es Morgen ward und der letzte Knopf vertrunken war — der letzte Knopf vom Turmgeld — da ſtand der Küſter Thomas Reckenſchlauch auf. Tat aber nicht gut daran, denn auf der Stelle

wollte er wieder umfallen. Indes, es ging und der Weg ſchräg über den Kirchplatz hin war nicht zu verfehlen. Anfangs allerdings hielt ſich der Küſter etwas zu ſehr rechts, um ſpäter ein bißchen zu viel nach links abzuſchwenken. Als er mitten auf den Platz kam, blieb er ſtehen, ſo gut es ging, und

ſtarrte auf den Kirchturm hin und begann zu kichern. — „'s iſt richtig," ſtammelte er, „das Turmgeld — er ſteht ſchon — der zweite. Ach — der Tauſend, was das ſchön iſt! Ganz wie in Neudorf! Hi, hi! Zwei Türme auf der Abelsberger Kirchen!"

Und taumelte entzückt nach Hauſe.

Eine angenehmere und billigere Bauart gibt's nicht. Und nachdem nun der ehrenwerte Küſter Thomas Reckenſchlauch die Entdeckung gemacht hat, wie man in Abelsberg Türme baut, ſo ſoll es nicht allzuſelten geſchehen, daß er ſein Geldbeutelchen beim Weibe daheim läßt und zufällig immer nur die Wochenausbeute vom Opferſtock im Sack hat — und daß er dann beim Nachhauſegehen regelmäßig auf der Kirche den zweiten Turm neben dem erſten ſtehen ſieht.

Und der Küſter rät es jedem, der in Abelsberg zwei Türme haben will: „Geh' hin und tu' desgleichen!"

Zu Abelsberg beim Spielchen.

Sollte es zwar nicht erzählen, denn ich hab's nicht geſehen. Sie ſchloſſen ſich dabei ein — der Herr Pfarrer von Abelsberg und ſein Bruder, der Hochbergreichhofer. In der Oberſtube ſaßen ſie und ließen ſich's gut geſchehen und ſpielten Karten. Aber nicht etwa ein verbotenes Spiel! — i bewahre — beim Pfarrer! „Brandeln", „Zwicken", ein wenig „Rauſcheln" mitunter, das war der Zeitvertreib.

„Na, ich dank' ſchön für einen ſolchen Zeitvertreib!" ſagt zwar der Hochbergreichhofer, kommt aber nichtsdeſtoweniger jeden Sonntag von ſeinem Berg herab, läßt ſich zur Jauſe laden, verſitzt den ganzen Nachmittag bei ſeinem Herrn Bruder und verſpielt jedesmal ſein ganzes Geld.

Hingegen muß er ſtets auf dem Ehrenplatz ſitzen, an der Wand

auf weicher Lederbank, während der Pfarrer ihm gegenüber mit dem Holzſtuhl fürlieb nimmt. Und hernachen — wie ſchon angedeutet worden — ganz abgeſchloſſen waren ſie doch nicht von der Welt. Die Köchin durfte in die Oberſtube — und das lohnt ſich im Pfarrhof immer, denn mit leeren Händen erſcheint ſo ein Frauchen ſelten. Sie iſt ja Herrin der Küche und über alles, was dazu gehört, und an ihrem Schürzenband hängen die Kellerſchlüſſel. Was alſo den alten Wein anbelangt — er war ein Jahrgänger mit dem Hochbergreichhofer, der in dem geſegneten Vierunddreißiger-Jahr zu dieſer Welt gekommen war — und was die gut geräucherten Schinken betrifft und den Gugelhupf und den Kaffee, und dann den wohlgetrockneten Knaſter, den ſie aus langen Pfeifen rauchten, ſo konnte der brave Hochbergreichhofer das Sonntagsſpielchen bei ſeinem Herrn Bruder nimmer miſſen. Mit Speiſ' und Trank ſuchte er ſich, ſo gut es ging, zu entſchädigen für die Zwanziger, die aus ſeinem weltlichen, hundsledernen Geldbeutel allzu frommen Sinnes dem geiſtlichen Herrn zuſprangen. Der Hochbergreichhofer hatte doch das Kartenſpielen von Jugend auf getrieben und war nicht arg dabei zu Schaden gekommen. Aber im Pfarrhofe verſagte ihm das Glück.

Trotzdem ging er jeden Sonn- und Feiertag zum Nachmittagsſegen und machte nach demſelben den kleinen Beſuch beim Herrn Bruder, den er erſt ſpät abends häufig mit etwas verrücktem Schwerpunkte verließ.

„Grüß' dich, grüß' dich, Bruder!“ empfing ihn ſtets der Pfarrer, „ſetz' dich doch auf deinen Platz.“

„Aber immer auf dem Polſterſitz, nein, Bruder, das geht doch nicht; der geiſtlichen Weih' gehört die Ehr' zu!“

„Bitte, du biſt der Gaſt! Nur keine ſolchen Umſtände!“

So oftmals der edle Wettſtreit, bis endlich jeder ſtets wieder auf dem alten Fleck ſaß bei der Gottesgab und beim Gebetbuch des Teufels, wie der Herr Pfarrer die Spielkartenblätter nannte. Und wenn dann das gut gebratene Schweinerne kam, ſo ſchob der Pfarrer Meſſer und Gabel hin und rief: „Bruder, ſtich die Sau!“ Das tat der Hochbergreichhofer wohl hier in Natur, aber in den Karten vermochte er's ſelten. Oft genug kam ihm ein guter Trumpf in die Hand, aber der geiſtliche Herr ſpielte mit ſo ſchlauer Berechnung, daß der Bauer einmal rief: „Du, Herr Bruder, geiſtlich Weih' ausgenommen, du haſt falſche Karten!“

„Lapp!“ lachte der Pfarrer, „das kannſt ja anders machen. Nimm fürs nächſtemal deine Karten mit.“

„Das iſt eine Red'.“

„Aber, was ich dir ſagen wollt', Bruder. Am nächſten Sonntag geh' nicht in die Predigt, ich rat' dir's.“

„Ja, hörſt, wesweg ſoll ich denn nicht in die Predigt gehen?“

„Weißt, Bruder, nächſten Sonntag iſt das Evangeli von dem ungerechten Haushälter, und da muß ich einmal gegen das Kartenſpielen predigen. Die Leut' wiſſen deine Paſſion, kunnt dir unangenehm ſein in der Kirch'.“

Ging der Hochbergreichhofer alſo nicht in die Predigt; die Leute aber ſagten nach derſelben: „Scharf iſt's niedergangen heut', hölliſch ſcharf, und ſeinen Bruder hat er gemeint. Iſt er nicht in der Kirch' geweſen, der Hochbergreichhofer?“

Der aber ging wie gewöhnlich zum Nachmittagsſegen und hatte

richtig ſein eigenes Spielkartenbüſchel bei ſich. Er traute dem Herrn Bruder nicht mehr recht; der hatte beim Spiel auch immer einen ſo ſchiefen Blick, ſah ihn an und ſah doch wieder an ihm vorbei — ein rechter Judasblick, die geiſtlich' Weih' in Ehr'!

Und als er in die Stube trat, rief der Pfarrer: „Na, grüß' dich, Bruder, ſetz' dich wieder auf dein Platzl. Haſt Karten bei dir?"

Sie ſpielten mit den Karten des Hochbergreichhofers; der Pfarrer hatte wieder den ſchielenden Blick, der dem Partner wohl über die Achſel, aber nie ins Auge ſehen konnte, und der Bauer verlor, wie immer.

Da kam dieſem plötzlich der Zorn: „Was ſchauſt mir denn nicht ins Geſicht, Pfarrer? Haſt ein ſchlechtes Gewiſſen?"

Zum Glück kam in dieſem Augenblick die Köchin mit dem gebratenen Huhn. Sie war noch ein recht reputierliches Frauenzimmer und allerweil woltern nett angezogen. Heute hatte ſie gar eine Pfingſtroſe im Haar, tat einen Blick über den Hochbergreichhofer hin an die Wand und ordnete die Roſe.

Was denn da iſt, an der Wand? dachte der Bauer, wendete ſich und ſah — den Spiegel.

Die Fauſt mit dem Kartenfächer feſt auf den Tiſch gepreßt, erhob er ſich langſam — ſtarrte in den Spiegel, in welchem ſein ganzes Kartenſpiel offen lag — ſtarrte dem Pfarrer ins Angeſicht und murmelte: „Jetzt, Herr Bruder, jetzt bin ich geſcheit. Ja, hörſt, wenn du einen Kameraden haſt, der mir in die Karten ſchaut, nachher — nachher glaub' ich's gern!"

Der geiſtliche Herr tat einen ſchreckhaft lauten Lacher. „Endlich!"

rief er, „endlich einmal! Na, Zeit iſt es, daß du geſcheit worden biſt. Hätteſt mir aber noch eine Weil' ſtillgehalten unter dem Spiegel, wär'

mir nicht unlieb geweſen, hätten von deinem Gelde noch lange gut gegeſſen und getrunken."

„Und wär' dein Spitzbubenſtückel gar nicht aufgekommen, ſo wär's dir noch lieber geweſen!“ ſagte der Hochbergreichhofer.

„Geh, gift' dich nicht!“ rief der Pfarrer und lachte noch immer, „laß uns jetzt eſſen und trinken, heut' wird es das letzte Mal ſein, daß du die Jauſe zahlſt.“

Ein Abelsberger Kalbskopf.

Der Tabak-Simerl lehnte an ſeinem Tabakskaſten und hatte — geſtehen wir's offen, denn es läßt ſich nicht leugnen — einen Rauſch. Auf dem Kaſten ſtand eine Flaſche, die ſich in dem Verhältniſſe, als ſie geleert worden war, verdoppelt hatte, ſo daß ſie jetzt daſtand — zwei in eins und eins in zwei — wie die ſiameſiſchen Brüder.

Es war zwölf Uhr mittags. Da ſchellte es an der Tür. Der Poſtbote trat ein und überreichte dem Tabak-Simerl ein Briefchen. Der Simerl tat's mit umſtändlicher Mühe auseinander und las nicht ohne Umſtände:

„Lieber Freund und Simerl!

Bei uns iſt gemetzgert worden. Erweiſ' mir die Ehr' und komm' heute mittags 11 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen

Jakob K.,
Bäckermeiſter.“

„Das iſt ſchön von ihm,“ dachte oder ſagte der Simerl zu ſich, „daß er mich zu ſeinem Kalbskopf einladet. Aber um elf Uhr, und

'jetzt iſt's ſchon zwölf! Du verfluchte Poſt! Ob er mir's nicht zu Fleiß tut, dieſer ſikraments Poſtſchreiber, dieſer neue, der mir jetzt auch ſchon den Tabak wegnehmen will, und gar anhebt die Leut' zu raſieren, mir zu Trutz ihnen das letzte Haar auskratzt mit Putz und Stingel, daß gar keins mehr wachſt, und ich verdurſten kann, wie ein Schwamm auf dem Ofen; zu Fleiß, daß er mir meine Briefe alle verſpätet zuſchickt. Keinen roſtigen Pfennig verwett' ich, er unterſchlagt mir auch noch welche. Dem tu' ich noch was an! Vor der Hand ſoll er's jetzt erfahren, wie's taugt, wenn man gefoppt wird. Einen Narren muß er mir machen, und giften muß er ſich heut', und ausgelacht muß er werden vom ganzen Dorf. Ich tu' ihm's an, ich bin nicht ſo dumm!"

Drauf ſetzte er ſich hin und ſchrieb an den Poſtbeamten folgende Zeilen:

„Lieber Poſtſchreiber!

Bei uns iſt gemetzgert worden. Erweiſen mir die Ehr' und kommen heut' mittags um 1 Uhr zu mir zum Kalbskopf.

Mit Grüßen

Jakob K.,
Bäckermeiſter."

Vor dem Fenſter ging gerade ein Söhnlein des Bäckermeiſters vorüber, das rief er an: „Du Bübel! Du gehſt ja an der Poſt vorbei. Gelt, du biſt ſo gut und giebſt mir den Brief geſchwind dem Poſtſchreiber hinein. Da haſt einen Kreuzer, der gehört dein."

Das Knäblein lief mit dem Briefchen zum Poſtbeamten. Der Tabak-Simerl lachte ſich in die Fauſt.

Und als es eins geſchlagen hatte, ging er hin und ſchlich um das Haus des Bäckers Jakob und lugte durch das Fenſter, wie dumm der

Poſtſchreiber daſtehen werde, wenn er zum Kalbskopf erſcheine und hören müſſe, der Kalbskopf ſei ſchon vor zwei Stunden verſpeiſt worden, auch wäre der Poſtſchreiber gar nicht dazu geladen geweſen.

Aber als der Simerl durchs Fenſter guckte, da ſah er, wie der Bäcker Jakob und der Poſtbeamte in heiterſter Laune beim Kalbskopf und beim Weine ſaßen.

„'s iſt einmal gedeckt für einen Zweiten," lachte der Bäckermeiſter, „und iſt's der eine nicht, ſo iſt's der andere. Und will ich's aufrichtig ſagen: Sie, Herr Poſtmeiſter, ſind mir lieber als wie der alte beſoffene Griesgram. Aber, wiſſen Sie was, machen wir Bruderſchaft: ſollſt leben!"

Luſtig ſtießen ſie an, und der Simerl zog mit langer Naſe ab. Er konnte ſich das Ding gar nicht zurechtlegen. Noch einmal las er ſeine Einladung zum Kalbskopf, und nun klärte ſich's auf. Da ſtand's ja ſchwarz auf weiß, genau, wie er's ſelbſt dem Poſtſchreiber geſchrieben hatte: „Erweiſ' mir die Ehr' und komm' heute mittags um 1 Uhr —"

Wie der Irrtum möglich war? Der Tabak-Simerl hatte in ſeinem Duſel den Einſer doppelt geleſen.

Dieſen Kalbskopf vergißt er nimmer, man könnte ſagen: er liegt ihm im Magen, trotzdem, oder eben, weil ihn ein anderer ſpeiſte; aber nein, der Simerl hat eher das Gefühl, als wie wenn ihm das Ding auf den Schultern ſäße.

Die Abelsberger der Majestät.

„Geschehen muß was!“ sprach der Vorstand im hohen Rate zu Abelsberg, „denn warum muß was geschehen? Weil uns oberen Orts ist kundgemacht worden, daß sie in drei Tagen durchfährt. Sie hat's gern, wenn was ist, und von den Abelsbergern wird was erwartet.“

„Aber was! Ich hab' noch keinen blassen Nebel davon,“ rief der Hirschenwirt, „ist dir was eingefallen, Vorstand?“

„Bei einem Haar wär' mir was eingefallen,“ berichtete dieser, „just ein klein bissel ist mir die Nacht zu kurz worden. Die ganz' Nacht hab' ich mich zerstudiert, daß mein Weib schon toll ist worden, und g'rad wie mir was will in den Kopf kommen, geht der Morgenstern auf, und aus ist's, gar ist's mit dem Simulieren.“

„Darf ich reden?“ fragte der Färbermeister.

„So viel du willst,“ sagte der Vorstand, „ich weiß eh nichts mehr.“

So sagte der Färber: „Was werden wir denn machen? Ich denk', so ein Volksfest richten wir her; die Oberziller Musikbande, den Zitternschlager-Maxl, einen Triumphbogen da oben bei der Mauth, ein paar Baumkraxler, ein paar rinnende Weinbrunnen, und wenn sie kommen, daß ein feister Ochs niedergeschlagen wird auf dem Platz!“

Die Idee war groß, er blickte in die Runde des hohen Rates. Aber der Rat Hufschmied stand auf und sagte: „Das ist nichts, das hat sie hundertmal schon gesehen und besser, als wir's zuweg bringen. Das Triumphbogenbauen ist keine Kunst, wo so viel G'reisig zu Handen ist, als wie bei uns, und das Ochsenniederschlagen auch nicht. Wir

müſſen in die Zeitung hineinkommen! Wir müſſen was machen, was die Majeſtät noch nicht geſehen hat, was Kopf und Fuß hat, und was den Abelsbergern Ehr' macht. — Na ja, verſteht ſich, daß ich was weiß. Unſer Volk im Feiertag, in ſeinen Luſtbarkeiten vorſtellen, auf das halt' ich nichts; die Herrſchaften, wenn ſie nie was anderes ſehen, täten 'leicht glauben, hier zu Land hätten wir alleweil Sonntag. Bei ihrer Arbeit muß man den Leuten zuſchauen; das wird die hohen Herrſchaften unterhalten, und ſie lernen was dabei. Desweg ſag' ich, daß wir da ober Abelsberg an beiden Seiten der Landſtraße in Gruppen die Arbeiter, als den Landmann, den Handwerker, den Jäger, den Halter, den Holzhauer und wie ſie halt alle ſind, mit ihren Verrichtungen aufſtellen — und wenn die Wägen kommen, ſollen die Leut' flink arbeiten. Das iſt mein Rat."

Der Mann, der die Schrift führte, wollte ſofort in die Chronik ſchreiben, daß am 24. Auguſt des Jahres 1828 nach Chriſti Geburt im Rate zu Abelsberg eine geſcheite Rede gehalten worden wäre. Der Vorſtand nahm nun das Wort und ſagte: „Ich halte nichts darauf, daß unſer Volk allemal im Feiertag und Luſtbarkeit da iſt. Die hohen Herrſchaften lernen nichts dabei. Den Leuten muß man bei ihren Arbeiten zuſchauen, und ſo iſt meine Meinung, daß da oben an der Landſtraße Arbeitsleute aufgeſtellt werden ſollen: der Bauer, der Schloſſer, der Raſtelbinder und wie ſie halt alle nacheinander her ſind — und daß ſie fleißig arbeiten, wenn die Wägen vorüberfahren. — Sein die Manner mit mir einverſtanden?"

„Vorſtand!" rief ihm der Rat Schneider zu, „für das wirſt du Baron!"

Der Hufschmied machte ein langes Gesicht. Der Vorschlag des Vorstandes wurde angenommen. —

Nun gab's ein paar Tage lang Arbeit über Arbeit. — Den Rastelbinder brauche man eigentlich nicht dabei, bedeutete einer dem Vorstand, denn es wäre keine einheimische Figur, die käme nur so zu gelegener Zeit aus Schlovakien daher. Aber der Handel und Wandel des Landes müsse zum Ausdrucke kommen, daß die Majestät ein vollständiges Bild von dem Leben und Treiben der Bevölkerung gewinne. Es wäre nur zu verhüten, daß nichts dabei vorkäme, was auf den Landesvater einen unangenehmen Eindruck machen könne.

Und am vierten Tage sollte die Durchfahrt des Kaisers Franz stattfinden. Des alten Kaisers Franz, der noch auf keiner Eisenbahn fahren konnte, der im Gerüttel seiner Wagen, im Zeremonientaumel seines Gefolges, im plebejischen Staube der Straßen über Land reisen mußte, wollte er die Zustände seines Reiches prüfen und von seinen treuen Völkern einmal Huldigungen entgegennehmen.

Er hatte Feste und Aufzüge, ihm zur Ehr' gebracht, nicht ungern, denn für gar manches war ihm das Bewußtsein seiner Kaiserwürde eine hohe Genugtuung.

So bewegte sich um 11 Uhr des 28. August die Wagenburg gen Abelsberg heran. Eine halbe Stunde vor dem Städtchen begannen die Wunder. Auf dem Felde ackerten Bauern und säeten Korn; gleich daneben klangen die Sicheln der Schnitter, die Sensen der Mähder, und die Arbeiter hatten ihre bunteste Sonntagstracht an.

Am Berge war ein Stollen, aus welchem flinke Knappen reines Erz schafften, und ein paar Eisenhämmer schmiedeten Sensen, Pflüge

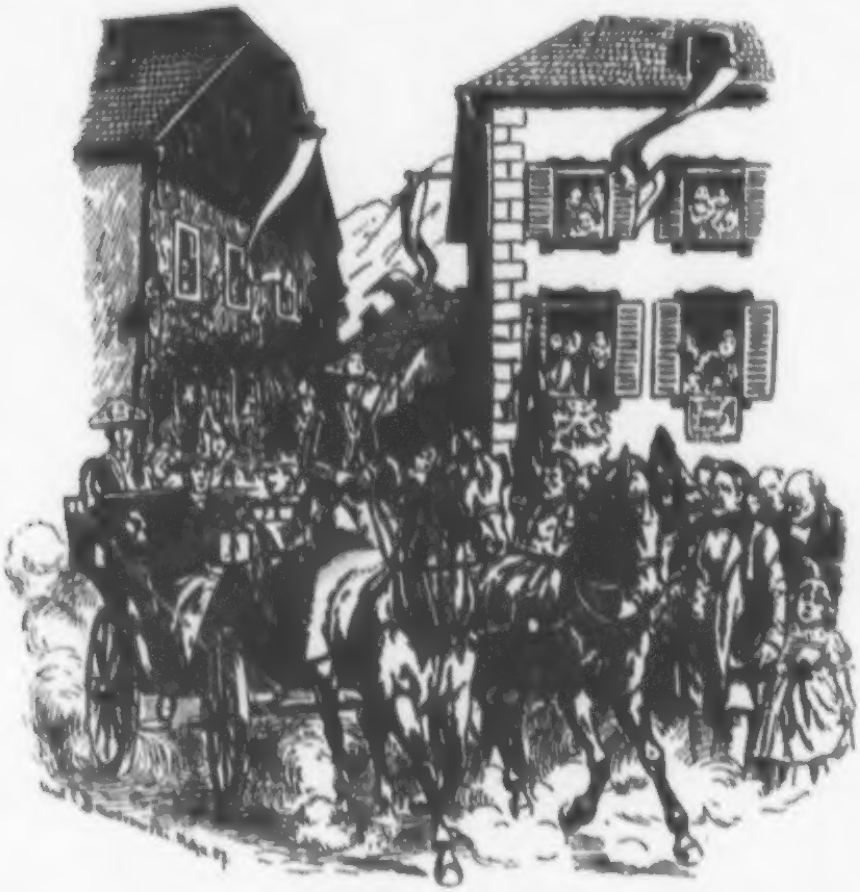
und Schwerter. Im Wäldchen jodelte der Holzhauer und hallten stürzende Bäume. Der Hirte trieb eine Herde schöner, bekränzter Rinder über die Au, die Sennin molk unter dem Schatten einer Tanne ihre Kuh und der Jäger schoß gerade im Augenblicke, als der kaiserliche Wagen herankam, einen ausgestopften Auerhahn vom Lerchbaum. Das Wunderbarste aber waren die Obstbauern, welche von alten Holzbirnbäumen die feinsten Butteräpfel schüttelten, und die Winzer, welche aus Erlen- und Weidengebüsch Trauben schnitten. Es ging nicht anders, und wenn das ganze Land zusammengerückt sein sollte auf etliche Joch oberländischen Grundes, so mußte das Erz wohl einmal im eitlen Sand und der Wein auf Weidenstäben wachsen. So unerhört fruchtbar war der Boden bei Abelsberg, und der Obersthofmeister hauchte dem Kaiser zu: „Eure Majestät, aber das ist ja prächtig! Was Eure Majestät für ein Land haben!“

Seine Majestät, höchst erfreut von dem fröhlichen Aufzuge, wollte den Ortsvorsteher sprechen. Noch dauerten an beiden Seiten der Straße die Vorstellungen; auch ein Hochzeitszug und ein Taufgang war dabei, und Volkslieder wurden gesungen und zum Schlusse, dort wo die bekränzte Mauth prangte — kauerten etliche Krüppel, ein Kretin und ein paar zerhauene und zerschossene Militärs mit Weib und Kind im Straßenstaub und wimmerten mit aufgehobenen Händen um Almosen. Denen war's Ernst.

Der Hof stutzte sehr — gar sehr stutzte er über eine solche durchaus nicht harmlose Pointe der Festlichkeit — und nach dem Ortsvorstande, der mit seinem Rate auf dem Marktplatze tief geknickt stand, wurde nicht mehr verlangt.

Vor dem Tore des Poſthauſes ſtanden ſechs ſtreuende Blumenmädchen, aber die Wagen rollten vorüber und hielten nicht in Abelsberg.

Der hohe Rat war aus Rand und Band. Das Bettelgeſindel verhaftete er ſofort; aber der Kretin grinſte und die alten Krieger

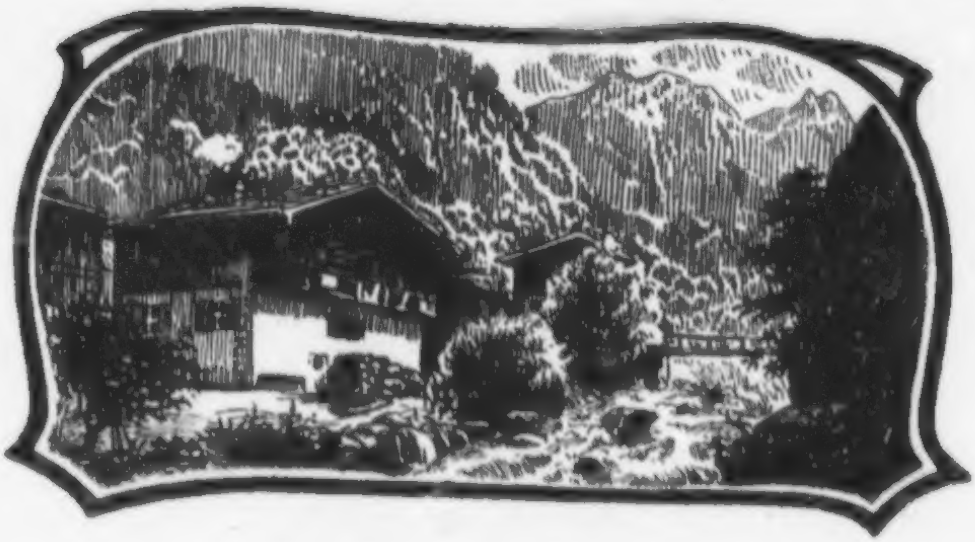


mit ihren elenden Familien meinten, sie hätten gehört, daß das ganze Land bei dem Aufzuge vertreten sein sollte, und da hätten sie gedacht, die viele Armut, die da sei, gehöre sozusagen auch zum Lande, sie hätten des Weiteren gerechnet auf etliche Silberbatzen oder einen warmen Löffel Suppe, was freilich eine ganz verfehlte Rechnung gewesen wäre.

Der Bürgermeister wollte diese Leute, die das schöne Fest so jämmerlich verdorben hatten, in den Kotter stecken lassen. Das ließ der Rat Hufschmied nicht gelten. Das Betteln, sagte er, sei zwar in Abelsberg verboten, aber vom Mauthbalken auswärts sei es von jeher erlaubt gewesen.

Der Schelm!

Er ist aber später Vorstand geworden.



Die Abelsberger Touristen.

Wie nur plötzlich die Natur so schön geworden ist! Erst seit etlichen Jahren. Es lebten wohl auch früher einzelne Leutchen, die einzelne Gegenden „wirklich romantisch“ fanden; heutigen Tages aber sind alle Wälder und Berge so herrlich! Und der Sonnenaufgang!

Wer hätte das vor dreißig Jahren vermeint, daß auch der Sonnenaufgang Mode werden sollte!

Mode! O du heilige Welt Gottes, vergib mir dieses Wort. Aber du weißt es ja doch selber am besten, wie wenigen, die doch deine ewig großen und lebendigen Pfade gewandelt, es einst eingefallen ist, dich seligen Herzens zu bewundern, dich anzubeten. Wohl, es mögen die lieblichen Bilder deiner Gärten und Auen, deiner Frühlingstage und Sommernächte zu allen Zeiten Beseligung in dem Menschen-

gemüte wachgerufen haben; vor dem Brausen des Sturmes, vor dem Ernste der Einsamkeit, vor den Gewalten des Hochgebirges aber sind die Kinder der Welt zurückgeschaudert, wie vor einem übermächtigen Feinde.

Und heute — je wilder die Gegend, desto schöner; natürlich, wenn gute Wege in derselben angelegt sind und komfortable Wirtshäuser. Zarte Frauen mit ihren zarten Kindern steigen heute auf Berge, auf die sonst nur der Gemsjäger und der arme Kräutersammler geklettert; es geht prächtig; und wenn eine Eisenbahn schnurstracks den Berg hinanläuft, um so besser. Oben steht gar ein Hotel, da ißt und trinkt man, schreibt sich ins Fremdenbuch und findet alles unvergleichlich.

Weil im neunzehnten Jahrhundert die Natur denn gar so schön geworden!

„Touristen!“ Die Sache ist so schnell gekommen, daß die deutsche Sprache gar kein Wort dafür in Bereitschaft hatte und bis heute noch keines hat. Ja, gewiß, Sommerfrischen, Gebirgspartien, Touristen — das sind Modesachen. Vorläufig noch. Wir werden die Natur einst wirklich suchen, nicht bloß an heiteren Sommertagen, sondern auch, wenn sie finster blickt und grollt, auch wenn sie in der ehernen Majestät des Winters ruht. Denn wir werden unsere große, heilige Mutter lieben und insgeheim an ihren Busen fliehen aus dem Treiben der Welt.

Selbst an den Abelsbergern darf hierin nicht ganz verzweifelt werden. Und sie sind ja heute schon große Naturfreunde, die Abelsberger. Erstens liegt Abelsberg ja in einem freundlichen Gebirgstale, und zweitens hat ein Abelsberger Wirt über die Tür seines Hauses

einen grünen Baum malen und ſeine Herberge demnach „Zum grünen Baum“ benamſen laſſen. Und nicht allein das, des Wirtes Sinn für Natur erſtreckt ſich ſogar bis in den Keller, in deſſen bauchigen Fäſſern — es iſt keine Fabel, wahrlich nicht! — Naturwein und bloß Naturwein lagert. Und wer eben Sinn dafür hat — zwiſchen den Fäſſern auch das Plätſchern eines Waſſerbrünnleins hört ſich anmutig. Allerdings, Sitzgarten iſt keiner beim Haus; iſt auch keine Frage danach. Ein echtes Tröpflein trinkt ſich auch in der räucherigen Gaſtſtube gut. Was Sommerabend! Die Abelsberger gehen nicht ins Wirtshaus, um Sommerabende zu genießen.

Wohl aber nehmen ſie den Zeitgeiſt wahr, der — wie Poeten ſo ſchön ſagen — heute in den Blättern ſäuſelt — in den Zeitungsblättern nämlich. Sie ſind fürs erſte daher wacker liberal, die Abelsberger, denn: „Fortſchritt und Freiheit!“ ſagt der Tiſchler, und hat dieſe Worte in ſein Bierglas ſtechen laſſen.

Da ſtanden nun ſchon ſeit Jahren zu jeder Sommerszeit Aufſätze in der Zeitung von der ſchönen Schweiz. „Ja, die Schweiz!“ meinte der Webermeiſter, „von wo der Schweizerkaffee und der Schweizerkäs kommt — weiß ſchon davon!“

Allmählich dann zogen ſich — dem Blatte nach — die Naturſchönheiten der Schweiz auch ins Tirol und Salzburg herein, und plötzlich in dem letzten Jahre war eine ganz einzige Großartigkeit aufgetaucht im eigenen Lande. Die Admonter Gegend, das Geſäuſe und Eiſenerz konnten die Zeitungen gar nicht genug rühmen. Dieſe hohen, ſchroffen Berge, dieſe wilden Schluchten, dieſe ſauſende Enns! In der Schweiz wahrhaftig nicht ſchöner zu finden! — Und mitten hin-

durch die Eisenbahn und Touristen aus allen Weltgegenden, und es ist eine wahre Schande, das Gesäuse nicht gesehen, den Reichenstein und den Buchstein nicht bestiegen, das Hochtor und den Damischbachturm nicht bewundert zu haben.

Da taten sich die Abelsberger zusammen. „Zu meiner Zeit, wie ich als Bursche durchs Ennstal gewandert bin," sagte der Sattler, „da ist mir nichts aufgefallen; weiß nur, daß ich in schauderlich wilde Gegenden gekommen bin und daß ich bei einer Kohlenbrennerei Wasser getrunken habe. Nu, heute mag's anders sein."

„Leute," rief der Tischler, „tun wir zusammen, machen wir eine Tour ins Gesäuse!"

Das zündete. Eisenbeschlagene Schuhe, Bergstöcke, Weinflaschen, Würste, Schinken, Spielkarten — eine „Hetz" muß es geben! — Mägdlein wollten sie auch werben zur Partie. Der Binder und der Pfleger und der Schulmeisterssohn und andere — ihrer neun Stück sind's, die mit Hall und Schall und hellem Übermut, wie's Touristen ansteht, den Eisenbahnzug besteigen.

Das herbstliche Wetter ist heiter, rein, kühl — ganz gemacht für Gebirgstouren. Die daheim bleiben müssen, denken in Wehmut an die lustige Reise, und beim Wirt „Zum grünen Baum" sitzen sie abends und folgen im Geiste ihren touristischen Mitbürgern auf die höchsten Berge und in die lauschigsten Winkel der Sennhütten.

Am dritten Tage kehrte die Gesellschaft zurück. Sie war etwas angegriffen, stark ermüdet, und die meisten hatten Schürfe, blaue Beulen an Gesicht und Händen und Risse in den Kleidern. Trotzdem wurden sie sofort ins Wirtshaus gezogen, wo sie wacker aßen

und tranken, denn — sagten sie — die Wirtshäuser hätten sie unterwegs nur von Hörensagen genossen. Naturgenuß sei ihre Hauptsache gewesen! — Hierauf sollten sie erzählen.

„Ja!“ sagte der Binder gedehnt, „erzählen! — Das muß einer selber gesehen haben — nicht wahr?“

Seine Genossen bestätigten es.

„Diese Berge!“ rief der Weber, „diese Hochöfen in Admont, na!“

„Ihr seid doch auch im Stift gewesen?“

„Im Eisenerzerstift, jawohl! So eine Kirche! Nix zweit's gibt's nit!“

Ob der Verwechslung schmunzelten Zuhörer.

„Und auf dem Reichenstein?“

„Da schaut's grad' einmal her!“ versetzte der Schulmeisterssohn und wies seine zerschundenen Hände vor; „aufwärts, da ging's, bis wir ins Edelweiß kamen. Bis an die Knöchel, sag' ich euch, geht einem das Edelweiß, just zum Niedermäh'n! Dann, wie wir zum Eis gekommen sind, nicht wahr, zu den Gletschern?“ wendete er sich an die Genossen.

„Na, ich dank'!“ stimmten diese bei, „das sind ein bißl Gletscher!“

„Und der Sonnenaufgang,“ sagte der Pfleger, „lohnend, höchst lohnend! — Und in dem Gebirg ist euch eine Sonne! — 's ist ein Gaudium gewesen. Aber halt das Herabsteigen! Sind wir euch nicht schnurgerade niedergefahren über die Steinleuten! So gleich etliche zehntausend Fuß! Gerad' ein Sauser ist's gewesen, sind wir herunten auf dem Boden gestanden.“

„Nu,“ fügte der Schulmeisterssohn bei, „und da haben wir uns so zerschunden.“

„Und deine blauen Flecken im Gesichte?“ fragte man den Sattler.

„Ja, dem seine blauen Flecken,“ rief der Schulmeisterische; „nicht um fünfzig Gulden gibst du sie her, Sattler, gelt? — Hat euch der Sakra nicht mit einem Steinbock gerauft? Na, und ob!“

Die Leute schlugen über solch unerhörte Abenteuer die Hände zusammen.

„Aber ein Sträußel Edelweiß oder Speik hättet ihr doch mitbringen sollen!“

„Ihr schwätzet beim Ofen, wie ihr's versteht. Jeder hat seinen Hut voll Edelweiß gehabt, das versteht sich. Und wie der Kampf mit den drei Lämmergeiern nicht ist, so bringen wir die schönsten Buschen heim.“

„Kampf mit den Lämmergeiern?“ fragten die Leute und brachten den Mund nicht mehr zu.

„Haar' lassen hätten wir können! Sind noch froh gewesen, daß wir heil davon gekommen; die Alpenblumen und die paar Hüte sind zu ersetzen.“

„Herr Gott, das war eine Tour!“

— Sie waren die bewunderten Helden des Städtchens.

Einige Zeit darauf kam an den Vorstand von Abelsberg folgendes Schreiben:

„Tamern, den 30./9. 1875.

Werter Herr Bürgermeister!

Zu meinem Bedauern muß ich Sie mit einer Angelegenheit belästigen. Vor etwa acht Tagen kam eine heitere Gesellschaft von neun Personen in mein Haus, die, wie sie vorgab, aus Abelsberg

sei. Die Herrschaften schienen eine Gebirgspartie vorgehabt zu haben, blieben jedoch einen und einen halben Tag und zwei Nächte bei mir und ließen sich zu meinem Vergnügen Küche und Keller wohl munden. Wie es bei solchen Gelegenheiten schon zu geschehen pflegt, wurden sie lustig, sangen, tanzten und unterhielten sich mit den Weibsleuten der Nachbarschaft, die sie zum Tanze beigezogen hatten. Auch die Burschen der Umgegend, Holzknechte zumeist, fanden sich ein; da entspann sich zwischen diesen und den werten Herren Abelsbergern ein Streit, der Weibsbilder wegen; sie wurden leider handgemein, wobei zu meinem großen Bedauern die Abelsberger sehr den kürzeren zogen. Die Herrschaften waren gezwungen, das Weite zu suchen, und dürften mit einigen diesbezüglichen Spuren nach Hause gekommen sein. — Ganz erklärlich ist es unter solchen Umständen, daß in der Eile vergessen wurde, die kleine Gasthausrechnung zu begleichen, die Euer Wohlgeboren zu unterbreiten ich hiermit die Ehre habe:

Zwei Abendessen für 9 Personen	23 fl.	70 kr.
Ein Mittagsessen detto	15 „	98 „
Zwei Frühstück detto	8 „	10 „
Wein für 9 Personen	26 „	48 „
Dem Stubenmädchen für Depurgationen	— „	80 „
Für eine Weinflasche à 40 kr., und drei Fensterscheiben à 30 kr., zusammen	1 „	30 „
Summa	76 fl.	36 kr.

Um gefällige Notiznahme bittet

achtungsvoll ergebenst

Peter Streicher, Gasthausbesitzer in Tamern."

Der Burgermeiſter veranſtaltete zu Ehren der wackeren Touriſten eine Nachfeier beim „Grünen Baum“. Nachdem die Gefeierten neuerdings und ſtets mit mehr Nachdruck und in helleren Farben ihre ſeltenen Abenteuer an der ſauſenden Enns und bei der Beſteigung des „elftauſend Fuß hohen Gletſchers Reichenſtein“ dargetan hatten, ſagte der Burgermeiſter, er ſei von der Gemeinde beauftragt, den kühnen Mitbürgern ein Ehrendiplom hiermit zu überreichen — und las feierlichen Tones Brief und die Gaſthausrechnung des Peter Streicher vor.

Ein Abelsberger auf dem Vesuv.

Thomas Treibaus iſt ein ehrſamer Viehhändler aus Abelsberg. Er hat ſein Lebtag viele Ochſen gemäſtet und iſt auch ſelbſt dabei fett geworden. Indes ließ er ſich nicht betören von den Reichtümern und Rindern dieſer Erde, ſein Sinn ſtand nach Höherem. So hoch ſeine Ochſen auch die Hörner tragen mochten, wenn ſie vor dem vollen Barren ſtanden, ſo hoch die Kälber auch ihre kleinen Schweife ſchwangen, wenn ſie luſtig und flink über die Wieſe hüpften — ſein Sinn ſtand höher.

Da hatte er einmal — es war zur goldenen Zeit, als er, ein Knabe noch, die Kuheuter auf der Weide ausſaugte, wenn ihm ſein Dienſtherr zur Strafe für unachtſames Hüten das Mittagmahl vorenthielt — hatte er alſo einmal durch einen alten Hauſierer die Sage von dem feuerſpeienden Berge gehört. Und dieſe Sage hat einen Funken geworfen in ſein Gemüt, hat — ſozuſagen — ſein bißchen ſchlummerndes Ideal entzündet, und das glühte und brannte nun Jahre und Jahre in den Tiefen ſeines Herzens, doch ohne daß es Lava ſpie.

Nebſtbei, daß Thomas Treibaus Kälber trieb, Kühe handelte und Ochſen mäſtete, ging das Dichten und Trachten ſeiner ſehnenden Seele dahin, einmal den feuerſpeienden Berg zu ſehen und — Ehre ſeinem Mannesmute! — zu beſteigen.

Und das ſollte der Glanz- und Höhepunkt ſeines vielbedeutenden Lebens ſein, das ſollte ihm Ruhm ſein im Lande und für ſpäte Zeiten.

Thomas hatte ſchon Bilder geſehen von dem berühmten Berg, und Guckkaſtenmänner kamen zuzeiten in die Gegend, die hatten das Ungeheuer in einem Käſtlein, ganz wie es leibte und lebte und ſpie. Dieſer Berg mit ſeinem glühenden Rachen iſt nicht wie der allſort funkenſprühende Schornſtein der Schmiede im Tale, nicht wie ein wildausbrechender Kohlenmeiler! Dieſer Berg iſt der Hölle Tor und Schlot; wenn der Teufel eine arme Seele holt, ſo flattert er mit ſeinen ungeheueren, kohlſchwarzen Fledermausflügeln da hinein! — Das weckte Treibaus' Sehnſucht erſt auf, denn was ein rechter Viehhändler iſt, darf ſich vor Hölle und Teufel nicht fürchten.

Und als nach und nach die gute Zeit gekommen war, da ſein Bäuchlein groß, ſeine Äuglein klein, ſein Näschen rot und ſein Beutel ſchwer geworden, da gedieh ſein Lebenswunſch: „weit und tief ins Welſchland hinein!" zur Reife. Als er hierauf, dem Ideale zuwallend, durch Tirol kam und durch die Lombardei, war es zum erſtenmal, daß er die Leute nicht gut verſtand. Auf der ganzen Reiſe intereſſierte ihn nichts, als der ſchiefe Turm zu Piſa, vor dem er drei Stunden lang mit offenem Munde ſtand, und die fontana trevi in Rom, wo verſteinerte Ungeheuer zwar nicht Feuer, aber Waſſer ſpieen.

Dann zog er tiefer nach Süden. Er fühlte es wohl, wie es von Tag zu Tag heißer wurde, er nahte — dem feuerſpeienden Berge.

Weiteres iſt von dem Vorleben des wackeren Thomas Treibaus nicht bekannt. —

Als ich an einem Septemberabende 1872 am Hafen von Neapel auf und ab ſchlenderte, um mir das ſeltſame Treiben dieſes merk-

würdigen Volkes zu betrachten, ſah ich einen wohlbeleibten, aber behenden Mann in Knieleberhoſe und grünberandeter Lodenjacke mit einem Cicerone lebhafte Geſten machen. Ich ſah ſo von weitem hin, ich ſah, wie der Mann keck die Füße auseinander ſtemmte und mit den Händen zuweilen auf ſein wohlgepflegtes Bäuchlein ſchlug. Trotz des unabſehbar breiten Strohhutes, der das völlig kreisrunde Geſicht des Mannes halb bedeckte, und trotz der nackten Waden über den hohen Bundſchuhen, ſagte ich nachdrücklich zu mir ſelbſt: „Ich will doch ein Lump ſein, wenn das nicht ein Abelsberger Viehhändler iſt!“

Ich lauerte noch ein wenig. Da hub er behäbig an, ſeine Ärmel zu zerren, zog den Rock aus, daß er in ſeinen weiten Hemdärmeln, mit ſeiner ſchwarzen Weſte, die eine Reihe mächtiger Silberknöpfe und eine ſchwere, talerbehangene Uhrkette trug, und mit einem breiten, weiß ausgenähten Ledergurte daſtand. Nun war für mich kein Zweifel mehr — ein Landsmann. — Zu allem Überfluſſe hörte ich ihn noch brummen: „A Viehhitz' das, und bis in die ſpat Nacht eini!“ Darauf ſehr laut und immer mit den Händen fuchtelnd zum braunen, verſchmitzt lächelnden Italiener: „Na, ſo verſteht's denn wahrhafti nit Deutſch? Auffi, da auffi möcht' ich!“ Er deutete gegen den Veſuv, über deſſen Spitze ein leichter Rauch zog. Ein Redeſchwall brach los aus dem Munde des Cicerone, aber ein welſcher Redeſchwall; und mein Landsmann ſchüttelte das Haupt und wollte weiter trippeln.

Da rief ich, auf ihn zueilend: „Vetter, grüß Gott!“

Zuerſt war er einen Augenblick verdutzt, dann aber ſchrie er, die Hände ausbreitend: „Jeſſas, Jeſſas, das — ja, das iſt ja wieder

einmal an ordentlicher Menſch — a Landsmann! — Freilich, freilich — na, ich trau mir's z'ſagen: a fett's Paar Ochſen kunnt mir die Freud' nit machen! — Grüß Ihna Gott! Sag'n S', Landsmann, ſein S' ah z'weg'n dem da kemma?" Er deutete gegen den Veſuv.

Das war das Finden und Binden — er ſchwur mir ewige Freundſchaft. Wir gingen in eine Oſterie, dort erzählte er mir ſeine Lebensgeſchichte

und ſein höheres Streben nach dem feuerſpeienden Berg, wie er ſich wundere, daß dieſer weltberühmte Berg grün und grau wie alle anderen Berge ſtill daſtehe, nicht ringsum glühe und kaum ein Rauchwölklein habe — wie es ſich ſchier nicht des weiten Weges lohne, wie er den Berg aber trotz alledem morgen mit dem früheſten zu beſteigen gedenke.

Ich hatte auch dieſelbe Abſicht, und ſo beſchloſſen wir, zuſammen die Partie auf den Veſuv zu machen.

Ich habe nie noch einen glücklicheren Menſchen geſehen, als meinen Viehhändler an demſelben Abend.

„Heut' zahl' ich alles!" rief er wiederholt, ſeine ſchweren Fäuſte mit den Hemdärmeln auf den Tiſch ſchlagend; und wie ſein Antlitz ſo lachte und leuchtete, da war es Vollmond in der Weinſtube.

Am andern Morgen — es lag noch Finſternis über den Waſſern — war es meines neuen Reiſegefährten erſtes, daß er mir zeigte, wie er ſeinen roten Regen- und Sonnenſchirm praktiſch zu einem Bergſtock eingerichtet habe. Dann ſagte er ernſt und ergriffen: „Alſo heute! Heute! Und das Paraplnie da heb' ich mir auf zum ewigen Andenken!" Der gute Mann fühlte ſich verpflichtet, angeſichts ſeines großen Zieles möglichſt Hochdeutſch zu ſprechen.

Wir fuhren bis zum nächſten Städtchen Reſina. Dort nahmen wir zwei graue Eſel und einen braunen Führer und begannen die Wanderung aufwärts.

„Vor Banditen fürcht' ich mich gar nicht, gelt?" ſagte Thomas, als er ſo neben mir auf dem Eſel wackelte. Er wollte fragen, ob er wohl recht habe, daß er ſich nicht fürchtete.

„Und wenn einer kommt, meiner Seel', ich ſchlag' zu!" er hob ſeinen Regenſchirm, ſetzte aber beruhigt bei: „Na, ſo leicht kann nix geſchehen, es ſind unſer fünfe."

Die Eſel warfen ihm einen dankbaren Blick zu.

Wir ritten zwiſchen berankten Gartenmauern hin und durch ein Wäldchen von Obſtbäumen und an Weingärten entlang. Der Morgen graute und die ſchwarze Maſſe des Berges vor uns ſtach deutlicher von dem Himmel ab. Wir bogen nördlich und ſahen hinaus über das Meer, auf welchem in der Dämmerung wie vor der Schöpfung Nebel und Waſſer noch nicht geſondert ſchien. Da kamen wir über braune, ſchrollige Lavaſtröme — hier ſtieg mein Thomas zum erſten Male ab, befühlte den rauhen, ſchründigen Boden und ſchüttelte den Kopf.

„Wie könnten das ſchöne fruchtbare Matten ſein," ſagte ich, „aber der Veſuv!"

„Überhaupt," entgegnete mein Landsmann, „das italieniſch Land iſt nicht das, was der Leut' Reden daraus macht. Was, ſüdlicher Himmel! Der iſt auf unſeren Bergen juſt ſo blau und fein! Die Sonne hier ſcheint gar nicht heller, aber heißer wie daheim, und das — halt, Eſelein, ſchmeiß mich nicht ab! 's iſt aber auch ein verdrumpfter Weg in dieſem italieniſchen Paradies, 's gibt überall ſo viel Steine, wie bei uns daheim, und Heiden und Sümpfe und Nebel. Wein wär' ſchon recht, wenn er nicht warm wär'; die Feigen wären ſüß, wenn man ſich damit nicht den Magen verderben tät. Und ſonſt auch, im Brot iſt kein Salz, in der Suppe kein Schmalz, und Knödel iſt ſchon gar keins zu ſehen. Jetzt, frag' ich, was iſt das für ein Land?"

Mein Thomas war bei dieſen Worten ſo böſe geworden, daß er ſeinem Eſel eins in die Weichen gab.

„Und doch," verſetzte ich ſeiner Rede, „ſoll Italien das Wunderland ſein, wo ein offenes Herz und ein offener Sinn auch das ſchönſte Ideal durch eine noch ſchönere Wirklichkeit übertroffen findet."

In dieſem Augenblick ſtrauchelte mein Eſel, daß ich ſchier über die Lavaſchollen gepurzelt wäre, und das Geſpräch war unterbrochen.

Es war licht geworden, unten reihten ſich Städte an Ruinen, Landhäuſer an Mauertrümmer, Gärten an Schuttlehnen. Das Meer lag in matter Bläue, dort und da ein weißes Segel, wie ein vom Himmel gefallenes Sternchen. Über Neapel zog ſich ein Nebelſtreifen weit hinaus auf die hohe See.

Als wir zur Einſiedelei kamen, hätte mein Thomas für ſein Leben gern den Einſiedler geſehen. Aber der Gute hatte ſich wahrſcheinlich des Abends zuvor zu lange kaſteit, und ſo ruhte er nun noch in den Fed—, das heißt auf der härenen Decke.

Im Wirtshauſe des Obſervatoriums angelangt, genoſſen wir Wein und Trauben und unſer Führer erzählte uns von den Zerſtörungen, welche der letzte Ausbruch des Veſuv in der Umgegend angerichtet hatte. Unter den zahlreichen Verunglückten war auch ſein Bruder, welcher auf der Wallfahrt nach St. Giuſeppe von dem Unheil erreicht wurde.

„Und Vieher ſind doch keine zu Grunde gegangen?" fragte Treibaus teilnehmend. Zum Glücke hatte ihn der Burſche nicht verſtanden.

Die Eſel ließen wir beim Obſervatorium. Der Führer begann ſeine mitgetragenen Stricke in Bereitſchaft zu halten, und es kam eine

äußerſt ſchwierige Fußwanderung den Kegel hinan. Glatt und ſchroffig und ſchründig iſt die Lava, und dann wieder wollen die Füße verſinken in grauen Aſchenſtaub. Wir waren auf der Nordweſtſeite, folglich im Schatten, obwohl die ganze herrliche Gegend unten lange ſchon im reinen Sonnenlichte lag. Der Himmel war tiefblau, aber je näher wir der Höhe kamen, deſto mehr umhüllte ihn eine dunſtige, rötliche Atmoſphäre und wir rochen Schwefel. Wir ſahen, wie der Rauch da oben emporqualmte, wie er immer röter und glühender wurde, und wie — „Jeſus Maria!“ rief Thomas, „g'rad' jetzt hebt er an zu ſpeien!“ und wollte abwärts eilen.

Der Sonnenball ſtieg empor juſt über dem Krater durch den wirbelnden Rauch, rot und ſprühend, wie ein Klumpen Glut. Der Führer drängte, half uns

weiter und bald waren wir zu Rande. Zu Rande an den Kratern, den dampfenden Schründen und Klüften, bunt in hellen Farben, wie Salamander, tief dröhnend zuweilen, grollend, ächzend, wie ein Leidenschaftskampf im Herzen, wie ein böses Gewissen — der feuerspeiende Berg, der Hölle Tor und Schlot.

Mein erschreckter Blick wendete sich zurück zu dem milden, sonnigen Lächeln der Welt. Nun lag Neapels glitzernder Halbmond in Reinheit da. Rückwärts die grüne, mit Städten und Villen besäete Ebene von Casoria; dann zogen sich hin die milden, sammetähnlichen Höhen von Camaldoli, die schroffen Berge der Inseln Procida und Ischia — dann die unabsehbare Meeresweite, an Bläne und Klarheit wetteifernd mit dem Himmel. O, das Meer mit seinem zarten Sonnengefunkel in den Wellen, mit dem lieblichen Spiel der winzigen Segel und Masten, mit seinem Horizont, so weit und unerreicht, den nur die Sehnsucht misst!

Weiter links die dunkeln Berge von Capri und die lichten Felswände von Sorento, und der dämmerige Gebirgszug des Monte Albino, und das liebliche Sarnotal mit der rötlichen Trümmerstätte Pompejis.

Uns gegenüber aber, im Nordosten, ragen in einem wilden Halbkessel die kahlen, toten Wände des eingestürzten Kraters Somma, eine Ruine der Hölle, — und in weiter Ferne die Höhen des Monte Matese und Vergine.

Mein Landsmann sah durch unser Fernrohr eine Weile unverwandt in die Ebene hinab und machte dabei ein äußerst vergnügtes Gesicht. „Recht weichleibig," murmelte er „ganz semmelfärbig, man meint, es müßt Mürzthaler Rasse sein!"

Eine Heerde Rinder entzückte ihn.

Ich nahm ihn am Arm und führte ihn unter Leitung des Cicerone in den Wildniſſen der Veſuvkrone umher.

Man kann nicht hingehen und hinabgucken in den Krater, wie in eine Krautgrube; Hitze, Schwefeldampf und Rauch drohen den Kühnen zu erſticken. Da dampfende Schründe, heiße Lavaklöße und Schollen; dort hat ſich die Erde geſpalten und Glutſchein rötet die Wände, aber wuchtige Blöcke ſind darüber hingeworfen. Und wer ſich darüber hinwagt zum Krater, und Rauch und Dunſt laſſen ihm einen Blick hinabtun, der prallt bleichen Geſichts zurück und ſtammelt: „Der Menſch verſuche die Götter nicht!“ Schroff ſtürzen die ſchwarzen oder buntfarbigen, ſchründigen Wände nach innen ab und der Trichter teilt ſich unter phantaſtiſchen Gebilden in mehrere Krater, deren unergründliche Tiefen nicht einmal den Schall zurückgeben von einem Stein, den man in ſie ſchleudert. Freilich iſt da unten ein ewiges Dröhnen und Donnern, oft wild, wie das Knurren des Löwen, dann wieder bang und ſchwer, wie das Röcheln eines Sterbenden.

Aus allen Spalten und Klüften dringt der Rauch. Dort in der Schramme ſehe ich gar helle Lava glühen; ſehe ich die Eſſen der Cyklopen und höre ich ihr Pochen auf dem Amboß der Urgeſelle? — Wie tief und gewaltig, du ſchrecklicher Hephäſtos, iſt deine Werkſtatt!

Ein mächtiges Donnern — der Führer riß uns mit großen Schritten zurück. Da zitterte unter uns der Boden und Aſche und Steine flogen aus den Schlünden.

„Geht's weiter, iſt das a ſchauderhafte Sach'!“ ſagte Thomas kleinlaut, „jetzt fahr' ich gleich wieder ab.“

Doch der Führer hielt ihn zurück, zog ein paar Eier aus der Tasche, legte sie in eine kleine Spalte, und reichte sie uns nach ein paar Minuten hartgesotten als Gabelfrühstück. Das brachte meinem Landsmann wieder das Selbstvertrauen. Eier am Herde des Vesuv gekocht hat man nicht zu jeder Vormittagsjause! Die Schalen tat er sorglich in ein Papier und steckte sie in die Tasche — zum ewigen Andenken.

Bald darauf machten wir die Entdeckung, daß unsere Schuhsohlen verkohlt waren. „Schau, schau," sagte Thomas, „das wundert mich, die meinen sind vom Pinzgauerschlag." In seinen roten Regenschirm hatte ein glühendes Aschenstäubchen ein Loch gefressen. „Bravo!" rief Thomas aus, „auch das ist ein Andenken an den feuerspeienden Berg für meine Kinder und Kindeskinder!"

„Ah," entgegnete ich, „das hat mir der Vetter gar nicht erzählt, daß er verheiratet —"

„Je nu, das heißt" — er trocknete sich den Schweiß von dem Vollmond — „na, das ist schon eine barbarische Hitz', da heroben!" Von seiner Familie weiter keine Rede mehr.

Ich hätte den Führer und meinen guten Landsmann zur Rückkehr schier am liebsten vorausziehen lassen, um mich allein auf einen Lavablock zu setzen und am Brandopferaltar der Natur Gottes Herrlichkeit in stiller Seele zu feiern.

Da kam mein Gefährte: „Na, Sie, versetzen tu' ich Ihna nit!" Und noch volkstümlicher: „Hiazt hab'n ma's g'seh'n, und hiazt geh'n ma hoam."

Ich glaube, er hat es buchstäblich ausgeführt und ist von Neapel

geradewegs in ſein Abelsberg gefahren, um dort durch ſeine Eierſchalen und den verbrannten Regenſchirm beredtes Zeugnis zu geben von dem „feuerſpeienden Berg“ und als kühner Beſteiger desſelben unvergänglichen Ruhm zu ernten.

Das reiche Jahr eines Abelsbergers.

Es hat eine Zeit gegeben, da die Ober-Abelsberger Bauern über alle Maßen geſcheit geweſen ſind. Dann ſpäter kam die Schule, und die hat das gute Volk recht heruntergebracht. Da haben ſie die Jahre her ſo hölliſch viel gelernt, daß ſie jetzt nachgerade gar nichts mehr wiſſen.

Oder erkennt es heute in der Silveſternacht einer, was für ein Jahr kommen wird? Ich glaube nicht. Die alten Ober-Abelsberger hingegen haben es aus den Zeichen erkannt, denn dazumal hat man an die Zeichen noch geglaubt und weil man daran geglaubt hat, ſo ſind ſie auch zugetroffen. Heute geſchieht kein Wunder mehr, weil ſich die Leute nur darüber luſtig machen würden.

Einſtmals hat man die Offenbarungen geehrt; und es iſt nicht etwa, daß ich den ſchönen Namen erdichte, er hat wirklich ſo geheißen, der Eberhard Weisheit. Und hat den Namen verdient, denn er war der weiſeſte Bauer im Ober-Abelsberger Gau.

Der Eberhard Weisheit hat ſeiner Väter ehrwürdige Sitten ſtets geachtet und gehalten, hat in der Chriſtnacht ſeine Ochſen mit Weihrauch beräuchert, hat hinter den verdächtig ausſehenden Bettelleuten

Abſpülwaſſer auf den Weg gießen laſſen, daß das Geſindel keine böſe Macht über ſein Haus haben konnte, und ſo iſt er in der Silveſternacht auch auf den „Kreuzweg" gegangen, um unter Gebet und frommen Betrachtungen zu erſehen, ob ein armes oder ein reiches Jahr im Anzuge ſei.

Es iſt arg genug, daß es heutzutage Leſer gibt, denen man die Sache des langen und breiten erklären ſoll und noch froh ſein muß, wenn ſie überhaupt dazu ſtillhalten.

Wenn man in der Silveſternacht auf einen Kreuzweg geht, das heißt, auf einen Punkt, wo ſich mehrere Wege kreuzen, ſo kann einem auf dieſem Kreuzwege ein Mann begegnen. Es mag ein weltfremder Mann ſein, er mag auch in der Geſtalt eines guten Bekannten erſcheinen. Man ſoll ihm nicht ausweichen und ſoll ihm auch nicht in den Weg treten. Man ſoll nicht grübeln. Wenn dieſer Mann leicht und leer einherſchreitet, dann mag man ſtill nach Hauſe gehen und den Riemen neunmal ums Geldſäcklein winden, denn es kommt ein ſchlechtes, armes Jahr. Wenn hingegen der Mann auf dem Kreuzwege unter ſchwerer Laſt daherkeucht, dann ſoll man luſtig ins nächſte Wirtshaus eilen und ſich ſelbſt zur nachtſchlafenden Stund' was Gutes antun, wohl auch anderen was zukommen laſſen, denn es wird alles gut, es wird ſehr gut, es kommt ein reiches Jahr.

Alſo war's in einer ſolchen Nacht, daß der Eberhard Weisheit gegen die zwölfte Stunde hinaus auf die Steinheide ging, wo ein Kreuzweg war und wo auch richtig ein hölzernes Kreuz ſtand, bei dem es nicht ſelten geſpenſterte. Es war eine Nacht, in der man nicht gern einen Hund vor die Tür jagte; er war aber kein Hund,

er war ein E— Eberhard Weisheit, und dieſes Geſchlecht hat ſich von jeher nicht viel aus Schnee und Sturm gemacht.

Am Kreuze ſtand er ſtill und ließ ſich einmal recht anſtöbern.

Es war, als ob auf jedem Wege, wie ſie hier aus allen vier Weltgegenden zuſammengingen, ein anderes Wetter heranbrauſte und als ob Wind und Kälte und Schnee und Eis gerade den Kreuzweg zu ihrem Turnierplatz gewählt hätten. — Weichlinge liegen in den Kiſſen vergraben und morgen, wenn ſie aufſtehen, ſagen ſie: Ein neues Jahr — was wird es bringen? und ſchauen dumm drein. Der Eberhard wird's wiſſen und wird ſtill ſein.

Siehe — dort kommt ſchon was! — Ein ſchwarzer Punkt im Geſtöber, langſam bewegt er ſich, doch kommt er näher und näher. 's iſt ein ſchwerfälliges Weſen, ein Mann, ein unter großer Laſt tief gebeugter Mann. Keuchend wankt er unter einer Maſſe, die ſich ſchwer um ſeine Schultern ſchmiegt, und wankt vorüber.

Der Eberhard Weisheit hatte anfangs ein Kreuz über Geſicht und Bruſt geſchlagen, hatte dann dieſer Erſcheinung mit Wohlgefallen zugeſehen, und nun ſie wieder verſchwunden war, ging er ziellos im Schnee hin und her und entſchied ſich endlich für das Bachwirtshaus. Denn dort pflegten Bergknappen von Seewald ſpäte Zecher abzugeben. Als er hinkam, ſah er vor dem Hauſe am Troge, wo die Fuhrleute ihre Pferde zu füttern pflegten, den Mann vom Kreuzweg ſtehen und ſeine Laſt auf den Trog ſtützen. Der Eberhard Weisheit trat in die Stube.

„Noch ſpät auf?“ ſagte der Wirt.

„Schon früh auf!“ antwortete der Eberhard.

„So wünsch' ich glückselig Neujahr!"

„Hat sich schon angemeldet. Bring' mir eine Maß auf einmal, Wirt, und da draußen vor dem Haus rastet einer, dem schick' auch einen Krug voll hinaus. Er hat's wohl verdient, und ich bin der Zahler."

Wenn er der Zahler ist, so wird er an seinem Tisch nicht allein sitzen bleiben müssen. Lustig geht's her, und draußen trinkt einer den Krug aus und denkt: Das neue Jahr hebt nicht schlecht an, der Wein hat mich wieder rechtschaffen stark gemacht, und jetzt, meine liebe Sau, jetzt gehen wir's wieder an.

Lud frisch auf und hastete weiter.

Am nächsten Morgen, als der Eberhard Weisheit endlich nach Hause kam, trat

ihm nichts Erfreuliches entgegen. Die Knechte ſtöberten in der Umgebung des Hauſes herum und ſuchten im Schnee nach Spuren; die Hausmutter weinte und ſchrie: „Meine Alte! 's iſt noch keine ſo feiſt geweſen, ſeit ich im Haus bin, und juſt die muß er mir holen. Aber wart', wart', Dieb, wenn ich dich unter die Finger krieg'! Ich will dir ſagen, was im Weisheithof eine Sau koſtet."

Da fragte der Eberhard etwas befangen und unſicher, was denn los ſei?

„Ja!" rief das Weib, „mit dir habe ich auch was zu reden! Was haſt du in den Nächten außer Haus herumzuſtromern? Aus dem Wirtshaus kommſt, merk' ich! So! da haſt einen Denkzettel dafür! Und jetzt laß dir ſagen, daß ſie uns heut' über Nacht die beſte Sau im Stall geſtochen und fortgeſchleppt haben. Die Spur geht über die Steinheide gegen den Kreuzweg und weiterhin hat ſie der Schnee verweht. Was willſt jetzt, wenn der Faſching kommt, für ein Fleiſch eſſen, möcht' ich wiſſen! Wo wirſt den Speck nehmen! Na, ich ſag's: das neue Jahr hebt ſchön an!"

Jetzt hat der Eberhard ſich einen ſchlichten, zweiſilbigen Namen gegeben, hat ſich vor die Stirne geſchlagen und hat weiter kein Wort mehr geſprochen. Es iſt dazumal nicht laut geworden, daß der Eberhard Weisheit in jener Silveſternacht am Kreuzwege ſeinen Schweinsdieb für das reiche Jahr gehalten hatte und ihn beim Bachwirt mit Wein traktieren ließ. Aber, wenn ſeither die Rede iſt vom Kreuzweg und was man auf demſelben für Offenbarungen haben könne, ſchlägt ſich der Eberhard ſachte ſeitab. Nach wie vor hält er der Väter Glauben in Ehren, bleibt in der Silveſternacht aber hübſch daheim und ſperrt den Schweinſtall zu.

Ein junger Abelsberger in der Residenz.

Ein Junge aus Ober-Abelsberg kam in die Hauptstadt, um zu studieren. Unter seinen Professoren hatte der treuherzige Knabe mehrere Gönner, wovon ihm einer eines Tages für sich und einen Freund zwei Eintrittskarten schenkte. Die Eintrittskarten galten für eine philosophische Vorlesung, welche der betreffende Professor in einem öffentlichen Saale halten sollte. Der junge Student aus dem Dorfe freute sich schon den ganzen Tag auf den Abend der Vorlesung, und sein Kummer war nur der, daß er unter seinen wenigen Bekannten keinen Genossen fand, welcher die zweite Eintrittskarte angenommen hätte. Die Studenten wollten den Abend lieber anderswo zubringen, als den Herrn Professor anhören, dessen Stimme sie ohnehin recht gut kannten.

Als die Stunde kam, ging der wißbegierige Junge nach dem Saale der Vorlesung und war betrübt, daß der Schatz, den er in der Tasche trug, zum Teile unverwertet bleiben sollte. Da sah er an der Gassenecke einen schlichten, anspruchslosen Mann stehen, dem Anzuge nach vielleicht ein Bahnschaffner oder so etwas. Ah, dachte sich der kleine Student, dem kann ich einen Gefallen tun, der ist gewiß froh, wenn er meinen Herrn Professor einmal hört.

„He, Vetter!“ rief er dem Manne zu, „wenn Sie was profitieren wollen, so kommen Sie mit!“

„Ich bitte!“ entgegnete der andere und ging mit dem Jungen.

Dieser gab an der Pforte die zwei Karten ab, die beiden traten in den Saal. Die Vorlesung begann. Der Student hörte mit Begeisterung zu, in der Hoffnung, all die schönen Worte, die er heute an-

hörte, dereinſt in den höheren Schulen auch zu verſtehen. Neben ihm ſtand bewegungslos wie ein Baum der Mann von der Straßenecke. — Das iſt ein dankbarer Menſch, dachte ſich der Student. — Der Kleine wird vielleicht einen Schützer im Gedränge, einen Begleiter auf dem Heimweg haben wollen, dachte der andere.

Nach der Vorleſung ſagte der Junge zu ſeinem Manne: „Nichts danken, mich freut's, wenn's gefallen hat. Behüt' Gott!“ Und er wollte im Troſſe davon.

„Ich bitte,“ warf der andere raſch ein und hielt den Jungen am Arme feſt, „ich bekomme neunzig Kreuzer. Ja, neunzig; für die Stunde iſt des Nachts ſechzig, und anderthalb Stunden bin ich zu Dienſten geſtanden.“

Der unglückliche, unerfahrene Burſche aus dem Dorfe hatte einen Dienſtmann mit in die philoſophiſche Vorleſung gezogen. Geld hatte er keines im Sack. Der Auftritt wurde laut; der Junge war ſprachlos vor Schreck und Ärger. Der Profeſſor kam und tat, was vielleicht an ſeiner Stelle noch keiner getan hatte: er entſchädigte einem ſeiner Zuhörer mit neunzig Kreuzern die in der Vorleſung verlorne Zeit.

Eine Abelsberger Heiratsgeschichte.

Die Gallbeißerin zu Abelsberg war mit ihrem erſten Manne bereits fertig geworden, hatte von ihm ein zwei Stock hohes Haus geerbt, und die Kleider. Was kann eine Witwe mit den Kleidern ihres Seligen machen? Sie kann mit den Kleidern ihres Seligen nichts Vernünftigeres machen, als wieder einen Unſeligen hineinſtecken. Ihren erſten Gatten hatte ſie aus Liebe geheiratet, aus Liebe zu ſeinem zweiſtöckigen Hauſe. Nun iſt es aber nicht wahr, was Poeten ſagen, nämlich, daß der Menſch nur einmal liebe. Im nachbarlichen Städtchen Neubrunn lebte ein Kaminfeger, der Witwer war und nach einer Frau ſuchte, die ihm bisweilen den Kopf waſche. Dieſer Mann hatte ſich ein drei Stock hohes Haus zuſammengeſegt; was Wunder denn, daß er die Liebe der Gallbeißerin erregte.

Der Bäckermeiſter zu Neubrunn, ein guter Bekannter der Gallbeißerin und Freund des Kaminfegers, übernahm die Vermittlung und drückte ſeine Freude darüber aus, daß hier zwei Häuſer zuſammenkämen, die übereinandergeſtellt fünf Stock gäben! Bald ging die Verlobung vor ſich, zu welcher der Kaminfeger mit muſterhafter Sorgfalt allen Ruß von ſeinem Geſichte wuſch, um darzutun, daß er noch fein und glatt und nicht alt ſei, und zu welcher die Gallbeißerin ihr Geſicht mit etwas verdünntem Karmin anſtrich, um darzutun, daß ſie fein und rot und noch jung ſei.

Allſobald nach der Verlobung begannen die Vorbereitungen zur Hochzeit, wozu der brave Bäckermeiſter zu Neubrunn ſein möglichſtes

tat. Die Gallbeißerin ließ ſich ein den fünf Etagen entſprechendes Brautkleid verfertigen; der Bräutigam aber holte ſich aus irgend einem hohen Schornſteine eine Lungenentzündung herab und legte ſich damit zu Bette. Mittlerweile war das Brautpaar auf den Kanzeln zu Abelsberg und Neubrunn feierlichſt verkündet worden; zu Neubrunn nach dem dritten Aufgebote hatten die Kirchenmuſikanten ſogar mit Trompeten und Pauken einen ſchallenden „Tuſch“ aufgeführt, weil der Bräutigam ſeinerzeit auf dem Chore mitmuſiziert hatte. Der Arzt jedoch war der Anſicht, daß die Hochzeit zu verſchieben ſei, erſtens, weil der Bräutigam noch nicht geſund, und zweitens, weil er todkrank wäre. Man ſtelle ſich den Schmerz der Braut vor, als ſie ſolchermaßen das dreiſtöckige Haus in Gefahr ſah. Sie beſchwor den Arzt, alles aufzubieten, um zu retten, was zu retten ſei, und ſie beſprach ſich mit dem Bäckermeiſter, ob nicht der Ehevertrag ſofort könnte ausgefertigt werden? was der Meiſter bejahte und ein Übereinkommen auf Gütergemeinſchaft ſehr befürwortete. Es geſchah, aber der Notar — wie ſolche Leute ſchon in allem auf das Umſtändliche und Verwickelte hinausſpielen — ſchrieb unter den Ehevertrag als letzte Klauſel: „Dieſer Kontrakt tritt mit der kirchlichen Trauung obgenannten Paares in Gültigkeit.“

Der Tag der Trauung war da, der hochzeitliche Feſtſaal, Küche und Keller waren bereit, aber der Arzt erklärte die Trauung in der Kirche für unmöglich, da eingetretenen Symptomen nach der Bräutigam nur wenige Stunden mehr zu leben habe.

„Iſt denn nicht ein Stock mehr zu retten!“ wimmerte die Braut und ſank auf den Lehnſtuhl. Bald hernach ſtürzte ſie hin ans Bett

und rief: „Mein Geliebter, mein Einziger, ich will dein Weib oder deine Witwe ſein. Noch in dieſer Stunde ſoll uns der Pfarrer trauen!“ Der Kranke faßte gerührt ihre Hand und dankte für ihre Lieb' und Treue. Aber er wiſſe nicht, ob er das Opfer annehmen dürfe.

Es ſei kein Opfer! rief ſie, und auch der Bäckermeiſter legte ſich ins Mittel, daß der Kranke den Willen zur Trauung im Bette gebe und ſomit der Herzenswunſch beider erfüllt werde, es gehe dann aus, wie Gott es wolle.

So wurde, da alles so weit gediehen war und keinerlei Hindernisse mehr obwalteten, die Trauung „einfach und würdig", wie die Gallbeißerin es wünschte, am Krankenbette vollzogen. Die Hochzeitsgäste, an der Spitze der Bäckermeister und die Braut, begaben sich hierauf vom Krankenbette weg in den Gasthof zum Festmahle, bei welchem es gar heiter herging, die Braut viel mit Wein geehrt und sogar der Sterbende leben gelassen wurde.

Sie waren gerade beim Schaumwein, den der noble Bäckermeister beigestellt hatte und bei welchem wieder wacker angestoßen werden sollte, als die Nachricht kam, der Bräutigam sei ruhig im Herrn entschlafen.

Die Braut weinte eins und dachte bei sich: Ach, was bei solchen Gelegenheiten die Zeremonien lästig sind!

Am andern Morgen, während auf dem Turme die Totenglocken klangen, bestieg die Gallbeißerin tränennassen Auges ihr ererbtes Haus bis in den dritten Stock. Den an Zins rückständigen Parteien der Dachkammern kündete sie die Wohnung, dann stieg sie, getragen von dem Nimbus des Schmerzes wieder zur Erde nieder.

Am Haustore erwartete sie der Bäckermeister, noch ein bißchen übernächtig, aber nichtsdestoweniger nüchtern. Er zog sie mit zurück in den Flur, er habe mit ihr eine kleine Angelegenheit zu besprechen.

Es wäre wohl allzufrüh, an diesem Tage schon! lispelte sie, das Auge zu Boden schlagend. Er aber meinte, es gebe Angelegenheiten, die nicht früh genug ins reine gebracht werden könnten. Er sei von jeher ein Mann der Ordnung gewesen, und auch sie, die Gallbeißerin

kenne er von dieſer höchſt ehrenwerten Seite. Er habe — und damit zog der Bäckermeiſter ein Papier aus der Taſche — einen Schuldbrief in der Hand, nach welchem er vor einundzwanzig Jahren dem Kaminfegermeiſter Ignaz Kratzer, nunmehr ihrem ſeligen Gatten, eine Geldſumme geliehen habe, dieſe Summe ſei im Laufe der Zeit durch den vereinbarten Zinsfuß auf mehr als fünfundzwanzigtauſend Gulden angewachſen. Dieſes dreiſtöckige Haus ſei unter Brüdern kaum ſechzehntauſend Gulden wert, ein anderes Vermögen ſei nicht da, und es freue ihn — den Bäckermeiſter — daß ſein ehrenwerter, nunmehr heimgegangener Freund vor ſeinem Tode noch einen ſo ſchönen Ausweg gefunden habe, ſeiner Pflicht gerecht zu werden. Er ſei überzeugt, die Witwe werde das Andenken des Verſtorbenen dadurch ehren, daß ſie — wozu er bereits die amtlichen Wege betreten habe — ehebaldigſt den von ihrem Eheherrn unterzeichneten Schuldſchein einlöſe. In neue Schulden wolle er ſie nicht ſtürzen, ſondern erkläre ſich in Gottesnamen mit den beiden Häuſern für zufriedengeſtellt.

So ſagte er, der Schuldbrief war nicht abzuleugnen, und nun kamen für die Gallbeißerin Tage des wirklichen Schmerzes.

Es wäre unerquicklich, ihre gewaltigen Zornausbrüche wiederzugeben, ſie führten auch zu nichts. Die beiden Häuſer mit den fünf Stockwerken fielen dem Bäcker zu, der dieſe Heirat ſchlau nur veranſtaltet hatte, damit ſich das Vermögen des Kaminfegers vergrößere und ſomit er zu ſeinem Gelde gelange.

Die Welt war von jeher ſchlecht und iſt in Abelsberg und Neubrunn nicht beſſer, als anderswo. Die Gallbeißerin hat daher zum Schaden auch noch den Spott. Der Erzähler wünſcht ihr nichts

Schlechtes, ſagt aber das: Wem auf dieſer Erde das Geld die Hauptſache iſt, der findet kein Glück und iſt auch keines wert. — Der Bäckermeiſter ſoll's auch bedenken!

Der Abelsberger Bassgeigenkrieg.

Auf dem ſehr finſtern Dachboden des Wirtshauſes von Ober-Abelsberg, unter anderen ſtaubigen, roſtigen und wurmſtichigen Überbleibſeln vergangener Jahrhunderte, ruhte eine alte, braun angeſtrichene, und dennoch wurmſtichige Baßgeige. Man wußte nicht, woher ſie kam, man wußte nicht ihr Geburtsjahr, und an ihrer Wiege war es gewiß nicht geſungen worden, daß ſie dereinſtmalen auf dem ſehr finſtern Dachboden des Wirtshauſes von Ober-Abelsberg erbärmlich ſollte verderben.

Die letzten Jahre her hatte dieſe Baßgeige zuweilen noch ein Lebenszeichen von ſich gegeben. Flatterte eine Fledermaus über ſie hin, oder huſchte ein ander' Mäuslein über ihre Saiten, gleich hub ſie wie ein geſchwätzig Weib an, ihren Lebenslauf zu erzählen und Lieder zu ſingen aus den ſchönen Zeiten ihrer Jugend. Später brummte ſie nur noch, wenn der Wind im Dache ſauſte; ſeitdem ihr aber die Mäuſe alle Saiten abgenagt hatten, lag ſie klang- und klagelos in Moder und Staub.

Gerade unter dieſem öden Dachgeſchoſſe lag der Tanzboden. Wie

pfiffen da oft die Pfeifen und geigten die Geigen, daß alle Hunde des Dorfes aus Wonne anhuben zu winseln und die Trommelfelle der Tänzer hundertfach durchlöchert wurden von den scharfen, nadelspitzigen Tönen. Aber keiner hatte geahnt, wie nahe das Mittel war, das mit einem wohlwollenden Gebrumme die Mißstimmung ausglich.

Die lieben possierlichen Rotschwänzchen nisten nicht ungern in altem Gerümpel, und so ist unter dem Geschlecht dieser Vögelchen auch ein musikalisches Paar gewesen, das sich in unsere still verlassene Baßgeige eingenistet hatte. Dieser Umstand lenkte die Aufmerksamkeit des kleinen Wirts-Friedl — der ein passionierter Vogelfreund war — auf das alte Instrument, so im Dachgeschoß des Hauses ruhte; und eines Tages hub der Junge mit dem Ding ein Staubaufwirbeln und Herumzerren an und störte den Hausfrieden der Rotschwänzchen, und nicht lange hernach kollerte er mit der Baßgeige zur Bodenstiege herab.

Die Geige war den Abelsbergern wie vom Himmel gefallen und es kam der Tischler und leimte die Sprünge und Löcher zu, und es kam der Schulmeister mit der großmächtigen Brille und zog Saiten auf, und als der Abelsberger Jahrmarkt kam, siehe, da brummte im Vereine mit den Pfeifen und Gesängen das altehrwürdige Instrument dem Kirchenpatron seine Verehrung. Es war ein wiedererwachtes Leben — es war eine große ungeteilte Freude in Ober-Abelsberg.

Und wie es an so Jahrmärkten schon ist, nach dem Gottesdienst ging alles ins Wirtshaus und auf den Tanzboden; da blieb die Baßgeige nicht zurück. Bringt es schon der Herr Pfarrer zuweg, daß er

Vormittag den Wein aus dem Kelch trinkt und Nachmittag aus dem Krug, ſo weiß es auch eine altehrwürdige Baßgeige einzurichten, daß ſie vormittags Kirchenlieder jodelt und nachmittags Ländler und Walzer. Und wenn ſie ſchon vormittags in Ehrfurcht geſungen hatte, ſo ließ ſie nun im Wirtshaus manchen Juchton über den Sattel ſpringen, daß ſchon all die Röcke flogen und die Hoſen flatterten.

Und ſo war es nun jahrelang geweſen, daß die Baßgeige den Kirchenchor und den Tanzboden verſorgt hatte, bis einmal bei einer mächtig luſtigen Hochzeit die heißblütige Braut vom Tanzen zum Umfallen erſchöpft, hin auf die Baßgeige ſank und ihr den Bauch einſaß. Da hat die Geige wohl gottsrechtſchaffen gebrummt.

Aber das war ihr letztes Brummen geweſen für lange Zeit. Erſt nach Jahren war es wieder, daß die Ober-Abelsberger ſagten: „Wir haben ja keinen Baß nicht, wir müſſen der Alten den Bauch flicken laſſen.“ Hierauf kam wieder der Tiſchler mit dem Leim und der Schulmeiſter mit den Saiten und mit dem Fiedelbogen, und da hing dieſer einen wegen der Himmel über Abelsberg voller Geigen.

Nun kam aber eine Zeit über die Welt, die groß und vielbedeutend geheißen wird von hellgeiſtigen Männern, die aber nichtsdeſtoweniger manches Dorf zu einer wahren Narrengemeinde gemacht hat. Wenn es früher in ſo einem Orte gutmütige Bauern und ehrſame Handwerker und ein paar bärbeißige Amtmänner und ein paar wohlgenährte Prieſter und ein paar zaunmarterdürre Kirchendiener und Betſchweſtern gegeben hat, ſo trotteten jetzt nur mehr „Liberale“ und „Klerikale“ über die Dorfgaſſe. Es gab keine anderen Leute mehr, und wenn z. B. die „Liberalen“ männlich und die „Klerikalen“ weiblich geweſen

wären, so wäre die Sache bigott leicht geschlichtet gewesen; so aber bestand eine Kluft zwischen Freund und Freund, zwischen Gevatter und Gevatterin, zwischen Vater und Sohn, zwischen Gatten und Gattin, zwischen Pfarrer und Amtmann, und was sehr vielsagend ist, zwischen Kirche und Wirtshaus.

Man hätte meinen sollen, die altehrwürdige Baßgeige, als ein beiden Teilen und allen gemeinsames Gut, wäre hier das versöhnende Moment gewesen; au contraire, wie die Gebildeten von Abelsberg sagen, die Geige wurde der Gegenstand eines hitzigen, tiefgreifenden Krieges. Der Schulmeister spielte auf dem Chore mit dem Fiedelbogen nicht mehr. Da schickte der neue Regenschori — der nicht bloß unter der Fahne der „Klerikalen" stand, sondern sogar der Fahnenträger selbst war — in das Wirtshaus, um die Baßgeige von ihrem Aufbewahrungsorte zu holen. Aber da hub der Wirt statt der Baßgeige zu brummen an: die Geige gehöre den Liberalen; der Tischler habe einstmalen daran geleimt und der Tischler sei liberal; der Schulmeister habe die Saiten aufgezogen und der Schulmeister sei jetzt liberal; im Wirtshause, wo sie aufgefunden worden, sei ihr Hort gewesen und das Wirtshaus sei — man sehe es ja doch an der aufliegenden Zimmermannschen „Freiheit" — liberal. Maßen sei die Baßgeige liberal mitsamt dem Fiedelbogen.

Auf das hin brauchte sich der Pfarrer für den nächsten Sonntag keine Predigt aus dem Evangelienbuch zu zitieren. Die Baßgeige war der Gegenstand seiner Betrachtung. Mit einer heiteren Pointe hub der Mann an: Vor Jahren, da die Baßgeige aufgefunden worden, habe alles gesagt, die Baßgeige sei den Ober-Abelsbergern vom Himmel

gefallen. — Demzufolge ſei ſie klerikal. In der Kirche habe ſie zum erſtenmal getönt. Der Schulmeiſter habe ſie in Kirche und Wirtshaus geſpielt, und der Schulmeiſter war dazumal klerikal. Und wenn noch die Braut erinnerlich wäre, die einſtmalen der Geige den Bauch eingeſeſſen habe, ſo ſei darauf zu bemerken, die Braut ſei heutzutage die Frau des Kirchendieners. Und wenn er — der Pfarrer — endlich behaupte, das Inſtrument ſei ſeinerzeit für die Kirche angeſchafft worden, ſo werde keiner ſein im Orte, der das Gegenteil beweiſen könne, und die Baßgeige ſei ſomit klerikal und gehöre ein- für allemal den Klerikalen.

Die Gründe des Herrn Pfarrers waren draſtiſch, nur ſchade, daß kein einziger Liberaler in der Predigt geweſen. Die Liberalen ſaßen im Wirtshauſe und ſangen kecke Trinklieder, und die Geige gab den Baß dazu. Da dachte ſich eines Abends der Herr Kaplan: Wozu ſo lang mit Worten fechten, ſo laßt uns endlich Taten ſehn! — und ſchlich durch Nacht und Nebel in das Wirtshaus und entführte die Baßgeige in den Pfarrhof.

Von nun an bekam die Sache einen raſch handelnden Gang. Die Liberalen gingen aufs Bezirksgericht und ſtrengten eine Klage an gegen den Pfarrer wegen Aneignung unrechtmäßigen Gutes. — „Albernheiten!“ ſagte das Bezirksgericht, „ſo einer alten Baßgeige wegen kommt eine ganze Gemeinde in Harniſch. Geht heim und verſöhnt euch friedlich.“ Und die Liberalen gingen heim und trugen die Baßgeige zurück in das Wirtshaus.

Hierauf gingen die Klerikalen zum Dechant und beklagten ſich wegen räuberiſcher Eingriffe in ihr Beſitztum. Der Dechant ſagte,

ſie ſollten nur nicht nachgeben, ſollten zum Biſchof gehen, einſtweilen aber die Baßgeige wieder in den Pfarrhof zurücktransportieren. Sofort verſchwand die Geige wieder aus dem Wirtshaus. Da gingen denn die Liberalen zum Landesgericht. „Geht, ſchert euch nicht," ſagte das Landesgericht, „verſchenkt den Scherben!" — „Aber es handelt ſich nicht mehr um die Baßgeige, es handelt ſich um das Recht, um die Ehre!" ſagten die Ober-Abelsberger. Aber das Landesgericht wies ſie ab. So waren ſie auf Selbſthilfe angewieſen; ſie ſtürmten den Pfarrhof und eroberten die Baßgeige wieder zurück in das Wirtshaus.

Nun begaben ſich die Klerikalen zähneknirſchend zum Biſchof. „Ja, meine Lieben," ſagte der Biſchof, „nur ſtandhaft ſein. Haben ſie nur erſt die Baßgeige, ſo nehmen ſie euch auch die Orgel, und haben ſie dieſe, gehört auch das Chor ihnen und ſie rauben euch zuletzt die Kirche mitſamt dem Turm. Ich allerdings kann nichts für die Sache tun, aber ſteht nur männlich ſelbſt dafür ein." Männlich ſelbſt dafür einſtehen, das hieß: die Baßgeige aus dem Hintertürchen des Wirtshauſes wieder in den Pfarrhof ſchleppen.

So geſchah es. Da machten ſich die Liberalen auf und begaben ſich mit ſchwarzen Röcken und weißen Krawatten — weiß Gott! — zum oberſten Gerichtshof. Der wußte ſchon von der Geigengeſchichte und ließ die Leutchen gar nicht vor. Jetzt kam es auf nichts Geringeres an, als des Pfarrers Kuhmagd zu beſtechen, daß dieſe die Köchin beſteche und ihr den Schlüſſel zur Rumpelkammer entlocke.

Und nach wenigen Tagen, als der Pfarrer und der Kaplan brevierbetend am Wirtshauſe vorübergingen, hörten ſie drin johlen und tanzen und die wohlbekannte Stimme der Baßgeige.

Jetzt luden ſie alle Parteigenoſſen zu einer Verſammlung ein und beteten um Erleuchtung. Und als ſie gebetet hatten um Erleuchtung, da hielten ſie Rat und beſchloſſen einſtimmig, eine Deputation zum heiligen Vater zu ſenden, auf daß durch des Statthalters Chriſti Wink die Baßgeige der Kirche erhalten bleibe.

Die Liberalen hielten auch eine Verſammlung und ſtärkten ſich dazu mit dem edlen Saft der Gerſte. Und als ſie ſich geſtärkt hatten mit dem edlen Saft der Gerſte, da hielten ſie Rat und beſchloſſen: Gehen die zum Papſt, ſo gehen wir zum Kaiſer!

Nach wenigen Wochen zogen zwei Deputationen von hinnen, die eine gen Rom, die andre gen Wien

Die alte, arme Baßgeige aber lehnte in einem einſamen Winkel des Wirtshauſes und — war tief verſtimmt über den närriſchen Hader, deſſen unſchuldige Urſache ſie war, und der entzweiend und zerſetzend ſelbſt in die Familien eindrang und den Wohlſtand der Gemeinde ernſtlich gefährdete. — „Ach," ſo ſeufzte ſie oft, „wäre ich wieder oben unter dem Dache und niſteten in mir wieder die friedlichen Vöglein — wie wär mir wohl!"

Zur ſelbigen Zeit war es, daß ein Zigeunerſchwarm durch das Dorf kam und bettelte und ſtahl, und den luſtigen Bauern Muſik machte im Wirtshaus. Ein alter Zigeuner war dabei, der hatte mehr Runzeln im Geſicht, als er all ſein Lebtag ſchon Stuhlrichterprügel bekommen haben mochte, aber kohlſchwarze Augen und einen kohlſchwarzen Bart. Der ſah die Baßgeige lehnen im Winkel und hub ſie an zu ſtreichen. Da horchten die Ober-Abelsberger auf — jetzt erſt hörten ſie, wie eine Baßgeige klingt! Jetzt erſt nickten ſie die

Köpfe und lispelten: „Iſt nicht ohne, der Ober-Abelsberger Geigenfrieg!“ Das Blut wurde ihnen heiß bei der abſonderlichen Muſik, zu tanzen haben ſie an, die Männer und Weiber, die Liberalen und

Klerikalen, alles durcheinander — toll zu tanzen haben ſie an. Der alte Zigeuner ſpielte, und ſchmunzelnd ließ er ſeine dürren Finger über die Saiten der alten Geige gaukeln, und der Fiedelbogen ſpritzte ſüßigſtige Töne aus. Ganz ſchauderhaft wurde in derſelben Nacht getanzt und getrunken, und

ehe noch der Morgen graute, lagen die Ober-Abelsberger unter Tischen und Bänken und in den Winkeln herum — Männer und Weiber, Liberale und Klerikale — alles durcheinander.

Die Zigeunerbande aber war in Nacht und Wind davongezogen, und — was der Papst und der Kaiser auch gesagt haben mögen — die altehrwürdige Baßgeige ist von derselbigen Nacht an nicht mehr gesehen worden in Ober-Abelsberg.

Wie Abelsberg bekehrt worden ist.

Sie ist ja allbekannt, die Predigt von Pater Abraham a Santa Clara, in welcher er von der Sünderin Magdalena sprach. „Und auch unter meinen Zuhörern sitzt eine solche Magdalena! Wollt ihr's wissen, welche? Dort! Paßt auf, ich werfe dieses mein Buch nach dem Haupte der Sünderin!“ Er hob zum Wurfe aus; alle weiblichen Zuhörer, alle duckten die Köpfe. — „Was?“ rief der Prediger, „ich hab' geglaubt, es wäre nur eine da!“

Und ein andermal: „Die Jungfrauen der Weinerstadt all' auf einem Schubkarren getraue ich mir sie hinauszuführen!“ Das war denn doch etwas zu viel für die hohen Herrschaften der kaiserlichen Residenz. Der Pater wurde aufgefordert, sein Wort öffentlich zu widerrufen. „Ich widerrufe gar nichts,“ sagte er bei seiner nächsten Predigt, „wie gesagt, auf einem Schubkarren! Ich hab' ja nicht angegeben, wie oftmals ich fahren will!“

Der gute Pater Abraham freilich, der konnte es tun und konnte stets entschlüpfen, wie es nicht jeder kann, der es will.

Auch der Herr Seelsorger von Ober-Abelsberg wollte ein Pater Abraham sein, denn Abelsberg war auch mitunter schon gar ein liederliches Nest. — „Bei uns dahier," rief er in einer seiner Predigten, „bei uns dahier liegen die Junggesellen und Jungfrauen alle noch in der Wiegen! Auf allen Gassen und Straßen, beim Aufstehen und Wirtshausgehen, bei der Arbeit und bei der Schüssel, beim Rosenkranz bis zum Amen sind Männlein und Weiblein beisammen. Ein wildes Ehebett ist die ganze Gemein', na, da möcht' der Teufel euer Pfarrer sein!"

Reckten sich bei dieser Predigt in den Kirchenstühlen einige Köpfe höher. Der Richter macht schon den Mund auf. — „Ah na," denkt er, „in der Kirch' heb' ich keinen Unfrieden an," und duckt wieder zusammen und läßt das Hochgewitter von der Kanzel ruhig über sich ergehen und murmelt: „Schrei' du nur zu da oben und hau' die Faust nur rechtschaffen in die Kanzel 'nein: morgen wirst heiser sein."

Und als der Seelsorger oben besagtermaßen genugsamlich Schrien in die Hölle getragen hatte, zündete er den Haufen an, will sagen: machte seinen Zuhörern durch eine schauderliche Darstellung des ewigen Feuers die Hölle heiß. Ein ordentlicher Schwefelgeruch war in der Kirche schon zu verspüren, manches alte Männlein vergaß Angstschweiß und manches alte Weiblein zog seine Beine ein, weil es an den Zehen schon die ewigen Flammen zu spüren vermeinte. Und das junge Volk, dem zu Ehren die Predigt eigentlich gehalten wurde,

in die Fäuste kicherte es hinein und unter den Bänken trat es sich einander mit den Schuhspitzen.

Der Herr Pfarrer hatte sich für den selbigen Mittag einen prächtigen Appetit herausgepredigt. Und — ganz wie der Richter berechnet hatte — am andern Tag war der Herr Pfarrer so heiser, als wäre seine Luftröhre über und über mit Bärenpelz ausgefüttert.

Wurde an diesen Tagen einmal ganz besonders höflich an die Tür geklopft. — „Sicherlich wieder so eine verdächtige Kindstauf'!" murmelt der Pfarrer und reißt, weil er zu einem derben „Wer ist's?" keine Stimme hat, die Tür auf. Wird aber sofort gelassener, als er im Vorhause eine große Zahl von Männern aus seiner Gemeinde erblickt. Alle haben, wie der Herr Pfarrer erschienen, die Hüte eilig vom Kopf gerissen, sind sich mit der flachen Hand mehrmals über das Haupt gefahren, um die allweg widerspenstigen Locken zu glätten; treten hierauf ins Zimmer, und der Ältesten einer hebt an so zu reden:

„Wir haben schon die Grobheit, Hochwürden, daß wir gleich so uneben ins Haus hereinkrachen. Küssen die Hand! — Und was wir halt sagen wollten —"

„Setzt euch, liebe Leute, so viel Sessel zur Verfügung stehen," sind der Pfarrer leutselig ein.

„Bedanken uns; mögen schon auch stehen. Und daß wir gleich gradweg reden — der Sonntagspredigt wegen täten wir halt da sein. Gottswahrhaftig, Hochwürden, das ist mal ein wahres Wort gewesen, so recht ein Pfarrherrnwort; sakra 'nein, das hat uns an'griffen. — 's ist wohl richtig, unsere Gemein' ist hundsschlecht über und über, muß eine Veränderung nehmen — wohl, wohl, Hochwürden!"

Der Pfarrer lächelte wehmütig und flüsterte salbungsvoll: „Gott weiß's!"

„Das ist gewiß!" sagte der Sprecher, „und wir Männer sind zusamm'gestanden und haben gesagt: Und wollt' sich einer schon vor der Höllen nicht scheuen, so kannt's doch leicht zeitlich einen schlechten Schick haben. Wissen uns eh schon nicht mehr aus mit den ledigen Kindern, die der Gemein' heut in der Schüssel liegen und in Alterstagen wieder in der Schüssel liegen werden. Und ein Spott ist's auch. Deswog, 's muß eine Veränderung nehmen. — Jetzt, was mich angeht, mich selber, wie ich dasteh', ich verbleib', wie ich bin; tät's nit mehr im stand sein, daß ich in meinen alten Tagen noch ein' Unehr' wollt' aufheben. — Und so" — er wendete sich zu seinen Mitmännern — „redet jetzt ihr eure Sach'."

Ein stämmiger Bursch trat hervor: „Ich dank' mein Mädel ab, muß eh zu den Soldaten."

Ein rotbärtiger Geselle: „Mein' Dirn, die laß' ich nit! Aber die Gemein', die duldet uns nit, und wir wandern aus."

Ein behäbiger Bauer stellte sich vor den Pfarrer: „Ich heirat' die Meine gleich auf der Stell'!" und trat zurück.

Ein anderer: „Tät' meinen Schatz auch heiraten; kriegen aber nicht die Erlaubnis dazu; unitzu werden will ich nicht, jetzt, was fang' ich an?"

„Wie der Will'," belehrte der Seelsorger, „mußt sie aufgeben, die schlechte Bekanntschaft, mußt schön in Ehrsamkeit leben."

„Werd's halt einmal probieren," versetzte der andere und trat zurück.

Ein schwarzer und wildnarbiger Kohlenbrenner schritt hervor:

„Rechtſchaffen bedanken muß ich mich für die ſcharf' Predigt, hätt' ſie eh ſchon lang' gern verjagt, meine Liebſte; glaubt Ihr, es wär' gegangen, das Beſt? Jetzt aber kann ich ihr bei; dem hochwürdigen Herrn ſeine Sonntagspredigt halt' ich ihr vor — da läuft ſie zuweiteſt davon."

Ein Holzhauer ſagte: „Ganz laſſen werd' ich halt meine Kathel nicht können; 's iſt ein blutarm' Ding; daß ich ihr des Sonntags ein Seidel zahl', beim Kirchenwirt, ich ſag', 's ſelb kann mir die chriſtlich' Nächſtenlieb' nit wehren."

„Gewiß nicht," antwortete der Pfarrer, „wenn's beim Seidel nur auch bleibt!"

„Und wär's letzlich eine Halbe, weil ich auch mittrink'?"

„Ja, ja, aus der Halben wird eine Ganze!" rief der Pfarrer, „bete, mein Sohn, nach des Herrn Wort: Führ' uns nicht in Verſuchung!"

„Wohl, wohl," ſagte der Holzhauer, „will ſchon fleißig beten."

Ein Bauernknecht ſchlich heran, walkte den Hut mit beiden Händen und flüſterte: „Wenn's drauf ankommt, Hochwürden, ſo brauch' ich gar keine, aber zum Waſchen und Flicken muß einer wen haben. Und halt auch, daß einer, der kein' Vater und kein' Mutter und kein' Geſchwiſter nit hat, daß er immereinmal doch gern ein Eichtel plaudern wollt' mit einem Menſchen und gern wen mögen wollt', der ihn ein biſſel lieb tät haben."

Ein alter Bartſtrupp humpelte vor: „Und ich auch, Hochwürden, möcht' mich halt beſſern. Meine Liebſchaft iſt auch nichts nutz."

„Ihr ſeid ja verheiratet," ſagte der Pfarrer.

„Das wohl, aber meine Alte, die iſt Euch häßlich wie die Nacht

und bös wie eine wilde Katz', und Branntwein saufen tut sie wie ein Loch, und fluchen tut sie wie ein Husar. Mit so einer zu leben, das wird sicherlich eine Todsünd' sein."

„Geht mir weg, Ihr ſeid ein Läſterer!“ rief der Seelſorger.

Torkelte der Alte gegen die Türe.

Ein anderer trat hervor: „Ich hab' zwei, aber ich bring' ſie nit weg, ehvor ich ſie nicht bezahlt hab', was ihnen gebührt. Aber ...“ weil der Pfarrer eine gar finſtere Miene machte, „ich nehm' 's Geld ſchon zu leih'n.“

„Ich hab' meiner Tag keine Weibsleut mögen!“ krähte ein gelbes Runzelgeſicht aus der Menge hervor, „aber weil ich jetzt hör', daß die Sach' gar ſo groß Sünd' iſt, ſo kunnt eins ſchier neugierig werden.“

„Na, na, unſer Herr Pfarrer hat recht, es muß eine Veränderung geſchehen,“ ſagten mehrere.

„Iſt brav, iſt brav,“ verſetzte der Seelſorger und reichte ihnen die Hände, „und das iſt mir der ſchönſte Tag in meinem Seelſorgerleben. Wie werde ich glücklich ſein, einſt mit meiner lieben Gemeinde im Unſchulds- oder Bußkleide vor Gottes Thron erſcheinen zu können!“

Einige wollten ſich ſchon zum Gehen wenden, da trat der erſte Sprecher noch einmal hervor und ſagte mit faſt ſchüchterner Höflichkeit:

„Hätten wir halt zuletzt eine recht ſchöne Bitt', hochwürdiger Herr Pfarrer.“

„Nur friſch damit heraus, liebe Kinder, wenn's in meiner Macht ſteht, von Herzen gern.“

„'s iſt halt der Gemeinde wegen,“ fuhr der Redner beklommen fort, „und daß mit Gottes Hilf' ein anderer Geiſt in die Leut' tät kommen. Daheim im Pfarrhof, ſelb wollen wir nicht reden, ſelb iſt der Herr Pfarrer ſein eigener Herr, aber halt auf der Gaſſe und beim Spaziergang im Wald, ſo beim Predigtſtudieren — da täten

wir halt wohl ſchön bitten, daß der hochwürdige Herr Pfarrer die Frau Haushälterin nit wollt' mitnehmen."

Hab' früher zu ſagen vergeſſen, daß der Pfarrer von Ober-Abelsberg ein leidenſchaftlicher Schnupfer war; er zog jetzt die Doſe hervor und nahm drei, vier Priſen hart hintereinander und bot hierauf jedem die offene Doſe hin. Und jeder tunkte höflich ſeine Finger ein und ſchnupfte, und jetzt brach ein Nieſen los von allen Seiten. „Helf Gott! Helf Gott!" rieſen ſie einander zu. Und der Pfarrer ſagte: „Helf' uns Gott allen miteinander!"

Eine Abelsberger Katze.

Im Pfarrhofe zu Abelsberg bei Tiſche ſaßen immer ihrer drei Der Pfarrer, die Katze und der Kaplan. Beſteck hatte die Katze keines. Ja, hätt' ich ihre ſcharfen Zähnchen, wollt' nicht fragen nach Meſſer und Gabel, und ihr zartes, langes Zünglein iſt brauchbarer als wie der feinſte Silberlöffel. Am liebſten ſaß ſie dem Pfarrer auf dem Schoß, wo der Talar ſtets ein rechtes Grüblein machte; ſaß nicht ungern auf dem Tiſch, am Rande des Tellers; beköſtete zuweilen auch die gemeinſame Schüſſel, ob wohl in Salz und Schmalz das richtige Verhältnis obwalte, wie es die geiſtlichen Herren am liebſten hätten. Und war dieſes richtige Verhältnis da, ſo aß ſie ſich fürs erſte ſelbſt ohne alle Umſtände ſatt.

Der Pfarrer hatte ſeinen rechten Spaß mit dem poſſierlichen Weſen, ja hing mit Freundſchaft an demſelben und ſchob ihm nicht die ſchlech-

teſten Biſſen zu, gar mitunter ſolche, auf die bereits ſchon der Kaplan ein Auge geworfen hatte.

Nach einer Weile ereignete es ſich, daß der Pfarrer auf einige Zeit verreiſte. Der Kaplan hatte mittlerweile Gemeinde- und Hausweſen zu verwalten — tat's auch mit Umſicht und Gewiſſenhaftigkeit. Aber eins wollte er bieweilen vollführen; gegen den Liebling des Pfarrers, der keine Meſſe las, keine Predigt hielt und keine Sünden vergab und im Pfarrhofe doch mindeſtens ſo gut, wenn nicht beſſer gehalten wurde, als der Kaplan — gegen die Katze ſchmiedete er Ränke. Aber ihm waren die Hände gebunden — wenn der Herr nach Hauſe kommt, wird ſein erſter Blick in den Bettwinkel ſein, wo der Liebling ſeine Wohnſtatt hat.

Gibt es denn aber kein Mittel, das graue Unweſen für immer vom Tiſche fern zu halten? Nach dem Kruzifix, das über dem Tiſche an der Wand hing, glitt des Prieſters bedrängter Blick. An demſelben Tage fiel ihm eine kleine Hundspeitſche ins Auge, die beim Sattlermeiſter im Auslagkaſten lehnte. Da kam ihm plötzlich die Erleuchtung. Er kaufte die Peitſche, und als es Eſſenszeit war und er ſich allein zum Tiſch ſetzte, kam wie immer die gute Katz' herbei. Der Kaplan nahm ſalbungsvoll das Kruzifix in die rechte, die Hundspeitſche in die linke Hand — hielt erſteres der Katze vor und mit der letzteren — ſchwaps! ging's über des Tierleins Rücken. Mit einem Satz war die Katz' davon.

Aber bei der nächſten Mahlzeit erſchien ſie wieder. Der Prieſter nahm in die Rechte das Kruzifix, in die Linke die Peitſche und tat wie das erſte Mal. Huſch war ſie weg.

Ein drittes Mal nahte sie schon mit einigem Zagen, aber sie nahte, und der Kaplan tat wie das erste und das zweite Mal.

So ging's etliche Tage fort. Da kam der Herr Pfarrer heim Recht froh und heiter, daß wieder alles in Ordnung ist, setzen sie sich zu Tische und die Gottesgab' läßt nicht warten.

„Aber wo ist denn mein Katzel?" frägt der Pfarrer.

Lugt auch der Kaplan um. „Dort hinter dem Ofen hockt's ja."

„Merkwürdig, daß es heute nicht zum Tisch kommt!"

„Wirklich, Herr Pfarrer, das nimmt mich auch wunder. Ich merke schon seit ein paar Tagen so etwas. Mir fiel es sogar schon ein, was die Leute sagen — mag aber nicht dran glauben."

„Die Leute?" meint der Pfarrer, „was sagen sie denn?"

„Nein, ich glaub's nicht. 's ist so ein abergläubisches Geschwätz, nur daß man davon spricht. — So eine Katz', sagen die Leute, wenn sie altert, tät' eine Hex' werden und sich keinem Kruzifix in die Nähe getrauen."

„Papperlapapp!" sagt der Pfarrer.

„Na, versteht sich. Ein Altweibergeschwätz."

„Ist nur um ein Probieren zu tun," meint der Pfarrer, „na, Kätzle, komm, komm her zu mir!"

Dieser trauten Einladung vermag das Tier nicht zu widerstehen, es naht und steigt dem Herrn auf den Schoß. Der Pfarrer langt nach dem Kruzifix, aber kaum die Katze dieses in seiner Hand erblickt und ein inneres Gesicht hat von einem andern Gegenstand, ergreift sie in wilder Hast die Flucht.

Die beiden Priester blicken sich lautlos an.

„Merkwürdig!“ ſagt der Pfarrer endlich.

„Seltſam!“ entgegnet der Kaplan.

„Wenn's ſo iſt, muß ich das Vieh aus dem Haus tun,“ ſagt der Pfarrer.

„Das wäre jammerſchad'!“ verſetzt der Kaplan.

Bald war die Katze beim Abdecker. Aus ihrer Haut wurden Hundepeitſchen geſchnitten.

Zu Abelsberg wieder wer geworden.

Eine junge Witwe aus Schlesien war eingewandert, hatte sich in der Nähe von Abelsberg einen schönen Bauernhof gekauft und war Großhofbäuerin.

Zu dieser Großhofbäuerin kam eines Tages ein Kleinhäusler aus der Gegend, ein junger, hübscher Mann. Der setzte sich in der Vorlauben auf eine Bank und wartete, bis ihn wer anssprach.

Wartete nicht lange, so kam die Großhofbäuerin aus der Stube und fragte ihn, ob er auf jemanden warte.

„Ach na," sagte der junge Mann, „Großhofbäuerin, ich bin wieder wer geworden."

„Was bist?" fragte die Bäuerin.

„Wieder wer geworden bin ich," antwortete er.

„Ich weiß ja gar nicht, wer du sonst warst oder bist," sagte die Bäuerin.

„Ich bin nicht gar viel," sagte er, „ich bin sonst der Teichgräber Franzl, und heut nacht bin ich wieder wer geworden. Jetzt weiß ich mir halt nicht zu helfen und weiß nicht, wo ich hingehen soll."

Da entgegnete sie: „Wenn du — wie du sagst — wieder wer geworden bist und du weißt sonst nirgends hinzugehen, so kannst ja bei mir bleiben. In so einem Hof hat man fortweg Leute vonnöten, die wer sind."

„Es ist wohl recht hart," meinte hierauf der Franz, „wenn man wieder wer geworden ist und man hat keine Seel', an die man sich halten könnt'."

„So halte dich an mich," sagte die junge Bäuerin, „bist wer und

ſtellſt deinen Mann, ſo werden wir uns leicht verſtehen. Nur nicht ſo verzagt ſein! Schau' mich an einmal!"

„Wär' ſchon recht das —"

„Kannſt gleich in Dienſt treten, wenn du willſt. Ich brauche juſt einen kernigen Knecht — bis ein Bauer im Hauſe iſt."

„Wär' schon recht," meinte der Franzl, „aber halt mein Weib —"

„Ja, bist denn verheiratet?" rief sie.

„Na," sagte er, „heut nacht bin ich wieder wer geworden."

„Da bin ich mir zu dumm," rief die Bäuerin ärgerlich, „das verstehe ich nicht. Traudel, geh her zu dem, vielleicht bringst du's heraus, was es mit dem ist."

Die Küchenmagd kam herbei und sagte: „Mit dem da? Das weiß ich schon, was es mit dem ist. Mit dem ist es eine harte Sach'."

„Weswegen denn?"

„Aber er hat's ja gesagt, Bäurin, und er sagt's ja."

„Daß er wieder wer geworden ist, sagt er."

„Nun also, Bäurin?"

„Ist das denn eine harte Sach', wenn man wieder wer geworden ist?"

„Ich kann mir's denken," versetzte die Magd, „und die Bäurin sollt's beiläufig wissen, wie hart es sein kann, wenn einer Witwer geworden ist?"

„Witwer? Wer ist Witwer?"

„Aber jetzt muß ich schon lachen, Bäurin," rief die Küchenmagd, „da steht er, der Witwer. Heut nacht ist ihm sein Weib verstorben."

„O weh!" sagte die Großhofbäuerin; „ja, Franzl, warum hast du das nicht gleich gesagt? Warum denn nicht gleich, Franzel?"

„Er hat's ja schon zehnmal gesagt!" rief die Magd.

Die Großhofbäuerin hat nämlich nicht Abelsbergerisch verstanden. Aber der Häusler Franz hat nachher besser sprechen gelernt. Er ist nun wirklich wieder wer geworden — er ist Großhofbauer geworden.

Ein Abelsberger Heutrog.

Der Kreuzhäusel-Hans war arm daran, war alles schuldig bis auf seine neun Kinder. Das Häusel und das Vieh waren ihm schon versteigert worden, und jetzt ging's an den Stall.

Der Nachbar Türken-Sepp nahm's zeitig wahr. „Du," sagte er zu seinem Schwager, dem Baumzapfer-Lenz, „morgen wird zu Ober-Abelsberg der Kreuzhäusel-Stall versteigert; möcht' gern dabei sein, muß aber morgen ins G'reut hinüber; ist dort ein spottwohlfeiler Schimmel zu kaufen. Hab' die Gutheit, Schwager, und geh' zur Versteigerung, und wenn der Heutrog — 's ist ein nagelneuer Trog, der mir just will passen — wenn der an die Reih' kommt, so biete für mich mit. Gelt, ich kann mich verlassen?"

„Freilich, das ist gewiß," beteuert der Lenz, „recht gern, daß ich für dich mitbiete."

Aber auf dem Heimweg denkt sich der Lenz: ein spottwohlfeiler Schimmel wär' zu haben drüben im G'reut? Ei, den geh' ich mir holen morgen in aller Früh. Aber der Heutrog? — Da begegnet ihm sein Gevatter, der Spitzborsten-Toni. „He, Gevatter," ruft ihm der Lenz zu, „könntest mir einen großmächtigen Gefallen tun, morgen über Tags. Des Kreuzhäusel-Hans Stall wird versteigert; bist gewiß auch dabei. Ich möcht' für einen guten Bekannten den Heutrog haben — ein nagelneuer Trog. Wollteſt mir hübsch keck mitbieten darum!"

„Mein Gott, von Herzen gern, und das macht mir ja gar keine Müh' und Plag'," meint der Toni; und der Lenz ist seiner Sorge

enthoben und macht ſich des andern Morgens zeitig auf den Weg in das G'reut, um, noch ehe der Türken-Sepp ſich einfindet, den ſpottwohlfeilen Schimmel zu kaufen.

Mittlerweile aber hat der Türken-Sepp erfahren, der Schimmel ſei nicht mehr zu haben. So kann er ſich bei der Verſteigerung ja leicht ſelber einſtellen und braucht den Lenz nicht zu beläſtigen. Doch, nun ſieht er's, auf den Schwager iſt kein Verlaß — gar keiner; der Baumzapfer-Lenz iſt bei der Verſteigerung gar nicht zu ſehen. Dafür aber iſt — als die Reihe an das bewußte Einrichtungsſtück kommt — der Spitzborſten-Toni wie verſeſſen auf den Trog. Der Toni hat das nagelneue Prachtſtück bereits von drei auf ſieben Gulden hinaufgetrieben.

„Achti!" ruft der Türken-Sepp.

„Neuni!" ſagt der Spitzborſten-Toni.

Da beißt ſich der Sepp in die Zunge. „Zehne!" verſetzt er biſſig.

„Elfi!" ruft der Toni und denkt: Ich zahl's ja nicht, der Trog kommt für meines Gevatters Bekannten.

Der Starrſchädel! flucht der Sepp bei ſich ſelber, den tauch' ich noch nieder; der Türken-Sepp darf nicht zu Schanden werden. „Zwölfi!" ſchreit er.

„Dreizehni!" brüllt der Toni.

„Vierzehni!" der Sepp. Beide ſind in der Hitze — Fünfzehni! — ſechzehni! — ſiebzehni! — Alles lacht über die beiden Trotzköpfe, die um den Heutrog kämpfen.

— Achtzehni! — neunzehni! —

„Zwanzig Gulden! Fixfaker noch einmal!" ſchreit der Sepp.

„Einundzwanzig!“ ſtöhnt der Toni.

„Auch gut,“ denkt ſich der Türken-Sepp, „bei dem laſſ' ich ihn; jetzt ſitzt er in der Wolle.“

„Einundzwanzig zum erſten!“ ruft der Beamte, „zum zweiten! — zum drittenmal!“

Der Hammer fällt. Der Toni hat den Heutrog.

„Du Narr!“ lacht alles, „der Klotz iſt nicht fünf Gulden wert.“ Der Türken-Sepp kichert noch am meiſten darüber, daß der Partner aus reiner Prahlſucht in die Falle gegangen.

Zur ſelben Stunde reitet der Baumzapfer-Lenz auf ſeinem er-

ſtandenen Schimmel herbei. — „Gevatter!“ ruft ihm der Toni zu, „ich hab' keck mitgeboten, da iſt der Heutrog.“

„Iſt mir rechtſchaffen lieb,“ ſagt der Lenz, „komm, Schwager Sepp, biſt ja auch da; gleichwohl ich ſelber hab' ins G'reut hinüber müſſen, iſt dein Willen getan worden; mein Gevatter, der Spitzborſten-Toni, hat die Gutheit gehabt, hat für dich den Heutrog erboten.“

Da wird dem Türken-Sepp übel bis in die Leber hinein; jetzt hat er ſich ſelber geſteigert, hat mehr denn vierzehn Gulden aus ſeinem eigenen Beutel herausgeſchrieen.

„Mach' dir nichts draus!“ rief der Toni lachend, „Sepp, der Heutrog iſt was für dich, bi Gott, für dich ſelber!“

Der Türken-Sepp fluchte hinein in den nagelneuen Trog. Die Leute lachten gewaltig. Der Kreuzhäuſel-Hans, der arm' Tropf, lachte noch am meiſten.

Der Korbflechter von Abelsberg.

Es iſt immer gut, wenn der Menſch zweierlei Handwerk kann. Und beſonders gut für einen Teichgräber, wenn er ſich auch ein wenig aufs Korbflechten verſteht; denn der Teich iſt im Winter gefroren, aber die Körbe laſſen ſich in der warmen Stube flechten, und des freut ſich der Teichgräber von Ober-Abelsberg.

Die böſe Welt ſagt freilich, er hätte das Körbemachen von den Weibsleuten gelernt, die ihn mit derlei Ware einſtmals reichlich ver-

ſorgt haben ſollen. Nun, jeder Menſch hat ſeinen Teil Spott zu tragen, und wenn einer ein doppelter iſt, nämlich Teichgräber und Korbflechter, ſo gebührt ihm der doppelte Spott, maßen doch die Welt damit allemal freigebiger iſt, als mit der Ehre. Und ich vermute, dieſe Geſchichte hat ebenfalls nichts Gutes im Sinne.

Kam einſt der Bauer von der Lärchlend herüber und fragte im Häuschen des Teichgräbers höflich an, ob der Mann auch Kohlenkrippen flechten könne oder ob zu dieſem Geſchäfte eine beſondere Wiſſenſchaft dazu gehöre.

„Zu einem Kohlenkrippenflechten gehört mancherlei dazu, vor allem aber recht viel Weiden," antwortete der Teichgräber in ſeiner vernünftigen Weiſe, „bringſt du mir die Weiden ins Haus, ſo kannſt du in acht Tagen die Krippen haben."

Der eine tat's, und der andere hielt Wort. Er ließ ſich in ſeiner Stube warm einheizen, damit die Weiden weich blieben und die Finger nicht ſteif wurden — denn es war ſcharfer Winter — er erwog Weite und Tiefe, ſchnitzte die Jöcher, ſtellte das Schragwerk auf und begann zu flechten. So eine Kohlenkrippe, wer ſie kennt, iſt nichts Kleines! Sie iſt berechnet, auf einen vierräderigen Unterwagen geſtellt zu werden und ſo viel Holzkohlen zu faſſen, als zwei Pferde vom Fleck bringen können. Da gehört ſchon Schick und Fleiß dazu, in einer Woche eine ſolche Krippe! Und der Flechter hatte einige Angſt, ob er ſein Wort wohl werde einlöſen können.

Weil er ein gemütlicher Hans war, der Flechter, ſo blieb er bei ſeiner Arbeit nicht lange allein. Es kamen die Nachbarskinder zu ihm, es fanden ſich auch Erwachſene ein, die ihre Pfeife rauchten, der

Flechterei zuſchauten und ihren Spaß hatten, wenn der Mann recht luſtige Schwänke erzählte.

Der Jugend gegenüber war er ſtets lehrhaft geſtimmt und erzählte diesmal aus Anlaß der Krippe die Naturgeſchichte der Weiden, die gerne am Bache wachſen und recht tüchtig hin und her wedeln, wenn der Wind geht. Dann ſprach er von den Holzkohlen, daß dieſelben aus Holz gebrannt würden, gleichſam wie die Ziegeln aus Lehm, daß ſie dann der Schmied zum Eiſenmachen brauche, daß der ſcharfe Schnitzger, mit dem er hantiere, ohne Kohlen nicht hätte zuſtande kommen können, daß es daher recht und billig ſei, daß der Schnitzger jetzt mithelfe, den Kohlen eine neue Krippe zu machen, weil die Dankbarkeit eine Tugend und Zier ſei aller Kreatur. — So wird dem Weiſen auch das einfache Handwerk zu einer Quelle der Weisheit. Den Erwachſenen gegenüber war er der Humoriſt, erzählte die Schwänke vom daumlangen Hanſel, von dem Eulenſpiegel oder „Eigenſpiegel", wie er ſagte, von den ſieben Schwaben auch, zum Exempel, wie ſie ein Haus bauten, bei dem ſie vergaßen, Fenſter zu machen, ſo daß ſie das Licht in Säcken hineintragen mußten, und dergleichen.

Dabei wurde viel gelacht, aber der Korbflechter erklärte, es ſei in ſolchen Sachen viel Wahrheit drin, und die ſieben Schwaben wären noch nicht ausgeſtorben, ſelbſt in Abelsberg ſeien etliche Nachkommen derſelben zu finden, ſo die Turmbauer von Abelsberg, welche das Geld, aus dem ein zweiter Kirchturm hätte erbaut werden ſollen, vertranken, worauf ſie den einen Turm doppelt geſehen; oder der Türken-Sepp, der ſich bei einem Heutrogkauf aus Irrung durch einen zweiten ſelber geſteigert hat; oder der Amtmann, der den Schulmeiſter ein-

ſperren ließ, weil der Gutsherr geſchrieben, er wolle diesmal ſein Namensfeſt durch ein großes Eſſen feiern, woran ſich die Bürger mit

Einſchluß des Schulmeiſters beteiligen ſollten; oder der Bürgermeiſter ſelber, der vom Gemeindediener beim Wildern ertappt und ins Gemeindehaus getrieben wurde — das wären lauter Streiche, wo die Schlauheit von der Dummheit geſchlagen werde. Eine ähnliche Moral war allemal das Käpplein, das der Korbflechter ſolchen Geſchichten ſchließlich aufſetzte.

Weil der Korbflechter ein ganzer Mann war, bei dem jedes Wort eine Tat iſt, ſo war am achten Tage die Krippe fertig.

Der Bauer von der Lärchlend kam, trat in die Stube und ſtieß einen Schrei aus. Der Korbflechter erſchrak; ſollte dem Bauer die Krippe nicht recht ſein?

„Über und über recht!“ rief der Bauer, „eine brave Form, die rechte Größe, was nicht leicht iſt.“

„Ja, das glaube ich, daß es nicht leicht iſt,“ verſetzte der Flechter, „wenn du ſagſt, fünfzehn Faß Kohlen muß ſie tragen, da nimmt der Menſch den Bleiſtift und rechnet. Wäre das Ding viereckig oder rund, ſo möchte Umfang und Durchſchnitt leicht berechnet ſein, aber Sachen, die unten eng ſind und in der Mitten einen Bauch haben ſollen — mein Lieber, da gehört ſchon ein Kopf dazu!“

„Iſt ja alles recht, aber Flechter, aber Korbflechter!“ rief der Bauer wieder, „wie bringſt denn das Ungetüm bei der Tür hinaus?!“

„Herr Jeſſes, auf das hab' ich vergeſſen!“

— — Das iſt die Geſchichte vom geſcheiten Korbflechter zu Ober-Abelsberg. Wie ſich der Konflikt zwiſchen der Kohlenkrippe und der Haustür gelöſt hat, das erhellt nicht; wahrſcheinlich hat erſtere müſſen nachgeben und ſich in hundert Trümmer auseinanderreißen laſſen. Wenn nicht, ſo ſteht ſie heute noch in der Stube.

Ein Gerichtstag zu Alt-Abelsberg.

Skizze aus der Kulturgeſchichte der Deutſchen.

Wir ſind für den 28. Oktober anno 1628 nach Alt-Abelsberg auf den Amtstag vorgeladen. Da werden wir wohl einen Vorfahren ſchicken müſſen, uns entſchuldigend, daß wir ſelber nicht erſcheinen könnten, weil wir noch gar nicht auf der Welt wären.

Was es denn geben mag? Die Abelsberger Vogtei hat einen tiefen Turm und draußen auf dem Hügel, wo man weit ins Land ſieht, ein hohes Gerüſte, an welchem eine Leiter lehnt — eine Ausſichtswarte der alten Zeit — mit dem Blick ins Jenſeits. Man tut verdammt ſchwer mit dem Vogt von Alt-Abelsberg. Da ſitzt er am breiten Tiſch und iſt mit Aktenſtößen vermauert, daß nur der Kahl-

kopf daraus hervorſchaut. Zwiſchen den Papierwuchten ſteht ein Kruzifix, der Schrecken aller Böſewichter, vor dem ſich mancher im Meineide wohl den lichten Galgen ab-, hingegen die „ewige Höllen“ angeſchworen hat. Unter dem Tiſch aber iſt ein Querbrett und auf demſelben ſteht ein ſtattlicher Krug, aus welchem der Vogt bisweilen einen Schluck Weisheit zu ſich nimmt, oder einen ſcharfen Trunk Strenge, oder einen Tropfen Milde, je nach Bedarf. Denn „dieweilen der allmächtige Gott dieſes Jahr einen ziemlichen Herbſt beſchert, zudem der Wein gut, ſo ſind der Vogtei die großen Fäſſer zu füllen“.

So iſt's amtlich bekannt gegeben worden.

Weiter unten ſitzt ein Ratsherr von Abelsberg, der nur ausnahmsweiſe fungiert, daher eines beſonders richterlichen Anſehens befliſſen iſt. Noch weiter unten hockt der Schreiberknecht, der die Gerichtsverhandlungen jenes Tages ſorgfältig aufs Papier tut oder vielleicht gar aufs Pergament, auf daß es nach Jahrhunderten „zur Warnung chriſtlicher Perſonen“ geleſen werden kann. Die Gerichtsſtube hat ſchwere Fenſtergitter, was der heute vorgerufene Jörg Metze für überflüſſig hält. „Wird's wohl ſicherlich keinem einfallen, daß er da beim Fenſter hereinſteigt!“

Aber hinaus, mein Jörg Metze!

Wir, oder vielmehr die Unſern, ſitzen am äußerſten Rande der Anklagebank — ganz am Ende — und müſſen warten, bis alle anderen fertig ſind. Das wird vielleicht gar etwas mit Ausſchluß der Öffentlichkeit.

„Die Barbara Obrechtin hie?“

Die Genannte meldet sich, sie wäre hie.

„Sie soll aufstehen und hergehen und dem Gericht ihre Reverenz erweisen. — Die Barbara Obrechtin hat ein böses Maul, ist des greulichen Fluchens verklagt, hat auch die Schüttnerin eine Hundsflug geheißen!"

„Und hat mich," fährt die Klägerin Schüttnerin auf, „ein Schreibermensch und Pfaffenroß geheißen."

„Ist's wahr?" frägt der Vogt.

„Beim heiligen Sakrament sag' ich's aus, es ist wahr!" ruft die Klägerin.

„Wenn's wahr ist, mag sie's ja sagen," entscheidet der Vogt, denn die Obrechtin hat ein fein Gesichtlein.

„Wahr ist's, daß sie mich's geheißen hat," schreit die Schüttnerin, „aber nit wahr ist's, daß ich's bin."

„Und ich sag's umgekehrt!" ruft die Obrechtin. Sie hat ein fein Gesicht, doch ist ihr nicht zu helfen, sie hat in dem letzten Wort — in dem Widerruf — die Beschimpfung wiederholt. Der Richter muß sie verdammen. Sie soll in den Turm und drei Tag beten. —

„Der Ulrich Riedling!"

„Hie!"

„Er hat sein Eheweib mit dem Axthelb auf die Brust geschlagen."

„Mit Vergunst, hoher Herr, sie ist selber d'ran Schuld, sie hat mir nicht den Rucken zugehalten."

„Schlagt Ihr sie oftmalen?" fragt der Richter.

„Mit Vergunst, hoher Herr, nur an Sonn- und Feiertagen."

„Weshalben?"

„Weil ich zu Werktags im Oberwald arbeite und nit daheim bin."

„Damit Ihr Euch einander attachieret, ſetze ich Euch zuſammen in den Turm. — Man ſoll ihnen aber nur einen Suppentopf und einen Löffel geben."

So der weiſe Entſcheid des Vogtes. —

„Jetzo kommen die Zwei!" ſagt der Büttel und deutet mit dem Zuchtſtock auf ein jüngeres Paar, dem er ein beſonderes Intereſſe zu ſchenken ſcheint.

„Der Joſef Birſtl und die Agatha Grießel!"

„Sein bereit!" ſagt der Burſche und ſteht mit dem Weibsbild von der Bank auf.

Der Richter: „Vor etlich Monaten habt Ihr hierorts zugeſagt, daß Ihr Euch ehelich verbinden werdet. Iſt bis dato nicht geſchehen."

„Wir finden keinen Geiſtlichen, der's ſo gut kann, als wir's brauchen," entgegnet der Burſche.

„Es kommen," ſagt der Richter, „bei den jungen Eheleuten jetzt die Siebenmonatskinder in Brauch."

„Ja, wenn das Weib über die Stiegen fällt," gibt der Burſche zu bedenken.

„Iſt nur die Frage," wendet jetzt der Ratsherr ein, „warum die Weisheit Gottes das junge Geſchöpf neun Monat lang der Welt vorenthält, wenn es, wie man ſehen kann, mit ſieben ſchon ganz und gar fertig iſt! Darum iſt mein Begehr: Früh genug heiraten."

Das junge Weibsbild hebt zu weinen an; es wäre ihr das Heiraten ſonſt ja recht, aber Ehemänner ſchlügen ihre Weiber, während andere mit ihnen größtenteils zärtlich wären.

Wird verordnet, das Paar hätte ſo lange, bis es „ehekirchlich“ getraut, jeden Freitag eine Stunde auf der Schimpfkanzel zu ſtehen.

Der Rat wendet ein, ob man die Zwei nicht lieber auseinanderjagen ſolle?

„Kann bei denen Leuten nit mehr ſtattfinden,“ iſt der Beſcheid des Vogtes und der Büttel führt die Abgetanen ihrer Wege. —

Jetzt wird der Säufer Hannes Brenn vorgeführt, man kennt ihn allerwegen. Aber er ſtellt ſich ganz nüchtern und iſt vor dem Vogt der Höflichſte und Gewandteſte von allen. Er iſt wie daheim in dieſer Gerichtsſtube und weiß genauen Beſcheid, wie man ſich zu verhalten habe. Den Richter beſticht das nicht.

„Hannes Brenn,“ ſagt er, „du biſt neulings wieder auf Suff betreten worden.“

Der Hannes zuckt mit Bedauern die Achſeln.

„Biſt demzufolge eines Meineides gegen den allmächtigen Gott überwieſen, Hannes Brenn!“

„Das iſt ein Irrtum, ehrenwerter Herr Vogt,“ verteidigt ſich der Hannes, „meineidig worden bin ich nicht.“

„Dieſer Ausſpruch iſt eine verdammliche Frechheit, Hannes Brenn,“ ſagt der Vogt, „und will ich dir deine eigene Urfehde in Erinnerung bringen, die du vor Jahresfriſt, wie du wegen Suffs das drittmal aus dem Turm biſt entlaſſen worden, gegeben haſt.“

Und lieſt die Schrift:

„Ich Hannes Brenn, ſeßhaft zu Ober-Abelsberg, Gericht Abelsberg, bekenn: Nachdem ich mich zuwider der Römiſchen, Kayſerlichen

Majeſtät meines allergnädigſten Herrn ausgegangenen Mandaten mit Suff und Fluch und Stritt bisher trotz alles Verwarnens oftmals überſehen, dennoch durch Gnad und Barmherzigkeit des Herrn Landvogt milde gebüßt worden bin, ſchwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirthshaus beſuchen will. Wo ich aber an mir ſelbſt Untreue begehen und dieſe Urfehde nit halten möcht, ſoll alsdann mein gnädiger Herr Landvogt volle Gewalt und Macht haben, mich ſtraks gefänglich einzuziehen auf Jahr und Tag. Dieſe Urkund habe ich getan zu Abelsberg am 13. Juli Tag, anno 1628. Hannes Brenn."

So die Urfehde. Der Richter fragt: „Nun, Hannes, wie ſteht es jetzt? Du biſt neuerlich im Wirtshaus bei Suff und Fluchen und Stritt betreten worden."

„Mag ja ſein, Herr Landvogt."

„Und alſo meineidig!"

„Meineidig bin ich nicht worden, Herr Landvogt."

„Wiederhole demnach noch einmal," lieſt der Richter, „ſchwöre ich anheute einen aufgehobenen Eid leiblich zu Gott und den Heiligen, daß ich von heut dato in der Landvogtei und gnädigen Verwaltung keine offen Herberg oder Wirtshaus beſuchen will."

„Darum bin ich in die Hirſchberger Vogtei hinübergegangen, wann der Durſt zu groß worden iſt."

„Soll ich den Kerl peinlich beraten?" fragt der entrüſtete Vogt.

Der Ratsherr meint, ſolchen Rat könne der Hannes leichtlich übel aufnehmen und dafür gelegentlich einen roten Hahn verehren. Er

ſchlage vor, den Eid des Hannes Brenn auch für die Vogteien Hirſchberg, Obermoos und Neumünſter erweitern zu laſſen.

Iſt angenommen und verfügt. —

Nun kommt die ſaubere Geſellſchaft der Sakramentsſchwänzer. Das ſind fünf Bauern aus Ober-Abelsberg, deretwegen der Kirchherr ſich bei Gericht beſchwert hat, daß ſie die öſterliche Beichte umgangen hätten und am verwichenen Ablaßſonntag auch noch bei keinem Beichtſtuhl geſehen worden wären.

Die fünf Männer ſtehen roſtig und eckig von der Bank auf.

Sie ſollten vortreten.

Sie heben ſich mit vieler Not ein paar Schritte voran.

Ob ſie des Teufels wären? fragt ſie der Richter.

Sie ſchauen ſich gegenſeitig an: Daß ſie nicht wüßten!

„Michel Schmied, wesweg biſt du am verwichenen Sonntag nicht zum Sakrament gegangen?“

„Iſt halt ſo eine Sach',“ antwortet der Angerufene und walkt in Verlegenheit ſeinen Filzhut, was die übrigen vier genau ſo machen, „bin desſelbigen Tages ſchon Morgens früh ſo viel zornig worden, weil's geheißen hat, meine Kühe wären in der Nacht verhext worden, was ſich aber alsdann herausgeſtellt hat, daß es nicht wahr iſt geweſen. So hab' ich mir drauf gedacht: an einem ſolchen Tag, wo du in der Gottesfrüh ſchon ſo hölliſch geſcholten haſt, gehſt nit zum Sakrament.“

„Und der Tubel-Franz, warum iſt der ausblieben?“

„Wenn ich Birnknödel freß, ſchier noch ehevor ich die Augen recht aufmach'!“ entſchuldigt ſich der Tubel-Franz. „Sind juſt ſo geſtanden

im Bettkaſtel, vom vorigen Tag her, und mein Weib, das hat ſie, wegräumen tut ſie gar nichts. Ich reck' die Füß' aus und denk': aufſtehen ſollſt! Und reck' die Händ' aus, und auf ja und nein kommt mir eine mit dem Birknödel zurück — und ſchnurgerade ins Maul. Sagt mein Weib: Birknödel iſſt und willſt heut' zum Sakrament? Ich ſchrei ihr das letzte Wort nach und ſpring' auf — und aus iſt's für den Tag. Muß ſchon warten, bis ich einmal nüchternerweiſe aufſteh'."

„Alſo, das wäre der Tubel-Franz geweſen," meint der Vogt und klaubt in ſeinen Papieren; „jetzt möcht' ich aber gerne wiſſen, was der Anton Wolten für ein Hindernis gehabt!"

Der Anton Wolten ſtarrt ſeine Genoſſen an, ob das ihn angehe? ob er's wohl auch wäre, der Anton Wolten? Und als hieran alle Zweifel behoben ſind, ſtottert er, daß an jenem Tage ſeine Hoſen ſo unziemlich viele Löcher gehabt hätten, daß auch die Joppe, die man wohl noch an ihm ſehen könne, derart ſchäbig wäre, daß es einem chriſtlichen Gewiſſen wohl ſchon die Ehrerbietung vor dem Heiligſten verbiete, in ſolchem Aufzuge das Sakrament zu empfangen.

Der Vierte ſagt aus, daß er ſonſtwie nicht genugſamlich vorbereitet geweſen ſei, um die heilige Handlung zu begehen. Und der Fünfte, der Chriſtian Holluf, ruft, als er zur Rede geſtellt wird: „Das überſteigt ſchon alle Gnad' und Barmherzigkeit!"

„Gnad' und Barmherzigkeit verlangſt du, alter Sünder!" ſagt der Richter.

„Nicht für mich, Herr Vogt, nicht für mich, aber für den Kirchherrn. Bedenkt's einmal! Den ganzen Tag im finſteren Winkel ſitzen

— mitten in der Sündenbrut, und nichts hören als Lumpereien und Schurkereien und allerhand stinkende Laster. Da müßt einer kein Herz im Leib haben, wenn Unsereins auch noch kommen tät mit der schmutzigen Wäsch'. Wer kann denn das aushalten? Nein, nein, ich komme an einem andern Tag, wo der Kirchherr ausgerastet ist."

So sagt nun der Ratsherr: „Das sind ja lauter christliche Leute! So viel Ehrerbietung haben vor dem Sakrament und seinem Diener, das wird man nicht bald wieder finden."

Der Vogt ist anderer Meinung und verurteilt die Fünfe zur sofortigen Beicht und Kommunion. —

Jetzt wird's draußen laut, die Tür springt auf und knarrt in ihren schweren Angeln. Sechs Männer schleppen ein gebundenes Weibsbild herein. Das hatte, weil Hände und Füße gefesselt, von ihren weißen Zähnen Gebrauch gemacht, so lange sie konnte und nun keine andere Gegenwehr, als die schneidende Zunge.

Der Landvogt fährt die Büttel an, was denn das für eine Art ſei, die anberaumte Gerichtsſitzung mit einem nicht dahergehörigen Weibsbild zu unterbrechen.

„Wir kriegen jeder drei Schinderlinge," entgegnete einer der Büttel. „Wir haben die Hexe abgefangen."

„Von dato 30. Julius Tag an wird für das Hexenabfangen nit mehr als zwei Schinderlinge gezahlt, per Perſon," redet jetzt der Schreiberknecht drein und weiſt auf die Schrift, die ſolchen Beſchluß enthält. „Doch ſoll hinfüro der Hexe Bett und dazugehörige Federn den Bütteln, als Folterknechten und Scharfrichtern, zu gleichen Teilen zugeſprochen werden."

Damit geben ſich die ſechs Geſellen zufrieden und es beginnt das Verhör der Hexe. Sie iſt ein junges Weib mit rotem Haar und ſchielenden Augen. Sie iſt angeklagt, ein Hagelwetter gemacht zu haben, das alles Obſt in der Abelsberger Gegend zunichte ſchlug. Urſache: Weil man ſie bei einem Apfeldiebſtahl ertappt und ſcharf gezüchtigt habe. Beweis: Der Schlürer Jakob habe vor ſeinem Haus ein hühnereigroßes Hagelkorn aufgehoben und in demſelben ein rotes Haar gefunden, das nur von der Magdalena Heitin herrühren könne.

Die Magdalena Heitin wird losgebunden und gütlich befragt. Sie leugnet, wie alle Hexen anfangs leugnen. Äpfel habe ſie geſtohlen, das geſteht ſie, und dafür ſei ſie auch geſchlagen und eine Weile bei den Haaren umhergezerrt worden und könne es ſchon ſein, daß dem Schlürer Jakob dabei eins in der Hand geblieben.

Wenn jeder Hexe, ſo bemerkt jetzt der Ratsherr, auf ihr erſtes Ausſagen geglaubt worden wäre, ſo hätte Abelsberg viel Geld erſpart,

das ſonſt auf Scheiterhaufen d'rangegangen. Aber es nütze nichts. Gegen die Heitin ſei ausgeſagt worden, und in ſo wichtigen Sachen gebe vor Gott dem Allmächtigen keiner ein falſches Zeugnis.

Nun beginnt die peinliche Frage, und dazu wird ein anderes Lokal gewählt. Wir hören durch die Wand die Magdalena Heitin ſchelten und wimmern, wir hören ſie nach einer Weile herzbrecheriſch ſchreien und alle Heiligen anrufen. Und wie die Qualen ſo groß werden, daß es nicht mehr möglich iſt, dabei zu leben, und noch nicht möglich iſt, dabei zu ſterben, da hebt ſie an, auszuſagen. Wie ihr nach der Mißhandlung von wegen den Äpfeln vor Leid und Schand das Herz hätte abſpringen wollen, da ſei ihr im Niederſchachen ein fremder Mann begegnet, der habe ihr zugeredet, daß er ihr helfen wolle, wenn ſie Gott und allen Heiligen abſchwören und ihm zu Willen ſein möchte; ſie habe es getan und dann vom Fremden eine Haſelgerte bekommen, mit der ſie nachher das böſe Wetter gezaubert.

„'s iſt allemal dieſelbe Geſchichte," ſagt der Ratsherr.

Freilich wohl, mein ehrenwerter Ratsherr, iſt's allemal die alte Geſchichte, weil einer unter den Martern der Folter nichts Neues einfällt und ſie nur das nachſagt, was ſie von anderen gehört hat. — Aber bei der Magdalena Heitin ſind ſie an eine Unrechte gekommen; das iſt eine Rachgierige, die denkt: Wenn ſie mich zu Grunde richten, ſo ſollen auch andere hin ſein. Und reitet die bravſten und angeſehenſten Weiber von Abelsberg und Ober-Abelsberg ins Verderben. Sie ſagt aus, daß ſie nicht allein wäre, und fragt, ob man nicht wiſſe, daß ein Hexenſtück nur dann gelingen könne, wenn alle Zauberer und Hexen der ganzen Gegend damit einverſtanden wären? Nun habe

ſie auf dem Beſenritt viel gute Bekannte und ehrenwerte Frauen begegnet, ſo die Gerbermeiſterin von Ober-Abelsberg und die Frau des Küſters daſelbſt mit ihrer Tochter, dann den Schuhmacher Okenſaß zu Abelsberg und ſein Weib, und die Schwägerin des Ratsherrn Bühlkamm und deren Schweſter, die Schulzensfrau und die Frau des Landvogtes und viele andere. Die Schulzensfrau verlege ſich aber nur auf das Umbeten der Krankheiten von einer Perſon auf eine andere, während ſich die Traitmeſſerin von Abelsberg zumeiſt mit Verhinderung ehelicher Pflichten befaſſe.

Jetzt iſt's Zeit für den Landvogt, zu beſchwichtigen. Es würde ein boshaftes Geſchwätz ſein, man ſolle die Magdalena Heitin ein wenig peitſchen und dann auf freien Fuß ſetzen. Dagegen wehren ſich aber die übrigen anweſenden Angeklagten und Vorgeladenen. „Wenn gemein Mann und Frau auf bloße Gerüchtausſagen eingeführt werden, ſo begehren wir das auch bei Herrenleuten. Die Schwägerin des Ratsherrn Bühlkamm und deren Schweſter und die Frau des Schulzen und des Landvogtes müſſen ſo gut wie andere in den Hexenſtuhl geſtellt und peinlich befragt werden!"

So will nun der Vogt die gefährliche Weibsperſon ein- für allemal unſchädlich machen. Es wird ohnehin morgen eine Geſellſchaft verbrannt; er läßt den Bütteln ſagen: „Wenn wir mit der Magdalena Heitin können fertig werden, ſo mag ſie mitgehen." —

Schreiten hierauf zur Tagesordnung.

Wie der Abelsberger Gesangverein preisgekrönt worden ist.

Die schöne Stadt Kramau liegt mitten in deutschen Landen. Sie ist ob ihrer Bierbässe weit und breit bekannt als Sängerstadt, weshalb ich sie nicht näher zu beschreiben brauche. Diese Geschichte handelt von einem heißen Sängerkriege, der vor wenigen Jahren in Kramau stattgefunden.

Es hatte nämlich der weite Sängergau bei einem seiner vorhergehenden Liederfeste beschlossen, in der schönen und allzeit sangbereiten Stadt Kramau ein großes Wettsingen zu veranstalten, denn, sagten die Brüder, Kriege müsse es auf Erden schon einmal geben und da sei es besser, sie würden gesungen, denn geschlagen.

So erhielt auch der Abelsberger Männergesangverein „Orgel" seine gebührende Einladung zum großen Wettkampfe, denn die Abelsberger — das muß man wohl zugeben — haben feine Pfeifen in der Kehle und ihre Tenöre haben einen guten Klang weit über den Gau hinaus.

Hochgemut rüsteten sich die Abelsberger zum Sängerfeste und von der Zeit, als die Proben angingen, trat eine strenge Disziplin in Wirksamkeit, die jedem Sänger der „Orgel" verbot, täglich mehr als zwei Humpen Bier zu trinken, länger, als bis zur Torsperre außer Haus zu sein, zu jodeln, zu fluchen, zu politisieren und über die Gemeindezustände Zunge zu machen. Da gab es wohl auf der Welt kein ordentlicheres und friedlicheres Völklein, als die Abelsberger

waren, zur Zeit ihrer Vorbereitungen zum großen Sängerfeste, und der alte Oberlehrer der Pfarr- und Hauptschule zum heiligen Prokopus beteuerte in diesen Tagen wiederholentlich, daß man hier wieder sehen könne, was der Gesang auf den Menschen für eine unerhört sittliche Wirkung übe.

Auf der Reise nach Kramau wurde die Disziplin noch verstärkt, doch machte das Reisemarschallamt, welches, seiner Obliegenheiten voll, im hintersten Waggon saß, bekannt, daß auf der Heimfahrt, wenn keine Ursache mehr sei, die Stimme zu schonen, zum Ersatz die lustigste Ungebundenheit Platz greifen dürfe. Deff' waren die sechsundachtzig Sänger wohl zufrieden und so fuhren sie gehobenen Herzens den Ehren entgegen, die sie im schönen Kramau erwarten sollten. Es war ihnen hinterbracht worden, daß die übrigen dreizehn Gesangvereine, welche an dem Kampfe teilnehmen sollten, sich vor den Abelsbergern fürchteten; denn was tut der tiefste Baß und der gemessenste Bariton, wenn der Tenor nicht genügend vertreten? Klingen muß es, wenn gesungen wird, das haben die Leute gern, und wovon sollen die Frauen im Auditorium dann girren und schwärmen, wenn die Tenoristen fehlen? Die Abelsberger werden siegen, das wußte man im Voraus. Bei der Einladung konnte man sie nicht umgehen, aber man hatte erwartet, die Abelsberger würden — wie sie ja sonst gar selbstbewußt und charmant waren — im Vorgefühle ihrer sanglichen Stärke die Beteiligung an dem Sängerwettkampfe ablehnen.

Nun, die „Orgel" hat nicht abgelehnt, sie hat gefunden, daß ihre wohl schon mit reichen Trophäen geschmückte Vereinsfahne durch ein

Siegeszeichen von Kramau nicht verunstaltet würde und daß der erste Sängerpreis von hundert Dukaten, in erquickendes Naß aufgelöst, das Erdendasein eher verschönern als verschlimmern könne.

Am Bahnhofe von Kramau änderte sich das Wetter. Gewaltige Flaggen verdeckten die Sonne und ein Blumenregen ging nieder auf die Sängerschar. Von den bereits anwesenden Gesangvereinen wurden die Abelsberger — kernige Burschen auf und auf, die noch dazu in der höchst malerischen Abelsberger Tracht erschienen — stürmisch begrüßt; ein schallendes „Grüß Gott, deutsche Sanges-

brüder!“ und der Vereinswahlſpruch wurde abgeſungen, dann ſetzte ſich der impoſante Zug in Bewegung durch einen fabelhaft herrlichen Triumphbogen in die feſtlich geſchmückte Stadt. Die Gaſſen, durch die er ſeinen Lauf nahm, waren von jubelnden Menſchen beſetzt, alle Fenſter von lieblichen Frauen, die mit huldvollen Winken und fröhlichen Zurufen Roſen niederwarfen, beſonders auf die Abelsberger, und an Stricken Torten, Trauben und Champagner herabließen zum Vereine „Orgel“, deſſen Mitglieder ſich nun nicht mehr halten konnten, ſondern in das ſchallende Geſchrei der Sänger einſtimmten. Die Ehrenbezeigungen häuften ſich, je näher der Zug der Sängerhalle kam; vom Inhalte der Flaſchen, denen man an den Standarten den Hals brach, und von den wahnſinnigen Vivatrufen der übrigen Sangesbrüder ganz berauſcht, ſchrien nun auch die Abelsberger aus voller Kehle, ſelbſt die Altmeiſter und Reiſemarſchälle mit — und erſt ſpät als die hellſten Abelsberger Tenöre einen Stich ins Gedämpfte hatten, bemerkte einer zu ſeinem Nachbar: „Du, guck dir dort bei den Scheik-Sängern einmal das Naturwunder an: die einen reißen das Maul auf und die anderen ſchreien!“

„Bei Gott, Bruder, das geht nicht mit rechten Dingen zu!“

Da wurden ſie's nun gewahr, daß die Scheik-Sänger zum Vivatrufen und zum: „Grüß Gott, ihr ſchönen Frauen! Hoch die Stadt Kramau! Hoch und dreimal hoch!“ ein Dutzend profeſſioneller Schreier von heim mitgenommen hatten, damit ſie hierin ihren Mann ſtellten, ohne ſich die Stimmen zu verderben. — Aber die Entdeckung war zu ſpät, einige Abelsberger Kehlen hatten bereits gelitten.

Sofort erging ein ſtrenger Befehl: Von jetzt an das Maul

halten und ſich ſammeln, wogegen Dawiderhandelnde dem Standrecht verfallen!

Und bei der nach kurzer Stärkung ſtattgefundenen Generalprobe der geſamten Vereine zeigte es ſich, daß für die „Orgel“ der Sieg höchſt wahrſcheinlich war, und ganz Kramau ſprach davon, daß den Ehrenpreis von 100 Dukaten niemand anderer als die munteren Abelsberger heimführen würden. Die Abelsberger Altmeiſter warnten ihre Sänger fortwährend, im Angeſichte des Glückes nicht übermütig zu werden, ſtrenge mit ſich hauszuhalten für das am nächſten Tage ſtatthabende Wettſingen. Es könne ſich bei geringſtem Verſehen vieles wenden und alles verſpielt ſein; was das für eine Schmach wäre, fragten ſie in düſterſtem Ernſte, wenn ſie nach der Vaterſtadt, die ſchon zum Empfange der Sieger rüſte, als elendiglich Durchgefallene zurückkehren müßten? Sie ſollten heute weder an Wein, Weib noch Geſang denken, ſondern den Reſt damit zubringen, in der ſchönen Umgebung der Stadt ſtille Spaziergänge zu machen und abends ſo bald als möglich das Bett zu ſuchen. Daß die Zimmer in dem für ſie beſtimmten Hotel „Zum goldenen Fuchſen“ die richtige Temperatur hätten, dafür ſei geſorgt. Man wolle ſich nur in keiner Weiſe aufregen und ſich endlich nicht etwa noch durch einen unzeitigen Morgenſpaziergang in der feuchtkalten Luft verderben, lieber im Bette bleiben bis eine Stunde vor Beginn des Wettſingens, welches um zehn Uhr vormittags ſeinen Anfang nehme. — Zum Schluſſe ſolch väterlicher Ermahnungen wurden noch Bruſtbonbons ausgeteilt unter den Sängern, womit ganz leichte Schäden in der Kehle ausgebeſſert werden können.

Und hierauf hat ſich der Abelsberger Sängerchor für dieſen Tag aufgelöſt.

Die Sänger von der Scheik waren etwas aufgeregt. Sie beſaßen ein paar Tenöre, auf Grund deren ſie ſich in der Hoffnung wiegten, es den Abelsbergern abzugewinnen, für den Fall dieſe etwa durch ein kleines Mißgeſchick oder Diätfehler beeinflußt werden ſollten. Mit unendlicher Befriedigung hatten die Scheik-Sänger beim Einzug das begeiſterte Geſchrei der „Orgel“ gehört, während ſie, die Scheik-Sänger, nur ſehenshalber den Mund auftaten, und mit den Händen agierten, das übrige aber ihrem ſchlau gegründeten Lärmchor überließen. Da ſichs aber hernach bei der Generalprobe leider gezeigt, daß die Abelsberger Stimmen an Indiſpoſition und Heiſerkeit nicht das Gewünſchte leiſteten, ſo verſuchte jetzt das Komitee, welches ſich eigens zu dem Zwecke konſtituiert hatte, den übrigen Geſangvereinen noch vor der Schlacht die ſchärfſten Spitzen zu brechen, in den einzelnen, im Städtchen herumirrenden Mitgliedern der „Orgel“ die denſelben angeborene Vorliebe für ihren Wahlſpruch: „Wein, Weib und Geſang“ zu wecken. Aber die Abelsberger waren heute indifferent wie die Maulwürfe. Man fing an, die Hoffnung aufzugeben, verhielt ſich jedoch nichtsdeſtoweniger untätig.

Während in der Stadt Kraman das muntere Leben der Sänger ſich bis tief in die Nacht hinein erſtreckte, während es Platzmuſik gab und Beleuchtung und Standreden und was der Herrlichkeiten mehr ſind bei einem deutſchen Sängerfeſte, ſuchten die Abelsberger, einge-

denk ihrer Instruktionen und ihrer morgigen Aufgabe, bei Zeiten ihr Hotel „Zum goldenen Fuchsen“ auf, in dessen drei Stockwerken die „Orgel“ einquartiert worden war. Der Kehle zu Liebe machten sie im „Restaurant“ der Gurgel nur mäßige Zugeständnisse und suchten dann, je zu zweien oder dreien, ihre Schlafzimmer auf. Noch ließen sie sich's angelegen sein, den Zustand ihres Festanzuges zu prüfen, und da ziemlich alles in gewünschter Ordnung war, so legten sie sich arglos zu Bette.

„Morgen um diese Zeit soll's anders umgehen!“ bemerkte vor dem Einschlafen noch der zweite Baß zum Bettnachbar, dem ersten Tenor.

„Ja,“ sagte der Tenor, „wenn wir nur erst unsere Abelsberger Lieder loslassen! Die wollen wir ihnen einmal hinlegen, daß sie nur dran lecken sollen!“

„Schlafen!“ schnarrte im anstoßenden Zimmer die Stimme des Reisemarschalls. So war's für heute aus. —

Schon halb neun Uhr war's am nächsten Morgen, als das Marschallamt das Flügelhorn erschallen ließ. Da hoben sie sich — der eine früher, der andere später — aus ihren Kissen. Sie zogen sich sittsam an, holten vor den Türen die frischglänzenden Stiefel und machten sorgfältig Toilette.

„Die Tenöre haben je ein weiches Ei und eine Tasse Tee ohne Rum zu sich zu nehmen!“ so der erste Tagesbefehl.

„Ich weiß nicht“, murmelte unser zweiter Tenor, „was meine Stiefel heut haben. Ich kann in dies Sakermentsleder nicht hinein!“

„Und ich verwundere mich,“ entgegnete der Zimmergenosse, „daß

mein Fuß heute einmal in den Schuh rutſcht, ſo leicht, wie der Bauer ins Wirtshaus."

„Ich hab' zwei Linke!" rief der Baß, „da hat ſich einer einen dummen Spaß gemacht."

„Scheidewaſſer will ich ſaufen, wenn das meine Schuhe ſind!" ſagte jetzt auch der Tenor.

„Das iſt hölliſch!" polterte im Nebenzimmer ein anderer, „ich habe unrechte Stiefel!"

Und aus einem dritten Gemach: „Ich hab' zwei verkehrte Stiefel!"

Da flogen ſchon die Türen auf, links und rechts im Gang: „Hausknecht!" — „Stubenmädchen!" — „Hausmeiſter!" — „Meine Stiefletten!" — „Ich habe zwei Rechte!" — „Ich einen Kleinen und einen Großen!" — „Da iſt ein Breiter und ein Geſpitzter!" Derart riefen die Stimmen durcheinander, und die Stiefel flogen im Vorſaal umher wie die Maikäfer. So war's im zweiten Stock, ſo war's im erſten und im dritten. Alles Schuhwerk verwechſelt . . .

Das Reiſemarſchallamt fuhr hin und her wie eine fluchende Wolke, alle Stubenmädchen flatterten wirr durch die Räume, der Portier und der Hausmeiſter ſchmetterten, und der Hausknecht rang die Hände und beteuerte bei ſeiner Seelen Seligkeit ſeine Unſchuld. Er und ſein Gehilfe hätten die friſchgewichſten Stiefel ihren Nummern nach gewiſſenhaft wie immer an die betreffenden Zimmertüren geſtellt.

„Das hat ein Feind getan!" hieß es, „das hat ein arger Feind getan!"

Von den Sängern huſchten die einen in bloßen Strümpfen um, andere ächzten im Namen ihrer Hühneraugen über den Druck der neuen Verhältniſſe. Da war's denn aus mit aller Ruhe und Diät,

und durch das Haus brauste ein Gewirre von Fluchen, Lärmen und Lachen, und das Marschallamt fahndete racheschnaubend nach den Missetätern. Es mußten deren mehrere gewesen sein, sie konnten sich nächtlicherweile ins Haus geschlichen haben, weil sich so ein vertracktes Hoteltor jedem Gauch zu jeder Stunde auftun muß, sie mußten emsiglich tätig gewesen sein, um an den Türen aller Stockwerke die Stiefel in so schaudervoller Weise durcheinander zu bringen.

Nach einer Stunde heilloser Verwirrung war mit Hilfe der Zimmernummern, die an den Sohlen angekreidet waren, endlich ein Teil der „Orgel" in seiner rechtmäßigen Beschuhung.

„Ich habe Nummer 3 und 27!" rief es hier, und ein Arm hielt die betreffenden Stiefel hoch empor.

„Hier ist 96!"

„Wer braucht einen 44?"

„105 ist da!"

Die Eigner meldeten sich, aber leider zeigte es sich bald, daß auf mancher Sohle die Nummern gefälscht worden waren, so daß endlich die Reisemarschälle alle Hoffnung an dem rechtzeitigen Eintreffen in der Sängerhalle mit ohnmächtigen Stoßseufzern aufgaben. Zudem alles erregt, die Stimmen verschrien, jede weihevolle Stimmung weggeblasen, die Indisposition im höchsten Grade vorhanden. — Unter solchen Umständen wird die „Orgel" an dem Sängerwettkampfe sich nicht beteiligen.

Aber die Absage, wie soll sie motiviert werden? Der eiligst zusammenberufene Rat, teils noch in Socken, faßte den Beschluß, es sei sofort ein Schreiben an das General-Komitee des Sängerfestes zu richten, in welchem angezeigt werde, daß der Abelsberger Gesang-

verein „Orgel“, nachdem er durch ſeine Anweſenheit ebenſo ſeine Sympathien für das Feſt, als durch ſeine Beteiligung an der Hauptprobe bewieſen zu haben glaube, daß er dem Gaue zu keiner Unehre ſei: daß beſagter und unterfertigter Geſangverein — um die in dieſer gaſtlichen Stadt verſammelten löblichen, ſtrebſamen und ſehr tüchtigen Sängerbünde und Geſangvereine in der Erringung eines wohlverdienten Ehrenpreiſes nicht etwa zu inkommodieren — den Entſchluß gefaßt habe, ſich an dem eigentlichen Wettſingen nicht zu beteiligen.

In dieſem Sinne und in ähnlicher ſchwungvoller Styliſierung wurde das Schriftſtück abgefaßt und ſeiner hochlöblichen Adreſſe mit „deutſchem Sängergruße“ zugeſchickt.

Noch hatte die zehnte Stunde nicht geſchlagen, ſo ging von der Zentralkanzlei des Feſtkomitees ein Sturm aus und durch ganz Kraman. Die Abelsberger, die beſten Sänger des Gaues, die wiederholt ſchon preisgekrönten Sänger wollen nicht ſingen! Und warum wollen ſie nicht ſingen? Sind ſie beleidigt worden? Nein, die Abelsberger ſind viel zu gemütlich, um beleidigt werden zu können. Oder ſingen ſie aus Beſcheidenheit nicht? Nein, die Abelsberger ſind viel zu aufrichtig, um die Beſcheidenen zu ſpielen. Aus Großmut ſingen ſie nicht, aus reiner Großmut nicht; ſie wollen den jüngeren Vereinen den Preis nicht wegſchnappen. Aber (und ſo wuchs die Revolution) ſie müſſen ſingen, jetzt erſt recht müſſen ſie! Die Abelsberger wollen wir hören, nur die Abelsberger! Wir ſtürmen den „goldenen Fuchs“ und tragen die ganze „Orgel“ auf unſeren Achſeln in die Sängerhalle!

Das Feſtkomitee ſchrieb zurück, daß es die „Orgel“ von ihrer einmal geleiſteten Zuſage nicht mehr entbinden könne.

Die Sänger von der Scheik merkten jetzt ginge es doppelt schief für sie, und alle Bemühungen waren vergeblich gewesen. Die Abelsberger aber gewannen mittlerweile Zeit, Mut und vor allem — Stiefel. Zwanzig Minuten nach zehn Uhr marschierten sie in wohlgeordneter Doppelreihe, von dem Jubel der Menschenmenge begleitet, in die Sängerhalle ein.

Wie es bei demselbigen Sängerwettkampfe in der schönen Gaustadt Kramau dem Abelsberger Gesangverein „Orgel" ergangen ist, das findet sich in einem Blatte seiner ruhmreichen Chronik verzeichnet.

„Der Enthusiasmus," so heißt es in der Sänger-Chronik, „der Enthusiasmus, mit welchem der Verein bei seinem Betreten der Sängerbühne begrüßt wurde, war ein nicht endenwollender. Der Verein sang das ausgeloste Preislied: „O Vaterland, zu Schutz und Wehr!", welches einen demonstrativen Applaus entfesselte und das Abelsbergerlied: „Mein' Freud' ist die Sennerin", welches er auf stürmisches Verlangen des Publikums zweimal wiederholen mußte. Nachdem die abgetretenen Sänger siebenmal herausgerufen worden waren, erstürmte das Publikum die Bühne und trug unsern Kapellmeister, Herrn F. Schaubinger, durch den jubelbrausenden Saal. Die hochlöbliche Jury hat dem Gesangverein „Orgel" den ersten Preis, bestehend in einer silbernen Ehrenstandarte und in einhundert Dukaten, zuerkannt."

Schließlich ſei aber noch eine Bemerkung erwähnt, die einer von der Jury erſt vor kurzem zum Kapellmeiſter des Abelsberger Geſangvereines gemacht hat.

„Wir waren damals am grünen Tiſch zu Kramau," ſagte er, „in einer nicht geringen Verlegenheit. Sehr genau genommen, hätte der Preis eigentlich dem Sängerbunde von der Scheik gebührt. Ihr ſeid zu hitzig geweſen, habt übertrieben, während die von der Scheik trotz ihrer geringeren Stimmmittel durch ihr Maßhalten künſtleriſch mehr

geleiſtet haben. Aber vor der Menge hat eure Kraft und Friſche den größeren Effekt erzielt. Die öffentliche Meinung war ſchon einmal durch die Reklame beſtochen, die ihr durch eure Abſage zu Gunſten der übrigen Vereine für euch zu machen gewußt habt — und ſie war ſo entſchieden für euch, daß wir es gar nicht wagen konnten, den Preis einem andern Vereine zuzuerkennen."

Alſo iſt es — Urſache und Wirkung genau erwogen — höchſt wahrſcheinlich die ſchlimme Stiefelgeſchichte geweſen, die der „Orgel" den Sieg vermittelt hat. Wer aber die Urheberſchaft der Stiefelgeſchichte ergründen wollte, bei den Scheif-Sängern würde er ſie nicht erfahren.

Graf Adlerstamm auf der Hahnenjagd.

Unweit Abelsberg, im Ramſauertale ſteht die alte moosbärtige Fichte, an welcher das Wunder geſchehen iſt. Dort hat der Graf Adlerſtamm den Hahn und der Preiner-Michel den Bock geſchoſſen.

Im Frühjahre war's, als der Graf in Nimrods lecker Rüſtung ins Tal fuhr. Der Oberförſter — Hans Schrödinger heißt er, der uns nachher die Geſchichte erzählt — hatte für Jagd und Wild zu ſorgen. Er war ratlos. In die nahe Holzknechthütte ging er hinüber, hieß den Vorhacker, den Preiner-Michel mit ſich, und als ſie allein durch den Wald gingen, und der Michel ſeinen Tabaksbeutel

vom Rücken herüberzog, wo er ihn im Gurte ſtecken hatte, und ſeine Pfeife füllte, ſagte der Förſter: „Möcht' ich wiſſen, wie wir das anfangen."

„Iſt was anzufangen?" fragte der Michel.

„Der Graf iſt da und will morgen früh einen Auerhahn ſchießen."

„Dem gehört die Jagd, der kann's tun."

„Der kann's nicht tun," ſagte der Oberförſter.

„Warum? Heuer gibt's ja Hähne genug, weiß ſelber einen oder zwei. Der Herr Graf muß halt gut auf den Stand geführt werden."

„Das iſt zu wenig, mein Lieber, der Graf trifft nichts. Es muß was geſchehen. Jetzt, denk dir einmal, iſt's heuer das vierte Jahr, daß der Herr auf den Hahn kommt, und hat noch nicht ein einzig Federl geſchoſſen. Er wird dir endlich verzagt, verkauft die Jagd, und das wär' arg; du weißt, Michel, er gibt —" und machte mit den zwei Gebefingern eine bedeutſame Geſte. „Kurz, er muß morgen den Hahn ſchießen. Aber wie, Freundchen, wie? Wenn ich mir das nur anzuſchicken wüßt'."

„Binden wir ihm den Hahn auf den Baumwipfel," meinte der Preiner-Michel, nahm ſeine angeſtopfte Pfeife zwiſchen die Vorderzähne und ſteckte den Tabaksbeutel wieder in den Gurt.

„Anbinden," ſagte der Förſter, „d'ran habe ich ſchon gedacht, aber es iſt zu wenig; er trifft ihn nicht."

„Wenn er zwei- und dreimal hinaufbrennen kann?"

„Trifft ihn nicht. Der Graf iſt kurzſichtig, das weißt, hat keinen feſten Anſatz und keine ſichere Hand und keine Geduld und Ruh'; dem fehlt nicht mehr, als alles zum Jäger."

„Nachher kunnt ich keinen Rat geben," ſagte der Michel.

„Es gibt nur ein Mittel," verſetzte der Förſter mit leiſer Stimme, als traute er nicht einmal den Bäumen, „und weil es das einzige iſt, ſo muß es ausgeführt werden."

„Nachher iſt's ja recht."

„Aber dazu brauch' ich dich, Michel. Loſ' einmal."

Sie blieben ſtehen und der Förſter brachte dem Vorhacker was bei.

„Na du," ſagte dieſer plötzlich laut auflachend, „das tu' ich nicht!"

„Kannſt es ganz ruhig tun; 's iſt gar keine Gefahr. Er ſchießt zum mindeſten eine Klafter weit an dir vorbei."

„Zu dem Geſchäft ſuch' dir einen andern, Förſter."

„Nun, zu deiner Beruhigung — du weißt ja, daß ich dem Herrn den Büchſenſpanner abgebe — werde ich das Gewehr blind laden."

„Das iſt eine Red'. Jetzt haſt mich. Wo will der Herr Graf den Hahn ſchießen?"

„Oben im Donnerwald, etwa bei den Zwiſelfeichten. Je weiter und ſchwieriger der Weg, deſto größer das Vergnügen. Kennſt ja das, von den hohen Herren. Und um drei Uhr, wo's g'rad noch die rechte Finſtern hat. Nicht vergeſſen aufs Balzen!"

„Iſt recht."

Sie verabredeten noch manches und verloren ſich im Walde. —

Um Mitternacht wird der Herr Graf höflich geweckt. Er beladet ſich mit allem, was dem alten Jägersmann an den Leib ſteht. Und wenn der Förſter meint, das oder das ſei nicht nötig, ſo ſagt der Graf fürſichtig, 's wär' immerhin beſſer, man hätt's bei ſich. Es iſt eine klare ſtille Nacht.

„Exzellenz!“ ſagte der Förſter unterwegs, „heut gilt's einen. Ich ſag's. So ſchön iſt mir noch keiner geſtanden, wie der heutige.“

Soll ſein Schade nicht ſein. Doch — hat er's gehört, jetzt? Iſt das nicht ein Schuß geweſen?“

„Wahrhaftig,“ lachte der Förſter, „aufs Haar wie ein Schuß; das hat mich anfangs auch immer getäuſcht. Nein, Exzellenz-Herr, eine Lawine iſt im Höllgraben drüben abgegangen. Das iſt um dieſe Zeit nichts Seltenes.“

Je höher ſie emporkamen gegen den Donnerwald, deſto leiſer wurde ihr Geſpräch. Als ſie bei der Rotbuche waren und horchten, hörten ſie das erſtemal balzen. Nun hub das Laufen an, um dann, während der Hahn wieder ſchwieg, ſtarr wie ein Baumſtrunk ſtill zu ſtehen.

So waren die beiden Jäger allmählich zur Zwiſelfeichten gekommen, in deſſen buſchigem Gewipfel das Tier ſchnalzte und balzte, daß es eine Luſt war.

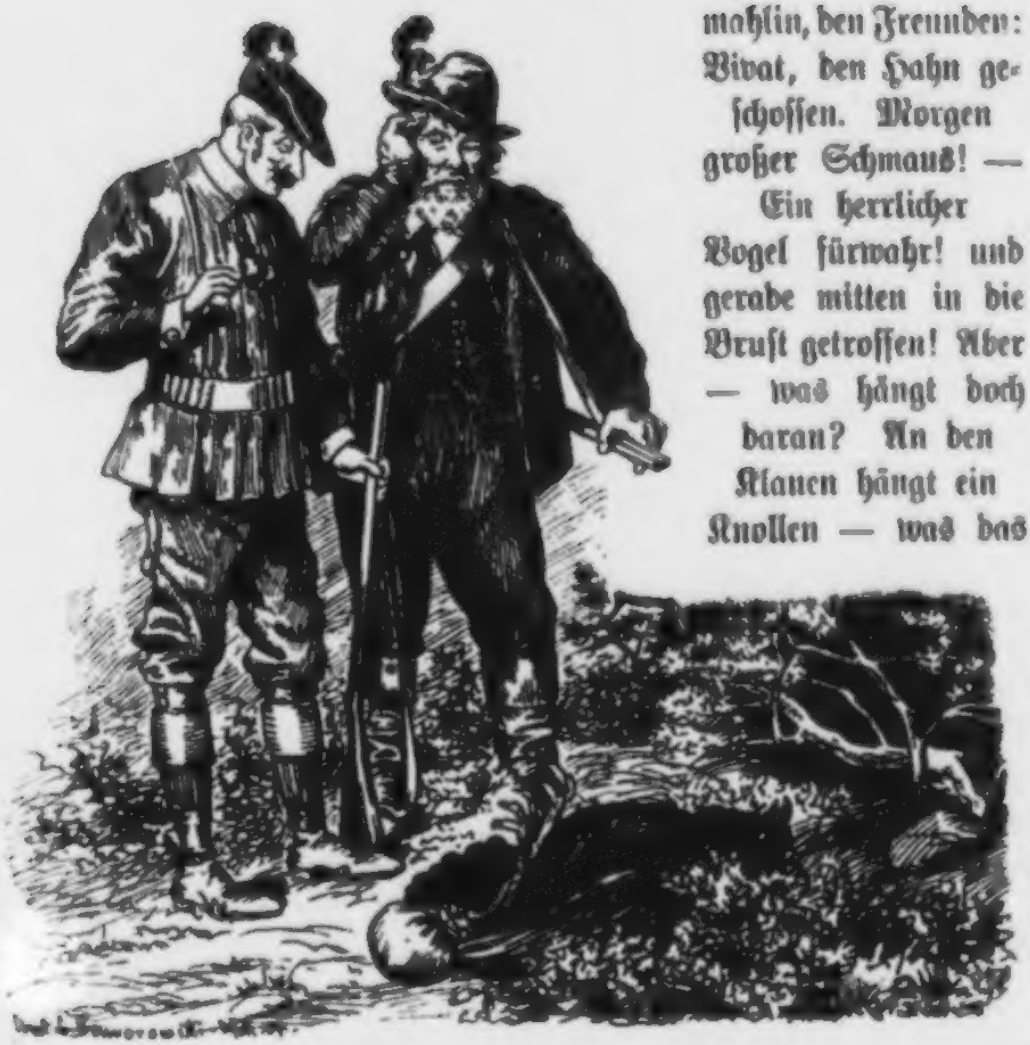
Der Förſter führte den Grafen auf den rechten Standpunkt und fragte flüſternd, ob er dort oben den Hahn wohl ſehe.

„Wohl, wohl! 's iſt ein ſakriſch mächtiger Kerl.“

„Nicht das ſchwarze Bündel dort, Exzellenz, das iſt der Baumwipfel. Daneben, der kleine Punkt . . . .“

„Gut, gut!“ entgegnete raſch der Graf und fuhr mit dem Schaft zur Wange. — Puff! war auch ſchon der Knall da. Man meinte, ſchier zu früh, aber ſiehe — diesmal Glück! Das Tier rauſchte herab von Aſt zu Aſt und ſchwer fiel es nieder auf den Boden.

Der Graf ſprang hinzu, jauchzte, jubelte; es war auch ein prächtiger Vogel. — Das Telegraphenamt! Allſogleich berichten der Ge-



mahlin, den Freunden: Vivat, den Hahn geſchoſſen. Morgen großer Schmaus! — Ein herrlicher Vogel fürwahr! und gerade mitten in die Bruſt getroffen! Aber — was hängt doch daran? An den Klauen hängt ein Knollen — was das ſein mag? — Sogleich iſt Licht gemacht — welch eine Erſcheinung?! In den Klauen verhakt lag ein vollgedunſener Tabaksbeutel.

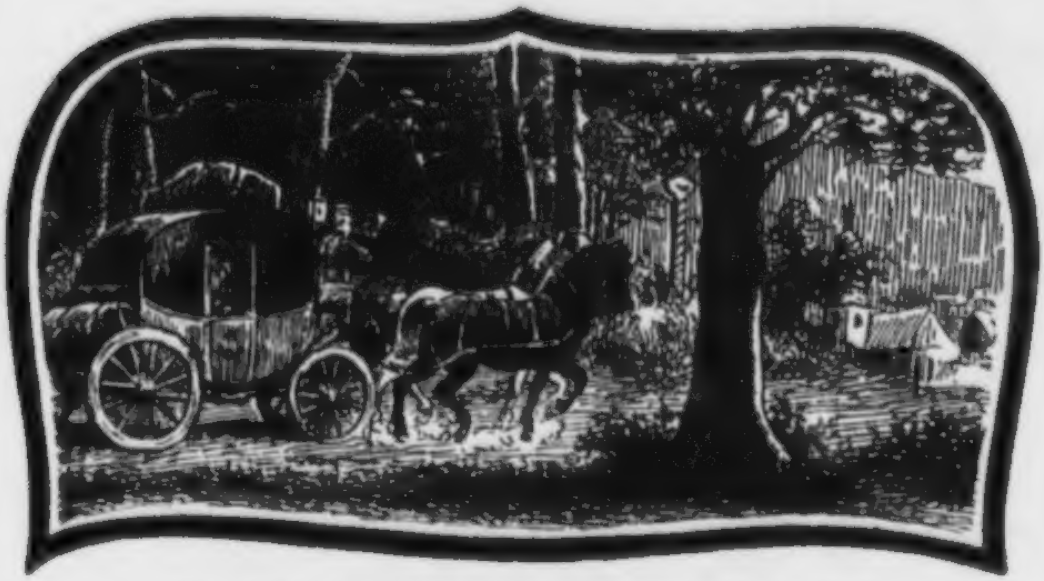
„Verdammter Eſel!“ fluchte der Förſter für ſich und raſch ſetzte

er bei: „Der erſte Fall in meiner Praxis, Exzellenz-Herr, wo mir das vorkommt, was erzählt wird. Daß Auerhähne bisweilen in die Nähe der Holzarbeiter bringen und verſchiedene Gegenſtände, die die Leute irgendwo beiſeite gelegt, mit ſich forttragen. Ich wette, dieſe Tabaksblaſe iſt ein ſolcher Raub. Seltſam, ſeltſam!“

Der Graf ſtarrte drein und ſagte kein Wort. Den Vogel ließ er liegen; auf dem kürzeſten Weg eilte er dem Bahnhofe zu. Und der Michel kletterte verzagt von der Zwiſelfeichten, von welcher er früher den toten Vogel herabgeſchleudert hatte.

„Was kann denn ich dafür!“ beteuerte er dem Förſter, „ihr ſeid zu früh dageweſen. Wie der Schuß fällt, hängt der Vogel noch feſt an meinem Gurt. Ich reiß' ihn eilends los, nu, und hab' halt meinen gottverblitzten Beutel mit hinabgeworfen.“

In acht Tagen war das Revier verkauft.



Wie Ober-Abelsberg herabgekommen ist.

Ein Zeitbild.

Das Herz lachte einem, wenn man an Ober-Abelsberg dachte. Es war ein blühender Ort. Es war eine Hauptpoststation, und was das besagt, kann ein Zeitgenosse der Eisenbahn kaum ermessen. Ein Postort war der Herr und Gebieter des Reisenden und nahm ihm erkleckliches Passiergeld ab. Vom Wirt und Sattler bis hinab zum Wagner, Hufschmied, Krämer, Schuster, Rasierer, alle Gewerbe sogen an der gemeinsamen Mutterbrust „Postkutsche", und sogen sich daran voll und fett.

Allmählich kam die neue Zeit, aber die alten Menschen änderten sich nicht. Ober-Abelsberg nahm nichts wahr, trottete und taumelte so im alten Trab dahin. Wo es aber mittat beim neuem, da miß-

verſtand es den Geiſt und machte alles ungeſchickt oder verkehrt. Von der Freiheit des Wortes machten die guten Ober-Abelsberger den ausgiebigſten Gebrauch; ſie ſetzten ſich in Wirtshäuſer zuſammen, politiſierten über Kaiſer und Reich, ſchlugen mit markigen Worten tapfer auf Regierung und Behörden los, auf Staats- und Gemeindezuſtände, auf alles Denkbare, was ſie anging und was ſie nicht anging. Als die Wahlen kamen, waren ſie auch nicht faul, mit dem Munde zu revoltieren und zu reformieren; leider hatten ſie — arbeitſam wie ſie ſchon waren — nicht Zeit, zur Urne zu gehen und ihre Stimmen dort abzugeben. So fiel fürs erſte die Gemeindevertretung auf den Großgrundbeſitz der Umgebung und dieſer wand den Bürgern des Ortes raſch den Herrſcherſtab aus der Hand, ſo daß die Bürger in ihrem eigenen Weiler faſt wie Fremdlinge waren und von der Gnade der Umgebung abhingen. Großherzig, wie der Ober-Abelsberger von jeher geweſen, machte er ſich nichts draus und dachte: alſo brauche ich mich um dieſe leidigen Gemeindeſachen nicht zu kümmern, kann ruhig meinem Erwerbe leben und verfeinde mich mit keinem Kunden, wenn ich zu keiner Partei und zu keinem Rate gehöre.

Er kümmerte ſich nun auch tatſächlich weder um Welthändel noch um Kommunalangelegenheiten. Die Verrottung eines Ortes zeigt ſich am klarſten in der Indifferenz, in der Gleichgültigkeit und Verſtändnisloſigkeit für geiſtige Intereſſen. Der Ober-Abelsberger kümmerte ſich auch nicht um ſein Geſchäft. Das ging doch eigentlich von ſelbſt, denn man hat verläßliche Leute, auch einen tüchtigen Geſchäftsführer, ſo kann man ſich ſelber wohlſein laſſen. Man lebt ja nur einmal. Des Morgens iſt das Bett am beſten. Vormittags auf ein Glas

Bier ins Wirtshaus, eine Pfeife, ein Plausch. Zu Mittag lassen wir uns nichts abgehen, warum sollen wir uns etwas abgehen lassen, wir haben gearbeitet genug unser Lebtag! Dann das Nachmittagsschläfchen bis zum Kaffee. Nach demselben im Geschäft nachsehen, ob alles in Ordnung geht, „denn umsichtig sind wir immer und der Erwerb, das ist die Hauptsache!"

Weil man mit der Zeit gehen muß, so haben wir unseren Gesangverein und unseren Turnverein. Tägliche Übung im Wirtsgarten und Probe im Wirtshause. Beim Geburtstage und Namensfeste eines jeden Mitgliedes Serenade vor dem Hause desselben und später fröhliche Tafelrunde in dem Hause des Gefeierten. Immer heiter. — Also hat der Ober-Abelsberger von sich und seinen geselligen Talenten keine schlechte Meinung, und natürlich auch keinen Grund dazu. Andere Leute denken freilich wieder anders, sie sagen, dieses Ober-Abelsberg wäre ein verlottertes Peakenneſt. Sie beklagen sich über die Schlamperei und Unverläßlichkeit der Gewerbsleute. Die Handwerker, aus denen das Bürgertum des Weilers eigentlich besteht, seien in eine große Schleuderhaftigkeit und Lässigkeit hineingeraten, es liege ihnen nichts mehr an ihrem Geschäfte, sie setzten keinen Stolz mehr daran, gute gediegene Ware zu liefern, sondern hätten ihr Auge mehr auf momentanen Geldgewinn gerichtet. Und nicht einmal hierin wären sie praktisch. Sie übernähmen wohl Bestellungen, sicherten auch mit großer Bestimmtheit die rechtzeitige Ausführung zu, hielten aber nie Wort. Es sei noch nicht dagewesen, daß ein Maurer an dem Tage erschienen, an welchem er sein Erscheinen zugesagt; es sei ganz undenkbar, daß der Schmied eine Feuerzange oder ein Tor-

band zu dem verſprochenen Termine abliefere, und eher würde der Kirchturm von Ober-Abelsberg ſich auf die Spitze ſtellen, als ein Ober-Abelsberger Schneider eine Hoſe an dem Tage fertig habe, für den er ſie mit heiligen Eiden zugeſagt. Um einige Tage muß gelogen ſein. Und wenn der Mann bei ſeiner Arbeitsloſigkeit aus Langeweile vergehen müßte, ſo dürfte er trotzdem die Arbeit nicht zur beſtimmten Zeit fertig haben, es muß gelogen ſein. Und kommt das Beſtellte endlich zuſtande, ſo müßt's ein Wunder ſein, wenn es den Wünſchen des Beſtellers entſpreche. Ein echter Ober-Abelsberger Gewerbsmann arbeitet nicht nach den Anſprüchen der Kunden, ſondern nach ſeinem eigenen Gutdünken. Die Ungenauigkeit, das Nichtworthalten ſcheint in Ober-Abelsberg die Geſchäftsehre zu ſein, ſo wie anderswo die Verläßlichkeit und Pünktlichkeit es iſt. Wenn der Mann aus lauter Untätigkeit ſich auch nur ſchwer vor üblem Geruch zu bewahren weiß, wenn ſeine Familie manchmal wegen Erwerbsloſigkeit am Hungertuche nagt, ſo muß doch der Anſchein gewahrt werden, als ob das Geſchäft im lebhafteſten Betriebe ſtünde und als ob man auf den einzelnen Kunden nicht anſtehe. — Dieſer noble Zug des kleinen Gewerbsmannes iſt wohl auch anderswo zu finden, wie kann er ſich da noch wundern, daß mit der Großinduſtrie nicht zu konkurrieren iſt! Nicht in allem zwar, aber in gar vielem könnte die Werkſtatt mit der Fabrik den Wettkampf erfolgreich beſtehen, wenn der kleine Gewerbsmann arbeitſam, gewiſſenhaft, verläßlich und tüchtig wäre, wenn er ſolide Ware lieferte, Wort hielte und ſich mit bürgerlichem Gewinn begnügte. Das aber iſt auch eine Eigenſchaft unſeres Kleingewerbeſtandes zu Ober-Abelsberg, je weniger Arbeit ein Meiſter hat, deſto

protziger und teurer tritt er mit seiner Ware auf, als ob der einzelne Kunde, der ihm doch einmal zuläuft, den Ausfall der übrigen decken müßte.

Wenn die Fabrik schlecht und billig liefert, so liefert die Werkstatt zu Ober-Abelsberg schlecht und teuer; freilich lachen dazu die fremden Agenten, die im Orte Tag für Tag ihre Fabriksware anpreisen und gegen alle möglichen Vorteile absetzen. Sie siegen. Der einheimische Gewerbsmann kann schimpfen wie er will, mit Worten schlägt man keine Konkurrenz tot, nur mit tüchtiger Arbeit. Und die ist ihm zu unbequem.

Wenn der Ober-Abelsberger dann seine Kunden richtig verloren hat, so steckt er die Hände in die Hosentasche, pfeift eins und meint: „Mir ist alles eins, hab eh nichts dabei gehabt, bei diesem Geschäft, ich tu' nichts mehr." Und protzt weiter, gleichwohl er flüchtig bei der hinteren Tür hinaushuschen muß, wenn ein Gläubiger bei der vorderen hereingeht. Hochnasig hat er stets auf seine Kunden herabgeschaut und hochnasig wird er auch den Weg ins Armenhaus gehen.

Der Krämer von Ober-Abelsberg hat sich seit Ewigkeit auf einen Großkaufmann hinausgespielt, der Patrizier sieht nicht ein, warum er nun auf einmal mit dem lumpigen Kunden artig sein solle, warum er ihm in höflicher Gefälligkeit das ganze Pult mit Schnittware vollräumen solle zur Auswahl, da der Kunde dann im besten Falle doch nur einen halben Meter Segeltuch kauft. Der Mann vergißt, was seines Amtes ist, er vergißt, daß in dem Augenblicke, wo Kunden mit verschiedenartigen Bedürfnissen vor sein Pult

treten, er Krämer und nichts als Krämer ist, der den Käufern dienend gegenübersteht, gefällig mit ihnen zu verkehren hat und keine Miene verziehen soll, wenn nach halbstündigem Suchen und Wühlen in der Ware der Kunde, ohne etwas erstanden zu haben, zur Tür hinausgeht. Diese Geduld und Selbstverleugnung gehört einmal zum Geschäft und lohnt sich im ganzen immer auch mit klingender Münze.

Der Jude weiß das besser Und der Jude, der jetzt in Ober-Abelsberg seine Bude aufgeschlagen hat, macht mit untertänigstem Lächeln die besten Geschäfte, während der angestammte Kaufmann in seiner stolzen Bürgerwürde finster unter dem Tore seines Hauses steht und in schweren Sorgen ist wegen drohenden Konkurses. Weil durch Preisgebung des Feldes jüdische Ware Eingang gefunden, so gaben die unzufrieden gewordenen Ober-Abelsberger alle Schuld an den schlechten Zuständen den Juden. So raffiniert wie der Jude vorzugehen, meinten sie, dazu wäre ihre Bravheit zu groß.

Emsigkeit, Findigkeit, Klugheit, das ist mit der bürgerlichen Ehre gar wohl vereinbar. Wenn dazu auch Fleiß, Arbeitsamkeit und Promptheit kommt, dann kann's auch dem kleinen Gewerbsmann noch glücken. Arbeitsamkeit, Verläßlichkeit und Sparsamkeit ist der beste Antisemitismus. Nur schade, daß es die Ober-Abelsberger nicht glauben wollen. Sie gedenken mit Schreien und Schimpfen ans Ziel zu kommen, nur wird dieses Ziel ein anderes sein als das, welches sie meinen.

So leidenschaftlich die Ober-Abelsberger seinerzeit gegen den Klerus gewettert hatten, wie sie das in schwachen Stunden auch heute

noch tun, so sachte und sicher sanken sie in seine Hände. Auch ihr Kampf mit den Juden wird ein ähnliches Ende nehmen. Wer den Ort am feinen Schnürchen führt, sie ahnen es gar nicht und lassen sich ruhig führen. Aber im Wirtshause wird gewettert und geprahlt wie vor und eh. Und immer wieder das Wirtshaus.

In unserer Zeit hat sich das Land für Fremdenbesuch eingerichtet, Städte, Flecken und Dörfer rüsten sich lebhaft zur Aufnahme von Sommergästen. Auf diese „närrische Mode" schaut nun Ober-Abelsberg mit ganz besonderer Geringschätzung nieder. Man merkt diese Geringschätzung gleich, wenn man seine schlechten Steige, grundlosen Wege, schmutzigen Plätze, verwahrlosten Brunnen, dumpfigen Gasthäuser sieht. Auf Plätzen und freien Angern kein Baumschatten, keine Ruhebank. „Wenn die Fremden kommen, so sollen sie sich ins Wirtshaus setzen, da haben sie Schatten und Bank." In diesem weisen Satze gipfelt ihre ganze Fürsorge für die Fremden. Trotz dieser Geringachtung trachtet doch ein Gasthaus dem anderen den Fremden wegzustibitzen, wenn sich einer am Bahnhofe zeigt, und sie raufen fast um ihn und suchen scheelsüchtig einander zu verdächtigen. Hat man aber einen Fremden im Garn, dann wird er auch tüchtig geschnürt. In nichts ist Ober-Abelsberg so modern, als in den Preisen.

Also ist es dahin gekommen, daß auf diesem Bahnhofe außer geldgierigen Agenten, die den Bürgern des Ortes das Brot von ihrem eigenen Tische wegschnappen, kein Fremder mehr aussteigt.

Von Jahr zu Jahr wird es stiller in Ober-Abelsberg. Die Gewerbe lösen sich auf, die Geschäfte sperren zu, die Häuser bröckeln ab,

loſſen Regen ſickern durch ihre Bedachung. Viele Bürger dieſes ſchönen Ortes irren in der Welt umher. Wenn ſich draußen einmal zwei begegnen, ſo ſuchen ſie ſich raſch unkenntlich zu machen, denn ſie ſchämen ſich voreinander.

Lieber Leſer, der Erzähler iſt diesmal ungemütlich geworden, nicht wahr? Und du ſuchſt endlich auf der Landkarte nach dieſem Oberabelsberg. Es ſteht wohl darauf — hat aber zumeiſt andere Namen.

Der Hauthosenkrieg zu Abelsberg.

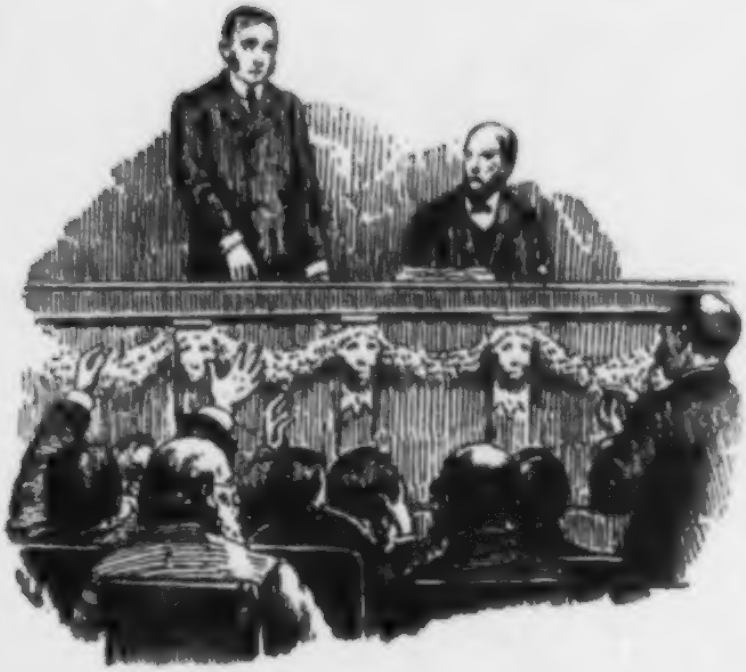
Herr Oehrichſon hat das Wort!“ rief der Präſident des Vereines für Konſervierung deutſcher Kultur in den noriſchen Alpen.

„Bravo!“ ſchrien viele Stimmen, denn Herr Oehrichſon war ein beliebter Redner; was Wunder, er entſtammte ja — wie ſein Name zeigt — dem großen Volke, welches das Parlament erfunden.

Herr Oehrichſon, ein ſchlanker Mann in tadelloſem Salonanzuge und mit braunen, echt engliſchen Kotelettes an den Backen, beſtieg ruhig die Rednertribüne, ſchob ein wenig die Rockärmel zurück, daß man die blendend weißen Manſchetten mit den Diamantknöpfen ſehen konnte, und begann in ſchlichter Weiſe:

„Hochanſehnliche Verſammlung!

Nach ſo glänzenden Ausführungen, wie wir ſie eben von meinem geehrten Herrn Vorredner gehört haben, noch das Wort zu ergreifen, iſt — ich leugne es nicht — ein kühnes Unterfangen. Wenn ich es dennoch tue“ — ſein Blick ruhte einen Augenblick ſinnend



auf dem Pult — „ſo entſchuldige mich die hohe Wichtigkeit der Sache, die ich in wenigen Worten anzudeuten und zu vertreten die Ehre haben werde. — Meine Herren! Wir haben bisher einer Seite unſeres Volkstums viel zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt, einer ſowohl ſozial, als auch politiſch gleich wichtigen Sache, die ich in die eine Bezeichnung: Hauthoſenpolitik zuſammenzufaſſen mir erlauben möchte. (Bravo!) Die Hauthoſen, meine Herren, ſind in unſerer Kleidung der einzige echte Reſt altgermaniſcher Tracht. (Unruhe rechts.) Keine Nation hat es gewagt, die Hauthoſen für ſich zu annektieren."

„Sansculotten!" rief eine Stimme aus der Verſammlung.

„Es iſt das Wort Sansculotten gefallen," fuhr der Redner ruhig fort, „ich präziſiere mich dahin, daß hier nicht von Hoſen aus Menſchenhaut, wie ſie die Wilden oder Revolutionäre tragen, die Rede ſein

kann, ſondern von Hoſen aus Hirſch-, Gems-, Bock- und Schaffellen, wie ſie unſere wackeren Älpler tragen. Dieſe einzig natürliche Bekleidung kräftigt den Körper und gibt ihm jene Elaſtizität und Schönheit, wie keine andere Hülle es je imſtande iſt. Ich habe vorhin geſagt: die Hauthoſe ſei ſozial und politiſch gleich wichtig. Sozial, denn ſie fördert die Gewerbe, politiſch, denn ſie iſt — ich möchte ſagen — das germaniſche Glaubensbekenntnis. (Oho! rechts. Wacker! links.) Meine Herren! Wir müſſen unſerem inneren Drange auch äußerlichen Ausdruck geben. (Bravo!) Ich kann mir unter einem franzöſiſchen Koſtüm ein Mitglied des Vereines für Konſervierung deutſcher Kultur in den noriſchen Alpen nicht wohl denken."

„Selber franzöſiſches Koſtüm!" rief einer.

„Allerdings," lächelte Herr Oehrichſon in ſeiner gewinnenden Weiſe, „allerdings tragen wir alle heute die ſcheußlichen Pantalons und was drum und dran hängt, und eben dieſer Umſtand beleuchtet greller, als ich es vermag, das große Verſäumnis, deſſen ſich unſer Verein zuſchulden kommen ließ. Aber das muß anders werden. Ich beantrage ein Subkomitee zur Einführung der urgermaniſchen, echt volkstümlichen und alpinen Hautkniehoſen."

Angenommen. Zum Vorſitzenden des Subkomitees wurde Herr Oehrichſon gewählt.

Eines der begeiſtertſten Vereinsmitglieder, Herr Steffel, ſtets in allem Guten und Neuen voran, ein echter Fortſchrittsmann, der niemals öffentlich ſprach, hingegen aber ſtets gewohnt war, ohne Rückſicht auf die Spötteleien oder ſonſtigen Widerhaarigkeiten ſeiner Zeitgenoſſen, das für wahr erkannte Wort anderer zur Tat zu machen — Herr

Steffel erſchien bei der nächſten Vereinsſitzung in Hauthoſen. Die Tatſache war um ſo verdienſtlicher, als ſie große Mühe gekoſtet hatte. Aus Billigkeitsgründen hatte er ſie bei einem Flickſchneider beſtellt. Der wagte ſich kaum dran, bis der Herr Steffel verſicherte: „Sie werden zahlreiche Kunden erhalten, Ihr Geſchäft wird großen Aufſchwung nehmen, denn die Hauthoſen kommen jetzt in die Mode.“

Aber das Gelächter war unbeſchreiblich, als Herr Steffel, eine ungegerbte, pelzige und knatternde Schafhauthoſe am Leibe, in die Verſammlung trat.

Herr Oehrichſon konnte kaum zu Worte kommen: Gegerbte Hauthoſen hätte er gemeint, gewöhnliche Lederhoſen, Knieleberhoſen, wie ſie die Oberſteirer und Salzburger tragen. Wenn Herr Steffel ſchon in einer ungegerbten Schaf- oder Ochſenhaut ſtecken wolle, was bedürfe es da der Rederei und des Schneiders, er ſtecke ohnehin ſeit jeher darin und werde ſein Lebtag darin ſtecken bleiben.

Dieſer Zwiſchenfall hatte aber nichts verdorben. Das Komitee war äußerſt tätig, und die Knieleberhoſen kamen ſowohl inner-, als auch außerhalb des Vereines bald in Schwung. Schöne, ſchwarzgefärbte Lederhoſen mit weißen, auch grünen Nähten und Verzierungen trugen ſie, an der Magengegend den reichgeſchmückten Deckel, an den Knien die Hirſchhornknopfreihen, an der linken Seite die Taſche für das Meſſerbeſteck. Aber die Lederhoſen gehören zu jenen Dingen, die nicht ſehr ſchön ſind, wenn ſie ſehr ſchön ſind. Die Lederhoſen müſſen abgeſchabt und abgewetzt ausſehen und wenigſtens an hervorſtehenden Rundungen eine mausgraue Farbe haben. Urſprünglich wurden dieſe Schönheiten durch die Arbeit und die Zeit erzeugt; weil die Abels-

berger jedoch für körperliche Arbeiten keine besondere Vorliebe hatten und beim Zuwarten auf das Altern der Hosen Gefahr liefen, selbst alt zu werden, so mußten angedeutete Vorzüge künstlich erzeugt werden. Kurz, sie wurden erzeugt und die Hauthosen florierten.

Um diese Zeit tagte in Abelsberg die Handschuhmacherinnung. Bei derselben ergriff unter anderen der Vorstand das Wort und sprach zur Versammlung:

„Werte Innungsgenossen! Noch ein ernstes Wort im Namen unseres Handwerkes. Ihr wisset, daß die Hauthosen aufgekommen sind. Wir begrüßten in ihnen eine Hebung unseres Geschäftes. Doch siehe, da kommen die Schneider und arbeiten uns das Fell weg. Die Schneider haben aber nicht das Recht dazu. Das Fell gehört den Handschuhmachern! Wir müssen uns wehren um unser Fell! Wenn wir den Schneidern einmal das Fell überlassen, dann werden sie bei den Hosen nicht bleiben, sie werden auch Handschuhe nähen. Und es werden die Schuster und die Sattler kommen — sie arbeiten ja auch in Leder — und werden Handschuhe nähen, und wir Handschuhmacher können unser Handwerk einsalzen lassen! Ich beantrage eine Resolution gegen die Schneider!"

Einstimmig angenommen.

Am selben Tage tagte zu Abelsberg in der Stadt die Genossenschaft der Kleidermacher. Herr Oehrichson — denn er war Schneidermeister und beschäftigte ein Dutzend Gesellen — nahm das Wort und sprach:

„Meine Herren!

Ich glaube nicht unbeſcheiden zu ſein, wenn ich an meine erfolgreichen Beſtrebungen erinnere, die Lederhoſen in Schwung zu bringen. Ich dachte dabei in erſter Linie an die Hebung unſeres Geſchäftes, das durch Import von Kleidern aus Paris ohnehin auf das Empfindlichſte geſchädigt iſt. Nun mußten wir aber die ſehr bedauerliche Erfahrung machen, daß ſich ein fremdes Handwerk, ich meine die Handſchuhmacher, über dieſe Branche hergemacht hat, um den Rahm abzuſchöpfen, den wir ihnen gebuttert haben. (Sehr gut!) Meine Herren! Die Hoſen gehören uns! Die laſſen wir uns weder von den Frauen, noch von den Handſchuhmachern nehmen. (Große Heiterkeit.) Wenn ſie erſt die Hoſen hätten, dann würden ſie auch die Gilets und Paletots nehmen und unſere ehrwürdige Kleidermacherkunſt, die älteſte auf Erden, wäre geweſen! Meine Herren! ich beantrage, daß wir vor den Handſchuhmachern den Schutz des Gerichtes in Anſpruch nehmen."

Einſtimmig angenommen.

Drei Wochen nach dieſen Reſolutionen war die gerichtliche Tagſatzung. Mittlerweile hatten Schneider wie Handſchuhmacher Lederhoſen fabriziert, was das Zeug hielt. Die Konkurrenz begann bereits den Preis zu drücken und das beſte Geſchäft machten die Gerber, denen lediglich nur die Mode des Herrn Steffel gefährlich geworden wäre.

Bei der Gerichtsverhandlung waren die hervorragendſten Vertreter der Schneider-, wie auch der Handſchuhmacherzunft anweſend, und beide Parteien ſalonmäßig herausgeputzt; jede wollte als die beſt-

gebildete ſcheinen und die andere durch Anſtand, Höflichkeit und Würde übertrumpfen. Der Richter fragte nach ihren Beſchwerden. Die Schneider ſprachen im Sinne der Genoſſenſchaftsrede ihres Herrn Oehrichſon; die Handſchuhmacher erhoben ebenfalls die uns bereits bekannte Beſchwerde. Dabei wurden ſie allmählich hitzig.

„Wir haben für die Hauthoſen ein altes Privileg!“ riefen die Handſchuhmacher.

„Privilegien ſind ſeit der Gewerbefreiheit gefallen!“ ſagten die Schneider. „Ihr ſeid Handſchuhmacher und nicht Hoſenmacher!“

„Wenn es auf den Namen ankommt,“ entgegnete ein Handſchuhmacher, „ſo dürfet ihr nicht einmal Hoſen nähen, ſondern bloß zuſchneiden, denn ihr ſeid nicht Näher, ihr ſeid Schneider!“

„Wir ſind Kleidermacher!“ ſagte der Schneider, „wir könnten alſo auch Handſchuhe machen, denn auch Handſchuhe ſind Kleider.“

„Macht ihr Hüte?“ fragte der Handſchuhmacher giftig, „dürft ihr Schuhe erzeugen? Auch Hut und Stiefel ſind Kleider, aber was würden die Huterer und Schuſter dazu ſagen? Oder die Strumpfwirker, wenn ihr für euere Kunden Strümpfe ſtricktet?“

„Ihr fanget euch in euerem eigenen Garn,“ ſagte der ſchlagfertige Schneider; „wenn der Handſchuhmacher Hoſen macht, dann darf der Schneider Stiefel, der Schuſter Lebkuchen, der Seifenſieder Töpfe machen und der Töpfer raſieren! Dann hört alles auf. Ich aber ſage, die Hoſen gehören dem Schneider und nur dem Schneider allein!“

„Gut, ihr ſollt ſie haben!“ rief der Handſchuhmacher, „aber die Haut werdet ihr uns nicht abziehen, das Fell werdet ihr uns nicht nehmen, das gehört einſtweilen noch den Handſchuhmachern, Gott ſei Dank!“

„Ich bitte," versetzte der Schneider, „wer hat uns den Stoff vorgeschrieben, den wir verarbeiten dürfen? Wir können unsere Hosen aus Tuch und aus Leinwand, aus Seide und aus Leder erzeugen. Und wenn wir sie aus Fließpapier machen, wird uns kein Buchbinder dreinreden, und wenn wir sie aus Blech erzeugen, so wird's den Klampferer nichts angehen. — Vor einem Jahre haben uns die Kürschner an den Leib wollen, wir Schneider dürften keine Pelze machen. Na, denen haben wir heimgeleuchtet! Als ob ein Pelz kein Rock sein möchte! Als ob der Schneider keinen Rock machen dürfte!"

„Die Hosen sind verspielt!" flüsterten die Handschuhmacher zueinander. „Unser beschränkter Titel allein macht's. Als ob wir nicht Fellner oder Häuterer heißen könnten, um aus den Fellen zu erzeugen, was wir wollten!"

„Und wir haben das Recht dazu!" rief der Sprechwart der Handschuhmacher. „So wie der Tischler nicht allein Tische, sondern auch Kästen, Bänke, Schränke; der Schlosser nicht bloß Schlösser, sondern auch Maschinen, Hämmer und Gitter; der Wagner nicht allein Wagen, sondern auch Schlitten; der Sattler nicht nur Sättel, sondern auch Kutschen und allerlei Riemenzeug verfertigt, so wird der Handschuhmacher nicht bloß Handschuhe, sondern auch Hosen aus Fellen machen."

„Es ist so!" stimmten die übrigen Fellner bei.

„Es ist ganz und gar nicht so!" riefen die Schneider.

Jetzt erhob der Richter das Wort.

„Meine Herren!" sagte er, „so werden Sie nie einig werden. Gut, die Schneider machen Hosen und die Fellner Handschuhe. Aber ich sehe hier, daß auch die Schneider Handschuhe an den Händen haben

und auch die Handſchuhmacher Hoſen an den Beinen. Einer kann eben des anderen nicht entraten. Darum Geduld miteinander! Der Handſchuhmacher ſoll machen, was ſich aus weichgegerbten Fellen machen läßt, und der Schneider ſoll aus jedem Stoff Hoſen nähen dürfen, der dazu taugt. Das iſt meine Meinung, und wem es nicht recht iſt, der ſoll weitergehen."

Den Schneidern war's nicht recht, daß die Handſchuhmacher Fellhoſen machen durften, ſie gingen weiter. Den Fellnern war's nicht recht, daß die Schneider weichgegerbte Tierhautkleider verfertigen durften, ſie gingen auch weiter.

Das Obergericht entſchied: Der Schneider darf Kleider machen – wovon, das iſt ſeine Sache. Der Fellner darf die Felle verarbeiten wie der Will. Beide ſollen machen, was ſie machen können.

Aus war der Handel. Die Handſchuhmacher hatten geſiegt. Aber Herr Oehrichſon erklärte bei einer nächſten Sitzung im Vereine für Konſervierung deutſcher Kultur in den noriſchen Alpen: Die Hauthoſen erwieſen ſich nicht als praktiſch, ſie ließen im Winter zu kalt und im Sommer zu heiß, und Ebenbildern Gottes gezieme es nicht, in Tierhäuten einherzuſchreiten. Er beantrage die ſchlichte, ehrliche Tuchhoſe, wie auch der wackere Älpler in guter Lodengewandung den Unbilden der Witterung am beſten Trotz biete.

Der Antrag ſtand, die Hauthoſe fiel, und Friede war in der Stadt zu Abelsberg.

Das Unterhosenfest zu Adelsberg.

Beim Dichter erscheinen zwei Herren in Frack und Glacéhandschuhen.

„Haben die Ehre uns vorzustellen, hier Herr von Taflinger, Gasthofbesitzer. Meine Wenigkeit: Mayer, Kleideretablissement."

Dichter: Womit kann ich dienen?

Herr Mayer: Wir kommen mit einer sehr großen Bitte. Sind aber der Zuversicht, daß in Anbetracht des schönen und gemeinnützigen Zweckes — Die Sache ist die: der verehrte Herr Doktor werden sich gewiß daran erinnern, daß in dem nächsten Herbst der fünfzigste Jahrestag seit der Einführung eines wichtigen, ja, ich sage höchstwichtigen Momentes fällt. Eines Momentes, von dem ich nicht anstehe, zu behaupten, daß mit ihm eine neue Kulturepoche begonnen hat.

Dichter: Ay, Sie meinen das Eisenbahnwesen.

Herr Mayer (etwas kleinlaut): Ne, das Eisenbahnwesen meine ich nicht. Etwas weit Allgemeineres, Einschneidenderes, für das Individuum Wichtigeres ist's, etwas, das sowohl in sanitärer Beziehung, als auch aus Schönheits- und Bequemlichkeitsinteressen, vornehmlich aber aus Wirtschafts- und Wohlanständigkeitsgründen für jedermann von größter Wesentlichkeit ist. — Der Herr Doktor haben es doch schon erraten? Nicht? O, Schäker! Der Herr Doktor tragen ja selber eine am Leibe — vermutlich.

Dichter (kurz): Ich bitte zu sagen, was die Herren wünschen.

Herr Mayer: Nun denn. Im nächsten Herbst jährt es sich das fünfzigste Mal, seit in hiesiger Gegend die Unterhose eingeführt worden ist. Die Herrenunterhose. Früher hat man nur die eine, äußere, getragen; mein Vater selig konnte sich noch recht gut erinnern, daß —

Dichter: Was geht das mich an?

Herr Mayer (etwas indigniert): O! das geht uns alle an! Es ist Sache der Menschheit. Kleider machen Leute. Und doppelte

Kleider — natürlich vervollkommnen den Menschen in doppeltem Grade. Gedenken Sie mit der einem Poeten von Gottes Gnaden zur Verfügung stehenden Phantasie gütigst der Zeitepochen, wo der Mensch noch kein Beinkleid besaß, und die Wichtigkeit des Gesagten wird klar vor Augen treten. Erinnern sich der Herr Doktor der Sanskulotten! der französischen Revolution, Gott behüte uns davor! Kurz, wir glauben nicht allein berechtigt, wir glauben es unserer Zeit, unserem Volke schuldig zu sein, dem Grundpfeiler aller Zivilisation und Gesittung, der Hose, ein großes Gedenkfest zu weihen. Es hat sich demnach ein Komitee zusammengetan, um im nächsten Herbst auf unserer Stadtwiese —"

Herr Taflinger: An welche mein Gasthausgarten grenzt —

Herr Mayer: Ein großes Volksfest zu veranstalten. Die Vorarbeiten dazu sind natürlich jetzt schon im Zuge, und somit kommen wir im Namen des Komitees vertrauensvoll an den Herrn Doktor heran mit der recht inständigen Bitte, derselbe möchte uns in seiner gewohnten Liebenswürdigkeit das Festgedicht verfassen.

Dichter: Zum Unterhosenfest?

Herr Taflinger: Ganz recht, nennen wir es so. Sehr gut. Das wird ziehen. Ich verspreche mir einen großartigen Erfolg. Auch haben wir den Chefredakteur des „Abelsberger Wochenblattes" in das Festkomitee gewählt, damit wir alle in der Zeitung genannt werden.

Herr Mayer: Ihr Festgedicht soll sehr günstig rezensiert werden, ich garantiere Ihnen dafür.

Herr Taflinger: Auch ein großes Bankett gibt es, mit Toasten.

Vielleicht wollten Herr Doktor ſo gefällig ſein, den Toaſt auf das Komitee zu übernehmen.

Herr Mayer: In dieſem Falle würde ich mir geſtatten, meinen Trinkſpruch auf unſeren gefeierten Dichter auszubringen.

Herr Taflinger: Es kommt alles in die Zeitung. Selbſt wenn wir uns, was Gott verhüte, blamieren ſollten, in der Zeitung wird Ihnen das ſo glänzend herausgeputzt werden, daß den Abweſenden nur ſo die Zähne wäſſern ſollen nach dem Defizit, das wir machen!

Herr Mayer: Spaß apart, es wird ein echtes Volksfeſt werden. Volksſpiele natürlich: Stangenklettern, Kapſelſchießen, Ringſtechen, Nationaltänze in Nationaltrachten und ein Feſtzug —

Herr Taflinger: Ein Feſtzug, werteſter Doktor, daß Ihnen Hören und Sehen vergehen ſoll! Die Feuerwehr, die Turner, die Radfahrer in ihrem ſchmucken Koſtüm; der Geſangverein mit einer eigens für das Feſt komponierten Weihehymne; der Volapükklub mit allen Weltſprachen und hinterher der Stenographenverein, der mit dem Schreiben nachkommt.

Herr Mayer: Von dem Feſtzuge werden auch photographiſche Aufnahmen gemacht!

Herr Taflinger: Und Ihr Feſtgedicht ſoll auf Velinpapier gedruckt unter dem Volke verteilt werden.

Dichter: Meine Herren, wie ſtellen Sie ſich ſo ein Feſtgedicht vor? Soll ich das zweifüßige Beinkleid in fünffüßigen Jamben beſingen? Oder dünkt es Ihnen, beſonders bei der im Waſchen eingehenden Wolle der Jägerhoſen, vorteilhafter, den Streckvers anzuwenden?

Herr Mayer: Doktorchen, Sie haben uns nicht verstanden. Die Hose ist Nebensache, wir wollen einfach ein Volksfest haben, damit Fremde kommen, damit Geld unter die Leute kommt, damit wir uns wieder einmal unterhalten in dieser traurigen Zeit. Der Inhalt des Festgedichtes bleibt ganz Ihre Sache. Besingen Sie die Freude, die Lust, den Tanz, das Spiel —

Herr Taflinger: Das Essen und Trinken —

Herr Mayer (schalkhaft): Die hübschen Weiber —

Herr Taflinger: Besingen Sie alle sieben Todsünden in Verslein, ha, ha — damit's Hetze gibt!

Dichter: Wohlan, meine Herren, ich besinge die sieben Todsünden in hübschen Verslein.

Herr Taflinger (sich die Hände reibend): Das wird reizend! Wir sind Ihnen sehr verbunden!

Dichter: Ich werde meine Arbeit rechtzeitig fertig haben. Leben Sie wohl.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Dichter nahm sich zusammen. Er wendete seine ganze Grazie auf, suchte seine glühendsten Farben zusammen, um das Laster in seinem vollen Reize zu besingen. Er besang im Trinken den Durst, die Glut des Weines und so weiter. Er besang im Spiele die Geldfreude, den Gewinn und so weiter. Er besang in der Liebe die Sehnsucht, die Gier, den Kuß und so weiter. Er besang das Fest, die Fahnen, Triumphbögen, Illuminationen, den Champagner, die Komitees und so weiter. Es ward ein großes, in leidenschaftlicher Herzensglut geschmiedetes Zeitgedicht.

Dann ſchickte es der Dichter ans Feſtkomitee. Schon am nächſten Tage kam das Gedicht wieder zurück, begleitet von dem folgenden Schreiben:

„Euer Hochwohlgeboren!

Vor allem unſeren verbindlichen Dank für die ſo prompte Lieferung des Feſtgedichtes. Was nun aber deſſen Inhalt betrifft, ſo iſt zwar der erſte Teil ganz reizend und vollkommen zweckentſprechend. In Bezug auf die Löſung des Poëms hat das Komitee die Arbeit für nicht genügend befunden. Sie haben uns inſoferne mißverſtanden, als Sie die Freude und Luſt zwar auf das reizendſte zur Darſtellung bringen, allein leider auch die weniger erfreulichen Folgen ſchildern, welche durchaus nicht geeignet ſind, die Feſtſtimmung zu erhöhen. Sie beſchreiben z. B. nicht bloß den Genuß des Weines, ſondern auch den Katzenjammer, nicht bloß die Süßigkeiten der Liebe, ſondern auch das im Leben allerdings nicht zu leugnende, daraus folgende Ungemach. Sie beſchreiben nicht bloß das Vergnügen des Gewinnes beim Spiel, ſondern weit lebhafter noch die Verzweiflung des Verlierens; Sie beſchreiben nicht allein das glänzende Feſt, ſondern auch das Defizit desſelben, und weiſen darauf hin, daß man in ſo ernſter Zeit, als die unſere [illegible] inmitten des Elends ſo vieler Volksklaſſen, bei dem drohenden allgemeinen Bankerotte keine glänzenden Feſte feiern. Sie nennen das einen Tanz ohne Takt. Sie ſprechen von Leuten, die in der Verblendung ihrer grenzenloſen Eitelkeit keine Ahnung hätten von der Sittenloſigkeit und Schamloſigkeit, die in ſolchem Treiben

liege. Euer Hochwohlgeboren werden ſelbſt einſehen, daß ſolches nicht die Sprache eines Volksfeſtes ſein kann und daß wir gezwungen ſind, für Ihre Bemühung dankend, Ihr ſonderbares Feſtgedicht abzulehnen. Mit dem Ausdruck uſw.

Das Feſtkomitee.

Der Dichter hatte bei Durchleſung dieſes Schreibens ein wenig geſchmunzelt. Da nun aber das Gedicht doch einmal da war, ſo wollte er es auch veröffentlicht wiſſen. Allein das „Abelsberger Wochenblatt" bringe prinzipiell keine Gedichte, hieß es in der Ablehnung. Es hatte dafür auch keinen Raum. Denn die Beſchreibung des Feſtes füllte die Seiten. Da waren aufgezählt alle Fahnen, die aus den Häuſern gehangen, aller Namen derer, die ſie gefärbt, genäht, in Handel gebracht, ausgehißt hatten; der Weber, der ſie gewebt, wurde vergeſſen, wogegen er ſchon am nächſten Tage bei der Redaktion Beſchwerde führte, bis auch ſein Name nachgetragen war. Und es wurde jeder und jede in die Zeitung gedruckt, die geſungen, gepfiffen, geſtrampft, gejodelt hatten, auch jeder, der für den Freitiſch eine Semmel oder für das Glücksſpiel einen blechernen Taſchenſpiegel geſpendet hatte, las ſich fettgedruckt in der Zeitung, und als beim Feſtmahle einer nieſte und ein anderer „Zur Geneſung!" rief, verbuchte ſolches das „Abelsberger Wochenblatt" als eine großartige Parteidemonſtration.

Damit war der Beweis hergeſtellt, daß das herrliche Feſt in allen ſeinen Teilen auf das Beſte gelungen iſt und alle Teilnehmer desſelben es zu den ſchönſten Erinnerungen zählen werden.

Der Dichter aber hatte ſich von dieſer Zeit an in Abelsberg unmöglich gemacht, doch ging er nicht davon, gleich jenem Feſtkomiteemitgliede, welches vor Entſetzen über das Defizit nach Amerika durchgebrannt war.

Das Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel.

Auf dieſer Welt gibt es nicht leicht etwas Gefährlicheres, als wenn ein ungebildeter, bislang dürftiger Menſch plötzlich zu Gelde kommt. Wenn einer in den Graben fällt und ſich den Fuß bricht, ſo kann er ſchlimmſtenfalls ſein Lebtag lang auf der Krücke gehen müſſen, bleibt aber im übrigen ein normaler Menſch. Wenn einer aus dem Kahne ins Waſſer ſtürzt, ſo wird er entweder gerettet und bald wieder trocken, oder er ertrinkt, was man für das Sterben abrechnen kann, das ihm auch ſonſt nicht ausgeblieben wäre. Wenn aber ein gewöhnlicher Menſch plötzlich viel Geld kriegt, ſo kann er ein Narr werden. Denn nicht alle werden durch Geld reich, manche werden durch Geld auch arm. Arm und dumm und manchmal auch noch etwas anderes. Daß ſie ihre Arbeitsluſt verlieren, daß ſie dem Hochmute verfallen, iſt ſchlimm, daß ſie ſich dann aber zu Tode langweilen oder die tollſten Streiche machen, iſt ſchlimmer. Und daß ſie manchmal aus braven Leuten ſogar zu Lumpe werden, iſt am ſchlimmſten.

Ich kannte eine Kleinhäuslerfamilie: Vater, Mutter, Tochter. Er war Beinwarendrechsler, doch das Geſchäft ernährte kaum ſeinen

Mann, geſchweige des Mannes Frau und der Frau Tochter. Sie hungerten ſich ſtumpfſinnig dahin, und endlich kündigte ihnen der Eigentümer des Wohnhäuschens die Miete, die ſie nicht mehr bezahlen konnten. In dieſer bedenklichen Lage gewann der Beindrechsler durch den Anteilſchein eines Loſes die Summe von ſechstauſend Gulden. Bravo, blinde Dame Fortuna! Doch gewiß einmal an die rechte Stelle getroffen. — Wir wollen ſehen.

Der Mann zahlte ſofort den rückſtändigen Zins, daß ſie im Häuschen wohnen bleiben konnten, dann huben die Freuden an! Nein, die Wünſche. Der Frau ein rotes Seidenkleid, der Tochter ein blaues. Dem Manne eine goldene Taſchenuhr. Dann ein Rößlein und Wagen für die Kirchfahrt am Sonntage. Auch ein Knecht dazu und ein ſchöner, ſtattlicher Hund. Der Frau ein großer Wandſpiegel, ein Putztiſch, eine rote Sammethaube mit Pfauenfedern. Der Tochter ein feiner Kleiderſchrank mit vergoldeten Leiſten. Echte Spitzen, Schuhe aus amerikaniſchem Leder, ein japaneſiſcher Fächer aus weißer Seide, indiſche Spezereien und ein Silberkäfig mit einem Papagei. Dem Manne ein Reitſattel, ein Jagdanzug, ein engliſches Schußgewehr. Der Frau ein chineſiſcher Fußteppich, der Tochter ein koſtbares Halsgeſchmeide; dem Manne ein Kanapee nach Rokokomuſter. Und als ſie mit dieſem und ähnlichem ihr Daſein ſehr ſchön geſchmückt hatten, dachten ſie daran, daß ſie vergeſſen hätten, ſich das Häuschen zu kaufen oder auch nur auf eine Weile die Miete dafür voraus zu bezahlen. Die Frau ſagte, das müſſe alſogleich geſchehen; die Tochter meinte, nicht dieſe armſelige Hütte ſolle man kaufen, ſondern ein hübſches Stadthaus, und der Mann bekannte, er kaufe

weder die Hütte noch das Stadthaus, denn er habe kein Geld mehr. — Hernach kam der Eigentümer des Häuschens, wies sie hinaus, und nun stand die Familie mit ihrem Plunder auf der Gasse und hatte kein Obdach. Es war jetzt schlimmer als je — nicht bloß arm, sondern auch lächerlich.

Ob man denn gerade ein Veindrechsler sein muß, um es so und ähnlich zu machen? Ob man nicht auch ein Kaufmann, ein Beamter, ein Gewerbsmann, ein Soldat, ein Baron oder Graf oder dergleichen sein könne, um es geradeso zu treiben? Die Antwort kostet nur einen Pfennig, aber ich bleibe sie schuldig.

Ich erzähle lieber einen anderen Fall, der seltener ist und so spaßhaft und wunderlich, daß man ihn für die Dichtung eines Schelmes halten könnte. Man soll nur nicht vergessen, daß nicht bloß Schälke und Schelme dichten können, sondern auch der Zufall, das Geschick, die Verhältnisse, die mit einem närrischen Menschen manchmal in übermütigster Weise wirtschaften.

Der Mann, von dem hier die Rede sein soll, war in seiner Jugend Holzfäller gewesen, dann war er Holzhändler geworden, zuerst kleiner, dann großer, endlich einer von solchen, die man nicht mehr Händler, sondern Lieferanten nennt. Als er in seinem vierzigsten Jahre einmal sein Vermögen prüfte, erschrak er baß. Er war Millionär. Sofort gab er alles Geschäftliche auf und fand es hoch an der Zeit, sich an den Genuß zu machen.

Jetzt, das verstand aber der gute Mann nicht. Es gehört eine feine Bildung dazu, ein Vermögen froh und artig genießen zu können. Das plumpe Dreinfahren übersättigt zu rasch. Man muß den Sekt

in dünnen Zügen ſchlürfen, nicht ſaufen wie der Ochſe das Waſſer. Manchem Emporkömmling, der reiten will, iſt kein Roß hoch genug, ſo ſetzt er ſich auf den Elefanten.

Um ſo viel war der Holzhändler klüger als der Beindrechsler, daß er ſich vor allem ein Haus kaufte. Und zwar eines in der Stadt. Das erſte war, daß er an ſeinem Palais die Türen und Fenſterrahmen vergolden ließ. Zwiſchen den vergoldeten Fenſterrahmen ſchaute er dann im kirſchroten Schlafrock und mit langer Pfeife heraus, lachte wohlwollend oder auch ſpöttiſch auf die Vorbeigehenden nieder; und ſah er auf der Gaſſe eine hübſche Frau vorübergehen, ſo winkte er ihr in leutſeligſter Weiſe mit der Hand Grüße zu, als wäre ſie eine alte Bekannte. Zu ſeinem Geburts- wie auch zu ſeinem Namenstage gab er große Gaſtmähler, zu welchen er den Stadthauptmann, den Dompfarrer, den Zeitungsſchreiber, den Mauteinnehmer, ſeinen Schornſteinfeger und ſeine von ihm oft beſchäftigten Dienſtmänner einlud. Er warf und goß den

Gäſten die Himmelsgaben — üppig, üppig waren ſie! — nur ſo vor, führte dabei mit ſchreiender Stimme das Geſpräch, erzählte uralte Schwänke und machte auch ſelber Witze. Je mehr ſie lachten, deſto mehr gab's Wein, und deſto feineren. Es war zu gemütlich!

Herr Kragerl, ſo hieß er, war, ſo hieß es, ein gutherziger Mann. Er hatte in ſeinem Hauſe ein junges, dickes Weibsbild, von dem niemand recht wußte, in welchem Verhältniſſe es zu ihm ſtand. Ein Schweſterkind! verſicherte er. Plötzlich aber wollte er dieſes Schweſterkind heiraten. Der Pfarrer ſagte, das ginge nicht, der zu nahen Blutsverwandtſchaft wegen. Ein Schweſterkind! „Wieſo!“ fragte Herr Kragerl, „ein Schweſterkind iſt es freilich, aber nicht von meiner Schweſter, ſondern von der Schweſter meines Hausmeiſters.“ Der Pfarrer fand aber noch andere Hinderniſſe, das Paar zu trauen, es ging nämlich das Gerücht, daß Herr Kragerl ſchon verheiratet ſei. „Verdammt, was geht das ihn an,“ hatte Herr Kragerl darauf geſagt, „wenn ich zwei Weiber habe, ſo iſt das ja nur mein Schade!“

Zu Trotz beſchloß er nun, die Angelegenheit eigenmächtig zu ſchlichten. Er veranſtaltete im erſten Hotel der Stadt, im Grand-Elegant-Hotel, ein feſtliches Mahl, bei welchem er die Hausgenoſſin feierlich für ſeine Frau Gemahlin erklären wollte. Er lud dazu alle Freunde und ihm erreichbaren Honoratioren ein, die Tafel war für vierundzwanzig Perſonen beſtellt. Am vorletzten Tage ſchickte ihm aber der Vizebürgermeiſter und der Stadthauptmann und der Oberrichter eine Abſage zu, bedauernd, verhindert zu ſein, bei dem Feſtmahle zu erſcheinen. „Auch gut! Sehr gut! Ausgezeichnet!“ rief Herr Kragerl tiefbeleidigt, „ich brauche das hochnaſige Volk nicht.

Sollen alle zu Hause bleiben. Alle! Alle diese hochnasigen Einfaltspinsel!“ Und er schickte dem Stadtphysikus und dem pensionierten Obersten Pumberger und dem Stadtschreiber Federler und allen übrigen Herrschaften Absagebriefe: sie könnten zu Hause bleiben, er wolle schon Ersatz finden! — Die so abgelehnten Gäste wußten nicht, wie das gemeint sei, blieben aber sehr gerne zu Hause.

Der Herr Kragerl begab sich in einem unnummerierten Zweispänner zum Besitzer des Grand-Elegant-Hotels und berichtete ihm, daß das Mahl für vierundzwanzig Personen nicht stattfinde; daß der Wirt aber sofort ein viel glänzenderes für achtundvierzig Personen veranstalten solle. Es habe vor einiger Zeit bei der Anwesenheit des Landesfürsten ein Festdiner stattgefunden, geradeso solle der Wirt auch diese Tafel machen. Silberne Löffel, goldene Löffel, kristallene Becher, Tischwäsche mit echten Stickereien, vier zwölfarmige Kandelaber, drei riesige Blumenvasen mit seltenen exotischen Gewächsen: Menu nebst anderem nicht zu vergessen der Trüffelpasteten, Fasanen, Nachtigallzungen, der feinsten französischen Weine; vor allem Champagner, unversiegbar viel Champagner. Zum Schluß die pikantesten Käsesorten und echten Mokka! Kurz alles, was rar und nobel, koste es, was es wolle.

Nachdem im Grand-Elegant-Hotel die Festtafel dergestalt angeordnet war, verfügte sich Herr Kragerl in das städtische Armenamt. Dort brachte er seinen Wunsch vor, er bedürfe für den nächsten Tag achtundvierzig alte Weiber. Die häßlichsten, die bissigsten womöglich. Es geschehe ihnen nichts, er stelle sie unversehrt, wie er sie erhalten, wieder zurück, er wolle ihnen nur ein Mittagsbrot zuteil werden lassen.

Zu Ehren ſeiner Verlobung achtundvierzig Arme ſpeiſen — alle Achtung! Die Achtundvierzig wurden bewilligt, lauter Beteilte und Pfründnerinnen aus dem Armenhauſe.

Sie wurden beſtellt für den nächſten Tag in das Grand-Elegant-Hotel um ſechs Uhr zum Diner. Einige der Geladenen wußten nicht recht, was das ſei, ein Diner, ob ſie mit etwas beteilt würden oder ob es eine neue Hunde- und Katzenſteuer gebe. Andere wußten wohl, daß es ſich um ein Mittagsmahl handle, welches ein edler Wohltäter auftiſchen laſſe, aber ſie wußten nicht, ſei die angegebene Stunde ſechs Uhr morgens oder abends gemeint. Eine alte Frau, die einmal in beſſeren Verhältniſſen gelebt hatte, klärte die übrigen darüber auf, daß in vornehmen Kreiſen die Leute um zwölf Uhr mittags Morgen hätten, und um ſechs Uhr abends Mittag, und um zwölf Uhr nachts Abend, und um ſechs Uhr morgens Mitternacht.

Trotzdem ſah man an dem feſtgeſetzten Tage ſchon bald nach zwölf Uhr mittags etliche Weiblein um das Grand-Elegant-Hotel ſchleichen und ſpähen, ohngeachtet der Gaſtgeber bekannt gegeben, er würde die Gäſte vor ſechs Uhr in ihren Wohnungen mit Wagen abholen laſſen.

So kam die Stunde. Der große Feſtſaal des Grand-Elegant-Hotels war feenhaft beleuchtet. An den drei Kronleuchtern zweihundert elektriſche Flammen, Glühlichter, an vier goldenen Armleuchtern achtzig Wachskerzen, deren Funken in den Eßgedecken hundertfach wiederſtrahlten. Die Tafel war in Halbrundform und von kunſtvoll geſchnitzten Seſſeln umſtanden. In den ſilbernen Tafelaufſätzen lebendige Palmen, Orchideen und indiſche Roſen. In mächtigen

Kriſtalltaſſen auf Goldſtändern quollen über die üppig ſchwellenden Früchte: Orangen, Feigen, Mandeln, Trauben.

An den mit Marmor bekleideten Wänden ſtanden ſtarr wie aus Holz geſchnitzt, achtundvierzig buntlivrierte Lakaien.

Nun kamen die Wagen angefahren, flinke Diener öffneten den Schlag, griffen galant den alten Damen unter die Arme, um ihnen herauszuhelfen und ſie in den Feſtſaal zu begleiten. So torkelten ſie denn hinein, und manche tat einen Pfiff oder ſtieß ein helles Kreiſchen aus, als ſie die unerhörte Pracht ſah. Die meiſten waren in ihrem verſchliſſenen Anzuge, der in ſchlappen Falten niederhing. Einzelne hatten auch Hauben mit feuerroten Bändern auf und ſonſtiges Flitterwerk an der buckligen, verknorpelten Geſtalt. Graue ſtechende Äuglein, ſcharfe Geiernaſen, zahnloſer Mund und langes Kinn waren vorwiegend, es gab aber auch gemütliche Stumpfnäschen und runde Rotwängelchen darunter, deren Runzlein ſchwerer zu zählen wären, wie die Haare auf dem Haupte. Faſt jede hatte ein zierliches Handkörbchen bei ſich, und etliche trugen mit aller Sorgfalt am Arm oder unter dem Muff ein Hündlein oder ein Kätzlein.

Die Beherzteren traten vor, verneigten ſich vor den Lakaien wie vor Heiligenſtatuen und begannen dann lüſternen Auges die Schätze der Tafel zu prüfen.

Da erſchien die Herrlichkeit. Herr Kragerl, mit dem breiten, hochgeröteten Geſichte verſchmitzt lächelnd, trat ein, an ſeinem Arm das Schweſterkind. Er war in elegantеſtem Schwarz, nur daß er im Knopfloch eine Roſe ſtecken und am dicken Hals eine großartige zinnoberrote Maſche trug. Als er die Handſchuhe auszog, ſah man

die Brillantringe an ſeinen fleiſchigen Fingern. „Sie“ prangte in lilienhafteſtem Weiß. An den nackten Armen aber trug ſie ſo maſſige Reifen, daß ein harmloſes Weiblein erſchrak, weil es glaubte, die ſchöne Frau wäre einer Kerkerſeſſel entkommen und habe die Ringe noch an ſich. Auch am Halſe trug ſie ſchwere Ketten von Gold und Perlen, und an den Ohrläppchen hatte ſie lange Schellen baumeln, die das hellſte Feuer ausblitzten. Das Unangenehmſte an dieſer Perſon war den betagten Frauen das Geſicht, denn ſelbiges war jung und glatt wie das einer Puppe. Die „Braut“ ſchien ſehr munter und ſchnippiſch, ſtreckte das Brätzchen ſofort nach einem Früchteteller aus und nahm eine Handvoll Knackmandeln, die ſie teils in den Sack ihres Herrn Bräutigams ſteckte und teils über die verſammelten Gäſte hinwarf.

Herr Kragerl grüßte ſeine Geladenen mit hoher Grandezza. Auf ein Zeichen von ihm wurden an der Wand die bunten Figuren lebendig, jede bemächtigte ſich eines Weibleins, führte es an einen Seſſel und ſchob dieſen hinten an. So ſaßen ſie und obenan der Herr Kragerl und ſeine Braut — wie König und Königin. Das Mahl hub an. Als der Bediente mit dem Lachsbrett zu kurſieren begann, griff die erſte nach demſelben und anſtatt ſich von dem Tier ein Stückchen herabzuſchaufeln, glaubte ſie, das ganze Ungetüm gehöre ihr, bis ſie von der Nachbarin eines Beſſeren oder vielmehr eines Schlechteren belehrt wurde. Weil im Fiſche ein Dolch ſtak, ſo erhob ſich bei Tiſche ſofort das Gerücht, er ſei meuchlings ermordet worden.

Herr Kragerl war in beſter Laune und ergötzte ſich ſowohl an der Gier, mit welcher die armen Leutchen zu eſſen begannen, als auch

an der Ungeſchicklichkeit, mit der ſie die Dinge handhabten. Er ließ Wein einſchenken. Anfangs nippten ſie ſchämig, allmählich verſuchten ſie kühnere Züge, und endlich tranken ſie „nach Durſt“. Als das Wildbret und der Faſan kam, ſteckten etliche einen Biſſen um den anderen heimlich unter den Tiſch hinab; war auf dem Schoß das Körbchen nicht, ſo lauerte dort das Hündlein oder das Kätzlein, begierig nach den außerordentlichen Gaben ſchnappend. Manchmal knurrte eines oder das andere ein wenig, worauf die Eigentümerinnen tödlich erſchraken, bis der freundliche Gaſtherr ſie ermunterte, aus ihren Lieblingen kein Geheimnis zu machen; er ſelbſt legte den Arm um ſeine Braut.

„Verdammt!“ ſagte er zu dieſer, „wenn ich jetzt unſere geſpreizten Hochnaſigen herbeiwünſchen könnte, daß ſie ſähen, wie man auf ſie pfeift, und daß es bei den alten Weibern gemütlicher zugeht, als bei ihnen.“

Als der Champagner kam, wollten die Diener ſtill aufmachen, aber der Herr Kragerl rief: „Verflucht! Nur feſt knallen laſſen!“

Da ging's los zu allen Seiten wie in einem Kleingewehrfeuer, daß ſich die alten Frauen ihre Ohren zuhielten und kicherten vor Angſt und Behagen. Herr Kragerl zog ſeinen Frack aus, ſchleuderte ihn hin, und wie er ſo in flatternden Hemdärmeln war, hob er ſein Glas auf und ſchrie: „Verdammt noch einmal meine Herrſchaften! Wir müſſen doch anſtoßen auf meine Frau Gemahlin! Ich bin nicht abergläubiſch, uns werden die alten Weiber nicht Unglück, ſondern Glück bedeuten. Gott gib's! Vivat! Hoch!“

„Hoch!“ piepſten die einen.

„Hoch! Hoch!“ kreiſchten die anderen.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ ſchrien endlich alle aus vollem Halſe.

Aber mit den Champagnergläſern konnten ſie nicht umgehen, den größten Teil goſſen ſie ſich ins Geſicht, daß er niedertroff am ſpitzen Kinn, wie bei Tauwetter die Waſſertropfen von den Eiszapfen.

„Teufel!“ rief der Herr Kragerl, „Bedientenvolk, faules, dummes! Könnt ihr den Wein nicht in die Kübel ſchütten?“

Die Diener warfen aus den metallenen Eiskübeln das Eis, goſſen ſie voll Champagner, und dieſe Gefäße gingen nun in der Runde herum, daß ſie alle daraus tranken wie aus dem Kruge das Waſſer. Die Hunde und Katzen waren ihren Verſtecken längſt entſprungen und tummelten ſich bereits auf dem Tiſche um.

„Verdammt!“ rief der Herr Kragerl, „die Amurln werden auch Durſt haben! Sauft! Sauft, bis euch das Fell platzt! Euch gönne ich's! Die Hochnaſigen ſind mir viel zu ſchlecht! He Vivat!“ Und er ſetzte den Tieren einen Kübel Champagner vor.

Die mit fetten Biſſen geſättigten Weſen hatten freilich Durſt. Sie ſchnupperten, ſie pfuſterten, ſie leckten, ſie tranken, ſie ſoffen, und dann hub ein Miauen und ein Keifen und ein Bellen an und ein Schnattern und Zetern der Weiber, daß es unbeſchreiblich iſt. Es iſt auch unmöglich, die weiteren Vorgänge zu ſchildern; unter dem Gejohle des edlen Gaſtgebers fanden Szenen und Ereigniſſe ſtatt, die alle Bewohner des Hotels zuſammenlockten und ſogar die Leute von der Gaſſe herein, unter denen auch etliche Polizeimänner waren, die dem Spuk ein Ende machten.

Die Dinge ſpitzten ſich hierauf ſo zu, daß Herr Kragerl mit dem

Schweſterkinde es für geraten hielt, ſein Domizil freiwillig zu ändern. Sein Andenken aber, gipfelnd im Altweiberdiner im Grand-Elegant-Hotel, wird in jener Stadt noch lange beſtehen als lehrreiches Beiſpiel, was gewiſſe Abelsberger Naturen imſtande ſind, zu vollführen, wenn ſie Geld haben.

Wie der Blindſchleicher zu einer gekommen iſt.

Der Blindſchleicher war ein hübſcher Burſche — aber dumm. Man ſollte alſo meinen, daß er bei den Weibern ſein Glück gemacht hätte. Aber die Oberabelsbergerinnen ſind ein beſonderer Schlag; „keinen Bidling allein mögen ſie nit", wie eine ihrer Wortführerinnen einmal dargetan hatte.

„Ich bin ja kein Bidling (Rumpf) nit!" hatte ſich hierauf der Blindſchleicher ſcharf verteidigt.

„Du biſt ein Bidling!" rief ſie, „weil du keinen Kopf haſt."

Daß er alſogleich mit beiden Händen nach dem ſeinen griff, war ein Beweis, daß ſie Recht hatte.

Beſtätigt hatte den Umſtand erſt die Militärkommiſſion bei der Rekrutierung. Den ſechs Schuh langen Kerl ließen ſie heimgehen, weil er um einen Kopf zu kurz ſei.

Indes wußte der Blindſchleicher recht gut, daß man die Weiber nur mit Schmeicheleien beſticht; und daß zum Schmeicheln und Courſchneiden gerade nicht viel Kopf dazu gehört, das weiß männiglich.

Aber der hübsche Gärtnergehilfe hatte nachgerade gar nichts Gangbares in seinem Oberteil — und gar nichts ist doch zu wenig. Er war süß wie eine gezuckerte Feigensuppe. Wenn er ausging, hatte er seine Knopflöcher voll Rosen und Knospen. Wenn schon eine Rose reizend ist, wie sie andere tragen, meinte er, so würden mehrere wohl noch reizender sein. Alsdann die Haare mit Schweinefett glatt und glänzend gemacht, und wie ein fescher Wiener an beiden Ohren „Sechser" gedreht! Aber einmal zeigte ein vorbeitreibender Kuhhirt nach ihm und sagte: „Das ist ja kein Sechser!"

„Was denn?" fragte der Blindschleicher.

„Das ist ein Fünfer!"

Das wollte den Gärtner schier verdrießen, denn es war ihm, als ob man in der Bauernschaft auch einfältige Leute „Fünfer" nenne. Und hatte hierin nicht Unrecht.

Das Halstuch trug der hübsche Bursche stets in Fahnen, und zwar in hellfarbigen. Das zeigt Flottheit an und lockt die Mädchen. Doch anstatt der Mädchen gingen die Truthühner auf ihn los, die ihn öfter als einmal gackernd durchs halbe Dorf jagten.

Mit Männern war er etwas ungeschlacht und wich ihnen gern aus, weil sie ihn entweder aufzogen oder unbeachtet ließen, je nachdem sie übermütig oder ernsthaft waren. Bei den Weibern tat er gar holdselig, und oftmals seufzte er in sich hinein: „Ich möcht' eine haben! Wenn ich nur eine kunnt kriegen!" Lange Zeit hatte er nicht gewußt, warum das Plangen war, aber allmählich sickerte das Gefühl in einem Punkt zusammen, und endlich wuchs es sich heraus, warum er eine haben möcht'! Nämlich, daß er sagen könnte: „Wenn ihr mich auch

hänſelt, kriegt' hab' ich doch eine!" — Beſonders eine war, vor deren Angeſicht er zerſchmolz, wie Butter in der Sonne.

Das war die Rothruben-Lieſe, Jungmagd im Zaunhof. Das war die Lebfriſcheſte im Gau, und nach der ſtand ſein Sinn.

Aber der Blindſchleicher klagte es ſeinem Freund, dem Nachtwächter, als ſie in einer Nacht durch das ſtille Dorf hinſchritten. „Mein Menſch," klagte er, „du glaubſt mir's nicht, was ich für ein Kreuz hab'. 's iſt eine Schand' und ein Spott, wie mir nach der Rothruben-Lieſe plangt!"

„So greif' zu!" riet der Nachtwächter.

„Greif' zu, Narr, wenn ſie nichts von dir wiſſen will!"

„Von mir braucht ſie nichts zu wiſſen. Ich hab' meine Alte hölliſch feſt an mir."

„Von mir will ſie nichts wiſſen!" ſagte der Blindſchleicher. „Was ich ihr ſchön tu', Freund! Und ſie! Wenn ich ſag' zu ihr: Lieſe, guten Morgen, Lieſe! ſo ſagt ſie: Leck' Salz! Und wenn ich ſag': du biſt ſo viel ſchön, Lieſe! ſo ſagt ſie: Und du biſt ſo viel geſcheit, Burſchl."

„Und gefreut dich das nicht?" fragte der Nachtwächter.

„Wie kann's mich denn gefreuen, wenn ſie nachher wieder ſagt, ſie mag nur einen Dummen. Das iſt ſchon eine Verſchweſelte, die Lieſe! Und wenn ich ihr ein Röſelein geben will und ſag': So biſt du, wie das Röſelein da, ſo rot biſt du, und ſo gut riechſt du, und ſo ſcharf ſtichſt du! — nimmt ſie mir das Röſelein ſo lieb aus der Hand und hält es der Geiß hin zum Freſſen."

„'s hat elf geſchlagen!" rief der Nachtwächter laut, „und du, mein lieber Blindſchleicher," ſetzte er leiſe bei, „du mußt es ganz anders angehen, wenn du eine haben willſt."

„Ich möcht' ſchier verzagen," klagte der Gärtnerburſche, und es war ihm traurig ums Herz, hell zum Weinen. „Und wie oft hab'

ich ihr ſchon geſagt: Goldene Lieſe! Diamantene Lieſe! hab' ich geſagt, du ſchmeckſt wie Butter und Honig, ich ſtreich' dich auf mein Brot, ich freſſ' dich vor lauter Gernhaben, hab' ich geſagt, ich küſſe dir die Fußſohlen und ſalbe dir die Ferſen mit meinem Bart, habe ich geſagt, wie das Sauerkraut in dem Kübel, ſo kannſt du mich treten mit deinen Füßen und mit den Knien mich zerquetſchen, wie du willſt, von dir tut mir gar nichts weh. Du kannſt mir mit deinen Armen den Hals zuſamm'ſchnüren und mich mit deiner Wang' erſticken, 's tut mir gar nichts weh, du biſt mein himmliſches Paradeiſerl. — So ſchön hab' ich geſprochen, denn ich, wenn ich einmal anfang'! Bedenk' mein glutheißes Blut, hab' ich geſagt!"

„Und was hat ſie Antwort geben?"

„Geh' zum Bader aderlaſſen, hat ſie mir Antwort geben. O, ſie iſt ein Stein, mein Menſch, ſie iſt ein Stein."

„Sei getröſtet, Junge," ſagte der Nachtwächter, der ein braver und erfahrener Mann war. „Wenn ſie ein Stein iſt, ſo laßt ſich was machen. Steine hebt man nicht mit Winſeln und Streicheln, mein Holder. Den Stein auf dem Erdboden muß man erſt mit einem tollen Stoß locker machen, dann kann man ihn heben. Verſtehſt mich?"

„Meinſt, daß ich ihr in die Seiten rennen ſoll, der Lieſe?"

„Nicht ganz ſo ſcharf. Es gibt auch Gleichniſſe auf der lieben Welt, mußt du wiſſen, und wenn ich dir zum Beiſpiel ſag': du biſt ein Eſel, ſo iſt das nicht gerade aufs Wort gemeint, es iſt nur ein Gleichnis."

„Ja, ja," verſetzte der Blindſchleicher, „ſchau, wenn du mir ſo was ſagſt, ſo verſtehe ich's leicht, du biſt auch nicht grob, und

du biſt mein liebſter Freund. Aber wenn ich nur 's Mädel haben kunnt!"

„Die Weiber," ſo belehrte jetzt der Nachtwächter, indem er ſtehen blieb und ſich auf ſeinen langen Spieß ſtützte, „die Weiber ſind eine ganz beſondere Art Gottesgeſchöpf. Der erſte Menſch, der iſt dem Gottſchöpfer nicht gar gut geraten, wie's halt ſchon geht, ſo lang man's noch nicht in der Hand (Übung) hat. Iſt ein ſimpler Mann d'raus worden. Aber der zweite Menſch, der zweite — mußt betrachten — der iſt ihm ſchon beſſer geraten, iſt gar was Wunderliches d'raus worden, viel anders beſchaffen, als der Mann — ſo viel fein, ſo viel fein. Ich ſag' dir's kurz: der Mann iſt des Gottſchöpfers Lehrbubenarbeit, das Weib iſt ſein Meiſterſtück. — Sie haben ihre Eigenheiten, daß es gar nicht zu glauben iſt! Aber ich kenne ſie doch, die Weiber, ich kenne ſie! So ein alter Nachtwächter, mein Lieber, der alle Stund' der Nacht ſein Aug' offen hat, der kennt die Sachen! Wenn du eine mit Feinheiten und Süßigkeiten nicht gewinnſt, ſo denke, daß man alle Vögel nicht mit Zucker ködert. Verſuch's mit deiner Lieſe, beleidige ſie einmal. Nicht ſo halb und halb, ſondern tüchtig; tu' ihr was an, daß ſie an dich denkt und daß ſie was ſchmerzt, wenn ſie an dich denkt; ſie wird ſchon aufhören zu hänſeln, du wirſt ihr nicht mehr gleichgültig ſein, ſie wird dich vielleicht ſogar haſſen, aber, mein Freund, du mußt wiſſen, daß der Haß viel näher bei der Liebe ſteht, als die Gleichgültigkeit. Ich kunnt dir Geſchichten erzählen, wo juſt die größte Lieb' mit Zorn und Schmerz angefangen hat. Und das meine ich mit dem Stoß, und daß der Stein nur einmal locker wird. Eine derbe, rückſichtsloſe Mannestat, mein Lieber! Pro-

bier's mit der Lieſe, verlieren kannſt nichts. — Es hat zwölfe g'ſchlagen!"

Ob die Stunde ſchon aus war, iſt nicht erhärtet, aber gerufen hat er ſie. „Denk' nach darüber," ſagte er noch.

Der Blindſchleicher ging ſeiner Wege und traf umfaſſende Vorbereitungen, darüber nachzudenken. Er ging ſtundenlang zuerſt den Bach entlang; aber wie kann einem denn was einfallen, wenn das Waſſer ſo rauſcht! Dann ſchlich er über die Felder, da waren es wieder die Grillen, oder es ſtand dort eine ſchwarze, rätſelhafte Geſtalt, die möglicherweiſe ein Geiſt ſein konnte. Zwar hatte ihm der Schulmeiſter einmal geſagt: „Blindſchleicher, ich gebe dir mein Wort, vor einem Geiſt kannſt du ſicher ſein!" — aber wer weiß! Es iſt ja doch ganz ſündhaft, ſo in der ſtillen Nacht was ausdenken, wie man der Liebſten was Böſes antun kann. „Meinetwegen, auf die Sünd' ſchau' ich nicht, wenn ich ſie nur bekomm'."

Erſt als er in ſeiner Kammer die Stiefel auszog, fiel's ihm ein: „Auf dem Kirchweg', wo es alle Leut' ſehen, ſchlagſt ihr einen Haſpel (ihr ein Bein ſtellen, einen Fuß ausſchlagen), daß ſie auf die Straßen fällt." Als er jedoch im Bette lag, gefiel ihm dieſe Sache nicht recht. Da iſt's vielleicht vernünftiger, er tut das, was der Holzfranzl ſeiner untreuen Geliebten einmal getan hat, er führt ſie ins Wirtshaus und läßt ihr abgeſchmälzte Zwetſchkenkörner vorſetzen. Nur iſt es wahrſcheinlich, daß die Lieſe gar nicht mitgeht. Am tiefſten freilich, meinte er, würde er ihr damit weh' tun, wenn er hinginge und ſagte: „Lieſe, du liebſt mich nicht, lebe ewig wohl, ich geh' ſterben!" — Das war ein Gedanke! Der Blindſchleicher erſchrak nachgerade darüber,

daß in seinem Haupte ein so gewaltiger Gedanke aufgestanden war, der konnte darin kaum aufrecht stehen, er stieß überall an — schließlich tat dem armen Burschen der Kopf weh, und am nächsten Morgen, als er aufstand und die helle Sonne auf die Blumen des Gartens schien, war er sich darüber klar: Blindschleicher, vom Sterben sagst nichts.

Derselbe Tag war ein Sonntag, er zog also ein strammes, aschgraues Beinkleid an, eine gelbgeblümte Weste mit der kirschroten Krawattenfahne darüber, besteckte die Knopflöcher des blauen Jackettels mit Rosenknospen, auch das braune Rundhütchen mit Rosmarin, strich die Haarsechser in zierlichster Ordnung gegen seine beiden Wangen heraus, tat dem sprossenden Bärtlein etwas zugute, und wie ihm nun der Spiegel bestätigte, daß er unwiderstehlich sei, schwoll sein Herz plötzlich in der Ahnung: „Blindschleicher, heut' ist ein besonderer Tag, heut' wirst du eine kriegen!"

Es war ein fast feierlicher Gang hin durch die schattige Kastanienallee gegen die alte Kirche, und bei diesem Gange nahm er sich vor: am heutigen Nachmittag will er die Liese aufsuchen und schwer beleidigen. Sie weint, sie schmollt, er bittet ihr's ab, dann steht die Sache schon ganz anders. — Sollte aber dieses äußerste Mittel bei der Rotruben-Liese nicht verfangen, so tut er auf sie nicht weiter spekulieren, sondern beleidigt eine andere. Beleidigen läßt sich eine jede, das ist das wenigste!

„Da geht schon wieder der Dirndljager!" kicherte ein loser Junge, als der Blindschleicher an einer Gruppe von Burschen halb hochmütig, halb befangen vorüberschlich. Den, der da gerufen, möchte er nun

auch beleidigen, aber doch um ein anderes, als die Mädchen.

Als er zur Kirche kam, wo ſie gerade zum Hochamte läuteten, ſo daß ſich die Leute zur Tür hineindrängten, tat als guter Chriſt auch der Blindſchleicher mit. Und wie er im Gedränge ſo zurückblickte, wer's denn hinten gar ſo eilig habe, ſah er ganz nahe an ſich — die Lieſe. Sie kicherte mit mehreren Burſchen, die ſich neben ſie heranpreßten. Der Blindſchleicher ſah den Weihbrunnkeſſel, worin jeder die Finger eintauchte, um ſich und die Fernerſtehenden, die nicht zum Keſſel gelan-

gen konnten, zu beſprengen. In dem Augenblicke fiel dem Gärtnergehilfen ein: Jetzt tu' es, jetzt beleidige ſie. Tauchte ſeine gehöhlte Hand ins Waſſer, rief: „Da iſt auch eine, der man den Teufel austreiben muß!“ und ſchüttete der Rotruben-Lieſe den ganzen Inhalt der hohlen Hand ins Geſicht.

Die Lieſe tat einen Atemſtoß, ſagte hell und laut: „Er iſt ſchon heraußen!“ und verſetzte dem Burſchen mit klatſchender Hand eine auf die Wange.

Und das iſt die Geſchichte, wie der Blindſchleicher zu einer gekommen iſt.

Wie eine als Ehefrau ausging und als Jungfrau heimkam.

Zum kleinen Moidei machen wir eine große Einleitung.

Da war ein grünes, fruchtbares Tal. In demſelben lebten Weiber lauter Weiber, und alles übrige war unbekannt. Außer dem bißchen gegenſeitiger Scheelſucht und außer dem bißchen Tratſch war keine Unterhaltlichkeit. Aber auch der Tratſch war ſehr mager, er hatte keinen rechten Stoff. Der Menſch muß zweiköpfig ſein, dann erſt iſt es ein Vergnügen, ſeine Sünden durchzuhecheln.

Eines war aber dabei, ein junges, kühnes Weib, das wollte nicht

mit tun, ſondern trieb ſich einſam auf beſonderen Wegen um. Sie empfand, daß ſie einſam war, ohne zu wiſſen, daß ſie zweiſam ſein könnte. Gegen Sonnenaufgang des Tales war ein hohes Gebirge. Und weil jeden Morgen darüber eine Sonne aufging, ſo meinte das einſame Weib, es müſſe dort was Heißes dahinter ſtecken. Sie verſuchte daher mehrmals, das Gebirge zu beſteigen, aber ſie kam nicht hinauf. Wohl brachte ſie von ihren Ausflügen mancherlei ſeltſame Sachen mit. Einmal eine Alpenroſenknoſpe, die erſt an ihrer Bruſt ſich entfaltete, einmal das Horn eines Steinbockes, das ſie ſich an den Kopf ſetzte, wohin es aber nicht paſſen wollte. Ein andermal brachte ſie ein länglich-rundes, geſprenkeltes Ding, das keines der Weiber kannte. Es ging von einer Hand in die andere, bis das Ding plötzlich barſt und ein Vöglein herausſprang, daß ſie anfangs erſchraken, ſich dann aber höchlich daran ergötzten.

Nun zogen die Weiber ſelbander in das Gebirge, um Vogelneſter zu ſuchen und Eier auszuheben; aber der Einſamen wurde dieſer Spaß bald langweilig, ſie ſtrebte von den Engtälern gegen die Höhen empor und immer weiter hinauf. Einmal blieb ſie ſehr lange aus, als ſie wieder zurückkehrte, wußte ſie aber auch was zu erzählen.

Sie ſei ſo weit hinaufgekommen, bis der Boden unter ihren Füßen auf der anderen Seite wieder abwärts gegangen. Jenſeits des Gebirges ſei auch ein Tal, und aus demſelben ſeien ganz eigenartige Weſen heraufgeſtiegen — große, knochige Menſchen, und hätten Haare im Geſicht.

Ob ſie gefährlich wären?

Für den erſten Augenblick ſchienen ſie ſehr gefährlich. Einer ſei

wie wütend auf ſie hergefahren, aber die Sache ſei nicht ſehr ſchlimm geweſen. Alsdann ſeien die abſonderlichen Menſchen in ihr Tal hinabgegangen, und ſie — die Einſame — ſei diesſeits herabgeſtiegen.

Auf ſolche Mär wurden die Weiber höchſt aufgeregt, und ſie ſtiegen höher und höher hinan in das Gebirge, mutvoll bereit, die Ungeheuer aufzuſuchen.

Mittlerweile hatte ſich auch im jenſeitigen Tale unter den bärtigen Weſen das Gerücht verbreitet, daß ſich hinter dem Gebirge Geſchöpfe aufhielten, den Menſchen höchſt ähnlich und doch nicht mit ihnen vergleichbar. Sie ſeien ganz unheimlich glatt und zart, und ihr Anblick könne wahnſinnig machen. Alſogleich waren auch ſie entſchloſſen, über ſo eine Nachbarſchaft nähere Erfahrung einzuholen; ſie ſtiegen ihrerſeits das Gebirge hinan — und oben auf dem Rücken, wo liebliche Hochmatten waren, trafen ſie ſich.

Die neue Bekanntſchaft fiel zur gegenſeitigen Zufriedenheit aus, und bevor ſie ſich trennten und jeder Teil wieder in ſein Tal ſtieg, verabredeten ſie über Jahresfriſt eine neue Zuſammenkunft auf den Hochmatten des Gebirges.

Und ſo ward es, daß ſie Jahr für Jahr oben zuſammenkamen, die Weiber des diesſeitigen und die bärtigen Weſen des jenſeitigen Tales, und daß ſie allemal einen Monat beiſammen blieben auf dem Gebirge, um den milden Sonnenſchein und den Wohlhauch der Alpenblumen zu genießen.

Allmählich erſchienen im Tale der Weiber winzig kleine Geſchöpfe, im ganzen den großen ähnlich. Die Mädchen blieben bei den Weibern, die Knaben wurden in das Tal ihrer Väter geſchickt. — Und es ent-

wickelte ſich ein großes Geſchlecht, gewaltig an Körperkraft und an Seelenglut, Herzensglut. —

Dieſe tropiſche Sage von der Entdeckung der Männer und von dem jährlich nur einmal überſteigbaren Gebirge zwiſchen den beiden Geſchlechtern kann uns nachdenklich machen. Wir haben es beſſer und ſind ſchlimmer daran. Nichts entmannt den Mann mehr, als die beſtändige weibliche Geſellſchaft. Die Leidenſchaft und Glut der erſten Liebe, welcher noch allerlei Hinderniſſe unter die Füße geworfen wurden, wird lahm, ſobald das Ziel ohne jeglichen Kampf täglich erreichbar iſt. Wird lahm und matt und langweilig, und wie mancher wünſchte ſich zwiſchen ſich und ſeiner trauten Ehehälfte ein hohes Gebirge.

Zwar würde bei der heutigen Ausbildung der Touriſtik ſchließlich weder der eine noch der andere Teil den Jahreslauf abwarten, ſondern wöchentlich ein- oder gar zweimal eine Bergpartie machen. Oder es müßten die Mittel der Technik daran, um Tunnels zu ſchaffen durch das Gebirge, um ſo das Leben, welches unſere Vorfahren in ſeltenen, aber ſcharfen Doſen genoſſen, für den Alltagsgebrauch zu verdünnen und zu verwäſſern.

An die Sage der Entdeckung der Männer erinnere ich mich jedesmal, wenn ich in jene Gegend unſeres Vaterlandes komme, in welcher die Weiber jährlich einmal auswandern, um, wie es heißt, ſich Männer zu ſuchen.

In der Umgebung von Abelsberg iſt es herkömmlich, daß im Juni und Juli die Dienſtmägde ihre Dienſtorte verlaſſen, um in den „Schnitt“ zu gehen. Sie haben ſich das von ihren Dienſtherren zum Vorbehalt gemacht und ziehen in den Sommermonaten, ſolange

zu Hauſe das Getreide noch nicht reif iſt, ins Unter- oder Vorderland, wo die Wachtel luſtig ſchlägt im Kornfeld, wo das Korn ſchon der vielen fleißigen Sicheln harrt, und wo ſich die Schnitterinnen ein Stück Geld verdienen können.

„Sie gehen Männer ſuchen," iſt der Spott, den man ihnen von daheim nachſendet. Und es geſchieht in der Tat zuweilen, daß die eine oder die andere einen mit heimbringt oder ſelber nicht mehr zurückkommt, oder wenigſtens nach dem abgelaufenen Dienſtjahre wieder ins Unterland zieht, wohin ſie die Wachtel lockt. Bei mancher freilich iſt es nichts weiter, als daß ſie nebſt ihrem vollen Geldtäſchchen nur noch ein anderes Andenken mit nach Hauſe bringt, das dann die Luſt und das Leid — das Verhängnis ihres Lebens wird. Derlei geſchieht häufig — die Kornraden und die Mohnblumen, die in den Halmen wachſen, brennen gar ſo rot. Äußerſt ſelten geſchieht es, daß eine als Ehefrau in den Schnitt zieht und als Jungfrau heimkehrt. Einmal iſt das doch geſchehen.

Der Schneidermeiſter Benjamin hatte ſeine dritte Frau genommen — ein kleines, jugendfriſches Weibchen — die Moidei. Selbſtverſtändlich nahm er's heikel mit ſeiner Kleinen, und, wie er ein zwar nicht mehr junger, aber ein vierſchrötiger Kerl war, ſo wußte er den übrigen Männern in ſolcher Sache Reſpekt einzuflößen, und auch ſeiner Moidei. Dieſe ließ ſich's mit dem eingeflößten Reſpekt genug ſein und hielt ſich ſoweit brav. Das Schlimme jedoch war, daß der Meiſter erwerbshalber darauf angewieſen war, ſein junges Weibchen zur Hochſommerszeit in den Schnitt zu ſchicken. Vier Wochen weg ſein vom eheleiblich angetrauten Manne! Draußen im Land gibt's

allerhand Leut', und ſo ein Weiberblut kann man nicht zwingen: der muß dir gefallen und der darf dir nicht gefallen, und dem mußt du eine auf die Backen verſetzen, wenn er zutunlich werden ſollte. O, die Weiber, wenn ſie fortgehen! Laſſen ſie ihre Treue beim Manne daheim, ſo gehen ſie treulos fort, und nehmen ſie die Treue mit ſich, ſo kommen ſie oft ohne ſolche heim. Die Moidei nimmt ſich ſelber mit, nimmt ſich ganz mit! In ihrem Kopf wird freilich der Ehemann noch ein Weilchen hocken, aber bei ihren Augen werden andere Männer hineingucken, bei ihren Ohren werden kecke Burſche hineinſingen und flüſtern, an ihre Naſe werden vorwitzige Jungen duftende Roſen halten, und wenn ſie in ſolcher Not den heiligen Namen des Ehemannes anrufen will, da wird man ihr mit bärtiger Lippe den Mund verſchließen, mit heißem Begehr umſchlingt ſie den Mann, der eben erſt zehn Stunden weit weg war . . . .

So ſpintiſierte der Meiſter Benjamin. Und wenn ſie wenig Geld heimbringt vom Schnitt: du mußt dich nicht gar viel verlegt haben aufs Schneiden! Haſt keine Zeit dazu gehabt? — Und wenn ſie viel Geld heimbringt: iſt das alles fürs Kornſchneiden?

Die Moidei war nun draußen in Urlaufen und ſchnitt Korn auf den Dorfäckern; ihren Unterſtand hatte ſie beim Küſter genommen.

Warum juſt beim Küſter? fragte ſich der Meiſter Benjamin, warum nicht beim Wirt, beim Schuſter oder ſonſt wo? Was iſt der Küſter für ein Menſch? Ein alter Junggeſelle. Ein frommer Mann natürlich. Gott, dieſe Betbrüder, das ſind gerade die Ärgſten. Man kennt dieſe Leute, wie ſie in der Kirche mit ihrem Klingelbeutel zwiſchen den Weibsbildern herumſchleifen und „Vergeltsgott" ſagen,

ohne daß was hineingeworfen wird. Der Küſter von Urlaufen iſt noch nicht „fünfzig“, hat — wie man hört — ſtets Backen und Kinn glatt raſiert und hat ſeinen Bartkranz hinten am Halſe wie die Schiffersleute. Die den Bart ſo tragen, das ſind allemal die Schlimmſten. Eine Glatze ſoll er haben, aber die rückwärtigen Haare nach vorn gekämmt, damit man die Glatze nicht ſieht! Warum tut er das, als weil er noch jung ſein will? Und warum will er noch jung ausſchauen, als um Weiber zu betören? — Und bei dieſem Gauch

wohnt ſie, die Moidei! Einen Brief ſchreibt ſie an den Heimgeſpons: es ginge ihr ſoweit gut. Vergißt aber die Marke darauf zu kleben, daß er Strafporto zahlen muß.

Endlich iſt der Schnitt vorbei, die Moidei kehrt heim, ſpringt dem Meiſter Benjamin an die Bruſt und packt ihr Geld aus. Es iſt nicht zu viel und nicht zu wenig. Iſt verdächtig! Warum ſie's gar ſo genau macht! Wenn die Weiber ſo zärtlich ſind und ſo akkurat, da haben ſie was zu verdecken. — Zudem wird gemunkelt, der Wind weht ſo mancherlei Anſpielungen hin und her vom Küſter in Urlauſen und ſeinem Stübel, er hatte nur eins; wohl auch einen Heuboden, aber auf den gingen die Leute nicht ein. Das ward dem guten Meiſter Benjamin endlich zu arg. Er kannte zwar den Küſter nicht, ſo wie er auch von dieſem kaum gekannt ſein konnte, aber eine gerade Verſtändigung iſt zwiſchen Männern am beſten. Der Meiſter ſchrieb dem Küſter einen Brief von wegen der kleinen Moidei, und was an der Leute Reden ſei? und er, der Küſter, würde ſchon noch erfahren, mit wem er's zu tun habe! und unterſtrich die Worte, weil man ſie im Briefe nicht ſchreien kann.

Der Küſter in Urlauſen war bei Empfang des Briefes ſtark verblüfft. Was der mit ſeinem Dirndel für Geſchichten macht, da! dachte er. Soll's nicht ſchneiden ausſchicken, wenn er nachher Angſt hat, ſie könnt' unters Stroh kommen. Das iſt der „Geltsgott" dafür, daß ich ſie aus Chriſtenpflicht auf meinem Heuboden ſchlafen laß, daß das unerfahrene Ding nicht Schaden leidet. Soll ein andersmal der Alte ſelber mitgehen und ſein Paraſol halten übers Mädel, daß ſie ja keine Sommerſproſſen heimbringt. — Und weil er ein gutes Ge-

wiſſen hatte, wie es jedem Küſter geziemt, ſo nahm er allſogleich ein Blatt Papier und ſchrieb an den Schneidermeiſter Benjamin:

„Ich unterzeichneder beſtedige Mit mein Heiligen eid vnd bey der Küſter-Ehre ſon Urlaufen, daß die Schniderin Maria-Moidei mein Hauß als jungfrau verlaſſen hat. Johann Sappel

Küſter zu Urlaufen."

Einen ſolchen Brief muß man ſich doch hinter den Spiegel ſtecken. Meinſt du's nicht auch, Meiſter Benjamin?

Die Geſchichte vom fünffachen Schwein.

„Heut' hab' ich meine Alte verkauft!" Solches waren die erſten Worte des Bauers Johann Birnkiſler von Oberabelsberg, als er zur Türe hereinging.

Sein Weib trat ihm würdevoll entgegen und ſagte: „Mit ſo dummen Späßen iſt's mir lieber, du gehſt hinaus als wie herein!"

Nahm er ſie um den Hals und ſprach: „Weiberl, du haſt unrecht verſtanden. Dich kann man nit verkaufen, das heißt, einen Menſchen darf man nit verkaufen — und will auch nit, will nit. Na na, meine alte Sau hab' ich verkauft."

Das Weib fuhr ſich mit beiden Händen an die Bruſt: „Jetzt gibt's mir einen Stich im Herzen. Die Rutſch haſt hergegeben? Himmliſcher Vater, die Sau hat er verkauft! das iſt aus der Weis, das iſt ganz aus der Weis. Was iſt jetzt zu machen? Jetzt hat er ſie ver-

tan und fragt mich nit! haſt ſie hergegeben? Nein, das laß ich nit angehen, das laß ich nit! — Wieviel Geld haſt denn kriegt für ſie?"

„Einen ganzen Haufen!" flüſterte der Birnkifler ſeiner Ehegeſponſin zu, und dabei machte er ein verdammt verſchmitztes Geſicht.

„Aber wie denn? Wie denn, um Gotteswillen!" rief ſie.

„Nach der Meß," ſo erzählt er, „geh' ich zum Kirchenwirt auf mein Seidel, weißt, das mir der Oberdorfer Bader verordnet hat, wegen meines Leberleidens. Und weil mir der Abelsberger Doktor auch ein Seidel angeraten hat, nau, ſo hab' ich zwei getrunken. Dabei denk' ich mir: warum ſich denn alleweil nur von den Doktoren raten laſſen, einen guten Rat kannſt dir doch auch ſelber einmal geben, und trink' auf meinen eigenen Rat das dritte Seidel. Der

Kirchenwirt ſagt, der Menſch müßt' auch in der Medizin Maß halten, und bringt mir das vierte Seidel und fragt mich ſo nebenbei, ob ich kein Schwein zu verkaufen hätt'. Ich hab' aus unſerer Alten kein Geheimnis gemacht, und daß ſie ſchon ſeit Allerheiligen in der Maſt ſteht, und daß ſie nit viel nachgeben wird von zwei Zentnern. Er legt mir achtzehn Taler auf den Tiſch, und ich leg' ihm die Sau auf den Tiſch, heißt das, ſchlag' ihm ſie zu."

„Biſt ein Narr!" ſchrie jetzt das Weib. „Die kugelrunde Speckſeiſte um achtzehn Taler!"

Der Birnkiſler kümmerte ſich nicht viel um ihren Ausruf, ſondern fuhr fort zu erzählen: „Wie ich nachher durchs Dorf herauf geh', ſchreit mir der Fleiſchhacker nach, ob ich nicht ein fettes Schwein ſtehen hätt' im Stall? Ah verſteht ſich! ſag' ich. Ich trau' dir, Birnkiſler, ſagt er. Iſt nit das erſte Geſchäft, was wir miteinander machen und ſoll auch nit das letzte ſein. Jetzt vor den Feiertagen brauch' ich Fleiſch. Zwanzig Taler auf die Hand dafür, unbeſchaut! — Iſt recht, ſag' ich."

„Aber Tepp, wenn du ſie dem Kirchenwirt haſt verkauft!" rief das Weib.

„Heroben beim Stiegelkreuz," erzählt der Birnkiſler weiter, „ſitzt der Kalbeltreiber von der Neudorf. Das Umherlaufen in ſo einem Patſchwetter hätt' er ſchon ſatt bei ſeinen gichtiſchen Beinen. Ob ich ihm kein Schlachtſchwein wüßt'! Zahlen tät' er gut. Ich weiß eins, ſag' ich, denn was ſoll ich unſere Alte verleugnen. Der Speck allein zwei Zentner, ſag' ich und hab' auf der Stelle vierundzwanzig Taler auf der Hand."

Das Weib des Birnkiſler ringt die Hände. Dreimal hat er ſie verkauft! Dreimal! Der ſchlechte Menſch! Der Betrüger! — Aber es war nicht lange Zeit zum Ehrabſchneiden. Die Tür ging auf, der Nachbar Breitenbichler kam ſchwerfällig hereingeſtampft. Sollt' doch ein wenig abraſten, lud der Birnkiſler ein. Ja, das Raſten ſei ihm nicht zuwider, entgegnet der Nachbar und ſetzt ſich an den Tiſch. „Die Lauferei jetzt," ſetzt er bei, „die wird mir eh ſchon zuwider. Meiner Tochter Ehrentag auf die nächſt' Wochen, du weißt ja. Bis man alles beiſammen hat für achtzig Gäſte. Eine feiſte Sau geht mir noch ab. Hab' gehört, Nachbar, du hätteſt eine im Stall. Wollt' dir nit zu ſparſam ſein."

„Iſt recht, gehen wir ſie anſchaun," meint der Birnkiſler, „wenn man dem Nachbarn einen Gefallen kann erweiſen, warum denn nit?"

Eine Viertelſtunde ſpäter war das Schwein verkauft an den Breitenbichler um fünfundzwanzig Taler.

Später, als der Johann Birnkiſler mit ſeinem Weibe allein war, leerte er in eine Holzſchüſſel ſeine Säcke aus, ſie waren voll Taler, deren ſiebenundachtzig hatte er! Seit ich auf der Wirtſchaft bin, hab' ich noch keine Maſtſau um einen ſolchen Preis verkauft, war ſein ſüßes Denken.

„Eingeſperrt wirſt!" rief das Weib.

„Warum?" fragte er entgegen. „'s hat ja keiner gefragt, ob das Vieh mein gehört. Jeder nur: ob ich nit im Stall eine feiſte Sau ſtehen hätt' — was ja wahr iſt — und gleich das Geld her. Ein Narr, der nit angreift heutzutag!"

„Aber Todl, alter!" zeterte ſie und kam ihm mit ihren ſuchteln-

den Händen sehr nahe. „Ich hab' sie ja verkauft, die Sau, heut' Vormittag, dieweil du aus bist gewest. Der Rösselwirtsknecht hat zugefragt. Fünfundzwanzig Taler und fünf Silbergroschen extra als Ruschgeld."

„Nachher hätten wir ja weit über hundert Taler gelöst fürs Vieh!" jubelte der Birnkisler.

„Der Rösselwirtsknecht holt sie in etlichen Tagen," berichtete das Weib.

„Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst."

„Und die anderen? Die vier anderen?"

„Geh, Alte, laß mich aus!" murrte er, „allemal, wenn man heimkommt, machst du so Geschichten. Ich will jetzt Ruh' haben!" Und ging hinaus aufs Heu, wo er sich niederlegte.

Am nächsten Tag, als der Birnkisler frisch ausgeschlafen hatte und ihm der gestrige Handel einfiel, kam ihm die Sache etwas bedenklich vor. Das wäre ja beinahe, als ob er sein Schwein fünfmal verkauft hätte! Indes nahm er erklecklich viel Medizin für seine kranke Leber zu sich, und diese Medizin war auch ein gutes Mittel gegen das beißende Gewissen.

Und eines Tages wird es lebendig bei dem Birnkislerhause. Den Fahrweg herauf kommt der Kirchenwirt mit einem Stock; den Fußsteig durch den Schachen her steigt der Fleischhacker mit dem Hunde. Am Feldrain heran trottet der Kalbeltreiber von Neudorf mit einem Strick. Durch den Kohlgarten herab trabt der Nachbar Breitenbichler mit seinem Knecht, und die Straße her fährt der Rösselwirtsknecht mit Roß und Wagen.

Als unſere Eheleute ſolch werte Gäſte kommen ſahen, ließen beide die Arme herabhängen und murmelten ganz gleichzeitig: „So, jetzt iſt die Sau fertig!“

Der Johann Birnkiſler hatte aber immer gute Einfälle, ſo ſagte er auch jetzt: „Am geſcheiteſten iſt's, wir geben ſie gar keinem, verleugnen ſie und ſchlachten ſie ſelber.“

„Ich weiß ſchon, was ich tu',“ verſetzte ſie, „ich ſag', was wahr iſt, daß du verrückt biſt worden, das Schwein gehört dem Röſſelwirtsknecht und dich ſollen ſie ins Narrenhaus ſtecken.“

„Bedank mich recht ſchön!“ antwortete er und verneigte ſich vor ſeiner Lebensgenoſſin.

„Alſo, dummer Tepp, was iſt ſonſt zu machen!“ ſchrie ſie, denn einesteils tat er ihr doch leid, und die Gefahr drohte im höchſten Grad. „Zum Schlagtreffen iſt's!“

„Ich weiß was!“ flüſterte er, als die Männer draußen ſchon über den Hausanger gingen, „ich weiß was. Mich trifft der Schlag.“ Er fiel hin auf das Fletz. „Ich bin ſchon tot. Deck' mich zu und ſei trauernde Witwe.“

Das verſtand ſie. Es war ſchreckbar toll, aber manchmal iſt die Tollheit das klügſte.

Als ſie einer nach dem andern zur Tür hereintraten, hörten ſie das herzzerreißende Klagen der Birnkiſlerin. Händeringend ſtand ſie vor der verhüllten Leiche! „Vor einer Stunde noch friſch und geſund und jetzt mauſetot, o ihr heiligen vierzehn Nothelfer, ſteht uns bei!“

„Leberleidend iſt er ſchon lang geweſen,“ meinte der Kirchenwirt.

„Die Leber wird angeſchwollen ſein und wird ihm das Herz zerdrückt haben."

„O Gott, der arme Menſch hat ſchon lang' einen Stein auf dem Herzen gehabt!" jammerte das Weib.

„Dann iſt's Weinſtein geweſen," warf der Fleiſchhacker ein. Und ſo ergingen ſie ſich in Mutmaßungen, woran und wieſo der Johann Birnkiſler ſo plötzlich des Todes verſtorben ſei. Der Röſſelwirtsknecht nahm ſich endlich einen Anlauf zu folgender Rede: „Es tut ſich zwar frei nicht ſchicken, Birnkiſler-Bäuerin, daß der Menſch bei einem ſolchen Unglück von Geſchäftsſachen ſpricht. Freilich könnt' ich ein anderes Mal kommen, aber der Weg iſt weit, und weil ich mein Rößlein ſchon bei mir hab' heut' — weißt, Bäuerin, um das Maſtſchwein wär' ich da, das ich dir vor etlichen Tagen abgekauft hab'."

Sie wehrte mit der flachen Hand ab: „Gott, ja, nimm's, nimm's, ſteht eh draußen im Stall. Laſſet mich nur jetzt mit ſolchen Sachen in Fried!"

Nun rückten aber auch die übrigen mit ihrem Vorhaben heraus, das Weib wies gegen den Stall, und ſie wunderten ſich baß darüber, daß der Birnkiſler fünf Maſtſchweine ſtehen habe unter ſeinem Dache. Freilich erwies dieſe weltgläubige Annahme ſich nur zu bald als Trugſchluß. Es fand ſich nur ein einziger Stall vor und in dieſem nur ein einziges Schwein und als Reſt nur noch die Gewißheit, daß die Käufer geprellt ſeien. Der Fleiſchhacker wollte Lärm ſchlagen, allein der ſittſame Breitenbichler erinnerte an die Achtung, die man einem Toten unter allen Umſtänden ſchuldig ſei. Die Strafe habe ihn augenſcheinlich ja ſchon erreicht und für ſie, die Käufer, wäre es

das klügste, die fette Sau ohne viel Wesens in fünf gleiche Stücke zu teilen, damit jeder wenigstens einen Brocken von ihr habe.

Einverstanden. Und als sie mit ihren fünf Brocken abgezogen waren, stand der Johann Birnkisler von den Toten auf und schmunzelte. Er hatte in seiner Brieftasche die fünffache Sau, und ein Käufer hatte von der einfachen nur den fünften Teil. Aber gescheit muß man sein!

„Es wird dir doch schlecht gehen, bis sie erfahren, daß du wieder munter worden bist!" gab das Weib zu bedenken.

„Laß mich nur machen!" sagte der Mann. „Mit denen fünfen werd' ich schon fertig. Wenn sie mir nur keinen Gerichtsprozeß machen, der wär' mir zuwider. Die Doktors, das sind verflucht gescheite Luder!"

Was er gefürchtet, trat ein. Als die fünf Geprellten die Auferstehung des fünffachen Schweineverkäufers erfuhren, verklagten sie ihn vor Gericht. Das Weib war außer sich und sah schon den Galgen; der Bauer blieb ziemlich ruhig und rechnete so: sie haben die Sau miteinander geteilt, haben sich abgefunden, also sind sie abgefertigt. Und meinetwegen? Auf das Wiederlebendigwerden ist keine Straf' gesetzt. Etwas unheimlich war ihm aber doch, dem guten Johann Birnkisler, also ging er hinab ins Stadtl und nahm sich einen Advokaten auf.

Der Herr Doktor Schlauchel war ein erfahrener Mann, hatte schon viele Gesetzparagraph-Häflein, an denen Leute hängen geblieben, gerade gebogen, allein dieser Fall war ihm bedenklich.

„Bauer!" sagte er nach tiefem Nachdenken, „Ihr habt Euer Schwein

wissentlich mehrmals verkauft. Es steht schlimm um Euch, Ihr werdet sachfällig!“

„Daß der Teuxel . . . . !“ knurrte der Bauer.

„Ich habe jedoch eine Idee,“ sprach der Advokat. „Wir wollen es versuchen, vielleicht gelingt's. Aber klug sein, Birnkisler!“

„O je!“ machte dieſer, als wollte er ſagen, an Klugheit ſei ihm niemand über.

„Ihr werdet vor Gericht ſtehen,“ belehrte der Advokat Doktor Schlauchel. „Da wird viel herumgeredet werden. Und was Ihr auch antworten möget, es wird nichts nutzen, es wird für die Katz' ſein. Deswegen merket Euch einmal das: Was ſie auch ſagen mögen, tut nichts desgleichen, ſagt nur: abgepfiffen! Bei der ganzen Verhandlung nit ein einziges Wort, nur allemal: abgepfiffen!“

Der Bauer lächelte pfiffig und ſagte: „Bedank' mich recht ſchön, Herr Doktor, das will ich tun.“

„Und auf dem Heimwege bringt Ihr mir mein Gebühr von dreißig Talern.“ Alſo der Doktor, und der Johann Birnkiſler ging zum Gerichte.

Na, da gab's Leute! Da waren fünf Ankläger, zwei Richter, zwei Schreiber und der Gerichtsdiener. Zehn gegen einen! Und erſt noch die Geſetzbücher in Haufen, die waren ja auch gegen ihn. Der Bauer ſtellte ſich recht demütig hin vor den grünen Tiſch und zerknüllte ſeine Hutkrempe.

„Ihr ſeid der Bauer Johann Birnkiſler, ſo und ſo alt, bisher unbeſcholten, und habt ein Schwein verkauft. Iſt es ſo?“

„Abgepfiffen,“ ſagte der Angeklagte ruhig.

„Was meint Ihr?“ fuhr der Richter auf. „Und ſeid beſchuldigt, ein und dasſelbe Schwein an mehrere Käufer verkauft zu haben. Was ſagt Ihr dazu?“

„Abgepfiffen,“ antwortete der Bauer.

„Wollt Ihr es vielleicht leugnen? Hier ſtehen fünf Zeugen, ehrenwerte Männer. Nun?!“

„Abgepfiffen," ſchrie der Bauer hell auf.

„Seid Ihr verrückt? Wiſſet Ihr, daß Ihr nur durch ſofortige Vergütung und reumütige Abbitte Eure Strafe weſentlich verringern könnt?"

„Abgepfiffen," antwortete der Bauer mit trauriger Miene.

Der Richter wurde ſtutzig. Und als er auf weitere Fragen von dem Angeklagten immer nur das Wort „Abgepfiffen" hörte, und nichts als das Wort „Abgepfiffen", das manchmal wie ein Hilfe- oder Drohruf ausgeſtoßen, dann wieder wie im Stumpfſinne hingelallt wurde, wendete der Richter ſich zu den fünf Anklägern und ſprach im Tone des Vorwurfs: „Wen habt ihr denn da hereingebracht? Das iſt ja ein Unglücklicher, ein armer Irrſinniger! Wohl auch epileptiſch, woran ihr ſcharfſinnigerweiſe ſeinen Tod geſehen habt. Und mit einem ſolchen Menſchen ſchließet ihr Geſchäfte ab? Wohl kaum in einer anderen Abſicht, als den Schwachſinnigen zu übervorteilen? — Ich finde zu urteilen, daß dieſer Mann das Schwein nicht aus unlauterer Abſicht wiederholt verkauft hat, ſondern aus reiner Vergeßlichkeit. Ich ſpreche ihn frei, und ihr möget euch merken, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Narren keinen Handel macht. Ihr könnt heimgehen, Johann Birnkiſler."

Dieſer verneigte ſich ſo ein wenig und tappte dann blöde zur Tür hinaus.

Auf ſeinem Wege nach Hauſe nahm er die kürzeſte Gaſſe. Sie führte am ſtattlichen Hauſe des Herrn Doktors Schlauchel vorüber. Der Herr Doktor ſchaute zum Fenſter herab. Er hatte ein blaues Hauskäppchen auf und ein langes Pfeifenrohr im Munde und

in Gold gefaßte Brillen auf der Naſe. Daher ſah er den Johann Birnkiſler ſchon von weitem daherſtiefeln.

„Nun, ich ſehe, Ihr ſeid ja ganz munter auf freiem Fuße, Birnkiſler!“ rief er hinab.

Der Bauer nickte mit dem Kopfe, ja, er wäre munter auf freiem Fuße.

„Es iſt alſo gut gegangen!“

Der Bauer nickte vergnüglich mit dem Kopfe und trachtete weiter.

„Mein Rat hat alſo geholfen? Hat er? Na ſchön, das freut mich. Nun kommt aber einmal zu mir herauf, Birnkiſler, und bringt mir meine dreißig Taler.“

„— Abgepfiffen!“ ſagte der Bauer und trottete gelaſſen ſeines Weges.

Im gleichen Verlag erschien:

Peter Rosegger
Nixnutzig Volk

Siebzehntes Tausend

brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Münchner Allgemeine Zeitung. „Eine lange Reihe sragwürdiger Gestalten führt der Dichter in dem Büchlein vor, darunter prächtiges Menschenmaterial, das nie vor die rechte Schmiede kam, deren jeder einen besonderen Hieb und Strich hatte; allerlei Schutt und unabgeschliffenes Steingeröll, verschobene und abgeblitzte Existenzen, wie aus dem „Simplicissimus" des wackeren Jakob Christoph von Grimmelshausen."

Das Land. „Der steirische Dichter hat es immer verstanden, seinen Büchern treffende Titel zu geben. Selten ist ihm aber einer so gut gelungen wie bei diesem, seinem neuesten Werke. In 31 Geschichten führt er uns eine Menge origineller Gestalten vor, von denen eine immer „nixnutziger" ist als die andere. ... Es gibt solche Menschenkinder, die als „reine Toren" durch das Leben gehen; ganz besonders in der Waldheimat des Dichters gedeihen sie noch, von der Mitwelt, die sich natürlich besser dünkt, bespöttelt oder verachtet. Hier in diesem Buche findet man sie mitten unter allerhand zweifelhaften Gestalten, die an „Nixnutzigkeit" nichts zu wünschen übrig lassen. Rosegger schaut sie mit den Augen des Poeten an und stellt sie für den Leser in eine ganz eigene Beleuchtung. Beide Gattungen zeichnet er gleich meisterhaft, gleich lebenswahr, und fesselt dabei wie immer den Leser durch die Eigenart seiner Darstellung. Selbst den verlottertsten Kerl weiß er in ein Licht zu rücken, daß man ihm bei allem Abscheu einen freundlichen Blick schenken muß. Und wieviel Herzerfreuendes schlingt sich doch auch durch das Geranke von Wunderlichkeit und Verbohrtheit!"

Humoristische Bücher von Otto Ernst

Ein frohes Farbenspiel.

Humoristische Plaudereien. 17. u. 18. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Grazer Zeitung. „Übermütige sprudelnde Lustigkeit vereinigt sich in diesem Buche mit gemütsinniger poetischer Weltbetrachtung. Es ist ein in seiner Art ganz neues Buch: Otto Ernst hat die feuilletonistische Plauderei zur vollen Höhe des Kunstwerkes erhoben und ist dabei in jeder Zeile amüsant geblieben."

Hamburger Korrespondent. „Otto Ernst zeigt sich in seinem „Frohen Farbenspiel" als einer jener in Deutschland seltenen Schriftsteller, der mit bestrickender Grazie und gesundem Humor, dem aber auch der sittliche Grundton nicht fehlt, über alles mögliche zu plaudern versteht. Nur verleugnet er darin niemals den Deutschen, daß überall das warmherzige Gemüt hindurchleuchtet."

Vom geruhigen Leben.

Humoristische Plaudereien. Neue umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. 16. bis 18. Tausend. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Breslauer Morgen-Zeitung. „Die ganze Künstlerschaft Otto Ernsts entfaltet sich in diesen kleinen Skizzen und Novellen, die leicht hingeworfen scheinen und in denen so viel Lebens- und Menschenkenntnis enthalten ist."

Über Land und Meer. „In allen Gaben des schmucken Bandes tritt jene für Otto Ernst so bezeichnende Mischung sonniger Heiterkeit und begeisterten Ernstes dem Leser entgegen. Immer versteht er es, das Große und Allgemeine mit goldenen Fäden ans Persönlich-Menschliche anzuknüpfen und wiederum aus dem Engen, Blick und Seele ins Weite, Unvergängliche zu führen."

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Humoristische Bücher von Rudolf Greinz

Im Herrgottswinkel.
Lustige Tiroler Geschichten. 3. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Das goldene Kegelspiel.
Neue Tiroler Geschichten. 2. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Marterln und Votivtaferln des Tuifelemalers Kassian Kluibenschädel. Kartoniert M. 3.—.

Bergbauern.
Lustige Tiroler Geschichten. 3. Tausend. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Tiroler Bauernbibel. 2. und 3. Tausend.
Broschiert M. 2.50, gebunden M. 3.50.

Neues Wiener Abendblatt. „Greinz sucht in seinen Tiroler Bauerngeschichten keine Probleme aufzuspüren, er geht dem Ernst aus dem Wege. Er steht auf der Sonnenseite des Lebens. Er ist ein Schalk, der seine Figuren mit innigem Behagen vorführt, ihre komischen Eigenheiten mit scharfem Blick erspäht und ohne Sentimentalität mit gesunder Natürlichkeit schildert."

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Eines der lustigsten Bücher
der neuen Literatur

ist

Der süße Willy

Die Geschichte einer netten Erziehung

von **Otto Ernst**

13. bis 17. Tausend

in eleg. Pappband M. 1.—.

Der Volkserzieher. „Diese Geschichte einer netten Erziehung ist das Beste, was der Flachsmann-Geißler geschrieben hat, vielleicht das überhaupt Beste auf dem Gebiet der satirischen Pädagogik."

Aargauer Nachrichten. „In lustiger Weise verspottet in diesem vom Verlag recht originell ausgestatteten Bändchen Otto Ernst, der bekannte Verfasser des „Flachsmann als Erzieher" die Affenliebe so mancher Eltern, die ihrem Sprößling den größten Dienst zu leisten glauben, wenn sie alle seine Unarten reizend finden. Wir begleiten den „süßen Willy" von der Geburt an durch die Jahre der Kindheit und Schule bis zur Universität. Das satirische Büchlein, das nun schon in vierter Auflage vorliegt, wird jedem Leser Vergnügen bereiten."

Zeitstimmen. „Dieses wunderbare Buch ist genügend gelobt worden und steht als eines der besten von Otto Ernst da; wir wollen dem Dichter nicht auch noch Weihrauch streuen, sondern nur kurz die Tatsache feststellen, daß eine solch launige interessante Jugend-Humoreske seit langem nicht erschienen ist. Ein weiterer Beweis ist die vorliegende vierte Auflage, welche zeigt, daß der Leserkreis beträchtlich ist."

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Peter Rosegger
Die beiden Häuse

Die beiden Häuſe

Ein Roman aus unſerer Zeit

von

Peter Roſegger

Aller Kräfte größte iſt die Wahrheit,
Aller Wahrheit beſte iſt die Weisheit,
Aller Weisheit höchſte iſt die Güte.

Erſtes bis zehntes Tauſend

Leipzig ▪ Verlag von L. Staackmann ▪ 1912

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1911 by L. Staackmann.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Der erste Tag in Freiheit.

Wenn zwei junge Menschen anfangen höhenwärts zu steigen, so ganz aus eigenem Ahnen und Willen, aus Lust und Trotz und Kraftfülle das erstemal himmelwärts, da kann man sich schon einmal wenden und ihnen mit einer gewissen Feierlichkeit zuschauen, wie sie es anfangen.

So verlassen dort zwei junge Burschen das Wiesental und steigen in den Wald ein, der den steilen Berghang hinansteht und uns die Knaben allsogleich verleugnen will, kaum sie ihren neuen Pfad betreten haben. Es ist dunkler, kühler Fichtenwald und die Burschen werden getragen von ihren zwanzig Jahren. Der ältere kann auch schon zweiundzwanzig sein; sie selber scheinen es am wenigsten zu wissen, wie alt sie sind, es ist ihnen auch ganz gleichgültig. Nur Knaben möchten sie nicht mehr sein — all ihrer Tage nicht mehr! Jeder hat einen Rucksack am Rücken, stramm bepackt mit Dingen, die man auf der Alm sicherlich nicht braucht und wahrscheinlich nicht bepackt mit Sachen, die nötig wären. Aus dem einen der Rucksäcke steht durch den geschnürten Hals ein so langes Pfeifenrohr hervor, daß es drinnen kein Obdach finden konnte und deshalb seinen Saugspitz ganz ungebührlich aller Welt hinhalten muß. Ob das zweite Paar Strümpfe im Zegger ist, das kann nicht ergründet werden.

Zwei flügge gewordene Hähnchen sind es, die an diesem Tage ihre Eierschalen durchbrochen haben. Studenten nennen sie sich seit achtundvierzig Stunden. Weiter braucht's ja nichts mehr, als höchstens jetzt eine Gebirgspartie, um wie zwei junge Adler zweitausend Meter hoch in der Freiheit schwimmen zu können. Der Eine war einer überzärtlichen Mutter entkommen, der Andere einem stets bevormundenden Vater, den immer lehrhaften Professoren beide.

Der eine dieser Burschen ist groß und schlank; was stieg der aus mit seinen langen Beinen! Meterschritte waren die kürzesten, das nannte er trippeln. Der andere war nahezu um zwei Köpfe kleiner, dafür untersetzter und in den Bewegungen ruhig und gemessen bis zur Würde.

„Was hast du denn angestellt, daß du so laufst?" rief der Kleine dem Großen nach. „Mein Vater sagt, beim Bergsteigen muß man langsam anfangen."

„Nun, so fange langsam an", antwortete der Schlanke, seine weiten Schritte nicht einen Augenblick unterbrechend. „Du wirst halt zurückbleiben".

Und so kam es auch. Der Kleine ging langsam und blieb zurück. Er sah den Kameraden nur noch durch das Waldesgestämme, sah ihn den Bergstock heftig in den Boden stoßen, mit schwingenden Schritten ansteigen und manchmal munter über eine Baumwurzel stolpern. Der Kleine hatte keinen Bergstock und auch keinen anderen, denn sein Vater hatte gesagt, der Mensch habe zwei Beine, und wenn ein drittes nötig wäre, so wäre ihm ein drittes gewachsen. Dem Kleinen genügten zwei völlig und er kam damit ganz erklecklich bergan. Aber den Freund hatte er aus den Augen verloren.

Nicht auf lange. Nach einiger Zeit hatte der hohe Wald sich in Niederholz verwandelt, und dieses sich in einen ruppigen Almboden, wo der Sturm gefurcht und der Wind lebendigen Samen hingestreut hatte, so daß auf zerrissener Erde zartes, grünes Gras mit gar feinen Blümlein wuchs. Auf einem Bühel saß der Große und schaute auf die Berge hinaus, die hinter den Wipfeln des Waldrandes heraufgestiegen waren. Er achtete nicht eigentlich auf die Blumen und nicht auf die Berge, er schaute nur so hin. Den Hut hatte er weggeworfen und mit dem Sacktuch rieb er sich den Nacken trocken. Wie so das kühle Lüftchen strich, das tat ihm wohl.

„So erhitzt soll man sich nicht der Zugluft aussetzen!" Der Kleine rief es ihm zu. Jener lachte und blieb sitzen, wie er saß. Es hilft ja nichts, folgen tut er nicht und tut er einmal nicht; er ist ein Leichtsinn — dachte der Kleine. Einmal habe ich ihm das von der Zugluft gesagt, das Übrige muß das Reißen besorgen. — Er behielt also seine weitere Weisheit für sich und ging langsam die Matten hinan, vorbei an dem Freunde, ohne ihm einen Blick zu schenken. So oft er auf den anderen böse war, tat er sich selber leid. Der Große saß noch ein Weilchen auf dem grasigen Hügel und legte sich endlich mit ausgespreiteten Beinen und Armen hin wie ein X. Dann sprang er auf, setzte wieder den Schnellschritt ein, lief seitab nach rechts und nach links, pflückte Alpenrosen oder jagte ein Bergwiesel. Weil er das nicht erwischen konnte, fluchte er ihm ein lustiges Schimpfwort nach.

Von jetzt ab bekamen sie über ihre gelockten Häupter kein Walddach mehr. Bis auf etliche dichte Baumgruppen,

die wie ſchwarze Burgen auf den Almen ſtanden, war alles kahl. Die Ausſicht entfaltete ſich, hinter Bergen kamen andere Berge hervor und die Gegend ſank immer tiefer nieder vor den Augen der jungen Touriſten. Jetzt ſchauten ſie hinaus, ununterbrochen hinaus, der Eine nach Falken und Geiern, der Andere nach auffallend geformten Bergen und in alle Ferne hinſtreichenden Tälern. Während des Gehens ſchauten ſie hin — auch der Kleine, obſchon ſein Vater geſagt hatte, während des Wanderns ſolle man auf die Füße ſchauen, und nicht auf die Wolken. Sie waren zu lange durch Gräben und Schluchten marſchiert, durch Engtäler mit den Augenblenden der langweilig ſich hinziehenden Berglehnen. Und da waren ſie ſo lichtdurſtig geworden, ſo ferndurſtig. Die Hochluft atmete den ſüßen Duft des Kohlröschens; der Himmel war blauer als blau — unendlich bis zum Herztotdrücken, wenn ihm nicht das Auge eine erlöſende Grenze gegeben hätte.

Das wird eine Bergtour werden! — Der Große ſtieß einen Juchſchrei aus. Wenn dieſer blaue Himmel von Glas geweſen wäre, der Juchſchrei hätte ihm ein Loch geſtoßen, ſo ungeſtüm war er.

Sie waren ja erſt ausgekommen, unſere beiden Jungen. Der dritte Tag nach der Matura! — Mehr braucht man nicht zu ſagen, kann es auch nicht. Bei dem einen artete die Glückſeligkeit in eine faſt gewalttätige Luſt aus; bei dem andern blieb ſie mehr in einer ſtillen Vergnüglichkeit. Dieſe zwei friſch gebügelten Alpenwanderer waren jene zwei Schüler, die man im Gymnaſium die feindlichen Brüder genannt hatte, obſchon ſie gar nicht Brüder waren, nicht einmal Verwandte und am wenigſten Feinde. Sie wären

ſich wahrſcheinlich ihr Lebtag nie näher gekommen, wenn nicht der Zufall aus ihnen ſein Spielzeug gemacht hätte. Oder hatte frühzeitig die Vorſehung eingehakt? Es iſt ja ſonſt gewöhnlich ganz arglos gemeint, wenn zwei Jungen Johann Schmied heißen. Man kann in einem und demſelben Lande Dutzende finden, die gleiche Namen haben, ohne daß ſie ſich deshalb etwas zuleide tun. Höchſtens daß die Meier mit läſſiger Verachtung aneinander vorüber gehen. Aber unſeren beiden Schmieden hatte der gleiche Name zuerſt die Aufmerkſamkeit auf einander gelenkt, dann einen ausgiebigen Trutz zurecht gebracht und ſchließlich eine dicke Freundſchaft. Der Kleine war der Sohn eines Bauers aus dem Bergländchen Leingau und hieß recht und gerecht Johann Schmied. Der ſchlanke große war aus dem unteren Schatt, wo die Wäſſer des Oberlandes breit zwiſchen den Hügeln dahinfließen; er war eines Mühlenbeſitzers Einziger und hieß ebenſo recht und gerecht — im Kirchenbuch iſt ja alles feſtgenagelt — Johannes Schmied. Da geſchah es nun, daß der Kleine ein fleißiger Schüler war, der für die Klaſſe als Muſter aufgeſtellt wurde, beſonders von den Lehrern der Geſchichte und der lateiniſchen Sprache. Auch der Katechet ſchrieb in ſein ſchwarzes Ehrenbüchlein den Namen Johann Schmied mit würdigen Lateinbuchſtaben und las ihn manchmal mit ſchönem Vollklange heraus zur Erbauung des Kollegiums. Ganz ſo feierlich wurde der große aus dem Unterſchatt nicht behandelt, ja ſein Name wurde eher zur Abſchreckung, zu einer Bezeichnung des Unfleißes. Und doch glaubte auch er ein Recht zu haben auf den Glanz dieſes Namens. Er ſchrieb ſich nicht länger Johannes, ſondern Johann Schmied. Den

Kleinen wurmte dies ein wenig, er ſagte aber nichts, ſondern wich dem neuen Johann geſchickt aus, indem er ſich von nun ab Hans Schmied ſchrieb. Dieweilen aber auch der „Hans“ bald zu gleichem Anſehen kam, wie früher der brave Johann, ſo dauerte es nicht lange und auf den Schreibtheken des Müllerſohnes ſtand ebenfalls deutlich hingemalt: Hans Schmied. Jetzt ſchlug des kleinen Hans ſonſt ſprichwörtliche Sanftmut einmal mit den Hinterbeinen aus. Er ſandte zwei Kameraden ſeiner Bank in die vorletzte, um den Müllerischen zu fragen, weshalb er ſich vorerſt den Namen Johann und jetzt den Namen Hans anmaße? Der Große antwortete kurz und ſcharf: „Ich heiße Johannes und kann mich Johann oder Hans ſchreiben, wie ich will. Wem's nicht recht iſt, der ſoll nur kommen.“

Der kleine Hans war über dieſe Dreiſtigkeit gar nicht einmal erboſt, da er es recht überlegte. Natürlich kann einer ſeiner Namen ſchreiben, wie er will; nur merkwürdig, daß der große, ſchöne, vornehme Großmüllerſohn juſt ſo heißen wollte, wie er, der arme Bauernbub. Heimlich tat ihm das wohl. Und eines Tages, nachdem dieſer Große, Schöne, Vornehme in Mathematik und Latein mit einem verhängnisvollen „Zweier“ gemaßregelt worden war, ſchrieb der Kleine an ihn alſo: „Lieber Kollege Schmied! Wenn Du Hans Schmied heißen willſt, ſo mußt Du fleißiger ſtudieren. Hans Schmied“.

Der Andere antwortete nach drei Minuten: „Lieber, dummer Schmied! Studieren tue ich ohnehin, aber das Teufelszeug verſtehe ich nicht. Unſinn! Dich geht's nichts an. Hans Schmied“.

Noch an demſelben Tage tat der Kleine zurück:

„Lieber Kollege! Mich geht's was an, weil du meinen Namen trägst. Wenn du's nicht verstehst, so will ich dir helfen. Ist es dir recht, so komme ich dreimal in der Woche zu dir und wir machen mit einander die Aufgaben. Hans Schmied".

Und rasch der Große: „Du bist ein Hund! Wenn ich einen Instruktor brauche, so kann ich mir schon selber einen verschaffen und brauche keinen solchen Lausker!. Wenn du aber so gut bist und dreimal in der Woche zu mir kommen willst, so ist es mir recht, weil ich meinem Alten den Verdruß ersparen will, durchzupatschen. Komm wann du willst. Dein dich liebender Hans Schmied".

Das war der Notenwechsel gewesen. Schon am nächsten Tage kam der kleine Hans zum großen Hans. Dann schufteten sie miteinander drei Monate lang. Am Abende des Maturatages konnte der Große nach Hause depeschieren: „Durch!" — eine Sparsamkeit, die dem Müller in Unterschatt eine schlaflose Nacht kostete, bis am nächsten Tag der Junge selbst mit Imperatorenstolz alle Zweifel aufhob, ob die Blitzpost durchgefallen oder durchgekommen hatte heißen sollen.

Also zu Lohn die Ferienreise ins Hochgebirge. Da hatte es nämlich der Müllersjohn seiner Mutter gesteckt, er möchte mit Verstattung und auf seine Kosten gerne einen Kollegen mitnehmen; es sei ein mittelloser aber fleißiger Bursche, ein soweit braver Bauernsohn aus dem Leingau, der bei gegenseitiger Aneiferung doch auch glücklich die Matura bestanden habe. — Die Mutter tat einen Freudenruf, daß ihr Junge für die Fährlichkeiten der Berg- und Eiswelt einen Kameraden habe. „Tuts nur

fleißig beten unterwegen!“ Dieſer Rat und ein wohlausgeſtattetes Geldtäſchchen waren die weſentlichſten Mitgaben der Mutter auf die hohe Wander.

So hatten denn die beiden durch einen Namen gleichſam zuſammengeſchmiedeten Hänſe ihre Bergfahrt angetreten. Eins im Herzen — wie der kleine Schönſeher ſagte, aber nicht eins im Sinne — wie der große Skeptiker vervollſtändigte. Mit ſolch einem Knirps, der obendrein noch immer den „frommen Karl“ ſpielt, eines Sinnes zu ſein, das hielt der Große als mit ſeinem Standpunkte nicht vereinbar. Der kleine Hans wollte an dieſem Tage noch bis zur Kremmelhütte hinauf; der große Hans wollte in der „grünen Senn“ übernachten, die dort in der breiten, flachen Mulde lag, unterhalb der Steinſchütte, die von einem Felsriff niederging und in einen weithinliegenden Legföhrenſtreifen verſickerte. Die Hütte hockte wie eine graue Taube an dem braunen Knieholzbeſtande und hatte auch ein paar Nebengebäude, und eine Umzäunung, von der man nur wenig ſah, ſchloß einen Kohlgarten ein, oder ein beſonders friſches Wieſlein. Hier — meinte der große Hans — ſehe es faſt ſo aus, wie in einer Almerei, wo man was zu trinken bekäme. Nicht bloß durſtig, auch müde war er geworden, was er aber nicht zugeſtand, ſondern der Kleine nur erriet. Der hatte ſich erboten, ſeinen Rucſack zu tragen, für welchen Schimpf er einen erklecklichen, aber nicht ſonderlich ernſt gemeinten Fauſtſtoß an die Achſel erntete. Es biß ihn, dem Großen die Urſache der „roſtig gewordenen“ Beine zu nennen, er dachte aber: Wozu? jetzt merkt ers wohl ſchon ſelber, daß ein Bergſteiger, der als Haſe anhebt, als Schnecke

aufzuhören pflegt. Wird der Held daran erinnert, so bestreitet er's, kommt er von selber drauf, so merkt er sich's.

Die Sonne hatte sich in einem weichen, milchweißen Abendhimmel verloren, der über den Felsrissen hingestrichen lag; sie war verschwunden, ohne schon untergegangen zu sein, und die Almkuppen und Mulden hatten keine hellen Farben mehr. Der Steig zur grünen Senn war vor lauter großblätterigem Huflattich kaum zu finden; die Wanderer gerieten in Erdlöcher, die unter dem Blättergewuste verborgen waren, und um den kleinen Hans war es ein paarmal, als hätte ihn die Erde verschlungen, bis doch allemal wieder das schwarze Scheibchen seines Hutes zum Vorschein kam. Almvieh, scheckige Kühe und braune Stiere trotteten von den Matten her und die fleckige Weiserin mit der Blechglocke fand die verwachsenen Steige genauer, als unsere akademischen Weltweisen, die jetzt dem lieben Vieh folgten, um zur Sennerei zu gelangen. Dort wurde schon Willkommen gerufen. Der große Hans lüpfte sein Hütlein, bis der Kleine ihn belehrte: „Das geht ja nicht eure Exzellenz an, vielmehr die Rinder!"

„Ochs!" lachte der Große.

„Dann allenfalls auch uns. Nach Studenten schreit hier niemand, sei versichert."

So kamen sie munter zur Hütte hin. Vor derselben war ein langer, schmaler Brettertisch aufgeschlagen und an dem saß lässig an seinen Rucksack hingelehnt und ein Bein auf die Sitzbank gestülpt ein Mann. Weil er in ziemlich zerschundener Älplertracht war, mit Lederhose und nackten Knieen, hielten sie ihn für einen Bergmenschen und grüßten flüchtig. Er gab sich auch nicht viel Mühe

wegen ein paar windiger Buben den Kopf zu heben oder gar seine Stellung zu verändern. — An der niederen Hüttentür, unter deren oberem Rand ein träges Räuchlein hervorkroch, zeigte sich die Sennerin. Eine festgezimmerte, barfüßige Person, an der nichts Anbetenswertes war, es müßte denn der pechschwarze, sorgfältig geflochtene Haarzopf sein, den sie wie einen Reifen um den runden, kerngesund klobigen Bauernschädel gewunden hatte.

Der Große band mit ihr an.

„Guten Abend, Fräulein Sennerin!"

Einen Augenblick scharfer Stille, dann von ihrer Seite: „Tun's wen andern frotzeln, Sö!"

„Kann man Bier haben?"

„Bier? Hab'n ma nix nit. Na."

„Wein?"

„Ist ausgangen."

„Also Wasser, in Gottesnamen!"

„Hab'n mir ab koans."

„Was, auch kein Wasser?"

„Bal's regn't schon. Müassens halt wartn, bis der Halter kimt, mit der Butten. Leicht mögn's a Mili derweil?"

„Gut ist's. Milch. Viel Milch!"

„In der Schüssel oder im Häfen?"

„Was ist denn da für ein Unterschied?" fragte der Große lachend.

„Wollts es eff'n oder trink'n?"

Da riefen sie beide: „Ja, ja im Häfen, im Häfen!" denn zum Essen aus der Schüssel dazu war der Durst zu unbändig.

Nachdem ſie am unteren Ende des Tiſches ſich weidlich geatzt hatten, erwachte der Geſelligkeitstrieb. Daß der ältliche Herr dort kein Bergbauer war, hatten ſie ihm ſchon abgeguckt, dafür lag er viel zu läſſig bequem auf dem Brette, dafür waren ſeine Beine viel zu wenig wetterverknorrt, die Kniee viel zu wenig braun und der leicht grauende Vollbart viel zu halbkurz geſchnitten, abgeſehen von den funkelnden Brillen, die in den Höhen des Habichts und des Adlers ſchlechterdings nicht der Brauch ſind. Nein, der Mann iſt ein ganz gewöhnlicher Graf, oder ſo was! — Mit dieſer Schätzung ließ der Müllersſohn vom Unterſchatt ſich herbei und begann, nachdem er ſich und ſeinen Kollegen tadellos vorgeſtellt hatte, mit dem Herrn ein Geſpräch. Dieſer antwortete anfangs etwas kurz und ſchläfrig. Aber die Friſche der jungen Leute griff kühnlich aus und der Herr wurde lebendiger. Wie man Kindern kleine Münzen hinwirft, ſo hatte er anfangs ſeine Bemerkungen fortgeſchleudert, faſt ziellos — zum Auffangen, wer will. Der kleine Hans ließ manche liegen; der große keine, und für manches glatte Hellerlein ſchnellte er ein kluges, witziges Silbermünzlein hin, daß der Herr ſich endlich bewogen fand, ſeinen Menſchen in eine etwas aufrechtere Lage zu bringen und mit den Burſchen ein richtiges Geſpräch anzufangen. Der große Student war allerlei Weisheiten voll, die er jetzt auslegte, ganz unvermittelt nebeneinander. Der Fremde ſchmunzelte, ſpielte den beſcheidenen Hörer und genoß wieder einmal dieſe jugendlichen Offenbarungen über die höchſten und tiefſten Dinge des Weltalls mit dem Behagen des Mannes, der vor vierzig Jahren dieſelben Offenbarungen geſpendet hatte.

Das Geſpräch wurde unterbrochen von einer in der faſt plötzlich dunkel gewordenen Luft tanzenden Dachſchindel, welche von einer Windwelle hingetragen, in den Hufſlattich fiel. Da pfiff es auch ſchon über das Hüttendach her und ein finſtergrauer Nebelſchwaden wälzte ſich über die Felsriſſe und das Kar herab.

„Z'ſpat iſt's!“ rief ſchrill die Sennin, „wann's noch a ſo laſſen, abi kemens neamer in d'Jagerhütt'n. Aus iſt's!“

Abikemen? Das wollten ſie doch gar nicht, die jungen Touriſten, die eben erſt heraufgekommen waren. Und jetzt fiel es ihnen ein, ſie hätten ja noch gar nicht nach der Nachtherberge gefragt. Schwer erſchraken ſie, als das Weib mit ſchlenkernden Armen bekräftigend erklärte: „Ih han ka Bed und nix nit!“

„Die Herren Sennerſi werden es mir nachmachen müſſen“, ſagte jetzt der fremde Touriſt. „Ich frage in einer Almhütte nie nach einem Bett, ſondern finde es klüger, wie der Eſel — in vielem unſer verläßlichſter Lehrmeiſter — das Heu zu wählen. Dort über dem traulich duftenden Kuhſtall iſt ein geräumiges Appartement, reichlich gefüllt mit ſchmiegſamen Eiderdunen und wohlriechendem ruſſiſchen Tee, in ſchlichtem Bajuwariſch Heu genannt — das habe ich mir von unſerer geſchätzten Direktorin des Hotels ausſperren laſſen. Es hat Raum für uns alle und ich mache meine Einladung.“

In dieſem Augenblicke platzte das Wolkenfaß und die Männer ſprangen in die Hütte. Der kleine Schmied als der letzte, hatte ſchon ſeinen Waſſerſchwall auf den Rücken bekommen. Der Regen wollte nach hinein, ſo

wurde er vom Sturme schier wagrecht in den Raum gepeitscht und der Große mußte im Verein mit der Sennin sich ernstlich stemmen, um die Tür dem Gewitter vor der Nase zuzuschlagen.

Jetzt waren sie also beisammen in den ächzenden Holzwänden, auf weitem Birg im einzigen Hort, der so halb und halb fürs Leben birgt, wenn die aus dem Gleichgewicht geratenen Kräfte ihren Feldzug haben. Der Almerin war jetzt alles recht, wie die Herren sich einheimen und untereinander absinden wollten. Auf der Steinplatte machte sie Feuer, das aus hartem Knieholz entfacht bald kaum weniger brüllte, als das Unwetter draußen. Der rote Schein und der ausgreifende Glutqualm heimelten, aber der Rauch wollte nicht hinaus bei seinen Löchern. Draußen war es finster und kalt geworden; der Regen war zu Hagel und der Hagel zu Schnee geworden. Und an den Schnee knüpften sie ihre Hoffnung. Nach Schnee kommen allemal schöne Tage! Die Alten wie die Jungen, die Klugen wie die Dummen, im Wetterprophezeien ist ihr Talent nicht arg verschieden. Die Natur hat noch Rätsel, mit denen sie die gescheitesten Leute foppt. Die um das morgige Wetter befragte Sennin antwortete: „Go nix nit konn ma sog'n", und schlug Eier in schmorrendes Rindschmalz. Anjetzo schien es ihr wichtiger zu nähren, als zu lehren. Sie brachte einen großen Brotlaib, der mit Steinen zerknüllt und mit Butter eingeschmeichelt werden mußte, um den seiner gebildeten Gaumen und Mägen genießbar zu sein. Die beiden Burschen beredeten diese Dinge des langen und breiten und wollten Abenteuer daraus bauen.

„Ihr seid wohl noch nicht lange auf der Wander?“ fragte der fremde Herr die Studenten.

„Nein.“

„Ich habe mir's gedacht.“

Endlich kam das eigentlich Richtige. Der große Hans hatte mit auffallender Eile die Speisen verschlungen. Der Kleine wollte ihn schon mahnen, daß solch ein schnelles Schlingen ungesund sei, dachte aber, wenn es ungesund ist, wird er's schon selber merken. Das hält dann besser. Kaum die letzten Bissen hinuntergewürgt, machte der Große sich an seinen Rucksack, um die Pfeife mit dem langen Rohre herauszunehmen. Und zeigte es sich: das lange Rohr war mitten entzwei gebrochen und ohne Mundstück starrte der Stumpf aus dem Bündel. Zum Glück war für den wichtigen Bedarf doppelt vorgesehen. Es gab Zigaretten. Und der fremde Herr hatte sich behäbig eine ungewöhnlich große Zigarre angebrannt; es sei eine geschwärzte, verriet er, das wären zwar die teuersten, aber die schlechtesten. Indessen schmauchte er sie mit Behagen und so haben sie den nicht abgezogenen Herdrauch mit Tabakrauch verbessert und die reine Alpenluft des Tages gewissenhaftest wettgemacht.

Und während draußen noch das Gewitter rauschte, in der Hütte der rötlich beschimmerte Rauch qualmte, die Sennin mit dem Almbuben im Stalle beim Vieh war und die Touristen an der Herdplatte beisammen saßen, hub sachte ein Gespräch an, das nach den Notphrasen der Langeweile und nach der Trostlosigkeiten der Bummelwitze Gehalt und Wesenheit bekam.

Es stellte sich heraus, daß der fremde Herr, der

durchaus kein hochgeborener Bergmensch, sondern einer von der Stadt zu sein schien — er ließ sich nicht durchschauen — mit jungen Leuten recht gut umzugehen wußte. Nachdem er von seinen munteren Hüttengenossen so auf gute Art ziemlich alles erfahren hatte, was er etwa gerne wissen mochte, fragte er sie nach der weiteren Absicht ihrer Reise.

Der kleine Schmied hatte es gerne, wenn gesprochen wurde, aber er war allemal froh, wenn es sein Kamerad für ihn tat. Der schnitt zwar leicht ein wenig auf, doch der Herr konnte ja glauben, was er wollte, und schien sich durch des Großen Dreistigkeit nicht stören zu lassen.

„Wohin unsere Reise geht?" sagte der große Schmied. „Sobald zu Tale nicht, das ist sicher. Morgen, wenn der Tagstern hellt, heißt's auf, und marschieren einmal bis zur Kremmelhütte. Dort wird gefrühstückt. Dann gehen wir ins Kar, dann auf den Breitnock und über das Lange Grat hinein. Dann über den Weißen Garten und am Lanzstein speisen wir zu Mittag. Hernach besteigen wir den Berg und nehmen den Abstieg zu den Drei Augen, wo wir übernachten. Am folgenden Tag in das hintere Melkstubental, den Sulkalpen zu."

Nachdem der junge Mann von der Gebirgstour hier ein wenig ausruhte, sprach der fremde Herr: „Wollten Sie mir das nicht auf Ihrer Karte zeigen?"

„Ach Gott, ich wollte eine Karte noch kaufen, habe aber vergessen. Es wird auch ohne ganz gut gehen."

„Allerdings," entgegnete der Herr, „als man die Alpen entdeckte, hat man auch keine Karte dazu gebraucht."

Hierauf schwieg der eine wie der andere, und dem

kleinen Schmied kam das nicht ganz geheuer vor. Der fremde Herr ſchlang von ſeiner Zigarre die Aſche los und ſchaute den Großen durch die ſcharfen Augengläſer ſtechend, faſt drohend an.

„So. Ohne Karte machen Sie Ihre Tour. 's iſt ja auch kaum mehr, als eine Tagpartie. Und für den erſten Tag wißt ihr Beſcheid, proſt Mahlzeit, da wißt ihr Beſcheid! Ich möchte nur einige Ungenauigkeiten berichtigen, wenn ihr geſtattet. — In der Kremmelhütte wollt ihr frühſtücken. Schön. An Appetit wirds nicht fehlen. Die Kremmelhütte iſt von hier in ſtarken fünf Stunden wohl zu erreichen. Da müßt ihr erſt den Roßkammpaß überſchreiten und die Kieſelſteinmauer hinan. Dazu braucht ihr einen Führer, der euch anſeilt. Die Kremmelhütte iſt nicht bewirtſchaftet und wohl auch verſperrt, euer Frühſtück müßt ihr da ſelbſt mitgebracht haben. — Nachher alſo von der Kremmelhütte ins Kar hinein, drei Stunden über Geſchütte und Felsblöcke, nicht markiert, Steinſchlag. Dann der Breitnock. Kinder, das iſt ein ſtrenger Herr! Der fordert unterweilen ſeinen Mautgroſchen. Vor einigen Jahren hat er einen Touriſten mitſamt ſeinem Hund über die Wand hinabgeworfen, in den weißen Garten hinein. Der weiße Garten iſt nämlich keine Wieſe, wo die Margariten blühen und die Maßliebchen und etwa die Weißen Dornröschen. Es iſt ein Gletſcherfeld mit tauſend Spalten und Schründen, die aber hübſch mit Schnee zugedeckt ſind, ſo daß ſie einer erſt wahrnimmt, bis er unten liegt — in Eis gekühlt, um dort auf ein wärmeres Planetenſyſtem zu warten. Vom Gletſcher bis zum Lanzſtein geht's überhaupt nicht,

da ſind die Fohlenſchluchten, auch tollen Schluchten geheißen — könnten ab und auf nur per Liſt paſſiert werden. Endlich der Lanzſtein! Da wollt ihr zu Mittag ſpeiſen. Im Hotel Lanzſtein zu Wien ſpeiſt man jedenfalls gut und nobel, aber der wirkliche Lanzſtein da hinten oben, meine Herren, iſt ein unhöflicher Patron, der ſchmeißt die plutokratiſcheſten Engländer mitſamt den Führern ſeine platten Treppen herab, wenn euch das Unglück vor fünf Jahren noch erinnerlich iſt. — Und nachher vom hohen Berge wollt ihr raſch hinablaufen zu den Drei Augen. — Da gelüſtet mich," ſchloß der Herr ſeine Ausführung, „was ihr euch etwa unter den Drei Augen vorſtellt?"

Der kleine Schmied horchte auf. Das wollte auch er wiſſen. Die Drei Augen am Lanzſtein hatten ihm's angetan, ohne daß er ſich recht klar war, wie man ſich dieſes Hauptziel der Reiſe eigentlich zu denken hätte. Der große Hans war um die Antwort nicht verlegen.

„Die Drei Augen, das ſind drei Gebirgsſeen hoch oben in einem Felſenkar. Und ſoll ſo eine Geſchichte dabei ſein vom heiligen Land, oder was — die weiß ich nicht mehr."

„Die weiß ich auch nicht," ſagte der fremde Herr, „aber die Drei Augen habe ich geſehen. Es ſind drei jener kleinen, tiefen Waſſertümpel, wie ſie in den Hochwüſten manchmal vorkommen und Gebirgsaugen, auch Meeraugen genannt werden. Iſt weiter nichts dabei, auch keine Gefahr, außer es bindet ſich einer einen ſchweren Stein um den Hals und ſpringt hinein. Ich mache Sie aber aufmerkſam, daß das alte Hoſpiz, das bei den Drei

Augen steht, aufgelassen worden sein soll, so daß in der halbverfallenen Kirche die letzte Maus längst verhungert sein wird. Da wäre es also wieder nichts. Vom Hochtal, wo die Drei Augen liegen, ist gegen den südlichen Abhang eine Scharte. Durch die kann man hinaus und wer gut zu Fuß ist, kann von der Drei-Augenkirche in vier Stunden ins Melkstubental hinab kommen. — So nun steht es mit eurer Gebirgswanderung. Solltet ihr mündliche Angaben nicht für verläßlich halten, so könnt ihr es in meinem Bädeker nachlesen." Er schob ihnen das rotgebundene Buch zu. „Ich glaube, auf fünf Tagereisen schätzt man die Wanderung, die ihr — morgen machen wollt."

Das Buch schlugen sie garnicht auf. Der Kleine schwieg, als hätte er den Kiefernkrampf, der Große sagte stark gedämpft: „Sollte es nicht gehen, so — kehrt man eben um."

„Umkehren? Das hat sich mancher gesagt, der nie wieder zurückgekehrt ist," sprach der fremde Herr. „Ich glaube just nicht der schlechteste Tourist zu sein, doch diese Partie ohne zwei Führer zu machen, wäre mir kaum je zu Sinn gekommen. Ich wandere am liebsten ohne Führer und wo es nicht gefährlich ist. Die schönsten Punkte lernt man auch so kennen. Was man mit Führern an Sicherheit gewinnt, das verliert man an Stimmung, an Andacht möchte ich sagen, wenn das einem siebenfach abgeschworenen Atheisten zu sagen erlaubt wäre."

Noch redete er so, da flog die Tür auf und herein sprang ein lebendiger Wasserfall. In Kaskaden goß es

vom Hute auf die Achseln, von den Achseln auf die Rockschöße, von diesen auf die Stubendielen, die sofort einen Bach zogen, vom Eingang bis zum Herde. Und am Herde hockte er jetzt, der neue Ankömmling, zitternd und zähneklirrend und zweimal schrie er es: „Telephon Nr. 1064! Bitte verbinden. Hallo! Doktor Tacitus! Chefredakteur der Sensation!“ Dann war er ohnmächtig.

Die herbeigeeilte Almerin wußte nicht, was mit dieser vom Himmel geregneten Erscheinung anfangen. Der alte Halterbub wußte es. „'s Fiaber hat der Mensch. Ih han a rauchets Heu, das ziahts gen aus.“ Branntwein tet er ihm zu, dann packte er den triefenden Fremdling in die Arme und trug ihn hinaus in das dunstende Junghen, in das er ihn vergrub zu einem wohltätigen Schlafe.

Das alles war fast nebelbildflüchtig vor sich gegangen, so daß unsere kleine Gesellschaft sich nun fragte: Was war das?

„Ein vom Gewitter überfallener Tourist,“ sagte der große Hans.

„Ein armer Mensch im Fieberdelirium,“ bedauerte der Kleine.

„Chefredakteur der Sensation,“ legte der fremde Herr drauf. „Sie kennen doch das Wochenblatt, die Sensation? Nun sehen Sie, das war der Macher. So schaut der Zeitungsschreiber aus, wenn er naß ist. Tacitus, wohlbekannt im ganzen Land. Im trockenen Zustand ein possierliches, bisweilen zierliches, bisweilen schäbiges Herrchen, je nach den Weltereignissen. Ich will ihm jetzt meinen Gegenbesuch machen.“

Nach wenigen Minuten kam der freundliche Herr von der Scheune zurück mit dem Bericht, „der Herr Doktor sind im raucheten Junghen wohl aufgehoben und schlafen wie ein Bund Haferstroh. — Ich bin der Meinung, wir gehen und machen es ihm nach."

Die Sennin führte unsere Drei ins Obergelaß des Stalles „afs Bed". Und da im trockenen, betäubenden Alpengras lagen sie, und aufs Bretterdach, das über sie mit Spreizen gespannt war, warf der Wind stoßweise Regen und Schnee.

Es war schon ein Weilchen still gewesen, da sagte Hans, der Große, mehr für sich als für die andern: „Warum die allemal Bed sagt, mit weichem d?"

„Weil auf der Alm alle Betten weich sind," gab der fremde Herr schon im Halbschlummer Bescheid.

Der Kleine hatte von diesem Tage genug und rief fast gebieterisch aus: „Schlafen will ich jetzt!"

Berufswahl auf dem Heu.

Der Schlaf hatte alles geschlichtet, aber das Erwachen wieder alles verwirrt. Tiefer, strenger Winter, soweit Nebel und Schneetreiben die Aussicht nicht vermauerten. Ein tollgewordener Sturm umgatterte die Hütte und rüttelte an allen Brettern und Balken und verstopfte alle Löcher und Fugen mit Schnee. Des Halterbuben erste Arbeit war, die nächtigen Schneewechten aus der Hütte zu schaffen; er wie die Sennerin verrichteten ihre Arbeit gleichmäßig und schweigend, als wäre es ganz ordnungsmäßig, im August die Winkel voll Schnee und die Fenster voll Eis zu haben und von der Hüttentür bis zu Stall und Scheune einen Weg schaufeln zu müssen.

Unsere jungen Touristen saßen am Herdfeuer und hatten nicht viel Redebedarf. Mit breiten, runden Holzlöffeln, die vorher im Munde der Sennin und des Halters gesteckt, aßen sie aus der geblümten Tonschüssel die heißgekochte Milch. Sie schmeckte nicht sonderlich, allein der kleine Hans hatte erinnert, daß man etwas Warmes in den Magen kriegen müsse, ehe von weiteren Unternehmungen die Rede sein könne. — Der fremde Herr, der für seine grauenden Haare gar nicht greisig, sondern frisch und flink war, hatte sich aus mitgebrachten Konserven selbst ein Gebräu gemacht und dann Kognak dazu getrunken.

„Na nu?“ lachte er einmal auf die Jungen her. Dieſe zuckten ratlos die Achſeln. Auf ſchlecht Wetter war ihr Ferienkalender nicht eingerichtet.

Der große Hans ſchaute durch die halbverſchneite Fenſterluke hinaus. Fliegender Schneeſtaub und Nebel, dann eine mit Schnee belegte Holzwand des Stalles, ſonſt war nichts zu ſehen.

„Was ſollen wir machen?“ fragte der Student.

„Darüber wird uns wohl keine Wahl weh tun“, antwortete der fremde Herr. „Dableiben bis der Sturm vorüber iſt und dann hinab.“

Und dann hinab?

„Nach einem ſolchen Wetterſturz iſt auf Wochen hinaus keine Rede von Bergwandern“. Und der Sturm ſchien nicht willens zu ſein, ſeinen Tanz ſobald aufzugeben. Er wurde immer noch ausgelaſſener, jeden Kübel an der Wand machte er zu einer Trommel und jedes Loch zu einer Pfeife, fand aber mit ſeinem Konzert wenig Beifall. Die Touriſten hockten am Herdfeuer und ſchürten es und warfen immer wieder knorrige Äſte darüber. Bis der große Hans ſich auf einmal reckte und ſprach: „Jetzt weiß ich was. Ich gehe wieder ins Heu.“ Der Vorſchlag fand Beifall, maßen auch Doktor Tacitus noch ſeinen Winterſchlaf tat. Und dann lagen ſie wieder ſtundenlang in den wohlangepaßten Gruben, die ſie ſich in der Nacht gehöhlt hatten und hörten dem Windgepolter zu und duſelten und plauderten und riſſen Rettungspläne an. Bisweilen kam der Halterbub und grub mit einem langgeſtielten Eiſenhaken Heu aus dem Stoß, um damit das Vieh zu füttern.

Die beiden Häuſe hätten den fremden Herrn, der ein ſo guter Kamerad geworden war, gerne durchſchaut, aber er tat ſich nicht auf. Sie kamen auf allerhand Mutmaßungen, blieben aber an keiner hängen. Mit mancherlei Anſprachen hatten ſie es verſucht. Der „Baron“ löſte ein Schmunzeln aus; auf den „General“ ſchob ſich allemal ſeine Stirnhaut hoch. Den „Doktor“ vertrug er noch am eheſten.

Nun, in der dunklen Heuſcheune hat ſich ein ſchickſalsträchtiges Geſpräch entwickelt. Nach längerer Pauſe redete der fremde Herr plötzlich von ſeiner Schichte herüber: „Nun, meine Herren Maturanten, da lägen wir.“

Sie ſtimmten lachend bei.

„Eine recht nachdenkliche Zeit, nicht wahr? Ihn denkt gewiß über eure Berufswahl nach.“

„Dazu hat's noch Zeit“, ſagte der Große. „Ich will mir einmal die Burſchenſchaften überlegen.“

„So. Und der Kleine?“

„Ich werde Geiſtlicher“, ſagte der Bauernſohn aus dem Leingau.

Der Fremde hob aus dem Heu ſeinen Kopf. „Was? — Ich verſtand Geiſtlicher.“

„Das iſt ſchon ausgemacht.“

Der fremde Herr erhob ſich zu einer ſitzenden Stellung und wurde auf einmal unerquicklich ernſthaft. Er ſprach von der Torheit, Geiſtlicher, und ausgerechnet gerade katholiſcher Geiſtlicher zu werden. Nicht weil er etwa den Stand an ſich mißachte, er ſei ja ſelber ſozuſagen Katholik und gerade daher ſein Einblick. Vom Geiſtlichen würde er ſeinen Sohn, wenn er einen hätte, nicht bloß

abraten, sondern geradezu abzwingen. Für einen Menschen sei das nichts, höchstens für einen alten, der schon mehr Schema als Leben ist. — Man merkte, wie die Gedanken in ihm aufwirbelten. „Wenn ein Mann weint", sagte er, „so ist das widerlich. Aber wenn man einen jungen Kaplan weinen sieht, da — muß man mitflennen, hol mich der Teufel! Es gibt wohl nichts ärgeres, als so einen armen, enttäuschten Kaplan in der Seelsorge. Von einfältigen Leuten wie ein Heiliger verehrt, vom Vorgesetzten behandelt wie ein Sklave — buchstäblich. Des Pfarrers Pferdeknecht ist ein Freiherr im Vergleiche mit so einem an Leib und Seele auf lebelang Geknechteten. Während die einen ihm fast anbetend die mageren Hände küssen, fühlt er seine menschliche Schwäche; während er heldenhaft und verzweifelt mit seinem Leben ringt, verachten ihn andere als Heuchler und verdächtigen ihn besonderer Verfehlungen. Überall Mißtrauen gegen die Kutte und steckt doch in den meisten Fällen nichts drin, als ein armer, gequälter, verzagter Mensch. Ja, zum Verzagen muß es sein, wenn alles willige Verzichten und Dulden umsonst ist. Er streitet sich in die Leidenschaft hinein, verletzt, wo er heilen will, und sein einfältiges Glauben kanns nicht fassen, warum alle Welt von der Kirche abfällt. Ist es denn da möglich, ein reiner, guter Mensch zu bleiben, nicht dem bösen Willen zu verfallen, wenn alle Güte vergeblich war? Wird einer da zwischen Bigotterie und Frivolität der Leute nicht gezwungen zum Heucheln und Falschsein? Jeder Beruf verträgt eher das Wahrhaftigsein, als der priesterliche. Ist der Priester wahr als Mensch und Denker, so wird er ein Ärgernis

der sogenannten frommen Seelen und die Kirche räumt ihn hinweg. — Ihr, meine jungen Freunde, habt einen Blick ins geistige Leben der Welt getan. Von den Philosophen habt ihr euch das menschliche Denken und Irren zeigen lassen, von den Wissenschaften die Hinfälligkeit der Religionen und den endlichen Sieg der Wahrheit. Und nun wollt ihr zurück in die enge Dunkelkammer, sollt anderen sagen, was ihr selber nicht wißt, ihnen versichern, was ihr selber nicht glaubt, nicht glauben könnt, weil niemand sich das Gehirn mit seinem Inhalt aus dem Schädel reißen kann. — Priester werden! — Habt ihr denn noch keinen Freund gefunden, der euch sagte, was das ist?"

Fast in einem Schrei war das hinausgerufen. Der Kleine war bloß ein wenig verblüfft über die Aufregung des Sprechers; der Große aber sagte mit frevelhafter Gelassenheit: „Ei was! Glauben oder nicht glauben — solches wäre mir das Wenigste. Das Huhn möchte ich im Topf haben."

„Du bist ein Strick!" lachte der kleine Hans, weil er es für einen übermütigen Spaß hielt.

Der fremde Herr sagte: „Daß Sie ein Freund des Huhns im Topfe sind, glaube ich Ihnen recht gerne, junger Mann. Aber daß Sie solches Huhn beim Kaplan suchen, ist ein Beweis, daß Sie weder in die Naturgeschichte des Huhnes, noch in die des Kaplanes tief eingedrungen sind."

„Gut, so studiere ich Jus", entgegnete der große Student. „Frau Justitia ist eine gerechte Dame, die wird mir mein Huhn schon zusprechen."

„Frau und gerecht!“ sprach der fremde Herr mit nachdenklicher Miene. „Ich glaube, daß auch diese Dame ihre Mucken hat. Jedenfalls werden Sie anfangs ganz verdammt kurz gehalten sein. Sie können sichs einreden, daß es gerecht ist, wenn Sie in einer juridischen Kanzlei jahrelang arbeiten müssen, ohne einen Groschen Gehalt zu bekommen. Daß es gerecht ist, wenn Sie als juridischer Privatdozent Ihre besten Kräfte dem Staate schuften müssen, ohne jedes Äquivalent. Vielleicht stellen Sie einmal auch Betrachtungen an darüber, ob es gerecht ist, wenn Sie im Hörsaal Ihre ernsthafteste Weisheit verzapfen vor den Herren Studenten, die ihre Kommerse ausschlafen und Ihre Vorträge höchstens als ein notwendiges Übel nehmen, um durch die Promotion in die Praxis hinauszuschlüpfen, damit sie dieselben armen Schlucker werden, wie der Herr Dozent einer ist. Davon rede ich nicht, das ist Geschmacksache.“

„Aber ein Richter zu sein!“ rief der große Hans fast pathetisch. „Die Spitzbuben hängen lassen können!“

„Es gibt auch Dinge, die man ohne Witze zu machen besprechen kann“, verwies der Herr. „Aufgestellt also, Sie nehmen den beliebtesten Weg des Rechtsmannes und werden Richter und sind es endlich. Nun werden Sie nach Ihrem Gewissen, nach Ihrem Erkennen Recht sprechen — nicht wahr? Ein allerhöchster Beruf, Arbeitslust und Ehrgeiz vollkommen befriedigend. — Ja, mein Lieber, so ist es aber nicht. Sie dürfen als Richter nicht nach Ihrem Rechtsgefühl und Gewissen urteilen, Sie müssen Ihren Rechtsspruch aus der Schlangenbrut der Paragraphen schöpfen. Mit wesenlosen Buchstabenformeln sollen Sie die wirklichen,

blutheißen Fälle ausgleichen; dem Gesetzbuch müssen Sie aufs Papier schauen, anstatt dem zu richtenden Menschen ins Herz. Und wenn Sie aus dem Gesetzbuche nach gewissenhaftester Prüfung ein gerechtes Urteil schöpfen wollen, steht rechts der Staatsanwalt und verlangt für den Angeklagten die größtmögliche Strafe, und steht links der Verteidiger und verlangt Freispruch. Beide auf Grund der Verhandlung, wohlgemerkt, und beide — nach dem Gesetz. Dasselbe Gesetzbuch hat für den Angeklagten Ja und Nein und des Richters Urteil darf keines persönlicher Überzeugung sein, muß ein Kompromiß sein. Wenn er einen Angeklagten — technisch ausgedrückt — gerecht aburteilt, so hat er persönlich kaum eine Befriedigung, weil er ja nur nach dem Gesetze gesprochen hat. Fällt er ein ungerechtes Urteil, dann kann er sich ja wohl einmal auf das Gesetz berufen, aber der Stachel bleibt ihm als persönliches Eigentum. Sie sehen, daß seine sittliche Leistung völlig aus dem Spiele bleibt. Der Richter mit seiner Gerechtigkeit ist in der Nähe besehen, nichts, als der Teil einer Maschine, die man freilich — oten kann."

„Der Herr is mar da im Weg, ih brauch Heu!" knurrte der Halter, der mit seinem langstieligen Haken herbeikam und somit den Richter richtenden Richter richtete. Der Herr mußte aufstehen. Der große Student hatte vom Richterstand allbereits auch genug bekommen und entschied sich nun kurzer Hand für die Philosophie.

Das gab für den fremden Herrn, der heute just einmal die Fürsehung spielen wollte, eine neue Arbeit. Und keine leichte. Fürs erste wollte unser großer Hans nicht be-

greifen, daß ein lebfrischer Mensch, der er doch offenbar sein wolle, ein Schemen sein müsse. „Der Philosoph in seiner Lehre ist ein Schemen, das vom Vormann als Wahrheit aufgestellt und vom Nachmanne als Irrtum abgetan wird. Die Geschichte der Philosophie ist nichts anderes, als die Geschichte der logischen Irrtümer. Sie, ich sage Ihnen, die Logik ist ein Luder, das sich für alles brauchen läßt. Es mischt sich in alles, tritt überall gleichsam als beeideter Zeuge auf und beweist die falschen Aussagen ebenso haarscharf, als die richtigen. Im besten Falle Phantome. Was nützt es mir, wenn die Logik sagt: zwei Pferde und ein Pferd sind drei Pferde — wenn kein wirkliches Pferd vorhanden ist. Sie kann keines herstellen. Und habe ich wirklich zwei Pferde und noch eins dazu, so habe ich deren drei, auch wenn es keine logische Mathematik gibt."

„Das gilt nicht, Herr Doktor", rief der kleine Hans, „das ist ein Unsinn."

Der Herr sprach gewichtig weiter: „Was wollt ihr? Ich spreche eben Philosophie. Ich sage bloß, daß alle Philosophie, Maxime, Theorie und Logik, nichts sind ohne eine Wirklichkeit. Man spricht den Nonsens von der Geistigkeit des Gedankens. Was heißt Geistigkeit? Was heißt Gedanke? Fehlen im Schädel die paar Lot Mark, so ists nichts mit Gedanken und Geistigkeit, schlechterdings nichts. In dem einen Handvoll Materie, Gehirn genannt, gibt es mehr Geistigkeit und Göttlichkeit und was ihr wollt, als in allen Himmeln zusammen, die keinen greifbaren Denkopf haben. Philosophie ist Dunst, der aus kochendem Hirnbrei aufsteigt."

„Aber der Herr Doktor philoſophieren ja ſelber!“ lachte der große Student.

„Um euch zu beweiſen, daß es für nichts iſt.“

„Alſo wie iſt das?“ ſo der große Student. „Der Herr ſagen, die Philoſophie iſt für nichts. Und wollen uns mit ihr von ihr abbringen. Dann iſt ſie ja doch für was. Und wenn ſie für was iſt, ſollen Sie uns nicht von ihr abbringen wollen.“

„Sehen Sie! Sehen Sie!“ rief der Herr faſt leidenſchaftlich, „da haben Sie ein ganz ausgezeichnetes Beiſpiel angeſchlagen, vom Weſen, oder beſſer vom Unweſen der Logik.“ Damit ſchuf ſich der Entgleiſte einen leidlichen Abgang, oder Übergang auf ſein eigentliches Thema. — Da wachte Doktor Tazel auf.

Vom hinteren Winkel der Scheune her ſchmetterte ein ſcharfes Stimmlein: „Numero 1064! Doktor Tacitus von der Senſation! Hallo!“

„Hallo!“ antwortete unſer fremder Herr, und das drahtloſe Telephon trat in Wirkſamkeit.

„Euer Gnaden waren eben ſo wohlgelaunt, zwei junge Männer auf Irrpfade zu leiten, auf denen ſie ſich — frei geſagt — nicht leicht würden wieder zurecht gefunden haben, wenn nicht durch einen äußerſt glücklichen Zufall meine Wenigkeit der Heugruft entſtiege, um ſie zu retten, falls der etwas pathetiſche Ausdruck geſtattet iſt.“

Dieſer feierlichen Anſprache gab der fremde Herr eine völlig unpaſſende Antwort.

„'n Morgen, Senſation! Sagt mir, Doktorchen, war das geſtern Waſſer oder — Wein?“

„Es war Schnaps, mein verehrter Gönner. Der

bog mich ſolange in den Buſch nieder, bis die Sündflut kam, um mich bibelfeſt auszudrücken. Habt Ihr mich denn für beſoffen gehalten?"

„I bewahre! Ich verordnete Euch vor dem geſchätzten Publikum Erkältung und Fieber für mindeſtens drei Lungenentzündungen."

„Es war ſchrecklich, Herr! Ich konnte — im Schmerze geſprochen — nichts mehr denken als: mein Blatt! Mein armes Blatt! Wenn ich ihm nur noch telephonieren könnte, wie das Ende war!"

„Es war ja keines, Doktorchen!"

„Nein, um richtig zu ſprechen, es war keines. Das Heu hat mich völlig reſtauriert. Mindeſtens zehn Nummern kann ich der Senſation neuerdings garantieren. Die nächſte Nummer wird ein Tauſend Mehrauflage haben. Ach, ich muß ſchnell meiner Wege." Während er aber die verknüllten Beinkleider an die Beine zog, rief er: „Schlafen denn die jungen Herren ſchon wieder? um ergebenſt anzufragen."

Der Große verſicherte ſchneidig, ſie ſchliefen nicht. „Nun denn, meine Herren und Abonnenten in spe!" So ſchraubte ſich der Wiedergeneſene aus ſeinem Heuwinkel empor. „Sie haben eben unter umſichtigem Vorſitz Seiner Gnaden Berufswahl gehalten. Alle verehrlichen Philiſterberufe ſind Ihnen vorgetrieben worden, nur der wichtigſte, der modernſte, der einzig maßgebende — um klar zu ſprechen — wurde Ihnen verhehlt. Der Journalismus. — Fragen Sie ſich gütigſt einmal ſelbſt, meine Geſinnungsgenoſſen, ob der Gegenwart die Theologie, Juriſterei und Philoſophie noch eines gerupften Spatzen wert iſt? All derlei Vor-

urteil hat, wie Sie wissen, die fortgeschrittene Menschheit in den Kanal geworfen. Nur ein Trieb, ein Interesse, eine immer gärende und gebärende Geistesmacht — um schön zu sprechen — ist ihr geblieben, hat sich bis zur Einheit der Inkarnation entwickelt — die Sensationslust. Ihre Priester, meine Freunde, sind die Journalisten. Politik, Parteigezänke, gewöhnlicher Nachrichtendienst und dergleichen ist abgetan. Wenn unsere verehrlichen Leser des Morgens aufwachen, haben sie nur ein Bedürfnis, das nach Sensation. Was ist heute los? Das ist die Frage. Und diesem Bedürfnis nach Sensation zu entsprechen ist — um es kompakt zu sagen — die höchste Aufgabe der Kultur. Sieht der Zeitungsleser, daß nichts ist, dann gibt er sich ruhig und zufrieden seiner Tagesaufgabe hin. Und ist mal was los, dann fühlt er sich als Übermensch gemeinsam mit aller Welt, erschrickt, staunt, bewundert, ist entrüstet oder voll Mitleid. Die Sensation allein ist es, die den Menschen altruistisch erzieht — um mich sozial auszudrücken — und der Journalist ist es, der in Sensation macht."

„Ja, und uns grün und blau anlügt!"

Das war der Kleine. Rasch duckte er wieder in sein Heu unter. Der Sensationsapostel war noch im Ordnen seiner Toilette; dabei fuhr er fort, würdig zu sprechen: „Wenn ich Sie gebeten haben dürfte, junger Mann, lassen Sie hier Altväter Hausrat fort. Lüge, Wahrheit, das sind Banalitäten, oder um mich bestimmter auszudrücken, subjektive Begriffe. Ist euch nicht schon aufgefallen, meine Freunde, daß man der Zeitung die sogenannte Lüge nicht bloß bereitwilligst verzeiht, sondern

sie direktement von ihr fordert? Gedruckt gelogen ist nicht mehr gelogen. Bei der Presse geht es doch um der Götter willen nicht nach Wahrheit, es geht nach Neuigkeit! Denkt an, wenn jede Neuigkeit wahr wäre! Denkt das bloß einmal an, welche Kalamität! — Zweimal ist man den Zeitungen dankbar: das erstemal für die sensationelle Neuigkeit und das zweitemal dafür, daß sie nicht wahr ist! Kurz und gut geschlossen, die Zeitung hat uns von der Wahrheit erlöst. Mein Antrag, junge Männer: Werdet weder Priester noch Magister, noch Philister, werdet Journalister! — Ich habe gesprochen."

Im Halbdunkel sah man, wie eine schlanke Gestalt rasch und behendig hinhuschte von der Ecke bis zur Brettertür. Man hätte in dieser flüchtigen Erscheinung das in Wasser und Schnee durchweichte Häuflein Unglück von gestern abend nicht wieder erkannt.

Die da zurückgeblieben im Heu, alle drei lachten sie jetzt laut. Der fremde Herr aber unterbrach sich und schnupperte mit gerunzelter Nase. — „Sollte man jetzt nicht ein wenig ausräuchern? So ein Faut! Es nimmt ihn ja kein Mensch ernst in der ganzen Stadt. Bloß mich gelüstet's jetzt ihn auf dreißig Sekunden lang ernst zu nehmen. Es ist ein Typus jener Wahrheitsfrevler, vor denen ich alle jungen Leute warne. Die Wahrheit ist das einzig Erstrebenswerte, was wir haben und sie soll der einzige Leitstern sein in unserer Berufswahl."

Dem großen Hans wurde ungleich. Er war sich nicht recht klar darüber, ob der Herr den Bierschwefel des Journalisters in anderer Form fortsetzen wollte oder wieder zu seinen altersklugen Ratschlägen zurückkehrte.

Bald war das kein Zweifel mehr. „Da wir," fuhr der fremde Herr fort zu reden, „heute schon soviel von der Berufswahl gesprochen haben, so möchte ich mir schließlich erlauben, euch, meine jungen Wissenschaftskandidaten, einzuladen zu jenem Beruf, der wie kein anderer allen falschen Schein ausscheidet und der Wahrheit dient, der Wesenheit an sich. Die Natur hat uns den Forschergeist eingepflanzt, hat uns alle Sinne gegeben, die nötig sind, um alles, was ist, wahrzunehmen. Ist irgend einer dieser Sinne noch nicht völlig ausgebildet, so müssen wir ihn züchten und zur Vollkommenheit bringen. Was unsere Sinne allsamt nicht und nie wahrnehmen, das existiert nicht. Was existiert, das können wir wahrnehmen und genießen. Aus diesem Wahrnehmen und Genießen besteht unser Leben, und die Erkenntnis dieser Tatsache nennen wir die Wahrheit — notabene die wirkliche, nicht die eingebildete Wahrheit der Phantasten."

Da sagte der kleine Hans: „Warum wird denn zwischen der wirklichen und der eingebildeten Wahrheit ein so großer Unterschied gemacht? Ist nicht auch das Eingebildete etwas Wirkliches? Erstens weil es ist und zweitens weil es wirkt."

„Jessas, der Hanserl ist gescheit worden!" rief der große Student.

„Höre mir nur zu," sagte der Kleine, gegen seine Gewohnheit plötzlich ganz rege geworden. „Unter allen meinen Schulkollegen habe ich das wenigste Monatsgeld gehabt und ihr habt mich doch gerne den Hans im Glück geheißen. Ich habe mir nämlich alle guten Sachen, die sich die anderen kaufen konnten, bloß eingebildet und viel

ſchöner, als ſie es in Wirklichkeit hatten. So bin ich immer der Hans im Glück geweſen. Wie kann denn aber etwas, das nicht wirklich iſt, eine ſolche Wirkung haben?"

„Lieber Kleiner," entgegnete der fremde Herr väterlich geſtimmt, „wenn Sie nichts als Ihre wirkliche Einbildung gehabt hätten, ſo würden Sie längſt wirklich verhungert ſein und wir hätten kein gutes, einfältiges Kind hier auf dem Heu. Wenn Sie ſich ſehr gut genährt hätten, ſo würden Sie ein noch regeres, genußreicheres Einbildungsleben haben führen können. Die Tätigkeit des Gehirnes hängt vom Stoffe ab."

„Das iſt wieder ein Unſinn, Herr Doktor!" ſchrie der Große. „Da müßten die vollgefreſſenen, feiſten Leute eine lebhaftere Einbildungskraft haben als die mageren."

„Sie bedenken nicht, mein Junge, daß alles Unmäßige von übel iſt," ſagte der Herr. „Ich habe früher geſagt, die Erkenntnis der Tatſachen iſt das, was wir Wahrheit, Wiſſenſchaft nennen. Ich denke nur an Naturwiſſenſchaft, eine andre gibt es nicht, ſtrenge genommen. Der wichtigſte, ganz unwiderleglich wichtigſte Teil der Naturwiſſenſchaft iſt natürlich der, ſo ſich mit der Natur des menſchlichen Körpers befaßt, über das Wohlbefinden, über die Kraft, über das Glück des Menſchen wacht. Im menſchlichen Körper das richtige Maß und Verhältnis zu erkennen und zu erhalten, das iſt das Ziel aller Entwicklung und Kultur. Die Hygiene, die Medizin und was mit ihr zuſammenhängt. Von dieſer Wiſſenſchaft lebt die Menſchheit! Von ihr hängt jedes einzelnen

und des Ganzen Schickſal ab. Nicht bloß mit den Worten: geſund, krank — auch mit den Ausdrücken: gut, böſe, meinen wir im Grunde nichts anderes, als eine gewiſſe chemiſche Zuſammenſetzung des Blutes. Und die Hauptwerkſtatt für alle ſtofflichen und geiſtigen Werte iſt der Magen. Die Weltgeſchichte, meine Herren, wird im Magen gebraut. — Das iſt aller Erkenntnis Kern, den wir vielleicht gerade hier — mit knurrendem Magen eingeſchneit — ſchmerzlich empfinden."

„Ich empfinde ſehr!" rief der Müllersſohn.

„Keinesfalls, meine jungen Schickſalsgenoſſen," ſchloß der ſchwungvolle Sprecher, „brauche ich noch zu fragen, welches der höchſte, der univerſellſte Beruf iſt."

„Ich weiß es," ſagte unentwegt der kleine Hans.

„Nun?" —

„Ich mag es hier nicht gerne ſagen."

„Es wird auch das Geſcheiteſte ſein, du geliebtes Wickelkind," rief der Große. „Du denkſt doch gewiß nur an die Windelfrau."

„So weit wäre das nicht gefehlt, junger Mann," ſagte der fremde Herr. „Die Windelfrau iſt der erſte Arzt."

„Ich ſage es ja, der ärztliche Beruf iſt der wichtigſte," ſprach der große Hans. „Für mich iſt es jetzt entſchieden."

Der fremde Herr reichte ihm über das Heu die Hand.

Es gehen drei Straßen.

Bei den wissenschaftlichen Erörterungen über leibliche Ernährung waren unsere drei Eingeschneiten auf ihrem Heu sehr hungrig geworden. Hans, des Kleinen, wirkliche Einbildung, daß er daheim bei Muttern Rauchfleisch mit Speckknödeln esse, wollte nicht recht klecken; andrerseits konnte man sich in diesem Falle auch von der hygienischen und medizinischen Wissenschaft nicht viel versprechen. Die einzige Hoffnung wendete sich der Person zu, die von einer Fakultät, von einer eingebildeten oder wirklichen Welt, von einer Weltgeschichte, die aus dem Magen kommt, nie etwas gehört hatte. Zu ihr stiegen sie jetzt wieder hinab, aber die klotzige Sennin sagte, sie hätte nichts. Das Mehl sei vertan, das Brot sei ausgegangen, die Eier seien aufgegessen, Speck sei dies Jahr keiner noch in der Hütte gewesen, es hätten ihn denn die Herren Bergkraxler selbst in ihren Buckelsäcken mitgebracht. Ein paar Reindln Milchrahm wären sonst immer gewesen, aber die Kühe hätten schon den Schnee geschmeckt und für trockenes Heu wollten sie nichts Fettes hergeben. Sie und der Halter wüßten ja selbst nicht, was anfangen, wenn der Winter zu lang dauere.

Nun sahen sie sich um nach dem Doktor Tacitus. Der war nicht da. Derselbe Sturm, der ihn gestern in

die Hütte geworfen, schien ihn wieder davongetragen zu haben.

„De Schneiderseel kimt awi," sagte der Halter. „De is z gring, als dass' kunt stecken bleibn im Schnee, de tragt der Wind." Dieser Zuversicht gab der Halter einen Wetterbericht bei, so der bauernsprachkundige Kleine den beiden anderen ins geliebte Deutsch übertragen mußte. Das Wetter habe sich zwar geändert, aber nicht zum bessern. Es sei weniger stürmisch, aber es sei beständiger mit Frost und Nebel. Am Mittag hab's vom Dach getroffen, jetzt seien schon wieder Eiszapfen. Vom Bergsteigen werde wohl tagelang nicht die Rede sein können, aber talwärts gehe es, weil der Schnee sich soweit gesetzt habe, daß ihn der Wind nicht mehr könne heben. In den Kesseln liege er mannshoch, aber die Riegel wären kahlgefegt. „Abi kemt's," schloß er. „Und wann's abi kemts, so sprechts beim Bärnwirt zua, sie sulltn Brot auffer schickn."

Dann haben die drei — es war am frühen Nachmittag — sich in ihre Mäntel gewickelt und die Rucksäcke festgeschnallt. Als die Studenten zur Sennin wollten, um ihr Eigentum auszugleichen, trat der fremde Herr dazwischen mit der Bemerkung, er als der Materialist in diesem Bunde sei es seiner Materialistenehre schuldig, alle materiellen Angelegenheiten dieses Alpenhotels zu schlichten. Studenten sind über solche Eingriffe in ihre persönlichen Rechte selten ungehalten. Der kleine Hans hat nachher den großen gefragt, warum er sich nicht bedankt hätte.

„Na, könnt' mir einfallen!" antwortete dieser. „Ich werd' mich bedanken! Seine Gnaden, oder was es ist, sollen froh sein, daß ich mir's gefallen laß."

Schaute der Kleine einen Augenblick mit Ehrfurcht zu ihm auf, dann aber brummte er ihm zu: „So ſtolz ſein und ſich was ſchenken laſſen!“

„Aff!“ pfauchte der Große und fuhr ihm mit den ausgeſpreizten Fingern über das Geſicht.

Der Himmel machte noch eine finſtere Stirn, ein Nachdämmern der Zornestat. Im übrigen war er ruhig geworden und unſere Touriſten ſtrampften davon. Wenn es ſonſt der Hunger iſt, der die Wanderer erſchöpft, ſo war es jetzt der Hunger, der ſie belebte. Es war ein Wettlauf mit ihm bis zum Bärenwirt. Der große Hans, der zuerſt am meiſten lief, war es natürlich, der zuletzt von den beiden andern geſchleppt werden mußte, bis ſie in den langen Waldſchluchten gegen Abend das Bärenwirtshaus erreichten. Dieſes Wirtshaus ſtand an der Scheide zweier Straßen, die längſt nicht mehr von flaumigem Schnee eingehüllt, hingegen vom Regen aufgeweicht waren. In den Wildgräben wirbelten trübe Waſſer.

Nun und hier kehrten ſie ein. Und hier tafelten ſie wild. Als der froſtige Abend in die Stube dämmerte, ſchnarchten ſie der Reihe nach in drei Betten, unter üppig aufgedunſenen Tuchenden, die wie drei Berge über ſie ragten.

Am nächſten Tage, als ſie nicht allzufrüh, aber ganz munter aufſtanden und in das Gaſtzimmer kamen zu den bäuerlich protzigen Kaffeetöpfen, war ſchon die neue Zeitung da. Der Wirt ſchob ſein grünes Samtkäppchen nach rechts und nach links, blinzelte mit den wulſtigen Augen, legte endlich das Blatt weg und rief in die Küche hinaus ſeinem Weibe zu: „Muatter, mir wern auffi müaſſn mitn Knechtn!“

„Was hat's denn?"

„Da oben auf der greanen Senn is was g'ſchehen: Geh kim, leſ' 's außer. Mih tuan alleweil ſcho d' Augen verlaſſen. Der junge Herr hätt' beſſere, wann er leſen wullt'!" Er ſchob das Zeitungsblatt über den Tiſch dem kleinen Hans zu und ſtemmte den knülligen Finger auf die Neuigkeit.

Hans las:

„Fünf Perſonen im Schnee begraben! Fünf Perſonen tot!"

„Wo?" riefen die beiden andern.

Der Kleine hob ſeine Stimme hoch und las weiter: „Der unerhörte Wetterſturz hat unſeren Bergen eine beiſpielloſe Kataſtrophe gebracht. In der Almwirtſchaft, die grüne Senn genannt, hat der Schneeſturm die Hütte mit ihren zwei Wirtſchaftsleuten und mit drei beherbergten Touriſten verſchüttet. Ein vierter Touriſt (eine ſoviel man zur Stunde erfährt, dieſem Blatte naheſtehende Autorität) konnte ſich mit äußerſter, geradezu heldenhafter Anſtrengung noch retten. Alles andere, Menſchen und Tiere, ſollen rettungslos verloren ſein. — Die Gegend iſt alarmiert, allein das Unwetter läßt keine Wahrſcheinlichkeit hoffen, Rettungsverſuchsaktionen beginnen zu können. Unter den Verunglückten ſoll ſich eine hervorragende Perſönlichkeit aus der Reſidenz befinden. Näheres konnten wir bis zum Schluſſe des Blattes nicht erfahren."

Die krampfige Erregung löſte ſich in ein Gelächter auf. — Bei dieſer beiſpielloſen Kataſtrophe waren ſie ja dabei geweſen, alle drei. Sie, die hier bei dem dampfenden Kneippkaffee ſaßen, lagen oben in der Almhütte unter

dem Schnee begraben und es ist keine Möglichkeit vorhanden, sie zu retten.

Der fleißige Doktor Tacitus!

Der kleine Hans brannte vor Grimm.

„Wir lachen. Aber hundert andere, die jetzt diese Nachricht lesen! Und haben Bekannte und Verwandte im Gebirg!"

„Dieses Doktorchen mit seiner ‚Sensation' wird ja nicht ernst genommen," beruhigte der fremde Herr.

„Und wenn er das in der nächsten Nummer widerrufen muß!"

„Wer? Der Doktor Tacitus in der ‚Sensation' widerrufen? Fällt ihm gar nicht ein. Erwartet auch niemand. Bis zur nächsten Nummer ist alles vergessen. So weit ist man ja."

Nach dem Unglücke, dem sie so heil entkommen, war die Stunde herangerückt, da sie sich trennen mußten. Der fremde Herr nahm beim Bärenwirt ein Wägelchen, um seiner Eisenbahnstation zuzufahren. Sie erwarteten, daß er sich ihnen endlich enthüllen würde. Er zog auf Anspielung auch wirklich eine Visitenkarte aus der Tasche, aber gleichzeitig auch ein Kuvert, in das er die Karte steckte, um es zuzukleben.

„Es war nur eine flüchtige Begegnung", sagte er fast gedämpft. „Ihr seid junge Leute. In kürzester Zeit habt ihr ja den alten Herrn schon vergessen, so wißbegierig ihr jetzt auch danach sein mögt, was man aus dem wunderlichen Kerl machen soll. Ich möchte aber gerne wenigstens vierundzwanzig Stunden lang noch in eurem Gedächtnisse bleiben. Hier ist meine Karte. Ich gebe sie

euch nur unter der Bedingung, daß ihr sie erst morgen um diese Stunde öffnet. Nehmt sie drum."

Fast kalt lief es den Jungen über den Rücken, als er mit solcher Feierlichkeit die Karte in des Großen Hand gab. Dann stieg er rasch in den Wagen und fuhr seines Weges.

Die beiden Burschen schauten sich an verwundert, daß sie allein waren. Fast unentschlossen stampften sie hin auf dem verwaschenen Weg, neben ihnen das zornige Wasser von den Hochbergen, die immer noch dicht in Regen und Gestöber eingehüllt waren. Und der fremde Herr? Natürlich rieten sie jetzt hin und her, wer es gewesen sei.

„Wer weiß es denn, wenn wirs jetzt aufmachen?" sagte der Große und wendete das Briefstein hin und her. Da sagte der Kleine fast zärtlich: „Hans, du mußt nicht gemein sein. Wir haben es ihm versprochen — erst morgen um diese Stunde."

„Wirst sehen, Ihre Gnaden foppen uns abscheulich. Ein Kanzleihocker wirds sein."

„Ich halte ihn für so einen, der für den Bädeker die Berge beschreibt. Ich habs gehört, es gibt Leute, die von so was leben."

„Jedenfalls ist er selber nicht sehr stolz auf seinen Beruf. Ein anderer hätte kein Geheimnis damit."

„Der Kaiser Josef hats auch nicht gesagt, wie er im Volke so umging", meinte der Kleine.

„Ein gescheiter Kerl ist es schon — was er alles geredet hat", erinnerte der Große.

„Bissel Holler hat er auch geschwatzt", sagte der Kleine.

Sie gingen dahin und die Stöcke klangen in den Steinen.

„In der Almhütte hätte es feiner sein können, wenn wir allein gewesen wären", ließ sich der Große aus. „Just schatzig ist sie nicht gewesen, aber in der Nacht sind alle Kühe schwarz."

„Du denkst immer so Sachen!" verwies der Kleine.

Plötzlich standen sie vor einer Wildgieß, die vom Hang herabschoß und über den Weg einen Graben gerissen hatte. Der Große mit den langen Beinen kam bequem darüber hinweg, ebenso dem Kleinen gelang der Sprung, wenn ihm auch das von einem Fußtritt getroffene Wasser nachspritzte. Er blieb jetzt davor stehen und dachte nach. Dann ging er an einen nahen Holzzaun und zog ein langes Brett heraus. Das zerrte er zum Wildbach und warf es darüber als Steg.

„Jetzt bist über das Gescheite wieder ein bissel hinausgekommen", lachte der Große. Sonstige Leute legen den Weg, ehe sie darüber gehen, nicht erst nachher."

„Es werden auch noch andere Leute zu gehen haben", antwortete der Kleine. „Vielleicht auch Schulkinder."

Er hatte es noch nicht ganz gesagt, so stand ein fluchender Bauernlümmel da und bedrohte den Jungen, der ihm den Zaun zerrissen hatte. Der Kleine lief wie ein Wiesel seinem Kameraden nach, von dem er scheußlich ausgelacht wurde, seines Liebesdienstes wegen, dem so schnell die weltübliche Belohnung folgen wollte. Der grobe Geselle zog das Brett vom Wasser weg und steckte es wieder in seinen Zaun. Mit der geknüllten Faust grüßte er noch den Jungen nach und verlor sich dann in den Büschen.

In der folgenden Nacht herbergten sie fast vornehm. Es war in einem großen Dorfwirtshause, wie solche in eisenbahnlosen Gegenden voll Macht und Ansehen an der Straße stehen. Schon als unsere beiden Touristen sich breit und behaglich an dem mit braunem Wachstuch überzogenen Tische niedergelassen hatten, sagte der Müllerssohn: „Heut wollen wir uns einmal was leisten. Was magst du gerne, Hans?"

Nach der mißlungenen Alpenpartie und dieweilen das Wetter gar keine guten Aussichten zeigte, hatten sie beschlossen die Reise abzubrechen und jeder in seinen Ort zurückzukehren. Darum zu guter letzt ein feines Nachtmahl.

„Also, Hans, was magst du gern?"

Und noch ein drittesmal mußte der Große fragen, bevor der Kleine zur Antwort gab: „Was ich am liebsten mag, das haben sie doch nicht da."

„Wer weiß es. In so einem Einkehrhaus! Sag's."

„Nein, das hat man nur bei mir daheim im Leingau."

„Jetzt zieh nicht so fad herum und red'."

„Das liebste, was ich möchte", gestand der kleine Hans, „wären gebratene Holzäpfel."

Nun, die waren hier nicht zu haben und so mußte der anspruchsvolle Bauernsohn mit gebackenen Forellen, Schweinsschnitzeln und Kaiserschmarren fürlieb nehmen, zu dem nur noch Speckſalat, Triett (in Wein geweichtes Zimmtbrot) und eingemachtes Obst kam. Mit goldklarem Flaschenbier stießen sie an auf gute Freundschaft für alle Zukunft und auf einen glücklichen Beruf. Der kleine Hans

bleibt dabei, er will Prieſter werden. Der Müllerſche weiß noch nicht recht, was er machen wird. Und bei einer neuen Flaſche ſtießen ſie ein drittesmal ihre Gläſer an auf eine ſchöne Bergpartie, ſpäter einmal auf den Lanzſtein und zu den Drei Augen. — Dann in den Betten plauderten ſie noch lange und trieben ulkige Erinnerungen an ihre Gymnaſiaſtenzeit mit den unterſchiedlichen Kollegen und Profeſſoren, die alle ins Zauberreich der Karikatur gerückt wurden — anders kann der richtige Student ja nicht einſchlafen.

Am nächſten Morgen zweigten ſich außerhalb des Dorfes ihre Straßen. Ein dunkelgrauer Nebel lag tief herein über die Bäume und — über ihre Zukunft.

Jetzt ſtanden ſie nahe beiſammen. Der Müllersſohn ſchlug dem Kleinen die flache Hand auf den Rücken: „Na alſo, Knirpsl, ich dank dir halt ſchön. Laß dirs gut geſchehen auf den Ferien.“

„Du auch.“

„Sorg' dich nicht!“

Aber ſie gingen noch nicht auseinander. Der große Hans Schmied langte in die Bruſttaſche und brachte das Briefchen hervor. Jetzt ſtanden ſie noch näher zuſammen. — Wenn ſie nur überhaupt heute auseinanderkommen! Wer weiß, was es noch zu bereden gibt. — Der Große zwickte mit den Fingernägeln haſtig und ungeſchickt den Rand des Kuverts auf und zog die Karte hervor. Mit feingraphierter Lateinſchrift:

„Hofrat Profeſſor Dr. Viktor Weißpandtner“.

Der Große rümpfte die Naſe. — Ein Profeſſor!

Bei Hofrats.

Das war im Sommer, als Professor Viktor Weißpandtner auf dem Blättchen so klein dastand. Im nächstfolgenden Herbste blickte der Müllerssohn vom Unterschatt mit der schwärmerischen Bewunderung eines begeisterten Schülers zu ihm auf. Was weiß ein Gymnasiastenbub von den Weltberühmtheiten der Wissenschaft! Es hätte ihm was dämmern können, damals auf der Alm. Die dort gestreuten Körner gingen allmählich und ganz unbewußt in ihm auf. Dann, auf der Suche nach einer Fakultät, stand in seinem Gehirn groß und breit Professor Weißpandtner und ließ niemanden sonst an sich vorbei. Jetzt war er sein Hörer.

Auf der Universität war kaum ein Saal aufzutreiben, der alle Hörer faßte, wenn Hofrat Professor Weißpandtner seine Vorlesungen hielt. Die Erstlinge betraten mit Ehrfurcht den Saal, dessen hohe, weiße Eingangstür mit der Überschrift bezeichnet war: „Aller Kräfte größte ist die Wahrheit!“ — Solche, die mit der Wahrheit schon vertrauter waren, entfalteten in den Bänken ihre Knie und ihre Ellbogen und fühlten sich als festgerammte Herren des Weltalls, die mit Löffeln an beiden Händen zugreifen können, wenn sie stark genug sind, an der wohlbesetzten Tafel den besten Platz zu behaupten.

Hans Schmied aus dem Unterschatt hatte in der Ecke einer Seitenbank noch ein Plätzchen halb mit List, halb mit Gewalt erobert. Er war, wie alle aus der Provinz, sehr bescheiden und hatte zum nächsten Ankömmling sehr höflich gesagt: „Ich bitte, hier scheint schon alles besetzt zu sein," während er seine Beine so stramm zwischen die Bankballen stemmte, daß jener den Versuch einzudringen, aufgab, um in der nächsten Bank den vollkommenen Sieg zu erringen, wo er einen kleinen, schiefgebogenen Judenjungen einfach vom Sitze hob und auf die Fußdielen setzte. Dieser machte sich nichts daraus, sondern saß dann buchstäblich zu den Füßen des Meisters.

Der erschien nun. Hans stand ehrerbietig auf, nahm aber sofort eine lässige Haltung an, als er sah, wie wenig die anderen Studenten ihre Ehrfurcht zu markieren strebten. Hier geht es ja nur um Wahrheit und die kennt keine Ehrerbietung und keine Dankbarkeit. — Hans hätte den Mann kaum wieder erkannt. Ein etwas untersetzter, ungezwungen sich bewegender Herr in schwarzem Anzug mit leichtgrauendem Vollbart und einem durchgeistigtem Antlitz, über dessen linker Wange das schwarze Band eines Zwickers niederhing. So fein geschnitten schien ihm dieses Gesicht nicht damals auf der Alm; hingegen fielen ihm heute die mehr blond- als grauschimmernden Haare auf, die an beiden Seiten über den Ohren glatt nach vorne gestrichen waren und vom Scheitel her eine schöne Denkerstirne freiließen. Nur das lebhafte, freundlich lugende Auge war noch das des „fremden Herrn", der die Jungen damals so onkelhaft gütig und humorvoll beraten hatte.

Professor Weißpandtner blieb neben der Lehrkanzel stehen, stützte auf sie den rechten Arm, während die linke Hand in der Hosentasche stak. Er begann sofort zu sprechen ohne jede Einleitung, leicht anknüpfend an in früheren Semestern Vorausgegangenes. Er sprach nicht laut, aber so deutlich, daß in jeder Ecke jedes Wort verstanden werden konnte. Einzelne Silben pflegte er in die Länge zu ziehen, um dann das Wort mit einem scharfen Kurzlaut abzuhacken. Er sprach ohne Schwung, aber nachdrücklich auslangend, gleichsam in wohlgeschärften Spitzsätzen, häufig mit launigen Wendungen, wobei das Kollegium allemal ein Gelächter tat. Sagte er etwas besonders Liebenswürdiges, so rief man: „Heil!"

Weißpandtner plauderte Naturgeschichte. Der Diener hatte auf dem Spannbrette eine tote Fledermaus hereingebracht, an der demonstrierte er die organischen Merkmale, die sie zu einer Verwandten der übrigen Tiere und des Menschen machen. „Ich habe zu dieser Erörterung die Fledermaus gewählt," sagte der Professor, „obschon ich auch irgend ein anderes Tier hätte nehmen können. Der landläufige Vergleich z. B. des Menschen mit dem Affen ist eine ganz überflüssige Unhöflichkeit, ob gegen ersteren oder letzteren, das zu entscheiden fühle ich mich nicht kompetent."

Während des Vortrages unterbrach er sich jäh für den Augenblick und tat eine leichte Handbewegung gegen die Seitenbank hin. Er hatte den Großen von der grünen Senn bemerkt. Nach der Vorlesung ging er auf ihn zu und begrüßte ihn scherzhaft mit dem Worte: „Heukollege!" und fragte nach dem Wohlergehen. Halb gerührt und

halb schalkhaft tat der Student eine tiefe Verneigung und warf einen Streifblick, welchen Eindruck wohl diese Kollegialität des Herrn Professors auf die anderen mache.

Keine der Vorlesungen hatte Hans Schmied von nun ab ausgelassen, durch das ganze Halbjahr keine. Er gefiel sich nicht einmal darin, ein gar so fleißiger Student zu sein, allein die Vorträge fesselten ihn. Weißpandtner lehrte Wahrheiten, die alle so selbstverständlich waren, daß sie eigentlich garnicht bewiesen zu werden brauchten. Tausendfach, wenn man genauer zusah, bewies sie das Leben. Auf all seinen Wegen und Stegen, in den Steinen, in den Pflanzen, in den Tieren, im Wassertropfen, in den Himmelskörpern und in der Asche seiner Zigarette — überall Illustrationen zu den Wahrheiten im Lehrsale. Sie breiteten ein neues Leben um ihn aus, sie sanktionierten seine heimlichen Wünsche. Und wie anmutig! Wo früher die dürren Wüsten der Arithmetik und Algebra, der Grammatik und antiken Sprachen, die Steppen der Dogmatik, spröden Geschichtstheorien und saftlosen Literaturrhetoriken waren, da blühte jetzt lebendige Natur ringsum, nicht in Buchstaben, vielmehr in wirklichen Exemplaren auf. Er stand an der Grenze eines gesteigerten Daseins mit dem Maximen: du siehst, du kannst, du darfst! Ein freier Naturmensch mit den Rechten des Löwen, des Adlers, des Fuchses, der Viper. Pflichten nur, die er seiner sozialen Existenz schuldig ist. Nicht er ist für andere da, sondern andere für ihn. Mitleid, Liebe, Opferwilligkeit für andere sind degenerierende Kulturkrankheiten, die geheilt werden müssen, soll die Menschheit nicht derart geschwächt werden, daß sie anderen gesünderen

Kräften und Kreaturen endlich unterliegt. — „Es ist bitter traurig, meine Herren, daß es so ist," schloß Professor Weißpandtner solche Vorträge, „aber es ist einmal die Wahrheit, die unbarmherzige, die jeden Verstoß gegen sie mit Verderben rächt."

Traurig fanden das die Studenten eigentlich nicht, vielmehr befreiend vom alten Moralzopf, über den man bei jedem lustigen Schritt stolpern mußte. Daß man mit Gewalt weiter kommt als mit Sanftmut, hat man ja freilich längst gewußt, aber das Aufstrammen war verboten und das Unterducken war befohlen — das war das Niederträchtige an der Sache! Das wird anders werden! Recht und Billigkeit — Blödsinn. Herr ist der Starke und es gibt keine Tugend, als die Macht. — Die jungen Männer streiften ihre Ärmel zurück und zeigten ihre stramme Muskulatur und ihre steinfesten Fäuste: „Das der Zukunft!"

„Indessen," so bog eines Tages der Professor ein, „hat man diese wie jede andere Wahrheit anfangs bloß theoretisch zu nehmen. Es müssen die alten Gesellschaftsformen geschont werden und nur allmählich, gleichsam stückweise und versuchsweise kann man ihnen Irrtum gegen Wahrheit abtauschen. Nicht etwa abringen, sage ich, sondern in freigewähltem Handel abtauschen. Ich werde den materiellen Sieg der Wahrheit kaum erleben. Sie meine Herren, werden ihn vielleicht erleben, aber wenn Sie die Sache forcieren, so gibt's eine Explosion, die Ihnen die Köpfe wegreißen kann."

Solches, fanden die Hörer, war nicht das Geistreichste, was ihr verehrter Lehrer schon gesprochen. Wes-

halb ſoll man das Geſundene nicht gleich genießen, das Erkannte nicht gleich ausleben! — Aber es kommt ja. Im nächſten Semeſter will Hans Schmied eintreten in die Klinik des Profeſſors Weißpandtner, eine mediziniſche Spezialität mit Weltruf. „Dort wirſt ſpannen, dort iſt es fein!“ ſo verſicherten ihn Studenten älterer Jahrgänge. — Ja, der große Hans hatte ſich für Medizin entſchloſſen. Das iſt der Beruf, ſo der Natur, der Wahrheit und endlich der Wohlfahrt am nächſten kommt. Da wird er ſie durchſchauen und genießen und ganz Menſch ſein.

Einſtweilen plangte ihn, einmal bei „Hofrats“ zu ſein. Hofrat, das war wieder was anderes. Sechs Tage lang war Weißpandtner Profeſſor, am ſiebenten war er Hofrat. Wöchentlich einmal hielt er freies Haus, wenn Kapazitäten aller Länder bei ihm aus- und eingingen und wenn auch ſeinen Hörern die Familienräume offen ſtanden. Hans wollte gerne ſehen, wie der Profeſſor ſeine Lehre lebte. Wie er ſie ſelbſt lebte. Er wußte von ihm ſonſt noch nicht viel, als daß er und ſeine Frauen im „Unnumerierten“ fahren, alſo im eigenen Wagen. „Er und ſeine Frauen!“ buchſtäblich, ſo hatte er es gehört. Alſo entzückend ſtimmt das Leben mit der Lehre. Sein Entzücken flaute ein wenig ab, als er gewahrte, daß unter „ſeinen Frauen“ Gemahlin und Töchter verſtanden ſein wollten. Das aber wären allerdings intereſſante Frauenzimmer. — Ferner hatte Hans auch davon gehört, daß der Profeſſor in ſeiner Art ein Sonderling ſei. So geſellig er von Natur aus wäre, zeitweilig packe ihn die Leutſcheu und zöge ihn hinaus in die Einſamkeiten des Gebirges. Er ſei ein leidenſchaftlicher Ge-

birgsfreund, nicht bloß der Naturstudien wegen, die er dort trieb, als auch aus Gemütsgründen. Hätte er doch selber einmal gesagt: „Der tödlichste Hasser der Menschen müßte ich werden, wenn mir nicht manchmal möglich wäre, fern von ihnen sie wieder schätzen und suchen zu lernen. Auch kann sich der Allzuglückliche nirgends besser von den Vergnügungen der Großstadt erholen, als in den Entbehrungen der Gebirgswelt." Dieser Mann war freilich in der Lage, nicht bloß die glänzenden Feste und Gesellschaften, Theater und Konzerte zu den Vergnügungen zu rechnen, sondern auch seine Studien, seine Arbeiten in den Laboratorien, Seziersälen und Hörsälen. Ja, gerade diesen Vergnügungen gab er sich hin, während er alle anderen seinen Damen überließ. Er arbeitete unermüdlich und von Zeit zu Zeit verblüffte er die Gelehrtenwelt mit einem außerordentlichen Werke der Wissenschaft, immer neue Einblicke in die Naturgeheimnisse enthüllend. Die Chirurgie übte er auch praktisch, aber nur wenn er zu einem Krösus oder zu einem Fürsten gerufen wurde.

Diesen ungewöhnlichen Mann einmal im Hausrock zu sehen, war der Wunsch unseres Müllersohnes. Und als des ersten Semesters Schlußfeier kam, entschloß sich Hans bei Hofrats einem Jourfix beizuwohnen. Fürs erste erregte das einen fröhlichen Aufruhr in seinem kleinen Stadtheim. Hans wohnte bei einer Beamtenwitwe, die mit ihrem noch nicht erwachsenen Töchterchen von einer sehr geringen Pension leben sollte und zu einiger Einkommensquelle ihre dritte Kammer an den Studenten vermietet hatte. Wenige Monate waren hingegangen und

die Witwe wie die Waise hatten den frischen, unbefangenen Hausgenossen schier liebgewonnen, und beschützten ihn wie einen Sohn und Bruder. Fast war es bald so geworden daß sie aus der kümmerlichen Pension und dem reichlichen Monatsgelde des Müllersohnes einen gemeinsamen Haushalt bestritten, der allen dreien zum Behagen ward. Wenn bei Tisch der baumlange Bursche mit dem kleinen Lieserl, das noch ein kurzes Röcklein trug, allerhand Kindereien trieb, z. B. auf die Wand Schattenbilderlarven mit langen Nasen warf, oder einen gräßlichen Drachen, der den Rachen auf und zu tat, oder einen fabelhaften Vogel, der mit krummem Schnabel auf das Lieserl losging, so daß dieses vor Angst und Lust aufkreischte — da ward es der alternden, kränklichen Frau ein Frohhauch über das sorgenvolle, erinnerungsschwere Herz. — Und als nun Frau Kübler den Entschluß des Studenten wahrnahm, zu Hofrats zu gehen, war sie anfangs bloß erschrocken. Zu Hofrats! Wo alle denkbaren hohen Herrschaften zusammenkommen, sogar Grafen und Oberleutnants, wie man sprechen hört! — Wenn sie nun aber den Burschen anschaute, wie kerzengerade und adrett er dastand, wie muntere, kluge Augen er hatte, die auch dem Gescheitesten den Kopf durchschauten, es mochte drinn sein was immer! Und die Grübchen an den Mundwinkeln, wo man nie weiß, schmunzelt er aus Herzigkeit oder aus Schalkheit. Was soll so einer nicht zu Hofrats gehen! Der steckt sie alle in den Sack. — Aber beim Sack fiel ihr der Rock ein. Wie schaut's aus mit dem Gewand? Von der Mühle hat er zwar eine gute Ausstattung mitgebracht, aber nachsehen muß man doch immer bei so einem Sprigginkerl, ob im Gewand um kein

Knopf zu wenig und kein Loch zu viel sei. Das Beinkleid bürstete Lieserl, daß Staub und Granen und Fädchen nur so dahinsprühten, und bürstete so lange, bis Mutter ausrief: „Aber Mädel, dummes, du bürstest ihm ja die ganze Hose in die Luft!"

Endlich — am feierlichen Tage — stand er da, wie aus dem Schachterl!" Es war zugleich auch die „Installierung" der weißen Kappe und des schwarzrotgoldenen Bandes über der Brust — beides nagelneu, denn zwei Tage vorher war Hans Burschenschafter der „Ottonen" geworden.,

„Na, Kleine, was sagst?" rief er und stellte sich in seiner ganzen Schönheit und Würde hin vor das Mädel.

„Ja, ja, gengens nur jetzt!" mahnte die Mutter und wollte ihn mit dem Daumen bekreuzen auf der Stirn. Aber der litt das nicht so demütig wie einst der arme Franzerl, Gott laß ihn ruhen! — Der Student schlug ihr lachend die Hand seitab. „In's Gesicht gehört das Zigarettel und kein Drudenkreuz — wissens, Frau Mutterl!"

Sie dachte ihm ein heimliches: In Gottesnamen! nach, als ginge er auf eine gefährliche Reise oder gar in den Krieg. Und schlenderte der Junge doch nur von seiner Siebensterngasse der Vorstadt ihrer etliche Straßen und den Korso dahin — zu Hofrats.

Bei Hofrats war ein halbes Dutzend Zimmer offen, alle in Fülle und Üppigkeit eingerichtet, nicht nach allerneuester Mode, sondern nach der vor ein paar Jahren, was nobler ist. Je älter die Einrichtung, je vornehmer

die Bewohner. Doch was wird der Müllerbub an ſolche Fineſſen gedacht haben, für ihn gab's nur die lebendigen Leute. Und deren waren etwa zwanzig Herren anweſend, zumeiſt junge Männer, aber auch ein paar alte, uniformierte darunter. Sie ſaßen auf Fauteuils und Sofas herum, vor mehreren Tiſchen und Tiſchchen, tranken ſchwarzen Kaffee und Kognak und rauchten. An den Tiſchen laute Geſpräche; an den Ecken die Anekdotengruppen und im Alkoven flüſternde Zweiſiedler. Die Damen waren da und wurden umflirtet.

Hans Schmied trat in der Getragenheit des jungen Salonlöwen raſch und tänzelnd ein und ſtolperte bereits an der zweiten Schwelle. Es war ein ſehr unabſichtliches Stolpern, gab ſich aber unter der geſchickten Wendung wie ein reizend ungraziöſes Reklamchen — man achte, wer kommt! — Natürlich wurde er vor allem der Hofrätin vorgeſtellt. Das war eine würdevolle Dame, deren Bewegungen ſo unbefangen gemeſſen waren, daß ſie eine anheimelnde Behaglichkeit um ſie verbreitete. Sie trug eine einfach geſchnittene, lichtblaue Robe, und auf ihrem noch völlig braunen Haar ſchmiegte ſich ein weißes Seidenhäubchen in die Flechten. Sie reichte dem Studenten mit ruhiger Freundlichkeit die Hand, die weißen Finger abwärts gebogen, ſo daß er gut anzufaſſen hatte, um, ſich lebhaft niederbeugend, ſie zu küſſen. Dabei paſſierte es, daß ſeine Naſenſpitze ein wenig an das Armband tippte. Es war ein goldener Reifen, mit ein paar rot funkelnden Steinen beſetzt.

„Herr Schmied, wenn ich recht verſtand?"

Stumme Verneigung ſeinerſeits.

„Der Leidensgefährte meines Mannes damals im Gebirge, nicht wahr? Mein Mann hat davon erzählt."

„Mir eine unvergeßliche Begegnung, Euer Gnaden."

„Und besuchen nun seine Vorlesungen, wie ich höre."

„Ich bin so glücklich, gnädigste Frau."

Hans Schmied war entzückt. Vor allem über sich selbst. So was Feines hätte er sich nicht zugetraut.

„Nun, Herr Schmied, suchen Sie sich ein Plätzchen und bedienen Sie sich." Damit wandte die Dame ihr zartbefaltetes, freundliches Angesicht einem weißbeschnurrbarteten Général zu, der ihr wahrscheinlich rasch ein artiges Anekdotchen schenkte, denn sie lachte hell auf.

Eine fast milchweiße Frauenhand hielt unserem Hans nun die Porzellantasse mit dem „dampfenden Mokka" hin. Die ergriff er in hastender Bestürzung wie einen unvorhergesehenen Glücksfall. Und sah die Spenderin an. Sie redete nur mit einem weichen, ernsthaften Blick aus dem kirschenschwarzen Auge. Sie schien nach einer Artigkeit zu suchen, fand nichts Passendes und ließ es sein. Sie hatte ein schwarzes Seidenkleid an und um den Hals eine dreifache Perlenschnur, deren engster Ring die größten, deren weitester, über die etwas platte Brust niedergehender Ring, die kleinsten Perlen in voller Reihe trug. In ihrer mattschimmernden Pracht ruhten sie wie müde auf der schwarzen Seide. Das fast bläulich schwarze Haar war zu keinerlei Raffinement ausgenützt, sondern schlicht in der Mitte gescheitelt. Aber in den Ohren hingen Trauben von Diamanten. Wie alt konnte sie sein? Etwa fünfundzwanzig. Ihr Gesicht hatte etwas traumhaft

Abwesendes. Die Nase war schmal und ihre Linie war gerade bis zur Herbheit. Am Munde stand die volle Zahnreihe der Unterlippe vor, fast so auffallend, daß Hans sein Auge in Zucht halten mußte, sollte es nicht vorwitzig gerade diese Gesichtspartie umgaukeln.

„Mein Fräulein!" hatte er gesagt, indem er nach der Tasse griff und sich verneigte. Es war des Hofrats älteste Tochter.

Mitten in einem Kreise junger Herren flatterte der weiße Schmetterling. Ein wunderhübsches Kind, etwa achtzehn Jahre, jung, voller Lebhaftigkeit und Gescheitheit. Moderne Maler lügen deutschen Mädchen ziegelrotes Haar an. Da war eins, das es wirklich hatte. Und so aufgestriftelt, daß es nur ein gediegener Kenner von Frauentoilette hätte entscheiden können, ob sie zuviel frisiert worden war oder — gar nicht. Das ganze Mädel war Natur, wenn es nicht sprach. Aber es sprach und siehe, das gab einen superfeinen Auszug aller Kultur und Bildung. Dieses weise Fräulein sprach und die Herren hörten ihm bewundernd zu, oder auch galant widersprechend, was dann ein Plänkeln gab, das die Gemütlichkeit nicht störte. Es war ein Vergnügen mit diesem schillernden, sprudelnden lachenden Tänichen zu zanken. Die Einwände pflegten stets so gestellt zu werden, daß das gelehrte Fräulein leichtes Spiel hatte, die Gegner zuschanden zu streiten, wobei sie immer wuchs an Weisheit und Vielseitigkeit. In Theater und Musik, darin sind die Urteile reizender Damen unbedingt treffend. Aber sie sprach auch über Baukunst und Seefahrt, über Rassenkreuzungen und Heilserum, über die Vorherrschaft Englands,

über Findelkinderanstalten, Stenographie und Knochenfraß. Dann zitierte sie — und wie ausdrucksvoll — Gedichte von Dehmel und Sprüche von Nietzsche. Dann belehrt sie über die Gegensätze und Verwandtschaften der japanischen und der arabischen Sprache, natürlich unter Beiziehung des Sanskrit. Die im Eifer der Rede ausgegangene Zigarette setzte ihr ein Bursche wieder in Brand, was Anlaß gab, die noch ausständige Erfindung sich selbst entzündender Zigarren zu erörtern.

In dieser Gruppe saß nun auch Hans Schmied und tat einmal seine breite Brust auseinander, die wie mit einem Regenbogen überglüht war von dem leuchtenden Burschenband. Er bemühte sich um die Aufmerksamkeit des gaukelnden, geistsprühenden Schmetterlings, in der Absicht ihm so nahe zu kommen, um ein wenig Schmetterlingsstaub von ihm abzubekommen. Diesen intimen Gedanken vertraute er sogar dem Korpsbruder Hampler, aber der belehrte ihn flüsternd eines Bessern. Den Schmetterlingsstaub hätte die schon allen abgebledert. Trotzdem eine entzückende Gesellschafterin. Reden die intimsten Zärtlichkeiten mit anzüglichem Verständnis, im weiteren aber — herzlos wie ein Kornwucherer.

„Man wäre ja bescheiden und begnügte sich mit einem flüchtigen Handküßlein."

„Viel mehr kannst du dir erlauben. Küsse auf den Mund, wenn du willst. Aber einer kostet drei Dukaten."

Weil das weiße Fräulein mittlerweile von einer anderen Gruppe teils mit List, teils mit Brachialgewalt verschobener Sessel angeworben worden war, so konnten

die beiden Burſchen dem Gegenſtand weiter nachhängen.

„Ein Vergnügen, wie gut dieſes Hofratstöchterlein erzogen iſt“, ſagte Hampler, ſcheinbar zum Fenſter hinausblickend. „Ich ſage dir, eine Weltanſchauung hat die! Und denke, ſie iſt der beſte Kamerad ihres Herrn Papas in der Medizin — theoretiſch und praktiſch. Dieſe Jungfrau fürchtet ſich vor keiner Wahrheit, vor keiner! Mit dem Meſſer ſteht ſie an den Kadavern und hat ſchon manchen zimperlichen Studenten beſchämt. Eine ſtets kriegsbereite Feindin aller Prüderie, Heuchelei und Pfaffferei. Mit der Erdkugel ſchiebt dir das Fräulein die Götter des Himmels um. Alle neune! Radikal. Nicht einmal der Ausdruck Fortſchritt iſt ihr recht, wie ſie juſt vorhin geäußert hat; er iſt ihr zu träge, er geht ihr zu langſam. Fortflug das wäre ihre Meinung. Deshalb hat ſie vor kurzem auch das Wohltätigkeitsfeſt arrangiert, zugunſten einer zu erbauenden Flugmaſchine. Und dabei hundertachtundneunzig Dukaten zuſammengeküßt. Drei Dukaten einer!“ —

„Drei in einhundertachtundneunzig geht ſechsundſechzigmal“, rechnete der Müllersſohn. „Da möchte ich doch der ſiebenundſechzigſte geweſen ſein, um die zweihundert reichlich voll zu machen.“

„Ich glaube ſie nimmt auch Nachträge an.“

Während die beiden Studenten ſo — als ob ſie von der Gaſſe ſprächen — zum Fenſter hinausſchauten, ſchenkte das ſchwarze Fräulein Kognak in die feingeſchliffenen Stengelgläschen. Dann ging es mit der Kognakflaſche weiter, einem wohluntersetzten Herrn zu, der ſchwarzes

geringeltes Haar und eine kleine Glatze hatte. Er saß bescheiden in ein Fauteuil gelehnt und beobachtete die Gesellschaft. Zu diesem kam Fräulein Malcha und füllte ihm ein Gläschen.

„Oh, mein Fräulein! Sie bemühen sich zu sehr!“ sagte dankend der freundlich Bedachte.

„Der dort ist des Hofrats Bankier, Herr Liebkindl“, belehrte Hampler den Freund. Das interessierte den Hans einstweilen wenig. Er schaute nur auf das schwarze Fräulein hin und flüsterte: „Wenn die Schwarze und die Weiße Schwestern sein sollen, so sind sie sehr leicht von einander zu unterscheiden.“

„Stiefschwestern“, belehrte Hampler. „Die Schwarze ist von der ersten Frau.“

„Sie muß nicht gesund sein.“

„Meinst du?“

„So furchtbar ernst.“

„Hingegen kann der lachen, der sie heiratet. Die hat viel Geld! Fräulein Malchens Mutter war eine Lindenstein. Das sagt was!“

Der schon ein wenig abgespannte Müllerssohn hob die Augenlieder zwinkernd: „Geld?“

„Ein amerikanischer Rothschild, und da drüben gedeihen sie besser als im ausgemergelten Europa, war vor einiger Zeit hier. Der hörte die Summe nennen und soll auf gut wienerisch gesagt haben: Schmarrn! Daraufhin schätze ich die Dame ungefähr auf eine Million. Für weniger würde der Amerikaner nicht den Mund bewegt haben.“

Dieſes trauliche, leiſe geführte Geſpräch der beiden Burſchen wurde unterbrochen durch den Eintritt des Hofrates. Er kam gerade von einer Audienz beim Fürſten, wo er für eine hohe Auszeichnung zu danken gehabt hatte. — War es auch der Profeſſor Weißpandtner? Hans erſchrak faſt. Die ganze breite Bruſt war voll Sterne, Krönchen, Kreuze, Bänder, alles durcheinander; dazwiſchen funkelten noch fremdartige Dingelchen. Vielen Potentaten mußte der Hofrat den durchlauchten Korpus repariert haben, weil ſie einen ſolchen Ordensſtänder aus ihm machten. Er grüßte leichthin nach allen Seiten, aber ſeine Freundlichkeit hatte einen klein wenig anderen Anhauch, als die derbere, burſchikoſe im Studierſaal. In dienſtfertigſter Höflichkeit hauchte die Würde der Herablaſſung. Dort Studentenvater — hier Hofrat. Er dachte daran, er vergaß es nicht einen Augenblick; das wäre bei dem allſeitigen Zurufen des Titels auch ſchwer möglich geweſen. Man erzählte ſich übrigens, daß er die Exzellenz abgelehnt hätte. Finanzminiſter hätte er werden ſollen; da ſagte er, ſeine Finanzen ſtünden ihm näher, als die des Staates. Daraus zog man Schlüſſe auf die Höhe des ärztlichen Einkommens.

Der Hofrat hatte eine Neuigkeit mitgebracht. Die Zeitung wußte von einem großen Schiffsunglück auf der Donau. Bei Sigmaringen ſei ein Dampfer untergegangen, wobei an hundertfünfzig Menſchen ums Leben gekommen ſein ſollen. Alles entſetzte ſich. Auf der Donau! Unerhört!

„Aber Papa!“ rief das weiße Fräulein vom Kamine her, wo ſie juſt ein wenig mit der Glut geſpielt hatte,

„bei Sigmaringen, sagst du? Bei Sigmaringen ist ja die Donau noch gar nicht schiffbar!“

„Sie muß doch schiffbar sein, mein Kind, wenn ein Dampfer dort zugrunde gegangen ist“, sagte der Hofrat gelassen.

„Die Donau“, verkündete vom Ofen her das helle Glockenstimmlein, „wird erst bei Ingolstadt schiffbar, wo der Leech hineinfließt. In Sigmaringen ist sie nur so ein Bach, der von der bayrischen Alp herabkommt. Lächerbar, daß so was schiffbar sein soll!“

„Na, dann wirst du schon wieder einmal recht haben, Mädl“, sagte der Hofrat, der seine Niederlage im Lichte des Sieges seines geliebten Backfischchens leicht verwand. Die ganze Gesellschaft vergaß das Schiffsunglück, wo immer es sich auch zugetragen haben mochte, und bewunderte laut die kleine Geographin, die auf entlegenen, wenig bekannten Gebieten ebenso Bescheid wußte, wie am Kamin des väterlichen Hauses. Nun machte sich aber ein etwas struppig und rotbebarteter Geselle bemerkbar, ein Student, der schon seine zwölf Semester am Hals haben mochte, und der nun in die Donauangelegenheit berichtigend eingriff. Der sagte es ganz rauh über die Köpfe hin: „Verzeihe Sie, liebes Fräule, Sie habe da ein Unsinn z'samme g'rebet. Recht habe Sie nur, daß die Donau bei Sigmaringe nit schiffbar ischt. Aber Göttli, in Ingolstadt is sie au noch lang nit schiffbar und der Leech fließt nit bei Ingolstadt in die Donau, hingege zwische Donauwörth und Neuburg. Der größte Bock aber ischt, daß Sie die Donau von der bayrischen Alp kommen lasse.“

„Sie kommt von der bayriſchen Alp", kreiſchte es vom Kamin her.

„Sie werden erlaube, mein Fräule, daß es einer, der dort gebore iſcht, beſſer weiß. Die Donau kommt aus dem Schwarzwald." —

Keine Entgegnung mehr. Das weiße Fräulein hatte ſich plötzlich verloren.

Hingegen war nun die Zeitung zur Hand, die vom Unglück zu berichten wußte. Und da lachte alles auf. Es war Doktor Tacitus „Senſation". —

Der Hofrat empfahl ſich heute auffallend bald. Er entſchuldigte ſich mit wichtigen Korreſpondenzen. Da verlief ſich ſachte auch die Geſellſchaft. Zum Souper waren nur noch ein paar Freunde des Hauſes vorhanden, darunter auch Hans Schmied, der beim allgemeinen Aufbruch ſich ſelbſt gleichſam vergeſſen hatte. Und wer blieb, der pflegte abgeſpeiſt zu werden.

Es gab Hummer, Poulards, Käſe und Bier. Das weiße Fräulein Evelana lehnte Hummer und Mayonnaiſe der Aufwärterin ab: „Du weißt doch, Mariezka!" Dann bekam ſie in einer ſilbernen Schale ihr Lieblingsgericht. Es war ein weißlicher Brei in zarten Franſen. Sie bekam es nur im intimen Kreiſe, und mit einem zierlichen Gabelchen ſchlampte ſie die Speiſe raſch in den kleinen Mund.

Hans hatte ein Veilchen hingeſchaut, was das Fräulein denn für eine feine Delikateſſe haben mochte und plötzlich krach ſein Erſtaunen in den Ruf aus: „Das ſind ja ſaure Rüben!"

Frau Hofrat wollte erklären, wie das Fräulein ſeit

Kindheit eine närrische Vorliebe für diese Armeleutespeise habe. Evelana unterbrach: „Sie glauben vielleicht, das geschieht aus demokratischer Neigung? Oder aus frommer Askese?“ rief sie lachend. „Das wäre eine durchaus perverse Annahme. — Lassen Sie sich lieber sagen, meine Herren Mediziner, die selbstverständlich nicht alles wissen können, weil sie keine — Schwaben sind, Gott sei Dank! Lassen Sie sich bloß sagen, daß die Zuckerrübe eines der bekömmlichsten Nahrungsmittel ist. Ich ziehe aber die Wasserrübe noch vor, sie enthält Phosphor und Eiweis in jener mäßigen Menge, wie sie der Blutbildung am zweckmäßigsten ist. Schon bei den Römern hat diese Brassica rapa rapifera, besonders im gesäuerten Zustande, als Säftereinigungsmittel eine große Rolle gespielt, ja sogar Alexander der Große soll sich vorwiegend von Wasserrüben genährt haben. Als er aber auf der Seefahrt nach dem Golfe von Persien, den er bekanntlich erobern wollte, seine geliebte Wasserrübe entbehren mußte, erkrankte er am gelben Fieber, an dem er auch gestorben ist.“

Nach dieser lustigen Preisrede auf die gesäuerte Feldrübe, wurde der Müllerssohn aus dem Unterschatt das erstemal in seinem Leben lüstern nach sauren Rüben. Die Hofrätin versprach, ihn das nächstemal mit dieser kostbaren Delikatesse zu bewirten, worauf der Hofrat mit gerunzelter Stirne erinnerte, sich nicht so leichtsinnig über das Küchenbudget hinwegzusetzen.

So ging es zu bei Hofrats. Fräulein Evelana war mit seinen gelehrten Exkursen, die manchmal auffallend nach Ulk schmeckten, stets die Anregerin der Heiterkeit. Manchmal zwar artete die Sache zu einer leidenschaftlichen

Erregung aus und zu einem ſtacheligen Ernſt, während wirklich ernſte Dinge mit Luſtigkeiten zu Tode gehetzt wurden. Hans Schmied empfahl ſich an dieſem Abende bei Hofrats allerſeits muſterhaft und nahm ſich vor, bald wieder zu kommen. In dieſem Hauſe ging es ja ganz fidel zu!

Frau Kübler hatte am andern Tag auf den begeiſterten Bericht des Zimmerherrn nur das eine Urteil; „Das müſſen wirklich edle Menſchen ſein!“

Die Affäre vom dummen Wasserwurm.

Einige Wochen nach diesem Joursixe bei Hofrats waren seine Hörer versammelt im Sezierſaal.

Doktorand Häuble, der rotbärtige Schwabe, hatte sich vorbereitet, unter Anleitung des Professors ein Krokodil zu sezieren, das, in Hagenbecks Menagerie verendet, für den wissenschaftlichen Zweck erstanden worden war. Die Kollegen beneideten ihn um das schöne Tier; sie sollten nur zusehen dürfen, beobachten, etwa gestellte Fragen beantworten, während er so unbefangen beim „Nilwurm" Hand anlegen konnte, als wäre es ein — toter Mensch. Das braungrüne, gefleckte Ungeheuer lag auf dem Tische mit gesträubtem Schweiße und fletschendem Rachen, die Augen starr aufgeglast, als drohe es jedem Nahenden mit dem Zerreißen.

Raschen Schrittes erschien der Professor. „Wir wollen, meine Herren, uns heute mit diesem Eidachsel unterhalten," sagte er munter. Dann schaute er um sich und winkte dem Hans Schmied. Sich gegen den Schwaben wendend, sprach er: „Ich hoffe, lieber Häuble, Sie sind mit mir der Meinung, daß es Ihr Jüngerer Kollege nötiger hat, als Sie."

Artiger kann man nicht ablehnen.

Hans zog verblüfft den blauen Kittel an. So erfreulich es an sich war, daß er die Ehre haben sollte,

dem Sendboten des urheiligen Nils seine zoologischen Geheimnisse mit dem Messer aus dem Leibe zu schneiden. Aber just heute war es ihm nicht sehr gelegen. Er kam vom Paukboden, wo er zwei Stunden lang mit Degen und Säbel gefuchtelt hatte. Und wenn es einer mit unsicherer Hand ungeschickt machte vor seinen Augen, da war der Professor nicht der gemütlichste. Der Schwabe warf seine Kutte, die er schon angestreift gehabt hatte, unmutig weg und brummte etwas. Drei Sekunden lang wendete Hans seinen erhobenen Kopf starr gegen Häuble hin, als wollte er fragen: „Steht dem Herrn etwas zu Diensten?“ Es leuchtete ihm plötzlich auf, er könnte sich den Hofrat verbinden, wenn er heute dem groben Schwaben jene Unart gegen das Fräulein Evelana heimzahlte.

„Na,“ sagte er dann ziemlich laut, „einer der die Wässer so gut kennt, wird nicht erst die Wassertiere zu studieren brauchen.“

„Wie ischt das?“ wuppte der Schwabe auf.

„Dummer Wasserwurm!“ brummte Hans erklecklich laut, packte das Tier bei einer Pranke und schob es über.

Natürlich schickte ihm der Schwabe am nächsten Morgen die Zeugen. Hans stellte sich anfangs verwundert; er werde zu einem Krokodil doch dummer Wasserwurm sagen dürfen!

„Es handelt sich nicht um den Ausdruck dummer Wasserwurm, Herr Schmied. Es handelt sich um Ihre Absicht, Herrn Häuble zu beleidigen.“

Hierauf sagte Hans schneidig: „Ist ihm der dumme Wasserwurm zu wenig, so kann er schon mehr haben!“

„Das genügt.“

Sofort die Frage der Waffengattung.

„Was will der Herr?“

„Herr Doktorand Häuble muß ſich für Piſtolen entſcheiden, da ihm im Fechten die Übung fehlt.“

„Er? Er entſcheidet?“ rief Hans. „Sagen Sie dem geſcheiten Herrn, daß der Geforderte die Waffen zu wählen hat. Ich verlange den Säbel.“

„Danke!“

Die Unterredung war beendet.

Dem Schwaben rieten die Zeugen, wenn er nicht fechten könne, das Säbelduell abzulehnen. Häuble antwortete: „Meine Herren! Ablehne? Dafür bin ich zu feige. Ich han die Kurasch, mit ungewohnter Waffe zu fechte, aber nit die Kurasch, das Verſchieß zu ertrage.“ —

Zwei Tage ſpäter lag Fritz Häuble mit dem abgehackten rechten Arm im Spital. Der Säbel hatte die Sehnen durchſchnitten, der Mann war ein Krüppel. —

Der Sieger ſaß bei Hofrats und nahm die Huldigungen entgegen von alt und jung. Das Fräulein Evelana hatte aus dem wilden Lorbeer des Gartens ein Kränzlein geflochten und bei Tiſch, während Hans ſein Glas Bayriſches leerte, ſetzte ſie es ihm rückwärts ins Haar. Der Hofrat überſah das, zerlegte auf dem Teller mit wiſſenſchaftlicher Fertigkeit das Huhn und gab eine Rüge. — „Solche Duelle ſind eine Torheit. Ihre doch etwas eigenſinnige Waffenwahl — — Die Herren hätten auf die hohle Affäre hin gerade ſo gut ſchießen können und zwar blind. Er hat ſie doch eigentlich gar nicht beleidigt, Schmied!“

„Aber ich ihn!“ lachte dieſer.

„Ihn beleidigen und dazu noch zuſchanden hauen! Dieſer Logik kann ich keinen Geſchmack abgewinnen.“

„Papa, das verſtehſt du ja gar nicht,“ redete jetzt Fräulein Evelana drein. „Wenn der Herr Schmied zum Krokodil dummer Waſſerwurm ſagt, und der Schwab bezieht das auf ſich, ſo wird er ja wiſſen warum. Und wenn er deswegen ein Piſtolenduell haben will, ſo iſt das lächerbar und der Schwab verdient die Abfuhr. Habe ich recht oder nicht?“

„Du magſt recht haben, Kleine,“ ſchmunzelte der Herr Papa.

Die Hofrätin, die dem weiſen Töchterchen gegenüber ſaß, fand nichts weiter zu bemerken als eine mütterliche Rüge, daß Evelana unachtſamerweiſe einen Tropfen Bratenſauce auf das taubengraue Seidenkleid hatte fallen laſſen.

Hans hatte ein wenig gegen Fräulein Malcha hingehorcht. Wird denn nicht auch ſie, die Ältere, ein Wort zur Sache reden? Aber Malcha ſaß in ihrem ſchwarzen Kleide ſchweigend da und häkelte an irgend einem Zeug. Es hatte, wenn andere eifrig redeten, den Anſchein, als denke ſie ſich dazu irgend etwas ganz beſonderes, das viel zu gut ſei, um der Geſellſchaft aufgetiſcht zu werden.

An den Heimgang dachte Hans diesmal wieder recht ſpät. Es ſaß ſich ſo warm unter dieſen Herrſchaften. Papa zankt ſchon wie ein Vater, Mama blickt ſänftigend wie eine Mutter, Evelana tritt für ihn ein wie ein vorwitziger Bruder und Malcha häkelt am Strumpf wie eine fürſorgliche Schweſter, oder ſo ungefähr. Erſt als der

Hofrat — er tat's ja durchaus nicht auffallend — das zweitemal auf die Uhr schaute, erhob sich Hans, verabschiedete sich mit der immer übertriebenen Grazie und ging ins Vorzimmer, um Überrock und Stock zu suchen. Dabei ließ ihn heut das dienende Mädchen im Stich, hingegen kam Fräulein Evelana noch heraus, mit ihrem lustig geröteten Gesichte, in der Hand das Lorbeerkränzchen, das dem Burschen bei Tische vom Kopf geglitten war und das er eigentlich vorhatte, zu vergessen. Mit schnellem Ruck stülpte sie es ihm über die Mütze. Er aber — er ließ ihr Händchen nicht zurückgehen, ohne es abzufangen.

„Ach, mein Fräulein," flüsterte er, „Sie menschenfreundliches Fräulein, Sie! Sie haben ja einmal einen so schönen Wohltätigkeitsbazar veranstaltet."

„Sie waren ja gar nicht dabei!" lachte das Fräulein.

„Leider nein. Aber ich höre, daß Ihnen noch ein paar Dukaten fehlen auf zweihundert. Darf ich sie Ihnen nachholen? — gegen übliche Quittung natürlich."

„Ach ja, ich weiß schon. — Nein, mein Herr, diese Zeiten sind vorüber. Ein Backfisch darf Männer küssen vor aller Welt. Aber heimlich? . . . Nein, nein, junger Mann!"

„Fräulein! Daß Sie doch an alles denken!"

Mit dieser Bosheit ließ er ihre Hand los und ging nach Hause.

Er hatte keine ruhige Nacht. Als er in der dunklen Stille so dalag und den Tag überdachte, begann ihn mancherlei zu wurmen. Erstens, daß der Hofrat plötzlich ein Philister geworden war und den Zweikampf verurteilte, der doch eigentlich ihm zuliebe stattgefunden

hatte. Zweitens ärgerte ihn dieſe dreiſte Jungfrau. Iſt es denn — ſo dachte er — wirklich allemal ſchön, wenn junge Mädels ſo der derben Wahrheit nachtappen? Nach ſeiner Meinung hätte ſie erröten müſſen, kein Wort ſagen dürfen, ſondern ſich ſträubend küſſen laſſen ſollen. So benimmt ſich das züchtige Mädchen! Dann ärgerte ihn etwas, was ihn anfangs doch gefreut, nämlich, daß Fräulein Evelana ſein Duell verteidigt hatte, dazu oberflächlich und leichtfertig. Ums junge Frauenzimmer tat's ihm leid, daß es ſo männiſch war. Und es hatte auch ganz unrecht; ſo war's ja nicht. Daß der Schwabe eines Schimpfnamens wegen, der gar nicht auf ihn gemünzt ſein mußte und der jedenfalls auch ſcherzhaft ſein konnte, ein Piſtolenduell provozieren wollte, war jedenfalls ſtarker Tobak. Und doch hatte der Schwabe recht, Hans hatte den dummen Waſſerwurm ihm zugedacht, obſchon er dann im erſten Augenblicke ſo feige war, es zu leugnen. Er wollte den Schwaben mit vorbedachter Abſicht beleidigen, ſo ſchwer als tunlich beleidigen, um ſich bei der Familie des von Häuble beflegelten Fräuleins lieb Kind zu machen. Jawohl, dieſer Schwabe hatte ſeine Abſicht ganz richtig geſchätzt und hatte allen Grund ihn zu fordern. Dafür lag er nun ſchwer verwundet im Krankenhauſe. Hans Schmied, der Große, kam ſich ganz erbärmlich vor. Und er tat ſich etwas darauf zugute, daß er ſich erbärmlich vorkam. Er war gerührt über ſeinen ſittlichen Kern, ohne ſich klar zu ſein, daß ſein böſes Gewiſſen weniger dem ſittlichen Kern entſprang, als dem vielen Bier, das er bei Hofrats getrunken und das ihm Magen und Herz elegiſch machte.

Am nächsten Morgen schlief der Student so lange, daß Lieserl endlich doch ins Zimmer kommen mußte, um zu sehen, ob denn was fehle. In der offenen Tür stand auch schon Frau Kübler, lauernd, ob sie den Kaffee bringen dürfe. Oder was es denn Schlimmes gäbe um den langen Schläfer.

„Nein, Mutter Kübler, ich lebe. Guten Morgen!“

„Jesseles, was haben Sie sich denn da an die Mütze gehangen?“ kicherte das Mädel.

„Jesseles heiße ich nicht, aber eine Haube will ich dir aufsetzen; komm her!“ Und dem arglosen Kinde klettete der Lorbeerkranz im weichen Haar. „Ja, Lieserl, der 'gehört dein, zum ewigen Ruhm, weil du mir die Stiefel so glanzvoll wichsest.“

Daraus ersah Frau Kübler, daß sie anstatt des Magentees den Kaffee bringen müsse. Es war wieder der muntere Junge, dem ein neunstündiger Schlaf allen Katzenjammer und alle Gewissensbisse besänftigt hatte. Er erbat sich zum Frühstück noch ein drittes Kipfel.

Einige Tage später traf Hans Schmied den Hofrat auf dem Korso. Der Hofrat hing ihn gleich in seinen Arm, was dem Studenten im Innersten schmeichelte, ohne zwar genau zu wissen, ob es aus Freundschafts- oder aus Sicherheitsrücksichten geschah. Der Boden war schlüpfrig, es hatte in der Nacht geregnet. Der Hofrat hatte beim Vorübergehen im Spitale zugefragt und sich nach dem Befinden des Schwaben erkundigt. Ohne darum befragt zu werden, sagte er eine befriedigende Nachricht. Es gehe besser. Im übrigen berührte der Hofrat das bevorstehende Kolloquium. Der erste Jahrgang hatte vor einem Pro-

ſeſſorenkollegium, um ſich gut einzuführen, einige Fragen zu beantworten. Darob ward Hans jetzt etwas kleinlaut, ſo daß Profeſſor Weißpandtner ſich nebenhin erkundigte, mit welchen Partien des menſchlichen Körpers Herr Schmied am beſten vertraut wäre. Der dachte einmal nach. „Vertraut?“ Er dachte wieder nach und ſagte endlich: „Vielleicht mit der Lunge.“ Dann ging das Geſpräch auf anderes über.

Am Tage der erſten mediziniſchen Prüfung Schmieds war Hofrat Weißpandtner gut gelaunt. Ein altes Frauchen war zu ihm gekommen, im erſten Augenblicke zu ſehen, wie ein Rumpf, der ſeinen Kopf vor ſich auf den Armen herträgt. Es hatte nämlich einen beiſpiellosgroßen Höcker, es war die deshalb im ganzen Stadtbezirke bekannte Kamel-Kundel. Ein adeliges, habloſes Fräulein. Es lebte von dieſem Kamelrücken. Die alte Dame hatte ihn kontraktlich dem Anatomen Profeſſor Schußſtieler vermacht, der nach ihrem Tode den Höcker als völliges Eigentum wiſſenſchaftlich ausnützen konnte. Dafür hatte Schußſtieler eine kleine Jahresſpenſion auf lebelang ausgeſetzt Da die glückliche Beſitzerin des Kamelrückens um rund vierzig Jahre älter war, als der anwärtige Mann der Wiſſenſchaft, ſo meinte ſie die Penſion auf ihr Lebelang zu haben. Sie hatte ſie aber auf ſein Lebelang. Weinend kam an dieſem Morgen die Alte an Profeſſor Weißpandtner heran, ſie ſei eine Bettlerin geworden. Ihr Wohltäter, Doktor Schußſtieler, ſei plötzlich geſtorben, der ihr den Buckel abgekauft gehabt habe. Sie glaube nun wieder volle Eigentümerin dieſes ſeltenen Rückens zu ſein und komme mit der untertänigſten Anfrage, ob der

Herr Hofrat an die Rechtsstelle des Verstorbenen treten wolle, ganz zu den gleichen Bedingungen. Der Hofrat wünschte dem Frauchen galanterweise ein noch langes Leben, griff aber mit beiden Händen zum Kamelbuckel — nur bildlich gesagt, einstweilen. Mit einer Anzahlung für die ersten drei Monate war das Geschäft geschlossen und in solch guter Laune, wegen der Erwerbung einer sicherlich bald fällig werdenden naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeit, betrat er nachher den Prüfungssaal.

Fünf Prüflinge waren erschienen, wovon jeder grundsätzlich ungefähr zwanzig Minuten im Feuer stand. Der letzte, der darankam, war, seines späten Namensbuchstabens wegen, Schmied.

Professor Weißpandtner, der Hauptprüfende, saß ihm ein Weilchen ruhig gegenüber, ihn durch die funkelnden Augengläser anforschend, als besinne er sich, in welche bösartige Enge er den jungen Mann zu treiben gedenke.

Dann begann er: „Ich wäre begierig, lieber Herr Schmied, Ihre Auffassung und Meinung über die menschliche Lunge zu erfahren."

Erregt, rasch und fast heftig, als vermöge er seine Weisheit nicht mehr länger bei sich zu behalten, sprudelte Schmied das Kapitel hervor und war in neun Minuten mit dem Wissenswertesten der menschlichen Lunge fertig.

Der Hofrat nickte flüchtig, scheinbar zufrieden. Aber nun gab es eine Verlegenheit. Der noch übrigen Zeit wegen mußte er an den Prüfling noch eine oder die andere Frage stellen, konnte aber natürlich nicht wissen, welche

der strebsame Jünger würde beantworten können. So sagte er nun zum Studenten mit gütigem Lächeln, das bei Prüfenden immer so verdächtig ist: „Sie sind mit dem Stoffe nur allzugut vertraut. Ich habe Ihrem lichtvollen Vortrage nicht einmal in allen Partien zu folgen vermocht und glaube, daß es auch den übrigen Herren Examinatoren kaum besser ergangen ist. Würden Sie nicht die Güte haben, jenen Teil, der von der Lungenhyperämie und Hypostase handelt, noch einmal zu wiederholen und zwar etwas langsamer, wenn ich bitten darf."

Das geschah und dann waren die zwanzig Minuten glücklich herum. Man beglückwünschte den Prüfling.

Einen einzigen Schlimmen gabs unter den Examinatoren, der die Marmortreppe herab dem Professor zuraunte: „Gewagt wars, Herr Hofrat!" Worauf dieser schmunzelnd entgegnete: „Wir sind nicht die Ersten und nicht die Letzten, Herr Kollege, die den Spaß machen. Sie geben zu, daß es ein netter junger Mann ist."

Als die Herren auf die Straße traten, trug eben ein Dienstmann das Stangenplakat der „Sensation" vorüber. Neueste Nummer soeben erschienen. „Zwei Mordtaten auf der Universität! Der Student Häuble aus Schwaben hatte mit einem Kollegen einen Zweikampf auf Pistolen und wurde unmittelbar vor dem Waffengange von seinem Duellgegner meuchlings erstochen! — In der vorigen Nacht starb plötzlich der berühmte Anatom, Professor Schußstieler. Man spricht von Vergiftung durch einen Berufskonkurrenten. Es soll sich um die Anwartschaft des mißbildeten Knochengerüstes der stadtbekannten, sogenannten „Kamel-Kundl" handeln!"

Im Straßenpublikum schien es, als ob diese Neuigkeiten kein allzugroßes Aufsehen erregten. Einer der Professoren rief: „Wird man diesem Kerl nicht endlich das Handwerk legen?"

„Wovon soll der Mann leben?" sagte der Hofrat. „Lügen! Sonst kann er nichts. Diese Kunst, wie er sie treibt, nährt ihren Mann und schadet niemandem."

Ein Abend bei Frau Kübler.

Auch mit mehr Bescheidenheit, als sie den Müllerssohn schmückte, hätte er gesehen, daß man ihn bei Hofrats gut leiden konnte. Er fehlte also dort bei keiner der wöchentlichen Zusammenkünfte. Zwei andere Wochenabende brachte er in der Burschenschaft „Ottonia" zu, wo er seit dem sieghaften Duell Rang und Achtung genoß. Die übrigen Abende blieb er daheim bei Mutter und Tochter Kübler, wo er sich als Hausherr fühlte.

Mutter Kübler hatte in ihrer Stube einen kleinen Hausaltar, in der Wandecke über dem Tisch, wie bei Bauern. Drei Heilige hatte sie dort im Bilde hängen: die Jungfrau Maria, ihren verstorbenen Mann und ihr verstorbenes Franzelein. Die letzteren in kleinen, farblosen Photographien. Vor diesen Bildnissen hing ein Öllämplein aus rotem Glase, das manchmal mit Öl gefüllt, manchmal leer war, ohne daß Hans Schmied das Licht je hätte brennen sehen. Wenn er zuhause war, da taten sie nichts dergleichen; aber am Samstagabend, wenn er bei seinen „Ottonen" kecke Burschenlieder mitsang und stattliche Humpen leerte, zündeten sie daheim am Hausaltar

das rote Lämplein an und Mutter und Tochter knieten am Tische und beteten still. Mit den zwei Heiligen, die als geliebteste Menschen bei ihnen gewesen waren, wußten sie zwar nicht recht, wie sie standen: Sollten sie zu ihnen beten oder für sie. Sie beteten still nur so drauf hin und beteten so lange, bis die Mutter allemal anfing zu schluchzen. Da nahm Lieserl ihr Haupt zwischen die Hände und bat: „Mußt nit weinen, Mutterl. Schau, sie sind allzwei beisammen im Himmel oben bei unserer lieben Frau."

Da war es am Ende des Sommersemesters, daß sie noch einmal selbander den Abend verbrachten, Frau Kübler, Lieserl und der Student. Es gab sein Leibgericht, Rostbraten mit Reis, über das hinaus eine Mandeltorte und einen Krug Bier. Wenn sein Essen ein wenig stocken wollte, redete ihm Frau Kübler eifrig zu, nicht aufzuhören. Und je mehr er Bier trank, je mehr sollte er auch Torte essen. Das Trinken allein gefiel ihr nicht.

„Ich hätte Sie Ihrer Frau Mutter recht wohlgenährt heimschicken mögen", sagte sie, „Aber Sie sind mir das Jahr nicht besser geworden."

„Daran sind nicht Sie schuld, Frau Kübler", lachte Hans.

„Man kann sichs ja denken. Das Studieren wird halt wohl schwer sein. Daß Sie sich auf den Ferien nur recht erholen. Bei Ihrer Frau Mutter müssen Sie von mir alles Schöne ausrichten und ich ließe ihr sagen, an ihrer Stelle täte ich meinen Buben in keine so strenge Studie stecken. Lieber daheim recht Weißmehl mahlen und brav Knödel essen."

„Knödel eſſen!“ lachte Hans geringſchätzig auf und brannte ſich eine Zigarette an.

„Rauchen tun's auch zuviel!“

„Mutter, wenn du den Herrn Schmied alleweil ſo ausbrummſt, dann kommt er uns leicht gar nit mehr“, ſo befürchtete Lieſerl.

Er ſtrich ihr brüderlich mit den Fingern übers Haar und ſagte: „Ja, Mädel, ich komme wieder. Auf der Mühle Bauern Korn mahlen und ihnen dann das Drittel Mehl ſtehlen — nein, da weiß ich mir was Ergötzlicheres.“

„Was wollens denn eigentlich werden, Herr Schmied?“ Die Mutter ſchnitt ihm noch Torte ab. „Arzt ſein, hätt' ich gemeint wär auch nit gar ſo ergötzlich.“

„Als Arzt kann man ein großes Tier werden.“

„Aber gengens, ein Tier!“ verwies Lieſerl. „So ein grobs Wort!“

Und die Mutter: „Ich hab oft gehört ſagen, je mehr einer lernt, je mehr wird er Menſch.“

„Habe ich denn geſagt, ein Vieh wollt ich werden?“ begehrte Hans luſtig auf. „Ein großes Tier habe ich geſagt, ein hoher Herr, verſtehns!“

„Es wird ja alles recht werden mit Gottes Willen“, ſagte Frau Kübler und legte ihre Hände auf dem Schoß zuſammen. „Mir fallt halt alleweil mein armer Mann ein.“ Mit einem leiſen Seufzer: „Gelernt hätte der wohl auch viel. Zu einem geachteten Menſchen hat ers gebracht, das wohl. Aber zu einem hohen Herrn halt nit.“

Hans dachte an einen zweiten Krug Bier und erinnerte

die Frau, daß sie einmal gesagt hätte, sie wolle von ihrem seligen Manne erzählen.

Jetzt wurde Frau Kübler von neuem rege. „Seins denn noch nicht schlaferig, Herr Schmied? Wenn wir plaudern wollen, muß die Bedienerin noch ein Visserl Bier holen."

„Aber nachher tun wir was Lustigs plaudern, Mutterl, gelt?" wollte das Mädel ablenken.

Hans schenkte vom frischen Bier auch der Frau ein und dem Lieserl. Das zog sein Wasserglas heftig zurück. „Ich mag keins," aber der Mutter ist's gesund."

„Lustig ist's freilich nit, wenn man von Verstorbenen redet", so begann Frau Kübler. „Aber wenn's der Herr Schmied wünschen tut. — Ein paar Jahr früher, wenns kommen wären, Herr Schmied, da hätten's ihn noch gefunden. Möchten sich gut miteinander verstanden haben. Ist auch aus der Bäuerei gewesen, mein Mann. Aus dem Melkstubental her — werden nie dort gewesen sein. Von Heim aus vermögend ist er gewesen und in der Schul' ein gescheites Bübel und da hat's geheißen studieren. Der Herr Pfarrer selber soll ihn in die Stadt gebracht haben und die Eltern haben sich halt einen geistlichen Herrn wollen machen lassen — wie immer einmal schon so ein Stolz ist. Für einen weltlichen Stadtherrn möchten sie wohl kein Kind hergeben. Dem jungen Sebastian hat's bald gefallen in der großen Stadt und weil er auch soviel leicht gelernt hat, ist ihm das Studieren viel lieber gewesen, wie das Bauernarbeiten im Gebirg. Aber wie nachher die Zeit kommt, daß er ins Priesterhaus sollt eintreten, ist's halt auch geschehen, wie es so oft geschieht,

daß er sichs überlegt und ausbiegt. — Vielleicht, wenn ers Mädel nit hätt kennen gelernt —" sie stockte.

„Das Mädel bist du gewesen", redete Lieserl mit einer etwas erzwungenen Munterkeit drein, die einbrechende traurige Stimmung, die sie so gut kannte, möglichst fernzuhalten.

Frau Kübler erzählte weiter, wie der Sebastian sich nachher zur Rechtsgelehrsamkeit geschlagen hatte, wie er nach vier Jahren Doktor wurde und in die Ehe trat. „Mit diesem Glück hebt das Unglück an, ich kann's nit anders sagen. Von heim ist schon lang kein Geld mehr gekommen, sollen selber abgehaust haben. Keine Stell' hat er finden können. Juristen gibts zum Schweinefüttern, hätt ich bald g'sagt. Bei einem Advokaten als Lohnschreiber — dreißig Gulden im Monat — ist noch eine Gnad gewesen. Und dazu zwei kleine Kinder. In der freien Zeit hat er halt als Abschreiber was verdienen wollen, halbe Nächte lang. Was der Mensch für eine schöne Schrift gehabt hat! — Nachher ists gekommen. Die schlechte Luft, die geringe Kost — bis halt die Lunge hingewesen ist. Wie oft hat der gute arme Mann damals aufgeseufzt: daheim in meines Vaters Haus! — Ich hab' ihn wohl verstanden. Wie glücklich die Leut sind draußen auf dem Land! — Später freilich, da hätt' es Stellen gegeben — ist aber schon zu krank gewesen. Immereinmal ist er hinaus auf etliche Sommertage. Sein Heimatshaus ist schon in fremden Händen gewesen. So ist er wieder in die Stadt zurück, da wollt er doch lieber sterben bei Weib und Kind ....."

Lieserl bemerkte, daß die Lampe rauchte und drehte

den Docht tiefer. Da war es fast dunkel. Und die Frau erzählte, was ihr Mann noch vor seinem Absterben mit dem Bübel angestellt hatte — mit dem kleinen Franzerl. „'s Mädel kann man eh nit so fortgeb'n, hat er gesagt, aber dem Buben soll's wieder so gut sein, als es mir ist gewesen in der Kindheit. Und hat den Knaben hinausgegeben aufs Land. Zu einem Vetter im Melkstubental, vom Großstadtelend weit weg. Dort soll er in die Dorfschule gehen und Bauernarbeit lernen. — O, mein Herr Schmied!" rief die Frau Kübler aus, „was hat mir das Kind für Briefe heimgeschrieben! Wenn ich an diese Briefe denk'! So ein Heimweh nach Vater und Mutter! Ganz bös behandelt ist es worden von den rohen Leuten. Nit einmal ausschlafen soll es haben können, und hartes Holztragen. Und das Essen hat es nit vertragen, ist der Magen halt schon von Haus aus schwach gewesen. Einmal ist der Kleine durchgegangen und uns zu. Zurückgejagd hat ihn mein Mann. Danken wirst mir's noch einmal, hat er ihm nachgerufen, weil er selber die Stadt so schreckbar hat verachtet. Und wie der Franzel Heimweh nach der Stadt gehabt hat, so hat 's mein Mann nach dem Land gehabt. Und an diesem Heimweh haben allzwei sterben müssen . . ."

„Was krabbelt denn so unter dem Bett?" rief Lieserl und wollte die Katz' gehört haben, oder was anderes.

„Bei meinem Mann hat's nimmer lang' gedauert," erzählte Frau Kübler weiter. „In den letzten zwei Tagen ist er alleweil am Fenster gesessen und hat hinausgeschaut in den Hof, wo ein alter Kastanienbaum gestanden ist. Der hat nur wenig grüne Äste mehr gehabt, und die

hat er angeſchaut. — Im Wald wollt ich noch einmal geſund werden, das iſt ſein letztes Wort geweſen. Ganz ſtill iſt er eingeſchlafen, ich hätt's ſchier nit wahrgenommen. Kein Behütdichgott hat er mir mehr ſagen können." —

„Jetzt muß ich aber doch das Vieh außiſtampern gehen." unterbrach das Mädel und ſtach mit dem Beſenſtiel unters Bett hinein.

„Aber, ſo was haſt denn du alleweil mit der Katz?" rief ihr die Mutter ärgerlich zu, und juſt um dieſen Ärger war es dem Lieſerl zu tun, er war ihm lieber, als die ſchluchzende Traurigkeit, in die ſich die Mutter mit ſolchem Erzählen immer hineinredete. Frau Kübler ließ aber nicht nach, ihr einmal erſchloſſenes Herz auszuſchütten.

„Schon ein paar Tag iſt er unter der Erden gelegen, da hab ich in meinem Nähkorb was gefunden. — Jetzt muß ich dem Herrn Schmied ſchon auch das Zettel zeigen." Sie holte aus der Schublade ihr Gebetbuch, da drinn lag ein loſes Blatt Papier mit einigen faſt kaligraphiſch ſchön geſchriebenen Zeilen. Sie ſuchte die Brillen und fand ſie nicht und ſagte: „Geh, Lieſerl, tu du's vorleſen, was mir der Vater hinterſchrieben hat. Es iſt wohl ein beſunderes Teſtament."

Das Mädel weigerte ſich und ging hinaus in die Küche. So las Hans den Zettel für ſich ſelber:

„Sie legen mich ganz vergeblich
Hinab in das dunkle Haus,
Aus jedem Aug' meiner Kinder
Schau ich zu dir heraus.

O führ' mir diese Augen
Zurück auf das grüne Land,
Damit sie wieder finden,
Was ich verloren han."

„Das hat er mir hinterlassen," sagte Frau Kübler so leise, daß Hans es kaum verstand.

„Hat er dichten können?"

„Mein Gott. Von den vier Augen, die er mir hinterlassen hat, hab' ich etliche Wochen später zwei schon müssen zudrucken. Den Franzl hab' ich heimgerufen aus seinem harten Dienst, daß er bei der Mutter hat — sterben . . ."

Weiter kam sie nicht mehr. Still stand sie auf und ging hinaus. Da hörte man draußen aufweinen. Das Mädel war's.

So hat Hans an diesem Abend die Wunden zweier Herzen gesehen, die ihm äußerlich gar wohlgemut ein gemütlich heiteres Heim bereiteten. Jetzt trank er sein Bier aus in einem langen Zug. Die Frau kam wieder herein und räumte den Tisch ab. „Sie müssen verzeihen, Herr Schmied," sagte sie ruhig, „ich hab's nicht so traurig machen wollen. Aber wenn das Mädel so vor mir ist mit den guten Augen und er schaut mich so an, . . . unser Herrgott beschütze mir das Kind."

Dann in seinem Zimmer, während des Auskleidens, überdachte Hans noch einiges von diesen armen Leuten. Der Eine ist vom Land her, den hat die Stadt umgebracht, der Andere ist von der Stadt, der ist auf dem Lande zugrunde gegangen. Kann ein Landmüllerssohn auch zugrunde gehen in der Stadt? Es gibt Tiere, die

im Grünen fortkommen und auch in Steinhöhlen. Ein Marktbürgerskind ist auch so eins. Nur ein bissel Geld gehört dazu, dann ist's nicht so gefährlich. Morgen kriechen wir wieder aus dem Steinloch ins Grüne. Auf die Ferien — Juchhe! — Aber das Mädel dürfte nicht zu arg so flennen, das wäre nicht auszuhalten . . .

Dann war er fertig und legte sich schlafen.

Ferien auf der Mühle.

An einem strahlenden Julitage fuhr die Kalesche über die breite Brücke des Baches und blieb vor dem Tore des Müllerhauses stehen. Weiß Gott, was für ein vornehmer Besuch! Und wer war's? Der Junge war's.

Die dicke Frau Müllerin klatschte mit den Händen in ihre Hüfte und jauchzte das Wort: „Hans!" Und als nun auch der weiße Müller daherkam, stattlich und etwas vorgebeugt, da gab's sofort einen Streit.

„Ja, Hansel, was treibst du denn? Vom Bahnhof her den teuren Wagen! Ja warum denn?"

„Warum, Vater? Weil man mit zwei Schimmeln feiner läuft, als mit einem alten Fuchser."

„Hat dich nicht auch der Fuchser allemal heimgebracht? Dich so gut, wie mich und die Mutter, wenn wir nicht zu Fuß gegangen sind. Den möcht' ich kennen aus unserem Haus, der zweispannig gefahren wär!"

„Einer muß halt einmal den Anfang machen."

„Wenn du so anfangst, Bub! Das letzt' Jahr hast mehr Geld gekostet, als alle früheren Jahre zusammen."

Aber natürlich Vaterl, weil ich ein forscher Student worden bin und solche Kerle sind gar nicht zu bezahlen. — Michel, Koffer ab!"

Den hatte der Knecht gleich auf der Achsel.

Dem Alten ging nun das hagere Gesicht schon etwas in die Breite. Wer von allen Müllern des ganzen Unterschatt hat einen solchen Buben! Man muß ihn just einmal anschauen.

„Wohin das führen soll mit deiner Nobligkeit, das weiß ich freilich nit," sagte er merklich sänftiglicher geworden — „und möcht's auch nit wissen."

„Wohin, Alter?" rief der junge Übermut, „das will ich dir schon sagen. Die Nobligkeit führt ins Schloß. Ich fahr' noch ins Herrenschloß, mit zwei Schimmeln, paßt just einmal auf."

„Wie willst du denn das angehen?" fragte der Vater.

„Ich? Eine reiche Heirat werde ich tun."

„Ja, wärst nit g'scheit!" rief die Mutter und klatschte die Hände ineinander.

„Gescheit wärs schon," meinte der Alte, „dann müßt er erst noch die Mühl' übernehmen."

„Wer? Ich?" lachte Hans. „So Kutscher, da hat Er."

Der war abgelohnt und wendete sein Fuhrwerk.

Die große Mühle, zum nahen Marktflecken Schatthausen gehörig, stand — dem wohlmeinenden Auge sichtbar — in geordneter Festigkeit da und das Wohnhaus war so altbürgerlich eingerichtet, wie bei jeder Statt, die auf Tüchtigkeit und Fleiß der Vorfahren gegründet ist. Hansens Zimmer war über einer der Radstuben, so daß der Fußboden ununterbrochen leise dröhnte und schütterte Zu den zwei Fenstern ging immerfort und immerfort das Rauschen des Fluderfalles herein. Sonst hatte Hans das

gerne gehabt, heute behauptete er mit einer drolligen Jammermiene, es wäre nicht auszuhalten. — Das Zimmer brummt, und der Alte brummt und alles brummt, dachte der Student. Es wollte nicht mehr recht so heimeln wie sonst, wenn er auf die Ferien kam.

Während des Essens — wie üppig war es im Vergleiche mit dem bei Frau Kübler — war die geschäftige Mutter oft abwesend. Der Vater ließ sich von den Unerhörtheiten der großen Stadt erzählen, von den vornehmen Leuten, mit denen Hans verkehrte, von dem Ernste und der Wichtigkeit der Studien, denen er oblag. Des Alten Staunen und Hochachtung wurde immer größer, besonders, als er vernahm, wie diese Studenten der Medizin anstatt Bücher wirkliche Menschen aufmachen um drinnen zu studieren! Der junge Mediziner hielt bei Huhn und Pudding dem Vater einen sehr lehrreichen Vortrag darüber, daß für den Magen nichts besser sei als Rostbraten, Geflügel, Rahmstrudel — für einen guten Schlaf nichts besser als ägyptische Zigaretten und Münchnerbier — und gegen Nervosität nichts besser als ein guter, täglich neun Stunden langer Schlaf. — Damit war das Ferienprogramm festgelegt und der Alte sah bewundernd, daß der gelehrte Sohn sein Geld wert sei.

„Und Bewegung, nicht wahr, gehört auch zur Gesundheit?" fragte der Müller. „In der Mühl', wenn du immer einmal zugreifen wolltest, das wäre mir recht."

Darauf erklärte der Student, daß für die Lunge eines jungen Menschen nichts schädlicher sei, als Mehlstaub. Der verbacke sich mit dem Schleim zu einem Papp, verklebe die Bronchien und sei eine Haupturſache des

chronischen Asthmas. — „Mag schon wahr sein, das," meinte der Vater und hüstelte.

„A na, bei älteren Leuten ist keine Gefahr."

„Wohl nit? Tu halt, wie du glaubst. Hauptsache ist die Gesundheit."

Ein paar Geschwister des Studenten waren da, die saßen tief im Schatten. Kaum einiger flüchtiger Worte sind sie vom Herrn Bruder gewürdigt worden. Die zwei Halbkinder sahen kränklich und geistig zurückgeblieben aus. Nach der Mahlzeit bemerkte Hans, daß seine Mutter mit ihm das Zimmer getauscht hatte. Sie hatte ihre große, schöne Stube ausgeräumt und mit des Herrn Sohnes Möbel und Habseligkeiten eingerichtet. Die Fenster gingen in den Baumgarten und nichts hörte man von dem Donnern der Mühle. Vor allem sah der Student, ob das Ledersofa da war. Es stand fast feierlich den Fenstern gegenüber an der Wand. An der war aber noch eine heilige Muttergottes und ein heiliger Josef hängen geblieben.

Und auch diese waren am Abend, als die Mutter nachsehen kam, ob etwas gewünscht werde, nicht mehr da. An ihrer Stelle waren Photographien kärglich bekleideter Frauenzimmer festgenagelt. Und über dem Bette, an Stelle des elfenbeinernen Kruzifixes, baumelte eine langberohrte Tabakspfeife.

„Aber mein Gott, Hansel! Bist denn ein Unchrist worden?"

„Mutter, ich will dir was sagen. Wir haben auf der Universität einen sehr strengen Katecheten. Der will alles buchstäblich nach dem Gebote haben — weißt du? Kein Bild neben mir sollst du haben, spricht der Herr!

Das hat er uns gewiß dreißigmal vorgesagt. Einen vergeistigten Glauben, sagt er. Und haben wir es ihm versprechen müssen, daß wir auch in den Ferien keine Bilder und keine Lippenreligion treiben werden."

„Mir scheint, da hat er euch auch vom Beten losgesprochen", sagte die Mutter mit einiger Schärfe. „Mein Bub, du bist ja mein Bub nit mehr! — Ich weiß wohl, daß Ihr Studenten alles leicht nehmt und daß der Mensch in der großen Stadt nit besser wird — das weiß ich wohl. Aber daß es mit dir schon so sollt sein, schon so weit ..." Mit der breiten, weißen Schürze verhüllte sie ihr Gesicht. — Solches konnte der große Hans nun nicht sehen. Alles konnte er: schwatzen, aufschneiden bis zur platten Lüge, boshaft sein, frivol sein, Schulden machen und noch sonst allerlei konnte Hans, nur das eine nicht — seine Mutter konnte er nicht weinen sehen. — Er zog ihr die Hand und die Leinwand vom Gesicht, das recht verhärmt war, er lachte voller Sonnenheiterkeit in es hinein und er küßte ihre Augen alle zwei. Da huben die Zähren erst reichlich an zu fließen, vor Freude über das gute Kind.

So haben die Ferien angefangen und so sind sie weitergegangen. Erst langsam, rostig, als ob die Uhr nicht geölt wäre. Das rauschende Wasserstürzen am Fluder, das Klappern der Räder, das Aus- und Einstrampfen der Müllerburschen mit den Korn- und Mehlbündeln, das waren so die Ereignisse. Nirgends eine Sensation, nicht einmal die des Doktor Tacitus, die in solcher Umgebung mit ihren schauderhaften Ereignissen eine wahre Wohltat gewesen wäre. Wie dumm auf dem Lande doch die Leute

dahin leben! Ein Krahn wurde errichtet zum Bündel aufziehen, davon sprach das ganze Haus seit einem Jahre, und ein halbes Jahr lang wurde schon daran gebaut. Als Hans zu diesem Weltereignisse auch noch das elektrische Licht vorschlug, das beim Wasser fast kostenlos wäre, konnten sie die Wucht nicht mehr ertragen und der alte Müller sagte es ihm fast zornig, er solle das elektrische Licht erst in seinem Kopf einführen. „Hats es dreihundert Jahr so getan, tuts es auch noch länger.“ Auf einem steinernen Torkranz stand die Jahreszahl 1590. So weit reichten in den Urkunden auch die Schmiede zurück, die hier Müller gewesen waren. Wer der erste Vorfahr gewesen, der die Feuereſſe um das Waſſerrad vertauſcht hatte, hat unſer alter Müller nie erfahren können. Vater Schmied dachte gerne nach rückwärts, lieber als nach vorwärts. In der Vergangenheit ſah er lauter Arbeit, Wohlhabenheit und Anſehen. In der Zukunft? Drei Buben waren ihm als Kinder geſtorben bei einer ſeuchenden Halskrankheit. Ein weiterer Bub und ein Mädel waren einigermaßen mißraten — das Mädel verwachſen, der Bub faſt taub und konnte nur undeutlich ſprechen. In geiſtigem wie in körperlichem Wachstum waren ſie zurückgeblieben. Ein einziger ſtarker, friſcher, geſcheiter war noch da — und der wollte nicht daheim bleiben. Den freute das Müllern nicht, der wollte „weiter kommen und was Beſſeres werden.“ Was, das wußte Hans ſelbſt nicht bis vor einem Jahre, als er von der mißlungenen Bergpartie zurückkam. Er will in die große Stadt und Doktor der Medizin werden. — Da eilts ja ſchließlich nicht ſo mit dem Krahn. Wer weiß denn, was

noch werden soll! — In diesem letzten Gedanken versumpfte mancher Zukunftsplan des wackeren Müllers.

Hans ging manchmal nicht ungern durch die Mühle. Die tölpischen Knechte verachtete er still, aber bei Weibspersonen gabs bisweilen einen Scherz. Sie sammelten an den Beutelkästen Kleie, um solche in den großen Behälter zu schütten. Da nahm der Student so einmal eine Hand voll Kleie und steckte sie der Dirn an den Hals und ließ sie innerhalb der Pfaid in den Busen hinabrieseln, wobei sie stets sehr kicherte und es geschehen ließ wenn der Herr Student die verrieselten Kleien mit der Hand wieder heraufholen wollte. Gab es derlei nicht, dann war es ihm in der Mühle zu staubig.

Da lachte sein Vater einmal bitter auf: „Ein Stadtmensch! Und kann den Staub nicht vertragen! — Mein Lieber, da wird wohl noch ein Unterschied sein. Der Stadtstaub ist Stein und der Mühlstaub ist Brot!"

Hans zuckte die Achseln. Was kann man da sagen? Der Alte wird schon kindisch.

Nach ein paar Aufwartungen, die Hans in den drei fürnehmsten Häusern zu Schatthausen gemacht hatte, gedachte er noch den kleinen Hans Schmied zu besuchen. In den Leingau war es aber vier Stunden weit und der Kleine ist ein Philister — aber ein lieber. Einmal will er ihn doch besuchen. Wenn seine Hochwürden, der Theologe, noch Besuche annehmen! Jetzt nahm unser Mediziner lieber seine Flinte vor oder die Angelschnur und ging auf Weidmannsheil! Die Mutter hatte allemal eine laute Freude, wenn er mit einem Rebhuhn heimkam oder mit Forellen. Sie richtete ihm die Dinge auf das Schmack-

hasteste her und brachte Wein dazu. Tu nur recht Wein trinken, Hansel, der Wein ist gesund, der macht stark."

Stark war er ja eigentlich. Sonst war er halt nicht ganz so wie in früheren Jahren, wenn er von der Mittelschule nach Hause gekommen. Das kindhaft Heitere war weg. Aber eine große, rechthaberische Überlegenheit war da, ein Verlangen und Zugreifen, ein übermütiges Aufwirbeln und launisches Ablehnen. Er wird halt mannbar, wird halt mannbar! dachte sich die Mutter.

Einmal fragte sie ihn aber doch bescheidentlich, ob ihm was fehle?

„Ja", antwortete er kurz.

„Ist dir nit gut, Haus?"

„Na — gut ist mir schon."

„Also was denn lauter!"

„Verliebt bin ich."

Da schwieg die Frau und schwieg ein gutes Weilchen. Ganz armselig und hilflos saß sie da auf dem Lehnstuhl. Auf ein so unumwundenes Geständnis war sie nicht eingerichtet. Dabei entzückte sie seine Aufrichtigkeit.

„Mein Gott", sagte sie endlich: „dafür wird wohl auch noch ein Mittel sein. Wirst ja einmal heiraten können."

„Heiraten? Wen?"

„Na — halt dieselbige, die du meinst."

„Mutter, du verstehst mich nicht", sagte der Bursch und stand vom Tische auf.

Auf dem Jahrmarkt zu Altenkirch.

Dann im Frühherbſt kam der Jahrmarkt zu Altenkirch.

„Bei der Sauerei will ich auch dabei ſein“, ſagte Hans. Aber als er dabei war, fand er die Sache abgeſchmackt. Schon gar der Vormittag, der war kaum auszuhalten. Alles, was da auf dem Kirchplatz herumfiſſelte, ſo träge und läſſig, ſo muckeriſch und brauchshalber. Die gleiche Rotte beiſammen, wie ſeit ewigen Zeiten und die gleichen Umſtehereien an den Gaſſenecken und die gleichen blöden Redensarten und die gleiche Bigotterie in der Kirche. Es ſcheint, das hält ewig ſo vor: Andre Leute und doch die gleichen Geſtalten und das gleiche Getue. Die Bauernburſchen ſtanden kniekrumm und wortkarg herum, die Dirnen mit einer hölzernen, zur Schau getragenen Eingezogenheit, die Ellbogen ausgeſpitzt, mit beiden Händen vor ſich das zuſammengelegte bunte Handtuch und das Gebetbuch haltend. Dann ſcherzelten einmal ein paar Kirchenglocken, Krämer richteten ihre Standgerüſtlein auf; die Bauern taten, einer und der andere, einmal eine Tabakspfeife an, und dann ſtanden ſie wieder ſo da. Jeß Mar and Jus, was wäre ſo eine Dorfkirchweih ohne Räuſche!

Hans war mit einigen Kameraden von der Dorf-

schule her zusammen gekommen. Auch die waren ledern und blöde und ein paar bissen nicht einmal auf sein „Du" an, das er herablassend hergab. Sie ließen sich mit ihm nur so weit ins Gespräch ein, als die unmittelbare Anrede vermieden werden konnte. Das „Du" war ihnen für den zu grob und das „Sie" zu fein. Einer redete den Studenten mit „Er" an, der bekam prompt einen „Gimpel" ins Gesicht. Um den Uhrenkrämer standen sie herum, feilschten schläfrig um die eine oder um die andere aus „Neusilber", versuchten sie aufzuziehen, wogen sie in der Hand auf und ab und legten sie wieder aufs Faß. Gegen den Studenten blieben sie höflich geziert oder dummdreist oder taten, als ob er nicht da wäre. Es war nichts mit ihnen zu machen. Einer der Bauernbuben murmelte hinter seinem Rücken: „Der Müllnerische ist mir z'gschwollen!" (zu hochmütig) und ging abseits, hinüber zum Lebzelterstand, wo Meth getrunken wurde.

Dort beim Äpfelkrämer stand auch ein Bekannter. Der Bachsimmerl mit dem Mopsgesicht. Er feilschte um Äpfel und behauptete, drei um einen Kreuzer wären viel zu teuer, er wolle vier haben. Mit dem versuchte es Hans in der Landessprache.

„Nau, Simmerl, kaufst für deine Kinder ein?"

„Nix noh Kinder, fürs Mensch kaf ih."

„Bist alleweil noch das alte Luder", lachte Hans. Der Bachsimmerl war vergnügt über die Leutseligkeit des jungen Herrn und so schien die Umgangssprache endlich wieder gefunden zu sein. Die Beiden gingen miteinander ins Wirtshaus.

Endlich kam der Nachmittag und mit ihm der Tanz-

boden beim Kraxenwirt. Dort führte der Bachſimmerl ſeine Schöne auf und tanzte mit ihr. Wie da ihre maisgelben Haarzöpfe wupperten um die beiden enganeinander geſchmiegten Köpfe.

„Du biſt doch ein Miſtvieh. Was du dir für eine Saubere zugetan haſt!“ ſagte nachher Hans zum Mopsgeſicht. Die mußt du mir leihen.“

Da fühlte ſich der Bachſimmerl noch trautſamer mit dem alten Schulkameraden: „Willſt tanzen mit ihr?“

„Einen G'ſtrampften zahl ich.“

„Gut, aber nur leihen, verſtehſt?“ Unter dieſem Vorbehalt nahm er vom Fenſterbrett ſein Weinglas, goß es in die Gurgel und warb ſich eine andere Tänzerin.

Hans warf einen Silbergulden auf den Spielleuttiſch: Einen G'ſtrampften!“ Dann packte er die gelbhaarige Dirn — und nun gings unter ſieben anderen Paaren, mit den Händen klatſchend, mit den Beinen ſtrampfend, in wirbelndem Reigen. Aber Hans klatſchte und ſtrampfte nicht viel; er legte ſeinen wohlfriſierten Kopf ebenſo traulich an ihre Wange, wie es der Andere getan hatte und während alles in entfeſſelter Luſt lärmte, flüſterte er der drallen Dirn liebliche Dinge ins Ohr. Sie ließ es ihn dreimal flüſtern oder noch öfter, dann fauchte ſie ihm zu: „Aber da tuats es ja nit!“

„Haſt nicht einmal in der Mühl zutun?“ ziſchelte er ihr ins Ohr, „dann beſuche mich. Siehſt du, ich verlier jetzt da meinen Meerſchaumſpitz“ — den ſteckte er ihr in den Kittelſack — „und den findeſt du und bringſt ihn mir zurück. Sollſt einen guten Finderlohn haben. Iſts recht?“

Sie nickte. Dann war der Tanz aus.

Aber auch zwischen den Tänzen gibt es auf einer Dorfkirchweih ergötzliche Dinge in den dumperen Winkeln des Hauses und draußen in den Hütten. Der Student beobachtete, bis er plötzlich von einem ausgespreiteten Lümmel angesprochen wurde: „Wannst nit gleih wekgehst, so derlebst was. Saubua, verdammter!“

Die Geschichten mit Säbel oder Pistolen gibts da nicht. So fand es Hans an der Zeit ins Gastzimmer zu gehen zu seinem bestellten Rostbraten. Auf diesem Wege, gerade an der Tür, wo die Leute schweißqualmend aus- und eindrängten, stieß er mit ihm zusammen.

„Hansel!“

„Hansel!“

So riefen sie sich gegenseitig zu und der kleine Namensbruder lachte den großen treuherzig an. Aber der Kleine war gewachsen seit einem Jahr und fast ein hübscher Kerl geworden. „Fast!“ Das betonte der Große. Ein wohlangepaßtes, graues Tuchgewand trug er und ein Halstuch, beinahe zu kirschrot für einen „Seminarier“. Das fromme, kindliche Rundgesicht war noch da, das nur durch die Brille veraltert wurde. Hemdkragen und Manschetten, so weiß — „wie noch nie!“ rief Hans der Große aus. „Ja, heiliges Bruderherz, darfst denn du auf einen Gemeinen-Leutball gehen!“

„Ich bin ja noch nicht eingeweiht.“

„Das sehe ich, daß du noch nicht eingeweihelt bist.“

„Nicht eingeweiht, habe ich gesagt.“

„Du wirst noch in vieles nicht eingeweiht sein, mein lieber Freund!“ verdrehte der Große. „Ich rate dir, sei

nur recht vergnügt, ſo lange du noch ein Erdentierchen ſein darfſt, ein leckeres. Die Ferien wirſt du dir doch ordentlich zunutze machen, nicht?"

„Man ſchaut ſichs halt einmal ein biſſel an."

Sie ſetzten ſich zuſammen und erzählten einander die Erlebniſſe des Jahres. Der Kleine war ſtellenweiſe beſtürzt, der Große ſpottete.

„Das iſt von dir doch nicht alles wahr!" ſagte der Kleine.

„O Kind, es iſt noch viel mehr wahr. Es iſt faſt ſo viel wahr, als was man — da draußen ſehen kann."

„Da geht es doch ganz anſtändig her", meinte der Kleine.

„Allen Reſpekt, Herr Theologe!"

„Wollen wir nicht lieber eine Bergpartie verabreden? Ich möchte es juſt noch einmal mit den Drei Augen verſuchen."

„Wenn du die im Kopf hätteſt, Junge! Wollen Euer Blindgeboren nicht ein biſſel herumſchauen?"

Im Wirtshauſe waren die Kerzen angezündet worden, wovon jede in Dunſt und Staub eine Art von Heiligenſchein hatte. Die Leute tranken, ſangen und ſchrieen. Ein paar glühende Burſchen ſtritten um die Dirn, zuerſt im Spaß, dann im Halbſpaß, endlich in gröbſtem Ernſt. Als ſie aneinanderfahren wollten, war ſchon der Kraxenwirt mit der Handfeuerſpritze da und feuchtete die Brennenden ſo erklecklich durch, daß ſie abgekühlt ſich aus dem Geſichtskreis verloren.

„Schand und Spott über die jungen Leut, heutzutag!" ſchimpfte ein Alter. „Uns dazumal hätt einer kema

ſolln mit Waſſer! — Spielleut! den Haſenmarſch aufſpielen, ich ſtift einen Groſchen."

Unter Gelächter und Geſchrei dudelten ein paar Klarinette was Komiſches für Schnellſchritt, der bald ins Haſtende und Laufende überging, ſich in Fiſteltönen überſtürzend. Das war den Davongelaufenen zu Ehren.

Plötzlich wurde es ſtill.

Zu den offenen Fenſtern klang eine Glocke herein vom Kirchturm. Die Männer zogen ihre Hüte und Hauben vom Kopf; die nichts aufhatten, bekreuzten bloß mit dem Daumen ihr Geſicht. Alles betete ſtill. Auch der kleine Hans war aufgeſtanden und betete. Er beobachtete den großen Studenten, und was der für Geſichter zog. Allerlei verdächtige Geiſter, vom feinſten Spott bis zum verachtenden Hohn, zuckten in dieſen Zügen. Es war ein ſchreckliches Gottesläſtern der Mimik. Daß aus einem ſo ſchönen Antlitz dieſe Fratze kommen kann! — So empfand es der junge Theologe und war entſetzt. Aufatmete er, als die Glocke ausgeklungen hatte, die Leute ihre Köpfe bedeckten und die Spielleute wieder ihre blutaufpeitſchenden Walzer begannen. Auch er ſetzte ſein ſchwarzes Hütlein auf und ging zur offenen Tür hinaus in die Dunkelheit, ohne dem Freund gute Nacht zu ſagen.

Der Große hatte das bemerkt. Verlangte es ihn ſeine Teufeleien noch weiter auszuſpielen oder wollte er den Kleinen begütigen — es riß ihn nach. Es war ſonderbar — wenn der kleine Hans nahe war, da konnte der Große nicht ſo ſein, wie ſonſt, entweder ſeine Stimmung war boshaft oder übermütig oder unmutig oder

er war gar einmal zu einem beleidigendem Disput aufgelegt. So ganz ruhig er selbst konnte er nicht sein in der Nähe des kleinen Hans und nachher ärgerte ihn das und er wollte es ausgleichen. So haschte er nun nach Überrock und Hut, eilte ihm nach, packte ihn am Rockkragen und sagte: „Oha, junger Mann! Holländisch wird bei uns nicht abgefahren, wir sind Steirer!"

„Nach dem Aveläuten müssen wir Theologen nach Hause gehen," antwortete der Kleine und blieb stehen, weil ihn der andere festhielt.

„Da kann man genug kriegen, nicht wahr?" sagte der Große. „Ich meine, an deiner Stelle. Ich allerdings, ich habe mich amüsiert, köstlich! Es ist zu komisch, wenn die lustige Sünde mit der alten Vettel Bigotterie einen Walzer tanzt. In Euren Augen ist es ja eine Sünde, das Tanzen und das Halsen — nicht?"

„Laß mich in Ruh', ich kann nichts dafür, daß es so ist," sagte der Kleine.

Der Große ging nun gemessen neben ihm her. „Weißt du, Hans," sagte er, aber diesmal ohne Spott. „Du erbarmst mir. Du erbarmst mir wirklich. Wenn du das so mitmachen mußt, dein Leben lang! Graut dir denn nicht vor der abgrundtiefen Heuchelei? Die dummen Bauern da, na, die wissen nichts anderes. Aber du! Du mit deinem rechtschaffenen Denken und deiner Schulbildung. Du kannst doch diese Komödie nicht mitmachen wollen!"

Er zuckte ab, der Kleine schwieg, sie gingen die bleiche Straße entlang über die herbstliche, nächtige Steppe.

„Dir ist doch auch die Wirklichkeit, die göttliche Tierheit, kurz die Wesenheit an sich nicht ganz zugeknöpft

geblieben," begann der Große neuerdings. Aber er brach wieder ab. Sie gingen still dahin, nur die Schritte schlugen dumpf in den Boden. Da bemerkte er, daß der Theologe schluchzte. Jetzt wollte ihm wehe werden. — Er weint über sein Unglück! dachte der Große. Und er setzte mit neuem Mute ein: „Hans, wie ich dich kenne, schau, da ist dir ja selber das Höchste die Wahrheit. Ich habe dich noch bei keiner Lüge ertappt. Mir kann man das nicht nachsagen — leider. Weißt du, was es ist, wenn ich dir jetzt bekenne, daß ich manchmal lüge — und mitunter ganz tüchtig? Es ist die Liebe zur Wahrheit. Ich sage dir damit nur, was wahr ist. Die Wahrheit halte ich hoch, der studiere ich nach und der werde ich leben, wenn ich einmal Herr bin über mich. Hast du denn noch nie darüber nachgedacht, mein Freund, was Großes es ist um die Wahrheit? Und hast du dich nie ernstlich gefragt, was Wahrheit ist?"

Der kleine Theologe schwieg.

„Hast du dich wirklich nie gefragt?"

Der kleine Hans sagte kein Wort.

So waren sie dahingegangen in der finsteren Nacht. Nun kam ein Wäldchen und unter hohen Bäumen stand, kaum zu sehen, ein aufragender Gegenstand. Hans, der Kleine, blieb stehen. Er zog Feuerzeug aus der Tasche und strich ein Zündholz an. In diesem Lichte stand eine Bildsäule. In der Nische die Gestalt des Auferstandenen. nnd darüber der großgemalte Spruch: „Ich bin die Wahrheit. Wer an mich glaubt, der wird selig." — — — Das sah man, dann verlosch das Flämmchen und es war dunkler als früher.

Die gelbhaarig' Dirn.

„Is nit der junge Herr dahoam?" fragte in der Mühle eine gelbhaarige Dirn.

„Was willst ihm denn?" fragte ihr der alte Müller zurück.

„Ja, g'funden han ih was. D'Leut sagen, dem Studenten kunt's g'hören; jetzt möcht ih ihn halt selber fragen."

„Na ja, so geh' ihn nur selber fragen. Die Stiege hinauf, die erste Tür links. Wenn er nit da ist, nachher fragst halt mich. Vielleicht weiß ich's auch."

Dem Studenten war an jenem Abend wieder einmal besonders lausig gewesen. Nichts war ihm langweiliger als das Alleinsein und nichts unerträglicher als diese täppischen Knechte in der Mühle. Seitdem er eine Handvoll Kleie ins Gesicht bekommen hatte, freute es ihn auch bei den Weibsbildern des Beutelkastens nicht mehr. Jetzt lag er auf dem ledernen Sofa, dessen Eingeweide allemal krachten, wenn er sich umwandte. Es war mit einem Bärenfell überdeckt. Er lag, ein Bein über dem andern, gerade ausgestreckt und blätterte in einem Photographiealbum. Da quixte es ein wenig und unangeklopft ging die Tür auf — ganz langsam. Und nur so weit, daß knapp eine gelbhaarige Dirn sich hereindrehen konnte.

„Waaas? Du biſt es!“ flüſterte Hans angenehm überraſcht und verbarg unauffällig unter dem Bärenfell das Album. „Na, ſo geh her!“

Da wandte ſie ſich vollends ins Zimmer herein, doch blieb ſie nahe der Tür, ſchaute umher, verwundert, daß es ſo ſchön iſt in dieſer Stuben. Endlich tat ſie aus dem Kittelſack ein zerknülltes Ding, wickelte das blaue Papier ab, recht beſcheiden und ungeſchickt und „da tät ih'n halt bringen, den Spitz — wiſſens eh!“

„Ein Prachtmädel biſt, daß du Wort hältſt.“

„Weil ih juſt bin vorbeigangen, han ih aufdenkt.“

„Jetzt ſetz' dich aber auch ein biſſel zu mir, Schatz. Biſt nicht müde?“

„Ah na, han ah nit lang Zeit.“

Der Student fragte, woher ſie dieſen Tag ſchon gekommen ſei und wohin ſie dieſen Tag noch gehen wolle. Die Antworten intereſſierten ihn nicht im geringſten. Jählings faßte er ſie um die Mitte und trällerte: „Mädl ruck, ruck, ruck an meine grüne Seite — — —.“ Da klatſchte es ſcharf und brennend in ſeine Wange hinein. „Was hat Er denn? Woaß Er nit, wem ih zuag' hör?!“ — Für den Augenblick hatte Hans den blauen Himmel geſehen mit einigen tanzenden Sternen. Dann war ſie auch ſchon fort. Das freundliche Andenken, der Meerſchaumſpitz, war in ſeiner Hand geblieben. Den ſchleuderte er auf die Dielen und zertrat ihn mit dem Stiefelabſatz zu kleinen Scherben.

Als die Dirn über den Hof lief, redete der Alte auf ſie hin: „G'hört's ſein?“

„Sein g'hören tuats, aber kein' Finderlohn nit,

der Stinkschmutz!" Über die Wiese hin hörte man sie noch lachen — darüber, daß sie einen Stadtherrn gefoppt hat.

Es war ein ganz abscheulicher Tag. — Wenn die es weiter sagt, das brennscharfe Tatscherl ins Gesicht! Wenn sie es weitersagt! — Es ist nicht auszudenken. — Mit dem Gewehr ging er aus und schoß den Kettenhund eines Kleinhäuslers nieder. Im ersten Augenblick tat ihm das wohl; was hätte er mit diesem Schusse nicht alles niederlegen mögen! Er ging weiter. Aber nur etwa dreihundert Schritte. Dann stand er still, kehrte um zum Kleinhäusler, fragte, was der Hund koste und bezahlte den Preis. Das sind unsinnige Sachen! schalt er sich selbst. Als er die Hütte verließ, lag das zottige Tier noch da an der Kette und seine Augen glasten starr in die Luft. Jetzt wurde ihm fast übel. Es war ein dummer Tag. — Noch am Abend glühte ihm die Wange. — „Wenn die Gans es weitersagt!" —

So waren die Wochen vergangen und am letzten Tage der Ferien schossen die Wasser so einförmig das Fluder hinab, wie am ersten. Da saß er mit seinen Eltern beim Frühstück. Jetzt fiel ihm auf, wie zusammengedrückt sein Vater eigentlich dasaß und wie recht grau sein Haar war. Mehlstaub war das nicht. Die Mutter hingegen war so gesund genährt, daß sie vor lauter Gesundheit manchmal keinen Atem hatte. Da fiel es ihm plötzlich bei: Wer weiß, wie lange man sie noch hat! — Er wollte an diesem Tage recht lieb mit ihnen sein. Aber es gelang nicht so ganz. Sie sagten halt immer was, wobei er widersprechen mußte und wenn die Mutter

gar gerührt werden wollte, da höhnte er; Sentimentalität, die konnte er schon einmal gar nicht brauchen! Und konnte doch so weich über sie denken, wenn sie abwesend waren, daß ihm traurig ums Herz ward. — Dann überdachte er die Ferien. Es war nichts Rechtes gewesen. Auf dem Sofa liegen, beim Bier sitzen, Zigaretten rauchen, Rebhühner niederbrennen und arme Kettenhunde, dann die blöden, hochmütigen Schulkameraden, der narrenhafte Jahrmarkt in Altenkirch und —. Nie wieder ist sie auszuwetzen, diese Scharte an der Ehr, die ihm das gelbhaarige Luder ins Gesicht geschwungen hat! Die glücklichen alten Griechen, die hatten für so was den Lethe. Wir hingegen haben — die „Sensation". „Der geohrfeigte Ottone!" Himmel, was kann das für eine lustige Geschichte werden — für Andere. Er sehnte sich zum Freund, zum einfältigen. Wie ein sicher bergendes Inselchen empfand er jetzt den kleinen Hans, wie eine feste Säule in der Nacht. Und da fiel ihm die Säule ein an der nächtigen Straße und die Worte, die ein Blitz ihm gezeigt. Es war ein plötzliches Aufzucken seines entschlafenen Kinderglaubens, sowie die Froschleiche zuckt im galvanischen Strom.

Jene widerwärtige Säule. Die Millionenstadt d'rüber!

Aber der kleine Hans, der hat keine Großstadt um sich, der ist angekettet an jene Säule im Finstern, um den engt sich die Kette von Jahr zu Jahr. Und niemand rettet ihn. Hat er denn keinen Freund? fragte sich der große Hans. Und auf einmal an diesem letzten Ferientage — auf einmal kams über ihn, er müsse den kleinen Hans erlösen. Das ist eine Tat, mit der er den acht

laufigen Wochen noch einen rühmlichen Abschluß geben könnte.

Der junge Mediziner schloß sich in sein Zimmer ein, der Mutter vorlügend, er habe eine wichtige Präparation zu machen. Nun, wußte die gute Frau zwar nicht, was Präparation ist, aber sie wußte, was wichtig heißt und ordnete an, daß Jedes im Hause, wenn es an der Tür des jungen Herrn vorbei müsse, auf den Zehen zu schleichen habe. Der Student saß am Schreibtisch, zerkaute eine Weile den Federstiel und schrieb einen Brief.

„An Herrn Hans Schmied, Bauernsohn und derzeit Theologe in Stahlhöfen ob Altenkirch.

Du wirst Dich wundern, Hans, über diesen Schreibebrief. Man muß doch einmal gescheiter werden und die Dummheiten sein lassen. Lieber Hans, ich muß ein ernstes Wort reden mit Dir. Du bist mein liebster Freund. Wenn Du glaubst, ich hätte Freunde genug, so hast Du ja recht, aber was für welche! Wenn man den ganzen Freundeskrempel chemisch untersuchen wollte, wer weiß, ob ein andrer Bodensatz übrig bliebe, als mein kleiner Hans. Darum mußt Du Dir von mir raten und helfen lassen, denn Du hast sonst Keinen, der Dir's so gut meint. — Ich sage Dir, Hans, Du darfst kein Geistlicher werden. Ein Knecht der Lüge, nein und dreimal nein; dafür bist Du zu gut. In jener Kirchweihnacht hast Du mir mit dem Streichholz gezeigt, was auf der Säule stand. Ich bin die Wahrheit, wer an mich glaubt, wird selig. — Dann ist Dein Lichtl zu früh ausgelöscht, um zu sehen, wer unterschrieben steht. Die Natur! Die Natur, mein

Lieber, und nur die Natur kann das sagen: Ich bin die Wahrheit. Alles andere, das unsinnliche Unsinnige, ist der Teufel. Der hat Dich schon halb — aber Du kommst ihm noch aus, wenn Du willst. Weißt Du es noch, was damals auf der Alm jener fremde Herr, der jetzt mein hochverehrter Lehrer Weißpandtner ist, gesagt hat, wie es einem armen Kaplan ergeht? Erinnerst Du Dich, als wir von Berufswahl sprachen? Das leibliche Elend, denke an! Und erst das geistige! Du mit Deinem guten Herzen und redlichen Sinn müßtest verzweifeln, immer anders reden zu müssen, als man weiß, immer anders leben zu müssen, als man will — und soll! Du hältst das nicht aus im Ernstfalle. Daß Du nicht schon jetzt genug hast, wundert mich. Schämen sollst Du Dich mit Deinen Duckmäusern und Betbrüdern. Schweinehunde, die von ihren Lubereien nur ausruhen, so lang' eine Kirchenglocke bimmelt. Scheußlich! Du glaubst ja selber nicht daran, schon lange nicht mehr; es ist einfach unmöglich, daß ein halbwegs vernünftiger Mensch an solche Geschichten glaubt. Ich sage Dir, Hans, ich bin ein schlechter Strick, aber noch ein Heiliger im Vergleich zu Dir, wenn Du's nicht glaubst und doch dabei bleibst!

Du hast mir bei der Matura geholfen, Hans, was ich Dir nicht leicht vergessen werde, und deshalb will ich Dir jetzt helfen. Spring aus! Ich bitte, ich beschwöre Dich, spring aus! Bei meinen Bekanntschaften wird es schon gelingen, Dir ein anderes Studium zu ermöglichen, wenn Dein Alter Dich ver-

stoßt, was seine Ehren wahrscheinlich tun werden. Das kann Dir auch nur recht sein, da Du, wie Du mir so oft gesagt hast, gerne für Deine Überzeugung leidest!

Ich reise heute ab in die Stadt. Ich erwarte mit Zuversicht, daß Du mir Deine Bekehrung zu Vernunft und Wahrheit anzeigst, dann werde ich mich um Dich annehmen.

Dein aufrichtiger Freund

Hans."

Als der Schreiber dieses Schriftstück durchgelesen hatte, war er verblüfft. Nein, das hätte er sich nicht zugetraut. Welch ein vornehmer Charakter er war, er sah es nun mit größter Befriedigung. Das ist eine Tat! Und doch wollte er den Brief zerreißen. Es war ihm das Herz rauchend geworden. „Du bist mein liebster Freund!" „Du hast mir bei der Matura geholfen, was ich dir nicht vergesse." Solche Sachen sagt man einem nicht, am wenigsten in Briefen, wo sie festgenagelt bleiben. Solche Schuldbriefe muß man oft teuer einlösen. — Aber der Student hatte nicht mehr Zeit für einen zweiten Brief, so schickte er den ab. Der Kleine springt aus, und das ist die Hauptsache.

Mit dieser Schreibetat wollte Hans Schmied, der Müllerssohn, die Ferien großartig beschlossen haben. Zwei Stunden später stand der Wagen vor dem Tore. Hans tätschelte zärtlich an den schweren Pferden herum und sprach ihnen seine Liebkosungen aus. Am Wagen, als er schon drinn saß, standen die Seinen herum und die Mutter legte eine Wollendecke über seine Knie. Er reichte

ihr die Hand, ſo auch dem Vater, kurz und flüchtig. Dann vorwärts! Später ſchaute er noch einmal um, da war ſchon der Buſch vor, er ſah ſie nicht mehr.

Am Bahnhof gab es Leute. Zumeiſt junge Burſchen, die etwa zu ihrem Regiment einrückten, dachte Hans. Er ſah manchen Bekannten darunter, aber keiner ging ihm zu und keiner ſtieg ein und ſtand doch der Zug ſchon da. Als Hans in ſeinem Gelaß zweiter Klaſſe ſaß, erhob ſich draußen in der Menge ein Lärm. Kuhſchellen, Töpfe, alte Senſen wurden geſchlagen, auf leeren Bierfäſſern wurde getrommelt und den Takt begleitend, klappten zwei dünne Holzbrettchen ſo aufeinander, daß es einen Schall gab, als würden mit flacher Hand heftige Ohrfeigen ausgeteilt. Der „Watſchenmarſch" wars. Der Zug fuhr ab.

Der Watſchenmarſch, dieſe dramatiſch muſikaliſche Ohrfeigenparodie, brachte ihm den Abſchiedsgruß von der Heimat. Ein Mädel verführen iſt unter Kameraden keine Schande. Aber dieſe Schmach, dieſe unauslöſchliche! — Hans Schmied war anfangs bloß betäubt. Auf welche Art er Schlußpunkt machen würde — er wußte es nicht. Der Zug rollte dem großen Babel zu.

Von Frauenzimmern, Knochen und Schlangen.

Das neue Studienjahr hatte begonnen, es war wie die nächstfolgenden — dem ersten ähnlich, nur daß Angeknüpftes sich weiterspann, absichtlich und unabsichtlich gestreute Keime sich entwickelten.

Hans war wieder geruhigt. In der Großstadt, die vom Lärm der Welt erfüllt ist, war von den schallenden Dingen des Unterschatts kein Widerhall gemerkt worden. Der Müllerssohn besuchte die Vorlesungen und Laboratorien des Professors Weißpandtner und drang immer weiter ein in jene Gedanken- und Vorstellungswelt, die der modernen Naturwissenschaft entspringt. Mit freier Seele hatte er sich dieser Lebensanschauung hingegeben, jetzt war er schon ihr Sklave. Er konnte nicht mehr anders denken, als in ihrem eisernen Geleise, er konnte Welt und Menschen von keinem anderen Gesichtspunkte aus mehr betrachten. Aus Freiheitsdrang hatte er sich alten Seelenbereichen entwunden und nun war er Gefangener. Seine Flügel, mit denen er als Kind in alle Himmel geflogen, waren gebrochen. Seine Augen, die einst alle Seligkeiten, nach denen das Menschenherz ein so unbändiges Heimweh hat, geschaut, sie stießen jetzt wie Fühlhörner der Schnecke überall an die Wand der „Natur" und prallten zurück. Er war noch engherziger geworden,

als es einst der gläubige Knabe gewesen. Es gibt nur eine Wahrheit, die hat haarscharfe Grenzen und außerhalb derselben ist nichts als Täuschung und Lüge. Die Lüge verachtete er sehr, aber nur theoretisch, als Gegensatz der wissenschaftlichen Wahrheit. Praktisch genommen, ist auch die Lüge Wahrheit, weil sie natürlich ist, da ja alles, was ist und geschieht, natürlich ist. Mit der Lüge, der Verstellung, der Täuschung kann man auf ganz natürliche Art die wertvollsten Dinge erlangen, sie ist im Naturgesetz ein notwendiges Ferment. Wenn der Mensch die Lüge verbietet, so ist das natürlich, er denkt an die Gesellschaft. Und wenn der Mensch lügt, so ist das auch natürlich, er denkt an sich selber. — Ja, das waren wunderliche Spaziergänge, die seine Gedanken machten in ihrem Gefängnisgarten. — Wie wird es schön sein, wenn auch sein kleiner Freund mit ihm lustwandelt. Aber der Theologe hatte noch nicht geantwortet.

Hans Schmieds Besuche im Hause des Hofrates waren noch häufiger geworden. Er war dort ein fast unentbehrlicher Gast. Der Hofrat hatte den hübschen, aufgeweckten und fleißigen Burschen wirklich lieb gewonnen. Er sah keinen unter seinen Schülern, der seinen Lehren leidenschaftlicher ergeben war, der emsiger in den Laboratorien arbeitete, der handlicher im Seziersaal tätig war und der als Mediziner anregender auf andere wirkte. Er sagte es offen, daß dieser junge Mann eine Zukunft habe. — Die Frau Hofrat wiederum, sah keinen, der galanter und aufmerksamer war, als Herr Schmied, der sich bei Festlichkeiten auch als maitre de plaisier verdient machte. Fräulein Evelana wußte keinen, mit dem es sich lustiger

schwatzen und streiten ließ, als den Herrn Hans, wie sie ihn schon nannte, keinen, der unter Umständen so wenig wußte und sich so dankbar von ihr unterrichten ließ. Freilich — aber das wußte wieder das Fräulein nicht — gab es auch keinen, der sich hinter ihrem Rücken so lustig machte über das Fräulein Naseweißpandtner. Fräulein Malcha endlich. Das kannte im großen Hausfreundeskreis keinen, der ihre schweigsame Trauer so teilnehmend respektierte, als den stud. med. Schmied. Sie war nicht mehr traurig, weil ihre Mutter gestorben, sie war ja seither längst in die heitere Jugend hereingewachsen; nicht mehr traurig ob des Schweren, das damals über ihre Kindeszeit gelegt worden. Alles das, das Waisenleid, war überwunden. Ihre Schwermut hatte Ursachen, die sie eigentlich selbst nicht recht kannte. Vielleicht war es das große Vermögen, das ihr aufgebürdet worden, das sie nicht wegwerfen durfte und das sie nicht genießen konnte. Sie litt unter dem Wissen der Pflichten, die ihr mit dem Vermögen übertragen waren. Sie hatte immer die Absicht, wohltätig zu sein, aber sie wußte nicht recht wie. Seit sie einer bettelnden Schwindlerin die Klage von den neun kleinen Kindern und der Leiche ihres Mannes, die sie nicht begraben lassen konnte, geglaubt, ihr in der ersten Rührung tausend Gulden hingelegt hatte, bis im Gerichtssaale die Sache platt zu ihrem Spotte ausfiel, war sie so befangen geworden, daß sie keinem Armen was gab, in der Besorgnis, wieder so barbarisch betrogen zu werden. Und weil sie nichts gab, so hatte sie nachher stets ein peinigendes Gewissen. Ob sie zu jenen gehörte, deren Wohltun nicht vom guten Herzen, sondern vom

bösen Gewissen kommt? Bisweilen geschah es, daß Fräulein Malcha die Geldnote schon in der Hand hatte, um damit was Gutes zu tun, sie aber wieder in das Portefeuille legte, eine Gelegenheit abwartend, um damit noch etwas Besseres zu stiften. Dann die Sorgen, wie das Kapital anlegen, daß es sich am besten rentiere. Denn auch das hielt sie für ihre Pflicht. Wer Geld hat, der muß trachten, daß es sich vermehre. Geld ist ja ein Lebewesen, sonst könnte es nicht für einen arbeiten und — Lebewesen vermehren sich.

Einmal nach dem Abendtisch, als nur Hans Schmied in der Familie noch anwesend war, redeten sie von Geldgeschäften. Da unterbrach Fräulein Malcha ganz unvermittelt ihr Schweigen und fragte mit bescheiden flüsternder Stimme, ob es denn in der Tugend ein Unterschied sei, das Geld gleich jetzt zu gemeinnützigen Zwecken auszugeben, oder es unter Klugheit wachsen zu lassen, um später doppelt und dreifach damit nützen zu können.

Man blickte auf, man schaute die Sprecherin an und Evelana rief lustig: „Jesses, die Malcha will tugendhaft sein und ist noch nicht dreißig! Bitte, liebstes Schwesterchen, schenke mir deine Million und ich verschaffe dir vom Heiligen Vater die Tugendrose, oder lasse dich als heilige Malcha in den Kirchenkalender setzen, schon vom nächsten Jahrgang ab. Was dir lieber ist."

Und die Frau Hofrätin tat auf Fräulein Malchas Worte die stachelige Bemerkung: „Na, da kann man sich das Gewicht ihres Geldes vorstellen, wenn es der einmal ein Wort herauspreßt."

Der Hofrat hielt die gelöste Zunge seiner älteren

Tochter für ein Zeichen der Zeit und ließ einen Streifblick, kurz wie der Blitz, auf Hans fallen. Der schwieg und dachte etwas.

Das Fräulein Malcha wurmte sich über den Spott des Schwesterchens, stellte ihm aber gar lieblich die Frage: „Was würdest du machen, Schatz, mit — ich meine —".

„Mit der Million? Einen schönen Mann würde ich mir kaufen."

„Kinder, es ist spät geworden", mahnte die Hofrätin und hob die Tafel auf.

Hans Schmied ging beschwingt nach Hause. Das war ein sehr interessanter Abend gewesen.

Natürlich wohnte er immer noch bei Frau Kübler. Es war so heimlich da, so traulich, trotz der großen Einfachheit fast netter, wie auf der Mühle. War er gleichwohl ein Springindiewelt, dieses stille Heim tat ihm doch wohl manchmal für ein paar Stunden. Und wenn ein Kater auszujagen war, tat die Frugalität gute Dienste. Lieserl! Das Mädel hatte während seiner Ferien das kurze Röcklein abgelegt und trug eins, das bis zu den Knöcheln ging und „lila" war und rote Blümchen hatte.

„Muß man jetzt Sie zu dir sagen oder darf ich noch du zu Ihnen sagen?" Sie hatten alle drei gelacht zu dieser seiner Frage, da parierte Frau Kübler ganz geschickt: „Ich glaub, Herr Schmied, Sie haben nie du zu ihr gesagt." Es war aber oft geschehen, nur daß er nun wußte, wie es fortan zu halten sei. Den Zimmerdienst für den Studenten hatte nun ganz Frau Kübler übernommen, wogegen das Mädel zuerst Einsprache tat, da es ja nun selber schon so groß und stark sei, um diese häuslichen

Arbeiten zu besorgen. Sehr bald sagte sie nichts mehr davon. Wenn Hans aber Kopfweh hatte oder Zahnschmerz, dann begehrte er, daß die Lieserl ihm kalte Umschläge mache oder Leinsampflaster, und als sie ihm wegen einer Halsentzündung einmal Spinnweben um den Hals legte, war es ihm auch recht. Solche Mittel bekamen ihm besser, als die in seinen medizinischen Büchern vorgeschriebenen. So geistreich plaudersam war die Lieserl nicht, wie Hofrats Evelana und so schweigsam wie die schwarze Malcha war sie auch nicht. Sie war halt ein gutmütiges, junges Frauenzimmer, das nie ausgelassen und nie weinerlich war und nur sentimal wurde, wenn es in der Glocke von Schiller las, wie „errötend folgt er ihren Spuren" und von „zarter Sehnsucht, süßem Hoffen". — Doch hatte sie zum Lesen nicht viel Zeit seitdem sie für ein großes Grobleinengeschäft Näharbeiten übernommen hatte. Ihre Hand war fast kühl und rauh wie eine Orange, doch — ein bißchen über das Gelenk hineingestrichen, war sie lind und weiß und warm. Hans gestand sich offen, er hatte die Kleine ganz gern, weil er mit ihr recht nach Belieben herumkommandieren konnte, wie er es von der Mühle her gewohnt war und weil er bei schlechter Laune sie recht auszanken konnte, ohne daß sie widersprach. Je lauter er manchmal war, je stiller wurde sie und trieb es Seine Herrlichkeit zu arg, so ging sie still hinaus und schluchzte ein wenig in das Schürzlein. „Gelt, Lieserl, ein unerträglicher Kujon bin ich!" sagte Hans einmal nach einem solchen Launensturm, „aber weißt du, ich muß meine Galle aushusten, sonst erstücke ich und das wäre dir am Ende doch leid — nicht?"

Sie fächelte ihm als Antwort mit einem weißen Leinwandfetzen neckisch ins Gesicht. Dann ging sie hinaus in die Küche und war sehr glücklich.

Ein solches Mädel im Hause haben, das dünkte dem Studenten allzu nett. Es ist ein herziger Schatz! So knabenhaft er sie manchmal auch neckte, oder wenn er sie bisweilen so für sich still anschaute. Da kam es ihm allemal wieder bei: Ein herziger Schatz! — Im Kopfe aber — und nicht tiefer — saßen ihm die Hofratstöchter. Alle Beide. Die kleine, gescheite, kecke Evelana! Die junge, schöne Evelana! Die ernsthafte, eingezogene Malcha! Die reiche Malcha! — Einstweilen hatte er sich den Weg zu beiden offen gehalten, da er keinen versuchte.

Und einmal, als Hans die Treppe hinaufstieg zur Klinik, kam sie hüpfend, freudeglühend herab, die frische Evelana, auf ihn zu mit ausgebreiteten Armen: „Kollege, heute kannst du einen Kuß haben!"

Du? und Kuß? Welche Himmelserscheinungen! — Er fing sie ab und küßte sie herzhaft auf den Mund. Da war sie ihm schon entschlüpft und jubelnd hüpfte sie weiter.

Ein Erfolg war es, der sie so übermütig gemacht hatte. Im Sezierſaal, vor den Augen mehrerer Sanitätsräte, hatte das Fräulein eine Leiche aus dem Militärspitale kunstgerecht geöffnet und tadellos die Herzorgane zerlegt. Große Komplimente und Anspielung auf das Doktordiplom. Deshalb war sie so lustig die Treppe herabgekommen mit einem Kuß der ganzen Welt.

Es war ein Kuß, der kritisiert wurde. Hans prüfte den Nachgeschmack. Er hatte mehr die Zähne gefühlt, als

die Lippen. Und ſo was, wie Geruch aus dem Seziersaal. Eine Dame, die ſich übt, Männerherzen mit dem Meſſer zu behandeln! — Dazu keinerlei Garantie der Vermögensverhältniſſe. Man kann ſich ja gut unterhalten mit der kleinen Weſpe. Aber heiraten — den Trauerfalter mit dem Goldſtaub. Ein ſeltenes Exemplar. — Der Entſchluß war das aber noch nicht, nur ein Gedanke.

Bevor Hans am ſelben Tag in den Saal trat, begegnete ihm noch ein zweites Frauenzimmer. Es war das höckerige, alte Fräulein, das bei ſeinem neuen Gönner den Quartalbetrag holen wollte. Sie ſchupfte den Buckel lebhaft hin und her und war zornig. Der Hofrat hatte ſie in guter Laune mit „mein Kamelchen“ angeredet. Darauf hatte ſie geantwortet: „Herr Hofrat! Mein ſeliger Wohltäter, Doktor Schußſticler, war auch mit alten Damen galant. Ich will ergebenſt gebeten haben, mir demnach mein Guthaben per Poſt zuzuſchicken.“ Raſch kehrum, daß die ſchwarzen Seidenmaſchen der Haube flatterten, und fort. — Mit einem höflichen Briefchen beeilte ſich Hofrat Weißpandtner der „Kamel-Kundl“ den Betrag in die Wohnung zu ſchicken, damit ſie ihren Buckel nicht am Ende anderweitig veräußere. Über die Siebzig ſchätzte er das Frauchen, aber weiß der Kuckuck, wie lange dieſe zähe Haut ihr Rückgrat noch ſelber benützen will.

Profeſſor Weißpandtner hatte in einem Nebenraum ſeines Laboratoriums, als erſten Saal des weitläufigen Muſeums, eine wertvolle Sammlung, die er nur auserleſenen Geiſtern zeigte und intimen Freunden. Es war eine Anzahl Totenſchädel berühmter Männer. Sie ſtanden

auf einer Bank in der Reihe, waren staubig und grinsten. Zu diesen mageren Leuten führte der Professor seinen Lieblingsjünger und stellte sie ihm vor, gleichzeitig bedauernd, daß die Kraniologie bisher das gewünschte Resultat nicht aufzuweisen habe.

„Was wünschte man eigentlich?" fragte Hans.

„Man wünschte aus dem Baue und den übrigen Eigenschaften des Schädelknochens Rückschlüsse zu ziehen, nicht bloß auf die Rasse, was ja allerdings nicht schwer ist, als vielmehr auf die Qualität und Quantität des Ingeniums, das einst der Schädel beherbergt hat.

Darauf antwortete der Student klüglicher, als sonst seine Art: „Herr Hofrat, mich deucht, es wäre besser, man kümmerte sich zu Lebzeiten dieser seltsamen Leute mehr um das Ingenium ihrer Schädel, als erst nachher, wenn aus der Schale Himmel und Erde ausgeronnen ist."

„Sie sagen besser, wenn der Himmel zur Erde geworden ist," setzte der Professor bei. „Übrigens, lieber Herr Schmied, war diese Ihre Bemerkung fast so frappant, als hätte sie mein Backfischchen getan, dessen Hirnschale auch nicht ganz leer ist."

„O, die möchte ich haben!" rief Hans aus.

„Was möchten Sie haben?"

Gib acht, Hans Schmied! — Und er gab acht, ließ sich in das verfängliche Gespräch nicht weiter ein, sondern, um auch den Inhalt seiner Hirnschale zu offenbaren, schlug er den philosophischen Gedanken an, wie schade es sei, daß vom Menschen nichts zurückbleibe, als das bißchen Gebein.

„Junger Mann, glauben Sie das nicht," sagte der

Professor und faßte in die hohle Hand einen etwas verschimmelten Schädel, der in der Wandecke lag. „Dieser alte Herr da, sehen Sie! Er tut, als ob er mausetot wäre. Und wissen Sie, daß er mich heute morgens in meiner Wohnung rasiert hat? Er ist der Erfinder der Rasiermaschine. O nein, der Materialist braucht die Unsterblichkeit durchaus nicht zu leugnen, wie Ihr jungen Leute vorlaut geneigt seid, anzunehmen."

Dem Müllerssohne kam bei, daß es vielleicht besser wäre, den Inhalt seiner Hirnschale nicht zu unvorsichtig auszugießen vor dem stolzen Gelehrten.

Sie schritten durch mehrere Säle, da war immer noch der Tod: zwischen Glastafeln eingepreßte Pflanzen aus der Römerzeit. Versteinerte Eidechsen, präparierte Kreaturen allerart. In Glastafeln Käfer, Fliegen, Falter, in Weingeistgläsern Kröten, Molche und Schlangen. In großen Kästen Skelette von abgelebten Tiergattungen und Mißgeburten. In einer Ecke stand ein neuer, großer Kasten, an dem noch der Firnis roch. „Der wartet auf meine Freundin, die Kunigunde Moiselgupf," sagte mit größerer Munterkeit der Professor. „Sie kennen sie doch, die alte Kamel-Kundl? Das ist ihr Jenseits."

In einem nächsten Zimmer endlich Leben. Da kreischten in Käfigen exotische Vögel, schwammen in Aquarien mancherlei seltene Wassertiere und in Truhen mit Drahtgitterdeckeln ringelten sich schimmernde Nattern.

„Diesen Schlingel da," der Professor öffnete vorsichtig den geflochtenen Gitterdeckel eines Korbes, „hat mir erst heute ein Jagdbursche aus Kahlenstein herabgebracht. Ich habe die Geschicklichkeit des Jungen bewundert,

der ohne Schaden zu nehmen, das Tier einfing und hertrug."

„Ist es giftig?" fragte Hans.

„Aber, Herr Schmied," sagte verweisenden Tones der Professor. „Sie sehen ja, daß es eine Viper ist! — Wie gereizt sie das Köpfchen bäumt! Die wollte nichts Gutes, wenn sie könnte. Die ist hochreif, ihrem nervösen Gehaben nach, die hat viel Angesammeltes hinter den Zähnen."

Hans betrachtete den kupferigen Ring, der bewegungslos dalag und nur das dreieckige Köpfchen lechzend emporsträubte.

„Wollen Sie sie haben? Munigl soll sie in Ihre Wohnung bringen. Sehen Sie in ‚Reptilien' zweiten Band nach, wie diese Herrschaften behandelt sein wollen. Geben Sie acht!"

Schon an demselben Abend hatte Hans den unheimlichen Kupferring zum Zimmergenossen.

Die Schlange im Hause.

„Wo eine Schlange ist, stellt sich gleich auch die Eva ein," scherzte Hans, als Lieserl in sein Zimmer trat, um frisches Wasser zu bringen. Vorwitzig guckte sie durch das Gitter in den Korb und kreischte: „Jesses Marand! A Kupfernattet!" und lief davon.

Am nächsten Morgen, nach einer völlig schlaflosen Nacht, rief Frau Kübler den Herrn Schmied zu sich in die Küche und wollte ihm das Zimmer kündigen. Mit Giftschlangen wohne sie nicht einen Tag länger im Hause. Wenn er das Ungeheuer nicht sogleich töte, oder vom Abdecker töten und fortbringen lasse, so müsse sie das Tier polizeilich hinausschaffen lassen — und ihn mit! — Er hatte die Frau noch nie so gesehen, alles an ihr zitterte und sträubte sich, so erregt war sie. Das Mädel hatte sie noch abends zuvor bei einer Freundin in Sicherheit gebracht. Die komme nicht nach Hause, solange das Beest vorhanden, sie wolle nicht ihr Einziges, was sie noch auf dieser Welt habe, so schaudervollen Gefahren aussetzen.

Eine Stunde später meldete der Student seiner Hausmutter, das Tier sei fortgebracht und liege wohl schon ersäuft tief in der Donau. Frau Kübler fiel ihm

vor Freude und Dankbarkeit um den Hals. Sie war schon in Angst gewesen, ihn zu verlieren — nun hatte sie den lieben, jungen Herrn wieder und allsogleich wurde auch Lieserl heimgerufen. In Wahrheit — und auf die hielt er doch immer was — hatte Hans den Korb mit der Viper in seinem Kleiderkasten versteckt und den Schlüssel zu sich genommen.

Nun wollte der Student mit seiner neuen Freundin sich aber auch einmal unterhalten. Er sperrte das Zimmer ab und den Kasten auf. Mit großer Mühe hatte er irgendwo ein paar Mäuse erstanden, um sie standesgemäß zu bewirten. Er nahm ein Holzspänchen und stupfte durch das Gittergeflecht die Schlange, die gut zu schlafen schien. Jetzt kam sie ins Rieseln, wobei ihre Haut in allerhand zarten Farben schillerte. Da er sie mit dem Stäbchen weiter neckte, wurde sie zornig, schnellte empor bis ans Gitter und er vermeinte ein zartes Pfeifen zu hören. Aber die Zehrung beruhigte sie; mit großer Geschicklichkeit und so schnell, daß Hans selbst nicht wußte wie, war sie mit der Maus fertig. Dann lag wieder der unbewegliche, stellenweise aufgetriebene Kupferring da, in gleißenden Farben lockend, nach ihm zu greifen. Hans hatte stundenlang sein Vergnügen daran; unter dem schönen Schilde „Zoologische Studien" spielte er mit der Natter und brachte sie in allerhand graziöse Bewegungen. Auch das wollte er ergründen, wie Vipern sich zu brennenden Zigarren verhalten. So wurde das Verhältnis traulicher, bis er den Gitterdeckel immer weiter auftun und das schöne Geschöpf immer näher und genauer besehen konnte.

Lieserl saß in ihrer Stube und heftete an einem Fenstervorhang die Messingringlein an. Ein paar Dutzend von der Ware wollte sie an diesem Tage noch abtun — ist aber nicht dazugekommen. Ohne anzuklopfen sprang der Student zur Tür herein, voller Hast, bleich im Gesicht.

„Ich bitte Sie, Lieserl, geschwind einen Arzt, er soll schnell kommen. Oder gescheiter, ich lauf' zu ihm."

„Was ist denn?"

„Eine Wunde ausbrennen."

„Mein Gott, Herr Schmied, was ist denn?"

Er setzte sich auf die Bank, fast taumelnd.

„Ist Ihnen nicht gut, Herr Schmied?"

Er drückte beide Hände an den Hals und tat, als wolle er an einer Stelle unter dem linken Ohr die Haut pressen.

„Gebissen," murmelte er.

„Wer?"

„Dieses Luder, die Ratter."

Das Mädel war nicht arg erschrocken. Es wunderte sich nicht einmal, daß dieses Tier, welches ersäuft in der Donau lag, noch im Hause war und beißen konnte.

„Lassen Sie schauen," sagte sie.

Es war ein kleiner, schwarzer Punkt und ringsum ein wachsblasses Scheibchen. Die ganze Halsseite war schon wulstig angelaufen.

„Setzen Sie sich auf den Schemel," sagte Lieserl. Als er auf ihrem Fußschemel saß, beugte sie sich über ihn, umschlang mit dem Arm sein Haupt, preßte ihren Mund an die Wunde und begann zu saugen.

Frau Kübler kam von der Küche herein, um zu sehen, wer da sei. Und als sie das Mädel an den Buben geschmiegt sah, ihn umschlingend, in einem Kusse versunken, der nimmer aufhören wollte, da griff sie sich mit beiden Händen an den Kopf und stöhnte: „Heilige Mutter Anna! Jetzt ist sie mir toll geworden!“ — — Regungslos stand sie im Zimmer, ganze Minuten lang, während das Töchterlein an dem Studenten hing.

Endlich ließ Liesel los, spuckte heftig in den Winkel und spülte sich mit einem Glase Wasser den Mund aus.

„Ja, Leut!“ sprach die Mutter und das Wort war ein langgedehnter Hauch. „Ja Leut', was ist denn das?“

Dem Burschen war die Ohnmacht ganz vergangen und in einer lustigen Anwandlung fiel ihm plötzlich was Berlinerisches ein und er sagte mit possierlichem Pathos: „Seien Sie man jefaßt, Frauchen, es jing nich um Liebe, es jing um Gift.“

Als Frau Kübler endlich begriff, um was es sich handelte und daß das Untier wieder im Hause sei, lief sie die Treppen hinab und rief den Hausmeister und die Tabakkrämerin und zwei Wachmänner und einen Dienstmann zu Hilfe.

Aber die Natter war tot. Frau Kübler sah es mit eigenen Augen. Mit dem Stiefelknecht hatte sie der Student erschlagen unmittelbar nach der Tat. Jetzt erzählte es Hans auch ganz heiter, wie es geschehen war. Aus dem halbgeöffneten Korb hatte sie sich jäh herausgeschnellt und ihm an den Hals. Da hatte er's und war ihm gleich wie bei einem Katzenjammer so übel. „Wo

ist denn die Lebensretterin?" rief er jetzt in die vielen Leute hinein.

Liesel hatte sich versteckt. Sie schämte sich grenzenlos dafür, was sie gemacht hatte. Dem Hans aber war ihre Kur wesentlich lieber gewesen,. als das Brennen mit Lapis. Im ersten Teil der Operation hatte er noch Angst vor dem Sterben gehabt, im zweiten schon wieder Freude am Leben. Ein wertvollerer Kuß, das fühlte er, war es gewesen, als jener des weiblichen Dragonersezierers auf der Treppe.

Dem Dienstmann übertrug Hans die Bestattung der Übeltäterin; er selber ging, um den Vampier zu suchen, dessen Saugkuß noch so warm durch sein Blut rieselte.

In wenigen Tagen war die Wunde heil, nur ein ganz kleines Narbchen bezeichnete die Stelle, wo etliche Minuten lang der bittere Tod gesessen war. Sie bleibt ihm als Erinnerung, wie dumm ein junger Studio sein kann, und wie tapfer so ein kleines Nähermädel. — Unbändig, wie man dieses Mädel gern haben muß! — Das Verhältnis zu den Hausgenossen hatte sich aber von diesem Tage ab geändert. Das Mädel bekam er kaum mehr zu sehen. Frau Kübler bediente ihn mit alter Aufmerksamkeit ganz allein, war aber stumm geworden. Sie, die sonst immer so gut und harmlos geplaudert, sprach des Tages zu ihm kaum zwanzig Worte — nur die allernotwendigsten. Anfangs hatte der Student es mit Possen versucht, ihren früheren, gewohnten Humor zu wecken; er ließ davon ab. Einmal nur begann sie bei Tisch so eine Art Gespräch, ob ihm denn nicht der Weg zu weit sei von der Siebensterngasse bis zur Universität. Hans ant-

wortete anzüglich: „Meine Mutter sagt gern, je weiter der Weg, je größer die Gnade.“ Da schwieg sie wieder. Und schwieg eine Woche lang. Dann ließ sie einmal eine Anspielung fallen, die Stadt werde ihr von Tag zu Tag zuwiderer, sie wolle sich noch weiter in einen Vorort hinausziehen, wenn nicht gar aufs Land.

„Was soll denn hernach aus mir werden, Frau Kübler?“ fragte er komisch weinerlich.

„Mein Gott, Herr Schmied, sehen Sie sich doch einmal die Torzettel an. Fast in jedem Haus sind Zimmer zu vergeben.“

Nun wurde er ernsthaft: „Frau Kübler, Sie haben etwas gegen mich!“

Sie widersprach ihm nicht, sie schwieg ein Weilchen. Dann redete sie: „Wenn ich aufrichtig sein soll, mich heimelts nicht mehr in dem Haus da. Das Vieh ist ja hin, aber Sie werden's nicht glauben wollen, Herr Schmied, wie es mich immereinmal bei der Nacht aufschreckt — als täten Schlangen im Zimmer sein —“

„Aber Frau —“

„Lassen's mich nur ausreden. Wem man einmal auf eine Unwahrheit kommt, dem traut man nimmer.“

Das mußte er sich gefallen lassen. Er, der große Wahrheitsjünger!

Nun blieb er einmal an der Küchentür stehen; da drinnen am Herde saß das Mädel und schälte Erdäpfel ab.

„Sind auch Sie böse auf mich, Lieserl?“

Sie sagte nichts, schälte emsig vom Erdapfel die Schale, aber es traf ihn der flackernde Blick ihres Auges.

„Schaun's Lieserl, ich habe gesehen, wie gut Sie sind. Ich möchte Ihnen dankbar sein. Und jetzt sind Sie böse auf mich."

Da warf sie Messer und Kartoffel in die Schüssel, wendete sich in die Ecke und verbarg ihr rosiges Gesichtel im Ellbogenwinkel. — Er ging zögernd zu ihr, legte ihr ganz leicht den Arm um die Mitte und flüsterte ihr in die Wange hinein: „Schau, Mädel, ich hab' dich ja lieb."

Rasch, fast heftig, schob sie ihn von sich. Da ging er langsam hinaus und treppab. An der Schwelle des Haustores blieb er stehen und zündete sich die Zigarette an. — Zwei Züge, dann warf er sie auf das Pflaster. Ungeschickter Weise stieß er Leute an und sagte nicht einmal „Pardon!" Dann blieb er stehen. Dann kehrte er um. Er ging zurück in das Haus und stieg die Treppe hinauf. Vor der Wohnungstür stand er wieder still .... „Eh, was Dummheiten!" pfauchte er und lief endgültig treppab und davon. Ging zu Hofrats und war dort zerstreut und dumm den ganzen Abend lang.

Der Bachſtimmerl redt' nix aus.

Die Ferien auf der Mühle — merkten wir — hatten dem Müllersſohn nicht behagt. Die zehn köſtlichen Wochen, die jedes Studienjahr freigab, hat er fürder anders genutzt. Er machte kleine Reiſen oder er ſaß als Gaſt bei einem Kollegen irgendwo. Mehrmals längere Zeit auch auf der Villa Weißpandtner, wo er mit dem Hofrat Ausflüge machte oder Schach ſpielte, mit dem Fräulein Evelana und anderen jungen Leuten Lawn-Tennis, und wo er manchmal im Park unter der alten Platane ſaß neben dem ſchwarzgekleideten Fräulein Malcha und ihr ſchweigen half. Manchmal gab es aber zwiſchen dieſen beiden doch kurzgebrochene Geſpräche über die Rätſel des Daſeins oder über die koloſſale Teuerung der Lebensmittel.

„Das Glück iſt auch nicht bei den Wohlhabenden," ſeufzte Malcha einmal.

„Und bei den armen Teufeln ebenfalls nicht," ſetzte Hans bei.

„Es iſt nirgends auf der weiten Welt."

„Vielleicht — im engen Familienhauſe?" lenkte er nicht ungeſchickt ein.

„Meinen Sie?"

„Verſuchen könnte man's ja."

Da ſchwieg ſie wieder. Und ſo konnte auch er nicht

gut weiter in der Entwicklung seiner w ...orbereiteten Gedanken über Häuslichkeit und eheliches Glück.

Ähnlich waren ihre Unterhaltungen, bis dem Studenten allemal plötzlich einfiel, er habe irgendwo was Notwendiges zu besorgen, durch die Allee davonlief und im Vorübergehen mit dem Spazierstock Blätter von den Bäumen schlug.

Es kamen aber nun Zeiten, da Hans Schmied sich bemühte, länger bei Fräulein Malcha zu sitzen und eingehendere Gespräche anzuknüpfen.

Denn es war ihm klar geworden, dem großen Hans Schmied, daß er diese schwarze Dame heiraten müsse. Lange und oft rang er mit dem Gedanken an Liesel. An dieses einzig liebe Mädel! Aber wenn der Mensch empor will in die vornehme Welt, und reich werden, und mächtig werden, und berühmt werden, da muß alles mithelfen. Vor allem eine gute Partie. Mit sentimentalem Liebesgewiesel ist es da nichts. Ein Mann, der jung und frisch ist und Kraft zu bieten hat, soll dreist zugreifen. Jeder tuts, der die Möglichkeit hat. Gemüt, Treue! Dummes Zeug. Der Herrenmensch, dem so was in den Weg kommt, stößt es mit dem Fuß bei Seite. Ja, Nietzsche, tapferer Wahrheitsweiser, ich folge dir! Die Reiche wird geheiratet. Und geliebt — die man gern hat . . .

Im Herzen eine brennende Leidenschaft zu dem armen Nähermädel — bemühte er sich um die Hofratstochter. —

Im vierten Jahre seiner medizinischen Studien, zur Winterszeit, war er zweimal nach Hause gerufen worden

auf die Mühle. Das erste Mal an das Sterbebett seines Vaters, das zweite Mal zum Begräbnis seiner Mutter. Sie waren bald nacheinander dahingegangen. Nebst diesen unvorhergesehenen Verlusten, die ihm tiefer gingen, als er sich und Anderen merken lassen wollte, gab's nun auch allerhand wirtschaftliche Widerwärtigkeiten. Die Mühle hatte schon seit längerer Zeit mit nachbarlichen Großbetrieben nicht standhalten können und war stark verschuldet. Dem Advokaten gestand Hans, nachdem er vergebens nach einem tröstlichen Testament gesucht hatte, daß er besorgt sei um sein Teil.

„Darüber, lieber Herr Schmied, brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Diese könnten Ihnen nur im Studieren hinderlich sein. Seien Sie versichert, daß für Sie kein Groschen abfallen wird. Wir können von Glück sagen, wenn Ihre erwerbsunfähigen Geschwister vom Schlimmsten geschützt sind." Das war der Bescheid des Advokaten, er war gründlich genug.

Da hat Hans Schmied in der Mühle alles liegen und stehen gelassen, wie es lag und stand, und ist davon gegangen. Diesmal ging er zu Fuß den zwei Stunden langen Weg bis zum Bahnhof in Prestein. Er war nicht einmal arg verstimmt. Eine Sorge weniger — das war sein Empfinden.

Unterwegs holte ihn ein Schlitten ein. Der Kraxenwirt von Altenkirch saß drauf. Er hielt an und lud den „Herrn Doktor" — das erste Mal hörte Hans den Namen auf sich anwenden — ein, mitzufahren. Hans lehnte ab, er wollte gerne einmal für sich durch die stille Winterluft dahingehen. — Die stille Winterluft hatte er

entdeckt! Es war was Neues, dieser Hang nach Alleinsein. Hatte er zu sinnen über Vergangenheit und Zukunft? Oder dachte er nun wirklich einmal nach über die Rätsel des Daseins? Diese Rätsel, von denen er so viel gelesen, gehört, gesprochen und über die er so wenig oder gar nie nachgedacht hatte?

Er sollte auch diesmal nicht dazu kommen. Ein Bauer begegnete ihm, dessen Gesichtsform ihn an einen Mops erinnerte, wie ja jedes Menschenantlitz in irgend einem Tiere seine Karikatur hat. Das war der Bachsimmerl, ebenfalls aus Altenkirch. Hans wollte ohne weiteres an ihm vorbei, der Bachsimmerl aber blieb stehen: „Nan, grüaß Gott! Das is ja der Herr Hans!"

„Grüß Gott auch!" sagte dieser. „Kalt ist's heut!"

Damit glaubte er vorüber zu sein. War's aber nicht.

„Eh wohl, eh wohl," sagte der Bauer, „zum Steh'nbleib'n ist's z' kalt. Ih geh' liaber a wengerl mit. Versamen tua ih nix. Is eh kein' Arbeit im Winter."

„Sind denn heute die Altenkirchner ausgekommen?" fragte Hans.

„Weil Steuertag is z' Prestoan," antwortete der Bauer und schloß sich dem Studenten an, „han halt ah mein letzs Gröschl hintrag'n. — Ja, mein junger Herr, mir geht's schlecht. 's Weib alleweil krank; weißt, han s' halt g'heirat' dieselbige."

„Na, jetzt kommt ja bald das Frühjahr, da wirds schon besser werden," sagte Hans, der es wußte: denn sein Weib war keine andere, als die Gelbhaarige, unholden Angedenkens. „Aber ich will nicht aufhalten, Simon, es wird früh finster."

„Das macht nix, sind schon ah im Finstern hoam zu mein Elend.“ Er ließ sich nicht verabschieden, er hielt gleichen Schritt mit dem jungen Mann und guckte ihn manchmal schiefeckig an. Man sah den blauen Winterdunst über Prestein und das Bahnhofsgebäude. Da merkte der Bachstimmerl, es wäre nicht mehr viel Zeit, sie müsse genutzt werden.

„Der Herr Schmied muaß ja ein groß'n Binkel mithab'n, nit? Hat ja so groß g'erbt jetzt. Bissel wird's doh für mih ah glangen — bald ih nix ausred!“

Das verstand Hans noch nicht, seinen Pelzkragen zog er sich enger über die Ohren.

„Immeramal schon han ih mir's denkt, bei den Herrn Studenten is's halt an andre Sach, wia bei uns Bauersleut'n. G'radswegen bei den Weibsbildern. Wenn bei uns Oaner Oane drankriagt, so is das a Schand. Wenigstens kan Ehr'. Und kriagt der Student Oane dran, so is eahm das ein Ehr'. Wenigstens ka Schand. A Schand is's, bald er bei Oaner abblitzt, der Student. Beim Schlag'n is's nit viel anders. Bald sich unseroaner schlagn laßt von ein Weibsbild — na ja, da sagt ma halt: hat sie d' Hosn an. Kriagt aber der Herr Studiosus was auf d' Wang — Hei!“ er machte mit der Hand die Geste des Ohrfeigens, „der kann sich eingrab'n lasse'n. Seh, ih weiß 's wohl, dem stinkts sei Lebtag nach! Aber ih red nix aus, Herr Schmied.“

„Was Teufel wollen Sie denn von mir?“ schnarrte Hans und blieb stramm stehen vor dem kleinen Bauernkerl.

„Z' Perstoan und z' Schatthaisn wissn sie 's zwar All'. Z' Altenkirch ah und z' Stalhöf'n nit anders.

Sag'n aber nix um. In der schön' Stadt drinnen, deucht mih, wird die fein Neuigkeit noh nit umgehn, wenn gleih unser Schullehrer alleweil sagt, er möcht's gern in die Zeitung geb'n. Ih halt ihn schon z'ruck, ih. Nix soll'n 's erfahrn, die Stadtleut, bal mir der Herr zehn Gulden gibt."

„Du verfluchter Gauner, du mistiger!" so fuhr ihn jetzt der Student an. „Erpressen, Lump! Einsperren laß ich dich!"

Der Bachsimmerl blieb stehen mitten auf der Straße und schaute dem mit weiten Schritten davoneilenden Burschen nach. — „Einspier'n lass'n? Das glaub' ih nit. Du kimst mir noh!" So knurrte er ihm nach und dann ging er in das nahe Wirtshaus.

Hans war zu früh dran. Unmutig schritt er den Bahnsteig auf und ab — eine Viertelstunde lang. Es ist still abgegangen bisher. Aber der Schust wär's imstande und stiftete noch einen Skandal an. Jetzt könnte er ihn am wenigsten brauchen. Dann ging er durch das Bahnhofsgebäude und auf der anderen Seite ins Freie. Und ging ins Wirtshaus. Hinter dem Ofen saß der Bachsimmerl beim Schnaps.

„Verloren hast was, Simmerl," sagte er der Leute wegen und legte ihm ein zusammengelegtes Papierchen in die Hand. Dann ging er rasch wieder in die frische Luft und dort spuckte er aus.

Drinnen aber das Mopsgesicht wurde noch mopsiger, als es das Papier auseinandertat. Auch Möpse können still lachen, wenn ihnen was gefällt.

„Han 's ja g'wißt, der junge Herr kimt nohamal z'ruck."

Seine zweifache Verlobung.

Dem strengen Winter folgte ein regnerischer Sommer. Unserem Hans Schmied war das recht, er hatte wenig „Medien“ und viel Arbeit, also blieb er in der Stadt und war fleißig. Die Visitkarten „Dr. Hans Schmied med. univers.“ waren schon fertig, wenn auch noch nicht bezahlt. Eine lichte Lebensstraße sah er vor sich liegen, aber es war ein tiefer Graben dazwischen und da mußte erst die Brücke gebaut werden. Nur wollte er kein Hundling sein, der bloß nach Wohlleben ausschnüffelt. Der kleine Freund im Leingau draußen, der verstockte, der hat Ideale, der will das Volk dumm machen.

Wir wollen auch ein Ideal haben und das Volk klug machen.

Volksaufklärung! Das war des Müllerssohnes neuestes Leitwort. Besonders gegen medizinischen Aberglauben will er wirken und auch gegen religiösen, gegen jeden. Dem Verein „Fortschritt“ war er beigetreten, der sich zu einer besonderen Aufgabe gesetzt hatte, in den finstersten Gegenden des Landes volkstümliche Vorlesungen zu halten. Dazu fühlte Hans sich berufen, als Sohn des Volkes auch sein Führer zu werden. Er nahm es ehrlich ernst; mit dem kleinen Hans wollte der große ringen um die

Volksseele. Bei Studentenkommersen hatte er Rednergabe in sich entdeckt. Die soll nebenbei auch ein Pfeiler werden der Brücke zur lichten Straße hinüber.

Im Stadtviertel, wo Hofrat Weißpandtner wohnte hatte Hans Schmied ein ganz prächtiges Logisment gemietet. Er war auch stets heiter und trug auffallend feine Wäsche, so daß er einem lachenden Erben zum Verwechseln ähnlich sah. Die Frau Hofrat führte mit ihm einmal ein häusliches Gespräch und fand eine sehr diskrete Form zur Frage, wer ihm jetzt seine Sachen besorge, seit Frau Kübler nicht mehr seine Hausmutter war. „Wenn mein Fräulein Tochter nicht so überwältigend gebildet wäre", sagte sie mit gemütlicher Ironie, „ich fände es angezeigt, daß sie sich auch ein bißchen in häuslicher Praxis übe. Die wird sie auch einmal nötig haben. Evelana wird sich denn doch auch besinnen müssen auf die eigentlichen Lebensaufgaben von uns Frauen."

Hans schwieg.

Da fragte sie ihn plattweg: „Meinen Sie nicht auch, Herr Schmied?"

„Es wäre schade, Frau Hofrätin. Weiber gibt es genug, geniale Wissenschaftlerinnen, oder sagen wir Ärztinnen hingegen wenige. Und solcher bedürften wir doch sehr notwendig." So antwortete der Student und rasch setzte er bei: „Zu beneiden wäre der Mann schon, der eine solch hochgebildete Frau auch zu schätzen wüßte. Gemeiniglich aber denkt der Mann nur an das Weib."

Die Hofrätin verstand recht gut. Sie hat die zarte Angelegenheit nicht wieder berührt und war gegen den Studenten vornehm freundlich, wie immer.

Die neue Wohnung war hübsch und ziemlich kostspielig, hatte aber den einen Fehler, daß dem Studenten darin — langweilig ward. Er dachte an das Heim bei Frau Kübler. Er hatte dort eigentlich nicht fort müssen. Frau Kübler war wieder gütig geworden, wie sie schließlich gar nicht anders konnte. Aber Hofrats hatten ihm geraten, daß — um die wohlgelegene schöne Wohnung für seine spätere Praxis nicht zu versäumen — er sie schon jetzt miete, was Hans nach einer Zwiesprache mit dem Bankinhaber Liebkindl auch gerne getan hat. Gern wollte der Bankmann dafür gut sein, des Darlehns wegen bei Hofrats nicht zu plaudern. „Herr Doktor! Geschäftssache Diskretion!"

Hans hatte bei Küblers gar nicht Abschied genommen und machte dort noch recht oft Besuch. Wohnungswechsel bricht keine Freundschaft. Frau Kübler war bettlägerig geworden, ohne daß sie zugab, daß ihr was fehle. Sie war nur oft so müde. Weil ihr weiter „nichts fehlte" so hatte sie auch keinen Arzt beigezogen. Hans sah, daß die schmächtige, blasse Frau immer durchsichtiger wurde. Sie aß wenig, gleichwohl Liesert mit aller Sorgfalt kochte. — Sie schlief wenig, obschon längst keine Kupfernatter mehr im Hause war. Die erste Zeit strickte sie noch im Bette an einem Strumpfpaar. Als sie das zu sehr ermüdete, las sie in einem Buche, am häufigsten in ihrem Gebetbuche, in dem auch der Zettel lag:

„. . . . . Aus jedem Aug' meiner Kinder
Schau' ich zu Dir heraus."

Wenn sie diese liebe Handschrift betrachtete, verlangte

es ihr, der Lieserl ins gute Gesichtel zu sehen, in die Augen zu schauen ihm, der so früh von ihr gegangen war.

Der angehende Doktor wußte wohl, wie es stand um die Frau; er kam oft, um Verhaltungsmaßregeln anzuordnen und zu überwachen. Mit dem Mädel sprach er nicht viel. Doch stand er, wenn er fortging, an der Tür manchmal still und schaute auf Lieserl zurück — mit lohendem Blick — ehe er die Klinke drückte.

Endlich im Hochsommer kam der Tag der Promotion. Hans hatte die letzten Prüfungen mit erstaunlichem Erfolg bestanden. Sub auspiciis!! — — Selbiger Festtag endigte mit der Verlobung. Das ging überaus glatt. So eine Verlobung ist das Einfachste von der Welt. Mit allerlei Herzenserregungen und Spannungen, mit wonnigen Hoffnungen und leisen Beklemmungen sieht man ihr entgegen, da die bangende Frage und die entscheidende Antwort erfolgen soll. Und wenn die Stunde da ist (manchmal hat der Werber einen Frack an, manchmal auch nur das Hausröckl: heißt es): „Na, in Gottesnamen, so gebt euch den Kuß!" Und alles macht sich jetzt leicht und selbstverständlich und da zeigt es sich, daß das seit Monaten so sorgsam gehütete Geheimnis längst offenbar war, daß niemand von der vollzogenen Verlobung so wirklich überrascht ist, als — die Verlobten selbst.

Die Hofrätin legte manchmal einen wehmütigen Blick auf ihr Töchterchen Evelana. Dieses war aber übermütig wie immer und hielt beim Festmahl die Verlobungsrede.

„Das alles habe ich längst gewußt, meine werten Festgenossen", sagte sie, mit dem Sektglase ragend über der Tafelrunde. „Ich habe es schon gewußt an jenem

denkwürdigen Abend, als dieſer ſchlanke, ſchöne, junge Mann das erſtemal mit gebührender Beſcheidenheit des Herrn Hofrats Weißpandtner ſattſam ſittſames Haus betrat. Ihre zarten Finger hatten ſich bei der Vorſtellung kaum berührt und die gegenſeitigen Anblicke waren ſo flüchtig, wie Momentaufnahmen von Falken. Da hat es Ihre Exzellenz, meine Intelligenz, gleich gewußt: Das wird ein Paar. Ich, die arme, jüngere Schweſter habe ſcharf um den Jüngling geflirtet — leider vergeblich. Trotzdem habe ich ihn in uneigennütziger Weiſe in die Lehre genommen. Unſer heutiger Doktor (Rednerin verneigt ſich vor ihm) war damals ſehr unwiſſend, nichtsdeſtoweniger hat er ſich herausgenommen, meinen Vorträgen und Unterweiſungen häufig ganz reſpektlos zu widerſprechen. Da mag er ſich etwa gedacht haben: Mit der Evelana ſtreitet es ſich auch ſo ganz gut, die braucht man nicht zu heiraten."

Ein mit Bravos reich geſpickter Lachſturm unterbrach ſie, und zwar ſehr zu rechter Zeit, denn ihr vorbereiteter Speech war mit dem „Heiraten" zu Ende, obſchon ſie während der Rede wahrnahm, daß der richtige Schluß fehlte und daß ſie werde ſchwimmen müſſen nach dem Ziele, das ſie nirgends ſah.

„Alſo", knüpfte Fräulein Evelana auf gut Glück wieder an, „zu Mittag iſt er Doktor geworden und am Abend Bräutigam, damit er ſeine Weisheit gleich an die Nachkommen vererben kann. Die Erfindung wird ſchon noch gemacht werden, daß man nicht allein Geld und Naturanlagen, ſondern auch erworbenes Wiſſen auf die Kinder vererben kann, ſo daß die Babys der Gelehrten nicht erſt in die Schule, die Studioſi nicht erſt in die Vorleſungen zu

gehen brauchen, weil sie alle Wissenschaften schon auf die Welt mitgebracht haben. Auf so einen Sprößling unseres hochansehnlichen Brautpaares nun muß die arme Evelana halt warten, wenn sie einen richtigen Schmied haben will, und dieser mein zukünftiger Bräutigam, er lebe hoch!"

So verstand sie es in humoristischer Weise um die verlobte Schwester herumzukommen, ohne offiziell mit ihr anstoßen zu müssen. Sie wußte zwar nicht recht warum, die kleine Bosheit. Vielleicht, weil Malcha gar so gelassen und still dasaß, neben dem soeben mit der Goldangel gefangenen jungen Mann, den sie gar nicht völlig zu würdigen schien. Die Aufmerksamkeiten der Gesellschaft behandelte die Braut mit kühler Höflichkeit, so daß sie nach und nach ein wenig vereinsamte, während um Evelana eine lebhaftere Zirkulation stattfand. Und heute sahen sie es auch, was das Fräulein Braut für einen guten Geschmack hatte mit ihrem gewohnten Schwarz. Das Schwarz des Alltags ließ ihr besser, als das weiße Kleid, welches sie heute trug und bei dem das dunkelblasse Gesicht mit der wesentlichen Unterlippe nicht recht daheim war. Aber die Perlenschnur um den Hals und das kronenhafte Diamantengebilde im schwarzen Haar, die glichen alles reichlich aus. Und der weißbekrawattete Jüngling lispelte ihr manchmal was Liebreiches zu; bei seiner Dankesrede an die „allverehrten Herren Eltern" nannte er sie ein Juwel, um gleich nachher wieder mit der angehenden Schwägerin und zukünftigen Schwiegertochter zu scherzen.

Als die Frau Hofrätin die Stunde wahrnahm, in welcher gesittete Familienfeste zu enden haben, ließ der

Herr Hofrat den Wagen vorfahren für den neugebackenen Doktor und Bräutigam. Hans dankte bescheiden, er ziehe die paar Hundert Schritte in schöner Sommernacht zu Fuße vor. Ein lustiger Teil der Gesellschaft begleitete ihn bis zu seinem Haustor. Unter heiteren Abschiedsrufen, die zu hundert Fenstern hinanhallten, schloß er auf und hinter sich zu. Im Vorhause blieb er stehen und horchte. Und als der Lärm auf der Straße fern abflaute, tat er das Haustor wieder auf, schlüpfte hinaus und einer Gasse seithin entlang, der Gegend zu, wo die Siebensterngasse lag. Frau Kübler! Er ist schon etliche Tage nicht mehr bei der Kranken gewesen. Bei dem bedenklichen Zustand. — Den Engel spannte er vor und der Teufel schob hinten nach und so gings schnell dahin durch die nachtschlafende Stadt. Nach zwanzig Minuten stand er vor dem Tore, durch das er vier Jahre lang aus und eingegangen war. Sentimental wurde er aber nicht. Man darf im Glück doch auch der alten Freunde nicht vergessen. Hätte er nur eine Sektflasche in den Sack gesteckt!

Die Notwendigkeit des Krankenbesuches sah der Hausbesorger ein, er öffnete bereitwillig und leuchtete dem späten Ankömmling die Treppe hinauf. Als Hans emporstieg, um bei den Vereinsamten eine kleine Nachfeier seiner Promotion zu begehen, dachte er weder an Tag noch an Nacht, dachte weniger an die Kranke als an die Gesunde — an das Herzensmädel! Im letzten Stock oben war es aber doch dunkel und Hans, dessen Steuerrad im Kopf ein bißchen unregelmäßig funktionierte, klopfte zuerst an die mit Eisenblech beschlagene Dachbodentür. Dann fand er auch die richtige. Schellen war nicht nötig. Lieserl

in ihrem anſtoßenden Stübchen hörte auch das Klopfen. Sie war noch beiſammen und kam mit der Kerze. Sie war erſchrocken, als der Herr Schmied vor ihr ſtand.

„Was denn heut' lauter! Die Pracht!"

So, mit der großen weißen Bruſt und in Frack und Zylinder, hatte ſie ihn ja kaum je geſehen. Sie war erſt von ihrer Näharbeit aufgeſtanden und dieſer ſpäte Feierabend ward ſeine Rechtfertigung.

„Herr Schmied, was bedeutet denn das?"

„Ja, meine Liebe!" ſagte er, während er durch die offene Tür in ihre Kammer ging und ſich dort niederſetzte auf den Strohſeſſel. „Heut iſt für mich ein gar wichtiger Tag geweſen. Promoviert habe ich und nachher iſt ein Feſteſſen geweſen. Ich möchte mich aber gerade von meinem Pflegeſchweſterl heute noch Doktor nennen hören."

„Ja, da gratuliere ich recht herzlich, Herr Doktor!" ſagte ſie befangen.

„Nein, ſo feierlich muß es gerade nicht ſein. Sie können auch ſagen; 'n Abend, Doktor! oder: lieber Doktor! oder: liebes Herzensdoktorl!"

„Daß Sie immer ſo ſpaßen mögen", ſagte ſie mit faſt trauriger Stimme. „Ach, da haben Sie nicht acht gegeben, Herr Hans!" Sie hatte an ſeinem Frackärmel ein paar weiße Kruſtenſtriemchen bemerkt.

„Aber wahr iſts! Da habe ich mich angegoſſen, oder was. Zuckerkriſtalle ſind es, von der Mahlzeit. Gehns Lieſerl, ſeien Sie ſo gut!" Er zog den Rock aus, daß ſie ihn reinige. „Apropos, wie gehts denn der Frau Mutter?"

„Sie ſchlaft. In den letzten Tagen ſchlaft ſie viel.“

„Das iſt gut. Der Schlaf ſtärkt. Wir wollen ſie nicht wecken, durchaus nicht. Sie ſagen mir bloß, ob neue Symptome —“

„Was meinen Sie?“

Seine ſchwülenden Lebensgeiſter vermochte er kaum mehr zu bändigen und doch ſollte er ſie in die Form der Neckerei zähmen.

„Ach, ſo ſetzen Sie ſich doch auch, Lieſerl. Na, Sie ſind ſchon groß und ich ſag' immer noch Lieſerl. Ich mag nicht gern anders.“

„Ich heiß auch nit anders.“

„Eliſabeth!“

„Gengen's weiter! So ein nobliger Nam' da!“

„Wenn Sie einmal eine noblige Frau ſind!“

„Ich, und eine noblige Frau!“ lachte ſie faſt ſchrill auf.

„Mädel, wer weiß es!“

Nachdem der Frack gereinigt war, ſetzte ſie ſich ein wenig — Seſſel war keiner mehr vorhanden — an den Bettrand. Er ſtrich mit der Hand an ihrem langen, aufgelöſten Haar. „Was du doch für ſchöne, weiche Seiden haſt!“

Sie tauchte ſeinen Arm weg, da faßte er ihre beiden Hände: „Schau, heut bin ich juſt einmal luſtig. Der Rubikon iſt — ach, was weißt du davon! Jetzt gehts ins praktiſche Leben, jetzt heißts Neſtel bauen, Weibchen ſuchen.“

„Ich hab' ja gehört, daß Sie heiraten“, ſagte ſie ruhig.

„Was, das haben Sie gehört? Ach, das ist köstlich. Wissen Sie — glauben Sie nicht, daß ich Ihnen — daß ich dir das zuerst gesagt hätte?"

Er rückte seinen Sessel so nahe, daß sein Knie das ihre berührte. Sie wollte sich rasch erheben, er hielt sie zurück. — Er warb ....

Als der Hausbesorger um fünf Uhr das Tor öffnete stand Hans hinter dem Pfeiler. Dann eilte er hinaus in die helle Morgenfrische. Die Straßen waren noch still, seine Schritte hallten. Er trat leiser auf. Wozu brauchen es diese Mauern zu wissen —.

Auf nach Stahlhöfen!

Hans Schmied spazierte durch die Zimmerflucht, deren neuangestrichene Türen offen standen. Unruhig und unbehaglich schritt er über die wachsglänzenden Parketts. Vielerlei ging ihm durch den Kopf, Liebliches und Spießiges. Diese leeren Räume ödeten ihn immer mehr an. Aber er konnte nicht fort, es war schon die Ordinationsstunde. Endlich ging er auf sein Zimmer und drehte Zigaretten. Das Eckzimmer, dessen Fenster auf den Ring und auf den Park schauen ließen, hatte er sich einstweilen gewählt. Hier hatte er seine sieben Sachen, die den Raum lange nicht füllten. Alles andere wird erst eingerichtet, belebt und mit einer Hausfrau versehen, wenn der Frühling kommt.

Ob man es nicht noch ändern könnte? Und doch wieder der Siebensterngasse zu — der Armut? Wenn das nicht wäre! Der Herr Schwiegerpapa in spe hatte ihm zwar schon jetzt die wirtschaftlichen Verhältnisse ordnen wollen, aber Hans hatte großartig abgelehnt. Er hielt es für klüger, jetzt nicht in sein Konto blicken zu lassen, sondern einen wohlgestellten Bürger zu markieren. Muß man halt den Lieblindl einen gefälligen Mann sein lassen. Nein, nein, die Ehre der Begleichung nachher soll dem guten Papa nicht entgehen. Übrigens war ja auch das Netz ausgehißt. An der Wohnungstür

hing die zierliche Tafel: „Der gesamten Heilkunde Doktor Hans Schmied. Ordiniert täglich von 9 bis 10 Uhr."

Es klingelte oft, aber Patient war noch nicht einer gekommen. Jetzt klingelte es wieder und das war der Postbote mit einer Karte.

— Ei, ei! Ein Kärtlein von dem Kleinen! — Seit Jahren hatte der Große nichts mehr von ihm gehört, seit jener Kirchweih in Altenkirch nichts mehr. Auf den eindringlichen Brief damals war keine Antwort gekommen. Da wußte er, der Freund war verloren. Er hatte seither oft an ihn gedacht. Es gab Zeiten, da er unmutig, mit sich selbst unzufrieden war; da hatte er an den kleinen Hans gedacht, wenn der da wäre, daß er ihm den Unmut könnte fühlen lassen . . .

Jetzt war er da, freilich nur als Papierblatt.

„Lieber Alter!

Am 14. August dieses Jahres begehe ich in der Pfarrkirche zu Stahlhöfen meine Primiz, zu der Du höflichst eingeladen bist. Ich möchte meinen liebsten Jugendfreund gerne dabei haben.

Dein glücklicher

Hans."

„Lieber Kleiner;

Es ist nicht schön von Dir, daß Du Selbstmord begehst, aber es ist schön von Dir, daß Du mich wenigstens zu Deinem Begräbnis einladest. Ich bestelle mir sogleich die Trauerkleider und werde kommen.

Hans."

Das war des Doktors Antwort. Die Trauerkleider strich er wieder aus. Beleidigen, dachte er, will ich ihn

nicht und für den Fall, als er beleidigt sein will, kann er's aus dem übrigen immer noch zusammen bringen. Dann tut man die Komödie halt mit und macht eine Landpartie.

Kaum war der Kleine abgetan, klingelte es wieder. Der Doktor ließ warten, dann mußte er erst sein eigener Pförtner sein. Es war aber nichts weiter, als daß eine alte Frau anfragte, ob hier nicht der Klavierstimmer Drehmann wohne. Ein weiteres Klingeln brachte noch immer keinen ganzen Patienten, nur einen halben sozusagen. Der Korpsbruder Hampler war's, der eine Kleinigkeit vorzubringen hatte.

„Es ist immer gut, wenn man gleich anfangs dazuschaut," meinte der Doktor und verordnete ihm ätzende Tropfen. „Heute kommt wohl ohnehin niemand mehr, ich begleite dich."

Da klingelte es wieder.

„Na hörst du," sagte der Korpsstudent, „bei dir geht es ja zu, wie in einem Bäckerladen. Diese Praxis schon! Du könntest mir drei Retsch pumpen."

„Wenn es der Geldbriefträger ist, mit Vergnügen."

Der Vereinsdiener des Bildungsvereines „Fortschritt" hatte eine Bekanntmachung abzugeben. Der Ausschuß habe beschlossen, den nächsten „Volksbildungstag" am 15. August abzuhalten und zwar im Leingau, in Steinbüchling oder in Stahlhöfen. Das werde noch bekannt gegeben werden. Für jeden Fall sei der Herr Doktor Schmied ersucht, seinen zugesagten Vortrag an diesem Tage zu halten.

Hans mußte lachen. Das klappt wie gehobelt. Am

Vierzehnten in Stahlhöfen die Primiz und ausgerechnet am Fünfzehnten der Fortschrittstag — auch in Stahlhöfen natürlich.

„Ich werde am Fünfzehnten meine Sprüche aufsagen und zwar stimme ich entschieden für Stahlhöfen, einen der dumpersten Winkel des Landes."

Diese Zeilen beförderte er noch schnell, dann ging er zu Hofrats.

Nachher dort beim Abendessen redete Hans von dem prächtigen Zufall, daß sein Volksvortrag über Darwin und Nietzsche just mit der Primiz seines Jugendfreundes zusammenfalle.

Da fragte der Hofrat: „Hast du etwas gegen ihn auf dem Kerbholz? Gegen den Jugendfreund?"

„Ei wo!" lachte der Doktor. „Ein guter Kerl ist er. Nur den Pfaffen sollte man ihm mal gründlich herabschaben."

„Und das willst du bei seiner Primiz besorgen?"

„Wenigstens will ich ihm zeigen, wie man heutzutage predigen soll. Auch der Geistliche. Was und wie er lehren soll, wenn er seine Gemeinde zur ewigen Wahrheit führen will, die diese Herren so gerne im Munde führen."

Der Hofrat zog die Achseln hoch und rümpfte das Gesicht.

„Meinst du nicht, Papa, daß endlich einmal ernst gemacht werden muß mit der Lahmlegung dieser kirchlichen Verdummungsanstalten? Mit diesen Aufzügen und Prozessionen, mit diesem Götzendienst?"

Fast wohlgefällig schaute der Hofrat auf, als er

ſoviel edle Leidenſchaft an ſeinem künftigen Schwiegerſohne ſah. Und wie dieſer weiterſprudelte über Bigotterie und Formfrömmigkeit des Landvolkes. — Wieder einmal eine neue Seite an dem forſchen Ottonen, daß er ſich für Frömmigkeit intereſſiert. Und als ſich der junge Mann ausgetobt hatte, fragte der Hofrat ſehr ruhig: „Aufzüge, Prozeſſionen, Götzendienſt. — Geniert dich das, Hans?“

Dieſe Bemerkung verblüffte den jungen Mann. „Biſt du denn nicht ſelbſt für Fortbildung, Papa? Sitzeſt du nicht ſelbſt im Ausſchuſſe des Vereines?“

„Jüngling, das bin ich und dort ſitze ich. Aber das kirchliche Leben der Bauern geniert mich nicht im mindeſten. Ich ſage ſogar, wenn es nicht ſchon wäre, müßte etwas dergleichen geſchaffen werden. Was macht's denn? Die Leute da draußen nehmen es ja kaum anders, als wir das Theater, die Muſik, die bildenden Künſte. Nimm ihnen bloß die Kirche weg und ſie haben nichts. An ihrer Liebe zum Kirchenkultus hat das Kunſtbedürfnis mindeſtens ſo regen Anteil, als die Frömmigkeit.“

Hierauf wendete Hans ein: „Nu ja, wegen der Kunſt. — Aber neben unſerer Kunſt hat noch die Wiſſenſchaft Platz, neben ihrer Kirche ſonſt nichts und gar nichts mehr.“

Da ſagte der Doktor faſt feierlich: „Neben ihrer Kirche, mein Freund, hat die Arbeit Platz, die harte, immer fortdauernde Landarbeit; hat die Anſpruchsloſigkeit Platz und noch manches andere. Was willſt du dem Landvolk mit der Wiſſenſchaft? Dafür läßt ihm ſeine Arbeit keine Zeit. Was glaubſt du, das du in Stahlhöfen mit einem theoretiſchen Vortrage aus Naturwiſſen-

schaft und ihrer Philosophie erzwecken wirst? Bei diesen Leuten, die so ganz unvorbereitet dasitzen, denkträge, nur von ihren ländlichen Eindrücken beherrscht und nicht einmal die hochdeutsche Sprache verstehen."

Gereizt sagte Hans: „Dann möchte ich doch wissen, warum unser Verein auf dem Lande Vorträge veranstaltet."

„Doch nicht philosophische Vorträge über Welt- und Ewigkeitsrätsel. Wir halten den Bauern Vorträge über das Praktische und Vorgeschrittene in Kornbau, Viehzucht, über Gesundheitspflege, Erziehung, Gesetzeskunde, geben Anleitung zu technischen Fertigkeiten und so weiter. Stoff übergenug, und Unterricht, mit dem die Leute etwas anzufangen wissen und der sie wirtschaftlich und gesellschaftlich vorwärts bringt. So stelle ich mir die Wirksamkeit unseres Vereines vor. Wird nur erst ihr Hausverstand ausgebildet, ihr Denkkreis vorsichtig erweitert, gewinnen sie nur erst tieferen Einblick in die Dinge, die sie umgeben, mit denen sie zutun haben, dann kommen sie allmählich schon von selbst zum Nachdenken, zu Klärungen, um auch in kirchlichen Dingen tiefer zu blicken und zu unterscheiden. Wer dem Bauer Wahrheit lehren will, der darf nicht auf dem Katheder, er muß auf dem Dunghaufen stehen. Ja, ja, lieber Hans, Weltanschauungen kann man den Leuten nicht hineinreden, die müssen aus ihren Lebenserfahrungen herauswachsen — wenn schon Alles eine Weltanschauung haben muß. Man hat gefunden, daß mit Leuten alter, kirchlicher Observanz besser auszukommen ist."

Einen Teil dieses seltenen Gespräches hatte auch Fräulein Evelana mit angehört, das erst von einer Fecht-

ſtunde nach Hauſe gekommen war. Sie hatte wieder ihr ſilbernes Schüſſelchen mit den ſauren Rüben vor ſich, ſo daß Papa launig ſagte: „Willſt du deine kulinariſchen Paſſionen dir nicht abgewöhnen, Tochter? Immer wird es nicht ſaure Rüben geben. Du wirſt dich endlich auch an einfache Koſt, an Hummer und Trüffelpaſtete gewöhnen müſſen!“

Evelana überhörte den Witz. Auf ſeine vorherige Rede fühlte ſie ſich geladen.

„Papa iſt heute wieder einmal der richtige Beſchwichtigungshofrat!“ rief ſie ſcheinbar luſtig aus. „Du widerſprichſt dir ja, Papa! Im Hörſaal redeſt du ganz anders.“

„Im Hörſaal, mein Kind, ſpreche ich zu Studenten,“ entgegnete er. „Zu ungebildeten Leuten würde ich freilich anders ſprechen.“

„Zweierlei Wahrheit, Papa?“

„Über dieſes beliebte Schlagwort,“ ſagte nun der Hofrat, „könnte ich mich in einer ausführlichen Erörterung ergehen. Zweierlei Wahrheit! Sage lieber, zwei Seiten der Wahrheit; die eine für Gebildete, die andere für das gemeine Volk. Außerdem muß für das Volk Religion ſein, damit es im Zaum zu halten iſt, ſonſt geht man vor ihm nicht ſicher.“

„Papa, das wäre gerade, als wenn der Arzt ſagte: die Leute müſſen krank ſein, damit ich mir was verdiene! Oh nein, Papa. Die Leute ſollen geſund ſein, und wenn ſie anders nicht zu heilen ſind, ſo muß man ſchneiden und brennen. Was haſt du denn bei dem Baron Sipps

getan, der mit einer Krebswucherung am Halſe zu dir gekommen iſt, Papa? Mit dem Meſſer haſt du gearbeitet, um die Wucherung zu entfernen."

„Der Baron Sipps, liebe kleine Naſeweisheit, der kommt wieder. Längſtens in einem Jahre. Dem Krebs iſt von außen leider nicht beizukommen, der wächſt nach von innen heraus. Das Schneiden iſt kein Heilen. Geſundes Blut hätte ich ihm müſſen eingießen können, eine andere Vergangenheit ſeines Lebens, andere Vorfahren hätte ich ihm müſſen unterſchieben können, dann vielleicht wäre er geheilt worden. Mit dem Landvolk iſt's auch ſo."

„Papa, dann könnten die Leute überhaupt nie geändert werden, denn alle haben und hatten ihre Vorfahren, die man ihnen nicht auswechſeln kann. Mit Leiſetreterei freilich, lieber Papa, wird's nicht erreicht. Wahrer Fortſchritt iſt immer nur durch Revolution zuſtande gekommen, wenn dir von der Geſchichte noch was erinnerlich iſt. Der Revolution, beſter Papa, muß die Aufklärung vorausgehen. Und deshalb hat Hans ganz recht, wenn er den dummen Bauern rückſichtslos das Licht anzündet."

Der Hofrat lehnte ſich in ſeinen Lehnſtuhl zurück und ſchmunzelte. Mit Behagen ſchmauchte er ſeine Havanna und ſagte: „Na, meinetwegen, ſengt und brennt, wie Ihr wollt. Mir iſt es gleich. — Willſt du noch Bier, Hans?"

Nun war es doch Zeit, daß dieſer ſich auch einmal an ſeine Braut wendete, die während des ganzen Geſpräches ſtill neben ihm geſeſſen war.

„Und was sagst du, Malchen, zu meinem Eroberungszuge in den Leingau?“

Sie hob ein bißchen das Haupt und antwortete: „Ja, — ich meine auch.“

„Und Mama?“

Jetzt fuchtelte der Hofrat drollig mit den Armen aus: „Ich bin sachfällig durch alle Instanzen. Mama meint immer, was die Kinder meinen. Also auf nach Stahlhöfen!“

Der große Tag des kleinen Hans.

Am Samstagabend ist Doktor Hans Schmied in Stahlhöfen einmarschiert. Im schlichten Älplerrock und weiten Pumphosen. Ein stattliches Dorf. Die Häuser unten gemauert und weiß getüncht, oben gezimmert und mit weitvorspringenden Schindeldächern — heimlich und malerisch. Auf dem weiten, sacht ansteigenden Kirchplatz am oberen Rand, einige Stufen erhöht, ragte massig und mit klobigem Turm die Kirche. In der Häuserreihe links stand das Gasthaus „zum roten Fuchsen". An seiner Mauerecke kündete ein großes, hellgelbes Plakat mit weithinschreienden Buchstaben: „Montag den 15. August, Nachmittags um 2 Uhr, im Saale des Gasthofes „zum roten Fuchsen" in Stahlhöfen Vortrag: Die heiligen Offenbarungen der Naturgeschichte von Doktor Hans Schmied, Mitglied des Vereines Fortschritt. Eintritt frei."

Reste des gelben Blattes hatte Hans auch an anderen Häusern gesehen. Unversehrt war nur dieses an der Wand des Gasthauses. Hier kehrte er ein. Der Wirt in der weißen Schürze und mit dem grünen Samtkäppchen wies ihm das Prunkzimmer, das drei Fenster gegen den Platz hin hatte und wo einmal Kaiser Josef übernachtet haben soll. Es ist auch der Saal, in welchem der Vortrag stattfinden wird.

Der rote Fuchswirt war erſt ſeit ein paar Wochen fortſchrittlich. Damals hatte er als guter Stahlhöfner noch für die bevorſtehende Primiz geſchwärmt und hatte dem Pfarrer ſagen laſſen, auf ihn könne er bauen. Des Triumphbogens wegen, der vor der Kirche errichtet werden ſoll, brauche ſich der Herr nicht zu ſorgen, das ſei des roten Fuchſen Sache. Auch ſonſt ſtehe er für das Feſt mit Haus und Mann und Maus zu Dienſten. Daß all die bäuerlichen Verwandten des jungen Ehrenprieſters beim Feſtmahl im Pfarrhof nicht Platz finden können, war leicht zu denken; für die konnte alſo der Wirt ſorgen. Den Triumphbogen nahm der Pfarrer an und beſtimmte für denſelben einen ſchönen Spruch. Die Bauernmahlzeit hingegen wurde beim unteren Dorfwirt beſtellt. Seit dieſem „jeſuitiſchen Winkelzug“ war der Fuchswirt liberal und mit wahrer Luſt hatte er den Antrag des Vereines „Fortſchritt“ angenommen.

Heute indes war der Fuchs nicht mehr ganz ſo hoch geſtimmt.

Doktor Schmied ſchritt ein paarmal durch das Zimmer, kräftig, daß die Dielen knarrten. Es war an ſieben Klafter lang und vier Klafter breit.

„Viel zu klein!“ ſagte er, „viel zu klein, Herr Wirt!“

„Dürfte groß genug werden, mein Herr! Wohl, wohl“, antwortete der Wirt und ſeine Miene ſagte mehr, als ſein Wort. „Ich bitte da hinauszuſchauen!“

Hans ſah auf dem Dorfplatz eine Gruppe von Bauern, alten und jungen, auch halbwüchſige dabei, die miteinander redeten und lebhafte Gebärden machten. Und immer kommen noch andere herbei.

„Die beſprechen es juſt, was ſie am Montag machen werden", ſagte der Wirt.

„Was ſollen denn die machen wollen?"

„Den Vortrag unmöglich! Wohl, wohl, Herr Doktor, wohl, wohl!"

„Die Bezirkshauptmannſchaft trifft doch Vorkehrungen?"

„Drei Mannln, Herr, drei Mannln. Iſt nix nit, iſt gar nix. Wenn der ganze Leingau da iſt! Heut' ſchon der Zulauf, ſehn's dort unten kommt wieder ein Schock daher. Schon wegen der Primiz morgen."

„Die ich mir auch anſchauen werde. Der Primiz geſchieht nichts. Wir haben unſeren Tag ja erſt Montag."

„Wollen wir halt das Beſte hoffen", ſagte der Wirt mit einem heimlichen Seufzer. „Sonſt was gefällig, Herr Doktor? Wenn was wünſchen, bitte nur drucken, dort am Knopf!"

Der Fuchswirt hatte nämlich gerade die elektriſche Klingel eingeführt, den erſten Boten der Neuzeit, die nun auch im Leingau anheben ſoll.

Hans reinigte ſich von Schweiß und Staub und ſchritt dann im „Saale" hin und her, in dem er bald dem Volke Lichter anzünden werde. Wenn das Ding nur kein ſolches Mausloch wäre. Da können doch kaum achtzig Perſonen Raum finden. Die Frauen werden auch noch ſitzen wollen. — Bisweilen ſchaute er hinaus, wie die Leute eilig umherliefen, um die Vorbereitungen zu treffen. Die Haustore und Fenſter wurden bekränzt, an Dachluken wurden Fahnen herausgeſchoben, weißrote und ſchwarzgelbe. Dort oben am Kircheneingang ſtand

ein bunter Torbogen, aus Stangen gebaut, mit Reisig gefüllt, mit Fahnen geschmückt. Am unteren Ende der Dorfgasse wurde ein zweiter „Schwiebogen“ aufgerichtet mit der Inschrift am Giebel: „Gehet hin in die ganze Welt und lehret die Völker!“

Hans ging hinaus und mischte sich unter das Volk. Da sah er, wie ein brauner, krummnasiger Bauer sachte hinschlich an die Hausecke des Fuchsen und das gelbe Anschlagblatt von der Wand riß. Die Leute lachten Beifall.

„Und daß er unsern jungen geistlich'n Herrn ah noh so verspott'n tuat! Unter der höllisch'n Freigeistpredigt sein lieb'n Namen schreib'n!“

„Das tuat er, damit die Leut' soll'n denk'n, der geistlich' Herr wird predigen —“

„Ja, im Wirtshaus! De stadtherrischen Lug'nmäuler, de!“

„Ih han g'hört, daß er halt ah a so hoassn tat: Hans Schmied. Der, was red'n will.“

„Möglih. Schmied gibt's viel und Häns' noch mehr. Aber ih glaub's nit. Aus Falschheit tuat er's oder zum G'spött. Werd' mih nit weit irr'n.“

„Wenn's falsch wär', tat doh leicht's G'richt was dreinred'n.“

„Ja, Schnegg'n, 's G'richt! Das is selber freigeisterisch, neuzeit. Da müass'n mir uns halt selber helf'n.“

„So is's, selber müass'n mir uns heli'n.“

Derlei liebliche Gespräche konnte der Doktor Hans Schmied hören, der sich unter das Volk gemischt hatte. Er konnte sich was einbilden, welch wichtige Person er

hier geworden war. Man redete mehr über ihn, als über den, dem die Vorbereitungen galten. Er biß die Zähne zusammen, trotzig. Man sollte ihm nur was ins Gesicht sagen! Das tat freilich keiner, weil man in dem so harmlos herumstehenden Touristen den Antichrist nicht erkannte. Und zu erkennen gegeben hat er sich just auch nicht.

Jetzt zogen die Männer ihre Hüte vom Kopf. Über den Platz her kamen drei Priester im schwarzen Talare. Der kleine in der Mitte — ah, das war er ja. Noch erklecklich groß sah er aus in der langen, geradlinig niederwallenden Soutane. Der Doktor wollte sich unter der Menge verlieren, aber das war zu spät, er konnte schon gesehen worden sein. Den Flüchtling wollte er nicht spielen. Der Primiziant hatte in dem braungewandeten Touristen wirklich gleich den Jugendfreund erkannt, wollte aber hier nichts merken lassen. Jeder der beiden glaubte schon, sie kämen jetzt aneinander vorüber, da flogen zwei unbewachte Blicke zusammen — ganz fest aufeinander. Nun blieben sie stehen und grüßten sich.

„Also doch gekommen!" sagte der Primiziant, dem Doktor flüchtig die Hand reichend, „wir sehen uns ja morgen." Ein ängstlicher, fast bittender Blick aus dem guten Auge des Kleinen und sie waren an einander vorüber. Der Primiziant hatte es seinen Begleitern nicht merken lassen, wen er gegrüßt. In sich bereute er es schmerzlich diesen Menschen zu seinem Ehrentage geladen zu haben, dessen angekündigte Vorlesung er wie einen offenen Angriff fühlen mußte. Dann dachte er doch wieder: Nein das tut mir Hans nicht an, so ist er nicht. Die heiligen Offenbarungen der Naturgeschichte! Muß

denn das gerade gegen den christlichen Glauben gehen? — So daher kommen und die Leute verwirren und mir mein einziges Fest auf Erden zerstören wollen? Nein, das tut er nicht!

Doktor Schmied ging auf sein Zimmer und schrieb rasch einige Zeilen nach Prestein im Unterschatt, wo er Gesinnungsgenossen wußte und mehrere Korpsbrüder auf Ferien. Sie möchten am Montag vollzählig erscheinen und die Ziegenheimer nicht vergessen, falls nach dem Vortrag ein Steckenspielchen beliebt würde. An fortschrittliche Blätter der Hauptstadt sandte er die Depesche: „Der Vortrag in Stahlhöfen verspricht glänzend zu werden. Im Interesse der guten Sache zahlreichster Besuch dringend erwünscht."

Das Wetter war prächtig. Ein grollendes Gewitter das eine Weile fern über dem Langen Grat gestanden hatte sich verzogen. Die untergehende Sonne goldete das Almgebirge im Osten. Als es dunkelte, begannen die Leute brennende Kerzen in die Fenster zu stellen. Auch der Fuchswirt beleuchtete. Es täte ihm leid um die neuen Spiegelscheiben, wenn sie gesteinigt würden. Auf den Höhen begannen Feuer zu lodern und als es ganz finster geworden war, sah man an den Berghängen manch feurig Zeichen. Kreuze, die Schlüssel Petris, die Buchstaben H. S. Und dort auf der Hochlehne leuchtete etwas, das — wenn es einen Bischofshut vorstellen wollte, einigermaßen mißlungen war. Über mehreren Hügeln der Umgebung knallten Böller und stiegen Raketen auf. Dann hörte man es schon! Die „türkische Musik" mit Blechinstrumenten, Klarinetten, Trommeln und Klirrscheiben. Das

schmetterte und funkelte unter den qualmenden Pechfackeln nur so heran durch die Gasse, über den Platz und dem Pfarrhof zu, wo der Marsch verstummte. Ein Männerchor sang die „Ehre Gottes". Von einem Fenster herab dankte eine scharfe, dünne Stimme, es war aber nicht die des kleinen Hans. Der — solcher Huldigungen ungeschickt — hielt sich im Hintergrunde, am liebsten in der Nähe seiner alten Eltern auf, die an diesen Tagen selig wie im Himmel waren.

Am andern Morgen, als es zu tagen begann, läuteten die Glocken des alten Kirchturms den „Englischen Gruß". Das erinnerte unseren Doktor an jenes Aveläuten zu Altenkirch, das so sonderbar den Jahrmarktstag unterbrochen und Anlaß zu Meinungsverschiedenheiten mit dem Theologen gegeben hatte. Heute löste dieses Läuten Böllerschüsse los, die ganz Stahlhöfen aus dem Schlaf knallten. Auf dem weiten Kirchplatz mittendurch war über Nacht eine Allee von grünenden Birken und Lärchen gewachsen. Der Fahnen waren noch mehr geworden und vom Turm herab wehte feierlich in der Morgenluft eine weißrote Flagge. In den Gassen waren Krämerbuden aufgeschlagen und zu allen Scharten des großen Dorfes kamen ländlich geputzte Menschen, anfangs zu einzeln, dann in Gruppen, endlich in hellen Scharen, darunter Steirerwägelchen, in welchen altgesessene Freibauern mit ihren Weibern saßen, die Männer mit der Silberknopfreihe über der Brust herab, die Frauen mit schwarzseidenen Kopftüchern, deren Enden rückwärts wie schwarze Flügel im Winde flatterten.

Nun war der große Platz ein dunkler See von

Menſchenköpfen geworden. Ein dumpfgrollender, wogender, ſchwarzer See. Die Turmglocken läuteten faſt ununterbrochen, einmal die eine, einmal die andere, dann wieder alle zuſammen. Die Prieſter — aus den Pfarreien weitum zuſammengekommen — laſen an den fünf Altaren der Kirche ihre Meſſen. Manchmal klang ein Orgelton herab und zu den offenen Fenſtern herein in Doktor Schmieds Zimmer. Der Doktor beobachtete, mit ſeinem Seſſel etwas in den Hintergrund gerückt, vom Fenſter aus, was nun zu werden begann. Die Sonne ſtand auf der halben Höhe des Himmels, als weißrot bebänderte Ordner durch den bewegten See eine Gaſſe zu bauen ſuchten. Und auf dieſer Gaſſe kam es heran. Unter wehenden Kirchenfahnen, unter den Klängen der Dorfkapelle — die Prieſterſchaft. Der Doktor zählte zweiundzwanzig Geiſtliche, teils im weißen Chorrock, teils in Veſpermänteln und großem Ornat. Vom reichbekränzten Elternhauſe des Primizianten kamen ſie herauf, wo ſie ihn geholt hatten. Nun ſchritt er mitten unter ihnen, zwiſchen den goldfunkelnden Gewändern der Prälaten, in weißer Pfaid mit der breiten, buntſchillernden Stola und auf dem Haupte eine Krone von Roſen. Der kleine Hans hatte heute nicht ganz ſein rundes, friſches Geſicht, es war um ein weniges ſchmäler und bläſſer. Mit gefalteten Händen, das belaſtete Haupt geneigt, ſo ſchritt er feierlich zwiſchen den weißhaarigen Prieſtern einher. Da war es dem Doktor jählings, er müſſe aufſchreien vor Schmerz: Daß dieſer junge, liebe Menſch verloren war? — oder — daß es nicht e r war, der da heranzog wie ein König! . . . . .

Hinter dem Primizianten gingen im sauberen, altbäuerlichen Gewande die Eltern; die Mutter weinte glückselig vor sich hin; der Vater schritt mühselig, sich auf einen Stock stützend, an dem ein Rosenkranz pendelte. Dann kamen die Verwandten, Freunde, Schulkameraden und weitere Bekannten. Hier hätte Doktor Schmied hineingehört. Ein Kirchendiener hatte ihm noch gestern Abend die Festordnung gebracht, mit der Anweisung seines Platzes beim Einzug und in der Kirche und auch die Einladung zur Festtafel im Pfarrhofe — Nein, das wäre über seine Kraft gegangen. Dieses Mitgehen mit dem bigotten Bauerntroß konnte er sich nicht zumuten. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, den „Pfaffenzug" gar nicht anzuschauen. Jetzt saß er doch am Fenster und blickte unabgewendet hinaus. Mit aller Spannung verfolgte er den Zug, der unter dem feierlich singenden Geläute aller Glocken langsam die Stufen hinanstieg zum Kirchentor, über dem die Worte standen: „Gegrüßt sei, der da kommt im Namen des Herrn!"

Und dem Priesterzuge folgte die Menge nach, drängend, unter sich kämpfend um den Eingang, um den Platz in der Kirche. Das ganze dunkle Meer wogte da hinein und als der weite Dorfplatz leer war, wunderte sich der Doktor, daß diese Kirche die Tausende zu fassen vermag Und da merkte er — es zog ihn mit. Es zog ihn mit wie der Strudel einer Flut, auf dem ein Stück Holz eine Weile in tanzendem Spiele wiegt, immer engere Kreise zieht und plötzlich in den Tiefen verschwindet.

Er ging hinauf zur Kirche, aber es war zu spät. Das Tor war festgepfropft. Im Eingange an der Mauer

ſtand ein mit Eiſenbändern beſchlagener Opferſtock. Den erkämpfte er, den beſtieg er und von dem aus ſah er über die Köpfe hinweg bis zum Hochaltar, der mit Lichtern und Blumen überſäet war. Dort war der Prieſterzug angekommen, dort zerteilte er ſich nach zwei Seiten. Der Primiziant aber, jetzt im durchgoldeten Ornat, ſtieg geradeaus die Stufen des Altares empor um die Meſſe zu leſen. Die erſte Meſſe! — Nach dem Evangelium erſchien auf der Kanzel ein Prieſter mit lebhaften Bewegungen und Mienen und hielt die Anſprache, die lautlos, doch unter vereinzeltem Räuſpern und Schluchzen vernommen wurde. — Daß wohl ſeit hunderten von Jahren, ſagte der Redner, in der Pfarre Stahlhöfen ein ſo bedeutungsvoller Tag nicht geweſen ſei wie der heutige unter beſonderem Segen des Herrn. Wie das heilige Haus zu Loretto, ſo verehrungswürdig ſei das ſchlichte Bauernhaus, aus dem er hervorgegangen, er, der von nun an als Stellvertreter Gottes wandeln und wirken werde. Durch die Prieſterweihe ſeien ihm die Schlüſſel des Himmels gegeben worden und was er auf Erden beſchließen werde, das werde auch im Himmel beſchloſſen ſein. Heilig, dreimal heilig, ſingen die Engel vor dem; in Ehrfurcht liegen die Heiligen, ja ſogar die ſeligſte Jungfrau vor dem, der Jeſu gleichſam täglich neu erſchaffe bei der heiligen Meſſe.

Bei dieſen Worten ging dem Doktor auf ſeinem Opferſtock ein Schauern der Verblüffung durch die Nerven. Er ſtellte ſich auf die Zehen, um hinzuſchauen, ob der kleine Hans noch am Altar ſtehe, ob er nicht in die Erde verſunken ſei, vor Scham. — Statt deſſen ſah er, wie ſie

nach der Meſſe dem Primizianten wieder die hohe, ſchimmernde Krone auf die braunen Locken ſetzten. Friſche Weihrauchwolken ſtiegen auf und verſchleierten halb die unzähligen Kerzenflämmchen und die Orgel ſang, vereint mit der ganzen Gemeinde, aus vollſten Lungen das Jubellied: Te deum laudamus! — Da war es dem Doktor: Gift! Süßes Gift! Hinaus in die friſche Luft! —

Und als er draußen ſtand, einſam in der freien Weite, da wollte es ihn wieder zurückziehen. Zurück zu dieſer ſinnberaubenden Herrlichkeit, zu ſeinem kleinen Hans. Wie, wenn er an deſſen Statt ſelber ſtünde dort auf hohen Stufen, um vom Volke angebetet zu werden?! —

Nein — haſtig ſchritt er über die Felder hin, dem Walde zu, und begann zu fluchen über die Gewalt und die Gefährlichkeit dieſes Feindes.

Der kleine Tag des großen Hans.

Gegen Abend desſelben Tages ſaß Doktor Hans Schmied in ſeinem Zimmer und ſah noch einmal die Blätter durch, aus denen er morgen vortragen ſollte. Er ſtrich einige Sätze. Solche, die allzuſcharf gegen Pfaffen und Kirchentum losbrachen.

Da erſchien der Primiziant. Noch erhitzt und erregt von dem ungewohnten Wein der Feſttafel, von den Tiſchreden und allen anderen Ehrungen, die ſich über ihn entladen hatten. Seine Stimmung war eine in höchſten Vollklängen zitternde.

„Es hätte mich gefreut, Hans, wenn du bei uns — bei mir geweſen wäreſt. Mir am Tiſche gegenüber, daß ich an dir — wie ſoll ich nur ſagen — meine Jugendzeit hätte anſchauen können."

„Na, ich glaub' dir's, Junge, daß dir unheimlich geworden iſt — in ſolcher Geſellſchaft."

„Oh, ſo nicht, ſo gewiß nicht. Ich kann dir mein Glück nicht ausdrücken. Es kann auf dieſer Erde keinen himmliſcheren Tag geben . . ."

„Na, dann iſt es ja recht," ſagte der Doktor kalt, ſich in ſeinen Seſſel zurücklehnend.

Der junge Prieſter ſaß beſcheiden vor ihm, holte einen tiefen Atemzug aus der Bruſt und dann redete er etwas.

„Du haſt ja auch jetzt dein Ziel erreicht, Hans. Du wirſt nicht minder gut für deinen Beruf taugen. Ich wünſche dir alles Glück. — Heute hab' ich dich nur um etwas bitten wollen und deshalb bin ich zu dir gekommen."

Der Große blickte auf. Dieſem kleinen Bittenden gegenüber fühlte er ſich wieder ſehr als der Große. „Was willſt denn?"

„Ich bitte dich, ſage den morgigen Vortrag ab."

„Was? Den morgigen Vortrag ſoll ich abſagen? Fürchteſt du dich davor?"

„Fürchten nicht. Ich weiß ja längſt, was du zu ſagen haſt. Deine Gedanken ſind mir nicht neu und mir nicht gefährlich, das glaube mir. Ich habe alles überdacht. Ich habe ſchon auch meine ſchlimmen Zeiten gehabt, Freund. Nun bin ich darüber hinaus, wie du einmal darüber hinaus ſein wirſt."

„Meinſt du? — Na, dich haben ſie gründlich."

„Ich kenne deine Geſinnung. Auf jenen Brief von der Mühle wirſt du wohl keine Antwort erwartet haben."

„Weißt, Kleiner," ſagte der Große und rückte ungeduldig auf ſeinem Sitz, „über ſolche Sachen mag ich mich mit dir nicht mehr einlaſſen."

„Auch ich möchte dich nicht ſtören, Hans. Aber ſchau, jetzt iſt es meine Pflicht geworden, zu ſprechen. — Du haſt einen Vortrag über Naturoffenbarungen angekündigt. Warum denn nicht? Das wäre nichts Schlimmes. Aber, mein Lieber, das iſt nur ein Vorwand, der Kirche eins zu verſetzen. Kritiſieren möchteſt ſie ja und Kritik verträgt ſie auch. Ich will nicht unter allen Umſtänden

sagen, daß sie keiner bedarf. Aber morgen wirst du ja nicht zur Kirche und zu ihren Lenkern sprechen; die vor dir sitzen sollen, sind einfache Bauersleute, die wirklich — und das ist keine Phrase, lieber Hans — keinen anderen Seelentrost haben, als den Glauben."

„Den sollen sie ja haben, meinetwegen," sagte der Doktor.

„Du wirst, wenn du morgen von den Offenbarungen der Natur sprichst, die Offenbarungen Gottes angreifen, das Christentum. Die Natur läßt das Christentum recht gut bestehen und auch umgekehrt. Aber Ihr seid einmal so. Ihr habt immer Angst, die Kirche könnte Euch die weltliche Macht aus den Händen winden und den Fortschritt unmöglich machen. Dann muß freilich auch die Kirche trachten zur Macht zu kommen, um sich und das Christentum vor solchen Feinden zu schützen. Möchtet Ihr doch einmal näher herschauen, ob es denn die Kirche gar so arg treibt gegen den Fortschritt! Tut sie außer ihrer Theologie nicht überall mit? Freilich, ihre uralten Satzungen hat sie, die nicht abgeändert werden können. Die ließe sie vielleicht still in ihrem Dunkel liegen, wenn sie auf Eure Angriffe nicht immer gezwungen wäre, sie zu verteidigen. — Sind wir Geistliche denn nicht auch Kinder unserer Zeit? Glaube mir, Hans, es gibt viele unter uns, die bestrebt sind, die Mißbräuche und Weltlichkeiten der Kirche abzuschaffen und sie unserem geistigen Leben, unseren sittlichen Idealen anzupassen. Aber schau, wie können diese stillen Reformer was ausrichten, wenn sie vor sich die Starrheit der Kirche haben und hinter sich Euch als Feinde! Wie können sie für den Fortschritt wirken, wenn der sie immer bekämpft! — Wenn eine

Reform der Kirche möglich ist, so wird sie von keiner Seite kommen, als von der Geistlichkeit selber, vielleicht gerade von der niederen Geistlichkeit. Die brennt danach mehr, als Ihr glaubt! Die Hand solltet Ihr diesen bieten, anstatt sie immer im Volke zu diskreditieren. Wie Ihr es treibt, ist es kein Wunder, wenn mancher Kaplan — die brutale Gegenwart fliehend — umschlägt und Fanatiker des Mittelalters wird."

Einen Augenblick Schweigen. Dann sagte der Doktor: „Du machst insofern eine Ausnahme, als du mit dem Fanatismus noch vor der Befeindung — wie du sagst — angefangen hast."

„Aber Hans, schau, bin denn ich fanatisch? Wenn ich meine Pflicht tue, wenn ich dir ohnehin sage, daß auch in unsereinem Konflikte sind. — Sprich mit mir, sprich mit der Geistlichkeit, wenn du gegen uns und das Christentum was zu sagen hast. Aber hier vor dem Landvolke wäre dein Vortrag ein Verwirren, ein Verderben. Ich bitte dich, sag' ihn ab!"

Jetzt zuckte der Doktor einmal die Achseln. Er war verblüfft über die Leidenschaft, mit der dieser neugebackene Kaplan ihm den Vortrag verbieten wollte.

„Mein alter, lieber Freund," sagte der Geistliche und wollte seine Hand ergreifen. „Bleibe einige Tage hier. Schau dir erst diese Landleute ein bissel an. Gehen wir miteinander in der Gegend umher, machen wir eine Alpenpartie. Wir sind uns ja noch den Langstein und die Drei Augen schuldig. In dieser Woche hätte ich noch Zeit. Nur das mit dem Vortrag laß gut sein. Du hebst keine Ehr' damit auf, ich sag' dir's."

„Natürlich, dir ſteckt heute nur die Ehr' im Kopfe."

„Wenn du wüßteſt, was die Leute ſchon heute reden von morgen!"

„Oh, ich weiß es und weiß auch, wer ſie aufgehetzt hat!"

„Kein Wort iſt von der Geiſtlichkeit über den Vortrag geſprochen worden zu den Leuten, das kann ich dir ſchwören. Aber wenn es ſein müßte . . ."

„Ich kann mir's denken. Du wirſt es kaum erwarten können, der Schlange den Kopf zu zertreten. Sage was du willſt, ſchrei zu von deiner Kanzel, ich habe die meine — und die hört man etwas weiter —. Nein, Hanſel, den Vortrag werde ich halten und Ihr Pfaffen ſollt dabei nicht zu kurz kommen."

Sie ſtanden auf und reichten ſich nicht mehr die Hand. Die beiden Hans Schmiede, die Jugendfreunde — ſo gingen ſie auseinander.

Als der Doktor wieder allein war, nahm er in ſeine Vortragsſchrift die früher ausgeſtrichenen Sätze wieder auf. Sie ſollen geſagt werden.

Es folgte eine ungute Nacht. Der Große ſagte mehrmals pfui, und zwar zu ſich ſelber. Es war ſo ganz und gar nicht freundſchaftlich, wie er ſich gegen den kleinen Hans benommen hatte. Am Ende iſt's ja doch ſeine Überzeugung! dachte er. Aber zum Teufel, dann ſoll er auch einem Andern die ſeine laſſen. Wenn da Einer daherkommt und mich veranlaſſen will nach pfäffiſchem Muſter die Wahrheit zu entſtellen oder zu verſchweigen vor denen, die ſie ſo notwendig brauchten, dann hört der

Spaß auf! — Jammerſchade um den Kleinen! Jetzt will er den Hans im Glücke ſpielen; wollen ſehen, welcher der beiden Schmiede ſein Schickſal beſſer ſchmiedet! Der Brave, der er immer war! Na, warten wir's ab. Er, der nie Flegeljahre gehabt hat, kann nicht ſagen, ſie ſind vorüber. Er wird an den ſeinen zurückgehaltenen, faul gewordenen, ſein Lebtag laborieren. Armer Kerl! Ein bißchen wird man den Vortrag am Ende doch mildern können . . . Wie weit der Doktor ſolcherlei ſpringende Gedanken noch dahingeſponnen hat vor dem Einſchlafen, das wußte er am nächſten Morgen nicht mehr.

Gleich nach der ſorgfältigen Toilette mußte er das Zimmer verlaſſen, weil es zum Hörſaal hergerichtet werden ſollte. Der Wirt ſchloß ihm ein anderes auf, in welchem es nach Leuten roch, die früher einmal dort übernachtet hatten. So ſchlenderte er, während es gelüftet wurde, im Dorfe herum und beobachtete das Volk. Von Manchem war er jetzt ſchon gekannt, aber ſie kümmerten ſich nicht um ihn. Dann, als geläutet wurde, meinte er, das Innere der Kirche und die Bigotterie dieſes Volkes könne er ſich aus Langeweile doch anſehen. Er gewann einen Stehplatz hinter einer runden Säule. Die Kirche füllte ſich wieder bis zum Erdrücktwerden. Mehr als Einen hörte er ächzen, dem chriſtliche Nachbarn zu arg den Leib preßten. Der junge Prieſter hielt ſeine erſte Predigt. Ein weißer Chorrock, deſſen Ärmel ihm zu lang und zu weit waren, ſo daß er ſie während des Sprechens mit den Händen immer gegenſeitig zurückſchieben mußte; eine goldverbrämte Stola mit eingeſtickten Seidenroſen und ein ſchwarzes, dreieckiges Barett, das er bei jedem heiligen

Namen vom Haupte hob — das waren nun die Merkmale des Geistes, den er verkünden wird.

Leise und befangen hatte er begonnen zu sprechen, allmählich wurde er geläufiger und wärmer, aber in eine Begeisterung kam er nicht. Der Gegenstand war, dem Festtage entsprechend, die Himmelfahrt Mariens. Kurz erzählte er den Lebensgang der Mutter des Herrn, „soviel wir," wie er sagte, „aus dem Evangelium von ihr wissen." Von der Himmelfahrt sagte er nichts anderes, als daß Maria in den Himmel aufgenommen worden sei, sowie alle, die gut sind und vom Herzen gut sein wollen, in den Himmel kommen werden. Dann verbreitete er sich ein wenig über die Herzensgüte, die vor Gottes Augen mehr gelte, als alle Macht und alle Wahrheit und Weisheit der Erde. Die lieben Pfarrgenossen, so schloß er, hätten ihm in diesen Tagen so viel Liebe und Güte erwiesen, daß er zu Dank ihnen nichts Besseres zurückwünschen könne, als Jedem die Bewahrung des gütigen Herzens.

Dann betete er das Vaterunser.

Nun, das wäre harmlos gewesen, dachte der Doktor.

Bevor der Prediger die Kanzel verließ, stand' er noch ein wenig da, schob wieder die weißen Ärmlinge zurück, schaute verlegen über die Köpfe hin und es war, als ob er noch etwas sagen wolle, aber nicht recht wisse, wie es am besten vorzubringen sei.

„Noch ein Wort, meine Pfarr- und Heimatsgenossen, möchte ich jetzt sagen. In unserem Dorf soll heute nachmittags von einem Redner des Vereines ‚Fortschritt' ein Vortrag gehalten werden. Wie ich Euch kenne, glaube

ich kaum, daß einer von Euch hingehen wird, denn der Vortrag findet gerade während des Nachmittagsgottesdienstes statt. Schon aus diesem Umstande könnt Ihr beiläufig erraten, was Euch dort im Wirtshause gesagt werden möchte. Ob es heute sei oder morgen oder wann immer, ich bitte Euch, bewahrt den heiligen Glauben und flieht jede Gefahr, die Euch dieses höchsten Gutes berauben könnte. Friede sei mit Euch, Amen."

Ein hohles Dröhnen ging nach diesen Worten durch die Kirche; ein Fremder konnte es nicht unterscheiden, ob es Beifall oder Murren sei — oder beides zugleich. Der Große schob sich zwischen der Menge durch dem Ausgang zu.

Gegen Mittag belebte sich die große Gaststube des „Roten Fuchsen". Bauern, Holzer, Fuhrleute, Halter, die sonst — wie der Wirt bemerkte — nie hier zu sehen waren, besetzten die Tische und bestellten Most oder Bier. Ganz laut, lebhafter als sonst Bauernart ist, besprachen sie das Tagesereignis, das sich auf der Kanzel angekündet hatte und im Wirtshaus zutragen würde.

„Viel z' gualmüatig hat er's g'sagt, der geistlich' Herr. Wo da oaner daherg'lauf'n kimt, dem geistlich'n Herrn sein' bluatoagenen Nam' wegstiehlt, daß er damit Lug und G'spött treib'n kann. Und damit noh den jungen Herrn beschimpft und unsern heilig'n Glaub'n! — Ja, da muaß ma ja zuagreif'n!"

„Freilih, freilih, zuagreif'n. Wahr is's. Zuagreif'n!" So Andere.

Ein bärenwilder Waldteufel im zerfransten Lodengewand, das einen stickenden Modergeruch ausmürfelte,

der tat ſich jetzt auseinander: „Leut'! Wenn der geiſtlich' Herr ah g'ſagt hat, zur lutheriſch'n Predigt ſull'n mir nit geh'n. Dasmal ſulg'n mir eahm nit. Mir geh'n doh! Und all geh'n mir, all miteinand."

„Ih nit, ih. Dem Stadtſaggra mag ih nit zuahör'n!"

„Wer nit zuahör'n mag, ſull halt zuaſchlag'n!" rief der Waldteufel.

„Wird uns nix anders übrig bleib'n."

„Leicht ſagt's eahm's Oaner, daß er's doh noh ſein laßt. Ma kann nit wiſſ'n. 's kunt a grausliche G'ſchicht wern!"

So war heute die Unterhaltung der Bauern im Wirtshaus.

Doktor Schmied war auf der Gaſſe, um ankommende Geſinnungsgenoſſen zu begrüßen. Ein paar Ausſchußmitglieder des Vereines kamen zu Wagen; ein Schock Studenten aus Preſtein kollerte auf einem großen Leiterwagen daher, den ſie mit Reiſig ausgeſchmückt hatten. Etliche Jungbauern, ein Lehrer und ein Reichsratsabgeordneter aus der Umgebung erſchienen. Sie brachten einen ſchwungvollen Mut mit ſich. Die meiſten wußten es ſchon, daß der junge Kaplan auf der Kanzel gehetzt habe. Die einen erzählten, daß er den Leuten den Vortrag verboten, die anderen, daß er ihnen befohlen hätte, den Vortrag wohlbewaffnet zu beſuchen. Es würde etwas ſetzen! — So kamen auch die Fortſchrittler nicht ganz leerer Hand und mancher, der den Knüttel nicht in der Hand trug, hatte Schlimmeres in der Taſche. Der Reichsratsabgeordnete mahnte zur Klugheit, vor allem den Schein des

Angriffs zu vermeiden, lieber — setzte er zwinkernd bei — die Gegner unauffällig zu reizen, dann aber ausgiebig zu zeigen, wer der Herr im Lande ist. Der Vortrag selbst über die heiligen Offenbarungen der Natur war schier vergessen, man gab sich nur noch mit taktischen Dingen ab und die Kampflust beiderseits schwoll von Minute zu Minute. Als die Fremden sich in unterschiedlichen Wirtsschenken, da ja der „Fuchs" voll Bauern war, gestärkt hatten, gingen sie zerteilt und lässig, als ob sie nur aus Langeweile herumtrotteten, zum „Roten Fuchsen". Im Gartenhause hatten einige mit dem Wirte Konferenz. Er habe einstweilen den Saal geschlossen gehalten, rate aber, ihn nur gleich zu besetzen, ehe es die Bauern täten. Das geschah. Durch eine Hintertür erreichten sie die Treppe. Ein paar ulkige Studenten lehnten eine Heuleiter ans Fenster, um nötigenfalls von dieser Seite aus in den Saal zu kommen. Im Gastzimmer war es fast ruhig geworden. Der Wirt schoß ratlos umher und spähte immer nach den „drei Mannln" aus, die ihm der Bezirkshauptmann versprochen. Kein einziges war zu sehen. Sein bester Schutz, merkte er, sei die Höflichkeit nach beiden Seiten. Mit heiterer Miene, aber doch mehr an die schönen Möbel denkend, als an die „lieben Leute", suchte er überall zu schlichten, mit spaßhaften Reden zu beruhigen. Als die Bauern die Treppe hinanpolterten, um in den Saal zu dringen, war der dicht besetzt und forsche Studenten wehrten lachend den Eingang; es sei leider nicht ein einziger Platz mehr frei.

„Geh'n mr derweil z'ruck!" kommandierte der lodene Waldteufel. „Schlauer san se; wenn mir nit stärker san . . .!"

Vor dem Hauſe hatte ſich das ganze Dorf zuſammengerottet; die Leute waren aufgereizt und der Unruhe ihrer Arme war die Tatenluſt anzumerken. Mancherlei ſcharfes Werkzeug blinkte in der Sonne, anderes war noch verborgen. Aber kein Lärm mehr, unheimlich ſtill wirbelte das Volk hin und her. Der Kriegsrat hatte zwei Pläne: Erſtürmung oder Belagerung.

„Was, Dummheit'n, Belagerung!“ rief der Waldteufel, „da kinna ma drei Woch'n lang umasteh'n und derweil werns uns ſtinkad, da drinna. Das is nix. Auffisteig'n tuan mr, Tür oder Fenſter eini, wo a Loch is. Seids froh, Lappn, daß ma ſ' hab'n in der Mausfalln!“

Da begannen ſie lange Leitern herbeizuſchleppen und einer ſtand ſchon hoch oben auf der einen, ſo die Studenten hatten angelehnt. Ein Vorſichtiger band ſich auf den Kopf eine breite Zinnſchüſſel als Schild, falls die oben Seſſel und Ofenſtücke herabwerfen ſollten auf die Stürmer. Ein halberwachſener Burſche hielt es für den feinſten Einfall, unter dem Schindeldach des Hinterhauſes ein Streichhölzchen anzubrennen; dem ſchlug ein Bauer die kleine Feuersbrunſt noch rechtzeitig aus der Hand.

Im Pfarrhofe ſchlugen die Weiber Lärm und wie der kleine Hans ſah, welch ein Aufruhr um den „Roten Fuchſen“ war, eilte er ſchwer erſchrocken hinab und unter die Leute.

„Was treibt Ihr denn?“ rief er. Das war keine Predigerſtimme, das war ein Schrei der Entrüſtung: „Hab' ich Euch nicht gebeten zu fliehen? Und Ihr lauft da zuſammen und treibt dumme Sachen. Was wollt Ihr

denn? Was geh'n Euch denn die Fremden an? Die sind unter sich und tun Euch nichts."

„Aber dem geistlich'n Herrn tat'n s' gern was tuan!" schrie einer aus der Rotte. „Sein' heilig'n Tag möchtns' eahm verderb'n!"

„Mir, den heiligen Tag? Wer? Die da drinnen?" rief der junge Priester. „Ihr seid es, die mir meinen heiligen Tag verderben und dahier Luderei treiben, derweil die Glocken schon zum Segen läuten. Auseinander geht! Ich befehl' es Euch!"

„Na, na, Herr!" kreischte der Waldbär. „Mir wölln justamal den Antichrist predig'n hörn, da drinna. Bis er derstickt. Sull Ihna ja recht sein, wenn mr eahms' Maul verkeil'n, nit?"

Da sprang der kleine Kaplan auf die Holzbank, die vor dem Wirtshause stand und mit schmetternder Stimme, wie sie noch keiner an ihm gehört, rief er glühend vor Zorn: „Auseiander! In die Kirche hinein! Ihr seid doch ein schlechtes Gesindel!" Seine Stimme überschlug sich und gixte.

Jetzt lachte alles und ein paar verwegene Kerle kletterten hinan gegen die Fenster, hinter denen bewaffnete Arme auf die Eindringlinge warteten.

Dem kleinen Hans war ums Weinen. Die Hände faltete er jetzt: „Ich bitt Euch, mir zu lieb! Ich hab' doch gemeint, Stahlhöfner, Ihr hättet mich ein wenig lieb. Ich bitt Euch, kümmert Euch nicht um die da oben, haltet Frieden und geht zum lieben Herrgott in die Kirche oder hinaus aufs freie Feld, wo im schönen, reifen Korn der Segen Gottes ist. Heimatsleute, ich bitte Euch!"

Gleichsam als ob auch die Kirchenglocken ihr Bitten mit den seinen vereinigen wollten, so huben sie jetzt an, ihr feierliches Quartett zu singen und die Gemeinde zum Gottesdienst zu laden. Da ließen ihrer etliche ab. Sachte begannen die raufluſtigen Gesellen sich zu zerstreuen. Nur der Waldkerl stand noch da mitten in einer kleinen herlebigen Gruppe. Zu diesem ging der junge Kaplan, klopfte ihm auf die Achsel: „He, Barthel, was willst denn du?“

„'n Antichrist'n außistaub'n, geistli' Herr!“

„So! Du! Du willst den Antichrist vertreiben! Du bist ja selber einer! Das ganze Jahr — Sonntag für Sonntag — hockst du oben in deiner Waldhütte bei den zwei Weibern. Weiß Gott, seit wann du inwendig keine Kirche mehr gesehen hast. Und heute willst du den heiligen Glauben retten?! — Barthel, geh heim!“

Der Waldbär knurrte ein wenig, wollte dem Theologen, der wie ein Junge vor ihm stand, mit trotzigen Glotzaugen in den Erdboden glurren. Aber vor dem ernsten Blick des geistlichen Herrn fing er zu zwinkern an, als ob ihm eine Mücke unter das Lid gekommen wäre — und dann machte er sich davon.

Mitterweile hatte Doktor Schmied im Saale seinen Vortrag gehalten — im Familienkreise von Gesinnungsgenossen, die alles, was er sagte, längst schon auswendig wußten. Seine Rede — soweit sie nicht vom Straßentumult gestört war — ging von der Abstammungslehre Darwins aus, verbreitete sie über die natürliche Zuchtwahl und endete mit dem Herrenmenschen Nietzsche's. Aus dem Dorfe Stahlhöfen war ein einziger Zuhörer im

Zimmer, der andächtig, wie in der Kirche daſaß. Ein Ochſenknecht. Der erzählte nachher daheim, ſo was arg Sündhaftes wäre es doch nicht geweſen. Von den Wahlen und von der Viehzucht habe der Herr geredet, aber ſo hochdeutſch, daß man ſich nichts Rechtes habe herausnehmen können. — Die übrigen Zuhörer äußerten ſich ſehr befriedigt, daß alles doch noch ſo gut abgelaufen war. Dem großen Doktor Hans Schmied war etwas laufig zumute und er machte ſeine Stadtgenoſſen beizeiten aufmerkſam, daß es bis zur Eiſenbahn nicht kürzer als drei Stunden ſei. Ein Teil der Geſellſchaft aber war nicht für den Fortſchritt diesmal, vielmehr einſtweilen für das Dableiben. Denn man hatte Bierdurſt. Beim Törtlwirt im Baumgarten entwickelte ſich ein regelmäßiger Kommers mit Studentenliedern und nationalen Geſängen.

Draußen im Buchenwäldchen erging ſich der junge Prieſter. Nach dem Feſtgepränge wollte er wieder einmal der kleine Hans ſein. Wie war dieſer Waldfrieden ſüß! — Ein Stunde lang träumte er und plötzlich war es ihm bewußt, das erſte Mal bewußt, was jetzt aus ihm geworden. Im Trubel der Tage hatte er es nicht ſo empfunden, jetzt ſah er es auf einmal, wie hoch und hart und ſchmal der Weg iſt, den er nun gehen muß im völligen Verzichten auf die weltlichen Freuden und Ziele. — Vom Baumgarten herüber klang ein Lied: „Frei iſt der Burſch!“ — Ein- oder zweimal hatte der kleine Hans auch ſo mitgeſungen vor Jahren, ein- oder zweimal, nicht öfter. Sehnſüchtig horchte er hin. — Dann ſtieg „Der Gott, der Eiſen wachſen ließ!“ — Der kleine Hans lauſchte; da kam ihm zu Sinn, wie es doch eigentlich

vergebens iſt, Frieden zu predigen in dieſer zum Kampf geborenen und freudig zum Kampf bereiten und nur durch ihn lebenden Menſchheit. Was will man ihnen immer Frieden aufdrängen, wenn ſie im Kampfe die liebſte und notwendigſte Betätigung ihres Daſeins finden? — Sind ſie müde des Kampfes, dann kommt der Friede von ſelbſt — Drüben ſchallte: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ Und nun wurde er traurig. Während der lauten, prieſterlichen Ehrungen dieſer Tage, während der Biſchof ihn geſalbt hatte damals, während der Probſt ihm nun die Primiziantenkrone auf das junge Haupt ſetzte, war unter ſeinen Füßen der deutſche Heimatboden entſchwunden. Sein neues Vaterland war die römiſch-katholiſche Kirche.

Es kam die Abenddämmerung. Der kleine Hans ging langſam in das Wieſental hinab, wo ein Mühlfloß rauſchte auf das Rad, das Feiertagsruhe hielt. Es muß ganz ruhig und feſt ſtehen bleiben, dieſes Rad, weil es durch einen ſtarken Hebelbalken gehemmt iſt, und das ſchwere Waſſer ſtürzt immer wieder auf ſeine Dauben und drängt es und drängt es vorwärts. Es ſoll laufen und kann nicht, es möchte laufen und darf nicht. — Aber — und ſo beruhigte ſich der junge Prieſter wieder — was will alles vorwärts drängen und laufen, es geht ja doch nur immer im Kreiſe herum . . . . .“

Als er neben dem Bache dahinging auf dem Wieſenwege, fand er einen Betrunkenen, der im Graſe lag. Hans beugte ſich nieder, um ihn aufzurichten. Der Waldbär war's.

„Barthel!“ ſagte der Prieſter, „was biſt denn du für ein Sauſtall! Haſt denn du alle Todſünden in dir?“

„Tuat der geiſtlih Herr ſcho wieder greinen“, ſtot-

terte der Halbbetäubte, „wo ih mir eh weg'n Seiner Ein' hab an'trunk'n."

„Wegen meiner?"

„Weil der geiſtlih' Herr mih ſo z'Schand'n g'macht hat vor'n Leut'n."

„Iſt dir das ſo zu Herzen gegangen?"

„Alls vans is 's mir nit g'weſt."

„Schau, das freut mich, Pechgraber, das iſt ein Zeichen, daß in dir doch noch wo ein braves Fleckel iſt. — Geh, Barthel, los, was ich dir jetzt im Guten ſage. Schicke die zwei Flitſchen fort und nimm dein gutes Weib wieder zu dir. Schau, ſie tut ſich ſo hart allein und hat dich alleweil noch gern, ich weiß es. Und dir wirds auch taugen, wenn du wieder ein geordnetes Hausweſen haſt und ein ordentliches Gewand, und daß du wieder ein Anſehen haſt bei den Leuten. Geh, Barthel, ſei geſcheit!"

Der Waldmenſch machte vor lauter Verwunderung ein dummes Geſicht. „Wia?" fragte er gröhlend auf. „Da kunt der Menſch ja frei nüacht werd'n, wenn an a geiſtlicher Herr ſo guat zuaredt. — Mein'tsweg'n, Herr Pfarrer, will's halt nohamal probier'n mit meiner Alt'n."

Dann war ihm wieder ums Schlafen. Aber Hans ließ ihn nicht liegen auf der feuchten Wieſe, in eine Scheune des Dorfes wollte er ihn bringen. Jetzt kamen vom Wirtshaus her junge Leute des Weges, lachend, johlend und bockend. Und einer, als er den Kaplan ſah: „Da iſt er ja, der Hetzer!"

„In den Bach mit ihm! In den Bach mit dem Pfaffen!" riefen andere.

Hans konnte noch kaum ans Ausweichen denken und er lag schon im seichten Wasser, das über ihn zusammenspritzte. Unter den Burschen Gelächter und allerlei Witze. Weil der Geistliche aber nicht augenblicklich zum Vorschein kam, so sagte einer der Studenten: „Der dumme Kerl wird doch einen Spaß versteh'n und nicht etwa ertrinken!" Er sprang in den Bach, zog den Kaplan heraus, schupfte ihn auf die Wiese: „So, Pudel, jetzt schau, daß du wieder trocken wirst!"

Lachend tollten sie weiter.

Ärgerliche Geſchichten.

„Das war ein ſcheußlicher Putſch!“ knirſchte Hans Schmied, der Große, als er daheim auf ſein Sopha ſank. „Da hat der dumme Kerl wieder einmal geſiegt.“ Bei näherem Nachdenken mußte er ſich aber ſagen, daß es doch eigentlich kein handgreiflicher Kampf war, daß doch ein Geiſtiges dabei den Ausſchlag gab: Die Schlauheit, die Taktik. — Abgeſeimt, hinterliſtig! Das deckt beſſer für dieſe ekelhafte Geſellſchaft und ihr kleines, neu geſchmiertes Pfäfflein. Aber ſchließlich und endlich: die Wahrheit ſiegt. Nur muß man es geſcheiter anſtellen . .

Dieſes Eingeſtändnis zu ſich ſelber beruhigte ihn allmählich und im übrigen wurde der Eindruck von Stahlhöfen durch etwas anderes verwiſcht. Während er im Leingau geweſen, war Frau Kübler verſchieden. Er kam knapp noch zur Beſtattung ſeiner langjährigen Quartiermutter. Kaum zehn Perſonen hatten ſich eingefunden, um ein paar Minuten lang vor dem Tore des „Trauerhauſes“ herumzuſtehen bei der flüchtigen Einſegnung. Dann wurde der Sarg in den ſchwarzen Friedhofwagen gehoben. Hans wollte ſich der Lieſerl nahen, die in ihrem Sonntagsgewande daſtand, recht blaß, aber ohne zu weinen, und die ihr Auge vom Sarge nicht wenden konnte.

Als Hans gegen sie hintrat, wendete sie sich unauffällig ab — da hat er sie allein gelassen auf dem traurigen Weg, allein am Grabe der Mutter. — Als er sich dann aber ihre Verlassenheit vorstellte, ihre Betrübnis, wenn der Mann die Bretterwand ausschlug, so daß die geschichtete Erde in die Grube rollte, dröhnend auf den Sarg — da empfand er in sich etwas Elendes. Eine geistige Übelichkeit und ein Verlangen, bei ihr zu sein, ihr Haupt zu streicheln, mit ihr den Schmerz zu teilen. So elend war ihm sein Lebtag noch nicht gewesen. Was war denn das? — Es war das Mitleid, das von ihm so oft verlachte.

Am Abend ging er zu ihr in die Wohnung, diesmal mit reinem Herzen. Aber durch die Türspalte bat sie ihn, heute möchte er sie allein lassen. Er sagte ihr rasch noch die wohlfeilen Weisheiten hinein, sie solle sich nicht selbst quälen in dem, was nicht zu ändern ist, der traurige Fall bleibe keinem erspart. — Er selbst kam sich mit solcher Rede ganz klug vor. Doch, wie er hinwegging und sie allein wußte in der ausgestorbenen Wohnung, da kam wieder das wehe Erbarmen und das Bewußtsein seiner Ohnmacht, ihr jetzt was sein zu können.

Dann fuhr er hinaus aufs Landhaus zu Hofrats. Weißpandtner rief ihm munter entgegen: „Na, Ihr Mordgesellen: Was habt Ihr denn angestellt?“ Dann beglückwünschte er ihn allen Ernstes zum Erfolge in Stahlhöfen „So habt Ihr Kinder doch wieder einmal recht gehabt. Ich hätte es nicht gedacht.“

Hans schaute ihn unsicher an. — Spottet Papa? — Das war sonst nicht seine Art.

„Es ſteht ſchon in der Zeitung“, ſagte der Hofrat und reichte ihm das Abendblatt. Da ſtand es: „Der fortſchrittliche Volkstag in Stahlhöfen iſt glänzend verlaufen. Der geräumige Saal, in dem Doktor Schmied, eines der hervorragendſten Mitglieder des Vereins „Fortſchritt“, über die Reſultate der Naturforſchung einen lichtvollen Vortrag hielt, war überfüllt. Hunderte, die keinen Platz mehr erhalten konnten, umſtanden das Haus und viele dieſer leider Ausgeſchloſſenen ſchienen nicht übel gewillt geweſen zu ſein, ſich an den Fenſtergeſimſen einen Zuhörerplatz zu erobern. So macht die freiheitliche Bewegung auch im verpfafften Leingau die erfreulichſten Fortſchritte.“

„Köſtlich!“ murmelte Hans, „welches Blatt iſt das, Papa?“

„Die neue Poſt.“

„Ach und nicht die Senſation?“

„Ja, mein Freund, die Senſation die kam mit ihrem Bericht ſchon geſtern“, lachte der Hofrat. „Ein Prieſtermord im Leingau! Hörſt du, ein Prieſtermord! Nicht mehr und nicht weniger.“

„Diesmal kam die Senſation der Wahrheit näher als die Neue Poſt“, ſagte Hans und erzählte das Mißgeſchick in Stahlhöfen und die Geſchichte am Mühlbach.

Der Hofrat wurde ärgerlich. „Das ſind Torheiten. Dieſe jungen Leute müſſen doch immer alles verderben.“

„Wo der Himmel mit Schwarzkutten verhängt iſt, da arbeiten wir umſonſt.“

„Alſo Mißerfolg!“ rief der Hofrat. Den hatte er vorausgeſagt. So konnte er ſich doch noch freuen an der

Sache, er hatte ja recht behalten. „Nun, vor allem das Dekorum, und insoferne hat es die Neue Post ganz gut gemacht. Sie hätte übrigens noch besser schreiben können, daß in jener Gegend nächstens wieder Volkstage stattfinden und daß auch auf dem flachen Lande überall Ortsgruppengründungen des Vereines Fortschritt in Aussicht stehen. — Stimmung machen, das ist im Parteileben der halbe Erfolg."

„Und die Wahrheit?" fragte Hans ganz einfältig.

Der Hofrat klopfte ihm auf die Achsel: „Laß das gut sein, Junge." —

Hans suchte seine Braut auf und lustwandelte mit ihr im Park. Malcha war in Schwarz, hatte ein Halsband mit Diamanten um, das Hans bisher noch nie gesehen. Er erzählte ihr seine Erlebnisse in Stahlhöfen, wovon er noch erregt war. Sie sagte dazu nicht viel. Einmal sagte sie: „So?" Dann einmal mit mäßiger Verwunderung: „Ach!" Und endlich sagte sie traulich: „Aber geh!"

„Und was sagst du zum Priestermord?" fragte er sie lustig.

„Zum Priestermord?"

„Hast du nichts davon gehört?"

„Ach ja, ich glaube, daß Papa davon gesprochen hat", war ihre gelassene Antwort.

Da dachte sich Hans: Was das für eine bequeme Frau werden wird! Immer bleibt sie ruhig und alles ist ihr recht. — Sie schritten die Allee entlang und schwiegen. Doktor Schmied war sonst nicht verlegen um Gedanken; lebhafte, geistreiche Gespräche regten ihn an

und auf. Seine liebe Braut hingegen wirkte auf ihn durchaus „kalmierend".

Hinter der Planke im Ziergarten ſchimmerte der weiße Schmetterling Evelana. Mit einer niedlichen Blechkanne begoß ſie Blumen. „Zufleiß," rief Hans hinüber: „Verehrtes Fräulein Kohlweißling! Da näſſet ſie lieblich die Nelken. Regnet es denn nicht heute nacht?"

„Hui!" jauchzte die Weiße auf. „Dieſer Herr kennt die Pelargonien nicht. Und heute nacht regnen! Kümmert man ſich denn nicht um die meteorologiſchen Berichte?"

Der Streit über den Wert der Wetterkunde war glücklich entfacht und ergriff — da Evelana ſich zum Paare geſellt hatte — bald nachbarliche Gebiete, dann fernerliegende, wie eine große Feuersbrunſt. Evelana war ſchon bei den Bewohnern des Mars, als Hans unterbrach: „Sie theoretiſiert ſchon wieder, meine zukünftige —"

„Deine Zukünftige? Mein Herr, wieſo?"

„Meine zukünftige Schwiegertochter. — Doch wie ſagt Goethe? — Grau, teurer Freund, iſt alle Theorie und grün des Lebens goldener Baum!"

„Jawohl!" rief Evelena, „und einen ſolchen Unſinn kann nur der Herr von Goethe ſagen."

„Wie höre ich? Unſinn?"

„Theorie iſt ein Begriff und Begriffe ſind unſichtbar. Wenn Theorien unſichtbar ſind, können ſie auch keine Farbe haben, können ſie auch nicht grau ſein. Kapieren Sie das? Gut. Seine Exzellenz, der Herr Geheimrat ſcheinen das nicht gewußt zu haben. — Und grün iſt des Lebens goldener Baum. — A la bonheur! Seit wann iſt denn Gold grün? Meines

Erkennens ist es gelb. Und ferner: Hat man schon einmal einen goldenen Baum gesehen? Zugegeben aber, der Baum wäre golden, wie kann er dann grünen? Nun, der große Wolfgang hat's gesagt und die Welt glaubts."

Bei solchem Bummelwitz, der halb im Scherz, halb im Ernst war, mußte Hans immer lachen und so war er nun wieder lustig gestimmt. Er rechtete mit Evelana noch ein Weilchen über grau und grün und schmiegte sich derweil ans Gold seiner Malcha. — Er zählte die Monate bis zu jenem Frühlingstage, der sie in seinen Besitz bringen sollte. Herr Liebkindl, der Bankmann, war einstweilen ja noch immer soweit gefällig. —

Um diese Zeit war es, da hatte der Hofrat einen besonderen Ärger mit dem alten Weibe, das ihn meisterte.

Seit etlichen Jahren schon hatte er der „Kamel-Kundel" für ihren prachtvollen Höcker das Gehalt ausbezahlt. Nun hörte er, daß das alte Fräulein krank sei. Rufen ließ sie ihn nicht, so ging er von selbst zu ihr. Er fand sie ganz elend. Sie war in Aftermiete bei einer Proletarierfamilie in dunkler Kellerwohnung, deren Fenster hinausschaute in einen engen, rußigen Hof. — Daß diese Person so arm war! Mußte sie denn mit dem bißchen Höckerlohn leben? — Sie kauerte in einer Holzkiste und war arg abgemagert. Er untersuchte sie lange und eingehend und man kann nicht sagen, daß die ernste Miene, die er dabei machte, gut gelungen war.

„Na, also, Fräulein von Meiselgupf, es ist hoffentlich nichts Bedenkliches. Im Magen eine leichte Wucherung."

Sie unterbrach ihn: „Weil Sie schon da sind, Herr Hofrat, so sagen Sie mir die Wahrheit."

„Mein liebes Frauchen, gestatten Sie — es gibt Patienten, so die Wahrheit schwer vertragen."

„Ist das Ihre Antwort? Dann weiß ich genug. Ich danke für Ihr rücksichtsvolles Benehmen, mit dem Sie mich stets zu beehren die Güte haben."

Mit ätzendem Gifte war das gesagt.

„Sie mißverstehen mich immer, Madamchen."

„Verzeihen Herr Hofrat, ich verstehe ganz gut. Sie freuen sich, endlich zu Ihrer Sache zu kommen."

„Aber, aber! Fräulein von Meiselgupf!"

„Verstellen Sie sich nicht, mein Herr! Sie schauen mir in den Magen, ich Ihnen ins Herz. Sie warten auf den Höcker!"

So heftig wurde die Alte, daß es der Hofrat vorzog, sich aus der Kammer zu machen, wo er in einer Viertelstunde mehr widerliche Eindrücke erlebt hatte, als sonst in einem Jahre. — Eine böse Person! Doch ob sie mit ihrer Behauptung gar so groß Unrecht hatte, das wollte er nicht untersuchen.

Als der ungebetene Gast draußen war, ballte die Alte ihm ihre dürre Faust nach: „Du! du! Meinen Buckel kriegst du nicht! Den defraudier' ich dir!" —

Hans Schmied hatte einmal gelesen, daß Leuten, denen alles gelingt, zeitweilig bange ist, ohne zu wissen warum. Ihm gelingt auch sein Plan und der fast glatte Weg geht schnurgerade seinem Ziele zu — der Million. Ein Glückskind! Und dennoch! Ihm war manchmal bange. Warum denn? Er hatte doch Ärger zur Zerstreuung. Dafür brachte jeder Tag seine kleinen Widerwärtigkeiten, die er freilich, wenn nicht überwand, so doch nach kurzem

wieder abschüttelte. Dem kleinen Kaplan zu Stahlhöfen hatte er ewige Verachtung geschworen. Das hatte er wohl schon vergessen, aber an den „dummen Jungen" mußte er denken, öfter als ihm lieb war.

Zu allem Überfluß erinnerte ihn auch eine Zeitung an den Jugendfreund; sie berichtete, daß an Stelle des jüngst verstorbenen Pfarrers von Stahlhöfen der Kaplan Hans Schmied zum Pfarrprovisor ernannt worden sei. — Zum Pfarrprovisor! Das geht schnell, Kleiner! lachte der Doktor. Das ist der Geschichte von damals wegen. Das macht das Wasser! Andere, die in den Bach geworfen werden, trägt er abwärts. Dich trägt er aufwärts. — Nur dumm, daß so ein längst verflossener Kametad nicht zu vergessen ist. Der sich den Schwarzen verschrieb! Da kam unserem Doktor ein törichter Witz zu Sinne. Hatte nicht auch er sich einer — Schwarzen verschrieben? Toller Einfall. —

Von der ärztlichen Praxis wußte Hans dem künftigen Papa, der manchmal danach fragte, nicht viel besonderes zu melden. Die war normal, d. h. wie bei den meisten jungen Doktoren der gesamten Heilkunde. Daß Hans die viele freie Zeit, die er hatte, etwa schlecht anwandte, wollte er sich nicht nachsagen lassen. Fast jeden Nachmittag fand er sich in den Sälen ein, wo Leichen aus Spitälern, von Gemordeten und von Selbstmördern, sowie auch lebendige Tiere seziert wurden, zum Heile der Wissenschaft. Er war in diesen Fächern nunmehr weniger der Lernende, als der Lehrende, er war Professor Weißpandtners verläßlichster Assistent, der ihn vor den Studenten manchmal vertreten mußte. — In seiner

Ordinationsſtunde war Doktor Schmied natürlich zu Hauſe. So ließ er es an Fleiß und Strebſamkeit nirgends fehlen.

Irgend jemand kam faſt jeden Tag — zumeiſt junge Männer, frühere Studiengenoſſen und Korpsbrüder. Von einem Honorar war da ſelten die Rede und die Patienten trauten dem Kollegen und Freund auch ſoviel Geſchmack zu, daß er nach Neujahr nicht den abgeſtandenen Witz eines Bußbögleins ſchicken werde. Ein paarmal kam ſein Dienſtmann um ärztlichen Rat für ſeine gichtkranke Mutter. Einmal wurde er in der Nacht zum Hausbeſorger gerufen; der hatte Kolik und er erzählte am nächſten Tage mehreren Einwohnern des Hauſes, daß er geſtorben wäre, wenn ihn nicht Doktor Schmied gerettet hätte. Das war nach ſeiner Meinung mehr wert als ein Fünfguldenſchein, den ſich ſo ein Herr ebenſo ungern auf die Hand legen läßt, als ihn ſo ein armer Hausbeſorger gibt. Beſonders höflich war der Doktor mit ſolchen Patienten nicht. Das förderte nur ſeinen Ruf. Gute Ärzte ſind immer grob und die beſten ſind die gröbſten. Die Klingel ſchellte häufiger. Eine hyſteriſche Baronin hatte von dem jungen, groben Doktor gehört. Sie kam. Er hatte von ihrem Reichtum gehört und war höflich. Da blieb ſie wieder aus.

Und eines Tages im Winter war ein Vetter vom Lande gekommen. Doktor Schmied pflegte jeden, der in grobem Tuche ſtak, bunte Weſten und weiche Halskrägen trug, mit „Vetter“ anzuſprechen. Er wußte, daß die Landleute ſolches gerne haben. Dieſer Vetter hatte ein breitknochiges, ſtark gerötetes Geſicht und einen verwilderten

Vollbart. Er war leider nicht ſo geſund, als er ausſah und Doktor Schmied wußte, wie oft das täuſcht. Der Vetter war magenkrank und litt an beſtändigem Kopfſchmerz. Eine Woche lang kam er jeden Tag, ließ ſich unterſuchen und behandeln, erkundigte ſich genau und immer wieder, wie die vorgeſchriebenen Medizinen zu gebrauchen ſeien, was er eſſen und trinken dürfe, wieviel er ſpazieren gehen, wie lange er ſchlafen ſolle, was er ſonſt zu tun oder zu meiden habe, welche Kleidung die geſündeſte, welche Zimmerwärme die beſte ſei — und dann, wenn er in die Darlegung ſeiner Zuſtände kam, breitete er alle Klagen und Schmerzen umſtändlich aus vor den Augen des Doktors. Der würde frühzeitig die Geduld verloren haben, wenn die breite, kunſtvoll geſtickte Geldkatze nicht ſichtbar geweſen wäre, die der Vetter unterhalb der rotgeblümten Weſte um den Leib trug. Der Doktor gab barſch und ſtrikt die Maßregeln, und wenn der Patient dreinreden wollte, erfahrungsgemäß hätte ihm dies und jenes nicht wohlbekommen, was da verordnet werde; und dies und jenes wohlbekommen, was da nicht verſchrieben werde — fragte ihn der Doktor ſpitz, wozu er dann zu einem Arzt gehe? Er ſolle doch zu ſich ſelber gehen. — Gewöhnlich ließ er den Vetter gar nicht ausreden. Da ſchwieg der Mann traurig, blieb aber ſitzen auf der Bank und hörte zu, wie der Herr Doktor es mit andern Kranken treibe. Auch nicht anders; das beruhigte ihn. Geſtatteten es Laune und Verhältniſſe, ſo ließ der Doktor armen Patienten nicht bloß das Honorar nach, ſondern beſchenkte ſie obendrein. War er mißmutig, ſo ſchrie er dem Kranken den

Befund ins Gesicht: „Sie sind nierenkrank! — Sie haben es auf der Lunge! — Ihnen fehlts beim Herzen!“ So daß sie oft trostloser davongingen, als sie gekommen waren. Endlich genierte den Doktor der fremde Zuschauer und da sagte er einmal: „Vetter, wir zwei sind ja schon fertig!“ Nahm ihn am Arm und führte ihn lebhaft zur Tür hinaus. Nach acht Tagen ungefähr waren die Magen- und Kopfschmerzen weg; der Geheilte beglich seine „Schuldigkeit“, die nicht übermäßig niedrig war. Aber gerade zur Zeit, als der Vetter nach Hause reisen wollte, hatte er an einem Bein solche Nervenschmerzen bekommen, daß er nicht schlafen und nicht gehen und schließlich auch nicht liegen konnte. So kam er dahergefahren und saß auf der Lehnbank wie ein Häuflein Elend. Eine neue Kur ging an, dieselben Klagen, dieselben Fragen, dieselben Einwände, aber ein anderes Verhalten und fast keine Medizin. Darüber war der Vetter vom Lande recht verzagt und reizbar.

„Sie sind nervenkrank!“ entschied der Doktor.

„Ich möchte halt schon heim, Herr, zu Weib und Kind.“

„Erst werden Sie gesund.“

„Gesund werden — ohne Medizin“, lachte der Patient bitter auf.

Ein Weilchen ging es dann noch so fort mit mancherlei Übeln und Kuren. Eines Tages fragte der Mann entschlossen nach der neuaufgelaufenen Schuldigkeit, er reise heim.

„Ja, Mensch, glauben Sie denn, daß Sie gesund sind?“

„Gesünder werd' ich nit mehr", schmunzelte der Vetter und legte die Geldnote auf den Tisch. „Lehrgeld soll das sein, Lehrgeld!"

„Wieso?"

„Weil ich bissel was gelernt hab' in diesen drei Wochen. Und jetzt muß ich mich erst vorstellen."

„Ach, Ihren Namen weiß ich ja."

„Das schon, aber meine Beschäftigung wissen Sie noch nit. Ich bin der Dorfarzt aus Schlageisel im Melkstubental. — Sei'ns' mir nit bös, Herr Doktor, ich habs gerad' einmal wissen wollen. Gehns Herr Doktor, setzen Sie sich ein wengerl zu mir."

Ein Kollege, da kann man sich ja wohl hinsetzen, ein Schalk, da kann man vielleicht etwas profitieren! Doktor Hans Schmied setzte sich dem Mann gegenüber und hat etwas profitiert. Erst hatte er sich eine Zigarette angezündet; da hält die Geduld länger vor.

Der „Vetter" tat sich auseinander und begann: „Also mein lieber Herr Kollege — wenns gestattet ist. Man hört immer von Euch hochstudierten Ärzten in der Stadt. Als vom Handwerk, will man es doch einmal wissen, wie es die machen. Wegen Medizinen, wegen Diätik, wegen menschlichem Zuspruch, kurzum, wie die Herren ihre Kranken behandeln. Auch der Ruf des jungen Herrn Doktors Schmied ist schon in unser vermauertes Melkstubental gekommen — ja, ja! — Der Müllerssohn aus Schatthausen. Ihre Familie ist ja weitum bekannt und ich selber — Sie haben immer Vetter zu mir gesagt, ohne zu wissen, daß ich es wirklich bin — von Mutterseite her. Und gerade noch so viel, daß man sich um-

ſchaut nach der Verwandtſchaft, wenn man ihr was will. Jetzt im Hochwinter iſt bei uns im Gebirg die geſündeſte Zeit. Da hab ich mir gedacht: Kommſt eh ſonſt nirgends hin, alter Schwede, geh einmal in die große Stadt und ſchau dir den Müllerſchen Schmied als Arzt an. Vielleicht lernſt was."

„Na, hören Sie!" rief der Doktor und ſtand polternd vom Stuhle auf. „Sie waren gar nicht krank?"

„Ei wo! Wenn ich krank bin, werd' ich fortgehen vom Heim! Da legt man ſich in einen ruhigen Winkel und wartet, bis man wieder geſund iſt."

„Eine Komödie haben Sie mir vorgeſpielt?"

„Ich bitte Sie, Herr Vetter, das iſt bei uns Ärzten doch nicht was ſo Entſetzliches. Ich habe gar keine böſen Abſichten damit gehabt. Ich will Ihnen das Gelernte gern wieder zurückgeben — vielleicht mit Zinſen. Der alte Vetter darf ja zum jungen auch einmal was ſagen, gelt? Wenns ihm nutzen kann. Ich weiß ſchon, daß Sie fürs Gerade ſind, für die Wahrheit. Sie mächen kein Geflunker. Gut, gut! Aber Sie dürfen mir nicht immer vom Stuhl aufſpringen." Er faßte des Doktors Hand und zog ihn auf den Sitz zurück. „Ich werde es ganz kurz ſagen, lieber Freund. Wenn Sie Arzt werden wollen, ſo müſſen Sie ſtudieren."

„Studieren?" lachte Doktor Schmied auf. Die Situation amüſierte ihn jetzt. „Habe denn ich nicht ſtudiert?"

„Sie haben Bücher ſtudiert, Sie haben Kadaver ſtudiert, aber Sie haben nicht den Menſchen ſtudiert; den kennen Sie nicht. Wenn ich Sie in dieſen Wochen nicht

ſtudiert hätte, würde ich Sie auch nicht kennen. Die Krankheiten mögen Sie ja los haben. Aber wie manchen Arzt habe ich ſeufzen gehört: Mit der Krankheit würde ich fertig, wenn der Patient nicht daran hinge. Der häng' aber dran mit all ſeinen Nerven, mit ſeiner wehleidigen Seele. Und den überſehen Sie. Weil Sie glauben, daß unſere Naturwiſſenſchaft, die wir erſt kriegt haben, der Materie die Seele abſpricht, ſo rechnen Sie auch nicht mit ihr. Sie rechnen nur mit einer Mechanik. Den Aberglauben, die Einbildung des Kranken — derlei verachten Sie, und die ſind manchmal unſere beſten Hilfsarbeiter. Ich heile die meiſten meiner Kranken mit ihrer eigenen Kraft. Alle ſchon nicht, aber die meiſten. Mit ihrer Einbildung, mit ihrem Vertrauen, mit ihrer Hoffnung. Vor allem keine ſchlimmen Prognoſen! Ein Kohlenbrenner aus dem Melkſtubental hat mir einmal ins Geſicht geſagt: Das Beſte an den Ärzten iſt, daß ſie ſich irren können. Sonſt täten wir ſchon allmiteinand unter der Erden liegen. Ich hüte mich und mach von dieſem Vorzug möglichſt wenig Gebrauch. Ich ſtell' mich bei Patienten, als tät ich recht gut wiſſen, wie die Krankheit heißt, wie lang ſie dauern wird und was zu machen iſt — ſag' aber nichts. Je geheimnisvoller man tut, je lieber folgen ſie einem. Und dabei fleißig medizinieren, wobei die Hauptſache iſt, daß man nichts Schädliches gibt. — Sie, mein junger Doktor, ſind zu derb, zu abſprechend, zu widerhaarig. Sie ſind zu ſehr Wahrheitsfanatiker, möchte ich ſagen. Ferner muß man die Patienten unterſcheiden können. Sie ſchuſtern alle Stiefel nach einem Leiſten. Sie gehen nicht auf das Seelenleben des Kranken ein, nicht auf

ſeine Vorſtellungen, Kaprizen und Vorurteile. Das muß man aber. Wenn ich einem helfen will, ſo muß ich ihn erſt haben. Der Arzt iſt kein Erzieher, der dem Patienten etwa allerhand Dummheiten austreiben ſoll, ehe er ihn zu heilen ſucht. Heilen, oder das Leiden leichter machen, das iſt ſeine ganze Sache. Sie mögen es ja gut meinen, aber Sie machen Fehler, lieber Vetter. Darf ich Ihnen noch ein paar ſagen?"

„Nur zu."

„Sie tun Ihre Patienten zu wenig ausfragen, haben keine Geduld zum Zuhören und markieren kein Mitleid."

„Auf das ſubjektive Befinden gebe ich nichts," ſagte Schmied.

„Aber gerade des ſubjektiven Befindens wegen kommt der Kranke zu Ihnen. Die Krankheit ſelber wollt' niemanden genieren, wenn Sie nicht weh' täte. Meine Patienten fühlen ſich ſchon wohler, wenn ich ihre Klagen anhöre, auf ihre Eigenarten eingehe. Denken kann man ſich ja dabei, was man will. Wir geben manche Medizin, an die wir ſelber nicht glauben und ſie hilft, weil eben der Kranke daran glaubt. Wir verſchreiben manches, was wir für ſehr heilſam halten und es wirkt nicht, weil der Kranke kein Vertrauen dazu hat. Manches, lieber Herr, was Sie mir verordnet haben, war an ſich ein großer Unſinn, aber es hätte bei Vertrauen helfen können, wenn ich — krank geweſen wäre. Und gar die Nervenkranken — du lieber Himmel! Wäre ich es wirklich geweſen, wie Sie ſagten, ſo hätten Sie mich in dieſen paar Wochen bequem wahnſinnig gemacht. Herrgott, Vetter, bin ich grob! — Sie ſind doch ein guter Kerl, daß Sie

mich nicht schon eigenhändig verabschiedet haben. — Na, tun Sie sich's halt überlegen, ob Sie von den Ratschlägen eines alten Pfiffikus was brauchen können. Ich sage Ihnen, die Wahrheit ist nur für die Gesunden. Für die Kranken ist sie zu stark."

Der Doktor antwortete bescheidentlich: „Ich bin ein schlechtes Luder. Aber solche Praktiken — nein!" Dann ging er in das Nebenzimmer, legte ruhig die Tür zu und drehte den Schlüssel um. Das sollte heißen: Ich weiß keinen Vetter im Melkstubental.

Der Vetter vom Lande wartete ein Weilchen, dann ging er. Am Haustor stand er still, als wollte er noch etwas, als hätte er dem jungen Arzt noch nicht alles gesagt, noch lange nicht alles, was der wissen sollte.

Hans Schmied fühlte sich neuerdings erniedrigt und haderte mit dem Satan in der Hölle. „Was will der Teufel, daß er mir von allen Seiten zusetzt?" Für Hofrats war er an diesem Abend nicht aufgelegt. Er tat, was er in üblen Stimmungen immer zu tun pflegte, er ging seinen Spaziergang bis zur Siebensterngasse, wo er jemanden wußte, der die schlechten Launen ruhig ertrug, der ihm mit milder Hand die Locken strich, bis er wieder heiter geworden.

„Du bringst mir immer die Sünde mit", sagte Liesel eines Abends in trauernder Abwehr, „mein Hans, kannst du mich denn nicht auch anders lieb haben?" Ein Tränlein zuckte über ihre Wange.

In reiner Seeleninnigkeit küßte er die Zähre auf, küßte ihre Stirn, ihr Auge, ihren Mund — und es wurde wieder sündig.

Die Donannixe.

Die Monate vergingen träge. Und doch zu ſchnell. Eines Tages wurde Doktor Schmied von Liebkindel erinnert, daß Ultimo ſei. Der Bankmann wollte ſein Quentchen Fleiſch haben, nur ein Quentchen. Es ſcheine ihm, daß da etwas abflauen wolle. Man höre nichts mehr von der ſtattgehabten Verlobung mit dem edlen Fräulein Weißpandtner! — Das ſagte der Menſch juſt an einem Tage, als Haus bei ihm wieder eine neue Anleihe machen wollte.

Nun galt es zu zeigen vor aller Welt, daß das Verhältnis noch beſtehe. Doktor Schmied begann mit ſeiner Braut auszufahren und durch ihre Einkäufe kund zu tun, daß die Hochzeit nahe ſei. So hat Liebkindel als Freund des Hauſes noch ein Vierteljährchen zugegeben. Der Schneider war höflicher, er fragte gar nicht nach Familienintimitäten; prachtvoll ſtattete er den Bräutigam aus. Und an einem Nachmittage, als Doktor Schmied in ſeiner Wohnung juſt Beinkleid und Frack verſuchte, ob ſie den anerkannt tadelloſen Wuchs auch zur richtigen Geltung brächten, da kam ſein alter Hausbeſorger aus der Vorſtadt mit wichtiger Gebärde und er habe was zu übergeben, ganz perſönlich. Ein kleines Paket. Wird wohl eines reſpektablen Botenlohnes wert

ſein, dachte Hans und wollte den Gedanken ausführen. Aber die Hand kam aus der Taſche unverrichteter Dinge wieder zurück. „Nichts Kleines, Hausmeiſter, ein nächſtesmal."

Warum er die Bindeſchnur mit fiebernder Haſt aufriß? Er nahm ſich gar nicht Zeit, das Taſchenmeſſer aufzutun, ohne weiteres riß er daß Päcklein auseinander. Und da war er betreten. Was ſoll denn das? Was bedeutet denn das? — Ein Elfenbeinkämmchen, ein ſchmales Armband aus Neugold mit zwei roten Steinen, ſeine Photographie und — der Ring, Sachen, die er im Laufe der Zeit dem Lieſerl geſchenkt hatte. Dabei ein Papierſtreifen mit blaſſer Bleiſtiftzeile von ihrer Hand: „Leben Sie wohl. Gott verzeihe Ihnen. Eliſabeth."

Hans war nun eigentlich nicht ſehr arg betroffen. Natürlich mußte ſie es einmal erfahren, daß er heiratet. Er hatte es ſchon lange erwartet und in ſeinen leichtſinnigen Stunden bildete er ſich ſogar ein, ſie wiſſe längſt von allem, und nehme, wie ſo viele arme Mädeln, die Sache, wie ſie eben ſei. Übrigens — hatte ſie ihm das letztemal nicht eine intime Andeutung gemacht? — — Und jetzt warf ſie ihn weg, ſie ihn! — Ein Prachtmädel iſt es doch. Sie müſſe die Sachen wieder zurücknehmen; er müſſe ihr ſagen, daß ſie an ihm einen beſtändigen Freund haben wird.

Noch an demſelben Abende ging Hans in die Siebenſterngaſſe, fand aber die Küblerſche Wohnung verſchloſſen. Alles Klingeln war vergeblich; die Glocke hörte er heraus, ſie hallte, wie in einem leeren Raum. Unheimlich, wie ſo eine Glocke ſchellt, geſpenſtig in einer verlaſſenen Woh-

nung. Der Hausbeſorger ſagte, noch zu Mittag habe er das Fräulein geſehen, da ſie ihm das Paket gab. Später ſoll ſie mit einem Bündel fortgegangen ſein. Wahrſcheinlich in die Fabrik, für die ſie nähte, um ihre Arbeit abzugeben. Sie habe ſchon früher einmal verlauten laſſen, künftig werde ſie in der Fabrik arbeiten, zu Hauſe ſei es gar ſo traurig. Ihm däuche, ſie habe auch Möbel fortbringen laſſen. Am nächſten Tag ging Hans wieder hin, ſchon morgens. Die Tür war verſperrt und die Glocke ſchallte wie in einer Totengruft. Er ging in die Fabrik, dort hatte man ſie ſeit einer Woche nicht mehr geſehen. Jetzt ward Hans ein wenig unruhig und drang darauf, daß die Wohnung amtlich geöffnet werde. Sie war faſt leer, nichts war da, als ein verſperrter Koffer, der auf den Dachboden gebracht wurde, weil die alſo verlaſſene Wohnung anderweitig vergeben werden ſollte. Das Fräulen Kübler werde vielleicht zu Verwandten aufs Land gezogen ſein, vermuteten die Nachbarn. Dieſe Meinung machte Hans zu der ſeinigen. Sie gab ihm die Ruhe wieder.

In denſelben Tagen wurde Hans einmal auf der Straße angeſprochen von einem graulobenen Landmann, der als Bauer den Bürgerſteig verſchmähte und mitten auf der Straße daherſtapfte. Der Bachſimmerl wars und eine Zigarre hielt er mit ſeinen knochigen Fingern in den Munde, um zu zeigen, daß auch die Bauern von Altenkirch das Herrenſpielen können. „Han Ihna gleih kennt," ſagte er zu Doktor Schmied, „han Ihna eh wölln hoamſuachn gehn. Mein's Bruaders wegen, woaßt, wißns, der Soldat is, bin ih herkema. Der is hiazt

im Spital. Nacher muaß ma doh ah sein Landsmann aufsuachn."

„Was wollen S' denn von mir?" fragte Hans kurz.

„Gratalieren, weils ja hiatzt so reich heiratn tan, han ih ghört. Und bei der Glegenheit han ih Ihna bittn wölln, woaßt, wissens — wias Dan halt scho immeramal geht — a paar Guldn leihn, wanns mir tatn."

„Schauns, daß Sie weiter kommen!"

„So? So toans mir? Nachher wird Cahner Jungfer Braut schon amal a Neuigkeit z'lesn kriagn!"

Das war die Begegnung gewesen. Hans Schmied sah, was jetzt kommen würde und da fiel ihm was ein, wie man der Sache zuvorkommen und sie unschädlich machen könne. In einem Kaffeehause holte er sich die Adresse der „Sensation". Sie führte ihn in ein altes Haus, fünf Treppen hoch in eine Dachwohnung. Dort an der Tür eine große Tafel: „Redaktion der Sensation." Aber als er eintrat, schien es ihm doch verfehlt zu sein. Eine schiefwandige Kammer, ein dampfender Sparherd, dabei eine hagere Frau mit großblumigem Schlafrock, dessen Schleppe gleichzeitig das Auskehren des schmutzigen Fußbodens besorgte, auf dem etliches Kinderwerk herumkroch. Aber am braunangestrichenen Tische saß Doktor Tacitus, immer ein ganz artiges Herrchen, dem man die Grausamkeit nicht ansah, mit der er allwöchentlich ein paar Massenmorde, Brandlegungen und andere Schandtaten beging. Gelenkig sprang er auf, entschuldigte seine deroute Toilette und fragte höflichst nach dem Begehr.

Unser Doktor Schmied zog aus der Tasche ein Blatt Papier: „Etwas Sensationelles bringe ich Ihnen,

wenn Sie es in Ihrer nächsten Nummer abdrucken wollen."

„Sehr willkommen!" Der Redakteur las die Notiz, dann schaute er enttäuscht auf und fragte: „Weiter nichts? Daß junge Stadtherren von Landschönen geohrfeigt werden, ist — um offen zu sprechen — ja ganz gut für ein Tagblatt oder was. In der Sensation wird's nix machen, wird nix machen. Ich danke Ihnen."

Damit hielt Hans seine Nachricht, der er, in der „Sensation" erschienen, die Spitze hatte abbrechen und sie für andere Blätter unmöglich machen wollen, wieder in der Hand.

„Zudem scheint sie auch gar nicht wahr zu sein," setzte Doktor Tacitus würdevoll bei, „und mein Blatt bringt — um es korrekt zu sagen — keine unverbürgten Nachrichten."

„Ah, das weiß ich", verneigte sich Hans, „übrigens, für die Wahrheit kann ich bürgen."

„Gut, geben wir die Geschichte in die Annoncen."

„Mir wäre aber gerade an dem redaktionellen Teil gelegen."

„Einverstanden. Nur kostet das dann — um mich geschäftlich auszudrücken — doppelt so viel."

Auf den Kostenpunkt konnte sich der junge Doktor augenblicklich nicht einlassen und so zerschlug sich einstweilen das Geschäft. Es hatte bis zur nächsten Nummer der „Sensation" ja immerhin noch ein paar Tage Zeit.

An einem der nächsten Tage war es im Sezierſaal, daß Hofrat Weißpandtner den künftigen Schwiegersohn

in sein kleines Schreibzimmer winkte und die Tür zulehnte.

„Das wird dich interessieren Hans", sagte er und hielt ihm ein Zeitungsblatt vor, „die Sozialdemokratische Presse." Und da stand unter der Aufschrift „der Watschenbräutigam" folgende Notiz: „Ein hiesiger, erst verfertigter Doktor der Medizin hat sich entschlossen in den Stand der heiligen Ehe zu treten mit einer reichen Hofratstochter, nachdem er bei den seinem Herkommen gemäßen Bauerndirnen kein Glück gehabt hatte. Angesagtem Bräutigam passierte nämlich das Malheur, daß — wenn er eine Landschöne küssen wollte — er stets eine schallende Ohrfeige, vulgo Watschen zum Andenken bekam. Alldieweil nun der Teufel in der Not Fliegen frißt, so hat der Mann in Ermanglung der gesunden Bauernrasse sich mit schon etwas blauschillerndem Hofratsblut begnügt."

„Die höllvermaledeiten Ludern!" wütete der Doktor auf, setzte aber sofort gelinde bei: „Wer kann damit gemeint sein?"

„Gemeint wer immer", sagte der Hofrat gemessen „unseren Damen wollen wir das Blatt unterschlagen". Damit steckte er die Zeitung in die Tasche und die Sache war abgetan. Hans aber blieb nervös. Wenn diese Bande ihre Herden schon mit Privatangelegenheiten füttert, was könnte da nicht alles — —. „Na, der lodene Rujon soll sich freuen bei der nächsten Begegnung!" Für jetzt ging er in sein Mittagsrestaurant und trank viel Bier.

Die Wohnung für das junge Brautpaar hatten Hofrats schon eingerichtet. Und wie! Da hätte Hans nur

einmal seine Mutter herbeiwünschen mögen, die jahrelang betteln mußte, bis ihr der Müller einmal einen Wandspiegel angeschafft. Und wie würde erst Frau Kübler die Hände andächtig zusammenlegen und lispeln: „Mein Gott und die schönen Sachen!“ — Da war alles Pracht und Fülle und von manchen Dingen, die da standen und hingen, wußte er kaum die Bestimmung. Von dieser seinen Seite hatte er das Leben bisher nicht geschmeckt. Selbst die prächtige Hofratswohnung wurde von dieser neumodisch eleganten Einrichtung überstrahlt, die nun sein Heim schmücken wird. Das in schwarzer, rauschender Seide gekleidete Frauchen — redete er sich fast gewaltsam ein — wird recht gut dazu stehen. Etwas Feierliches, Stilles, Vornehmes wird das sein, wie ein Friedenstempel nach den Widerlichkeiten des Berufes.

An diesem Abend machte Hans sich das Vergnügen, alle elektrischen Gluten zu entfachen, um in lautlosem Lichtmeer durch die Zimmerflucht zu lustwandeln. Die neuen, unangetasteten, vielfach noch nach Farbe und Firnis riechenden Gegenstände begrüßten ihn mit feierlichem Schweigen als ihren Herrn. Dreimal vierundzwanzig Stunden noch und er wird hier ein wohlgegründetes, sorgloses Leben begonnen haben, er wird glänzende Zirkel um sich versammeln, wird eine gesellschaftliche und medizinische Größe sein.

Als er an der prunkvollen Wohnung sich satt gefreut hatte — für das Beschauliche hatte er auf die Dauer gerade nicht viel übrig — ging er aus und schlenderte den Korso hinab.

„Darf man dir noch einmal guten Tag sagen, be-

vor du in die ewige Seligkeit eingehst?" so in harmlosem Spott grüßte ihn ein Kollege.

„Wäret Ihr, edler Ritter, für einen endgültigen Junggesellen-Abschiedstrunk zu haben?" fragte Hans entgegen.

„Mit allen vier Füßen."

„Morgen ist mein letzter Abend."

„Werde es den anderen sagen und wir wollen den Junggesellen würdig bestatten. Du kommst doch morgen noch auf die Klinik?"

Hans zuckte die Achseln. „Wenn nichts los ist?"

„Weiter nichts. Im Sezierſaal. Eine Donaunixe wieder einmal."

— Donaunixe? — Hatte Hans nicht erst vor ein paar Nächten von einer Donaunixe geträumt? Und schien jetzt wieder zu träumen, wie er so dahinschritt.

„Willst du noch bummeln, Schmied?"

Dieser hob den Kopf. „Hattest du nicht erst von einer Donaunixe gesprochen?"

„Sie wurde heute mittags gebracht und liegt auf dem Tische im Saal Nr. 2."

„Mord?"

„Offenbar Selbstmord."

„Hast du sie gesehen?"

„Lange kann die noch nicht gebadet haben."

„Hast du sie selbst gesehen?"

„Aber ja."

„Alt?"

„Wann werden alte Weiber ins Wasser gehen?" lachte der Kollege, „leider sind es immer die Jungen."

„Geſtalt?“ In kurzen Stößen ſagte Hans die Worte, und lauernd.

„Mittelgroß meine ich.“

„Kennzeichen? Todesanzeichen?“

„Ach, laſſen wir die Fachſimpelei. Nur das ſchöne Haar iſt mir aufgefallen.“

„Braun?“

Vielleicht. Es war feucht und mehr dunkelfarbig.“

„Alſo braun.“

„Meinetwegen braun. Du kannſt ſie dir ja anſehen, wenn ſie dich ſo ſehr intereſſiert.“

„Haſt du das Gewand beſchaut?“

So fragte nun der Kollege: „Iſt dir was bekannt? Jedenfalls hat ſie ärmeren Ständen angehört.“ Mehr wußte er nicht zu ſagen.

Hans ging ſeiner Wege. Ging lange und ging haſtig, bis er in der Siebenſterngaſſe war. Nun wird ihm ja bald leichter ſein. Sie wird von ihren Verwandten zurückgekehrt ſein, wird ihren Koffer geholt haben und der Hausbeſorger wird alles wiſſen.

Und der Hausbeſorger wußte nichts. Nur das habe er bereden gehört, zu ihren Verwandten könne ſie nicht gegangen ſein, weil ſie keine mehr habe. Der Koffer ſtehe noch auf dem Dachboden und vom Mädel wiſſe er nichts ...

Nun warf Hans Schmied ſich in einen Wagen und fuhr in die Fabrik, für die Lieſerl gearbeitet hatte. Dort wußte man nur, daß die Kübler ſeit einiger Zeit nicht mehr erſchienen ſei. Ihre Arbeit habe ſie gekündigt. — So fuhr er — und der Kutſcher mußte rennen laſſen

— den kürzeſten Weg nach der Klinik Weißpandtners. Er wollte in den Seziersaal zum Kadaver, um ſich zu befreien von der gräßlichen Ahnung. Das Inſtitut war ſchon geſchloſſen, der Diener abweſend.

Und dann begann die Nacht. Dieſe Nacht voll Herzensqualen, wie er ſie noch nie erlebt, nie geahnt hatte. In den erſten Stunden ſtrich er planlos durch Gaſſen und Straßen — und da ſtand er auf einmal vor der Donau. In der Nacht rauſcht dieſer Strom, der am Tage ſo ſtill heran- und vorübergleitet. Ein tiefes, hohles Rauſchen, wie das Meer im Südföhn. Dunkelheit verhüllte das gegenſeitige Ufer. Was iſt ein Menſchenweſen in dieſen ungeheuren Gewalten! Wie furchtbar muß dem das Leben geworden ſein, der ſich zu dieſen Gewalten flüchtet! — Hans ſchritt am Strande auf und ab und ein inneres Geſicht zeigte ihm erbarmungslos, wie es gekommen ſein mochte.

Ein einzigesmal hatte ſie mit ihm geſprochen von der Ehe, ganz flüchtig ſeine Anſpielung erwidernd. „Wirſt du wohl glücklich ſein mit mir?“ hatte ſie flüſternd gefragt. Er darauf keine Antwort, als: „Schatzerl, wie kannſt Du ſo reden?“ Dann war ſie die ſtille, liebende Hingebung. Einmal hatte ſie an ſeinem Finger das goldene Ringlein beachtet. „Da haſt ja ſchon ſo was!“ ſagte ſie halb im Scherze. Hans log, es wäre ein Erbſtück von ſeiner Mutter. Sie glaubte alles, auch in ſcherzhaften Dingen. Frau Kübler ſelig hatte in ſeiner Gegenwart einmal zu ihr geſagt: „So glaub' ihm doch nit alles! Studenten plauſchen viel! Und die Natter! Weißt du's noch?“ — Aber wenn die Kleine in ſein ſchönes,

verlangendes Auge ſchaute, da verſank ſie ſo ſehr in ihn, daß ſie nichts mehr wußte, nichts mehr dachte — nur fühlte. „Wenn du mich ſo haſt“, hatte ſie einmal geſagt, „da bin ich nicht mehr ſelber, da bin ich ganz du, ich lebe nur, was du lebſt.“ — So hatte ſie ſich über den Tod ihrer Mutter hinweggeträumt, ſo träumte ſie ſich über ihre Sorgen, über ihre Arbeit hinweg und nichts war mehr da auf der Welt, als der liebe Hans. — Dann mag ſie einmal raunen gehört haben, der Doktor Hans Schmied habe ſich verlobt. Da wird ſie gelächelt haben und ſich gedacht: das weiß ich beſſer und weiß auch mit wem. — Aber ſie wird weiter gehört haben: Mit einer Hofratstochter. Mit einer Tochter ſeines Lehrers und Gönners! Da wird ſie ſich gewundert haben über die Lügenhaftigkeit der Leute. — Und dann, eines Tages wird ſie auf der Straße einen vornehmen Wagen fahren geſehen haben und ſitzt ihr Hans drinnen neben einer feinen, jungen Dame! Das iſt ſeine Braut und das iſt ſie! Und die Leute haben es laut geſagt zueinander. — Nach Hauſe getaumelt wird ſie ſein, in der kleinen, lichtloſen Kammer wird ſie am Bettrande geſeſſen ſein und die gekrampften Fäuſte an den Wangen vor ſich hingeſtarrt haben, bis ſie in ein raſendes Stöhnen ausbricht — ein Weinen, ein Weinen, durch die ganze, lange Nacht. — Dann wird ſie herumgegangen ſein, tagelang, als hätte ſie jemand mit einer Keule auf den Kopf geſchlagen. Und wird ſich den Kopf zermartert haben, was jetzt zu machen iſt. — Verlaſſen und nicht allein .... Dieſes Lied kam ihr nimmer aus dem Sinn. — Und endlich iſt ſie mit ſich fertig. Es iſt gut. Den

Kamm hebt sie aus dem Haare, das Armband streift sie ab, den Ring zieht sie vom Finger. Sein Bild, das schaut sie noch einmal an und küßt es und weint. Und schaut es wieder an. — Dann tut sie alles zusammen. Mit ruhiger Hand schreibt sie auf das Papier: Lebe wohl, Gott verzeihe dir! — — Dann ist sie fortgegangen, wohin, das weiß sie selber nicht, es ist auch alles eins. — Tage und Tage wird sie durch die ungeheure Stadt geirrt sein wie durch eine Wildnis, in schlechten Herbergen übernachtend und hungernd. In einer grenzenlosen Trauer, in einer peinvollen Angst, sie könnte ihm noch einmal begegnen. Sie mag ihn nicht mehr sehen, auch nachher nicht — sein Ebenbild nicht, das die Mutterliebe bewahren will vor einem Leben, in dem einer so schlecht werden kann, so schlecht .... Wird es nicht so gewesen sein? Dort auf die Brücke, das war ihr letzter Weg. Ein Erlösungswerk hat sie im Sinn, ein dreifaches. Vielleicht denkt sie, daß es auch für ihn so am besten ist. — Oder ihr letztes Gebet ein Fluch?! Nein, nein, das nicht, um Gotteswillen! — So grundgut, wie sie war. Auf dem Brückengeländer noch: Es hat nit sollen sein! — Und hinab. — Und dann, der schöne weiße Leib im Schlamm. — Morgen soll das Wiedersehen sein. —

So war es aufgestiegen in seiner heillosen Seele. Das gepeitschte Gewissen war ein erbarmungsloser Bildner geworden.

Hans kehrte um gegen die Stadt. Vor dem Gebäude, das die Klinik Weißbrandtner barg, warf er einen scheuen Blick hinauf zu den schwarzen Fenstern. Als er endlich in seine glanzvolle Wohnung zurückgekehrt war,

packte ihn der Ekel. Der Ekel vor dieſer abſcheulichen Pracht, die ihn höhnend umgab. Ein kleines Bild wußte er von der Verlorenen, das ſuchte er hervor und ſchaute es an. Dabei ward ihm faſt leichter. Dieſes milde, freundliche Auge klagte nicht an, voll munterer Güte ſah ſie auf ihn her. — Ja, warum ſoll es denn tot ſein, dieſes Weſen? Gerade dieſes? Gehen nicht täglich Leute in die Donau? Hat er ſie nicht ſelbſt liegen geſehen auf dem Schragen, Woche um Woche eine Andere? Immer fremde, ausdrucksloſe Kadaverlarven. So eine wird es auch diesmal ſein. „Und mein Kätzchen hockt in einer Fabrik oder irgendwo auf dem Lande.“ — So wohl war ihm plötzlich geworden, daß er ans Eſſen dachte, an Bier; er hatte abends zuvor vergeſſen etwas zu ſich zu nehmen. Aber er wußte keine Gaſtwirtſchaft in der Nähe, die noch offen ſein konnte. Er legte ſich aufs Bett, unentkleidet. — Das Erbarmen, das Mitleid. Es iſt eine dumme Schwäche. Und obendrein Mitleid mit einem Toten, der ja gar nicht leidet! — Das fiel ihm ein. Es zitterten ihm eigentlich die Beine. Es war ganz ſtill geworden, er ſchlummerte ein. Von kindlich ſchönen Zeiten träumte er einige Minuten lang, dann taſtete ſie herüber. Vom Schragen, der neben dem Bette ſtand, griff ſie herüber, mit ſtarrer, lehmkalter Hand. An ſeinen Kopf taſtete ſie und ſtrich über das Haar mit ſtarrer, lehmkalter Hand. — Er ſprang auf. Was war denn das? Der Herzſchlag widerhallte in ſeinen Schläfen. Er ſtöhnte laut, ſein Stöhnen war ein Brüllen, die Schauer des Entſetzens durchbrandeten ſein Weſen. — Er höhnte ſich ſelber. — Soll ich mich am Ende

fürchten? Ich, vor einem Frauenzimmer? Soll sie mich jetzt etwa necken, ängstigen wollen durchs ganze Leben? Hat sie es etwa deshalb getan, um mich zu peinigen? Den Selbstmord, um mir alle meine Tage zu verderben? Nein, Elisabeth, wenn Du mich wirklich geliebt hättest, so würdest Du mir das nicht angetan haben. — Solche Stimmungen waren über ihn gekommen, ganz wirr durcheinander. — So liegt sie doch im Seziersaal. Und mit dir ist es weit gekommen, Hans Schmied, sagte er zu sich selbst, daß du von anderen alles begehrst und selber nichts geben und nichts leiden willst! Nie mehr ans Licht tauchen hätte sie sollen, damit dein vornehmes Eheleben ja nicht gestört werde. Nie eine Erinnerung an sie hätte dein Gewissen beunruhigen sollen, damit deine unbegrenzte Selbstsucht weiter ohne Skrupel die Welt genießen könne. Kein Hauch des Unbehagens, der Reue, soll den Verführer, den Betrüger je bange machen, der ihr Erdenglück vernichtet, ihr Leben erstickt hat! —

Als der Morgen in den Fenstern graute, war Hans endlich angekommen bei einer gründlichen Selbstverachtung. An diesem Ziele ist der Mensch fertig. Hans Schmied wartet nur eines noch ab, die Wahrheit, er will sie mit leiblichen Augen sehen. Diese paar Stunden noch, dann ist alles aus und — nie gewesen.

Es kam der schöne Frühlingsmorgen. Auf allen Bäumen, in allen Sträuchern des Parkes sangen Vögel, jeder eine andere Weise, einen anderen Klang zu demselben Text: Liebe! Liebe!

Vor dem Haustore stand der Wagen des Hofrats. Ein Diener kam in die Wohnung Schmieds: „Der

gnädige Herr lassen fragen, ob der Herr Doktor nicht ausfahren wollen."

Hans ging hinab, begrüßte den Professor im Wagen und wollte sich mit Arbeit entschuldigen.

„Ich denke doch, daß heute schon Feiertag ist?" sagte der Hofrat, „eine Spazierfahrt, was meinst du dazu?"

„Ich danke dir, Papa."

„Zu Hause ist ja Revolution, alles drunter und drüber. Es rasen die Weiber. Mit Waschlappen und Besen. — Ist dir nicht gut, Hans?"

„Ei nichts, schlecht geschlafen."

„Umso besser wird dir die frische Luft bekommen."

„Du verzeihst, Papa, ich muß heute noch einmal auf die Klinik."

„Ei wo! Heute! Einen Tag vor der Hochzeit! du mußt dir das Jodoform auslüften und das Karbol; medizinische Düfte sind nicht nach dem Geschmack einer Braut. Es scheint, daß du dich überarbeitet hast in der letzten Zeit."

„Jedenfalls will ich mir in der Apotheke dort etwas Chinin holen."

„Teufel noch einmal, dein Puls hüpft ja wie ein Kegelbub! Ein bißchen Brom zur Beruhigung."

„In Pillenform?"

„Das bleibt sich gleich."

Hans ging quer über die Straße. Der Hofrat achtete nicht darauf, daß er in das Geschäft neben der Apotheke trat, wo man die kleinen Knallpfeifen bekommt und die — Pillen zur Beruhigung. Dann setzten sie sich

zusammen in den Wagen und fuhren die Straße entlang. Sie kamen an der Klinik vorüber, da ließ Hans halten. Er steige aus.

„Was sind das heute für Mucken?"

„Papa, wenn ich sage, ich steige aus — so steige ich aus."

In größter Verblüffung saß nun der alte Herr allein da und wackelte mit dem Kopfe. Dann ließ er wenden und fuhr in sein Haus zurück.

Doktor Schmied mußte einmal Atem holen. Mitten auf der Treppe stand er still und atmete. Da kam der Diener herab, ein gnomenhaft gewachsener Bursche. Hans erschrak fast ohne zu wissen, warum. Er redete ihn an: „Munigl, sind die Herren schon oben?"

„Jawohl, Herr Doktor."

Aber Hans ging nicht hinauf. Er ging auf die Straße, nahm einen Wagen und fuhr in seine Wohnung. Dort saß er eine Weile auf seinem Sofa. Und als er den vorhin gekauften Revolver untersuchte und lud, zitterten seine Hände. Das Entsetzen vor dem Sezierſaal? Dreifach lud er die Waffe. Dann schwang er sie, stellte sich vor den Spiegel um Generalprobe zu halten. So, hinter der rechten Schläfe — ein Mediziner weiß es ja genau. Dann fühlte er sich mutig und stark vor der Wahrheit, die ihm die nächste halbe Stunde enthüllen wird. Es ist ja eigentlich doch sehr einfach. So einfach, wie man die Zigarette an den Mund setzt. Und Bekannten zuwinkt über den Tisch hin. Ein Fähnchen Rauch — Sinnbild alles Lebens. Wirklich nein, es ist nicht einzusehen, weshalb die Leute daraus so viel Ge-

ſchichten machen. — Friſch und leicht verließ er die Wohnung, als hätte er eine Bergpartie vor am ſonnigen Morgen. Raſch zur Klinik. Aber im Stiegenhaus, da kam es noch einmal. Im Hirne pochten die Hämmer. Er taſtete an ſeiner Rocktaſche — dann trat er in den Saal.

Drei junge Männer beſchäftigten ſich juſt mit einem alten Herrn, der unbekleidet auf dem Schragen lag und dem das Totſein zu behagen ſchien. Was ſie auch taten an ihm — ſchmunzelnd kniff er die Lippen und hielt ſtill. Sperrangelweit hatten die Studenten ſeine Bruſt aufgemacht um im ſtarren Körper nach Geheimniſſen zu ſuchen, die mit der Seele längſt davongepflogen waren.

„Mit der Nixe haben wir auf dich gewartet," ſagte der Kollege von geſtern, „da du dich für ſie zu intereſſieren ſcheinſt."

Hans ſuchte mit den Augen. Dort auf dem Fenſtertiſch, das Verhüllte. Er ſchritt hin, mit krampfigen Fingern griff er in die graue Leinwand, um ſie von der Geſtalt zu reißen. „Wer dieſen Schleier hebt, ſoll Wahrheit ſchauen!" Ein raſcher Schwung — offen lag die Leiche da.

„Iſt — iſt es dieſe?" fragte Hans keuchend.

„Von der ich dir geſtern geſagt."

Da ward Hans unbeweglich. Er ſchaute im Saale umher und wieder auf die Leiche. Die ungeheuere Spannung ließ aus, er brach zuſammen auf einen Holzſeſſel, ſchlug ſich die flachen Hände ins Geſicht und ſtieß ein langgezogenes Gröhlen aus. War es ein Stöhnen oder ein Lachen, man wußte es nicht. Betroffen blickten die Studenten einander an. Wahnſinnige lachen ſo. —

Sie beugten ſich zu ihm, ſie fragten ihn, was ihm ſei. Da hob er ſein Haupt, grinſend vor Überraſchung — die Augen weit und leer — ſo ſagte er es in die Luft hinein: „Sie iſt es nicht.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es wird erzählt von einem Angeklagten, der in Verzweiflung das Todesurteil erwartete und freigeſprochen wurde. Vor freudigem Schreck vom Schlage getroffen brach er zuſammen. Einem ähnlichen Schickſal war Doktor Hans Schmied nahe. Erſt neun Tage ſpäter war er ſo weit, daß er klar und mit Ruhe antworten konnte, wenn man zu ihm ſprach. Der Hofrat ſaß an ſeinem Bette und fühlte am Handgelenk den Puls.

„Wir ſind über dem Graben, lieber Hans,“ ſagte er.

„Ich kann nur danken.“

„Malcha läßt dich grüßen. Sie hat dich mehrmals beſucht. Du erkannteſt ſie nicht.“

„Ich laſſe ihr danken.“

„Die Hochzeit iſt bis in den Juni verſchoben, du haſt Zeit, dich zu erholen. Schwer krank warſt du, mein Junge, ſeit jenem Anfall am Kadaver. Ich hatte es ja geſagt, ſchon vorher warſt du nicht in Ordnung.“

„Ich möchte bitten um eine Unterredung,“ ſagte Hans. Seine Stimme klang heiſer. „Morgen oder übermorgen, ſobald es möglich wäre, Herr Profeſſor.“

Der Hofrat ſtutzte. Das Nervenfieber iſt doch vorüber. Und immer noch dieſelbe Art, dasſelbe zurückhaltende fremde Benehmen. Es fing faſt an, beleidigend zu werden. Noch einige Tage ſtrichen hin bei gewöhn-

licher Behandlung und Pflege, ohne daß der Hofrat ein Gespräch begann. Und als er den Rekonvaleszenten wirklich für so weit hielt, war die Unterredung.

Hans lehnte in einem breiten, weichen Sessel. Der Hofrat saß neben ihm auf dem Sofa.

„Wenn du etwas zu sagen hast, Hans, und es dich nicht aufregt, so rede nun."

Dieser neigte den Kopf nach vorne und starrte auf den Fußteppich mit seinen großen, orangegelben Arabesken.

„Ich kann nicht heiraten," sagte er.

„Du kannst nicht heiraten? Was soll das heißen?"

„Herr Professor, es ist ein schrecklicher Tag gewesen. Ich habe was erlebt, mehr als man sagen kann. Ich muß wen suchen gehen."

„Ich verstehe dich nicht mein Sohn. Sprich dich aus."

Und dann hat Hans alles gesagt.

„Ich habe ein Mädel verführt, ein junges, armes Mädel. Die Tochter meiner früheren Quartiersfrau, die gestorben ist."

„Aber Mensch!" lachte der Hofrat auf, „mit was für Geschichten kommst du mir da? Wer stellt dich denn zur Rechenschaft über deine Vergangenheit?"

„Es ist nicht um mich. Das Mädel will ich nicht zugrunde gehen lassen."

„Das soll sie auch nicht. Ist sie schwanger?"

„Ich vermute es."

„Junge, das läßt sich alles schlichten, ohne daß es jemand zu erfahren braucht. Sie wird ihren Vorteil wahrnehmen und keine Szene machen."

„Das wird sie nicht. Gewiß nicht."

„Nun also. Es ist noch Nervenschwäche, daß dir solche Geschichten jetzt aufs Herz fallen. Das ist doch nichts Neues. Weißt du denn nicht, wie es zugeht, in dieser lieben Welt?"

Hans wendete sich unwillig ab. „Was ich mit ihr erlebt habe, das wünsche ich keinem!" Gedämpft sagte er es. „Aus dem Wasser. Auf dem Schragen lag sie. Und ich sollte sie sezieren. Ich, ihr Geliebter. Kommt denn das auch vor?"

„Also ist sie tot?" fragte der Hofrat.

„Aber das ist sie ja nicht. Leben wird sie, elend wird sie sein. Ich muß sie aufsuchen."

„Wir wollen heute abbrechen, Hans."

„Ich will reden, Herr. Nur ist es so schwer auseinander zu halten, was ich äußerlich und was ich innerlich erlebt habe. Da drinnen —" er stieß seine Faust gegen die Brust, „da drinnen! Gräßlicher als es zu sagen ist. — Aber das soll mich anders gemacht haben." Er stand auf, taumelnd noch ein wenig. „Das hat mich gewendet. Ich bin ein Kunt gewesen, ein lüderlicher. Jetzt pfeife ich auf alles, nichts will ich mehr von dieser dummen Welt. Nur das Mädel will ich wieder finden." Er sank neuerdings in den Lehnstuhl.

„Und dann?" fragte der Hofrat gespannt.

Hans zuckte die Achseln.

„— — Und meine Tochter?"

Hans starrte auf den Teppich, dort tanzten die Farben.

„Und meine Tochter, Herr Schmied?"

Hans schaute ihm hilflos ins Gesicht. Der Hofrat glühte plötzlich: „Ihr Gewissen, scheint es, reicht nur für die Dirne aus."

Hans schnellte empor, der Hofrat tauchte ihn mit beiden Händen in den Sessel. Kalt und scharf, während seine kleinen Augen immer wilder blitzten, sagte er: „Wenn das nicht Wahnsinn ist, so ist es Schurkerei."

Das ließ Hans sich gefallen. Es ward ein Weilchen still. Des Hofrats langer Blick hing an dem zuckenden Gesicht des Rekonvaleszenten. Nicht mehr zornig war dieser Blick, nur beobachtend, wie der Arzt den im Fieber Phantasierenden betrachtet. Hans hob ein wenig seinen rechten Arm und ließ ihn wieder sinken.

„Niemand kann es glauben, wie mir ist. Was ich erlebt habe."

„Und Malcha?"

„Denken Sie über mich, wie Sie müssen, Herr Hofrat Ich kann nicht."

Der Hofrat knickte etwas ein. Dann neigte er sich vor, legte seine Hand über die Augen: „Meine arme Tochter!" — Dann erhob er sich langsam und ging davon.

Und Hans, wieder allein in der Öbnis dieser Räume, brütete noch lange in sich hinein. Erschöpft seufzte er endlich auf: „Wie komme ich jetzt von hier fort?"

Traurige Straßen.

„Niemand kann es glauben, was ich erlebt habe!“ hatte Hans Schmied zum Hofrat gesagt. Ihm selbst waren die Dämonen, die sich bei ihm gemeldet hatten, was Neues. Unter der Wucht dieses Erlebnisses dämmerte er nun dahin — gelähmt, anstatt erweckt. Unter den Qualen barg sich aber ganz flüchtig schwebend und verschwebend ein wonniges Empfinden. So wie größte Lust zum Schmerzempfinden wird, so steigt aus tiefstem Schmerz ein wundersames Lustempfinden, so fein und selig, als ob es nicht von dieser Welt wäre. Was Hans litt, war nicht mehr die Pein des Verruchten und Verfluchten, wie in jener schrecklichen Nacht. Es war eine Gnade gekommen, die Seligkeit des Büßens. Die Verlorene war vielleicht noch nicht verloren, er konnte sie suchen, finden und retten. Erst sah er sich selbst als einen Gefundenen. Er war ein anderer, er erkannte sich kaum wieder. War im Fegefeuer jener Nacht denn sein flatterhaftes Herz zu Asche verbrannt? Will aus dieser Asche nicht ein Phönix aufsteigen — ganz gegen alle Naturgesetze? Aber fliegen konnte er nicht, er war gelähmt. Die Kraft der natürlichen Wahrheit, die er vergöttert, wo war sie jetzt? Was soll er tun, daß ihn der Ekel vor sich, das Mitleid mit

ihr nicht erdrückt? Was soll er tun? Die Naturwahrheit, sie führt ja hinab in tierische Tiefen. Er will hinauf! Er braucht eine Gegenkraft, die sich dieser Wahrheit widersetzt. Weisheit! Was soll er tun? — Er freute sich fast seines pathetischen Geschickes und er rief die Weisheit an.

Auf dem Karren eines Dienstmannes hatte Hans seine Habseligkeiten aus der Wohnung bringen lassen, die für eine glänzende Zukunft bestimmt gewesen. Er wankte mit unsicheren Beinen hinterdrein. Hinaus in die Vorstadt. Das Heim für Obdachlose hatte ihm jemand geraten. Der Dienstmann mußte einen krummen Weg durch Seitengassen machen, denn der gerade hätte vorbeigeführt an der Bude des Bankmanns Liebkindel. Dem Gläubiger auszuweichen, war seiner Weisheit erster Schritt. Und dieser Schuld konnte er heute ein Schnippchen schlagen.

Dann das Heim der Heimatlosen.

Ein paar Wochen früher hätte er — der doch Spitalluft gewohnt war — diese Halle nicht ertragen und noch weniger diese Gesellen, Tagediebe und Strolche, wovon jeder nach einem anderen Laster roch. Hier findet er sie nicht, hier gewiß nicht. Doch, ist er, der Kranke, Heimatlose nicht eines eigenen Obdachs wegen da? Keinem seiner Bekannten und Freunde hatte er sich enthüllt. Was hätte der so dumm davongelaufene Bräutigam ihnen sagen sollen, wenn nicht alles? — Er wollte nichts mehr von ihnen, wollte fremd sein. Hier war er's, hier wird sein Elend niemand bedauern und niemand verlachen. Es war ihm eigentlich gleichgültig. Im besten

Falle gehörte er ja zu diesen Gesellen, wahrscheinlich aber stand er unter ihnen. Einige Löffel voll Kartoffelsuppe aß er, dann legte er sich aufs Stroh. In seiner feinbürgerlichen Kleidung lag er zwischen Lumpen und Lappen. Und er schlief ein, schlief besser, als seit Tagen. Der erbarmungslose Ankläger in ihm war stiller geworden. Wo sie auch sein mochte, schlechter konnte sie es nicht haben, als jetzt er. Das zu denken, tat ihm wohl.

Am nächsten Morgen, als er erwachte, war allerhand durcheinander zu hören. Hier leise beten, dort laut fluchen, aus einer andern Ecke wimmern. Jetzt sah er die Kerle erst einmal an; mehr als ein Dutzend waren ihrer und bei näherer Beobachtung doch mehr arme, kummervolle Hascher, als Spitzbuben. Aber das Wimmern dort drüben wollte nicht aufhören. Ein altes, krummgebogenes Männlein litt heftig an Gicht.

„Die müsset Sie sich halt abbete lasse!“ sprach jemand, der sich sofort dazu erbot. Der Alte war höchlich froh, daß ihm der Herrgott diese ganz unerwartete Hilfe geschickt hatte. Abbeten, ja freilich, freilich! — Ein Murmeln des Wundergebetes hörte Hans von der Ecke herüber, verstand aber nichts, wunderte sich nur, daß die Gesellschaft hier darüber nicht spottete, vielmehr andächtig zuhörte. Sein nächster Nachbar, ein halbblinder Hausierer, der an seinem Bündel lehnte, versicherte, daß es für Gichtleiden gar nichts besseres gäbe, als das Abbeten. Just für die allerschwersten Leiden, wo sonst nichts mehr helfe, sei das Abbeten noch das einzige Mittel.

„Auch gegen inwendige Leiden?“ fragte der Mediziner nicht ganz ohne Spott.

„Das will i meine!“ rief der Abbeter herüber. „Mägelekrampf, Lungeleweh, Herzeleleid, alles was zwicke und drücke und steche mag, hart Gedenke und brennheiße Lieb — alles will i wegbete, wer Glaube dazu hat.“

„Und heilig wahr, mir is scho besser!“ kreischte der alte Gichtmann vor Freude auf. Da winkte Hans Schmied dem Wundermann, er solle zu ihm kommen. Ohne zu bedenken, ob es Weisheit war oder Torheit, hat er ihm gewinkt. Wenn was so weh tut ....!

Da stand er auch schon vor ihm, der verwilderte Rotbart und Hans in seinem Schreck: Jetzt hab' ich den gerufen!

„Dös ischt ja ei guter Bekannter!“ lachte der Schwabe den Doktor an und sang nach der Melodie des „guten Kameraden“: „Ich kann dir die Hand nicht geben!“ Es war der Häuble, dem er den Arm durchgehauen hatte. Dieser Arm hing noch an dem Mann, war aber verpackt in einem tiefen Sack. — Als ob zwischen ihnen niemals was gewesen wäre, setzte der borstige Schwabe sich zu Hans und sie huben ein Gespräch an, bei dem unserem Doktor immer wärmer und sonderbarer ums Herz wurde, als er wahrnahm, daß gar kein Haß gegen ihn vorhanden war. Häuble redete von jenem Duell schier wie von einem fremden Fall, der ihn weiter nichts anginge.

„Und was treibst du jetzt, Häuble?“

„Ich? Leut' heile tu' ich.“ Und dann erzählte er, das Studieren sei ihm nie vonstatten gegangen, nicht mit und nicht ohne rechte Hand. Da habe er die Scharteken den Herren Professoren an den Rücken geschmissen

und sei Wunderdoktor geworden. Er trage ein Körble von guten Dingen herum: Enzianwurzeln, Rhabarber, Fieberpillen, Englischpflaster, Wundsalben, Mariazeller-Tropfen und noch eine Menge heilsamer Sachen. Und wo solche Mittel nichts wollten ausgeben, da habe er — noch von seiner Großmutter her — Mirakelsprüche, mit denen er den Kranken ihre Leiden und Schmerzen abbete. Keiner stürbe daran, und er lebe davon. Er wohne gleich auch immer bei seinen Kranken. Und wenn es just einmal nicht ganz gelänge von einer Heilkur zur anderen, nu so gehe er halt einmal in das Asyl für Unterstandslose, wo ihm auch nichts fehle. Kranke Leute gebe es überall und so habe es keine Not.

„Du bist also zufrieden?"

„Was will i denn wünsche?"

Hans schwieg. Der ist glücklich. Und ich? — Dann seufzte er auf: „Wenn du auch mir mein Leiden abbeten könntest, mein Lieber!"

„Was dir tut fehle, Schmied, für das han i kei Sprüchle und kei Kräutle."

Der Schwabe schien alles zu wissen, tat aber, als wolle er aus Taktgefühl davon nicht weiter sprechen. Er verabschiedete sich, er müsse mit seinem Körble in die Ordination — auf die Straße hinaus. „Sollet wir uns nimmer sehe — Gott befohle! Ich gehe nach Tirol."

Dieser Schwab! Der hatte ihm einen neuen Stachel zurückgelassen. Wenn der Rotstruppige ihm ins Gesicht geflucht hätte: „Du bist schuld an meinem Elend!" es wäre ihm lieber gewesen, als diese gottverdammte, herzlose Großmut. — Dann, war das nicht auch toll? Der

Schwabe kurierte die Leute ebenſogut mit der Lüge, als er es mit ſeiner Wahrheit verſucht hatte!

Von neuem zertreten, ſuchte Hans in ſich irgend etwas, woran er Halt finden könnte. Jede Handhabe gab nach, jeder Boden, auf den er ſeinen Fuß ſetzen wollte, wich zurück. So kams ihm vor. Der Elendeſte unter den Elenden wankte er umher in dem dumpfigen Raum.

Da bemerkte er, daß das Heim für Obdachloſe doch auch eine weibliche Abteilung habe. Im Hofe war eine Zwiſchenmauer und darüber her kamen weibliche Stimmen, zankend und zeternd. Aufs äußerſte ſtrengte er ſein Gehör an, ob aus dem ſchrillen Stimmengewirre nicht ein bekannter, guter, milder Ton zu vernehmen wäre. Als ob ſtummes Leid Weibergeſchrei je einmal übertönt hätte! An einer Stange des wilden Weines kletterte er hinan um über die Mauer ſehen zu können in die Frauenabteilung. Traurige Geſtalten, teils in dunklem, hängenden Gewand, teils in buntem Flitter — lächerlich eitel noch in dieſem Elend. Etliche hockten auf dem Steinboden und flickten Kleider, etliche ſaßen auf Bänken, ſchälten Kartoffeln oder ſtrählten ihr Haar. Andere trugen aus der Stube Bündel von Bettſtroh, um es im Freien aufzutrocknen und zu ſonnen. Und weil ſie uneinig waren und fortweg greinten, ſo kam eine hagere Aufſeherin mit dem Beſen bewaffnet, um zu ſchlichten. Und die ſah den männlichen Kopf über die Mauer ragen.

In der nächſten Minute war Doktor Hans Schmied abgeſchafft. Nicht einmal ſeine Sachen durfte er einſtweilen im Aſyle laſſen. Ein Menſch, der unter dem

Vorwande der Armut Weibervolk erſchleichen will! — Es war ihm ganz eigen, daß er, der an Ehre ſchon verwöhnte, hier gar keinen Reſpekt genoß, nicht den mindeſten. Freilich hatte er ſich auch nicht vorgeſtellt, ſondern ſich bloß unter dem Namen Johann Schmied ins Meldebuch geſchrieben. Das war ſoviel, als anonym. Und da ſah er, was der Menſch bloß als ſolcher geſellſchaftlich bedeutet, wenn alle Titel weggefallen ſind. — Die eine Wahrſcheinlichkeit hatte er nun, im Aſyl für Obdachloſe iſt ſie nicht. So ſuchte er wieder einen Karrner zum Transport ſeiner Güter und ließ ſich in ein Armenſpital bringen. Er hatte es noch not, er mußte erſt ein wenig kräftiger werden, ehe er weiteres verſuchen konnte. Was etwa, das wußte er noch nicht, war auch zu müde, um viel nachzudenken. Nur die eine Erkenntnis gewann er im Spital: wie die Medaille auf der Kehrſeite ausſieht. Hier war er nicht Arzt, er war Kranker. Da gibt ſich die Sache ganz anders. Der Arzt ſieht in der Krankheit einen intereſſanten oder unintereſſanten Naturvorgang; dem Kranken tut ſie weh. Der Arzt ſucht nach Wahrheit, der Kranke dürſtet nach Güte. — Hans dachte an jenen Vetter aus dem Melkſtubental. So einen Arzt möchte er jetzt haben; nicht einen, der bloß die Tafel über dem Bette lieſt, den Puls fühlt, ſich etwa die Zunge zeigen läßt und dann kühl zum anderen Bette geht; vielmehr einen, der ſich ein wenig zu ihm ſetzt, ihn an der Hand hält und freundlich die Leiden und Anliegen anhört. An manchen ſeiner Stubengenoſſen ſah er vormittags die Sehnſucht nach dem Arzt und nachmittags, wenn er vorbei war, die Enttäuſchung. Aber iſt es

anders denn möglich, bei dieſer Menge von Kranken? Und fiel es ihm ein: Ein Arzt ſollte nicht zu viele Patienten haben, das iſt nicht gut, da leiſtet er ſchlechte Fabrikware und nicht ſolide Handarbeit. Darum ſchaffen ſich die Großen einen Leibarzt an. — Aber tiefer drang er in ſolche Betrachtungen nicht ein, er konnte ja immer noch nicht ordentlich denken. Und wenn ihm die Verlaſſene, Verlorene einfiel, da ward ihm ſchlecht zum verſterben. Und auf einmal fühlte er wieder: Es iſt gut ſo. Sachte vergehen. Dann weht die Luft darüber hin und ſpielt mit dem Staube, wie die Katze mit der Maus. — Zeitweilig, wenn es ruhiger in ihm war, gelang es faſt, mit fremden Leiden das eigene zu betäuben. Er hub aus Langeweile an, ſie zu tröſten und gewahrte, daß er dabei ſelber getröſtet wurde. Es iſt komiſch, wie das manchmal hilft. So hielt er mit Kranken ſeiner Abteilung manch kurze Zwieſprache. Sie packten vor ihm emſig, wie der Jud die Ware, ihre Schmerzen aus und lebten dabei auf. Da erkannte ihn einer als den Doktor Schmied und wettete darauf, er ſei nicht krank, er ſei nur unter die armen Kranken gegangen, um ſie unauffällig zu ſtudieren, die Spitalzuſtände und die Armenpraxis kennen zu lernen. Und jetzt war er plötzlich der Heiland, und der Prieſter bei der Kommunion konnte ſie kaum mehr erbauen, als er in ſeinem Troſtzuſprechen. Und da merkte Hans allemal lebhafter, wie dieſes Gutſein für andere auch ihm ſelber wohltat. Immer von neuem fragte er die Kranken aus, nicht bloß um ihr Befinden, wohl auch um die mutmaßlichen Urſachen ihrer Krankheit, nach ihrem Beruf, ihrem Heimatsort, nach perſönlichen Be-

gegnungen in letzter Zeit. — Aber von der, die er ſuchte, war nirgends eine Spur. Eine Arbeiterin aus der Linnenfabrik, die ſagte ungefragt etwas: Was es doch für dumme Leute gäbe! Da ſei in der Fabrik ein Mädchen geweſen, ein blutjunger Fratz noch, die habe „ſtand der Peder" — stante pede wollte ſie ſagen — die Arbeit gekündigt. Frage warum? Ja, ſie müſſe auftrennen und noch einmal ganz neu anfangen. Sie habe ihre Pfaid vernäht. „Ich glaub', ſie hat was anderes ſag'n wöll'n. Jeſſeles, Joſes! Wenn jede auftrennen wullt', die ihre Pfaid vernäht hat!"

„Wie hat's denn geheißen, das dumme Mädel?" fragte Hans.

„Was woaß ih, wia de ghoaßn hat. Is nachher ah nimmer kema." Und weiter nichts.

Hans dachte nichts anderes als: das iſt ſie geweſen. —

Vor den Spitalärzten gab es kein Verſtecken, die hatten den kranken Kollegen gleich in eine beſſere Anſtalt überweiſen wollen. Hans ging nicht darauf ein, er war abgeſpannt und abweiſend, ſo daß ſie ihn ſich ſelbſt überließen. Nach einiger Zeit, als er ſich neuen Kräften ſoweit vertrauen zu können glaubte, übergab er ſeine Habſeligkeiten, die er nicht mitnehmen konnte, dem Spitalpförtner und ging davon. Die paar Wertſachen, die er beſeſſen, verkaufte er; die kleinen Andenken an ſie behielt er. Ihr Bildchen, auf dem ſie noch mit kurzem Röcklein neben der gebrochenen Römerſäule ſtand, wie ſie damals der Photograph faſt jedem Kunden verſetzt hatte, das trug er am Herzen. An jenem Herzen, dem er früher keine andere Bedeutung zuerkannt hatte, als die eines

Pumpmuskels. Es war einer, das wußte er auch jetzt noch, aber weh tat es da drinnen, gerade um dieſe Blutpumpe herum ſo bange weh tat's ....

Und dann verließ er die große Stadt und wanderte hinaus über das ſommerliche Land. Erſt tat's ihm wohl, weil es ſo friedensſtill war und nur die Vöglein jubilierten. Und dann wieder tat's ihm weh, weil es um ihn ſo friedensſtill war und nur die Vöglein jubilierten. — Das Dorf ſuchte er auf, aus dem Franz Kübler, Lieschens Vater, geſtammt haben ſoll. Fand aber nichts als eine alte Frau, die ſich als Witwe eines Mannes bekannte, der mit einem Franz Kübler in die Schule gegangen ſein mußte, weil im alten Leſebuch unter den anderen Namen der Schüler auch dieſer ſtand. Das war alles, was er erfahren konnte. Daß jener Franz Kübler ein Stadtherr geworden und daß von ihm ein Töchterlein vorhanden ſei, war der alten Frau gar verwunderlich.

Nun fiel unſerem armen Doktor Schmied bei, daß am Ende auch er Verwandte habe auf dem Lande. Wo war denn jener Vetter, der einmal ſein geſunder Patient geweſen? Der war aus dem Melkſtubental. Der hatte ihn zwar gründlich klein gemacht, damals; aber redlich und aufrichtig war er geweſen und zu dem zog's ihn jetzt hin. Das waren gerade ſeine glücklichſten Tage geweſen, damals im Winter, als der Vetter ihm in der Bude lag; und juſt deshalb heimelte ihn ſein Andenken, heimelte ihn der Weg zu ihm. Der Stolz war ja ganz und gar in ihm gebrochen und auf den Knien — ſo war ihm — müſſe er durch das weite Land rutſchen und alle Vettern und Muhmen fragen, ob ſie ſein Lieſerl nicht

gesehen! Aber das waren unechte Sachen. Instinktiv hielt er an der ländlichen Natur, suchte er eine Statt, wo er gesund werden konnte.

Am Eingange des Melkstubentals, aus dessen Hintergrund schneebedeckte Gebirge herabschimmerten, in der kleinen Dorfgemeinde Schlageisel, fand er jenen Vetter. Er war ein Bauer unter Bauern und der Knull genannt. Sein Hof stand auf einem freien Hügel mit Apfel- und Wildbirnbäumen umkränzt. Unten rann ein klares Wasser und trieb ein Mühlrad und an die Mühle war eine kleine Zeugschmiede gebaut, deren Blasebalg das Wasser aufblähte, um das Feuer anzublasen. Aber der Knull war nicht bloß Bauer und Baumgärtner und Müller und Schmied, er war noch mehr. Wenn in der Gegend irgend ein Mensch krank wurde, oder ein Vieh, oder eine Uhr, oder ein Spinnrad, oder was sonst, so kamen sie zum Knull. Der heilte alles, aber — wie er gern sagte — am liebsten noch die Leute, weil sie, ließ man ihnen nur Zeit, fast allemal von selber gesund wurden, was bei den Spinnrädern nicht der Fall war. Bei diesen mußte er gar genau zugreifen, bis sie wiederhergestellt waren; aus sich selber wurde kein einziges gesund.

Das erste, wobei Hans den ziemlich ruppigen Knull beobachtete, war, daß dieser von einer Magd aus der Nachbarschaft zurate gezogen wurde: „Du, Herr Vater, woast uns denn gar nix gegen Wespnstich? Auf der Wiesn hats Wespnnester und mir sulln Heu rechn."

„Nix besser, wie a Strohschüppel," sagte der Knull. Und da jammerte es den Hans, der hinter dem Weißdornstrauch stand, daß die Bauersleute doch gar so ver-

nagelt ſein mögen. Das erſte Mal ſeit Wochen ſchlug in ihm die kritiſche Ader wieder. Ein Strohſchüppel gegen Weſpenſtiche! Der Knull erklärte der Magd: „Strohſchüppel, ſo groß, wie a Kopf. An die lange Stang ſtecken. Anzünden und damit das Weſpenloch verſtopfen!“ — Jetzt verſtand es der Lauſcher. Freilich werden die Weſpen nimmer ſtechen, wenn man ſie abbrennt. Am Ende, kam es ihm jetzt bei, iſt es öfter ſo, wenn man ſich über die Leute luſtig macht, ehe man ſie verſteht. Es iſt ja wahr, daß des Bauern Weisheit gerne in halben Worten ſpricht: an dieſen bleibt man hängen und hat den Unſinn. An manches erinnerte Hans ſich jetzt von ſeiner Mühle her. Aber mit der Bücherweisheit wird die Naturweisheit ausgeſengt, wie das Weſpenneſt mit dem Strohſchüppel.

Als die Magd mit dem Strohſchüppel davon war, ein Vergeltsgott hatte ſie als Honorar gegeben, trat Hans hinter dem Strauch herfür und ſtellte ſich vor. Der Knull kratzte ſeinen grauenden Bart, der hinter Backen und Kinn auswucherte, guckte unſicher drein und ſprach „Was tauſend, das iſt ja — das iſt ja der Herr Vetter!“

„Heute iſt es mir recht, wenn Sie mich als ſolchen anerkennen. Iſt zwar nicht lange her, daß ich Sie aus meinem Ordinationszimmer hinausgeflegelt hab', aber derweil iſt halt viel geſchehen. Jetzt geht's mir ſchlecht und deswegen komm' ich zu Ihnen.“

„Au weh! Ja, was hat's denn, Herr Doktor?“

„Krank bin ich geweſen und wenn Sie ein Stübel für mich hätten — für ein paar Wochen, mir tut Landluft not. Und hab keinen Kreuzer Geld im Sack.“

Der Knull ſchaute ihm ſcharf ins Geſicht, er merkte wohl, das es harter Ernſt war. Dann ward er freundlich und ſagte: „Sie ſind doch geſcheiter, als ich g'meint hab', Schmied. Wer ſo klipp die richtige Anſprach findet, daß kein Menſch nein ſagen könnt', der iſt nit dumm. Bleibns halt da. Habns nix ſonſt, wie das Handbündel?"

„Nichts."

„Iſt auch das genug."

Und jetzt hatte Doktor Hans Schmied eine Sommerfriſche.

Beim Vetter Knull.

Und hier, beim Knull in Schlageisel ist Hans geblieben bis in den späten Sommer. In der Holzkammer über der Wagenhütte hat er gewohnt, nichts hatte er getan, als gesund zu werden. Über Felder und Wiesen strich er, in die Wälder ging er, auf kleine Felswände kletterte er und schaute hinaus in die Berge. Und schaute wieder den Blumen zu bei ihrem Blühen, dem Korn bei seinem Reifen, den Tieren bei ihrem Kämpfen und Lieben, den Menschen bei ihrer Arbeit und dem Knull bei seiner Schlauheit.

Am Familientisch beim Knull hatte er den Ehrenplatz. Bei der reschen Hausfrau und den erwachsenen Söhnen ging es ganz munter her. Es wurde bei Tisch gescherzt, gelacht und es wurden mancherlei Vorkommnisse besprochen. Es war fast wie auf der Mühle im Unterschatt, in jenen guten Zeiten. Einmal wurde bei dieser Tafelrunde eines Gerüchtes erwähnt über den Pfarrprovisor von Stahlhöfen, aber der Knull unterbrach das Gespräch: Seid's still davon. Wer weiß, ob's wahr ist. Und wenn's wahr ist, wird's auch kein Unglück sein." Hans hatte seine Ohren gespitzt. Der Provisor von Stahlhöfen?

„Was ist's mit dem?" fragte er hernach den Knull.

„Nix. Geistlicher werden hätt' er nit sollen." Und nichts weiter.

So lebte nun Doktor Hans Schmied. Mit seinem Vetter wurde einmal die Verwandtschaft erörtert, was zum traulichen Du und Du führte.

Einmal sah Hans ein Beispiel, wie der Knull Kranke behandelte. Kam ein verelendeter Mensch daher, noch nicht alt, aber krank zum versterben. Es war ein heißer Tag, doch der Mann hatte dicke Lodenkleider am Leib und der Kopf war mit unterschiedlichen Tüchern so umwunden und verbunden, daß es der Knull nur aus der mutvoll hervorstehenden Nase erkennen mußte, wer er war.

„Ja, Klippelspatz-Bauer, wo fehlt's denn?" fragte der Knull.

„Mein, wo fahlt's! Im Kopf halt, im Kopf. So viel Kopfweh alleweil und tanz'n tuat alls und blaw vor den Aug'n, daß ih frei nix siach."

„Das glaub ich. Weil du's G'sicht verbunden hast, wie eine Mumel. Herab mit den Fetzen."

Der Klippelspatz wollte sein Haupt nicht entschälen. Er hatte Bedenken. „Wird's nit eppa z'küal sein in der Stub'n?"

„Bei zwanzig Grad! Mensch, willst dich denn braten?"

„Mei Weib tuat ma fleißi einhoaz'n. Van warmen Ofn war's ma frei zum liebern. Aber es gibt halt nix aus, allerweil schlechter wird's. Ih woaß nit, daß ih gar alleweil a so Kopfweh han. Tua ma helfn, Knull!"

Als er die Tücher zögend endlich losgewickelt hatte, war noch eine Pelzhaube über das Haupt gestülpt. Das Gesicht war gerötet und aufgedunsen.

„Ja, Freund, da glaub' ich's!" rief der Knull wie erschrocken aus. „In derer Hitz, da zergeht uns ja das Hirn! Das wird freilich weh tun!"

„'s Hirn z'gehn?" fragte der Bauer angstvoll auf.

„Wie Butter in der Sonn' zergeht's, wenn du alleweil so in den Hitzen bist."

Der Klippelspatz mußte sich schneuzen.

„Siehst du, siehst du, wie's schon flüssig wird!" sagte der Knull lebhaft. „Da muß fürgebeugt werden; 's ist höchste Zeit. Weg mit den Tüchern! Weg mit der Budelhauben! Zusammenschlagen den Ofen und in die frische Luft heraus mir dir! — Narr, dir zergeht ja 's Hirn!"

Er gab ihm einen „Geist zum Einreiben auf der Stirn" und verordnete Bewegung und Luft. Der Kranke, dem Arzt vertrauend, stand nachher probeweise ohne Kopfbedeckung in der freien Luft und meinte endlich, es deuche ihn, das Hirn tät schon ein bissel besser werden.

„Nun also, Klippelspatz, so geh jetzt und tu mir schön folgen!"

Der Mann ging fast leichtschrittig davon. Jetzt war er voller Trost. Jetzt wird das Hirn ja bald wieder fest werden! —

— „Was sagst du dazu?" fragte der Knull dann den Doktor.

„Ich glaub' auch, daß dem ein Geist zum Einreiben nottut," lachte Hans.

„Das ist ein Hypochonder, ein fauler Ofenhocker, ich kenne ihn. Mit Vernunftgründen richtet man bei solchen Leuten nichts aus. Sie glauben nur den Unsinn.

Paß einmal auf, das zergehende Hirn wirkt. Der Mann wird jetzt barhaupt im Freien herumsteigen den ganzen Tag, wird in der kühlen Stube schlafen, wird vielleicht ein wenig das Reißen kriegen, aber das Kopfweh und der Schwindel werden nachlassen."

Hans merkte bei solchen Erlebnissen, daß er umlernen müsse. Mit der Dummheit weiß nicht einmal die Weisheit was anzufangen, außer sie wird zur Schlauheit.

Aber seine Lieserl hat Hans auch hier nicht erfragt und nicht gefunden und allmählich war sogar die Trauer um sie schlafen gegangen. Manchmal tat es ihm leid um diese Trauer, da kam sie aber nicht. Ein anderes Mal wollte er sich des Lebens freuen und da kam sie plötzlich und quälte ihn. In einer Nacht sah er sie kauern, halb ohnmächtig an einer Mauer, an der Tropfen niederrieselten. Das Kind sog krampfig an ihrer Brust. Es hatte die Mutter schon fast ausgetrunken. . .

Im Morgensonnenschein dann war das Gesicht dahin; um seine Sinne warb das Leben und die Trauer schlief wieder ein.

„Laß sie nur schlafen, Hans," hatte der Knull gesagt, „aber gib Achting, daß sie nit erstickt."

Hans hatte ihm ja alles erzählt. Und an dem Tage, als der Alte die Geschichte dieser Untreue und dieser Pein vernommen hatte, ging er hinauf zu seiner Alm und wieder herab und dachte nach. Einem solchen Menschen hat er noch nicht begegnet. Zuerst so ein Windhund, ein saugrober Büffel, ein höffartiges Bücheltier — und jetzt ein so armer, zerbrochener Bursche, der sich Fuß und Hände blutend macht um das Mädel inerschtwo in

der weiten Welt auszugraben. Den hat's ordentlich umgekrampelt, das Mitleiden, das höllschreckliche Mitleiden, das gottheilige Mitleiden. Daß er irrig kunt werden! Mit dem muß man gut umgehen.

„Dableiben sollst, ganz dableiben!" sagte er zu Hans, als er damals vom Berge zurückgekommen war. „Schau, wir haben alles, was du brauchst: nahrhafte Kost, Ruhe, Sonnenschein und reine Luft. Geh herum, schau, was Gott tut, schau, was die Leut' machen. Wo es heiter hergeht, dort bleib länger stehen und mach's mit. Hilf ihnen bei der Arbeit, wenn du Lust hast. Denke nit immer, daß du krank bist und auch zum Gesundsein mußt du dich nit zwingen wollen."

Solchen Ratschlägen trachtete Hans nachzuleben. Manchmal konnte er ausgelassen lustig sein, aber zur ruhigen Heiterkeit, die der Knull so gerne gesehen hätte, konnte er nicht kommen. Mit den Mannsleuten hatte er manchmal kleine Händel und nicht ungern trieb er sich zeitweilig bei jungen Mägden herum, bis in ihm plötzlich wieder eine verhüllte Leiche lag auf dem Schragen. Dann strich er herum wie ein armer Sünder. Es kamen Tage, wo Hans vom Weiterwandern sprach oder von der Rückkehr in die Stadt, um eine Praxis zu suchen. Vielleicht als Armenarzt oder als so ein Fabriksarzt, zu dem kranke Arbeitersleute daherkommen.

„Ja, Mensch, Fabriken! Grauft dir denn nit davor?" rief der Knull, „mir tät grausen. Sind ja totgiftig, die Fabriken! Weißt es nit, wie in künftigen Zeiten das eilfte Gebot heißen muß? Paß auf!" Der Alte nahm eine feierliche Stellung an, als käme er geradeswegs vom

Sinai und sprach: „Das eilfte Gebot: Du sollst arbeiten nicht mit dem Rad, nicht mit dem Wasser, nicht mit dem Feuer, du sollst arbeiten mit keiner anderen Kraft, als die in deinem Leibe ist!“

Da hatte Hans das Bild einer neuen Welt vor sich, einer jungen Welt. Das Bild der Welt, wie sie einst war, als sie jung gewesen. Der Menschen persönliche Arbeit allein! Kein Reichtum und keine Armut, kein Herr und kein Knecht. — Und heute! — Da muß so ein armes, schwaches Kind arbeiten, arbeiten, immer arbeiten für andere und ist ganz verlassen. — Und schrie es wieder in ihm: schiebe die Schuld nicht auf andere, die Schuld bist du, daß sie elend und verlassen ist! Dann mußte er es seinem Hausvater doch wieder deuten, weshalb er in die Stadt, in die Fabriken wollte. Dort müsse er sie finden, er müsse, so gehe es ihm für. Oder auch nicht, es sei ihm alles so traumhaft, manchmal komme ihm vor, es sei überhaupt alles miteinander nichts.

„Nichts? Was heißt das wieder?“

„Es ist nichts, Vetter, es ist alles nur Einbildung, alles miteinander.“

„Einbildung? Von wem?“

„Von mir, oder von dir, wie du willst. Es ist überhaupt nur Einer. Und der ist auch nicht.“

Der Knull hob munter seinen Kopf: „Wunder, was du jetzt gesagt hast! Du bist ja ein umgekehrter Narr, Hans! Die rechten Narren halten manchmal ihre Einbildung für Wirklichkeit; du, der verkehrte, nimmst die Wirklichkeit für Einbildung. Meinetwegen, wissen tut man eh nix. — Nur wird's nachher gut sein, wenn du deine Elisabeth

nimmer findeſt. Wenn ſie doch niemand ſein dürfte neben Deiner! Wenn ſie doch nur deine Einbildung wär:, ſonſt nix. Mein' ſchier, das möcht' ihr zu wenig ſein."

Dieſe Worte brachten den Hans neuerdings auf ſeine ſtrafenden Gedanken. Er hatte das Mädel lieb gehabt, aber wie ein ausgewachſener Egoiſt. Er war herriſch zu ihr geweſen, rückſichtslos, ſie war ihm wie eine Sklavin. Sie war die geduldige Abladeſtelle für ſeinen Unmut. Und als er ſie durch Liſt und Koſung ans Ziel gebracht, war ſie ihm nichts, als eine Naturnotwendigkeit. Jetzt hat er ſie verloren, wie ein anderer ſein Vermögen verliert. Das iſt der ganze Jammer!

„Ich bin ein grundſchlechter Kerl!" ſchrie er dem Knull ins Geſicht. „Ich ſehe es, ich bin der lautere Egoiſt!"

„Egoiſt ſchon, das wohl. Aber der lautere nit, Gott ſei Dank. Es iſt doch auch biſſel ein Gewiſſen dabei, eine ehrliche Reue. Das ſind harte Kameraden, mein Lieber, aber tu ſie nur gut halten. Wenn dir Gewiſſen und Reue auch davonlaufen, nachher —" Er ſchnellte die Hand wegwerfend aus.

„Gewiſſen, Reue, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ſie mir ſo unſagbar erbarmen tut. . . ."

„Iſt es das Mitleid, Hans, dann wird es auch die Liebe ſein. Mir ſcheint alleweil, die Zwei ſind das Gleiche. All' meiner Tag' hab ich's gefunden, das untrüglichſte Merkmal der Lieb' iſt das Mitleid. Die Liebenden ſollten ſich nur fleißig darauf hin prüfen. Wenn die Weltweiſen ſagen, mit der Schönheit höre auch die Liebe auf, ſo ſagen ſie halt wieder einmal was Verkehrtes. Wenn die Schönheit aufhört, hebt die Liebe erſt an. Wenn die

Geliebte alt und armſelig wird, da hebt ſie erſt an, weil ſie das Mitleid iſt.“

Wenige Monate vorher würde Doktor Hans Schmied einer ſolchen Auslegung zyniſch widerſprochen haben. Aus der zu täppiſchen Jugendplauderei und aus materialiſtiſchen Forſchungen wußte er ja nur von einer Liebe des Leibes. — Jetzt ſchwieg er. Jetzt mußte er glauben an eine gewaltige Pein und Sehnſucht, die mit dem Leibe nichts zu tun hat. —

Eines Tages ſtieg Hans wieder der Höhe zu, hinan gegen die Knull-Alm. Es war ein klarer, kühler Herbſttag, die Hochberge waren beſchneit, weit herab. Das Tal lag breit und grün zwiſchen den Waldbergen. Alles ſtill und feierlich. Dem Hans war um's Jauchzen, ſo wohl war ihm.

Selige Stunden,
Die uns beſchieden
Um zu geſunden,
Hohe Natur,
In deinem Frieden! —

Geſund geworden! — Wo man geſund geworden iſt, da ſoll man bleiben, ſagt eine alte Regel. Soll er ſich nicht doch vielleicht zu einer der vielen Tätigkeiten bequemen, die im Knullhof geübt wurden? — Aber wie er auf der Höhe war, wo gleichſam die halbe Welt dalag vor ſeinen Blicken: hier hinten die Schnee- und Gletſcherwelt, dort draußen das wellige Hügelland und die Ebene, die in der Ferne hinlag wie das blaue Meer, da wollte es ihm das Herz zerſprengen. Was tut er mit dieſer ſchönen Welt, was iſt ſie ihm, wenn er allein iſt in ihr, allein wie eine verlorene Seele! — Fort! Fort will er. Suchen muß er!

Als er zu Tale kam und an der Mühle vorbei wollte, gewahrte er drinnen den Knull. Er mahlte Korn für die Zeit, da das Wasserrad vereist sein wird. Hans ging hinein. Da er nicht gleich bemerkt war, lehnte er sich an den Mehlkasten und schaute in das klappernde Räderwerk, das im Halbdunkel der Radstube kreiste. Seine Mühle im Unterschatt, sein Vater, seine Mutter! Seine Kindheit ..... Und an die Lern- und Studentenzeit dachte er, an die leichtsinnigen Jungen, denen er sich einst angeschlossen und die ihn mit allerlei süßen Teufeleien bekannt gemacht hatten. An den kleinen Hans dachte er, der seine stillen und reinen Wege ging, den er deshalb so sehr verachtete und heimlich — fast ohne daß er es sich selbst bewußt worden — so sehr liebte. Und dann das Universitätsleben und dieser Hochmut dabei, und diese Weltgier! Und dieser Eigensinn und dieses rohe Niedertauchen in die tierische „Wahrheit!" Was hat er alles angerichtet! Die Eltern sind tot, denen kann er nichts mehr abbitten. Die Eine aber, warum soll die tot sein? Die lebt, die ringt irgendwo mit der Not. An der feuchten Mauer lehnt sie verschmachtend und das Kind findet keine Nahrung mehr an der Brust ....

Als der Knull in der Mühle die Stufen hinanstieg zum Kornkasten, rief ihm der Hans ganz unvermittelt zu: „Vetter, morgen werde ich fortgehen."

„Ich versteh nix", rief der Knull, die hohle Hand ans Ohr legend. Dann stand er prüfend am runden Mühlsteinkasten, wo aus dem schütternden, eckigen Holztrichter das Korn wie ein zitterndes Brünnlein in den Steinhals rieselte, um zwischen den zwei schwer sich

reibenden Mühlsteinen zermalmt zu werden. Endlich drückte der Knull einen Hebel nieder, da ging das Räderwerk langsamer und blieb stehen. Die Stille klang in den Ohren, draußen rauschte das Wasser. Der Knull kam die Stiege herab und fragte: „Hast du vorhin was gesagt?“

„Ich habe gesagt, daß ich morgen fortgehe.“

Die Antwort war: „Das habe ich von dir schon lange erwartet, lieber Hans.“

„Ich habe deine und der guten Deinen Geduld unverantwortlich mißbraucht.“

„Auch daß du diese Redensart sagst, habe ich erwartet. Und ich weiß auch, wie du jetzt weiter reden willst. Ich kann's nicht bezahlen, was ich bei euch gehabt hab', willst du sagen. Unnütz miteſſen, das ist für den Mann eine Schande, erstens vor denen, die ihn füttern und zweitens vor sich selber, weil er sich nicht ernähren kann. Gelt, so willst du sagen. Ist unnütz reden, wird nix besser damit und tust dir selber unrecht. Du bist verpflegt worden. Gut. Und du hast auch was geleistet. Du bist gesund worden. Jetzt kannst arbeiten. Bei uns gibt's zu holzen, zu dreschen, zu eisen. Willst meinem alten Großknecht im Winter helfen Schaufeln schnitzen, Körbe flechten, Sechter binden, Häsen drahten. Ich kann auch so bissel was; lern uns ab was. Kannst dir bald deine Groschen dermachen, ich lohn dir.“

Hans wehrte mit der Hand ab.

„Aber ich weiß es ja.“ lachte der Knull, „du willst funfzehn Jahr' nit umsonst verschwitzt haben, wenn du überhaupt geschwitzt hast, beim Studieren. Du willst dein Wissen halt jetzt zum Können machen, sonst hat der

Menſch ja nichts davon. In unſerer Gegend iſt weitum kein rechter Arzt, meine Fürtrefflichkeit ausgenommen. Und die iſt auch kein rechter. Derweil ich als Kurpfuſcher im Arreſt ſitz' — iſt ſchon vorgekommen! — iſt gar keiner. Hauſ' dich ein bei uns. Leben wirſt freilich nit können von der Praxis, dafür iſt die Luft zu geſund und das Volk zu arm, und der Herr Doktor Schmied wahrſcheinlich zu lebhabig. Legſt dir halt ein Wirtſchaftel an und treibſt es doppelt."

„Landwirtſchaft? Wenn man Großſtadt geſchmeckt hat, geht das nicht", wendete Hans ein.

„Warum geht das nit? Iſt's doch bei mir auch gegangen. Hab' ich nit auch in der Stadt aus Bücheln gefreſſen? Iſt mir dabei der Magen alleweil enger, der Kopf alleweil geſchwoll'ner worden. Denk' ich mir: Gehſt rechtzeitig. Wird der Schädel mit allerlei Weisheiten zu voll und zu groß, kannſt nachher nimmer aus dem Akademietor. Geh' noch zu rechter Zeit! Jäh hat mich's Bauernblut heimwärts geriſſen auf meines Vaters Gut, bin Bauer und Kurpfuſcher worden. Meine Buben könnens auch ſo machen, wenn ſie wölln. Auf die Landwirtſchaftsſchul! Anders geht's freilich nimmer. Iſt denn die Stadt jener verſteinerte Zauberwald, aus dem keiner mehr zurückkommt? Ausſchauen tut's immer einmal ſo, aber wahr iſt es nit. Bleib' nur da, Hanſel. Was an der großen Stadt iſt, haſt ſchon geſehen."

„Ich danke dir, Vetter Knull. Ich muß fort und muß fort. Mir ſchwant es nicht anders, wenn ſie noch lebt, ſo iſt ſie in der Stadt."

So iſt er immer wieder auf ſein Herzleid gekommen.

Und wollte das zeitweilig verdämmern, so war das andere Mahnen: die Pflicht, die Ehre. Mit ihm mag werden, was will, nur das nicht, was er schon einmal gewesen ist — ein Hundsfott.

„'s gibt nur zwei Dinge: Wenn ich allein bleibe, so lebe ich mich in der Stadt zu tot. Und sonst kommen wir zu zweien wieder. In diesem stillen Tal, da wollten wir gut miteinander alt werden." Das war sein Abschiedswort an den braven Knull und seine Leute.

An dem Herbsttage, als Doktor Hans Schmied fortging aus dem Tale, war ein rotgoldener Schneefall eingetreten. Schon Wochen vorher, in wind- und wetterstillen Tagen, waren die Bäume rot und gelb geworden; zuerst die Buchen, dann die Ahorne, dann die Birken, dann die Linden, dann die Lärchen. Diese goldenen Wälder waren noch gesprenkelt mit dem lichten Grün der Sträucher und dem dunkeln der Nadelhölzer. Wie bunte Teppiche lag es über den Berglehnen. Die ausgegrasten Wiesen waren schon belegt von Blättern, die eins ums andere sachte von den Bäumen niedertänzelten. Allmorgendlich Nebel bis Mittag, dann löste er sich in zarten Dunst und ein wundersamer Sonnenschein kam herab vom stillen, blauen Himmel. Dann war eines Abends ein eisiger Nord gekommen; in derselben Nacht entstand kein Nebel und am Morgen, als erstaunlich groß und rot die Sonnenscheibe heraufstieg, waren alle Wiesen und Felder bedeckt mit feingezähntem Reif. Die Bretterdächer des Hofes waren zart bereift und an dem Brunnenständer hingen Eiszapfen.

An diesem Morgen verließ Hans das Haus des

Vetters Knull um zurückzukehren in die Stadt. Und als er auf der Talſtraße dahinſchritt durch den Buchenwald, auf den wieder warm die Sonne ſchien, da begann das rotgoldige Schneien. Langſam fielen die Blätter von den Bäumen, langſam und ſtill fielen ſie herab. Die einen tänzelnd und wehend, die anderen ruhig und gerade der Erde zu. Still und langſam und unaufhörlich fielen ſie überall und überall. Und als der Wanderer zur Brücke kam, unter der ein glasklarer Bach dahinrann, waren die Ahorne und die Eſchen, die an ihm ſtanden, ſchon faſt kahl und zeigten das Gitterwerk ihrer Äſte und Zweige. Hans hatte im Unterſchatt das Schauſpiel ja ſchon oft erlebt, aber nie beachtet. An dieſem Tage ſah er, wie ſchön das war und wie zu Herzen gehend. Und der Gedanke kam ihm, ob all die künſtlichen Schönheiten der großen Stadt zuſammen ſo merkwürdig ſein können, wie ſogar dieſes Naturſchauſpiel des Blätterfallens im Herbſte.

Wenn die entlaubten Zweige wieder Knoſpen treiben — werden wir beide dann in dieſem Tale ſein? Die Natur entkleidet ſich und legt ſich zur Raſt. Und derweil bereiten die Himmel den Frühling vor.

Plötzlich ärgerte er ſich der Sentimentalität. Eine Woge der im Gebirg erworbenen Geſundheit wirbelte auf. „Kein Schade um das dürre Laub!“ rief er laut und verſetzte dieſem Blätterteppich mit dem Stock einen Hieb, daß es raſchelte. „Es wächſt ja wieder friſches nach.“

Ohne Glück und ohne Stern.

Eines Tages, im Frühwinter, standen unsere beiden Hänse in der Zeitung. Im Annoncenteil mit ziemlich auffälligen Buchstaben: „Der gesamten Heilkunde Doktor Hans Schmied ordiniert in der Siebensterngasse Nr. 13 täglich von 9—11 Uhr Vormittag und von 3—4 Uhr Nachmittag. Für Arme unentgeltlich."

Und unter den Vermischten Nachrichten stand der Kleine: „Der vor kurzem zum Pfarrprovisor von Stahlhöfen ernannte junge Cooperator, Herr Hans Schmied, der wegen seiner Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge, sowie seiner Menschenfreundlichkeit wegen in der Gemeinde sehr beliebt ist, soll sich demnächst wegen einer kirchlichen Übertretung zu verantworten haben."

„Was!" sagte der Doktor Schmied, als er diese Notiz gelesen. „Kleiner hat übertreten! Ja, was hast denn du angestellt?" Lange beschäftigte er sich mit dem verwichenen Jugendfreund in Gedanken. — Gewissenhaftigkeit in der Seelsorge und kirchliche Übertretung? Dieser Widerspruch gibt zu denken. Wahrscheinlich hast du dir am Freitag einmal eine Wurst gegönnt. Anderes könnte ich mir bei dir nicht reimen. — Aber, was war denn in Schlageisel für ein Gerede umgegangen? Und

man nichts erfahren konnte, als was der Knull gesagt hat: „Geistlicher hätt' er halt nit werden sollen!" —

Allzulange konnten sich seine Gedanken bei dem Jugendfreunde nicht aufhalten. Er hatte Sorgen. Und er war das Sorgen noch nicht gewohnt, nachdem es früher immer andere für ihn getan hatten. Wenn seine Annonce schon am ersten Tage gewirkt hätte, würden die Patienten auf Nr. 13 in der Siebensterngasse weder einen Doktor, noch ein Ordinationszimmer gefunden haben. Erst gegen Abend kam der Möbelwagen mit altem Gerümpel und hinterdrein der Doktor mit einem gedungenen, alten Diener, um sich einzurichten im Raume, wo er acht Semester lang gewohnt hatte. Den Anfang machte ihm der Knull möglich nach Bismarcks Spruch: „Aufs Pferd will ich dich heben, reiten mußt selber können! Bis du's hast, tust mir's zurück. Geschenkt wird nix." Zwei Stuben blieben uneingerichtet und wenn Hans manchmal in denselben hin und herschritt, fiel es ihm ein, wie dumm das war, daß er gerade diese Wohnung gewählt hatte, wo sie einst neben seiner gewesen. Aber just diesen Schmerz wollte er zum Kameraden haben. Wenn gerade seine dunkeln Stunden waren, dann nahm er sich vor, in dieser Wohnung ein guter Mensch zu werden. Armenarzt! Es ist ja das Armen-Leutviertel hier, sie werden kommen und eines Tages wird im Wartezimmer die Lieserl sitzen. Endlich mußte sie ja erfahren, daß er die Hofratstochter nicht geheiratet hatte, daß er nur auf sie wartet. Auf jeden Fall muß es ihr, wenn es einen Gott gibt — und er vermutet das nun fast — irgendwie und wo zugute kommen, was er Armen tut.

Er merkte seine edle Gesinnung, wurde aber nicht übermäßig gerührt davon, weil er anfing, deren lächerliche Eitelkeit zu erkennen.

Der erste Postbote in der neuen Wohnung brachte ein wohlparfümiertes Billetdoux. Welche Gier, Hans, welche Gier! Du zerreißt mit dem Umschlag ja auch das Briefchen! So hastig riß er es auseinander. — Eine große Überraschung!

Die blaue Tinte redete:

„Lieber Freund! Mit Bedauern hörte ich, daß du noch lange krank warst, mit umso größerem Vergnügen vernehme ich aus der heutigen Zeitung, daß du dich wieder etabliert hast. So hoffen wir dich bald wieder einmal bei uns zu sehen, was freuen wird deine ergebene Freundin Malcha Weißpandtner.
Papa und Mama lassen grüßen."

Jetzt wurde dem Doktor Hans Schmied der Kopf wackelig. — Die haben mir verziehen? Ei, das ist köstlich, jetzt sind die mir gar nicht einmal böse. — Übrigens, warum sollten sie es auch? Man war zurückgetreten, weil man krank gewesen, weil man Verpflichtungen hatte. Dagegen ist ja schließlich nichts einzuwenden. Nun aber wieder hingehen? Das müßte man sich doch überlegen.

Das Überlegen entschied gegen einen Besuch. Aber mit Knappheit!

Am nächsten Tage klingelte es wieder einmal. Immer etwas Anderes. Wer stand sehr höflich da? Der Herr Bernhard Liebkindel. Er entschuldigte sich, gerade zur Ordinationsstunde stören zu müssen. „Wann, ich bitte, sonst? Ein vielbeschäftigter Arzt!"

Liebkindel, der Bankmann, war ein etwas unterſetzter, blonder Herr, ganz fein beiſammen, aber ſo kurzſichtig, daß er trotz des funkelnden Zwickers und weil der Doktor etwas fremd tat, erſt noch fragen mußte: „Ich habe wohl die Ehre mit Herrn Doktor von Schmied?“

Der ließ ihn ins Zimmer treten und bot einen Strohſeſſel. Aber Herr Liebkindel blieb ſtehen.

„Immer peinlich iſt ſo etwas, Herr Doktor.“

„Mein Gott“, ſagte dieſer, „Sie wollen halt Ihr Geld haben.“

„Glauben Sie nicht, Herr, daß Sie es zu tun haben mit einem Shylock. Was will ich Geld, wenn Sie keines haben! Ihre Heirat iſt zurückgegangen, krank ſind Sie, ſehen ſperr aus. Herr Doktor, da muß der Chriſtenmenſch barmherzig ſein. Sie haben eine neue Praxis aufgemacht, man muß Zeit laſſen, daß Sie verdienen können. Sie ſind mir gut.“ — Er taſtete an ſeinen Kleidern herum, mit der Stiefelſpitze vorſichtig auf dem Boden umher. „Pardon, ich habe den Zwicker verloren. Ich bin ein halb blinder Mann. Dürfte ich bitten?“

Der Doktor fand den Vermißten, am Ärmelknopf war er gehangen. Ihn an die Naſe klemmend, ſagte Liebkindel gemütlich für ſich hin: „Hab' ich den Zwicker verloren, ſo ſehe ich nichts und kann ihn nicht ſuchen. Und ſitzt er auf der Naſe, ſo könnte ich ihn ſuchen, habe ihn aber nicht verloren. Iſt's mit Ihnen anders, Herr? Haben Sie kein Geld, ſo muß ich trachten, daß ich es kriege und haben ſie eins, ſo kann ich es drauf ankommen laſſen. — Dahier, nur die kleine Güte. Ihren werten Namenszug.“

Die Schrift war schon aus der Rocktasche und völlig in Ordnung. „Der Herr Doktor verpflichten sich zu siebenhundert Gulden mit Zinsen zwölf Prozente."

„Bloß zwölf!" wunderte sich der Doktor. „Na, unterschreiben kostet nichts. Ob ich zahlen werde, weiß ich natürlich nicht. Ich kann ein Pazer sein und keine Patienten bekommen. Ich kann sterben. Ich kann durchgehen und weiß der Himmel, was sonst noch. Ich weiß allerhand, Herr Liebkindel, nur ob ich zahlen kann, das weiß ich nicht."

Liebkindel lächelte süß. „Wer so redet, der bezahlt. Man kennt seine Leute. Sie werden ja noch heiraten die Tochter meines Geschäftsfreundes."

In diesem Augenblick der so traulichen Gesprächswendung sprang dem Doktor Schmied der Vorwitz auf den Nacken. „Jetzt fällt mir was ein," sagte er lebhaft. „Erst eine indiskrete Frage, Herr Liebkindel. Sind Sie vermählt?"

„Luxus, Herr! Ist kein Geschäft!"

„Nun sehen Sie, da können wir ein brillantes Geschäft machen. Den Luxus trägt's diesmal. Heiraten Sie meine Braut und streichen Sie die Siebenhundert."

Liebkindel wurde still. Er hatte wieder den Zwicker verloren, aber er bemühte nicht mehr. Er hielt des Zwickers Schnur zwischen den Fingern und das genügte ihm. Dann legte er die flache Hand über die Augen, als tue ihm das Licht wehe.

„Herr Doktor von Schmied", sagte er ganz leise, „Ihnen hätte ich das nicht zugetraut. Ein unfeiner Spaß. Es könnte einem leid tun. Zu reden so undank-

bar über Herrn Hofrat Weißpandtner und ſeine Familie. Der Herr Hofrat iſt immer gut zu Ihnen geweſen. Alle ſind gut zu Ihnen geweſen."

Da blieb ihm nichts übrig, dem Doktor, als ſich zu ſchämen. „Sie haben recht, es war ein dummer Witz. Ich verdanke dem Hauſe viele ſchöne Stunden, es iſt wahr."

„Nun, was wollen Sie? Wenn Sie ſo ſind, dann könnte ich zehnmal die Siebenhundert ſtreichen. Sie würden doch ihren Witz machen aufs Wucherjüdel. — Ich werde gleich gehen, nur ſoll ich Ihnen noch Eins ſagen. Wir haben gerade einmal wollen wiſſen, wie Sie ſind. Die zwölf Prozent haben Sie unterſchrieben, das iſt leichtſinnig geweſen. Sie haben geſagt, ob Sie werden zahlen können, das wiſſen Sie nicht. Das iſt ehrlich geweſen. Und dazugeſetzt, Sie haben eingeſtanden den ſchlechten Witz auf die Familie Weißpandtner. Das iſt anſtändig. Herr Doktor von Schmied! Sehen Sie noch einmal dieſen Schein. Ein gefährliches Papier, Herr! — Tun wir's kaput machen." — Er zerriß den Schuldſchein in vier Fetzen.

„Was treiben Sie?" rief der Doktor.

„Wie Sie ſehen, dieſes Papier habe ich unſchädlich gemacht."

„Zeichen und Wunder! Der Jude zerreißt die Schuldſchrift! Ja glauben Sie, mein Herr, daß ich mir von Ihnen Geld ſchenken laſſe?"

„Hi, Hi! Ich Ihnen ſiebenhundert Gulden ſchenken!" Liebkindel lächelte. „Nein, Herr Doktor, da tun Se mer unrecht. Die Schuld iſt bezahlt."

Doktor Schmied zuckte faſt ein. „Der Hofrat?“

„Ich ſage nicht nein, ich ſage nicht ja. Ich ſage gar nichts. — Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen.“ —

Dieſe Abfuhr traf ihn ärgerlicher, als vieles andere, ſeit er ohne Glück und Stern war. Er überwand ſie. Der Menſch und Weltverächter muß in allem Gleichmut und Starkmut haben. Er muß auch ſtark genug ſein, ſich von anderen die Schulden bezahlen zu laſſen. Übrigens, wenn es Hofrat Weißpandtner iſt, dann muß es ja nicht unter allen Umſtänden bösartig gemeint ſein. Dann iſt es wahrſcheinlich ſehr gut gemeint. Er las andächtig den Spruch über ſeinem Schreibtiſch.

Hans konnte gut Buchſtaben zeichnen, ſo hatte er über ſeinem Schreibtiſch an die Wand gemalt: „Der Wahrheit beſte iſt die Weisheit.“ Das klingt gut, das gibt ein Anſehen, das ſtärkt das Vertrauen der Patienten — ſchon das iſt weiſe. Aber wie würde ſich der Knull dieſem Juden gegenüber verhalten, der ihn ſo klein gemacht hat? Dieſem Hofrat gegenüber, der einen ganzen Keſſel glühender Kohlen auf ſein Haupt geſchüttet hat? — Der Hofrat wird bezahlt! Wie? würde der Knull ſagen, du willſt dieſen reichen Mann, der dich ins Elend der Million verführen wollte, Geld geben? Glaubſt du, er tut es aus gutem Herzen? Ködern will er dich wieder für ſeine ſchwarze Tochter! So würde der Knull ſagen, dachte Hans — und der Knull hat recht.

Als Armenarzt, hatte Hans gemeint, würde es gehen. Ein Philoſoph lebt ja von wenigem, unter Umſtänden auch in einem alten Faß, vom Geruche der Heringe, die einmal drin geweſen ſind. Sehr billig wollte er die

Kranken heilen, dann würden sie schon kommen. Nun war es aber alles eins, ob er teuer oder billig doktorte — die Leute blieben schuldig.

Und das, was er immer noch hoffte und hoffte, es ward nicht. Allerhand arme Frauen aus Dachkammern und aus Kellergewölben und aus Fabrikskasernen. Aber jene junge, abgehärmte Frau mit dem Kleinen, wie er sie im Traume gesehen, trat nicht in sein Ordinationszimmer. Von Halbjahr zu Halbjahr sprach er bei der Polizei vor, wo sie Jeden aufgeschrieben haben. Keine Elisabeth Kübler war zu finden. Da nahm er sich wieder einmal heftig vor, er wolle sie vergessen. Es gelang ihm das auf Tage, da war sie plötzlich wieder in seinen Gedanken. Dann — gelang es ihm auf Wochen, auf Monate, bis sie nächtigerweile neuerdings gespensterhaft auftauchte.

Die Frühstücksmilch pflegte Hans im Kaffeehaus einzunehmen, da konnte er auch aus Zeitungen allerhand Weisheiten schöpfen. Da waren die Geburts- und die Totenlisten, da waren Stellen ausgeschrieben. Manchmal spielte er Billard und rauchte eine Zigarette. Nichts war mehr so nett, wie einst. Auch die Kassierinnen nicht, obschon —. Unterweilen saß er bei Bürgern und politisierte über die Ungarn und Tschechen, die ihm eigentlich ganz gleichgültig waren. Dann saß er wieder bei Literaten und rezensierte Theaterstücke, die er nie gesehen hatte, Bücher, die er nur aus Zeitungsberichten kannte. Am liebsten ließ er es mit räsonierenden Freigeistern über die Pfaffen losgehen. Aber wenn er vorzeitig Hut und Stock nahm um fortzugehen, bedauerte es niemand. Dann

ging er in seine traurige Wohnung und tat einen langen Schlaf, in welchem er wieder Besuche aus der anderen Welt empfing.

Im Kaffeehaus hatte Hans eines Tages von einem alten Mann gehört, der irgendwo in derselben Gasse krank und verlassen in seiner Kammer liege, nicht leben wolle und nicht sterben könne. Diesen Mann besuchte er. Ein wunderschönes Greisenhaupt mit langem, baumwollweißen Haar und Bart. Zweimal des Tages kam zu dem eine Bedienerin aus der Nachbarschaft um ihm die allernotwendigste Nahrung zu bringen und Dienste zu leisten. Der Greis war halbblind, ganz abgemagert und kraftlos und sagte es dem Arzte, was ihm fehlte. Hals! unheilbar! Er konnte auch kaum verständlich sprechen. Undeutlich sagte er es: „Schön, Herr Doktor, daß Sie mich besuchen. Ich habe schon von Ihnen gehört und Sie zu mir bitten lassen wollen." Er bat den Doktor, der gekommen sein wollte um ihn gesund zu machen, um ein Mittel, daß er sterben könne. Er nannte solche Mittel; dem Arzt seien sie zugänglich, er selbst könne sie nicht mehr erreichen. Doktor Schmied wurde zornig: „Wofür halten Sie mich denn, daß mir das zugemutet wird?"

„Für einen barmherzigen Mann wollte ich Sie gerne halten", keuchte der Greis und seine Sprache hatte eine fremde Art. „Die Barmherzigen sollen Barmherzigkeit erlangen. Warum ich nicht!" — Und dann hat dieser alte Mann mit dem weißen Haar dem Hans was erzählt. Um sein Herz zu erleichtern? Oder um den Doktor zu gleichem anzueifern? — Der Greis erzählte, daß er achtundvierzig Jahre lang Leutearzt gewesen sei,

in einer entlegenen Gegend, wo er der einzige war. Die Heilbaren habe er gesund werden lassen, die Unheilbaren habe er getötet. Viele auf ihr Bitten, einige eigenmächtig. Aus Barmherzigkeit habe er sie erlöst von ihren oft unsagbar schrecklichen Qualen. So sanft als möglich, habe er sie zur Ruhe gebracht. Er wisse nicht, wie anders man der leidenden Menschheit wohltätiger sein könne, als so. Endlich aber sei es aufgekommen und er habe fliehen müssen aus seinem heimatlichen Land. Nun also sei er in hohem Alter in dieses Elend gekommen, erkrankt und bitte seinen Berufsbruder um Barmherzigkeit, wie er selber barmherzig gewesen.

Hans Schmied ging entrüstet davon. Aber am nächsten Tage hatte er den Armen doch wieder besucht. Diesmal war der Greis fast aufgeweckt und bat den Doktor, er möge in der Kammer etwas Papier suchen und ihm eine kleine Schrift aufsetzen. Hans tat es und der Alte diktierte unter Qualen:

„Ich, Alfons Kandal, mache meinen letzten Willen. Ich habe irgendwo fünfhundert Dukaten versteckt, was mein Ersparnis ist. Dem sage ich es, wo sie versteckt sind und dem vererbe ich sie, der mir aus der Apotheke das Mittel bringt, das ich brauche."

„Haben Sie das geschrieben," sagte dann der Greis, „so geben Sie her." Er setzte mit fiebernder Hand seinen Namen darunter und gab das Blatt wieder dem Doktor zurück.

„Was soll ich damit?"

„Barmherzig sein."

Der Kranke rang schrecklich nach Atem.

Hans fühlte, es begann was zu kreiſen in ſeinem Gehirn. Er ging in die freie Luft hinaus und fragte ſich wieder einmal: Was würde der Knull dazu ſagen? Der würde ſagen: Tu es Hans, aber nimm nicht Geld dafür! Oder möchte er ſagen: das Geld iſt dein gutes Eigentum, er hat es dir teſtamentariſch vermacht. Du kannſt es wohl brauchen, wenn du der Arme-Leute-Doktor ſein willſt? — Hans kam mit ſich nicht zu Rande. Das Mitleid mit dem unheilbaren, furchtbar leidenden Mann. Die fünfhundert Dukaten! Und das Geſetz mit ſeinem drohenden Schwert. Und das Gewiſſen mit ſeiner ſchwankenden Wage! — Er wollte die Geſchichte einmal beſchlafen. Aber er ſchlief nicht in derſelben Nacht. Nur gegen Morgen ein paar Stunden. Da ſah er den Schragen mit dem Kadaver. Weſſen?

Hans iſt nicht mehr zum Greiſe gegangen. Er hat ihn noch der Tage fünf grauſam leiden laſſen — langſam, qualvoll erſticken . . . .

Wie mit neuer Schuld beladen taumelte er dahin. Ihm war, als hätte er das intimſte Mitleid des Menſchengeſchlechtes mißverſtanden. Was aus gewiſſen Gründen der Buchſtabe verbietet, wird ja doch allenthalben geübt. Man nennt es Medizin, ſchmerzſtillende Narkoſe und iſt es oft nichts anderes, als ein gütiges Mittel zur ſanften Erlöſung. O, danket der Natur, die es uns zart verhüllt bereitet hat! — —

Die paar Armen-Patienten, die er hatte, ſchellten vergeblich an ſeiner Tür. Er hat keine Ordination mehr erteilt.

Wir finden ihn eine Weile ſpäter als Aſſiſtenten

bei der ſtädtiſchen Totenbeſchau. Auf die erſten Frauenleichen hatte er immer noch mit beſonderer Spannung hingeſchaut. — Nein, nein, Fremd ſind die Toten und bei ihnen beginnt ihm neuerdings zu dürſten nach Leben. — Zu Hofrats war er nicht mehr hingegangen. Er hatte zwar die Abſicht gehabt. Es ſchien ihm möglich, das Verhältnis wieder anzuknüpfen, nur ſein Stolz war noch zu eigenſinnig. Er zögerte. Und nun erhielt er eines Tages die Anzeige: „Herr und Frau Profeſſor Dr. Weißpandtner, k. k. Hofrat, uſw. uſw. geben ſich die Ehre, die Vermählung ihrer Tochter Malcha mit dem Herrn Bankier Bernhard Liebkindel anzuzeigen."

— — „Nun alſo! Was habe ich denn geſagt!"

Er gratulierte ſofort und zwar auf einer Anſichtskarte, da war der Oſtbahnhof darauf, von dem aus man ins Morgenland fährt. Er hatte keine andere zur Hand. Dieſe zerriß er auch wieder und gratulierte gar nicht. — Dann begann ihm ein wenig leid zu tun. Sie war eine gutmütige Perſon und hatte auch andere Eigenſchaften, die man ſchätzen muß. Faſt begann er die Hofratstochter zu lieben, jetzt, da ſie ihm endgültig verloren war. Wird dieſer Jude bei ſeiner Kurzſichtigkeit die Vorzüge ſehen, die an ihr ſind? — Wie hatte ſie ſich doch geſehnt nach ihm, dem großen Hans! Und wer ſagt denn, daß ſie ſich nicht weiter ſehnt? — So meldete er ſich immer wieder, der alte Adam und rüttelte an der ſchwankenden Seele.

Nach einiger Zeit regte ſich in ihm allen Ernſtes das Vorhaben, bei der jungen Frau Liebkindel einen Beſuch zu machen. Die „Weisheit" über ſeinem Schreib-

tisch erinnerte ihn vorübergehend: Laß das sein! — So begann er wieder Freunde zu suchen. Aber seine früheren Kollegen fanden, daß er ein absonderlicher Patron geworden sei. Auch war er ihnen zu weise und sie waren ihm zu töricht. Es kam zu nichts rechtem. — In seinem Gehirn, ganz hinten, wo die Jugenderinnerungen auf einem Haufen zusammengefegt waren, stand ein kleiner Blondkopf auf: Ich wäre noch da! — Ach nein, der Geölte und Geräucherte! — Was zum Plunder hat mich immer und immer zu diesem Menschen hingezogen? Der gleiche Name? Das wäre zu dumm! — Und doch fällt mir von allen Bekannten keiner so oft ein, als dieser kleine Hans. „Wenn der nicht auf solche Wege gekommen wäre, es könnte auch mit mir anders stehen!"

Aber von diesem kleinen Prälaten hörte man jetzt wunderliche Geschichten. Sein Weg zum Bischofsstab soll jählings sehr nach links abgebogen haben. So weit spräche das für ihn. Ein Modernist, das ließe sich zur Not verzeihen. Das jedoch, was man vom Pfarrprovisor in Stahlhöfen munkelte, soll sich nicht verzeihen lassen, durchaus nicht. In den Zeitungen stand bloß, daß sich im Pfarrhofe zu Stahlhöfen Dinge zutrügen, gegen die einzuschreiten die zuständigen Behörden gezwungen würden. Seit diesen Gerüchten interessierte sich Doktor Schmied wieder besonders für den alten Freund; aber allmählich kam es — besonders in sozialistischen Blättern (die „Sensation" gar nicht zu erwähnen) — so dick gegen jenen Pfarrprovisor Hans Schmied, und der Name war so in der Leute Mund, daß unser Doktor sich schützen zu müssen glaubte. In mehrere Blätter ließ er

einrücken, Doktor Hans Schmied, ſtädtiſcher Leichenbeſchauer, ſei mit jenem berüchtigten Hans Schmied nicht identiſch, auch nicht verwandt, auch ſonſt in keiner Weiſe mit ihm in Verbindung. —

Man lachte zu dieſer wuchtigen Torheit und etliche, die den Sachverhalt wußten, neigten zur Anſicht, beim Doktor müſſe es nicht ganz richtig ſein in der Dachkammer. Die Geſchichte mit dem Pfarrproviſor klärte ſich ja endlich auf. Parteizeitungen hatten den ganz gewöhnlichen Lammbraten mit einer viel zu pikanten Sauce ausgekocht. Es war nichts weiter als eine Haushälterin. Der Biſchof habe Abſchaffung ſolcher Zuſtände verlangt, um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben; allein der Proviſor hätte ſich geweigert Mutter und Kind zu verſtoßen, auch wieder um der Gemeinde kein Ärgernis zu geben. Die Leute fanden es wacker von ihrem Pfarrer und hielten zu ihm. Das war die ganze Geſchichte.

Als unſer Doktor ſolchen Bericht vernommen, ward es in ihm bewegſam. Plötzlich hoch empor ſchnellte ſeine Achtung vor dem kleinen Hanſel. Der Junge findet ſich. Jetzt bildete er ſich erſt was darauf ein, ein Namensbruder zu ſein.

„Prompt hat er ſich nach der Vorſchrift gehalten!“ witzelte ein Kaffeehausliterat, „genau nach der Reihenfolge des Kirchenkatechismus, in dem nach der Prieſterweihe die Ehe kommt.“

„Allen Reſpekt!“ murmelte der Doktor und glühte ſich eine Zigarette an. Aber als er dann auf nächtlichem Heimweg allein war, fragte er ſich: Hatte der Pompfunebre-Doktor wirklich ſo viel Urſache gehabt, öffentlich ſich von

dem Freunde loszusagen, der die Treue besser zu halten versteht, als — mancher Andere! — Doch was halfen einer solchen Willensweide gegenüber alle Gewissensproteste! Jählings fiel es ihm ein, die Liebkindel müsse er halt doch einmal besuchen. Ihr Mann — das wußte er — hing im neueingerichteten Bureau an seinen Ziffern. Die hatten Widerhaken und ließen ihn nicht los. So ging Hans Schmied zur guten Stunde in die Wohnung der Frau Liebkindel.

Sie war in Schwarz wie immer. An ihren Mundwinkeln glaubte er einen fremden Zug zu bemerken. Es spielte sich wie ein zartes, unausgesprochenes Schmerzlein. Sie saßen sich auf Polstersitzen jetzt wieder so gegenüber, wie früher. Die Frau schien ein wenig nach Redensarten zu suchen, befragte ihn nach der Leichenhalle und ob denn nie ein Scheintoter vorkomme.

„Nie," antwortete Hans, „auf unsere Ärzte kann man sich verlassen."

Die Ärztenstochter bemerkte den Witz nicht. Sie sagte so wie leichthin: „Mich wundert es nicht, daß jeder gerne liegen bleibt."

Er schwieg und schaute ihr ins Gesicht. Und neigte sich hin: „Malcha, du bist nicht glücklich!"

Rasch erhob sich Frau Liebkindel und eilte davon. Ein Weilchen blieb Hans sitzen, da erschien ein Diener: „Ihre Gnaden lassen glückliche Reise wünschen!" —

Der Besuch ist nicht wiederholt worden.

Wenn Einem vor sich selbst ekelt und er kann sich nicht wegwerfen! Ein Mann, ein „Alter Herr der Ottonen", der nach allen Richtungen hin abgewirtschaftet

hat, der ein Spott geworden ist, lebt feige dahin. Pfui Teufel! — — Wenn er doch einmal an den alten Freund schriebe? Aber anders, wie damals auf der Mühle! Anders, anders! — Und zu einer Stunde, da ihm besonders enge ums Herz war, schrieb er einen Brief an den Herrn Pfarrprovisor Hans Schmied in Stahlhöfen. Es war ein Schreiben voller Selbstanklagen, Zerrissenheit und Wahrhaftigkeit, und als er es in den Briefkasten warf, war ihm, als habe er eine Last abgelegt.

Nach zwei Tagen ist dieser Brief zurückgekommen mit der Bemerkung: „Geistlicher Herr Johann Schmied abgesiedelt." — Der Mann war auf einen Strafposten versetzt worden.

Milliardär Fix.

Den Unfrieden, das Locken der Welt in allen Gliedern, den ätzenden Ekel in der Seele, allen Torheiten ein komisches Spielzeug und eine heilige Sehnsucht im Herzen, so wogte dieser Mensch im Lebensmeer auf und nieder, Jahr um Jahr. Endlich aber ward es ruhiger. Seine Weisheit fand, was auch geschah, nichts mehr auffallend und er richtete sich ein, alles was ihm noch kommen konnte, in Gleichmut und Ruhe zu ertragen, von keinem Glück sich betören, von keiner Sünde sich beunruhigen zu lassen. Der Verkehr mit den Toten hatte ihn allmählich für das Leben gleichgültiger gemacht. Die Toten sind doch liebenswürdiger, als die Lebenden. Fürs erste hatten sie seine bürgerliche Stellung befestigt. seinen kleinen Haushalt geordnet. Er konnte sogar dem Hofrat die Siebenhundert schicken, begleitet von einem höflichen Briefchen. Fürs zweite war den Toten alles recht. Wie still dankbar waren sie, wenn er ihr Totsein endgültig bestätigte und einen Paß ausstellte, der keinen k. k. Stempel mehr braucht und doch randlose Gültigkeit hat.

Zumeist besuchte er die Toten in ihren Salons, den Leichenhallen; oft auch in Privathäusern, wo sie gestorben waren und unter den Lebenden wie Fremdkörper lagen.

Manchmal auch in Hotels, wo sich zwei geliebt und dann bleiernen Schlußpunkt gemacht hatten. Vor solchen Toten hatte Hans seine besondere Hochachtung und in ihrem Werke erblickte er den Gipfel der Weisheit. Es tat ihm immer leid, wenn sie statt einen zwei Särge bekamen, um die ewig Vermählten ganz unnütz und boshaft von Tisch und Bett zu trennen.

Die Mißgeschicke waren in solcher Gesellschaft der Toten eine Weile ausgeblieben. Da kam wieder einmal etwas, das ihn aus der Bahn warf. In einem großen Hotel der Stadt war plötzlich ein Fremder gestorben, ein Engländer. Hans besichtigte die Leiche und bezeichnete sie amtlich „eines natürlichen Todes verblichen". Noch vor der Bestattung stellte es sich heraus, daß der Engländer einer Arsenikvergiftung erlegen war. Hans wollte sich damit rechtfertigen, daß auch Arsenikvergiftung eine sehr natürliche Todesursache sei, aber die Behörde fand es noch natürlicher, einen solchen Totenbeschauer abzudanken. Die Vergiftung verübt zu haben, stand der Diener des Verstorbenen in Verdacht, doch man konnte ihm nicht recht bei. Da fiel dem abgedankten Totenbeschauer eine List ein, den Diener, der schon im Abreisen begriffen war, zu versuchen. Er kaufte in einem Talmigoldgeschäft einen prunkhaften, aber wertlosen Ring, ließ sich dem englischen Diener vorstellen um zu sagen, der kostbare Gegenstand sei bei der Leiche des Lord gefunden worden, ob er ihn nicht kenne? Der Diener behauptete sofort, daß er den Ring mit Bestimmtheit als den seines Lord erkenne und wollte ihn gleich in Empfang nehmen, „um ihn den Hinterbliebenen heimzubringen". Anstatt

dessen wurde der Mann in Empfang genommen und zwar von zwei Polizisten. Vor Gericht in hundert Widersprüche gelockt, wurde er des Mordes überwiesen. Für Hans blieb jedoch die Totenbeschaustelle verloren, hingegen lud ihn der Polizeidirektor ein, sich um die Stelle eines Detektivs zu bewerben. Dazu verspürte Hans wenig Lust und so war er wieder einmal brotlos. Und um diese Zeit erscheint der Milliardär aus Amerika.

Schon seit längerer Zeit war Pick aus Chicago angemeldet gewesen in jenem Hotel, wo mittlerweile der Mord geschehen. Die Gerüchte, daß es der berühmte Nabob Pick sei, von dem in den Zeitungen zu lesen, gingen voraus und so wurde er mit Spannung erwartet. Und eines Tages kam er Einer angefahren. Auf einem Einspännerwagen ganz allein war er angefahren. Ein grober Lodenmantel, dessen Kapuze über das Haupt gestülpt war — denn es regnete — hüllte das schmächtige Männlein ein. Entschält stand es da in grauer Pumphose. grauen Wollstrümpfen und derbbenagelten Bundschuhen. Er hatte ein kleines, glattrasiertes Gesicht, kurzgeschnittenes, grauendes Haar ohne Glatze. Als Gepäck einen großen, ledernen Rucksack, den er im Wagen umgeschnallt gehabt und den er auch jetzt nicht von der Achsel nahm, obschon zwei Zimmerjungen darum rauften. Man achtete seiner nicht weiter, bis er sich auf seine Anmeldung berief, er sei der Pick aus Chicago! — Jetzt fiel das Hotelpersonal um. Der Mann sah fast menschlich aus. Und soll das viele Geld haben? Da glaubt man, daß er den Rucksack nicht losläßt! Wie ein gewöhnlicher Reisender verlangte er mit barscher, munterer

Stimme ein kleines, ruhiges Zimmer. Für die ihm bereitgehaltenen Appartements im ersten Stock dankte er. Er habe derlei nicht bestellt. Jetzt kam dem Hotelier noch einmal der Zweifel, ob er den richtigen Mann vor sich habe. Der Meldezettel meldete: Pick aus Chicago, nicht mehr und nicht weniger. Und dieser Pick ging zu Fuß aus, kam zu Fuß zurück, speiste im großen Restaurant und bestellte so ordinäre Atzungen, daß die Kellner allmählich anhuben, ihn kühl zu stellen. Pick schien weder die Aufmerksamkeiten noch die Vernachlässigungen zu bemerken, er blieb stets gleich kurz, barsch und munter.

Nun hatte der Pick aus Chicago von dem Morde gehört, der einige Zeit vorher im Hotel verübt worden war und auch von dem schlechten Totenbeschauer und guten Detektiven, der dieser Sache wegen brotlos geworden war. Den Mann möchte er kennen lernen. So wurde durch Adreßkalender der Doktor Hans Schmied aufgefunden, nicht aber in seiner Wohnung, sondern im Kaffeehause. Ein amerikanischer Milliardär wünsche ihn zu sprechen.

„Ich lasse bitten!" sagte Hans und blieb sitzen.

Solche Dreistigkeit wurde dem Pick hinterbracht, der lachte und ging ins nahe Café. Dann saßen diese beiden sich an einem kleinen Tische gegenüber und schauten einander an. Und begannen allmählich ein Gespräch.

Der Amerikaner sprach zuerst deutsch und englisch durcheinander, dann nur deutsch in fast heimatlicher Betonung. Sie rauchten Zigaretten, die unserem kaum verwöhnten Doktor nicht gerade exotisch anmuteten. Sie hatten sich noch nicht eigentlich vorgestellt und sagte Mister Pick: „Herr Doktor Hans Schmied, Sie interessieren mich.

Sie sind Mediziner und haben keine Patienten, sind Leicheninspektor und haben keine Toten, sind ein heller Kopf und finden den Weg nicht. Das sind Sie. Und ich bin ein Selfman, habe einiges Vermögen und den nötigen Spleen. Wir drüben haben einen Arbeitstag von acht und einen Feiertag von vier Monaten. Jetzt ist Feiertag, jetzt treibe ich, was mir beliebt. Ich gönne mir etwas, wozu am Werktag keine Zeit bleibt: Aufgewärmte Jugend. Ich bin vor fünfunddreißig Jahren als Schlossergeselle durchs Land gereist, in die Alpen hinauf, bin jung und frisch gewesen. Sehen Sie und davon lasse ich mir alljährlich eine neue Auflage drucken. Ein paar Wochen leben, wie in der Jugend, so schmal und so mutig, das erhält jung. — Sie wundern sich, mein Herr, daß ich Ihnen das gleich so vorschütte. Well, Sie werden hören, warum. Ich mache von morgen ab eine Alpenreise auf mehrere Wochen und möchte dazu einen Kameraden haben. — Gestatten Sie eine Frage, Herr Doktor Schmied: Sind Sie ehrlich? Stehlen Sie nicht?"

„Prinzipiell nicht," antwortete der Doktor, belustigt von der offenmütigen Mitteilsamkeit dieses Fremden. „Einem armen Mädel habe ich die Ehre gestohlen, aber das war unversehens."

„Meine Ehre kann mir niemand entwenden," sagte Mister Pick, „die liegt hinter festen Schloß und Riegel von Fleisch und Blut. Auch sonst würde bei mir wenig zu holen sein. Mein Geld schickt mir der Bankier in kleinen Beträgen nach."

„Der meine schickt nicht einmal im Kleinen."

„Er hat recht. Sie brauchen von ihm nichts, wenn Sie mein Begleiter ſind. Leicheninſpektor benötige ich keinen. Aber mein Leibarzt, wenn Sie werden wollen. Ich kann mich nicht mehr ganz auf meinen Adam verlaſſen.“

„Leibarzt? Was bezahlen Sie?“

„Herr, dieſe Frage gefällt mir von Ihnen. Sonſt tut der Europäer anfangs immer ſo vornehm beſcheiden und hinterdrein iſt ihm alles zu wenig. — Zehn Gulden des Tages und die Verpflegung.“

„Viel iſt es nicht, aber mir genügt's.“

„Ärztliches Honorar natürlich obendrein. Nach chineſiſchem Muſter. Wenn ich geſund bleibe, für den Tag einen Dukaten. Wenn ich krank werde — nichts.“

„Gut iſt es. Ich hoffe jeden Tag meinen Dukaten zu bekommen.“

„Sind Sie ſonſt tugendhaft?“

„Nicht der Rede wert.“

„Je nun. Nur reine Wäſche, wenn ich bitten darf.“

Dann war es abgemacht. Doktor Hans Schmied war Leibarzt Miſter Picks aus Chicago. Wie friſche Seeluft ſtrich es dem Hans durchs Herz, als der Amerikaner das Geſchäft ſo knapp, offen und egoiſtiſch entwickelte und abſchloß.

Kaum war das geordnet, ſo gab es Meinungsverſchiedenheit. Wohin ſoll die Reiſe gehen? Miſter Pick dachte an das ſüdliche Kalkgebirge. Doktor Schmied behauptete, das Urgebirge der Zentralalpen ſei geſünder. Geſund — geſünder — am geſündeſten! Der Miſter war nicht geſonnen, gleich ans Geſundbleiben oder Krankwerden

zu denken. Er zog aus der Taſche einen kleinen Würfel in Elfenbein mit ſchwarzen Augen.

„Wir loſen, Doktor Schmied. Wer mehr hat, beſtimmt die Tour.“

Er warf. — Malheur! Das glatte Feld. Kein Auge.

Doktor Schmied warf. — Drei Augen!

Zwei Tage ſpäter wanderten ſie dem Urgebirge zu.

Neue Ausblicke.

Fast unheimlich war dem großen Hans, als sich auf einmal der Himmel aufgetan und einen so unerhörten Zufall herabgeworfen hatte. Nun lag die Stadt hinter ihm, diese wunderliche Stadt, in der ihm nicht Glück und Stern geworden war, in der er einer Entartung anheimgesunken war, wovon ihm manchmal die Haare empört zu Berge stiegen. Und jetzt stieg er selbst zu Berge. Aber er schaute zurück. In der Stadt war ihm alles mißlungen, in der Stadt mißverstand er Jeden und wurde von Jedem anders erkannt, als er zu sein glaubte. Und trotzdem! — Die Vorurteile, nur in der Stadt könne man sich wirklich bilden, nur in der Stadt zu hohen Ehren kommen, nur in der Stadt die feinsten Genüsse finden — sie saßen ihm fest. Die verhängnisvolle Ausdünstung der Millionen Bewohner hatte wie ein weiches Gift ihm Leib und Seele verseucht. Kaum aus der Stadt fort, hub sie wieder an zu glitzern und zu locken und er verstand die Leute, die ihre stille Heimat, ihre natürliche Freiheit aufgeben können, um in der Stadt zu sein, in Anschauung und Entbehrung dessen, was die Reichen haben. Es muß doch auch ein Genuß sein, andere genießen zu sehen, was man selbst nicht haben kann. Wer an diesen Genuß glauben könnte! Nur daß merkwürdigerweise den Armen zwischen engen

Mauern eine größere Freiheit zu sein scheint, als sie auf dem Lande haben, gekannt und bekrittelt von jedem. Das zieht sie herein. In der Stadt kann man auch so unbeachtet zugrunde gehen. Ist das nicht bequem? — Solche Gedanken, frohe, traurige und ironische, tanzten in seinem Kopfe, als er nun die Stadt verließ.

War es denn so erbaulich, mit einem einzigen stockfremden Menschen in den Einsamkeiten des Gebirges wochenlang herumziehen zu müssen? Für einen, der gewohnt ist, bei Leuten zu sein! Obschon Hans mit Freunden und Kollegen sich nie sonderlich gut vertragen hatte, bei ihnen sein wollte er doch bisweilen. Lieber noch sich in der Menge verlieren, als allein sein. Man verliert sich ja gern, wenn man nicht mit sich zufrieden ist. In der Menge, vom Fluidum der Vielheit angenehm betäubt, vergißt man des inneren Zwiespaltes. Und nun allein oder zu zweien. Ist er doch mit Einem immer schwerer fertig geworden, als — mit Allen! — Man sieht, die grübelnde Friedlosigkeit hatte Hans nicht daheim gelassen.

Es war dem Doktor völlig neu zu hören, als Mister Pick sagte: „Am liebsten würde ich, wie in früheren Jahren, allein wandern, wenn den etwas vorgeschrittenen Jahren zu trauen wäre. Auch der Amerikaner will bisweilen Aristokrat sein, und das ist man nur mit sich allein. In der Lebensführung, wie in der Gesinnung. Der einsame Mensch ist vornehm. Unter der Menge wird er ein Hundling oder Menschenfeind. Die Vielheit macht gemein."

Und nun konnte man die beiden fürbaß wandern sehen. Jeder mit dem Mantel, mit dem Rucksack und mit dem Bergstock. So schritten sie behäbig durch die

wieſigen Täler und über Höhen. Wälder von Kiefern und Buchen hin und hin. Anfangs hatte Hans gefällig die Sachen des älteren Herrn tragen wollen. Da ſprach Miſter Pick: „Herr Doktor Schmied, ich danke. Es iſt Ihnen lieber, wenn ich Ihr Anerbieten ablehne. Wir leiſten jeder das Seine. Und wer näher dem Haustor ſteht, der trete zuerſt hinein und wenn einer von uns nießt, ſo hole den der Teufel, der Helfgott ſagt. Gott helfe, auch wenn man nicht nießt. Ihr da hüben habt oft unglaublich dumme Sitten."

Wo ein Landhotel ſtand, da wurde es nicht zur Einkehr gewählt, wenn in der Nähe ein Bauernhaus war. Der Milliardär ſtimmte ſtets für das Bauernhaus, wo ſie oft nur mit Mühe Aufnahme fanden. In der derben Koſt und den rauhen Betten war Hans als Ferienwanderer früherer Zeiten ja nicht ſo ganz unerfahren; aber anders gedacht hatte er ſich doch das Reiſen mit Miſter Pick aus Chicago. Der gebärdete ſich manchmal wie ein alter Handwerksburſch, Hans wunderte ſich noch, daß der einſtige Schloſſergeſelle an Schmieden- und Schloſſerwerkſtätten nicht „das Handwerk grüßte".

„O du verwaſchenes Hätſchelbaby von Europa!" fluchte eines Abends der Amerikaner, als Hans über die Magerkeit der Reiſe murrte. „Was täte Euch jedem jährlich einmal ein Monat Naturleben not! Die Bäder und Kurorte ſollen bei Euch alles leiſten. Das ſind Raffinements und nichts anderes. Die Natur müßt Ihr leben, wie der Bauer arbeiten, wie der Jäger eſſen, wie der Hirt ſchlafen, wie der Burſche wandern, wie das Kind ſpielen, wie der Menſch leiden, wie das Tier lieben.

Weil Ihr das nicht tut, wird man Euch schon im nächsten Jahrhundert begraben."

Als Hans einmal seine Verwunderung laut machte, daß Mister Pick nicht bloß so gut deutsch spreche, sondern auch deutsche Schrullen habe, da er doch immer räsoniere und weltverbessern wolle, da antwortete er: „Das macht mein deutsches Blut. Ich bin auch ein Deutscher, mein Herr Doktor Schmied. Das ist's ja auch, weshalb es mich immer in dieses Land zieht, in die Alpen, wo ich den Menschen auffrische, jährlich einmal. Wenn Sie Tag für Tag Ihren Dukaten bekommen, so bedanken Sie sich nur ja recht schön bei diesen Bergen, bei diesem Wasser und bei dieser Luft. Und freilich auch bei diesem Pick, der gerade noch klug genug ist, um solche Naturgaben richtig auszunützen."

Da dachte Hans: Der spricht auch von Natur. Und wie anders ist das, als bei Professor Weißpandtner! Dann sah er es wieder einmal deutlich, wie er mit seinem bisherigen Weltausdenken auf dem Holzweg gewesen Und in einer unbewachten Stunde — sie saßen auf einem breiten Kalkstein — entfuhr ihm der Seufzer: „Ach Gott, Mister Pick, wie komme ich mir manchmal dumm vor!"

„Pst!" zischte der Amerikaner, „sagen Sie das nicht zu laut, sonst hält man Sie für einen Weisen!" —

Den Dukaten zahlte er dem Leibarzt jeden Abend aus mit der trockenen Miene des genauen Kassierers.

Sie nahten sich den felsigen Hochbergen, die sie schon seit Tagen in blauender Ferne ragen gesehen aus dem Hintergrunde der Täler. Vom Fuße aus geschaut waren sie steiler, aber scheinbar weniger hoch, als sie der

Ferne versprochen. Anders, als unsere Wanderer auf dem Raakogel standen, unter sich in weiter Runde die Bergwelt hatten, da merkten sie die Erhabenheit ihres Fußschemels und Hans mußte oft aufschreien: „Herrlich! Wunderbar! Ach, das ist eine Pracht!“

„Was heißt das: Herrlich! Wunderbar!“ sagte leise Mister Pick. „Das ist auch so eine sentimentale Unsitte, dieses Geschrei, wenn einem etwas gefällt. Was haben Sie von solcher Schwärmerei? Ist damit der Charakter der Dinge auch nur im entferntesten ausgedrückt?“

„Der Charakter der Dinge freilich nicht, aber das Herz wird abgelastet. Wissen Sie Mister, was das ist, das Herz? Das ist ein europäisches Gewächs.“

„Getrösten Sie sich, Doktor Schmied, es wächst auch in Amerika. Nur ist uns das Ding zu wert, als daß wir es immer auf die Zunge nähmen; ist uns dessen Inhalt zu köstlich, als daß wir ihn jedem vor die Füße schütteten. — Berauben Sie sich doch nicht, bitte, des Inhaltes, lassen Sie mich ruhig anschauen.“

Egoisten! die wollen alles für sich allein haben. Die können es sich gar nicht vorstellen, daß einer eine Freude, die in ihm ist, auch anderen mitteilen möchte Sein deutsches Blut! Und reicht nicht einmal bis zum Herzen. — Es ist wahrscheinlich, daß Hans so gedacht hat. Begeisterungsausrufe hat er nicht mehr getan, auf der ganzen Reise nicht.

Hingegen wollte der Doktor zeigen, daß er zur Natur auch noch ein anderes Verhältnis habe, als das sentimentale. In die Gegend eines Bergwerkes waren sie gekommen, wo man Magnesit gewann. Eine Arbeiter-

ſtadt war entſtanden im engen Gebirgsgraben und hoch darüber war eine Drahtſeilbahn geſpannt, von einer Bergkante zur andern. Fortwährend glitten daran langſam und ohne Stillſtand die mit Magneſit gefüllten Körbe dahin, einer ſtundenweit entfernten Eiſenbahnſtation zu.

„Das hätte man noch vor zwanzig Jahren nicht für möglich gehalten, eine ſolche Eiſenbahn in den Lüften!“ ſagte Hans getragenen Tones, „und jetzt iſt auch ſchon das Luftſchiff in Sicht. So unterjocht der menſchliche Geiſt die Natur und die Wiſſenſchaft beſiegt die Welt!“

Darauf der Amerikaner: „Machen Sie keine Phraſen, Doktor Schmied. Woher habt Ihr denn Eure Wiſſenſchaft? In keines, auch des genialſten Menſchen Haupt kann eine größere Weisheit und Kraft entſtehen, als in der Natur überhaupt vorhanden iſt. Im Gegenteil — die Natur, die äußere, unbeſeelte Natur — wie Ihr es nennt — hat noch ungeheure Vorräte von Weisheit aufgeſpeichert, wovon der Menſch keine Ahnung hat. Lernen, Forſchen, was heißt es denn anders, als der Natur ihre Weisheit abzuſpähen? Sie gibt dem Menſchen davon, was ſie will, auf daß er damit als Knecht für ſie arbeite, um ihre Zwecke auszuführen, nicht die ſeinen. Oft iſt das, was der Menſch mit Forſchung und Wiſſenſchaft erreicht, zu ſeinem größten Schaden, doch unwillkürlich führt er die Abſichten der Natur aus und ginge er auch daran zugrunde. Ich vermute ſogar, daß die Natur ſo boshaft iſt gegen das hochmütige Menſchengeſchlecht, daß ſie es mit den ſo gerühmten üppigen Gaben zu Tode füttern will. Die Mineralien, die der Menſch durch Wiſſenſchaft gefunden, mit Lebensgefahr aus der Erde

gräbt, bekommen ihm sicher nicht so gut, als das Brot, das auf seinem idyllischen Wege wuchs. Aber wir greifen gierig zu Fabrikenpest, Rauch, Staub, Gestank, Arbeiterkrieg, Geldhunger, Geldhetze, Verlotterung, Verwelkung. Denn jene Weisheit hat uns diese vertrackte Naturwissenschaft bislang vorenthalten, die uns zeigen soll, wie man mit Gütern, den gewonnenen Reichtümern ein zufriedenes Leben führt. An seiner dummen Gier soll der Mensch verkommen, so scheint es, will's die Natur, die Ihr durch Eure Wissenschaft besiegt zu haben glaubt. — Es gibt ein Märchen: der Blumen Rache. Das erzählte ein deutscher Dichter. Ein amerikanischer schreibt vielleicht einmal eins: der Steine Rache!"

„Der Steine Rache?" sagte Hans sinnend nach und sein vor sich hinschauendes Auge hatte einen sonderbaren Glanz. „Der Mineralien Rache? Die aus ihren tiefen Betten, aus viettausendjährigem Schlaf gerissenen Mineralien rächen sich! Das Erz, in Feuer gepeinigt, stößt seinen Dolch in die Brust des Ruhestörers. Die drei Mordgesellen Schwefel, Salpeter und Kohle schließen ein Komplott, zerstören Menschenwerke und senden dem Feind das meuchelnde Blei. Das gleißende Gold verführt und vergiftet die Seelen —"

„Well, ein Deutscher dichtet das Lied von der Rache," unterbrach Mister Pick lachend.

Doktor Hans Schmied war fast erschrocken über den Anfall von Dichteritis, wie er sagte. So was war ihm noch nie passiert. Das muß die scharfe Gebirgsluft machen oder der trockene Amerikaner, dessen grausame Prosa zum Widerspruche reizt.

An dem folgenden Abend sagte Mister Pick: „Hier wäre es wieder, das verführerische Gift!“ und legte dem Doktor den Dukaten auf die Hand. Der Empfänger steckte ihn gelassen in den Sack. Da sprach der Amerikaner lässig: „Die Tat geht einen anderen Weg, als das Wort!“ —

An einem der nächsten Tage kamen sie ziemlich ermüdet im Touristenhause auf dem Breitnock an. Da wollten sie es sich einmal gut sein lassen. Es war Sonntag, an dem auch Mister Pick ein wenig mit sich handeln ließ. Nun aber konnte ihnen der Wirt nur ein schlechtes Dachgeschoß bieten. Die zwei guten Zimmer wären vergeben an eine Herrschaft, die eine Stunde zuvor angekommen. Für diese Herrschaft war im Gastzimmer auch der mit Zirbenholz hübsch getäfelte Erker hergerichtet. Dort stand ein wohlgedeckter Tisch mit feinem Linnen und silbernem Eßzeug und geschliffenen Gläsern. Inmitten eine Vase mit Alpenblumen. Da es schon dunkelte, hatte der Wirt auf diesen Tisch auch eine grünbeschirmte Rundbrennerlampe hingestellt, die fast alles Licht auf die Pracht des Tisches verschwendete und für den weiteren Stubenraum nicht viel übrig ließ. Dem Hans wurde bei dieser vorbereiteten Tafel ganz leckerig zumute. Er hatte sich mit seinem Mister an den Ofentisch gesetzt und einen Grießschmarrn mit Milch bestellt. Man war ein klein wenig gespannt auf die Herrschaft, die bald zum Souper erscheinen mußte. Und sie erschien. Zuerst kam im Touristenanzug Hofrat Weißpandtner herein. Ihm folgte seine Tochter Malcha am Arm ihres Gemahls, des Herrn Bankrates Liebkindel.

Hansens Beine wußten es fast besser, was hier zu geschehen habe, als er selbst; rasch spannten sie sich, um aufzustehen. Er hielt sie nieder und blieb sitzen. Die Eintretenden grüßten, unsere Ofenhocker dankten, gelassen, kühl, fremd. Als der Hofrat näher hinsah und seinen ehemaligen Schüler, Freund und Schwiegersohn in spe erkannte, tat er ein freundliches Kopfnicken. Die Haare, die er noch hatte, waren rührend weiß geworden. Sonst war der Gelehrte noch aufrecht, und wohlgerötet das schmäler gewordene Gesicht. Liebkindel hatte auch einen flüchtigen Gruß hergeschenkt, doch seine Frau schien den verflossenen Bräutigam nicht zu bemerken. Sie setzten sich zu Tische und Frau Malcha war außergewöhnlich lebhaft und scherzte sogar mit ihrem Mann. Ihr sonst blasses Gesicht war gerötet, ihre Bewegungen hastig und unnatürlich. Hans glaubte es mit Behagen zu empfinden, daß — so sehr sie sich auch verstellte — ihr ganzes Denken und Fühlen bei ihm war. Ob es noch Liebe oder Ingrimm, das war freilich schwer zu unterscheiden. Sie war wie die anderen touristisch gekleidet und ihr Aussehen schien vorteilhafter, als in früheren Zeiten.

Während man dort am Herrentisch so vornehm tafelte, saß Hans in dienender Stellung neben einem Knauser und kaute an seinem Grießschmarrn. Das sorgfältig vorbereitete Mahl am Herrentisch war erklecklich anders. Einzelne Gänge rochen so lieblich herüber zum Ofen, daß Hans sich endlich nicht mehr bändigen konnte, sondern vom Wirte leise ein halbes Poulard verlangte.

Der Wirt bedauerte, es sei eigens für die Herrschaft bereitet worden und weiter keines vorrätig.

Der Hofrat hatte den kleinen Vorgang bemerkt und bald hernach kam er mit einem hübsch gefüllten Teller sehr artig, fast auf Zehenspitzen schwebend, herüber zum Ofentisch: „Wenn wir aufwarten dürfen, Herr Doktor, es ist ein noch ganz schmackhaftes Stück."

Dieser Situation war er nicht mehr gewachsen, der gute Hans. Das Blut schoß ihm zu Kopf, rasch stand er auf und ging hinaus. Und draußen — die dunklen Wuchten der nächtlichen Berge waren Zeugen, wie er sich die Faust an die Stirn stieß und aufgröhlte: „Verflucht! Verflucht!" — Mister Pick fragte ihn nachher, ob ihm was wäre? Er hatte von der Demütigung, die an seiner Seite dem Kameraden passierte, freilich keine Ahnung.

Am nächsten Morgen, als unsere Wanderer aufgestanden, war die Hofratsfamilie mit ihrem Führer schon abgezogen. Hans erkundigte sich nach der Richtung, die sie genommen, um dann mit seinem Mister Pick die entgegengesetzte einzuschlagen. —

Nachdenklich war Hans diesen ganzen Tag.

„Der Mensch, ein Spiel des Zufalls!" murmelte er.

Und der Mister Pick: „Der Zufall ein Spiel des Menschen. Wie Sie wollen. Es kommt auf die stärkeren Ursachen an. Haben diese zufällig den Menschen stark gemacht, so meistert er Zufälle."

Hans schwieg. Was haben aus ihm die Zufälle gemacht! —

Einmal nach schwerlichem Marsche fanden unsere Wanderer in den fremden Bergen keine Herberge. In einer Heuscheune mußten sie übernachten. Ein paar harte Schwarzbrotrinden, vertrockneter Schafkäse — sonst hatten

sie nichts im Rucksack. Hans war müde und lag im frischduftenden Heu so süß, daß er voll Behagen ausrief: „Königlich!“

„Bei Euch Europäern. Bei uns Amerikanern heißt es: Millionärrisch! — Beides falsch. Wann liegt ein vollgefressener Millionär so gut in seinen Eiderdunen, als wir armen Schelme auf solchem Heu? Nach Trüffelpasteten, Hummer, Schnepfenpfeffer, Austern und was weiß ich noch sonst? Sie haben keine Ahnung, Doktor Schmied, was so ein Millionär alles zusammenfressen muß. In jeder Beziehung! Nicht aus Genußsucht, da müßte man protestieren. Aus Pflicht, gesellschaftlichem Zwang, Geschäftsnotwendigkeit. Sie würden es ja doch nicht begreifen, wenn ich alles sagen wollte, wie so ein armer Reicher leben muß. Wie er sich unter Langweile vergnügen muß, bis er halbtot ist. Nicht jeder kann eine jährliche Wildkur machen, bei Ganzkaputen schlüge sie auch nicht mehr an.“

Hans tat auf diese erschütternden Klagen eine bescheidene Frage; sie wurde nicht mehr beantwortet. Und aus dem Schnarchen war es nicht zu erkennen, ob Millionär, ob Abenteurer.

Am nächsten Tage waren sie nach Tiefensee gekommen, wo Mister Pick Geld behob. Aber diesmal blieb der Dukaten aus. Der Mister hatte heftiges Kopfweh und Hans litt geduldig die Strafe. Er hätte warnen müssen vor dem giftigen Dunst des Heulagers! Allzuviel Natur!

Am andern Tage stiegen sie aus dem wasserreichen Tal von Tiefensee wieder bergan. Mittags waren sie an

einem ſtattlichen Alpenhaus, das mit allerlei guten Dingen verſehen war, aber mitten im blaugrauen Nebel lag. Sie waren die einzigen Gäſte und hier hoffte Hans, würde nach der Faſtenzeit einmal ein Oſtertag kommen. Auch Miſter Pick war der Meinung, der Menſch müſſe ſich anſtändig nähren. Er beſtellte einen Topf Milch, Mehlklöße mit Rauchfleiſch, Sauerkraut und eine Flaſche friſchen Waſſers dazu. Hans lobte dem Miſter das geſunde Waſſer und trank Rotwein. Und wie ſie nun ja doch vergnüglich beiſammen ſaßen am weißgedeckten Tiſch in der Glasveranda und die Ausſicht genoſſen auf ein paar äſende Ziegen, die der Nebel noch durch den Schleier ſehen ließ, da dachte Hans ſeine beſcheidene Frage zu tun. Miſter Pick gab Gelegenheit, dieweilen er wieder zu philoſophieren begann über den Fluch des Reichtums.

Da fuhr Hans auf: „Ja, zum Teufel, weshalb wollen die Herren denn alle reich ſein?“

Miſter Pick ſtutzte ein wenig, dann antwortete er kühl: „Warum? — Darum.“ Dann trank er Waſſer, mehr aus Weisheit, denn aus Durſt, wie ſeiner etwas ſchlaffen Miene anzuſehen war. Dann ſprach er: „Doktor Schmiedl Ihre Frage wäre eine richtige Preisfrage. Nur ein bißchen ſachlicher ſtiliſiert müßte ſie ſein. Wenn Sie da fragen, warum man reich ſein will, ſo antwortet man Ihnen: Weil der Beſitz ein Vergnügen iſt. Weil man einmal ſorglos leben will. Weil man genießen will. Weil man den Nachkommen eine wirtſchaftliche Exiſtenz ſichern will. Weil man eine Macht haben will, um ſie zur rechten Zeit auszunützen. Weil man die Gewähr haben will, ſich nicht weiter plagen zu müſſen.

Weil man unabhängig sein will usw. — Bei solchen Antworten lernt man aber nichts. — Stellen wir die Frage anders. Stellen wir sie so: Warum, wenn Sie reich sind, wollen Sie immer noch reicher sein? Warum haben Sie nie genug?"

„Und diese Frage, Mister Pick, richte ich an Sie," sagte Hans dreist. „Ihnen gefällt die deutsche Heimat, gefallen die Alpen, wo Sie immer frisch werden. Warum bleiben Sie denn nicht da? Warum leben Sie dieses stille, gesunde Leben nicht, was Ihnen so sehr gefällt? Warum gehen Sie hin und immer wieder hin um den Reichtum zu vermehren und sich dabei aufzubrauchen?

Hierauf antwortete Mister Pick: „Ich bin also ein sehr reicher Mann, sagen wir ein Milliardär, wie sie drüben ja wie Pilze wachsen sollen. Nehmen wir an, ich habe ein Vermögen gesammelt, um unabhängig zu werden und bin gerade dieses Vermögens Knecht geworden, gezwungen, mein Leben lang zu fronen, zu sorgen für etwas, das mir weiter nichts sein kann, was nur eine Last ist und die Seele zuschanden drückt. Warum? — Eine Menge Gründe, Freund. Der Reichtum kann ein Wettsport sein um andere zu überflügeln. Geld, anderen zum Genuß, ist für uns Selbstzweck. Der Besitz des Geldes macht uns größeres Vergnügen, als alle anderen Genüsse der Welt zusammen. Wir genießen also. Zwar hat mich der Reichtum in eine Zwangslage versetzt, er muß naturgemäß vermehrt werden. Ein Reicher, der nicht noch reicher werden kann, ist ein Stümper, man verlacht ihn. Ferner darf ich das weitläufige Getriebe nicht stehen lassen, es nicht auseinander-

reißen, ohne Tausende von Arbeitern brotlos zu machen. Und noch lange so weiter. Ich will es aber kürzer machen und nur sagen: Reichtum ist eine Machtfrage wie jede andere. Was der Staat politisch ist, das ist der Besitz wirtschaftlich. Er muß sich erhalten und sichern, er muß seine Macht erweitern. Der Besitz ist eine Organisation, eine Wesenheit für sich, ein Staat im Staate. Der Besitzer ist zuletzt nichts, als der Verweser und Leiter des Vermögens, des selbst arbeitenden Vermögens, dessen Einheit und Lebendigkeit doch schließlich allen zugute kommt."

„Der Reiche ist also nur ein Wirtschaftsbeamter der Menschheit, wollen Sie sagen, so eine Art Kassierer, dessen Aufgabe und Ehre darin besteht, das Vermögen für andere zu verwalten und zu vergrößern."

„Ungefähr haben Sie mich verstanden, Doktor Schmied. Sie sehen also, daß hier eine Pflicht vorhanden ist, eine Verantwortlichkeit. Daß die Wünsche der Person zu schweigen haben vor der Pflicht und daß dazu eine Kraft nötig ist, zu der man sich erziehen muß."

„Nur meine ich", sagte Doktor Schmied, der Leibarzt, „sollte die Selbsterziehung nicht so weit gehen, daß unter halbrohen Klößen und schimmeligen Brotrinden die Gesundheit leidet."

Das war dem freien Selfman schier ein wenig zu stark. „Mein Herr! Wenn meine Gesundheit leidet, so habe ich das zu büßen."

„Sie Mister Pick und — ein anderer."

Die streitenden Wanderer.

Wie war die Landschaft anders geworden! Kein Kiefernwald mehr, nur Fichten und Lärchen, die überall und überall, wo das Gestein eine Handbreit Platz ließ, in wilder Strammheit aufstanden. Keine stillen Bächlein mehr zwischen gelben Dotterblumen und himmelblauen Vergißmeinnichten; lauter rasende Stürze von den Höhen herab in weißen Gischten brodelnd zwischen Steinblöcken dahin. An den Hängen lorbeerartige Alpenrosensträucher mit rostfarbig gewordenen Blütenresten, jungauflugende Gentianen und dünnstielige Steinnelken. Dann die verspäteten Rotzäpfchen der Kohlröslein und der gelbe, wuchernde Speik. Alle diese Pflanzen und Blumen hatte Hans verachtet und nur nach einer ausgespäht, die nicht da war: Edelweiß, diese feinhaarige Sirene der Alpen. Als Knabe war unserem Hans diese Blume schon merkwürdig, weil sie soviel Menschenblut getrunken hatte und doch weiß geblieben war. Er selbst hatte sich noch um keinen Menschen in Todesgefahr begeben, wohl aber einmal um Edelweiß.

„Echt europäische Sentimentalität!“ sagte Mister Pick. „Eine Infektionskrankheit der Älpler. Was finden Sie am Edelweiß? Ist es schön anzusehen oder gut zu riechen oder irgendwie zu brauchen? Sogar die Gemsen

wollen es nicht fressen. Aber es ist Sitte, sein Leben zu wagen, für ein Sträußchen Edelweiß!"

„Weil es so selten ist", entgegnete Hans. „Euer amerikanisches Geld wäre auch nicht so wertvoll, wenn es nicht alljährlich mit zahllosen Menschenleben erkauft werden müßte."

„Euer Edelweiß wäre nicht selten, müßte wie jedes Unkraut wuchern, wenn es nicht immer von Toren ausgerottet würde. Wie Mondsüchtige klettern sie da oben umher und kommen sie glücklich mit einer Handvoll zurück, so vertun sie es gedankenlos wieder. Ach, man kann Euch nicht verstehen, Ihr Urbewohner von Europa!"

Nun aber brach Hans los: „Ja, weshalb zum Satan, kommen Sie denn immer zu uns herüber, wenn hier alles so unbegreiflich dumm ist! Bleiben Sie doch gefälligst drüben auf Ihrer Dollarinsel und lassen Sie uns zufrieden!"

Mister Pick klopfte ihm auf die Achsel: „Well, junger Mann, so gefallen Sie mir. Man muß sagen, was man sich denkt. Ihr Rat ist nicht bloß ehrlich, er ist auch weise und ich werde ihn bald befolgen. Man kommt herüber, um sich mit Euch zu ärgern und geht hinüber, um Euch nicht vergessen zu können. So wenig wie man der Kindheit und Jugend vergißt. Ihr seid ja noch Kinder, störrische. Ihr zankt nicht bloß mit denen drüben, Ihr zankt auch unter Euch. Von Fremden wollt ihr immer gelobt sein und kennt kein größeres Vergnügen, als Euch selber zu beschimpfen untereinander. Das habe ich jetzt wieder beobachten können: Der Arbeiter haßt den Bürger, der Bürger macht sich lustig über den Bauern, der Bauer

ſcheut ſich vor dem Ariſtokraten und dieſer verachtet alle zuſammen. Wo ſieht man hier Arbeitgeber und Arbeiter an einem Tiſche ſitzen? Das wäre eine Schmach für beide Teile. Trotzdem kriechen ſie gelegentlich einander an, weil einer ohne den anderen nicht exiſtieren kann. Das ſind faule Sachen, Herr Doktor Schmied. Und erſt die nationalen Balgereien in dieſem Europa! Es iſt kindiſch!"

„Haben Sie mir nicht erzählt, daß Sie ſelbſt ein Deutſcher ſind, Miſter Pick? Amerika hat Sie mit ſeiner Infektion angeſteckt, mit dem Größenwahn. Verzeihen Sie, Herr!"

„Sehr gerne, lieber Doktor Schmied. Wir ſind beide Deutſche, deshalb eben zanken wir. Ich möchte nur noch ſagen, daß wir trotz unſeres Größenwahnes, den ich ohne weiters zugebe, dieſes alte Europa zu ſchätzen wiſſen. Beſonders das deutſche Land hat Vorzüge, die wir drüben nie haben werden. — Ihr habt keine Ahnung davon, wie ſehr wir dieſes alte Europa lieben ....." Umgewendet hatte er ſich. Es war plötzlich etwas über ihn gekommen, das der Doktor lieber nicht ſehen ſollte. Ein Weilchen ſtill war es, da rief Miſter Pick: „Torheiten!" und hieb mit der flachen Hand in die Luft hinaus.

Hans ſah die Gelegenheit, dem kecken Yankee noch einiges zu verſetzen, aber er ließ es ſein. Wenn bei dem Alten eine Gallenergießung ins Blut eintritt, ſind die Dukaten futſch. — Es war ohnehin ein Schandgeld, dieſe Tageslöhnung, für einen Milliardär. Aber der Kerl hat für die Schmutzerei ſeine Philoſophie. Er muß dem Einzelnen abzwacken, um es der Allgemeinheit nicht zu entziehen. Er iſt ja nur der Verweſer ....

„Herr Doktor Schmied, Sie denken jetzt wieder was Lasterhaftes. Nur heraus damit, aber in der richtigen Form."

„Um die bin ich diesmal nicht verlegen, Mister Pick. Sie sind ein Schundian."

Der Amerikaner lachte freundlich auf.

„Mir scheint, die Honorierung ist Ihnen zu gering. Ja, Freund, warum denn das schwere Geschütz! Sagen Sie bloß, wie viel Sie haben wollen. Nach meiner Erinnerung waren Ihnen zehn genug, damals. Nichts schwerer, als mit einem Deutschen Geschäfte machen! Wir können das Tagesgehalt ja verdoppeln. Genügt Ihnen das?"

„Machen Sie dreißig den Tag."

„Würde es Ihnen genügen?"

„Vierzig wäre mehr, das sehe ich ein. Wenn jetzt der schwierige Marsch kommt über das Hochgebirge. Damit Sie nicht wieder sagen, der Deutsche wäre kein Geschäftsmann."

„Nein, Doktorchen, geschäftsmäßig ist das nicht, wie Sie es machen."

„Was denn?"

„Wenn ich es sage, was es ist, so laufen Sie mir davon."

Der Doktor wurde unsicher, es war wieder das Sprunghafte seines Naturells. So antwortete er: „Dann sagen Sie es nicht. Das Davonlaufen wäre mir unangenehm. Geben Sie was Sie wollen, ich begleite Sie um jeden Preis. Nicht bloß, weil ich ein brotloser, armer Teufel bin. Als auch — weil ich Sie gut leiden mag, Mister Pick."

„Und ich Sie, Doktor Schmied!"

Der Konflikt zwischen den beiden Hemisphären war wieder einmal gelöst.

Nun aber erschienen die Tage, da das Zanken und Plaudern eingestellt werden mußte, weil die Lungen strengen Dienst bekamen. — Von einer sandigen Kuppe des Urgebirges aus das erste Mal lag vor ihren Augen die unübersehbare Wildnis des Hochgebirges. Ein totes, zackiges Grau und Weiß, wüst verworren durcheinander. Wie das starre Trümmerfeld einer zerschlagenen Welt. Ein scharfer Wind fegte die Sandkörner vom Boden auf und schleuderte sie den Bergsteigern ins Gesicht. Die konnten das ungeheure Bild nicht lassen. Schneefelder, Eisfelder, zerklüftet, zerrissen, durchlöchert. Steil aufspringende graue Wände, gupfige Kegel, senkrechte Türme, schiefragende Felshörner. Aber alles noch meilenfern. Dazwischen lag tiefeingesenkt ein Paß, ein Hochtal mit Wald, Almen und etlichen Hütten, mit einem dünnen, weißen, dahinschlängelnden Sträßlein und einem breithinruhenden, schwarzen See.

Der Amerikaner wendete nicht das Auge von dieser großen Natur. Er sagte kein Wort. — Er wird an Berg und Tal Hausse und Baisse versinnlicht sehen, dachte die Bosheit aus dem Unterschatt.

Jetzt hob Mister Pick langsam die Hand, streckte den Finger aus: „Die schlanke Zacke dort hinten oben, die mit der scharfen Spitze —?"

„Das ist der Lanzstein," sagte Hans, „der höchste Punkt. Wir werden ihn näher kennen lernen. Ich halte es hier nicht länger aus." Die Krempen der mit Sturmbändern befestigten Hüte knatterten im Winde.

„Mal ausſegen laſſen!“ lachte der Selfman. Hans ſprang in weiten Sätzen über das Geſchütte talwärts.

An demſelben Abende mußten ſie einkehren in einer großen Blockhütte bei Holzhauern. Das Mahl fand Miſter Pick durchaus erzieheriſch nach ſeiner Reiſedeviſe: Lerne dich beſcheiden. Hans verſuchte das erſte Mal rohen Speck auf Brot. Die Holzknechte beſprachen noch ein am nächſten Tage ſtattfindendes Holzſchwemmen und dann verſorgten ſie die ſeltenen Gäſte. Es wurde auf dem Herde, der mitten im Raume ſtand, das Kochgerät entfernt und die Glut mit Waſſer gelöſcht — da ſollten die Fremden nun ſchlafen. Ein anderes Bett gab es nicht. Der Milliardär ſchien höchlich zufrieden mit dem Pfühl aus Stein und Aſche, half aber mit ſeiner Gewandung nach, das Lager erträglich zu machen. Die fünfzehn Holzhauer ſchnarchten ringsum an den Wänden auf Brettergeſtellen. Noch hatte eine Weile die Spanlunte gequalmt, dann gegloſt. Endlich war das letzte Fünkchen verkniſtert und man war, wo man ſein wollte, wohin man in Dunkelheit wachend ſich verſetzte oder ſchlafend träumte. Man ſah nur nach innen.

Ein wenig nach Mitternacht war es, da begann in der Hütte eine Unruhe. Als unſere Freunde erwachten, waren im roten Schein einer Spanleuchte etliche halbbekleidete Männer beiſammen um einen jungen Menſchen. Auf dem Fußboden eine Blutlache. Schon am Abend war dem Hans der Junge mit den fahlen Hohlwangen aufgefallen, jetzt hörte er: „Blutbrechen!“

„Scho's zweite Mal, ſcho's zweite Mal!“ jammerte einer der Holzer.

„Laſſen Sie mich hinzu!“ forderte Hans.

„Es iſt ein Arzt,“ ſetzte Miſter Pick bei.

Da wunderten ſie ſich. Seit dieſes Holzknechthaus ſteht, hat noch kein Kranker hier einen Arzt geſehen.

„Wann s' heili einer ſein, ſo dürfns zuwi“, ſagte ein anderer. „Bet' an Vaterunſer, Waſtl, für ſo a Glück, daß d' an Bader kannſt habn!“

Der Doktor verordnete dem Kranken Eis und Ruhe. Das Eis wurde aus einer nahen Felsſchlucht herabgeholt, die Ruhe ergab ſich von ſelbſt, weil der arme Burſche völlig erſchöpft war.

„Muaß ih ſterb'n“? ſtöhnte er angſtvoll.

Miſter Pick ſchaute von ſeinem Herdlager hin und ſah, wie gelaſſen und ſorgfältig der Doktor den Kranken zurechtrückte und mit Waſſer labte.

„Muaß ih ſterb'n“? fragte der Junge flehend.

„Ei wo“! tröſtete der Doktor. „Das Biſſel Blut! In ein paar Tagen hat ſich alles wieder erſetzt. Bei jungen Leuten geht das ſchnell. Nur hübſch ruhig liegen bleiben! Iſt ſogar geſund, ein biſſel Blut auslaſſen. Andere müſſen zur Ader laſſen, wenn ſie geſund bleiben wollen. Zwei, drei Tage und du laufſt wieder in dem Wald um.“ Es ſind gute Worte geweſen.

Am Morgen, als die Touriſten ſich auf den Weg machten, ſchlummerte der Kranke. Hans gab noch Verordnungen und verſprach Medizin zu ſchicken. Dann gingen ſie talwärts.

„Woher wollen Sie denn Medizin nehmen?“ fragte der Amerikaner.

„Er braucht keine.“

„Also keine Gefahr?“

Hans gab nicht Antwort.

„Was hat er nur?“

„Die Brust voller Tuberkeln.“

„So,“ sagte Mister Pick kühl. „In solchem Zustande stirbt es sich wohl nicht schwer?“

„Ich hab's noch nie versucht.“

Der Mister schwieg und stutzte. Es scheint, der Kamerad macht in amerikanischem Humor.

„Muaß ih sterb'n?“ Sie hörten es von den Bäumen herab, aus den Felsen, aus den Blumen der Matte.

Sie gingen nun schweigend dahin. Bald war alles wieder überflutet vom lichten, wogenden, klingenden Leben. Da besprachen sie die fernere Wanderung. Dem Amerikaner saß jene spitze Zacke im Kopf. Er wollte auf den Lanzstein.

„Der beschwerlichste und gefährlichste weitum.“

„Will wissen, was ich leisten kann.“

„Es wird keine Kleinigkeit sein, Mister Pick. Es wird darauf ankommen, ob der Arzt mehr gestattet, als höchstens etwa bis zu den Drei Augen.“

„Waren Sie schon dort?“

„In meiner Studienzeit wollte ich mit einem dummen Freunde einmal hin; mußten aber schlechten Wetters wegen umkehren.

„Warum sagen Sie: dummer Freund? Er ist abwesend.“

„Ach, es hat sich später gezeigt. Soll aber klug geworden sein. Derselbe war nämlich Priester geworden

— katholiſcher, ein ekelhafter Eiferer. Später mit ſeiner Haushälterin die ſattſam bekannten Geſchichten. Dann in eine Strafſeelſorge verſetzt. Weiter weiß ich nichts von ihm."

„Strafſeelſorge?"

„Auf irgend einen ſchlechten Poſten verſetzt, wo ſonſt keiner hin will. Schade um ihn. War ein guter Junge. Ich ſagte es ihm früh genug. So weit kommt es mit der Unwahrheit."

„Iſt er unwahrhaftig geweſen?"

„Perſönlich durchaus nicht. Aber einen Stand wählen, in dem man die Leute berufsmäßig anlügen muß!"

„Wie iſt das zu verſtehen?"

„Anlügen mit mancherlei Jenſeits, mit Hölle und Himmel, was weiß ich! Jene Welt den Schafen, dieſe den Pfaffen!"

„Ah, ſo einer ſind Sie!" ſagte Miſter Pick. „Das intereſſiert mich, wieder einmal die Ehre zu haben mit einem der berühmten europäiſchen Pfaffenfreſſer —!"

„Ja, mein Herr, halten Sie es mit jenen?"

„Ich bin Atheiſt, rege mich aber nicht auf über andere. Wie man die Beſtie kennt, muß man froh ſein, daß es Bändiger gibt."

„Ein Bürger der großen Republik — und nennt das Volk eine Beſtie!" rief Hans in wahrhafter Entrüſtung. „Ein urweltlicher Europäer aber ſagt Ihnen, das Volk bändige man nicht, man bilde es."

Hierauf der Amerikaner: „Man bilde es. Das iſt leicht geſagt, mein Freund. Sie meinen Schulbildung

natürlich. Volksschule, Mittelschule, Hochschule. Alle, Arme wie Reiche, Beschränkte wie Intelligente. Ist die Menschennatur so, sind die Verhältnisse danach, — von Kindheit an hart arbeiten, Brot verdienen müssen — daß alle zu jener Bildung gelangen, von der Sie sich die Wohlfahrt versprechen? Die große Menge bleibt selbst unter günstigsten Umständen in der Viertelbildung stecken, ein Teil käme bis zur Halbbildung und diese liefert, wie wir wissen, die verhängnisvollsten Individuen, die größten Bestien. — Ich denke es anders, mein Doktor Schmied. So sollten die Leute gebildet werden, daß sie sich gut und schön mit diesem Leben abfinden könnten. Daß sie in dem Elende, wie es den meisten auf Erden beschieden ist, nicht verzagten. Was anderes, als die rohe Natur dem Tiere gibt, müßten wir dem Menschen schaffen. Gute Vorstellungen. Schöne, versöhnende, tröstliche Einbildungen. Dem Reichen gibt es die Kunst. Den Armen müßte es die Religion geben. Einen gütigen Gott, einen schönen Himmel. — Es muß ein ungeheures Glück sein, wer an so was glauben kann — an das Eingehen in eine ewige Seligkeit!"

„Wenn es aber erlogen ist!" eiferte Hans. „Ein anständiger Mensch betrügt Keinen um die Wahrheit und könnte er ihn mit der Lüge auch zehnmal sogenannt glücklich machen."

So hatten sie während des Gehens über die weichen Grasflächen hin geredet. Nun blieb Mister Pick stehen, hielt den Kameraden bei den Rockknöpfen fest, damit er nicht ausreißen konnte und sprach: „Herr Doktor Schmied! Vorher, da oben, haben Sie zum totkranken Burschen

gesagt, in wenigen Tagen würde er wieder gesund sein. Und wußten, daß er rettungslos verloren ist!"

Was antwortete Hans? Erst eine Weile nichts, dann folgendes: „Sie scheinen mich für einen vollkommenen Menschen zu halten, der seiner Erkenntnis, seinen Grundsätzen nie untreu wird! Wo gibt es denn solche? Die Pflicht des Arztes ist eine andere, als die des Lehrers. Der Arzt muß beruhigen. Mich hat der Junge erbarmt und deshalb habe ich ihn getröstet. Das ändert an der Torheit der Sache nichts."

Und Mister Pick: „Bleiben wir immer so töricht, mein Freund. Bleiben wir bei dem Erbarmen, bei dem Mitleide, bei der Liebe."

Als ob er einen Degenstich bekommen hätte im Duell, so hatte Hans zusammengezuckt. Er begann sich zu verteidigen, zu rechtfertigen — heftig, verworren.

„Geben Sie sich keine Mühe Doktor Schmied, sich schlechter zu machen, als Sie sind. Es gelingt Ihnen nicht. Sie haben einen Schutzgeist, der nicht von Ihnen läßt. Das Mitleid. Besser aus Mitleid ein seligmachender Wahn, als eine elend machende Wahrheit."

Hans fühlte in diesem Augenblick seine Weltanschauung — bankerott.

Die Wanderer stiegen immer noch abwärts. Mehrmals überstiegen sie aus entschälten Stämmen gezimmerte Rinnen, in welchen Holzblöcke zu Tale glitten. Sie waren müde. Es waren beschwerliche Pfade gewesen, die sie seit Tagen gewandelt. An mancher Gedenksäule waren sie vorübergekommen. Hier, an einer kleinen Felswand stand wieder eine solche Säule. Ein Sterben unter der

Lawine. Auf einfältigem Bilde ragte aus dem Schneegrabe noch ein Menschenkopf hervor, darüber ein schwarzes Kreuzlein und darunter: „Gedenke, o Wanderer, des schrecklichen Todes, bebe vor seiner und bet' ein Vaterunser."

Hans hatte näher hingeschaut und am Rande der Tafel eine Bleistiftschrift entdeckt. Er las:

„Den kann ich nicht versteh'n,
Der vor'm Tod erbebt.
Den möcht' ich seh'n,
Der den Tod erlebt!"

„Da ist einmal ein Selbstverständliches das erste Mal gesagt," sprach Mister Pick.

Hans schob dabei die Achseln in die Höhe: er könne sich nichts dabei denken.

„Dann warten Sie, bis Sie es können." —

Endlich waren sie hinabgekommen auf den Boden, der den Gebirgszug als Paß durchschneidet, so daß zwischen nördlichem und südlichem Gelände ein schmales Weglein führen kann. In blauenden Gründen lag das Land unten, so hoch waren sie noch auf diesem Talpasse. Es war ein langgestrecktes Hochtal, in das zu beiden Seiten von Waldhängen und Holzschlägen entschälte Blöcke herniederrollten, in Rinnen oder über steile Grashänge. Aus mancher Schlucht kamen auch lebendig hüpfende Bächlein hervor. Und auf dem sonnigen Hochboden ruhte der See. Dieser Alpensee hatte Flut und Ebbe; denn zu gewissen Stunden wurde er gestaut, um durch die Flut die Blöcke einzufangen und sie in die südlichen Gegenden hinab zu schwemmen. Jetzt schwammen

auf dem weichen Wasserspiegel einzelne Pflöcke herum und drehten sich bisweilen ganz gemütlich um sich selbst. An einem Pflock, am Strande, war in mehrfachen Schlingen, damit es gründlich halte, ein platter Kahn angebunden und der gefangene Kahn wuppte ein wenig auf und nieder. Es gibt Leute, die immer kindisch werden, wenn sie an ein Wasser kommen. Hans hatte seine schweren Gedanken verschwitzt. Er sprang in den Kahn und ließ, dieweilen seine Beine müde waren, sich schaukeln. Das glasklare Wasser schlug kräuselnd über den Sand aus, glitt wieder zurück und aus der seichten Tiefe standen weiße Steine hervor. Gegen die Seeweite hin wurde es grün und dunkel. Nun wollte es auch dem Mister Pick plangen nach einer kindlichen Naturwiege. Er stemmte den Bergstock und stieg in den Kahn. An ihre Rucksäcke gelehnt, aßen sie etwas vom mitgebrachten Mundvorrat. Hans hatte sich doch endlich auch mit der Kost des sich selbst erziehenden Milliardärs ausgesöhnt: Schwarzbrot, Speck und Salz dazu. Hans meinte, er wolle wirklich noch Vegetarier werden.

„Ja, der nur das Fleisch pflanzenfressender Tiere ißt!" lachte Mister Pick auf seinen billigen Witz.

Fegefeuer auf dem Waſſer.

Als ſie ſich geſtärkt hatten, fiel dem Mann der weſtlichen Halbkugel die Schiffahrt ein. Sie banden den Kahn los, zogen den langen Strick ein und Hans ſchlug das Ruder, das mit einem Weidenband am Kahnrande befeſtigt war, ins Waſſer. Weil nur ein Ruder vorhanden war, ſo ging es ein wenig rund um ſich. Sie wollten ja auch nirgends hin, bloß ſich tragen und ſchaukeln laſſen auf dem dunklen Waſſer, in das manchmal ein Lufthauch leichte Kräuſeln blies. Sie lagen auf dem Rücken und ſchauten zur Bergzinne empor, von der ſie tagsvorher niedergeſchaut hatten. Man weiß kaum, was ſchöner iſt, dachte Hans, im Tale den Berg anzuſchauen oder auf dem Berge das Tal. — Er behielt den Gedanken bei ſich vor dem ſchwärmereifeindlichen Dollarmanne. Dieſer mußte übrigens in einer ähnlichen Stimmung befangen ſein, denn er tat die wunderliche Bemerkung: „Wenn jemand das ganze Jahr vom Reichtum auf die Armut herabſchaut, iſt es bekömmlich, aus der Armut auch einmal auf den Reichtum hinauf zu blicken. Die dort oben im Blockhauſe haben ein ſchattengebendes Dach und einen Herd zum Kochen und ſonſt allerlei. Wir haben nichts als dieſen Kahn und auch den haben wir nicht, denn er hat uns. Dort oben geht es den

Leuten ſo gut, daß es ſogar einen gibt der nicht ſterben will. Hier — fährt man auf dem Styx.“ Lallend murmelte er es, wie im Einſchlummern. Plötzlich erhob er ſich ein wenig: „Was habe ich denn gemacht? Habe ich nicht geträumt? — Verzeihen Sie, es war der deutſche Blutstropfen.“

Hans, lange ausgeſtreckt, war zu faul, um die Augen zuzumachen, ſie ſchauten in die Sonne hinein, bis er nachher überall, am Himmel und an den Berghängen, bunte Sonnen tanzen ſah. Und als er die Augen endlich ſchloß, tanzten ſie immer noch und tanzten mit ihm in die Traumwelt hinüber.

Als Miſter Pick merkte, daß er allein war, wie die Magd neben dem ſchlummernden Kinde, da blickte er einmal angelegentlich um ſich. Wo war denn das Ufer mit den weißen Steinen, an dem ſie in den Kahn geſtiegen? Das war weit fort; er ſah es kaum noch mit ſeinem aufragenden Pflock und alles war an einer ganz anderen Stelle. Er rüttelte den Kameraden auf: „Doktor Schmied!“ Dabei faßte er ſchon ſelbſt das Ruder kräftig nach Seemannsart. Aber es kam nichts dabei heraus, als daß es plätſcherte. Und langſam wanderte das Geſtade.

„Doktor Schmied! Schauen Sie auf! Merken Sie nichts?“

Sie waren mitten auf dem See.

„Der Satan noch einmal, was iſt denn das?“ rief der ermunterte Hans, „der See rinnt ja!“

Ja, der See rann. Dort drüben ſchwamm ein Holzblock, der rann auch mit; weiter draußen andere

Blöcke, die rannen auch heran, mehr und mehr Holzblöcke, je etwa zu drei Klaftern lang, trieben dem Kahne zu und alles zusammen rann sachte, kaum merkbar und doch der immer sich ändernden Gegend wegen auffallend dahin. Das Ruder machte fast gar nichts mehr, der Kahn drehte sich nicht mehr, sie rannen dahin. Beiden Männern fiel es zu gleicher Zeit ein, was das bedeutete. Sie rannen mitsamt allem Holze, das auf dem See war, der Schleuse zu, die geöffnet worden, um die Blöcke hinabzuschwemmen in die Gräben.

Hans hatte mit erregter Kraft von der Kahnwand eine Latte losgebrochen, aber die war zu kurz und schmal, um als Ruder zu dienen. Auch sahen sie, es war alles zu spät, das Wasser drängte mit seiner stillen Gewalt nach der einen Seite hin und der Kahn wurde immer dichter umwogt von den weißen, schaukelnden Blöcken. Mancher stieß ihn sachte an, mancher derb, so daß es schütterte. — Es geht der Schleuse zu! — Man sah schon ihre hochgezogenen Wände an der Scharte des Ufers, hinter welcher die Landschaft absank in ein tieferes Tal. Wie steil dort das Wasser hinabschoß, das sah man nicht.

— Muß ich sterben? — Hatte es nicht so in den Lüften gehallt, oder von den Holzblöcken her? — Schweigend, mit hartem Trotz versuchten die Männer alles, um den Kahn zu halten, zu wenden und als bei einem Anstemmen an stauende Blöcke auch das eine Ruder entzwei brach, sahen sie, daß — sie hinab mußten.

Hans, in dem schrie es jählings: Das ist ihre Straßen! — Er wollte sich in das Wasser stürzen, um

zu ſchwimmen. Der Amerikaner hielt ihn zurück. Der betrachtete das Schleuſenſyſtem, das er noch nicht kannte. Dann ſahen ſie den Abfluß. Der ging nicht ſo ſteil, daß es giſchte; glatt aber lebhaft und ſchwer glitten die Wogen über den Seerand hinab, die Blöcke prallten aneinander, etliche überſchlugen ſich. Die Männer begriffen — es ging ums Gleichgewicht im Kahn. Sie legten ſich an beide Seiten und wogen gut. Ein Blockſtoß, zu kentern ſchien der Kahn einen Augenblick, aber glatt flog er nieder in das breite, ebene Bachbett. Ein Schwung und es glitt wieder ruhig dahin. Das Waſſer ging ſo hoch, daß es die hin und hin an beiden Ufern liegenden Hölzer mitnahm und das Blockgewirre immer enger und bedrohlicher wurde. Unſere Fahrer ſahen eine Menge ſchöner Möglichkeiten. Wenn der Kahn bricht, dann kann man ſich auf einen Block ſchwingen und reiten. Wenn der Block umkippt, ſo kann man doch das Schwimmen verſuchen, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden. Vielleicht ſtehen irgend wo am Ufer auch Leute. — So ging es eine erkleckliche Strecke dahin. Mehrmals warf Hans das lange Seil aus, aber es ankerte an keinem Uferſtrauch oder Stein. Es mißlang allemal. Daß ſie ſchon über und über naß waren, das merkten ſie gar nicht. Miſter Pick lachte. „Ausgerechnet, daß nichts von unſeren Sachen am Ausfahrtshafen liegen geblieben. Wir machen eine längere Reiſe zu Waſſer.“

Dem Hans war nicht ums Lachen. Wie wird das enden? Kam ein Rechen, wo das Holz ſich ſtauen konnte, ſo war eine Kletterpartie möglich ans Ufer. Kam ein Waſſerfall, ſo flogen ſie kopfüber hinab. Kam etwa eine

Eiſenwerkswehre, ſo gerieten ſie in den Hammerbach und unter die Räder. Man wußte nicht, welches das größere Vergnügen war. Eine zuerſt aufqualmende Angſt war weg. Es war ihm, wie bei einem Wettkampf, der die Nerven bis zur Wolluſt ſpannt. Sie hatten einen Weg bemerkt, der am Flußufer entlang ging. Da mußte doch einmal jemand dahergehen, der das zugeworfene Seil fangen und den Kahn ans Land ziehen konnte. Aber es kam niemand des Weges. Etliche Kühe, von der Weide herab, trotteten fürbaß; eine blieb ſtehen und ſchaute dem Spiele zu, das da auf dem Waſſer war.

Das Tal wurde enger, die Lehnen an beiden Seiten ſtiegen ſteil und felſig an. Das Waſſer, das lange weich und glatt dahingegangen war, wurde ſtellenweiſe unruhig. Dort und da ſtand eine Klippe auf, an die das Treibholz klingend prallte. Vielleicht konnte man eine ſolche Felsklippe erfaſſen und eine Robinſoninſel aus ihr machen. Es ſchattete der nahe Abend. Dem Hans war's, als höre er ein dumpfes Toſen. Er zermarterte ſein Gehirn. Da war der Kahn, es war das Seil, es waren Holzblöcke ringsum. Mit dieſen Dingen mußte ſich doch etwas machen laſſen. Rettungsmittel! Mediziner haben die ihren in der lateiniſchen Küche. Aber der Amerikaner! Wußte denn auch der nichts? Miſter Pick lehnte ſich an ſeinen Rucksack und warf über die naſſen Kleider den naſſen Mantel.

„Leider, auch die Zigarren ſind naß geworden," ſagte er.

„He! He!" ſchrie Hans auf mit aller Lungenkraft. „Hören Sie? Sie! He!" — Er hatte einen Mann be

merkt, der von unten herauf des Weges kam. Es war ein Handwerksburſche oder vielleicht ein Touriſt. „Sie Herr! Ich bitte, fangen Sie das Seil auf!“ Er ſchleuderte es gegen das Ufer. Knatternd ſchlug das Ende auf den Weg, glitt aber wie eine Schlange wieder ins Waſſer zurück, ehe es der Mann erfaſſen konnte. Hans ſchleuderte wieder, der Mann erfaßte den Strick mit der einen Hand, ſuchte ihn feſtzuhalten; es riß ihn faſt ins Waſſer, da ließ er aus. Hans warf das dritte Mal: „Feſthalten! So halten Sie doch feſt mit beiden Händen!“

Der Mann, am Rande laufend, ergriff das Seil noch einmal, aber nur mit einer Hand, während die andere im Kleide ſtak. Er hielt feſt, er ſtemmte ſich an eine Weidenwurzel, aber das Seil entglitt ihm.

„Sie ſind ein Depp!“ ſchrie Hans, „mit beiden Händen, ſage ich!“

Der vom Ufer rief zurück: „Den rechten Arm kann i nit brauche!“

Das kleine Schiff rann weiter. Hans ſtarrte auf den Mann zurück, als müſſe er ſeine Augen in das rotbärtige Geſicht hacken. — „Iſt das nicht —? Iſt das nicht der Schwabe?“

Ja, mein Hans, das iſt der einſtmalige Kollege Häuble, dem du im Duell den rechten Arm abgehackt haſt. —

Gottesgericht! So ſtand es vor Hans Schmied in dieſem Augenblick. Alles iſt aufgeſchrieben und das iſt der Tag des Gerichtes! Die beiden Hände ſchlug er ſich ins Geſicht und ſtieß einen langen, gröhlenden Laut aus.

Der Amerikaner band von ſeinen Sachen feſt, was

ſich feſtbinden ließ und ſagte: „Vorwärts jetzt! Kommen Sie nach!“

Er ſprang hinaus auf einen Block, der wuppte auf, auf den zweiten, der rollte um und der Miſter lag im Waſſer, halb zwiſchen, halb unter den wuppenden, aneinander ſtoßenden Hölzern. Seine Hand hob ſich nach dem Seil, das Hans ihm zuwarf — mit knapper Not, mit ſehr knapper, glückte es, ihn wieder auf den Kahn zu bringen. Dieſer wollte kentern, nach der andern Seite ſprang Hans, mit der einen Hand am Kahnrande ſich feſthaltend, mit der andern den taumelnden Genoſſen an ſich reißend.

Miſter Pick ſchaute nur einigermaßen verwundert drein: „Alſo auch das Springen und Schwimmen gehört zu den brotloſen Künſten.“ Seine gequetſchten, blutenden Finger hielt er dem Kameraden hin: „Das wäre jetzt was für Sie, Doktor!“

Der tat nichts dergleichen. Blut iſt heute gleichgültiger als Waſſer. Und der Miſter wäre einſtweilen aus der Akute!

Miſter Pick ſagte: „Sie glauben jetzt ein gemachter Mann zu ſein, Doktor Schmied. Haben Sie nicht einem Milliardär das Leben gerettet?“

„Ich glaube etwas anderes,“ ſagte Hans. Sein Geſicht war blaß wie ein Leintuch und ſeine Augen ſtarrten verglaſt.

„Ja, Doktor, wenn Sie die Gemütlichkeit verlieren!“

„Ich glaube, Miſter, wir erleben ihn heute.“

„Wen?“

„Sie können ſich's denken, wen.“

„Freund, den erleben wir eben nicht.“

Rascher trug es unsere Orkusfahrer dahin. Der Fluß engte sich immer mehr und wurde unbändig. Die Hölzer begannen zu hüpfen, stießen an die Uferklippen und manche begannen sich hinter denselben in kleinen Buchten festzulegen. Mit erneuter Anstrengung suchten die Männer den Kahn einer solchen Bucht zuzulenken, mit Trümmern begannen sie zu rudern, mit Stemmen und Stößen an den Kiel den Lauf zu ändern, mit Seilwerfen immer wieder einen Anker zu finden. Vergeblich, vergeblich, der Kahn wogte langsam auf dem üppigen Fluß dahin, der künstlich groß geworden mit Parvenühochmut seine Gewalt zeigen wollte. Des Schiffchens Boden war voller Wasser.

Leute sahen sie, plötzlich Leute sahen sie am felsigen Ufer. Männer, die mit langen Stangen das sich stauende Holz losstießen, damit es weiterrinne. Diese bemerkten den Kahn und hörten das Geschrei. Auf die äußerste Klippe sprang einer mit der längsten Stange, die am Ende einen Spießhaken hatte. Ganz gemächlich wie ein Fischer mit dem Angelstab langte er aus, hakte das Schifflein an und zog es ans Land. Die Reisenden hatten fast bequem Zeit, ihre Sachen zusammen zu suchen und die Todesangst ins Wasser zu schütteln, ehe sie zur guten Mutter Erde zurückkehrten.

Die hakt sunst nit z'somma kemma kinna.

Unweit der Stelle, wo sie also auf die einfachste Weise ans Land gesischt worden waren, in einer Gabelung der Gräben standen mehrere Holzhütten und ein gemauertes Gebäude mit kleinen Fensterlucken. An der Weg- und Flußseite war dieses Haus einen Stock hoch, an der Rückseite war es durch Wildwasser so vermuhrt, daß man vom Dachfenster aus über das Geschütte an den Berghang hingehen konnte. Auf dem breiten Dache waren die Bretter so vermoost, daß es aussah wie grüne Wieslein, soviel man in der Abenddämmerung noch sehen konnte. Auf dem Vorplatz stand Wagenwerk. Es war ein altes Hospiz, genannt „Zum Hannibal" und schier zufällig ein Punkt, dem unsere Touristen zugestrebt hatten. An der Hauswandecke war eine gemalte Hand, die in eine Seitenschlucht hinanwies, mit der Inschrift: „Auf den Lanzstein".

Der Holzmeister, der sie hiehergebracht zum Auftrocknen, wußte zu erzählen, daß in diesem Gasthof schon der altbekannte afrikanische Feldherr Hannibal eingekehrt sei.

„Na, dann wird es ja ein erstklassiges Hotel sein," sagte Mister Pick.

Aus dem Hause schallte das Geschrei eines Besoffenen. Das war der Wirt selber. Er hatte — wie die An-

kömmlinge nachher erfuhren — tagsüber Ärger gehabt. Er hatte Baumstämme der Länge nach durchzubohren, um Wasserleitungsröhren herzustellen. Dabei sei der gute Hannibalwirt mit seinem langen Bohrer nun immer schief angekommen, so daß das Loch seitlings hinausging. Zwei Stämme hatte er in dieser Weise verdorben, nach dem dritten, der wieder mißlang, warf er den Bohrer an die Hauswand und ging in den Keller, um seinen Ärger zu ersäufen. Der war aber, wohlgetränkt, noch kräftiger geworden und als sein Weib, die Wirtin, ihm heilsam zuredete, er solle doch um der vierzig Märtyrer willen nicht immer so trinken, bekam sie ein kleines Überbleibsel von den Schlägen, die des Hauses Namenspatron vor-einstmalen den Römern versetzt hatte. Unter dem Eindrucke der Niederlage wollte das hübsche, rundliche Frauchen gerade schluchzend zum Tore hinaus, als die beiden Fremden eintraten. Als sie die „patschnassen" Herren sah, lachte sie auch schon, und ordnete sogleich an, was da zu geschehen habe. Zehn Minuten später lag Mister Pick in einem hochgebauten Bette und Doktor Schmied in einem zweiten, der mürselnden, niedrigen Oberstube. Auswendig ein halbes Dutzend Flachshaardecken, inwendig heißer Glühwein und dazu ein brüllender Ofen — das tat wohl. Die Wirtin lief fortwährend zu und ab, um die seltenen Gäste zu begucken und besonders den weniger ablehnenden Hans zu bemuttern. Die Kleider trockneten in der Küche über dem offenen Herdfeuer. Die Wanderer mußten also in den Betten bleiben und in denselben ihren Wildbraten verzehren. Nach der Sättigung äußerte Hans ein Anliegen. Schon seit Tagen kümmerten ihn seine

Bartſtoppeln und hier fragte er, ob im Dorfe ein Mann ſei, der ihm das Geſicht plattkratzen könnte.

Die Wirtin antwortete fix, die paar Holzerhütten ſeien kein Dorf und im Dorf ſei kein Mann, wohl aber ein Weib, das die Männer „balbieren“ könne und ſtets auch den Hannibal balbiere.

Ob man dieſes Weib gefälligſt herbeirufen wolle?

„Gar nit vonnöten. Steht eh da!“ ſagte die Wirtin, weil ſie es ſelber war.

Miſter Pick in ſeiner Ecke drüben ſchmunzelte nicht ſchlecht, als er zuſah, wie im müden Schein der Talgkerze das emſige Weibchen den Doktor einſeifte. Die braune Talgkerze roch ihr ranziges Fett bis zu ihm hinüber.

„Kommt all's weg, Herr?“

„Der Schnurrbart bleibt ſtehen.“

„Hau m'r's denkt.“

Das Schermeſſer war arg. Aber — dachte Hans — ſo lange ſie nicht beginnt, mir den Hals abzuſchneiden, ſo lange ſchrei' ich nicht. Im Ganzen war es ja nicht ſo ungut, dieſes Sichhingeben an Frauenhände, deren zarte Finger ſchließlich ſein Haar zurechtſtrichen und die Schnurrbartenden aufkräuſelten. Und ſie ſelbſt war überraſcht darob, welch ein jugendlicher, hübſcher Mann aus ihren Händen hervorgegangen. Und dieſer ſchöne Menſch hatte ertrinken ſollen? — Der beſoffene Hannibal war vergeſſen, der ſchnarchte wohl in irgend einer der alten Stuben und träumte von mißbohrten Brunnen röhren.

Als die Zeit kam, war dem Hans noch nicht zum Schlafen. „Erſtaunlich, was in ſo einem langen Sommer-

tag Platz hat. Erst bei einem Sterbenden, dann selber sterbend und am Ende von einem Frauenzimmer jung gemacht." Das war Hansens Abendandacht. „Ein kreuzgemütlich-s Hotel, das!"

Darauf Mister Pick: „Wenn wir direktement von der Stadt her dahier eingekehrt wären, so wäre dieses Hannibal-Hotel ein Schweinestall. Weil wir von der Holzhauerhöhle und vom Schiffbruch kommen, so fühlen wir uns hier hannibalisch-kannibolisch wohl."

„Der Witz ist erbärmlich, Mister Pick."

„Aber der Gedanke ist gut, Doktor Schmied. Alles ist relativ. Diese Erkenntnis wirft unsere ganze Luxuskultur über den Haufen."

Die Philosophie hatte spontane Wirkung. Hans schlief. —

Als der Amerikaner am nächsten Morgen zum Fenster hinausschaute, war über den Berghäuptern wieder der blaue Himmel. Er ging gleich ins Freie. Die Berge standen noch im Schattenblau, nur einer im Sonnenschein. Jene waren waldig und breit gelagert, dieser felsig und steif wie ein Kirchturmgiebel und so hoch, daß der Beschauer den Nacken weit nach rückwärts biegen mußte. — Dann, nach der morgendlichen Verrichtung, kam der Mister wieder in die Schlafstube zurück, brummend: „Das ist echt hannibalisch! — na, Sie werden es ja sehen."

„Ich will noch liegen bleiben," sagte Hans.

„Wieso? Heute geht es auf den Lanzstein."

„Ich will liegen bleiben."

„Streiken?! Spaßen Sie nicht mit mir, mein Herr!"

„Das tu ich auch nicht, will bloß liegen bleiben."

„Gut."

Bedenklich, mit welchem Tone der Milliardär dieſes Gut ſagte. Und gemeſſen war er wieder hinausgegangen.

Die Wirtin brachte dem Doktor den Kaffee ans Bett, Milch extra, Schwarzen extra, Zucker extra, Silberlöffel, Serviette — nobel! Auch Kipfeln und Butter, Zigarren, Feuerzeug und Zeitung. Sie fragte ihn, wie er geſchlafen. Ob er nicht doch einen Schnupfen hätte, oder was?

„Leider nein. — So ein paar Tage möchte ich ſchon krank ſein bei Ihnen, Frau Wirtin."

Sie ging raſch wieder davon. Er ſchickte ihr einen glühenden Gedanken nach. Er fühlte etwas, wie in guten Zeiten. Jetzt verzehrte er mit Luſt das Frühſtück und zündete ſich dann eine Kuba an. — „Donnerwetter! Da iſt ja die „Senſation"! Hannibal, welche Ziviliſation! — Wollen mal ſehen, was Ehren-Tacitus weiß." — Ein paar Bilder mit Moritaten. Ein Mädchen mit Katzenkopf. Eine Gerichtsverhandlung über Notzuchtsfälle unter „Ausſchluß der Öffentlichkeit". Sieben Spalten lang. „Bismarck und die ſchöne Pariſerin". Ein hiſtoriſcher Roman. Dann die neueſten Nachrichten unter packenden Schlagworten. Dem Hans fiel der Titel auf: „Eine Entführung." Darunter ſtand folgendes:

„Der höchſt gelungenen Entlarvung eines ausländiſchen Hochſtaplers und Mörders, um die ſich bekanntlich der in unſerer Stadt wohlbekannte Doktor H. Sch. verdient gemacht hat, iſt eine romantiſche Geſchichte nachzutragen. Bekanntlich iſt vor Jahren die Braut desſelben Doktors H. Sch. ein bildſchönes Mädchen,

in Verluſt geraten und alle Nachforſchen des der Verzweiflung nahen Bräutigams waren umſonſt. Nun berichtet eine Kabeldepeſche, daß das Mädchen damals nach Nordamerika entführt worden ſei und gegenwärtig ſich in New-York befindet. Doktor H. Sch. iſt vor einigen Tagen in Begleitung eines Amerikaners nach dem Weſten abgereiſt. Man darf auf den Ausgang dieſes myſteriöſen Falles geſpannt ſein."

Hans hatte Zigarre und Zeitung weggelegt, ſtand vom Bette auf und zog ſich an. Dann ſchritt er in der weiten Stube raſch auf und ab. Obſchon man gegen ähnliche Nachrichten dieſes Blattes längſt gleichgültig geworden war — das frevelhafte Aufreißen ſeiner Wunde brachte ihn aus Rand und Band. Es war ja doch er und ſein Unglück gemeint! —

Mittlerweile hatte Miſter Pick unten im braunberauchten Gaſtzimmer ſein Frühſtück genommen. Die bedienende Magd beantwortete ſeine Frage, wieſo es komme, daß auf dieſen Alpentriften die Kühe eine ſo bläuliche Milch geben, in einer Mundart, von der er nichts verſtand. Im übrigen ließ er ſich die Sache nicht verdrießen, ſondern freute ſich bloß von Tag zu Tag mehr auf die beſſeren Zeiten, die zu Hauſe in Chicago ſeiner warteten. — Nun hatte ſich der Wirt zu ihm geſetzt, der wohl um dreißig Jahre älter ſein mochte, als die Wirtin und deſſen glattem Runzelgeſicht man anmerkte, daß er von der Frau ordentlich — balbiert werde. Vom Rauſch keine Spur mehr. Er tat ſich eine Tabakspfeife an, gewohnt, die Gäſte mit Bauerntabak unterhaltſamſt zu beräuchern. Das Wenige, was er

ſprach, war klug. Er gab Anleitung, wie man am beſten zum Lanzſtein komme. Neun Stunden, aber da müſſe man gut ausſchreiten.

„Bis auf die Spitze?“

„Vom Lanzſtein?“ fragte der Wirt mit überlegenem Schmunzeln. „Se gengen nit auf'n Lanzſtoan.“

„Aber ich will!“

„Was habn's denn z'thun oben? Siecht ja nix. Lauter Berg, sunſte nix.“

„Wir wollen doch hinauf“, ſagte Miſter Pick.

„Kann mar's eh denken. Se habn bei der heilinga Famili ebn was z'thun. Das Jahr lauft wieder all's auffi.“

Dann hörte der Amerikaner von dem Wallfahrtsort, der oben am Fuße des Lanzſteins liegt, bei den Drei Augen, und zu dem meiſt verliebte Leute hinaufſteigen, um ſich von der heiligen Familie ihre „Liabsfreud“ zu erbitten. Weil Miſter Pick das nicht verſtand, ſo ſagte es der Wirt noch deutlicher „Wanns Oane gern habn und ſie laßt nit anhageln“. Das verſtand er noch weniger und ſo ging er ins Freie.

Er ſtand am ſteinigen Ufer des Fluſſes, den ſie geſtern kennen gelernt hatten. Heute war es ein breites Schuttbett mit einem mitten durchfließenden Wäſſerlein. Das oben im See geſtaute Waſſer war abgelaufen und hatte ſeinen Holztransport vollbracht, bis hinaus zu den Kohlenmeilern.

An der Hausecke ſtand Hans bei der Wirtin, die er juſt gefragt hatte, ob hier geſtern nicht ein rotbärtiger Menſch zugeſprochen hätte, mit einer ſchlechten Hand? —

Ja, der sei dagewesen und habe um eine warme Suppe gebeten. Die Wirtin habe ihn noch gefragt, ob er nicht arbeiten wolle, auf den Almen gebe es Heu. Da habe er mit der linken Hand den rechten Arm aus dem Sack gezogen, als zu einer Antwort. Und dann sei er wieder fortgegangen.

Hans wußte genug.

Als er vom Bache her den Wandergenossen aufsteigen sah, ging er rasch auf ihn zu: „Mister Pick, ich bin vorhin wieder dumm gewesen. Verzeihen Sie, ich gehe mit Ihnen, wohin Sie wollen."

Fast verwunderlich war dem Mister diese Selbsterkenntnis und diese Bereitwilligkeit. Dem muß was passiert sein, dachte er.

Aus dem Seitengraben, wohin der Wegweiser gegen den Lanzstein zeigte, schaute es wüst herab. Schutt und Steinblöcke und von steilem Hang niedergebrochene Bäume. Am Rande dieses Schuttkares lief ein schmales Weglein hinan und das war nun ihre „Straßen". Der Abschied vom Hannibal war nicht besonders herzbrecherisch. Der Wirt knurrte ihnen noch etwas Wegweisendes vor. „Alleweil der rot'n Mark' nach, ast'n kemens schon auffi!" Die Wirtin lachte. Und Hans reichte ihr fast undankbar kühl die Hand, nur daß er sagte: „Lassen Sie sichs gut gehen." — Die „Sensation" hatte ihm ganz und gar den Humor verdorben.

Durch die Schlucht hinein ging es eine Weile rechts der Schuttwiese, manchmal unter lustig hängendem Gefällholz durch; dann links und der Weg stieg über Gewurzel über Windungen den steilen Wald hinan. Hin

und hin, wo man nicht abweichen konnte, war die rotblaue Marke; dann kamen sie an eine Wegzweigung, da war natürlich keine, und sie verfehlten den Weg, den sie nach mühsamem Anstiege durch Erlenstauden weiter oben wieder fanden. Dann war ein felsiger Hang zu durchqueren. Sie gingen langsam und weitschrittig nach Älplerart voran. Sie schwiegen. Vom gestrigen Abenteuer hatte keiner ein Wort gesagt, nicht ein einziges.

Nun kam ein flacherer Bergrücken mit blumiger Matte. Hier sah man einmal das Gletscherfeld, das hoch im Hintergrunde zwischen dunklen Felstürmen herableuchtete. Kaum freuten sie sich der gewonnenen Höhe, so leitete der Steig in eine Talschlucht hinab, wo unter Himbeergebüsch und Germenkraut ein Bächlein züngelte. An diesem Wasser kam ein besserer Weg herauf aus dem Melkstubental, wo hinab ein Täfelchen wies, während ein anderes aufwärts deutete: „Zu den Drei Augen". Es ging steil an, jetzt wieder zwischen Felshängen eingeschlossen; an einem solchen schlang sich der Weg ins Gewände empor und die rote Marke lag auf platten Steinflötzen. Zeitweilig begegneten unseren Wanderern Bauersleute im Sonntagsgewand, die hatten an den Hüten oder am Busen kleine Rautensträußchen. — Endlich zog sichs über ein Joch, wo die bisher noch einzeln stehenden verknorrten und halb verdorrten Fichtenbäume aufhörten und das Knieholz anhub. Hier begann die Aussicht über die südlichen Alpen. Hinter langgestreckten Bergrücken ferne Kuppen und noch fernere Zacken, im Sonnenäther kaum sichtbar. Der Weg war ein schmaler Saumsteig geworden. Er führte nun an den steilen Hängen

des Langen Grates dahin — zwei Stunden lang. Moosige Mattenlehnen und Steingerölle und immer dasselbe. Wo noch ein einzelner Baum stand, da war er kahl und fahl wie Knochen. Die Sonnenhitze war trocken und hart, wie heißer Stahl. — Sie schritten langsam dahin und schwiegen. Es gehörte starker Wille dazu, um in dieses Gebirge hinaufzukommen. Und starker Wille ist stumm.

Ganz plötzlich bog der Steig mächtig steil an, Stufen waren gehauen. Eine kurze Strecke so, dann krümmte es scharf um einen Felsriff. — Und da stand er jetzt.

Zum Erschrecken nah und zum Entsetzen hoch! Aus Eisfeldern aufragend, rötlich leuchtend. Ein ungeheurer Felskegel, zur nördlichen Seite steil wie ein Turmdach, zur südlichen fallrecht abstürzend in einer scheinbar glatten, viele hundert Meter hohen Wand. Das war der Lanzstein. Wirklich wie eine gegen Himmel drohende Lanze.

An dieser Stelle, wo das herrliche Ungetüm zum ersten Male sichtbar ist, hatte der Sturm die kühnste und höchste aller Fichten entwurzelt. Sie lag als rindenloses Gerippe über dem braunen Moosboden und war schier geeignet, daß man auf dem Stamm wie auf einer Bank sitze und sich an einen Aststrunk lehne, um den Berg zu betrachten. Mister Pick hatte sich denn auch darauf hingetan und Hans setzte sich wortkarg an seine Seite. Sie taten aus den Säcken Eßsachen hervor, die sie vom Hannibal mitgebracht hatten und schauten den Lanzstein an.

„In einer halben Stunde sind wir dran", sagte Hans.

Der Mister tadelnd: „Und Sie wollen Älpler heißen!

Zwei Stunden ungefähr, bis wir ihn haben. Ihnen fehlt das Augenmaß."

„Mir fehlt manches", ſagte Hans traurig vor ſich hin.

Sie ſchauten nach dem Fußſteige aus, der in einem dünnen, ſtellenweiſe unterbrochenen Faden noch vor ihnen lag. Scheinbar lag er faſt wagrecht hin, in der Tat ſtreckte er ſtark bergan gegen eine Scharte, die zwiſchen dem Langen Grat und dem Langſteinſtock lag.

Hans legte ſeine Hand über die Augen. Es tanzten wieder Sonnen. Er hatte zu lange in das Licht geſchaut, ohne es ſelbſt wahrzunehmen. Seine Gedanken waren .... Ach, dieſer elende Schuft mit ſeiner Entführungsgeſchichte!

„Doktor Schmied! Wer zuviel ins Licht ſchaut, dem wird's finſter", mahnte Miſter Pick.

„Und wer nie ins Licht ſchaut, dem bleibt's finſter. O, mein Herr, ich wollte, ich könnte ſehen."

„Sehen Sie nicht die Leute, die dort am Gewände mühſam herabkrabbeln?"

„In die Ferne möchte ich ſehen."

Der Miſter verſtand heute ſeinen Kameraden nicht. Als die Bauersleute endlich herabgekommen waren, fragte er, woher ſie kämen.

„Woher denn! Von den Drei Augn halt."

„Was habt Ihr denn dort gemacht?"

„Was denn! Gebetet halt."

Gebetet! Es iſt ja begreiflich, daß man in einer ſolchen Größe und Gewalt beten muß.

„Wie weit gebt Ihr uns bis zu den Drei Augen?"

„Bis hin? Ihrer drei Stünderln halt."

„Dank ſchön.“

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ Mit dieſem Gruße torkelten ſie mühſam talwärts. Sie gingen unſicher mit ſpröden Beinen.

Unſere Wanderer blieben noch ſitzen auf dem geſtürzten Baumſtamm. Da kam eine alte Frau herab.

„Guten Tag, Frau!“

„Schön' Dank.“

„Ihr kommt auch von den Augen. Sagt doch, wie wird es denn dort mit einer Nachtherberge ſein?“

„Is eh Platz — im Wirtshaus.“

„Gut. Habet Dank!“

„Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

Der Amerikaner wunderte ſich über dieſen Ausruf; Hans erklärte, es wäre der Wallfahrergruß.

Dieweilen kamen immer noch Leute herab, die ſagten, daß ſie geſtern denſelben Weg heraufgeſtiegen ſeien.

„Zum Kuckuck!“ rief Miſter Pick, „was iſt denn da oben los, daß die vielen Leute hinaufſteigen?“

Ein altes, redſeliges Bäuerlein, das ſich ein wenig niedergeraſtet hatte auf den ſteinigen Moosboden, hub an auszupacken: „Bei der heilinga Famili ſein m'r halt ob'n g'weſt. Wohl, wohl Herr. Was halt die Bildnus iſt in der Kirch'n.“

„Iſt denn da oben eine Kirche?“

„Wohl, wohl. Die Dreiaug'n Kirch'n. Der groß' Gnad'nort, wern eh wiſſ'n. Nit? Nachher iſt der Herr von weit her. — Wer halt a Gebitt hat — wiſſn's, verſtengen's?“ Er blinzelte gar ſchalkhaft mit den waſſergrauen Äuglein.

„Was meint denn der Mann?“ fragte Miſter Pick ſeinen Begleiter.

Gleich ſetzte das Bäuerlein ein: „Den Herr'n kann ma ja davon red'n. Mein, d' Leut' ſagn 's halt ſo. Wenn ſich ſo Zwei halt gern hab'n, ſo gern gernhab'n tat'n, wiſſn's, und wenn's nit z'ſamma kemma kinna, aftn gengens halt auffi zu der heilinga Famili und mach'n eahner Gebitt.“

„Eine Wallfahrt für Liebende?“

„De halt ſunſt nit z'ſamma kemma kinna. — Immer einmal tuats nutz'n, g'wiß ah noh!“

„So, ſo! Und was ſagt denn der Herr Pfarrer dazu?“ fragte Hans drein.

„Der weliche? Der untere, z' Melkſtub'n? Juſt gern tuat er's nit ſech'n. Sag'n m'r halt, fürs Vieh gehn m'r auffi bet'n, daß ka Bois (Seuche) nit kimmt. Aftn ſagt er weiter nix. Und der obere, der ſagt ſcho gar nix.“

„Der obere? Iſt denn oben bei der Dreiaugen-Kirche auch einer?“

„A freilih.“

Miſter Pick wackelte ſein Haupt. „Daß bei Euch Katholiken doch für alles geſorgt iſt! Liebesleute, die ſonſt nicht zuſammen kommen können. —“ Nicht einmal in ſeinem alten Oberbayern hatte er je etwas von einem ſolchen Wallfahrtsorte gehört.

„G'rad miteinand' derf'n ſ' nit auffi“, unterrichtete der Alte weiter. „A jed's für ſich ſelber. Sunſta tat's nit nutz'n. Sunſta kunnt's ſchad'n.“

„Und Ihr, Vetter?“ fragte Hans, „habt denn Ihr auch noch ſolche Anliegen?“

Der Alte zuckte wieder mit den Wimpern: „Woaß ma 's? Kann ma 's wiss'n?"

„Und vorher das alte Weiblein?"

„Herr, Se sein noh jung. Wissen's, die selbinga G'schicht'n, de hör'n neammer auf." Dann begann der Alte seinen Arm in den Boden zu stemmen, erhob sich mühselig und sagte: „Nau, ih muaß awi und de Herr'n wöll'n auffi. Was 's immer für ein Anliegenheit hab'n mög'n, toan's halt fleißi bet'n. — Gelobt sei Jesus Christus!"

„Offenbarungen über Offenbarungen!" lachte der Amerikaner. „Dieselben Geschichten hören nimmer auf, auch im Alter nicht!"

Hans stützte den Kopf auf die Hand und träumte ins Blaue hinaus: „Die nicht zusammen kommen können! Jetzt, wenn ich meinen Glauben noch hätte!"

Endlich erhoben sich unsere Bergwanderer und stiegen anwärts. Sie stolperten in den Steinen, weil sie zu wenig der Füße achteten. Mister Pick schaute in die Ferne. Auch Hans schaute in die Ferne, aber in eine andere.

Jene Bergspitzen, die so hochmütig auf den Hannibal niedergeschaut, waren nun selber klein geworden. Hoch über sie hin blickte man hinaus in die Gebirgswelt. Jene Zacken im Mittag waren im Sonnendunst verschwunden, hingegen standen im Morgen klar die Wände und Spitzen, an denen unsere Freunde seit Wochen vorbeigekommen waren. Und dort ragte auch jene Kuppe, von der sie erst vor zwei Tagen herübergeschaut hatten auf die Fels- und Gletscherwüste, an deren Pforte sie nun

ſtanden. Juſt hatten ſie einen Schrund zu überſteigen, in dem Eis lag graues, ſchmutziges Eis. Dahinter begann, faſt flachliegend, ein in Spalten und Klüften zerriſſenes Gletſcherfeld. In den Klüften waren Stufen gehauen, weil man da in die Tiefe, dort wieder in die Höhe mußte. Noch ging es mit der gewöhnlichen Ausrüſtung. „Aber viel gröber," meinte Hans, „darf es nicht mehr kommen."

„Da ſieht man, wie Zwei, die zuſammen kommen wollen, keinen Weg ſcheuen," ſagte Miſter Pick.

Endlich nach Stunden! Sie waren an die Scharte gekommen, die zwiſchen dem Langen Grat und dem Lanzſteinſtock liegt und in das Innere des Hochgebirges führt. Die Rieſenpyramide hatte eine ſtumpfe Geſtalt bekommen. Den Goldſchimmer hatte ſie verloren und an ihren Wänden ſchwamm das kalte Grau des nahenden Abends.

Bei den drei Augen.

An der Felsscharte, die ins kahle Hochtal hineinführt, ließen sie sich noch einmal nieder unter der Steinwand und rasteten. Die Luft war an der geborgenen Stelle ruhig, fast leicht und lind. Die Blicke hingen am Berge, er ließ sie nicht los. Seine Wände waren nicht mehr glatt, sie hatten Furchen und Spalten und Schluchten, ja weite Karre und Kessel an sich. Am Gipfel flogen Nebeltücher, glitten an den Wänden herab und verschwanden.

„Im nächsten Jahre machen wir ihn," sagte der Amerikaner. „Ich bringe Schweizerführer mit. Sind Sie von der Partie, Doktor?"

„Wenn ich im Lande bin."

„Wo wollen Sie denn sonst sein?"

Da wendete der Doktor sich zu ihm und sagte: „Mister Pick. Nach unserer Verabredung sollen wir uns übermorgen trennen. Sie gegen Norden, ich wieder hinab in mein Elend. Heute am Morgen ist es mir anders eingefallen. Ich steige mit Ihnen gegen Norden hinab. Ich gehe nach Amerika. Vielleicht finde ich dort mein Glück."

Mister Pick schaute ihm mit bohrendem Blick ins Gesicht: „Doktor Schmied! Sie glauben wohl nicht wirklich, daß ich Milliardär bin."

Nicht ſogleich, erſt nach einem Weilchen antwortete Hans: „Anfangs hatte ich es allerdings geglaubt. Auf der Reiſe bin ich andrer Meinung geworden. Nur möchte ich wiſſen, aus welchem Grunde — — —“

„Aus dem der Höflichkeit. Ich wollte bloß nicht widerſprechen, als man mich im Hotel zum Milliardär machte. Wenn ſie wollen, laſſen wir es 'mal drauf ankommen, dachte ich und habe geſchwiegen. Weiter habe ich nichts dazu getan, das werden Sie mir bezeugen können. Auf bequemere Weiſe iſt noch keiner ein Kröſus geworden.“

„Alſo, wer ſind Sie?“ Faſt nahm Hans Schmied bei dieſer Frage eine Kampfſtellung an.

„Sie werden es erfahren, bevor wir ſcheiden. Jetzt iſt Zeit, daß wir in irgend einer Höhle Unterſchlupf für die Nacht finden. Ich will Sie, mein Doktor Schmied, bloß gewarnt haben, nicht jedem, der ſich einen Milliardär aus Chicago nennen läßt, nach Amerika zu folgen.“

„Darum iſt es nicht, mein Herr! Seien Sie auch verſichert, daß ich Sie nicht anpumpen werde!“

„Na — na — na — na!“ Miſter Pick klopfte dem Erregten auf die Achſel. Sie erhoben ſich.

An dem Steine, wo ſie geraſtet hatten, ſtand eine verwitterte Holzſäule mit der roten Wegmarke. Die Säule trug eine verbogene Blechtafel. Der braune Roſt ließ nicht mehr erkennen, ob ein Bild oder eine Inſchrift darauf geweſen. Miſters ſcharfes Auge glaubte in dem Roſtflecken einen Knabenkopf zu entdecken.

Nun traten unſere Wanderer durch die Scharte in

das Hochtal ein, das nur hier gegen Mittag offen, nach allen anderen Himmelsrichtungen aber mit einem schründigen Felswall eingekreist ist. Hinter diesem Felswall steht noch manch höhere Kuppe und Spitze hervor, alles überragt vom Lanzstein, der zur Stunde das kesselförmige Hochtal in Schatten gelegt hatte. Im ganzen Tale kein Baum, kein Strauch, nur karstiger Boden mit braunen Moospelzen, mit weißschimmernden Riegeln und mit trichterförmigen Gruben. Alles Gestein war stumpfkantig, vom Eis zerschliffen. Unsere Wanderer schauten aus nach dem Örtlein, das da irgendwo stehen sollte, und nach den Drei Augen. Und siehe, als sie sich wendeten — dort nahe der schützenden Wand, die zum Fußsockel des Lanzsteins gehörte, stand etwas wie eine Kirche. Es war aus rohen Steinen gebaut und auf dem First des steilen Schindeldaches ritt ein Brettertürmchen, in dessen Fenster eine Glocke hing. Neben der Kirche ein fast stattliches, weißgetünchtes Haus mit schießschartenartigen Fenstern, vor dem einige Brettertische und Bänke standen. Dann ein paar Nebenhütten, deren Wände bis unter das vorspringende Dach hinauf vollgeschichtet waren mit Holzbündeln. Ein niedriger Steinwall umfriedete zum Teil den kleinen Ort. Hinter der Kirche zwischen Felsblöcken ragten gerade und schiefstehende Holzkreuzlein. So war es beschaffen, das alte Hospitium, das in alten Zeiten hier für die Reisenden erbaut worden, die das Gebirge zwischen Süden und Norden übersteigen mußten. Seitdem draußen die Straßen und Eisenbahnen gingen, war das Hospiz schier überflüssig geworden und nur die Wallfahrtskirche lockte noch Leute herauf. Und etwa deren

auch einige der Lanzſtein. Hinter den Gebäuden zogen ſich ein paar grüne Wieslein hin, auf denen noch Ziegen weideten. Ein Mann und ein Knabe gingen dort herum und bückten ſich manchmal, als wollten ſie Mooſe pflücken.

Unſere Wanderer ſchritten an dem allen jetzt vorüber und noch weiter in den Keſſel hinein. Sie gingen an runden Tümpeln vorbei und ſuchten die drei Bergſeen, die ſie nirgends fanden, bis ſie endlich eben die drei Tümpel als ſolche erkannten. Es waren trichterförmige Gruben, wie ſolche etliche herumlagen, und ſie hatten Waſſer. Völlig ſchwarzes Waſſer. Es ſchien ganz klar zu ſein, aber ſo tief, daß außer am Rande nirgends die weißen Steine durchſchimmerten. Es bewegte ſich kaum ein Hauch des Abends und kein Tierchen ſchwamm oder ſchnellte darin herum. — Das waren denn die Drei Augen, die dem Hans ſeit vielen Jahren als ein dunkles Ziel vorgeſchwebt, und die ſogar den Amerikaner herangelockt hatten. Da lagen ſie alle drei, kaum ein paar hundert Schritte auseinander, ungefähr im Dreieck. Dazwiſchen ſchmale Grasſtreifen und ruppige Hügel. Das von der Scharte aus geſehen ſo glatte Hochtal war voller Wulſte, Ruppen und Löcher. Waſſer war ſonſt in keinem. Um die Drei Augen waren Sand und Moosboden glatt getreten. An einem hockte ein halbwüchſiger Burſche in zerflicktem Hirtengewande. Er hob Steine auf, warf ſie in den Tümpel und ſtarrte ihnen mit blöden Augen nach. Das plumpſte leicht, ſank in die Tiefe und ein paar Waſſerringe zitterten ein Weilchen fort. Alle Wallfahrer — ſo vernahmen ſie es ſpäter — die da heraufkommen, gehen zu den Drei Augen und werfen Steine hinein, um

der heiligen Familie in Nazareth einen Gruß zu ſchicken. Denn die Steine, die man in dieſe Waſſer wirft, ſollen auf dem See Genezareth im heiligen Lande wieder zum Vorſchein kommen.

Miſter Pick war ſchon weitergegangen, um noch in Abenddämmerung andere Merkwürdigkeiten dieſer Ödnis zu ſuchen. Hans ſtand immer noch da und ſchaute dem Gebirge ins ſchwarze Auge. Er kniete nieder und ſchöpfte mit hohler Hand Waſſer. Es war ſehr kalt und ganz geſchmacklos. Es roch nicht nach Schnee und nicht nach Eis — es war pures Waſſer an ſich. Der Hirtenjunge tauchte einen Kübel ein und trug ihn mit Waſſer gefüllt am Henkel läſſig dem Hauſe zu. Am Lanzſtein waren die Nebel immer tiefer herabgeſunken und die niederfliegenden Franſen löſten ſich nicht mehr auf. Auch an den übrigen Bergkämmen zogen leichtfliegende Nebel, es fröſtelte ein wenig, es dämmerte. Vom Örtchen her hörte man Blech ſchrillen, auf das jemand in gleichmäßigem Takt loszuhämmern ſchien.

„Wer einen Gott weiß, jetzt könnte er beten," ſagte der von ſeinem Rundgang zurückgekehrte Miſter, denn es war die Gebetglocke. Hans ſchwieg. Auch der Amerikaner ſagte nichts mehr. Sie hatten manch ſchönes Glockengeläute vernommen von Münſtern und Domen, ſo ſeltſam hatte keines gerufen ... Die beiden Männer ſtanden ſchweigend da, der eine ſchaute bewegungslos ins Geſtein, der andere ins Waſſer. —

Plötzlich fluchte Miſter Pick: „Der Satan hol's, wenn das nicht beten war!" —

Endlich gingen ſie zurück gegen die kleine Mauer-

gruppe und während der Amerikaner dort in das Haus trat, um nach einer Herberge zu fragen, beſchaute Hans, ſoweit das in der Dämmerung möglich war, die Kirche. Das Tor war offen, es war eine ſchwerfällige Eiſenklinke daran, aber kein Schloß. Dieſer Gnadenhort für Liebende, die nicht zuſammenkommen konnten, ſtand Tag und Nacht offen. Der Innenraum war ziemlich breit gehalten, aber niedrig wie ein Kellergewölbe, feucht und kalt, von armen Leuten riechend. Auf dem weißgedeckten Altartiſch, vor dem vergoldeten Heiligtumskäſtchen, ſtanden Kronleuchter, mit Ranken berankt. Die an einer Schnur niederhängende rote Ampel trug ſchaukelnd in ſich, wie ein zitterndes Sternchen, das „ewige Licht". Dieſes Flämmchen beleuchtete auch das Altarbild. Kindlich gemalt der Zimmermann Joſef an der Hobelbank, daneben ſein Eheſpons Maria, ein Hemd nähend, zu deren Füßen der kleine Jeſus mit Hobelſpänen ſpielend. — Zu dieſer heiligen Familie alſo flüchten ſie, die einſamen Sehnſüchtigen, und opfern Kerzen und Blumen, wie ſie da an dem Bilde ſtehen und an den Wänden hängen. — An dieſer Stelle nun, weltfern und heimlos, findet ſich Hans und fragt ſich: Wo iſt dein Glück? — — —

Die Torklinke knackte, daß er faſt erſchrak. Eine Frauensperſon trat leiſe herein, kniete in eine der Bänke und betete ſtill. Da ging Hans auf Zehenſpitzen hinaus. Vor der Kirche begegnete ihm der Miſter mit der Nachricht: „Doktor Schmied, wir haben Quartier. Ich habe mit der Frau Pfarrerin geſprochen. Eine Stube iſt und ein Eierkuchen iſt."

„Mit der Frau Pfarrerin, ſagen Sie?"

„Na, was man bei Euch Haushälterin nennt, oder Beſchließerin. Ein gar nicht übles Frauchen, nur etwas kurz im Wort, merkwürdigerweiſe.“

„Haben Sie auch den Pfarrer geſehen?“

„Soll mit dem Jungen noch auf der Wieſe ſein.“

Aber es war ſchon dunkel und es war der Nebel da. Als ſie um die Kirchenecke bogen, bemerkten ſie zwei Geſtalten ſchimmern, eine größere und eine kleinere, die an der Hütte entlang gingen. Sie redeten. Unſere Wanderer ſtanden und horchten.

„Alſo Hanſel, weißt du ſie noch?“

„Ja. Soll ich ſie ſagen?“ Darauf eine Kinderſtimme.

„Freilich ſollſt ſie ſagen.“

„Jänner, Februar, März, Mai —“

„Nicht gut.“

„März, April, Mai,“ verbeſſerte ſich der Knabe und ſagte die zwölf Monate her.

„Schau, nun ſtimmt es. Damit wären wir fertig. Morgen nehmen wir Maß und Gewicht.“

„Und erzählſt du mir dann das vom Königsſohn?“

„Wie ich dir's verſprochen hab'. Verlier' dein Krautwerk nicht.“

Sie waren mit ihrem einfältigen Geſpräch ins Haus getreten.

„Ich hatte doch gedacht, es wäre der Pfarrer,“ ſagte Miſter Pick.

Hans hielt den Kopf hoch: „Nun bin ich aber neugierig!“

„Es ſind Vater und Sohn.“

„Nun bin ich aber doch ganz außerordentlich neugierig. Es war ſeine Stimme und keine andere.“

Sie gingen in das alte Haus, traten in die Gaſtſtube. Drei große Tiſche, eine Hängelampe, an der Wandecke ein langarmiges Kruzifix und daneben die Ankündigung eines Alpenkräuterbalſams. Sie ſetzten ſich hin, der Wirt kam aus der Küche, machte ſeinen guten Abend und wollte mit den ſpäten Ankömmlingen ein Geſpräch beginnen. Es blieb ihm in der Kehle ſtecken. Er ſchaute dem Doktor ins Geſicht, der aufgeſtanden war.

„Hans!“

Beide riefen es zugleich.

Der Wirt war der Pfarrer des Dreiangen-Kirchleins. Und der Pfarrer war Hans Schmied, der Kleine.

Spät iſt es geworden an demſelbigen Abend. Anfangs hatten ſie Holzapfelwein getrunken, den ein begnadeter Wallfahrer — ein Fäßchen voll — in das Hoſpiz geſtiftet hatte. Dann war der Pfarrer in die Küche gegangen um etwas hereinzubringen, das er Tee nannte. Im Geſchmacke desſelben herrſchte der am Orte gebrannte Alpenkräuter-Balſam vor, er trank ſich aber nicht übel. Die beiden Hänſe ſaßen ſich gegenüber nach langer Zeit. Der Große fand den Kleinen nicht arg verändert „ſeit dem letztenmal“. Dieſes letzte Mal war geweſen, als ſie ſich in Stahlhöfen feindlich gegenübergeſtanden — wie die alte und die neue Zeit. Die alte Zeit war ſoweit gut erhalten, nur die friſchen Wangen hatte ſie verloren. Um den Mund wohl noch das gute Lächeln, in den Augen ein ſanfter trauriger Ernſt und die Stimme

hatte einen Flor. Der Mann gehört nach Kairo und nicht in das rauhe Hochgebirge. — Der dicke, braune Lodenrock war halb Bauernjoppe, halb Kutte. Daß der Mann wirklich noch Prieſter war, zeigte das weiße Kolare am Hals. Das echte Merkmal deſſen hat der Doktor auch erkannt, es war dieſes grundgütige Vergeſſen jener Unbill.

Bald nachdem ſie ſich am Abende zuſammengeſetzt hatten, war der Knabe in die Stube gekommen, hatte ſeine Ärmchen auf des Pfarrers Knie geſtützt und ihn fragend, bittend, angeſchaut.

„Nein, mein Bübel, heute nicht, heut geh ſchlafen. Morgen wird der Königsſohn ſchon kommen.“

Ein ſchöner Junge wars, ungefähr ſechs Jahre alt. Der kleine Steireranzug und die blonden Locken ſtanden zu dem roſigfriſchen Rundgeſicht und den runden Blauaugen ſo herzig, daß ihn Doktor Schmied mit Wohlgefallen betrachtete.

Der Pfarrer führte ihn in die Küche zur Mutter hinaus und dieſer ſagte er: „Geht jetzt nur ins Bett, Ihr Zwei. Die Fremden ſcheinen noch aufbleiben zu wollen, ich werde ſie ſchon beſorgen. Wenn es morgen etwas Neues gibt, mußt du ausgeſchlafen haben. Gute Nacht, jetzt!“

Er küßte den Knaben auf die Stirn, reichte der Frau die Hand: „Gute Nacht, noch einmal. Man weiß nie, wann es das letzte Mal iſt.“

Lebhafter, bewegter war ſein gutes Bauerngeſicht, als er wieder zu ſeinen Gäſten zurückkehrte. — Wie der ſeinen Buben gern haben muß, dachte Hans der Große; man kann es ihm nachfühlen.

Der Amerikaner, vom allzuranzigen Eierkuchen mehr erzogen als geſättigt, aß Brot mit Ziegenkäſe. Dann rauchte er Zigarren, aber ſie waren im Schweiße des Aufſtieges feucht geworden. Das tut nichts, man kann auch ohne Rauchen zuhören, wenn es ſolche Geſchichten gibt, wie bei dieſen zwei Hänſen. Die ſeines Leibarztes wußte er ſchon zum Teil, das Intimſte wurde freilich erſt jetzt dem Pfarrer angedeutet. Bewegſamer war die Geſchichte des Bergpfarrers, die der mit ruhiger Aufrichtigkeit ſeinem Jugendfreund erzählte.

„Von den Studenten damals am Mühlbach zu Stahlhöfen, das war empörend," ſagte der Doktor. Aber kaum das Bedauern ausgeſprochen, kam es ihm gleißneriſch vor.

„Was damals geſchehen, Freund, darüber brauchen wir uns nicht zu kränken," ſprach der Pfarrer. „Jene Wiedertaufe hat mir nicht ſchlecht angeſchlagen. Von meinen Stahlhöfnern bin ich wie ein halber Märtyrer gehalten worden. Einer, der für den Glauben Verfolgung leidet!" Er lachte ſelbſt über das Pathos. „Mein Verhalten gegen Euren Fortſchrittsverein iſt auch oben gut vermerkt worden. Ich hatte wohl ſchon von der Studienzeit bei einigen Profeſſoren einen Stein im Brett, nun, ſo bin ich nach dem Tode unſeres Pfarrers ſein Stellvertreter geworden. — Wenn du gleich ſo anfängſt, haben meine Kollegen geſagt, dann biſt du mit fünfunddreißig Jahren Biſchof! Na, gegönnt haben ſie mir's ja. Iſt meine ſchönſte Zeit geweſen damals — Pfarrproviſor in der Heimatsgemeinde! Die Leute habe ich verſtanden und ſie mich, und ſo iſt eine Bauerngemeinde nicht ſchwer

zu leiten. — Lange hat's aber nicht gedauert, mein Lieber! Wirst es vielleicht gelesen haben, ist ja in allen Zeitungen gestanden — die Geschichte von der Pfarrersköchin zu Stahlhöfen. s'ist nichts Unrechtes vorgefallen, das kannst glauben. Die Leute haben es aber nicht geglaubt, haben angefangen zu plauschen — zuerst die Boshaften, nachher auch die anderen. Den Stahlhöfnern hätte es zwar nicht viel gemacht, der Geistlich' ist halt auch ein Mensch, haben sie gesagt, aber das Gerede ist bis zum Konsistorium gekommen. Ich kriege zuerst einen ordentlichen Rüffler, da hab' ich aufbegehrt. Geht's eine Weile hin und her, sie grob, ich nicht höflich, weil ich mein Gewissen rein gewußt hab'. Macht, was ihr wollt, hab' ich gesagt, die arme Person verlaß ich nicht mit dem Kind! — Andere Sachen an mir werden ihnen vielleicht auch nicht recht gewesen sein; man soll mich sogar einen Josefiner geheißen haben. Nun, so haben sie mich halt ein bissel demütig gemacht. Ausstoßen haben sie mich freilich nicht können, aber versetzen! Und wohin? An die höchste Stelle der Diözese! haben sie gespöttelt. Und nachher bin ich halt Pfarrer geworden bei der heiligen Familie am Lauzstein."

Jetzt tat der Erzähler einmal ein Schlückchen vom Bergkräuter-Balsam: „Ist nicht schlecht, der! Kost' einmal Hans, oder Herr Doktor, wie man sagen muß. Der gerät nirgends so gut, wie da bei uns heroben, weil wir die würzigsten Kräuter haben." —

„Bissel hart anfangen, war es," fuhr dann der Pfarrer fort, „vor mir ist die Stelle im alten Hospitz lange unbesetzt gewesen. Aber jetzt geht's Werkel. Die

Touriſten zählen nicht viel, hingegen Wallfahrer kommen Sommer für Sommer mehr herauf. Die zwei Leuteln habe ich natürlich bei mir. Fünf Jahre — was darüber — ſind wir jetzt ſchon da, verlangen uns nichts Beſſeres. Man iſt auch da heroben nicht umſonſt auf der Welt. — Hart iſt halt der Winter, wenn uns gleich nicht viel abgeht. Da tragen uns die Leute ſchon vorher alles zu, was wir brauchen, ah na, da vergeſſen ſie nicht ihres Dreiaugenpfarrers. Aber biſſel geſünder, wenn ich tät ſein. Nun hab' ich aber ſoviel geredet, wie ſonſt bald das ganze Jahr nicht." Damit wollte er die Heiſerkeit ſeiner Stimme entſchuldigen. Und dann ſchwieg er.

Hans hörte das vom Geſünderſeinſollen ganz genau, aber fragte nicht weiter, was fehle. Er war Diagnoſtiker genug, um nicht erſt fragen zu müſſen.

Hingegen fragte der Amerikaner nach dem häuslichen Auskommen in dieſen Steinwüſten.

„Reichlich," antwortete noch einmal der Pfarrer. „Erſtens haben wir die Ziegen, zweitens bringt der Kräuterbalſam ſeinen Groſchen, im Weiteren bringen, wie ich ſchon geſagt habe, die Wallfahrer, was wir ſonſt noch brauchen. Auch Gewandung und Brennholz. Vermeint iſt's freilich der heiligen Familie, na, ſie überlaßt's halt gutherzig der unheiligen."

Jetzt hatte auch Miſter Pick genug. Er mit ſeiner kokett geſpielten Enthaltſamkeit, der ſich damit ſo groß vorkam und es doch nicht länger als einige Wochen aushielt, um dann wieder in ſeine Welt zurückzukehren. Hier ſah er, was das heißt, Entbehrung leiden, arm ſein — und doch zufrieden ſein! Nicht ein paar Wochen, nein

das ganze Leben lang im eigenen Vergeſſen für Andere leben! — Ziere dich nicht weiter, Miſter Pick, ſagte er zu ſich ſelbſt, gehe heim!

Nachher, als der Pfarrer ſeine Gäſte in ihre dachſchiefe Kammer geführt hatte und ſie allein waren in dem froſtigen Raum, ſagte während des Entkleidens Hans: „Komod mag es ſchon ſein für die Dorfſünder, bei dieſem Pfarrer zu beichten. Heilig wahr, bei dem möchte ſogar ich es wagen.“

„Ich ſage es Ihnen, mir imponiert der Mann,“ entgegnete Miſter Pick. „Wir ſind Lumpen alle beide im Vergleiche mit dieſem.“

„Den meinen kenne ich recht gut,“ ſagte Hans faſt ſtolz. „Und den Ihren haben Sie mir vorzuſtellen, Miſter Pick. Ich will endlich wiſſen, mit wem ich es zu tun habe.“

„Es wäre morgen geſchehen, Doktor Schmied, aber es kann auch heute geſchehen. Schlafen kann man ja doch nicht.“

Sie legten ſich in die Betten. Der Miſter brannte noch eine Zigarre an; das tat er um der epiſchen Gemeſſenheit willen. Dann begann er: „Sie wollen es wiſſen, wer ich bin. Begreiflich. — Ich bin Miſter William Pick, oberdeutſcher Konſul in Chicago. Ein wohlhabender Mann, aber ohne millionäriſche Talente. In meiner Jugend hieß ich Wilhelm Pickbacher, Sohn eines Handelsmannes am Starnbergerſee und einer Sprachlehrerin aus England. Weil der Vater Kaufmann war, wollte ich es natürlich nicht ſein, ſondern erlernte das Schloſſerhandwerk. Nach einem Jahre Burſchenwander

kehrte ich zerriſſen nach Hauſe und trat nach dem Willen des Alten doch noch in den Handelsſtand. Von der Mutter unruhig Blut ererbt, ging ich nach dem Weſten und habe es dort zur Stellung gebracht. Ganz reſpektabel! Seit etwa zehn Jahren zeitweilig nach der alten Welt, um die lieben Europäer zu grüßen und mich zu freuen, daß ich keiner mehr bin. In die Alpen, um den Geſchäftsſtaub auszulüften, das habe ich Ihnen ja ſchon geſagt. Weiter hätte ich im Vaterlande keinen Zweck; meine Verwandten ſind längſt tot.“ So erzählte der Miſter.

Hierauf ſagte der Doktor: „Wie würden Sie ſich, Herr Pick — Pickbacher mit der Polizei abfinden, wenn von einer Falſchmeldung die Rede ſein ſollte?“

„Ich würde bloß mein amerikaniſches Recht, William Pick zu heißen, geltend machen. Den Milliardär, wie Sie wiſſen, büßen Andere, mich koſtet er höchſtens hundert Dollar. Das tut nichts. Und Euch ſchadet es nicht, einmal ſich vorzuſtellen, wie auch reiche Leute vernünftige Menſchen ſein, mäßig leben und einfach, wie ein Schulmeiſter wandern können. — So, mein Doktor Schmied, da haben Sie mich jetzt. Nehmen Sie die Sache juſt nicht für einen Bankerott. Für die heutige Fälligkeit bin ich Ihnen gut. Morgen ſcheiden wir.“

„Sie wollen mich los ſein,“ ſagte Hans hart und tonlos.

„Sie müſſen wieder zu Ihrem Berufe zurückkehren, lieber Herr. Ich hoffe, daß Sie dieſe Alpenwanderung nicht bereuen. Sie war ſtärkend, nicht wahr? Ich danke Ihnen für Ihre Begleitung. Ich werde gern an Sie denken.“

„Nach dem reichen Manne, wie Sie meinen, habe ich wenig ausgeschaut, aber das habe ich gedacht, Sie würden mir mit einem freundlichen Rat beistehen, wenn ich nach Amerika gehe."

„Wäre es denn Ihr Ernst mit Amerika?"

„Mein fester Entschluß. Hier ist alles für mich verspielt, durch meine Schuld. Vielleicht steht mein Stern im Westen. Es zieht mich hinüber, es muß einen Grund haben. Als ob es dort zu finden wäre, was hier vergeblich gesucht wird."

Nach einem Weilchen sprach Mister Pick: „Amerika ist eine große Rettungsinsel für Schiffbrüchige. Aber Eisen muß man im Blut haben. Sie sind nicht auf den Kopf gefallen, Doktor Schmied, aber auch nicht auf die Beine. Sie haben tanzen gelernt, aber nicht stehen. Das lernt man drüben. Hier heißt es Wahrheit, heißt es Weisheit, dort heißt es Arbeit. — Einstweilen kann ich Sie brauchen in meinem Bureau. Deutsche Ärzte sind auch gesucht. Vergessen Sie nicht, die deutsche Sentimentalität mitzunehmen. Man wird drüben zwar damit ausgelacht, macht jedoch bei Frauen Glück. — Sie sehen, daß ich mit freundlichem Rat nicht karge. Und nun good night! Dieser Tag hat lange genug gedauert."

So hatten sie von ihren Lagern aus miteinander gesprochen und nun war es dem Hans gewiß, es geht hinüber. Wie wirbelten aber jetzt die Gedanken! Der Freund, den er nach harten Jahren gefunden, soll schon morgen wieder verlassen werden! Heute, als er am Tische so ihm gegenübersaß, war es ihm, das ist dein Bruder. So empfindet man für seinen treuen, leiblichen Bruder.

Den hatte er gefunden. Und daß ſie die gleichen Namen haben, wird kein Zufall ſein, ſie erſetzen einander, ſie ſind Eins. Er weiß ſich ſtärker, ſicherer, mutiger, ſeit er dieſen Menſchen wieder hat, dieſen kleinen, dummen, lieben Hans. Und ſoll morgen wieder von ihm, auf Nimmerwiederſehen! „Wer hat mir dieſes diaboliſche Geſchick angehext?"

— Die Erſchütterungen der letzten Jahre, die neuen Ausblicke, die er ſeit Wochen in Geſellſchaft dieſes Seliman gewonnen, hatten den großen Hans ſchier umgegoſſen. Wohl derſelbe Stoff, doch eine andere Form. Er glaubte plötzlich an ein Schickſal, an etwas, das ungefähr wie eine Vorſehung war. Dieſer Lumpenkerl von einem Tacitus muß doch auch einen Zweck haben auf Erden. Vielleicht hat er ſich mit ſeiner „Senſation" ſo völlig durchgelogen, daß er endlich wieder auf Wahrheit ſtößt! — Und Eliſabeth wartet in der neuen Welt auf dich, Hans Schmied. . . .

Das Bett war hart, kratzend und zu kurz, alles das nahm heute Hans nicht wahr. In finſterer Nacht ſah er hell ein großes, neues Leben vor ſich ſtehen und das arme Mädel lachend, weinend, ihm entgegenkommen. — Wenn der kleine Hans mit hinüberginge. Dem bekäme die Seeluft beſſer, als der Lanzſteinwind. Darin, was er winters in dieſem Hoſpiz zu tun hat, erſetzt ihn jeder Gebirgsjobel, jedes robuſte Frauenzimmer. — Da fiel es ihm ein: der kann ja auch wieder nicht fort. Der hängt ja auch an Einer. — Wunderlich, daß man ſie heute nirgends geſehen hat. Es ſcheint, die ſchämt ſich, Pfarrerin zu ſein. —

Auch der Pfarrer hatte nicht geſchlafen in dieſer Nacht.

Wenn der Große gewußt hätte, was der Kleine wußte und dachte! — Wie iſt das zu machen morgen? — Soll ich es ſagen? Oder ſoll ich warten, bis ſie ſich ſehen? Es wird die alte Neigung erwachen und ich bin allein. Alle drei werden ſie fortgehen — alle drei — und ich bin mutterſeelen allein. Ob aber ſie glücklich ſein werden? Sie werden ſich nimmer verſtehen und der Knabe wird verderben in der großen Stadt. — Jetzt noch wiſſen ſie nicht, wie nahe ſie beiſammen ſind. — Wie betrübt hatte ſie dem Pfarrer oft von ihm erzählt. Was ſoll man die mit Herzleid ſchwer vergeſſene Vergangenheit wieder aufwecken? — Eliſabeth ſoll morgen zeitlich hinab ins G'lan zum Kräuterſammeln. Derweil ſtehen die Herren auf und gehen ihres Weges und alles bleibt, wie es am beſten iſt. —

So etwas hat der kleine Hans ausgeheckt, ganz unbehilflich, denn für derlei gebrach es ihm an Talent. — Laß dich nicht auslachen, Hanſel, ſagte er dann zu ſich ſelber. Hat er ſie doch freiwillig verlaſſen! Mir ſcheint, es iſt belitten, ſo ſoll es auch begraben ſein. Für alle Fälle aber — doch hinab ins G'lan!

Wenn er auch nur ein bißchen Weiberkenner geweſen wäre, der kleine Pfarrer Hans, ſo hätte es ihm auffallen müſſen, weshalb ſeine Haushälterin diesmal die Gaſtſtube mied. Ein einziger Blick durch die Türfuge, als die Fremden eingetreten, hatte ihr gezeigt, daß ihr Schickſal in der Stuben ſtand. Dann zog ſie ſich zurück. Und als der Pfarrer zu ihr geſagt hatte: „Gute Nacht, man weiß nie, wann es das letzte Mal iſt!“ Da war ihr hart. — Was denkt er denn von mir?

Ein Gericht.

Das blecherne Schellen der Morgenglocke weckte unſere Wanderer aus dem Schlafe, in den ſie erſt geſunken waren. Es war noch dunkel, kaum grau wurden die kleinen Fenſter. Der Miſter ſtand auf, ging die holperige Treppe hinab und ins Freie, um nach dem Wetter auszuſchauen. Kalt war's. Der Waſſerbottich im Hof, an dem er ſein Geſicht wuſch, hatte Eiskruſten. Hoch über den Dächern herab leuchteten die ewigen Bildwerke der Berge. Darüber blauer Himmel. Was da für ein Unterſchied iſt an des Menſchen Herzſchlag, am Abend und am Morgen im Hochgebirge! Am Abend müde, gedrückt, nach gewohntem Heim ſich ſehnend. Und am Morgen dieſer friſche, frohe Schlag, dieſes Seelenaufjauchzen, dieſes Berganſtreben, dieſes Hinausfliegen über die Dinge des Alltags. Am Abend iſt die Stimmung zum Heimkehren, am Morgen der wonnige Mut zur Wander weiterhin durch die Alpenwelt!

Der Pfarrer ging am Stalle vorbei, in welchem die Haushälterin Ziegen molk. „Mir wäre es recht," ſprach er, „wenn Sie Zeit hätten und gleich nach der Meſſe ins G'lan hinabgingen mit dem Kräuterkorb."

„Das will ich wohl tun," antwortete ſie.

Dann ging er in die kleine Sakriſtei, legte ſich ſelber das Meßgewand an und trat zum Altar. Der Knabe

bediente ihn, trug das Buch auf die Evangelienseite, läutete das Glöcklein zur Aufwandlung und goß Wasser und Wein in den vom Priester aufgehaltenen Kelch zur Kommunion. Und wenn der Zelebrant husten mußte, hielt ihm der Kleine das weiße Tüchlein hin. Die Gemeinde war nicht groß. In den Bänken saß eine alte Magd, dann der Hirtenbub im zerflickten Gewand, hernach etliche Wallfahrerinnen und dann die Haushälterin. Mittlerweile waren auch unsere beiden Wanderer in die Kirche getreten.

„Hier läßt sie sich sehen," flüsterte der Mister dem Genossen zu und deutete leicht nach der Frau, mit der er gestern um Nachtherberge verhandelt hatte. Hans schaute hin, er sah sie von der Seite. Ein blaues Kopftuch, unter dem Kinn leicht gebunden, ließ genug vom Gesichte frei, um dem großen Hans in einer Sekunde klar zu machen, daß er nicht nach Amerika geht. — Sie war es. Sie, die er in Irren und Wirren hatte gesucht; sie, der er manche Zeit vergessen hatte auf lockeren Wegen, bis sie doch immer wieder plötzlich klagend, mahnend vor ihm stand. Da war sie, da war sie. Da fand er sie, kniend vor einem Altar. — Die Gefühle und Gedanken, die ihn jetzt überkamen, konnte er anfangs kaum bändigen. Am lautesten sprach das Sinnliche: Schöner ist sie noch geworden, fraulicher, mit dem jugendlichen Muttergesichte. — Und wie er sie so unbemerkt betrachtete, da nahm ihn etwas wunder: daß er ruhig war in diesem Augenblicke, den er sich immer als den größten seines Lebens gedacht. Wo war denn das wehe Mitleid jetzt? — Warum auch Mitleid, es ist ihr ja kein Leid.

Dort kniet ſie und wendet kein Auge vom Altar. Ein bißchen bigott iſt ſie immer geweſen. Drei Heiligtümer hat ſie vor ſich — das Sakrament, den Prieſter und den Knaben. Zu welchem betet ſie? O bete zum Knaben, Eliſabeth, zu unſerem Knaben, der jetzt den Vater haben wird. — Plötzlich ein Höllenflämmchen Haß. Dieſer Bauernbub aus Stahlhöfen, der kleine Hans, in Rieſengröße ſtand er vor ihm, ſo erdrückend groß und ſtark und vielleicht unüberwindlich, daß er ihn faſt haſſen mußte. Er, dem er übel mitgeſpielt, hat ſein Weib und Kind aus der Verlaſſenheit gehoben, hat um ſie Verfolgung gelitten, ſeine Zukunft verſcherzt, iſt der Beſchützer des armen Weſens, der Erzieher des Kindes geworden. Doch wie? Es ſcheint, er hat nicht gewußt, wem ſie zugehören, ſonſt hätte er ja geſtern abends davon ſagen müſſen. Weiß er es erſt, dann wird er anders ſein. Wird ſeine Rechte fordern und dagegen wird nicht aufzukommen ſein. — Soll denn erſt jetzt der Krieg beginnen zwiſchen dem großen und den kleinen Hans? — O mein Lieſerl du, da biſt du jetzt! Und ahnſt es nicht, wie ich damals an jenem Leichenſchragen geſtanden bin mit dem Revolver. Oder ahnſt du es, was ich um dich ausgeſtanden habe, wie krank und irr ich geworden bin, wie ich bis zu dieſer Stunde auf dem Wege geweſen bin, dich zu ſuchen? Vielleicht kommt er dir in der Erinnerung jetzt vor, der leichtſinnige, verlorene Burſche und du beteſt für ihn. —

Als die Meſſe aus war, legte ſie mit dem Daumen das Kreuz über dieſes blaſſe, liebe Geſicht und ging, ohne nach rechts oder nach links zu ſchauen, zum Tore hinaus und über dem ſandigen Platz dem Hauſe zu. Am Tore

hatte er ſie anſprechen wollen: Guten Morgen, Eliſabeth, So ſchau' doch auf, wer ſteht vor dir? — Er hat's nicht getan. Starr ſtand er da und ſchaute ihr nach. Und Miſter Pick dachte: Er kommt an keiner vorüber!

Der Knabe hüpfte aus der Kirche. Dem rief er zu. Der Kleine blieb ſtehen. Hans trat langſam zu ihm und ſagte zärtlich: „Gib mir deine Hand, mein Kind!"

Der Kleine tat es läſſig und verblüfft.

„Sage mir einmal, wie du heißt."

„Hans", ſagte der Knabe mit einigem Stolz.

„Schau, das iſt ſchön, daß du Hans heißt. Ich heiße auch Hans."

„Und der Vater heißt auch Hans. Wir heißen alle Hans."

„Wer iſt denn dein Vater?"

Der Knabe machte große Augen. Jetzt weiß der nicht, wer der Vater iſt.

Faſt gierig ſog der Doktor den ſtaunenden Kinderblick in ſein Herz. Der Kleine entriß ihm das Händchen und ſprang in den Hof, wo eben der Hirtenbub die Ziegen aus dem Stalle ließ, auf daß ſie hintrappelten über den karſtigen Boden.

Dann kam auch der Pfarrer wieder in ſeiner gemütlichen Tracht — halb Prieſter, halb Bauer — und fragte ohne viel Förmlichkeit, was man zum Frühſtück wolle, Kaffee oder Milch. Der Miſter verlangte Milch, der Doktor Kaffee. Dieſer bekam in blumiger Schüſſel geröſtetes Mehl in Waſſer gekocht. „Das iſt Kaffee der allerhöchſten Herrſchaften", ſagte der Pfarrer, auf die Hochgebirgsbewohner zielend. Während ſie aßen, ſah der

Doktor durch das Fenſter die Haushälterin mit dem Korb im Arm und mit dem Knaben davongehen, gegen die Scharte hinaus. Er ſagte nichts, beobachtete aber den Pfarrer, deſſen treuherziges Geſicht nichts desgleichen tat, als ob auf der Welt noch andere Beziehungen obwalten könnten, als die zwiſchen Wirt und Gäſten. Dann ging Hans läſſig hinaus, hernach aber haſtig des Weges entlang gegen die Scharte. Nun wurde dem Pfarrer anders. Er ſah es durch das Fenſter und dachte: es iſt offenkundig, es iſt offenkundig. Was wird jetzt werden!

Von der Scharte aus ſah Hans Schmied, der Große, wie Eliſabeth hinabſtieg in die grüne Mulde, wo Gras wuchs, das feine, kurzſtielige Gras, Gekräute und Geblume. Es war ſo taufeucht, daß er die Spuren ihrer Schritte ſah. Über den langen Grat kam die Sonne herauf und ſtreute ihr helles Gold über die Matte. Der Knabe kletterte an den Steinwändlein herum, die am Hang die blumige Matte begrenzten.

Als Eliſabeth gemerkt hatte, ſie werde verfolgt und vom wem, ging ſie ſchneller; als ſie ſah, daß er ſie trotzdem einholen würde, blieb ſie ſtehen.

Als er nahe war, kam ſie ihm mit der Anſprache zuvor: „Was haben Sie da zu ſuchen, Schmied, oder wie man jetzt ſagen ſoll?“

„Schau, daß du mich doch kennſt. Wir haben uns lange nicht mehr geſehen. Ich will was reden mit dir, Eliſabeth, ſei gut. Geh, ſei gut mit mir.“ Bittend ſagte er es.

„Mir iſt's lieber, wenn wir uns nimmer begegnen. Wir haben nichts miteinander.“

„Schau Mädel, ſei nicht hart. Man kann doch wieder gut ſein miteinander. Schau, ſolche Sachen kommen halt vor auf der Welt. Lieſerl, ſei gut!“

„Gut ſein!“, lachte ſie gellend auf. „Daß Zwei aus Lieb' zu weit kommen miteinander und nachher doch nicht zuſammengehören, das kommt freilich vor. Wenn aber Eins das Andere zu Fleiß betrügt! Wenn Einer ſich mit einer Vornehmen verlobt und geht noch in derſelben Nacht zum armen Mädel, das ihm vertraut, und verführt es! Und verlaßt es!“

Hilflos ſtand er da und in ſeinen Augen zuckten wirre Feuer. Endlich hob er den Atem: „Du weißt nicht, Lieſerl, was ich um dich gelitten hab'.“

„So hätte vielleicht ich zu reden. Wozu denn? Es iſt ja alles gut. Nur Ruh will ich vor Ihnen haben.“

Oben in den Wänden jauchzte der Kleine.

Hans hob beide Hände nach der Richtung hin. „Das iſt er ja! Nicht wahr, Lieſerl, das iſt er?“

„Ja, ja, ſoviel ſolln's wiſſen. Aber Sie brauchen mir nichts zu geben.“

Nicht irre machen ließ er ſich durch die ſchreckliche Härte ihrer Gegenreden. Einen Schritt war er zurückgetreten und ſagte gedämpft: „Ich habe dich jahrelang geſucht“. Er brach ab, um ſeine Mundwinkel zuckte der Schmerz. — „Wenn du mich bei unſerem Kind, das da oben ſo fröhlich iſt, nur ein paar Worte wollteſt reden laſſen. Du weißt es nicht, du kannſt es ja nicht wiſſen.“

„Reden, das kann ich keinem Menſchen verbieten.“

So ſprach er ihr nun von jener Nacht, als auf dem

Seziertiſch die Leiche der Selbſtmörderin war. Er wollte erzählen, was damals in ihm vorgegangen war, die Worte überſtürzten ſich, dann ſchlug er ſich die Hände ins Geſicht: „Ich kann nicht!“

Sie ſchaute ihn an, der Blick war nicht mehr ſtrenge. Er ſprach von der Krankheit, von der Flucht aus dem Hauſe des Hofrats, von dem Elend, in das er dann geſunken war. Er redete zerriſſen von der Friedloſigkeit, die über ihn gekommen war, als er ſie, zu der ſein Mitleid zog, nie und nirgends finden konnte. „Da habe ich eine Eingebung gehabt, du könnteſt ganz fort ſein nach Amerika. Und dorthin wollte ich dir nach und bin auf dem Weg dahin — und jetzt biſt du da!“

„Und was ſoll es denn ſein, wenn Sie mich gefunden haben?“

„Liesierl, daß wir beiſammen bleiben.“

Nach kurzem Nachdenken ſagte ſie: „Herr Schmied, ich glaube, Sie kennen ſich ſelbſt nicht. Jetzt glauben Sie, wenn Sie mich und den Buben hätten —. Wie ich Sie kenne, Sie könnten haben, was immer, ſo müßten Sie doch was anderes ſuchen. Auf Sie iſt kein Vertrau.“

„Hältſt du mich für ſo ſchlecht?“

„Das will ich nicht ſagen. Ich ſage nur ſo viel, wer das wie ich erlebt hat mit einem Menſchen! Woher ſoll man da noch ein Vertrau nehmen?“

„Mutter!“ ſchrie vom Felſen der Knabe herab. „Ein Edelweiß hab ich gefunden!“

„Auf deinen Hut ſteck's!“ rief ſie hinauf.

„Eliſabeth!“ ſagte Hans bittend, „nimm das für

ein Zeichen. Heut früh hat er mich so lieb angeschaut. Die Natur hat's ihm gesagt, wer ich bin."

„Ach, was weiß die Natur!"

„Aber es ist doch wahr, Elisabeth, daß er — unser ist? Es ist doch wahr?"

Da entgegnete sie: „Wenn Sie es nicht gerne glauben, Schmied! Es ist vielleicht besser, wenn Sie es nicht glauben."

„Ich glaube, weil du es sagst, ich glaube weil das Blut spricht. Wie mich zu ihm, drängt es ihn zu mir."

„Das wollen wir ja sehen," sagte sie und rief ins Geiclse hinauf: „Hansel! Das Edelweiß, geh und bring es dem Vater!"

Hüpfend kam der Junge nieder von Stein zu Stein. Der Doktor breitete ihm schon die Arme entgegen. Der Kleine ging nicht in die Wiese herein, er ging das Kar hinauf gegen die Scharte.

„Er geht zum Hause," murmelte der Doktor.

„Er geht zu seinem Vater," sagte sie.

„Dann — — ist es auch gut," lachte er hohl. „Dann hat sich ja alles gelöst und deine Vorwürfe kannst du wieder einpacken."

„Weil Sie keine Ahnung haben, was das heißt: ein Vater. — Vielleicht wollen Sie es jetzt hören, was das ist. Vielleicht verstehen Sie es dann, was und wer ein Vater ist."

Sie setzte sich auf einen Stein, lud ihn nicht ein, sich auch zu setzen; er tat es uneingeladen. In diesem Salon ist jeder Hausherr, war seine Meinung. Den

Korb hatte ſie auf das Gras hingeſtellt, die Ellbogen hatte ſie auf die Knie geſtemmt, eine Hand legte ſie an die Stirn, ſo als wollte ſie das Auge vor der Sonne ſchützen. Und die Haushälterin des Hoſpiz an den Drei Augen hub an ſo zu reden:

„Was dazumal in mir geweſen iſt! An demſelbigen Abend, als Sie ſich mit der Hofratstochter verlobt haben, ſind Sie zu mir gekommen. Und nachher, wie ich von der Verlobung gehört, und Sie mit der Braut im Wagen fahren geſehen hab' — und ich weiß mich nicht mehr allein — — —" Sie konnte nicht weiter, ſie hatte eine Bewegung zu unterdrücken. Dann als das gelungen war: „Ich wünſche es keinem, wie mir in ſelben Tagen iſt geweſen. Aber das kann ich wohl ſagen, die Donau wär' mir nicht eingefallen. An ſo was denkt kein Chriſtenmenſch. Die paar Sachen hab ich verkauft und bin aufs Land. Im Melkſtubental hab ich Verwandte geſucht. Ihrer noch ein paar alte Leute ſind geweſen von meinem Vater her. Bin einige Zeit bei ihnen verblieben, hab ihnen Gewand genäht. Aber nachher, wie ich's nimmer hab' verbergen können, hab' ich fortmüſſen, ſind ja ſelber arm und hätten von mir nur Schand und Spott. So bin ich in eine andere Gegend, hab' nit gewußt wohin, iſt mir auch alles gleich geweſen. Gehſt halt ſo lang, bis du liegen bleibſt am Weg. Wird dich ſchon wer aufheben. — Dann hat er mich halt gefunden unter einem Eſchbaum, wie er von einem Verſehgang heimkehrt. Am Arm hat er mich mit ſich geſchleppt in den Pfarrhof. Dort iſt's mir gut gegangen; nach ein paar Tagen hab' ich der alten Frau, die dageweſen iſt, ſchon was helfen

können. Ist vom alten, verstorbenen Herrn die Schwester gewesen, schon mühselig. Hat wohl dem Herrn Pfarrprovisor den Dienst aufgesagt und ist ihres selber worden. Nachher hat er mich halt gefragt, der Herr Provisor, ob ich nicht wollt in Diensten einstehen im Pfarrhof. Hart ist es mir angekommen, daß ich es ihm hab' sagen müssen, wie es mit mir steht. Er zuerst erschrocken und dann fragt er mich: Ja, Elisabeth, was wollen Sie denn tun? Da hat er gesehen, daß ich mir keinen Rat weiß und hat mich in den Berggraben geschickt zu einem guten Weib, wo ich meine Stund könnt' erwarten. Zwölf Wochen bin ich bei derselbigen Frau gewesen, länger hat es nicht können sein. Nachher hat mich der geistliche Herr wieder in den Pfarrhof genommen, weil er wohl gesehen hat, ich wüßt' nicht aus noch ein. Von meinem Dienstlohn hab' ich fürs Kind gezahlt, das im Berggraben verblieben ist. So weggeben müssen, wie einer Mutter da sein tut! Mein Gott, ich hab' noch müssen froh sein. — Jetzt — 's geht nicht lang her, fangen die Leut an. Die junge Pfarrersköchin! Kunnt sich's wohl anschicken, der Herr Provisor, und wie sie halt so reden. Der geistliche Herr hat gelacht dazu und gemeint, wie die Schelm' wären, so dächten sie von Anderen. Ist auch nur so ein Spaß gewesen, haben ihn ja sonst gern gehabt."

Sie atmete und schaute auf den Sandboden, als stünde es dort zu lesen. Dann sprach sie weiter: „Über eine Zeit hat's das Unglück gewollt, daß die Pflegemutter erkrankt ist und habe ich nicht gewußt, wohin mit dem Hascherl. Da sagt der geistliche Herr: Das Kind gehört zur Mutter. Erst hab' ich gemeint, es wäre so zu ver-

ſtehen, daß ich jetzt fortgehen ſollt' und mich ums Kleine annehmen. Da hat er das Buberl in den Pfarrhof holen laſſen. Das wird nicht gut ſein, geiſtlicher Herr, hab' ich geſagt; gibt er zur Antwort: Alles iſt gut, was nicht ſchlecht iſt. — Was bin ich jetzt glücklich geweſen, einen guten Dienſt und das Kind neben meiner! Hab' ſelm auch all Schmerz und Schand vergeſſen, was von der Stadt her noch iſt in mir geweſen. Dabei hätt' es ſollen bleiben, Herr Schmied, und Sie hätten jetzt nimmer ſollen kommen."

Hans trommelte mit den Fingern auf ſein Knie und ſagte ein wenig ſingend: „Muß ein ſchönes Familienleben geweſen ſein!"

Dieſen Hohn ertrug ſie ruhig und ſchwieg. Ihm tat es ſchon leid.

Dann ſagte ſie: „Warum ſollen Sie juſt anders ſein, als die meiſten Leut. Alles hat ſo geredet über uns. Es ſteht mir kaum dafür, zu ſagen, daß wir wie Bruder und Schweſter haben gelebt. Er hat ſeine Seelſorge gehabt, ich meine Wirtſchaft und mein Kind. Freilich — es hat nicht lang gedauert."

Wie ein Steinbild ſaß ſie da. Und ihm war, als müſſe er ihr ein wenig näher rücken. Da ſtand ſie auf und ſetzte ſich auf einen anderen Stein.

„Es ſind halt auch ſonſt Sachen vorgekommen," erzählte ſie dann weiter. „Der geiſtliche Herr hat ſeinen Vorgeſetzten nicht alles recht gemacht. Einmal hätten fremde Prediger ſollen nach Stahlhöfen kommen, ich glaube, Liguorianer. Die hät er nicht angenommen. Ein anderes Mal iſt im Wirtshaus ein Reiſender ge-

ſtorben. Der geiſtliche Herr hat ihn in der Friedhofsreihe begraben laſſen und eingeſegnet, ohne daß er nach dem Glauben gefragt. 's dürft ein Iſraelit geweſen ſein. Da hat es halt nachher Verweiſe geſetzt. Von der biſchöflichen Kanzlei ſoll einmal ein ſcharfer Brief gekommen ſein — meinetwegen. Er hat mir nichts davon geſagt, ſonſt hätt' ich ja auf der Stell' das Kind hergenommen und wäre davon. Nachher iſt ein Prälat gekommen. Wie ich das Glas Wein ins Zimmer bring, ſchaut mich der hohe Herr an und ſagt: Mademoiſelle, oder was Sie ſind. Nehmen Sie das nur wieder mit. Mir haben gleich Händ und Füß angefangen zu zittern. dann hab ich auch ſchon ſchreien gehört aus dem Zimmer, dem Proviſor ſeine Stimm: Ich verſehe mein Amt nach Pflicht und Vorſchrift, das übrige geht niemand was an. So lang die Haushälterinnen in Pfarrhöfen kirchlicherſeits nicht verboten ſind, behalte ich auch die meine. — Wie der Prälat fort iſt, habe ich meine Sachen zuſammengepackt. Zornig iſt der Herr Proviſor geworden, und ich ſollt dableiben! Das möcht er erſt ſehen, ob ein katholiſcher Geiſtlicher kein Chriſt ſein dürft! Wo ſollen denn Sie hin, mit dem Kind? Sie in die Schuld, das Kind ins Verderben. Ich hab mir's vorgenommen, daß ich euch nicht verlaß. — Dazumal hab' ich's auch gemerkt, daß er's weiß, wem wir angehören. Daß wir ſeinem Jugendfreund angehören. Geſagt hat er nie was über Sie, nichts Gutes und nichts Schlechtes. — Zu mir hat er geſagt: Eliſabeth, Sie bleiben in Ehren bei mir. — Und ich: Sie glauben es uns nicht, geiſtlicher Herr! — So ſollen ſie's bleiben laſſen. — Aber das Ärgernis! ſage ich. —

Auf das er wieder: Die uns die Bravheit glauben, denen iſt es keins. Und die ſie nicht glauben, mögen ſagen: Wenigſtens ſind die zwei keine Heuchler und verlaſſen ihr Kind nicht. Das Gegenteil möcht leicht ein größeres Ärgernis ſein. — Nicht zugetraut hätte ich's dem geiſtlichen Herrn, daß er ſo feſt bleiben kann. So hab ich mich halt überreden laſſen und bin im Pfarrhof verblieben. Drei Wochen ſpäter iſt das Dekret da: Verſetzt auf das Kirchamt zur Heiligen Familie bei den Drei Augen. — Alle zwei haben wir lachen müſſen. Zur heiligen Familie! Da weiß man nicht, verſpotten ſie uns oder die lieben Jeſus, Maria und Joſef — daß ſie uns zuſammentun. Sanktioniert ſind wir! hat der geiſtliche Herr geſagt, wollen aber der heiligen Familie keine Schand' machen. Hart fortgegangen iſt er wohl von Stahlhöfen, ſie haben ihn ſo gerne gehabt und iſt's auch ſein Heimatsort. Und jetzt in eine ſolche Wildnis hinein — Und das unſertwegen!"

Raſch ſtand ſie auf und hub an mit beiden Händen Kräuter aus dem Boden zu reißen und in den Korb zu werfen. Hans trat an ſie hin und ſtreichelte ihr mit dem blauen Tuch bedecktes Haupt. Sie wehrte ab. Sie ſtand aufrecht vor ihm und ſprach: „An ſeinem Unglück bin ich ſchuld, wie Sie an dem meinen! Freilich tragt er's ſchöner als ich. Er ſagt nichts, bei ihm iſt alles gut. Die halbe Welt redet vom Gutſein, er ſchweigt und iſt es. Wenn die Wallfahrer erzählen wollten, die ſchon hervben ſind geweſen. Viel arme Haſcher dabei, was er ſolchen hat getan. Nicht wie ein Geiſtlicher, gerade wie ein Vater und Bruder. Wie viel ſind krank angekommen

und gesund fortgegangen! Nur den Aberglauben hat er ihnen noch nicht mögen austreiben — daß die Leut wegen der sündigen Lieb herauskommen zur heiligen Familie."

„Sündig ist meine Liebe jetzt nimmer, Elisabeth."

„So — meine ich auch nicht. Wesweg Sie da sind, das geht mich nichts an. Vom geistlichen Herrn rede ich. Wie er schon Leut aus dem Schnee gegraben hat. Und ist selber nicht gesund. Was ich den Winter fürcht, allemal! Der setzt ihm hart zu. Und doch kein Tag, wo er in der kalten Kirch nicht seine Meß liest und nicht herumstreicht im Gestöber, weil er immer einmal glaubt, es könnten doch Leut zu gehen haben und im Schnee nit weiterkönnen. — Und soll ich's sagen, Schmied, was er für unser Kind tut?! Ist sein Nährvater und Arzt und Spielgenosse und Lehrer. Wenn ich ihm manchmal zuschau, wie er mit diesem Kind ist, da werden mir wohl die Augen feucht. Der darf mir nicht in die schlimme Welt! sagt er oft, der muß ein gesunder, arbeitsamer, zufriedener Mensch werden, wenn der Wind auch kalt ist. An einem, meint er, wird's doch durchzusetzen sein, was man so vielen predigt. Sein Schutzengel ist er, ich kann es nicht anders sagen. Man braucht den Buben nur anzuschauen — er wird ein ordentlicher Mensch mit Gottes Willen. — So, Herr Schmied, jetzt werden Sie es wohl verstehen, was das ist, ein Vater."

Hierauf antwortete der Doktor: „Daß er gut ist, dafür kenne ich ihn seit Kindheit. Hat's damit auch glücklich bis zum Elendpfarrer gebracht." Er sagte es ohne Spott. „Du wirst aber dem Kinde nicht zu-

muten wollen, sein Lebtag in diesen Wildnissen zu verbleiben. Dagegen müßte schon auch ich als Vater was sagen!"

„Der als Vater!" So ihr grelles Auflachen.

„Und auch du, Lieserl, wirst deine Lebenszeit nicht vertun in diesem Steinhaufen, bei diesen drei Augen, die alle drei blind sind und nichts sehen von der schönen Welt. Schau, du bist noch jung und ich — die schöne Mutter mit dem lieben Kinde bei mir — würde mich einsetzen, um Euch ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Ich wüßte wohl was. — Siehe doch, Elisabeth, wie ich jetzt arm bin. Keinen Stern hab' ich mehr gehabt seit Deiner, den Irrlichtern bin ich nachgelaufen bis in die Sümpfe. Und möchte doch so gern noch einmal ein Mensch werden, ein rechter. — Ohne deiner —" er bohrte seinen Bergstock in den Sand, um ein Aufstöhnen zu unterdrücken. Dann leise: „Ohne deiner werde ich wohl müssen zugrunde gehen — —"

Lebhaft tat sie Kräuter ausreißen, auch solche, die sie nicht brauchen konnte.

„Schau Lieserl, schon einmal hast du mir Gift ausgesogen — damals von der Viper, weißt du es? Tue es noch einmal. Die Verachtung vor mir selber, ziehe mir sie aus. Hilf mir, daß ich noch einmal gesund werden kann. Da unten im grünen Mellstubental irgendwo weiß ich eine Stelle als Landarzt — Elisabeth — schau, du hast mich weggeworfen, weil ich als Mann und Vater meine Pflicht nicht erfüllt habe. Jetzt will ich, jetzt kann ich sie erfüllen und jetzt mußt mir dazu helfen."

Elisabeth richtete sich auf: „Sie meinen also, daß

wir jetzt mit Ihnen fortgehen ſollen? Daß ich den einzigen Menſchen, der ſich für uns aufgeopfert hat, verlaſſen werde in ſeiner Einſamkeit, in ſeinem Krankſein? Ein Menſch, der *das* denken kann — — —" Sie hat das derbe Wort nicht über die Zunge gebracht.

Hans wendete ſich langſam um. Er keuchte, wie in einem Bruſtkrampf. Ihr war, als hätte er geſtöhnt: „Wenn man jemanden *ſo* lieb hat! — Und *ſo* verſtoßen ſein . . .!"

Sie ſah es, wie er langſam das ſteinige Kar hinanſtieg. Sie mußte ihm nachſchauen, bis er zwiſchen den Felſen der Scharte verſchwunden war. Dann warf ſie ſich auf den Stein und ſchluchzte laut. —

Iſt er denn wirklich ſo verworfen? Iſt es denn ganz unbegreiflich, daß einer ein armes Mädel lieb hat und eine Reiche heiraten will? Und *hat* er ſie denn geheiratet? Iſt er nicht der Geliebten jahrelang nachgegangen, wie einer, der ſich ſelber verloren hat? „Wenn man jemanden ſo lieb hat!" — Iſt es denn zu verlangen, daß er dieſelbe uneigennützige heilige Liebe hat wie der geiſtliche Herr? — Solche Gedanken klagten jetzt das ruhloſe Weib an: Du haſt ihm unrecht getan! — So laut hat ſie von ſeiner Schuld geſprochen, bis ſie die ihre aufgeweckt. —

Nicht weniger ſtreng mit ſich ins Gericht ging Hans der Große, als er langſam und gebückt, wie unter einer Laſt zwiſchen den Steinen dahinſchritt.

— Du biſt ein leidenſchaftlicher Verehrer der Wahrheit geweſen. Haſt du gewußt, daß es auch ſolche Wahrheiten gibt, wie du ſie jetzt gehört haſt? — „Der Kräfte

größte iſt die Wahrheit!“ Dieſer Spruch ſteht wohl noch über dem Laboratoriumseingang des Profeſſors Weißpandtner. Und die Schüler mißverſtehen ihn immer noch. Dieſe Wahrheit hat den Hans Schmied zur Lüge verführt, zur Untreue. „Der menſchlichen Würde entſpricht es, nicht das Glück, ſondern die Wahrheit zu ſuchen.“ Das war eine der Phraſen jenes Lehrers, der ihnen ſo wenig nachlebte, als einer ſeiner Schüler. Jeder dachte nur an das Glück des Lebensgenuſſes oder des Ruhmes. Die „Wahrheit“ ſollte dazu das Mittel ſein. Dann hat irgend ein Verfahrener an die Wand geſchrieben: „Der Wahrheit beſte iſt die Weisheit!“ Und die Weisheit, die er ſuchte, die er pflegte, hat ihn zum Toren gemacht. Schöne Sprüche hat er angehört und ſelbſt getan und mancher Ausſpruch, der den einen zur Weisheit weckt, verführt den andern zum Gegenteil. Hätte er eine Richtſchnur gehabt! Aber er hatte deren viele. Er taſtete von einer zur andern; jedes Lichtlein, das er rechts oder links zu entdecken glaubte, lockte ihn vom Wege ab und ganz vergaß er, daß Weisheit nicht bloß gehört, nicht bloß geſprochen, ſondern gelebt ſein will. — Das Mitleid war der einzige trübrote Stern, der immer wieder winkte zwiſchen den Nebeln und der ihn begleitet hat bis hieher. Und hier fand er einen armen, im Weltſinn ganz unbedeutenden Mann, deſſen Leben das dritte Wort ſprach: „Der Weisheit höchſte iſt die Güte!“

Wahrheit, Weisheit, Güte! Sind dieſe drei Weltanſchauungen nicht auch drei Augen? — Zwei davon ſind blind, und du, Hans Schmied, weißt nun, welches das ſehende iſt.

— Woher haſt du es, mein kleiner Hans, woher haſt du dein liebreiches Herz? Dir haben die Leute übel mitgeſpielt und du biſt gut geblieben. Ich habe von den Menſchen eigentlich immer Gutes erfahren und bin doch unfruchtbar geblieben. —

Alſo ſah die Summe aus, die Hans der Große zog von ſeinem bisherigen Leben. Langſam und gebeugt ſchritt er ins Hochtal hinein zwiſchen den Steinen.

Die Gnade.

Als Hans in das Hospiz zurückkam, surrte ihm Kirchengesang entgegen. Wallfahrer waren gekommen. Etliche davon gingen im Freien umher und suchten nach Rauten, die sie nach altem Brauch an ihre Hüte steckten. Die anderen waren in der Kirche und drängten in zwei langen Reihen zum Beichtstuhl, in dem der Pfarrer saß. Mister Pick schritt mißmutig ums Haus herum. Er war schon gerüstet mit Stock und Rucksack. Er wollte abreisen und schaute nach dem Genossen aus. Als dieser nun herankam, rief er ihm entgegen: „Wo treiben Sie sich um, Doktor Schmied? Der heutige Marsch wird nicht kürzer sein, als der gestrige. Das Wetter wird sich ändern. — Wollen Sie mit oder nicht?"

Hans, unter dem Eindrucke des Gerichtes, das über ihn ergangen war — abgelehnt, weggeworfen, tief verletzt und endlich von sich selbst verurteilt — besann sich nicht.

„Einen Augenblick, Mister. In drei Minuten bin ich fertig." Er eilte ins Haus.

„Die Sachen sind beglichen," rief ihm der Amerikaner nach.

Das traurige Kirchenlied war noch nicht verhallt, da schritten beide Männer über die Karste des Hochtales dahin. Hans Schmied ohne Abschied. Ja, so war es

am beſten, ſo war es gut. — In ihren Mänteln bläderte der Wind. Langſam und weitſchrittig ſetzten ſie aus und kamen an den drei Tümpeln vorüber. Die hatten ihnen nichts mehr zu ſagen. Die roten Marken auf den Steinplatten leiteten gegen den Hoch- oder Breitnockpaß hinan und ins nördliche Land. Der Steig beſtand aus lantigen Steinen und ging in Schlangenwindungen bergan, zuerſt über grobes Gerölle, dann zwiſchen Wänden. Die Wanderer ſchwiegen und nur zeitweilig, wenn ſie ſtehen blieben und zurückſchauten in den karſtigen Keſſel und auf die ſtarre, ſpitze Wucht des Lanzſteines, ſprachen ſie ein paar Worte. Das Hochtal mit dem Hoſpiz war ſchon tief unten, über die Scharte herein blauten die fernen Berge und hinter ihnen baute ſich eine enganeinandergeſchobene Wolkenſtadt auf.

„Wenn wir nur erſt über den Paß ſind," ſagte Miſter Pick, „dann wollen wir auch den Reiſeplan beſprechen."

Hans ſchwamm in einer merkwürdigen Stimmung, plötzlich mit den kühnſten Schwingen. — Jetzt biſt du frei! Jetzt erſt und ganz! Du biſt losgeſprochen aller Pflicht, das Mitleid iſt geſtillt, das Gewiſſen hat Ruhe. Sie hat dich losgegeben von allem. Iſt das ein Gefühl! — Nun geht es in die weite Welt. Wohin, iſt einerlei. Das Land, in dem ein Menſch noch nicht geſündigt hat, wird ihm gut ſein.

Ohne die rote Marke, die an jedem zehnten Stein klebte, hätte man nicht geahnt, daß das ein Weg ſein ſoll. Nichts als grobes Getrümmer. Dann eine Schneeſchichte, dann eine Eiskluft. Dann wieder das brüchige

Geſtein, nicht zum Gehen, nur zum Klettern. Endlich vor ihnen der Rand, über dem der Himmel lag und hinter dem eine neue Welt von Gipfeln und Schneefeldern auftauchte. Sie ſtanden vor dem Turm, aus rohen Steinen geſchichtet. Das war das Wahrzeichen des höchſten Wegpunktes zwiſchen Süden und Norden. Wunderlich, der Wind war hier ſtill, war faſt plötzlich ſtill geworden. Sie konnten ſich hinſetzen, um noch ein letztes Mal in die ſüdlichen Alpen zu ſchauen.

Hans lehnte an dem Turm, ſtützte das Haupt auf den Ellbogen und ſchaute hinab. Und ſchaute hinab. — Er ſieht es ſich noch einmal an, dachte Miſter Pick. Nicht jeder iſt ſo glücklich, alle Jahre herüber zu kommen. Drüben die Augen auf, die Fäuſte zu! Er ſoll hier noch ein wenig träumen. Das letzte Mal in der alten Heimat.

Da kam es anders.

Doktor Hans Schmied erhob ſich. Vor den Begleiter ſtellte er ſich hin, eine andere Tonart hatte ſeine Stimme, als er nun ſprach: „Verübeln Sie mir nichts, Miſter Pick, und reiſen Sie glücklich.“

„Was ſoll das jetzt?“

„Ich kehre um. Ich kann nicht fort. Ich kann nicht. Sie waren gut mit mir, Miſter Pick. Haben Sie Dank!“

Einen Augenblick regungslos war der Amerikaner.

„Soll ich Sie aber noch über das Gebirge hinausbegleiten?“

Miſter Pick reichte ihm ruhig die Hand, leiſe, doch jede Silbe lang ziehend, ſagte er: „Leben Sie wohl!“

Nach diesem plötzlichen Abschiede waren sie rasch auseinander gegangen. — Dann stieg Hans versonnen nieder gegen das karstige Hochtal. Der Wind hatte sich völlig gelegt, der Sonnenschein war vergangen. Es war ganz still. Ohne zu denken wendete Hans sich nach allen Seiten und es war Mister Pick nicht mehr da. Er war allein. In die Heimat kehrte er um, und war hier fremd wie überall. Bei den Drei Augen stand er still — was ist jetzt zu machen? — Von der Kirche wehte ein verflossener Hall des Wallfahrergesanges herüber. Hans schaute hin auf den grauen Bau, der stand starr, als wollte er sagen: Ich bin für die Gläubigen, was gehe ich dich an! — Dann hob er einen Stein auf um ihn in den Tümpel zu werfen. Die heilige Familie in Nazareth grüßen! Torheiten! Was will ihm die heilige Familie? Er ließ den Stein wieder fallen. — Dort drüben weideten die Ziegen, zwei weiße und eine gefleckte. Der wulstig gekleidete Hirtenbub war dabei und nicht weit davon lief der Knabe hin und her, der kleine Hans. Und als der Knabe unseren Vereinsamten bemerkte, ging er herbei. Ganz langsam, unschlüssig, furchtsam. Und ging ganz an ihn heran. Der hatte nur gewartet. Und nun packte er den Knaben mit beiden Armen, riß ihn an sich und zerdrückte den kleinen roten Mund, die hellen Augen mit fast wütenden Küssen. Und als er ihn lange und leidenschaftlich geherzt hatte, ließ er ihn zu Boden gleiten. Der erschrockene Knabe stand da und schaute ihn an. Feind war das keiner, so viel merkte er. So hielt er das rechte Händchen, das zur Faust geballt war, dem Manne hin und sagte:

„Willst du das?“ — Damit öffnete er die kleine Faust und war ein zerknülltes Sträußchen Edelweiß drin.

Hans nahm den Kleinen an der Hand und sagte: „Jetzt hilft dir nichts mehr, Hanserl, jetzt gehörst du mein. Jetzt gehen wir zu deiner Mutter.“

Im Hospiz waren die wenigen Hände beschäftigt, Wallfahrer abzufüttern, die denn auch bald in ein Schärchen vereint hinauseilten gegen die Scharte, um noch vor Ausbruch des Gewitters schützende Niederungen zu erreichen. Die Gegend war düster geworden, als käme schon die Abenddämmerung. Der Knabe führte seinen neuen Freund hinter die Kirche hinaus, wo auf kurzgrasigem Anger die Holzkreuzlein steckten. Dort standen seine Häuser. Aus weißen Steinchen waren sie erbaut und für einen Großen, der keine Phantasie hat, sind es kindische Steinhäuschen, was für das Kind ein Wirtshaus oder ein Ziegenstall oder eine Kirche ist. Plötzlich ächzte das Dach der wirklichen Kirche. Ein Windstoß war niedergefahren und von den Berghängen purzelten nur so die Nebelballen herab und in fünf Minuten war das jählings sturmdurchwogte Tal voll dichtgedrängten, eiskalten Nebels.“

Wo wird mein Mister jetzt sein! Das war der Gedanke des Doktors.

Sie eilten ins Haus, wo die Haushälterin eben Licht anzündete. Sie sah den Hans Schmied mit dem Knaben kommen, ohne scheinbar darauf viel zu achten. Aber das ließ sie ihn doch fragen, als er an einem Tische der Gaststube saß, ob er etwas essen wolle. Er aß gekochte Milch und hartes, zweimal gebackenes Brot. Der Knabe saß neben seiner und aß auch Milch. Für den

Herrn Pfarrer war ebenfalls ein Schüſſelchen bereit, aber der war nicht da. Und als man ihn ſuchte, war er im ganzen Hauſe nicht zu finden.

„Er iſt ſuchen gegangen, o mein Gott, er iſt gewiß wieder ſuchen gegangen!“ hörte Hans von der Küche her klagen. Die Nebel fluteten ums Haus wie ein Meer im Sturm das Eiland umtoſt. Durch die Fugen der Fenſter ſtäubte in die Stube der Regen, den es draußen an die Scheiben ſchleuderte.

„Er kann doch nicht ſo töricht ſein, in dieſem Graus!“ jammerte es in der Küche. „In der Kirche wird er ſein!“ Die Haushälterin warf ſich einen Kotzen um das Haupt, lief hinaus, war in einer Minute wieder zurück und brachte Waſſerfälle mit, die von ihren Kleidern goſſen. Auch in der Kirche war der Pfarrer nicht. Nun kam Frau Eliſabeth in die Stube und ſagte: „Tun wir jetzt beten. Er iſt unter Gottes freiem Himmel!“

Da knieten die Leute des Hauſes zuſammen um den Tiſch und beteten laut. Auch Doktor Hans Schmied hat mitgetan. — Unter Gottes freiem Himmel! Da hat ſie ja ein merkwürdiges Wort geſagt, dachte er. Er war in dieſem Augenblick ſchier losgebunden von allem Frevel der Weltkinder, er ſtand beinahe mit in dieſem Kreiſe, wo angſtvolle Menſchen zu Gott rufen.

Zwei Stunden ſpäter, als die Wetterdämmer in das Abenddunkel übergegangen, iſt er heimgekommen, der Pfarrer Johannes. Ein Schneemann auf und auf. Und als die Haushälterin ihm den Lodenmantel vom Leibe reißen wollte, war er angefroren mitſamt dem Schnee, ſo daß ſie auch die Jacke mitnehmen mußte.

Als der Pfarrer den Doktor ſah, rief er hell aus: „Aber Hanſel, Du biſt ja da! Wo iſt denn der Andere?“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und hier endet die Geſchichte von den beiden Hänſen. Es verſtummt das Sagen vom großen Hans, der ohne Glück und Stern geweſen war. Von dieſem Hans Schmied, der den Irrlichtern nachjagte, der ein Spiel der Winde geworden, weil ſein Herz zu ungeduldig und ſein Wille zu ſchwach war. Ausgefahren mit geſchwellten Segeln. Jahrelange Irrfahrt. Gedemütigt von Ungemach und eigener Torheit, zerriſſen von Schuldbewußtſein, gebrochen von Enttäuſchungen — einen einzigen glühenden Gottesfunken noch kärglich hütend — ſo ward er auf leckem Kahne dahingetrieben, hat hundert Geſtade geſehen und nicht landen können. Und nun ſaß er hier im Hauſe ſeines einzigen Freundes, umſorgt von dem Weibe, das er ſo lange geſucht, das ſein Kind an der Hand führte und das ihm ſo ſchwer verzeihen konnte. Ihr Blick war noch ſtrenge. Und dennoch fühlte er, ſein Kahn hatte Anker gefaßt.

Die wetterſtürmiſchen Tage hatten es ihm möglich gemacht, im Hoſpize zu bleiben. Aber die Hauswirtin und er gingen immer faſt ſtumm aneinander vorüber. Pfarrer Johannes lag in ſeiner Kammer; der Schüttelfroſt rüttelte ihn unter dem Lodenkotzen. Er hätte ſeinen Tagesgottesdienſt noch nicht gehalten, das war ſeine einzige Klage. — Da erſchien vom nördlichen Tale her, an den Fußſohlen Schneereifen und in der Hand den Eispicket, ein Mann mit einem Briefe an Doktor Hans Schmied. Der war mit Bleiſtift geſchrieben und lautete: „Mein Doktor Schmied! Man hat alles durchſchaut und weiß.

warum Sie umkehren mußten. Sie haben recht. — Das Gewitter hat mich unterwegs überraſcht, aber nicht getötet. Sagen Sie dem Pfarrer Johannes, er werde bald von einer Stiftung hören, die für das Hoſpiz an den Drei Augen gemacht wird. Pick."

Als Hans die Zeilen dem kranken Freunde vorlas, lächelte dieſer ein wenig und ſagte: „Das iſt brav, das iſt brav. Aber wenn ich nur Gottesdienſt halten könnte." — Denn die Meſſe war der Brennpunkt ſeiner Tage, ihm ein unverſiegbarer Quell ſeiner Opferfreudigkeit.

Fünf Tage nach jenem Wetterſturz, als der Pfarrer Johannes von ſeiner Suche nach Hilfsbedürftigen fiebernd nach Hauſe gekommen war, knieten ſie an ſeinem Lager. Eliſabeth zur Rechten, Hans zur Linken. Er hatte ihnen ſeine kühlgewordenen Hände hingelegt. Er ſchaute die beiden an, einmal ſie, einmal ihn mit ſeinem guten Auge. Er konnte nicht mehr laut ſprechen. Nur hauchend: „Tut halt geſcheit ſein. Schon auch des Buberl wegen."

Dann zog er ſachte ihre Hand an die Bruſt und ſeine an die Bruſt: „Bleibt bei mir. Tut was beten. — Sterben ....." er ſetzte aus und rang nach Atem, „... ſterben — iſt auch ein Gottesdienſt ..."

Das hat man noch verſtanden. Dann zog er krampfig ihre Hände noch näher. Und atmete ſchwül. Und atmete ſchwer. — Und atmete nicht mehr ...

Es war zu Ende.

Und als das geſchehen war, als Hans und Eliſabeth aus der Betäubung erwachten, da fand es ſich, daß auf ſeiner ſtillen Bruſt — ihre Hände ineinander lagen.

Von **Peter Roſegger** erſchienen ferner in gleichem Verlage:

Mein Lied

Gedichte

10. Tauſend. — Originalband M. 1.30.

Ein Bändchen Gedichte von Peter Roſegger. Er hat uns niemals verſprochen einmal lyriſch zu kommen, in hochdeutſchem Gewande. Und hätten wir nicht faſt Monat für Monat einen Denkvers im Heimgarten zu leſen bekommen, hingeſtreut zwiſchen den Notizen des Tages, ſchon müßten wir geglaubt haben, ſeine Gabe zu Vers und Reim ſei ſtoanſteiriſch in „Zither und Hackbrett" erſchöpft. Aber welch ein Sänger ſtellt ſich nun vor in dieſem „Mein Lied" überſchriebenen Büchlein! Das iſt das Lied des Peter Roſegger, ganz ſo, wie er ſelbſt iſt. Innig und munter, gefühlsſtark und ſchelmiſch und immer echt, echt, echt. Der Lyriker und Epigrammatiker Roſegger buhlt mit keiner Schule; ſeine Verſe ſtrömen weder amarantenen Weihrauchduft aus, noch zeigen ſie ſich zierlich und elegant und wie für Goldſchnitt präpariert; ſie gehen nicht auf den Stelzen forcierter Natürlichkeit, noch dehnen und ſtrecken ſie ſich, wie es die Rhythmen manches Purzelbäume ſchlagenden modernen Poeten tun. Man wird da an einen hübſchen Spruch des Hans Sachs gemahnt, nicht des originalen Nürnberger Schuſters, ſondern des von Richard Wagner moderniſierten: „Mich dünkt, es ſoll paſſen Ton und Wort". Bei Peter Roſegger bilden Sinn und Melodie eine Einheit. Seine Kunſt iſt die der Ungezwungenheit, die ſich nie zu unkünſtleriſcher Gewöhnlichkeit bequemt. Bei jedem ſeiner Verſe und Reime hat man den Eindruck, er ſei ein Poet von Gnaden des Volksliedes, als wiſſe er nichts von einer literariſchen Überlieferung und gleite über Metrik und Rhythmik wie einer, dem über Nacht und im Augenblick das große Geheimnis gekommen. Wovon er ſingt? Er hat der Mode ein Zugeſtändnis gemacht und ein paar Einleitungsverſe geſchrieben, darin er ſich und ſeine Kunſt vorſtellt. Sie lauten:

Mein Name iſt Menſch, meine Loſung iſt Fried,
Doch zeigen ſich Feinde, ſo findet ſich Rat.
Meine Luſt iſt das Sein, meine Tat iſt das Lied,
Und ſingt man ſich ſelbſt, iſt das Lied eine Tat."

Neues Wiener Abendblatt.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Das Buch von den Kleinen

Den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung, und den Weltweisen zur Lehre

(Ein Auszug aus Roseggers Schriften)

15. Tausend

Broschiert M. 4.— ▪ Gebunden M. 5.—.

„Die pädagogische Literatur steht gegenwärtig im Zeichen der Kinderpsychologie, jener jungen Wissenschaft, die aus dem Streben nach Individualisierung in der Erziehung und beim Unterrichte geboren worden ist und uns schon manch wertvolles Werk, manch wertvollen Einblick in die Seele des Kindes geschenkt hat. Das Wichtigste, was uns die Kinderpsychologie bis jetzt geboten hat, ist die Überzeugung, daß nichts die Pädagogik mehr zu fördern vermag, als ein feines Verständnis des Waltens der kindlichen Seele, und dies erklärt die Bemühungen aller Pädagogen, durch gelegentliche Beobachtung immer mehr von den Gesetzen zu erfahren, die die Entfaltung des psychischen Lebens beherrschen. Diesem Streben erweist Peter Rosegger mit seinem jüngsten Buche einen großen Dienst. Es ist eigentlich keine Neuheit, denn er faßt in dem Werke alle jene seiner Darstellungen zusammen, in denen er von seinen Kindern und Enkeln erzählt, es ist aber trotzdem etwas einzig Neuartiges: eine Kinderpsychologie mit seltener Gemütstiefe in wahrhaft künstlerischem Gewande. Für den Lehrer bedeutet es einen zweifachen Genuß, den Genuß der Poesie und den Genuß, Rosegger als Kinderbeobachter und als Erzieher zu sehen. Der Dichter hat dem Werkchen den Wunsch vorangestellt, daß es den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung und den Weltweisen zur Lehre dienen möge, und wir stimmen ihm gern zu. Der Lehrer kann den Eltern wahrlich kein besseres Buch zur Lektüre empfehlen als dieses, denn es zeigt ihnen mehr als ein gelehrt geschriebenes Werk, welch ein Schatz in der Kinderseele vergraben und wie er zum Wohle des Kindes und zu ihrer Freude zu heben ist."

Monatshefte für Pädagogik und Schulpolitik.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Zuletzt erschienene Bücher von **Peter Rosegger:**

Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat	17. Tausend
Alpensommer	15. Tausend
Das Buch von den Kleinen	15. Tausend
Das ewige Licht. Erzählungen aus den Schriften eines Waldpfarrers	51. Tausend
Das Sünderglöckel	17. Tausend
Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Tal	14. Tausend
Die Försterbuben. Roman aus den steirischen Alpen	25. Tausend
Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechts. Ein Kulturroman	31. Tausend
I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders	20. Tausend
Idyllen aus einer untergehenden Welt	13. Tausend
Lasset uns von Liebe reden	17. Tausend
Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben	27. Tausend
Mein Weltleben oder: Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging	22. Tausend
Nixnutzig Volk	19. Tausend
Sonnenschein	22. Tausend
Weltgift. Roman	17. Tausend
Wildlinge	19. Tausend

Verlag von L. Staackmann in Leipzig

Vom freudigen Schaffen

Eine Anthologie aus unseren Tagen

Herausgegeben
von
Julius A. Wentzel

ca. 300 Seit., Buchschmuck von Friedrich Selger, Stuttgart

Elegant in Leinen gebunden nur M. 1.80.

Rudolf Hans Bartsch, Willrath Dreesen, Otto Ernst, Emil Ertl, Georg von der Gabelentz, Max Geißler, Franz Karl Ginzkey, Rudolf Greinz, Hans Hart, Rudolf Heubner, A. Müller-Guttenbrunn, A. De Nora, Fritz von Ostini, Peter Rosegger, Karl Schönherr, Horst Schöttler, Paul Schreckenbach, Karl Söhle, Friedrich Spielhagen, Georg Terramare vereinen sich hier zu

einer künstlerischen Tat!

20 erste Autoren bieten

20 Novellen, Skizzen, Plaudereien u. v. a.

Vier ganzseitige Zeichnungen: „Wackere Kämpen", „Vom sehnsuchtsvollen Glück", „Nachdenkliches", „Laune und Frohsinn" schmiegen sich den sorgsam ausgewählten Beiträgen an. Von Nord zu Süd, von der schwermütigen Nordsee bis zur heiteren blauen Adria tönt das Lied dieser Dichtergemeinde. In Klang und Farbe von jedem einzelnen verschieden vorgetragen, verkündet es ein allen gemeinsames Programm: das der hoffnungsfrohen Lebensbejahung. Eine Anthologie, die bewußt im Gegensatz zum Pessimismus und den dekadenten Strömungen unserer Zeit steht, dafür aber Ulrich von Huttens Wort: „Es ist eine Lust zu leben" umso nachdrücklicher betont, eine derartige Anthologie sollte bei der großen Mehrheit des deutschen Volkes begeisterten Anklang finden.

Ein Geschenkwerk ersten Ranges!

Neuigkeiten Herbst 1911:

Rudolf Hans Bartsch, Das deutsche Leid
Ein Landschaftsroman. Brosch. M. 5.–, geb. M. 6.50

Otto Ernst, Laßt uns unsern Kindern leben
Pädagogische Plaudereien. Brosch. ca. M. 2.50
geb. ca. M. 3.50

Emil Ertl, Auf der Wegwacht
Roman. Brosch. ca. M. 5.–, geb. ca. M. 6.–

Max Geißler, Der Erlkönig
Roman. Brosch. M. 5.–, geb. M. 6.–

Rudolf Greinz, Auf der Sonnseit'n
Lustige Tiroler Geschichten. Brosch. M. 4.–, geb. M. 5.–

Rudolf Heubner, Venezianische Novellen
Brosch. M. 3.–, geb. M. 4.–

Adam Müller-Guttenbrunn, Arme Komödianten
Ein Geschichtenbuch. Brosch. M. 4.–, geb. M. 5.–

Karl Söhle, Musikanten
Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

— Musikanten und Sonderlinge
Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50
Beide Bände in Karton geb. M. 7.–

*Vom freudigen Schaffen. Eine Anthologie aus unseren Tagen. Herausgegeben von Julius A. Wentzel
geb. M. 1.80

(* Siehe auch vorige Seite.)

Als ein zuverlässiger Ratgeber über die neuen Bücher des Jahres erscheint im November:

Deutscher Literaturspiegel von Rudolf Greinz

Kartoniert 20 Pf.